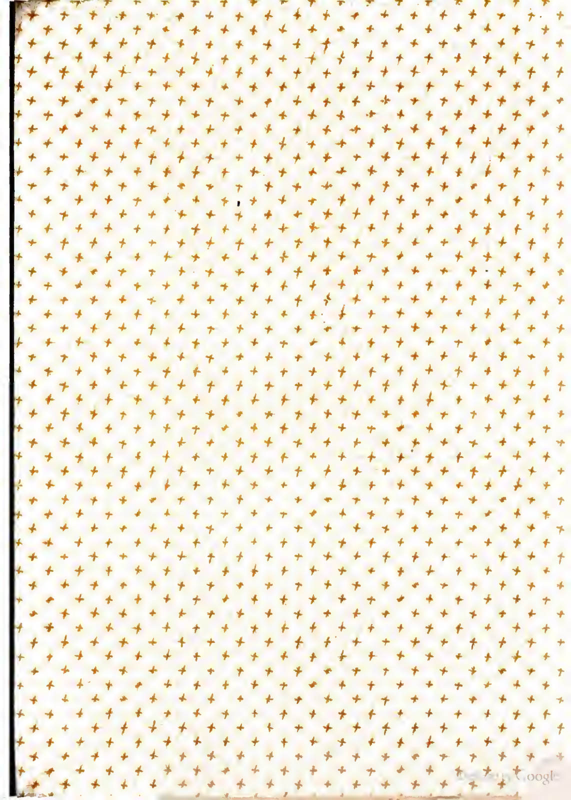
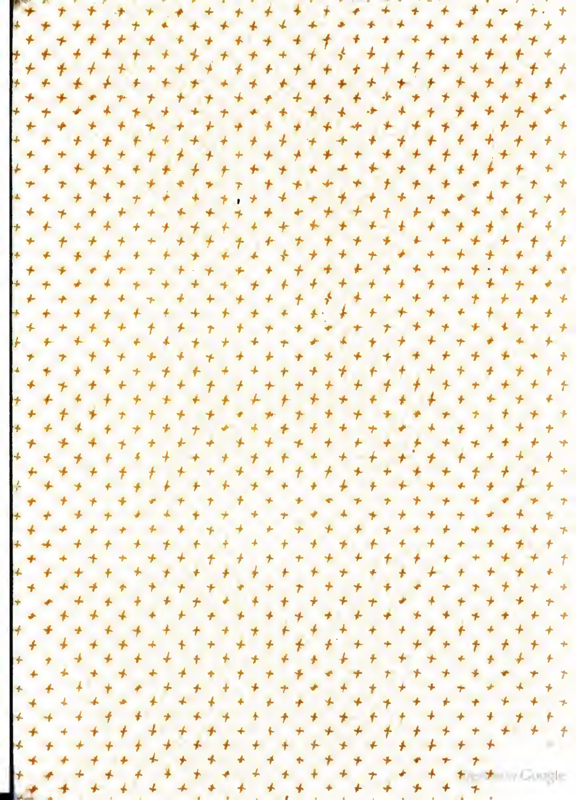
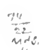








Beilage



zur

Allgemeinen Zeitung.

Oktober, November, Dezember 1898.



München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XL.

Vierter Brief zur Centenariumsfeier Savonarola's.

‚Tanto sa ciascuno, quanto opera.‘
Savonarola's Motto.

V. (Fortsetzung.)

Florenz, 20. Sept. Wenden wir uns zu den jenseit der Alpen Wohnenden, so hat Frankreich auch für Savonarola seit Perrens so gut wie nichts gethan. Denn die enthusiastische Deklamation des Dominikaners Bayonne (1879) kann man der wissenschaftlichen Literatur kaum zuzählen.[2] Er macht aus dem Frate einen Märtyrer des Glaubens und verlangt ohne weiteres dessen Kanonisation. Ein belletristisches Werk, das aber allerdings den Anspruch erhebt, das Urtheil der Gegenwart einigermaßen bestimmen zu wollen, Gobineau's Renaissance, läßt Machiavelli nach des Frate Hinrichtung eine Betrachtung über den Traum dieses „Reinen“ und Tugendhaften und über die falschen Voraussetzungen seiner Politik vornehmen, die ein starkes Stück Wahrheit enthält; denn der Scheiterhaufen Savonarola's überzeugte den großen Staatsmann von der Nothwendigkeit, die Ankunft des Cäsars herbeizurufen.

England hat mit einer anderen belletristischen Schöpfung aufzuwarten, welche das Urtheil der Engländer wesentlich zugunsten des Frate beeinflußt hat. Es ist George Eliots „Romola“ (1863); ein Buch, das Tausende in bewundernder Andacht nach San Marco geführt hat. Von der wissenschaftlichen Seite her hat Creighton in seiner History of the Papacy (1887, III, 215 f.) Savonarola eine sympathische Würdigung angedeihen lassen. Er nennt ihn „the most sincere men amongst the Italian of the time“, wozu denn freilich Lord Acton die richtige Bemerkung macht, daß dies doch einer Einschränkung unterworfen sei, indem der Frate auf der Kanzel seine Sendung vom Himmel erklärt habe.[3] Ausführlicher ließ sich der spätere Kardinal Newman in seinen Vorträgen über Filippo Neri betreffs Savonarola's vernehmen. Die Liebe, mit der jener Heilige den Frate zeitlebens in Ehren gehalten, veranlaßt Newman, Letzterem näherzutreten. Er nennt ihn einen wahrhaft wunderbaren Mann: „Jahrelang ging er unbehindert seinen Weg; zuletzt hielt seine Demuth nicht mehr gleichen Schritt mit seiner Unschuld, seiner Aufrichtigkeit und seinem Eifer. Er überschätzte sich selbst; er erhob sich gegen eine Macht, die Niemand angreifen kann, ohne sich selbst zu schaden. Er kam in Streit mit dem hl. Stuhle und trotzte, wie Einige behaupten (sic!), offen dessen Befehlen. Zum Bessern läßt sich nichts gestalten durch Ungehorsam; das war nicht der Weg, um ein Apostel zu werden für Florenz oder für Rom.“[1]

Ernster als die anderen Nationen haben, nächst den Italienern, die Deutschen fortgefahren, sich mit Savonarola zu beschäftigen. Alfred v. Reumont wirft (1868) die Hauptschuld an dem tragischen Ende des Mönches auf die Leidenschaft der florentinischen Faktionen, spricht aber Alexander VI. von seiner schweren Verantwortung nicht frei; „das Papstthum hat die ihm drohenden Gefahren nicht erkannt, indem es den bei seinen Forderungen kirchlicher Reform im Volksbewußtsein fußenden, Politisches aber und Kirchliches vermengenden und vom Feuer seiner Einbildungskraft über alle vernünftigen Grenzen hinweggerissenen Volksredner und Tribun zum Märtyrer, für Viele zum Heiligen machte“.[2] Bald darauf nannte Gregorovius den Frate „unter den Märtyrern des Ideals, das Gewissen Italiens und seinen Propheten im Sinn der Prediger unter dem sündigen Volke Israels“.[3] Von größerer Bedeutung als diese flüchtigen Aeußerungen waren die Seiten, welche Döllinger 1871 Savonarola in seinem vielberufenen Aufsatz über den „Weissagungsglauben und das Prophetenthum in der christlichen Zeit“ widmete.[4] Zum erstenmale wurde hier das Seherthum des Frate in seinem geschichtlichen Zusammenhang mit dem Weissagungsglauben des Mittelalters und den italienischen Erwartungen eines Papa angelico untersucht. Döllinger ist (S. 549) nicht abgeneigt, mit Villari dem Frate eine eigenthümliche Gabe der Divination zuzuschreiben, doch gibt er zu, daß der Hang, eigenen und fremden Visionen zu glauben, bei ihm bis zur Superstition entwickelt war und daß seine politischen Prophezeiungen zwar eintrafen, die religiösen aber unerfüllt blieben. Wir kommen auf dies Thema wieder zurück, welches kürzlich wieder von einem der besten Kenner dieser Literatur, Felice Tocco, aufgenommen wurde.[5]

Einige Jahre nach Döllingers Rede fällt, zwischen Villari's erste und zweite Ausgabe, Leopold v. Ranke's Studie „Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des 15. Jahrhunderts“.[6] Zum erstenmal wurde

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 196 vom 1. September d. J.

[2] *Bayonne*, P. Emmanuele Ceslas, Étude sur Jerome Savonarola. *Par.* 1879.

[3] *Acton*, Historial Review 1887, 579.

[1] Newman, Vortr. u. Reden, übers. v. G. Schündelen. Köln 1860, S. 214.

[2] Reumont, A. v., Gesch. d. Stadt Rom, Brl. 1868. III, 1, 226. — Das hat Reumont nicht abgehalten, einige Briefe Savonarola's seinen „Briefen heiliger oder gottesfürchtiger Italiener“ (Freiburg i. Br. 1877, S. 171 f.) einzuverleiben.

[3] Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im M.-A. 2. A. VII, 414.

[4] Historisches Taschenbuch, V, 1, S. 257 f. — Kleinere Schriften, hggb. v. Reusch, Stuttg. 1890, 451 f.; bes. S. 486, 492, 542, 549.

[5] *Tocco, F.*, Il Savonarola e la Profezia (Estr. da La vita Ital. nel Rinascimento, II). Mil. 1897.

[6] Ranke, Leop. v., Hist.-biographische Studien. Lpz. 1877. S. 181—357.

hier bei uns das politische Gebahren des Frate von einem großen Historiker untersucht: und nach dieser Seite bleibt dieser Aufsatz das Bedeutendste, was über den Gegenstand geschrieben wurde. Neues Material konnte von Ranke kaum geboten werden, es entging ihm sogar manches, dessen er sich in Florenz hätte bemächtigen können. Die Schriften des Frate werden gar nicht in Betracht gezogen und das theologisch-kirchliche Element tritt zu stark zurück. Gegen das Urtheil läßt sich im einzelnen Vieles einwenden. So wenn Ranke (S. 291) in dem Widerstand gegen die Exkommunikation eine Anbahnung der allgemeinen Reform sieht, mit der Savonarola umgegangen sein soll. Hinsichtlich der religiösen Haltung desselben heißt es: „Man ist versucht, Wahrheit und Wahn, die sich in ihm vereinigten, wieder voneinander zu scheiden. Der Wahn betraf die unmittelbare Theilnahme Gottes an den irdischen Dingen, die Erleuchtung durch Vermittlung von Engeln u. s. f., das Erwarten des Mirakels. Alles was sich darauf bezieht, mußte zugrunde gehen. Die Wahrheit dagegen ist die Bedeutung des sittlichen Lebens und die Ueberzeugung von dem Widerspruch der wahren Religion mit dem Thun und Treiben der damaligen Hierarchie. . . . Luther wollte vor allem die Lehre, Savonarola nur das Leben und die Verfassung reformiren. Eines der größten Verdienste Luthers liegt in der Unterscheidung des bürgerlichen und des kirchlichen Lebens; Savonarola aber suchte die Verbindung von beiden noch enger zu machen als sie schon war.“ Endlich glaubt Ranke, Savonarola's Schriften hätten auf die Entwicklung des reformatorischen Geistes jenseit der Alpen doch großen Einfluß ausgeübt, und so seien seine religiösen Tendenzen einige Jahrzehnte später noch einmal zu voller Geltung gekommen. Er denkt dabei wohl an den Kreis katholischer und vielleicht auch an den protestanlischer Reformatoren (Paleario, Ochino) im Zeitalter und in der Umgebung Vittoria Colonna's — eine Annahme, die nicht ganz abzulehnen, aber aus den Quellen vorlaufig nicht belegt ist.

Wir sind in unserm Berichte zur neuesten Gegenwart gelangt. Sie wird hinsichtlich der Savonarola-Frage durch Ludwig Pastors Darstellung im dritten Bande seiner „Geschichte der Päpste“ (Freib. 1895, III 377—412, bezw. 133—143) eingeleitet. Das Thatsächliche ist hier im Wesentlichen vollständig und richtig dargelegt. Gegen den banalen Vorwurf, als ob Savonarola ein kunst- und kulturfeindlicher Fanatiker gewesen, ist er in Schutz genommen. Die Lauterkeit seines Wandels und der Glanz seiner Beredsamkeit wird anerkannt, auch daß der Frate in der Theorie dem katholischen Dogma nichts vergeben hat (S. 410). Dagegen wird die Maßlosigkeit seiner Predigten gegen die Kurie und die Klerisei, der Trotz gegen Alexander VI. beklagt, die Anmaßung des Prophetenamtes und die Fortsetzung der priesterlichen Funktionen nach der Exkommunikation verurtheilt und als einziger, wenigstens eigentlicher Grund seines Untergangs hingestellt. Man könnte der Ansicht sein, daß Pastor viel zu günstig über Alexanders Verhalten in dieser Sache urtheilt; daß die höchsten und letzten Absichten des Frate nicht hinreichend in ihrer Reinheit herausgestellt seien, und damit auch die weltgeschichtliche Stellung desselben nicht zu ihrem vollen Rechte komme. Das konnte in gewissem Sinn schon gegen Ranke's Auffassung eingewendet werden. Ueberraschen aber mußten die heftigen und unberechtigten Angriffe, denen Pastors Darstellung in Italien und auch sonst begegneten. Die Dominikaner sahen durch ihn ihre Haustradition bedroht. Mit ihrer mehrcitirten Centenariumszeitschrift wollten sie die Kanonisation ihres berühmten Ordensgenossen befürworten; Pastor kam ihnen daher sehr ungelegen. Die PP. Procter, Ferretti und Berthier (derselbe, welcher in den Händeln der Universität Freiburg i. U. neulich keine beneidenswerthe Rolle gegen die deutschen Professoren gespielt) überschütteten den Innsbrucker Historiker mit unwürdigen und völlig kritiklosen Angriffen und warfen ihn in einen Topf mit den gegen das Papstthum rebellischen Freimaurern. Schlimmer war für uns Alle, die sich für diesen Gegenstand interessiren, daß uns der im Dezember v. J. zu Villafranca d'Asti verstorbene Faenzer Gymnasiallehrer Dr. Paolo Luotto mit einem, 608 engst gedruckte Seiten umfassenden Bande „Il vero Savonarola e il Savonarola di L. Pastor“ (Fir. 1897) überfiel. Hr. Luotto war in den Schriften des Frate wohlbewandert, wie eine frühere und auch diese Arbeit beweist. Aber von einer methodischen Schulung war bei ihm keine Rede. Sein Buch ist im Ganzen und Großen nur eine leidenschaftliche und geistlose Deklamation. Es genügt, einige Sätze herauszuheben: Savonarola hat nichts Schlechtes über Alexander VI. gesagt — er war nie im eigentlichen Sinne Politiker — sein Widerstand gegen Alexander war berechtigt — die Exkommunikation war erschlichen und darum null — die Lettere ai principi sind erdichtet oder wenigstens stark gefälscht — Savonarola hat nie gesagt, Alexander sei kein rechtmäßiger Papst — er dachte nicht daran, ein Konzil ohne Prälaten und ohne Papst zusammenzubringen — die Idee der Feuerprobe kann semplicemente von Katholiken nicht mißbilligt werden (!) u. s. f.

Es konnte nicht befremden, daß Luotto's Auftreten bei Kritikern sehr verschiedener Richtung stärkstem Tadel begegnete. Wir sahen F. X. Kraus („Lit. Rundschau“, 1898, Nr. 3) und F. Tocco (Cultura 1898. XVII, No. 10), wenn auch mit starkem Vorbehalt, im Wesentlichen auf Pastors Seite treten. Auf ultramontaner Seite trat die „Civiltà cattolica“ (Ser. XVII, 1, 577 f.) gegen Luotto auf, indem sie in ihrem herben Tadel gegen den „unglücklichen Mönch“ noch über Pastor hinausging. Aehnlich Brüll (im „Katholiken“ 1898, Apr.) u. A. Aber es fehlte auch nicht an ultramontanen Angriffen, so seitens des Philosophieprofessors Commer in Breslau und seitens des sattsam bekannten Dr. Majunke, der sich auch bei dieser Gelegenheit durch eine markante Unfläthigkeit auszeichnete. Pastor hat sich gegen Luotto und andere Gegner in seiner Broschüre „Zur Beurtheilung Savonarola's“ (Freib. i. B. 1898) geschickt zu vertheidigen gewußt; wir hätten gewünscht, daß er hier weniger von der „entsetzlichen Schuld“ des Frate, die psychologisch zu verstehen war, und weit mehr von derjenigen Alexanders VI. gesprochen hätte. Die Aengstlichkeit, mit der sowohl er wie seine dominikanischen Gegner und Luotto den Papst zu rechtfertigen und jeden Makel von dem hl. Stuhl wegzuwaschen suchen, ist unverständlich.

Den Schluß dieser neuesten Verhandlung bildet die Reihe von Aufsätzen über „Savonarola im Lichte der neuesten Literatur“, welche Moritz Brosch („D. Ztschr. f. Geschichtswissensch.“ 1898, Nr. 9—10), Dr. Jos. Schnitzer in Dillingen (in den „Hist.-pol. Bl.“ 1898, CXXI 465 f.) und vor allem Hermann Grauert (in der Wiss. Beil. z. „Germania“ 1898, Nr. 34—39) kürzlich veröffentlicht haben. Letztere Studie hat sachlich mehr als die in vielen Punkten sehr anfechtbare Schnitzers gefördert; sie ist sicher eine der gehaltvollsten und wichtigsten Arbeiten über den Gegenstand. Das Urtheil all dieser Gelehrten ist, so verschieden ihr Standpunkt ist, Savonarola sehr viel günstiger, als dasjenige Pastors: wir werden Gelegenheit haben, uns mit ihren Ausführungen auseinanderzusetzen.

VI.

Wir gelangen zum Abschluß unsrer Betrachtungen über den armen Mönch, der vor 400 Jahren auf der Piazza gehenkt und verbrannt wurde und um dessentwillen heute noch

Tausende jahraus jahrein die stillen Zellen von S. Marco besuchen. Wir haben das Material im Wesentlichen vorgelegt, auf Grund dessen sich ein Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit gewinnen läßt; wir haben den Gang betrachtet, den seine Gestalt von 1498 bis zur Gegenwart in der Weltgeschichte durchmessen hat: heute gelangen wir dazu, das Facit unsrer Betrachtungen zu ziehen. Prüfen wir zuerst das Werk des Politikers.

Es ist behauptet worden, Savonarola sei niemals eigentlich „politicante" gewesen; wie man diese Behauptung aufstellen und vertheidigen kann, ist uns nicht verständlich. Die Quellen (z. B. Violi in seiner Giornata XI, bei Versanti S. 86) erzählen zu wiederholten Malen, wie er von den Behörden des Freistaates zur Berathung des Governo nuovo herbeigezogen wurde; er selbst verzeichnet in seinen Sermonen manchmal, wie er in Palatio ad Dominos gesprochen. Aber ganz abgesehen von solchen Notizen muß Jedermann doch klar sein, wie der Frate die Politik in den Rahmen seines Programms aufgenommen hatte — fast aufnehmen mußte. Nicht als Endzweck, sondern als Mittel. Der Endzweck war die Erneuerung der Kirche und der ganzen Gesellschaft. Er sah in der Herrschaft der Medici ebenso wie in derjenigen der Borgia, überhaupt aber in dem Vorwiegen der gänzlich diesen irdischen Dingen zugekehrten Klasse der frivolen Genußwelt das Haupthinderniß, welches sich der Durchführung dieser seiner reformatorischen Absichten entgegenstellte. Daraus ergab sich ihm die Nothwendigkeit, diese politische Richtung zu bekämpfen, und das konnte, wie ihm schien und scheinen mußte, doch nur dadurch erreicht werden, daß er sich selbst auf den Boden der Politik begab. Es war ein überaus gefährliches Parket, wie der Ausgang beweist; aber bei der engen Verbindung zwischen Staat und Kirche im Mittelalter war das Eintreten der Geistlichen in die praktische Politik damals etwas Alltägliches, und Savonarola hätte selbst für die ganz eigenartige Rolle, welche er sich in Florenz zu spielen anschickte, sich auf verwandte Vorgänge, selbst im eigenen Orden, berufen können. Da war z. B. der Fra Giovanni da Vicenza (geb. 1200, gest. zw. 1251—63), ein einfacher Mönch in Verona, in den Marken als Friedensstifter und Duca aufgetreten, ein Mann, dessen jäher Sturz wenige Tage nach dem Friedensfest von 1233 eine seltsame Aehnlichkeit mit dem Schicksal unsres Frate aufweist.[1]) Auch der Bußprediger Fra Venturino da Bergamo (geb. 1304, gest. 1346), gleichfalls ein Dominikaner, konnte ihm vorschweben. Auch in ihm lebte der Gedanke der Umkehr und der Reform. Er hatte den großen Pilgerzug 1335 nach Rom geführt, war plötzlich verschwunden und durch die Betrachtung des Elends Italiens zu politischen Plänen geführt worden, die er dem Papste vorzutragen nach Avignon ging, wo man ihn als Gefangenen behandelte, zwar freisprach, aber in die Wildnisse des Gévaudan verbannte. Auch darin gleicht Venturino's Schicksal etwas demjenigen Savonarola's, daß er trotz dieser Relegation fortfuhr, brieflich eine Anzahl distinguirter Personen in den verschiedensten Ländern zu leiten — denn wie er einmal schreibt: der Unto del Signore habe ihm wohl den Mund verstopft, aber die Hände nicht gebunden.

Das kann also nicht fraglich sein, daß Savonarola Politik trieb und Politik treiben wollte. Fraglich kann nur erscheinen, ob er dabei geschickt und glücklich, oder ob seine Politik eine falsche war. Man hat ihn einen wüsten Demagogen genannt; das ist er nie gewesen. In der Abhandlung über die Regierungsform der Stadt Florenz entscheidet er sich im Gegentheil dafür, daß theoretisch die Monarchie die beste Form des Governo sei, aber daß sie sich nicht für jegliches Gemeinwesen und insbesondere nicht für dasjenige von Florenz eigne. Die Gründe, die er dafür angibt, sind sonderbar genug. Er meint, für die monarchische Regierungsform seien jene Völker gemacht, die zwar Geist, aber kein Blut, oder zwar Blut, aber keinen Geist haben. Solche aber, in denen das eine und das andere Element überströmt (che sono ingegnosi ed abbondano di sangue), unterwürfen sich der Herrschaft des Einen nur, wenn er sie tyrannisire. Das Florentiner Volk hält Savonarola für zu temperament- und geistvoll und, wenn es zum Krieg kommt, für zu terribile und animoso, um sich einem Herrn zu unterwerfen. „So erzählten es die alten Chroniken."

Als Savonarola diese Blätter schrieb, befand er sich zweifellos in einer ganz hervorragenden Täuschung über den Charakter seiner Florentiner. Man sieht diesen Ausführungen zunächst an, wie wenig die Zeit mehr gewohnt war an große kriegerische Aktionen, an wirkliche Feldzüge, geführt mit mächtigen Armeen und befehligt von bedeutenden Führern. Es war das Zeitalter der großen Condottieri und der kleinen Kriege, bei denen ein paar Leute fielen. Kriegsoperationen, die oft nicht weit über den Schimmel von Bronzell hinauskamen und auf welche man nicht Ursache hatte sehr stolz zu sein. Es war ein erster großer Irrthum unsres Frate, das Florentiner Handelsvolk für ein kriegerisches zu halten. Es war ein noch viel verhängnißvollerer zweiter Irrthum, daß er das Volk von Florenz noch fähig hielt, sich die Republik zu bewahren. Die Unthaten Piero's de' Medici konnten die Rückkehr zur popularen Verfassung als einen Segen erscheinen lassen. Savonarola verdient keinen Tadel dafür, daß er sich dieser Ansicht anschloß; aber einen genialen Politiker können wir den nicht nennen, welcher 1492 im Ernst glaubte, dies Volk hege noch die Elemente in sich, um eine gesunde Demokratie am Leben zu erhalten. Guicciardini und Machiavelli sahen unendlich weiter als er. Sie waren „pratici".

Es war übrigens keineswegs eine Ochlokratie, welche Savonarola für Florenz wollte. Im Gegentheil, er wollte nicht, daß die Plebs zur Regierung zugelassen werde, was bloß Konfusion erzeuge; er wollte ehrlich die Gleichberechtigung aller Bürger, aber er wollte, wie wir gesehen haben, Beschränkungen eintreten lassen, welche der Konstitution Venedigs nachgebildet waren. Daß er sich Inkonsequenzen zuschulden kommen ließ, hat schon Machiavelli gesehen; wir treten seiner Auffassung bei trotz des energischen Einspruches Villari's. Wie die Dinge liegen, können wir aber Letzterem auch nicht beipflichten, wenn er Savonarola tra i più grandi fondatori di republiche nennt. Es ist wahr, daß auch nach seinem Sturz die Arrabbiati zunächst nichts Besseres zu thun wußten, als an dem Consiglio grande festzuhalten. Aber nach wenigen Jahren kehrten die Medici zurück, und 1530 ward die Republik definitiv begraben. Das Werk Savonarola's war also doch ein Eintagswerk, es schloß nicht die Bedingungen der Dauer in sich; das Volk war reif für die Knechtschaft, und dies nicht gesehen zu haben, war der Grundirrthum des Savonarola'schen Idealismus.

Die Verweigerung der Begnadigung für die fünf Verschworenen von 1497 machte den Priester kleiner, ohne den Staatsmann größer erscheinen zu lassen. Viel schlimmer aber war ein anderer Fehler. Der zweimonatliche Wechsel der Signoria und des Gonfalonierats bedingte eine Schwäche der Exekutive, welche auch Savonarola bei der Einführung der popularen Verfassung, aus übermäßiger Angst vor jeder Tyrannis, bestehen ließ. Es gab eine Zeit, in der Savonarola, nach dem Zeugniß Sanuto's, wirklich der Machthaber in Florenz war;[1]) es wird von Gesetzen gesprochen, welche

[1]) Vgl. Sutter: Joh. von Vicenza. Freiburg i. B. 1891.

[1]) Sanuto, Diarii, Ven. 1879, I, S. 79, 237, 567, 759, 783, 899 und dazu die Bemerkungen M. Broschs in D. Z. f. Geschichtsw.

opera et ordine fratris Jeromini Savonarolae zustande gekommen waren (z. B. 1495; Gherardi S. 214—215). Damals hätte der Frate die Macht gehabt, eine stärkere Exekutive zu schaffen und zugleich jene Militärmacht zu bilden, deren völligen Abgang Machiavelli als die Hauptursache seines Sturzes bezeichnet. Was that er statt dessen? Er begründete seine Republik auf ein theokratisches Prinzip und er gab ihr als Basis das schwankende Element des Enthusiasmus. Der Enthusiasmus ist ein schönes Ding: möge er nie ganz aussterben! Er hat große und ewig denkwürdige Handlungen und Bewegungen in der Geschichte hervorgerufen: aber staatliche Ordnungen hat er nie begründet und kann er seiner Natur nach nicht schaffen. Die Idee, eine Republik so zu organisiren, daß Jesus Christus als ihr eigentliches Haupt anerkannt sei, war ein Phantasma, das später auch Calvin zu verwirktichen gesucht hat. Das Mittelalter krankte an der Schwierigkeit oder der Unmöglichkeit, das bürgerliche und kirchliche Leben zu unterscheiden. Ein Ausweg ward nicht gewonnen, ohne daß der gordische Knoten zerschnitten wurde: Saoonarola hat, statt diese Operation vorzunehmen, wie das auch Ranke (S. 331) anerkannt hat, die Verbindung von beiden noch enger zu machen gesucht, als sie schon war. Dieser Punkt allein müßte genügen, um uns Villari's Ansicht ablehnen zu lassen, welcher in Saoanarola den Propheten unsrer modernen Kultur (il profeta del nuovo incivilimento, II, 257) sehen will — oder wollte, denn es ist uns mehr als zweifelhaft, ob der berühmte Historiker heute noch diesen Satz vertheidigen würde.

Auch in den Mitteln seiner Politik und in den Details des van ihm geplanten Governo war Savonarola nicht immer glücklich. Seit 1495 wird sein Blick kleiner, enger, er verfällt auf Sonderbarkeiten, wie die Kinderprozessionen und die Autodafés, in denen die geschriebenen und gemalten Schamlosigkeiten der Zeit verbrannt werden sollten — die Scham selbst ist damit in dem Geschlechte nicht wiederhergestellt worden, an dessen Spitze Raderigo und Cesare Borgia walteten; wohl aber machte sich der Frate alle die zu persönlichen Feinden, die sich der heiteren Tage Lorenza's erinnerten. Es waren nicht lauter Gottlose und Böjewichter, die wenige Jahre oorher noch mit dem Magnifico um den Tod der schönen Simonetta geweint hatten: solche Leute macht sich ein kluger Staatsmann nicht ohne Noth zu Feinden: man läßt sie lieben und lachen. In seinem Predigteifer hat unser Frate manches harte Wort über die todeswürdigen Sünden der Zeit gesagt: Pastar hat das wohl etwas zu wörtlich genommen und dem Frale sicherlich blutdürstige Absichten gegen die Spieler und Flucher unterstellt, die der Palitiker nicht geradezu zu verwirklichen gedachte. Aber recht hat er betreffs des verrückten Gedankens der Kinderpolizei,[1]) über deren Druck uns Landucci und Somenzi übereinstimmend berichten. Das waren wirklich palitische Kindereien, die vollends geeignet waren, sehr Vielen den Geschmack an diesem Regiment zu verderben.

Es gab endlich noch einen weiteren Irrthum in der Politik des Frate, und dieser Irrthum war derjenige, der schließlich den Ausschlag zu seinem Untergange gab.

In der am 20. August 1496 in der Sala grande del Consiglio vor der Signoria gehaltenen Rede vertheidigt sich der Frate gegen den Vorwurf, mit dem König von Frankreich verhandelt zu haben.[2]) Er gibt das zu für die Zeit, in der König Karl VIII. in Italien weilte. Aber er schweigt von dem, was er über die Allianz mit Frankreich darüber hinaus dachte. Es wird heute sicherlich unmöglich sein, zu leugnen, daß dies Bündniß in dem Programm Savonarola's die pièce de résistance bildete. Das erkennt z. B. auch del Lungo an, wenn er (Arch. stor. Ital. N. S. XVIII 4) Savonarola ausdrücklich als einen der Initiataren der auf die Fremdherrschaft gegründeten Interventionspolitik bezeichnet. Alexander VI. hat zwar auch, wie Giulio II., die Fremden herbeigerufen, wo es ihm paßte. Aber in jenen Jahren vertrat er eine italienische Politik, wie es Giuliano della Rovere seinerzeit als Papst ebenfalls und noch weit entschiedener that. Alexander forderte 1497 die Florentiner auf, sich mit der Lega jedem Fremden und insbesondere dem König von Frankreich als buani Italiani zu widersetzen (Gherardi S. 174). Es ist jetzt van mancher Seite[1]) anerkannt, daß diese Politik die relative Popularität Alexanders und die zunehmende Unpopularität Savonarola's zur Folge hatte. Liest man die berühmte Apostrophe Machiavelli's an den jüngeren Lorenzo de' Medici (Principe, c. 26) betreffs der Befreiung Italiens vom Joch der Fremden, so hat man die Erklärung dafür, weßhalb das italienische Volk damals dem Papste den Untergang Savanarala's verzieh. Zum ersten Mal war von ferne, verschämt und nicht ehrlich, die nationale Fahne Italiens gezeigt worden: das Italia farà da se war noch nicht ausgesprochen, aber fuari lo straniere schwebte schon auf den Lippen Vieler: der ungerechteste Mann Italiens durfte den gerechtesten tödten, weil dieser ungeschickt genug war, nicht zu fühlen, woher der Wind der nationalen Strömung wehte.

In jenem eben erwähnten Vortrag im Palazzo della Signaria äußerte der Frate: io nan sona uama di stato.

Es war ein wahres Wort, das auf tiefer Selbsterkenntniß beruhte. Für einen großen Staatsmann wird man Saoonarola nicht erklären können, wenn auch unleugbar ist, daß er der Republik Florenz hervorragende Dienste geleistet und daß die populare Verfassung, welche er ihr schenkte, das Beste war, was unter den damaligen Umständen zu erreichen war.

VII.

Savonarola's Größe liegt auf einem anderen Gebiete. Sehen wir uns den Priester, den Schriftsteller, den Prediger, den Propheten an.

Wir haben das Zeugniß derer, welche den Frate umgaben, mitgetheilt. Sie Alle blickten zu ihm als einem Priester van tadelloser Reinheit der Sitten, von tiefstem religiösen Ernst, voll glühender Hingabe an die höchsten Aufgaben des religiösen Lebens empor. Wenn der Agent des Ludovico il Mora, wenn einige fanatische Gegner, wie Fra Mariano von Gennazana, wenn die wüthenden Knechte der Arrabbiati und Alexanders ihn als Heuchler und Verführer brandmarken, so steht diese Anklage im vallsten Widerspruch mit allem, was uns über seinen Wandel, über den tiefen, ergreifenden, Alle erbauenden Eindruck seiner Persönlichkeit gemeldet wird. Diese Meldungen werden in allen Punkten bestätigt durch das Studium seiner Predigten und Schriften, dessen, was er vor der ganzen Welt auf der Kanzel vortrug, und dessen, was er in seiner stillen Zelle nur für sich aufzeichnete. Es ist schon die Rede gewesen von seinen beiden Hauptschriften theolagischen Inhalts, derjenigen De Simplicitate vitae Christianae (1496)

1897—98, N. F., II, 270. Auch das Sommario des Mailänder Gesandten Somenzi von 1496 (Arch. stor. Ital. App. N. S. XVIII 13) läßt Fra Girolamo als Herrn der Stadt erkennen.

[1]) Vgl. Pastor, Papstgesch. III, 149, und die daselbst angeführte Aeußerung Jac. Burckhardts, II³, 249. — Zur Beurtheilung Savonarola's S. 55, betr. die tyrannische Polizei des Frate.

[2]) *Baccini*, Prediche di S., Flr. 1889, 424. Neben solchen Zügen sind andere nicht zu vergessen, wo Savonarola politische Einsicht und Verständniß für die Forderungen des praktischen Lebens zeigt; so z. B. in der Antwort, welche er 1493, 18. Mai, dem Rath der Stadt Lucca betreffs der Zulassung der Juden und des Zinsnehmens gibt. (Arch. stor. Ital. N. S. IX App. p. 118 f.)

[1]) So von Armstrong: Recent criticism upon the Life of Savonarola (The English Historical Review 1889, No. 15, p. 441).

und des Triumphus Crucis. Letzteres Werk, soeben ins Deutsche übersetzt, ist auch von Lacordaire zu den hervorragendsten Apologien des Christenthums gerechnet worden. Das erstere enthält den wahren Kern der Savonarola'schen Doktrin: die Christenheit bedarf der Rückkehr zu der Einfachheit und Abgestorbenheit des Lebens, wie sie das Evangelium lehrt. In den Predigten ist der Ton überaus lebhafter, die Sprache gewaltiger und bilderreicher als in jenen Auseinandersetzungen. Aber überall begegnen wir einem Geistesmann von großer Tiefe, nahe verwandt unserm unvergleichlichen Tauler, halb Scholastiker, halb Mystiker, sicher einem ganzen Christen, der vollkommen unberührt ist von der Verderbniß dieser Welt und seiner eigenen Zeit. Nur wer eine machtvolle, imponirende Persönlichkeit mit auf die Kanzel brachte, konnte auf die Massen des Volkes wie auf die Gebildeten in dieser gebildetsten aller damaligen Städte den außerordentlichen Einfluß üben wie er. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Einfluß nicht bloß ein vorübergehender oratorischer Erfolg war, sondern tief eingriff und für Viele, man darf gewiß sagen, für Tausende, eine völlige Aenderung des Sinnes und der Lebensweise bedingte. Darin stimmen alle Zeugen überein. Die unglaubliche Anhänglichkeit so Vieler, welche für den Frate wörtlich ins Feuer gehen wollten, ist uns gleichfalls ein sicherer Beweis für die Größe und Hoheit seiner Seele. Gewöhnliche Menschen flößen so namenlose Liebe und Bewunderung nicht ein: nur ein Mann von hoher Tugend und edlem Gemüthe konnte in so wild erregten Zeiten, inmitten so heftiger und leidenschaftlicher Kämpfe in dem Maße wie Savonarola sich treu bleiben, Ruhe und Maß bis zu den letzten grauenvollen Augenblicken der Todesstunde bewahren und in schweigender Unterwerfung unter die Autorität, ohne ein Wort der Bitterkeit, in den Tod gehen. In den Tagen seines Glückes und seiner Macht schrieb er jene ergreifende Betrachtung über die Vanitas vanitatum, aus der wir sehen, wie wenig die Reize dieses Lebens und die Befriedigung der Eigenliebe ihm anhaben konnten: in der Nacht des Kerkers und angesichts eines schmachvollen und gräßlichen Ausgangs verfaßt er jene wunderbare Erklärung der Psalmen Miserere und In te Domine speravi, die uns in einer gebrochenen Seele das ungebrochene Vertrauen auf Gott offenbaren. Luther täuschte sich, indem er in diesen Auslegungen seinen Solafidesglauben zu finden wähnte — wie leicht entdeckt man bei seinen Lieblingsschriftstellern die Meinungen, denen man selbst ergeben ist! Aber darin täuschte sich das gewaltige Genie des deutschen Reformators nicht, daß er diese Blätter zu dem Besten zählte, das Menschenhand geschrieben.

Das also war der Mann, um den es sich hier handelt: er selbst das, was er in dem Trattato del Sacramento von dem Christen verlangt: che in terra debbe essere col corpo, et in ciela con l'anima. Die Füße dieses Mönches standen und wandelten auf einem glühenden Vulkan; sein Haupt und sein Herz wohnten im Himmel, und sein ganzes Streben ging nur dahin, dem Ruin dieser Welt und dem Ruin dieser seiner Kirche entgegen zu wirken, so wie er es schon als Jüngling in den beiden großen Canzonen De Raina mundi und Do Ruina Ecclesiae geschaut. Das war es, was sein Leben erfüllte, danach und nicht nach den Fehlern des Politikers, will und muß er beurtheilt werden.

Das Urtheil ist nicht so leicht. Nicht bloß gegen den Politiker, auch gegen den Lehrer, Priester und Seelenführer werden erhebliche Vorwürfe und Anklagen erhoben.

Diese Anklagen fassen sich im Wesentlichen in drei Punkten zusammen. Man wirft ihm die Maßlosigkeit seiner Sprache gegen Klerus und Kurie, insbesondere gegen Alexander VI. vor, die Anmaßung einer Prophetenrolle und übernatürlicher Offenbarungen, den Ungehorsam gegen den Papst und schließlich die Mißachtung der von diesem verhängten Exkommunikation, mitsammt der Absicht, die Absetzung Alexanders durch ein allgemeines Konzil herbeizuführen.

Gehen wir der Reihe nach auf diese Anklagen ein.

Man hat in Abrede gestellt, daß der Frate Geistlichkeit und Kurie in maßloser Weise angegriffen habe. In unserm ersten und zweiten Briefe ist schon manches angezogen worden, was diese Frage beleuchtet. Greifen wir noch einiges heraus. In dem von Baccini neu abgedruckten Predigtcyklus von 1496 lesen wir S. 26: Die Pferde im Heer des Benadab, das sind die schlechten Prediger, welche den großen Herren zustimmen und ihnen die Wahrheit nicht sagen. S. 92 wird Italien und Rom gesagt, daß sie sich zur Buße kehren müssen. Man muß die Wahrheit sagen ohne Rücksicht auf die Prügel, die man dafür empfängt. Wir sind von allen Seiten bedrängt, auch von der geistlichen Gewalt. Aber man muß es machen wie Bileams Eselin: sich auf die Erde werfen und sagen: Ich bin bereit, für die Wahrheit zu sterben, warum schlägst du mich? S. 93: Die Kirche hat sich nie in einem elenderen Stande befunden als heute. Die Priester gehen nur mehr zum Studium, um Geld zu machen, sie treiben nur mehr kanonisches Recht, um aus den Rechtsmaterien Geld und Benefizien herauszuziehen; Theologie und die Kunst, anständig zu leben, wird nicht mehr studirt. S. 114 f.: Die Ordensleute und Priester treiben sich auf dem Platz herum, um mit heiligen Dingen Handel zu treiben und durch Anhäufung von Benefizien die Mittel zu gewinnen, um sich in Pomp und Wohlleben zu wälzen. S. 160: Die Sakramente und die geistlichen Dinge sollen nicht verkauft werden. S. 195: Rom und Italien werden von dem fremden Volk zerstört werden: die Frati, die Bischöfe, Kardinäle und hohen Herren werden zerstampft werden. S. 198: Rom soll sich ja nicht auf seine Reliquien, auf seinen hl. Petrus und seine Märtyrer verlassen. S. 212: Die Kirche ist jeglicher Tugend beraubt und entblößt. Alle Welt sündigt mit offener, frecher Stirn. Rom ist voll von Huren und voll von jeglicher Art von Verbrechen. S. 215: Die Fürsten und Prälaten Italiens scheinen gut, aber sind nicht gut. Sie nehmen Geld an, um die Banditen laufen zu lassen und den Lauf der Gerechtigkeit zu hindern. Man soll das Rad in den Palast bringen, um Recht zu üben. S. 221: Die öffentlichen Sitten sind schamlos. Die Frauen tragen den Busen bis zwei Finger unter die Fontanella entblößt. S. 222: In Rom triumphirt man und vergebens schlägt sich der arme Frate auf die Brust. Die Lauen umringen die hohen Herren (den Papst), um Ehren und Reichthum zu gewinnen. Rom ist die Königin der Unreinigkeit, des Hochmuths, der Wollust, jeglichen Lasters; es trägt die Verantwortung für die Laster der übrigen Priester. In seinen Mauern ist alle Ruchlosigkeit beschlossen, es wird aber das Schwert über sich geschwungen sehen. Die Söhne (offenbar Anspielung auf Alexanders VI. Familie), die Nepoten, Knechte und Freunde der gran maestri, welche in Wonnen leben und ihr Leben mit den Buhlerinnen im Bett, in Gelagen, auf Lustfahrten zubringen, werden in Stücke zerschnitten werden. S. 236: Die Bösen stecken in ihren Betten und denken nur an Wollust und an die Bedrückung der Armen. Die Gewalt der Prälaten und Fürsten ist Gott zuwider. Sie foppen den Ernst des Bußgeistes, rauben die Häuser. Die Thränen der Wittwen und die Klagen der Waisen rufen zum Himmel. Die Fürsten und Prälaten haben mit den Straßenräubern gemeinsame Sache gemacht und rauben und verleumden die armen Opfer ihrer Habgier. S. 300: Die Prälaten sind Räuber geworden, da sie den Kirchen stehlen, was sie den

Armen geben sollten. S. 324: Italien ist ganz verhärtet im Laster, und obenan steht darin Rom. S. 473: In den Weinberg Christi sind die Maulesel hineingekommen; er ist voll von Bestien und Dirnen. Die Zeremonien sind verderbt, Geistliches und Weltliches zerrüttet. Das Patrimonium Christi wird an die Buhlerinnen und an die Gottlosen weggeworfen. Das Schwein des Waldes und der Wollustmensch haben alles verwüstet (zweifellose Anspielung auf die Borgia). Die lauen Priester führen sich äußerlich noch anständig auf, sind aber voll Hochmuth und Ehrgeiz. Die hohen Herren bestechen die armen Ordensbrüder, damit diese nur Gutes von ihnen aussagen.

Nehmen wir die Predigten über die Psalmen vom Jahre 1494 (Ed. Ven. 1539) in die Hand. Unter ihnen ist die bedeutendste die schon erwähnte Predica della Rinnovazione (p. 15), von der wir bereits gesprochen. Die Kirche Roms, heißt es da, ist voll von Simonie und Verbrechen, sie hat noch mehr gesündigt als die Synagoge; nichts von Liebe ist in ihr zurückgeblieben, ma solo il diavolo, der Teufel allein.

Unter den Predigten über den Psalm Quam bonus vom Jahre 1493 (Ed. Ven. 1544) handelte die ganze 23. (Ut quid Deus repulisti in finem) von dem schlechten Beispiel der Prälaten. Mit ihrer Hypokrisie haben sie alles zugrunde gerichtet. Nichts in der Welt hat der Kirche mehr geschadet als diese Hypokrisie. Die Säulen der Kirche liegen am Boden, das Evangelium kommt nicht mehr in Betracht, die Basamente desselben fehlen uns. Alles ist zerbrochen. Keine Verbindung mehr mit Christus, keine Einheit untereinander. Einer verfolgt den Andern. Die herrlichen goldenen Gefäße des Hauses Gottes haben diese Leute ihren Knechten und Freunden geschenkt. Die Priester tragen schöne Locken und seidene Wammse und kleiden sich reicher als die Weltleute. Du siehst öffentlich Priester spielen, die Wirthshäuser besuchen, sich Konkubinen halten. Die Nonnen sind nicht besser. Man sieht sie den ganzen Tag mit den Zierdengeln der Stadt schäkern oder hinausgaffen. Die Thüren des Heiligthums sind geborsten. Gute Prälaten sieht man in der Kirche nicht mehr. Man sollte glauben, die Prälaten haben den Kopf ganz verloren. Thun sie nicht das Gegentheil von all dem, was sie thun sollten? Sie haben die Kirche angefüllt mit dem Feuer ihrer Habgier, ihres Ehrgeizes, ihres Neides und ihrer Wollust. Schlimmer als das. Sie haben nicht nur die Kirche Gottes zerstört, sondern eine Kirche nach ihrer Façon an die Stelle gesetzt. Das ist die moderne Kirche. Die ist nicht aus Stein gebaut, nicht aus Christen, die in der Liebe gebildet sind (formata di Carità). Sie ist aus Holz, d. h. aus Christen zusammengesetzt, die Futter fürs Höllenfeuer sind. Ihre Mauern sind aus Flitterwerk, denn diese Christen haben bloß die Liebe nach außen, in Worten: Diligunt tantum verbo, non opere et veritate. Sie schwatzen viel von Liebe und tragen die Arglist im Herzen. Die Säulen dieser Kirche scheinen aus Porphyr und sind aus Holz, d. h. hier herrscht statt des Evangeliums die Lehre der Schwätzer, der Astrologen, der Philosophen. Man gehe nach Rom, in der ganzen Christenheit umher, sehe sich in den Häusern der großen Prälaten und der hohen Herren um. Da ist nur Rede von Poesie und Schönrednerei. Sie haben nichts in den Händen als humanistische Bücher. Mit Virgil, Horaz und Cicero meinen sie die Kirche zu regieren. Da ist kein Prälat, kein großer Lehrer, der nicht mit den Astrologen zusammensteckt. Die hl. Schrift ist verlassen, man predigt auf der Kanzel nur mehr Philosophie. In unsre Kirche drängt alles herein, was da will, sie ist voll von Bestien und wildem Gethier. Diese moderne Kirche ist nach außen sehr schmuckreich, sie hat angeblich nie so geblüht wie jetzt, die Prälaten waren nie so mächtig und geehrt. Aber in der alten Kirche waren die Kelche von Holz und die Prälaten von Gold; umgekehrt jetzt. So ein hoher Herrr zeigte einmal dem hl. Thomas von Aquin einen großen Kessel voll Gold und meinte: heute brauche die Kirche nicht mehr mit Petrus zu sagen: Silber und Gold habe ich nicht. St. Thomas gab darauf die Antwort: wohl wahr, aber heute kann sie auch dem Krüppel nicht mehr sagen: In nomine domini nostri Jesu Christi surge et ambula. Die alten guten Traditionen der Kirche dürfen nicht einmal mehr genannt werden. Der Glaube geht zugrunde, nur die Bosheit bleibt uns. Was thust du denn, o Herr! Warum schläfst du? Quare obdormis Domine, exurge et ne repellas in finem. Komm und befreie deine Kirche aus den Klauen des Teufels, der Tyrannen, der schlechten Prälaten; siehst du nicht, daß sie voll ist von bösen Bestien, Löwen, Bären, Wölfen, die alles verderbt haben!

Die Heftigkeit dieser Sprache wird womöglich noch überboten durch die Schilderungen der Vaccae pingues in der zweiten Fastenpredigt von 1496 (Villari I, 425) und durch die Ausfälle, welche die Quaresima von 1497, besonders die 22., später von der Inquisition zensurirte Predigt enthält. „Die Erde ist voll von Blut, die Priester kümmern sich um Niemand und morden jegliche Seele mit ihrem schlechten Beispiel. Ihr Kultus besteht darin, daß sie die Nacht mit Dirnen zubringen und den Tag im Chor verschwatzen. Der Altar ist zur Boutique des Klerus geworden. Sie leugnen die Providenz und glauben nicht an die Gegenwart Christi im Sakrament. Einst nannten die Priester ihre Neffen Söhne, jetzt werden die Söhne Nepoten genannt (offenbar wiederum Anspielung auf Alexander, wie auch Villari II[2] 4 annimmt). Was treibt die Buhlerin? Sie sitzt auf dem Throne Salomons u. s. f.“ Diese Proben mögen genügen. Sie zeigen, daß Savonarola sich in der That einer selbst in der damaligen Zeit ungewöhnlichen Heftigkeit der Sprache bediente. Um dieselbe Zeit predigte auch Geiler von Kaisersberg im Straßburger Münster, und wahrhaftig, auch er hat Bischöfen und Domherren die Wahrheit gesagt. Aber solche, alles Maß übersteigende Reden hielt er nicht. Und dabei ist wahrscheinlich, daß, wie auch Meier (S. 122) und Brosch (S. 271) vermuthen, manches Anstößige gar nicht in die gedruckten Ausgaben aufgenommen wurde, die Predigten vielmehr mehrfach verkürzt auf uns gekommen sind. Uebertrieben sind Savonarola's Anklagen gewiß in der von ihm beliebten Allgemeinheit. Neben den Schäden gab es auch Lichtseiten; in Rom lebten auch noch edle und gute Elemente, wie ein Aegidius von Viterbo. Aber ganz abgesehen davon kann man unmöglich die Kanzel für den geeigneten Ort erklären, von dem herab solche Strafreden und Anklagen gegen die Kurie, die Prälaten, den ganzen Klerus — und das vor dem ungebildeten Volk, vor Frauen und Kindern — gehört werden sollen.

Freilich: für einen armen Frate des 15. Jahrhunderts gab es keinen anderen Modus der Publizität als die Kanzel. Es gab noch keine Zeitungen und Revuen, und wenn es deren gegeben hätte, ist sehr fraglich, ob sie den Muth gehabt hätten, Savonarola's Herzensergießungen abzudrucken. Der Mönch konnte nur als Kanzelredner mit dem Publikum verkehren, höchstens war es ihm möglich, einzelne Flugschriften auszugeben. Diese Zustände erklären und entschuldigen Vieles.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

μσι. **Eine indische Religionsgeschichte** in nuce bietet Prof. Dr. **Edmund Hardy**, einer der acht Aufrechten, welche die ungastliche Schweizer Universität Freiburg verlassen haben, im 83. Bändchen der „Sammlung Göschen“. Der Verfasser, der auf diesem Gebiete durch seinen „Buddhis-

mus nach älteren Pali-Werken“ und „Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens“ sich rühmlich bekannt gemacht, hat das Kunststück zustande gebracht, auf kaum anderthalb Hundert kleinen Seiten das Riesengebäude der indischen Religionsgeschichte mit all ihren vielfachen Verzweigungen bei aller Wissenschaftlichkeit so präzis und anschaulich zu schildern, daß der populäre Zweck der verdienstlichen Sammlung Göschen auch durch dieses neueste Bändchen nicht alterirt wird; ja es hat sich sogar noch Platz für ein Namen- und Sachregister gefunden. Als die Aufgabe dieser „Indischen Religionsgeschichte“ bezeichnet ein Prospekt: das religiöse Leben der arischen Inder in seinem Gesammtverlaufe zur Anschauung zu bringen. Diesem Plane gemäß sind die geschichtlichen Vorgänge in ihrem ganzen Umfang von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart sowohl nach der inneren, die treibenden Kräfte, als auch nach der äußeren, die Formen und Begebenheiten betreffenden Seite herangezogen worden. Bei der Auswahl des Wissenswerthen aus dem uns Bekannten haben die Grundsätze der modernen religionsgeschichtlichen Forschung den Leitstern abgegeben. Hier nimmt der Verfasser den Standpunkt ein, daß die das Verständniß der älteren Zeiten der indischen Religionsgeschichte trübende priesterliche Gestalt der Religion keine ausschließliche, ja nicht einmal eine vorzügliche Berücksichtigung verdient. Für die Gliederung des Stoffes schien es ihm daher angemessener, eine den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende Anordnung zu treffen, als eine solche, die dem künstlichen Maßstabe unserer Quellen allein angepaßt ist. Was die Darstellung betrifft, so ist darin der pragmatische Zusammenhang überall sichtbar, in welchem die vielfältigen Erscheinungen zu einander stehen, und Werth oder Unwerth einer jeden im Hinblick auf das Ganze erkennbar gemacht. Den Leser soll und wird immer zugleich das Gefühl begleiten, auf gesichertem Boden zu stehen, ohne dabei von aufdringlich werdenden Quellen unangenehm berührt zu werden. — Wenn es da und dort auch an einem passenden Citat nicht fehlt, so verlange man natürlich nicht besondere Ausführlichkeit. Wem es um das Versenken in den Geist indischer Philosophie und Religion, die nicht voneinander zu trennen sind, zu thun ist, der greife zu Paul Deussens monumental angelegter „Allgemeiner Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religion“, deren zweiter, die Upanishads umfassender, vermuthlich den Höhepunkt des Werkes bildender Theil wohl in nächster Zeit erscheinen dürfte.

-rt- **Budapest,** 27. Sept. XVII. Versammlung der Astronomischen Gesellschaft. Wie bisher, so wurden auch in der heutigen dritten Sitzung zunächst einige rein geschäftliche Angelegenheiten erledigt. Vom Vorstand haben statutengemäß auszuscheiden die HH. Seeliger (München), Bruns (Leipzig), Lehmann-Filhés (Berlin), Weiß (Wien), Dunér (Upsala), die sämmtlich nahezu mit Stimmeneinheit wiedergewählt werden.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnet Dr. Cohn (Königsberg). Die Meridianbeobachtungen, die Bessel in den Jahren 1814 bis 1819 am Cary'schen Kreis ausgeführt hat, werden gegenwärtig unter Zugrundelegung des Auwers'schen Fundamentalkatalogs neu reduzirt. Es zeigte sich dabei, daß bei den beobachteten Rektascensionen der Hauptsterne Abweichungen auftreten, deren Größe von der Rektascension der Sterne selbst, also von der Jahreszeit abhängig ist. Schon Bessel hat dies bemerkt, scheint aber die Sache nicht weiter verfolgt zu haben. Es lag nahe, die Ursache dieser Abweichungen zunächst in Ungleichheiten des täglichen Ganges der Beobachtungsuhr zu suchen, die Diskussion des Beobachtungsmaterials ergab jedoch die Unzulässigkeit einer derartigen Annahme, führte vielmehr zu dem überraschenden Ergebniß, daß ein nahezu konstanter, systematischer Unterschied (von etwas über 0.1 Zeitsekunden) zwischen den Tages- und Nachtbeobachtungen der einzelnen Sterne besteht. Geheimrath Förster (Berlin) glaubt, daß dieser Unterschied durch den elliptischen Ringspiegel verursacht wurde, der beim Cary'schen Instrument zur Beleuchtung des Gesichtsfeldes dient.

Nach Schluß dieses Vortrags verliest Prof. Valentiner (Heidelberg) ein soeben eingetroffenes Telegramm Sr. kgl. Hoh. des **Großherzogs Friedrich von Baden,** worin derselbe der Astronomischen Gesellschaft für die gestern vollzogene Wahl der Stadt Heidelberg als nächsten Versammlungsort huldvollst dankt.

Hierauf werden die wissenschaftlichen Vorträge fortgesetzt. Prof. Köveskigeti (Budapest) berichtet in einem formell und inhaltlich gleichmäßig anziehenden Vortrag über seine Versuche, eine sozusagen mathematische Theorie der Spektralanalyse aufzustellen. Es handelt sich zunächst um die Ermittelung einer empirischen Interpolationsformel für die Helligkeit des kontinuirlichen Spektrums an einer beliebigen Stelle desselben, die durch die entsprechende Wellenlänge gegeben ist. Die numerischen Werthe der einzelnen Parameter dieser Gleichung hat Prof. Köveskigeti aus den Beobachtungsreihen von Prof. Müller, sowie aus den Bolometermessungen von Langley, Violle u. A. abgeleitet und er hat die hiebei erhaltenen Werthe bis jetzt auf eine Ausdehnung des Spektrums geprüft, die der fünffachen Länge des sichtbaren Theils des Spektrums entspricht. Den Untersuchungen des Hrn. Köveskigeti dürfte eine bedeutende Zukunft bevorstehen.

Pater Fényi, S. J. (Kalocsa) berichtet in formvollendetem, in lateinischer Sprache abgehaltenem Vortrag über die von ihm auf der Sternwarte des Kardinals Haynald in Kalocsa ausgeführten Beobachtungen von Sonnenflecken und Sonnenprotuberanzen. Er kommt auf Grund seines, sowie des von Prof. Wolfer in Zürich beigebrachten Beobachtungsmaterials zu dem Schluß, daß ein inniger Konnex zwischen den Sonnenflecken und den Sonnenprotuberanzen bestehen müsse, da Maximalhöhen der Protuberanzen zeitlich mit den Perioden der Sonnenfleckenminima zusammenfallen.

Dr. Hartwig (Bamberg) trägt über den vor einiger Zeit von Mrs. Flemming in Cambridge (Amerika) entdeckten veränderlichen Stern SS Cygni vor, der den gleichen merkwürdigen Typus zeigt wie der veränderliche Stern U Geminorum. Nach seinen, einen längeren Zeitraum umfassenden Beobachtungen hat dieser Stern am 30. September 1897 das Maximum seiner Helligkeit erreicht, am nächsten Tag war die letztere bereits um $2^1/_2$ Größenklassen gesunken. Ferner bemerkt der Vortragende, daß seiner Ansicht nach die in den letzten Tagen bekannt gewordenen Beobachtungen einer neuerlichen Verdichtung im großen Andromedanebel wahrscheinlich auf einer Verwechslung beruhen, da ein schwacher Stern unweit derjenigen Stelle im Andromedanebel steht, an der früher der neue Stern gesehen wurde.

Geheimrath Förster (Berlin) spricht über seine Bemühungen, die auf eine Unifikation des Kalenders, d. h. auf die allgemeine Einführung des gregorianischen Kalenders abzielen. Gegen die Einführung dieses Kalenders wird von Seiten der Anhänger des julianischen Kalenders häufig der Einwand geltend gemacht, daß man, wenn man die genaue Länge des tropischen Jahres zugrunde legen und Fehleranhäufung vermeiden wolle, nicht alle 100, sondern alle 128 Jahre einen Schalttag ausfallen lassen müßte, was aber zu großen Unzuträglichkeiten führen würde. Geheimrath Förster weist nach, daß dieser Einwand hinfällig ist. Der Fehler, der durch Beibehaltung des gregorianischen Kalenders entsteht, beträgt in 2000 Jahren im Maximum erst 17 Stunden.

Mit diesem Vortrage ist die heutige Tagesordnung erschöpft.

Nachmittags 4 Uhr fand sich die Versammlung auf Einladung von Prof. v. Eötvös vollzählig im physikalischen Institut der hiesigen Universität ein, zunächst zu einem kurzen Vortrag, in welchem Prof. v. Eötvös die theoretischen Grundlagen und instrumentellen Hülfsmittel seiner in der wissenschaftlichen Welt bereits seit 2 Jahren bekannten und gewürdigten Untersuchungen über Gravitation und Erdmagnetismus auseinandersetzte, an welchen Vortrag sich sodann eine Besichtigung der in Thätigkeit sich befindenden Instrumente anschloß. Die außerordentlich sinnreich erdachten Apparate und Beobachtungsmethoden des Hrn. Prof. v. Eötvös fanden die ungetheilteste Anerkennung aller Anwesenden.

Einen in jeder Beziehung glänzenden Abschluß fand die XVII. Versammlung der Astronomischen Gesellschaft durch ein von Seiten der Stadt Budapest im Saale des Hotels „Pannonia“ gegebenes Souper, bei welchem die Versammlung durch den Oberbürgermeister der Stadt in herzlichster Weise begrüßt wurde.

Der größte Theil der hier anwesenden Mitglieder der Astronomischen Gesellschaft wird auf Einladung der kgl. ungarischen Regierung morgen einen Ausflug nach Orsowa und nach dem Eisernen Thor unternehmen.

* Der „Revue scient." entnimmt „Prometheus" das folgende: Die Athmung der Seehunde, die bekanntlich sehr lange tauchen können, bevor sie wieder zum Athemholen an die Oberfläche steigen müssen, haben Jolyet und Sellier in einer Arbeit untersucht, die kürzlich in den Schriften der Zoologischen Gesellschaft von Arcachon (1896/97) erschienen ist. Sie verglichen das Sauerstoffbedürfniß eines Seehundes mit dem eines nur wenig leichteren gewöhnlichen Landhundes — der Seehund wog 15.50 kg, der Hund 13.40 kg, und es wäre richtiger gewesen, einen gleich schweren Hund zu wählen — und fanden, daß der Seehund in der Stunde 13.074 l Sauerstoff verbrauchte, während der Hund 9.377 l aufnahm. Die Kapazität der Lungen war beim Seehund viel größer (0.926 : 0.550) und das Blut konnte mehr Sauerstoff (30.9 ccm gegen 23.6 ccm) aufspeichern, um davon unter Wasser zu zehren, bevor das Thier wieder einathmen mußte.

* **Würzburg.** Der „Frkf. Ztg." wird von hier geschrieben: Der bayerische Kultusminister hat die medizinischen Fakultäten der drei bayerischen Hochschulen zu einem Gutachten darüber aufgefordert, ob es zweckmäßig sei, den Medizinern die Erwerbung des Doktor-Titels erst nach dem Staats-Examen zu gestatten. Die Antworten lauteten übereinstimmend, daß nur approbirte Aerzte zum Doktor-Examen zugelassen werden sollen. Um gewisse Härten zu vermeiden, werden die Bestimmungen im nächsten Wintersemester noch nicht in Kraft treten.

* **Berlin.** Wie verlautet, beabsichtigt man, dem Generalkonsul in Kairo einen Gelehrten beizugeben, welcher vorzugsweise ägyptologische Forschungen anzustellen haben wird. Es handelt sich also um eine ähnliche Vertretung der deutschen Wissenschaft auf dem Gebiete der Aegyptologie, wie sie schon in Rom und Athen für die klassische Archäologie besteht. — Die Ueberfüllung der deutschen technischen Hochschulen hat den Verein deutscher Ingenieure zu einer gleichlautenden Eingabe nebst Denkschrift an den Finanz-, den Handels- und den Kultusminister veranlaßt. Die Eingabe behandelt auch die Zulassung der Ausländer und gipfelt in folgenden Vorschlägen: 1. Wir erkennen an, daß im Falle der Ueberfüllung erst die Ansprüche der inländischen Studirenden befriedigt werden müssen; aber es ist wünschenswerth, daß die Maßregel des Ausschlusses der Ausländer nur vorübergehend in Wirkung bleibe; gegen die Erhebung eines höheren Studienhonorars von den Ausländern haben wir nichts einzuwenden. 2. Um die Ueberfüllung zu beseitigen und ungeeignete Elemente, insbesondere auch ausländische, vom Studium an den technischen Hochschulen fernzuhalten, empfiehlt es sich: a) die Aufnahmebedingungen zu verschärfen, sowohl gemäß den Beschlüssen des Vereins deutscher Ingenieure vom 29. Dez. 1896, als auch durch das Verlangen einer mindestens einjährigen Werkstattthätigkeit vor dem Studium; b) die Erfüllung der Aufnahmebedingungen von den Ausländern in mindestens demselben Maß zu fordern wie von den Inländern; c) die Zulassung zu den Uebungen von dem Nachweis der erforderlichen Vorkenntnisse abhängig zu machen; d) die von der Ueberfüllung betroffenen Hochschulen zu erweitern und die in Betracht kommenden Professuren doppelt zu besetzen; e) neue technische Hochschulen als vollständige und selbständige Anstalten zu errichten; f) durch vermehrte Errichtung und Pflege technischer Mittelschulen denjenigen, die heute noch in großer Zahl den technischen Hochschulen zugehen, ohne dafür die ausreichende Vorbildung zu besitzen, reichere Gelegenheit zu einer besser für sie geeigneten technischen Ausbildung zu geben.

* **Basel.** Der bisherige außerordentliche Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Boos ist zum ordentlichen Professor befördert worden.

* **Lemberg.** Die außerordentlichen Professoren Dr. Kasimir Twardowski und Dr. Alexander Skorski sind zu ordentlichen Professoren der Philosophie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Alois Reitmeyer. Denkschrift zum 150jährigen Jubiläum der Verlegung der Residenz des Fürstenhauses von Thurn und Taxis von Frankfurt a. M. nach Regensburg. Regensburg, M. Wasner (H. Schiele) 1898. — Goyau, Pératé, Fabre: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Deutsch von Karl Muth. Lieferung 17 und 18. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Benziger u. Co. 1898.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 3. Oktober Nummer 223.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar [illegible] München.

Uebersicht.

Die Utopie des Kollektivismus.

Von Saverio Merlino, dessen „Für und gegen den Sozialismus“ wir in Nr. 162 d. v. J. der Beilage einen Artikel gewidmet haben, ist kürzlich eine kleinere Schrift, „Die Utopie des Kollektivismus“[1]) erschienen, die an seine frühere Arbeit anknüpft. Nach einer Bezugnahme auf unsre Aeußerung, daß Merlino trotz des unparteiisch klingenden Titels nichts gegen den Sozialismus, sondern nur gegen einzelne historisch aufgetretene Richtungen des Sozialismus vorgebracht habe, folgt die Behauptung, seine Kritik bestätige nur die wesentlichen Wahrheiten des Sozialismus, und unmittelbar daran die gegen mißtrauische Gesinnungsgenossen gerichtete Versicherung, er sei noch immer Sozialist. Merlino, der verschiedenen Kritikern im feindlichen Lager antwortet, bemerkt selbst, daß nur wenige Sozialisten sich mit seinem Buche beschäftigt haben; er kommt daher gern in einer Nachschrift auf eine wohlwollende Besprechung des gemäßigten Marxisten G. Sorel zurück und beschwert sich zuletzt, daß gewisse Kritiker nicht den Muth haben, die Meinungen und Urtheile, die sie in den Kaffeehäusern zum Besten geben, zu Papier zu bringen.

An das so spezifisch italienische Kaffeehausleben, fast hätten wir geschrieben, an das hiesige Café Aragno in den späten Nachtstunden, werden wir auch im siebenten Kapitel erinnert, das über eine Polemik des Verfassers mit Enrico Malatesta, dem sozialistischen Anarchisten, berichtet. Der Letztere äußerte sich ungefähr so: „Wenn ich in ein Kaffeehaus komme und den von mir gewünschten Platz besetzt finde, suche ich mir einen anderen und bekomme vielleicht einen, wo ich vom Luftzuge leide. Wenn ich Leute miteinander sprechen sehe, die keinen fremden Zuhörer wollen, ziehe ich mich, so unbequem es mir auch sein mag, zurück, um ihnen nicht lästig zu fallen. Das thue ich aber als ein gut erzogener Mensch und ich würde mich schön bedanken, wenn mir eine Behörde über das im Kaffeehaus zu befolgende Betragen Vorschriften machen wollte. In wichtigen Dingen will ich noch mehr als sonst der Minderheit das Recht gewahrt wissen, daß sie nur freiwillig nachzugeben braucht.“ Merlino bemüht sich, dem im Kaffeehause so zartfühlenden Anarchisten begreiflich zu machen, daß diese „vom Bewußtsein der Nothwendigkeit bestimmte Freiwilligkeit“ nicht immer zu haben sei, Minderheit sei Minderheit, und konsequenterweise dürfte man selbst dann keinen bindenden Beschluß fassen, wenn auch nur ein Einziger seine Zustimmung versagte. Malatesta stellte das Dilemma auf: entweder gar keine Form sozialen oder kollektiven Schutzes gegen das Verbrechen, mit Ausnahme der zufälligen Vertheidigung von Seiten der Menge — oder die Polizei, die Regierung, die bestehende Ordnung der Dinge. Merlino hingegen, der selbstverständlich nicht annimmt, daß Malatesta sich ernstlich für die zweite Auffassung entscheiden werde, betont, zwischen dem jetzigen System und dem künftigen, das ein Ende aller verbrecherischen Thaten voraussetze, gebe es Platz für Zwischenformen, für eine Vertheidigung der Gesellschaft, die nicht als Funktion einer Regierung auftrete, sondern an jedem Orte, unter den Augen und der Kontrole der Bürger, wie irgend ein öffentlicher Dienstzweig auf dem Gebiete des Gesundheits- oder Transportwesens u. s. w., ausgeübt werde.

Der Hinweis auf die Möglichkeit solcher Zwischenstufen ist ein Verdienst Merlino's, wenn man sich erinnert, daß Bebel, Turati und Andere sich mit einigen wenigen Aufschlüssen mehr negativer Art über die künftige Organisation der gesellschaftlichen Interessen begnügen, als wenn mit einer etwas eingehenderen, für die Außenstehenden so wünschenswerthen Schilderung der einzuführenden Staatsordnung jene detaillirte Ausmalung des Zukunftsstaates gegeben wäre, auf die sie sich schon aus taktischen Gründen nicht einlassen können. Merlino glaubt mehr als andere Kritiker der jetzigen Verhältnisse an die Wirksamkeit des Gerechtigkeitssinns, der nach und nach die Psyche des Menschen, wie seine gesellschaftlichen Beziehungen umgestalte, dann aber auch wirthschaftliche Aenderungen hervorrufe. Die Weltgeschichte — so wenig er auch Anlaß hat, sich auf frühere Phasen der Gesellschaft zu besinnen — ist bei ihm nicht jener einförmige Verlauf des wirthschaftlichen Kampfes der Massen gegen die Wenigen. Auch in der vorliegenden Schrift wiederholt er, daß die Formen des Sozialismus angewandt werden könnten, um sein Wesen zu zerstören, und er polemisirt mit mehreren Sozialisten seiner Heimath, welche die Bedeutung des Programms der Minimalreformen nicht verstehen oder gar im Zweifel darüber sind, was eigentlich im Interesse ihrer Partei in erster Linie anzustreben sei.

Das dritte, „L'utopia collettivista“ überschriebene Kapitel hat es mit dem Beweise zu thun, „es gebe heutigestags viele wissenschaftliche Sozialisten, die sich von der sozialistischen Gesellschaft eine so falsche und phantastische Vorstellung machen, daß sie für wahre Utopisten gehalten werden müssen.“ Gegen das von Bellamy in seinen Romanen dargestellte System wendet Merlino ein, daß es eine fast vollständige Unterwerfung des Individuums unter die Gesellschaft voraussetze. Dasselbe müßte die von der Verwaltung für die Produktion festgesetzten Normen und den den Erzeugnissen beigelegten Werth, sowie die ihm zugewiesene Beschäftigung annehmen, von den ihm von der Gesammtheit gelieferten Dingen einen verständigen Gebrauch machen u. s. w. Wenn die Gesammtheit nicht für alle Bedürfnisse des Individuums sorgte, wenn dieses mit der ihm zugedachten Beschäftigung nicht zufrieden wäre, die

[1]) Der italienische Titel ist etwas ausführlicher: *Saverio Merlino:* L'Utopia collettivista e la crisi del „Socialismo scientifico“ und hat das Motto: Il y a deux socialismes; l'un métaphysique, l'autre pratique, expérimental et . . . positif. *Littré.* (Milano, fratelli Treves, editori 1898. 132 Seiten.)

Erzeugnisse seiner Arbeit nicht zu ihren Bedingungen abtreten wollte oder die ihm zu einem vorübergehenden Gebrauche eingeräumten Sachen nicht schonte, dann seien nur zwei Fälle möglich: entweder man zwinge das Individuum und das sei Despotismus, oder man thue es nicht und verfalle der Anarchie in der schlimmsten Bedeutung. (Ganz abgesehen von dem Falle, daß er die gewünschten Gegenstände gar nicht bekommt, müssen wir hinzusetzen.) Dem internationalen Rathe werde es ebensowenig gelingen, seine Tarife aufrecht zu erhalten, wie dem nationalen Rathe im inneren Verkehre.

Bebels Ausführungen in seinem Buche „Die Frau" setzt Merlino die Bedenken des gesunden Menschenverstandes entgegen. Die neue Bureaukratie, die alles voraussehen, beaufsichtigen und liefern soll, würde bald auch die Enthusiasten mißmuthig machen. Die Mehrheit würde sich dagegen auflehnen, daß man für ihre Rechnung und Gefahr Waaren herstellte, die schwer abzusetzen oder leicht verderblich sind, und die Minderheit müßte sich diese auf eine andere Art verschaffen. Das heißt, neben dem Unternehmen der Gesammtheit mit seinem komplizirten und superklugen Plane für die Gesammtproduktion würde das Privatunternehmen wieder aufleben. Die für Rechnung der Gesammtheit arbeitenden Individuen wären außerdem unfreier als diejenigen, die bald für den einen, bald für den anderen Arbeitgeber beschäftigt sind. Wenn die Kollektivverwaltung theuer wirthschaftete, würden die Arbeiter weniger für ihre Arbeit bekommen. Ausstände wären nicht mehr möglich, und Aufstände müßten an deren Stelle treten. Merlino erinnert sich auch der ästhetischen und geistigen Vortheile, die dem Einzelnen dadurch erwachsen, daß er an einem besonders schönen, gesunden, durch den Geschmack der Einwohner ausgezeichneten Orte wohnt. Was thut die Gesammtheit, wenn dieser Aufenthaltsort von Anderen gewünscht wird und die alten Bewohner nicht fortwollen? Der Verfasser beruhigt sich vielleicht bei dem Gedanken: „Wer die beste Wohnung am besten Orte eines Landes, außerdem die besten Kleider, die schönsten Unterhaltungen u. s. f., mit einem Worte das Beste von allem haben wollte, der wäre ein Egoist von der schlimmsten Art und sein Egoismus würde nicht geduldet werden." Wenn Klima und Lage die Arbeitsstunden untereinander sehr ungleich machen, so ist es mit der Arbeitsstunde als Werthmesser nichts. Rücksicht auf die spezifische Nützlichkeit des Produkts müsse zur Berechnung der Arbeitsdauer kommen, um einen brauchbaren Tauschwerth zu erhalten.

Nachdem Merlino sein Bedenken betreffs der Solidarität der Individuen erhoben hat, die erst in Wolkenkuckucksheim nicht mehr zwischen dem eigenen Produkte und dem der Anderen unterscheiden werden, nachdem er die Unterwerfung des Individuums unter die Gesammtheit zurückgewiesen hat, kommt er zu dem seit Adam Smith nicht mehr ganz neuen Schlusse, man müsse den Güteraustausch nach Angebot und Nachfrage regeln. Die Belohnung müsse für diejenigen Berufe wachsen, in denen es nothwendig sei, eine größere Anzahl von Arbeitern herbeizuziehen. Dies müsse nicht nur, wie Deville meint, für gefährliche, sondern auch für solche Arbeiten gelten, die eine besondere Fähigkeit beanspruchen. Und schließlich kann dem Boden, wie auch schon aus obigem hervorgeht, nicht der gleiche Werth zugeschrieben werden. Ein Grundstück mit einer Petroleumquelle könne beispielsweise nicht denselben Preis haben wie ein anderes, auf dem man kaum säen kann.

Der von den Kollektivisten ersonnenen, mit einer ungeheuren wirthschaftlichen Macht ausgestatteten Zentralgewalt traut Merlino nicht über den Weg. Vor allem könnte sie ihre Hauptaufgabe, die Billigkeit zum obersten Grundsatz im wirthschaftlichen Verkehr zu erheben, nicht erfüllen. Diese Aufgabe sei viel schwieriger, als die Sozialisten gewöhnlich glauben. Nach der Herstellung der Gleichheit der wirthschaftlichen Bedingungen sei es noch ein sehr saueres Stück Arbeit, diese Gleichheit zu bewahren. An die Stelle der Zentralregierung, die naturgesetzlich der Gesellschaft ihren Willen aufzwingen würde, müssen verschiedene technische Verwaltungen treten, wie schon in dem im Vorjahre besprochenen Buche des näheren ausgeführt ist. Während wohl alle ruhigen Beobachter darüber einig sind, daß den Kooperativgenossenschaften nur wenige zur Leitung geeignete Männer zur Verfügung stehen, muß Merlino von seinem Standpunkt aus empfehlen, daß den Verwaltern ungefähr so viel wie für jede andere sozial nützliche Arbeit bezahlt werde.

Da es nachgewiesenermaßen mit dem konsequenten Kollektivismus nicht geht, stellt Merlino den folgenden Grundsatz auf: „Die Bestimmung der Tauschwerthe und ebenso die Initiative der Produktion muß den Individuen und den Genossenschaften gelassen werden. Die Gesammtheit muß sich darauf beschränken, die Monopole und den übermäßigen Reichthum zu verhindern, indem sie die Renten an sich nimmt; die Gleichheit der Bedingungen festzuhalten, indem sie Allen (!?) aus dem Ertrag der Renten die Arbeitsmittel liefert; die Konkurrenz in gerechten Schranken zu halten und zu verhindern, daß diese sich in ihr Gegentheil, das Monopol, verwandle. (S. 67.) Merlino erläutert hierauf diesen Grundsatz. Einige wenige Industrien würden, da sie doch leicht zu Monopolen Anlaß geben, von der Kollektivität geleitet werden. Als direkte Eigenthümerin von Land und Kapital würde sie beides auf Zeit und unter gewissen Bedingungen abtreten, wozu auch die Bezahlung einer Rente gehört, deren Höhe nach der Nachfrage wechseln würde. Den Individuen müßten bei sonst gleichen Verhältnissen die Kooperativgenossenschaften vorgezogen werden, oder die Vereinigungen solcher Leute, die bereits am Orte wohnen, den Vereinigungen von Leuten, die von auswärts kommen. Oeffentliche Konkurrenzen müßten den Ueberlassungen vorausgehen, letztere dürften nur für eine gewisse Zeit erfolgen u. s. w. Den Mitgliedern der einzelnen Genossenschaften komme es zu, sich über die Bedingungen der Arbeit und ihrer Verwerthung zu verständigen, der Kollektivität hingegen, allgemeine Regeln aufzustellen, welche ein billiges Verfahren innerhalb der Genossenschaften und im Verkehr nach außen verbürgen. Anzuordnen wäre demnach: das Maximum der Arbeitszeit; das Lohnminimum, das indessen nicht für alle Berufe gleich zu sein braucht; die Beobachtung der hygienischen Bedingungen; die Oeffentlichkeit der Geschäftsführung, um die Kosten festzustellen und die Bildung von Monopolen zu verhindern; die den Rechten und Interessen der Minderheit gebührenden Rücksichten und dergleichen mehr. Ein neues Recht, die wirthschaftliche Gerechtigkeit, müsse ausgebildet werden. Die nach Merlino's Anschauungen modifizirte Kollektivität sei einer Großbank für die Ueberlassung der Arbeitswerkzeuge und einer großen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungsgesellschaft zu vergleichen. Mit den ihr zufließenden Renten sorgt sie für die öffentlichen Dienstzweige. Zu den wichtigsten derselben gehört es, solchen Individuen und Genossenschaften, die sie nicht haben, die erforderlichen Arbeitsmittel zu liefern, die aus besonderen Lagen sich ergebenden Monopole zu bekämpfen und den der Initiative entbehrenden Individuen Arbeit zu schaffen. In der letzteren Bemerkung sehen wir wieder den Gemüthsmenschen, der die Schwachen nicht vergißt. Auch macht es einen erfreulichen Eindruck, wenn man im Gegensatz zur Mitleidslosigkeit so vieler Sozialisten bei ihm findet, daß er nicht die steigende Verarmung der Massen herbeiwünscht, um zum sozialistischen Staat zu gelangen. Der Sozialismus mit seinem Hauptgrundsatz,

daß das Reich der Schmarotzer aufzuhören habe, komme nicht blos von den unteren, sondern auch von den oberen Klassen der Gesellschaft. Auch wolle der Sozialismus nicht eine Klasse auf Kosten der anderen erheben (siehe andrerseits die auf Herrschaft der Proletarier gerichteten Bestrebungen), sondern unter Steigerung der Produktion allen Menschen nützlich sein.

Der in ihrer drohenden Allmacht beschränkten, aber immer noch sehr idealisirten Kollektivität würde es möglich sein, einen Zustand zu schaffen und zu bewahren, in dem nur solche Differenzen fortbestehen, die als Antriebe für die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten wirken. Die Kooperation würde die Regel, die Privatindustrie die Ausnahme werden. Nach und nach würden sich die Empfindungen der Menschen der neugeschaffenen Ordnung der Dinge anpassen. Mit einer geschickten Wendung heißt es nämlich, die Bildung der Solidaritätsempfindungen sei nicht die Voraussetzung, sondern die Folge des Sozialismus. Nachdem sich Merlino, abgesehen von den oben erwähnten Mittelformen, die Einführung des Sozialismus durch eine Abstraktion von dem thatsächlichen Verhalten der Menschen erleichtert hat, kann er den Gegnern zugestehen, daß es auch unter der Herrschaft des Kollektivismus in den fürs Ausland arbeitenden Industrien Ueberproduktion und Krisen geben kann. Bei allen erdenklichen Systemen sei eine schlechte Ernte aber durch eine Aenderung in den Betriebsmethoden oder in den Bedürfnissen eine Störung möglich.

Rom. Joseph Schuhmann.

Bemerkungen über Land und Volk der Masuren.

Von H. Singer.

I.

Nicht eine Monographie über Land und Volk der Masuren erwarte man im folgenden — dafür ist die Zeit noch nicht gekommen; denn es fehlt an einigermaßen gleichwerthigem Material dazu. Verfasser hat zwar das Land seit Jahren die Kreuz und Quer durchwandert und mancherlei Beobachtungen sammeln können; aber Spezialuntersuchungen irgendwelcher Art vorzunehmen war er nicht in der Lage. Der Leser nehme daher die vorliegenden Skizzen als das, was sie sind: als eine Reihe von Bemerkungen und Betrachtungen namentlich volkskundlicher, dann auch sprachlicher, verkehrs- und wirthschaftsgeographischer Art. Vielleicht wird man diese oder jene Thatsache, den einen oder anderen Gesichtspunkt als neu befinden.

Die Frage nach der Ausdehnung des Masurenlandes wird von Krosta (Land und Volk in Masuren. Progr. Königsberg 1875, S. 5) kurz dahin beantwortet: Masuren reicht so weit, als der masurische Dialekt von einer evangelischen Bevölkerung gesprochen wird. Zur Erklärung dieser Definition seien hier zunächst einige geschichtliche Bemerkungen eingeschaltet.

Nachdem der deutsche Orden nach 50jährigen Kämpfen mit der schließlichen Unterdrückung auch der Galindier und Sudauer sämmtliche preußischen Stämme unterworfen hatte, beließ er an den Grenzen, im Süden gegen das polnische Herzogthum Masovien, im Osten gegen die heidnischen Litauer einen 10—20 Meilen breiten Streifen Urwaldes, den man die „Wildniß" nannte. Diese schützte einmal das bald zu hoher Blüthe gelangende Ordensland, während der Orden gleichzeitig unter ihrem Schutz seine Einfälle in das Gebiet der Litauer mit Muße vorbereiten und unvermuthet zur Ausführung bringen konnte. Mit den Litauern nämlich hatte der Orden damals keine geordneten Beziehungen; er durfte solche ja auch nicht unterhalten, da seine Aufgabe eben die Bekehrung, d. h. die Unterwerfung oder Vernichtung der Heiden war — und zu diesen gehörten auch die Litauer. Zahllos sind infolgedessen jene „Kriegsreisen" ins Litauerland, die mehr einem blutigen Sport als einem ehrlichen Kampfe glichen. Zunächst war die Wildniß ihrem Zweck entsprechend nahezu unbewohnt, doch schob der Orden bald einige Burgen dorthin vor, die ihm als Stützpunkte für seine Unternehmungen dienten. Auch im Süden, in der Grenzwildniß mit Masovien, gab es deren; zwar hatte dessen Herzog einst die Ritter zum Schutze seines Reiches gegen die wilden Nachbarn, die Preußen, ins Land gerufen — allein der Orden konnte nicht wissen, wie sich einmal sein Verhältniß zu Masovien gestalten würde. Im 14. Jahrhundert aber schon gestattete der Orden masovischen, d. h. polnischen Ansiedlern die Niederlassung in der Wildniß. Aus den einwandernden „Masoviern" machte deutscher, vielleicht auf das Litauische zurückgreifender Sprachgebrauch „Masuren", und das besiedelte Land hieß die „Masau". Der Zuzug dauerte lange Jahrzehnte hindurch fort, und so kam in diesen Gebieten schon frühzeitig das polnische Element in kompakter Masse zur Geltung, während nördlich davon die deutschen Kolonisten des Ordensstaates saßen. Jene Ansiedler polnischen Stammes waren und blieben indessen unmittelbare Unterthanen des Ordens, selbst als dieser dem Polenreiche, dem 1526 auch das Herzogthum Masovien zufiel, nach dem zweiten Thorner Frieden von 1466 lehnspflichtig wurde. Und als mit der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogthum die Reformation eingeführt wurde, traten die masovischen Unterthanen, d. h. die Masuren, mit den übrigen zur Konfession der Protestanten über. Ihre Geschicke waren mit denen des Ordenslandes verbunden. Losgelöst von ihren Stammesgenossen im großen Polenreiche, verloren die Masuren auch das Bewußtsein dieser Stammesgenossenschaft, und die Erschütterungen, die den endlichen Untergang des Piastenreiches begleiteten und die in den späteren Aufständen zutage tretenden Zuckungen gingen spurlos an dem Völkchen vorüber, das für die großpolnischen Bestrebungen kein Verständniß zeigte — bis auf diesen Tag. Unter solchen Verhältnissen ging im Laufe der Jahrhunderte auch die polnische Sprache der Masuren ihren eigenen Entwicklungsgang, sie artete in dem Maße aus, daß heute besonders der östliche Masur einen Polen aus Westpreußen oder Posen kaum noch versteht. Es entstand der masurische Dialekt, der wiederum verschiedene Schattirungen in den einzelnen Theilen der Landschaft aufweist, und dieser Dialekt wird von einer evangelischen Bevölkerung gesprochen.

Wir kommen damit auf die oben erwähnte Definition Krosta's zurück. So annehmbar sie klingt — es ergeben sich dabei mancherlei Schwierigkeiten. Die Verbreitung der masurischen Sprache nimmt ab, und ehemals war das noch weit mehr der Fall als jetzt. Heute verliert sie an Gebiet — unmerklich fast — durch einen Prozeß, der von den Verkehrszentren, den Städten und großen Kirchdörfern ausgeht; früher wich sie an der Peripherie Schritt vor Schritt zurück. Ueberwiegend masurisch wurde vor einigen Jahrzehnten noch im Kreise Angerburg gesprochen, zum Theil auch im Rastenburger Kreise. Heute rechnet man wohl noch den ersteren zu Masuren, den letzteren jedoch nicht mehr.[1] Wie weit reicht nun also Masuren? So weit der Dialekt gesprochen wird oder gesprochen wurde? Soll der Begriff Masuren sich immer weiter verengern, je mehr sich das Verbreitungsgebiet der Sprache zusammen-

---

[1] Nach A. Harnoch, Chronik und Statistik der evangelischen Kirchen in den Provinzen Ost- und Westpreußen (Neidenburg 1890), gibt es im Rastenburger Kreise noch drei Kirchspiele, zu denen Masuren gehören: zu Drengfurth 21, zu Rastenburg 150 und zu Schwarzstein 30.

zieht? Dann wird es also eines Tages keine Landschaft Masuren mehr geben? Es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß der Name noch fortbestehen wird, wenn die Sprache längst erloschen ist. Andrerseits rechnet heute Niemand mehr Rastenburg oder gar die Landschaft Barten zu Masuren, obwohl dort einst masurisch gesprochen wurde. Aus der Krosta'schen Definition ergeben sich hier also Schwierigkeiten, und ich wage nicht zu behaupten, daß sie sich durch die folgenden Bemerkungen, die ich mir gestatte, lösen oder umgehen lassen.

Es beginnt sich in unsern Tagen der historisch-sprachliche Begriff „Masuren" in einen physisch-geographischen zu wandeln. Wenn der Ostpreuße heute von Masuren redet, stellt er sich darunter nicht mehr das masurische Sprachgebiet, sondern den preußischen Theil der baltischen Seenplatte vor. Masuren ist ihm das „Land der Seen", nicht das Land der masurischen Sprache. Und das Seengebiet ist ja fast identisch mit dem heutigen Verbreitungsgebiet der masurischen Sprache. Sie weicht, wie schon angedeutet, seit den letzten Jahrzehnten nicht mehr an den Grenzen gegen das deutsche Sprachgebiet zurück, sondern wird aus dem Innern des Landes heraus allmählich, wenn auch zur Zeit noch sehr langsam vernichtet. Diese auffällige Erscheinung, dieser Stillstand im Germanisirungsprozeß ist, wie ich glaube, auf rein orographische Verhältnisse zurückzuführen. Wälder und Seen wirken an den Grenzen scheidend und schützend ein. Wir können das sehr gut im Nordosten verfolgen. Da geht die nördliche Verbreitungsgrenze der Masuren durch die Kirchspiele Dubeningken,[1]) Gurnen, Grabowen (alle im Goldaper Kreis), dann im Süden der Rothebuder Forsten und Seen entlang, durch die Seenlandschaften der Kirchspiele Kruglauken und Kutten westwärts bis zum Mauersee. Im Kirchspiel Dubeningken zunächst sitzen die 600 Masuren im Süden des Czarner Sees, der sie vom engeren Verkehr mit den am Nordufer wohnenden Deutschen abschließt, während sie sich im Süden an die kompakteren Massen ihrer Sprachgenossen im Oletzkoer Kreise anlehnen (hier 56.5 Proz. Deutsche und 43.5 Proz. Masuren) und auch geschäftlich weniger mit der rein deutschen Kreisstadt Goldap, als mit dem nahen großen masurischen Kirchdorf Mierunsken kommuniziren. Weiterhin, im Gurner und Grabower Kirchspiel (100, resp. 260 Masuren unter 3300, resp. 5900 Seelen), halten sich die wenigen Masuren im Seesker Bergland, das nahezu eine Welt für sich bildet und dessen meist ärmliche Bevölkerung überhaupt wenig mit den Umwohnern in Verkehr tritt. Das Kirchspiel Benkheim, das sich im Südwesten an das Grabower anschließt, zählt zwar auch noch 120 Masuren, doch werden diese bald absorbirt sein. Die gesicherte Sprachgrenze geht vielmehr von Grabowen nach Süden um die gewaltigen Rothebuder Forsten und Seen herum, die besonders gut den südlich davon liegenden masurischen Besitzstand sichern: Kirchspiel Czychen (Kreis Oletzko) 4300 Deutsche, 1500 Masuren, Orlowen (Kreis Lötzen) 1550 Deutsche und schon 2200 Masuren. Die wenigen Ortschaften der genannten Forsten sind zumeist masurisch, diese selbst also eventuell auch zu Masuren zu rechnen. Westlich davon bis zum Mauersee werden die Masuren wieder durch die vielen kleineren und größeren Seen geschützt, wenn diese Seen den Verkehr auch nicht so unterbinden, wie die Forsten: Kirchspiele Kruglauken, Possessern und Kutten (Kreis Angerburg) zusammen 7660 Deutsche und 2600 Masuren. Das nördlich davon liegende Angerburg ist schon völlig deutsch. Wesentliche Verschiebungen haben die mitgetheilten Zahlen in den letzten Jahren nicht erfahren. — Westlich vom Mauersee läßt sich die befestigte Nordgrenze des masurischen Sprachgebiets ähnlich erklären, bis dann das katholische Ermland eine Grenze anderer, konfessioneller Art bildet. Ueberall in jenem Gebiet, das wir soeben durchwandert, hat bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein die masurische Sprachgrenze viel weiter nach Norden gereicht, jetzt aber hält sie sich konstant. Die ehemaligen und heutigen Verhältnisse an der masurischen Sprachgrenze legen einen Vergleich nahe mit einem Streit zwischen zwei Kämpfern, einem schwächeren — dem Masuren, und einem stärkeren — dem Deutschen. Solange der Erstere den Kampf im offenen Gelände, dem hindernißfreien Norden aufzunehmen genöthigt war, mußte er immer weiter zurück, bis er auf ein für die Vertheidigung geeignetes Terrain gedrängt wurde; hier aber, in seiner Seenseite, setzte er sich fest und behauptete sich mit Erfolg. — Aus diesen Bemerkungen mag man vielleicht den Schluß ziehen: Masuren reicht so weit und wird so weit reichen, als heute im ostpreußischen Seengebiet der masurische Dialekt gesprochen wird. So wäre meiner Ansicht nach die Definition Krosta's zu modifiziren.

Es war oben davon die Rede, daß heute der masurischen Sprache von den Städten aus Abbruch geschieht, wenn auch nur in sehr beschränktem Maße. Der Masur hängt nicht deßhalb zähe an seiner Sprache, weil er sie etwa für besonders schön hält oder auf seine Nationalität als Masur stolz ist oder gar aus Abneigung gegen den Deutschen oder die deutsche Sprache. Keineswegs. Der Litauer klammert sich heute schon aus Prinzip an seine Sprache; er ist sich dessen bewußt, daß sie schwindet, und versucht, durch friedliche Agitation in Wort und Schrift (litauische Zeitungen) diesem Schwinden Einhalt zu thun. Der Masur dagegen hat jenes Bewußtsein und jenes Ziel nicht. Er hängt aus Gewohnheit an seiner Muttersprache, weil sie ihm geläufig, bequem ist. Beileibe nicht will er „Pollack" (d. i. Pole) genannt werden; er fühlt sich vielmehr als „Prussack" (Preuße) mit Leib und Seele, und der König von Preußen hat keinen treueren Unterthan. Zu seinem König hegt der Masur ein volles, sozusagen naiv-kindliches Vertrauen. Während der Litauer im Bestreben, sein Litauerthum zu schützen, sich heute bei den politischen Wahlen vielfach zur Opposition schlägt und daher mancherlei Maßnahmen ausgesetzt ist, die jenen seinen Bestrebungen entgegenarbeiten — hat man den Masuren bisher völlig gewähren lassen. — Die Schulverhältnisse sind in Masuren — anders wie in Litauen — noch sehr der Besserung bedürftig; der deutsche Lehrer ist einer überfüllten Klasse masurischer Dorfkinder gegenüber in seiner deutschen Arbeit oft zu schwach, und so paralysirt das Elternhaus mit Leichtigkeit den germanisirenden Einfluß der Schule. In den Städten und Kirchdörfern geht der masurische Bauer begreiflicherweise zu dem Kaufmann, wo er in masurischer Sprache handeln kann, und der Geschäftsmann wiederum muß dem Rechnung tragen und hält nur Angestellte, die auch masurisch sprechen. Der Rechtsanwalt in der masurischen Kleinstadt hat Leute, die die Sprache des Bauern verstehen; im Verkehr mit den Behörden und vor Gericht stehen amtlich bestellte Dolmetscher zur Verfügung — alle diese Momente wirken zusammen und ergeben die Folge, daß die Sprache des Masuren zur Zeit nur unmerkliche Einbuße auch von den Städten aus erleidet.

Zahlenmäßig ist der wahre Besitzstand der masurischen Sprache sehr schwer festzustellen. Die Volkszählungen rechnen als Masuren alle diejenigen evangelischen Bewohner des Landes, die lediglich des Masurischen mächtig sind und Deutsch nicht verstehen. In Wirklichkeit aber ist die Zahl

[1]) Dubeningken ist das einzige Kirchspiel in Deutschland, wo der Gottesdienst abwechselnd in drei Sprachen gehalten wird, nämlich Deutsch, Polnisch und Litauisch. Unter 6000 Eingepfarrten befinden sich 600 Masuren und 200 Litauer (nach Harnoch a. a. O.). Die wenigen Litauer stellen ein Sprachgebiet dar, das durch die vorgelagerte Rominter Heide geschützt wird, ebenso wie im ostwärts benachbarten Kirchspiel Szittkehmen.

der Masuren sehr viel größer. Wer das Masurische als Umgangssprache gebraucht, obwohl ihm nebenher das Deutsche mehr oder minder geläufig ist, muß ebenso als Masur gelten wie der des Deutschen gänzlich Unkundige. Die Bewohner der Städte und größeren, an den Verkehrsstraßen liegenden Dörfer verstehen fast ausnahmslos alle gut Deutsch und verleugnen das auch nicht, wenn man sie deutsch anredet; sie geben vielmehr sehr bereitwillig in deutscher Sprache Auskunft und sind mitunter sogar so höflich, sich des Deutschen zu bedienen, wenn ein Deutscher, der nicht Masurisch versteht, in ihrem Kreise weilt. Zutreffender mit Bezug auf die Frage, wie groß heute noch die Zahl der Masuren ist, erscheinen daher die Angaben der Pfarrämter. Diese sind in der Lage, ziemlich genau zu wissen, wer aus dem Kirchspiel den deutschen und wer ausschließlich den masurischen Gottesdienst besucht. Fleißige Kirchengänger sind zudem die Masuren alle, es kann dem beobachtenden Pfarrer also kaum Jemand entgehen. Andrerseits darf man darauf rechnen, daß die Zahl derjenigen Pfarrkinder, die dem masurischen Gottesdienst anwohnen, nicht nur alle Stockmasuren umfaßt, sondern auch alle die Leute, die ihrer Muttersprache im gewöhnlichen Gebrauch den Vorzug vor dem Deutschen geben. So ergibt sich aus der Kirchspielstatistik des Harnoch'schen Buches ums Jahr 1890 eine Gesammtzahl von 265,000 Masuren, während die offizielle Volkszählung für 1890¹) von 102,800 in Ostpreußen wohnenden, von 105,750 Masuren überhaupt spricht. Krosta (a. a. O. S. 6) rechnet für die Mitte der 70er Jahre 266,000 Masuren heraus, also fast genau dieselbe Zahl wie die kirchliche Statistik für 1890. Vorausgesetzt, daß Krosta den Begriff „Verbreitung der masurischen Sprache" ebenso aufgefaßt hat, wie jene kirchliche Statistik, so darf man aus diesen Zahlen ebenfalls den Schluß ziehen, daß die masurische Sprache in einem Zeitraum von 15 Jahren eine Einbuße nicht erlitten hat. Zum weiteren Vergleich gebe ich noch einige Zahlen aus älterer und neuerer Zeit aus verschiedenen Quellen, kann jedoch auch hier nicht sagen, wie die betreffenden Autoren gerechnet haben. Die masurische Bevölkerung betrug in Prozenten von der Gesammteinwohnerschaft (nach den Kreisen):

Jahr	Angerburg	Oletzko	Lyck	Lötzen	Johannisburg	Sensburg	Ortelsburg	Neidenburg	Osterode
1837²)	32.0	78.0	87.7	87.3	89.0	84.9	88.5 (1848)	?	?
1860³)	16.4	57.6	76.8	64.5	82.4	74.7	?	?	?
1875⁴)	5.2	59.5(?)	67.8	47.3	79.2	53.3	?	?	?
1890⁵)	8.7	43.7	75.3(?)	44.9	83.0(?)	59.5(?)	85.1	88.5(?)	56.5

Zu dieser für den Regierungsbezirk Königsberg leider sehr lückenreichen Tabelle wäre zu bemerken: auffällig ist, daß in den Kreisen Lyck, Johannisburg und Sensburg um 1890 ebensoviel Masurisch gesprochen wurde, wie 30 Jahre früher, während die Zahlen für 1875 bedeutend niedrigere Prozentsätze verzeichnen. Im Kreise Ortelsburg wurde 1890 fast ebensoviel Masurisch gesprochen, wie 1848. Die Zahlen von 1875 in der Tabelle beruhen wahrscheinlich auf einem anderen Schätzungsprinzip (Volkszählung?). Offenkundig ist der Rückgang des Masurischen in Angerburg, Oletzko und Lötzen bis 1890; ob dieser Prozeß sich hier in demselben Tempo weiter vollzieht, erscheint fraglich. Besonders viel Masurisch wird heute in den Kreisen Lyck, Johannisburg, Sensburg (Regierungsbezirk Gumbinnen) und Ortelsburg, Neidenburg, Osterode (Regierungsbezirk Königsberg) gesprochen. Die Zahl für Neidenburg ist unsicher.

Es gibt übrigens auch Beispiele dafür, daß das Masurische sich auf Kosten des Deutschen ausdehnt und das letztere absorbirt. So war das Kernsdorfer Bergland im Süden des Kreises Osterode ursprünglich eine deutsche Enklave in stockmasurischer Umgebung. Dieses Bergland war früher von Wäldern überzogen, bis der Besitzer derselben deutsche Ansiedler aus der Saalfelder Gegend herbeizog, die die Forsten rodeten und sich auf dem gewonnenen Boden niederließen. Das war nach dem Jahre 1830. Seitdem gewann die Sprache der ringsum wohnenden Masuren, auf deren Verkehr die Ansiedler angewiesen waren, im Kernsdorfer Bergland immer mehr Verbreitung, und heute hört man unter der dortigen Bevölkerung mindestens ebensoviel Masurisch wie Deutsch.

Wenn sich nun zwar nach alledem ein erheblicher Rückgang der masurischen Sprache in den letzten Jahrzehnten nicht konstatiren läßt, so schwindet masurische Eigenart und Sitte zusehends; ja, streng genommen kann von einer solchen kaum noch die Rede sein. In seiner Tracht unterscheidet sich der Masur in nichts mehr vom deutschen Bauern und Arbeiter, und seine Lebensführung bietet nichts eigenthümliches. Im Schwinden begriffen ist auch die nationale Poesie. Die alten Volkslieder und Volksweisen kennt man zwar noch vielfach, aber man pflegt sie nicht, und so gerathen sie bei der jüngeren Generation in Vergessenheit. Zum Vortrage der Volksweisen gehörte die Fidel. Auch die ist verschwunden, und Sonntags spielt im Kruge der Musikant auf der moderneren, von auswärts importirten Handharmonika die üblichen Gassenhauer zum Tanze auf, die auf ihrem „Siegeszuge" nach Jahren auch schließlich in die entferntesten masurischen Heidedörfer gelangen; wenn diese Melodien anderwärts dem Hörer schon Unbehagen verursachen, entzücken sie noch den Masuren, der sie ebenso gern singt mit all ihren zotigen Varianten, wie die Gassenjungen der großen Städte. Nach weit verbreiteter Ansicht sollen die Masuren ein Nationallied haben, das in deutscher Uebersetzung mit den Worten „Wild fluthet der See" beginnt. Thatsache ist, daß es zu dieser „Uebersetzung" kein masurisches Original gibt. Dem Text und der Melodie liegen zwar masurische Motive zugrunde, und die gebildeteren deutschen Bewohner Masurens singen es bei jeder Gelegenheit; allein der Masur kennt es nicht, er hat kein Nationallied, denn er fühlt sich nicht als „Nation". Ein Deutscher hat es gedichtet und komponirt, das alte Königsberger studentische Korps der „Masuren" hat es zu seinem Farbenlied gewählt, und so mag es wohl gekommen sein, daß dem Masuren ein „Nationallied" oktroyirt wurde, an dem er unschuldig ist. Aehnlich liegt die Sache mit den masurischen „Landschaftsfarben" Blau-Weiß-Roth, die die Farben eben jenes Korps sind und heute als Landesfarben Masurens gelten. Beides sind Spielereien, in denen sich heute die Deutschen Masurens gefallen; der Masur selbst ist viel zu sehr Naturkind, um auf den Gedanken zu kommen, er müsse Nationallied und Farben haben. Solche Dinge entsprechen gar nicht seinem Bildungsstand. Wie schon bemerkt, ist der Masur auf seine Nationalität keineswegs stolz, daher hat er auch nicht das Bedürfniß, diese durch Aeußerlichkeiten, wie Lied und Farben zu bethätigen. Der gebildete Masur aber, der diese Mode mitmacht, ist nicht mehr der unbewußt deutsch fühlende, echte Masur, sondern mit Bewußtsein, d. h. in Sprache, Gedankengang und ausgesprochenem Empfinden Deutscher.

Der Masur hat noch heute einen recht schlechten Ruf; er gilt für indolent, trunksüchtig und stumpfsinnig. Ich kann mich diesem Urtheil nicht anschließen. Der Masur ist nicht besser, aber auch nicht schlechter als der deutsche

¹) 1895 wurde die Muttersprache nicht aufgenommen; für dieses Jahr fehlt also die amtliche Zahl.

²) Meyer, Topographie des Regierungsbezirkes Gumbinnen.

³) Kühnast, Statistische Mittheilungen über Litauen und Masuren. Gumbinnen 1863.

⁴) Weiß, Preußisch-Litauen und Masuren. Altenburg 1879.

⁵) Harnoch, a. a. O.

Bauer des Ostens. Wenn von einer Indolenz die Rede sein kann, so beruht sie in der Bedürfnißlosigkeit des Masuren. Er arbeitet allerdings nicht gern mehr als gerade nöthig. Bedenkt man, daß es in Masuren überhaupt oft schwer ist, dem entweder mit Steinen übersäeten oder sandigen Boden etwas abzuringen, und daß dieses thatsächlich geschieht und der Masur sein bescheidenes Auskommen findet; so kann es mit der Trägheit nicht so schlimm sein. In Gegenden mit besserem Boden gibt er heute seinem deutschen Nachbar nichts nach, und er versteht sich auch zur Einführung von allerhand Neuerungen, wie zur Benutzung landwirthschaftlicher Maschinen, Anwendung künstlicher Düngung rc. Auch seine Bedürfnisse wachsen dann. Daß der Masur gern „einen über den Durst“ trinkt, ist richtig; solchen widerlichen Kneipenbildern, wie in den Großstädten, begegnet man indessen in Masuren nicht, und ich habe in den ostpreußischen Dorfkrügen unter masurischer Bevölkerung nicht andere oder schlimmere Scenen beobachtet, als in solchen in rein deutschen Gegenden. Der Masur ist auch nicht stumpfsinnig und bildungsunfähig. Daß die Dorfschule in Masuren gewöhnlich unter starker Kinderzahl zu leiden hat, habe ich schon angedeutet; hier ist also nicht viel zu erwarten. Es ist aber z. B. eine Thatsache, daß masurische Kapitulanten in ostpreußischen und anderen Regimentern überaus tüchtige Unteroffiziere abgeben, die zwar anfangs mit der deutschen Sprache auf schlechtem Fuße stehen, durch Energie, Fleiß und Begabung aber bald die Schlacken abwerfen und ihre deutschen Kameraden selbst im positiven Wissen mitunter übertreffen. Der Masur denkt auch über die „höchsten Probleme“ nach; so unterbreitete mir einmal ein stockmasurischer Bauer folgende Frage, die ihm keine Ruhe lasse: Wenn einer gestorben sei, dann sage man, der Todte stehe nun vor seinem höchsten Richter. Andrerseits werde gelehrt, daß erst in ferner Zukunft, im jüngsten Gericht, über Gerechte und Ungerechte abgeurtheilt werden würde. Wie lasse sich beides vereinigen? Sei die erste Aburtheilung unmittelbar nach dem Tode nur provisorisch? — Daß der Masur gastlich, dem Fremden gegenüber bescheiden, und, ohne auf Entschädigung zu spekuliren, dienstbereit und gefällig ist, läßt man gewöhnlich außer acht. Daß er diese Eigenschaften hat, erfährt Jeder, der auf Wanderungen im Lande das Entgegenkommen der Leute in Anspruch nehmen muß.

Die Masuren sind evangelische Protestanten und werden es auch voraussichtlich bleiben. Hier und da allerdings neigt der Masur sich den auf einfache Gemüther stark einwirkenden Aeußerlichkeiten der katholischen Kirche zu. Das katholische Ermland reicht mit den Kreisen Allenstein und Rössel tief in Masuren hinein, und von dort aus wird eine Propaganda betrieben. Namentlich die überwiegend masurischen Kreise Sensburg und Ortelsburg, die unmittelbar ans Ermland grenzen, haben viele katholische Kirchen, doch steht die Stärke ihrer Gemeinden, soweit wirkliche Masuren in Betracht kommen, sowie die Zahl erfolgter Uebertritte von Masuren zum Katholizismus in keinem Verhältniß zur Anzahl jener Kirchen und den Anstrengungen der Propaganda. „Die Zunahme der Katholiken in Masuren rührt vor allem von der planmäßig unter Gewährung von Hypothekendarlehen aus kirchlichen Fonds beförderten Besiedelung von Bauern- und Käthnergrundstücken durch deutsche und durch polnisch redende katholische Ermländer her. Diese Grundbesitzer haben dann auch katholisches Gesinde und katholische Instleute nach sich gezogen“ (Kirchlich-protestantische Auffassung, in der „Königsb. Hart. Ztg.“ vom 28. Oktober 1896). Wenn also der Katholizismus in einzelnen Theilen Masurens Fortschritte macht, geschieht das durch bereits katholische Einwanderer, nicht aber gewinnt er seine Bekenner aus der Mitte der masurisch-evangelischen Bevölkerung. Dieser Prozeß ist schon sehr alt. Ein neueres Datum tragen dagegen die großpolnisch-katholischen Bemühungen, in Masuren festen Fuß zu fassen und die bis jetzt dafür indifferenten Masuren für in letzter Linie deutschfeindliche Bestrebungen zu gewinnen. Man wirft heute vielfach mit Unrecht jene rein konfessionelle Propaganda mit der politischen zusammen. — Diese rein politischen Verhältnisse können an dieser Stelle nicht näher erörtert werden; nur soviel sei bemerkt, daß die Furcht, die Masuren könnten jetzt noch für die nationalpolnische Sache gewonnen werden, nicht gerechtfertigt erscheint. Schon oben war davon die Rede, daß die Masuren für polnische Aspirationen kein Verständniß und keine Gegenliebe haben.

Relativ am stärksten sind die Katholiken in folgenden masurischen Kreisen vertreten: In Neidenburg gab es nach der Volkszählung von 1895 unter 57,941 Einwohnern 7834 Katholiken, in Osterode unter 72,961 Einwohnern 6863, in Ortelsburg unter 73,564 Einwohnern 6971, in Sensburg unter 49,392 Einwohnern 3248 und in Lyck unter 56,888 Einwohnern 1078 Katholiken.

Der katholisch-konfessionellen Agitation entgegen wirkt in Masuren noch die mitunter jetzt zutage tretende Abneigung sogar gegen die Aeußerlichkeiten des protestantischen Gottesdienstes und das Streben, ohne priesterlichen Beistand die Andachten und sonstige der Funktion des Pfarrers zufallende kirchliche Verrichtungen vorzunehmen. Die extremste Richtung, der Baptismus, hat namentlich im Ortelsburger Kreise einigen Boden gewonnen und verfügt da auch über Bethäuser. Andere sektirerische Bestrebungen haben in Masuren aus Litauen und aus rein deutschen Gegenden Eingang gefunden. Hieher gehört u. a. die Sekte der Kokatianer, die ums Jahr 1890 von einem gewissen Kokat in Tilsit gegründet wurde. Sie mag zur Zeit über 1000 Anhänger in Masuren zählen und besitzt ebenfalls zwei oder drei Bethäuser. Prinzip dieser Sekte ist die strenge Enthaltung von allen geistigen Getränken und weltlichen Genüssen; ihre Glaubenslehre unterscheidet sich aber sonst kaum von der der evangelischen Kirche, wie denn auch die meisten Mitglieder dieser Gemeinschaft die evangelischen Kirchen besuchen und am Abendmahl theilnehmen. Diese aber und alle anderen Sekten haben, wie betont sein mag, unter den Masuren im Verhältniß kaum mehr Anhänger gefunden als anderwärts und kommen in der Masse der streng kirchlichen Masuren wenig in Betracht.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die **Milchstraße** zieht in flach gewölbtem Bogen vom nordöstlichen zum westlichen Horizont, wobei sie den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei nicht mehr ganz gleiche Hälften theilt. Die in ihr liegenden Sternbilder der **Cassiopeja** und des **Cepheus** gehen eben, nur einige Grad nördlich vom Zenithpunkt, durch den Meridian, während die im westlichen Arm der Milchstraße glänzenden Sternbilder des **Adlers**, des **Schwans** und der **Leier** mit dem durch ihre hellsten Sterne gebildeten Dreieck **Atair-Deneb-Wega** nur noch in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont stehen.

Im Nordwesten sind die Sternbilder der **nördlichen Krone** und des **Hercules** im Untergang begriffen; im Südwesten stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder des **Steinbocks**, des **Wassermanns** und des **Füllens**; der **südliche Fisch** mit dem funkelnden Stern **Fomalhaut** steht immer noch tief im Süden. Nahe dem Meridian und etwa 20° südlich vom Scheitelpunkt steht das Sternbild des **Pegasus**, etwas südlich von diesem, in der Nähe des Himmelsäquators, kulminirt das wenig sternreiche Sternbild der **Fische**.

In mäßiger Höhe über dem südöstlichen Horizont erblicken wir das über einen Bogen von beiläufig 40° in Rektascension sich erstreckende Sternbild des Walfisches. Im Osten ist der Fluß Eridanus eben aufgegangen; in größerer Höhe steht daselbst das Sternbild des Stiers mit dem Stern 1. Größe Aldebaran und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden, ferner die Sternbilder des Widders, des Dreiecks und der Andromeda. Letztere steht dem Scheitelpunkt schon ziemlich nahe, in ihr befindet sich der bekannte, auch dem freien Auge (als schwaches Lichtwölkchen) erkennbare langgestreckte Andromeda-Nebel.

Im nordöstlichen Arm der Milchstraße steht in mäßiger Höhe das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern 1. Größe Capella und zwischen der letzteren und der Cassiopeja das an veränderlichen Sternen, Sternhaufen und Nebeln so außerordentlich reiche Sternbild des Perseus. Im Nordosten sind die Zwillinge eben im Aufgang begriffen, im Norden stehen, tief am Horizont, die Sternbilder des Großen Bären und des Luchses.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats Oktober um rund 11° in Declination nach Süden, um die Mitte des Monats beträgt ihre Kulminationshöhe noch 33°. Ihre Entfernung von der Erde nimmt fortdauernd ab, sie wird im Laufe des Monats um rund 170,000 Meilen kleiner; der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe wächst dementsprechend von 15′ 59.1″ auf 16′ 7.2″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Oktober	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	13 m	früh	5 h	54 m	abends
8.	6	23	„	5	40	„
15.	6	33	„	5	26	„
22.	6	44	„	5	13	„
31.	6	58	„	4	57	„

Die Tageslänge nimmt demnach im Laufe des Monats Oktober um fast 1¾ Stunden ab, sie beträgt am Schluß des Monats noch 9 Stunden 59 Min., wozu noch am Morgen und Abend je 49 Min. für die Dämmerung kommen, so daß sich am Schluß des Monats die gesammte Tagesdauer zu 11 Stunden 37 Min. ergibt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Oktober sind folgende:

7. Oktober	6 h	abends	Erdferne
7. „	7	„	Letztes Viertel
15. „	2	nachm.	Neumond
20. „	3	nachts	Erdnähe
22. „	10	vorm.	Erstes Viertel
29. „	1	nachm.	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Oktober	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	7 m	abends	8 h	2 m	vorm.
8.	11	35	nachts	2	23	nachm.
15.	6	32	früh	4	54	„
22.	1	48	nachm.	11	23	nachts
31.	5	43	abends	9	13	vorm.

Am 3. Oktober, von 9 bis 12 Uhr nachts, findet eine Bedeckung der Plejaden durch den Mond statt, welche schon mit freiem Auge, besser aber mit einem kleinen Fernrohr, Opernglas oder dergleichen beobachtet werden kann. Die einzelnen Sterne des genannten Sternhaufens verschwinden der Reihe nach allmählich hinter dem beleuchteten östlichen Rand des Mondes, um nach Verlauf von durchschnittlich 1 Stunde am westlichen, nicht sichtbaren Mondrand wieder aufzuleuchten.

Eine zweite Bedeckung der Plejaden, die am 31. Oktober, von 6 bis 8 Uhr früh, stattfindet, kann nur mit größeren Fernrohren beobachtet werden.

Merkur kommt am 15. Oktober in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, am 16. Oktober nähert er sich dem Planeten Jupiter bis auf einige Minuten Winkelabstand. Er geht im ersten Drittel des Monats durchschnittlich 1 Stunde vor der Sonne auf, ist also während dieser Zeit unter günstigen Umständen noch als Morgenstern sichtbar, später verschwindet er in den Strahlen der Sonne.

Venus erreicht am 10. Oktober ihre größte südliche heliozentrische Breite und kommt am 18. in Konjunktion mit dem Monde. Sie geht während des ganzen Monats ungefähr 1 Stunde nach der Sonne unter, ist also als Abendstern bequem am südwestlichen Himmel sichtbar. Scharfe Augen vermögen sie wegen ihrer sehr beträchtlichen Helligkeit gegen den Schluß des Monats sogar schon in den späten Nachmittagsstunden wahrzunehmen, dies umsomehr, als sie am 28. Oktober für dieses Jahr ihren größten Glanz erreicht.

Mars kommt am 17. Oktober in Quadratur zur Sonne und am 8. in Konjunktion mit dem Monde. Während des Monats Oktober geht er durchschnittlich um 10¼ Uhr nachts auf, so daß er etwa von 11 Uhr nachts an für die Beobachtung verhältnißmäßig günstig steht.

Jupiter kommt am 13. Oktober nachts in Konjunktion mit der Sonne, bleibt also während des ganzen Monats der Beobachtung unzugänglich.

Saturn geht um die Mitte des Monats knapp 2 Stunden nach der Sonne unter, ist also in den ersten Abendstunden noch am südwestlichen Himmel sichtbar. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind im Monat Oktober durchschnittlich: halbe große Achse 35.1″, halbe kleine Achse 15.5″. Am 18. Oktober nachts kommt Saturn in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus geht eine halbe Stunde früher unter als Saturn, ist also gleichfalls nach Sonnenuntergang nur noch für kurze Zeit tief am südwestlichen Himmel sichtbar. Wie Saturn kommt er am 18. Oktober in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Neptun vollführt während des Monats Oktober nur eine ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild des Stiers, wobei er gleichzeitig sich der Erde beträchtlich nähert. Seine Entfernung von dieser beträgt am 1. Oktober 599, am 31. Oktober 590 Millionen Meilen. Er geht durchschnittlich 3 Stunden nach Sonnenuntergang auf, so daß er mit mittleren Fernrohren die ganze Nacht hindurch (als Stern 7. bis 8. Größe) beobachtet werden kann.

Der von Herrn Witt in Berlin am 13. August photographisch entdeckte, so merkwürdige kleine Planet (1898, DQ), über den bereits in Nr. 206 dieser Beilage berichtet wurde, ist unabhängig von Hrn. Witt in der gleichen Nacht von Hrn. Charlois in Nizza ebenfalls photographirt worden — gewiß ein seltsames Spiel des Zufalls! Die neuesten Beobachtungen dieses Planeten werden noch so gut durch Hrn. Berberichs Ephemeride dargestellt, daß die den letzteren zugrunde liegenden Bahnelemente durch eine spätere definitive Rechnung voraussichtlich keine wesentliche Aenderung erleiden werden. Zwei weitere kleine Planeten (1898 DR und DS) sind am 11. und 13. September von Prof. Max Wolf in Heidelberg photographisch aufgefunden worden; der erste derselben ist, wie wir bereits berichtet haben, bei der letzten Astronomenversammlung gelegentlich eines Festessens, auf den Namen Hungaria getauft worden.

Kometen. Der von Mr. Perrine an der Lick-Sternwarte am 13. September neu entdeckte Komet wird zwar immer heller, kommt aber gleichzeitig in immer größere Nähe zur Sonne, so daß er bald schwierig zu beobachten sein wird. Am 1. Oktober geht er jedoch immerhin nach 2½ Stunden vor der Sonne auf. Von den übrigen Kometen dieses Jahres ist im Monat Oktober noch der von Mr. Perrine im März entdeckte Komet, für welchen nachträglich eine elliptische Bahn mit 322 Jahren Umlaufszeit aus den Beobachtungen abgeleitet wurde, sichtbar, allerdings nur mehr für große Instrumente. Der Beobachtung günstig steht dagegen der Wolf'sche Komet, der um die Mitte des Monats Oktober für die gegenwärtige Erscheinung seine größte Helligkeit erreicht. Eine Fortsetzung der Ephemeride dieses Kometen ist in den „Astron. Nachr.“, Nr. 3518, enthalten.

Sternschnuppen. Im Monat Oktober finden sporadische Sternschnuppenfälle von mehr oder weniger starker Frequenz statt, deren Ausstrahlungspunkte in der Cassiopeja, im Orion, im Drachen, im Stier, in den Fischen, in den Zwillingen und im Großen Bären, also fast über den ganzen Himmel verstreut liegen. Am ausgeprägtesten sind wohl die aus dem Orion kommenden (die „Orioniden“), welche gegen den Schluß des Monats ihr Maximum erreichen.

Das Maximum des Perseidenschwarms, welches bisher stets am 10. August stattfand, soll nach einer Mittheilung des englischen Astronomen Mr. Denning in der Zeitschrift „Nature“ (Vol. 58, p. 370) in diesem Jahre erst am 11. August eingetreten sein; am 10. August war die Frequenz der einzelnen Sternschnuppen nach seinen Beobachtungen relativ gering. Da jedoch am 10. August auch in England der Himmel nicht ganz wolkenfrei war, wird man sich unsrer Ansicht nach hierüber nicht weiter zu verwundern brauchen. -rt-

-l. Am 3. Oktober (und den nächstfolgenden Tagen) wird im benachbarten Stuttgart eine allgemeine Konferenz der internationalen Erdmessung, i. e. der Mitglieder der in den verschiedenen europäischen und überseeischen Ländern bestehenden Erdmessungs-Kommissionen stattfinden. Einen der wichtigsten Berathungsgegenstände dieser Versammlung dürfte angesichts der noch keineswegs vollständig aufgeklärten Schwankungen der momentanen Drehungsachse der Erde gegen ihre Hauptträgheitsachse (der Polschwankungen) wohl die Frage nach der Ausgestaltung eines internationalen Polhöhendienstes, sowie die Auswahl der hiefür am geeignetsten erscheinenden (drei bis vier) Beobachtungsstationen bilden.

* Ein Mitarbeiter von „Petermanns geogr. Mitth.“, M. v. Déchy, hat in diesem Jahre eine Expedition in den Kaukasus ausgeführt, und zwar hat er sich fast gänzlich unbekannte Theile des Hochgebirgs als Feld seiner Thätigkeit ausgesucht. Am 11. Juli brach er, wie „Peterm. Mitth.“ berichten, in Begleitung des Botanikers Prof. Hollos, des Geologen Dr. Popp und eines Tiroler Bergführers in das Quellengebiet des Kuban auf, wo glaciologische Beobachtungen, topographische und photographische Aufnahmen und Höhenmessungen vorgenommen wurden. Der Hauptkamm wurde an mehreren Punkten überschritten, auch Gipfelbesteigungen wurden ausgeführt. Der zweite Abschnitt der Expedition führte in das Hochgebirge des südlichen Daghestan, wo insbesondere der Nordabhang der Bogosgruppe untersucht wurde. Dr. Popp konnte hier größere, von Geologen überhaupt noch nicht besuchte Gebiete begehen, und Professor Hollos wandte seine Aufmerksamkeit besonders der noch wenig erforschten niederen Pflanzenwelt zu. Eine Anzahl vorzüglicher photographischer Aufnahmen wurde von Déchy nach Hause gebracht.

K. Prähistorische Gräberfunde. Eine Anzahl höchst wichtiger und interessanter Grabfunde ist in diesen Tagen in der Gadebuscher Haide i. M. gemacht worden. In einem dort befindlichen Hügel wurde ein Grab der jüngeren Bronzezeit mit Ueberresten zerbrannter Knochen, einer bronzenen Pfanne und einem Messer offen gelegt. Auf der Fundstätte entdeckte man ferner mehrere Urnen. Eine derselben enthielt ein aus Knochen verfertigtes Geräth, das mit Eingravirungen versehen war. Neben dieser Grabstätte lag, umgeben von einem Steinkreise, ein Grabfeld aus der wendischen Zeit. Bei der Ausgrabung entdeckte man acht Leichen, die um einen Aufbau lagen. Dieser Aufbau enthielt ebenfalls eine Grabstätte. Ein interessanter Fund bildete ein Schmuckgegenstand, bestehend aus zwei Schläfenringen, die durch einen Riemen zusammengehalten worden sind. Die kulturgeschichtlich so werthvollen Funde sind dem großherzoglich mecklenburgischen Alterthumsmuseum überwiesen worden. Die Erforschung der Fundstätten wird fortgesetzt.

* Im Anschluß an den Artikel: „Die Literatur über deutsches Erziehungswesen“ (in Nr. 215 d. J. der Beilage) und an die dort ausgesprochene Bemerkung, „daß eine Gesammtbibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur noch immer fehle,“ werden wir von einem unsrer Leser darauf hingewiesen, daß der erste Band einer „Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur“ bereits im vorigen Jahre erschienen ist und ein zweiter Band im Herbst dieses Jahres folgen soll. Das gewiß in vieler Hinsicht verdienstvolle Sammel- und Nachschlagewerk wird unter Mitwirkung der HH. Dr. E. Roth von der kgl. Universitätsbibliothek in Halle a. S. und Dr. M. Grolig herausgegeben von F. Dietrich und erscheint bei Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig. Der soeben angekündigte zweite Band wird ein alphabetisches, sachlich geordnetes Verzeichniß von über 15,000 Aufsätzen, die während des Jahres 1897 in ca. 400 Zeitschriften deutscher Zunge erschienen sind, nebst Ergänzungen zum Jahrgang 1896 enthalten. Auch die in der Beilage zur Allg. Ztg. erscheinenden Aufsätze werden in dem Werke künftig registrirt werden. Der Preis des Bandes beträgt 10 M. und der des gleichzeitig erscheinenden Autorenregisters M. 3.60. Wir behalten uns vor, auf die Anordnung und Vollständigkeit des in dem Werk verarbeiteten Stoffes noch näher einzugehen.

* **Freiburg i. B.** Der außerordentliche Professor der Zoologie an unsrer Universität, Dr. H. E. Ziegler, hat einen Ruf nach Jena als Nachfolger Kükenthals angenommen.

* **Bonn.** Der Privatdozent Dr. E. Rimbach in Berlin ist unter Verleihung des Prädikats Professor zum Abtheilungsvorsteher bei dem hiesigen chemischen Institut ernannt worden.

* **Marburg i. H.** Am 30. September ist hier der ordentliche Professor der juristischen Fakultät, Dr. Ubbelohde, im Alter von 65 Jahren gestorben. Seit 33 Jahren lehrte dieser hervorragende Romanist an der hiesigen Universität das römische Recht und vom bürgerlichen Recht das Erb- und Familienrecht. Seit 1871 vertrat er die Universität im preußischen Herrenhause. Von Geburt aus ein Hannoveraner, gehörte Ubbelohde seiner politischen Gesinnung nach der nationalliberalen Partei an und war ein begeisterter Vertreter des deutschen Reichsgedankens. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich zum größten Theil auf Spezialfragen des römischen Rechts.

* **Berlin.** Als Nachfolger des verunglückten Professors Rasse hat Privatdozent Dr. Lexer die erste Assistentenstelle an der unter Leitung des Professors v. Bergmann stehenden kgl. chirurgischen Klinik in der Ziegelstraße übernommen und wird fortan die damit verbundene Poliklinik leiten.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Nationalökonomie an der hiesigen Universität, Dr. M. Biermer, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

** **Aus Rußland.** Von großer wissenschaftlicher wie praktischer Bedeutung ist der vom 22. August bis 2. September in Kiew abgehaltene X. Kongreß russischer Naturforscher und Aerzte. Von Universitätslehrern, Dozenten an verschiedenartigen Spezialllehranstalten, Mittelschullehrern, Angestellten bei technischen Instituten und Fabriken ꝛc. nahmen ungefähr 1600 am Kongreß theil. Dessen Ziel war, die wissenschaftliche und Lehrthätigkeit auf dem Gebiet der Naturwissenschaften zu fördern, die wissenschaftliche Thätigkeit besonders zur genaueren naturwissenschaftlichen Durchforschung Rußlands selbst anzuregen und schließlich die russischen Naturforscher einander persönlich näher zu bringen. Das Programm des Kongresses war sehr mannichfach und die Verhandlungen wurden darum in verschiedenen Sektionen geführt, nämlich für Astronomie, Meteorologie, Luftschiffahrt, Statistik, Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Anatomie, Physiologie, Hygiene. Aus den 124 Referaten, die im ganzen erstattet wurden, heben wir folgende hervor: Die chemische Verwandtschaft, Unsre Atmosphäre, Ueber Luftschiffahrt, Die Mathematik und die wissenschaftlich-philosophische Weltbetrachtung, Ueber die Kosmologie des 19. Jahrhunderts, Das physische Leben unsres Planeten und die gegenwärtigen Methoden seiner Erforschung, Ueber die Abhängigkeit der Getreide-Ernten von meteorologischen Ereignissen, insbesondere den Niederschlägen, Ueber Gewichtsschwankungen (unter Bezugnahme auf die Frage über das Studium der Anziehungskraft der Erde). Die Sektionsverhandlungen wie die allgemeinen Versammlungen gestalteten sich sehr lebendig. In einer Generalversammlung wurde ferner die Absendung eines Huldigungstelegramms an den Zaren aus Anlaß seines Friedensmanifests beschlossen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. Schultz: Handbuch der deutschen Normalprofile. Essen, G. D. Baedeker 1898. — Peter Kropotkin: Die historische Rolle des Staates. Berlin, Adolf Grunau 1898. — Anton Bettelheim: Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1898. — Karl Hermann: Die Technik des Sprechens. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring (E. v. Mayer) 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 4. Oktober. Nummer 224.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Robert v. Zimmermann.

(Ein Nachruf.)

Johann Friedrich Herbart hinterließ eine weitverzweigte Schule von Anhängern, welche mit Eifer und Ueberzeugungstreue bemüht waren, seine realistische Weltanschauung sowohl schriftstellerisch als auch vom Katheder herab zu verbreiten. Einer ihrer hervorragendsten und vornehmsten Vertreter war der am 1. September im Alter von 74 Jahren heimgegangene Philosoph Robert v. Zimmermann, welcher an den Universitäten in Olmütz, Prag und Wien als akademischer Lehrer sehr ersprießlich gewirkt hat. Er verdient, nebst seinem Meister Exner und neben Volkmann der Vorkämpfer der Herbart'schen Schule in Oesterreich genannt zu werden. Sittlicher Ernst, methodische Strenge, wissenschaftliche Bedächtigkeit und ästhetisches Maß drückten seinen Vorträgen und Schriften den Stempel auf. Wie bei Herbart, so standen auch bei ihm lichte Klarheit des Geistes und in sich gefestigte stetige Ruhe des Gemüths nicht nur nebeneinander, sondern sie weckten, steigerten und veredelten sich gegenseitig.

Zimmermann ist durch die Pforten der Mathematik, Physik und Astronomie in die Hallen der Philosophie eingetreten. Er war in den Jahren 1847—49 Assistent an der Wiener Universitäts-Sternwarte und habilitirte sich in diesem Jahre für Philosophie an der Wiener Universität. Von seiner wissenschaftlichen Besonnenheit legt schon der Umstand Zeugniß ab, daß er das Heil der Philosophie nicht in neuen Systemen suchte, sondern in der Erkenntniß der Wahrheit, von der jedes System nur ein Bruchstück ist. Sie ist ihm die eine und ganze und unabhängig von der Art und Weise, wie sie erkannt und aufgefaßt wird. Er sieht die Aufgabe der Philosophie in der Auffindung der Mittel, durch die sich der menschliche Geist darüber vergewissern kann, daß er in seinen Gedanken den Abdruck der objektiven Wahrheiten und ihres inneren nothwendigen Zusammenhanges besitzt. Je mehr sich die Denker bewußt werden, an der Philosophie den gemeinsamen Stoff ihres Denkens und Forschens zu haben, welcher unabhängig von der Persönlichkeit des Denkenden und der Operation des Gedachtwerdens selbst, an sich und in sich ein selbständiges Dasein führt und eine begründende wie abfolgende Gliederung enthält, desto mehr werden sie sich dem Gedanken nähern, daß an dem Aufbau der Wissenschaft in der Erkenntniß nicht bloß der Einzelne, sondern Alle gemeinsam und in Uebereinstimmung zu wirken berufen seien. „Theilung der Arbeit und Organisation derselben," läßt sich Zimmermann sehr richtig vernehmen, „ist die Losung der Zeit, wie auf dem gesellschaftlichen Felde, so auf jenem der Wissenschaft. Warum sollten nur die Philosophen von dem allgemeinen Drange sich eigensinnig ausschließen? Soll der Charakter ihrer Wissenschaft als der Wissenschaft aller Wissenschaften etwa darin bestehen, daß sie über der Sorge für das Ganze die Theile desselben vernachlässigt, oder nicht vielmehr darin, daß sie durch die sorgfältigste Prüfung der letzteren ein vollendetes und in sich vollkommenes Ganzes erst erschafft?" Mit Freude begrüßt er daher die sich mehrenden Monographien, welche, ein eigenes Feld philosophischer Forschung sich absteckend, dasselbe mit sorgfältiger Genauigkeit prüfen und durchgehen, als ebenso viele Bausteine zur Vollendung des gemeinsamen Bauwerkes. Je gründlicher bestimmte Gebiete der Wissenschaft sowohl in neueren als in früheren Bearbeitungen erschöpft werden, desto sicherer erwartet er von ihnen Gewinn für das große Ganze derselben.

Er sieht in der Rückkehr zum Guten einen Fortschritt. Er erbringt in zahlreichen Abhandlungen den Nachweis dafür, daß das Gute nicht alt wird und nicht alles Alte verwerflich ist. Er gehört zu den nicht allzuhäufig anzutreffenden Persönlichkeiten, welche die Geschichte nicht umsonst studirt, sondern aus ihr eine Richtschnur ihres Lebens und Strebens geschöpft haben. Darum erblickt er in der Geschichte der Philosophie kein Golgatha gekreuzigter Systeme, sondern eher einen botanischen Garten, in dem vielerlei Pflanzenarten zu verschiedenen Zeiten sprossen, blühen und reifen. Er läßt sich die Auswüchse der einander bekämpfenden Methoden als eindringliche Warnung dienen und richtet danach seine Denkweise ein. Dieselbe knüpft an das Gegebene als einzigen Ausgangspunkt an und ist insofern empirisch; sie begnügt sich aber keineswegs mit jedem beliebig Gegebenen oder dafür Ausgegebenen und ist insofern kritisch. Sie erkennt die subjektive Qualität des sinnlichen Erfahrungsstoffes an und ist insofern idealistisch; aber sie dehnt dieselbe weder auf das verborgene An-Sich, noch auf die Formen der Erscheinung aus und insofern ist sie realistisch. Indem sie dem Empirismus die berechtigte Empirie ohne gedankenlose Gläubigkeit und dem Idealismus die Idealität der Erscheinungswelt ohne die Auflösung derselben in reinen Geist entlehnt, ist sie die Gegnerin zugleich' und die Vermittlerin der beiden entgegengesetzten Weltanschauungen in der Schule und auf dem Boden eines geläuterten Kritizismus. Philosophie und Erfahrung sind unserm Philosophen füreinander unentbehrlich; die philosophische Aufgabe der Gegenwart gipfelt ihm in der Berichtigung aller gegebenen Erfahrung. „Wie von selbst," sagt er, „hat der historische Entwicklungsgang die Philosophie zu einer Methode zurückgelenkt, welche weniger vielversprechend in ihren Verheißungen und vielleicht weniger glänzend in ihren nächsten Ergebnissen, im Erfüllen der ersteren und im Sichbewähren der letzteren zuverlässiger sich erweisen dürfte, als so manche ihrer hochfahrenden Vorgängerinnen. Ebensoweit entfernt von eitler Selbstüberhebung über, wie von feiler Willfährigkeit gegen das thatsächlich Gegebene, will sie die äußere Erfahrung weder ersetzen noch umstoßen, aber auch nicht, wie sie gegeben ist,

behalten, wenn die Gesetze des Denkens sich mit ihr nicht in Uebereinstimmung befinden. Ebenso unfähig, das reine Denken um der Erfahrung, wie diese um jenes willen fallen zu lassen, sucht sie in möglichen oder thatsächlich vorliegenden Widersprüchen beider nur die freudig begrüßten Antriebe zu weitergehender Forschung."

Mit vollstem Rechte äußert sich Zimmermann über Kant, das durch ihn aufgeschlagene Blatt der Geschichte der Philosophie sei im Laufe der Zeit zum Palimpsest ausgeschlagen. Den ursprünglich von der äußeren und inneren Erfahrung und einem unbestechlichen sittlichen Pflichtgefühl diktirten Text haben die vielfachen kreuz und quer darüber geschichteten Neuschriften nicht völlig verlöscht, aber fast unkenntlich gemacht. Die Herstellung seines Buchstabens sei Sache der in der Gegenwart mit bisweilen ausschweifender Gründlichkeit gepflegten Kant-Philologie; die Herstellung seines Geistes bleibe nach wie vor Aufgabe der seit Kant und von Kant aus Philosophirenden! Und weil unser Philosoph sich in den Geist Kants vertieft hat, weiß er es zu würdigen, daß Herbart schan beim Erscheinen der ersten Ausgabe des Schopenhauer'schen Hauptwerkes im Jahre 1819 scharfsinnig gefragt hat, wie angesichts dessen, daß das Kant'sche Ding an sich nach des Verfassers Versicherung schlechterdings nicht erkennbar ist, uns der Wille als solches bekannt werden könne. Das Unvarstellbare, sollte man meinen, könne, wenn niemals vorgestellt, auch niemals gewußt werden! Daß der Wille, wie Schopenhauer sagt, „die deutlichste, am meisten entfaltete, vam Erkennen unmittelbar beleuchtetste der Erscheinungen des Dinges an sich" sei, löst nach Zimmermann das Rätsel nicht, sondern verwickelt es noch mehr; denn nun soll der Wille, der „allein das Ding an sich" ist, zugleich dessen, also seine eigene Erscheinung sein. Der Ausweg, daß das Ding an sich Wille sei, ist nicht sowohl eine Lösung, als vielmehr ein Sprung, um der Charybdis des Idealismus zu entgehen. Derselbe wird dadurch, daß er im Laufe der Entwicklung der deutschen Philosophie seit Schopenhauer von Anderen nachgemacht wurde, weder erlaubt noch gefahrlos. Trotz aller neuen und neuesten Erkenntnißtheorien, welche jede Leipziger Messe jahraus, jahrein so sicher bringt, wie der Acker den Weizen und das Unkraut, gilt der Ausspruch Zimmermanns: „Solange in der Philosophie das Kunststück, um die Ecke zu schauen, d. h. das Unvorstellbare ohne Vorstellung vorzustellen, nicht erfunden ist, wird es bei der Selbstbescheidung Kants, daß vom Seienden wohl dessen „Daß", nimmermehr aber dessen „Was" erkennbar sei, sein Bewenden haben müssen."

Sehr sympathisch muthet es uns an, daß Zimmermann in dem Entwurfe seines in der „Anthraposophie im Umriß" (1882) errichtelen Lehrgebäudes weder von der Annahme ausgeht, daß das Wirkliche als solches vernünftig und das Vernünftige als solches wirklich sei, nach auch der entgegengesetzten Annahme huldigt, daß das Wirkliche als solches vernunftlos oder gar vernunftwidrig sei. Sein philosophischer Realismus setzt vielmehr voraus, daß das Vernünftige, welches als solches nicht wirklich ist — die Ideen —, wirklich und das Wirkliche, welches als solches nicht nothwendig vernünftig ist — Natur, Geist, Geschichte —, vernünftig werden kann, werden soll und werden wird, wofern nach dem bekannten Worte „Jeder seine Schuldigkeit thut". Die Verwirklichung der Ideen ist weder eine Thatsache, welche in der Vergangenheit, noch eine solche, die in der Gegenwart, sondern eine Aufgabe, deren Erfüllung in der Zukunft und in den Händen des Menschen liegt. Der Traum eines goldenen Zeitalters wird dann realisirt sein, wenn die gesammte Ideenwelt Wirklichkeit geworden und die gesammte Wirklichkeit von den Ideen durchdrungen, wenn dasjenige, was Schiller das „Kunstgeheimniß des Meisters" nannte, die „Vertilgung des Stoffes durch die Form" offenbar oder, wie Schleiermacher es ausdrückte, „die Ethik Physik und die Physik Ethik" geworden sein wird.

Nächst Herbart steht im Mittelpunkt seines Interesses der universellste Geist, den Deutschland hervorgebracht — Gattfried Wilhelm Leibniz, in dessen Kapf nach einem Ausdruck Friedrichs des Großen eine Akademie der Wissenschaften vereinigt war. Leibniz ist ein allumfassender Denker, welcher den sich heftig befehdenden Parteien des Idealismus und Realismus gleich nahe steht; in ihm finden sich die Keime aller seiner Nachfolger und die Spuren aller seiner Vorgänger. Während seine angeborenen Ideen und sein Hauptsatz: Nihil est in intellectu, quod nan fuerit in sensu, nisi ipse intellectus sich bei Kant zu dem Kategorienschema ausbildeten, erscheint Fichte's streng teleologische Weltordnung als eine natürliche Tochter der Leibniz'schen Methode, darin sich das Universum spiegelt und gerade so und nicht anders spiegeln muß, wenn der höchste Zweck des Menschen erreicht werden soll. Bei Herbart endlich taucht das ganze Monadensystem mit seiner indifferenten Vielheit und wechsellosen Starrheit wieder auf, nur daß er sich statt des bildlichen Spiegels eines anderen Hülfsmittels, der „zufälligen Ansichten" bediente. Die Vergleichung der Monadologien der beiden Meister hat unsern Philosophen schon im Jahre 1847 in der der Uebersetzung van Leibniz' Monadologie angehängten Abhandlung „Ueber Leibniz' und Herbarts Theorien des wirklichen Geschehens" und in der ein Jahr darauf von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit dem Preise gekrönten Schrift „Leibniz und Herbart" beschäftigt. Letztere hat im wahren realistischen Sinn des Wortes die Feuerprobe bestanden. Das österreichische Generalkonsulat in Hamburg hatte nämlich das bereits gekrönte Manuskript zugleich mit der Verlassenschaft eines in Hamburg verstorbenen Ungarn an das Wiener Finanzministerium gesendet. Von diesem wurde es dem Handelsministerium zugewiesen, hier aber van den Beamten in der Eile als zu jener Verlassenschaft gehörig behandelt und an das damals getrennt bestehende ungarische Ministerium des Auswärtigen in Wien abgeliefert. Dieses schickte die ganze Erbschaft nach Ungarn an die in Tyrnau lebenden Verwandten des Verstorbenen. Als es endlich den Nachfarschungen des Handesministeriums gelungen war, den Flüchtling in seinem Versteck aufzuspüren, ergab sich, daß er als „werthlose Familienpapiere" längst den Flammen übergeben worden war.

Zimmermanns größtes Verdienst ist seine „Aesthetik" (1858—1865), welche in einen analytischen und synthetischen Theil, in eine Geschichte der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft und eine allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft zerfällt. Mag man sich auch gegenüber seinem Standpunkt, wonach das Schöne als solches reine Form, das harmonische Verhältniß Alles und das individuelle konkrete Gebilde, an welchem dieses zur Erscheinung kommt, nur der zugelassene Träger, das Gerüste für die eigentlich ästhetischen Farmen ist, ablehnend verhalten, mag man auch den Gedanken von sich weisen, daß die Akte, welche zu den letzten und einfachsten Grundformen des Schönen hinzutreten und sie begleiten, zwar die Wirkung erhöhen, steigern, verändern, aber nicht erzeugen, mit einem Wort den ästhetischen Werth nicht bestimmen können, so läßt sich doch nicht die bedeutungsvolle Thatsache verkennen, daß Zimmermann eine klaffende Lücke von ungeheuren Dimensionen in der philosophischen Literatur ausgefüllt hat. Er war der Erste, welcher das der Rechtsphilosaphie, Moralphilasophie, Logik und Psychologie zugestandene Recht auf abgesonderte historische Betrachtung der Aesthetik in ihrem vollen Umfang zuerkannt und von der Theorie zur

Praxis übergehend, die Geschichte der Aesthetik zum Gegenstand einer in sich abgeschlossenen selbständigen Forschung gemacht, den geschichtlichen Stoff in seiner ganzen bunten Mannichfaltigkeit bewältigt hat. Ohne Eitelkeit und Selbstüberschätzung durfte er sich den ersten Geschichtschreiber der Aesthetik nennen.

Höchst beachtenswerth ist die Grenze, welche er in dem in den „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik" (1870) befindlichen Aufsatz „Ein musikalischer Laokoon" zwischen Musik und Poesie zieht. Er sagt es, selbst auf die Gefahr hin, von tausenden zartfühlenden Seelen als ein Barbar verschrieen zu werden, gerade heraus, daß die Musik gedankenlos ist und dieses Geschick mit allen artes liberales, die Dichtkunst ausgenommen, theilt. Gedanken im eigentlichen Sinn des Wortes hat ihm nur der Dichter, dem Musiker liegen sie fern; den Gedanken sind nun einmal, genau besehen, nur streng gesonderte Anschauungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und diese lassen sich eben nur in Worten ausdrücken. Danach sind nicht alle unsre Vorstellungen Gedanken, und so bleibt noch eine Menge von Vorstellungen den übrigen Künsten zur Verfügung. Die auffallende Thatsache, daß Künstler, vornehmlich aber Tonkünstler, van ihrer Kunst abgesehen, nicht selten unbedeutende Menschen sind, wäre gar nicht zu begreifen, wenn man annähme, daß musikalische Gedanken sich mit logischen decken. Betrachten wir aber die letzteren und die Ton-, Farben- und Formvorstellungen als gesonderte, nebeneinander gelegene Vorstellungskreise, so ist jene Erscheinung leicht zu erklären. Gerade je ausschließlicher in einem Individuum ein Vorstellungskreis entwickelt ist, desto dürftiger fallen die anderen aus. Neben reichster Ton- und Harmonienfülle findet die größte Gedankenarmuth Platz. Umgekehrt wäre bei dem Dichter, in welchem das rhythmische, das musikalische und das Gedankenelement zusammenwirken, eine gleichzeitige Entwicklung aller drei dahin bezüglichen Vorstellungskreise unschwer denkbar, wenn eine glückliche Anlage und eine geregelte Erziehung Hand in Hand miteinander gehen würden. Damit soll selbstverständlich dem eigenthümlichen Werth der Musik nichts genommen, nur von dem ihr angedichteten soll sie befreit werden. Ihre allzu guten Freunde sind es, vor denen sie behütet werden soll. Die Musik lebt und webt in Regionen, in welche das Wort sich nicht emporzuschwingen vermag. In diesen unaussprechlichen Sphären waltet ein Erfindungsgeist, der auf ganz andere Dinge gerichtet ist, als auf den Ausdruck von Gedanken, welche durch Worte kürzer und besser verständlich gemacht werden könnten. Wenn der Komponist Gedanken auszudrücken hätte, „er würfe, je größere es sind, desto eher ein so unbehülfliches Werkzeug wie die Töne weg und schriebe Bücher statt dessen oder dichtete Verse". Eben weil sein Geist auf Schöpfungen gerichtet ist, die keine poetischen, philosophischen und politischen, sondern rein musikalische Gedanken enthalten, darum schafft er Harmonien und nur Harmonien. Von ihm verlangen, er solle Gedanken haben, heißt vom Orangenbaum begehren, daß er Birnen tragen solle. Der Musiker braucht keinen andern Geist, als den musikalischen; was er sonst noch besitzt, gereicht ihm als Menschen, auch wohl als Künstler überhaupt zum Vortheil, nicht aber als Musiker.

Der verstorbene Denker hat Vieles erlebt. Er war ein lebendiger Zeuge eines halben Jahrhunderts des Entwicklungsgangs der Philosophie. Um die Mitte des Jahrhunderts stand die Systematik auf ihrer Höhe, Philosophie und System waren gleichbedeutend; am Ende dieser Zeit ist die Philosophie zum Aphorismus geworden, Philosophie und Systemlosigkeit sind gleichbedeutend. Die Hegel'sche Schule am Anfang dieses Jahrhunderts, der Aphorismus Nietzsche's fin de siècle! Zimmermann hat diese Wandlung mitgemacht. Er hat das Abendroth der Hegel'schen Schule noch mit eigenen Augen geschaut, den Bruch innerhalb der Schule selbst beobachtet, Schelling in seine noch im Alter jugendlich blitzenden Augen geblickt, das sardonische Lächeln, mit dem er die jähe Wandlung, den Ausgang des philosophischen Heroenzeitalters begleitete, wahrgenommen, Schopenhauers Pessimismus und Hartmanns Philosophie des Unbewußten auf der bunten Bildfläche auftauchen und schwinden sehen, und der Nihilismus Nietzsche's ist nur eine Phase in dem Entwicklungsgang, den er miterlebt hat. Aber er hat auch ein Anderes gesehen. Er hat es erlebt, daß die Philosophie, wie das Aschenbrödel im Märchen, von den anderen Wissenschaften vor die Thüre hinausgewiesen worden ist, aber auch, daß sie, wie auch im Märchen, als Königin wieder zur Thüre hereintrat. Er war nicht einmal, sondern mehrmals Zeuge dieses Schauspiels. Und diese lange, sich wiederholende Erfahrung hat ihm Trost gegeben, Standhaftigkeit, Ausdauer und Zuversicht für das künftige Schicksal der Philosophie, daher er mit dem Dichter sagen konnte:

> Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?
> Ich weiß nicht.
> Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehen.

Bevor wir von unserm Ritter vom Geiste Abschied nehmen, wollen wir noch seiner in den „Studien und Kritiken" unter dem Titel „Von Ayrenhoff bis Grillparzer" gesammelten Aufsätze über die Geschichte des Dramas in Oesterreich gedenken, welche Grillparzer, wie er sich in einem Brief an Frau Auguste von Littrow-Bischoff vom 30. Jan. 1866 äußerte, mit großer Befriedigung gelesen hat, „einmal, weil ich beinahe in allem seiner Meinung bin, dann hat er mich auch gelobt und das ist von gescheidten Leuten immer angenehm". Mündlich erklärte er dem Verfasser am 6. Januar 1866: „Ich freue mich, Sie zu sehen, ich habe Ihre Artikel in der „Oesterreichischen Revue", die ich früher gar nicht zu sehen bekam, mit vollkommener Billigung gelesen. Es freut mich immer, wenn ich eine Anerkennung finde. Die jetzigen Herren Literaturhistoriker, selbst gescheidte Herren, der Gervinus und Julian Schmidt, sehr gescheidt, auch mit rechtem, gutem Willen, aber sie haben lauter Schachteln fertig, da stecken sie Einen hinein. Sie lesen den Goethe, den Schiller, in den Anderen blättern sie nur, so zwischen Schlaf und Wachen, da sind sie gleich fertig. Und vollends über die Oesterreicher!"

Im Anschluß hieran sei zum Ruhm des Entschlafenen hervorgehoben, daß er das für das literarische Leben Deutsch-Oesterreichs eine förmliche Erlösung und Befreiung bedeutende Wort von der Nothwendigkeit der Gründung einer Grillparzer-Gesellschaft ausgesprochen hat. Sein beredter Mund hat zuerst der Idee zündenden Ausdruck gegeben, es müsse ein Mittelpunkt für alle Bestrebungen geschaffen werden, welche darauf abzielen, die aus der Verbindung hoher künstlerischer Gestaltungskraft mit reichem philosophischen Gehalt entsprossenen Werke des großen Genius, in dessen Lager Oesterreich ist, allenthalben zu verbreiten, durch die lebendige Rede, wie durch das gedruckte Wort für die Verinnerlichung ihrer Volksthümlichkeit einzutreten, den südlichen Zwillingsbruder Heinrich v. Kleists dem Geist nach lebendig zu erhalten durch vertieftes und erweitertes Studium seiner Werke und seiner Zeit — der Zeit, aus welcher es emporgewachsen und jener, welche aus seinen Schöpfungen hervorgegangen ist. Der feinsinnige Hofburgschauspieler Joseph Lewinsky hat der Wahrheit die Ehre gegeben, da er im Namen der Grillparzer-Gesellschaft Zimmermann am offenen Grabe folgenden Nachruf hielt: „Wir haben einen fast unersetzlichen Verlust erlitten, denn Robert Zimmermann vereinigte in seinem Wesen seltens

edle Eigenschaften, die ihn befähigten, einer Gemeinde vorzustehen, deren Sinn und Zweck es ist, eine Pflegestätte deutschen Geistes in Oesterreich zu sein. Er war der Begründer und bis heute der Hüter dieser Stätte und hat sich dadurch, wie durch sein gesammtes geistiges Wirken, hohe Verdienste um sein Vaterland erworben. Unsre Gesellschaft erblühte unter seiner Leitung, denn er war durch sein tiefes Verständniß alles Schönen, durch seinen edlen, wohlbegründeten Enthusiasmus, für das geistige Gedeihen seines Vaterlands zu wirken, uns allen ein aneiferndes Muster und Vorbild. Er hat im Vorstand durch seine in sich sichere Persönlichkeit, durch den feinen Takt seines Geistes und Herzens überall den richtigen Weg zur Erreichung hoher Ziele bezeichnet und fruchtbringend gewirkt. Er hat uns nach außen mit aller Würde vertreten und der ganzen Gesellschaft die Bedeutung unsres Daseins und Wirkens ins Herz und Bewußtsein geprägt. Wie schwer aber unser Verlust ist, er wiegt noch schwerer, wenn wir bedenken, welch einen treuen Mann und furchtlosen Kämpfer Deutsch-Oesterreich in ihm verloren. Unser Schmerz ist verdoppelt, denn ein besonnener, fester deutscher Mann ist viel werth in dieser wilden Zeit, und in Zimmermann ist dem Vaterland wieder eine Stütze gebrochen, uns ein Führer entrissen, den wir so hoch verehrt und geliebt haben!" Jawohl, Zimmermann ist immer jung geblieben, auch mit weißen Haaren. Ein echter Achtundvierziger, hielt er sein Leben lang an den Idealen des Jünglings unentwegt fest. Als geborener Prager nahm er stets den lebhaftesten Antheil an den nationalen und sozialen Kämpfen zwischen Deutschen und Tschechen in der böhmischen Landeshauptstadt; er war immerdar für das angestammte Kulturrecht der Deutschen und gegen die tschechische Anmaßung und Ueberhebung aufgetreten und hatte diesem Kampf schon früh manches feurige und schwungvolle Gedicht gewidmet.

Bemerkungen über Land und Volk der Masuren.

Von H. Singer.

II.

In Masuren hat noch eine griechisch-katholische Sekte, die Philipponen oder Lipowaner, eine Freistatt gefunden. Die Masuren nennen sie einfach „Russen" oder auch „Kosaken". Die Philipponen gehörten zu den Raskolniken — ein Name, den die orthodox-griechische Kirche auf alle Separatisten ꝛc. anwendet. Die Anfänge der Raskolniken in Rußland reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück; sie theilten sich dann wieder in verschiedene Sekten, zu denen auch unsre Philipponen — genannt nach ihrem ersten Führer Philipp Pustowiät — gehören. Durch Kabinetsordre vom 5. Dezember 1825 erhielten sie die Erlaubniß zur Einwanderung in Preußen unter der Bedingung, daß sie sich auf unkultivirtem Boden niederließen. Man wies ihnen die nordwestlichen Theile der Johannisburger Heide (Kreis Sensburg) zu; der Forstmeister Eckert leitete die Besiedelung, die sich in den Jahren 1829—1832 vollzog. Den Ansiedlern wurde u. a. Befreiung vom Militärdienst für die erste Generation und freie Religionsübung zugesichert, sie mußten jedoch ihre Geistlichen und Lehrer selbst unterhalten. Anfangs fleißig mit dem Lichten der Forsten beschäftigt, wurden sie bald schwierig den behördlichen Anordnungen gegenüber. Mit Mühe konnten sie dazu bewogen werden, Familiennamen anzunehmen und die Mädchen zur Schule zu schicken. Als 1843 der erste Philippone zum Militärdienst ausgehoben wurde, wären sie gern wieder ausgewandert, doch konnten sie ihre Grundstücke nicht so schnell verkaufen. Nachdem den Philipponen gestattet war, während der militärischen Dienstzeit ihre Bärte zu behalten, ließ die Erbitterung wieder nach.

Den Bemerkungen des Masurenforschers M. Gerß (Beiträge zur Kunde Masurens, I. Heft, Lötzen 1895, S. 35 fg.), die wohl wenig bekannt geworden sind, entnehme ich einige Angaben über die Eigenart der Philipponen. Danach weichen ihre Glaubenssätze vor allem in dem offiziellen Verbot der Ehe vom Dogma der rechtgläubigen Kirche ab; nur wenige aber der masurischen Philipponen lehren sich heute an das Verbot, und der naive Glaube an das Wort der Schrift, daß Gott dem Abraham auch aus Steinen Kinder erwecken könne, ist zur Zeit verschwunden. Immerhin gilt unter diesen Umständen die Ehe für die Philipponen nicht als Sakrament, sondern als eine rein bürgerliche Uebereinkunft, „die deßhalb nicht von der Kirche vollzogen wird und auch keiner Einmischung des Geistlichen bedarf". Es herrschte früher die Sitte des Brautraubes, und die jungen Mädchen gingen fleißig und recht verführerisch geputzt auf die Jahrmärkte der umliegenden Städtchen, wo die Entführungen sich zu vollziehen pflegten. Jetzt ist für eine solche Sitte natürlich kein Feld mehr in einer preußischen Provinz, und man darf daher der Versicherung der Philipponen, daß heute der Brautraub aufgehört habe, ohne weiteres Glauben schenken — und sollte er doch noch vereinzelt stattfinden, so kann es sich nur um eine harmlose Förmlichkeit handeln, die nie, wie früher wohl, zu gerichtlichen Auseinandersetzungen führt. Das Eingehen einer Ehe mit einem masurischen Mädchen ist den Männern gestattet, und auch die Forderung des Uebertritts der Braut zur Glaubenslehre der Sekte scheint nicht mehr in allen Fällen gestellt und erfüllt zu werden. Als eine Erinnerung an die alten Anschauungen darf wohl der Umstand gelten, daß die Ehe als eine Sünde angesehen wird. Die Verheiratheten müssen sich daher in der Kirche mit den hintersten Plätzen begnügen und dürfen auch nicht zur Beichte gehen. „Wer dieser Wohlthaten theilhaftig werden will, muß dafür, daß er bis dahin verheirathet gewesen war, Buße thun und geloben, mit dem Gemahl künftig wie Bruder und Schwester zu leben. Dieses Gelübde legen auch nur ältliche Eheleute ab (!), die jungen aber nur dann, wenn sie auf dem Sterbebett liegen. Nach dem ehelichen Umgang stehen beide Ehegatten auf, waschen den ganzen Körper ab, ziehen ein neues Hemd an und legen sich dann wieder zur Ruhe nieder. Die Heiligenbilder, die im Hause sind, müssen während der Zeit verdeckt sein." Die Gewalt der Eltern über ihre Kinder reicht bis zu deren Verheirathung, die bei den Männern nicht vor dem 20., bei den Mädchen nicht vor dem 14. Jahre (?) erfolgen soll. Eine Mutter, die außer der Ehe geboren hat, muß ihr Haupthaar in zwei Zöpfe flechten und diese auf die Brust herabhängen lassen, während die Mädchen ihr Haar sonst in einem nach hinten herabhängenden Zopfe tragen. Das ist aber auch die einzige Strafe für das übrigens seltene Vergehen, und an den unehelichen Kindern haftet kein Makel. Die Trauerzeit um einen verstorbenen Gatten dauert für beide Theile ein Jahr, nach dessen Ablauf man eine neue Ehe eingehen kann.

Soweit Gerß' Bemerkungen. Die Eigenthümlichkeiten der Philipponen verwischen sich mehr und mehr, und viel trägt dazu der Umstand bei, daß die jüngeren Generationen den Militärdienst absolvirt und sich in der Fremde größere Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit angeeignet haben. Ein anderer Theil der Philipponen aber verspürt Neigung, wieder nach Rußland und in den Schoß der orthodoxen Kirche zurückzukehren, und dieser Neigung leisten die diesseitigen Behörden Vorschub; denn die Fremden bleiben, sofern sie mit Bewußtsein der Verschmelzung mit den Masuren widerstehen, ein wenig beliebtes Element. Sie

trinken mehr als die Masuren, die darin ja auch schon ein gut Theil leisten, neigen zu Forstdiebstählen und haben früher durch ihr maßloses Wildern mit dazu beigetragen, daß der Hirsch aus der Johannisburger Heide verschwunden ist.

Immerhin sind die Philipponen von nicht zu unterschätzendem Vortheil für die Besiedelung der nordwestlichen Johannisburger Heide gewesen. Sie haben die große, heute mit vielen schmucken und wohlhabenden Dörfern besetzte große Lichtung von Alt-Ukta im Kreise Sensburg ausgeschlagen, wohin natürlich auch bald Zuzug von Masuren stattfand. Philipponen wohnen in überwiegender Menge heute in folgenden sieben Dörfern: Galkowen, Nikolaihorst, Kadzislowen, Fedorwalde, Peterhain, Eckertsdorf und Schönfeld. Ihre Zahl soll nach Harnoch (a. a. O.) noch fast 2800 betragen. Diese Schätzung ist aber sicher viel zu hoch. Die Zahl der Philipponen beläuft sich zur Zeit auf höchstens 900. Schon 1849 war durch Auswanderung infolge des für die Mädchen angeordneten Schulbesuchs die Zahl der Philipponen von 1277 im Jahre 1842 auf 866 gesunken.

Die Entwicklung Masurens in wirthschaftlicher Hinsicht ist sehr langsam vor sich gegangen, und von einem besonderen Aufschwung kann auch heute noch nicht die Rede sein. Die Schaffung von Verkehrswegen aus staatlichen Mitteln setzt ein Bedürfniß dazu voraus, und ein solches Bedürfniß wiederum kann sich nur dann Anerkennung erringen, wenn irgendwelche Schätze im Lande der Ausbeutung harren. Masurens Reichthum bestand und besteht bis auf weiteres in seinen Waldungen, vor allem denen der gewaltigen, 96,445 ha (17.15 Quadratmeilen) großen Johannisburger Haide im Süden der Landschaft (Kreis Johannisburg, Sensburg und Ortelsburg). Da das Holz als Rohmaterial jedoch nicht gut den theuren Eisenbahntransport lohnt, ein Kanal aber, der den Absatz direkt in die Ostseehäfen vermitteln könnte, aus verschiedenen Gründen sehr bedeutende Kosten forderte, so ließ ein umfangreicher Eisenbahnbau, läßt ein wirklich nutzbarer Kanal sehr lange auf sich warten. Masuren erhielt seine erste Eisenbahn durch eine Privatgesellschaft, das Aktienunternehmen „Ostpreußische Sudbahn". Diese Bahn geht von Königsberg aus und durchschneidet das Land in südöstlicher Richtung bis zur russischen Grenze, wo sie an eine große russische Bahn Anschluß findet. Die für Masuren in Betracht kommenden Theilstrecken Rastenburg-Lyck und Lyck-Prostken (Landesgrenze) wurden im Dezember 1868, resp. November 1871 eröffnet. Selbstverständlich kam diese Bahn den nächstliegenden Strichen Masurens zugute, indem sie den Getreideabsatz begünstigte. In erster Linie aber galt die Bahn dem Transport des russischen Getreides, und noch heute bilden die Provenienzen aus Masuren einen sehr geringen Prozentsatz im Frachtverkehr der Bahn. Der staatliche Bahnbau stockte vollständig, und wer weiß, wie lange noch Masuren sich seiner Weltabgeschiedenheit erfreut hätte, wenn nicht schließlich höhere militärische Gründe den Ausbau des Bahnnetzes im Süden der Provinz herbeigeführt hätten. So wurde 1879 zwischen Lyck, der größten Stadt Masurens, und Insterburg durch eine Grenzbahn die Verbindung hergestellt und damit u. a. der nordöstliche Theil der Landschaft (Kreis Oletzko) dem Verkehr erschlossen. 1883/85 folgte eine andere Bahn, die, welche von Allenstein über Ortelsburg und Johannisburg nach Lyck der Südgrenze parallel geht. Endlich fand auch der Südwesten Berücksichtigung durch die Bahnen Allenstein-Soldau 1887/88 und Osterode-Hohenstein 1894. Zur Zeit sind in Masuren noch folgende Bahnen im Bau begriffen: eine von Gerdauen über Angerburg und Goldap nach Stallupönen, die den äußersten Norden Masurens berührt; eine zweite und dritte im mittleren Theil des Landes, nämlich von Rothfließ über Sensburg und Nikolaiken nach Rudczanny und von Angerburg südwärts über Lötzen und Arys nach Johannisburg. Die beiden letzten Bahnen haben in Rudczanny, resp. Johannisburg Anschluß an die Strecke Allenstein-Lyck. Die beiden erstgenannten Bahnen dürften wenigstens theilweise im Jahre 1898 dem Betrieb übergeben werden, während für die dritte erst im Winter 1896/97 die Vorarbeiten begonnen wurden. Geplant werden noch Bahnen Bischdorf-Rastenburg-Angerburg und Angerburg-Kruglanken-Widminnen. Mit Fertigstellung dieser Schienenwege wird der Ausbau des masurischen Bahnnetzes wohl beendet sein, und Kleinbahnen werden eventuell dieses weitmaschige Netz zu verdichten haben. Eine Kleinbahn Rastenburg-Salpheim-Sensburg wurde bereits im April 1898 eröffnet. Der Chausseebau nimmt inzwischen langsam seinen Fortgang.

Außerdem besitzt Masuren eine Wasserstraße. Die Bedingungen dafür waren hier sehr günstig; der Seenreichthum in diesem Theile der baltischen Seenplatte ist enorm, die im mittleren Masuren liegenden großen Seen Mauer, Löwentin und Spirding hatten nur ganz geringfügigen Niveauunterschied, Terrainschwierigkeiten waren nicht vorhanden, und so lag der Gedanke nahe, sie durch einen Kanal zu verbinden. Projekte tauchten bereits zur Ordenszeit auf, doch kam ein solches erst im Jahre 1764 zur Ausführung. In wenigen Jahren war mit geringen Kosten eine ununterbrochene Wasserstraße von Angerburg über Lötzen und Nikolaiken einerseits bis zum Spirdingsee, andrerseits bis Guszianka (in der Nähe und nördlich des heutigen Rudczanny) für die Holzflößerei hergestellt. Die Flößerei scheint sich indessen nicht rentirt zu haben, namentlich weil die Angerapp, die die masurischen Seen nach Norden zum Pregel entwässert und damit die Verbindung nach Königsberg herstellen sollte, sich für den Holztransport als ungeeignet erwies. Da außerdem diese erste Kanalanlage nicht fehlerlos war und man kostspielige Nachbesserungen nicht vornehmen wollte, so verfielen die Kanäle wieder und die Holzflößerei diente nur lokalem Bedarf. Nachdem Südpreußen erworben war, bot sich Gelegenheit, die Wasserstraße nach Süden, zur Weichsel, fortzuführen und ihr damit den Ausgang zur Ostsee zu vermitteln. Daraufhin wurde der Pissek, der aus dem Spirdingsee zum Narew geht, regulirt. Die Ausräumung der alten Kanäle unterblieb aber infolge des unglücklichen Krieges von 1806/7 und der nächsten schweren Jahre. Nach dem Frieden von 1815 ging Südpreußen wieder verloren und die Kanalprojekte ruhten. Erst unter Friedrich Wilhelm IV., der Masuren öfter besucht hat, wurde der Bau der Kanäle von neuem und nach anderen Plänen in Angriff genommen und bis 1857 zu Ende geführt. Man regulirte den mit vielen Hinterwassern und Seitenarmen behafteten Abfluß des Spirdingsees, den Pissek, umging dessen vielgekrümmten oberen Lauf durch einen direkten Kanal nach dem See und räumte auch die nördlichen Kanalstrecken aus; ferner wurde durch eine Schleusenanlage bei Guszianka auch der 25 km lange Nieder See der Wasserstraße angeschlossen, die sich nunmehr von Norden nach Süden, von Angerburg bis Jaschkowen ca. 115 km weit durchs Land zieht, während eine Abzweigung von Nikolaiken über den Spirdingsee und durch den erwähnten Johannisburger Kanal zum Pissek geht. Die ganze Neuanlage hatte kaum 400,000 Mark gekostet.

Diese Wasserstraße diente nun dazu, die Hölzer der Johannisburger Heide in die Schneidemühlen nach Lötzen zu schaffen, wo später die Ostpreußische Südbahn weiteren Absatz ermöglichte. Nachdem die Allenstein-Lycker Bahn fertig geworden war, die die Johannisburger Heide durchschneidet und in Rudczanny die Wasserstraße kreuzt, entstanden hier im Herzen der Heide andere Schneidemühlen, die mit den Lötzener konkurrirten. Lötzen büßte dadurch

zwar nicht seine Bedeutung als Holzstapelplatz ein, doch wurde nun ein großer Theil der Hölzer am Produktionsort selbst verarbeitet und konnte da in Gestalt von Brettern, Schwellen 2c. oder als Rohmaterial und Brennholz direkt auf der Bahn verfrachtet werden. Damit fanden die Holzschätze der Johannisburger Heide erleichterten Absatz, doch können sie noch immer nicht im vollen Umfange ausgenutzt werden, da die billige Wasserverbindung über Masuren hinaus zur See fehlt. Diesem Mangel soll der ernsthaft projektirte Masurische Schiffahrtskanal abhelfen. Pläne, Kostenanschläge, Rentabilitätsberechnungen, Gutachten liegen bereits vor; sie sind auf Veranlassung der Handels- und landwirthschaftlichen Kreise, die an der Durchführung des Projekts das höchste Interesse nehmen, von Fachmännern erstattet worden. Die Staatsregierung stellte als unumgängliche Bedingung die kostenlose Hergabe von Grund und Boden, wozu zirka 770,000 M. erforderlich sind, und verlangte ein eingehendes Gutachten über die Frage, welchen Einfluß die Wasserentnahme zur Speisung des neuen Kanals zwischen Mauersee und Alle auf die bisherigen Wasserstands-, Landeskultur- und sonstigen Verhältnisse des masurischen Seengebiets und der Flüsse Angerapp, Pissek und Alle haben könnte. An der zuerst genannten Bedingung nun wäre das Projekt beinahe von vornherein gescheitert; denn es fehlten an jener Summe bis gegen Schluß des Jahres 1897 noch etwa 300,000 M., die inzwischen von der Provinz und der Stadt Königsberg bewilligt worden sind. Die zweite Bedingung war schon vorher erfüllt. Nach der Berechnung würde eine Wasserentnahme von 8.19 cbm die Sekunde aus dem zum Weichselgebiet abfließenden Pissek, von 2.11 cbm die Sekunde aus der zum Pregel gehenden Angerapp und eine Mehrzuführung von sekundlich 12 cbm Wasser in den Pregelzufluß Alle nöthig werden. Es ist jetzt mit Sicherheit nachgewiesen, daß einerseits eine Senkung des Grundwasserspiegels und damit eine Versandung der Felder im Seengebiet, andrerseits eine Versumpfung des Alle-Thales nicht zu befürchten ist. So erscheint der Bau des Kanals, der für die Entwicklung Masurens von höchster Bedeutung werden muß, nach vielen Schwierigkeiten nun doch gesichert, und die Arbeiten werden begonnen werden können, nachdem der preußische Landtag die Baumittel in der angegebenen Höhe bewilligt haben wird. Eine Regierungsdenkschrift dazu wird seit Mai 1898 ausgearbeitet.

Einige Einzelheiten über das wichtige Kanalprojekt mögen hier Platz finden. Der Kanal soll aus der Nordwestecke des Mauersees bei Pristanien in nordwestlicher Richtung zur Alle gehen und bei Allenburg in diese einmünden. Seine Länge wird 51.47 km betragen. Zur Ueberwindung der Höhendifferenz von 113 m sind vier geneigte Ebenen und zwei Schleusen geplant, von denen die ersteren durch Elektromotoren von je 110 Pferdekraft betrieben werden sollen. Das Anlagekapital wird 16.2 Millionen Mark betragen und dürfte sich schon aus den Kanalgebühren gut verzinsen. Den Hauptvortheil aus der Kanalanlage werden, was Masuren angeht, zunächst die dortigen großen fiskalischen und Privatforsten, in erster Linie also der Staat selbst, der reichste Waldbesitzer in Masuren, ziehen; der Kanal würde jedoch die Hebung weiterer Bodenschätze im Gefolge haben. Nach einem Bericht des Landesgeologen Dr. Klebs sollen in dem zu erschließenden Gebiet vorhanden sein: 2,000,000 cbm Blocksteine, 16,000,000 cbm Kies, 10,000,000 cbm guter unterdiluvianischer Thon, mindestens 85,000,000 cbm fast reiner kohlensaurer Kalk, gewaltige Torflager mit über 500,000,000 cbm gutem Brenntorf. Ferner würden, so äußert sich ein anderes Gutachten, durch die Wasserbewegung im Kanal ca. 12,000 Pferdekräfte frei, die im Interesse der Landwirthschaft und Industrie am Kanal in elektrische Kraft umgesetzt werden konnten. Endlich ermöglichte der Kanal die Trockenlegung und Meliorirung großer Wiesenflächen.

Mit der bisherigen Entwicklung der Verkehrswege, in erster Linie der Eisenbahnen, sind die Geschicke der masurischen Städte eng verknüpft gewesen. Die einen verharrten in ihrer Bedeutungslosigkeit, die anderen nahmen einen bescheidenen Aufschwung. Lyck, die Hauptstadt Masurens, zählt heute etwa 12,000 Einwohner; die Bevölkerungsziffer der übrigen 16 schwankt zwischen 1500 und 5000. Sämmtliche masurischen Städte sind Ordensgründungen, zumeist aus dem 14. Jahrhundert. Unter dem Schutze der in die Wildniß vorgeschobenen Burgen ließen sich masovische und später auch deutsche Ansiedler nieder; oftmals schwebten sie in den Litauer- und Polenkämpfen in Gefahr, und darum blieb die Wildniß dünn bevölkert bis auf die Zeit des Großen Kurfürsten. Am schwächsten bevölkert sind heute die Kreise Sensburg, Ortelsburg und Johannisburg, zu denen der noch vorhandene größte Rest der Wildniß, die Johannisburger Heide, gehört. In Sensburg kommen 40, in Ortelsburg 43, in Johannisburg kaum 30 Einwohner auf den Quadratkilometer. Von dem Areal des Kreises Johannisburg — 1678 qkm — ist der dritte Theil mit Wald bedeckt, und in diesen Forsten sinkt die Bevölkerungszahl auf weniger als 20 für den Quadratkilometer herab, in quadratmeilengroßen Bezirken gar auf 4 odee 5.

Die älteste Stadt Masurens ist Passenheim, ein kleines Städtchen (heute 2047 Einwohner) im Ortelsburger Kreis; Passenheims Handfeste datirt vom Jahre 1386. Die jüngsten masurischen Städtchen sind Willenberg (2406 E.) und Arys (1522 E.), denen erst 1723, resp. 1726 Stadtrecht ertheilt wurde; doch existirten sie als Flecken bereits im 14., resp. 15. Jahrhundert. Das Stadtrecht wurde natürlich überall heiß herbeigesehnt, waren doch damit viele Privilegien verbunden, infolgedessen sich auch stärkerer Zuzug fand und die Einwohnerzahl stieg. In späteren Jahrhunderten verschoben sich indessen die Verkehrsstraßen und Verkehrsverhältnisse, weßhalb die Entwicklung und das Wachsthum nur bei wenigen, wie Lyck und Lötzen, konstant blieb. Willenberg und Ortelsburg hoben sich im 16. Jahrhundert durch den Umstand, daß sie an, beziehungsweise in der Nähe der damals viel benutzten Straße von Warschau nach Königsberg lagen, während das abseits liegende Passenheim sich in seinem Wohlstand bedroht sah und auch später sich nicht mehr erholt hat (Töppen, Geschichte Masurens, Danzig 1870, S. 192 ff.). Um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert begann dee Verkehr auf der Warschauer Straße schwächer zu fließen, nachdem Preußen 1660 im Frieden von Oliva von der polnischen Lehnshoheit losgelöst war und der Große Kurfürst die Souveränität darüber erhalten hatte. So gingen Ortelsburg und Willenberg wieder zurück, obwohl letzteres, wie erwähnt, 1723 zur Stadt erhoben wurde — während das östlicher liegende Johannisburg militärische Wichtigkeit erlangte, viel Grenzverkehr bekam und stärker aufblühte.

Als durch die Erwerbung Südpreußens und Neuostpreußens Masuren ein größeres Hinterland erhielt, nahmen auch die Städtchen erneuten Aufschwung; mit dem Verlust dieser polnischen Provinzen trat wieder ein Stillstand ein und so haben die Grenzstädte im Jahre 1818 fast dieselbe Einwohnerzahl wie um 1780 (z. B. Ortelsburg 1087, resp. 1000, Lötzen 1028, resp. 1228, Passenheim 840, resp. 900, Lyck 2300, resp. 2000 Einwohner), nur Johannisburg, dem die Schiffahrt auf dem Pissek zugute kam, war von 1140 Einwohnern im Jahre 1782 auf 1600 im Jahre 1818 gewachsen. — Der Einfluß der neuen masurischen Wasserstraße auf die in ihrer Nähe liegenden Städte ergibt sich aus einem Vergleich der Einwohnerzahlen von 1837 und 1861 (d. h. 4 Jahre nach der Vollendung der Straße).

Angerburgs Einwohnerzahl war in jenem Zeitraum von 2906 auf 8991 gewachsen, die von Johannisburg von 1986 auf 2721, von Lötzen von 1682 auf 3574; unberührt von diesen Verhältnissen blieben Rhein (1389, resp. 1671 E.) und Sensburg (2302, resp. 2507 E.), während Nikolaiken gar eine Abnahme — von 1963 auf 1946 — zeigt, obwohl es selbst an der Wasserstraße liegt. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß Nikolaiken keine eigene Holzindustrie besaß und heute noch nicht besitzt, im Gegensatz zu den anderen „Kanalstädten" Angerburg, Lötzen und Johannisburg. Lyck war der geistige Mittelpunkt Masurens und darum ein wenig gewachsen — 4718 Einwohner im Jahre 1861, gegen 8140 im Jahre 1887. Die Städte des Westens stagnirten: Willenberg z. B. hat 1837 eine Einwohnerzahl von 2087, 1861 von 2044, Ortelsburg 1561, resp. 1632. Passenheim hob sich, wie bald darauf auch Willenberg, durch Chausseebau.

Die Ostpreußische Südbahn kam in erster Reihe Lötzen und Lyck zugute, während Angerburg, bis 1861 die zweitgrößte Stadt Masurens, der Konkurrenz von Lötzen wegen, zurückbleibt. Lyck zählt 1880, d. i. 10 Jahre seit dem Bestehen der Südbahn, 6846 Einwohner, gegen 4718 im Jahre 1861, Lötzen 4514, gegen 3574, Angerburg dagegen, das abseits liegt, 4327, gegen ca. 4000 Einwohner. Die Allenstein-Lycker Bahn von 1885 hatte auf das Wachsthum der an ihr und in ihrer Nähe gelegenen Städtchen keinen Einfluß; so zählt Passenheim 1885 1967 Einwohner, gegen 1935 im Jahre 1890, Ortelsburg 2611, resp. 2885, Johannisburg 3271, resp. 3222, Bialla 1670, resp. 1819, Sensburg 3546, resp. 3562, Nikolaiken 2289, resp. 2375, Arys 1306, resp. 1324 Einwohner. Immerhin waren mit dem Jahre 1885 die Verkehrs- und Eisenbahnverbindungen in ganz Masuren besser geworden. Während bis dahin, als bis vor etwa 12 Jahren, einzelne dieser Städtchen, z. B. Willenberg und Nikolaiken, an die 60 km bis zur nächsten Bahnstation hatten, liegen heute — Mai 1898 — die noch nicht ans Bahnnetz angeschlossenen sieben Städte Masurens um folgende Entfernungen vom nächsten Bahnhof ab: Rhein 10 km, Gilgenburg 15, Willenberg 20, Nikolaiken 23, Arys 25, Angerburg 26 und Sensburg 27 km.

Ich gebe an Stelle weiterer Ausführungen über dieses statistische Kapitel eine Tabelle der Einwohnerzahl der 17 masurischen Städte nach den Volkszählungen von 1880, 1890 und 1895.

		1880	1890	1895
1.	Angersburg	4327	4301	4509
2.	Arys	1306	1324	1522
3.	Bialla	1670	1819	1899
4.	Gilgenburg	1859	1751	1717
5.	Hohenstein	2467	2563	2508
6.	Johannisburg . . .	2973	3222	3378
7.	Lötzen	4614	5486	5712
8.	Lyck	6846	9981	11706
9.	Marggrabowa . . .	4347	4887	5048
10.	Neidenburg	4351	4221	4587
11.	Nikolaiken	2277	2372	2353
12.	Ortelsburg	2146	2885	3205
13.	Passenheim	1967	1935	2047
14.	Rhein	2226	2189	2110
15.	Sensburg	3611	3562	3714
16.	Soldau	3062	3680	3925
17.	Willenberg	2577	2323	2406

Zur Erläuterung dieser Tabelle noch einige kurze Bemerkungen. Arys ist in den letzten Jahren durch die Nähe des großen Artillerieschießplatzes und den dadurch bedingten Militärverkehr gewachsen. Gilgenburg, Rhein und Willenberg leiden sehr darunter, daß sie keine Bahnverbindung haben und auch an keinem sonstigen Verkehrsweg liegen. Lötzen und Lyck sind in stetem Aufschwung und Wachsthum begriffen. Nikolaiken stagnirt aus dem oben schon berührten Grunde. Ortelsburg kommt die Garnison zugute; seine Vorstadt Beutnersdorf zählt übrigens auch fast 3000 Einwohner. Von Marggrabowa (Oletzko) gilt dasselbe wie von Ortelsburg. — Im allgemeinen hat die letzte Volkszählung nachgewiesen, daß sich die Einwohnerzahl der meisten masurischen Städte nur um wenige Seelen vermehrt oder gar abgenommen hat. Besonders ist das in den in der Nähe der Grenze belegenen kleinen Städtchen der Fall. Dagegen hat die Einwohnerzahl in den meisten Kirchdörfern erheblich zugenommen, in einigen bis zu 30 Proz. Letzteres erklärt sich, wie die jüngste Beruf- und Gewerbezählung ergeben hat, daraus, daß seit einigen Jahren der Zuzug von städtischen Handwerkern nach den großen Kirchdörfern in besonders großem Umfange stattfindet, und daß die meisten kleinen Besitzer, wenn sie ihre Grundstücke in kleineren Dörfern verkauft haben, ihren Wohnsitz nach den Kirchdörfern verlegen. Die Annehmlichkeiten des Lebens sind hier dieselben wie in den Städtchen, die Steuern aber in der Regel geringer.

Mittheilungen und Nachrichten.

Shg. **Malrrwerke des neunzehnten Jahrhunderts.** Beitrag zur Kunstgeschichte von **Friedrich v. Böttlicher.** Zweiter Band, erste Hälfte. Mayer—Rydkowski. Dresden, Fr. v. Böttichers Verlag, 1898. 505 Seiten. — Daß die Verlagshandlung drei volle Jahre gebraucht hat, um den dritten Theil dieses für die Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts höchst wichtigen Nachschlagewerks[1]) veröffentlichen zu können, wird derjenige nicht verwunderlich finden, der die Tausende und aber Tausende der in diesem soeben erschienenen Band aufgezählten Malerwerke einer Durchsicht unterzieht. Mit unendlicher Mühe und anerkennenswerthestem Sammeleifer sind diesmal auf 505 Seiten die Schöpfungen unsrer modernen Maler — die Namen Mayer bis Rydkowski umfassend — zusammengetragen worden. Gerade dieser Theil bietet die stolzesten Namen der deutschen Malerei; so finden wir Menzel, Meyer von Bremen, die fünf Meyerheims, die zahlreichen Müller, Neher, Overbeck, Pfannschmidt, die beiden Piloty, Preller, Rahl, Ramberg, Rethel, die verschiedenen Richter, sowie endlich die jüngsten Soldatenmaler Röchling und Rocholl. Nur mit Mühe arbeitet man sich durch die unendliche Reihe der meist nach der Entstehungszeit hintereinander aufgezählten Gemäldetitel hindurch. Meyer von Bremen figurirt mit 257 Darstellungen aus dem Kinder- und Familienleben; das Lebenswerk der oben genannten Erstmeister ist auf je 15—20 Spalten zusammengestellt, bei Friedrich Overbeck geht es bis auf 24 Spalten und die zahlreiche Künstlergruppe der Müller und Richter bringt es sogar auf je 40 Spalten. Abgesehen von der fast vollzähligen Aufzählung der Bilder, wird auch der Nachweis über den Verbleib der Gemälde, der dem Herausgeber in den weitaus meisten Fällen geglückt ist, von dem Kunstforscher dankbar anerkannt werden. Beim Durchblättern einzelner Künstlernummern erfährt man mit Betrübniß, wie viele tüchtige Malerwerke deutschen Ursprungs über den Ozean gewandert sind; die Abbildungen der Werke sind fast Jedem bekannt, die Originale, die jetzt die Paläste der reichen Amerikaner schmücken, dürften wohl schwerlich dem heimischen Auge wieder zu Gesicht kommen, am allerwenigsten auf den jetzt so beliebten Sonderausstellungen jubilirender oder dahingeschiedener Künstler. Einigermaßen aussöhnen kann uns mit dieser betrübenden Thatsache die Wahrnehmung, daß eine große Zahl Bilder von der Hand eines Meyer von Bremen, die ebenfalls ihren Weg nach Amerika gefunden, dorten im Original einen Abglanz deutschen Hausfriedens und deutscher Gemüthlichkeit verbreiten.

Die Vollzähligkeit in der Aufführung der Bildertitel ist im vorliegenden Theil weit mehr erzielt worden, als in den früheren beiden Halbbänden. Auf einige auch diesmal vorhandene Lücken und Mängel dürfen wir als gewissenhafter Rezensent nicht versäumen hinzuweisen. Zunächst fehlt ein

[1]) Vgl. das Referat über I 1 in der Beil. 60 vom 11. März 1892 der Allg. Ztg.

Nachtrag zu den Künstlern A—M, wie es z. B. der zweite Halbband hat, gänzlich; inzwischen sind doch aber, wie gesagt, drei Jahre verflossen. Sodann vermissen wir u. A. den italienischen Genremaler Luigi Mion völlig; seine „Bettelnden Venetianerinnen“ haben sogar auf einer Kunsttafel des Brockhaus'schen Lexikons Platz gefunden. Es fiel uns ferner beim flüchtigen Durchblättern auf, daß bei Menzler „Die beiden Freundinnen“, bei Nonnenbruch „Vor dem Tanz“, bei Papperitz „Das Liebesgeheimniß“, bei A. Perez „Der Spazierritt in Spanien“ und „Oeffentliches Tanzfest“, bei Reiffenstein „Die Frühlingssonate“, bei Toby Rosenthal „Der Abschied vom Elternhaus“ nicht erwähnt worden sind. Wenn endlich beispielsweise bei Pötzelberger die Gravurereproduktion eines Bildes, bei Prölß die Aquarellgravuren zweier bekannter Pendants, ja sogar bei Prud'hon ein kleiner Buchholzschnitt seiner Psyche genannt sind, hätte auch bei Paul Meyerheim statt der antiquirten Lithographie das prächtige Farbenlichtdruckbild seines „Ziegenhändlers“ erwähnt werden sollen. Ein Prinzip in der nur ganz spärlichen Angabe von modernen mechanischen Reproduktionen haben wir in dem Gegebenen nicht zu erkennen vermocht. Zum Schluß dürfte vielleicht für den Herrn Herausgeber der Hinweis nicht unangebracht sein, daß durch möglichste Benutzung auch der alphabetisch nach Malernamen eingerichteten Kunstverlagskataloge das Handbuch der „Malerwerke“ zu höchster Vollständigkeit, wenigstens in Bezug auf die deutschen Künstler, gebracht werden könnte.

* **Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete.** In der Beilage vom 23. Juni d. J. wurde von dem Plan der Gründung einer zusammenfassenden Zeitschrift für die Papyruskunde Nachricht gegeben: rascher, als man erwarten konnte, geht dieser Plan der Verwirklichung entgegen. Der Professor der alten Geschichte an der Universität Breslau, Dr. Ulrich Wilcken, hat die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig für seine Absichten gewonnen. Bei der bekannten Leistungsfähigkeit jenes Verlags auf dem Gebiet der Alterthumskunde ist so dem Unternehmen eine sichere Grundlage geschaffen. Was ihm eine weitere starke Stütze verleiht, ist die stattliche Anzahl von Gelehrten, die ihre Mitwirkung zur Verfügung gestellt haben, nämlich Otto Gradenwitz in Königsberg, Bernard P. Grenfell in Oxford, Arthur S. Hunt in Oxford, Pierre Jouguet in Lille, Frederic G. Kenyon in London, Fritz Krebs in Berlin, Giacomo Lumbroso in Rom, John P. Mahaffy in Dublin, Ludwig Mitteis in Wien, Jules Nicole in Genf, Paul Viereck in Berlin. Die Zahl dieser, der soeben ausgegebenen Ankündigung entnommenen wohlbekannten Namen wird aller Erwartung nach sich noch sehr erhöhen, zumal da, wie es in ähnlicher Weise auch anderswo immer mehr Brauch wird, die Sprache der einzusendenden Beiträge, abgesehen vom Lateinischen, unter vier lebenden gewählt werden kann. Vorläufig ist für das Archiv die Herausgabe von Heften in zwangloser Folge in Aussicht genommen, vier Hefte sollen sich zu einem Band vereinigen. Da jedoch die Papyruswissenschaft immer größeren Umfang anzunehmen beginnt, so wird die Fülle des Stoffes hoffentlich bald die Einführung von vierteljährlichen Veröffentlichungen ermöglichen. Jedenfalls ist nun endlich eine Sammelstätte in Vorbereitung, die sowohl die Funde und Erwerbungen verzeichnet als auch die zwischen der engeren Papyruskunde und der allgemeinen Alterthumswissenschaft hin- und herlaufenden Fäden aufgreift und der Aufmerksamkeit weiterer Kreise zuführt. Wünschen wir der Zeitschrift, deren Beginnen für das Frühjahr 1899 angekündigt ist, eine reiche und nutzbringende Thätigkeit.

Dr. Wilhelm Crönert.

* **Ueber englische und amerikanische Bibliotheken** bringt die New-Yorker Wochenschrift „Science“ eine beachtenswerthe Zusammenstellung. In Großbritannien gibt es gegenwärtig 350 öffentliche Büchereien, diese enthalten über 5 Millionen Bände jährlich, und die Zahl der Leser beläuft sich auf etwa 60 Millionen. In Australien gibt es nicht weniger als 844 öffentliche Bibliotheken, die aber keinen bedeutenden Einzelbestand besitzen können, da sie insgesammt nur über 1,400,000 Bände verfügen. In Neuseeland gibt es auch nicht viel weniger solcher öffentlichen Anstalten, als in Großbritannien, nämlich 298, aber zusammen mit nur 330,000 Bänden. Sogar in Südafrika bestehen schon 100 öffentliche Bibliotheken mit 300,000 Bänden. In Canada sind 1,500,000 Bände allgemeiner Benutzung zugänglich gemacht. Gewaltig übertroffen werden diese Bücherschätze Englands und seiner gesammten Kolonien von denen der Vereinigten Staaten, wo es bereits im Jahre 1898 4020 öffentliche und Schulbibliotheken gab, die 33,051,872 Bände umfaßten.

* **Tübingen,** 1. Okt. Die außerordentliche Professur für analytische und pharmazeutische Chemie an der hiesigen Universität ist dem ersten Assistenten am Laboratorium für angewandte Chemie der Universität Leipzig, Privatdozenten Dr. Paul, übertragen worden.

K. **Aus Mecklenburg.** Nach einer Verfügung des mecklenburgischen Oberkirchenraths werden seit dem Jahre 1898 in den einzelnen Gemeinden des Landes Chroniken angelegt. Soweit thunlich, sollen auch von den einzelnen Geistlichen Geschichten der betreffenden Gemeinden zusammengestellt werden.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind zugelassen und bestätigt worden: Der provisorische Lehrer an der k. k. ersten Staats-Realschule in Wien Dr. Gustav Turba für allgemeine neuere Geschichte an der philosophischen Fakultät der Universität in Wien, Dr. Hans Koschier für Laryngologie und Rhinologie, Dr. Heinrich Ludwig für Geburtshülfe und Gynäkologie und Dr. Alexander Ritter v. Weismayr für interne Medizin an der medizinischen Fakultät derselben Universität, Dr. Ludwig Merk für Dermatologie und Syphilis an der medizinischen Fakultät der Universität in Graz und Dr. Ludwig Switalski für Geburtshülfe und Gynäkologie an der medizinischen Fakultät der Universität in Krakau.

* **Aus Rußland.** Die Frage der Errichtung eines Polytechnikums im Kaukasus wird, wie die „Pet. Wjed.“ mitzutheilen in der Lage sind, noch nicht so bald entschieden werden. Da durch die Errichtung der polytechnischen Hochschulen in Kijew und Warschau und durch die Erweiterung der technischen Hochschulen in St. Petersburg, Moskau und Charkow die Nachfrage der Regierung nach Ingenieuren zunächst hinreichend gedeckt werden kann und da es ferner gegenwärtig sehr schwer fällt, in kurzer Zeit die nöthigen Lehrkräfte für ein neues Polytechnikum zu finden, so ist die Entscheidung dieser Angelegenheit auf einige Zeit vertagt worden, ebenso die Frage der Errichtung eines technologischen Instituts in Odessa. — Die Eröffnung der juristischen Fakultät der Universität Tomsk wird, wie dieselbe Zeitung gerüchtweise erfährt, am Stiftungstage der Universität, dem 22. Okt., stattfinden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Benno Freiherr v. Possanner: Die Pensionen und Provisionen der österreichischen Zivilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter. Heft 9. Wien, Manz 1898. — Dr. Georg Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 14. Lfg. Ebd. 1898. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggb. von Dr. Heinrich Braun. XIII. Bd. 1. u. 2. Heft. Berlin, Karl Heymann 1898. — Programm der Königlichen Technischen Hochschule zu Aachen für das Studienjahr 1898/99. Aachen, C. H. Georgi 1898. — Statistik des Hamburgischen Staates. Heft XVIII. Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 im Hamburgischen Staat: IX. Abtheilung. Hamburg, Otto Meißner 1898. — Johannes Deggau: Eine neue Methode der Stimmbildung. Eine Einführung in die Kuppers'sche „Anleitung zur Stimmbildung und zum flüssigen Sprechen“. Gießen, Karl Krebs 1898. — Wilhelm Bölsche: Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs 1898. — Paul Schwerdt: Offizier und Sozialdemokrat. München, Rudolf Abt 1898. — Prof. Dr. v. Liebermeister: Ueber Lungenschwindsucht und Höhenkurorte. Ein Vortrag. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger 1898. — J. Knapp: Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 5. Oktober. Nummer 225.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Oxyrhynchos-Papyri.

Von O. Crusius.

Wir haben seinerzeit, im Anschluß an den Archaeological report des Egypt exploration Fund, die schönen Entdeckungen Grenfells und Hunts beim alten Oxyrhynchos, dem modernen Bahnasieh in Oberägypten, kurz signalisirt. Der erste Band der in Aussicht gestellten Veröffentlichung liegt jetzt vor uns: 158 kleinere und größere Texte und Textfragmente, nicht nur in sauberer Umschrift, sondern erläutert durch einleitende Bemerkungen, Uebersetzung und Anmerkungen; dazu eine Beschreibung von etwa 50 weiteren Papyri und reichhaltige Register.[1] Das alles hat die energische Arbeit zweier Gelehrter, die ausgiebige Unterstützung nur bei den klassischen Fragmenten (von Fr. Blaß) empfingen, innerhalb eines Jahres zustande gebracht. Man sieht, in bessere Hände konnte die Ausmünzung dieses Schatzes nicht gelegt werden.

Es waren, wie man sich erinnern wird, die Schutthalden der alten Stadt, die der Spaten der Engländer aufdeckte. Nach Zahl und Umfang überwiegen daher Dokumente, Akten, Briefe und andere Privatpapiere, die nach einer Reihe von Jahrzehnten ihren unmittelbaren Werth zu verlieren pflegen. Die literarischen Stücke sind durchweg arg verstümmelt, oft bloße Fetzen mit kaum zu deutenden Schriftresten; gute Rollen pflegte man aber damals ebensowenig in den Kehricht zu werfen, wie heutzutage. Aber auch unter ihnen sind einige Prachtstücke, die einen wirklichen literarischen Gewinn bedeuten.

Der fast beängstigenden Masse der zuströmenden nichtliterarischen Papyri gegenüber ist die Frage berechtigt: Soll man all diese Erzeugnisse des Augenblicks vollständig veröffentlichen? Genügt nicht eine kurze Beschreibung oder ein Auszug, der sich an die Hauptsätze hält und das sachlich oder sprachlich Bemerkenswerthe heraushebt? Man wird sich dereinst, wenn der in der Luft schwebende Plan eines Corpus papyrorum feste Gestalt erhält, darüber prinzipiell zu entscheiden haben. Gut ist es auf alle Fälle, daß Grenfell und Hunt ihre Urkunden zunächst fast durchweg vollständig vorlegen. Dieser Oxyrhynchosfund steht in seiner Geschlossenheit und Vielseitigkeit unübertroffen da. Das ganze Leben versunkener Perioden hat sich hier in all seiner Vielgestaltigkeit wie versteinert erhalten, und von seiner Durchforschung werden so ziemlich alle Geisteswissenschaften Gewinn zu erwarten haben, Jurisprudenz, Nationalökonomie und Theologie ebensogut wie Philologie und Geschichte. Einige Beispiele. Auf der Rückseite eines Aktenstücks aus dem 2. Jahrhundert steht die Abschrift eines Protokolls, das dem Leser oft mit der Lebendigkeit eines modernen Stenogramms die Vernehmung eines rebellischen Alexandriners durch einen römischen Kaiser, wohl Marcus Aurelius, vor Augen stellt:

Seine Majestät ließ Appianos zurückrufen und sagte: „Weißt du eigentlich, mit wem du redest?“ Appian: „Gewiß, mit einem Tyrannen.“ Seine Majestät: „Nein, mit deinem Fürsten.“ Appian: „Sage das nicht. Dein Vater, der verewigte Antoninos, war zum Fürstenamt berufen, denn er war ein Freund der Weisheit und Rechtschaffenheit und frei von Habsucht. Du aber bist das gerade Gegentheil von ihm: tyrannisch und ohne Sinn für wahre Tüchtigkeit[1]) und Bildung.“ Der Kaiser gab den Befehl, ihn abzuführen. Während das geschah, rief Appianos: „Gewähre mir wenigstens eine Gunst, o Kaiser.“ Seine Majestät: „Welche?“ Appian: „Gib den Befehl, mich abzuführen mit den Abzeichen meines Standes.“ Seine Majestät: „Es sei.“ Appianos legte sich seine Binde ums Haupt und zog sich seine weißen Schuhe an (die Tracht der Gymnasiarchen und Priester). Mitten in der Stadt schrie er: „Lauft zusammen, ihr Römer! Seht, wie man einen Unbequemen aus der Welt schafft, der die Würde eines Gymnasiarchen und Gesandten der Alexandriner bekleidet.“ Der Gensdarm (evocatus) lief alsbald zum Herrn und meldete: „Herr, du sitzest hier (zu Gericht) und die Römer murren wider dich.“ Seine Majestät: „Worüber?“ Der Konsul (der zum Kronrath gehört): „Ueber die Abführung des Alexandriners.“ Seine Majestät: „Man soll ihn zurückholen.“ Appianos trat ein und sagte: „Wer hat mich rufen lassen, da ich schon dem Hades, den ich nicht fürchte und den vor mir Gestorbenen, Theon und Isidoros und Lampon, meinen Gruß entbot? Der Senat, oder du, du Räuberhauptmann?“ Seine Majestät: „Appianos, wir pflegen Leute, die rasen und ihren Verstand verloren haben, zur Vernunft zu bringen. Du sprichst mir jetzt lediglich, so weit ich dich dazu veranlasse“ u. s. w.

Wir lernen hier eine bislang völlig unbekannte Persönlichkeit kennen, die in den ägyptischen Wirren, nach dem Tode des Antoninus Pius eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben muß; denn daß an den Historiker Appian, der damals schon ein alter Mann war, nicht gedacht werden kann, haben die Herausgeber mit Recht hervorgehoben. Dieser lärmende Mannerstolz vor Königsthronen, der den kühnsten Forderungen moderner Demokraten Genüge leisten wird, ist nicht des Historikers Sache gewesen. Wenn der zu Gericht sitzende Kaiser wirklich, wie die Engländer annehmen, der treffliche Mark Aurel ist, hat der Sprecher seine Kapuzinade freilich an eine sehr verkehrte Adresse gerichtet. — Zugleich überzeugen wir uns wieder, daß es bei den Römern, wie bei den Hellenisten, über solche Vor-

[1] Leider verzeichnen die Herausgeber nur die in den Papyri oft gar nicht vorkommende erste Form der Wörter. Wie unzweckmäßig das ist, haben wir schon einmal hervorgehoben. Ueberhaupt wäre eine gründlichere Berücksichtigung der sprachlichen, besonders syntaktischen Erscheinungen, sehr zu wünschen. In den trefflichen, systematisch geordneten Uebersichten über die Aeren und Kalender, die Kaiser und Konsuln, die topographischen Namen und Beamtenkategorien, die Maße und Gewichte findet der Historiker vortreffliche Orientirungsmittel, während der Grammatiker aus diesen stummen Stellenverzeichnissen unmittelbar wenig entnehmen kann.

[1] Es ist Z. 13 wohl [illegible] zu lesen.

gänge am kaiserlichen Hofe eine bis ins einzelnste reichende Ueberlieferung gab und daß manche Scene bei den alten Historikern, die man auf Rechnung ausmalender Phantasie zu setzen geneigt war, sehr wohl auf wirklicher Ueberlieferung beruhen kann.

Das „Murren des Volkes“ führt die Peripetie in dem kleinen Drama herbei; so abhängig fühlte sich doch der „Selbstherrscher“ von den Stimmungen seiner Hauptstadt. Man wird erinnert an die große Bedeutung, die den Acclamationen von den Kaiserschriftstellern beigelegt wird. Hier greift eine merkwürdige zweite, etwas jüngere Urkunde ein: ein Protokoll über eine Volksversammlung in Oxyrhynchos.

„Hosianna[1]) Prytane, Hosianna du Stolz der Stadt, Hosianna Diaskoros, du erster Bürger! Du Urheber alles Guten! Isis liebt dich und erhöht dich! Heil dem Bürgerfreund, dem Freunde des Rechtes.... Ein Volksbeschluß für den Prytanen, ein Volksbeschluß am heutigen Tage, das ist das Erste und Nothwendigste.“ Der Prytane sprach: „Mit Genugthuung und Freude begrüße ich die Ehre, die ihr mir zugedacht habt. Aber derartige Freudenbezeigungen und Demonstrationen bitte ich euch dem Gesetz gemäß auf einen Zeitpunkt zu versparen, wo ihr sie mir in Sicherheit darbringen könnt und ich sie sonder Gefahr anzunehmen in der Lage bin.“ Das Volk rief: „Du verdienst mehr als einen Ehrenbeschluß! Her mit dem Schreiber![2])“

Wir kennen schon einige Urkunden, die uns zeigen, daß man damals auch in der griechischen Welt die Acclamationen berathender Versammlungen zu protokolliren pflegte, sorgfältiger als in unserm demokratischen Zeitalter. Am lehrreichsten ist die von Th. Reinach im Bulletin de corr. Hellén. XX. behandelte Inschrift von Mylasa aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr.; die griechischen Acclamationen („Heil unsern unbesiegten Herrn und Königen! Wir haben nichts zu leben, sondern die ganze Stadt geht zugrunde u. s. w.“) werden hier mit der lateinischen Formel succlam(atum) est eingeleitet. In der That scheint die Sitte, derartiges festzuhalten, aus römischem Amtsbrauch in die griechischen Gemeinden verpflanzt zu sein. Von den Kaiserschriftstellern sind diese Zurufe, jedenfalls auf Grund offizieller Protokolle, genau gebucht; man muß ihnen im 3. Jahrhundert unter Umständen geradezu eine Art staatsrechtliche Bedeutung beigemessen haben.[3])

So führen manche Stücke auch dieser Abtheilung auf große geschichtliche und literarische Fragen. Und wenn uns die Mehrzahl der Urkunden auch nur das öffentliche und private Leben einer hellenistischen Provinzialstadt in charakteristischen Zügen wiederspiegelt, so bieten sie dem Auge, das sie unter der rechten vue d'ensemble zu betrachten versteht, doch ein ebenso lehrreiches, wie reizvolles Bild. Hier berichtet ein Oberamtsarzt an den Oberamtmann über die Verwundungen, die sich ein junges Mädchen beim Einsturz eines Hauses zugezogen hat; es sind offenbar Schadenersatzansprüche angemeldet worden (LII). Dort reichen Werkmeister, die „Kasiotische Arbeit“ (wohl eine Abzäumung des Bürgersteigs)[4]) für einen Straßenbau geliefert haben, beim Magistrat ihre Rechnung ein (LV). Ein Bürger der Stadt macht Anspruch darauf, von einem lästigen Amt enthoben zu werden, weil er Hieronike sei, d. h. in den großen öffentlichen Spielen gesiegt habe. Ein Bildhauer, Aurelius Sinneis, erhält vom Oberamtmann den Auftrag, die Statue eines Präfekten anzufertigen (XLVI). Bürger führen Klage über Beraubung und Uebervortheilung; machen Steuerfassionen und standesamtliche Meldungen. Ein Händler verpflichtet sich eidlich, nur öffentlich auf dem Stadtmarkt sein Gewerbe zu treiben (LXXXIII). Ein Obermeister der Schmiedezunft bescheinigt den Empfang einer Geldsumme, die er für öffentliche Arbeiten bei der Stadtbank ausgezahlt erhalten hat. Kauf- und Pachtkontrakte, Rechnungen, Quittungen, Testamente, Inventaraufnahmen geben alle Anhaltspunkte, um das allgemeine Bild der Stadt zu rekonstruiren und den standard of life der Bürgerschaft zu bestimmen. Von intimstem Reize sind manche Billette und Briefe. Ein junger Schlingel schreibt an seinen Vater:

Theon entbietet dem Vater Theon seinen Gruß. Das war schön von Dir, daß Du mich nicht mit in die Stadt genommen hast. Wenn Du mich nicht mit Dir nach Alexandria nehmen willst, werde ich Dir keine Briefe schreiben und kein Wort mit Dir sprechen und Dir nicht Gesundheit wünschen. Und wenn Du von Alexandria heimkommst,[1]) geb ich Dir keine Hand und grüße Dich überhaupt nicht mehr. Das geschieht wahrhaftig, wenn Du mich nicht hinkommen lassen willst. Und auch Mama hat dem Archelaos gesagt: „Es ist empörend, daß er ihn nicht mitnimmt.“ Aber schön war's von Dir, daß Du die großen Zuckerschoten schicktest. Sie haben mir vorgeschwindelt, daß Du dort schon am zwölften absühreest.[2]) Schick mir, bitte, auch eine Triakschale.[3]) Wenn Du's nicht thust, eß' ich nicht und trink ich nicht. Doch genug. Lebwohl. Am 18 Tybi. Abzuliefern dem Theon von seinem Sohne Theonas.

Ein nettes Erziehungsresultat. Es ist das bekannte Bild: die Mutter und der Großvater, die dem Vater entgegenarbeiten. Die köstlichen orthographischen und grammatischen Schnitzer des Schreibens konnten freilich nicht wiedergegeben werden. Erquicklicher und nicht ohne ein gewisses literarisches Interesse ist der Trostbrief eines Bruders an seine Schwester (CXX);[4]) ähnlich, wie die hellenistischen Trostbeschlüsse (Buresch im Rhein. Mus. 49) zeigt er, wie damals gewisse Gemeinplätze aus der popular-philosophischen Literatur dem Hausgebrauch dienen mußten. Sehr charakteristisch, selbst in deutscher Uebertragung, klingt der Beschwerdebrief eines Mitglieds der Judengemeinde aus dem 6. Jahrhundert:

Unterthänigste Supplik an meinen, nächst Gott, gütigsten Herrn, von mir, Sufneus, Euerm erbarmungswürdigen Sklaven, von Katani. Ich erlaube mir, meinen gütigen Herrn zu unterrichten von meinen Verhältnissen, mit denen es folgendermaßen steht. Als mein Vater noch lebte, rief er mich und meine Brüder und sprach: Einer von Euch soll Herr werden über das Gut Eurer Mutter, and die Andern sollen leben von meinem Gute. Und er wählte David, meinen jüngeren Bruder, und setzte ihn ein in das Besitzthum meiner Mutter. Und als mein Vater zu sterben kam, verfügte er, daß dem David von seinem Gut nur ein halber Acker gegeben werden sollte, und sagte: „ihm genügt der halbe Acker, weil er schon den Besitz seiner Mutter bekommen hat.“ Und siehe, heute sind es 3 Jahre, seit er gestorben ist, und als er starb, ging ich sofort zu Abraamias den Verwalter Klaudians, und der ließ mir die Zeugen kommen, die sich bei meinem Vater befunden hatten, das ist Julius der Aeltere und Apollos, und ließ alles erledigen nach der Weisung meines Vaters. Und Jahr um Jahr bebau ich mein Gut und mein Bruder David bebaut das Gut meiner Mutter und seinen halben Acker. Und heute paßte mich Abraamias ab, der sich hat bearbeiten lassen von demselben David[5]), und sagte mir (als ob mein Bruder das Gut seiner

[1]) Das steckt in dem rätselhaften ακα(ι)ανα.

[2]) τὸν σκ(ρίβ)αν εἰς τὸ μέσον.

[3]) Th. Mommsen, Staatsrecht III, S. 951. E. v. Herzog, röm. Staatsverfassung II, S. 881 f.

[4]) Worin die Kasiotische Arbeit, die auch in der Literatur wiederholt erwähnt wird, eigentlich besteht, wird auch durch diese interessante Urkunde noch nicht ganz klar.

[1]) Z. 6 ist wohl ἐξ Ἀλεξανδρίας gemeint.

[2]) πεπλάνηκαν ἡμᾶς ἐκεῖ κ. τ. λ.

[3]) Für λύρον wird λύριον zu schreiben sein; eine Lyra, die ja nicht Lyros heißt, wird sich dieser Bursche nicht wünschen.

[4]) Am Schluß des auf der Rückseite stehenden Schreibens steht eine literarische Reminiscenz (Theognis 22).

[5]) Z. 19 l. ἀπορφυλευσθεις, zu ὀρφυλεύομαι.

Mutter und den halben Acker nicht längst gekriegt hätte) was mein Vater mir hinterlassen hat, müsse wieder getheilt werden zwischen mir und ihm. Und dann hat mein Vater meiner Mutter auch noch hundert zehn Solidi gegeben, um sie mir und meinen Brüdern auszutheilen, und die hat das Geld meiner älteren Schwester Elisabeth gegeben. Und ich flehe meinen guten Herrn an, dafür zu wirken, daß mein Recht gewahrt wird nach dem Wort meines Vaters.

Das Schreiben sticht durch Ton und Haltung ebenso ab von den älteren heidnischen, wie von den gleichzeitigen christlichen Schriftstücken. Man meint im Getriebe einer orientalischen Stadt der charakteristischen Erscheinung eines Kaffejuden zu begegnen.

Aber so reizvoll diese documents humains sein mögen, reizvoll wie ein Gang durch ein neu aufgedecktes Quartier von Pompej, sie werden doch aufgewogen durch die Handvoll literarischer Fragmente, die den Band eröffnen.

Christlich-theologische Stücke haben den Vortritt. Das unscheinbare Blatt mit den zum Theil neuen „Worten des Herrn" ist vor Jahresfrist gesondert veröffentlicht. Es hat seitdem eine ganze Literatur hervorgerufen, in der die vornehmsten Namen (Harnack, Swete, Zahn) vertreten sind, und ist bereits in akademischen Uebungen und Vorlesungen behandelt worden (z. B. von Deißmann in Heidelberg). Dazu kommen Fragmente der Evangelien und apogryphen Apostelakten, die durch ihr hohes Alter für die Textkritik bedeutsam sind. Neu ist ein kurzes, gnostisch gefärbtes Bruchstück und eine wohl noch dem dritten Jahrhundert angehörige Betrachtung über den heiligen Geist und die Prophetie: beide leider so wenig umfangreich und so schlecht erhalten, daß der Leser sich mehr verwirrt als belehrt sieht.

Besser steht es mit den klassischen Fragmenten.

Ein stattliches Stück — fünf Kolumnen — aus einem rhythmischen Lehrbuch, wahrscheinlich von dem großen Schüler des Aristoteles, Aristoxenos, gibt uns endlich ausführliche und unzweideutige Aufschlüsse über die feine und mannichfaltige musikalisch-rhythmische Bewerthung lyrischer Texte im Alterthum; die analysirten Dichterfragmente sind durchweg neu. Wir dürfen hoffen, daß das Verständniß der antiken Kunstformen durch diese Blätter noch erheblich gefördert wird. Im einzelnen bleibt allerdings vorläufig noch manches räthselhaft.

Noch umfänglicher ist ein geschichtlich-chronologisches Bruchstück, das im Rahmen der Olympioniken- und Archontenliste die Ereignisse von 355—315 v. Chr. verzeichnet und neben der griechisch-makedonischen Welt auch Rom und Italien berücksichtigt. Die Daten scheinen sich dem herkömmlichen chronologischen System ziemlich einzufügen; aber die schätzenswerthen Nachweise der Herausgeber sind erst der Anfang der Arbeit, die noch manche überraschende Konsequenzen bringen mag.

In ein literargeschichtlich außerordentlich bedeutsames, aber bis auf spärliche Trümmer versunkenes und verschüttetes Gebiet führen uns einige Bruchstücke elegischer Dichtungen, die man mit vollster Zuversicht in hellenistische und römische Zeit setzen kann.

In dem einen ist die Rede von der Erfindung der Eisengeräthe und des Schiffes; von einer Zeit, da man noch nicht säete noch erntete (V. 8), sondern sich nährte von den Eicheln des Waldes. (V. 10 f.) Es ist unverkennbar jene legendarisch-kulturhistorische Quasipoesie in der Art des Kallimachos, die von den Römern so außerordentlich geschätzt wurde und uns vor allem aus ihren Nachbildungen bekannt ist.

Ein anderer Papyrus (XV) bietet Stücke aus einem lyrisch-dramatischen Quodlibet, einem Wechsel- und Wettgesang in eigenthümlich gebauten hinkenden Hexametern, wie wir sie aus einer Burleske Lucians, der Tragodopodagra, kannten; nach je zwei Verspaaren wird zu einem Zwischenspiel auf der Flöte aufgefordert. Die sprachliche und malerische Kunst oder Unkunst dieser Verse weist in die Kaiserzeit; sie sind, bezeichnend genug, die einzige Dichtung, die modern war, als die Schreiber und Besitzer der Papyri lebten. In den erhaltenen Versausgängen trägt durchweg die vorletzte den Sprachton; wenn das nicht Zufall ist, haben wir hier eines der frühesten Beispiele für Berücksichtigung des Accents in der griechischen Poesie.[1])

Eine stattliche Masse von Trimetern und Trimeterstücken gehört der neueren Komödie an; jeder Fund lehrt von neuem, wie verbreitet diese dem Durchschnittsgeschmack geschickt angepaßten Dichtungen gewesen sind. Aber all diese hellenistischen Fragmente sind in so trümmerhafter Verfassung, daß sie vielleicht den Spürsinn philologischer Arbeiter reizen, aber schwerlich noch eine lebendige Wirkung ausüben können. Auch das kostbarste Stück dieser Gruppe, eine Dichtung der Sappho, ist schlimm mitgenommen; es läßt sich aber so vollständig und einleuchtend wiederherstellen, daß man eine Nachbildung dieser schlichten und echten Verse weiteren Kreisen vorzulegen wohl wagen darf.

Holde Meerfrau'n, führt mir den theuern Bruder
Ungefährdet zum heimathlichen Strande,
Laßt ihm alles Schöne, wonach sein Sinn steht,
Froh sich erfüllen!
Was er einst verschuldet, er mög' es sühnen,
Daß voll Freude die Freunde auf ihn blicken,
Neiderfüllt die Feinde — nein, alle Feindschaft
Werde begraben.
Ach, und möcht' er ein wenig auch der Schwester
Dann gedenken! Möcht' er in ihrem Kummer
Die aufrichten, die er mit seiner Schande
Niedergebeugt hat,
Ohne mein zu achten. Wie grausam schnitt es
Mir ins Herz! Wohl glaubt' ich, es sei verwunden,
Aber heut', im heitern Festgetümmel
Packt es mich wieder.
Göttin, hör mich, wenn ich mit meinen Liedern
Je dein Herz erfreute! Versenk die Trübsal
In den Abgrund ewiger Nacht und banne
Drohendes Unheit.[2])

Wir besaßen bislang von Sappho zwei unversehrt erhaltene Lieder, die beide einer leidenschaftlichen Liebesempfindung Ausdruck geben; sie sind von Gelehrten und Poeten um die Wette übersetzt — ich nenne nur die Namen Grillparzer, Geibel, Leuthold, Ebers, Kock — und gehören zu den wirksamsten und bekanntesten Resten antiker Poesie. Auch den Familienkonflikt, auf den die mitgetheilten Verse zurückweisen, kannten wir schon aus gelegentlichen Bemerkungen alter Schriftsteller; ein Bruder der Dichterin hatte fern von der Heimath in schlimmen Liebeshändeln an Ehre und Vermögen Schaden gelitten. Aber erst unser Lied, dessen ungekünstelte Anmuth die gegebene Ergänzung und Uebertragung nur sehr unvollkommen wiedergibt, läßt uns ahnen, wie die Hand dieser größten Dichterin aller Zeiten auch einen so spröden und unreinen Stoff zum Kunstwerk umzuformen wußte. Bei den Debatten über die Persönlichkeit, den sittlichen Charakter der Dichterin, die

[1]) Die Fälle sind zahlreich genug, um die entschiedene Neigung des Dichters zur Berücksichtigung des Accents zu erhärten. Die von Blaß empfohlene Ergänzung von V. 8 ist also kaum zulässig, vielleicht τ' ἀποφέρει; V. 6 [illegible].

[2]) Die Grundlage der Rekonstruktion V. 1—12 hat Fr. Blaß gegeben. In den ersten Strophen trafen meine Versuche fast wörtlich mit denen von H. Diels zusammen; V. 4 scheint der Begriff κακά kaum zu entbehren. V. 11 ist für Blassens Ergänzung ein Begriff wie [illegible] oder [illegible] einzusetzen und ὄνειος persönlich zu fassen; V. 13 schr. [illegible] εἰς ἔμ' [illegible]. Von der letzten Strophe ist besonders der Anfang und der Schluß zerstört; der Sinn scheint gesichert: es ist von der Göttin die Rede, der das V. 15 erwähnte Fest gilt, wohl Aphrodite.

man hier leider ebensowenig umgehen kann, als etwa bei Goethe, werden diese Verse noch eine Rolle spielen. Wie um ihre Vorurtheilslosigkeit zu beweisen, haben neuerdings manche Alterthumsforscher der Sappho gegenüber den advocatus diaboli gespielt und sich nicht gescheut, mit den Karikaturisten der alten Komödie und den frivolen Spöttern der hellenistischen Decadence an einem Strange zu ziehen. Dichtungen, wie das Gebet für den Bruder, sind die besten Entlastungszeugen. Möchten nur auch die Hochzeitslieder der Sappho einst wieder vernehmlich an unser Ohr klingen! Was wir von ihnen wissen und besitzen, genügt, um uns einen Begriff zu geben von der schalkhaften Anmuth, der Innigkeit und Reinheit, die auch hier den alltäglichen Stoff adelte.

Die Oxyrhynchosfunde und ihre Vorläufer stammen aus unbedeutenden Provinzialstädten am fernsten Saume des römisch-hellenistischen Kulturbereichs, aus einer Zeit, wo die Sonne der Alten Welt schon tief im Abend stand. Sie geben den sichersten Maßstab für den Stand der geistigen und literarischen Interessen in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit. Wir überzeugen uns mehr und mehr, daß man sich nicht nur in den geistigen Zentren die literarische Hinterlassenschaft einer großen Vergangenheit doch viel ungeschmälerter erhalten hatte, als wir annehmen zu dürfen glaubten; schwierige mundartliche Dichtungen, ernsthafte philosophische und geschichtliche Werke wurden in Kreisen gelesen, die ihre geistige Nahrung in unserm Zeitalter der allgemeinen Bildung nur aus den nächsten und billigsten Quellen beziehen würden. Freilich, von den christlichen Erbauungsschriften abgesehen, scheint literarische Münze von neuem Gepräge damals überhaupt nicht recht in Umlauf gewesen zu sein; der Mangel jedes kräftigen Eigenlebens in dieser dem Tode geweihten Epigonenwelt verräth sich dadurch in wahrhaft erschreckender Weise. Die Graeculi gleichen jetzt jenen Glücklich-Unglücklichen, die im Schatten genialer Väter aufwachsen. Aber für die Pietät, mit der sie im stillen Gefühl der eigenen Schwäche das Vermächtniß ihrer großen Ahnen verwalten und zusammenhalten, müssen wir ihnen doch dankbar sein.

Zur Abhülfe des Nothstandes der verabschiedeten Offiziere.[1]

I.

Zunächst wird zu erörtern sein, was hier unter Nothstand zu verstehen ist; zweierlei: „ungenügende Existenzmittel infolge einer zu geringen Pension“ und „Mangel einer geeigneten Thätigkeit für die noch vorhandene Arbeitskraft“. Das erste ist ein rein materielles, das zweite zugleich ein moralisches Uebel, mithin ein größeres und daher seine Beseitigung am wichtigsten.

Das Zutreffende dieser Behauptung wird sich später ergeben. Nehmen wir sie zunächst als begründet an, so ist zu untersuchen: worin liegt die Wurzel des Uebels; ist es bisher richtig erkannt; was ist zu seiner Beseitigung geschehen; was bleibt zu thun übrig?

Der Offizier soll sein Lebelang Soldat sein, das ist die Grundidee aus der seine Stellung, seit den Tagen des mittelalterlichen Ritterthums und nach dessen Niedergang, mit Bildung der ersten Offizierkorps im 16. Jahrhundert hervorgegangen ist. Noch bis in die ersten Dezennien unsres Jahrhunderts hinein hat sich das äußere Zeichen dieser Tradition aufrecht erhalten, noch bis in diese Zeit trug der verabschiedete Offizier, der Invalide, die Uniform seines Regiments als einzige und ständige Bekleidung fort. Erst die Ausbreitung der allgemeinen Wehrpflicht und das Einleben in dieselbe schuf völlig neue Zustände und andere Gebräuche. Neben den Berufsoffizier trat der Reserve- und Landwehroffizier, neben den invaliden Offizier der nicht mehr felddienstfähige. Damit aber war dem Sichausdienen bis zum völligen Verbrauch der Kräfte, dem lebenslänglichen Soldatsein, auch für die Mehrzahl der Berufsoffiziere, der Boden entzogen. Einen solchen Zustand ertrug die Neuschöpfung Scharnhorsts auf die Dauer nicht mehr, es war keine stagnirende und für immer vom bürgerlichen Leben abgeschlossene Masse, die er schuf, es war und ist die im lebendigsten Fluß sich bewegende, sich ewig verjüngende Volkskraft, die er in den Dienst des Heeres stellte, und darum ist seine Schöpfung auch so kraftvoll, so elastisch, so dauerhaft, so imposant! In Konsequenz der allgemeinen Wehrpflicht kann aber auch der Berufsoffizier nur noch bedingt ein solcher bleiben und zwar, wie die Praxis zeigt, in der größeren Mehrzahl. Er gehört dem Heer durchschnittlich nur bis zum 41., höchstens bis zum 48. Lebensjahr an, dann tritt er in die Reihe der nicht mehr felddienstfähigen, mit Pension verabschiedeten Offiziere, und bleibt seine Zugehörigkeit zum Heer nur noch für die Mobilmachung, bis zum 45. Lebensjahre gesetzlich, von da ab gewissermaßen als Ehrenpflicht bestehen. Der Zustand der Mobilmachung aber ist ein Ausnahmezustand, das durchschnittliche Lebensalter der als nicht mehr felddienstfähig aus der Armee ausscheidenden Offiziere umfaßt die Jahre des kräftigsten und mindestens noch auf 20—25 Jahre völlig arbeitsfähigen Mannesalters, mithin kann die Idee, der Beruf des Offiziers sei ein Lebensberuf, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Daraus aber ergibt sich zunächst die Unzulänglichkeit des Berufs, eine dauernde Befriedigung gewähren zu können, weil eben das nützliche Schaffen im besten Mannesalter abgebrochen wird, woraus den so Betroffenen die Aufgabe erwächst, sich völlig unvorbereitet und unvermittelt nach einer angemessenen anderen Thätigkeit umzusehen, um nicht mit einer dürftigen Pension unbeschäftigt dahinzudämmern. Aber dem Erlangen einer Beschäftigung stehen unendliche Schwierigkeiten entgegen: Mangel an Verbindungen, Mangel an Vorbildung, Ueberfüllung der meisten Privatberufe, Konkurrenz; ferner das Lebensalter, denn überall im Privatberuf ist das Bedürfniß nach Arbeitskräften im Alter von 41—48 Jahren nur sehr gering, und endlich der vorhergegangene Beruf selbst. Er war der eines Erziehers auf einem ganz besonderen, wenn auch für den Stand der Kultur hochwichtigen Gebiet, eines Erziehers für denjenigen Kern der männlichen Bevölkerung, welcher sich im Alter von 20 bis höchstens 24 Jahren befindet; im übrigen nur ein Erzieher seiner ihm jeweilig unterstellten Standesgenossen. Das letztere macht ihn einseitig, das erstere bringt ihn, wegen der Jugend und Unerfahrenheit der Erziehungsobjekte und des streng abgeschlossenen Erziehungszieles, nicht in den nöthigen Kontakt mit den außerhalb seines Berufs stehenden Lebensbedingungen und Anschauungen, um sich zu einem allseitig erfahrenen und darum gesuchten Genossen des werkthätigen Lebens nebenher ausbilden zu können, wozu ihm in den militärischen Vorbildungsanstalten eine irgendwie genügende Gelegenheit nicht gegeben wird.

Wir sehen, daß die Idee, der Offizier sei dauernd Soldat, nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, daß er nur auf eine längere Zeit als die Unteroffiziere und Mannschaften der Armee im engeren Sinne angehört und keineswegs in großer Masse Berufssoldat par excellence bleibt, so viel man sich auch immer Mühe geben mag, ihm das anzudichten; die Thatsachen, das Offizierpensionsbudget beweisen das sonnen-

[1] Wir veröffentlichen diese Ausführungen eines höheren Offiziers a. D. gerne, da sie eine brennende Frage unsres Volkslebens berühren, müssen aber betonen, daß wir uns mit den praktischen Vorschlägen, die sie enthalten, nicht durchaus einverstanden erklären können.
D. Red. d. Beil.

klar auch wohl für den blindesten Blinden. Aber man sagt, der Offizier hat zu lange gedient und es ist ihm dadurch und infolge der Eigenthümlichkeiten seines Berufs ein zu absolutistisches Fordern und Betragen anerzogen, um seine Verwendbarkeit in anderen als militärisch organisirten Berufen ersprießlich erscheinen zu lassen; und auch in diesen trägt man oft Bedenken. Aber ist ihm denn dies absolutistische Fordern und Betragen, mit dem man seine Verwendbarkeit zu bemängeln sucht, wirklich in der Mehrzahl eigen? täuscht man sich darin nicht? sucht man nicht gerade solche Fälle hervor, wo sich das an ehemaligen Offizieren, die in nicht militärisch organisirten Berufen Verwendung fanden, vielleicht hin und wieder einmal bemerkbar machte? Wo ist denn irgend eine vergleichende Statistik über das Betragen der Angehörigen anderer Berufe nach dieser Seite hin vorhanden, um ein solches absprechendes Urtheil sicher begründen zu können? Das alles ist also als nicht stichhaltig, weil nicht bewiesen, beiseite zu setzen.

Doch sehen wir uns die verabschiedeten Offiziere, von denen hier die Rede ist, einmal an, wie sie wirklich sind. Da muß man sie mit Bezug auf den Nothstand des Unbeschäftigtseins in zwei Kategorien theilen: solche, die diesen Nothstand anerkennen, und solche, die ihn nicht anerkennen, weil sie ihn nicht greifbar fühlen. Die den Nothstand anerkennen sind die, bei denen es heißt, erst Offizier und dann Familie; die den Nothstand nicht anerkennen die, bei denen es heißt, erst Familie und dann Offizier. Zu letzterer Kategorie gehören in der Regel diejenigen, die von Geburt aus wohlhabend sind und solche, die es durch Heirath wurden, zusammen eine nicht große Zahl. Es erkennt also die Mehrzahl den Nothstand an. Trifft das zu, so ist damit eine Abhülfe um so dringender geboten, denn es ist noch weniger gerecht, die Mehrzahl leiden zu lassen als Einzelne; dies letztere kann ein Zufall sein, das erstere bleibt immer Mangel an dauernd ernstem Willen, Abhülfe zu schaffen.

Ist denn nichts nach dieser Richtung hin geschehen? Die zunächst hiezu berufene Behörde, das Kriegsministerium, hat auf Interpellationen im Reichstag, die freilich mehr die Pensionssätze der einzelnen Offizierschargen, weniger deren Versorgung durch Anstellung streiften, wiederholt erklärt, es stehe der Sache wohlwollend gegenüber. Dieses Wohlwollen hat dann Ausdruck gefunden in der Kreirung von neuen Kontrolstellen bei den Bezirkskommandos, Anstellungen bei den Bekleidungsämtern u. s. w., ist aber auch dadurch niemals aus dem Rahmen des bisher Ueblichen herausgetreten. Vielmehr sind durch diese Schöpfungen nur Abhülfen geschaffen, um bei der Verjüngung des Offizierkorps die Zahl der direkt auf die große Heerstraße des Zivilerwerbslebens gesetzten Pensionäre nicht allzu augenfällig anschwellen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß alle diese militärischen Nothstandsstellen nur vorübergehende Arbeitsanstellungen sind, deren Dauer höchstens 5—7 Jahre beträgt; dann wird der Inhaber einer solchen Stelle dieser enthoben zugunsten einer frischen Kraft aus der Front. Das bisherige System ist also vollständig beibehalten, und es sind nur die vorübergehenden Benefizialstellen um so viel Prozent vermehrt, als das Aufsteigen der Verabschiedungen infolge der Verjüngung erforderte.

Nun ist es von einem Ressortminister gewiß korrekt, zunächst im eigenen Amtsgebiet auf Abhülfe zu sinnen. Das ist geschehen, hat aber, wie dargelegt wurde, nur eine direkte Verschlimmerung verhindern, keine Verbesserung des bisherigen Zustands herbeiführen können. Ein Herausgehen aus dem eigenen Ressort, ein Suchen nach einem geeigneten Modus, den verabschiedeten Offizieren auch noch in anderen Staatsdienststellungen Versorgung zu verschaffen, ist nicht fühlbar geworden. Und sollte es denn durchaus nicht angängig sein, diesen Offizieren auch außerhalb des eigenen Ressorts des kriegsministeriellen Einflusses Anstellungen zu verschaffen, so gut wie den Unteroffizieren?

Treten wir dieser Frage näher, so ist zunächst zu untersuchen, welche derartige Ressorts für den verabschiedeten Offizier die geeignetsten sind. Da kann man im allgemeinen sagen, an erster Stelle diejenigen, welche mit unstudirten Beamten besetzt sind und die in ihren Einrichtungen ex natu einen militärischen Charakter tragen, der sich oft auch schon äußerlich in einem uniformirten Dienstanzug kenntlich macht. Solche Ressorts sind vor allem Eisenbahn, Post, Telegraphie und Steuerfach. Bedenkt man, daß die beiden erstgenannten sich im Kriege im größten Stil der Armee und ihren Bedürfnissen anzugliedern berufen sind, so kann die Inanspruchnahme der Besetzung eines bedeutenden Prozentsatzes ihrer Stellen im Frieden mit ehemaligen Berufsoffizieren nicht wohl unzweckmäßig oder gar ausgeschlossen erscheinen. Auch für das Steuerfach dürften einer ähnlichen Maßnahme kaum begründete Bedenken entgegengestellt werden können, ist sie doch in der Hauptsache eine praktische Kontrolbehörde und als solche im wesentlichen militärisch organisirt.

Wir haben uns nur in Deutschland in allen 26 Staaten des Reichs allzusehr an den Assessor gewöhnt, halten andere als rein juristisch gebildete Elemente für weniger befähigt und haben den römischen Rechtskandidaten in alle möglichen Ressorts, namentlich für die Oberstellen hineinbugsirt. Eine Mischung ist nie ernstlich versucht worden und stößt schon deßhalb auf größere Schwierigkeiten, weil der Assessor für jedes Amt, mit Ausnahme des predigenden Kandidaten der Theologie und des Rezepte verordnenden Mediziners, als offiziell praktisch vorgebildeter Reservemann bereitsteht.

Sollten vom Kriegsministerium Versuche gemacht sein, verabschiedete Offiziere in geeigneten Ressorts der anderen Ministerien unterzubringen, so dürften sie nicht zum letzten an dem bereitstehenden Assessor gescheitert sein. Dazu kommt noch überall ein Reinmenschliches: es ist bequemer, junge Kräfte heranzubilden als ältere einzuüben; die ersteren sind unerfahren, wißbegierig und hoffnungsfroh, im Dienst biegsamer und außer Dienst schmiegsamer; die älteren skeptischer, gelassener und selbstbewußter; so schmeicheln jene dem Besserwissen des Vorgesetzten, berühren diese leicht seine Empfindlichkeit durch ihr Selbstgefühl.

Das dürften zunächst die naheliegendsten Erwägungen sein, welche darum angegangene oder anzugehende Behörden zu einer ablehnenden Haltung veranlassen, verabschiedeten Offizieren eine Anstellung innerhalb ihrer Ressorts in Aussicht zu stellen. Aber diese Erwägungen ließen sich durch passende Einrichtungen abschwächen und mildern, wenn ein Verfahren eingeschlagen wird, welches dem Offizier schon während seiner Dienstzeit eine einweihende Vorbildung in einem dieser von ihm frei zu wählenden Ersatzberufe in Aussicht stellt. Dies kann z. B. in angemessenen Perioden durch zeitliche Abkommandirungen zu Dienstleistungen dorthin geschehen; vielleicht am zweckmäßigsten von der Zeit des pensionsberechtigten Dienstalters ab, also nach 10 Dienstjahren, bis inklusive zur Charge des Oberstlieutenants. Mit dem Regimentskommandeur hort die Berechtigung auf Anstellung im anderweitigen Staatsdienste auf, mit der Charge des Premierlieutenants beginnt sie. Pensionirungen in den Chargen der Premierlieutenants, Hauptleute, Rittmeister und Stabsoffiziere, ausschließlich der Regimentskommandeure, finden in der Regel nicht mehr statt, dafür Anstellungen bei Eisenbahn, Post, Telegraphie, im Steuerfach und anderweitig geeigneten Berufen, und zwar mit dem gleichen Gehalt, exklusive Servis ꝛc. der zuletzt innegehabten Militärcharge beginnend, und so geregelt, daß dem eventuell geringeren

Gehalt, welches der Offizieranwärter in der ihm je nach seinen Fähigkeiten übertragenen Dienststelle zu beziehen hat, ein diesbezüglicher ausgleichender Zuschuß aus der Militärpensionskasse so lange gezahlt wird, bis er in dem neuen Berufe eine Stellung von gleichem oder höherem Gehalt einnimmt. Immerhin aber wird es für die gedachte Institution nothwendig sein, in den genannten Ressorts einen festen Prozentsatz der mittleren Stellen für die Offiziere bereitzuhalten, d. h. sich so einzurichten, daß für die aus den unteren Stellen in die höheren regelmäßig aufrückenden Beamten successive eine prozentuelle Theilung mit Offizieranwärtern einzutreten hat, ohne daß dabei ein Unterschied in der Auswahl der Stellen stattfindet, vielmehr die Offizieranwärter, je nach ihren Fähigkeiten, in die Reihen der übrigen Beamten und mit ihnen in die gleichen Rechte eintreten. Ist erst ein fester jährlicher Durchschnitt des Zugangs dieser Anwärter zu den genannten Berufen gewonnen, so stellt sich für Letztere die Sache also: Vor dieser Einrichtung stand der Zugang zu ihnen nur solchen Individuen offen, die darin ausschließlich ihren Lebensberuf sehen und von unten anfingen. Jetzt findet ein doppelter Zugang statt zu den unteren und mittleren Stellen, wodurch der Zugang zu denjenigen unteren Stellen, welcher mit Aussicht auf die mittleren und höheren stattfand, sich um so viel einschränkt, als pensionirte Offiziere in den mittleren Stellen durchschnittlich Anstellung finden. Der Zugang für die Gesammtzahl der unteren Stellen bleibt mithin derselbe, nur werden sich diese in größerer Zahl aus solchen Individuen rekrutiren, welche infolge ihrer Bildung nicht auf die mittleren und höheren Stellen Anspruch machen können; das kann aber für die Leistungen in den unteren Stellen, weil sie dann in noch größerer Zahl als bisher mit speziell dazu geeigneten Individuen besetzt sind, nur vortheilhaft sein. Wird in diesen Vorschlägen eine Härte gefunden, so kann sie sich nur anfänglich geltend machen und nur insoweit zugestanden werden, als jeder Ausgleich denen, die ihn zu leiden haben, Vortheile in der Regel nicht bringt.

Machen sich die Beamten der von unserm Vorschlag betroffenen Ressorts diese Zustände, wie sie im Heer einmal sind, klar, so wird ihnen der Modus, um sie zu beseitigen, wenn auch nicht sympathisch, so doch im Grunde nicht ungerecht erscheinen können. Sie werden klagen, daß gerade ihr Beruf als Lückenbüßer für die Mängel des Offizierberufs ausersehen sei, sie werden aber zugeben müssen, daß der durch die dort nothwendigen Verjüngungspensionirungen gestiftete Schaden Abhülfe bedingt und daß, da die Offizierstellen Staatsstellen sind, diese Abhülfe auch nur in den Ressorts anderer Staatsstellen erfolgen kann. Auch wird man in dieser Maßnahme umsomehr eine ausgleichende Gerechtigkeit anerkennen müssen, wenn man bedenkt, daß alle kräftigen männlichen Staatsbürger vom vollendeten 20. bis zum 45. Lebensjahre zeitig berufen sind, Mitglieder des Heeres zu sein, daß hievon im Frieden, je nach der Präsenzstärke desselben, ein gewisser Prozentsatz gemessen 2 und 12 Jahre, ein anderer ungemessene Jahre zu dienen hat, daß von diesem letzteren der bei weitem größere Theil erfahrungsmäßig nach 25—30 Jahren mit Familie und geringer Pension in voller Arbeitskraft, nur nicht mehr felddienstfähig ausgeschieden wird, und daß gerade diesem Theil nun die Anstellungen in den nichtmilitärischen Staatsdiensten so gut wie verschlossen bleiben, während sie jenem ersteren Theil durchaus offen stehen. Hiebei ist auf den Grad der allgemeinen Vorbildung noch gar nicht Rücksicht genommen; es ist nicht in Erwägung gezogen, daß schon in der Errichtung der Unteroffizier- und Offiziervorbildungsanstalten Staatsinstitute geschaffen sind, welche indirekt eine Zwangsdienstpflicht für Unteroffiziere und Offiziere inauguriren und inauguriren müssen. Denn sie sind weniger nothwendig, dadurch ein brauchbareres Offizier- und Unteroffizierkorps zu erzielen, als vielmehr, um überhaupt die nothwendige Kopfzahl dieser Chargen für die Wehrkraft und damit für die Sicherheit des Staates nach außen aufstellen und bei der Fahne festhalten zu können. Dazu ist nicht einzusehen, daß der Grad allgemeiner Kenntnisse, den die Unteroffiziere auf diesen Vorbildungsanstalten gewinnen, geringer sein sollte als die der Subalternbeamten in den übrigen Staatsdienststellen, die allgemeinen Kenntnisse der Offiziere geringer als die der höheren Beamten in den nichtstudirten Berufen. Neben Gewöhnung an Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Ausdauer im Pensum bietet der militärische Dienst, namentlich für den Offizier, noch eine gründliche Verstandesschulung durch die in den einzelnen Chargen fortwährend und systematisch an ihn herantretende Lösung militärwissenschaftlicher Aufgaben, und zwar in zweifacher Form, als Lernender und Lehrer. In der That eine Art der Verstandesausbildung, wie sie die legitimen Wissenschaften besser zu bieten kaum in der Lage sind, und auf eine solche kommt es für die sogenannte „allgemeine Befähigung" bei einem nichtstudirten Beruf, zu dem also ein rein fachwissenschaftliches Vorstudium nicht erfordert wird, doch allein und wesentlich an. Es dürfte mithin den Offizieren aus ihrer allgemeinen Vor- und Durchbildung schwer ein Hinderniß erwachsen, um sie nicht bei Anstellungen bei der Eisenbahn, Post, Telegraphie, im Steuerfach rc. mit den juristisch vorgebildeten Beamten erfolgreich konkurriren zu lassen. γ.

Mittheilungen und Nachrichten.

Z. **Nürnberg,** 29. u. 30. Sept. 18. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. (Erster Bericht.) Nach den üblichen einleitenden und konstituirenden geschäftlichen Verhandlungen, speziell einer warmen Begrüßung des Vereins namens der kgl. bayerischen Staatsregierung und der Regierung von Mittelfranken durch den Regierungsrath Zinn aus Ansbach und namens der Stadt Nürnberg durch deren Bürgermeister Dr. v. Schuh, referirt zunächst der Stadtrath Dr. Münsterberg (Berlin) über die neuere Entwicklung des Armenwesens im Auslande. Referent nimmt die frühere regelmäßig jährlich erfolgende mündliche Berichterstattung bezüglich dieses Gegenstands seitens des verstorbenen Bezirkspräsidenten Frhrn. v. Reitzenstein (Freiburg i. B.) damit wieder auf, an die mündliche Berichterstattung nunmehr auch noch eine schriftliche anfügend, auf welche daher bezüglich der Einzelheiten Bezug genommen wird. Ueberall in der zivilisirten Welt zeigt sich eine erfreuliche Weiterentwicklung auf dem in Frage stehenden Gebiet, die selbst durch die inneren und äußeren Bewegungen der einzelnen Länder nicht zurückgehalten wird, die allerdings hier stärker, dort weniger stark und schnell fortschreitet, die endlich auch ebensowohl Richtiges wie Unrichtiges zutage fördert. Charakteristisch für diese Entwicklung ist in erster Linie die allgemein hervortretende Tendenz zur öffentlichen Armenpflege; es tritt diese namentlich in den romanischen Ländern und überhaupt in denjenigen Ländern, welche ihr Armenwesen auf einer freiwilligen Thätigkeit zunächst aufgebaut haben, hervor, so in Frankreich, Italien, Belgien, Schweiz. In den Vordergrund schieben sich dabei wesentlich die Fragen der Organisation und der zweckmäßigen Ausgestaltung der Fürsorge, diejenigen der allgemeinen gesetzlichen Regelung mehr zurückdrängend; ein besonders eingehend behandeltes Gebiet ist die Fürsorge für die heranwachsende Jugend; bemerkenswerth ist auch, daß das Nationalitätsprinzip, so namentlich in Amerika und der Schweiz, schärfer zum Ausdruck gebracht wird. Als ein wesentlicher Fortschritt ist sodann hervorzuheben die Schaffung von Armenzentralbehörden, welche namentlich für diejenigen Länder von Wichtigkeit sind, in denen die private und die Vereinsarmenpflege die Grund-

lage bilden; diese Zentralbehörden üben in der Regel zunächst die Aufsicht über die Anstaltspflege, dann aber auch über die offene Armenpflege. In weiterem Maße bricht sich auch das Prinzip Bahn, daß leistungsunfähigen Gemeinden die erforderlichen Mittel zur Armenpflege gegeben werden müssen; durch Heranziehung der größeren Verbände zur Armenpflege, welche entsprechende Zuschüsse zu gewähren haben, zeigt sich dieses in erster Linie, so speziell in Rußland, der Schweiz, Frankreich, Italien. In einer gewissen folgewirkenden Beziehung steht damit die an sich am stärksten hervortretende Tendenz nach einem Zusammenfassen und einer Vereinigung der verschiedenen Wohlthätigkeitsorgane in der Richtung, daß sie miteinander Fühlung gewinnen, gegenseitig ihre Thätigkeit im einzelnen beachten und thunlichst gemeinsam arbeiten; dieses erscheint namentlich und besonders planmäßig in Steiermark, aber auch in Frankreich (Office Centrale), England (Charity Organisation Society in London) und nach englischem Muster in Amerika. Der im Elberfelder System zuerst zur Durchführung gekommene Grundsatz, daß die Armenpflege nur von Mensch zu Mensch und nicht in nur formaler Weise vom grünen Tisch aus geübt werden könne, findet immer mehr und durchgreifender Anerkennung: es tritt dieses vorzugsweise auch in der eingehenden Behandlung des Elberfelder Systems in der Literatur des Auslandes zutage, wobei wieder der freiwilligen ehrenamtlichen Thätigkeit des Armenpflegers das uneingeschränkteste Lob gezollt wird. Eine Heranziehung des weiblichen Geschlechts zur Armenpflege hat sich im Auslande in viel stärkerem Maße als bei uns entwickelt, so besonders in England, Bern, Basel, auch Oesterreich. Aus der ungemein großen Zahl der Einzelbestrebungen, welche sämmtlich besonders zu berühren nicht möglich, werden die Kinderpflege und die Krankenpflege, als in vorwiegender Weise die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmend, herausgegriffen; die stärkere Entfaltung gerade dieser Zweige erscheint um so günstiger, als sie vorzugsweise auf die Begründung einer festen wirthschaftlichen Existenz hinzielen und so auch vorbeugend bezüglich weiterer Verarmung wirken. Bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts war die Armenpflege repressiv, in der Aufklärungsepoche wurde sie philanthropisch und jetzt stehen wir in der Epoche der sozialen Fürsorge; man sucht aus den wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen die Gründe der Verarmung zu erkennen und dementsprechend dieser vorzubeugen; das Bestreben muß dahin gehen, das Publikum auf die soziale Fürsorge zu erziehen.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildet die Hülfe in außerordentlichen Nothständen. Das Referat des Regierungsraths Falch (Stuttgart) schließt sich an die großen württembergischen Unwetterschäden des Vorjahrs und das hiefür eingeschlagene Hülfeverfahren näher an, wobei auf die segensreiche Wirksamkeit der im Königreich Württemberg schon seit 80 Jahren mit großem Erfolg bestehenden Zentralleitung des Wohlthätigkeitsvereins hinzuweisen war. Die Nothwendigkeit einer Organisation für die Hülfeleistung in außerordentlichen Nothfällen kann nicht bezweifelt werden. Die Organisation muß sich über das ganze Land erstrecken mit einer Zentrale für das Gesammte und Organen für jede Gemeinde; sie muß ständig sein und nicht erst im Fall der Noth eingesetzt werden, sie muß deßhalb aber, um immer in Funktion zu bleiben, noch in anderer Beziehung mit Pflichten ausgestattet sein. Ihr muß ein bestimmter Fonds zur Verfügung stehen, sie muß die Anerkennung der Regierung und das Vertrauen des Publikums besitzen. Die Thätigkeit der Organisation geht nach zwei Richtungen: einmal hat sie die einheitliche Sammlung von Liebesgaben in die Hand zu nehmen, wofür in erster Linie die Zentralleitung in Frage kommt; sodann hat sie aber den Beistand selbst zu regeln, daß derselbe nicht nur nach einer Seite hin geleistet wird, daß die Unterstützungen nach einheitlichen Grundsätzen vertheilt werden; hier haben die Bezirks- und Gemeindeorgane wesentlich einzugreifen. Prüfung der Verhältnisse, Konstatirung der Hülfsbedürftigkeit nach der Höhe des Schadens und der ganzen wirthschaftlichen Lage, Klassifizirung danach für die Vertheilung der Unterstützungen, das sind die Arbeiten im einzelnen; dieselben erfordern naturgemäß eine längere Zeit, deßhalb hilft vorher Staat oder Gemeinde durch unverzinsliche Darlehen oder Vorschüsse auf die zu empfangenden Liebesgaben. Daß die Beschädigten auch mit auf die eigene Kraft für die Abhülfe angewiesen werden, ist wünschenswerth. Referent stellt die folgenden Leitsätze zur Annahme: „1. Hülfe in außerordentlichen Nothfällen wird um so wirksamer geleistet werden, wenn sie zum voraus vorbereitet ist in einer das ganze Land umfassenden, offiziell anerkannten und jederzeit aktionsfähigen Organisation, mit einer leitenden Zentralstelle an der Spitze. 2. Die Zentralstelle nimmt die Sammlung von Liebesgaben und die Vertheilung derselben zum Besten der Beschädigten nach einheitlichen Grundsätzen in die Hand; die Gründung eines Nothstandsfonds ist zu empfehlen. 3. Die Unterstützung ist auf die Hülfsbedürftigen zu beschränken; derselben muß daher die genaue Feststellung des Grundes der Hülfsbedürftigkeit der Beschädigten vorangehen, wie sie sich ergibt einerseits aus dem Betrag des nach einheitlichem Maßstabe festgestellten Schadens, andrerseits aus der durch die wirthschaftlichen und sonstigen Verhältnisse bedingten Gesammtlage des Beschädigten. 4. Völligen Schadenersatz zu leisten, kann nicht Aufgabe der Privatwohlthätigkeit sein, sondern nur Gewährung von Beihülfe zur Beseitigung von wirklicher Noth, deren Höhe sich nach dem Grade der Bedürftigkeit verschieden gestalten wird. 5. Fortwährendes Handinhandgehen mit den Staats- und Kommunalbehörden ist unerläßliche Forderung; alles Bureaukratische und Schablonenhafte ist zu vermeiden, vielmehr möglichst sorgfältig zu individualisiren."

Der Korreferent Sanitätsrath Dr. Baer (Hirschberg) ist mit den grundsätzlichen Ausführungen des Referenten im allgemeinen einverstanden, die auch bei dem vorjährigen Nothstand in Schlesien im wesentlichen Anwendung gefunden haben, wie in einer sehr interessanten Spezialbeschreibung des Nothstandes im Kreise Hirschberg nach seinem Hergang und der Hülfeleistung von den verschiedenen Seiten im einzelnen zur Darstellung gebracht wird, unter besonderer Betonung der dabei zutage getretenen heilsamen Harmonie der betheiligten staatlichen und privaten Organe. Organisation ist nothwendig; weder die Staatshülfe noch die Privathülfe ist zu entbehren; baldiges und enges Zusammenschließen beider Bedürfniß. Für die Organisation ist in der staatlichen Behördenabstufung bereits eine Grundlage geboten; bezüglich der Privatwohlthätigkeit hat sich in Schlesien der vaterländische Frauenverein vorzüglich und als voll ausreichend bewährt. Hauptgewicht ist stets auf ein einheitliches Wirken zu legen.

Dem Stadtrath Ludwig Wolf (Leipzig) erscheint es zweifelhaft, ob eine Resolution wie die vorgeschlagene zweckmäßig sei; nach dem den Nothstand verursachenden Faktum müsse sich im einzelnen die Hülfe richten, dieses Faktum sei aber stets verschieden und daher zu bezweifeln, ob eine vorherige Regelung überhaupt möglich. Dem widerspricht Landeshauptmann Graf Wintzingerode (Merseburg), den besonderen Werth einer vorherigen einheitlichen Organisation betonend, da nur bei solcher im Falle des Eintritts des Nothstandsfaktums jeder Betheiligte wissen könne, ob, wie und wo er eingreifen müsse; dabei sei eine Abgrenzung zwischen den Aufgaben des Staats und denen der freiwilligen Liebesthätigkeit vorzunehmen und festzustellen, wie weit die Hülfe, die auch über das Ziel hinaus gehen könne und in Einzelfällen auch gegangen sein soll, gewährt werden müsse, unter strenger Vermeidung einer zu weiten Hülfe. Anknüpfend daran weist Pfarrer Märchen (Bielefeld) auf die Mißstände hin, welche sich häufig bei der Inanspruchnahme der Liebesthätigkeit bei Nothständen durch die Begehrlichkeit und den Neid der Beschädigten ergaben; sodann bezeichnet er es als fraglich, ob es überhaupt bei der großen Verschiedenheit der einzelnen Nothfälle möglich sein werde, im voraus eine Organisation zu schaffen; binde man sich an ein bestimmtes System, so würde man es zum Schaden der Sache auch dann in Anwendung zu bringen gezwungen sein, wenn es auf den einzelnen Sonderfall nicht passe; zum unmittelbaren sofortigen Eingreifen seien die staatlichen Behörden in erster Linie verpflichtet und würden auch solcher Verpflichtung sich nie entziehen; man dürfe nicht zu weit gehen im Binden der Wohlthätigkeit und keine formelle oder formalistische Organisation schaffen. Stadtverordneter Reis (Mainz) spricht sich noch schärfer gegen eine ständige Organisation aus. Aufgabe des Staates ist es, nach Thunlichkeit die Ursachen

außerordentlicher Nothstände zu beseitigen; sodann ist im Wege der Versicherung in weiterem Maße Fürsorge zu treffen; danach wird wenig zu thun übrig bleiben, und für dieses Wenige wird keine besondere Organisation erforderlich sein, es genügt die Verwaltung. Man darf auch kein Organ schaffen, welches nach der Natur der Sache lange Zeit ohne Thätigkeit bleibt; ein solches Organ muß erschlaffen und unfähig werden, im geeigneten Augenblick mit Thatkraft zu handeln. Landeshauptmann Graf Wintzingerode (Merseburg) erkennt die Gefahr einer längeren Unthätigkeit des zu schaffenden Organs an, betont daneben aber noch die fernere Gefahr, die darin liege, daß das Organ sich schon bei geringen Anlässen bethätigen werde, für welche es ungeeignet sei. Die Entscheidung der Frage, ob eine außerordentliche Hülfe nothwendig sei, muß deßhalb stets von den Behörden getroffen werden; fällt sie bejahend aus, wie solches sachgemäß nur bei auf außerordentlichen elementaren Ursachen beruhenden Nothständen geschehen kann, so ist ein besonderes Organ für die weitere Hülfe zu fordern. Redner empfiehlt die Leitsätze des Referenten als an sich durchaus annehmbare, will sich aber auch einer weiteren Sachprüfung, welche nur zur Klärung dienen könne, nicht entgegenstellen.

Stadtrath Dr. Münsterberg (Berlin) hält die Leitsätze in gewisser Beziehung für einseitig und deßhalb für ungenügend; die Wahrscheinlichkeit der Verkrüppelung eines in langer Zeit unthätig bleibenden Organs müsse anerkannt werden; auch von den Einzelheiten der Resolution, deren Vortrefflichkeit im allgemeinen anzuerkennen, bedürfe doch manches noch der näheren Prüfung und sachlichen Klarlegung, weßhalb er eine Aussetzung der Beschlußfassung über die Resolution und demnächstige weitere Erörterung des Gegenstandes im einzelnen in Antrag bringe. Dieser Münsterberg'sche Vertagungsantrag wird sodann, nachdem der Referent zu gunsten desselben seine Resolution zurückgezogen, und auch der Korreferent dem beigepflichtet hatte, von der Versammlung mit großer Mehrheit angenommen.

* Die Ballonfahrt über die Alpen des Luftschiffers Spelterini ist glücklich verlaufen. Aus Sitten wird telegraphisch gemeldet, daß der Aufstieg der „Vega", des Ballons Spelterini's zuerst in vertikaler Richtung bis auf 1000 m verlief; dann wurde der Ballon von einer Luftströmung ergriffen, die ihn in der Richtung auf Martigny thalabwärts trieb. Von hier an erhob er sich wieder bis auf etwa 2500 m und flog in der Richtung auf die Diablerets weiter, sich stets in gleicher Höhe haltend, bis Montreux, wo er um 500 m sank. Von Montreux aus schlug er die Richtung nach Yverdon ein und passirte zwischen St. Croix und Pontarlier die französische Grenze. Aus Bern wird dann weiter telegraphisch berichtet, daß die „Vega" in Prauthoy zwischen Langres und Dijon glücklich gelandet ist. Die höchste Höhe, die der Ballon erreicht hat, beträgt 6300 m. — Der ebenfalls von Sitten aus abgelassene, von Dr. Berson und Spring geführte Sonderballon der Internationalen Aeronautischen Gesellschaft stieg während eines orkanartigen Föhns auf, der ihn ebenfalls in der Richtung auf Martigny fortriß. Nachdem der Ballon eine Höhe von 4500 m erreicht hatte, verschwand er in der Richtung nach Lausanne. Beim Aufstieg hatte der Ballon seinen automatischen Ballast verloren, als er an den Bäumen der Promenade entlang streifte. Auch dieser Ballon ist, laut telegraphischer Meldung, glücklich bei Burg (Schweiz) gelandet, nachdem er eine Höhe von 7400 m erreicht hatte.

T. Ueber das große amerikanische Kabel durch den Stillen Ozean sind nach dem Londoner „Electrician" von der Gesellschaft, in deren Händen die Ausführung dieses riesenhaften Unternehmens liegt, am Anfange vorigen Monats neue Beschlüsse gefaßt worden. Danach soll das Kabel einmal San Francisco über Hawaii nach Australien und durch eine Zweiglinie nach Japan verlaufen, außerdem aber soll von San Francisco noch eine zweite Linie ausgehen, die längs der nordamerikanischen Küste über Sitka, Alaska nach den Inseln der Aleuten führt und in Japan die erstere Linie erreicht. Für das Küstenkabel sind die Vermessungsarbeiten sofort begonnen worden, nach deren Fertigstellung man erst den genauen Kostenanschlag wird aufstellen können. Der Direktor Serimser der Gesellschaft hat sich nach Japan begeben, um mit der dortigen Regierung eine Uebereinkunft abzuschließen, nach welcher Japan sich zu einem Zuschuß von wenigstens 400,000 M. entschließen soll, wogegen es eine freie Benutzung des Kabels für die ersten 20 Jahre zugesprochen erhält. Die Kosten des Kabels über Hawaii nach Australien und Japan sind auf etwa 2 Millionen Pfund (40 Mill. M.) veranschlagt und auf ebenso viel beläuft sich auch das beglaubigte Kapital der Gesellschaft. Es werden etwa 10,000 englische Meilen Kabellänge zu legen sein.

* **Eisenach,** 4. Okt. Tel. Heute ist hier der Schulrath Eberhardt, einer der bedeutendsten Pädagogen Thüringens, im Alter von 68 Jahren gestorben.

* **Brandenburg.** Zum Direktor der hiesigen Ritterakademie ist der Gymnasialdirektor Dr. Kehr aus Husum ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Else Hasse: Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage unsrer Töchter. Braunschweig, Rich. Sattler 1898. — Gerhard v. Welsenburg: Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, H. Barsdorf 1899. — Freiherr v. Schlicht: Meine kleine Frau und ich. Humoresken. Charlottenburg, Max Simson 1898. — Curt Schüler: Die Champignonzucht. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn 1898. — Heinrich Frhr. v. Schilling: Die Schädlinge des Gemüsebaues und deren Bekämpfung. Ebd. 1898. — Robert Betten: Erziehung, Schnitt und Pflege des Weinstocks im kälteren Klima. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 6. Oktober. Nummer 226.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Volksthümliche und kunstmäßige Elemente in der Schnaderhüpfelpoesie.

Von Dr. John Meier in Halle a. S.

Von jeher haben die Schnaderhüpfel als ein Prototyp „echter" Volkslieder gegolten, in ihnen fand man die ursprünglichste Art volksmäßiger Poesie am reinsten und in den einfachsten Formen dargestellt. Und wirklich schien, bei den Erwägungen allgemeiner Natur, die man anstellte, diese Ansicht durchaus gerechtfertigt zu sein. Seinem Inhalte nach brachte das Schnaderhüpfel nur Gedanken, Bilder und Situationen zum Ausdruck, die im Bereiche des unmittelbaren Anschauungskreises der Bergbewohner lagen, und das Dargestellte trug das Gewand der Volkssprache, des Dialekts. Die innere wie die äußere Form jener Vierzeiler war so einfach, so wenig komplizirt, so leicht zu handhaben und so abgeschliffen, daß sie auch in den ungeschickten Händen der Angehörigen des ungebildeten Volkes ein fügsames und leicht ansprechendes Instrument darstellte. So war denn wohl in der That hier echte Volkspoesie vorhanden; hier lag scheinbar noch jene einzelne Zelle vor unserm unbewaffneten Auge da, aus der das vielgestaltige und weit entwickeltere Volkslied einst entsprossen war. Und auf diese Urvolkspoesie mochten dann wirklich die alten Definitionen des Volksliedes passen, durch sie schienen sie gerechtfertigt zu sein: War hier doch wohl in Wahrheit das ganze Volk Dichter, vermochte man hier doch keine Verfassernamen nachzuweisen; die Personen der Dichter und Komponisten, sie tauchten nicht aus dem Dunkel der Allgemeinheit hervor.

Und wenn dies alles so war, dann mußten auch unsre Ausführungen in diesen Blättern (Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 53 und 54 vom 7. und 8. März 1898) unrichtig und verfehlt sein, Ausführungen, in denen wir einen organischen Unterschied zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie nicht anerkannt hatten. Darum mag es gestattet sein, in kurzem auf einige Thatsachen hinzudeuten, die zu beweisen scheinen, daß trotz allem Anschein die Verhältnisse auf dem Gebiet der Schnaderhüpfeldichtung ebenso liegen, wie in der übrigen Volkspoesie.

* * *

Schon seit längerer Zeit hat man gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß in der Schnaderhüpfelpoesie keineswegs durchweg reine Volksdichtung vorliege, sondern daß sie vielfach mit kunstmäßigen Elementen durchsetzt sei. In seiner frisch und mit wohlthuender Wärme geschriebenen „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels", die allerdings auch viel falsche Behauptungen enthält, hat Hans Grasberger, in seiner bei Reclam erschienenen Schnaderhüpfelsammlung Fritz Gundlach auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, und auch J. Pommer hat in seinem später zu erwähnenden Aufsatz die Thatsache gestreift. Aber einmal sind die Aeußerungen ziemlich unbeachtet und ohne Wirkung auf die Forschung geblieben, und dann waren auch die ausgesprochenen Gedanken nicht weit genug verfolgt und nicht eingehend genug in ihren Konsequenzen beleuchtet. So bleibt noch genügend zu thun übrig.

Aus drei Wurzeln erwachsen in der Hauptsache die Schnaderhüpfeln: einmal werden sie von Angehörigen des Volkes gedichtet, weiter aber wird von zwei anderen Seiten her die Masse der Vierzeiler bereichert. Eine große Anzahl längerer „Volkslieder" wie Kunstlieder werden in den Landstrichen, in denen das Schnaderhüpfel dominirt, zu Vierzeilern zerfasert: einzelne ihrer Strophen treten, vom Verband des ganzen Liedes vollständig losgelöst, als Schnaderhüpfel auf, ohne daß, auch bei den Liedern kunstmäßiger Herkunft, diese Provenienz noch irgendwie empfunden wird. Dunger theilt in seinen „Rundâs und Reimsprüchen aus dem Vogtlande" an verschiedenen Stellen seiner trefflichen Sammlung folgende Vierzeiler mit:

Nr. 33. Mei Madel hot a Herzel
Dös könnt net lieber sei,
Und wenn ich brav bi, schreibt se
Mich in ihr Herzel nei.

Nr. 84. Mei Madel hot a G'sichtel
Als wie a Ruesenblott,
Und hot a Haut wie Sammet,
Wie kane in d'r Stodt.

Nr. 685. Mei Madel dös hot alles
Wos schie is af der Welt,
Naer ans, du lieber Himmel,
— Se hot kan'n Kreuzer Geld!

Drüm söll ich se net kriegn,
Und dös bricht mir mei Herz,
So hilf, du lieber Himmel,
In man'n grueßen Schmerz!

Wie schon die Wiedergabe auf verschiedenen Seiten seiner Sammlung zeigt, hat Dunger diese Strophen als vereinzelte Vierzeiler vorgesungen erhalten und auch selbst als solche aufgefaßt. Dem Kundigen entgeht es aber nicht, daß diese im Volk verbreiteten einzelnen Rundâs nur Theile eines größeren, mehrstrophigen Gedichtes sind, das den Münchener Professor und Dichter Franz v. Kobell zum Verfasser hat (Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart. 2. Aufl. München 1843. S. 160) und das, besonders mit Silchers Melodie und seiner Umsetzung aus dem pfälzischen in den schwäbischen Dialekt, noch heute weit verbreitet ist. Derartige Zerfaserungen von Kunstliedern und längeren Volksliedern und die Erhaltung ihrer einzelnen Bestandtheile sind aber ganz besonders häufig, so daß eine große Anzahl Vierzeiler diesem Prozeß ihre Entstehung verdankt.

Ein dritter Theil der Vierzeilerpoesie ist rein kunstmäßigen Ursprungs: die Schnaderhüpfel sind direkt als solche von Dialektdichtern oder anderen Angehörigen der gebildeten Klassen verfaßt und dann später ins Volk übergegangen. Einzelne der Poeten erwähnen auch diese Thatsache mit mehr oder minder Stolz. Castelli führt (Frommanns Zeitschr. Die deutschen Mundarten 3 [1856], 179) einige von ihm gedichtete Schnaderhüpfel an, die ins Volk gedrungen sind und nun von diesem gesungen werden. Und J. G. Seidl äußert in der Vorrede zu seinen „Flinserln“ seine Befriedigung über das, was er mit diesen Dichtungen über sein Erwarten hinaus erreicht habe. „Sie befriedigten den Gebildeten,“ sagt er, „und gingen ins Volk über. Sie werden, begleitet von den Tönen eines H. Proch, J. B. Randhartinger, Jos. Fischhof, Jos. Suppé, V. A. Wagner u. A. in Salons gehört und von herumziehenden Alpensängern und Harfnern in Gaststuben gesungen. Manche davon wurden von der Masse des Volkes im Theater beklatscht und lärmend zur Wiederholung verlangt, während andere unerkannt in Liedersammlungen als originale, unmittelbar dem Munde des nieder- und oberösterreichischen Landmanns abgelauschte ‚Schnadahüpf'ln‘ kursiren.“

Die Zahl solcher Vierzeiler kunstmäßigen Ursprungs ist viel größer als man denkt. So sind mir aus Seidls „Flinserln“ allein 134 Vierzeiler aufgefallen, die in moderne Schnaderhüpfelsammlungen als Volksgut aufgenommen sind. Wie viel mag mir entgangen sein und wie sehr hat bei der Thatsache der Aufzeichnung dieses oder jenes Vierzeilers der Zufall mitgespielt!

Wenn Franz Stelzhamer (Gedichte in obderennsischer Volksmundart, Bd. 2. 2. Aufl. S. 241) singt:

Kain See ahne Wassa,
Kain Wald ahne Bam,
Und kain Nacht, wari schlaf,
Wa man Schatz ahne Dram,

so klingen diese Verse im Kärntner Volksmund wieder (Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 1^2, Nr. 180, Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen. 3. Aufl. Nr. 305). Und ein anderes „Tanzl“ Stelzhamers (a. a. O. Bd. 1^2, 196):

I kenn schan dein Brau (Brauch),
Und waiß, wo ma di find't:
In da Wirthsstubn ganz varn,
In da Kira ganz hint,

ist aus Steiermark (Werle, Almrausch S. 53, Fuchs und Kieslinger, Volkslieder aus der Steiermark S. 95), Kärnten (Pogatschnigg und Herrmann 2, 100, Nr. 439) und Tirol (Greinz und Kapferer, Schnaderhupfeln 1, 16) aufgezeichnet.

Ebenso sind von anderen österreichischen Dialektdichtern, wie Anton Frhrn. v. Klesheim, von Joseph Kartsch, von Alexander Baumann u. A. mehrfach Vierzeiler vom Volke aufgenommen worden. Dazu kommen dann noch solche, die von professionellen Volkssängern und -dichtern verfaßt sind, von denen uns z. B. ein Salzburger, Isidor Ingruber aus Neukirchen, durch die Schilderung H. F. Wagners näher gebracht ist (Die Volksdichtung in Salzburg, S. 23 ff. Salzburg 1882).

In den bayerischen Alpen hat vor allem der oben erwähnte Volksdichter Franz v. Kobell zur Vermehrung des Schnaderhüpfelschatzes beigetragen. Der Münchner Professor der Geologie war ein leidenschaftlicher Jäger und kam auf seinen Bergjagden vielfach mit dem Volke zusammen, dessen Denk- und Sinnesart ihm wie kaum einem Zweiten vertraut wurde. Schon im Jahre 1839 hat er treffliche volksthümliche Gedichte in pfälzischer und oberbayerischer Mundart herausgegeben und ihnen ließ er dann später (1845) seine „Schnadahüpfln und Sprüchln“ folgen, die sein launiger und genialer Freund Pocci illustrirte. Auch in seinen „Oberbayerischen Liedern“ (1860), die im Auftrag und mit Unterstützung des Königs Maximilian von Bayern gesammelt waren, sind manche eigene Produkte enthalten, die wieder, da das Liederheft auf Befehl des Königs in zahlreichen Exemplaren an Sennerinnen und Jäger, an Madeln und Buben vertheilt wurde, im Volk Aufnahme fanden.

Franz v. Kobells Schnaderhüpfeln sind aus dem Leben geschöpft und halten sich fast durchweg innerhalb der dieser Gattung gewiesenen Grenzen. Die meisten mögen auf den Gebirgsjagden selbst, in einsamen Wandern oder in fröhlichem Zusammensein der Jagdgenossen, in der Hütte der Sennerinnen oder im Kreise lebfrischer Buben und blühender Madeln entstanden sein. Andere sind auch wohl in München selbst zuerst von den Lippen des Dichters erklungen; so etwa bei jenen Bockpartien im Mai, die in v. Kobells Wohnung stattfanden und eine große Anziehungskraft genossen und zu denen ein großer Theil der geistigen Elite Münchens erschien: Herzog Maximilian in Bayern, Defregger, Riehl, Robert v. Hornstein, Carriere, Stieler, Henle und andere Mitglieder des Klubs „Altengland“. Die lebendige Schilderung einer solchen Bockpartie aus dem Jahre 1876 ist in diesen Blättern enthalten (Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 146, Donnerstag, 25. Mai 1876).

Franz v. Kobells Schnaderhüpfeln, zuerst 1846 erschienen, sind nun zu einem sehr großen Theile wieder als im Volke gangbare Vierzeiler aus vielen Landschaften aufgezeichnet worden: so aus Oesterreich, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Tirol, Böhmen, dem Voigtland und Schwaben. Von 318 Vierzeilern sind, soweit meine Kenntniß reicht, noch 120 im Volke nachweisbar und aus dem Volksmund aufgezeichnet worden. Auch hier haben wir wieder ein Uebersehen mancher Fälle durch mich und die Zufälligkeit der Aufzeichnung in Rechnung zu ziehen. Wenn wir diese beiden Punkte berücksichtigen, so werden wir über die große Zahl der ins Volk gedrungenen Schnaderhüpfeln v. Kobells staunen.

* * *

Aber man ist noch immer auf manchen Seiten der Meinung, daß es möglich sei, kunstmäßiges und volksthümliches Gut zu trennen, und daß bei genauer Siebung sich beides scheide wie Körner und Spreu. Mit Unrecht! Diejenigen, die dies behaupten, widerlegen sich selbst dadurch, daß sie bei dem Versuch einer solchen Scheidung Schiffbruch erleiden. Natürlich ist es klar, daß man gewissen Vierzeilern ihre Herkunft aus gebildeten Kreisen ohne weiteres ansieht und daß man andere beim ersten Blick als unvolksthümliche und unechte Waare erkennt. So etwa derartige, wie sie gelegentlich Franz v. Kobell als Typus solcher Verse, wie sie nicht sein sollen, anführt:

Geht einer aufs Land 'naus,
Betracht' die Natur,
So kehrt er mit Unwill'n
Zur städtischen Flur.

Oder ein zum Lob eines sogenannten Jugendbundes verfertigtes „Schnaderhüpfel“:

Der Gamsbock, der springt,
Und der Stieglitz, der schreit,
Und der Bundsjüngling singt
Und jauchzt voller Freud.

Bei anderen Vierzeilern ist leider die Beurtheilung nicht so leicht, und meist steht man vor der Unmöglichkeit einer Sonderung, sei es nun nach der Art der Entstehung

selbst oder auch nach den produzirten Resultaten. Joseph Pommer, der verdienstvolle Leiter des Wiener Volksgesangvereins, meint zwar in einem hübsch und anregend geschriebenen Artikel „Ueber das älplerische Volkslied und wie man es findet“ (Zeitschr. d. deutschen und österr. Alpenvereins 27 [1896], 89 ff.; besonders S. 96), daß man echte und unechte Volkslieder zu scheiden vermöge und daß sich dabei der Unterrichtete nicht leicht täuschen lasse. Und er führt sogar eine frühere Aeußerung von mir, die ich allerdings jetzt nicht mehr in ihrem ganzen Umfange vertreten möchte, zur Unterstützung seiner Ansicht an. Aber es passirt ihm doch, daß er drei Schnaderhüpfel (S. 105) abdruckt, von denen zwei von Franz v. Kobell gedichtet sind und auch das dritte wohl kunstmäßiger Herkunft ist, während er andrerseits auf S. 124 als Beispiel eines unechten „schwächlichen und weltschmerzlichen“ Vierzeilers ein Schnaderhüpfel citirt, das wiederum den gleichen Dichter zum Verfasser hat.

Elard Hugo Meyer meint in seiner „Deutschen Volkskunde“ (S. 317): „Noch kecker als irgend ein adeliger Minnesänger drückt der Bursche die vermessene Behauptung aus, die Freude zu kennen, die Gott an seinem Schatz habe, in der Vierzeile:

> Wann mei herzliebs Diandl
> Laut dudelt in do Frua,
> Sa gfreut sich unsa Hergott
> Und jugazt dazua!

Nur ist der „Bursche“ in diesem Falle der österreichische Dialektdichter Ignaz Franz Castelli, wie er es selbst gelegentlich (Frommann, Die deutschen Mundarten 3, 178) erwähnt.

Es fällt mir nicht ein, den beiden Gelehrten irgendwelchen Vorwurf aus ihrem Versehen machen zu wollen, nur soll man dann auch aufhören zu behaupten, der Kenner vermöge eine Scheidung „echter“ und „unechter“ Schnaderhüpfel vorzunehmen. Diese ist vollständig unmöglich; das sollen noch ein paar weitere anders geartete Beispiele zeigen.

Der eben genannte Dichter J. F. Castelli berichtet in den „Memoiren seines Lebens“ (Bd. 4 [1861], 183): „Ich habe hier (in Tirol 1857) einige Tiroler Schnaderhüpfeln gesammelt, und zwar nur solche, welche in einfachem, auch sogar humoristischem Ausdrucke tieferen Sinn enthalten. Hier folgen sie etwas verdeutscht!“ Und er druckt dann 20 Vierzeiler ab, von denen ich jedoch allein zwölf als Eigenthum Franz v. Kobells nachweisen kann. Wenn wir uns über den großen Antheil kunstmäßiger Dichtung hier wundern, so müssen wir in Rechnung ziehen, daß Castelli nur solche mittheilen wollte, die „tieferen Sinn“ enthielten. Das thun meist nur die von Gebildeten verfaßten, während die „echten“ Schnaderhüpfel leichtere Waare sind, und so erklärt sich das bedeutende Ueberwiegen des kunstmäßigen Theiles.

Anton Frhr. v. Klesheim theilt im dritten Bande seines „Schwarzblatl aus'n Weanerwald“ (2. Aufl. Wien 1864, S. 160 ff.) „Schadahüpfln, wia's d'Landleut zu da Zida singa than“ mit und mischt in dieser kleinen Sammlung volksthümliches Gut und eigene Dichtung. Dabei passirt es ihm, daß er als Nr. 33 und 34 zwei Vierzeiler abdruckt, die seinen Landsmann J. G. Seidl zum Verfasser haben und von diesem schon im dritten Heft seiner „Flinserln“, das im Jahre 1829 geschrieben ist, in folgender Form veröffentlicht sind (Werke 3, 44):

> Heunt' (heut Abend) kommt unser Amtmann
> Mit seina Madam!
> Malt's d'Hütna mit Stritzelgeld,
> D'Fenster mit Lahm.
>
> Macht's Musi mi'm Schürhag'n,
> Laßt's 's Schwein aus'm Stall;
> Denn wenn's net stad abagang',
> Hätt' er a Gall!

Es sind also nicht bloß „die lieben Norddeutschen“, die sich über die Provenienz der Vierzeiler täuschen, wie Pommer a. a. O. meint, sondern ebenso die Oesterreicher selbst.

Und es ist ja auch gar nicht anders möglich: Muster für die gebildeten Dichter sind volksmäßige Schnaderhüpfel, sie soweit als möglich nachzuahmen ist ihr Wunsch. Sie verwenden volksthümliches, zum Theil fest geprägtes Material, sie suchen sich in den Gedankenkreis und in die Ausdrucksformen des Volkes hineinzuversetzen. Wie soll da nicht Aehnlichkeit, ja Gleichheit als Resultat herauskommen? Bisweilen sogar gehört nur die neue Formulirung eines alten Schnaderhüpfelgedankens dem Dichter, während der alte Vierzeiler sein Leben daneben weiter führt, in anderen Fällen ist ihm nur die Einführung eines in Volksliedern und volksmäßigen Versen vorkommenden Gedankens in die Schnaderhüpfelliteratur und seine Umschmelzung in die neue Form zuzueignen.

So wenn Seidl in seinen „Flinserln“ (Werke 3, 27, Nr. 2) singt:

> Sa warm is kaan Feua,
> Kaan' Glut is ka haß,
> Als a hamlichi Lieb is,
> Von der d'Welt nix waß.

Oder wenn er meint (Werke 3, 30, Nr. 17):

> Zwa Sterndaln stengan am Himmel,
> Dö than sa still und g'ham:
> Dös oani leucht't zum Derndal,
> Dös andri leucht't ma ham.

In solchen Fällen kann man einen aus dem Volksmund aufgezeichneten Vierzeiler nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Kunstdichter zurückführen, wenn die Formulirung des Gedankens bis in die Einzelheiten hinein stimmt. In den meisten Fällen wird man aber zu einer Entscheidung kaum imstande sein.

Doch auch hinsichtlich der Entstehung selbst vermögen wir Kunstmäßiges und Volksmäßiges nicht zu scheiden und die Antheile beider Faktoren genau abzugrenzen. Jedes im Volke lebende Schnaderhüpfel dient wieder häufig als Muster für Neubildungen, wie es ja seinerseits älteren Vierzeilern auch viel verdankt: Theile der Einleitung, das Bild, die Pointe oder irgendwelche Einzelheiten, sie wirken anregend für die Dichtung weiterer Vierzeiler und werden vielfach auch in die neuen Gebilde übernommen. Ebenso nun wie der Kunstdichter sich gegenüber den volksthümlichen Schnaderhüpfeln verhält, wie das Volk mit seinen eigenen Schöpfungen verfährt, so verhält sich der Volksdichter gegenüber den ins Volk übergeflossenen Schnaderhüpfeln kunstmäßiger Herkunft: er ahmt sie nach, übernimmt Theile, den Gedanken u. s. w. Wie hat man nun derartige hybride Bildungen zu klassifiziren? Sind es Kunstdichtungen, sind es Schöpfungen des Volkes?

Bei Fällen, in denen es sich nur um eine neue Kombination kunstmäßiger Elemente durch einen dem Volk angehörigen Dichter handelt, könnte man sich noch vielleicht helfen. Franz v. Kobell (Schnadahüpfln und Gschichtln. München o. J.) singt als 17. und 18. Vierzeiler:

> Was nutzt mi a Ringl
> Und dees i nit trag,
> Und was nutzt mi a Diendl habn,
> Dees i nit mag.

Und was nutzl mi a Sträußl
Gar frisch auf dein Huat,
Wann drunter der Kopf
Nit dazuaschaugn thuat.

In **Böhmen** sind beide Schnaderhüpfel aus dem Volksmund aufgezeichnet (Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen 290 Nr. 161 und 159), aber weiter sind hier (a. a. O. Nr. 160) Theile beider Strophen zu einer neuen dritten zusammengetreten:

Was nützt mir mei Sträußal,
Wann ih's nit kann tragen?
Was nützt mir mei Schoţal,
Wann ih's nit kann haben?

Hier sind also die einzelnen Verse v. Kobells fast wörtlich erhalten, aber von dem **Volkssänger** rührt die neue Gruppirung und Verbindung der Gedanken her. Haben wir nun von Volkspoesie oder von Kunstpoesie zu sprechen?

Franz v. Kobell singt (Nr. 30):

Es is nix so trauri,
Und nix ſa ditrübt,
Als wie wenn ſi a Krautkapf
In a Roſ'n verliebt.

Diese Verse hat **Dunger** aus dem **Voglande** aufgezeichnet (Rundâs Nr. 690), aber gleich darauf folgend führt er eine volksmäßige Weiterbildung an, die, aus dem Bilde heraustretend, einen ähnlichen Gedanken mit anklingenden Worten wiedergibt:

Und is nix su traurig,
Und nix su betrüddt,
Als wenn sich a hübsch Maidel
In'n alten Graukopf verliddt.

Etwas weiter geht eine steirische Umbildung (Werle S. 41):

Nix af da Welt
Is iarga betrüadt,
Als wan ſi a Laudbeandl
In an Stadtherrn valiabt.

v. Kobells Verse (Nr. 287):

Und i hätt nix dagegen
In mein Irger und Zorn,
Und waar i statt an Ghilfn
A Forstmoaster warn,

sind von Werle (Almrausch S. 228) aus **Steiermark** aufgezeichnet worden; aber dort haben sie auch zu einer naheliegenden Weiterbildung Veranlassung gegeben, die Werle (S. 243) gleichfalls mittheilt:

Und i hätt nix dagegn
In mein Aerger und Zorn,
Und wnr i statt'n Halta (Hirten)
A Geistlicha warn.

Auch in diesen Beispielen ist, wie man sieht, der geistige Antheil des „Volkes" noch nicht allzugroß. Weiter gehen schon die geistigen Zuthaten dieses Faktors in folgenden Fällen:

v. Kobell Nr. 8: Und a Bußl in Ehrn
Dees lo Niemad verwehrn,
I denk alleweil dra,
Fang ma's Troadschneidn o.

Einzelne Bestandtheile dieser Verse kehren in einem **kärntischen** Schnaderhüpfel wieder (Pogatschnigg und Herrmann 1[2], Nr. 440):

Zehn Busserl in Ehren
Kann uns ka Mensch wehren.
A Bußl in der Still,
War dir das z'viel?[1])

Während **v. Kobell** (Nr. 26) singt:

Und d'Lieb is a Wei,
Bal den trinkst, na gib Acht,
Denn der is ſcha danach,
Daß er d'Leut daamisch macht,

lönt es in **Tirol** wieder (Hörmann[3] Nr. 943):

Und d'Lieb is a Wein,
In an' oachan' Panz'n (eichenem Faß),
Der mocht diam (zuweilen) an' Oll'n
Wie narrisch tanz'n.

Und von **v. Kobells** Versen (Nr. 45):

A Gambs auf der Wand,
Und a Punkt in der Scheid'n,
Und mei Schatz auf der Alm
Is mei Thoa und mei Treib'n,

lautet eine **steirische** übrigens auch sonst bekannte Weiterbildung (Fuchs und Kieslinger S. 94):

A Schnß auf di Schrib'n
Und a Gams af da Wand,
Und dan Kruag und dan Diandl
Bin i a ba da Hand.

In den angeführten Beispielen hat vermuthlich das Produkt der Kunstdichtung das Vorbild geliefert, in andern Fällen ist es uns vollständig unmöglich zu sagen, wem die Priorität gebührt, ob ein im Volk entstandenes Schnaderhüpfel einem Dichter die Anregung für seine Schöpfung gegeben hat oder ob umgekehrt vom Volk das Gebilde der Kunstdichtung nachgeahmt ist.

Diese Beispiele zeigen des weiteren klar und deutlich Jedem, der sehen will, daß es zu den vollständigen Unmöglichkeiten gehört, hier Volkspoesie und Kunstpoesie zu scheiden und daß bei einer Reihe von Schöpfungen eine solche Zerlegung in Elemente, selbst ihre Möglichkeit vorausgesetzt, durchaus falsch und unrichtig sein würde, weil sie sich nicht in ihrer Reinheit darstellen lassen. Es liegt hier eben ein Zusammenwirken und Ineinandergreifen mehrerer Faktoren vor. Und wenn wir nun unmittelbar die Entstehung der Schnaderhüpfel betrachten, können wir an gelegentlich sich darbietenden Beispielen noch weiter die Ungereimtheit eines solchen Verfahrens auf das klarste und überzeugendste darthun.

Fr. **v. Kobell** erzählt, wie er einmal in St. Bartholomä von einem Holzknecht ohne besondere Veranlassung zum Wettsingen herausgefordert sei. „Er habe dann eine Zeitlang mit ihm gesungen; es sei ihm aber doch früher das Trumm ausgange, als Jenem." Und eine andere Begebenheit: Im Herbst 1856 sollten zwei als tüchtige Sänger bekannte Holzknechte sich bei einer Gebirgsjagd vor dem König Maximilian von Bayern produziren, aber sie waren, trotzdem man alle möglichen Mittel anwandte, nicht zum Anfangen zu bringen. Da nahm sich denn Franz v. Kobell, einer der Theilnehmer der Jagd, der Sache an und sang ihnen ein paar Schnaderhüpfeln zu: mit ihrer Kunst müsse es wohl nicht weit her sein, wenn sie sich nicht zu singen trauten, und von rechter Schneid sei bei ihnen auch keine Rede. Da gingen, wie Fr. Hoffmann berichtet, die beiden Holzknechte los, packten erst v. Kobell an und sangen dann gegeneinander gar lustig fort (Frommanns Deutsche Mundarten 4, 82).

[1]) Hier zeigt die Ungereimtheit des Anfangs (**zehn** Busserln) klar, daß v. Kobells Verse zugrunde liegen.

Wenn man nun in diesen beiden Fällen nach den alten Regeln Volkspoesie und Kunstpoesie zu scheiden suchte, so käme man zu folgenden Widersinnigkeiten: das, was die Holzknechte beidemale sangen, wäre Volkslied, die Antwort Fr. v. Kobells dagegen Kunstlied. Und daß, während bei der Art des Schnaderhüpfelsingens eins ans andere angebunden wird, eins die Gedanken und Einfälle des andern fortsetzt, variirt, verneint, ironisirt u. s. w. und während ihr unmittelbarer Autor bald der Gebildete, bald der Volksangehörige ist, und — eine weitere Komplikation — dies verwendete Material bald aus dem Volksgut, bald aus dem gemeinsamen Schatze der Gebildeten entnommen haben kann. Man sieht, zu welchen unmöglichen Konsequenzen und widersinnigen Verschrenkungen uns diese Annahmen führen.

Wir dürfen daher wohl durch unsre Ausführungen als bewiesen ansehen, daß, wie beim sonstigen Volkslied, auch in der Schnaderhüpfelpoesie vielfach Volksthümliches und Kunstmäßiges untrennbar gemischt ist, und daß auch für die Vierzeilerdichtung das für die übrige Volkspoesie gefundene einzige Charakteristikum gilt: Verbreitung der Lieder im Volke und Behandlung als unumschränktes Eigenthum seitens des Volkes. Und man wird meines Erachtens zugeben müssen, daß der Versuch einer vollständigen Scheidung „echter“ und „unechter“ Schnaderhüpfel ohne jede Aussicht auf Erfolg bleiben muß und auch von unrichtigen allgemeinen Anschauungen ausgeht.

Zur Abhülfe des Nothstandes der verabschiedeten Offiziere.

II.

Wir haben im Vorhergehenden die wichtigsten Punkte hervorgehoben, welche den Gegenstand dieser Besprechung berühren. Wie ist demselben ein Erfolg zu sichern? Des Schreibens und Vorschlägemachens hat es über den Gegenstand genug gegeben, es ist bisher nichts damit erreicht. Regierung und Parteien stehen der Sache nicht abweisend, aber auch nicht anweisend und fördernd gegenüber. Die Regierung interessirt selbstverständlich mehr die Pflege der Leistenden als der nicht mehr zu Leistungen Zugelassenen, auch kann sie nicht wohl aus sich heraus bedacht sein, Letzteren Zuwendungen zu machen, die Geld kosten, wie ihr das vielfach zugemuthet wird. Die Parteien wieder treiben ebenfalls nicht, weil sie Kostenbewilligungen scheuen, die von ihnen ausgehen, wodurch dann sparende Abstriche für das Armeebudget schwieriger zu motiviren sind. Schon die Erkenntniß dieses Zustandes mußte dahin führen, die Beseitigung der Nothlage der verabschiedeten Offiziere im wesentlichen nicht in einer Aufbesserung der dürftigen Pensionsbezüge der Mehrzahl derselben wie bisher zu suchen, sondern in einer ihrer Arbeitskraft und ihren Fähigkeiten entsprechenden anderweitigen Verwendung im Staatsdienst. Dies führte zu den gemachten Vorschlägen, und es wird nun darauf ankommen, gangbare Wege für dieselben zu finden. Bevor dies geschehen kann, muß noch zweier Schriften gedacht werden: „Die Offizierpensionirungen im deutschen Heer“ von Oberst v. . . . Stuttgart 1897. Verlag Robert Lutz, und „Offizierpensionen und Zivilversorgung“ von A. v. Winning, Oberstlieutenant a. D. Berlin 1897, Militär-Verlag R. Felix.

In der erstgenannten anonymen Schrift wird (S. 26), nach dem Muster anderer großer Armeen, als wesentliches Verfahren zur Beseitigung des Nothstandes der pensionirten Offiziere die Einführung ausgedehnter Lebensaltersgrenzen für die verschiedenen Chargen des aktiven Heeres vorgeschlagen, so daß dadurch die Dauer des Lebensberufs für den Einzelnen eine längere und beständigere, die Pensionsverhältnisse für ihn bessere werden und die Härten des gegen seinen Willen Verabschiedetwerdens 2c. verschwinden. Wie man diesen Vorschlag auch ansehen mag, immer werden durch ihn drei Klassen von Offizieren in der Armee geschaffen: Noch nicht Uebergangene, Uebergangene und Bevorzugte. Die Ersten werden zwischen Hoffnung und Sorge schwanken, die Zweiten mit gekränktem Ehrgefühl zu kämpfen haben und die Dritten endlich in der Versuchung der Selbstüberhebung stehen. Daß das die Kameradschaft nicht fördern kann, liegt auf der Hand. Dazu kommt noch, daß die Maßnahme eine Thätigkeit bis zur Arbeitsunfähigkeit nicht bietet und, was weit schlimmer ist, das Reservoir an pensionirten Offizieren für den Fall der Mobilmachung erheblich schwächt.

Wenden wir uns der Schrift des Oberstlieutenants v. Winning zu, so geht sie von ähnlichen Anschauungen aus, wie der Inhalt unsres Aufsatzes sie vertritt.

Zunächst fordert v. Winning (S. 16) das Abiturientenexamen eines Realgymnasiums auch als obligatorischen Abschluß der Kadettenerziehung. Sodann stellt er (S. 19 bis 20) Grundlagen für ein aufzubauendes Gesetz zugunsten der Versorgung der verabschiedeten Offiziere auf, von denen die erste und wichtigste lautet: „Jeder Offizier, welcher nach vorwurfsfreier Dienstzeit vor seinem vollendeten 50. Lebensjahre mit weniger als 6000 M. Pension verabschiedet wird, hat Anspruch auf eine fernere Verwendung im Reichs-, Staats- oder Kommunaldienst nach Maßgabe seiner Eignung, welche durch Prüfung und Probedienstleistung festzustellen ist.“ Und weiter heißt es dann: „Zur Versorgung der Offiziere sind vorzugsweise diejenigen mittleren Beamtenstellen zu verwenden, welche der sozialen Stellung der Ersteren angemessen sind, d. h. welche ohne die Vorbedingung des Universitätsstudiums eine gute Schulbildung und die Lebensauffassung der gebildeten Stände erfordern.“

Die Zahl der jährlich im Zivil zu versorgenden Offiziere berechnet v. Winning (S. 23) im ganzen deutschen Heer, inklusive Bayern, auf 260 bis 275. Das beträgt mithin nach der Statistik des Deutschen Reichs, Jahrbuch 1898, auf die Kopfzahl von 23,176 Offizieren 1.4 Proz. — Weiter werden dann an der Hand der offiziellen „Nachrichten vom 10. Juni 1890“ als geeignete Stellungen gefunden und als möglicher jährlicher Zugang an Offizieren zu denselben (S. 25 bis 28) berechnet: in den Ministerien als Redakteure, Sekretäre, Rendanten, Kalkulatoren und Revisoren 5; in der Steuerverwaltung 10; in den preußischen und Reichseisenbahnen 30; im Gefängnißwesen und als Amtsanwälte, als Rentmeister, Rendanten und Inspektoren bei Instituten und Stiftungen 10; als Bade-, Grenz-, Distrikts-Kommissäre und in der Polizei 10; in der Reichspost 30; in der kgl. preuß. Lotterie 15; im Provinzial- und Kommunaldienst 25; bei den Standesämtern der größeren Städte 10; endlich in den nichtpreußischen Bundesstaaten, deren Kontingente in preußischer Verwaltung stehen, 50. Es bleiben dann noch den Bundesstaaten, deren Kontingente nicht in preußischer Verwaltung stehen, Bayern, Württemberg und Sachsen, 75 bis 80 Stellen für jährlichen Versorgungszugang an verabschiedete Offiziere in Rechnung zu setzen.

Damit ist die Besprechung auch dieser Schrift für unsre Zwecke erledigt. Indessen ergibt sich sowohl aus ihren wie aus unsern Darlegungen, namentlich in volkswirthschaftlicher Beziehung, Nachstehendes:

Ist es schon an sich unwirthschaftlich, für einen erheblichen Theil von Staatsdienern einer bestimmten Kategorie bedeutende Geldmittel verwenden zu müssen, ohne deren Arbeitskraft, infolge der Eigenthümlichkeiten ihres Berufs,

bis zu Ende ausnutzen zu können, da doch der Ruhegehalt, welchen der Staat auch ihnen zu zahlen hat, nur eine Prämie auf völlig verbrauchte Kraft sein soll, so folgt daraus, daß es noch mehr unwirthschaftlich ist, diese Kräfte nicht rechtzeitig für eine andere Kategorie des Staatsdienstes vorzubilden, dorthin überzuführen oder gar zugunsten eines jungen, unerprobten, erst auszubildenden und zu sichtenden Nachschubs hier nicht aufnehmen zu wollen.

Ferner: ebensowenig wie es für eine Schädigung des Beamten- oder bürgerlichen Berufs gehalten werden kann, wenn Angehörige dieses Berufs sich während verschiedener Perioden militärischen Uebungen unterziehen müssen, wodurch die Wehrkraft des Vaterlands gestärkt wird, kann es als eine Beeinträchtigung der militärischen Laufbahn angesehen werden, wenn pensionsberechtigte Frontoffiziere periodisch in anderen Staatsämtern, zum Ausgleich militärischer Berufsnachtheile, vorgebildet werden, wodurch eintretenden Falls die Befähigung dieser Offiziere zu solchen Aemtern erhöht und jedes Bedenken, einem dort aufgezogenen Nachschub gegenüber, beseitigt wird. Auch wird dies der beste Weg sein, den künftigen Offizier schon bei der Vorbildung zu seinem militärischen Beruf lehrplanmäßig mehr mit wirthschaftlichen Kenntnissen auszustatten, als dies bisher geschehen ist, was ihm auch in der Front nur von Nutzen sein kann und seinen moralischen Einfluß den Mannschaften gegenüber stärken wird.

Zum Schluß bleibt noch anzugeben, wie dem geschilderten Nothstand abgeholfen und dessen Behebung auf gesetzlichem Wege erreicht werden kann.

Hiefür werden die Verabschiedeten selbst am besten sorgen, wenn sie sich in den 26 Staaten des Deutschen Reichs in ebensoviele Vereine mit diesem Ziel zusammenthun, die successive miteinander in Verbindung treten, wie dies in den vier Königreichen bereits statthat. Das schützt gegen Beschlüsse, die den Verhältnissen der Einzelstaaten nicht konform sind und gibt doch dem Ganzen durch das gleiche Ziel Mark und Nachdruck. Zunächst gilt es dann, die anständige Presse zu gewinnen und einflußreiche Reichstagsabgeordnete für die Sache zu interessiren. Auf diesem Wege ist zu hoffen, daß für die 20,576 Offiziere[1]) des deutschen Heeres, welche nach unabweislicher Nothwendigkeit nicht Obersten, respektive Generale werden können, weil dafür Stellen nicht vorhanden sind, endlich der Tag anbrechen wird, der für sie ein Gesetz schafft, welches, dem Kultur- und Wirthschaftsstandpunkt eines großen Staats entsprechend, von dem Grundsatz ausgeht, „kein Kapital von nicht verbrauchten, im Dienst des Vaterlands ausgebildeten und arbeitswilligen Kräften höherer Bildung, zum Nachtheil des eigenen Standes und des Pensionsfonds feiern zu lassen.“ Es muß den dazu qualifizirten Offizieren statt „Aussicht auf Anstellung im Zivildienst“, wie bisher, das Recht auf Anstellung im anderweitigen standesgemäßen Staats-, Provinzial- und Kommunaldienst in allen Staaten des deutschen Reichs geschafft werden, und zwar nach absolvirter Probezeit durch direkte Ueberführung aus der Armee in die neu erworbene Dienststelle, mit Fortbezug des Gehalts der zuletzt innegehabten militärischen Charge. Das wird dem Staat in einem Menschenalter eine nach Millionen zählende Entlastung des Pensionsbudgets[2]) schaffen, der Armee ein wissenschaftlich besser vorgebildetes Offiziermaterial, das, auf weit gesicherterer Existenzbasis als bisher stehend, auch mit um so größerer Freudigkeit bei gleich straffer Disciplin seine Pflicht erfüllt. Materiell werden Millionen gespart, ideell eine ausgleichende Gerechtigkeit geübt, und was wird dafür hingegeben? 260 bis 275 junge Leute der gebildeten Stände, noch unbeschriebene Blätter, müssen sich jährlich anderswo als im Staats-, Provinzial- oder Kommunaldienst unterbringen, und das kann doch bei aufblühendem Handel und Wandel und sich entwickelnden Kolonien nicht schwer sein.

Wenn endlich auch an anderer Stelle nachzuweisen versucht ist, warum es nicht angängig erscheint, sich mit den gemachten Vorschlägen direkt an die Regierung oder den Reichstag zu wenden, so kann doch auf diesem Wege eine gleiche Erhöhung der Pension, wie sie der letzte Reichstag den derzeitigen aktiven Offizieren auf Regierungsvorschlag in Aussicht gestellt hat, auch für die in Pension stehenden Offiziere erbeten werden, eine Sache, die sich eigentlich umsomehr von selbst verstehen sollte, als unter den bereits in Pension stehenden Offizieren sich jetzt wohl fast alle diejenigen befinden, welche an der Stiftung des Pensionsfonds blutigen Antheil hatten. Und diese sollten nun leer ausgehen? — Ebenfalls ins Auge zu fassen ist die Erlangung eines Ausgleichs in der Pension durch entsprechende Erhöhung, infolge der Herabsetzung des Zinsfußes um ½ Proz. Denn die Herabsetzung des Zinsfußes beweist nur die zeitig vorhandene Zunahme des wichtigsten Produktionselements, des Geldes, beileibe nicht eine Verbilligung der Subsistenzmittel, am wenigsten der des täglichen Lebens, — im Gegentheil —, hat also für alle von Gehalt oder Pension Lebenden nur eine das Leben vertheuernde Wirkung, und birgt andrerseits für sie die Gefahr des leichteren Schuldenmachens, weil Geld billig zu haben ist. γ.

Mittheilungen und Nachrichten.

R.St. **Die Schlösser zu Würzburg und Bruchsal von Dr. Edmund Renard.** (7. Heft von „Die Baukunst“, hggb. von R. Borrmann und R. Graul.) Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Zu dem neuen, seit Jahresfrist erscheinenden Lieferungswerk, dem das vorliegende Heft angehört, gaben offenbar Veröffentlichungen, wie „Das Museum“, der „Klassische Bilder- und Skulpturenschatz“, die Knackfuß'schen Künstlermonographien, einige der Hirth'schen Publikationen und Aehnliches die Anregung. Die Aufgabe, die diese dankenswerthen buchhändlerischen Unternehmungen sich gestellt haben, in billigen und verhältnißmäßig guten Reproduktionen die Meisterwerke der Malerei und Plastik dem Genusse und dem Studium weitester Kreise nahezubringen, will „Die Baukunst“ für das Gebiet der Architektur übernehmen. Da das Verständniß dieser Kunst dem Laienpublikum am schwersten sich erschließt, so schien es den Herausgebern angezeigt, dem erläuternden Text einen breiten Raum einzuräumen. In Form von Monographien sollen in zwangloser Folge die wichtigsten Bauwerke vom Alterthum bis zur Gegenwart vorgeführt werden. „An sorgfältig ausgewählten Typen sollen die geschichtlichen und technischen Bedingungen, unter denen die einzelnen Bauwerke entstehen und die Entwicklung ihrer Gattung bestimmen, in einer Weise durch Bild und Wort erörtert werden, die wissenschaftliche und fachmännische Gründlichkeit in eine auch dem gebildeten Laien zugängliche Form der Darstellung kleidet.“ Die Hefte in Klein-Folio bringen auf je acht bis zehn Tafeln in Autotypie nach neuen photographischen Aufnahmen die architektonischen Hauptansichten, im Text zahlreiche Detailaufnahmen und die zum Verständniß nöthigen Grundrisse und Aufrisse. Zur Bearbeitung der einzelnen Hefte sind nicht ausschließlich kunst-

---

[1]) Das deutsche Reichsheer zählt nach dem Jahrbuch 1898 der Statistik des D. R. 23,176 Offiziere. Davon sind nach den Ranglisten 811 Generale und Obersten. Von den nach Abzug dieser Chargen bleibenden 22,365 Offizieren haben nur 8 Proz. die Möglichkeit, Oberst zu werden, d. h. hier eine auskömmliche Pension zu erdienen. Das gibt also wiederum einen Abzug von 1789 Offizieren. Im ganzen also müssen von 23,176 Offizieren 811 + 1789 abgezogen werden. Der erhaltene Rest 20,576 Offiziere ergibt dann die oben angegebene Zahl.

[2]) Nimmt man an, daß die 275 jährlich anzustellenden Offiziere durchschnittlich pro Kopf 2000 M. Pension ersparen, so gibt das pro anno schon 550,000 M. Pension, entsprechend einem Kapital von nahezu 16 Mill. zu 3½ Proz. verzinst, dessen anderweitiger Nutzen alljährlich frei wird.

geschichtliche Fachgelehrte, sondern auch — namentlich für die Werke der Neuzeit — hervorragende, in der Praxis stehende Architekten herangezogen worden. „Durch diese Verbindung künstlerischer und praktischer Erfahrung mit historischer Wissenschaft glauben die Herausgeber dem neuen Unternehmen ein besonderes Gepräge zu verleihen.“ Ob die nach diesen Gesichtspunkten angelegte Veröffentlichung in gleichem Maße den Wünschen entspricht, welche die Mehrzahl der kunstfreundlichen Laien einerseits, der Architekten andrerseits einem derartigen populären Sammelwerk entgegenbringt, darüber wird der buchhändlerische Erfolg entscheiden. Als Ganzes dürfte die Reihe der Hefte dem Einen etwas zu viel, dem Anderen etwas zu wenig bieten; doch sind die Vorzüge der knappen, in sich abgerundeten Monographien nicht zu verkennen. In vortrefflicher Weise behandelt das vorliegende Heft die Schlösser von Würzburg und Bruchsal, die Meisterwerke des großen fränkischen Baumeisters Balthasar Neumann. Der Bearbeiter, Dr. E. Renard, stützt sich in seiner klar und anregend geschriebenen Schilderung naturgemäß auf die erste, 1896 erschienene Spezialarbeit über Neumann von Dr. Ph. Jos. Keller, ergänzt aber das dort Gebotene durch einzelne werthvolle neue Feststellungen und Hinweise. So ist die enge Verwandtschaft zwischen dem Mittelrisalit der Gartenfront des Würzburger Schlosses und dem Mittelrisalit des Belvedere in Wien richtig hervorgehoben; für Bruchsal ist die Erklärung der schwachen Außenarchitektur des Schlosses dadurch gegeben, daß Neumann erst 6 Jahre nach dem Baubeginn die Bauleitung übernommen habe, daß also in der Hauptsache nur die Innenausstattung als sein eigenstes Werk anzusehen sei. Die geschickt ausgewählten Abbildungen sind augenscheinlich nach guten photographischen Aufnahmen hergestellt, zum Theil aber durch das autotypische Druckverfahren etwas flau geworden. Vielleicht ließe sich trotz der Billigkeit der Hefte die Sorgfalt, die auf den Abbildungsdruck verwandt wird, noch etwas steigern. Es käme dies dem wünschenswerthen guten Fortgang des Unternehmens gewiß zu statten.

ss. **Georg Bendler: Das starke Geschlecht.** Zwei Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — Der Mann, der zwischen zwei Frauen steht, den das fremde Ziergewächs mehr anzieht, als die nützliche Hauspflanze, ist, wie unsre Besprechung vom 18. Juli, Beilage Nr. 157, an mehreren Beispielen belegte, ein von den neueren Erzählern mit besonderer Vorliebe behandelter Gegenstand. Eine vortreffliche, wirksame und folgerichtige Ausführung des Vorwurfs ist die zweite Novelle des vorliegenden Bandes, „Die große Leidenschaft“. Hier macht die Frau, wohl wissend, was sie aufs Spiel setzt, das gefährliche, aber entscheidende Experiment, daß sie die Andere zu sich zu Gaste lädt, von der sie das Herz des Gatten erfüllt weiß. Der Reiz, den Jene auf ihn ausübt, beraubt ihn aller Vernunft, und obgleich er bald sehen könnte, wie wenig die Zierblume fürs Haus taugt, so entschließt er sich doch, sich von seinem treuen, sorglichen Weibe zu trennen, und die prickelnde Fremde zur Frau zu nehmen. Daß es dann doch nicht dazu kommt, ist nicht sein Verdienst, sondern ihre Erkenntniß, daß sie sich in den häuslichen Verhältnissen nicht glücklich fühlen würde und daß es keinen Sinn hätte, den Sieg auszunutzen. Da er nun zu Frau Beate zurückkehrt, um sie heimzuholen, weigert sich diese, ihm zu folgen. Und damit thut sie recht. An dem Mann, der sich als solcher Lapps gezeigt hat, hätte sie doch nie mehr was Rechtes gehabt. Die erste Novelle „Die geliebte Sorge“ führt ein interessantes Problem in fesselnder Weise durch. Im Stoff erinnert manches an Gottfried Kellers schöne Erzählung „Die arme Baronin“. Den bedeutenden und kraftvollen Frauengestalten, die wir bei dem Verfasser kennen lernen, stehen die Männer weit nach. Sollte der Name Georg Bendler vielleicht das Pseudonym für einen Angehörigen des „starken Geschlechts“ sein?

Z. **Nürnberg,** 29. u. 30. Sept. 18. **Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.** (Zweiter Bericht.) Bezüglich des nächsten Punktes der Tagesordnung, **Zwangsmaßregeln gegen nährpflichtige Angehörige,** war insofern ein eigenartiges Verhältniß eingetreten, als die für die nähere Klarlegung dieses Gegenstandes von dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit eingesetzte Kommission in ihrer Mehrheit zu einem anderen Resultat als die beiden Referenten gekommen war; neben den Referenten dieser beiden letzteren, Direktorialassistenten Dr. Hirschberg (Berlin) und Stadtrath Jakstein (Potsdam), hatte deßhalb auch noch der Kommissionsvorsitzende Stadtrath Dr. Münsterberg (Berlin) einen schriftlichen Schlußbericht erstattet, und so traten in gleicher Weise auch bei der mündlichen Verhandlung drei Referenten auf. Dem Direktorialassistenten Dr. **Hirschberg** (Berlin) hatte wesentlich die Klarlegung der faktischen Verhältnisse durch statistisches Material obgelegen; in eingehender und übersichtlicher Weise hatte er solches in seinem schriftlichen Berichte verarbeitet und nimmt in seinem Vortrag bezüglich aller Einzelheiten hierauf Bezug. Die statistische Erhebung war eine doppelte, einmal wurden Zahlen erhoben, sodann aber auch gutachtliche Aeußerungen der städtischen Verwaltungen eingezogen; auf beides bezog sich auch die sachgemäße Bearbeitung, auf deren Einzelheiten einzugehen uns hier zu weit führen würde. Die eigentlichen Ursachen der Vernachlässigung der Nährpflicht aufzuklären, bot die größten Schwierigkeiten, wie durch Mittheilung einiger charakteristischer und typischer Kartenausfüllungen näher klargelegt wird. Meist klingt auch der Nothschrei der Frau durch, daß sie den Mann, welcher trinke 2c., nicht wieder haben möge. Fraglich kann es scheinen, ob nicht allgemein eine Scheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Vernachlässigung zu machen ist. Ob durch die von der Kommission in Vorschlag gebrachte Umgestaltung der Strafbestimmungen ein Erfolg zu erzielen ist, muß bezweifelt werden. Es kommen hier nicht nur Armenrecht und Strafrecht, sondern auch die wichtigsten Punkte der sozialen Frage, Arbeitslosigkeit und Noth, in Betracht, wirksame Hülfe wird man nur erreichen, wenn man vom allgemeinen sozialpolitischen Gesichtspunkt aus die Fürsorge für wirklich Arbeitslose zu vermehren, die Trunksucht zu bekämpfen, die Arbeitsscheu zu bessern sucht.

Der Mitberichterstatter Stadtrath **Jakstein** (Potsdam) geht in anderer Beziehung über den Kommissionsantrag hinaus und tritt auch jetzt, ebenso wie bereits früher, entschieden für die gesetzliche Einführung eines Arbeitszwangs im Verwaltungswege ein. Er weist den Vorwurf, seine Anträge seien idealistisch und, weil uferlos, unausführbar, zurück. Der Verein habe früher ganz den gleichen Standpunkt wie er eingenommen, und er könne die Beibehaltung dieses nur für angezeigt halten, wenn man auch mit der augenblicklichen Durchführung auf Schwierigkeiten stoße, wie er nicht verkennen wolle; als letztes Ziel, als eine Maßnahme, von der allein Abhülfe zu erwarten, müsse man das Verwaltungszwangsverfahren gegen nachlässige Nährpflichtige im Auge behalten. Die gesetzliche Grundlage für den Arbeitszwang sei zur Zeit zweifelhaft; sie zu einer festen zu machen, müsse das Bestreben sein. Die Länder, welche bisher die Zwangsarbeit im Verwaltungswege zur Einführung gebracht hätten, könnten von den günstigsten Erfahrungen berichten, so Sachsen, Württemberg, Mecklenburg. An sich sei aber auch eine Gleichmäßigkeit in der Behandlung wünschenswerth. Daß nur die Gerichte in dieser Frage sprechen sollten, erscheine nicht ausreichend; nach der ganzen Sachlage dürfte eine Entscheidung durch die Verwaltungsbehörden hier angezeigter sein.

Stadtrath Dr. **Münsterberg** (Berlin) führt folgendes aus: Die Kommission wollte sich auf festen Boden stellen, sie ist überzeugt, daß durch das von ihr Vorgeschlagene das Uebel nicht zu beseitigen, sondern nur einzuschränken ist; die ewige Aenderung des Strafgesetzes hat nicht gewirkt; man mußte deßhalb in erster Linie bestrebt sein, weitere Mittel das Uebel einzudämmen, an die Hand zu bekommen, und blieb deßhalb in dem Rahmen der bisherigen Entwicklung und der bestehenden Gesetzgebung. Die Kommission schlägt mit Rücksicht hierauf vor: 1. die Ausscheidung der bisherigen Strafvorschrift des § 361 Nr. 10 aus dem Rahmen der Strafvorschriften des § 361 und seine Behandlung als Sonderdelikt, 2. die Nennung der Armenbehörde als der für Erlaß der Aufforderung zur Uebernahme der Nährpflicht zuständigen Behörde, 3. die Unterscheidung zwischen Versäumniß der Nährpflicht gegenüber Kindern und der gegenüber Ehefrauen mit der Maßgabe, daß für Fälle der ersteren Art eine schwerere Strafe zu verhängen und auch die Ueberweisung an die Landespolizeibehörde zuzulassen sei, 4. den Ausschluß der

Geldstrafe. Er gibt auch für die neu zu erlassende Gesetzesvorschrift gleich eine besondere Formulirung.

Stadtrath Flesch (Frankfurt a. M.) konstatirt, daß über das Bestehen des Uebels und die Nathwendigkeit seiner Bekämpfung kein Zweifel obwaltet. Die Strafthat wird jetzt mit der denkbar leichtesten und der denkbar schwersten Strafe (Aebeitshaus, schlimmer als Zuchthaus) bestraft; widersinnig ist dabei, daß der Richter die leichte, der Verwaltungsbeamte die schwere Strafe verfügt. Das Delikt wird jetzt nicht seiner Bedeutung nach behandelt, das ist der Fehler; es wird jetzt als Uebertretung, müßte aber als Vergehen bestraft werden. Es gibt schweee und leichte Fälle, für letztere mag die jetzige Bestrafung ausreichen, nicht aber für erstere, welche streng zu untersuchen und streng zu bestrafen sind. Die Frage ist zum Theil eine kriminalistische, und deßhalb hier nicht in ihrem ganzen Umfang zu entscheiden. Der Kommissionsantrag geht nicht weit genug, es muß Reform des Verfahrens in Richtung auf Schnelligkeit und Energie, Einreihung des Delikts unter die Vergehen mit Zulassung mildernder Umstände, sowie Refarm der Strafvallstreckung gefordert werden. Redner bringt sodann in seinem und im Nomen einer größeren Anzahl aon Mitgliedern einen darouf hinzielenden farmulieten Antrag ein, in welchem auch nach die Aufnahme dee deezeitigen Anwendungsfälle der §§ 360 und 361 des Reichsstrafgesetzbuchs in die Reichskriminalstatistik empfahlen wird.

Nachdem der Beigeordnete Frhr. von der Goltz (Straßburg) ein Uebersehen bezüglich der Stadt Straßburg nachgehalt und sich für Vorsicht bei etwaigen gesetzlichen Aenderungen und gegen einige Einzelheiten im Kammissionsantrag ausgespeochen, führt Privatdozent Dr. Jostraw (Charlattenburg) aus, wie man sich hiee auf einem Grenzgebiet zwischen Armenpflege und Kriminalistik befinde, auf dem aber die Möglichkeit einer Vereinigung sehe wahl gegeben sei; unter allgemeiner Zustimmung zu dem Antrog Flesch und Genossen wendet sich Redner scharf gegen den Arbeitszwong im Verwaltungsweg, dobei speziell die bezüglichen Einrichtungen in der Stadt Leipzig in einer Weise kritisirend, welche durch die darin liegende Tendenz den Zweifel an reiner Sachlichkeit und valler thatsächlicher Richtigkeit wohl ohne weiteres aufkommen ließ. Demgegenüber vertheidigte der Stadtrath Ludwig Wolf (Leipzig) die Leipziger Verhältnisse, das Uebertriebene in den Ausführungen des Vorredners zurückweisend, und sprach sich unbedingt für einen Verwaltungszwang unter dem Vorbehalt der nothwendigen Kautelen als das allein Empfehlenswerthe aus.

Direktor Dr. Buehl (Hambueg) weist darouf hin, daß in Hamburg die Verabsäumung dee Nährpflicht einen besanders großen Umfang angenammen hat. Daß die Entscheidung den Gerichten überlassen ist, muß als der Hauptfehler angesehen werden; die Erfoheung hat gezeigt, daß aan den Gerichten Hülfe nicht zu erwarten ist; deßhald erscheint die Einführung eines Verwaltungszwangsverfahrens das einzige Abhülfemittel; Redner dringt deßhalb den Antrag ein, sich in erster Linie für Anwendung eines solchen auszusprechen.

Es folgt sadann noch eine Reihe kürzerer Ausführungen; Stadtrath Kuhn (Deesden) oertheidigt die Rechtsgülligteit dee den Arbeitszwang im Verwaltungsweg regelnden Partikulargesetzgebung; Stadtrath Samter (Charlottenburg) und Stadtroth Cuno (Königsberg) sprechen sich für den Antrag Flesch aus, welchen auch Stadtrath Flesch (Frankfurt a. M.) nachmaks unter Zurückweisung des Arbeitszwangs im Verwaltungsweg empfiehlt; Stadtrath Jakstein (Potsdam) verwahet sich ausdrücklich dagegen, irgendwelches Mißtrauen gegen den Richterstand als solchen gezeigl zu haden; Beigeaedneter Aders (Elderfeld) und Senator Grote (Hannoaer) befürwarten den Antrag Buehl; Unterstaatssekretär Prof. Dr. a. Mayr (München) wünscht besonders die Aufnahme des Delikts in die Reichskriminalstotistik nach dem Antrag Flesch und Genassen. Schließlich wied der Antrag Buehl und der Kommissionsantrag inholtlich in einer näher durch eine Kommission festzulegenden Redaltion angenammen und nach dieser Redaktion am nächsten Tag folgendes als Beschluß der Versammlung festgesetzt: „Bezüglich der schuldhaften Versäumnng dee Nährpflicht von Eltern gegenübee ihren Kindern und aan Ehemännern gegenüber ihren Ehefrauen erachtet die Versammlung eine einheitliche administrative und gesetzliche Regelung füe erfarderlich. In erster Linie empfiehlt sie die Ueberweisung in geschlassene Anstalten mit Arbeitszwang im Wege eines gegen Mißbeauch zu schützenden Verwaltungszwangsaerfaheens. Sie empfiehlt ferner die Ausscheidung der Strafaorschrift des § 361 Nr. 10 des Reichsstrafgesetzbuches aus dem Rahmen der Strafaarschrift des § 361 und seine Behandlung als Sandervergehen; als Strafen sind für dieses Vergehen Gefängnißstrafe und Ueberweisung an die Landespolizeidehörde neben Haftstrafe für leichlere Fälle zuzulassen. Die der Polizeibehörde bisher zugewiesene vorbereitende Thätigkeit hat auf die Armenbehörden überzugehen."

* In den vegetorianischen Kreisen Berlins hat ein Vermächtuiß des Professors Baran in Bann große Erregung hervargerufen. Hr. Baran hat dee Stadt Berlin 470,000 M. vermocht unter dee Bedingung, daß ein auf vegetarianischen Grundsätzen beruhendes Erziehungshaus für Kinder errichtet werde, und es ist nun ein Kampf zwischen Vegetarianern und „Fleischfressern" entbrannt über die Frage, ob die Stadt Berlin dieses Vermächtniß annehmen soll. Die „Fleischfresser" behaupten, daß die Stadt nicht das Recht habe, die ihrer Erziehung anvertrauten Kinder in aegetarianischer Weise zu erziehen und sie sa zu einem Versuchsobjekt zu machen, während die Vegetarianer alle Mittel in Bewegung setzen, um zu beweisen, daß vegetarianische Ernährung den Kindern nicht nur nichts schade, sondern im Gegentheil ihr Wohlergehen erheblich fördere. Schon vor einiger Zeit hatten die Vegetarianer eine Kinderausstellung aeranstaltet, in der nur vegetarisch erzogene Kinder Aufnahme fanden, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Kindee sehr kräftig und ebensa gesund aussahen wie andere, die dee Fleischnahrung fröhnen. Spätee machten vegetarianische Veeeine große Wettmärsche mit anderen nicht aegetorianischen Vereinen, dei denen die Vegetarianer eecht gut adschnitten, sa doß jedenfalls aus diesen Versuchen eine Minderwerthigkeit der Pflanzennahrung nicht erwiesen werden konnte. Da es sich nun dei dem Baron'schen Legat nur um Kinder handelt, so wollen jetzt die vegetarianischen Vereine einen Kinderdauermarsch veranstalten. Derselbe soll, laut „K. Ztg.", von Berlin nach Potsdam unternommen werden, und zwar will ein Naturarzt dodurch den Beweis liefern, doß die vegetarionische Kindereenährung den Voezug var dee Ernährung mit Fleischkost veediene. Als vegetarianisch erzogen sallen salche Kindee gelten, die bereits 3 Jahre ahne Fleisch ernährt sind. Dabei soll es nicht darauf ankommen, wer zuerst ans Ziel kammt, sondern wer von seinen Altersgenassen die größte Ausdauer im Langsammarschiren ahne Zwang deweist. In der Berliner Stadtverwaltung sind die Ansichten über Annahme odee Adlehnung des Baron'schen Legats sehr getheilt. Aerztliche Gutachten haden sich zumeist dagegen ausgesprachen und den Satz verfachten, daß die ausschließlich vegetarianische Ernährung dee Kinder doch sehr bedenklich sei, und beeinflußt durch diese Stellungnahme hot ein Ausschuß der Stadtaerordnetenversammlung sich mit acht gegen sieben Stimmen für die Adlehnung ausgesprachen. Man sieht aus dem Stimmenverhältniß, daß die Veesammlung selbst sehr wohl in einem anderen Sinne stimmen kann, weßhald denn jetzt die Vegetarianer alle Anstrengungen machen, um ihre Sache in einem möglichst guten Lichte erscheinen zu lassen. Thatsächlich macht die aegetarianische Sache, die vor einem Jahrzehnt hier noch sa gut wie gae keine Anhänger zählte, erhebliche Fartschritte, und in allen Stadtlheilen findet man jetzt vegetarianische Speisehäusee, woraus mon schließen muß, daß eine ständige und reichliche Kundschaft aaehanden ist.

* Zu Ehren des schwedischen Naturforschers Berzelius wird am 7. Oktober, seinem 50. Todestage, ein großes Gedenkfest in Stockholm adgehalten. Alle ausländischen Gesellschaften, denen Berzelius seinerzeit als Mitglied angehöet hat, sind mit Einladungen bedacht worden.

* **Aus Rußland.** Die Kaiserl. Russische Geagraphische Gesellschaft hat, der „Now. Wr." zufalge, begonnen, in Irkutsk eine seismatogische Station zu errichten.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 7. Oktober. Nummer 227.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Jerusalemfahrt des Deutschen Kaisers.

Der Besuch der ursprünglichsten Metropole der Christenheit von Seite des Sultan Prussian, wie die Moslemin den Imperator des deutschen Kaiserreichs gewöhnlich nennen, erweckt im Morgenland wie ein neuer Kreuzzug ungemeines Aufsehen, und die Blätter aller europäischen Staaten, besonders der beiden Nachbarvölker, die uns eifersüchtig auf dem Nacken sitzen, sprechen mißlaunig davon. Daß die Einweihung der neuen Erlöserkirche im alten Johanniter-Gebäude der einzige Zweck sei, will Niemandem eingehen. Die Moskowiter und Romanen fragen sich, ob vielleicht der Protestantismus im Oriente maßgebender werden soll? Dazu ist der Boden wenig günstig. Die Armenier und persischen Nestorianer schlagen sich vielmehr auf Seite Rußlands. Uebrigens wird bei der Besprechung der Kaiserreise die Frage meistens unerörtert gelassen, wie die Krone Preußen in den Besitz der Prachtruinen des weltberühmten Johanniterspitals gelangt ist, dessen Bau einen Theil der mächtigen Quadern der zweiten Stadtmauer verschlungen hat.

Eigentlich war es König Ludwig von Bayern, der die erste Veranlassung dazu gab. Bekanntlich führte der Ritter v. Bunsen, zugleich Diplomat und Theolog, wie Gladstone, als preußischer Gesandter in Rom den ersten evangelischen Gottesdienst ein. Nach London versetzt, eröffnete er 1841 nach dieser Richtung hin die ersten Beziehungen zwischen England und Preußen, und von ihm ging der Gedanke der Gründung einer anglikanischen Episkopalkirche in der Stadt Davids aus, mit dem allerdings abenteuerlichen Zwecke: zur Bekehrung der Israeliten! Anglikanismus und deutscher Protestantismus sollten dabei sich die Hand reichen und abwechselnd den Bischof bestellen. Die Gründung der neuen Kirche auf den Namen des ersten Bischofs der heiligen Stadt, Jakobus minor, fand auf dem Hügel Sion statt, und zwar, was man damals noch nicht wußte, an der Stelle, wo das Prätorium des Pilatus gestanden und Christus verurtheilt worden war. Es war die Herodesburg, wo der römische Prätor seinen Sitz aufschlug, wie anderwärts in der Residenz des vorigen Herrschers, und wo nach Philo's deutlicher Versicherung Pilatus residirte. Josephus gibt bell. Jud. VI. 7, 1.8 ausdrückliche Kunde, daß die Römer bei der Stadteinnahme den Prachtbau, einen der letzten Zufluchtsorte der Aufrührer, mit ihren Stoßwiddern bis auf den Grund demolirten.[1])

Bayerns König, zugleich Gründer des Ludwigs-Missionsvereins zur Unterstützung katholischer Missionäre in allen Welttheilen, worin er mit dem Lyoner Verein wetteiferte, blickte nicht ohne Eifersucht auf die neue Gründung und fragte sich, ohne ihr etwas in den Weg legen zu wollen, was katholischerseits zu thun wäre, um an den heiligen Stätten nicht zurückzubleiben. Bei näherer Umschau verfiel er darauf, einen vermöge seiner Studien gutorientirten Laientheologen 1845 zur näheren Erkundigung an Ort und Stelle zu senden. Als der Abgesandte nach Jahresfrist zurückkehrte, galt es Aufschluß über den Befund zu geben, und der Vorschlag ging dahin, am passendsten den Trümmerpalast des Johanniter-Ordens mit dem ausgebreiteten Terrain in nächster Nähe der heiligen Grabkirche zu erwerben. Die Türken hatten daraus ein Maristan oder Irrenhaus gemacht, und der Boden der noch halbwegs stehenden Kirche diente zum — Schindanger. Als Preis dafür ward eine Million türkischer Piaster, d. i. 100,000 österreichische Gulden ermittelt, was nicht einmal das Vermögen eines reichen Privatmanns überschritten haben würde.

Der Gedanke der Erwerbung für Bayern lag nicht so ferne. Hatte doch schon Herzog Otto von Wittelsbach, der Gründer der Dynastie, im Jahre 1210 die Einkünfte der Egydiuskirche zu Regensburg dahin gestiftet. Bernhard von Taxis war 1230 Ordensmeister der Johanniter. Die Fürsten Europa's kehrten bei ihren Pilgerfahrten regelmäßig dort ein, laut Urkunden Herzog Johann von Bayern 1486 mit einem einzigen Diener, und zweifelsohne hat auch Christoph der Starke vom 28. Juni bis 2. Juli 1493 dort herbergt. Auf das Gerücht hin, daß eine deutsche Prinzessin, Elisabeth, die Schwester des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, auf dem Wege von Jaffa herauf in die Hände der Beduinen gefallen sei, unternahm er den Ritt zu ihrer Befreiung. Als er aber danach in der Hitze aus der Sturmhaube einen kalten Trunk that, trank er sich den Tod hinein und ging, von seinem Arzte als verloren gegeben, auf der Rückreise am 15. August in Rhodus, ebenfalls auf Johanniter-Gebiet zu Grabe. Das Interesse Bayerns, nach dem kostbaren Besitzthum zu greifen, lag also nahe, doch entsagte der großartig denkende Monarch unglücklicherweise bald der Regierung, und die Ausführung des Plans ward vereitelt.

Gewiß war der Gedanke zeitgemäß, sonst hätte nicht auch der griechische Patriarch angefragt; aber der Preis von 70,000 Beuteln war ihm zu hoch. Nun galt es Oesterreich für den Ankauf zu gewinnen; wird doch für den Sultan Alaman, dem Kaiser aus dem Hause Habsburg, noch heute jeden Donnerstag am hl. Grabe die Messe celebrirt. Aber Fürst Metternich hatte für moralische Eroberungen keinen Sinn. Es war Gefahr im Verzug, denn man durfte wohl voraussetzen, daß nächstens Frankreich oder Rußland die Hand darauf legen würden. Mittlerweile hatte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der Romantiker auf dem Thron, durch seinen Konsul in Jerusalem Kunde erhalten, was im Werke sei, und bei der hohen Pforte angefragt, ob nicht er in den Kauf treten könnte. Die Antwort lautete, man wolle Oesterreich nicht vor den Kopf stoßen. Der christlich gesinnte König gab indeß seinen Vorsatz nicht auf und erneuerte 1852 den Johanniter-

[1]) Das Ausführliche in Dr. Sepps Zweiter Palästinafahrt Th. II, Kap. 11, worin zugleich die Unechtheit des bisher angenommenen Richthauses mit der scala santa in Serai nachgewiesen ist.

Orden in der Brandenburger Balley. Aber auf wiederholte Anfrage durch seinen Botschafter in Konstantinopel erfolgte dieselbe Ablehnung. Da trat der Kronprinz Friedrich Wilhelm 1869 die Reise zur Eröffnung des Suezkanals an und berührte absichtlich Stambul, um seine Persönlichkeit und den Einfluß Preußens in dieser Frage ins Gewicht zu legen. Der tüchtige Wesir, Ali Pascha, war damals am Ruder und gab die Entscheidung: „Was thun wir mit dem Steinhausen in el Kuds (der hl. Stadt), wir können Oesterreich etwas Anderes geben.“ Wir folgen hier dem Bericht des Wochenblattes der Johanniter Balley vom 12. Juni 1890 aus der Feder des Konsuls Frhrn. v. Münchhausen, welcher eingesteht, eigentlich sei es nicht der preußische Kronprinz, sondern jener von Ludwig I. entsandte Prasessor gewesen, der zuerst die Aufmerksamkeit auf den Jahanniter-Palast gelenkt, und, obwohl Katholik, die Einleitung zu dem erfolgreichen Handel getroffen. Die Krone Preußen bekam die Palasttrümmer noch dazu als Geschenk! Das 1868 eröffnete Zollparlament brachte den erwähnten Sendboten König Ludwigs mit dem Kranprinzen, nachmaligen Kaiser, in nähere Berührung.

Der erste Bau des Johanniter-Spitals rührt von Kaiser Justinian her, aber der bedeutendste aller Päpste, Gregor der Große (590—604) sandte dazu Summen Geldes für die Einrichtung eines Kranken- und Pilgerhauses. Schon Antonin von Placentia traf da 570 eine Herberge für 3000 Pilger; hieraus mag man auf den Umfang des Gebäudes schließen. Karl der Große erhielt als Monarch des Abendlandes und Schirmvogt der noch ungetheilten morgen- und abendländischen Christenheit vom Khalifen Harun al Raschid die Schlüssel des hl. Grabes übersandt; er besetzte das graße Haspiz vam Kloster Gethsemane aus mit schwarzen Benediktinern. Das Commemoratorium vom Jahre 808 nach der vor einem Menschenalter entdeckten Pergamentschrift weist in allen Klöstern des hl. Landes die Anzahl der fränkischen Mönche nach, worunter auch Bayern waren. (Nicht umsanst führt z. B. der Benediktbeurische Antheil der Jachenau den Namen Thal Nazareth.) Ein amalfitanischer Bankhalter, Maurus a Pontateone, ließ sich vam ägyptischen Khalifen Grund und Boden zu weiteren Anbauten abtreten, mithin hat der Occident ein uraltes Anrecht auf diesen Besitz; auch wurde der gesammte Unterhalt durch regelmäßige Beiträge des christlichen Abendlandes auf dem Wege der Subskription bestritten. Die Hospitalkirche war dem Täufer Johannes gewidmet. Zwölf Kleriker besargten den Gottesdienst und zugleich das Werk der Barmherzigkeit an Kranken und Fremden. Nach einer Abbildung bei Bischof Arkulf 670 und nach auf der Bilderhandschrift aus dem 12. Jahrhundert in der Stuttgarter Bibliothek hatte der alte Bau eine dreifache byzantinische Kuppel und die Länge von 50 Doppelschritten (dextri), die Breite von 39, was nach heutigem Maße 75 m Länge bei 35 m Breite ausmacht.

Nach Justinian ist der erste deutsche Reichsgründer Karl der Große vom fränkischen Mönch Bernhard 865 ausdrücklich als neuer Stifter der Pilgerherberge in Jerusalem sicher bezeugt. Es paßt sich alsa gut, daß die schon 1681 vom Maler de Bruyn als Trümmerhause der Maltheser Ritter angeführte, immerhin so stattliche Ruine zum dritten Ausbau in die Hand des neuen Reichsoberhauptes überging; es war auch die höchste Zeit: man möchte es eine providentielle Fügung nennen.

Friedrich Wilhelm IV. hatte zur Stiftung des anglo-borussischen Bisthums 100,000 Thaler (15,000 Pfund Sterling) ausgeworfen, der Deutsche Kaiser bestimmte die Summe aber als Kollektivfonds für eine neue deutsche Episkopalkirche und überließ die Kirche St. Jakobs den Briten, um Deutschland selbständig zu machen. Jedenfalls ist der 7. November 1869, an dem Kronprinz Friedrich Wilhelm mit größter Feierlichkeit im Beisein der türkischen Behörden und der europäischen Konsuln vom alten Ordensspital Besitz ergriff, ein denkwürdiger Tag; die nächste Folgezeit wird lehren, welchen Werth diese friedliche Eroberung für uns hat. Es besteht vorerst eine deutsche Schule, auch ist der Bau zur billigen Herberge für Palästinafahrer eingerichtet; vor anderem empfiehlt sich aber ein Museum für semitische Alterthümer herzustellen, da Damaskus doch zu fern liegt.

Es möge noch kurz daran erinnert werden, daß Oesterreich bei seiner Saumseligkeit zu kurz gekommen ist und das ihm zugesicherte „Andere“ noch nicht erhalten hat. Es könnte dies nur das schon in den Friedensverhandlungen von Carlowitz zurückverlangte Coenaculum, der Abendmahlssaal auf Sion, die älteste Kirche der Christenheit, sein, welche Titus bei der Einnahme Jerusalems mit noch sieben Synagogen unzerstört gelassen, da ja zwei Legionen als Besatzung in der Oberstadt zurückblieben. Auch dieser zweischiffige gothische Bau ist abendländischen Ursprungs und zwar wurde er auf Kosten Roberts von Sicilien und der Königin Sancia unternommen. Dem Franziskaner-Orden wurde 1342 von Rom die Obhut über die heiligen Stätten übertragen, und sa stand mit dem Bau die Besitzergreifung den Abendländern zu. Das Sionsstift nahm alle Pilger van dorther auf, bis die Glaubensspaltung die Theilnahme Eurapa's am Schicksal der Väter vam hl. Grab erkalten ließ. Es schlaß zugleich das Grab Davids ein, worauf schon Petrus Apstlg. II, 29 hinweist; aber die Intoleranz, mit der die Italiener den Mohammedanern den Zutritt zu dieser Wallfahrtsstätte wehren wollten, gab den Türken Anlaß, nach vielen Vexationen die Ordensbrüder auf die Straße zu setzen und 1561 zum Auszug zu zwingen. Ihre Stelle nehmen zur Zeit einige wenige Derwische ein. Bei der neuen Besitzergreifung würde jedenfalls Duldsamkeit gegen die Bekenner des Islams geboten und ihnen die Andacht im abgeschlossenen Waly Neby Daûd auch fernerhin zu gestatten sein.

Dr. . . pp.

Zur Charakteristik der Nordfriesen.

Von Christian Jensen.

Dem Volksstamm der Friesen wurde von jeher ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, wie das die verhältnißmäßig weitschichtige Literatur über denselben beweist. Soweit geschichtliche Kunde zurückreicht, finden wir die Friesen am Rande der ruhelosen Nordsee, wo sie Tacitus und Dio Cassius zuerst erwähnen. Wie und von woher sie an diese Stelle gekammen sind, ist eine noch ungelöste Frage. Was die Chronisten über eine Herkunft aus Indien erzählen, ist Sage. Als Pytheas seine Reise ins Bernsteinland unternahm, fand er bereits Teutanen an einem Theile der deutschen Nordseeküste, von denen Professor Virchow[1]) kaum glaubt, daß sie von den nachmaligen Friesen verschieden waren. Nach Tacitus bildeten diese wohl einen Theil des ingäoonischen Stammes, der in Kimbern, Teutonen und Chauken zerfiel. Die Ingävanen sind es, welche wenigstens in Westdeutschland noch jetzt als die Hauptträger der klassischen Merkmale der Germanen erscheinen. Dies Ergebniß der lehrreichen Untersuchung Virchows, der in dem „eigentlichen Kern der friesischen Stämme noch jetzt die historischen Hauptmerkmale des germanischen Aussehens bewahrt“ fand, wird von dem Westfriesen Johan Winkler in Haarlem bestätigt. Derselbe sagt, nachdem er hervorgehaben, daß sich

[1]) Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. (Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1877.)

die Friesen seit dem Bestehen ihres Stammes unter den Germanen besonders ausgezeichnet haben: „die Friesen waren und sind echte typische Germanen. Ja, manche allgemeine germanische Volkseigenheit, sowohl an Leib als am Leben war vorzugsweise den Friesen in stark ausgeprägter Form eigen. Unter den Friesen fand das germanische Urbild seinen vollkommensten, seinen edelsten Ausdruck.“[1]) Nirgends tritt diese Eigenart stärker hervor als bei den niederländischen Friesen, sie findet sich aber auch sowohl bei den Ost- als bei den Westfriesen, obwohl die politische Vertheilung aller Friesen wie auch die natürlichen Verhältnisse des von ihnen bewohnten Landes dem Zusammenhang der ethnographischen Einheit schädlich gewesen sind. Und doch kann man wie Winkler mit vollem Recht behaupten, daß sich „dennoch viel Ureigenes auf ethnographischem Gebiete bei den Friesen bis zum heutigen Tag erhalten hat. Mehr, viel mehr als bei einem andern germanischen Volke. So viel, daß man in der That noch im ethnographischen Sinne von einem einigen Volke der Friesen sprechen kann und muß, von einem einigen Volke friesischer Brüder, obgleich sie im politischen Sinne als Deutsche und Niederländer, ja bis vor wenigen Jahren noch als Dänen und Engländer von einander geschieden waren.“[2])

Ich habe an anderer Stelle[3]) den Versuch gemacht, den Sitten und Gebräuchen der nordfriesischen Inselbewohner ein Denkmal zu setzen. Bei dem Umfang des dort vorliegenden Stoffes war es mir indessen nicht möglich, die verschiedenen Seiten der Volkskunde in gleichem Maße ausführlich zu behandeln und ich mußte mich beispielsweise im Schlußkapitel darauf beschränken, die Verbreitung der Friesensprache, die ein Wesentliches vom geistigen Theile des Volkslebens ist, darzulegen. Die physische Erscheinung des Volkes konnte ich hier nur mit der Bemerkung streifen: „Die Friesen sind durchgehends hoch gewachsen, haben blaue Augen und blondes, nicht selten dunkelblondes Haar. Feine Formen des Gesichts sind hauptsächlich dem weiblichen Geschlechte eigen; mehr ernste Züge und ein scharfer Blick charakterisiren im allgemeinen den Gesichtsausdruck des männlichen Geschlechts.“ Und doch liegen über diese Seite der Volkserscheinung sowohl wie über manche andere erwähnenswerthe Dinge des Volkscharakters zahlreiche Aufzeichnungen von Chronisten und Schriftstellern älterer und neuerer Zeit vor, daß es sich der Mühe verlohnt, sie im nachfolgenden als Beitrag zu einer Charakteristik der Nordfriesen, die in Insel- und Festlandsfriesen zerfallen, mit einigen eigenen Beobachtungen zu verknüpfen.

Als charakteristische Merkmale der physischen Erscheinung typischer Germanen nennt die historische Ueberlieferung im Anschluß an Tacitus: große Statur, blondes, resp. röthliches Haar, blaue Augen und helle Haut mit rosiger Färbung des Gesichts. Diese finden wir nach Danckwerths Zeugniß auch bei den Marschbewohnern Schleswig-Holsteins. Er schreibt: „— in den feisten Marschländern seynd die Leute gemeinlich groß von Leibe, langk, starck und dick, hingegen auf der Geest kleinlich oder subtiel“.[4]) Von den Bödinghardern sagt er außerdem, „sie seynd friesischen Herkommens“, „starck von Leibe, hoch von Geist, steiff von Sinnen“.[5]) Dr. K. J. Clement[6]) von Amrum ergänzt diese Angaben, indem er hervorhebt: „Es gibt unter diesen Marschfriesen (Festlandsfriesen) außerordentlich viele theils wohlgestaltete, theils schöne Menschen beiderlei Geschlechts, besonders schön ist das weibliche zwischen dem Ockholmer und Chr. Albr. Koog, also in der Bödinghardе. Die Inselfriesen sind häufig von höherem Wuchs als jene.“ „Die größten und schlankſten Seeleute sind die Nordfriesen; auf der Insel Amrum allein, die nur 700 Bewohner hat, sind mehr als 50 Männer von 6 Fuß Länge und darüber.[1]) Die Mehrzahl der Friesen sind mager. Dies gilt vorzugsweise von den Inselfriesen, wo die zehrende Seeluft vielleicht eine Miturſache ist. Bei allen Friesen — das fremde Gemisch ausgenommen — sind die himmelblauen Augen, das blonde Haar, die Wohlgestalt und vor allem die schiere Farbe charakteristisch. Sie haben im Durchschnitt einen scharfen Blick und ernste Züge. Im ganzen genommen ist etwas Edles und Reines im friesischen Angesicht. Häßliche Nasen gibt es bei den Friesen fast gar nicht. Auf den Halligen und auf Amrum und Föhr ist das weibliche Geschlecht durchgängig schöner als auf den anderen Inseln. Sehr schöne Menschen gibt es auch in Westfriesland und Gröningerland.“ — — „Der physische Menschenschlag[2]) auf den Inseln ist im allgemeinen von markirten, hübschen und regelmäßigen Zügen, früher muß er viel hübscher gewesen sein, als die Züge des Angesichts und Charakters so Mancher noch unverändert, unverdorben und unvermischt waren durch Untugend und durch Fremde.“ „Die Außeninseln[3]) liegen hoch und frei in der See, das Trinkwasser hier ist nächst Bergwasser das beste, was es gibt, der aufwachsende Mensch wird an Enthaltsamkeit gewöhnt und zugleich an Arbeit, seine Speise ist gesund und einfach, sein Brot gut gebackenes Roggenbrot, das Klima macht seine Brust hoch und weit, die Kinder werden von gesunden Eltern geboren —.“ „Auch wegen der scharfen Luft haben die friesischen Insulaner so starke, scharfe und weitdringende Augen, welche daran gewöhnt sind, durch Wind und Sonne allem ausgesetzt zu sein, nicht geschont durch Schatten und Windstille — fast keine Bäume sind da — und es weht fast immer. Die Augen haben hier keinen Ruhepunkt, sind überall von Licht und Luft umgeben, der ganze offene Raum fällt zugleich hinein, des Insulaners Auge wird daher, von Jugend auf daran gewöhnt, stark und kräftig, und der Festländer fühlt, daß er ein solches Auge nicht hat. . . . Es sind viele Taube auf unsern Inseln, mehrere auf Amrum sagten mir, sie hörten bei stillem Wetter wenig, bei stürmischen viel mehr. Die Insulaner hier sprechen sehr laut, dies harmonirt mit ihrer Körperkraft.“ Der Reisende J. G. Kohl bezeugt: „Endlich haben die Friesen wie die Engländer, ihre Nachkommen, den vorzüglichsten Wuchs, die reinste Hautfarbe, den fleckenlosesten Teint, den hellsten Verstand, das zarteste Herz. Die große friesisch-englische Schönheit spricht sich im Körperbau und besonders in der Form des Angesichts der friesisch-englischen Weiber aus. Sie besitzen das edelste Weibesantlitz auf der Welt.“[4]) „Die eigenthümlichen Züge, welche überall den Friesen kenntlich machen, sind auch dem Sylter eingeprägt. Die breite Gesichtsform, die grünlich blauen Augen, die dunkeln, langgebogenen Brauen hat er mit dem ganzen Friesenstamm, die viereckige Schädelform mit den nördlichen Deutschen und die starken Backenknochen mit allen Bewohnern der Nordseeländer gemein. Von den Dänen unterscheidet er sich hinsichtlich des Körpers durch dunkleres Haar, breitere Kinnbacken, kürzeres Gesicht und schlankeren Wuchs.“[5]) Die Sylterinnen sind schlank gewachsen, haben das sanfte blaue Auge und blondes, zumeist dunkelblondes Haar.

---

[1]) „Globus“, Bd. 60, Nr. 2—6. Braunschweig, Vieweg u. Sohn.
[2]) Daselbst. Sonderabdruck, S. 4.
[3]) Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche bearbeitet. Hamburg, Verlagsanstalt 1891.
[4]) Newe Landesbeschreibung etc. Anno 1652. S. 22.
[5]) S. 88.
[6]) Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen. Kiel 1845. S. 136.

[1]) Clement, Einleitung zur Geschichte Dänemarks. 1839. S. 136.
[2]) Clement, Lebens- und Leidensgeschichte. Kiel 1845. S. 140.
[3]) Clement daselbst S. 141.
[4]) J. G. Kohl, Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Dresden und Leipzig 1846. Bd. II, S. 2.
[5]) C. P. Hansen, Handschrift.

Gelegentlich einer großen Strandauktion auf Amrum fand ein Reisender Gelegenheit, folgende Bemerkungen zu machen: „Von allen erwähnten Inselbewohnern unterschied man sehr leicht nicht bloß die Dänen und Nordschleswiger, welche theils als Bauernknechte auf Föhr dienten, theils sich dort als Landwirthe und Tagelöhner niedergelassen hatten, sondern auch die friesischen Marschbauern des Festlandes. Erstere waren mehrentheils kürzer von Statur, armseliger bekleidet, hatten hellere Haare und weniger bestimmte Gesichtszüge als die eingeborenen Föhringer. Die friesischen Bauern des Festlandes zeichneten sich gegentheils durch ihr feistes Aussehen und ihren hohen Wuchs vor allen Anwesenden aus. Es fehlte aber den friesischen und anderen anwesenden Landleuten das rasche Wesen der Amrumer, das Gemüthliche der Föhrer, der offene, freie Blick der Sylter und das sorgenvolle Aussehen der Halligbewohner, um sie gleich den Inselfriesen mir interessant zu machen."

Obwohl dem Hrn. Professor Virchow bei seiner Untersuchung[1]) keine Schädel aus älteren Grabstätten Nordfrieslands vorlagen, als derselbe an der Hand solcher Vorlagen aus Ost- und Westfriesland feststellte, „daß der am meisten hervortretende Charakterzug dieser Schädel ihre Niedrigkeit sei", weßhalb er sie „chamaecephal" nannte, so hat derselbe bedeutendste Forscher der Jetztzeit dennoch in dem genannten Werke auf Grund einer Schulerhebung den folgenden werthvollen Beitrag zur physischen Erscheinung der Nordfriesen geliefert.

Virchow stellte die nordfriesischen Inseln, die sogenannten Uthlande (Föhr, Sylt, Pellworm, Nordstrand, Amrum, Romoe), sowie die Kreise Tondern und Husum, also die eigentlich friesischen Festlandsbezirke nebst den Uthlanden (die also in der Zusammenstellung zweimal, einmal für sich, dann als Kreistheile vorkommen), hinsichtlich der Häufigkeit der hellfarbigen Bevölkerung mit den Nachbarkreisen und der ganzen Provinz Schleswig-Holstein folgendermaßen zusammen:[2])

	Uthlande	Hadersleben	Tondern	Husum	Eiderstedt	Schleswig-Holstein
1. Blonde Haare, blaue Augen, weiße Haut .	52.81	52.22	50.83	46.64	39.43	43.35
2. Braune Haare, braune Augen, weiße Haut .	3.29	4.64	4.02	4.27	5.25	5.45
3. Braune Haare, braune Augen, braune Haut .	0.93	1.03	0.69	0.63	0.77	1.21
4. Schwarze Haare, braune Augen, braune Haut .	0.55	0.15	0.30	0.26	0.26	0.24
5. Summe von 2 bis 4 (Brünette Rasse) . .	4.77	5.82	5.01	5.16	6.28	6.90

Vergleicht man dies Ergebniß mit demjenigen für Ostfriesland 1: 44.04, 2: 5.29, 3: 0.79, 4: 0.22, 5: 6.30 und mit Preußen: 1: 35.47, 2: 8.40, 3: 2.47, 4: 0.76 und 5: 11.63, so ergibt sich, daß die ganze Provinz Schleswig-Holstein ein ähnliches Bild wie Ostfriesland gewährt. Die Hellfarbigkeit der nordfriesischen Inselbevölkerung zeigt sich besonders bei Zusammenstellung der Einzelergebnisse in Bezug auf Haar- und Augenfarbe:

Augen { blaue 60.66 Proz., braune 11.14 „ } Haare { blonde 82.40 Proz., braune 15.53 „, brandrothe 0.55 „ }

Auch die Bewohner der seit 10. August 1890 Deutschland zurückgegebenen Felseninsel Helgoland sind Friesen. Friedrich Oetker[3]) meint, daß ihnen trotz mancher Einflüsse und Botmäßigkeiten von außen neben der eigenen Mundart auch mancher eigenthümliche Charakterzug, in Fehlern wie in Vorzügen, des alten Friesenvolkes verblieben sei. Weniger hat nach ihm „die äußere Leibeserscheinung Bestand gehabt". „Germanisches Blond und himmelblaue Augen der Friesen sieht man nicht viel; dunkles Haar und dunkle Augen sind vorherrschend." Die Helgoländer sind im ganzen ein schöner Menschenschlag. Die Männer sind meist kräftig und hochgewachsen; unter den Alten gibt es einige Gestalten, die mit ihren gebräunten, sturmdurchwetterten Zügen die Aufmerksamkeit erregen. Die Weiber sind schlank, oft zierlich gebaut, von leichter Haltung und zarter Farbe, namentlich die Jugend. Man sieht viele hübsche Kinder; aber sie verblühen schnell, manche noch ehe sie sich zu voller Lebenskraft entwickelt haben. — „Das Auftreten der Männer ist ernst, zurückhaltend, gemessen, fast schleppend; die Frauen sind nett und ungezwungen, die Mädchen freundlich und schalkhaft, die Kinder munter, die Jungen bis zur Ungezogenheit lebhaft."

Aber die alten Römer und ihre hervorragendsten Schriftsteller betrachteten die Germanen und speziell die Friesen nicht nur wegen ihrer Körperbeschaffenheit und äußeren Erscheinung mit Furcht und Bewunderung, sondern mehr noch wegen der Gesinnung, der Tugenden und guten Sitten, die ihnen hier entgegentraten. Wie den Germanen in ihren Wäldern die Freiheit als das höchste Gut galt, so auch den Friesen in ihren feuchten Marschniederungen und auf ihren umrauschten Inseln. Hier war es, wie einer der besten ihrer Geschichtschreiber[1]) hervorhebt, „wo Volksgemeinden sich bildeten und im Mittelalter sich erhielten, die durch ihre einzelfreien Verfassungen, durch ihren hohen Muth, ihren kecken Trotz, ihr hartnäckiges Bestehen auf ihr Recht, ihren glühenden Freiheitsstolz vor allen Deutschen hervorragten". — „Die Seefahrt macht den Körper gewandt und stark, den Sinn fest und gesetzt. Der Schiffer, ungebundener Herr in seinem schwimmenden Reiche, hat wider Stürme und Ungewitter gekämpft, hat Lebensgefahren oft ruhig ins Auge blicken müssen, und dies vormals, als die Seefahrtskunde mit allem Fahrzeuge und Schiffsgeräthe noch weniger ausgebildet war, weit mehr als heutzutage; ihn verläßt die Fassung, die Entschlossenheit nicht leicht. Er sah verschiedenartige Menschen und Länder, war in mannichfaltigen Lagen und Geschäften: sein Gesichtskreis wird frei und weit, er ist sich seiner Kraft und Tüchtigkeit aus Erfahrung bewußt. Ein Volk, welches Marsch (Mersch, d. i. Meeresland) zu gewinnen und zu bauen hat, kann sich nie vernachlässigen, denn schrecklich straft die hereinbrechende Fluth das Versäumniß; ihm warf kein zufälliges Glück sein bleibendes Besitzthum in die Hand." Die Erbauung der Werften und Deiche erforderte reifliches Ueberlegen; stete Wachsamkeit und Anstrengung der Einzelnen wie der Gemeinden ist nothwendig, um sicher zu wohnen. Feste Ordnung kann hier nur Schutz gewähren; strenges Recht kommt in die Vereinigung und den Sinn der Menschen. Nicht minder wuchs die Liebe zu dem theuer erkauften heimathlichen Boden. „Der Anblick des ewig aufbrausenden und ewig doch zum lichten Spiegel sich beruhigenden Meeres gab tiefe Sicherheit und gründliche Klarheit dem Geiste. Reiche Kenntniß der Mathematik — die ausgezeichnetsten mathematischen Köpfe und Genies in der höheren Mechanik sind unter den nord-, ost- und westfriesischen Landleuten von jeher eine gewöhnliche Erscheinung —, die Vorbereitung in der Seefahrtskunde, der Deichbau, die häufigst erforderlichen Landmessungen führen dazu."

Den Friesen galt damals die Bezeichnung: „freier Friese" als der höchste Ruhm, ihr gegenseitiger Gruß war

[1]) Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. Berlin 1877. S. 36.

[2]) Beiträge rc., S. 32 ff.

[3]) Helgoland. Berlin 1855. S. 122/23.

[1]) Dr. A. L. J. Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter. Schleswig 1828. S. 33, 35.

Eala, fria Fresan d. i. Holla, freier Friese! und ihr Wahlspruch: „Liewer düd as Slaaw!“[1]) lebt noch heute in der Erinnerung aller Friesen. Freunde und Bekannte tranken noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts einander zu mit dem bekannten: Rüm Hart! (Raum Herz!), während Unbekannten gegenüber und in der Fremde der Trinkspruch: Klaar Kimming! (Habe klaren Gesichtskreis!) üblich war.

Noch um 1840 heißt es in Professor Hanssens Statistik der Herzogthümer, daß die Friesen unter den Volksstämmen dieser Länder am meisten ihre Nationalität bewahrten. „Sie haben sich,“ so wird dort gesagt, „in der Landesgeschichte stets als ein unternehmendes, tapferes und Freiheit liebendes Volk gezeigt und zeichnen sich jetzt noch durch Nationalstolz, durch ein offenes, entschlossenes Wesen und, wo der Charakter nicht durch zerrüttete Vermögensverhältnisse gelitten hat, durch eine edle und hochherzige Gesinnung aus. Sie sind mit leichter Fassungskraft begabt, namentlich gute Rechner, klare Urtheiler und sehr geeignet für die Handhabung öffentlicher Geschäfte.“ Freilich artete damals auch bei den Ungebildeteren der Festlandsfriesen, die Hanssen Küstenfriesen nennt, der Freiheitssinn oft in Roheit und der Stolz in Uebermuth und Prahlerei, das Nationalgefühl in Verachtung und Geringschätzung Anderer und alles Fremden aus. Bei den Eiderstedtern machte sich ein starkes Selbstgefühl und eine gewisse mißtrauische Kälte gegen Fremde bemerklich. Die Inselfriesen auf Sylt, Föhr, Amrum und den Halligen stehen ihm „auf einer in ganzen Distrikten gewiß ungewöhnlichen sittlichen Haltung. Sie sind äußerst ehrliebend und anständig, streng rechtlich, bescheiden, milde gegen Untergebene, höflich gegen Fremde, mäßig in Genüssen, sparsam in ihrer ganzen Lebensart und doch sehr gastfrei, mitleidig gegen Arme und Bedrängte. Religiosität und kirchlicher Sinn ist hier noch sehr verbreitet. Die Männer sind ausgezeichnete Seefahrer und meistens wohlunterrichtet, die Frauen thätig und ordnungliebend, die Geschäfte des Ackerbaues in Abwesenheit der Männer besorgend. Sie zeichnen sich durch einen hohen Grad von Hausfleiß aus“. Der Inselfriese Dr. Clement bestätigt diese Charakteristik, welche Prof. Hanssen entwarf, nicht nur, er ergänzt sie noch in einigen Punkten, die ich hier gleich aus seinen Schriften,[2]) wo sie zerstreut auftreten, zusammentrage: Auf Föhr war „ungeachtet alles bisherigen Drucks“ noch viel friesische Kraft und Einsicht vorhanden; die einfachsten Friesen waren damals die Westerländer. Der Volkskern der Amrumer erschien ihm noch gut, der Verstand ungewöhnlich scharf, aber das verarmte Volk mißleitet. Die Sylter sind ein hochherziges, festes, gescheites, gastfreies Völkchen, doch dürfen sie nicht mehr fremde Kultur annehmen, als sie schon gethan. Der Helgoländer Lootse und Fischer ist noch ein fester, redlicher und kräftiger Friese; er schämt sich nicht, seine Fische selbst zu verkaufen, und macht wenig Worte dabei. Er nimmt das Geld an und besieht's schweigend, ist's nicht genug, so gibt er's schweigend wieder zurück, ist's genug, so steckt er's schweigend in die Tasche. Die abgeschieden von der Welt lebenden Halligfriesen bewahren sich zum Segen viel von ihrer Väter Zucht und Sitte und Unschuld, manche Häuser, welche so friedlich auf ihren Warfen liegen, sind ebenso wohlhabend. Bei aller Mühe und Sklaverei des friesischen Frauenzimmers auf den Inseln, während der Mann zur See ist — denn kein Frauenzimmer in der Welt arbeitet so viel wie das friesische —, ist doch das Haus, auch das ärmste, reinlich und sauber. In der friesischen Festlandsmarsch arbeiten die Frauenzimmer lange nicht so hart und anhaltend, wie auf unsern Außeninseln, denn wenige von der Festlandsmarsch fahren zur See — die friesische Reinlichkeit, Sprache und Sitte trifft man allenthalben an. So ernsten Sinnes wie unsre Insulaner sind die Marschleute nicht, auch nicht so sparsam. Die Marsch an der See erzeugt vorzugsweise Dankbarkeit gegen den Schöpfer und Liebe zur Heimath. Auch die See erzeugt eine Art Gottesfurcht; „Gott allein die Ehre!“ sagten und thaten unsre Voreltern. Die Treue ist das Höchste im Menschen; daran haben sich die alten Friesen gehalten und haben diese Gesinnung an den Küsten der Nordsee herrschend gemacht, aber die Tyrannei vom Lande her hat die friesische Treue getrübt, auch auf den Inseln. Das Unerschütterliche und das Eifrige, das ist die Flamme Gottes, war weiland überall die Friesennatur. Mißtrauen war einst nicht friesisch, der Charakter ist angenommen, als Rechtlosigkeit eintrat. Mit dem 19. Jahrhundert trat die Armuth, dieser gefährlichste Volksfeind, in die Thür des Friesenlandes ein, die alten, festen Grundsätze des Volkes wurden schlaffer, die Seefahrt schlechter. In dem Maße, wie das Recht gebeugt ward, nahm der Sinn für Recht ab und der Argwohn gegen die Ungerechten zu. Der Mensch ward zum Schweigen gewöhnt auch bei schreiendem Unrecht. Den Friesen, vor Allen den Insulanern, ist viel zu tragen auferlegt, darum tragen sie auch das Schwerste leichter als die Festländer. Sie tragen das Schwere leicht, weil sie so oft das Schwerste tragen müssen, ferner an Kummer und Elend gewohnt sind, und weil der Einzelne so viele Leidensgefährten hat, denn ihr vielfaches Elend ist ein nationales. Ein gewisser leichter Sinn bei Vielen, nicht bei Allen, welcher aber nicht Leichtsinn ist, gründet sich auf Gewohnheit in Ertragung des Schweren. Ihre wenigen Nahrungswege bei den Inseln selbst verfolgen sie, besonders die Amringer und Helgoländer, mit außerordentlicher Emsigkeit, Ausdauer, Waghalsigkeit und Scharfblick. Dieselbe Kraft beweisen sie nicht, wenn ihre Rechte gekränkt werden. Sie sind kühner in wirklicher Gefahr als in scheinbarer, sie streiten wie Helden mit See und Sturm, den mächtigsten Elementen, und scheinen sich doch vor ohnmächtigen Einzelmenschen zu fürchten wie Kinder vor ihrem Schulmeister.

Obwohl an verschiedenen Stellen Clement beklagt, daß auch „die Jungen sich verführen ließen und ihre heiligsten Dinge verachten lernten und mit diesen Dingen und den Gebräuchen der guten Alten auch die alte Wahrheit verloren“, so bezeugt er für seine Zeit ausdrücklich: „Sehr fleißig, sehr sparsam, sehr reinlich sind die Friesen noch immerfort.“ Das gesäte Unkraut hatte nach seiner Meinung ebenfalls aus der früher vorhandenen Freundschaft die Liebe weggenommen, und die Verwandtschaft unter den Inselbewohnern wurde nicht mehr so hoch wie früher geachtet. Mit Recht bemerkt Weigelt[1]) zu diesem Ausspruch Clements, daß dieses abstrakte Urtheil nicht durch einzelne Thatsachen bestätigt sei, und weist an der Hand der Geschichte nach, daß auch in früherer Zeit hier wie überall Licht und Schatten vereint auftraten. Ungünstige Naturverhältnisse ließen allmählich das einst lebendige Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit matt und matter werden, die heimischen Seefahrer nahmen auf fremden Schiffen fremde Namen an, galten nicht als „Nordfriesen“, sondern als Sylter, Föhrer, Amrumer und Halliger, die von den Bewohnern der genannten Inseln mit den Festlandsfriesen gemeinsam als „Friesen“ bezeichnet wurden und werden. Dieser beklagenswerthen Zersplitterung gegenüber erfüllt es mit Bewunderung, „daß eine nationale Individualität sich so lange Zeit erhalten konnte“. — „Die ehrenhafte Zuverlässigkeit und Treue, die uns in dem Verhältniß der Friesen zu ihren altnationalen Sitten, Rechten

[1]) Lieber todt als Sklav! im Wortlaut des Festlandes und der Halligen; auf Sylt sagt man: „Lewwer duad üs Slaaw!“, auf Föhr und Amrum: „Lewer duad ös Slaw!“

[2]) Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen. Kiel 1845. S. 132 bis 145. — Das Urheim der Angeln und Friesen. Altona 1862.

[1]) Weigelt, Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg 1858. S. 137.

und Göttern, wie in dem persönlichen Verhältniß der Geschlechter vortheilhaft entgegengetreten ist, zeigt sich dem Lande gegenüber, das diese Menschen bewohnen, als Ausdauer und Geduld," sagt G. Weigelt,[1]) der auch die Kehrseite dieser Grundbeschaffenheit des nordfriesischen Charakters nicht verschweigt. Auf den Ruhm einer zu aller Zeit sich kundgebenden Biederkeit, Willenskraft und Ausdauer wirft eine beschränkte, vorsichtige Selbstsucht einen häßlichen Schatten. Doch ist gegenwärtig der vor einem Menschenalter nicht selten hervortretende Hang zu übertriebener Sparsamkeit fast ganz verschwunden, auch wohl bei leichterem Erwerb ins Gegentheil umgeschlagen, wie ebenfalls der früher in einzelnen Distrikten vielfach mangelnde Gemeinsinn, welcher das Zustandekommen allgemein nützlicher Unternehmungen an engen persönlichen Interessen scheitern ließ, inzwischen erwacht ist und sich mehr als früher bethätigt hat. Dabei besteht aber noch wie ehedem ein gewisses Maß von Verschlossenheit. „Der Nordfriese theilt sich nicht leicht mit, er ist behutsam und nicht selten vorsichtig bis zum Mißtrauen, besonders gegen Fremde," doch bewahren die Friesen von heute nicht mehr so allgemein wie früher im Ernst wie in der Lust des Lebens die Ruhe der Altvordern, die nach Weigelts Zeugniß „vielleicht unter allen germanischen Völkerschaften die stärkste Anlage zur besonnenen Betrachtung, zur Erhebung über den nächsten sinnlichen Eindruck, nicht in das Gebiet der Phantasie, aber in das der bedingenden Ursachen" besaßen.

Die vorstehenden Zeugnisse älterer und neuerer Zeit lassen durchweg — bei vielen gemeinsamen Merkmalen — einen Unterschied zwischen Festländern und Insulanern erkennen, die zusammengefaßt erst durch Schriftsteller des 17. Jahrhunderts „Nordfriesen" genannt werden, während der Name ‚Friesen' bereits seit dem 12. Jahrhundert für sie gebraucht ist. Ein ähnlicher Unterschied bestand und besteht rücksichtlich der Volkssprache. Die Bewohner der Inseln Sylt, Föhr und Amrum nennen die Sprache der Halligleute und der Festlandsfriesen schlechtweg „friesisch", ihre eigene indessen jede nach ihrer Heimathsinsel wie die Helgoländer, während umgekehrt Festländer und Halliger die eigene Sprache friesisch und die der genannten Inseln nach diesen nennen. Eingehende Sprachforschungen neuerer Zeit[2]) haben ergeben, daß tiefgreifende sprachliche Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen schon von ältester Zeit an bestanden haben; „gleichwohl hat die Jahrhunderte hindurch bestehende Verkehrsgemeinschaft eine große Anzahl sprachlicher Uebereinstimmungen zur Folge gehabt." Dieselben Forschungen zeigen, daß es drei Zweige der anglo-friesischen Sprachfamilie giebt, englisch, nordfriesisch und friesisch (südfriesisch resp. ost- und westfriesisch), und daß jede der beiden nordfriesischen Sprachen gewisse Eigenthümlichkeiten mit den ältesten englischen Mundarten theilt. „Das auf den Inseln gesprochene Nordfriesisch hat ganz alte sprachliche Einzelheiten mit der ältesten südenglischen Mundart gemein."[3]) Die Nordfriesen haben ursprünglich die ganze Westseite Schleswigs bis zur Bredenau, vielleicht noch weiter nördlich, bewohnt, nach Adler überall da, wo freie Theilbarkeit von Grund und Boden herrschte; ihre Wohnsitze gingen nach Osten bis zur Mitte des Höhenrückens. Gegen eine im 8. oder 9. Jahrhundert erfolgte Einwanderung aus Süd- resp. Westfriesland sprechen die vorhin erwähnten Resultate der Sprachforschung. Während die Umgangssprache friesisch blieb, nahmen sie schon früh im Mittelalter plattdeutsche Sprache für Gericht und öffentliche Geschäfte an. Kurz vor und nach Einführung der Reformation war Plattdeutsch eine Zeitlang Kirchen- und Schulsprache, seit 1600 trat Hochdeutsch dafür ein, während Plattdeutsch und Dänisch erobernd gegen das friesische Gebiet vordrangen. Als Volkssprache verlor sich das Friesische nach 1634 (1652) auf Nordstrand, in Eiderstedt gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Im Laufe dieses Jahrhunderts verstummte es auf Pellworm und in einzelnen Ortschaften und Kögen. Für die Inseln kann ich mich hier darauf beschränken, die Resultate meiner eingangs erwähnten Nachfrage herzusetzen. In 2150 Häusern waren 1859 2193 Familien vorhanden, von denen 1304 friesisch, 622 plattdeutsch, 89 hochdeutsch und 47 dänisch sprachen, während in 131 Familien gemischte Sprache vorkam. Von 1863 Schulkindern sprachen 1077 die friesische, 536 die plattdeutsche, 106 die hochdeutsche, 44 die dänische und 100 gemischte Sprache als Familiensprache. Nach Adler[1]) umfaßt das friesische Sprachgebiet 29 Kirchspiele mit 25,964 Einwohnern; davon abgezogen die Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen mit 8934 Einwohnern, bleiben auf dem Festlande 20 friesisch redende Kirchspiele mit 17,030 Bewohnern, die sich auf ein Viertel des Kreises Tondern und ein Drittel des Kreises Husum vertheilen. Dabei bemerkt Adler Seite 99 seiner interessanten Arbeit mit Recht: „Die Bökingharde und die zu derselben gehörenden, bezw. ihr benachbarten Köge enthalten den unvermischten Kern des festländischen nordfriesischen Sprachgebiets, während die zur Karrharde gehörigen, südöstlich von der Bökingharde belegenen nordfriesischen Kirchspiele Stedesand, Enge und der südliche Theil des Kirchspiels Leck, sowie der nördliche Theil der Wiedingharde (Neukirchen und Rodenäs) infolge des Eindringens der plattdänischen Sprache einen seltenen Dreiklang der nebeneinander herrschenden plattdeutschen, plattdänischen und friesischen Mundart aufzuweisen haben." — Leider ist bei Adler nicht überall die Zahl der Familien angegeben, eine summarische Uebersicht kann daher nicht ganz gelingen. Nur für die fünf Kirchspiele der Wiedingharde, in denen noch friesisch gesprochen wird, ist auf Seite 110 und 111 gesagt, daß von 610 Familien als Umgangssprache haben: 35 hochdeutsche, 24 plattdeutsche, 383 friesische, 122 dänische, 46 gemischte Sprache. Von 545 Kindern sprachen bei der Aufnahme in die Schule 343 friesisch, ein für Familien und Kinder etwas höherer Prozentsatz als derjenige der Inseln. Nach einer statistischen Angabe aus dem Jahre 1870 ist die Zahl der friesisch redenden Schulkinder in Nordfriesland auf 3824 angegeben; die Schulaufnahme vom 25. Mai 1891 dagegen ergab als Familiensprache bei 2762 Kindern nur friesisch, bei 366 friesisch und deutsch, mithin überhaupt friesisch 3128, woraus sich eine Abnahme im Lauf von 21 Jahren um 696 ergibt, vorausgesetzt, daß bei beiden Aufnahmen gleiche Grundsätze maßgebend gewesen sind. Bei Jensen, Versuch einer kirchlichen Statistik, sind um 1840 34 Kirchspiele als friesisch redend mit 28—29,000 Bewohnern angegeben, Helgoland wahrscheinlich nicht eingerechnet. Es ergibt sich also, da auch Adler Helgoland (1892 : 2096), wo die Umgangssprache ein durch viele Lehnwörter verunreinigtes Nordfriesisch ist, nicht der obigen Zahl einfügte, eine Abnahme von ca. 3000 in 50 Jahren, eine bei den verbesserten Verkehrsmitteln immerhin kleine Zahl; freilich ist ausdrücklich hervorzuheben, daß innerhalb dieses friesischen Gebiets gegenwärtig die Zahl der zweisprachigen Familien — friesisch und platt-, resp. hochdeutsch — gegen früher bedeutend zugenommen hat.

Mag immerhin eine Abnahme zu verzeichnen sein und der Untergang der nordfriesischen Sprache, die leider nicht

---

[1]) A. a. O., S. 168.

[2]) Dr. O. Bremer, Einleitung zu einer amringisch-föhringischen Sprachlehre. Norden und Leipzig 1888. S. 5.

[3]) Derselbe. Nationalzeitung, Nr. 439. 1890. Feuilleton „Helgoland" und die Nordfriesen.

[1]) J. G. C. Adler, Die Volkssprache im Herzogthum Schleswig seit 1864 (Ztschr. der Gesellsch. für Schl.-Holst.-Lauenb. Geschichte, Band 21, Kiel 1891).

wie die westfriesische eine ausgebildete, allgemein gestbte Schriftsprache besitzt, mit Wahrscheinlichkeit zu absehbarer Zeit vorhergesagt werden können, auch dann noch wird man in den späten Nachkommen der edlen freien Friesen mit veränderter Umgangssprache manche Merkmale und Charakterzüge finden, die sie als die Sprößlinge „echter typischer Germanen“ erkennen lassen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Z. **Nürnberg**, 29. u. 30. Sept. 18. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. (Dritter Bericht.) Die wechselseitige Unterstützung von Reichsangehörigen in den einzelnen Bundesstaaten behandelte für das Gebiet des Heimathrechts und das des Unterstützungswohnsitzes der Rathsassessor Fleischmann (Nürnberg). Für beide Gebiete beziehen sich die Vorschriften über die Unterstützungspflicht in erster Linie auf die Inländer, doch wird eine solche übereinstimmend auch für die Ausländer, d. h. für die nicht dem betreffenden Gebiet Angehörigen, nach Maßgabe der Bestimmungen des Gothaer Vertrags vom 15. Juli 1851 und der Eisenacher Konvention vom 11. Juli 1853, sowie des Freizügigkeitsgesetzes zur Anwendung gebracht. Es werden sodann von dem Berichterstatter im Anschluß an seinen überaus sorgfältig und sachgemäß erstatteten schriftlichen Bericht die bezüglich der Unterstützungspflicht und ihrer Erfüllung für beide Gebiete in Frage kommenden Einzelvorschriften in der Kürze nochmals zur Darstellung gebracht, so die Verpflichtung zur ersten Hülfeleistung, die Voraussetzungen einer solchen, das Maß der Unterstützung rc., wobei sachlich mehr oder weniger eine gewisse Uebereinstimmung hervortritt, aber so, daß beiden Systemen immer noch Mängel anhaften, und so auch bezüglich der wechselseitigen Unterstützung von Reichsangehörigen. In letzter Beziehung ist namentlich die Zulassung der Ausweisung als eine unbillige Härte zu bezeichnen, wie an mehreren Beispielen aus der Praxis des Redners gezeigt wird. Der Rechtszustand bezüglich der Unterstützung Hülfsbedürftiger im Wechselverkehr zwischen Bayern und dem Gebiete des Unterstützungswohnsitzgesetzes ist zwar nicht unerträglich, doch ist er ebenso reformbedürftig. Die Reformbestrebungen müssen im Interesse der Rechtseinheit, der Gerechtigkeit und der Humanität hauptsächlich darauf gerichtet sein, daß auf ein einheitliches Armenrecht hingearbeitet wird, welches alle Armenlasten auf größere Verbände legt und die armenpolizeiliche Ausweisung möglichst ganz beseitigt.

Rechtsanwalt Dr. Ruland (Colmar) bespricht die Frage als Mitberichterstatter für das Rechtsgebiet Elsaß-Lothringen und macht von vornherein auf den ungemeinen Unterschied gegenüber den beiden anderen Gebieten, der hier in dem Fehlen einer obligatorischen Armenpflege zum Nachtheil der Sache gegeben ist, aufmerksam. Nachdem kurz die scharf heraustretenden Mängel des in Elsaß-Lothringen noch gültigen Systems der fakultativen Armenpflege, dessen Unhaltbarkeit man in Frankreich selbst längst eingesehen und das deßhalb auch schon verschiedentlich durchbrochen wurde, gestreift waren, wird näher nachgewiesen, wie bei dem System der Fremde nicht auf eine Armenhülfe rechnen kann. Die sogenannte wechselseitige Unterstützung kann hier nur als eine einseitige bezeichnet werden; eine gesetzliche Sicherung der Hülfe für die Ausländer fehlt und ist unbekannt. Eine Besserung des vorhandenen Mißstandes wird von den Einheimischen zurückgewiesen, weil die freiwillige Armenpflege dadurch beschränkt werde, weil die derzeitigen Leistungen genügten und weil es eine große Ungerechtigkeit gegen Elsaß-Lothringen sein würde, wollte man dort die obligatorische Armenpflege zur Einführung bringen und die Gleichstellung mit dem übrigen Deutschland herbeiführen; alle diese Einwände sind aber nichtig und unzutreffend, wie des einzelnen näher nachgewiesen wird. Demnächst werden die besonderen Abkommen berührt, welche Elsaß-Lothringen bezüglich der wechselseitigen Unterstützung Hülfsbedürftiger mit Württemberg, Baden und Hessen getroffen hat. Danach erwerben die Angehörigen jener Staaten nach 5 Jahren einen gewissen Unterstützungswohnsitz; für die Unterstützung derselben hat der Staat eine bestimmte Summe ausgeworfen. Dadurch wird aber keine wirksame Abhülfe getroffen. Für die ersten 5 Jahre des Aufenthalts fehlt die Sicherung überhaupt; es wird der unentbehrliche Unterhalt zugesichert, doch bleibt zweifelhaft, was darunter zu verstehen; die Gemeinde kann nicht gezwungen werden, die erste Hülfe zu leisten. Eine volle Gegenseitigkeit ist unter diesen Umständen keineswegs vorhanden. Die Wirkung der Abkommen ist aber auch für Elsaß-Lothringen schadenbringend, denn mit Neid muß der örtliche Arme, welcher nur fakultativ unterstützt wird, es sehen, wenn der Altdeutsche eventuell obligatorisch eine Unterstützung erhält, die vielleicht das Dreifache seiner eigenen beträgt. Es erscheint als eine dringende Forderung der Gerechtigkeit, hinsichtlich der Unterstützung altdeutscher Bundesangehöriger, sowie auch Fremder in den Reichslanden gleiches Recht mit dem übrigen Deutschen Reich zu schaffen; die Durchführung dieser Forderung scheint nur möglich, wenn in den Reichslanden das System der obligatorischen Armenpflege gesetzlich eingeführt wird. Von beiden Berichterstattern gemeinsam werden folgende Leitsätze zur Annahme gestellt: „Es entspricht der durch die Reichsverfassung und Wirthschaftsgesetzgebung getroffenen rechtlichen und wirthschaftlichen Einheit Deutschlands, daß auch auf dem Gebiete der Armenpflege ein einheitlicher Zustand geschaffen werde. Sonach ist jedem Deutschen auch im Gebiete desjenigen Staates, in welchem er weder Gemeinde nach Staatsangehörigkeit besitzt, unter Vermeidung der Ausweisung die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit unentbehrliche Hülfe bei gesetzlicher Sicherung der erforderlichen Mittel zu gewährleisten. Insbesondere bedarf Elsaß-Lothringen dringend der armenrechtlichen Gleichstellung mit dem übrigen Reichsgebiet.“

Beigeordneter Frhr. von der Goltz (Straßburg) macht eine Reihe von Gründen für die Einführung eines der Armengesetzgebung im übrigen Deutschen Reich entsprechenden Armenrechts geltend. Einmal wird dadurch eine innigere Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reich herbeigeführt werden. Die bisherige Gestaltung des Armenrechts von Elsaß-Lothringen wird in seinen Wirkungen in den übrigen deutschen Staaten als ein Mißstand und eine Unbilligkeit empfunden. Auch in den Reichslanden zeigt sich bereits ein lebhafteres Interesse, dem jetzigen Zustande ein Ende zu machen. Daß die Klagen über den letzteren Berechtigung haben, kann nicht verkannt werden, wenn auch noch kein Armer in Elsaß-Lothringen zu verhungern brauchte; thatsächlich ist die Privatwohlthätigkeit in den Reichslanden doch eine sehr weitgehende; sie hat sich unter dem Drucke der mangelnden gesetzlichen Armenpflege in höherem Maße entwickelt. Schließlich empfiehlt Redner die Thesen zur Annahme.

Pfarrer Schlosser (Gießen) sympathisirt vollkommen mit den großen Gesichtspunkten, hält es aber für praktischer, sich zunächst ein kleineres, näher liegendes Ziel zu stecken: das sei die Beseitigung der Ausweisung. Gerade in den Grenzdistrikten der verschiedenen armenrechtlichen Gebiete mache sich die Härte und Unbilligkeit der Ausweisung praktisch in hohem Maße fühlbar, wie im einzelnen unter schärferer Kritisirung des Gothaer Vertrags in seinen einschlägigen Bestimmungen näher begründet wird. Die Ausweisung sei deßhalb zunächst und möglichst schnell zu beseitigen; das sei eine kleine Sache und werde leichter erreichbar sein; er möchte daher dieses mehr in den Vordergrund gerückt sehen.

Gerichtsassessor Pohlmann (Frankfurt a. M.) berührt in gleicher Weise die jetzigen Uebelstände in den Grenzbezirken. Der Ausländer erwirkt nicht den Unterstützungswohnsitz, sondern nur ein reichsländisches Hülfsdomizil; die Ausweisung ist daher noch möglich. Die Härten der Ausweisung sind nicht zu verkennen; sie ist aber auch schwierig durchzuführen, da vielfach Rückkehr erfolgt und nicht zu verhindern ist. Um der Ausweisung zu entgehen, wird vielfach die Aufnahme in den Unterthanenverband in Antrag gebracht, wobei allerdings auch die bayerischen Eheverbote maßgebend sind. Zunächst muß ein Abkommen zwischen den Staaten des Unterstützungswohnsitzes und Bayern getroffen werden, nach welchem die Staatsangehörigen nicht mehr wechselseitig als Ausländer in Bezug auf das Armenrecht anzusehen sind. In Bezug auf Elsaß-Lothringen ist die Sache schwieriger, weil dort erst eine

neue Armengesetzgebung zu schaffen ist. Die Thesen geben den berechtigten Wünschen nach jeder Richtung hin Ausdruck.

Nachdem Rechtsanwalt Dr. Ruland (Colmar) in seinem Schlußwort noch ausgeführt, wie zwar die Privatwohlthätigkeit in Elsaß-Lothringen hoch entwickelt sei, aber bei der, abgesehen von Straßburg und Colmar, so gut wie ganz mangelnden Organisation nicht in richtiger Weise wirken und nur eine Mißwirthschaft herbeiführen könne, wie es gleichgültig erscheinen müsse, welche Gesetzgebung in Elsaß-Lothringen zur Einführung gebracht werde, wenn sie nur die obligatorische Armenpflege enthalte, werden die von dem Referenten vorgeschlagenen Thesen mit großer Majorität angenommen.

* **Ueber die wissenschaftliche Alpenfahrt im Ballon**, die der Luftschiffer **Spelterini** von Sitten in der Schweiz aus unternommen hat und die ihn, wie berichtet, auf französisches Gebiet führte, wird dem „B. L.-A." berichtet: Nachdem der Ballon „**Vega**" mit Kapitän **Spelterini**, Prof. **Heim**, Dr. **Maurer** und Dr. **Biedermann** vormittags 10¼ Uhr aufgestiegen war, kam er bei 2500 m Höhe in Südostwind. Als er auf 4500 m gestiegen war, ging er über die Diablerets und die Waadtländer Alpen und erhob sich dann auf 6000 und bis 6300 m. Hier herrschte eine Kälte von 21 Grad. Den Insassen bot sich eine unermeßliche Aussicht über die Alpen dar vom Rhein bis über Savoyen. Der Himmel war dunkelblau, nur hin und wieder zeigte sich etwas Herbstnebel. Es folgte eine stundenlange Fahrt gegen Nordwest, stets in über 5000 m Höhe. Das Befinden der Passagiere war meist vortrefflich, nur einer benöthigte Zufuhr von künstlichem Sauerstoff. Ueber 6000 m Höhe wurde man zur Arbeit schlaff. Der Jura, so erzählen die Theilnehmer, war wie nur unbedeutende Runzeln der Erde unter uns sichtbar. Die Alpen lagen wie eine großartige Wand hinter uns. Wir fuhren über Stecrois, Besançon, Grao und landeten zwischen Langres und Dijon nachmittags 4½ Uhr. Die Landung war wegen Unterwindes etwas schwierig, verlief aber bei der Geschicklichkeit des Kapitäns ohne Unfall. Alle wissenschaftlichen Instrumente haben sich vorzüglich bewährt.

(In unserm Bericht über die **Ballonfahrt über die Alpen** in Nr. 225 wurde irrthümlich gesagt, daß der Sonderballon der Internationalen Aeronautischen Gesellschaft ebenfalls in **Sitten** aufgestiegen sei. Wir werden heute darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Ballon am 3. Oktober in **Berlin** aufstieg und in **Burg** [bei Magdeburg] landete. — D. Red.)

* **Leipzig.** Der Professor der Philosophie, Dr. v. **Schubert-Soldern**, ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden.

* **Wien.** Für den Lehrstuhl der experimentellen Pathologie an der hiesigen Universität, der durch Prof. Strickers Tod erledigt ist, ist der „Deutsch. med. Wochenschr." zufolge an erster Stelle Prof. v. **Meereng**, der Direktor der Universitäts-Poliklinik für innere Medizin in **Halle**, in Aussicht genommen. — Wie wir schon kurz berichteten, ist von der Wiener Akademie der Wissenschaften eine **wissenschaftliche Expedition nach Süd-Arabien** ausgerüstet und dafür ein schwedischer Dampfer „Gottfried" gechartert und eingerichtet worden. Dieser Dampfer wird in den nächsten Tagen in Triest erwartet, wo sich der wissenschaftliche Stab der Expedition an Bord begeben wird. Leiter der Expedition ist der durch seine früheren Forschungen in Süd-Arabien bekannte schwedische, in Bayern ansässige Orientalist Graf Carlo **Landberg**, der mehrere Winter in jenem Lande zugebracht und sich guter Verbindungen mit arabischen Machthabern erfreut. Die übrigen Theilnehmer sind: der **Orientalist** Dr. H. **Müller**, der die sabäischen Inschriften und die vorarabische Archäologie zum Gegenstand der Forschung machen wird, der **Botaniker und Physiker** Prof. **Simony**, der **Geolog** Dr. **Koßmat**, der **Arzt** Dr. **Layn**, der englische **Topograph Bury**, der gleichzeitig Führer der Karawane ist und gut arabisch spricht, Dr. **Jahn**, der besonders die Mahrasprache, die älteste noch gesprochene semitische Sprache, studiren wird, und der **Scheich Hassan el-Hitâri**, arabischer Sekretär der Expedition. Außerdem folgen noch zwei deutsche Diener und ein mohammedanischer Koch. Daß für diese, obgleich eine Landexpedition, ein besonderes Schiff ausgerüstet wird, beruht darin, daß es an den unwirthlichen Küsten Süd-Arabiens keine Verbindungen gibt.

* **London**, 5. Okt. Professor Rudolf **Virchow** hielt am letzten Montag Nachmittag in der St. Martins-Gemeindehalle in London die **Huxley'sche Vorlesung**, mit welcher das Wintersemester der medizinischen Schule des Charing Croß-Hospitals eingeleitet wurde. Die Elite der englischen Aerzte und Naturforscher lauschte gespannt den durchsichtigen Ausführungen über die Entwicklung der biologischen Wissenschaft. Virchow sprach englisch. Er zollte Huxley das Verdienst, die Lücke, welche Darwin gelassen, ausgefüllt und bewiesen zu haben, daß Mensch und Thier, was Bau und Stoff anbetrifft, eins sind. Im Laufe des Vortrags that Virchow auch der großen Verdienste des anwesenden Entdeckers des antiseptischen Wundverbands, Lord Listers, Erwähnung. Er nannte ihn einen der größten Wohlthäter der Menschheit. Es erregte einen brausenden Beifallssturm, als der greise deutsche Gelehrte seinem alten Freunde und wissenschaftlichen Mitkämpfer die Hand reichte. — Der vom britischen Schatzamt unter dem Vorsitz des Physikers Lord **Rayleighs** eingesetzte Ausschuß zur **Gründung eines staatlichen physikalischen Laboratoriums** hat seinen Bericht erstattet. Das Laboratorium soll die Aufgabe haben, physikalische Meßinstrumente zu prüfen und zu verificiren und physikalische Konstanten zu bestimmen. Dem Ausschuß gehören außer dem Vertreter des Schatzamts die Professoren **Robert-Austen**, **Rücker** und **Thorpe** und **Alexander Siemens** an. Der Bericht schlägt vor, das bestehende Observatorium in Kew bei Richmond zu erweitern und in einiger Entfernung davon die neuen Gebäude zu errichten. Die „Royal Society" möge die Leitung des Laboratoriums in die Hand nehmen.

* **Kairo.** Der Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums der hiesigen medizinischen und pharmazeutischen Hochschule, Dr. Karl **Kippenberger**, der vor seiner im Jahre 1896 erfolgten Berufung hieher Privatdozent in Jena war, hat zum 1. Oktober seine Entlassung aus dem ägyptischen Staatsdienst genommen und wird nach Deutschland zurückkehren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bürgerliches Gesetzbuch. Liliputausgabe. Berlin, Otto Liebmann 1898. — **Prinz-Münsterberg**: Freiheit und soziale Pflichten. Ebd. 1898. — E. **Münsterberg**: Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflegethätigkeit. Ebd. 1898. — **Arnold Fränkel**: Das Mieth- und Pachtrecht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ebd. 1897. — Dr. E. **Hirschberg**: Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Ebd. 1898. — **Bernhard**: Der Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika. Berlin, Leonhard Simion 1898. — **Lose Blätter.** Autotypienproben der Firma Meisenbach, Riffarth u. Co. München, Berlin und Leipzig 1898. — **Jakob Burckhardt**: Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. Basel, C. F. Lendorff 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 8. Oktober. Nummer 228.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Leo XIII.

Seine Studien- und Entwicklungszeit.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz in Passau.

Es ist ein Charakteristikum der Lebensbeschreibungen Leo's XIII., daß sie die Größe Pecci's als Papst in seine früheste Jugend zurückdatiren und aus ihm eine Art Wunderkind machen, das von frühester Kindheit an nicht nur weil die anderen Mitschüler überragte, sondern, wie allerhand Ahnungen zeigten, zu übermäßig Großem und Heiligem bestimmt schien. Das religiöse Gewand, das der Geschichtschreibung umgehängt wird, die fromme Phrase, mit der sie reichlich ausgestattet ist, bringt es so zustande, daß Legende und Geschichte in der Darstellung der Jugend Leo's XIII. sich in bedenklicher Weise vermischen.

Die blinden Verehrer des hl. Vaters, die in ihm mehr den Gegenstand einer Art religiösen Kultus, als eine wenn auch noch so große und bedeutende Person, die wie alles Menschliche dem Gesetz der Entwicklung unterliegt, sehen und demgemäß adoriren, verfallen in den gleichen Fehler wie die Verehrer des Papstthums als solchen, die bis in die Zeit Pseudo-Isidors zurück gleichfalls ohne rechten Blick für die geschichtliche Entwicklung des Papstthums dieses im ersten und zweiten christlichen Jahrhundert schon mit derselben Machtfülle und Jurisdiktion ausgestattet sehen, die es im Laufe späterer Jahrhunderte erlangte. Es ist zur Gewinnung eines richtigen Bildes der Person Leo's XIII. von um so größerem Werth, daß wir eine Sammlung seiner Briefe von seinem 8. bis 28. Lebensjahr besitzen. Sie ist zwar nicht ganz vollständig, es fehlen sichtlich Briefe, auf die in anderen Briefen Bezug genommen wird, mögen sie nun verloren gegangen oder nicht veröffentlicht sein. Jedenfalls aber ist man auf Grund der Briefe des jungen Pecci[1] in der Lage, eine quellenmäßigere Darstellung seiner Jugendzeit, eine objektivere Beurtheilung seines Entwicklungsganges zu geben als es seine bisherigen Biographien bieten, die theilweise weniger als geschichtliche Werke, denn als Erbauungsbücher und Heiligenlegenden geschrieben scheinen. In mancher Hinsicht erhalten wir so den Schlüssel zur Erklärung seiner späteren Thätigkeit und der ihr zugrunde liegenden und ihre Richtung beeinflussenden Gedanken.

Geboren wurde Leo XIII. am 2. März 1810 als der vierte Sohn des Kriegskommissärs und Obersten Domenico Lodovico Pecci und der Anna Prospera-Buzi in Carpineto bei Anagni. In der Taufe am 4. März 1810, bei der der dem Hause Pecci befreundete Bischof Tosi durch einen Kanonikus die Pathenstelle übernahm, erhielt er die Namen Joachim Vincenz Raphael Ludwig. Vincenz oder Nino soll die Mutter ihren Sohn aus besonderer Verehrung für den hl. Vincentius Ferreri genannt haben, Pecci selbst nannte sich seit 1830 Joachim, wahrscheinlich um Verwechslungen mit einem anderen Geistlichen Vincenz Pecci vorzubeugen, wie seine Legende aber will, um seine besondere Verehrung gegen den Vater der Jungfrau Maria Joachim zu bekunden. Die ersten acht Jahre seiner Jugend verlebte Nino Pecci bei seinen Eltern, in einem streng katholischen und päpstlichen Hause, das seine geistige und geistliche Signatur durch die intensiv fromme Mutter erhielt, die dem dritten Orden des hl. Franziskus angehörte. Die Kinder zu Hause und in Carpineto unterrichten zu lassen, war auf die Dauer unmöglich. Es entsprach der Geistesrichtung der Eltern, daß sie, dem Rath eines gerade in Carpineto anwesenden Jesuitenpaters folgend, Nino mit seinem Bruder Joseph, dem späteren Jesuiten und Kardinal, den Jesuiten zur Erziehung anvertrauten. So traten denn Beide, nachdem sie auf der Reise sich noch einige Zeit bei ihrem Oheim Antonio, einem Advokaten in Rom, aufgehalten hatten, am 12. Nov. 1818 in Viterbo in das Kolleg ein, das die Jesuiten bald nach ihrer Wiederzulassung im Jahre 1814 für die Söhne des Adels eröffnet hatten. Die Jesuiten waren also die ersten Lehrer des jungen Nino Pecci, sie blieben es, so lange er die Schule und die Universität besuchte, sie blieben es im geistigen Sinn auch später immer, denn sie haben seiner Person und seinem Charakter vollkommen die Signatur ihres Geistes aufgedrückt.

In Viterbo blieb Pecci 6 Jahre und machte nach unsern Begriffen die untere Hälfte der Gymnasialklassen durch. Von Beginn seiner Jugendschulung zeigt er sich als ein ungewöhnlich fleißiger und begabter Schüler, schon in seinem zwölften Jahre erhielt er bei der öffentlichen Preisvertheilung von dem päpstlichen Delegaten zum Lohn seines Fleißes Preismedaillen überreicht, denen im Verlauf seiner Studien noch viele andere ehrende Auszeichnungen folgten. Auch das zweite, was ihn bis in sein Alter charakterisirt, tritt schon hier auf, seine ungemeine Vorliebe für lateinische Poesie und seine dichterische Fähigkeit. Als der Ordensprovinzial P. Vincenz Pavani das Kolleg besuchte, legte der 12jährige Nino Pecci eine hübsche Probe seiner Dichtkunst ab mit den Versen:

> Wie man Pavani dich einst in der Taufe Vincentius nannte,
> So unwürdig und klein wurde ich Pecci genannt,
> Könnte ich Pecci doch auch die hehren Tugenden alle
> Selber üben, die einst du, o Pavani, geübt.

Aber neben seinen bedeutenden geistigen Anlagen, von denen der Knabe schon so rühmliche Proben ablegte, zeigte sich von früher Jugend an auch die körperliche Schwäche und Zartheit, die ihn sein Leben hindurch begleitete. Als 11jähriger Knabe erkrankte er schon an einem gastrischen Fieber, und noch öfter in seiner Studienzeit warf ihn sein angestrengtes Arbeiten auf das Krankenlager.

[1] *Boyer d'Agen.* Die Jugend des Papstes Leo XIII. gemäß dessen bis jetzt unveröffentlichten Briefen. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Ceslaus Maria Schneider. Regensburg. Nationale Verlagsanstalt, 1897.

Nach Vollendung der Kurse in Viterbo traten die Brüder Pecci im November 1824 in das Collegium Romanum ein, das Leo XII. eben den Jesuiten zur Leitung übergeben hatte. Unsern vorletzten Gymnasialklassen entsprechen die zunächst folgenden Kurse der Humanität und Rhetorik. Der große Fleiß, den Nino, wie seine Briefe allenthalben bekunden, bei den Professoren P. Minimi und P. Buondicini entwickelte, brachte ihm am Schluß der „Rhetorik“ nicht nur wohlverdiente Preise und die ihm dafür von seinem Onkel Antonio, bei dem er im Palaste Muti wohnte, versprochene Uhr, sondern die ganz besondere Auszeichnung, daß er vor Studenten und Professoren eine lateinische Rede: „Vergleich zwischen dem heidnischen und christlichen Rom“ halten durfte. Im Herbst 1825 begann er das 3jährige Studium der Philosophie, das unsern letzten Gymnasialklassen entspricht und noch über sie hinausgeht. „Die aufreibenden Studien der Logik und Mathematik“ hinderten ihn, wie er schreibt, daran, so eifrig wie früher nach Hause zu schreiben. Das zweite Studienjahr vom Herbst 1826 bis Sommer 1827 brachte ihm die Ehre einer öffentlichen Disputation über Fragen der Metaphysik, das Studienjahr 1827—1828 führte ihn tiefer in das Studium der Naturwissenschaften ein. „Mein Geist hat sich zu den schweren Berechnungen der Mathematik gewendet. Ich studire die Gesetze, welche die göttliche Weisheit den Körpern in der physischen Natur auferlegt hat. In der Chemie beobachte ich die Naturerscheinungen. In der Astronomie messe ich die Entfernungen der Planeten und der Sonnenkugel, oder ich bewundere die Größe ihrer Bahn und die Majestät ihrer regelmäßigen Umwälzung.“ Mit dem gleichen Fleiß betrieb er wie früher auch diese Studien, so daß ihm „tausend Arbeiten für die Schule, tausend häusliche Dinge nicht mehr Zeit zur Ruhe lassen, viel weniger zum Schreiben“. Der Achtzehnjährige hatte aber doch neben seinen Studien auch schon Interesse für die Dinge, die in der Welt vorgingen, eifrig berichtet er eine Menge politischer und kirchlicher Dinge, von denen er annahm, daß sie seine Familie interessiren würden. So schreibt er vor allem ausführlich über den am 10. Februar erfolgten Tod Leo's XII. Er verehrte ja diesen Papst ganz außerordentlich und hatte ihm auch als Fünfzehnjähriger aus Anlaß des Jubiläums im Jahre 1825 an der Spitze einer Deputation der römischen Studenten eine lateinische Dankadresse überreichen dürfen, und seiner Verehrung für diesen ersten Förderer seiner Studien entsprach es ja auch, daß er selbst den Namen Leo als Papst annahm. In den Naturwissenschaften, in denen er Lehrer wie Johann Baptist Pianciani und Andrea Carafa hatte, erlangte er im Jahre 1828 den ersten Preis in der Physik und Chemie und einen weiteren in der Mathematik. Eine ganz besondere Auszeichnung stand ihm aber bei der Beendigung des 3jährigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Kursus bevor; er sollte in Gegenwart der hohen Geistlichkeit, vielleicht sogar des Papstes, eine öffentliche Disputation über das Gebiet der Philosophie abhalten. Um sich für diese vorzubereiten, verzichtete er diesmal auf seinen sonstigen alljährlichen Ferienaufenthalt in Carpineto. „Die Erprobung der erworbenen Kenntnisse, welche die Jesuitenpatres mir vorschlagen, bringt dem Betreffenden und seiner Familie große Ehre ein, wenn sie mit Erfolg gekrönt ist. Da ich nun die Sache sehr ernst nehme, so will ich noch, um mich gut vorzubereiten, meinen Studien obliegen. Deßhalb ist es erfordert, daß ich einen Theil der Ferien hier zubringe. Würde ich vorzeitig nach Carpineto zurückkommen, so würde dies für mich eine Gelegenheit sein, mich zu zerstreuen und ich wäre einzig auf mich angewiesen, während ich hier um Rath in schwierigeren Fällen fragen kann.“ Die thatsächliche Abhaltung der Disputation scheiterte daran, daß infolge der vielen Studien eine schwere Krankheit ihn befiel. Die Frucht seines 3jährigen Fleißes sollte ihm aber doch nicht ganz entgehen. Das Collegium Romanum stellte ihm ein höchst ehrenvolles Zeugniß aus, als „einem jungen Mann von so viel versprechender Auszeichnung“, daß er „für tüchtig befunden worden sei, in öffentlicher Disputation eine Auswahl von Thesen aus dem ganzen Gebiete des philosophischen Kursus bei Schluß des Schuljahres 1829 zu vertheidigen, aber daß er daran durch Krankheit gehindert wurde“.

Nunmehr trat er in das Studium der Theologie ein. Das hatte für ihn zunächst die Folge, daß er nicht nur keine Zeit mehr hatte, seinen poetischen Liebhabereien nachzugehen, sondern daß ihm auch die Lust zu solchen „Bagatellen“ verging. Es war eine vorübergehende Gemüthsstimmung, in der er seinem Bruder schrieb: „Werfe so schnell wie möglich diesen Blumenballast (die Poesie) ab, und lasse die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne Dich von einem solchen Gepäck zu befreien.“ Bald kehrt er jedoch wieder zu seiner Jugendliebe, der Dichtkunst, zurück und ist ihr auch treugeblieben. In der Dogmatik, in der er den berühmten Perrone zum Lehrer hatte, trug er, wie er seinem Vater im September 1829 schreibt, zwei Preise davon. „Die äußerst unbequemen Schwierigkeiten, die ich, um diese Preise zu gewinnen, überwinden mußte, brauche ich hier nicht auseinanderzusetzen.“ Nach der Dogmatik kam die Kirchengeschichte an die Reihe, die er wie immer mit allem Eifer betrieb: „man arbeitet hier und strengt sich an. Immer heißt es voran, vom Morgen bis zum Abend.“ Sein damaliger Protektor, der Prälat Nicolai, bestimmte, daß Pecci noch mindestens 2 Jahre Theologie studiren solle, denn „ist das geschehen, so meint er (Nicolai) für mich mit Sicherheit alles zu erreichen, was man vernünftigerweise wünschen kann“.

Im August 1830 wurde ihm wieder eine große Ehre und Auszeichnung zutheil: im sog. theologischen Akt durfte er in großer, von Prälaten und Professoren zahlreich besuchter Versammlung den Lehrgehalt des ersten theologischen Kursus, Thesen aus dem Gebiet der Sakramentenlehre u. dgl. vertheidigen. Das Register des Kollegiums erwähnt dieser Disputation und der dabei bekundeten Gelehrsamkeit Pecci's mit sehr ehrenden Worten und höchst lobender Anerkennung: „Der junge Disputant gab solche Erweise seiner Tüchtigkeit, daß seine Fähigkeit, noch Höheres zu erreichen, Allen einleuchten mußte.“ Den gebührenden Dank stattete Pecci am Schlusse der Disputation seinem Lehrer Perrone in einem Gedicht ab. Auf die Empfehlung seiner Lehrer, der Jesuiten, speziell des Ordensgenerals P. Roothaan und P. Taparelli wurde er zum Repetenten im Collegium Romanum ernannt. Ende des Jahres 1830 wäre er beinahe Kanonikus in Anagni geworden, ein Glück für seine spätere Laufbahn war es, daß ein anderer Kleriker diese Stelle erhielt und Pecci seine Studien fortsetzen konnte. „Die schwere Arbeit und die mühevollen Studien“ warfen ihn im Frühjahr 1831 auf das Krankenlager und hielten ihn bis zum nächsten Frühjahr fest. Die Lust an der Poesie, die ihm beim theologischen Studium anfangs vergangen war, kehrte auch wieder, und im Mai 1832 wurde er auf seine Bitte in die poetische literarische Gesellschaft der Accademia degli Arcadi aufgenommen. In dem Brief, den er darüber seinem Vater schreibt, findet sich ein Hinweis auf eine Charaktereigenschaft Pecci's, der wir in den folgenden Jahren noch öfters begegnen werden, auf seinen Ehrgeiz, sein Streben, Carriere zu machen, die ihm die literarische Ehre und Pflege der Dichtkunst nur als Mittel zum Zweck erscheinen läßt. Die Beförderung zum „Hirten Arkadiens“, als der er den Namen „Neander Heraklëus“ trug, „macht mir Ehre und war mir nothwendig für die Laufbahn, auf der ich die ersten Schritte zu machen begonnen“. Der Sommer 1832 brachte ihm nun die Beendigung seiner theologischen Studien.

So war der äußere Gang seines Lebens und seiner Studien in dieser 14jährigen Bildungsperiode vom Eintritt in das Gymnasium bis zum Verlassen der Universität. Fragen wir nun, welches Bild uns seine Briefe von seiner inneren Entwicklung, von seinem geistigen und Seelenleben bieten, welche Ziele und Ideale ihn in dieser Zeit des werdenden jungen Mannes belebten, so ist die Antwort: ein weitaus dürftigeres und ärmlicheres als wir es bei einem Jüngling von so offenkundigem Fleiß und hervorragender Begabung erwarten sollten. Die Ursache dafür liegt sicher weniger in ihm, als in der Geistesrichtung, in der er erzogen wurde. Von früh an wurde sein Geist in eine bestimmte, engbegrenzte Bahn gedrängt und auf ihr erhalten. Die Atmosphäre, in der er aufwuchs, war durchaus und streng katholisch; sorgfältig trug seine Erziehung darauf Bedacht, jeden Hauch modernen Geistes von ihm fernzuhalten. Dafür bürgt die Person und die Methode seiner Erzieher.

Die spezifische äußerliche Frömmigkeit des modernen Jesuitismus war es, in der er von klein auf unterrichtet wurde. Nicht eine aus Erweckung des natürlichen religiösen Gefühls entspringende, sondern eine solche, die im wesentlichen als Autoritätsglaube von außen ihm zugetragen und eingeflößt wurde. Er machte fleißig bei den Jesuitenpatres die geistlichen Exerzitien mit, und die verstreuten, ganz vereinzelten Stellen in seinen Briefen, in denen wir ersehen, daß er ein Seelenleben außer seinen Studien überhaupt besaß, zeigen, daß wir es nicht mit einer natürlich-religiösen Geistesentwicklung zu thun haben, sondern mit den Kunstprodukten der jeweiligen Exerzitien. So ist es für einen Siebzehneinhalbjährigen die vollendete religiöse Unnatur, wenn er seinem Onkel Antonio nach Carpineto schreibt: „Ziehen Sie Nutzen von Ihrem Landaufenthalt. Oder ist es nicht angenehm, inmitten fröhlicher Zerstreuungen sich zu erinnern, daß „die Zeit flieht und nicht zurückkommt, nicht einmal eine Stunde“ und daß mit Siebenmeilenstiefeln der Tod hinter ihr läuft.“ Ein Ausfluß dieser Erziehung war es auch, daß er als kaum 11jähriger Knabe schon das hl. Abendmahl zum erstenmal empfing; die Bethätigung seiner Frömmigkeit bei dieser religiösen Handlung kann im Alter von 11 Jahren schwerlich wirklich frei und geistig selbständig gewesen sein, sie beruhte auch wieder auf dem römisch-kirchlichen Autoritätsglauben, der die Frömmigkeit im engsten Anschluß an die Lehre der Kirche sieht. Unter dem bleibenden Einfluß der Jesuiten und der Exerzitien gelangte er denn auch nicht zu einem wirklich freien, selbständigen religiösen Fühlen, zu einem eigenen persönlichen Geistesleben, es blieb immer das Nachmachen dessen, was ihm als zu glauben vorgestellt war, er blieb selbst immer geistig unfrei, gebunden an die ihm als maßgebend dargebotene kirchliche Lehre. Vollauf klar zeigt sich das in seinen Briefen, als im Jahre 1830 sein jüngerer Bruder Ferdinand, der mit ihm bei seinem Onkel gelebt, starb. Das Ereigniß ergriff ihn tief und man merkt da in seinem Briefe wieder einmal etwas von einem Seelen- und Gemüthsleben, das außerhalb des Studienkreises liegt. Aber so groß und aufrichtig sein Schmerz war, so bezeichnend für seine religiöse Unfreiheit, die sich nicht in eigener Empfindung, sondern nur in der Schablone des Gebetbuchs bewegen kann, ist es, daß er seinen individuellen Schmerz in einigen Väterstellen aus Chrysostomus und Ambrosius ausdrückt. Gewiß beweist das ja, daß er in der kirchlichen Wissenschaft und Frömmigkeit wohl unterrichtet war, aber es zeigt auch, daß diese auswendig gelernten Gedanken Anderer, die für ihn religiöse Lehrer und Autoritäten sind, das eigene Denken, den Ausdruck des persönlichen Empfindens, das freie, selbständige Glaubensleben, das doch ein 20jähriger Theologe soll aufweisen können, in ihm unterdrückt haben.

Es ist kein Zweifel, und die oft ihm zutheil gewordenen Auszeichnungen bestätigen es: er war ein sehr begabter und sehr fleißiger Schüler, der in allen Wissenszweigen, in denen er unterrichtet wurde, sich vor allen Anderen auszeichnete. Um so befremdlicher berührt es den Leser seiner Jugendbriefe, daß diese so wenig, fast gar nichts über sein Seelenleben berichten. Wir hören immer nur, daß und wieviel er arbeitete, aber fast nichts erfahren wir darüber, in welcher Weise ihn sein Studium tiefer ergriffe. Als Achtzehnjähriger verlangt er von seinem Bruder die Summa des hl. Thomas von Aquin, und wir erhalten damit den ersten Hinweis, in welche Bahnen sein Studium gelenkt wurde. Wir hören, daß er Thomas hochschätzt, er nennt ihn den „Archimandriten aller Theologen“. Und diese von früh ihm eingepflanzte Werthschätzung des großen Aquinaten blieb ihm ja auch bis in sein hohes Alter. Aber wie er das bei Thomas Gelernte innerlich verarbeitet, welche Gedanken das Studium in ihm hervorruft, darüber erfahren wir nicht einmal aus d e n Briefen etwas, die uns das am ehesten bieten könnten, aus den Briefen an seinen Bruder, den Jesuiten. Hier wäre doch am ehesten zu erwarten, daß ein brüderlicher Austausch und ein Aussprechen darüber stattfände, in welcher Richtung sein Geist angeregt wird. Während seiner ganzen Studienzeit bemerken wir das, daß seine Briefe so gar nicht auf ein eigenes, selbständiges Durchdenken der ihm vorgetragenen Lehre und Wissenschaft schließen lassen. Sein Arbeiten war ja ungemein groß, daran ist kein Zweifel, aber seine geistige Thätigkeit scheint doch lediglich rezeptiv gewesen zu sein. Wir sind es in den Jugendbriefen großer Geister, wirklicher Männer der Wissenschaft gewohnt, ihre wissenschaftlichen Ideale, eine reiche, sich stets entwickelnde und fortbildende Gedankenwelt zu finden. Bei Pecci finden wir davon nichts. Große Gelehrsamkeit hat er sich offenbar erworben in der geistig begrenzten Sphäre, wie sie ihm als autoritative Wahrheit dargeboten wurde, aber eigenes, freies Geistesleben bekunden seine Briefe ebensowenig, wie auf streng religiösem Gebiet, so auch in seinem wissenschaftlichen Studiengang. Es war eben, was er lernte, Gelehrsamkeit in geistig streng gebundener Form, aber keine freie, zu selbständiger Geistesvertiefung und Weiterbildung anregende Wissenschaft. Was ihm gelehrt wurde in religiöser wie in weltlicher Wissenschaft, wurde ihm gelehrt als absolut feststehende Autorität. So wie sie ihm geboten wurde in der scholastischen Form nahm er sie auf und deponirte sie als festen Schatz in sich; selbst sie zu durchdenken, sich den Schatz eigen zu machen, durch eigene Gedankenarbeit ihn sich zu erwerben, dessen bedurfte es nicht. Es war und mußte ohne das für ihn absolut feststehende Wahrheit sein. Studium und wirkliche Durchbildung des ganzen inneren Menschen sind eben zwei so verschiedene Dinge wie Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Kraft dieses auch in seinem Studiengang geltend gemachten Autoritätsprinzips war er von Anfang an in einen beiderseits streng eingeschlossenen geistigen Weg gedrängt worden, und diesen hat er nie wieder verlassen. Ein Biograph Leo's sagt selbst, daß sein Studiengang ein ganz gerader Weg war, „der nicht von rechts oder links, nicht aus ihm selbst oder von außen irgendwelche Störung erhielt“, d. h. es war ein Studiengang ohne tieferes, selbständiges Seelenleben, ein frühzeitiges Einschnüren des Geistes auf das Prokrustesbett römisch-jesuitischer Geistesrichtung, die ängstlich jeden Hauch dessen, was man Geist moderner Wissenschaft und Kultur nennt, von dem Zögling fern hielt. Es berührt den Leser eigenthümlich, wenn er in den Briefen des jungen 20jährigen Mannes, die so wenig religiöses und seelisches Leben bekunden, die Schlagwörter mit großer Sicherheit angewendet liest, wie sie Pecci als Leo XIII. brauchte und noch braucht, als da sind „liberale und verdorbene Familien

und Personen, Feinde von Thron und Altar", und es erregt ein eigenes Gefühl, wenn er als Hauptzweck seiner Briefe die Uebermittlung politischer Nachrichten und allerhand römischen Klatsches angibt und betont, daß es keine Briefe sein sollten, „die nur der Belebung der Liebe und Zuneigung dienten", denn „von Eintracht und Zuneigung zu sprechen, wäre einfach Kinderei".

Allerdings verloe Pecci mit 15 Jahren seine Mutter und damit sicherlich manches Korrektiv gegenüber seiner einseitigen, ihn nur oberflächlich seelisch berührenden Erziehung. Den Eindruck machen aber seine Briefe in dieser ersten Periode seiner Jugendzeit und Entwicklung, daß er früh auf die falsche Bahn einer durchaus unfreien religiösen wie wissenschaftlich-scholastischen Ausbildung hineingedrängt wurde, auf der er sich große Kenntnisse erwarb, die aber kein tieferes Seelenleben, keine selbständige Durcharbeitung des Glaubens- und Lehrstoffes in ihm bewirkten.

Seines Protektors Nicolai wie sein eigener Wunsch war es, daß er in den päpstlichen Verwaltungsdienst übergehe und nachdem er — was ihm, wie seine Briefe bekunden, viele Sorge gemacht hatte — den alten Adel der früher von Siena nach Anagni gewanderten Familie Pecci nachgewiesen hatte, konnte er am 15. November 1832 in die Accademia del Nobili ecclesiastici eintreten, die päpstliche Hochschule für Alle, die sich für den päpstlichen Verwaltungs- und Diplomatendienst ausbildeten und deren Studenten an der Sapienza bürgerliches und kirchliches Recht studirten. Der Aufenthalt in der Akademie gefiel ihm „ausnehmend", ebenso der Stundenplan und die Lebensweise. Er hatte es von klein auf gelernt, sich in eine feste Ordnung einzufügen und hatte sichtlich nur in geringem Maß seiner geistigen Schulung entsprechend Bedürfniß nach Freiheit und Unabhängigkeit. So verstehen wir seine Worte: „Was das Maß der Freiheit betrifft, das wir genießen, so ist es durchaus der Anlage meines Geistes und dem geregelten Gang meiner Studien entsprechend." Angestrengte Arbeit und emsiger Fleiß brachten Pecci auch in den 5 Jahren seines Akademiestudiums manche ehrenvolle Auszeichnung. Am 12. Januar 1833 wurde er Gregor XVI. vorgestellt und im Sommer bereits bereitete er sich auf eine Disputation über die ganze Theologie in Gegenwart des Papstes vor, zu der ihn der Protektor der Akademie, der Kardinal Pacca, „mit den väterlichsten, wohlwollendsten und schmeichelhaftesten Worten" ermunterte. Ein schweres Halsleiden, das vom Sommer 1833 bis Frühjahr 1834 dauerte, verschob die Disputation. An deren Abhaltung lag ihm aber außerordentlich viel, da er die Absicht hatte, die Widmung dem Papste anzubieten, „die Sache ist von derartiger Bedeutung und von solchem Interesse, daß sie auf einmal meine ganze Stellung ändern würde. Gelingt es, die Disputation mit kraftvoller Energie zu halten und erhöht ein gewisser äußerer Glanz diese Sitzung, so wäre der daraus sich ergebende Vortheil ohne allen Zweifel. Füge dazu, wie der Name gleich bekannt würde. Ich bin fest überzeugt, daß es zu dieser Sitzung kommen wird, wenn ich denke, daß dieser erste Schritt mir eine glänzende Laufbahn eröffnet." Das Halsleiden legte ihm indeß Schonung auf, er mußte vor dem offiziellen Beginn der Ferien nach Hause reisen. Empfehlungen Nicolai's und Pacca's verschafften ihm in Anagni Zutritt zum Kardinal Polidori und Verkehr mit anderen kirchlichen Dignitären. Am 12. Oktober 1834 erhielt er von dem Bischof Lais, dem apostolischen Administrator von Anagni, die minores, die vier niederen Weihen. Am 6. Mai 1835 hielt er seine Disputation, sein Protektor Nicolai erlebte sie nicht mehr, er starb im Januar 1835 schon. Bald aber gewann Pecci einen noch mächtigeren Schützer, den Kardinal Sala, durch eine im September 1835 abgehaltene und Sala gewidmete Disputation. Die Kosten dieser konnte er durch den Ertrag einer von ihm gelösten Preisfrage, bezw. verfaßten Abhandlung „über die unmittelbare Berufung an den Papst" decken. Das Jahr 1836 beugte ihn tief durch den Verlust seines Vaters, und zu diesem Kummer kam die Sorge um die drohende Cholera. Am 6. Februar 1837 wurde er, „dank dem mächtigen Schutze Sr. Eminenz Pacca und anderer Eminenzen, den mein Betragen und meine Studien mir verschafft haben", unter die päpstlichen Hausprälaten aufgenommen, verließ die Akademie und siedelte wieder in den Palast Muti zu seinem Onkel Antonio über. Am 16. März 1837 wurde er schon zum Referendar am Gerichtshof der Segnatura ernannt, am 28. Juni 1837 zum Rath in der Abtheilung des Innern (ponente del buon Governo). Dadurch kam er in enge Verbindung mit seinem Protektor Sala, dem Präsidenten des Regierungsausschusses. Er selbst empfand diese rasche Beförderung als große Bevorzugung. „Obgleich ich unter den von Sr. Heiligkeit ernannten Prälaten an letzter Stelle stehe und Andere deßhalb voe mir den Vortheil voraus haben, daß sie schon längere Zeit Prälaten sind, war ich nichtsdestoweniger der Bevorzugte." Die Briefe des Jahres 1837 sind erfüllt von Nachrichten über die Cholera. Da Sala die Oberleitung der Hospitäler hatte, bekam auch Pecci in Unterstützung Sala's viel zu thun, und sicherlich hat der Ernst des Cholerajahres 1837 ihn sehr zum Manne gereift und die Schwierigkeit der Lage ihm die kraftvolle und selbstbewußte Energie gegeben, mit der er in den späteren Aemtern auftrat. In diesem Jahr wae er auch viel in theilweise durch die Abgeschlossenheit Roms verursachten Geldschwierigkeiten. Das Ende des Jahres 1837 brachte ihm auf die schwere Cholerazeit hinauf den glücklichen Abschluß seiner Studienzeit; am 17. Dezember empfing er die Subdiakonatsweihe, am 24. die Diakonatsweihe, beide von der Hand des Präsidenten der Akademie, des Prälaten Sinibaldi, und nachdem er sich seit 10. Dezember durch Exerzitien in S. Andreas bei den Jesuiten vorbereitet hatte, am letzten Tag des Jahres von Kardinal Odescalchi in dessen Privatkapelle die Priesterweihe. Am 1. Januar 1838 las er dann in der kleinen Kapelle des hl. Stanislaus in St. Andreas seine erste hl. Messe.

Kaum einen Monat dauerte es, bis er endgültig aus der Studienzeit in die Amtszeit übertrat. Am 12. Februar 1838 wurde er schon zum apostolischen Delegaten von Benevent ernannt und hoch überrascht schreibt er: „Ich hätte mich nicht bis zu einem solchen Posten verstiegen, von mir ging kein Schritt aus, um ihn zu haben. Es ist eine ganz unerwartete, aus freien Stücken erfolgte Aeußerung des Papstes, der, wie es scheint, mir günstig ist."

Ueberblicken wir nun Pecci's geistige Weiterentwicklung in diesen 6 Jahren des werdenden jungen Mannes, so können wie sie unter einem doppelten Gesichtspunkt am besten betrachten: die des Theologen und die des Diplomaten. In ersterer Hinsicht ist ja kein Zweifel, daß sein Eifer und sein Fleiß in alter Stärke weiter in ihm wirkten, und das ist umsomehr der vollsten Anerkennung würdig, als er auch in diesen Jahren viel unter der Schwachheit seines Körpers zu leiden hatte. Und auch das muß man zur richtigen Werthschätzung seiner Arbeitskraft und Arbeitsleistung wie des gerechten Erfolgs, den sie hatte, in Betracht ziehen, daß öfters schwere Sorgen, wie z. B. der Tod des Vaters, auf ihm lasteten und ihn sichtlich tief beugten. Es gehört doch eine große Elastizität und Spannkraft des Geistes dazu, bei alledem so ehrenvoll den Gang der Studien zu vollenden, wie ee es that. Aber über die Weiterentwicklung seines Geistes, über den inneren Gehalt seiner Studien, ihre Entwicklung auf sein Denken und die Bildung seines Charakters erfahren wie wieder nichts. Daß die Cholera ihn in eine ernste Stimmung versetzt, ist begreiflich.

Eine tiefgehende Bewegung seines Gemüths bekunden die Briefe vor dem Empfang der hl. Weihe, Ende 1837. Aber die ist, wie schon früher zu bemerken war, wieder nicht seine eigene freie That, es ist das Kunstprodukt der Exerzitien, die mit ihrer bekannten Intensität ihn in eine begreiflich ernste Gemüthsstimmung versetzen. Sicherlich waren die „mit aller Strenge" gemachten Exerzitien daran schuld, daß er in seinen Briefen Gott bittet, „er möge mir, der mich zum heiligen Altardienst berufen hat, die Kraft und den Muth geben, zu seinem heiligen Altar immer mit Eifer und Liebesgluth hervorzutreten". Dieses tiefe Durchdrungensein von seinem geistlichen Beruf finden wir aber sonst in seinen Briefen gar nicht, so daß sich ein Rückschluß auf die Ursache dieser in den Tagen vor den Weihen auftretenden erklärlichen Ergriffenheit nahe legt. In der Richtung seiner Frömmigkeit bekundet er sich dabei als den Jesuitenzögling. „Ich will," schreibt er an Sala, da er nach 14tägigen strengen Exerzitien von deren Leiter Erlaubniß erhalten hat, „auch an jenes zu denken, was nur indirekt zum geistigen Leben in Bezug steht" „ein wahrer Priester sein, ich will Gott dienen und mit Eifer zu seiner Ehre wirken; das will ich aufrichtig thun, in dem Sinn, wie es der hl. Ignatius verstand und wie es seine geistigen Söhne verstehen, unter denen ich das Glück habe, jetzt zu leben." Und sichtlich unter dem Einfluß der jesuitischen Exerzitien bekundet er gar nach der Priesterweihe Neigung, Jesuit zu werden. „Meine Neigung und Bewunderung für die Patres Jesuiten, die mich seit dem zartesten Alter mit ihrer Milch genährt haben, ist derart, daß ich mich bereits zum Eintritt gemeldet hätte, wenn ich in mir außer jener Neigung zum inneren Leben die besondere Berufung erkennen könnte, welche man für den Ordensstand fühlen muß, soll man anders ihn ergreifen." Diese Frucht der Exerzitien machte aber bald wieder seinem Arbeitsgeist Platz.

Erfahren wir also über seinen geistigen Zustand als Theolog, die Zeit vor und während seiner Weihe natürlich außer Betracht gelassen, sehr wenig, bieten sich uns wenig Anhaltspunkte, auf die Tiefe seiner Ergriffenheit für seinen geistlichen Beruf zu schließen, so tritt die Geistesverfassung Pecci's als Diplomaten in ungemeiner Schärfe in seinen Briefen hervor. Die Quintessenz davon ist, daß er von dem eifrigsten Streben beseelt war, Carriere zu machen und den Glanz und das Ansehen der Familie zu erhöhen, immerhin ein ziemlich weltliches Motiv im geistlichen Gewand. Ueber keines seiner Ziele äußern sich seine Briefe so klar wie über dieses. „Meine Absicht ist," — schreibt er 1837 seinem Bruder, — „in die Laufbahn der Prälatur einzutreten. Die gesunde Vernunft und die sich bietende gute Gelegenheit bestimmen mich dazu. Ich zweifle nicht, daß Du mit Deinem nüchternen Urtheil und Deinem lebhaften Wunsch, den Glanz der Familie zu erhöhen, mit meinem Entschlusse einverstanden sein wirst." . . . „Dank der Gnade Sr. Heiligkeit bin ich nun auf einem neuen Weg, auf dem ich mit allen Kräften darnach streben werde, den Wünschen und dem Betragen der Familie zu entsprechen und zu allem beizutragen, was ihre Ehre und ihren Glanz vermehren kann." Nicht minder deutlich redet ein anderer Brief auch aus dem Jahre 1837, der Pecci's Ehrgeiz, sein Streben, voran zu kommen, sehr stark, einen „geistlichen Beruf" oder Ergriffenheit von seinem Theologiestudium aber nur sehr wenig bekundet. „Mit der Aufrichtigkeit, an die ich in meinen Angelegenheiten, zumal gegenüber meinen Verwandten gewohnt bin, kann ich Dir versichern, daß ich seit dem Tage, da ich, um den Wünschen des Vaters zu entsprechen, in meine jetzige Laufbahn eingetreten bin, nur einen Zweck verfolgt habe: ich wollte alle meine Kräfte anstrengen und mich eines lobenswerthen Betragens befleißigen, damit ich in den hierarchischen Stellungen der Prälatur vorankomme und damit zugleich die gerechte Achtung, die unsre Familie im Land genießt, sich hebt. Wenn ich diesen Zweck erreiche, glaube ich den Absichten des Vaters gemäß gehandelt zu haben. Diese Absichten sind ein Gesetz für mich und ich würde mir einen Skrupel machen, wollte ich in meinem Leben jemals dagegen verfehlen. Da ich noch jung bin, werde ich ohne Zweifel die Laufbahn derart durchlaufen, daß meine Familie an Ehre gewinnt, wenn mein Betragen untadelhaft bleibt und Protektion mir nicht mangelt, zwei unerläßliche Bedingungen, wie Du weißt, in Rom, um sicher und schnell höher zu steigen."

Das ist das klare Bekenntniß seines Strebens und seiner Ziele, das Pecci am Beginn seiner Laufbahn ablegt. Die Briefe aber, die seine Studien- und Entwicklungszeit von seinem 8. bis 28. Lebensjahr umfassen, geben uns ein authentisches und klares Bild von seiner Person, seinem Leben und seinem Streben, wennschon dieses Bild nicht in allen Stücken zu den Produkten konfessionell-römischer Hagiographie in Bezug auf die Person Leo's XIII. paßt.

Von den ungarischen Hochschulen.

-r. Ungarn (ohne Croatien-Slavonien) hat zwei Universitäten (Budapest und Klausenburg) und ein Polytechnikum (Budapest), außerdem besitzt es noch in den Rechtsakademien besondere juridische Fakultäten, von denen eine (Preßburg) auch mit einer unvollständigen philosophischen Fakultät verbunden ist. Ueber die wissenschaftlichen Zustände und über die Lehrthätigkeit an diesen Hochschulen war in diesen Blättern zu wiederholtenmalen die Rede. Bei aller Anerkennung des vorhandenen Guten und lobenswerther Einzelleistungen mußte jedoch im Dienst der Wahrheit bei dieser Besprechung der ungarischen Hochschulen und ihrer Wirksamkeit manch harter Tadel ausgesprochen werden. Man hat uns dies vielfach übel genommen und als Animosität gedeutet. Mit großem Unrecht. Wir lassen uns im Urtheil durch keinerlei unstatthafte Nebenabsichten beeinflussen, haben wahrlich keine Freude an der scharfen Kritik und würden weit lieber Lob und Anerkennung zollen. Daß wir jedoch mit unsern Ansichten und Urtheilen nicht allein stehen, das beweist unter anderem die am 28. September l. J. stattgefundene Vorberathung der Budgetvorlage des ungarischen Kultus- und Unterrichtsministers im Schoß des parlamentarischen Finanzausschusses. Bei dieser Gelegenheit wurden die Zustände und Verhältnisse an den ungarischen Hochschulen, vor allem an der ersten derselben, der Universität in Budapest, in einer Weise geschildert, welche unsre früheren Mittheilungen und Darlegungen vollinhaltlich bestätigt.

Wir lassen hiebei die Kritiken der oppositionellen Mitglieder dieses Finanzausschusses außer Betracht, sondern beschränken uns bloß auf die Aeußerungen von Mitgliedern der Regierungspartei und verweisen überdies auf die Stimmen regierungsfreundlicher Journale, denen also der Vorwurf der Animosität oder der berufsmäßigen Angriffe gegen die Regierung nicht gemacht werden kann.

Der Abgeordnete Dr. Cornel Emmer, vordem Richter am obersten Gerichtshof der kgl. Kurie und hervorragender juridischer Schriftsteller, bezeichnet die Hochschulen, in erster Reihe die Budapester Universität, als Ursache dessen, daß auf dem Gebiet des Unterrichtswesens eine gewisse Stagnation, ja ein Rückfall sich zeigt. Die Gesetzgebung bietet der Universität mit wahrer Freigebigkeit die nöthigen Mittel, und dennoch hat Ungarn in keinem einzigen Zweig der Wissenschaft eine führende Rolle, überall ist ein Stillstand wahrzunehmen. Unsre Professoren zersplittern ihre Thätigkeit dermaßen, daß es ihnen unmöglich ist, der Wissenschaft zu leben. Die Lehrfreiheit ist eigentlich illusorisch, und auch das Milieu, in welchem besonders die Budapester Universität sich befindet, ist für Pflege der Wissenschaft durchaus ungeeignet. Man sollte die Prüfungen

den vortragenden Professoren abnehmen, damit die Studirenden sich in den Lehrfächern wissenschaftlich vorbereiten, ohne Rücksicht auf die Stellung des Professors als Examinator und ohne Gebundenheit an die Lehrbücher, welche mit wenigen Ausnahmen ohnehin auf sehr tiefem Niveau stehen. Der Geist unter den Professoren (mit geringen Ausnahmen) führt vielfach zu Bestrebungen und Wünschen, die auf nicht wissenschaftlichen Gebieten liegen: der gewesene Universitätsrektor habe das gerade Gegentheil dessen bekundet, was Mommsen mit der Zurückweisung der Geheimrathswürde gethan hat.

Diesem Redner stimmte der Geh. Rath Abg. Dr. Al. **Matlekovics**, früher Staatssekretär und bekannter national-ökonomischer Fachmann und Schriftsteller, aus voller Ueberzeugung bei; er bemerkte, daß insbesondere an der juridischen Fakultät die Professoren mit dem Doktorrigorosum derart überbürdet seien, daß sie zur Vorbereitung auf ihre Vorlesungen keine Zeit haben. Das obligatorische Doktorat sollte abgestellt werden, so daß das Doktorat auch beim Juristen nicht mehr einen Qualifikationsgrad gebe, sondern wieder nur einen wissenschaftlichen Ehrentitel bilde. Am Polytechnikum müßten die mit der Elektrotechnik sich befassenden Wissenszweige besser vorgetragen werden, auch sei möglichst bald entweder am Polytechnikum oder an der Universität ein Institut für Elektrotechnik zu errichten.

Der gleichfalls der Regierungspartei angehörige Abg. Dr. A. **Keményi**, Chefredakteur des regierungsfreundlichen Tageblattes „Pesti Naplo“, erblickt in den bedauerlichen Zuständen an unseren Hochschulen eine natürliche Folge jener Richtung, welche in allem den Dilettantismus glorifizirt und dem Utilitätsstandpunkt unbedingt huldigt. Er weist namentlich auf die bedauerlichen Verhältnisse in der medizinischen Fakultät hin. Hier bildet das System der Prüfungsfrage eine unübersteigliche Schranke für die ärmeren Studenten. Selbst nach Absolvirung der Universität müssen sie vier ganz überflüssige Lehrkurse und Prüfungen durchmachen, was mit bedeutenden Kosten verbunden ist. Diese Kurse und Prüfungen kommen den Betreffenden in Budapest auf 200—300 fl. zu stehen. Es herrscht allgemein die Auffassung, daß diese Lehrkurse bloß darum eingeführt wurden, damit gewisse Professoren in gewissen Monaten eine einträgliche Beschäftigung haben. Diese besonderen Kurse und Prüfungen für die Kreis- und Bezirksärzte sind ein wahrer Abusus und sollten je eher beseitigt werden.

Der Minister Dr. Julius **Wlassics**, der selbst vordem Universitätsprofessor gewesen, hält dafür, daß die von den Abgeordneten geübte Kritik einigermaßen übertrieben sei, obzwar sich daraus Vieles verwerthen lasse. Eines aber könne der Minister nicht zugeben, daß sich nämlich das wissenschaftliche Niveau der Professoren nach abwärts entwickeln würde. Er sei vielmehr der Ansicht, der größte Theil der Professoren stehe auf einem höheren wissenschaftlichen Standpunkt als ihre Vorgänger, und auch das Resultat im Großen und Ganzen könne nicht auf einen Rückgang der Kultur Ungarns hindeuten. Im Einzelnen theilt der Minister mit, daß er sich mit der Abschaffung des juridischen Doktorats als einer qualifizirenden Institution sehr ernstlich beschäftigen und schon demnächst im Reichstag einen Vorschlag einreichen werde, welcher dem Doktorat einen streng wissenschaftlichen Charakter verleihen und vielen Unerquicklichkeiten ein Ende machen werde. Was die Absonderung der Professoren von den Prüfungen betrifft, so nimmt der Minister die Reform der rechtswissenschaftlichen Prüfung in der Weise in Aussicht, daß eine Landesprüfungskommission organisirt werde; die vollständige Ausschließung der Professoren aus dieser Kommission sei jedoch absolut unmöglich. Die von mehreren Seiten angeregte Errichtung einer dritten Universität würde der Minister auch seinerseits aufs wärmste wünschen, doch könne er keinen Vorschlag machen, so lange die Bedürfnisse der beiden vorhandenen Universitäten nicht befriedigt sind.

Mittheilungen und Nachrichten.

μσι. **Denkwürdige Erinnerungen von Franz Hartmann** (Leipzig, Wilhelm Friedrich). — Dr. Franz Hartmann ist ein großer Theosoph vor dem Herrn, Herausgeber der „Lotosblüthen“ und zahlreicher buddhistischer und mystischer Schriften, als solcher nicht ohne Verdienst für die Popularisirung einer lange vernachlässigten, aber auch heute vielfach mißverstandenen Literatur. In vorliegendem Buche erzählt er seine Erlebnisse, die recht interessant sein könnten, da Hartmann Amerika und Indien bereist und viel erlebt hat. Leider gibt er es bald auf, uns Profanen zu erzählen, was er gesehen hat. Er verliert sich bald in seine esoterischen Tendenzen und geht vornehmlich darauf aus, das Bild der bekannten Theosophin Helene Blavatsky, das durch manches, was über sie zuletzt bekannt geworden, sehr an Glanz verloren hat, wieder aufzufrischen und sie von dem Verdacht bewußten Schwindelns wenigstens einigermaßen zu reinigen. Amüsanter wäre es für uns gewesen, wenn Hr. Hartmann wenigstens in seinen „Erinnerungen“ weniger Theosoph und mehr „denkwürdiger“ Reisender geblieben wäre. Manches in dem Buche ist freilich, aber unbeabsichtigt, amüsant, so wenn der Verfasser, der von sich stets in der dritten Person spricht, sich gleich anfangs, wie folgt, dem Leser vorstellt: „Dr. Franz Hartmann ist, seinem Wesen nach, Kosmopolit; er betrachtet als seine Heimath das Universum, und die gesammte Menschheit als seine Nation. Der in ihm wirkende Geist ist, wie derjenige jedes anderen Menschen, überall, und seine Seele ist dort, wo man ihr mit Verständniß entgegenkommt. Was für Körper diese Seele in früheren Leben überschattete und bewohnte, oder in welchen persönlichen Erscheinungen sie in früheren Daseinsformen auftrat, dies zu erforschen mag denjenigen überlassen bleiben, welche die dazu nöthige Einsicht haben und es zu wünschen wissen. In diesem Leben fand die Verkörperung in Donauwörth (Bayern) statt, und wurde Hartmann am 22. November 1838, und, so viel sich dies annähernd bestimmen läßt, um 2 Uhr morgens geboren. Seine Eltern waren der damalige kgl. bayerische Gerichtsarzt Dr. Karl Hartmann und dessen Frau Elise v. Stack, aus einer Familie Stack, die ihren Ursprung von Caolbha, dem 123. und letzten Beherrscher von Irland und 47. König von Ulster ableitet, als Anhänger des unglücklichen Königs Karl I. von dort nach Frankreich vertrieben wurde und während der französischen Revolution nach Bayern auswanderte, wo sie das Landgut Reichelsberg bei Kempten erwarb.“ Leider wird der Verfasser, der in seiner profanen gegenwärtigen Verkörperung unsres Wissens eine chemische Fabrik in Hallein leitet, im weiteren Verlaufe des Buches immer ernsthafter und vergißt zuletzt ganz den ursprünglichen Zweck, Lebenserinnerungen zu schreiben. Er wird immer mehr predigender Theosoph und mit einer Predigt schließt der Urenkel der Könige von Ulster auch sein Buch, das uns über den Verfasser nichts mehr zu sagen hat oder sagen will.

Z. **Nürnberg**, 29. u. 30. Sept. 18. **Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.** (Schlußbericht.) In einer eingehenden Verhandlung wurde sodann noch das **Existenzminimum in der Armenpflege und die Anrechnung der Leistungen der Privatwohlthätigkeit und Invalidenrenten** berücksichtigt. Der Berichterstatter, Beigeordneter Dr. **Schmidt** (Mainz) führt zunächst aus, wie das Existenzminimum nur für die öffentliche Armenpflege in Frage kommt, die freiwillige Armenpflege ist an dasselbe nicht gebunden. Die öffentliche Armenpflege ist verpflichtet, das Existenzminimum, d. h. das zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit Unentbehrliche — das angemessene Begräbniß, welches daneben noch zu fordern, bleibt hier außer Betracht — zu leisten, und zwar dann und soweit als Jemand dieses Existenzminimum weder hat, noch sich aus eigenem Vermögen verschaffen kann; die Leistung hat aber in gleicher Weise an den Würdigen wie an den Unwürdigen zu erfolgen. Bei der Ausmessung der Unterstützung ist dementsprechend nach den individuellen Verhältnissen das Existenzminimum und demgegenüber die Einnahme des Bedürftigen festzustellen, Existenzbedarf und sogenannte Gegenrechnung. Daß in die Einnahme des Bedürftigen die Leistungen der Privatwohlthätigkeit

und der Invalidenrenten mit eingestellt werden müssen, ergibt sich danach als eine naturgemäße Konsequenz; will eine Armenbehörde diese Leistungen nicht berücksichtigen, so geht sie über das, was die öffentliche Armenpflege zu leisten hat, hinaus und übt freiwillige Armenpflege. Die Aufstellung eines Tarifs als Anhalt bei der Ausmessung kann zwar nicht als nothwendig, aber doch als im höchsten Grade zweckmäßig bezeichnet werden, er bedeutet das natürliche Ergebniß einer sorgfältigen Festlegung des Existenzminimums. Individualisiren ist jedoch daneben immer erforderlich und dazu muß der Tarif Raum geben, dann wird die Thätigkeit des Armenpflegers erleichtert und gehoben.

Der Mitberichterstatter Stadtrath Cuno (Königsberg) stimmt diesen Ausführungen durchweg zu. Die Feststellung des Existenzminimums muß unbedingt als Erforderniß einer geordneten Armenpflege hingestellt werden; Schätzung nach freiem Ermessen ist fehlerhaft und wird stets schematisch. Auch die Aufstellung eines Tarifs für die Abmessung des Existenzminimus dürfte als nothwendig zu bezeichnen sein, wie ihn ja auch die vorbildliche Elberfelder Armenordnung von Anfang an angenommen. Der Tarif soll aber Anregung zum Individualisiren geben, welches letztere gerade im weiteren Maße dabei möglich ist.

Die Berichterstatter stellen dann folgende Leitsätze zur Annahme anheim: „Die Höhe einer aus öffentlichen Mitteln zu gewährenden Unterstützung ist auf den zur nothdürftigen Unterhaltung nach örtlichen und individuellen Verhältnissen erforderlichen Betrag für die dem Haushalt angehörigen Familienglieder zu berechnen (Existenzminimum). Die zweckmäßigste Grundlage der Berechnung bildet ein der Zusammensetzung der Familie entsprechender, einem Durchschnittssatz sich annähernder örtlicher Tarif. Invaliden-, Alters- und Unfallrenten sind zwar grundsätzlich in Berechnung zu ziehen, doch hat die volle Anrechnung die Gewährung der richtig bemessenen öffentlichen Unterstützung zur unbedingten Voraussetzung. Leistungen der Privatwohlthätigkeit sind jedenfalls dann nicht anzurechnen, wenn sie in der Absicht gewährt worden sind, die Leistungen der öffentlichen Armenpflege zu ergänzen."

Nachdem der Beigeordnete Dr. Kayser (Worms) für die durch die Referenten gegebene, den Städten mit Tarif wie denen ohne Tarif gleich werthvolle Klarlegung gedankt, führt der Stadtrath Jakstein (Potsdam) die kürzlich in Potsdam gemachten Erfahrungen an, wo man 1894 zunächst probeweise einen Tarif zur Anwendung gebracht hat, und zwar gegen einen heftigen Widerstand der einer anderen Ansicht Huldigenden innerhalb der maßgebenden Kreise, jetzt aber auf Grund der ungemein günstigen Resultate zur definitiven Annahme mit fast allgemeiner Zustimmung geschritten ist, namentlich weil durch die Anwendung des Tarifs die Stellung der Armenpflege auch ganz wesentlich gehoben wurde. Der Beigeordnete Aders (Elberfeld) theilt darauf mit, daß in Elberfeld in den dort schon seit 1800 in Geltung befindlichen Ausschlußsätzen ein Tarif schon vor der Einführung der Elberfelder Armenordnung bestand und innerhalb des jetzigen Systems mit bester Wirkung noch fortbesteht; der Name Ausschlußsatz bedeutet, daß damit eine Grenze, über die nicht hinausgegangen werden darf, gesetzt wird, ein Hinausgehen darüber ist nur mit Genehmigung der Verwaltung zulässig; wesentlich ist stets die persönliche Untersuchung des Armenpflegers über den Nothfall, sie muß auch wiederholt werden, um stets etwaige Veränderungen festzustellen; der Gründer des Elberfelder Systems, v. d. Heydt, glaubte zunächst ohne die Ausschlußsätze auskommen zu können, überzeugte sich aber nach zwei Jahren von dem Fehlerhaften dieser Ansicht und führte die Ausschlußsätze wieder ein; seitdem sind sie mit dem günstigsten Erfolg fortgesetzt in Wirksamkeit, wie durch Mittheilung praktischer Erfahrungen noch näher belegt wird. Stadtrath Knops (Siegen) ist gleicherweise im allgemeinen mit dem Vorgetragenen einverstanden, hält es aber für richtiger, wenn die Einnahmen aus privater Wohlthätigkeit überhaupt nicht und die Alters- und Invalidenrenten nicht ganz, sondern nur zur Hälfte in Anrechnung gebracht werden, da die Hälfte der Beiträge für die Renten von dem Empfänger selbst einzuzahlen gewesen ist. Bezüglich der Anrechnung der Einnahmen aus privater Wohlthätigkeit tritt dem der Beigeordnete Zimmermann (Köln) bei, wenn auch in einer etwas modifizirten Weise und bringt die von ihm vertretene und näher motivirte Ansicht in folgendem Abänderungsantrage des letzten Satzes der vorgeschlagenen Thesen zum Ausdruck: „Leistungen der Privatwohlthätigkeit sind unter der gleichen Voraussetzung zwar nicht schlechterhin anzurechnen, jedoch nach billigem Ermessen zu berücksichtigen, soweit sie die Aufbesserung der allgemeinen Lebenshaltung zum Gegenstand haben." Stadtrathssekretär Dr. Bischoff (Graz) vermißt eine spezielle Festsetzung des Verhältnisses von Lohnhöhe und Existenzminimum zu einander, welche nur im allgemeinen gegeben, und macht unter Anführung einiger Beispiele auf das Bedenkliche, auch sämmtliche Einnahmen der Familienangehörigen ohne weiteres anzurechnen, aufmerksam; bezüglich der Anrechnung der Einnahmen aus der privaten Wohlthätigkeit stimmt er Zimmermann zu und hebt schließlich noch die Vorzüge des Tarifs auch nach den damit in Graz gemachten zwar kurzen, aber sehr günstigen Erfahrungen hervor. Andrerseits glaubt der Pastor Höpfner (Hannover) doch dem Tarif eine so große Bedeutung, wie von den Vorrednern geschehen, nicht beilegen zu können, weil die Gegenrechnung in der Regel nicht so genau und gut aufzustellen sei und daher das Ermessen der Armenpfleger doch vielfach die Entscheidung treffen müsse; die Einnahmen aus der Privatwohlthätigkeit müßten nach dem Zimmermann'schen Vorschlag in Anrechnung gebracht werden. Im letzteren Sinn äußert sich auch der Senator Grote (Hannover), dafür auf den Sinn des Unterstützungswohnsitz-Gesetzes Bezug nehmend. Stadtrath Dr. Münsterberg (Berlin) hebt die große prinzipielle Bedeutung der Anrechnung der Leistungen der Sozialgesetzgebung hervor; unumgängliche Voraussetzung einer solchen müsse aber immer sein, daß ausgiebige Unterstützungen nach richtiger Abmessung gewährt werden, was wieder ein sehr eingeübtes und gut geschultes Armenpflegerpersonal erforderlich mache; daß diese Voraussetzung auch gewollt sei bei Annahme der Thesen, glaube er noch besonders konstatiren zu sollen. Nachdem Referent und Korreferent sich noch in einem kurzen Schlußwort geäußert, wurden die Leitsätze mit Ausnahme des letzten Satzes, welcher gemäß dem Antrag Zimmermann (Köln) nach Mehrheitsbeschluß umgestaltet wurde, von der Versammlung gutgeheißen.

Bezüglich des letzten Verhandlungsgegenstandes, Zufluchtsstätten für weibliche Personen, hatte der Beigeordnete Aders (Elberfeld) bereits einen gedruckt vorliegenden Bericht erstattet, in welchem er namentlich das Elberfeld-Barmer Zufluchtshaus und das Frauenheim zur Himmelsthür bei Hildesheim nach ihrer speziellen Einrichtung zur Darstellung brachte, dabei auch auf die Erfolge und die ungemein segensreiche Wirkung hinweisend. Der mündliche Vortrag schließt sich im Ganzen daran an. Eine weitere Verhandlung wurde an diesen Schlußvortrag nicht geknüpft. Nach Vornahme der erforderlichen Wahlen und Besprechung über Ort und Zeit der nächsten Jahresversammlung schloß der Vorsitzende Beigeordneter Seyffardt (Krefeld) mit einem kurzen Ueberblick über den Verlauf der Verhandlungen und mit Dankesworten für alle Förderer derselben und besonders für die Stadt Nürnberg die 18. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

* **Freiberg i. S.** Der Landrichter Just ist zum Bergamtsrath und Professor des Bergrechts, sowie der allgemeinen Rechtskunde an der hiesigen Bergakademie ernannt worden.

* **Marburg i. H.** Der bisherige Privatdozent Dr. Leonhard in Göttingen ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Basel.** Der außerordentliche Professor für Geschichte an der hiesigen Hochschule, Dr. Heinrich Boos, ist zum ordentlichen Professor befördert worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Am 21. Sept. feierte Prof. Dr. H. van Kaagler das Jubiläum seiner 25jährigen Lehrthätigkeit als Professor der Medizin an der Universität Groningen. Da er ein persönliches Geschenk ablehnte, so floß die Geldsumme, welche zu diesem Zweck gesammelt worden war, auf seinen Wunsch in die Kasse des „Niederländischen Vereins zur Gründung von Volkssanatorien für Lungen-

leidende". Dieser Verein, welcher sich im Laufe des Jahres gebildet und einen Aufruf an das niederländische Volk erlassen hatte, hat kürzlich eine ganz außerordentliche Förderung erhalten. Die **Regentin** hat bei der Thronbesteigung ihrer Tochter dem niederländischen Volk einen besonderen Beweis ihrer Fürsorge und Liebe geben wollen. Sie that dies, indem sie dem genannten Verein eines ihrer Schlösser überließ, das nun zu einem **Volkssanatorium** eingerichtet wird. — Die königliche Bibliothek und das königliche Münzenkabinet im **Haag** werden Anfang Oktober von ihrer reichen **Sammlung von Schriften, Briefen, Medaillen** u. s. w. über die **Geschichte des Hauses Oranien** eine besondere Ausstellung veranstalten. Sie enthält vielerlei kostbare Exemplare, z. B. das Gebetbuch des Joh. von Nassau und seiner Gemahlin Maria von Loon aus dem 15. Jahrhundert, das Wappenbuch des Goldenen Vließes, das Wilhelm dem Schweiger gehörte, Pamphlete von Marnix van St. Aldegonde, viele schön verzierte niederländische Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert u. s. w. Zu gleicher Zeit wird ein spezieller Katalog davon erscheinen. — Deutsche Schulmänner machen wir auf das **Niederländische Schulmuseum** (Direktor: G. B. Lalleman) in Amsterdam aufmerksam, welches, wie der letzte Jahresbericht zeigt, stets größere Bedeutung gewinnt. Es enthält in erster Linie eine permanente Ausstellung aller in den Niederlanden gebräuchlichen Lehrmittel, erstrebt aber auch Wichtiges aus dem Ausland zu erlangen. In der letzten Zeit begann man auch eine vollständige **Sammlung ausländischer Schulgesetze** anzulegen. Durch die Vermittlung des Ministers des Innern empfing man bereits die einschlägigen Schriften ꝛc. aus England, Schottland, Irland, Frankreich, Belgien, Oesterreich, Ungarn, Sachsen, Württemberg, Bayern, Sachsen-Weimar und Transvaal. — Dieselbe Angelegenheit, welche vorigen Monat den niederländischen Buchhändlerverein beschäftigte und erregte, stand auch kürzlich als Hauptpunkt auf der Tagesordnung bei der Jahresversammlung des „**Niederländischen Verlegerbundes**", nämlich: „Der Vorstand des Bundes wird beauftragt, mit der niederländischen Regierung in Verbindung zu treten, um den **Anschluß der Niederlande** an die Union internationale pour la protection des oeuvres littéraires et artistiques zu erreichen. In der Motivirung dazu heißt es: „Die Mehrheit des Vorstandes, welche die Rechtsfrage dahingestellt sein läßt, glaubt, daß der Anschluß aus praktischen Gründen sich täglich mehr und mehr als eine Nothwendigkeit herausstellt. Da viele niederländische Verleger doch den ausländischen Verlegern das Prioritätsrecht bezahlen, so ist es für sie eine große Schädigung, wenn Zeitungen anderer Verleger Erzählungen ꝛc. veröffentlichen, für welche sie bereits das Prioritätsrecht vom Verfasser, sowie das Uebersetzungsrecht vom Vereine erworben haben. Da dieses Recht nicht gewährleistet werden kann, so ist der Anschluß an die Berner Konvention das Mittel, um gleiches Recht für Alle zu erlangen. Die Versammlung nahm diesen Antrag an; ob er wirklich praktische Folgen haben wird, steht noch in weitem Felde.

* In **St. Gallen** tagte, wie der Berner „Bund" meldet, am 30. September und 1. Oktober eine **Konferenz** zur Berathung von Maßnahmen für die **Erhaltung werthvoller alter Handschriften**. Der von dem Präfekten der vatikanischen Bibliothek in Rom, P. Ehrle, dazu ergangenen Aufforderung war eine Anzahl von Bibliothekaren und Museumsdirektoren aus allen Ländern Europa's gefolgt. Es befanden sich unter ihnen: Prof. Theodor Mommsen aus Berlin; Dr. v. Lautmann, Direktor der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München; Nicholson, Oberbibliothekar in Oxford; Chatelain, Vorstand der Bibliothek der Sorbonne in Paris; Ritter v. Zeißberg, Direktor der Hofbibliothek in Wien; Dr. Fejerpataky, Direktor der ungarischen Landesbibliothek in Budapest, und Andere. Aus der Schweiz nahmen an der Konferenz theil: Dr. C. C. Bernoulli, Oberbibliothekar in Basel; Dr. Escher, Stadtbibliothekar in Zürich; Dr. J. Bernoulli, Direktor der eidgenössischen Zentralbibliothek in Bern, und Dr. Fäh, Stiftsbibliothekar in St. Gallen. In ihren drei Sitzungen beschäftigte sich die Konferenz mit der Frage, wie die alten Handschriften vor ihrem Untergang gerettet werden könnten. Allgemein betonte man die Nothwendigkeit, die am meisten gefährdeten Handschriften der Nachwelt durch photographische Reproduktion zu erhalten. Am Sonntag waren die werthvollsten Handschriften der St. Gallischen Stiftsbibliothek ausgestellt, darunter ein Virgil aus dem 3. Jahrhundert.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Reichs-Medizinal-Kalender 1899. Hggb. von Prof. Dr. Eulenburg und Dr. Jul. Schwalbe. Ausgabe A. Leipzig, Georg Thiem 1898. — **Karl Barthel**: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 10. Aufl. Neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. 2. Lfg. Gütersloh, C. Bertelsmann 1898. — Dr. O. Lang: Wie wächst Erz? — Dr. **Karl Kappe**: Wesen und Bedeutung der graphischen Künste für den Illustrations- und Kartendruck. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 299 u. 300.) Hamburg, Verlag vorm. J. F. Richter 1898. — **Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.** Hggb. von Dr. Frhr. v. Danckelman. XI. Bd. 3. Heft. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 10. Oktober. Nummer 229.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Englische Volksbibliotheken.

Von Dr. Ernst Schultze.

I.

Es gibt kaum etwas Interessanteres als die Geschichte des englischen Bildungs- und Erziehungswesens. Noch vor 100 Jahren konnte man von einem solchen kaum sprechen, es gab eigentlich nur einige höhere Schulen, während heutzutage das Erziehungs- und Unterrichtswesen jenseits des Kanals eines der ausgebildetsten darstellt. Zwar läßt sich das eigentliche Schulwesen Englands auch heute noch nicht mit dem Deutschlands vergleichen; dafür hat man aber in England eine Reihe von Einrichtungen, die der Bildung der Erwachsenen dienen und mit denen nun die bei uns bisher geschaffenen Veranstaltungen, die denselben Zweck fördern, noch keinen Vergleich aushalten können.

Ich glaube, daß diese Erscheinung auf zwei Faktoren zurückzuführen ist: auf die allgemein verbreitete Ueberzeugung, daß der Mensch, wie es in dem Motto einer der größten englischen Volksbildungsgesellschaften heißt, „das Wissen braucht nicht als ein Mittel zum Lebensunterhalt, sondern als eine Lebensbedingung", und auf die in keinem anderen Lande so stark wie in England ausgebildete Abneigung der Oeffentlichkeit, den Staat in die Angelegenheiten des Einzelnen eingreifen zu lassen. Man hat sich in England auf das Aeußerste gesträubt, den Staat mit dem Bildungs- und Erziehungswesen — oder, wie es der Engländer kurz nennt: Education — in Verbindung treten zu lassen. Im Jahre 1833 wurde er zum ersten Mal zugunsten des Volksschulunterrichts (Elementary oder Primary Education) in Anspruch genommen und bewilligte bald darauf zu seiner Förderung die erste Summe im Betrage von 20,000 Pfd. St. In den nächsten Jahren wurde diese Summe beständig erhöht, anfangs unter heftiger Opposition einer ganzen Reihe von Abgeordneten, die fast zu glauben schienen, daß ihre persönliche Freiheit durch diese unerhörten Maßnahmen gefährdet würde. Macauly hat einmal in seiner Eigenschaft als Parlamentsmitglied im Unterhause (am 19. April 1847) eine ausgezeichnete Rede gehalten, in der er schlagend nachweist, daß, wenn der Staat kein anderes Recht hätte, er zum mindesten das für sich in Anspruch nehmen müßte, die Kinder seiner Bürger nicht wie die Wilden aufwachsen zu lassen, um sie nicht durch ihren gänzlichen Mangel an Kenntnissen und Lebensart dem Elend und dem Verbrechen in die Arme zu treiben. Hatte doch (etwa zu Ende des vorigen Jahrhunderts) schon Dr. Johnson erklärt, daß Jeder, der wissentlich die Unwissenheit anwachsen lasse, an allen üblen Folgen, die daraus entsprängen, mitschuldig sei: er gleiche demjenigen, der auf einem Leuchtthurm die Lichter auslösche. Im Jahre 1870 ist dann der für das Volksschulwesen in England grundlegende Elementary Education Act geschaffen worden, der einen ungeheuren Fortschritt bedeutet, weil er das Chaos des englischen Schulwesens doch in etwas vermindert hat und jedem Kinde einen angemessenen Unterricht zusichert.

In der ganz richtigen Erkenntniß, daß die durch die Volksschulen vermittelte Bildung nicht ausreichen könne, um den Einzelnen auf seinem Lebenswege sicher zu geleiten, hat man nun in England seit etwa einem halben Jahrhundert Einrichtungen geschaffen, die jedem Erwachsenen die Möglichkeit gewähren sollen, sich in geeigneter Weise weiterzubilden. In Deutschland ist man leider noch nicht überall zu der Erkenntniß gekommen, daß die Bildung, die die Volksschulen dem Volke vermitteln, so gut wie zwecklos ist, wenn ihm später keine Gelegenheit geboten wird, diese Bildung zu üben, zu erweitern und zu bethätigen.

Das wichtigste unter den Bildungsmitteln für Erwachsene in England sind nun die trefflichen Volksbibliotheken (public libraries), die dort seit ihrer Entstehung eine solche Ausdehnung gewonnen haben und so sicher im öffentlichen Bewußtsein fundirt sind, daß sie dem englischen Bildungsleben einen seiner charakteristischsten Züge aufprägen. Man hat ja jetzt bereits in den meisten Kulturstaaten Volksbibliotheken, nirgends aber sind sie so gut ausgebaut, nirgends besitzen sie einen solchen Umfang wie in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In den wesentlichen Grundzügen ihrer technischen Einrichtungen und ihrer Wirksamkeit gleich, beruhen sie doch in England auf einer so eigenthümlichen finanziellen und gesetzgeberischen Basis, daß sie auch von den amerikanischen public libraries erhebliche Unterschiede darbieten; die englischen Bibliothekare betonen das auch bei jeder Gelegenheit. Ueberhaupt lassen sich ja die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten mit denen anderer Länder nur sehr schwer vergleichen. Ich will nun im Nachstehenden versuchen, eine kurze Schilderung der englischen Volksbibliotheken, die ich auf einer zu diesem Zwecke unternommenen Studienreise in diesem Sommer kennen zu lernen suchte, und die uns in Deutschland in vieler Beziehung zum Vorbild dienen können, zu entwerfen.

Es ist interessant, daß die Geschichte der englischen Volksbibliotheken auf einen Ansporn zurückzuführen ist, der einigen Freunden der Volksbildung in England durch die Verhältnisse fremder Länder gegeben wurde. Mr. Edward Edwards hatte gegen Ende der 40er Jahre in verschiedenen Zeitschriften einige Artikel über öffentliche Bibliotheken in London und Paris veröffentlicht, die einem der eifrigsten Vorkämpfer der Volksbildung im englischen Parlament, dem verdienten William Ewart, im Jahre 1849 die Veranlassung gaben, im Unterhause die Einsetzung eines besonderen Komitees zum Zwecke der Untersuchung der Verhältnisse der Volksbibliotheken zu beantragen. Der Bericht dieser Kommission erschien am 23. Juli 1849 und stellte fest, daß, während auf dem Festlande im Ganzen etwa 250 öffentliche Bibliotheken existirten, die „dem Armen wie dem

Reichen, dem Ausländer wie dem Eingeborenen" leicht zugänglich wären, nur eine in gleicher Weise zugängliche free library in Großbritannien bestände: die von Humphrey Chetham in Manchester gegründete Bibliothek. Ferner stellt der Bericht fest, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika England in der Errichtung von Volksbibliotheken bereits zuvorgekommen seien, indem sie bereits mehr als hundert meist dem gesammten Publikum geöffnete Bibliotheken geschaffen hätten.

Dieser Bericht gab William Ewart Veranlassung, am 14. Febr. 1850 ein Gesetz einzubringen, das den Stadtverwaltungen die Möglichkeit geben sollte, Volksbibliotheken und Museen einzurichten. Er betonte in der Begründung dieses Gesetzes, daß mit Ausnahme der erwähnten Bibliothek in Manchester in keiner der großen Industriestädte Englands eine öffentliche Bibliothek bestände, während in Amiens, Rouen, Lyon, Marseilles und anderen französischen Städten die arbeitenden Klassen in großer Zahl die dort eingerichteten Volksbibliotheken besuchten; auch berief er sich auf das Beispiel der Vereinigten Staaten. Dieses Gesetz ging in sämmtlichen Lesungen (übrigens mit nicht allzu großer Majorität) durch und erhielt bereits am 14. August desselben Jahres — man beachte die Schnelligkeit, mit der diese Gesetzgebung arbeitete — die königliche Zustimmung.

Aus den interessanten Diskussionen, zu denen dasselbe Veranlassung gab, will ich nur die Gründe des Abgeordneten Brotherton erwähnen, eines warmen Fürsprechers desselben. Er führte an, daß jährlich etwa 2,000,000 Pfd. St. für die Bestrafung von Verbrechen (Unterhaltung von Gefängnissen u. s. w.) ausgegeben werden, daß man also wohl den Gemeinden ohne weiteres gestatten könne, auf das Pfund gezahlter Steuern einen halben Penny — das war das Höchstmaß der durch das Ewart'sche Gesetz vorgesehenen Kommunalsteuer — zur Einrichtung und Unterhaltung von Volksbibliotheken zu erheben, die doch sicherlich dem Verbrechen direkt entgegenarbeiten würden, so daß die Annahme des Gesetzes nicht nur eine ungeheure moralische Wohlthat bedeuten, sondern auch auf die Dauer ökonomisch sehr günstig wirken würde. Brotherthon bedauerte es dann lebhaft, daß die Vertreter der Universitäten sich so eifrig an der Opposition gegen das Gesetz, das doch die Verbreitung von Wissen und Bildung befördern wolle, betheiligt hätten. Diese Erscheinung steht nicht vereinzelt da; man trifft sie in diesem Jahrhundert fast allenthalben, wo zuerst eine Erweiterung der Volksbildung geplant wird, bis dann bald die anfängliche Opposition der Universitäten und der Gelehrten überhaupt in eine ebenso eifrige Beförderung der Bildung breiterer Volksmassen umschlägt. Gerade die englischen Universitäten zeigen ja diese Entwicklung in ganz hervorragender Weise; ich brauche nur an die University Extension-Bewegung zu erinnern, die anfangs an den altehrwürdigen Stätten englischer Wissenschaft Oxford und Cambridge keine rechten Anhänger finden wollte, während jetzt die Vorlesungen für alle Stände und auch außerhalb der Universitätsstädte selbst einen integrirenden Bestandtheil der Thätigkeit dieser Universitäten bilden. Die deutschen Universitäten und die deutschen Gelehrten stehen, soweit sich dies beurtheilen läßt, heute noch mitten in dieser Entwicklung.

Die Ewart-Bill, wie sie allgemein genannt wird, bestimmte nach ihrer ursprünglichen Fassung, daß der Bürgermeister (Mayor) einer jeden über 5000 Einwohner zählenden Stadt Englands, wenn die Stadtverordnetenversammlung es verlangte, eine Abstimmung der steuerzahlenden Bürger vornehmen mußte, ob man diese besondere Bibliotheksteuer von einem halben Penny auf das Pfund gezahlter Steuer erheben sollte oder nicht; zur Annahme war Zweidrittelmajorität erforderlich. Drei Jahre später wurde dieses Gesetz auch auf Schottland und Irland ausgedehnt, und für Schottland bereits im Jahre 1854 dahin abgeändert, daß der Höchstbetrag nicht ein halber, sondern ein ganzer Penny in dem angegebenen Verhältnisse sein sollte. Als Ewart im selben Jahre dieselbe Erhöhung der Steuer für England durchzusetzen suchte, wurde sein Antrag im Parlament mit drei Stimmen Mehrheit abgelehnt, während für Irland diese Erhöhung im Jahre 1855 ohne Schwierigkeiten durchgesetzt wurde. Kurz vorher war vom Parlament die Erlaubniß ertheilt worden, die Bibliotheksteuer auch zum Halten von Zeitungen und zur Einrichtung von Lesesälen zu benutzen.

Kaum zwei Monate waren seit der Annahme der ersten Ewart-Bill verflossen, als die Stadt Norwich ihre Bestimmungen mit 150 gegen 7 Stimmen annahm. Im folgenden Jahre fanden ähnliche Abstimmungen in Winchester, Exter und Sheffield statt, die in Winchester zur Annahme, in den beiden anderen Städten zur vorläufigen Verwerfung der half penny-rate (halb Pennysteuer) führten — beide nahmen sie jedoch kurz darauf an. Im Jahre 1852 wurde sie in Birmingham, Bolton, Manchester und Oxford angenommen, und auch Liverpool trat (durch ein besonderes Lokalgesetz) in die Reihe der Städte mit Volksbibliotheken ein. In den nächsten Jahren nahm dann die Zahl der betreffenden Städte immer mehr zu, die Opposition dagegen wurde immer geringer, und heute ist von ihr in ganz England sehr wenig mehr zu spüren.

Die erste public library, die unter den Bestimmungen der Ewart-Bill eröffnet wurde, war die von Manchester. Unter lebhafter Antheilnahme der gesammten Bevölkerung und der ganzen Presse fanden die Eröffnungsfeierlichkeiten am 2. Sept. 1852 statt. Aus den vielen bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden (der Eröffnung wohnten u. A. Charles Dickens, Thackeray und Bulwer Lytton bei) seien nur einige Worte aus der Rede Bulwers angeführt: „Bildung ist," sagte er, „richtig betrachtet, das Werk eines ganzen Lebens, und die Bibliotheken sind die Schulen der erwachsenen Leute. Es hat auf mich einen rührenden Eindruck gemacht, als ich in der Bibliothek in Peel Park so viele intelligente junge Gesichter mit einem solchen Ernst und einer solchen Aufmerksamkeit über die Bücher gebeugt sah, und als ich fühlte, welch eine gesunde Anregung die alten englischen Erregungsmittel des Bierpalastes und der Destillation ersetzt hat." Auch ein Professor der Universität Cambridge wohnte der Feierlichkeit bei; es hat fast den Anschein, als wäre es das Bestreben der letzteren gewesen, die der Volksbildung feindliche Haltung der Universitätsvertreter im Parlament, von der oben die Rede war, wieder gut zu machen. Sir James Stephen, Professor der modernen Geschichte in Cambridge, führt aus: „Wenn ich in der Mitte meiner Umgebung Ihrer Einladung nicht gefolgt wäre, hieher zu kommen und durch meine Gegenwart, soweit ich es kann, das tiefe Interesse zu zeigen, das die Lehrer der Jugend in Cambridge an der moralischen und intellektuellen Wohlfahrt dieser großen Stadt nehmen, so hätte ich nicht gewußt, wie ich vor mir selbst die Ueberlegenheit meiner zufälligen Stellung rechtfertigen könnte, und ich hätte in einer der dankbarsten Pflichten, die ich meiner Universität schulde, gefehlt." Die public library in Manchester zählte bereits am Ende des ersten Jahres 23,000 Bände, die während dieses Zeitraums 138,000 Entlehnungen erzielten, so daß jeder Band durchschnittlich mindestens sechsmal benutzt worden war. Ihr erster Bibliothekar war der erwähnte Edward Edwards, der früher am Britischen Museum thätig gewesen war. Manchester hat bis jetzt immer in der ersten Reihe der englischen Volksbibliotheken gestanden und außerordentlich schöne Resultate erzielt. Besonders verdient auch hervorgehoben zu werden (eine Erscheinung, die man

auch bei den übrigen public libraries in ähnlicher Weise findet), daß nur ganz außerordentlich wenig Bücher verloren gehen: das Verhältniß beträgt jetzt 1 Band auf etwa 13,000 Verleihungen. Das ist ganz bedeutend weniger als an irgend einer der großen wissenschaftlichen Bibliotheken Englands oder Deutschlands.

Nachdem im Jahre 1853 Blackburn, Sheffield, Cambridge und Ipswich die Ewart-Bill angenommen hatten, folgten in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von anderen englischen Städten. Die erste schottische Stadt, die die Bill annahm, war Airdrie im Jahre 1853. Als zweite folgte Dundee — aber erst volle 13 Jahre später. Ueberhaupt ist das Vordringen der Bibliotheksbewegung in Schottland sehr mühevoll und langsam gewesen. Das liegt nicht nur daran, daß die Bevölkerung dieses Landes über sehr weite Gebiete zerstreut ist, ohne viele Mittelpunkte zu besitzen (man erinnere sich auch, daß Schottland nur 4 Millionen Einwohner hat, während allein London mit seinen Vorstädten 6 Millionen zählt) — vielmehr ist wohl der Haupthinderungsgrund die unglaubliche, nennen wir es einmal „Sparsamkeit" des Schotten, der jeden Penny zweimal umdreht, ehe er ihn ausgibt — außer wenn es für einen Whisky ist. Selbst die beiden größten Städte Schottlands, Edinburg und Glasgow, spielen in der Geschichte der großbritannischen Volksbibliotheken eine recht unrühmliche Rolle: Glasgow besitzt noch jetzt keine städtische Volksbibliothek, und in Edinburg stieß der Plan auf Errichtung einer solchen zweimal auf so große Schwierigkeiten, daß er das dritte Mal vielleicht nur dadurch zur Verwirklichung gelangte, daß ein reicher Schotte, der für Volksbibliotheken ein hervorragendes Interesse hat, der Stadt eine enorme Summe zur Errichtung eines Bibliotheksgebäudes schenkte.

Um sich von der Hartnäckigkeit der Schotten und den Mitteln, mit denen die Opposition arbeitete, einen Begriff machen zu können, sei die Geschichte der Edinburger Bibliotheksbewegung hier ganz kurz erzählt.

Freunde der Volksbibliotheken hatten im Jahre 1867 alles vorbereitet, um den Steuerzahlern den Antrag auf Annahme der Ewart-Bill zu unterbreiten; unter ihnen befand sich eine große Zahl der angesehensten und einflußreichsten Bürger der Stadt. Aber auch die Feinde regten sich und organisirten sich — vielleicht besser als die Anhänger der Sache. Die große Versammlung, in der über die Annahme oder Verwerfung der Bill entschieden werden sollte, fand am 18. Mai 1868 statt. Vom ersten Augenblick an war klar, daß die Gegner des Plans von dem Saale Besitz ergriffen hatten. Als die Namen der Männer, die den Aufruf unterschrieben hatten, verlesen wurden, erhob sich ein solches Geheul und ein solcher Lärm, daß es dem Vorsitzenden trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, die Ruhe wieder herzustellen. Die Gegner wollten eben von Argumenten keinen Gebrauch machen — vielleicht hatten sie auch keine — und beschränkten sich darauf, durch möglichst großen Lärm jede Diskussion zu verhindern. Man mußte sich schließlich damit begnügen, die Abstimmung vorzunehmen, und diese ergab gegen die Gründung der Bibliothek 1106 Stimmen, dafür nur 71. „Eine schimpflichere Versammlung ist selten in Edinburg abgehalten worden," bemerkt angesichts dieser Vorgänge ein englischer Schriftsteller.

Man ließ 13 Jahre ins Land gehen, ehe man einen neuen Versuch in der gleichen Richtung unternahm. In dieser Zeit hatte eine große Zahl von englischen Städten die Ewart-Bill angenommen, und man glaubte deßhalb eher auf einen Erfolg rechnen zu können, als im Jahre 1868. Die Freunde der Sache veranstalteten am 16. Januar 1881 eine große Volksversammlung, um die Oeffentlichkeit dafür zu interessiren, und diese Versammlung verlief bei weitem ruhiger als die entscheidende Versammlung 13 Jahre zuvor. Die Gegner wußten eben nur einen einzigen Grund vorzubringen, der sich zu einer Behandlung in einer längeren Rede vor einer großen Versammlung nicht recht eignete, weil er sich gar zu armselig ausgenommen hätte. Deßhalb wählte man, um ihn zur Kenntniß des großen Publikums zu bringen, einen anderen Weg, von dem man sich mehr Erfolg versprach. Man miethete nämlich mehrere „Sandwich-men", die durch die Straßen Edinburgs riesige Plakate tragen mußten, auf denen an Alle, die sie lesen wollten, die Mahnung gerichtet war:

„Steuerzahler! Fallt nicht auf diesen Volksbibliotheksmumpitz herein, sondern wahrt Euch gegen die Last von 6000 Pfund neuer Steuern. Schickt Eure Karten mit „Nein!" zurück."

Dieser Appell an das „Hosentascheneigenthum", wie Carlyle sagen würde, hatte Erfolg, denn von den 41,000 Männern, die ihre Stimme abzugeben hatten, schickten (die Abstimmung wurde diesmal auf Postkarten vorgenommen) 7600 ihr „Ja" und 15,700 ihr „Nein" — die übrigen enthielten sich der Abstimmung.

Daß dies ein ziemlich hoffnungsloses Resultat war, konnten sich die Anhänger der public libraries nicht verhehlen, wenngleich es ja bereits bei weitem günstiger war, als der Versuch des Jahres 1868. Wer weiß aber, wann Edinburg nun wirklich eine große Volksbibliothek bekommen hätte, wenn nicht Andrew Carnegie durch die Darbietung einer größeren Geldsumme wirksam nachgeholfen hätte. Carnegie ist ein geborener Schotte; als er 10 Jahre alt war, siedelten seine Eltern nach Pittsburg in den Vereinigten Staaten (Pennsylvania) über, wo er sich von den kleinsten Anfängen auf so energisch emporarbeitete, daß er jetzt die ausgedehntesten Eisen- und Stahlwerke besitzt, die je in der ganzen Welt von einem einzelnen Menschen geleitet worden sind.

Carnegie weiß es aus eigener Erfahrung, wie bitter es thut, wenn man so gern etwas lesen möchte, aber nichts hat. Er erzählt von sich in seiner, ja auch dem deutschen Publikum bekannten kleinen Schrift über die Pflichten des Reichthums: „Als ich ein Knabe war, öffnete Colonel Anderson of Allegheny — ein Name, den ich nie ohne das Gefühl der tiefsten Dankbarkeit aussprechen kann — in Pittsburg seine kleine Bibliothek von 400 Bänden uns Knaben. Jeden Sonnabend-Nachmittag war er selbst damit beschäftigt, die Bücher umzutauschen. Niemand, der es nicht selbst gefühlt hat, kann sich kaum die unsägliche Sehnsucht denken, mit der wir das Erscheinen des Sonnabends erwarteten, an dem wir ein neues Buch haben konnten.... Damals, als ich in diesen Schätzen schwelgte, war es, daß ich beschloß, wenn ich jemals zu Reichthum gelangen sollte, ihn dazu zu verwenden, Freibibliotheken zu errichten, damit auch andere arme Jungen in eine ähnlich glückliche Lage versetzt würden, wie die es war, für die wir diesem edlen Manne unsern Dank schulden." Carnegie hat diesen Vorsatz gehalten. Er hat eine ganze Reihe von Volksbibliotheken in Nordamerika und Schottland ins Leben gerufen; allein für schottische Volksbibliotheken hat er etwa 78,000 Pfd. St. (d. h. etwa $1^1/_2$ Mill. M.) geschenkt.

Mehr als die Hälfte dieser Summe entfällt nun auf eine großartige Schenkung, die er der Hauptstadt seines Vaterlandes, Edinburg, im Jahre 1886 machte. Er setzte nämlich 25,000 Pfd. St. für die Errichtung eines Volksbibliotheksgebäudes unter der Bedingung aus, daß die Stadt die Bibliotheksakte annähme. Aber schon wenige Tage, nachdem dieser Brief in Edinburg eingetroffen war, telegraphirte Carnegie: „Glaube 50,000 nothwendig, um Edinburg Bibliothek zu geben, wie es sie braucht; erhöhen sie

meinen Antrag auf 50,000." Dieses Eingreifen des „Eisenkönigs", wie Carnegie häufig genannt wird, gab der Waage der Volksgunst endlich den entscheidenden Ausschlag nach der gewünschten Seite. 50,000 Pfd. St. (1 Mill. M.) sind nicht eine Kleinigkeit, die sich die Bürger einer Stadt so leicht entgehen ließen. Diesmal war das Resultat derartig, daß unter der ganzen, mehrere tausend Köpfe zählenden Versammlung, die über den Vorschlag abzustimmen hatte, sich nur 20 Leute fanden, die ihre Hand dagegen erhoben, aber sofort unter allgemeinem Gelächter verblüfft den Saal verließen.

Auch in anderen Städten stieß die Annahme der Ewart-Bill auf größere oder geringere Schwierigkeiten. Namentlich die verschiedenen Bezirke Londons zeichneten sich durch wiederholte Ablehnungen derselben aus; die erste Ablehnung erfolgte dort am 5. November 1855. 1856 war innerhalb Londons die erste Annahme der Bill zu verzeichnen (durch zwei kleine Gemeinden in Westminster) — dann folgt eine lange Reihe von Ablehnungen über Ablehnungen, bis im Jahre 1883 Wandsworth die Errichtung einer public library beschloß. Dann haben immer mehr Bezirke das Versäumte nachzuholen gesucht, und heute haben von den 82 parishes Londons 51 die Bibliotheksakte angenommen.

In den meisten anderen Städten, die diese einmal verworfen hatten, ist man nicht so hartnäckig darin gewesen, eine Ablehnung der anderen folgen zu lassen; vielmehr haben sich diese Ablehnungen sehr oft schon bald hinterher in ihr Gegentheil verkehrt. In Cardiff z. B. wurde die Ewart-Bill im Jahre 1860 mit einer Stimme Mehrheit verworfen, aber schon im Jahre 1862 mit großer Mehrheit angenommen. In Nottingham, wo im Jahre 1867 die Gründung einer Volksbibliothek beschlossen wurde, ereignete sich der durchaus nicht seltene Fall, daß in der öffentlichen Versammlung nur ein Einziger gegen ihre Gründung stimmte — und daß dieser Gegner der Volksbibliothek einer ihrer ersten und eifrigsten Benutzer wurde. Mit was für Gründen von gewisser Seite gegen die Errichtung von public libraries geeifert wird, dafür möge als Beispiel die Thatsache angeführt werden, daß die „Liberty and Property Defense League", die namentlich in London ihr Wesen treibt, in einer ihrer Flugschriften, die dabei den Titel „Plea for Liberty" („Für die Freiheit!") führt, die Volksbibliotheken heftig bekämpft; in derselben Schrift wird dann aus denselben ultraindividualistischen Gründen die Einrichtung der staatlichen Post angegriffen. Auf der anderen Seite ist es nicht minder bemerkenswerth, daß die großen Gewerkvereine der englischen Arbeiter der Bibliotheksbewegung anhängen: so nahm der Trades-Union-Kongreß des Jahres 1884 eine Resolution zugunsten der free libraries an.

Die ursprüngliche Bibliotheksakte, die mehrfach erwähnte Ewart-Bill des Jahres 1850, ist im Laufe der Zeit durch mehrfache andere Parliament Acts ergänzt und vervollständigt worden. Ich kann hier natürlich nicht alle diese Gesetze und Amendements anführen; sie setzen oft eine genauere Kenntniß des englischen Bildungswesens voraus. Im ganzen sind es 23 verschiedene Gesetze u. s. w., die auf das deutlichste zeigen, welcher Eifer für die Ausgestaltung und Verbesserung der Volksbibliotheken in England herrscht. In den letzten 20—30 Jahren sind sie meist von Sir John Lubbock eingebracht worden, dem berühmten Naturforscher und Förderer des Volkswohls und der Volksbildung.

Einen gewissen Abschluß hat die englische Bibliotheksgesetzgebung durch die Annahme der Public Libraries Act vom 27. Juni 1892 gefunden, die außer einer Zusammenfassung der bis dahin geschaffenen Bestimmungen einige nicht unwesentliche Aenderungen und Verbesserungen enthält. Diese Public Libraries Act hat ihre Entstehung wesentlich der Library Association zu danken, einer bedeutenden und einflußreichen Körperschaft, die im Jahre 1877 im Anschluß an den ersten, in jenem Jahr zu London abgehaltenen internationalen Bibliothekarkongreß gegründet wurde; ich komme auf die Thätigkeit dieser Gesellschaft, die außer einer großen Anzahl von Bibliothekaren, Bibliotheks-Ausschußmitgliedern, Bibliotheksfreunden u. s. w. auch eine ganze Reihe von Buchhändlern, ja selbst Inhaber größerer Buchbindereigeschäfte u. s. w. zu ihren Mitgliedern zählt, nachher noch zurück.

Augenblicklich hat sich das geltende Bibliotheksrecht derart gestaltet, daß auf das Verlangen von mindestens zehn Steuerzahlern von dem Bürgermeister eine Abstimmung über die Annahme der Bibliothekssteuer ins Werk gesetzt werden muß; die einfache Majorität (anstatt der früheren Zweidrittel-Majorität) ist entscheidend. Wenn die Abstimmung ein negatives Resultat hat, darf sie frühestens nach Ablauf eines Jahres wiederholt werden. Die Steuer darf einen Penny auf je ein Pfund gezahlter Steuern (man erinnere sich, daß die Ewart-Bill nur einen Halfpenny vorgesehen hatte) nicht übersteigen. Das ist außerordentlich wenig, denn es ist nicht mehr als 0.4 Proz., und man kann sich deßhalb denken, daß nicht bloß die englischen Bibliothekare und Bibliotheksverwaltungen, sondern weitere Kreise der Oeffentlichkeit dieser Beschränkung abhold gegenüberstehen und die Grenze des Zulässigen weiter hinausgerückt wissen wollen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß in Anbetracht der großartigen Leistungen der englischen Volksbibliotheken und der Würdigung, die dieselben in allen, aber auch in allen Schichten der Bevölkerung finden, die Bibliothekssteuer schon in absehbarer Zeit eine höhere Normirung findet. Bis jetzt ist es den Gemeindeverwaltungen nur dann gestattet, eine höhere Steuer zu erheben, wenn ein besonderes Gesetz für den betreffenden Ort die Erlaubniß dazu gibt, oder wenn mit der public library noch andere der Volksbildung dienende Anstalten verbunden sind.

Doch bevor ich auf deren Besprechung eingehe, ist es angebracht, die Einrichtungen der englischen Volksbibliotheken selbst einer kurzen Beschreibung zu unterwerfen, zumal sie sich von den deutschen Anstalten nicht unwesentlich unterscheiden.

Gemeinsam ist den Anstalten beider Länder (ich will hier die englischen public libraries mit den Volksbibliotheken vergleichen, die in Deutschland noch bis zum Anfang dieses Jahrzehnts ganz allgemein üblich waren) eigentlich nur die kostenlose Benutzbarkeit für Jedermann, wofür meist eine nicht allzu schwer beizubringende Bürgschaft gefordert wird, und die Ausleihebibliothek. Gerade an diejenigen Einrichtungen aber, die den englischen Volksbibliotheken ihren kolossalen Erfolg verschafft haben, scheint man in Deutschland bis zu dem angegebenen Zeitpunkt gar nicht gedacht zu haben. Es ist das erstens das Offenstehen der Bibliothek den ganzen Tag über oder zum mindesten in den Abendstunden, zweitens die Einrichtung eines Lesesaals, in dem die Bücher an Ort und Stelle benutzt werden können, und drittens das Auslegen von Zeitungen und Zeitschriften ebenfalls in einem Lesesaal; dazu kommt dann viertens noch seit neuester Zeit die Schaffung von Filialen, die zum mindesten in jeder einigermaßen ausgedehnten Stadt die Zirkulation des Bücherbestands vermehren und erleichtern.

Es ist klar, daß bei einer solchen Ausdehnung der Aufgaben einer Volksbibliothek ein eigenes Gebäude fast ein unbedingtes Erforderniß ist. Natürlich haben nicht alle public libraries von Anfang an ein solches besessen; aber jetzt, nachdem die Bewegung schon längst aus den Kinderschuhen heraus ist, findet man in jeder auch noch so kleinen

Ortschaft, die die Bibliotheksteuer erhebt, die public library in einem eigenen, in den meisten Fällen recht geschmackvoll ausgestatteten Gebäude, wenn sie nicht etwa in einem Seitenflügel des Rathhauses (town hall) untergebracht ist. Nicht selten zählt die public library zu den schönsten Gebäuden des ganzen Ortes. Das gilt nicht nur von Großstädten — ich führe als Beispiel Liverpool an, wo die public library zusammen mit dem mit ihr in Verbindung stehenden Museum die eine Seite des größten Platzes der ganzen Stadt einnimmt und in der That ihre imposanteste Gebäudegruppe darstellt —, sondern auch von recht kleinen Städten. Häufig ist das allerdings erst durch großartige Schenkungen möglich geworden, so z. B. in Preston (etwa 110,000 Einwohner); ich habe selten ein schöneres öffentliches Gebäude gesehen, als die dortige Volksbibliothek, die zusammen mit einem Kunstmuseum in einem Gebäude untergebracht ist, das zwei Brüder Harris ihrer Vaterstadt zum Geschenk gemacht haben; es ist ein imposanter Bau im griechischen Stil, mit schönen Giebelskulpturen von Roscoe, der jeder Großstadt zur Zierde gereichen würde. Ich glaube, daß er sich mit den beiden schönsten Bibliotheksbauten Deutschlands, der Universitätsbibliothek in Leipzig und der städtischen Bibliothek in Köln, wohl messen kann — man bedenke aber, daß Leipzig etwa 300,000 und Köln etwa 350,000 Einwohner hat und daß zudem die erstgenannte Bibliothek eine staatliche Anstalt ist, ganz abgesehen von dem geringen Preis ihrer prachtvollen Baumaterialien.

Neue Gedichte von Gustav Renner.[1]

Als vor etwa drei Jahren Gustav Renner zuerst mit einem dünnen Bändchen Gedichte vor die Oeffentlichkeit trat, mußte es den Lesern fast wie ein Wunder erscheinen, daß ein Mann sich aus den drückendsten Lebensverhältnissen, die eine tiefere Bildung unsäglich erschweren, zu einer solchen geistigen und künstlerischen Höhe emporringen konnte, wie sie hier jeder Satz und jeder Vers bekundete. Welcher Ernst des rastlos-mühevollsten Strebens mußte sich da mit einer ungewöhnlich kräftigen Begabung verbunden haben, auf daß dieses Ziel erreicht werden konnte! Kein Zweifel, der Dichter verdiente die wärmste Theilnahme; denn die bisherige Stärke und Ausdauer seines sittlich-künstlerischen Eifers gab die Gewähr, daß er auch in besseren Tagen nicht erlahmen, nicht mit schwächeren Leistungen sich begnügen würde.

Daß diese Hoffnung keine trügerische war, beweist auch schon ein flüchtiger Blick in die neue Sammlung von Gedichten, die Renner vor wenigen Monaten uns beschert hat. Sie weist die alten Vorzüge des ersten Bändchens in unverminderter Fülle und Frische auf, daneben aber auch neue, zum Theil unerwartete. Vor allem ist der Dichter reicher und mannichfaltiger an Tönen geworden. Durch seine früheren Gesänge ging ein wilder Schmerzensschrei des Jammers, der Verzweiflung, des Ekels vor der Gemeinheit der Welt, der Anklage gegen die Gottheit, und vor der gellenden Schärfe dieses Rufes kamen die anderen Stimmen, die sich gelegentlich daneben schüchtern vernehmen ließen, nicht zur Geltung. Jetzt sind diese Stimmen zahlreicher und lauter geworden. Noch waltet zwar ein mitunter schwermüthiger Ernst auch in der neuen Sammlung vor, und humoristisch scherzende oder übermüthig jauchzende Klänge sind auch jetzt nicht zu hören; aber die düster grollende Stimmung ist doch meistens einer milderen, wehmüthigen Resignation gewichen, und neben ihr findet auch nicht allzu selten das Gefühl des Glücks, der Zufriedenheit, der Hoffnung einen frohen Ausdruck, wenn sich gleich bisweilen ein leises Bangen vor einem jähen Umschlag des Schicksals darein mischt. Ein Gedicht z. B. von solch sonniger Heiterkeit wie der Frühlingsgesang S. 30 war in dem ganzen ersten Bändchen nicht zu entdecken gewesen.

Aber auch an Formen und Weisen ist Renners Dichtung reicher geworden. Schwerwiegende Gedankenlyrik war mit geringen Ausnahmen alles, was jene erste Sammlung Bedeutendes und Eigenartiges enthalten hatte. Auch von den neuen Gedichten gehören viele derselben Gattung an; zu ihnen gesellen sich aber, fast ebenso zahlreich, einfachere Lieder, Stimmungsbilder aus der Natur und dem Leben, Balladen und selbst kleine oder größere Novellen in Versen. Meistens sind auch sie mit einem bedeutenden Gedankengehalt ausgestattet; mit der lyrischen Form wechselt aber häufig die epische. Und Renner bewährt sich in beiden als Meister. Sein dichterisches Auge sieht ebenso scharf die einander umwogenden und verdrängenden Erscheinungen der äußeren Natur wie die oft rätselhaft aus geheimnißvollen Tiefen aufsteigenden Regungen des menschlichen Herzens. Und wie er, selbst in leidenschaftlicher Ergriffenheit, rührend und überzeugend den Strom seiner Empfindungen und Ideen vor uns ergießt, so weiß er auch mit der Ruhe des unbetheiligten Erzählers Vorgänge der Natur, Ereignisse der Geschichte oder des heutigen Tages anschaulich und eindrucksvoll auszumalen, Menschen und Dinge bald mit nur wenigen scharf bezeichnenden Strichen, bald mit verschwenderischer Farbenpracht glaubwürdig und lebensvoll uns vor das Auge zu zaubern. Und seine Bilder aus der äußeren Welt wie aus dem inneren Leben der menschlichen Seele haben fast alle einen persönlich eigenartigen Reiz. Die Stimmungen, die Renner, sei es in epischer oder lyrischer Form, uns schildert, erscheinen uns neu und doch längst vertraut; der Dichter deutet uns Empfindungen und Vorstellungen, die oftmals schon geheimnißvoll in uns aufgestiegen sind, denen aber vor ihm noch kaum Jemand in der Poesie Worte verliehen hat. Wie treffend wahr spricht er das Gefühl aus, das den Schlaflosen in einsamer Nacht bang überschleicht! Wie richtig versteht er das unnennbare Ahnen, das edle Musik, in den dämmernden Abend hinaus klingend, im Herzen des Hörers zu erwecken vermag! Wie treu auf die sorgsamste Einzelbeobachtung ist dann wieder das Bild gegründet, das er von der Arbeit des Säemanns in aller Tagesfrühe oder vom Gesang der Nachtigall im Parkesdickicht während einer schwülen Gewitternacht entwirft! Welch dichterisches Leben gewinnen in seinem Munde die Gedanken, die der Anblick des unendlichen, bald von den Sonnenstrahlen überglänzten, bald vom Sturm gepeitschten Meeres in dem Betrachter erregt! Nur in der Welt des Hochgebirgs scheint er sich nicht so recht daheim zu fühlen. An großen Gedanken beim Anblick der majestätisch aufragenden Felswände, der Schneefelder und Gletscher fehlt es zwar dem Dichter durchaus nicht, aber an der rechten künstlerischen Kraft der Darstellung. Das erste, dem Preis der Gebirge gewidmete Gedicht leidet, wohl infolge der ungewohnten und schwierigen Terzinenform, an einer gewissen Steifheit, von der sonst bei Renner nichts zu spüren ist. Ein anderes Gedicht verwandten Inhalts (S. 23), ein Sonett, dessen äußere Form dem Verfasser keine Mühe machte, ist so ziemlich die schwächste Nummer des ganzen Bandes. Der Dichter bleibt hier in lauter äußerlichen Vergleichungen und Anspielungen stecken; aber die sinnlichen Bilder und Vorstellungen, die ihn bewegen, gewinnen nicht Leben und Gestalt, werden nicht zur künstlerischen Wirklichkeit: nur mit einem prosaischen „als ob“ oder „gleichwie“ verweist er wiederholt auf sie. „Als ob“ ist überhaupt ein Lieblingswort Renners, das unter Umständen seinem künstlerischen Ausdrucke gefährlich werden kann. Wirklich nachtheilig hat es sich bisher allerdings nur in diesem einen Fall erwiesen.

Unter den übrigen Gedichten der Sammlung dürfte sich schwerlich noch ein verfehlter Versuch aufweisen lassen. Namentlich die sinnliche Anschaulichkeit und die Bilderfülle der Darstellung ist wieder ungemein groß und eigenartig treffend. Wieder erscheint Alles, auch das Seelenlose, in der kühnsten Weise durch die Phantasie des Dichters belebt und personifizirt, wieder das Abstrakte klar versinnlicht. Statt ruhiger Schilderung erblicken wir Handlung und Bewegung überall, bis in die einzelnen Worte hinein: instinktiv, vielleicht unbewußt, hat Renner dieses Grund-

[1] Selbstverlag. Berlin 1898.

gesetz der Poesie befolgt, das seit Lessing und Herder unbestritten gilt. Dabei bleibt jede pedantische Aengstlichkeit und aufdringliche Absichtlichkeit seiner Kunst fern. Ohne daß die fortschreitende Bewegung der Gedanken dadurch verlangsamt oder das Moment der Handlung in der dichterischen Darstellung vermindert würde, stattet er seine Verse auch mit einem reichen, hie und da fast zu reichen Schatze von malenden Beiwörtern aus: und immer wieder von Strophe zu Strophe erscheint er dabei neu und unerschöpflich erfindungsreich. Selbst alte, oft gebrauchte Beiwörter bringt er in eine neue Verbindung, die ihre charakterisirende Kraft erhöht. Seine Bilder und Gleichnisse aber gehören ihm alle ganz zu eigen und erinnern nirgends an berühmte Muster in der älteren Poesie, und fast alle verblüffen geradezu durch ihre erstaunlich kühne Zeichnung und ihre üppig-frische, stets wechselnde Farbenpracht.

Mehr klingen einige Gedichte in freien Rhythmen nach ihrem Ideengehalt und allgemeinem künstlerischen Charakter an ältere Vorbilder an, besonders an Hölderlin, mit dessen Dichtungen schon die früheren Gesänge Renners eine gewisse Verwandtschaft zeigten. Von unfreier Nachahmung und selbst von bewußt absichtlicher Nachbildung ist aber auch hier nicht die Rede. Vielmehr wahrt sich Renner in ganz modernem Sinne manche bei jenen Vorgängern undenkbare, formale, metrische und ähnliche Freiheiten und unterscheidet sich auch da, wo er ihnen am nächsten zu kommen scheint, im Inhalt seiner Verse, in seinen Grundanschauungen und Zielen merklich genug von ihnen. Man vergleiche etwa die beiden großen Oden auf das Meer der Ewigkeit und auf den Allherrscher Tod, in denen die Darstellung des Unendlichen und Ueberweltlichen zu einem wahrhaft erhabenen Pathos führt, mit den älteren inhaltlich verwandten Dichtungen, an denen sich Renner allenfalls hätte begeistern können, und man wird alsbald seine ganze geistige und künstlerische Selbständigkeit erkennen.

Zu dem Besten, was die neue Sammlung seiner Gedichte enthält, gehören mehrere Balladen, die vorwiegend geschichtliche Stoffe behandeln, vortrefflich eingeleitet durch den ungemein charakteristischen Gesang thessalischer Zauberinnen an den Mond. Wie hier, so wählt Renner überhaupt gern Vorgänge, bei denen ein sagenhaftes legendenartiges Element in die geschichtliche Gewißheit hineinspielt, so z. B. wenn er das Rom der Kaiserzeit mit seiner schwelgerischen Sinnenlust und seinem frechen Hohn auf das doch siegreiche Christenthum darstellt oder eine Anekdote voll tiefen Sinnes aus dem Leben Michelangelo's erzählt. Die breite Ausführlichkeit des Vortrags in diesen Balladen wird wirksam abgelöst durch die sparsamste Kürze, deren er sich in dem scharf bestimmten, durchaus treffenden Charakterbilde Cäsars befleißigt. Auch die wenigen Versuche Renners in der volksthümlichen Ballade, die unbeschwert durch geschichtliche Reflexion und bewußte Symbolik, dem Alltagsleben und dem Gespensterglauben ihre Stoffe entnimmt, sind ausgezeichnet gelungen. Die vollendete Meisterschaft des Erzählers bekundet aber eine kleine novellistische Geschichte in Versen, die von dem freiwilligen Tod einer wunderbar schönen Frau vor den Augen des Mannes, der sie liebt, berichtet. (S. 37 ff.) Ein eigener Reiz liegt über der ruhig-klaren Darstellung, in der kein Wort zu viel, keines zu wenig ist; eine Art von antiker Einfachheit und Reinheit waltet darin, obgleich das äußerliche Kostüm ganz modern ist und sinnliche Motive nicht völlig fehlen. Aber das Bild nackter weiblicher Schönheit, das der Dichter vor uns hinzaubert, erscheint veredelt durch die verklärende Erinnerung an die den Fluthen des Meeres entsteigende Aphrodite. Umfangreicher ist eine zweite Novelle in Versen, eine in sich künstlerisch festgeschlossene Geschichte von der schmerzlichen seelischen Entwicklung eines stolzen, selbstgenügsamen Jünglings, der, in frevlem Hochmuthe den Seinigen entfremdet, am Sarg der Mutter gewaltsam im Innersten erschüttert und auf Lebenszeit unheilbar tief verwundet wird. Epische und lyrische Dichtung mischt sich hier; der Verfasser unterbricht wiederholt seine von kräftiger und lebenswahrer Charakteristik zeugende Erzählung durch schmerzvolle, das allgemeine Leid des Lebens predigende Betrachtungen.

In etwas anderer Weise wechselt Epik und Lyrik in den Skizzen zu einer neuen Ahasverusdichtung, die zugleich an die Parabel vom armen Lazarus anknüpft und den frommen Bettler dieses Gleichnisses mit dem ewigen Juden zu identifiziren scheint. Uebrigens hält sich der Verfasser nicht lange streng im Rahmen der Legende; er gibt uns vielmehr vor allem eigene Stimmungsergüsse. So klagt er uns bald seinen Schmerz über das endlose Leid des Lebens, bald ruft er uns auf, jeden Augenblick in wilder Lust zu genießen; bald grollt er in bitteren Vorwürfen den Unwürdigen, an die er in sinnloser Verblendung seine Ideale hingegeben, bald wünscht er sehnsuchtsvoll, noch einmal sein Leben in voller Jugend leben zu können mit der ganzen ehemaligen Begeisterung, mit dem einstigen festen Glauben an alle Träume, die den Jüngling beglückten. Und wieder fesselt und entzückt uns in diesen zusammenhängenden Skizzen die nämliche Farbenpracht und Bilderfülle und künstlerische Gestaltungskraft, derselbe reiche und tiefe Gedanken- und Stimmungsgehalt, der die kleineren einzelnen Gedichte Renners uns sofort beim ersten Lesen lieb werden und bedeutend erscheinen läßt.

Die ehrenvolle Stellung, die sich Renner durch das erste Bändchen seiner Gedichte in der gegenwärtigen Literatur neben seinen zahlreichen Mitbewerbern und vor den meisten unter ihnen erworben hat, ist durch die neue Sammlung befestigt worden. Mögen nun auch diese Dichtungen den deutschen Lesern zu einer oft und gern aufgesuchten Quelle geistiger Anregung und künstlerischen Genusses werden!

Franz Muncker.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. **Münster i. W.**, 2.—5. Okt. Generalversammlung der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. — Schon im Jahre 1892 hatte man Münster, den Sitz eines rührigen Alterthumsvereins, als Ort der Generalversammlung des Gesammtvereins Deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine ausersehen; alle Vorbereitungen waren getroffen, da kam die Choleraseuche mit ihren Verheerungen und machte die Versammlung vieler Menschen aus verschiedenen Gegenden an einem Orte zur Unmöglichkeit. Jetzt endlich ist die Stadt für diesen unerwarteten und schmerzlichen Verlust entschädigt worden. — Die erste Hauptversammlung, welche am Montag Morgen in der Aula der kgl. Akademie stattfand, wurde eingeleitet durch längere Begrüßungsreden des Ehrenpräsidenten der Versammlung, des Oberpräsidenten von Westfalen, Exzellenz Studt, des Rektors der Akademie, Prof. Bulling, und des Vorsitzenden des Lokalvereins, Prof. Finke. Darauf nahm der Vorsitzende des Gesammtvereins, Archivrath Bailleu (Berlin), das Wort zur Abstattung des Jahresberichts. Aus diesem geht hervor, daß der Gesammtverein trotz des im letzten Jahre erfolgten herben Verlustes seines langjährigen Vorsitzenden, des Geheimen Archivraths Bruno Reuter, durch den Tod sich in erfreulicher Blüthe und nach erfreulicherem Aufschwunge befindet. Die Zahl der Alterthumsvereine, die sich dem Gesammtvereine angeschlossen haben, beträgt nunmehr 117. Das Organ des Vereins, das „Korrespondenzblatt“, hat an Abonnentenzahl wie auch an innerem Werthe durch vorzügliche Redigirung gewonnen und ist wesentlich vergrößert. Die Finanzlage des Gesammtverbandes ist recht befriedigend.

Den ersten wissenschaftlichen Vortrag hielt Hr. Prof. Jostes über das Thema „Neue Forschungen zum Heliand“. Der Redner tritt den bisher meist als richtig angesehenen Hypothesen, nach denen der Sänger des Heliand ein Westfale oder gar Münsterländer gewesen und der Auffassung, daß der Dichter gelehrte Bildung genossen, also dem geistlichen oder gelehrten Stande angehört habe, scharf entgegen. Aus gleichzeitigen Beispielen zieht er die Schlußfolgerung, daß dem sehr begabten, mit einem vorzüglichen Gedächtniß ausgestatteten Dichter der Inhalt der Bibel und der Kirchenväter mündlich vermittelt sei. Denn es sei nicht anzunehmen, daß ein Mann, der theologische oder gelehrte Studien gemacht habe,

sonst in recht naive Fehler auf geographischem, exegetischem und vor allem dogmatischem Gebiete verfallen sei. Dagegen lösen sich nach des Vortragenden Ansicht alle derartigen Widersprüche mit Leichtigkeit auf, wenn man zu der früher verbreiteten, natürlichen Ansicht zurückkehrt, daß der Dichter des Heliand ein fahrender Sänger aus dem Volke gewesen ist, dem der Inhalt seines geistlichen Gedichtes von berufener Seite mitgetheilt wurde, und der dann nicht ohne eigene Zuthaten oder Fehlgriffe diesen Inhalt poetisch verarbeitete. Die Heimath des Dichters verlegt Prof. Jostes nicht nach Westfalen. Hauptsächlich gestützt auf die praefatio des Zangemeister'schen Fundes in der vatikanischen Bibliothek, weist er dem Sänger das Gebiet jenseit der Weser als Heimath an. Diese Ansicht ist auch in sprachlicher Hinsicht sehr wahrscheinlich. So ist es Eigenthümlichkeit des Sängers, an biblische Eigennamen die Endung „burg" anzuhängen, so daß unter seinen Händen Bildungen wie Bethlehemburg, Jerichoburg ꝛc. entstehen. Ortsnamen auf „burg" finden sich noch jetzt, und fanden sich, wie eine Quedlinburger Chronik beweist, früher noch mehr in dem Gebiete zwischen Weser und Elbe. Hier liegen Magdeburg, Merseburg, Quedlinburg, Hamburg, Harburg ꝛc. Daraus läßt sich schließen, daß die östlichen Sachsen diese Eigenthümlichkeit der Benennung, die sich in Westfalen in damaliger Zeit ganz und gar nicht findet, besessen haben, und der Sänger des Heliand, der dieselbe Eigenthümlichkeit aufweist, wird also wohl dieser Gegend entstammen. Auch bezüglich der Grenzlinie im Norden oder Süden glaubt Jostes aus dem Inhalt des Gedichtes und aus der Anschauungsweise des Dichters sichere Grenzlinien ableiten zu können. Nach seiner Ansicht ist der Dichter ein Kind des Nordens, der Seeküste. Alles in allem sei es also wahrscheinlich, daß Ludwig der Fromme einem Sänger aus dem noch wenig christianisirten Bisthum Hamburg den Auftrag gegeben habe, eine Evangelienharmonie zu verfassen, und zwar zu dem Zwecke, dadurch seinen kirchenpolitischen Plänen, die auf Förderung und Befestigung des Christenthums in diesen nördlichen Distrikten hinzielten, zu dienen.

Nach diesem längeren, von den Versammelten mit großem Beifall aufgenommenen Vortrage sprach Archivrath Dr. Philippi (Münster) über Münsters Vergangenheit in Geschichte und Kunst. Redner behandelte vor allem die Entwicklung Münsters, die im Gegensatz zu den meisten deutschen Städten eine einheitliche gewesen sei. Die Entwicklung sei ausgegangen von dem Zentrum, dem alten „Minnigarde ford", d. i. die Stelle, wo nachmals der Dom sich erhob. Von hier aus hätte sich die Stadt, die im ferneren Verlaufe einen doppelten Charakter besitze, nämlich einen bischöflichen und einen freistädtischen, entwickelt bis zu einem wirthschaftlichen Höhepunkt im 15. Jahrhundert, worauf ein Stillstand eintrat, der erst in neuester Zeit frischem Aufschwunge wich. Weiter berührte Redner kurz die Kunstentwicklung Münsters. Letztere Ausführungen beanspruchen aber ein mehr lokales Interesse.

Ein Festmahl, das etwa 350 Personen vereinigte, schloß nach diesen Vorträgen in heiterster Weise den Tag.

Am zweiten Tage fand zunächst eine Sitzung der vereinigten Sektionen statt. Es ist hervorzuheben, daß die Arbeiten der einzelnen Sektionen einen Gesetzentwurf betreffend den Denkmalschutz fertiggestellt haben, der demnächst den gesetzgeberischen Körpern zur Grundlage dienen soll. Eine populäre „Anleitung zum Denkmalschutz und Denkmalspflege" ist angeregt worden und wird aller Voraussicht nach demnächst erscheinen. Besonders wichtig war ein Vortrag des Hrn. Archivraths Bailleu (Berlin), der „neue Forschungen über den Rosenkreuzerorden" behandelte. Bailleu hat auf einem Schlosse der märkischen Adelsfamilie v. d. Marwitz einen bis jetzt unberührten Koffer des märkischen Pfarrers Wöllner, der bekanntlich eine leitende Stellung in dem Orden innehatte, entdeckt, der nur Rosenkreuzerpapiere enthielt. Aus diesen ging hervor, daß Wöllner sowohl wie Bischof Weder einen großen Einfluß auf den König Friedrich Wilhelm II., der gleichfalls dieser Sekte angehörte, besaßen, ein Einfluß, der nicht ohne Wirkung auf kirchenpolitische Maßnahmen dieses Fürsten, wie des Religions- und Zensuredikts, geblieben ist. Auch andere gekrönte Häupter waren im Rosenkreuzerorden vertreten, so der Herzog Friedrich August von Braunschweig, dessen Ordensname „Rufus" war. Interessant ist der Eid, den der schon genannte preußische Potentat bei seinem Eintritt ablegen mußte. Er hat folgenden Wortlaut:

„Ich verspreche, gelobe und schwöre bei dem allgegenwärtigen, dreieinigen Gotte und der hocherlauchten Verbrüderung und ihren Oberen:

Mich in der Furcht Gottes beständig zu üben,
Die Liebe des Nächsten vorsätzlich nicht zu betrüben,
Die völligste Verschwiegenheit unfehlbar zu halten,
In unverbrüchlicher Treue für den Orden zu erkalten,
Den Oberen allen Gehorsam zu erzeigen,
Der hocherlauchten Verbrüderung kein in ihr Fach schlagendes
Geheimniß zu verschweigen,
Dem Schöpfer seiner Weisheit und diesem Orden getreu zu sein,
Gebe ich mich dem Schöpfer und diesem Orden zu eigen,
So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, Amen."

Die Frage, wer die eigentlichen Obern dieser eigenthümlichen, hin und wieder auch sehr albernen Sekte gewesen seien, mußte Bailleu noch unerklärt lassen. Er schloß seine beachtenwerthen Mittheilungen mit der Bitte, ihm alles zugängliche Material über den Rosenkreuzerorden, das sich nur in Privatarchiven fände, zustellen zu wollen.

Die eigentliche Festversammlung im Rathhause der Stadt war zugleich dem Andenken an den vor 250 Jahren erfolgten Abschluß des westfälischen Friedens gewidmet. Im Anschluß an diese Gedenkfeier hatte Prof. Finke für seinen Festvortrag das Thema gewählt: „Geschichte und Bedeutung des westfälischen Friedens". Redner konnte nicht anders als mit Wehmuth an den Abschluß dieses Friedens zurückdenken, denn wenn er auch das Ende eines grauenvollen Krieges bedeute, so sei er doch andrerseits wieder der Grund und Anfang der Ohnmacht und Zerrissenheit unsres Vaterlands gewesen, das durch diesen Frieden seinen Nachbarn auf Gnade und Ungnade überliefert worden sei. Aber in einer Hinsicht sei der westfälische Friede ein Markstein in der Geschichte der Menschheit geworden, nämlich auf kirchenpolitischem Gebiet. Hier zuerst sei mit Erfolg der Versuch gemacht, die starren Gesetze und Gewohnheiten des Mittelalters, das keine Gewissens- und Glaubensfreiheit gekannt habe, zu brechen. Die schönste Frucht des westfälischen Friedens gebe sich kund in der thatsächlich sehr weitgehenden Glaubensfreiheit und Parität vor der Aufklärungsepoche. Der 30jährige Krieg sei immerhin ein Glaubenskrieg gewesen, seit seinem Abschluß sei die Menschheit in den Kulturländern aber weiter gekommen, vor allem auf dem Gebiet, das den Krieg entfacht habe. Und am Ende des 19. Jahrhunderts vollends sei wohl ein gesteigertes, stärkeres konfessionelles Bewußtsein bemerkbar, man habe aber gelernt, trotz mancher Verschiedenheiten, das Höchste im Nebenmenschen, den Bruder, zu finden.

Prof. Pieper (Münster) hielt darauf einen kürzeren Vortrag über die Art und Weise des Abschlusses des westfälischen Friedens. Derselbe sei nicht in der aula senatoria des Münsterischen Rathhauses, dem bekannten Friedenssaale, zum Abschluß gekommen. Hier sei nur der Separatfriede zwischen Spanien und den Generalstaaten unterzeichnet, wie Terborg es darstellt. Der eigentliche westfälische Friede sei durch Mediatoren in den Wohnungen der Gesandten vermittelt und ratifizirt worden. Die letzte, endgültige Verhandlung fand am 19. Februar 1649 statt, aber ebenfalls nicht im Friedenssaale.

Die Besichtigung Münsters, seines Domes und der Museen nahm den Rest dieses Tages in Beschlag. Abends fand im Lortzing-Theater die Festaufführung der Meyerbeerschen Oper „Der Prophet" statt.

Am Mittwoch wurde die diesjährige Generalversammlung in Osnabrück, das man als zweite Friedensstadt besuchte, im Friedenssaale beschlossen. Nach kurzen Berichten über die Thätigkeit der einzelnen Sektionen, besonders über den Fortgang der Grundkartenarbeiten, die so weit gefördert sind, daß die letzten sich bald beeilen müssen, um keine böse Note zu erhalten, wie Prof. Thudichum (Tübingen) meinte, schloß der Vorsitzende, Archivrath Bailleu, die Versammlung mit dem Ausdruck lebhaften Dankes allen Betheiligten gegenüber und in der Hoffnung, daß die nächste Generalversammlung in Straßburg einen gleich guten Verlauf nehmen und besonders in wissenschaftlicher Hinsicht gleich fruchtbringend und anregend wirken werde.

Bei Gelegenheit dieser Generalversammlung sind folgende Drucksachen zur Ausgabe gelangt:

1. **Aus Westfalens Vergangenheit.** Beiträge zur politischen, Kultur- und Kunstgeschichte Westfalens von Prof. v. Below, Kustos Dr. Detmer, Landgerichtsrath v. Detten, Prof. Essmann, Prof. Finke, Archivrath Ilgen, Prof. Jostes. Münster 1893. (Diese Schrift war als Festschrift für die gescheiterte Generalversammlung von 1892 bestimmt.)

2. **Geschichtliche Mittheilungen über das Halsband Lamberts v. Oer,** von Landesgerichtsrath Offenberg. Münster 1898.

3. **Alt-Westfalen,** Volk, Land und Grenzen, von Prof. Dr. Nordhoff. Münster 1898.

4. **Die Kriegsrelationen Vincarts über das Jahr 1648,** im fürstlich Salm-Salm'schen Archiv zu Anhalt. Münster 1898.

5. **Kurzer Führer** durch die Sammlungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens von M. Geisberg. Münster 1898.

6. **Die Schriften Johann Karl Bertrams-Stüve,** zusammengestellt von Max Bär und Friedr. Runge. Osnabrück 1898. (Diese Schrift ist dem Gesammtverein vom historischen Verein zu Osnabrück überreicht.)

* **Jena.** Zu den demnächst hier beginnenden wissenschaftlichen Vorlesungen, die, wie wir schon berichtet haben, Professoren der Universität für die thüringischen Volksschullehrer veranstalten, haben sich bis jetzt 272 Theilnehmer gemeldet. Mit den aus Gotha noch ausstehenden Meldungen dürfte die Zahl auf 300 anwachsen.

* **Berlin.** Der Kunsthistoriker Prof. Dr. Dobbert, der ein Lehramt an der Technischen Hochschule, sowie an der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste bekleidet, ist zur Herstellung seiner Gesundheit für den Winter beurlaubt. An der Kunsthochschule wird ihn der ständige Sekretär der Akademie, Prof. Dr. v. Oettingen, der früher in Düsseldorf die kunstgeschichtliche Professur inne hatte, vertreten. Hr. v. Oettingen beginnt am 17. Oktober; das Programm seiner Vorlesungen lautet: Italienische Kunst und Literatur in der Renaissance.

* **Dorpat,** 23. Sept. Der nach 37jähriger Lehrthätigkeit im Juni d. J. emeritirte ordentliche Professor der semitischen Sprachen, Wirkl. Staatsrath D. Wilhelm Volck, siedelt zu Beginn des Wintersemesters nach Greifswald über, um auf Aufforderung der dortigen theologischen Fakultät als Professor honorarius seine Lehrthätigkeit im Fache der alttestamentlichen Exegese fortzusetzen.

* **London.** Von Rhodesia kommt die Nachricht, daß dort unweit von einem Flusse in Maschonaland alte venetianische Münzen aufgefunden worden sind. Sie sind nach Petermaritzburg gesandt worden, wo sie von Sachverständigen geprüft werden. Abdrücke der Münzen werden nach London geschickt werden. Es sind Denkmünzen, die 1570—1577 in Venedig geprägt worden sind. Auf der einen Seite ist das Bild des heiligen Marcus mit der Inschrift: „Dieses Herzogthum sei Deines, O Christus, und der Geber sei Deiner!“ Auf der Rückseite befinden sich drei Figuren, zwei knieen. Unter ihnen steht: „Der Doge Alonsius Mocenigo, erster Beamter von Venedig.“

** **Aus Rußland.** Die ungemein große Bedeutung, die die gemeldete Errichtung der juristischen Fakultät in Tomsk für die Ausgestaltung des ganzen staatlichen Lebens in Sibirien haben wird, wird allgemein anerkannt. Ihre Folgen werden in direkt entgegengesetzter Weise ausgemalt. Auf der einen Seite betrachtet z. B. der „Staatsbürger“ die Fakultät fast als nationales Unglück. Sie werde in kurzer Zeit das letzte geistige Band zwischen Rußland und Sibirien zerreißen. Bisher zogen zum richterlichen und Verwaltungsdienst nach Sibirien Russen mit ihrer geistigen russischen Welt, sie bildeten die lebendige Verbindung zwischen der Bevölkerung Sibiriens und der Europa's. Mit der Eröffnung der juristischen Fakultät in Tomsk wird dieses Band allmählich verschwinden, die Mehrzahl der Beamten werden bald Rußland ganz fremd gegenüberstehende „zweitklassige“ Sibirier sein. Die Vertreter des russischen Adels werden im sibirischen Beamtenkörper — einige höhere Stellen abgerechnet — verschwinden, und der Geist „halbzivilisirter“, Rußland ganz fremd gegenüberstehender Leute werde sich geltend machen. Im Gegensatz zu diesen russischen Befürchtungen begrüßt die sibirische Presse die Fakultät mit großer Freude und sieht in ihr einen mächtigen Faktor zur Hebung des allgemeinen geistigen Niveaus in Sibirien. „Das sibirische Leben“ versichert, die Gründung der Fakultät sei hauptsächlich darum vom Ministerium so eifrig betrieben worden, damit die großen Reformen Alexanders II. in der russischen Rechtsprechung auch in Sibirien eingeführt werden könnten. So werde Sibirien zur Einführung der Geschworenengerichte seine eigenen Juristen haben, die in 4—5jährigem Universitätsstudium und später die spezifisch sibirischen Sitten und Gebräuche beobachten können, die das kulturelle und soziale Leben in Sibirien genau kennen, in Stadt wie Dorf, die also nicht wie bisher irgendwo aus der Fremde hergekommene Neulinge und Fremdlinge sein werden, sondern eben Leute, die in genauer Kenntniß des Landes, seiner Bewohner und ihrer Sitten ein darauf begründetes Urtheil fällen können. Und darin liegt nach sibirischer Anschauung die große Bedeutung der Fakultät für die Hebung der sibirischen Kultur im allgemeinen.

* Von einer abermaligen bedeutenden Schenkung, die ein amerikanischer Krösus zu wissenschaftlichen Zwecken machte, wird aus New-York berichtet: Oberst Olivier H. Payne hat der Cornwall-Universität in Ithaca im Staate New-York eine Schenkung von 5,000,000 M. zur Förderung und Hebung des medizinischen Unterrichts zugewandt.

* **Das Fahrrad und die Volksschullehrer.** Der Schulinspektor des Kreises Saalfeld i. Thür. läßt sich, wie die „Frkf. Ztg.“ berichtet, in seinem Jahresbericht über das Radeln der Volksschullehrer wie folgt aus: „Einen unerfreulichen Einfluß übt der Radfahrsport auf die jungen Lehrer aus. Nicht nur belasten sie sich mit den verhältnißmäßig hohen Anschaffungskosten, sondern sie werden auch von dem Wandern in ihren heimathlichen Bezirken abgehalten. Mit dem Rad immer an die Landstraße gebunden, können sie den Blick nicht links und rechts wenden, können weder die Pflanzen- noch Thierwelt beobachten, alles Heimathkundliche bleibt dem Radfahrer abseits unbeachtet liegen. Und das bedeutet nach meiner Ansicht einen großen Verlust, ganz besonders für einen Lehrer, der das geographische Gebiet seines Wirkungsortes unablässig durchforschen sollte, so daß es für ihn und dadurch für seine Schüler immer reicher und interessanter würde.“

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. 2. und 3. Lfg. Straßburg, Karl J. Trübner 1898. — **Das Thierreich.** Bearbeitet von Dr. L. Heck, Paul Matschie, Prof. Dr. v. Martens, Bruno Dürigen, Dr. Ludwig Staby und E. Krieghoff. Lfg. 11—20. Neudamm, J. Neumann 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Englische Volksbibliotheken.

Von Dr. Ernst Schultze.

II.

Tritt man in eines der englischen Volksbibliotheksgebäude, so gelangt man zunächst in den Zeitungslesesaal (news-eoom). Die Zeitungen sind hier auf schrägen Pulten befestigt, die an der Wand entlang laufen und auch die Mitte des Saales, soweit es irgend angeht, ausfüllen. Sie sind in einer Höhe angebracht, daß ein erwachsener Mensch sie stehend bequem lesen kann. Man kann sich dabei auf die Pulte aufstützen, Stühle gibt es in diesem Raume nicht. Jede Zeitung ist in der Mitte mit einem Falz befestigt, der das Umschlagen der Blätter, wohl auch das Herauf- oder Herunterschieben dee Zeitung gestattet, nicht aber ihre Entfeenung. Gewöhnlich kann dieser Zeitungslesesaal, in dem ich selten weniger als 30 oder 40 Zeitungen gefunden habe, von einem der Beamten der Bibliothek im Auge behalten werden; doch habe ich nicht selten auch eine solche Anordnung getroffen, daß der Saal ganz ohne Aufsicht blieb. Besucht man einen dieser news-rooms zur Mittags- und namentlich zur Abendzeit, so findet man ihn gedrängt voll von eifrig lesenden Menschen. Häufig kann man beobachten, daß eine Zeitung gleichzeitig von mehreren Leuten gelesen wird: hinter dem eigentlichen Leser stehen dann noch einer oder zwei, die über seine Schulter hinweg die Zeitung mitzulesen suchen.

Wenn ich einen solchen Besuch der Zeitungslesesäle englischer Volksbibliotheken einem deutschen Bekannten erzählte, bin ich häufig (im Tone der Gewißheit) gefragt worden: „Das sind natürlich meistens Stellungsuchende?“ Das ist aber durchaus nicht der Fall. Gewiß besuchen auch diese die public libraries, und es ist ein Segen, daß sie es können; aber in den Mittags- und Abendstunden sieht man fast nur Leute, die die Zeitungen in der That auf ihre Artikel und nicht auf ihre Annoncen durchlesen. Und auch die Befürchtung ist unbegründet, die ich einmal aussprechen hörte, daß die Zeitungen dadurch in ihrem Verkaufe geschädigt werden; die starken Auflagen der englischen Zeitungen und das ganze blühende englische Zeitungswesen beweisen deutlich genug das Gegentheil. Es ist eben mit den Zeitungen ebenso wie mit den Büchern: je mehr Lesestoff dem Volke geboten wird, desto mehr wächst auch die Lust am Lesen und die Freude an den Büchern. Wer nie ein vernünftiges Buch in den Händen gehabt hat, dem wird es natürlich auch nicht einfallen, sein Geld für Bücher auszugeben; wer aber gesehen hat, welche Schätze in der Literatur niedergelegt sind und welchen Genuß eine schöne Lektüre bieten kann, der wird sich auch das eine oder andere Buch anschaffen, wied Bücher zu Geschenken benutzen u. s. w. Glücklicherweise haben viele unsrer deutschen Buchhändler das schon eingesehen, aber es ist merkwürdig genug, daß oft von anderee Seite behauptet wird, daß es im Interesse der Buchhandlungen läge, die Volksbibliotheken nicht aufkommen zu lassen.

Als selbstverständlich erscheint es mir allerdings, daß man bei der Geündung von Volksbibliotheken von der in Deutschland leider noch häufig beliebten Praxis absehen sollte, die Buchhändler selbst um unentgeltliche Ueberlassung ihrer Veelagswerke zu bitten — das mag in Ausnahmefällen, wie z. B. augenblicklich bei Gründung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen, die übrigens keine Volksbibliothek sein soll, berechtigt sein, in der Regel aber sollte man es streng vermeiden. Ich verkenne dabei durchaus nicht, daß dieser gegenwärtige Zustand in Deutschland wohl hauptsächlich in den außerordentlich geringen Geldmitteln seine Ursache hat, die unseen Volksbibliotheken zur Verfügung gestellt sind. Es soll nur eine Mahnung sein, alles zu thun, um aus diesen Zuständen herauszukommen und, wenn die pekuniäre Lage der Volksbibliotheken sich bessert, mit jenee Praxis vollständig zu brechen: eine Volksbibliothek soll eben keine Anstalt sein, die aus den milden Beiträgen Einzelner unterhalten wird, sie darf überhaupt nicht den geringsten Anklang an eine Wohlthätigkeitsanstalt bieten, sondern sie muß eine gemeinnützige Anstalt sein, von der Gesammtheit unterhalten und für die Gesammtheit bestimmt, die für jede Schenkung dankbar sein wird, aber nicht bei den Buchhandlungen um unentgeltliche Zuwendung von Büchern und bei den Redaktionen um ein Freiexemplar bittet.

Doch kehren wir zu unsrer Wanderung durch die public libraries zurück. Von dem news-room gelangen wir entweder in das Ausleihebureau oder in einen anderen Lesesaal, der für Zeitschriften — nur in kleineren Bibliotheken, namentlich in Filialen, liegen diese mit in dem Zeitungslesesaal auf — und für die Nachschlagebibliothek bestimmt ist. Hier finden wir auf den die Mitte des Saales füllenden Tischen in handfesten Ledermappen die wichtigsten englischen Zeitschriften, und zwar sowohl Unterhaltungszeitschriften, Witzblätter (wie den allbekannten „Punch“), wie auch die ausgezeichneten englischen Revuen (reviews), um die wir das Inselreich fast beneiden könnten; besitzen wir doch bei all unserm Reichthum an Zeitschriften keine einzige, die eine so ausgezeichnete Uebeesicht über alle die wichtigeren Bewegungen der Gegenwart ermöglichte, wie eine ganze Reihe dieser englischen reviews.

Auch dieser Lesesaal wird, wie der Zeitungslesesaal, von den Angehörigen aller Stände benutzt, wenngleich der Prozentsatz der höheren Stände hier wohl größer ist; auch hier sieht man den Arbeiter in seinem Arbeitsrock und mit seiner Mütze neben dem Gentleman im Cylinder, auch hier nimmt keiner von Beiden seine Kopfbedeckung ab; sie sind eben Beide damit so verwachsen, wie der Hunne mit seinem Pferd.

Die Nachschlagebibliothek (reference library), die sich meist im selben Raume wie die ausgelegten Zeitschriften befindet, ist in weitaus der Mehrzahl der Fälle eine recht stattliche und kann sich mit der vieler unsrer Universitätsbibliotheken recht wohl messen, und zwar gilt das nicht nur von der Zahl der Werke, sondern auch von ihrer Auswahl. In Großstädten umfaßt sie viele Tausende von Bänden und bietet dem Gelehrten unter Umständen mehr als die Bibliotheken der betreffenden Universitäten. Um zwei Beispiele anzuführen, so scheint es mir, als wenn die public library von Edinburg, deren reference library von Studenten und Professoren viel benutzt wird, der dortigen Universitätsbibliothek einige Konkurrenz macht, und in Liverpool hat man den recht glücklichen Gedanken gehabt, die eigentlich wissenschaftlichen Zeitschriften zusammen mit einer sehr großen Nachschlagebibliothek (oder, wie wir es auch häufig nennen, Präsenzbibliothek) von den populäreren und Unterhaltungszeitschriften zu trennen und sie in einem besonderen Saale unterzubringen. Durch das großherzige Geschenk des Sir James Picton war es möglich, dafür einen kuppelförmigen Bau aufzuführen (den Picton Reading Room), der gewissermaßen den Lesesaal des Britischen Museums im Kleinen darstellt. Dieser Saal dient für Studienzwecke und Nachforschungen aller Art und wird von Lehrern, Journalisten, den Studenten und Professoren des Liverpool University College u. s. w. außerordentlich stark benutzt. Ich will übrigens nicht unerwähnt lassen, daß es, soviel mir bekannt ist, in allen reference libraries, deren Hauptbestandtheil wissenschaftliche Werke ausmachen, dem Publikum nicht gestattet ist, die Bücher selbst aus den Regalen zu nehmen, sondern daß man sich zu diesem Zwecke an einen der Beamten wenden muß; doch geschieht dies wohl nur in denjenigen Bibliotheken, die eine sehr große Anzahl von Werken als Präsenzbibliothek aufgestellt haben (z. B. Manchester, Liverpool, Edinburg).

Sowohl Zeitungs- wie Zeitschriftenlesesaal und Nachschlagebibliothek sind den ganzen Tag über, d. h. in der Regel von 9—9 oder von 10—10 Uhr zugänglich. Fast während dieser ganzen Zeit ist nun auch die Ausleihebibliothek geöffnet, die allein und isolirt von jenen anderen Einrichtungen in England nicht als eine vollgültige public library angesehen werden würde, während dies in Deutschland leider fast noch die Regel ist. Auch diese lending library wird fast den ganzen Tag über benutzt; am stärksten aber ebenfalls in den Mittags- und noch mehr in den Abendstunden. Sie unterscheidet sich von der reference library, außer durch die in den Namen angezeigten Unterschiede, durch ihre Zusammensetzung. Die Nachschlagebibliothek enthält außer eigentlichen Nachschlagewerken (Lexika, Atlanten u. s. w.) nur wissenschaftliche Werke und von schöner Literatur nur die Klassiker. Die Ausleihebibliothek dagegen besteht zum überwiegenden Theil aus Unterhaltungslektüre (man bezeichnet sie im Englischen als „fiction"); 80 Prozent sämmtlicher Bücher der Ausleihebibliothek pflegen dieser Klasse anzugehören und sie werden nicht nur absolut, sondern auch relativ am meisten gelesen. Die Gegner der Volksbibliotheken führen diese Thatsache oft an, um gegen dieselben Stimmung zu machen — merkwürdigerweise sind das oft dieselben Leute, die dem Volke gern jede wissenschaftliche Lektüre vorenthalten wissen wollen, damit es nur nicht „zu gebildet" wird. Ich vermag aber beim besten Willen nicht einzusehen, warum man dem Volke die Schätze unsrer Nationalliteratur verschließen, warum man nicht im Gegentheil alles aufbieten sollte, um es dafür zu interessiren. Schon in der Schule lernen wir, welch eine ideale Zeit das griechische Alterthum gewesen sei, wo das ganze Volk (natürlich nur das, was man damals als Volk bezeichnete, also weder Sklaven noch Frauen, aber doch wenigstens alle Bürger) ein tiefgehendes Interesse an der nationalen Literatur und Kunst nahmen. Sind aber die Männer, die jenes Zeitalter deßhalb mit enthusiastischen Worten glücklich preisen, auch immer in der ersten Reihe derer zu finden, die ähnliche Zustände in der Gegenwart anbahnen wollen?

Von den englischen Bibliothekaren verkennt kein einziger, daß man einem Manne, der in der Schule über Lesen, Schreiben und die elementarsten Kenntnisse nicht hinausgekommen ist, nicht ein wissenschaftliches Werk in die Hand geben kann, sondern daß man seine Leselust erst wecken oder wenn sie schon da ist, dazu benutzen muß, ihn mit Büchern zu versorgen, die für seinen Bildungsstandpunkt verständlich sind. In vielen Fällen bestätigt sich dann die Erwartung, die man in den interessirten Kreisen Deutschlands an die Wirkungen der belletristischen Abtheilung der Volksbibliotheken knüpft: die Leser lesen sich zu wissenschaftlichen Werken „herauf". In manchen anderen Fällen geschieht das auch nicht; die Leute nehmen wohl auch einmal ein naturwissenschaftliches, technisches oder historisches Buch mit nach Hause, bleiben aber im wesentlichen bei der Lektüre der belletristischen Abtheilung, die auf diese Weise für jeden ihrer Bände naturgemäß eine stärkere Benutzung erzielt, als die wissenschaftliche. Doch betrachtet man das in England vielfach durchaus nicht als Fehler; man sagt sich ganz richtig, daß der Arbeiter, der 8 oder 10 oder mehr Stunden gearbeitet hat, kaum imstande sein kann, mit Lust und Liebe ein wissenschaftliches Werk zu lesen, falls er nicht über eine außergewöhnliche geistige Kraft verfügt. Und so läßt man denn die Leser, wenn sie es wollen, ruhig immer wieder Romane und Novellen entleihen. Fragt man aber den Bibliothekar einer public library, welche Autoren aus der belletristischen Abtheilung am meisten gelesen werden, so nennt er uns mit Stolz die besten Namen aus der englischen Literatur, und es ist bemerkenswerth, daß darin das Gefühl der Leser am meisten zum Ausdruck kommt; es kommt sehr häufig vor, daß z. B. die Arbeiter in den Fabriken sich gegenseitig von den Büchern, die sie lesen, und von dem Eindruck, den diese auf sie gemacht haben, erzählen. Allerdings ist auch zu berücksichtigen, daß die Bibliothekare dem Publikum in der liebenswürdigsten Weise zur Hand gehen und jeden Leser, von dem sie annehmen können, daß er nicht recht weiß, was er lesen soll, zu berathen suchen.

Eine treffliche Hülfe, zumal für den ungebildeten Leser, bieten auch die Kataloge der englischen Volksbibliotheken. Mehr als die Hälfte dieser Kataloge wird, wie bereits erwähnt, von der Belletristik eingenommen, während der übrige, wissenschaftliche Theil in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt. Diese Kataloge sind nun nach einem Prinzip angelegt, das meines Wissens in Deutschland bisher noch nicht zur Anwendung gekommen ist: Man bezeichnet es in England als das dictionary system; es besteht darin, daß jedes Werk nicht nur unter dem Namen seines Verfassers eingetragen, sondern auch unter dem Hauptwort seines Titels verzeichnet ist, eventuell auch unter den Hauptworten, falls es mehrere sind. Gustav Freytags „Ahnen" würden auf diese Weise sowohl unter „Freytag", wie unter „Ahnen" zu finden sein, Hans Hoffmanns „Gymnasium zu Stolpenburg" sowohl unter „Hoffmann", wie unter „Gymnasium" und unter „Stolpenburg". Daß dies eine sehr äußerliche Katalogisirung ist und auf wissenschaftliche Bibliotheken nicht angewandt werden kann, ist selbstverständlich und Niemand besser bekannt, als den Engländern selbst. Man benutzt das dictionary system eben auch nur für die fiction-Abtheilung der public libraries, bei denen man voraussetzt, daß sie gerade von ungebildeten Lesern viel

benutzt werden, und mir will scheinen, daß seine Anwendung hier recht angebracht ist.

Auf die wissenschaftlichen Abtheilungen näher einzugehen, hat hier keinen Zweck. Ich will nur noch erwähnen, daß die letzte Abtheilung des Katalogs gewöhnlich von der Aufzählung der Bücher der Kinderabtheilung (juvenile department) gebildet wird; eine solche besteht nämlich in einer ganzen Reihe von public libraries. Es ist aus dem Bestreben hervorgegangen, den Kindern nicht dieselbe belletristische Literatur in die Hand zu geben, die für die Erwachsenen bestimmt ist, sondern ihnen eine Auswahl von Büchern zur Verfügung zu stellen, die für ihr Alter geeignet sind. Wohl in allen diesen Fällen steht die Bibliothek in Verbindung mit den Lehrern der verschiedenen Schulen, um das juvenile department in Einklang mit den letzteren zu halten, wie überhaupt auf die Wünsche und Bedürfnisse der Lehrer ganz mit Recht besondere Rücksicht genommen wird. In einzelnen public libraries hat man auch Lesesäle für Knaben und Mädchen eingerichtet, die des Nachmittags geöffnet sind und sich als außerordentlich nützlich erweisen, namentlich in Rücksicht auf die Kinder, denen die elterliche Aufsicht während der Tagesstunden fehlt und die hier sicherlich bei weitem besser aufgehoben sind, als in dem Gewühl und dem Schmutze der Straße.[1])

Eine wichtige Neuerung, die zuerst an den amerikanischen Volksbibliotheken auftauchte, ist vor einer ganzen Reihe von Jahren von Liverpool in England eingeführt worden und jetzt dort in ausgedehntem Maße im Gebrauch. Man hat nämlich in den Städten, die sich über ein größeres Flächengebiet ausdehnen, es nicht bei der Begründung einer Zentralbibliothek bewenden lassen wollen, sondern hat auch die entlegeneren Stadtgebiete mit Büchern zu versehen gesucht, indem man eine Reihe von branch-libraries (Filial-Bibliotheken) einrichtete. Man findet diese Filialen jetzt in den meisten einigermaßen ausgedehnten Städten Englands. Sie bestehen gewöhnlich aus einem Lesesaal für Zeitungen und Zeitschriften, einer Nachschlagebibliothek und einer Ausleihbibliothek, die natürlich bei weitem nicht die Größe der Zentralbibliothek erreicht, aber doch sehr oft nicht weniger als 4000 oder 5000 Bände umfaßt. Am weitesten ist dieses System in Leeds ausgebildet, einer der Hauptindustriestädte Mittelenglands mit 400,000 Einwohnern; sie dehnt sich über ein sehr großes Flächengebiet aus, und man hat deßhalb dort nicht weniger als 33 Filialen eingerichtet, von denen einige nur in den Abendstunden geöffnet sind, weil sie hauptsächlich für Arbeiter bestimmt sind; dazu kommen dann noch fünf Filialen in Gemeindeschulen, die nur für Kinder dienen sollen (für die übrigens auch in einigen der anderen Filialen Vorkehrungen getroffen sind).

Auch für das weibliche Geschlecht findet man hier und da besondere Leseräume eingerichtet, obwohl man sich im allgemeinen damit begnügt, einen oder mehrere der Tische des Lesesaals durch eine Tafel „Ladies only" für dasselbe zu reserviren, das, nebenbei bemerkt, auch unter den Bibliothekaren (in England nicht so stark wie in Amerika) vertreten ist.

Der Stand der englischen Bibliothekare ist recht ausgedehnt — ausgedehnter als in Deutschland, wo außer den großen Staats- (Universitäts- u. s. w.) Bibliotheken nur einige Stadtbibliotheken eigene Bibliothekare beschäftigen, während sehr viele andere dieser letzteren Kategorie, sowie die meisten anderen Bibliotheken nur im Nebenfach von Oberlehrern u. s. w. verwaltet werden. Ich habe bereits vorhin erwähnt, daß die englischen Bibliothekare demzufolge in einer großen Gesellschaft, der Library Association, organisirt sind, die mehrere hundert Mitglieder zählt; in Deutschland hat man gerade erst im vorigen Jahre im Anschluß an die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden den Versuch gemacht, eine solche Organisation herbeizuführen — nach Lage der Verhältnisse werden dieser Organisation aber, wenn sie sich hält, wohl nur die Bibliothekare selbst angehören, während in England, wie betont, auch eine ganze Reihe von Personen, die sich für die Wirksamkeit der Bibliotheken in der einen oder anderen Weise interessiren, Mitglieder der Library Association sind.

Ich habe auf meiner Reise Gelegenheit gehabt, der diesjährigen (21.) Jahresversammlung (Annual meeting) dieser einflußreichen und bedeutenden Körperschaft beizuwohnen. Dieselbe fand vom 22. bis 26. August in drei kleinen Städten nördlich von Liverpool (Southport, Preston und Wigan) statt und war von ungefähr 300 Personen besucht. Diese Theilnehmer setzten sich nicht nur aus Bibliothekaren und Mitgliedern von Bibliotheksausschüssen zusammen, sondern wurden zum Theil auch von Einwohnern dieser drei Städte, die sich für die Verhandlungen des Kongresses interessirten, gebildet. Man verstand es meisterhaft, die wissenschaftliche Arbeit der Verhandlungen und die geselligen Veranstaltungen zu vereinigen, anstatt, wie dies zuweilen in Deutschland üblich ist, tagelang jeden Vormittag und jeden Nachmittag nur für die Verhandlungen zu benutzen. Von den vier Tagen des eigentlichen Kongresses waren nur zwei gänzlich den Verhandlungen gewidmet, während die übrigen beiden zu Exkursionen benutzt wurden, auf denen man aber das sämmtlichen Theilnehmern vorschwebende Ziel, alles, was man irgend lernen konnte, zu lernen, nicht außer acht ließ.

Ueberhaupt wird dieses Ziel von der Library Association mit einer Rührigkeit und Emsigkeit verfolgt, die ihresgleichen suchen. In jedem Jahre findet das Annual Meeting in einem anderen Distrikt oder einer anderen Stadt statt, so daß den Theilnehmern Gelegenheit geboten wird, ihre Kenntniß der Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten fremder Bibliotheken beständig zu vermehren, für den Bibliothekar ein außerordentlich wichtiger Umstand. Denn jede Bibliothek pflegt irgendwelche Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, die sie von anderen unterscheidet und dem Interesse des Fachmanns nach der einen oder anderen Richtung hin Stoff bietet; man könnte sich kaum eine falschere Ansicht bilden, als wenn man annehmen wollte, daß die englischen Volksbibliotheken alle nach einer Schablone eingerichtet und verwaltet würden. Deßhalb wissen die englischen Bibliothekare es auch sehr zu schätzen, daß ihnen durch die Jahresversammlungen ihrer Assoziation Gelegenheit geboten wird, auch stets neue Bibliotheken kennen zu lernen. Ja man ist in diesem Eifer so weit gegangen, daß man im Jahre 1892 das Annual Meeting in Paris abhielt — man bedenke einmal, was es heißen würde, wenn eine deutsche gelehrte Gesellschaft ihre Generalversammlung in einem fremden Lande und theilweise in fremder Sprache abhielte.

Denn als eine gelehrte Gesellschaft muß man die Library Association of the United Kingdom doch wohl bezeichnen, da sie sich nicht nur mit organisatorischen, sondern auch mit wissenschaftlichen (bibliographischen und anderen) Arbeiten befaßt. Deßhalb gehören ihr auch nicht nur die Bibliothekare der public libraries an (die, wie erwähnt, doch auch ihrerseits recht wohl wissenschaftlichen Bestrebungen dienen), sondern auch unterschiedslos die Bibliothekare der rein gelehrten Bibliotheken, wie namentlich des Britischen Museums, die mit den Volksbibliotheken auch im übrigen in einem viel innigeren Zusammenhang stehen, als in Deutschland, wo dieser Zusammenhang eigentlich doch noch gar nicht angebahnt ist. So werden denn auch die Vorträge

[1]) Eine eingehendere Beschreibung der englischen Kinderbibliotheken wird die Monatsschrift „Die deutsche Schule" (Organ des Deutschen Lehrervereins) demnächst veröffentlichen.

auf den Annual Meetings der L. A. von den Einen wie von den Anderen gehalten. Es darf deßhalb nicht wundernehmen, daß in diesem Jahre z. B. der Bibliothekar der public libraries zu Bristol über Inkunabeln und Manuskripte seiner Bibliothek vortrug, während ein Herr vom Britischen Museum über die Veröffentlichungen der L. A. in Vergangenheit und Zukunft sprach.

Leider verbietet mir der beschränkte Raum dieses Aufsatzes, näheres über die Verhandlungen hinzuzufügen, unter denen namentlich noch ein Vortrag über „Schulkinder in den Volksbibliotheken" von John Ballinger, Bibliothekar der public libraries der Stadt Cardiff, bemerkenswerth war. Unter den Exkursionen, die die ganze Gesellschaft gemeinschaftlich unternahm, war besonders interessant die nach Stonyhurst College, soviel mir bekannt ist, dem einzigen von Jesuiten geleiteten College in England. Dasselbe besitzt eine ziemlich große Bibliothek (ich glaube 60,000 Bände), in der natürlich allzu gefährliche Naturforscher und Historiker nicht vertreten sind, die aber, wie alle übrigen Einrichtungen der Jesuiten und namentlich dieses Colleges, zeigen, daß die Patres sich doch die moderne Wissenschaft bis zu einem sehr erheblichen Grade zu eigen zu machen bestrebt sind. Das zeigten auch die wissenschaftlichen Anstalten, namentlich das treffliche astronomische Observatorium, die mit dem College, das seiner Hauptsache nach eine Schule darstellt, verbunden sind. Etwa 250 Kinder (sämmtlich katholisch) werden hier von den Jesuiten auf diesem weltentlegenen Stückchen Erde vom 9. bis zum 20. Jahre unterrichtet und erzogen; die Eltern bezahlen dafür ein recht theures Geld — ganz ebenso wie auf den berühmten „public schools" (die doch in Wahrheit nur den Söhnen reicher Leute offen stehen) in Eton, Harrow, Rugley, Winchester u. s. w. Die Patres führten uns mit großer Bereitwilligkeit durch die verschiedenen Unterrichts-, Bibliothek- und Sammlungssäle, in denen man theilweise durch die merkwürdige Anordnung überrascht wurde; so z. B. wenn man neben einer Christusstatue ein paar ausgestopfte Eisvögel, dann wieder einen heiligen Gegenstand, darauf ein geologisches Modell von Jerusalem und Umgebung u. s. w. fand. Im ganzen gehörte dieser Besuch des Stonyhurst College zu den interessantesten Unternehmungen des ganzen Kongresses, zumal man in England eine solche Anstalt am allerwenigsten zu finden erwarten sollte.

Am letzten Tage des Meetings waren wir nach einer Besichtigung der ausgezeichneten public library von Wigan, die sich namentlich durch ihre guten wissenschaftlichen Kataloge ausgezeichnet, einer Einladung des gegenwärtigen Vorsitzenden der L. A., des Earl of Crawford, auf seine Besitzung Haigh Hall bei Wigan gefolgt. Der Earl ist Besitzer einer der größten Privatbibliotheken Großbritanniens, der auch in deutschen Bibliotheks- und Gelehrtenkreisen wohlbekannten Bibliotheca Lindesiana. Sie ist besonders reich an orientalischen Manuskripten und enthält wohl die beste Sammlung chinesischer und japanischer Manuskripte, die in einer Privatbibliothek existiren; auch werthvolle Inkunabeln und schöne alte Bucheinbände hat sie aufzuweisen. Als englischer Lord kann sich der Besitzer auch den Luxus eines eigenen Bibliothekars, der sogar Familie hat (übrigens einer der liebenswürdigsten englischen Bibliothekare, die ich kennen gelernt habe) leisten, wie er sich auch auf einer anderen ihm gehörenden Besitzung in der Nähe von Aberdeen einen eigenen Astronomen hält. Schade, daß der deutsche Geburtsadel solche Leidenschaften so gut wie gar nicht kennt.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß im vorigen Jahre in London ein zweiter internationaler Bibliothekarkongreß stattgefunden hat (der erste fällt in das Jahr 1877), der von etwa 560 Theilnehmern, größtentheils natürlich Engländern und Amerikanern, besucht war. Von Deutschland war nur Dr. Milkau (Königliche Bibliothek Berlin) erschienen; Professor Dr. Dziatzko, Direktor der Universitätsbibliothek in Göttingen, war angesagt, aber in letzter Stunde am Erscheinen verhindert. Wenn man die Verhandlungen dieses Kongresses mit denen des Jahres 1877 vergleicht, so ergibt sich ein ziemlich starker Unterschied, der für die dazwischen liegende Periode sehr bezeichnend ist. Dr. Milkau, der im „Centralblatt für Bibliothekswesen" einen interessanten Bericht über den Kongreß veröffentlicht hat, faßt das in die ganz richtigen Worte zusammen: „Vor zwanzig Jahren stand die sogenannte Bibliotheksbewegung in England noch in den Kinderschuhen. Unter Library schlechthin verstand man noch wie vor Alters die dem Studium oder der gelehrten Arbeit gewidmete Bibliothek, und es waren durchaus ihre Vertreter, die den Charakter der damaligen Versammlung bestimmten. Die Anhänger der Volksbibliothek aber, die natürlich auch zu Worte kamen, standen damals noch, um einen glücklichen Ausdruck des Library Journal zu übernehmen, in der technischen Periode der Bewegung, waren also hauptsächlich für rein praktische Fragen interessirt, die für das Leben der wissenschaftlichen Bibliothek die gleiche Bedeutung hatten wie für sie selbst. . . . Heute bedeutet Library schlechthin die Volksbibliothek, und wie es, ihrer üppigen Entwicklung entsprechend, heute ihre Vertreter sind, die in den beiden Fachvereinen die Führung haben (gemeint ist die englische und die amerikanische Library Association), und fast ausschließlich ihre Angelegenheiten, die in deren Jahresversammlungen und offiziellen Organen Pflege finden, so war sie es auch, die dem letzten Kongreß seine Prägung gab. Ihr Hauptinteresse aber gilt nicht mehr wie vor zwanzig Jahren den technischen Fragen . . . ihre Entwicklung ist jetzt, wie das Library Journal an der eben angeführten Stelle seine Charakteristik weiterführt, in die soziologische Periode eingetreten, und Zettelkatalog, Standortsverzeichniß, Verleihbuch u. s. w. sind tief in den Hintergrund gedrängt durch die Probleme, die die neue Auffassung von der Bibliothek als einer an der Erziehung des Menschen aktiv zu betheiligenden Anstalt heraufgeführt hat. . . ." In der That ist das der Eindruck, den jeder Besucher der englischen Volksbibliotheken empfangen muß. So eifrig auch noch jetzt immer die technischen Fragen der Katalogisirung, des Indikators u. s. w. unter den Fachleuten verhandelt werden, so sieht man doch, daß im Vordergrunde ihres Interesses die Fragen stehen: Wie können wir die Wirksamkeit der Bibliotheken weiter ausdehnen? Wie können wir Erwachsene und Kinder mehr zum Lesen heranziehen? Wie können wir den Zweck der Bibliothek auch denen bekannt machen, die bis heute kaum eine Ahnung von ihrem Bestehen haben? u. s. w. Diese energische Aufklärungsthätigkeit der englischen Bibliothekare macht auf den Ausländer, der gewohnt ist, daß die Bibliotheken die Benutzer an sich herankommen lassen, nicht aber diese zur Benutzung geradezu auf alle mögliche Weise auffordern, einen erstaunlichen Eindruck. Ein um die Volksbildung seines Landes sehr verdienter Däne, der vor 3 Jahren mit Staatsunterstützung die englischen Volksbibliotheken besuchte und darüber in dänischen Zeitschriften mehrere Aufsätze veröffentlicht hat, Hr. Adjunkt Andreas Sch. Steenberg in Horsens,[1]) sagt darüber: „Es ging mir in der That so, daß ich, je mehr ich mit den englischen Bibliotheken bekannt wurde, desto größere Achtung vor ihrer Arbeit bekam. Ich sah, daß ihre Sache in England eine wirkliche Volkssache ist, getragen von allen Gesellschaftsklassen; ich lernte die tüchtige Agitation kennen, die in Zeitungen und Zeitschriften die Arbeit der Bibliotheken versicht und erklärt; ich sah Bilder von schönen und wohlausgestatteten Bibliotheks-

[1]) Ich spreche Hrn. Steenberg für die liebenswürdige Uebersendung seiner Aufsätze hiemit meinen verbindlichsten Dank aus.

bauten, und ich erstaunte über die starke Benutzung der Bibliotheken."

Als eine der Hauptursachen, die die englischen Volksbibliotheken so schnell in die Höhe gebracht hat, sieht man allgemein den im Anfange dieses Aufsatzes erwähnten Elementary Education Act des Jahres 1870 an, und es ist wohl erklärlich, daß die weitere Verbreitung der Fähigkeit zu lesen und der Bildung überhaupt, die durch jenes Gesetz herbeigeführt wurde, den Bibliotheken einen solchen Aufschwung geben konnte. Man bedenke, daß um das Jahr 1870 herum etwa 52 Volksbibliotheken in 29 Städten bestanden, die einen Bücherbestand von zusammen 500,000 Bänden besaßen, mit denen sie jährlich 3,400,000 Benutzungen erzielten, und daß die Bibliothekssteuer eine jährliche Einnahme von 25,400 Pfd. St. (über 500,000 M.) einbrachte. Heute bestehen nach der Schätzung eines der tüchtigsten englischen Bibliothekare, J. J. Ogle von der Bootle Free Library, etwa 600—700 Bibliotheken in ungefähr 300 Städten und Ortschaften, die zusammen einen Bücherbestand von 5,000,000 Bänden besitzen, die jährlich etwa 25—30,000,000 mal ausgeliehen werden, und diese Gemeinden ziehen aus ihrer Bibliothekssteuer einen jährlichen Betrag von 800,000 Pfd. St. (mehr als $1^1/_2$ Mill. Mark). Der Hauptbetrag dieser Summen entfällt auf England, während Schottland und namentlich Irland weit zurückstehen. Rechnen wir die Zahl der städtischen Volksbibliotheken ohne Filialbibliotheken mit Greenwoods Library Year Book auf 330, so entfällt eine solche Bibliothek in Wales auf 94,937 Köpfe der Bevölkerung, in England auf 103,708, in Schottland auf 125,812 und in Irland auf 276,764; in ganz Großbritannien und Irland zusammen auf etwa 116,000 Einwohner. Auch die englischen Kolonien sind dem Beispiele der Errichtung von public libraries gefolgt: so besitzt Australien 844 solcher Bibliotheken mit 1,400,000 Bänden, Neu-Seeland 298 mit 330,000, Südafrika ungefähr 100 mit 300,000 Bänden und Canada zählt mehr als $1^1/_2$ Millionen Bände.

Schon aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß die englischen Volksbibliotheken eine großartige Wirkung ausgeübt haben müssen. In der That schreibt man ihnen in Verbindung mit den übrigen Bildungsfaktoren die imposante Abnahme der Zahl der Verbrechen in England zu. Sir John Lubbock hat bei der Eröffnung der Rotherhithe Free Library am 1. Oktober 1890 in einer Ansprache genauer auf diese Beziehungen zwischen der Zunahme der Bildung und der Abnahme der Verbrechen aufmerksam gemacht. Er sagte hier: „Es ist eine allgemeine Empfindung, daß unsre Schulen viel Geld kosten und daß die Ausgaben dafür noch im Wachsen begriffen sind. Ich denke aber, es läßt sich leicht zeigen, daß Unwissenheit in der That mehr kostet als Bildung." Lubbock führt dann aus, daß der Pauperismus England in den 70er Jahren jährlich etwa $8^1/_2$ Mill. Pfd. St. kostete, während die Gefängnisse etwa 4 Mill. Pfd. St. Kosten verursachten. Wenn man das Wachsen der Bevölkerung in der Zwischenzeit in Rechnung zieht, so würden, hätte sich in der Zwischenzeit das Anwachsen des Pauperismus und der Gefängnisse in demselben Maß weiter vollzogen, England heutzutage jährlich etwa 8 Mill. Pfd. St. an Kosten für Gefängnisse und 15 Mill. Pfd. St. für Pauperismus erwachsen. Thatsächlich ist aber nur die Hälfte des Geldes nothwendig, da sowohl der Pauperismus als auch die Verurtheilungen für Verbrechen abgenommen haben. Noch im Jahre 1877 hatten die englischen Gefängnisse rund 20,800 Insassen, heute sind es, während die Bevölkerung gleichzeitig um ein Drittel zugenommen hat, nur noch 14,700. Die Zahl der jugendlichen Verbrecher hat sogar noch stärker abgenommen: 1856 wurden 14,000 jugendliche Verbrecher verurtheilt, 1866 nur noch 10,000, 1876 7000, 1881 6000, und seitdem ist diese Zahl noch beständig zurückgegangen. Auch die Armenstatistik zeigt wesentliche Fortschritte. Noch 1870 kommen auf das Tausend der Bevölkerung 47 Arme; seitdem ist diese Zahl regelmäßig bis auf 22 herabgesunken.

Diese Resultate, meint Lubbock, rechtfertigen vollkommen die erhöhten Ausgaben Englands für sein Bildungswesen. Wir müssen ihm das ohne weiteres zugeben und können seinen Stolz begreifen, daß sein Volk eine so erfreuliche Entwicklung durchgemacht hat. In der That scheint es mir eine unwiderlegliche Thatsache zu sein, daß Unwissenheit und Aberglauben ebenso nothwendig das Verbrechen im Gefolge haben, wie daß Bildung diesem direkt entgegenarbeitet. Und es müßte deßhalb jedem Gebildeten einleuchten, daß er, wenn er sein Vaterland wirklich liebt, die unabweisbare Verpflichtung hat, auch seinerseits, so viel irgend in seinen Kräften steht, zur Verbreitung der Volksbildung beizutragen.

Kunstdenkmäler im Großherzogthum Baden und Hessen.[1])

In raschem Tempo schreitet das große und nützliche Werk der Inventarisirung und beschreibenden Darstellung der badischen und hessischen Kunstdenkmäler vorwärts; die neueste Frucht dieser Arbeit ist in Baden ein von A. v. Oechelhäuser bearbeiteter Band über den Amtsbezirk Tauberbischofsheim, in Hessen ein solcher von G. Schäfer über den ehemaligen Kreis Wimpfen. v. Oechelhäuser hatte sich der Mitarbeiterschaft einiger sehr sachkundigen Gelehrten zu erfreuen, unter denen besonders H. Ehrensberger mit seinen archivalischen Beiträgen zur Geschlechterkunde des Taubergebiets hervorzuheben ist. Schade nur, daß diese fast überreichen, im einzelnen sehr interessanten Mittheilungen nicht auch besonders für sich publizirt sind, da man einen großen Theil derselben, namentlich alle diejenigen, die mit den erhaltenen Kunstdenkmälern in nur loser oder gar keiner Beziehung stehen, schwerlich an dieser Stelle suchen wird. Wo ein solcher Zusammenhang besteht, wird sie jedoch jeder Einsichtige mit Dank begrüßen. Für ihre Gründlichkeit sprechen schon die Vorarbeiten dazu in den Mittheilungen der badischen historischen Kommission und der gehaltvolle Aufsatz über die Benefizien in Bischofsheim im Freiburger Diözesanarchiv. Neben Ehrensbergers Beiträgen verdient hier noch die textliche und bildliche Beschreibung der Burg Krautheim von Staatsmann wegen ihrer eingehenden Sorgfalt genannt zu werden. Durch die geschickte Vereinigung und Verschmelzung der Arbeit des Kunsthistorikers, des Architekten, des Historikers und des Theologen ist es dem Bearbeiter gelungen, eine allseitig zuverlässige Darstellung dessen, was man über das behandelte Gebiet zur Zeit wissen kann, zu geben, was umsomehr hervorgehoben werden muß, da vor kurzem Berberich in seiner „Geschichte der Stadt Bischofsheim und des Amtsbezirks" fast denselben Gegenstand mehr im Stil einer auch die Tradition berücksichtigenden Chronik mit hingebendem Fleiß behandelt hat, wobei allerdings die Kunstdenkmäler nicht im Mittelpunkt des Interesses stehen. Für diesen Theil seines Buches findet der kritische Leser jetzt vielfach Berichtigungen bei v. Oechelhäuser, während dieser seinerseits an manchen Stellen zur Ergänzung seines Materials auf Berberich verweist. Aus der reichen Fülle des in dem neuen Bande Gebotenen heben wir besonders die Behandlung von Gerlachsheim und seiner schönen Pfarrkirche, der Achatiuskapelle in Grünsfeldhausen und der stil- und formverwandten Sigismund-

[1]) Die Kunstdenkmäler des Gr. Baden, Bd. IV, 2. Abth.: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim; Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr 1898. 8°. — Kunstdenkmäler im Gr. Hessen: Provinz Starkenburg. Ehemal. Kreis Wimpfen. — Darmstadt, Bergsträßer 1898. 8°.

kapelle zu Oberwittighausen, der Holzgruppe auf dem Hof Lilach und der Kunstdenkmäler in Tauberbischofsheim hervor. Unsre Kenntniß des Barockstils, des romanischen Stils und der altdeutschen Malerei, namentlich der Kunst Riemenschneiders und Grünewalds wird durch diese Darlegungen, die von trefflich gelungenen bildlichen Darstellungen begleitet werden, wesentlich bereichert, und die Forschung auf diesen Gebieten erhält viele neue Anhaltspunkte und neue Anregung.

Bei der Behandlung von Tauberbischofsheim konnte unter den historischen Quellen neben Zollers Darstellung des Gefechts bei Tauberbischofsheim (1866) auch die Blum'sche Broschüre über diesen Gegenstand und ferner die in der Einleitung zum ersten Katalog der Gymnasiumsbibliothek (1896) enthaltene Schilderung der Schicksale der alten Klosterbibliothek erwähnt werden. Der öfters erwähnte Verfasser von lokalhistorischen Arbeiten über Tauberbischofsheim heißt nicht Riegel, sondern Rigel; in der Beschreibung des äußeren Baues der Stadtkirche S. 173 Abs. 2 ist im dritten Satz leider durch den Ausfall mehrerer Worte eine unverständliche Lücke entstanden. Wenn S. 204 von dem Fig. 62 abgebildeten Hause gesagt wird, es sei das „Vaterhaus des daselbst im Jahre 1720 geborenen Friedrich Frank (von Lindenfels), späteren v. La Roche ...“, so ist diese auf die ganz unkritische Rigel'sche Arbeit (in der „Tauber“ 1877) zurückgehende Angabe dahin richtig zu stellen, daß hier am 4. April 1720 Konrad Georg Michael Anton Franck (nicht Frank; mit ck ist auch der Name seines Großvaters in der Hausinschrift Fig. 62 geschrieben) von Lichtenfels (vgl. Rhein. Antiquarius II 1, 93), der später La Roche genannte Freund Wielands und Mercks, das Licht der Welt erblickte.

Die Benutzung des im Druck und in der ganzen Ausstattung gleich vornehmen Buchs wird durch ein alphabetisches Ortsverzeichniß, ein Verzeichniß der Illustrationen und Tafeln und eine geschickt gemachte Uebersichtskarte des Amtsbezirks Tauberbischofsheim mit jeweiliger Angabe der für die einzelnen Orte maßgebenden Stilcharaktere sehr erleichtert.

Nach den gleichen Grundsätzen und in gleicher Ausstattung ist die von G. Schäfer besorgte Bearbeitung der Kunstdenkmäler im ehemaligen Kreis Wimpfen durchgeführt. Auf dem Gebiete der Architektur, der Plastik, der Malerei und des edleren Kunstgewerbes in gleicher Weise trefflich bewandert, schildert der schon durch seine Bearbeitung der Kunstdenkmäler der Kreise Offenbach und Erbach bestens bekannte Verfasser, überall aus dem Vollen schöpfend und das Einzelne im Zusammenhang der großen Kunstentwicklung betrachtend, die Werke mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunst in einer von warmer Begeisterung gehobenen, edeln und poetischen Sprache, die die streng wissenschaftliche Darstellung selbst wieder zu einem Kunstwerk macht. Die meisterhafte eingehende Analyse der evangelischen Stadtkirche in Wimpfen am Berg läßt uns nicht nur dieses Kunstwerk an sich genau erkennen, sondern sie gibt uns auch manchen interessanten Aufschluß über das Wesen der Spätgothik überhaupt. Dieser Vorzug des Werkes, auf dem Weg der Einzelschilderung die Kenntniß der Stilgattung zu fördern und zu vertiefen, zeigt sich von Anfang bis zu Ende: so bei der Beschreibung des das jüngste Gericht darstellenden Wandgemäldes in der genannten Kirche, bei der Kreuzigungsgruppe auf dem Kalvarienberg, bei der Kaiserpfalz u. a. a. O. Die genaue, durchdringende Sachkenntniß und der warme Eifer für seinen Darstellungsgegenstand regen den Verfasser wiederholt zu sehr beherzigenswerthen Restaurationsvorschlägen an, worunter wir bloß auf das über die St. Peterskirche in Wimpfen im Thal Gesagte hinweisen möchten. Neue Beiträge bringt Schäfers Werk namentlich für die Kenntniß der schwäbischen Malerschule und der Beziehung zwischen der deutschen und französischen Gothik. Auf diesem Gebiet ist besonders die überzeugende Erklärung der Statuenbaldachine aus der Nachahmung französischer Absidialkonstruktionen von hohem Interesse.

Auch diese Publikation ist überaus reich und trefflich illustrirt und macht deßhalb auch in dieser Beziehung einen durchgehends einheitlichen, planmäßigen Eindruck, so daß das Buch Jedem, sei es, daß er es aus bloß lokalem, kunsthistorischem Interesse, oder um sein allgemeines kunsthistorisches Wissen zu bereichern, in die Hand nimmt, als eine ebenso klar fließende, wie erfrischende Quelle reicher Belehrung warm empfohlen zu werden verdient.

Dr. A—.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Von Max Dessoir. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Erster Halbband. Berlin NW. 6, Verlag von Karl Duncker 1897 (356 S.). — Seitdem die Psychologie aus dem Verbande der Philosophie ausgeschieden und als selbständige Erfahrungswissenschaft in das Stadium einer fruchtbaren Produktion eingetreten ist, macht sich auch das Bestreben geltend, die historische Kontinuität der Probleme genauer zu verfolgen und die Leistungen der Zeit einzuordnen in die weiteren Zusammenhänge der weltgeschichtlichen Arbeit. Es sei hier auf ein Werk hingewiesen, das sich in den Dienst dieser Aufgabe stellt und in der Bewältigung derselben einen guten Schritt vorwärts bedeutet. „Geschichte der neueren deutschen Psychologie“ betitelt sich die von der Berliner Akademie preisgekrönte Schrift von Max Dessoir, dessen erster Band in zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage hier vorliegt. Er umfaßt die deutsche Psychologie des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Namen Leibniz und Tetens bezeichnen Anfangs- und Endpunkt dieses Zeitraumes. — Der erste Theil des Buches enthält eine Einleitung, welche in knapper Weise eine Orientirung über die Leistungen der antiken und neueren Psychologie bis Leibniz gibt und die Verknüpfung der mit Leibniz einsetzenden deutschen Seelenlehre mit den historisch gegebenen Arbeitsrichtungen aufweist. Drei solcher Richtungen hebt der Verfasser mit glücklichem Griff in der antiken Psychologie hervor, Seelenkunst, Seelentheologie und Seelenphysik. „Die erste stellt die Seele unter praktisch-künstlerische Gesichtspunkte, die zweite betont ihren Zusammenhang mit dem Ueberfinnlichen, die dritte betrachtet sie als einen Theil des Naturganzen; oder anders gewendet, die eine will den inneren Menschen nacherleben lassen, die andere ihn emporheben, die letzte ihn eingliedern“ (S. 2). — Der zweite Abschnitt gibt die Begründung der deutschen Psychologie. In übersichtlicher Weise führt uns Dessoir die Hauptgedanken der Leibniz'schen Seelenlehre vor, welche der ganzen späteren Entwicklung die Wege vorgezeichnet hat. Hier hätten wir eine größere Ausführlichkeit und ein tieferes Eingehen auf das Problem von Körper und Seele gewünscht. Dahingegen ist die Schilderung Wolffs und dessen Anhänger und Gegner nach unsrer Meinung etwas zu breit ausgefallen. — Der letzte Theil des Buches behandelt die deutsche Erfahrungsseelenlehre von 1750—1800. „Eine neue Zeit begann innerhalb der 9 Jahre, die zwischen dem Tode Wolffs (1754) und dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges (1763) liegen. Während bis dahin verhältnißmäßig wenige selbständige Philosophen die Träger der Bewegung waren, erwuchsen unsrer Wissenschaft zahllose Mitarbeiter, die der erfahrungsmäßigen Durcharbeit ihre Kraft widmeten, vom Auslande eifrig lernten, dem Ansturm der Vernunftkritik nicht widerstanden und mit dem Ende des Jahrhunderts selbst ihr Ende fanden. Die empirische Psychologie wurde zum Mittelpunkt des Interesses, die Seelentheologie aufs Altentheil gesetzt“. (S. 115.) Dessoir hat mit einem bewundernswerthen Fleiß das weitschichtige Material bearbeitet, wenn auch nicht immer durchgearbeitet. Die Schilderung des kulturgeschichtlichen Hintergrundes dieser ganzen Zeit ist ein Meisterstück der Darstellung und der Abschnitt über die Psychologischen Magazine bietet viel des Interessanten. Wir sehen mit gespannter Erwartung dem zweiten Bande des Werkes entgegen. J. G.

vl. In **Amsterdam** fand vom 29. September bis 1. Oktober der 5. kunsthistorische Kongreß unter zahlreicher internationaler Betheiligung statt. Die Vormittage waren den Vorträgen gewidmet, deren Wortlaut später noch eigens veröffentlicht werden wird. v. Oechelhäuser (Karlsruhe) sprach über das Kloster Bronnbach, Eugène Müntz, der

leider abwesend war, ließ einen Vortrag über die Nothwendigkeit der ikonographischen Studien vorlesen, C. G. 't Hooft machte kurze kritische Bemerkungen über einige Bilder des Rijksmuseums, Pit gab eine Analyse der mittelalterlichen Holzskulpturen in den Museen von Utrecht und Amsterdam, und endlich sprach — um nicht Alle aufzuzählen — Hofstede de Groot über Datirung der Handzeichnungen Rembrandts. Man sieht, daß diese Vorträge zwar interessante Gegenstände berührten, aber weder hochwichtige Fragen erörterten, noch neue Resultate von großer Tragweite veröffentlichten, und daß auch auf diesem Kongreß wie auf seinem Vorgänger in Budapest ein gewisses, hoffentlich nur vorübergehendes Erlahmen des wissenschaftlichen Eifers nicht ganz zu verkennen war. — Ein höchst bedeutsames Resultat aber brachten die Kommissionsverhandlungen, nämlich die völlige Loslösung des Kunsthistorischen Instituts in Florenz von den internationalen Kongressen, so daß eine schwierige diplomatische Frage der Kunstwissenschaft endlich gelöst worden ist. Die Förderung des Instituts ist einer ständigen Kommission anheimgegeben, während die Leitung nach wie vor Hrn. Prof. Brockhaus anvertraut bleibt. In den Nachmittagen wurden die Ausstellungen besucht, die zu Ehren der Thronbesteigung der jungen Königin von Holland in Amsterdam veranstaltet worden waren, und keinem der Mitglieder des Kongresses wird die großartige Rembrandtausstellung aus dem Gedächtniß schwinden, die eine Fülle des künstlerischen Genusses bot, wie schwerlich eine vor ihr oder nach ihr. Als Ort für den nächsten Kongreß wurde Antwerpen gewählt. Am 2. Oktober beschloß ein gemeinschaftlicher Ausflug nach den schönen alten Städten Enkhuizen und Hoorn die anregenden Tage.

> **Kopenhagen.** Still und ohne Aufsehen zu erregen, wie das von jeher seine Art war, hat der isländische Gelehrte Dr. phil. Thorwaldur Thoroddsen nach 17jähriger ununterbrochener Arbeit seine geologische und geographische Untersuchung Islands zu Ende geführt, und der letzte Islanddampfer brachte den berühmten Forscher, dessen Name seit 7 Jahren in den wissenschaftlichen Kreisen der ganzen zivilisirten Welt den vornehmsten Klang hat, nach Kopenhagen zurück. Das Werk, das Thoroddsen nun, dank seiner außerordentlichen Energie, Tüchtigkeit und Ausdauer glücklich vollendet hat, steht absolut einzig da in seiner Art: kaum je vor ihm hat ein einziger Mann die ganze geologische und geographische Untersuchung eines Landes von der Ausdehnung Islands, das bekanntlich nahezu dreimal so groß ist wie Dänemark, ohne jeden wissenschaftlichen Beistand unternommen und durchgeführt. Als Thoroddsen vor 17 Jahren seine Untersuchungen begann, war kaum ein sechster Theil des Landes geologisch bekannt; seitdem hat er das ganze Land durchreist und das früher undurchforschte Innere birgt nun keine Geheimnisse mehr. Viele Forscher haben sich vor ihm für die vulkanischen Phänomene, für den eigenartigen Bau des Landes interessirt, Thoroddsen aber ist der erste, der wirklich zuverlässige, umfassende Untersuchungen vornahm. Neben Java, Japan und Kamtschatka ist Island das am stärksten vulkanische Land, und zwar sind hier die vulkanischen Verhältnisse dem Forscher wohl am ehesten und leichtesten zugänglich. Aber nichtsdestoweniger waren die langen und umständlichen Reisen, auf denen Thoroddsen 18 Sommer im Sattel und Zelte zubrachte, reich an Abenteuern, Gefahren und Erlebnissen aller Art, die sich leicht zu pikanten Schilderungen, denen der Beifall des großen Publikums nicht fehlen würde, benutzen ließen, wenn das in der Absicht des Forschers gelegen hätte. Aber ihre Sage ward nicht geschrieben und wird kaum geschrieben werden, für Thoroddsen war die wissenschaftliche Seite seiner Reisen die einzig interessante. Ganz besonders beschwerlich war im Jahr 1884 die Erforschung der großen Lavawüste Udaadehraun und des Randes des Vatna-Jöckels. Die riesige, öde, dunkle Lavahochebene ist durch 20 mächtige Vulkane hervorgebracht worden. In einer Höhe von 2000 bis 3500 Fuß mußten 8 Wochen im Zelt zugebracht werden. Wie auf allen Reisen führte man auch dieses Mal nur ein Zelt, in dem der Forscher und alle seine Begleiter: lokale Führer, Pferdeknechte u. s. w. kampirten dagegen aber 14 Pferde mit. Das Heu für die Pferde mußte in Säcken mitgenommen werden, da das Innere Islands oft in weiter Ausdehnung keine Spur von Pflanzen aufzuweisen hat. Auf Udaadehraun in den zusammengeschraubten Lavamassen, den Gletscherspalten, Schneefeldern und Sandstrecken, gedeiht kein Grashalm, und Hunger, Kälte und Futtermangel zwang endlich die Reisenden zum Aufbruch. Ueber reißende Jöckelelve, durch Sandflug und Schneestürme flohen sie nach Norden, bis sie schließlich, halbtodt vor Hunger und Kälte, zu Grasgängen gelangten, wo die Pferde sich wenigstens zur weiteren Flucht erholen konnten. Nicht weniger gefährlich waren andere Reisen, z. B. der halsbrechende Ritt in Schnee und Regen auf schwindelnden Stegen, steil abfallende Felswände entlang, über glatte Klippen die Küste hinauf, bei der Erforschung der Gegend um Kap Nord. Auf allen diesen Fahrten ward Thoroddsen von seinem früheren Schüler Oegmundur Sigordsson begleitet, der treulich alle Gefahren und Strapazen mit dem Meister theilte. Aus seinen eigenen Mitteln allein hätte Thoroddsen die überaus kostspieligen Reisen nicht bestreiten können, obgleich er der Ausführung seines Lebenswerkes bedeutende Summen opferte; aber sowohl das isländische Althing, als der dänische Reichstag unterstützten ihn und wiederholt stellten private Mäcene größere Summen zu seiner Verfügung. Die kleinen Verhältnisse hier in Dänemark waren der Veröffentlichung der gewonnenen Resultate wenig günstig, und Thoroddsen war deßhalb gezwungen, die meisten seiner Abhandlungen im Ausland, meist in Deutschland, erscheinen zu lassen; sie wurden dann sofort in alle lebenden Sprachen übersetzt. Das Hauptergebniß seiner Forschungen wird indessen hier in Dänemark herauskommen, da der Carlsbergfonds die Mittel zur Veröffentlichung der ersten geologischen Karte über ganz Island, die bisher stückweise in geologischen und geographischen Zeitschriften erschienen war, bewilligt hat. — Einige biographische Notizen dürften von Interesse sein. Thorwaldur Thoroddsen ist am 6. Juni 1855 auf der Insel Flatö — dem berühmten Fundorte des Flatöbuches — geboren. Sein Vater war Amtmann und ein bekannter Dichter, und Viele seines Geschlechts haben sich im Krieg oder in der Wissenschaft bekannte Namen erworben. Nachdem er 1875 die Schule in Rejkjavik absolvirt hatte, bezog er die Kopenhagener Universität, um unter Japetus Steenstrup Zoologie zu studiren. Bald aber wandte sich sein ganzes Interesse der Geologie zu, und mit Eifer widmete er sich dieser Wissenschaft. Aber bald zog es ihn zurück nach der Heimath, wo er die gewonnenen theoretischen Kenntnisse praktisch nutzbar machen konnte. 1880 ward er Lehrer in Mödruvellir, später in Rejkjavik, wo er heute noch dem Namen nach Adjunkt ist, ohne daß ihm jedoch seine Studien in den letzten Jahren Zeit ließen, seinen Lehrerpflichten nachzukommen. 1876 hatte er Professor Johnstrup auf einer geologischen Forschungsreise nach Island begleitet, aber erst 1881 kam er dazu, die Ausführung seines großen Plans in Angriff zu nehmen. Neben der Ordnung seiner Forschungsresultate fand er auch Zeit, eine Menge populärer naturwissenschaftlicher Abhandlungen zu schreiben, sowie die ältere isländische Geographie eingehend zu studiren. In deutscher und in isländischer Sprache erschien seine „Geschichte der isländischen Geographie I—II.“ [1]) Während man in seiner Heimath wohl eigentlich kaum einen rechten Begriff davon hat, wie „weltberühmt“ der ruhige Gelehrte ist, wurden ihm im Ausland die vornehmsten Auszeichnungen zutheil: Paris verlieh ihm die Roquette-Medaille; außerdem besitzt er Ehrendiplome und Medaillen aller wissenschaftlichen Gesellschaften; er ist Ehrenmitglied der geologischen und geographischen Gesellschaften in Paris, London, Bern, Stockholm und Berlin, wo er 1893 zusammen mit Fridtjof Nansen und Peary aufgenommen wurde, und die hervorragendsten Geologen: Geike, Nathorst, Lapparent und Sueß u. A. erwähnen seine Arbeit in den begeistertsten Ausdrücken.

G. **Jean Jacques Rousseau's Zwistigkeiten** mit Diderot und Grimm und namentlich mit Mme. d'Epinay waren bisher in ein gewisses Dunkel gehüllt. War der Philosoph von Genf undankbar, ein Griesgram oder ein neidischer Mensch, wie seine Gegner behaupten? War Mme. d'Epinay eine ränkesüchtige Person? Wurden seine ehemaligen Freunde Diderot und Grimm später seine erbitterten Feinde? Ein Schriftstück, das Mrs. Macdonald entdeckt hat und in der

1) Vgl. die Besprechung dieses Werkes in Nr. 220 der Beil. d. J.

„Revue des Revues“ bekannt gibt, wirft auf diese Fragen ein neues und überraschendes Licht. Im Jahre 1818 erschien eine Art Roman unter dem Titel „Mémoires de Mme. d'Epinay“. Nun hat Mrs. Macdonald in der Arsenalbibliothek ein auf diese Memoiren bezügliches Dokument entdeckt, das „Notes des changements à faire dans la fable“ betitelt ist und alle Abänderungen enthält, die an jenem Roman vorgenommen worden waren. Diese Bemerkungen rühren im allgemeinen von der Hand der Mme. d'Epinay her, doch erkennt man aus der ganzen Fassung und an einzelnen Wendungen unschwer den Stil Diderots; überdies sind einige Bemerkungen von Diderot selbst geschrieben. Alle Abänderungen aber ohne Ausnahme verfolgen den Zweck, René, die fingirte Person, unter der Mme. d'Epinay Rousseau darstellen wollte, herabzusetzen und zu verleumden. Hiemit scheint es erwiesen zu sein, daß der unglückliche Verfasser der „Confessions“ nur zu sehr Grund hatte, über seine angebliche Freundin und seinen ehemaligen Freund Diderot sich zu beklagen.

* Ueber den **Schatz von Nocera**, der eigentlich richtiger der Schatz von Taginae genannt werden sollte, und über dessen Aufstellung in Rom wir seinerzeit kurz berichteten, wird jetzt der „Frkf. Ztg.“ folgendes aus **Rom** geschrieben: „Der Schatz versetzt uns in die Gothenkriege. **Totilas** wurde im Jahre 552 von Narses bei dem Ort Taginae in der Schlacht von Basta Gallorum geschlagen. Taginae, das heutige Gualdo Tadino, liegt an der Strecke Rom-Ancona zwischen Foligno und Fossato, in der Nähe von Nocera Umbra. Bei Nocera wurden vor einigen Jahren 167 **Gothengräber** entdeckt und die Ausbeute aus ihnen nach Rom gebracht, wo sie im Museum der Thermen des Diokletian Aufstellung finden sollen. In drei Wochen etwa wird die „gothische Sammlung“, die Tausende von Nummern reich ist und drei Säle füllt, dem Publikum zugänglich gemacht werden. Die Gegenstände, die vorzugsweise ins Auge fallen, sind meist Waffen, dann finden sich aber auch Schmucksachen und Hausgeräthe. Bei den Waffen fällt allgemein auf, daß sie, besonders die Schwerter, die alte Form aus der nordischen Heimath beibehalten haben, aber die Bearbeitung zeugt doch schon von byzantinischer Kultur, und das alte Metall der Heimath wird durch edleres ersetzt; die Griffe sind zierlicher und reich mit Gold geschmückt. Außerdem sieht man kostbare Silbergefäße, Schildzierrathe, Sporen, Pferdegebisse, Hundeketten, Lanzenspitzen, Emailhalsbänder, Emailglasbecher, Kämme mit Intarsien, Silberfibeln, Reste von goldgestickten Schleiern, Ringe aus Bergkrystall, Goldkreuze mit eingelegten Amethysten u. s. w. Man kann der italienischen Regierung nur Dank wissen, daß sie die Reste der gothischen Welt, die so reichhaltig kaum wohl noch anderswo gesammelt sind, zu einer so lohnenden Schau vereinigte.

* **Ein allmählich verschwindender See in Südtirol.** Die „Rivista Geografica Italiana“ macht auf das rasche Kleinerwerden des langgestreckten, schmalen Sees von Terlago auf dem Wege von Trient nach Vezzano aufmerksam. Im Jahre 1887 maß Battisti den Umfang des Sees zu 4.5 km, seine größte Länge zu 1.6 km, die größte Breite zu 0.33 km, seine Fläche zu 0.38 qkm und seine größte Tiefe zu 18.8 m. Im Jahre 1897 aber ergaben die Messungen von Trener und Batisti für den Seeumfang 3.5 km, die größte Länge 1.45 km, die größte Breite 0.3 km, die Fläche 0.29 qkm und die größte Tiefe 9.3 m. Findet die Seeabnahme weiterhin so rasch statt, wie im letzten Jahrzehnt, so wird der See bald in zwei durch eine Landzunge voneinander getrennte Becken zerfallen, von denen das eine 6—7 m, das andere 2—3 m tief sein wird. Der Rückgang des Sees ist eine Folge seines Wasserverlustes in unterirdischen Abflußgängen, die das Seewasser im dortigen Liaskalkgebirge nach dem Etschthale sich gegraben hat.

A.T.C. **Welche enormen Kosten eine Beschießung durch schwere Artillerie verursacht**, geht aus einer interessanten Berechnung hervor, die sich auf die schweren Geschütze der Amerikaner bezieht, aber auch dem Durchschnitt für die anderen Armeen entsprechen dürfte. Zu jedem Schuß aus einer 13zölligen Kanone, durch den ein Geschoß im Gewicht von 1100 Pfund geschleudert wird, werden nicht weniger als 550 Pfund braunes prismatisches Pulver verbraucht, von dem das Pfund in Amerika etwa M. 1.25 kostet. Das ergibt allein für die Pulverladung eine Ausgabe von 687 M. Dazu kommt noch das sehr theure in Amerika verwendete Geschoß, das 1675 M. kostet, und außerdem noch etwa 60 Mark für die nothwendigen Nebenmaterialien, so daß ein scharfer Schuß die Kleinigkeit von 2415 M. kostet! Da mit einer 13zölligen Kanone etwa 25 Schüsse per Stunde abgegeben werden können, so kostet die **einstündige** Beschießung aus **einer** solchen Kanone, rund 60,000 M. Die Kosten eines Schusses aus einer 8zölligen Kanone betragen 260 M., und die für einen Schuß aus einer 5zölligen Schnellfeuer-Kanone 132 M. Diese kolossalen Kosten sind noch gering im Vergleich mit einem Torpedoschuß, denn ein Whitehead-Torpedo kostet rund 10,000 M. und ein Howell-Torpedo etwa 8800 M.

* **München.** Die ordentliche Professur für Geschichte an der hiesigen **technischen Hochschule**, die durch Felix Stieve's Tod erledigt ist, ist Prof. Dr. **du Moulin-Eckart** von der Universität **Heidelberg** übertragen worden.

* **Wien.** Zum Nachfolger des verstorbenen Professors Stricker auf dem Lehrstuhl für experimentelle Pathologie an der hiesigen Universität ist der Professor an der Prager deutschen Universität, Hofrath Dr. Philipp **Knoll**, ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Rektor Brückmann: Die Lehrerbildungsfrage auf dem Breslauer Lehrertag. Pfingsten 1898. Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann (Ferd. Beyer) 1898. — **Prof. Dr. Heinrich Dernburg**: Das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preußens. Bd. III. Sachenrecht. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1898. — **Prof. Dr. J. W. Spengel**: Zweckmäßigkeit und Anpassung. Eine akademische Rede. Jena, Gustav Fischer 1898. — **Paul Pasig**: Otto v. Bismarck als Christ. Leipzig, Bernhard Richter 1898. — **Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897.** Erläutert auf der Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Dr. A. Düringer und Dr. M. Hachenburg. 2. Lfg. Mannheim, J. Bensheimer 1898. — **Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.** Hggb. von den Professoren J. Conrad, E. Loening und W. Lexis. III. Folge, 16. Bd. 3. Heft. Jena, Gustav Fischer 1898. — **Karl Theodor Gaedertz**: Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt. Wismar, Hinstorff 1898. — **Bismarck-Portefeuille**, hggb. v. **Heinrich v. Poschinger**. 3. Bd. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — **Paul Lacroix**: Direktorium, Konsulat und Kaiserreich 1795—1815. Uebersetzt v. O. M. v. Biberstein. 1.—12. Lfg. Leipzig, Heinrich Schmidt und Karl Günther 1898. — **Kunst- und Kunsthandwerk.** Hgg. von A. v. Scala. 1. Jahrg. Heft 9. Wien, Artaria u. Co. 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 12. Oktober. Nummer 231.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Italienische Protestanten aus dem 16. Jahrhundert.

Von Paolo Zendrini.

I.

Die Italiener nahmen die Reformation nicht auf, denn sie konnten nicht zu dem Glauben zurückkehren, den sie verloren hatten, nicht die Philosophie verlassen und der Theologie wieder nachgehen und die ganze heidnische Kultur, die durch die Renaissance wieder erstanden war und als ein nationaler Ruhm betrachtet wurde, aufgeben. Außerdem eignet sich der Katholizismus mit seinem Gottesdienst, seinem Pomp, seinen Symbolen, der Anbetung von Bildern und Heiligen, mit alledem, was er vom Heidenthum ererbt hat, besser zum phantasievollen, heiteren Geiste des Italieners, der inmitten einer schönen, lachenden Natur immer noch zum heidnischen Kultus neigt. Die Natur in Italien bietet uns beständig das Bild eines feierlichen religiösen Gepränges: wie soll man sie nicht sehen, wie soll man sie verneinen, sich der Einsamkeit innerer Gefühle hingeben und der Strenge der Reformatoren nacheifern? Gewiß war es ein furchtbares Unglück, die Moral in Italien nicht wieder herstellen zu können, wo sie nicht nur herabgekommen, sondern beinahe verloren war: aber unter den Verhältnissen, in denen sich das italienische Volk damals befand, konnte man sie nicht mit der Religion wiederherstellen, da die Reformation die Vernunft nicht befriedigte; der Katholizismus war morsch und heidnisch geworden: und als das Trientiner Konzil den Italienern einen strengeren Kultus vorschrieb, machte es sie heuchlerisch und verdarb sie noch mehr. Außerdem sahen die Italiener, wie das Papstthum ihrem Lande Bedeutung verlieh, wie es Geld, Leute, Geschäfte dahin zog: alle italienischen Fürsten und großen Häuser hatten Verwandte unter den Prälaten und Kardinälen, welche reiche Einnahmen hatten und Einfluß ausübten; Künstler und Gelehrte fanden bei den Päpsten und Kardinälen Schutz. Es sei noch bemerkt, daß die Italiener die kirchliche Behörde am nächsten hatten und den Verfolgungen besonders ausgesetzt waren. Das scheinen uns die menschlichen Ursachen, weßhalb der Trieb nach der Neuerung sich auf Wenige beschränkte und weder das Volk noch die Fürsten ergriff. Vor den großen Verfolgungen und dem Trientiner Konzil, das die katholische Reaktion beförderte, gab es immerhin Viele, besonders Gelehrte, welche die Bibel und die Werke der Reformatoren studirten, sich mit Geistesfreiheit über die Reformation und ihre Nothwendigkeit, über den Verderb der Kirche unterhielten; dabei ist aber nicht immer klar festzustellen, welche von ihnen sich wirklich zu den neuen Lehren bekannt haben; so viel können wir sagen, daß diejenigen, die wirklich protestantisch wurden, im ganzen mehr Zwingli's als Luthers Anhänger waren, denn Jener hatte seine Werke lateinisch verfaßt und war logischer; Calvins Einfluß war weniger bedeutend.

Venedig war die Stadt, die durch ihre Handelsbeziehungen mit Deutschland zuerst von der Reformation Kenntniß erhielt. Im Jahre 1520 wurden die ersten Schriften Luthers, die sich in der Stadt verbreitet hatten, vom Patriarchen Contarini konfiszirt und verbrannt; trotzdem druckte man sie heimlich und schrieb: „Der Name Luthers ist hier auf Jedermanns Zunge". Luther drückte 1528 seine Freude darüber aus und war in fortwährender Korrespondenz mit dem deutschen Gelehrten Jak. Ziegler, der die Reformation auf den Lagunen begünstigte. Im Jahre 1530 schrieben die Protestanten von Venedig an Melanchthon, er möchte bei den Debatten im Regensburger Reichstag fest beim Glauben verharren. Von da an bis 1542 nahmen die „Brüder" in Venedig bedeutend zu, dank den Predigten einiger edelgesinnten Mönche, besonders Bernardino Ochino's, und der unermüdlichen Thätigkeit des Baldassare Altieri, des Sekretärs der englischen Botschaft, der mit deutschen Fürsten korrespondirte. Die Evangelischen wurden damals noch wenig belästigt, halten zahlreiche Versammlungen und sollen geplant haben, sich öffentlich zu organisiren. Doch finden wir schon damals einige Prozesse wegen Ketzerei; 1530 wurde der Franziskaner Theologe Girolamo Galateo, der das Evangelium im Paduanischen gepredigt hatte, auf Befehl des Caraffa — des nachherigen wüthenden Papstes Paul IV. — verhaftet und zum Feuertode verurtheilt. Er wurde dann am Lido mit den Juden und Verbrechern begraben. 1542 zeigte sich in Venedig der Einfluß eines gelehrten Kreises — von dem wir später sprechen werden —, der sich in Neapel um den Spanier Juan de Valdès gebildet hatte und unter seinen Mitgliedern manchen künftigen Protestanten zählte; es wurde nämlich in Venedig wiederholt das berühmte Büchlein „Von der Wohlthat Christi" gedruckt, das ein in Neapel ansässiger Mönch, Fra Benedetto di Mantova, geschrieben hatte; es behauptete die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben im evangelischen Sinne, ohne sich dabei direkt gegen das Papstthum zu richten; so kam es, daß auch manche Kardinäle von milder Anschauung, die eine innere Reform ihrer Kirche wünschten, das Büchlein mit Wohlgefallen lasen; man verbreitete über 40,000 Exemplare davon, und doch gelang es später den Inquisitoren, sie fast alle zu zerstören. Die süße evangelische Reinheit und Milde, die dem kleinen Werke innewohnt, mußte viele fromme Seelen zur Kenntniß der Wahrheit führen. 1546 ärgerte sich der päpstliche Nuntius in Venedig, Joh. della Casa, weil die Lutheraner in Venedig zu viel Lärm machten; dieser Mann genießt unter den Katholiken ein traurig berühmtes Andenken wegen des Prozesses, den er gegen das Haupt der Reformation in Istrien, Pier Paolo Vergerio, eine der merkwürdigsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts, führte. Vergerio, der Sprosse einer angesehenen Familie

aus Capo d'Istria, trat 1529 in den Dienst der Kirche. Ehrgeizig, redegewandt, mit reichen Sprachkenntnissen ausgerüstet, begabt mit dem Talent und dem Bestreben, überall mit den einflußreichen Persönlichkeiten sich bekannt zu machen, wurde er 1530 als Nuntius zum Augsburger Reichstag gesandt und darauf zum päpstlichen Sekretär und Hausprälaten ernannt. 1535 wurde er von Paul III. zum zweitenmal als Nuntius nach Deutschland geschickt und hatte dabei sein bekanntes Gespräch mit Luther. 1536 trat er, zum Bischof seiner Vaterstadt Capo d'Istria ernannt, voll Anhänglichkeit an die alte Kirche, sein neues Amt an. Vier Jahre später begab er sich zum Wormser Religionsgespräch und verkehrte viel mit Protestanten; nach seiner Rückkehr hoffte er auf den Purpur, wurde aber am päpstlichen Hof mit Zurücksetzung empfangen. Sein häufiger Verkehr mit Lutheranern hatte Verdächtigungen wegen seiner Rechtgläubigkeit hervorgerufen und ihm in der That eine unbefangenere Würdigung der protestantischen Lehre gegeben; auch kannte er die Mißbräuche der römischen Kurie. Er befand sich in einem lebhaften inneren Kampfe, und um Ruhe zu gewinnen, vertiefte er sich in die Werke der Reformatoren, um dieselben zu widerlegen und dadurch den Verdacht zu entkräften. Aber es folgte das Gegentheil: die evangelische Wahrheit gewann ihn; noch wurde er seiner Kirche nicht abtrünnig, aber durch Abstellung von Mißbräuchen wollte er sie verjüngen, und in diesem Sinne schritt er in seinem Sprengel ein. Das weckte Opposition, Mönche verklagten ihn, und er sah sich zur Flucht genöthigt. Nach kurzem Aufenthalt in mehreren Städten kam er nach Padua und hatte dort ein Erlebniß, das seinen Uebertritt zum Protestantismus entschied. Die ganze Stadt war in Aufregung über das Schicksal des unglücklichen Francesco Spiera, welcher sich der Reformation zugewandt, aber dann aus Angst vor der Inquisition zu einem öffentlichen Widerruf hatte bewegen lassen. Diese Abschwörung verursachte ihm so schreckliche Gewissensbisse, daß er meinte, die Sünde gegen den hl. Geist begangen zu haben und der vollständigsten Verzweiflung anheimfiel; als ein rüstiger Mann von 50 Jahren legte er sich zu Bette mit dem Vorsatz, Hungers zu sterben; aller tröstende Zuspruch von Seiten seiner Freunde war vergeblich, und er starb unversöhnt. Unter den zahllosen Besuchern, welche Neugierde und Theilnahme zu ihm getrieben hatten, war auch Vergerio, den das Seelenleiden des Unglücklichen in seinem Glauben befestigte. Er verließ Italien und eilte nach Graubünden. Sein Uebertritt erregte überall ungeheures Aufsehen; gekränkter Ehrgeiz trug viel zu demselben bei, aber seine religiösen Erfahrungen hatten den Ausschlag gegeben; er bewahrte gegen das Papstthum eine geradezu giftige Feindschaft und betrachtete es als seine Lebensaufgabe, gegen dasselbe in Wort und Schrift loszufahren. Mehr als vier Jahre blieb er in Graubünden, wohin sich ein Strom italienischer Flüchtlinge ergossen hatte, und wurde zum Pfarrherrn in Vicosoprano erwählt; aber sein stolzer Geist war mit einer solchen einfachen Wirksamkeit nicht befriedigt, er gerieth in Streitigkeiten mit den Führern der protestantischen Geistlichkeit des Landes und begab sich nach Württemberg in die Dienste des Herzogs Christoph, des eifrigen Beförderers der Reformation, mit welchem er schon in Verbindung gestanden hatte. Als diplomatischer Agent hatte er im Auftrag des Fürsten die verschiedensten Reisen zu unternehmen; außerdem entfaltete er eine feurige, vielseitige, fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit und verfaßte meistens Broschüren, bestimmt, die Schwächen der Kurie bloßzulegen und ihr auf alle mögliche Weise mit den fürchterlichsten Waffen des Witzes und der Satire entgegenzutreten. Im Jahre 1565 starb dieser merkwürdige Mann in Tübingen.

Seit seinem Prozesse lieh die venetianische Republik mit größerer Willfährigkeit als früher ihren weltlichen Arm der römischen Inquisition (Santo Uffizio), welche in der Lagunenstadt allein von 1541—1592 über 243 der Ketzerei Angeklagte, darunter 26 Geistliche, richtete; viele davon gehörten zu den edelsten Familien, wie Giustiniani, Mocenigo, Dandolo, Polo. Der Senat lieferte u. A. 1555 Paul IV. einen jungen Studenten aus Padua, den Neapolitaner Pomponio Algieri aus, der unter seinen Gefährten das Evangelium verbreitet hatte; er wurde in Rom hingerichtet. Trotz der Verfolgungen verbargen die Brüder von Venedig ihren Glauben nicht. Sie waren in Verbindung mit Calvin (1560) und suchten eine Kirche nach dem Muster der Genfer Kirchen zu gründen. Eingeschlossen wie wilde Thiere, hielten sie ihren Gottesdienst im Verborgenen auf dem Festlande oder auf dem Lido. Die deutschen Protestanten genossen eine sehr beschränkte Freiheit bis zum Jahre 1645, wo sie die Erlaubniß zum Privatgottesdienst ohne Propaganda erhielten.

Der berühmteste unter den Protestanten von Brescia, eine Stadt, die auch zur venetianischen Republik gehörte, ist Celso Martinengo, der mit Vermigli, von dem wir noch sprechen werden, als Professor in Lucca wirkte; später floh er nach Genf, wo er der erste Pfarrer der aus Flüchtlingen bestehenden italienischen Gemeinde wurde. — Aus der Nähe von Bergamo stammte Girolamo Zanchi, ein regulirter Augustiner-Chorherr, der in Lucca Vermigli und mit ihm das Evangelium kennen lernte, sein Vaterland 1550 aus protestantischer Ueberzeugung verließ und Professor der Theologie in Straßburg wurde; er gehört zu den edelsten Charakteren der italienischen Reformation und war einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen seines Jahrhunderts; unter einem Portrait von ihm aus der Schule Tizians steht ein lateinischer Vers: „Indole subtilis nulli pietate secundus — Zanchius hoc vultu conspiciendus erat."

In Mailand lehrte der bedeutende piemontesische Gelehrte Celio Secondo Curione Literatur, als er sich schon zur evangelischen Lehre bekehrt hatte, der er dort manchen Anhänger gewann. Auf einer Reise in Piemont wurde er als Ketzer verhaftet, entkam aber aus dem Gefängniß, indem er statt des seinigen ein hölzernes Bein in die Fesseln schob, und nahm nach langer Irrfahrt seinen Aufenthalt in Basel. Zwei Jahrzehnte nach ihm, von 1555 an, war der ausgezeichnete Humanist Aonio Paleario in Mailand Professor; der Senat ehrte und beschützte ihn, zahlreiche Studenten fanden sich bei seinem Unterricht ein. Er war um 1500 in Veroli in der römischen Campagna geboren; 1520 verließ er die Heimath, um in Rom zu studiren, wo Leo X. die hervorragendsten Humanisten versammelte. Nach zehn Jahren finden wir ihn in Siena, wo er als Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. In diese Zeit fällt ein Umschwung in seinen religiösen Anschauungen, dessen erstes Symptom zutage trat in Form einer Anklage wegen Ketzerei, welche bei der Signorie in Siena gegen ihn erhoben wurde. In einer meisterhaften Rede wies er die Beschuldigung zurück: nicht Ketzerei, sondern dankbare Verehrung Christi, von dem allein das Heil komme, habe er gelehrt. Der Eindruck der Rede war gewaltig, er wurde freigesprochen und folgte einem Ruf als Professor nach Lucca. 1555 nahm er einen Ruf nach Mailand als Professor der griechischen und lateinischen Literatur an. Aber es war ihm nicht vergönnt, ruhig seine Tage zu enden; als der unerbittliche Ketzerverfolger Michele Ghislieri unter dem Namen Pius V. auf den päpstlichen Stuhl gestiegen war, nahm die Inquisition auf Anlaß der in Basel erschienenen Ausgabe von Paleario's Schriften diesen gefangen und führte ihn nach Rom, wo man ihn 3 Jahre lang schmachten ließ. Endlich fand das Urtheil im Juli 1570

statt. Als die letzte Stunde nahe war, schrieb Paleario an sein geliebtes Weib und an seine beiden Söhne, die in Colle der schrecklichen Entscheidung entgegensahen: „Voll Heiterkeit gehe ich zu der Hochzeit, an der mich theilnehmen zu lassen ich stets den Herrn um seiner grenzenlosen Güte und Freundlichkeit willen gebeten habe. So tröste Dich denn, meine geliebte Gefährtin, damit, daß es der Wille Gottes ist und daß es mir zur Freude gereicht; verwende all Deine Sorgen auf die betrübten Unsrigen, erziehe und behüte sie in der Furcht Gottes. . . .“ Und an die beiden Söhne: „Es gefällt Gott, mich auf einem Wege zu sich zu rufen, der Euch rauh und bitter scheinen wird. Wenn Ihr es aber recht betrachtet und sehet, daß ich mit größter Zufriedenheit und Freude mich in den Willen Gottes schicke, so müsset auch Ihr zufrieden sein. Tugend und Fleiß — das ist die Erbschaft, die ich Euch hinterlasse neben den geringen Besitzthümern. . . . Grüßet Aspasia und die Schwester Aonilla, meine im Herrn geliebten Töchter. Die Stunde nahet. Der Geist des Herrn tröste Euch.“ Diese rührenden Briefe sind vom 3. Juli 1570. Sie befinden sich im Original auf der Bibliothek in Siena.

Nach Mailand zurückkehrend, bemerken wir, daß der dortige Erzbischof, der hl. Karl Borromeo, sich als ein heftiger, unerbittlicher Verfolger der Protestanten erwies: ist er doch mit der Hauptvertreter der katholischen Reaktion. Sein riesig ausgedehntes Erzdisthum reichte bis weit in die Schweiz hinein und umfaßte auch Locarno. Dort hatte sich eine angesehene evangelische Gemeinde gebildet, deren Mitglieder, soweit sie ihren Glauben nicht abschwören wollten, sich genöthigt sahen, nach Zürich auszuwandern, wo sie eine italienische Gemeinde gründeten, in der Peterskirche ihren Gottesdienst hielten und lange den bekannten Bernardino Ochino — von dem später die Rede sein wird — zum Pfarrer hatten; unter diesen Ausgewanderten befanden sich mehrere edle Familien, wie die Pestalozzi und Muralto, deren Nachkommen sich in der Wissenschaft und im Gewerbe um ihr Adoptivvaterland sehr verdient machten.

In Piemont wohnten schon seit Jahrhunderten in einigen abgelegenen Thälern bei Pinerolo die Waldenser; sie hatten sich dort im Mitlelalter festgesetzt, als außer ihnen manche anderen Sekten sich zum Protest gegen die Zerrüttung gebildet hatten und von Innocenz III. grausam verfolgt worden waren. Als sie nun von der Reformation Kenntniß erhielten, deren wesentliche Grundsätze mit den ihrigen manche Aehnlichkeit hatten, nahmen sie feierlich den größten Theil der calvinischen Glaubenssätze an. Furchtbar waren die Verfolgungen, denen sie seitens des Königs von Frankreich und des Herzogs von Savoyen sowohl im 16. Jahrhundert als früher und später ausgesetzt waren; trotzdem haben sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten und bilden sich jetzt ein, sie könnten das italienische Volk, das zum größten Theil gar nichts von ihrer Existenz weiß, evangelisch machen. Der Raum erlaubt uns nicht, auf ihre Schicksale im 16. Jahrhundert näher einzugehen, denn die Geschichte der Waldenser ist ein Gegenstand für sich, ohne Zusammenhang mit der Geschichte der übrigen italienischen Reformirten, mit denen wir uns beschäftigen.

Ferrara war zur Zeit der Reformation ein Asyl französischer Prolestanten, da die Prinzessin Renée, eine Tochter Ludwigs XII. und Freundin der neuen Lehre, an den Herzog Herkules II. von Ferrara verheirathet war. Sie ist eine der anziehendsten Frauengestalten des an berühmten Frauen so reichen Frankreichs. Der Bildungsdurst der Renaissance hatte schon in ihrer Jugend die schönsten Früchte getragen. Das Lernen war ihr ein Spiel, leicht und freudig eignete sie sich die göttlichen Schätze an, welche das wiedererstandene Alterthum in jener wunderbaren Zeit vor den Augen Europa's ausbreitete. Ueber dem außerordentlichen Reichthum ihres Geistes mochte man vergessen, daß körperliche Schönheit sie nicht zierte. Ihre Tochter Eleonore, die Freundin Torquato Tasso's, sagt in dem Drama von Goethe:

> Die Kenntniß alter Sprachen und des Besten,
> Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
> Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
> Ihr keine beider Töchter jemals gleich.

Wer im 16. Jahrhundert lebte und theilnahm an den geistigen Bestrebungen seiner Zeit, konnte dem Strome, der damals von Deutschland aus sich über die Welt ergoß, nicht gleichgültig gegenüberstehen: Renata war sowohl durch die Tradition ihres Hauses als durch ihr Wesen zur Reformation geneigt und wurde in Ferrara eine Beschützerin von Flüchtlingen, u. A. von Calvin selbst, der im Frühjahr 1536 einige Wochen bei ihr weilte und mit ihr und ihren Frauen die Schrift las; als er auf Befehl des Herzogs von Ferrara verwiesen wurde, hatte er Renata innerlich für den Protestantismus gewonnen. Aeußerlich durfte sie nicht den evangelischen Kultus befolgen, wohl aber weigerte sie sich, am katholischen theilzunehmen, so daß ihr Gemahl dem König von Frankreich einen langen Klagebrief sandte und sie schließlich in ein Schloß verbannte, aus dem er sie erst zum Hofe zurückkehren ließ, als sie sich bereit erklärte, einen katholischen Beichtvater zu empfangen. Als sie aber nach dem Tode ihres Mannes wieder in Frankreich im Schloß Montargis ihren Sitz nahm, wurde sie dort ganz entschieden eine Hauptstütze der protestantischen Partei. Ihr französischer Kreis in Ferrara hatte auf die italienische Bevölkerung keinen merklichen Einfluß. Immerhin wurde Renée auch von Italienern besucht, die später Protestanten wurden, u. A. vom schon genannten Curione, der nach seiner merkwürdigen Flucht aus dem Turiner Gefängniß nach Ferrara kam und dort zur Bekehrung von Fulvio Pellegrino Morato und seiner berühmten Tochter Olympia Morata beitrug. Ersterer, ein tüchtiger Philologe, war seit 1538 mit der Erziehung der zwei Prinzen Hippolyt und Alfons von Este betraut. Der kleine Hof war damals der Sammelpunkt der gebildeten und gelehrten Gesellschaft Italiens: Jamet, Marot, Calio, Giraldi, Marcantonio Flaminio, Bartholomäus Riccio, Cälius Calcagnini hielten sich länger oder kürzer dort auf, mit dem frischen Eifer der Begeisterung wurden die klassischen Studien getrieben und jung und alt betheiligte sich daran. In dieser Umgebung wuchs Olympia Morata (1526 in Ferrara geboren) auf, fast täglich kamen jene Männer in das Haus ihres Vaters, sie lauschte ihren Gesprächen, die schöne Welt des Alterthums baute sich vor ihrem geistigen Auge wieder auf, und dem gewaltigen Zauber, den diese auf jedes empfängliche Gemüth ausübt, erlag auch Olympia. Schon früh nährte der Vater den reichbegabten Geist seiner Lieblingstochter mit den Speisen, die ihm selbst als die köstlichsten galten, er lehrte sie Latein, ein deutscher Freund, Kilian Sinapi (wohl aus Senf gräcisirt), machte das wißbegierige Mädchen mit der Sprache von Hellas vertraut; die gelehrige Schülerin, von einem wahren Wissensdurst getrieben, machte erstaunliche Fortschritte, und bald vermochte sie sich mit der größten Leichtigkeit in beiden Sprachen auszudrücken. Auch andere Freunde ihres Vaters widmeten gern ihre Zeit und ihre Gelehrsamkeit der „kleinen Muse“. So wurden die alten Griechen und Römer, unter welchen sie Homer und Cicero besonders auszeichnete, ihre vertrautesten Freunde und Genossen, ihre Schriften bildeten ihre tägliche Unterhaltung und nie versiegenden Genuß, und ergötzlich ist, in den wenigen griechischen und lateinischen Briefen, die uns aus jener Zeit erhalten sind, ihr geheimes, aber sehr erklärbares Entsetzen vor den prosaischen Sorgen des Haushalts zu

lesen. Ein glückliches Geschick fügte es jedoch, daß sie sich länger ihren Lieblingsneigungen ungehindert widmen konnte, indem Renée sie zur Gesellschafterin und Mitschülerin für ihre älteste Tochter Anna wählte. Nun begann eine schöne Zeit für Olympia, wohl die schönste ihres Lebens, als sie, wetteifernd mit ihrer hochgeborenen Freundin, eigentlich mit schrankenloser Freiheit sich ihren Studien hingeben durfte; lateinische Schauspiele wurden von den Mädchen aufgeführt, oft vor dem vornehmsten Publikum (Papst Paul III. wohnte im April 1543 einer solchen Vorstellung bei), es wurde gestritten und deklamirt (Fulvio Morato ermahnt in dem einzig uns erhaltenen Briefe an seine Tochter, die größte Sorgfalt auf Aussprache und Ausdruck zu verwenden); Olympia trat, kaum 15 jährig, als Schriftstellerin auf; in öffentlichen Vorträgen vertheidigte und erklärte sie die Paradoxen von Cicero, ihres „lieben Tullius“, und in artigen griechischen Versen korrespondirte sie mit ihren gelehrten Freunden.

Aber neben der klassisch-humanistischen Strömung übte auch die reformatorische Einfluß auf Olympia aus; außer der Herzogin war auch Sinapi Protestant, auch Olympia's Vater war schon zur neuen Lehre übergetreten. Noch lebte Olympia mit ihren Gedanken weit mehr in den Klassikern, als in den himmlischen Wissenschaften; das heitere Hofleben gefiel ihr, sie gestand später, nahe daran gewesen zu sein, den Sinn für das Hohe und Göttliche ganz zu verlieren und die Welt als Spiel des Zufalls anzusehen. Doch galt sie in den Augen der streng katholischen Hofleute für lutherisch.

Die große Wendung ihres Lebens begann, als ein junger Deutscher, Andreas Grunthler aus Schweinfurt, Doktor der Medizin und Philosophie, der seinen Landsmann Senf in Ferrara besucht hatte, die junge Dame liebgewann und um ihre Hand warb. 1550 wurde die Hochzeit gefeiert. Für Olympia war es ein schwerer Entschluß, alle ihre Lieben zu verlassen, und nur die Liebe zu ihrem Gatten und die Aussicht, in dessen Heimath den neuen Glauben ungestört bekennen zu dürfen, gaben ihr den Muth, dies zu thun. Grunthler führte sie mit ihrem 8 jährigen Bruder Emilio nach Schweinfurt. Diese Stadt war vom Kurfürsten von Brandenburg besetzt worden; seine Feinde, die geistlichen Stifter, drangen nach langer Belagerung in die Stadt ein, plünderten sie und steckten sie in Brand. Auf wunderbare Weise wurden Olympia und ihr Gatte gerettet. Unterwegs wurden sie ausgeplündert, Grunthler gefangen, aber bald wieder freigegeben. Olympia beschreibt ihr Unglück in einem Briefe an eine Freundin: „Der Herr rettete uns aus den Flammen. Mein Mann wurde dann zweimal von den Feinden gefangen; ich versichere Euch, wenn ich je Schmerz fühlte, so fühlte ich ihn damals, und nie habe ich so inbrünstig gebetet. Mit bedrücktem Herzen und unsäglichem Stöhnen rief ich: Hilf mir, hilf mir, o Herr! und nie hörte ich auf, bis er mir half und mich rettete. Ich möchte, Ihr hättet gesehen, wie meine Haare zerzaust waren, wie mich Fetzen bedeckten, denn man raubte uns die Kleider, und auf der Flucht verlor ich die Schuhe; auch hatte ich keine Strümpfe an den Füßen, so daß ich auf den spitzen Steinen barfuß laufen mußte. Oft sagte ich: Nun werde ich hier todt hinfallen, denn ich kann nicht weiter. Und dann sagte ich zu Gott: Herr, wenn Du mich lebendig willst, so befiehl Deinen Engeln, mich zu sich hinaufzuziehen, denn ich kann gewiß nicht mehr. Ich wundere mich noch, wenn ich denke, wie ich am ersten Tage jene zehn Meilen zurücklegte, denn ich fühlte mich ganz vom Tode gepackt, so sehr war ich mager und kränklich, und durch die Müdigkeit bekam ich Fieber, und auf der Reise bin ich immer krank gewesen. Der Herr hat uns nicht verlassen, obwohl uns alles, sogar die Kleidung geraubt war, aber er schickte uns, während wir unterwegs waren, 15 Goldgulden von einem Herrn, den wir nicht kannten; dann schickte er uns zu anderen Herren, die uns ehrenvoll kleideten. Endlich sind wir in diese Stadt Heidelberg gekommen, wo mein Gatte einen Lehrstuhl der Medizin erhalten hat und wir jetzt fast ebensoviel Hausgeräth besitzen wie vorher.“ Aber die Leiden bei und nach der Belagerung von Schweinfurt hatten den Keim zu einer tödlichen Krankheit gelegt; seit Juli 1554 verließ das Fieber Olympia nicht mehr. Sie schrieb ihrem Freunde Curione nach Basel, daß alle Lebenshoffnung sie verlassen habe. Sie starb im Alter von 29 Jahren am 26. Oktober 1555, nicht als Olympia Morata, sondern als Frau Grunthler, nicht als Humanistin und Hoffräulein im prächtigen Schloß von Ferrara, sondern als Doktorsfrau in einer nordischen Stube in jenem düsteren fremden Lande, das sie immer mit einem Zug des Heimwehs nach ihrem göttlichen Italien, dem Garten der Erde, betrachtet hatte. Wohl dürfen wir sie als Märtyrerin des Glaubens betrachten, wenn wir erwägen, daß nicht nur die Liebe zum Manne, sondern auch die Aussicht, in seinem Lande die neue Religion frei bekennen zu dürfen, sie veranlaßte, das Vaterland zu verlassen. Es ist ein wehmüthiger Eindruck, den dieses so früh beschlossene Leben hervorruft; eine anmuthige Erscheinung in jeder Hinsicht, mit offenem Sinne für das wahrhaft Schöne und Erhabene, feingebildet und wirklich gelehrt, ohne daß sie das echt Weibliche abgelegt hätte, ist sie über die Erde dahingegangen, ohne viele Spuren äußeren Wirkens zu hinterlassen, aber von einem Kreise auserwählter Freunde gekannt und hochgeschätzt; ihre Blüthe war kurz, wie das Schicksal der Reformation in Italien. Folgender Brief des armen Gatten erzählt dem Curione (im Original in lateinischer Sprache) wie Olympia starb. „Wie sie nun am Sterben war, schien sie mir, als sie eben von leisem Schlummer erwacht war, von einem tiefen Gefühle erfaßt zu sein und im Stillen zu lächeln. Ich nahte ihr und fragte sie, warum sie so lieblich lächelte. Sie antwortete: ich sah eben einen Ort, von wunderschönem, glänzendem Lichte bestrahlt. Und da sie aus Schwäche nicht mehr Worte hervorbringen konnte, sagte ich: wohlan, liebe Frau, sei guten Muthes, in jenem herrlichen Lichte wirst du wohnen. Leise lächelnd bejahte sie mit dem Haupte und kurz darauf sagte sie: Ich bin von Freude erfüllt. Weiter sagte sie nur noch, als ihr Blick schon erstarb: euch erkenne ich kaum mehr, aber alles Uebrige scheint mir voll von wunderschönen Blumen. Nicht lange darauf hauchte sie die Seele aus und schien nur zu schlummern; schon seit mehreren Tagen hatte sie nachdrücklich wiederholt, daß sie nichts mehr wünschte als zu scheiden und bei Christus zu sein.“ Ich weiß nicht, ob die Päpste und Kardinäle des 16. Jahrhunderts mit dem Glauben und der Heiterkeit dieser ketzerischen Frau starben, die Christus anrief und ringsum Licht und Blumen sah.

Noch einmal die Umgestaltung der Arnold'schen Ortsnamentheorie.

(Erwiderung auf den Artikel in Nr. 203 d. Beil.)

Hr. Prof. Dr. Heyck hat es für gut befunden, in dem oben bezeichneten Aufsatz meine schriftstellerische Ehre anzutasten. Um derer willen, die sowohl die Schiber'sche Schrift als auch meine Arbeiten mit Verständniß gelesen haben, würde ich es nicht für nothwendig halten, auch nur ein einziges Wort zu erwidern. Aber der überwiegenden Zahl derjenigen, denen die einschlägige Literatur nicht bekannt geworden, wohl aber die obengenannte Nummer dieser

Beilage durch die Hände gegangen ist, bin ich eine Erklärung schuldig.

Zuvor sei noch bemerkt, daß mir wegen meiner Uebersiedelung von Straßburg i. E. nach Schwerin i. M. erst am 23. September der Heyck'sche Aufsatz zugegangen ist. Daraus erklärt sich die Verspätung meiner Entgegnung.

Hr. Prof. Dr. Heyck hat mich beschuldigt, in meiner letzten Arbeit (Zur Geschichte des Deutschthums im Elsaß und im Vogesengebiet. Stuttgart 1897.) „die Schiber'schen Darlegungen und Hinweise nur ausgesponnen“ und wider besseres Wissen als mein geistiges Eigenthum ausgegeben zu haben. Dem gegenüber muß ich folgende Thatsachen bemerken: Die Schrift Schibers (Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, besonders im Elsaß und Lothringen. Straßburg 1894) berührt sich mit meiner genannten Veröffentlichung nur in dem einen Hauptpunkte, der Erklärung der Ortsnamen auf -heim. Schiber hatte sich in dieser Sache auf den Arnold'schen Standpunkt gestellt, indem er mit diesem für die Ortsnamen auf -heim fränkischen Ursprung annahm. Ueber Arnold ging er nur insofern hinaus, als er die Behauptung aufstellte, diese Orte seien fränkische Herrensiedelungen gewesen im Gegensatz zu den lothringischen -ingen, in denen er fränkische Bauernsiedlungen erblickte.

Mein Ergebniß dagegen war: die Ortsnamen auf -heim sind gemeingermanisch; im Elsaß und in der Pfalz sind sie alemannisch. Dem entsprechend läßt Schiber die Kolonisation, welche die elsässischen -heim hervorrief, von Westen über die Zaberner Steige kommen; ich dagegen von Osten über den Rhein.

Das nennt Heyck ein „Weiterspinnen“ Schiber'scher Darlegungen, worin jeder Unbefangene eine Widerlegung oder doch wenigstens den Versuch einer solchen erblicken muß!

Nun zur Frage der Priorität! Von den beiden genannten Werken ist das Schiber'sche das frühere, und es könnte danach den Anschein haben, als sei von ihm die kritische Behandlung der Arnold'schen Ortsnamentheorie angeschnitten worden. Aber auch dem ist nicht so. Vielmehr wurde der erste Stoß gegen Arnold von mir geführt in meiner Schrift „Deutsche und Keltoromanen in Lothringen“ u. s. w., die im Jahre 1891, also volle 3 Jahre vor dem Erscheinen der Schiber'schen Arbeit, veröffentlicht wurde. In ihr suchte ich den Beweis zu führen, daß die von Arnold für die Alemannen in Anspruch genommenen Ortsnamen auf -weiler (villare) keineswegs Siedelungen dieses Stammes, nicht einmal solche deutscher Nationalität, sondern vielmehr romanische bezeichnen.

Aus diesem ersten kritischen Angriff ergab sich die Nothwendigkeit einer genauen Nachprüfung der übrigen von Arnold behandelten Ortsnamentypen. Und so ist diese meine Arbeit nicht nur für meine sämmtlichen übrigen Schriften auf diesem Gebiet — sogar einschließlich meiner schon 1890 erschienenen Dissertation (Zur Geschichte des Deutschthums in Lothringen u. s. w.) — der Ausgangspunkt und die Grundlage geworden, sondern sie bildete auch für Schiber nach dessen eigenem, wenn auch namenlosem Hinweis in der Einleitung (S. 2) eine Anregung zu seiner Schrift. In ihr hat er denn auch bezüglich der Weilerfrage, was die Bevölkerungsmasse betrifft, meinen Standpunkt angenommen. Nur hinsichtlich der für mich unwesentlichen Herrenfrage stellte er sich in Gegensatz zu mir.

Als die Schiber'sche Schrift im Jahr 1894 erschien, wurde mir von der Redaktion der „Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins“ ihre Rezension übertragen. In derselben habe ich Schibers Stellung in der Frage der -ingen anerkannt; sie entsprang meiner schon gefaßten Ueberzeugung. Dafür kann ich Hrn. Prof. Dr. Heyck selbst als Zeugen citiren. In seiner wieder abgedruckten Rezension der Schiber'schen Schrift hat er es selbst mitgetheilt, daß vor Schiber „schon Andere, darunter Gröber und Hans Witte, darauf hingewiesen hatten, daß die Orte auf -ingen keineswegs ein Monopol der Alemannen gewesen“.

Die übrigen Ergebnisse der Schiber'schen Schrift habe ich hingegen abgelehnt, weil sie mir nicht hinlänglich begründet erschienen, wohl aber sich schwerwiegende Bedenken gegen sie vorbringen ließen. Dies habe ich schon in der Rezension (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh., N. F. IX [1894], S. 327—329), also unmittelbar nach Erscheinen der Schiber'schen Schrift, gethan und nicht erst, wie Heyck behauptet, in meiner neuesten Arbeit von 1897.

Die von mir als Rezensent der Schiber'schen Schrift eingenommene Stellung habe ich in meiner neuesten von Heyck angegriffenen Schrift noch unverändert festgehalten. Nur konnte ich hier die Frage der Ortsnamen auf -heim, zu der ich in der Rezension in aller Kürze Stellung nehmen mußte, eingehend untersuchen und kam dabei zu Ergebnissen, die den Schiberschen diametral gegenüberstehen! Diese Untersuchung über die -heim nimmt in meiner Schrift neben der Feststellung der ehemaligen Sprachgrenze bei weitem den breitesten Raum ein und stellt neben ihr das eigentliche Ergebniß der Arbeit dar. Nebenher bin ich noch einmal auf die Weilerfrage zurückgekommen, aber diese war ja schon 1891, 3 Jahre vor Schibers Buch, eingehend von mir behandelt worden. Und in der, nur soweit es der Zusammenhang erforderte, berührten -ingen-Frage hatte ich ja nach Heycks eigener Angabe schon vor Erscheinen des Schiber'schen Buches Stellung genommen. Von der allgemeinen Kritik des Arnold'schen Systems als solchem endlich, zu dem ich auf Grund der Einzelergebnisse gelangte, findet sich bei Schiber noch keine Spur. — Da diese Punkte den Inhalt meiner letzten Schrift erschöpfen, so weiß ich wirklich nicht, welches die Schiber'schen Gedanken sein sollen, die ich angeblich als die meinigen verkündige. Und wenn Heyck trotzdem diese Behauptung aufstellt, so steht dieselbe im augenfälligsten Widerspruch mit den soeben angegebenen Thatsachen.

Da nun einmal die Frage nach dem Verhältniß zwischen Schiber, den persönlich zu kennen ich nicht die Ehre habe, und mir bei Umwandlung des Arnold'schen Systems aufgeworfen worden ist, so gebe ich zur Beantwortung folgende Daten: Das Arnoldsche System wurde

1891 von mir hinsichtlich der Orte auf -weiler (villare),
1894 von Schiber hinsichtlich der -ingen und
1897 von mir hinsichtlich der -heim und anschließend daran allgemein kritisch behandelt und umgestaltet.

Danach nimmt Schibers Schrift in Beziehung auf die Ablehr vom Arnold'schen System nicht nur hinsichtlich der Zeit ihres Erscheinens, sondern auch inhaltlich eine mittlere Stellung ein. In der Einzelfrage der -ingen macht sie sich von Arnold frei, bleibt dafür aber in derjenigen der -heim um so tiefer in den alten Anschauungen haften. Dagegen ist sowohl der Beginn wie auch die radikale Durchführung dieser Umwandlung durch meine Arbeiten geschehen. Eine Mitwirkung dabei erkenne ich selbstverständlich Schiber bereitwillig zu. Ich kenne seine Schrift, habe stets eine überwiegend ablehnende Haltung zu ihr eingenommen; wo ich ihn aber benutze, citire ich ihn. Mehr kann Niemand verlangen! Vor allen Dingen nicht, daß ich „Schibers Leistung bei der Forschung befestigen“ sollte; kann sich doch Jeder mit leichter Mühe aus meinen Schriften überzeugen, daß ich dessen Ergebnisse fast ausnahmslos bekämpfe!

Auf die wissenschaftliche Materie selbst näher einzugehen, ist hier nicht der Ort und der nöthige Raum. Ich habe auch keine Veranlassung dazu, da die Begründungen meiner Ergebnisse trotz meiner bis ins Jahr 1890 zurückreichenden schriftstellerischen Thätigkeit auf diesem Gebiete

bisher von keiner Seite kritisch angegriffen worden sind. Ich warte auf ihre Widerlegung oder wenigstens auf einen ernsthaften Versuch dazu. Dann werde ich reden.

Anstatt dessen sind inzwischen eine Reihe gegen mich gerichteter Hypothesen aufgetaucht. Ich habe mir öfter die Frage vorgelegt, ob ich noch einmal zur Feder greifen sollte. Aber ich konnte auf ein persönliches Einschreiten um so eher verzichten, als diese Hypothesen meist derartig waren, daß sie Jeder, der mit dem Gegenstand nur einigermaßen Fühlung unterhielt, selbständig widerlegen konnte. So z. B. die von Heyck mitgetheilte Hypothese, nach der die Orte auf -weiler Klostergründungen sein sollen. Diese Vermuthung fällt schon durch den einfachen Hinweis auf die Thatsache, daß die Ausbreitung der Weilerorte nach Osten zu an die Grenze des römischen Reiches gebunden ist, in sich zusammen. Oestlich des limes waren doch auch Klöster in Hülle und Fülle; warum haben sie hier nicht auch Ortsnamen auf -weiler hervorgerufen, wie sie es westlich des limes gethan haben sollen? Wer immer die genannte Hypothese aufstellt, dem erwächst dadurch die unabweisbare Pflicht der Erklärung dieses Gegensatzes. Und solange eine solche nicht in befriedigender Weise geleistet ist, hat diese Hypothese keinerlei Anspruch, von wissenschaftlicher Seite ernst genommen zu werden.

Daß die Hypothese, „-weiler stamme von dem Zeitwort „weilen", neuerdings zu philologischer Anerkennung gelangt" sein könnte, muß ich bestreiten. Vielmehr ist diese alte, von Arnold ausgesprochene Idee von der philologischen Wissenschaft längst überwunden und die Ableitung vom lat. -villare widerspruchslos anerkannt.

Wenn nun Heyck sogar das in norddeutschen Orten wie Bardowiek, Brunswiek (Braunschweig) u. s. w. vorhandene Grundwort -wik zu einem durch das lat. vicus übernommenen Lehnwort stempelt und somit in eine gänzlich unberechtigte Parallele zu -villare (Weiler) stellen möchte, so genügt es, dem gegenüber auf die anerkannte Thatsache hinzuweisen, daß dies wik, das schon im gothischen als veihs vorkommt, wohl mit dem lat. vicus wie mit griech. οἶκος urverwandt, aber keineswegs von diesem entlehnt, sondern vielmehr ein gutes deutsches Wort ist, das wir noch heute in der Zusammensetzung „Weichbild" anwenden! Mir ist sehr wohl bekannt, daß der Irrthum, dem hier Heyck anheimfällt, in manche Handbücher übergegangen ist; aber das entschuldigt doch kaum völlig.

Eine weitere mit Bezugnahme auf die Lautverschiebung gegen mich erhobene Hypothese ist von Heyck selbst unter zutreffender Begründung zurückgewiesen worden (vgl. Nr. 203 S. 5, Mitte der rechten Spalte).

Bei einer derartigen Beschaffenheit der gegen meine Ergebnisse vorgebrachten Einwendungen glaube ich darauf rechnen zu dürfen, daß jeder unparteiisch Urtheilende es begreifen wird, wenn ich Bedenken trage, mich überhaupt auf ihre Bekämpfung einzulassen. Und auch in Bezug auf den gegenwärtigen unerquicklichen Streit erkläre ich obige Ausführungen als mein erstes und letztes Wort. Ich bedaure, daß ich habe Dinge berühren müssen, von denen ich am liebsten geschwiegen hätte. Aber ich darf wohl hoffen, daß der Leser anerkennen wird, daß ich durch einen Angriff auf meine Ehre zu solcher Nothwehr gezwungen worden bin. Hinsichtlich des mir aufgedrängten Streites selbst sehe ich dem Urtheil der Oeffentlichkeit mit vollkommenster Seelenruhe entgegen.

Schwerin i. M., am 28. Sept. 1898. **Hans Witte.**

Zu Vorstehendem bemerkt Hr. Prof. Heyck:

Seit einer Reihe von Jahren war Arnolds Theorie durch verschiedene Forscher in Einzelheiten erschüttert worden, u. A. durch Witte, wie ich schon früher anerkannte. Ihren Zusammenbruch führte im Jahre 1894 mit Klarheit und Bewußtsein Ad. Schiber herbei, welcher gleichzeitig der neuen und richtigen Deutung der Ortsnamen-Endungen aus zeitlichen und wirthschaftlichen Gesichtspunkten den Weg bahnte. Dann zog 1897 H. Witte die seit Jahren herangereifte Frucht ganz in seinen Garten hinüber und sprach in hohen Tönen als Umgestalter der angeblich noch herrschenden Arnold'schen Auffassung. Ich tastete darauf hin nicht seine Ehre an, aber ich schrieb einen Aufsatz, der möglichst viel Gutes über seine, in ihrem besonderen Eigenthum so wenig vom Glück begünstigten Forschungen sagte, jedoch nachdrücklich auf Schibers Verdienst hinwies und hinzufügte: „Möglicherweise war schon 1894 Schibers damals erschienenes Buch für ihn (Witte) keine Offenbarung mehr. In dem Fall oder vielmehr auf jeden Fall vermissen wir über das beiderseitige Verhältniß leider eine klare untrügliche Mittheilung."

Die jetzt abgegebene Witte'sche Erklärung holt das zwar in gewisser Weise nach, aber wiederum unvollkommen und auch irreführend. Hr. Witte weist Schiber das Verdienst an den -ingen zu und will sich die -heim reserviren; Schiber sei hinsichtlich der -heim in den alten Anschauungen haften geblieben und habe sich auf den Arnold'schen Standpunkt gestellt. Es liegt vielmehr so. Auf S. 13 seiner Schrift beginnt Schiber die Untersuchung der -heim mit den Worten: „Letztere Orte werden schon seit lange als fränkisch betrachtet, im Gegensatz zu den angeblich alemannischen -ingen. Sehen wir zu, ob sich dieser Annahme auf Grund der thatsächlichen Verbreitung dieser Ortsnamen mehr Berechtigung zuerkennen läßt." Er kommt zu dem Ergebniß, daß auch -heim keine einen bestimmten Volksstamm anzeigende Silbe sei, sondern vielmehr Siedelungen, resp. Besitzungen einzelner Inhaber bezeichne (im Gegensatz zu den Sippensiedelungen auf -ingen), daß aber zweitens allerdings das erobernde Frankenthum durch Landaustheilungen an seine Leute in großer Fülle und Verbreitung solche heim-Orte fränkischer Inhaber geschaffen habe. Auf diese Weise erklärt Schiber eine Sachlage, über die nicht hinwegzukommen ist, trotzdem er die frühere Deutungsmethode Arnolds an sich verwerfen mußte und überwunden hatte, in sehr viel geistreicherer und ansprechenderer Weise, als wenn Witte die heim-Orte, weil die Silbe nicht schlechtweg für die Franken beweist, zu Alemannensiedelungen macht. Auch hier, d. h. auch für die -heim, befreite Schiber vor Witte von Arnold; darauf kommt es an, nicht auf ablenkende Streitpunkte, die hinterher erhoben werden konnten, woher die Siedler kamen ꝛc.

Ferner sagt Witte, (erst) er habe das Arnold'sche System „allgemein" kritisch behandelt und umgestaltet. Auch das ist unrichtig. Es würde zu neuen Peinlichkeiten führen, darzulegen, wie unrecht es von Witte ist, sich in diesem und dem obigen Punkte im vorliegenden Moment so sehr zu irren oder so sehr die Tragweite der knappen Schiber'schen Ausführungen verkannt zu haben. Meine in Nr. 203 der Beilage der Allg. Ztg. enthaltenen und dort von 1896 citirten Ausführungen über Schiber genügen, um zu bezeugen, daß seit dessen Buch nichts Neues von prinzipieller Bedeutung vorgebracht worden; hieran wird dadurch nichts geändert, daß Witte seitdem Einzelheiten wieder verwirrt hat.

Ich kann mich hiebei beruhigen und immer wieder auf Schibers und Witte's Bücher selbst Jeden dringend hinweisen, den die Frage ernsthaft interessirt. Und dann steht ja glücklicherweise die Forschung auf diesem Gebiete nicht still; sie wird weiter richten und schlichten.

Nur noch zweierlei: Ich habe nicht etwa gemeint, sondern in unverkennbarer Weise selbst bezweifelt, daß die Ableitung des „-weiler" aus „weilen" neuerdings zu philologischer Anerkennung gelangt sein könnte; zweitens: Wenn

Witte wik als urgermanisch (anstatt als Lehnwort) nimmt, so hat das weder auf Autorität noch auf Wahrscheinlichkeit Anspruch. Den Kundigen wird besonders seine Wendung „schon im Gothischen“ ein bedenkliches Schütteln des Kopfes verursachen, da die Germanen schon etliche Jahrhunderte früher die Bekanntschaft der Römer und ihrer Sprache machten, ehe Ulfilas seine Bibelübersetzung schrieb; es ist bekanntlich ein Hauptmerkmal liebevoller Unschuld in germanistischen Dingen, das Gothische für das deutsche Sanskrit zu halten. Und noch komischer wirkt die unlogische Heranziehung von Weichbild.

Ich glaube wohl, daß Hrn. Witte diese Angelegenheit „unerquicklich“ ist. Sie würde noch viel unerquicklicher für ihn werden, wollte ich das stilistische Helldunkel und die eigenthümlichen Passivkonstruktionen auf Schritt und Tritt durchleuchten, worin er neuerdings leicht verfällt. Beiläufig nur, daß, wenn ihm „erst am 23. Sept. der Heyck'sche Aufsatz zugegangen ist“, ich meinerseits ihn sofort am 9. Sept. mit der Post an Witte nach Straßburg abgesandt hatte.

Ed. Heyck.

Mittheilungen und Nachrichten.

Julius Lessing: Das Moderne in der Kunst. Berlin, Leonhard Simion 1898. — Ueberraschend schnell hat sich in den letzten Jahren das Kunsthandwerk entwickelt. Es befindet sich einstweilen noch in einem Uebergangsstadium, wird aber durch die thatkräftige Förderung, die ihm die Künstler, das Publikum und alle Kunstanstalten wie Museen, öffentliche Sammlungen und Schulen und nicht zum mindesten die Publizistik angedeihen lassen, ohne Zweifel bald zu einer festen Stellung im allgemeinen Kunstleben durchdringen. Es ist natürlich, daß eine aufstrebende Richtung, die um jeden Preis neu sein will, mit einer Verwirrung der Grundbegriffe auftritt, wie sie jeder revolutionären Bewegung anhaftet. Sie wendet sich gegen das Gute, bloß weil es alt ist, und bewundert das Eigenartige, wenn es auch ungesund ist. Das Schwanken des Urtheils in Zustimmung und Ablehnung ist überall fühlbar. Da muß wohl die Stimme eines in der Pflege der Kunst ergrauten Mannes aufmerksam gehört werden. Julius Lessing hat, wie Wenige in Deutschland, die neuen Bestrebungen von ihren ersten Keimen an beobachten können, denn er hat als einer der Mächtigsten auch der vorangehenden Generation die Wege geebnet. Er begrüßt die vielversprechenden Anzeichen, die auf einen großen Erfolg nationalen Kunstlebens deuten. Aber vorerst ist ihm darum zu thun, die allgemeinen Begriffe zu klären. So bespricht er denn die einzelnen Grundsätze, die von den „Jungen“ aufgestellt werden, das Prinzip der zweckmäßigen Konstruktion, die Forderung, mit Schmuckformen älterer Stile zu brechen, das Suchen nach neuen Zierformen in der Natur, das Verwerfen des uralten Bestandes an Dekorationsmotiven, die Neigung, vom Symmetrischen, Regelmäßigen und Einfachen abzuweichen und das Zufällige, Eigensinnige und Gesuchte an dessen Stelle zu setzen. Ihm ist die neue Kunst keine Modesache, vielmehr eine nothwendige Erscheinung, die mit der Entwicklung unsrer modernen Eisen- und Maschinenindustrie im engsten Zusammenhang steht. Er erläutert ihren großen Einfluß an dem modernen Schiff, am Wagen und an ihrem neuesten Erzeugniß, dem Fahrrad. Die neuen Ansprüche der Hygiene und des Komforts werden besprochen und das wirklich Gute in der Konstruktion neuer Geräthe, wie z. B. der elektrischen Beleuchtungskörper, vollkommen anerkannt. Die Bewegung hat einen ausgesprochen germanischen Charakter: von Nordamerika nach England übertragen, gewinnt sie jetzt auch in Deutschland breiten Boden. Besonders werthvoll sind die vielfachen Beziehungen, die Lessing als Kenner alter Kunst mit analogen Vorgängen älterer Stilperioden andeutet. Wir hören die gereifte und durch langjährige Erfahrung gefestigte Anschauung eines Mannes, der Gelehrsamkeit und Praxis in seltenem Maß vereinigt. Deßhalb sollte auch die kleine Schrift in weiten Kreisen beachtet werden, hoffentlich besonders von den wandelbaren Vielschreibern unsrer Publizistik, die jede neue Leistung gleich als Wunderwerk ausschreien, ohne auch nur den geringsten Maßstab kritischer Beurtheilung daranzulegen. Künstler wird Niemand belehren; das ist auch nicht Aufgabe der Kritik; wohl aber soll sie die Laien gewinnen, und das wird am besten — wie es auch Julius Lessing gethan — dadurch geschehen, daß das Wesentliche der Sache, ihr unveränderlicher Kernpunkt klargelegt wird. A. W.

C. H. **Ueber die Verwandtschaft der Fauna in den Meeren des pontisch-kaspisch-aralischen Bassins** hat Privatdozent **Sowinsky** auf dem Kongreß der Naturforscher zu Kijew einen Vortrag gehalten, welcher den jetzigen Stand dieser Frage darlegt. Wir theilen einen kleinen Auszug hier mit. Das Schwarze Meer stand einst in Verbindung mit dem Kaspischen, ohne aber einen Ausfluß zum Mittelmeer zu haben und bildete ein großes Bassin mit mäßig salzhaltigem Wasser. Irgend eine Verbindung mit dem Eismeer hatte aber dieses Bassin nicht, wie Einige fälschlich vermuthen. Der Durchbruch des Bosporus und die Absonderung des Kaspischen Meeres von dem Schwarzen Meer rief eine Veränderung der Fauna in letzterem hervor. Viele Arten, welche der Pontus mit dem Kaspi gemein hatte, starben durch den Zufluß des stärker salzigen Wassers aus, erhielten sich aber noch in dem nordwestlichen Theil des Meeres, in den Mündungen der Flüsse und in dem nordöstlichen Winkel des Asow'schen Meeres, wo das Wasser noch weniger salzig ist; außerdem holte die Expedition vom Jahre 1891/92 die Muscheln einiger ausgestorbenen Arten aus der Mitte des Schwarzen Meeres hervor. Durch den Bosporus drangen allmählich Repräsentanten der Mittelmeerfauna in das Schwarze Meer ein, aber sie können nur in der oberen Schichte, nicht tiefer als 100 Faden, leben, da weiter unten bis zum Grund (1300 Faden) das Wasser infolge seines starken Gehalts an Schwefelwasserstoff organisches Leben nicht zuläßt. Die Bildung dieses kein organisches Leben duldenden Stoffes, welcher das Schwarze Meer von allen anderen, auch vom Kaspischen Meer, unterscheidet, erklärt man durch den Untergang einer ungeheueren Menge von Thieren infolge des Zuflusses von Wasser mit starkem Salzgehalt, welcher eine Verwesung der Leichen und die Entwicklung von Gasen hervorrief. Im allgemeinen ist die Fauna des Schwarzen Meeres eigenartig und ziemlich reich; sie unterscheidet sich von derjenigen des Kaspischen Meeres, in welcher einige nördliche Formen vorkommen (Krebse und Robben). Dieser Umstand legte die Vermuthung von einem einstigen Zusammenhang des Kaspi vermittelst des Bassins des Obi mit dem nördlichen Eismeer nahe. Aber die geologischen Untersuchungen machen eine solche Vermuthung hinfällig, obgleich das Kaspische Meer im Thal der Wolga sich einst bedeutend nördlicher ausdehnte und andererseits das Eismeer nach der Eisperiode sich im europäischen Rußland viel weiter nach Süden erstreckte als jetzt. Lagen aber die beiden Meere einst näher zu einander, so konnten sich durch die dazwischen liegenden Flüsse einige Formen der nördlichen Fauna nach Süden ausdehnen, wie solches an anderen Orten nachgewiesen worden ist, und wie man solches auch für den Baikal-See annehmen muß, in welchem die Robbe vorkommt. Die Originalität der Fauna des pontisch-kaspischen Bassins (mehr als 50 Proz. selbständiger Arten) erlaubt es, dieses Bassin als eine besondere zoographische Provinz anzusehen.

* Von **Heinrich Düntzers „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“** (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe) sind wiederum eine Reihe von Bänden in neuer Auflage erschienen — ein Beweis für den Werth derselben und die Beliebtheit, deren sie sich in weiten Kreisen erfreuen. „Hermann und Dorothea“ liegt bereits in siebenter neu durchgesehener und vermehrter Auflage vor, während es „Tasso“ und „Egmont“ bis jetzt auf fünf und die lyrischen Gedichte Goethe's auf drei Auflagen gebracht haben.

G. **Alte Handschriften.** Das Asiatische Museum der Akademie der Wissenschaften in **Rußland** wurde durch den Generalkonsul von **Kaschgar** mit einer neuen Sammlung von Manuskripten bereichert. Sie sind buddhistischen Ursprungs und theils im Sanskrit, theils in unbekannten Idiomen geschrieben und wurden in Khotan gefunden. Zwei davon bestehen aus langen Streifen von Birkenrinde und stammen aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeit-

rechnung. Wie wir der „Indépendance Belge“ entnehmen, wurden dem Museum überdies zwei alte, in völlig unbekannter Sprache geschriebene Manuskripte einverleibt, die die Akademie einem schwedischen Missionär von Kaschgar abgekauft hat.

T **Die geologischen Ausgrabungen auf der Insel Java** sollen fortgesetzt werden. Auf Antrag der letzten internationalen zoologischen Versammlung in Cambridge hat Lord Salisbury an die Regierung der Niederlande die Mittheilung gerichtet, daß der Kongreß die Fortsetzung dieser wissenschaftlichen Arbeiten für dringend wünschenswerth halte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die holländische Regierung auf diese Anregung eingehen wird, zumal die bisherigen Bodenuntersuchungen in Java gerade einem Holländer, dem jungen Stadsarzt Dr. Dubois, Gelegenheit gegeben haben, einen Fund von aufsehenerregender Bedeutung zu machen. Der sogenannte Affenmensch von Java aus der Tertiärzeit, der Pitecanthropus erectus, ist noch in Aller Erinnerung, ebenso wie die große Beachtung, welche diesen Skelettüberresten in der ganzen Welt gewidmet wurde, da man vielerseits darin die Ueberbleibsel eines direkten Vorfahrens des Menschengeschlechts erblickte. Obgleich ähnliche Funde häufig genug ganz vereinzelt geblieben sind, so kann man vorläufig doch die Hoffnung hegen, daß eine Fortsetzung der Ausgrabungen auf der Insel noch weitere Entdeckungen von großem Werth für die Zoologie und die Paläontologie zutage fördern wird.

* Aus einer im österreichischen Ackerbauministerium ausgearbeiteten Zusammenstellung der **land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalten in Oesterreich im Schuljahre 1897/98** entnehmen wir, daß zur Zeit 148 solcher Institute eingerichtet sind. Diese umfassen: 2 Hochschulinstitute, 12 landwirthschaftliche und 3 forstliche Schulen mittlerer Kategorie, 2 Mittelschulen für Wein-, Obst- und Gartenbau, eine höhere Lehranstalt für Brauindustrie, 39 Ackerbauschulen, d. h. niedere landwirthschaftliche Schulen mit ganzjährigem Unterricht, 52 landwirthschaftliche Winterschulen, 7 niedere Forstschulen, 10 Molkerei- und Haushaltungsschulen, 17 niedere Spezialschulen für Obst-, Wein-, Garten-, Flachs- und Hopfenbau, 2 Brauereischulen und 2 Brennereischulen. Die Frequenz aller dieser Anstalten betrug (nach Daten der Inskription zu Beginn des Schuljahres 1897/98) im ganzen 5274 Schüler. Die Unterrichtssprache ist in 62 Anstalten deutsch, in 57 böhmisch, in 16 polnisch, in 6 gemischt deutsch und böhmisch, in 2 slovenisch, in je 1 serbocroatisch, gemischt deutsch und italienisch, gemischt deutsch und ruthenisch, gemischt deutsch und rumänisch.

* **Berlin,** 11. Okt. Auf der Tagesordnung der 3tägigen Konferenz, zu welcher in voriger Woche die **Rektoren aller preußischen Universitäten** zusammengekommen waren, standen vor allem solche Fragen, die zur Zeit in akademischen Kreisen lebhaft erörtert werden. Besonderes Interesse erregten, wie die „Nat. Ztg.“ berichtet, die Vorträge über das Frauenstudium und die Veranstaltung volksthümlicher Hochschulkurse, wie die Aufklärungen, welche über die Durchführung der Besoldungsneuregelung gegeben wurden. Die Fragen über Maximalabsätze für Vorlesungshonorare wie über Stundung und Erlaß derselben, kamen gleichfalls zur Sprache. Dabei verständigte man sich bezüglich des letztgenannten Punktes dahin, daß es sich empfehle, zunächst von dem Ersatz der Stundung durch Erlaß abzusehen, jedoch die allseitig als nothwendig erkannte Reform des Stundungswesens herbeizuführen. Auch die Frage betr. die Zulassung von Realgymnasial-Abiturienten zum medizinischen Studium gelangte zu eingehender Besprechung. Ueber den Verlauf der Konferenzberathungen im ganzen kann bemerkt werden, daß er sehr befriedigend war und allen Theilnehmern Gelegenheit bot, sich von der Zweckmäßigkeit dieser neuen Einrichtung zu überzeugen. — Der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, Professor Dr. Crome hat, der „Köln. Ztg.“ zufolge, einen Ruf als Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Baron als ordentlicher Professor an die Rheinische Friedrich Wilhelms-Universität erhalten und wird zum Beginn der Wintervorlesungen nach Bonn übersiedeln.

-ck. **Stockholm,** 8. Okt. Das **Erinnerungsfest an Berzelius** wurde gestern Abend sehr feierlich im großen Saal der Musikakademie begangen, der mit Blumen, Guirlanden und Palmendekorationen reich geschmückt war. Im Hintergrund war eine große Büste von Berzelius aufgestellt. Der ganze Saal war mit einem festlich gekleideten Publikum gefüllt, welches größtentheils aus Repräsentanten der Universität, der Gelehrtenwelt und in- und ausländischer Korporationen bestand. Nach der Ankunft des Königs mit Gefolge hielt der Präses der Wissenschaftlichen Akademie, Prof. Wittrock, eine kurze Begrüßungsrede an den König und die Versammlung. Prof. Cleve hielt die Gedenkrede an Berzelius. Prof. Graf Mörner sprach im Namen des Karolinska-Instituts, Prof. Chr. Lóven für die Landwirthschaftliche Akademie und Prof. J. Berg im Namen der Medizinischen Gesellschaft zu Ehren Berzelius'. Darauf wurde unter der Leitung Stenhammers eine feierliche Kantate gesungen, deren Text Prof. Retzius gedichtet und deren Musik Sjögren komponirt hatte. Frau Edling und Hr. Hofer führten die Solopartien aus and Hr. Elmblad deklamirte den nicht in Musik gesetzten Theil der Kantate. — Sodann ergriffen die Repräsentanten der ausländischen Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften das Wort. Zuerst sprachen Prof. van t'Hoff (Berlin), Prof. König (München) für Deutschland und Prof. Kahlbaum im Namen der Schweiz. Rußland war durch den Theilnehmer an der Gradmessungsexpedition, Prof. Tscraitschew, vertreten, Finnland durch Prof. Hjelt, Dänemark durch Prof. Kjeldahl und Norwegen durch Prof. Baage. Prof. Frhr. v. Nordenskjöld sprach im Namen der Universitäten von Turin und Pisa und Prof. Arrhenius für die Deutsche Elektrotechnische Gesellschaft. Die Professoren König und Arrhenius legten im Namen der bayerischen Akademie der Wissenschaften und der deutschen Elektrotechnischen Gesellschaft prachtvolle Kränze an der Büste Berzelius' nieder.

* Zu der **Preisbewerbung für den Universitätsbau in Californien**, über die wir im vorigen Herbst berichteten, sind mehr als 200 Arbeiten eingelaufen. Aus ihnen wurden 11 Pläne als die besten ausgewählt, darunter 5 von Amerikanern, 4 von Franzosen, je 1 von einem Schweizer und Oesterreicher. Diese 11 Konkurrenten kommen nun zur engeren Preisbewerbung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Otto Immelmann: Albrecht v. Roon. — Friedrich Seiler: Gustav Freytag. (Biographische Volksbücher Nr. 44—55.) Leipzig. R. Voigtländer 1898. — H. Lüders: Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance. Ebd. 1898. — Germanicus: Wer ist der Betrogene? Eine deutsche Antwort auf den russischen Abrüstungsvorschlag. Berlin, Richard Schröder. — Dr. Christian Meurer: Völkerrechtliche Schiedsgerichte. Würzburg, Georg Hertz 1890 (!).

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 13. Oktober. Nummer 232.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Frage der Ingenieurausbildung.

Von Prof. Dr. Walther Dyck (München).

Der ausgezeichnete Vortrag, welchen Professor Felix Klein (Göttingen) über „Universität und technische Hochschule“[1]) auf der diesjährigen Naturforscherversammlung in Düsseldorf gehalten hat (siehe den Bericht in Nr. 214 d. J. der Beil.), war in besonderem Maße geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diejenigen Fragen des höheren Unterrichts zu lenken, welche nun schon seit einer Reihe von Jahren die Kreise der Techniker beschäftigen.

In der Entwicklung des technischen Unterrichts, wie sie im letzten Jahrzehnt, entsprechend den verschiedenen Aufgaben und Anforderungen, welche gegenwärtig an den Ingenieur gestellt werden, sich gestaltete, drängt sich die Nothwendigkeit der Unterscheidung einer konstruktiven und einer experimentellen, analytischen Richtung auf. Sie wird gekennzeichnet durch den Umstand, daß schon heute neben den konstruktiven Ingenieuren, welche stets das Gros unsrer Techniker bilden werden, in großen Fabrikbetrieben, bei technischen Instituten, im Organismus größerer technischer Behörden (man denke beispielsweise nur an die physikalisch-technische Reichsanstalt) immer mehr eine bestimmte, wenn auch beschränkte Zahl solcher Ingenieure gebraucht werden, welche neben ihrer Ausbildung nach Seiten der konstruktiven Maschinentechnik eine volle Durchbildung nach physikalisch-technischer Richtung erhalten haben.

Schon auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure zu Aachen (Ostern 1895) kam diese Unterscheidung und die Nothwendigkeit, ihr durch Einrichtungen im Unterrichte der Hochschule gerecht zu werden, zum Ausdruck; es lautet der erste Satz der auf den Unterricht an den technischen Hochschulen sich beziehenden „Aussprüche zur Frage der Ingenieurausbildung“, welche in Aachen aufgestellt wurden: „Die technischen Hochschulen haben nicht nur die volle wissenschaftliche Ausbildung zu gewähren, deren der tüchtige Ingenieur im Durchschnitt bedarf, sondern sie müssen, entsprechend ihrer Aufgabe als Hochschulen, auch denjenigen, welche eine weitere Vertiefung ihres Wissens und Könnens anstreben, die Gelegenheit hiezu bieten.“

Und ihm schließt sich der weitere an: „Der hiedurch ausgesprochenen Aufgabe der technischen Hochschule entsprechend, ist es erforderlich, über den allgemeinen Lehrplan hinaus für die Maschineningenieure Einrichtungen zu schaffen, welche eine möglichst weitgehende physikalisch-technische Ausbildung in theoretischer und experimenteller Richtung gewähren.“

* * *

An den technischen Hochschulen sind es auf dem Gebiete der Maschinentechnik zur Zeit im besonderen die Laboratorien für technische Mechanik, für theoretische Maschinenlehre, sowie für Elektrotechnik, welche neben ihrer Aufgabe der praktischen Vorbildung der Ingenieure weitergehende wissenschaftliche Ziele verfolgen. Hier ist vor allem unser 1873 ins Leben gerufenes Münchener mechanisch-technisches Laboratorium unter Bauschingers Leitung typisch und vorbildlich geworden für die Einrichtung der zahlreichen ähnlichen Institute, welche, auch weit außerhalb der Grenzen Deutschlands, im Laufe der Jahre entstanden sind. — Ebenso ist das Münchener Laboratorium für Maschinenlehre, 1875 unter Linde's Leitung errichtet, das erste Institut dieser Art, dessen Aufgaben Linde in seinem einleitenden Bericht folgendermaßen bezeichnet: „Dem Laboratorium fällt die doppelte Aufgabe zu, einerseits zur Vervollständigung der Kenntnisse vom gesetz- und ziffermäßigen Zusammenhang der dynamischen Verhältnisse in den Maschinen auf experimentellem Wege beizutragen, andrerseits die Studirenden in der Ausführung dynamometrischer Arbeiten zu üben und mit der Anwendung der theoretischen Kenntnisse auf konkrete Fälle vertraut zu machen.“ — Dann folgt mit der Entwicklung der Elektrotechnik in den letzten Jahrzehnten die Einrichtung elektrotechnischer Laboratorien. Hier ist die erste elektrotechnische Ausstellung in München im Jahre 1882 (unter Beetz' Leitung) bedeutungsvoll geworden. Von ihr datirt die Einrichtung selbständiger elektrotechnischer Laboratorien an den Hochschulen neben den physikalischen, wie wir sie in raschem Aufblühen zunächst in Darmstadt und Zürich entstehen sehen, denen das Münchener Laboratorium im Jahre 1887 folgte.

Was nun den Betrieb des Unterrichts betrifft, wie er in diesen Instituten und nach den gesammten Unterrichtsplänen der Schule sich gestaltet, so sind hier in erster Linie die Forderungen maßgebend, welche die Praxis an den konstruktiven Ingenieur stellt. Für die große Mehrzahl der auszubildenden Techniker muß der Konstruktionssaal den Mittelpunkt der Thätigkeit bilden; die mathematisch-naturwissenschaftliche Schulung muß als das wesentliche Ziel im Auge behalten, für das genaue und eindringende Verständniß der technischen Mechanik und daran anknüpfend der konstruktiven Methoden der Technik, sowie für die praktischen Uebungen in den Laboratorien die gesicherte mathematische und physikalische Grundlage zu bieten. Die technischen Laboratorien können hiebei für die große Zahl der Studirenden nur der Demonstration der grundlegenden Versuche und der Anleitung zur Vornahme der wichtigsten

[1]) Abgedruckt im letzten Heft der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure.

Messungen dienen, nicht aber der Ausführung selbständiger wissenschaftlicher Untersuchungen.

* * *

Der zu Anfang gekennzeichnete Entwicklungsgang der modernen Technik fordert aber über diese mehr schematische Ausbildung der Mehrzahl unsrer Studirenden hinaus eine mehr individualisirende, für denjenigen kleineren Kreis spezifisch in theoretischer Richtung begabter jungen Leute, die sich einem vertieften wissenschaftlichen Studium — sei es zu rein theoretischen, sei es zu praktischen Zwecken — zu widmen gedenken. Für diese kleinere Gruppe von Studirenden müssen die genannten Laboratorien Gelegenheit und Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten auf experimentellem Gebiete geben und in Verbindung damit muß die Möglichkeit einer weitergehenden Ausbildung nach Seite der angewandten Mathematik, der theoretischen wie der experimentellen Physik, der analytischen und technischen Mechanik und der theoretischen Maschinenlehre dargeboten werden. Die Hochschule muß, um es kurz auszudrücken, sich der Aufgabe, „technische Physiker" zu erziehen, widmen.

So bedeutungsvoll nun unsre Institute und Laboratorien auch nach wissenschaftlicher Richtung durch die eigene Thätigkeit der Dozenten geworden sind, so fehlt doch bisher im Unterrichtsplan der technischen Hochschule für die weitergehende Ausbildung solcher technischen Physiker eine geeignete Organisation und speziell auch die Möglichkeit, den Studiengang durch ein der besonderen Ausbildung Rechnung tragendes Examen abzuschließen.

Eine derartige Organisation kann aber über ihr erstes Ziel hinaus noch der Ausbildung von Physikern im allgemeinen zugute kommen, und weiterhin der Schulung von Lehrern der Mathematik und Physik, welche später an technischen Unterrichtsanstalten zu wirken gedenken.

In ersterer Beziehung muß auch hervorgehoben werden, daß man nicht ganz mit Unrecht der Experimentalphysik den Vorwurf gemacht hat, daß auf ihre Entwicklung die Fragestellungen und Ergebnisse technischer Untersuchungen nur geringen Einfluß gehabt haben. Heute muß die Physik im engeren Sinne auch die Methoden und Resultate technischwissenschaftlicher Forschung und Erfahrung, wie sie der Mechanik, der Maschinenlehre, der Elektrotechnik entstammen, für sich verwerthen und an sie anknüpfen und muß über das Studium der Naturerscheinungen im kleinen, am Experimentirtische, hinaus Probleme und Untersuchungen in dem großen Maßstabe, welchen die Verhältnisse der modernen Technik darbieten, in Angriff nehmen, in einer Richtung also sich entwickeln, die man wohl auch als Makrophysik bezeichnet hat. — Ist es nothwendig, hier an die auch für rein physikalische Fragen so bedeutsamen Untersuchungen Linde's über die Verflüssigung von Gasen zu erinnern, oder an die Untersuchungen über Elastizitäts- und Festigkeitsverhältnisse von festen Körpern oder an den Antheil, welchen die Technik an der Entwicklung der Elektrizitätslehre genommen hat? Und muß hier nicht überall konstatirt werden, wie auch umgekehrt rein theoretische und abstrakte Untersuchungen die praktischen Errungenschaften gefördert haben?

Für den künftigen Lehrer der Mathematik und Physik ist eine nähere Fühlung mit den Aufgaben der Praxis wichtig, speziell mit Rücksicht auf den Unterricht an den technischen Lehranstalten. Hier erscheint im mathematischen Unterricht, welcher zusammen mit der Physik die Grundlage für alle angewandten Disciplinen zu geben hat, die Verwendung möglichst anschaulicher, wo es angeht, graphischer Methoden mit Rücksicht auf den Ideenkreis und die gesammte spätere Bethätigung der Schüler geboten. Es wird sich ein Lehrer, welcher Interesse und Verständniß für die Aufgaben der Technik besitzt, in den Organismus und die Eigenart der technischen Schule leichter einfügen und den Unterricht zweckentsprechender zu gestalten vermögen, als derjenige, welcher seine Wissenschaft nur von ihrer abstrakten Seite kennt und beurtheilt. Aber auch an jeder anderen Schule werden dem Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften speziellere technische Fachkenntnisse zu statten kommen, wenn sich, wie dies besonders am kleinen Orte vielfach der Fall ist, Gelegenheit bietet, Aufschlüsse und Orientirung in technischen Fragen, die ja gegenwärtig in alle Verhältnisse unsres bürgerlichen Lebens eingreifen, zu geben. — Indem nach den hiemit bezeichneten Richtungen die Vertreter der theoretischen Fächer an unsern technischen Hochschulen ein Programm aufnehmen, bei welchem sie Hand in Hand mit den Lehrern der angewandten Disciplinen vorzuschreiten haben, werden sie auch am besten den Vorwürfen einer zu einseitigen Betonung spezialwissenschaftlicher Sonderinteressen und zu großer Abstraktheit des Inhalts ihrer Vorträge begegnen können, die man ihnen gerade in den letzten Jahren mit Recht und Unrecht gemacht hat.

* * *

Mit Rücksicht insbesondere auf die zuletzt genannten beiden Aufgaben der Ausbildung von technisch geschulten Physikern und Mathematikern ist vor 2 Jahren an der Universität Göttingen das „Institut für angewandte Physik" durch die Initiative von Professor Klein ins Leben gerufen worden. Die Organisation dieses Instituts bezeichnet im Sinne des Begründers einen ersten Schritt in einem weit angelegten Plane für die moderne Entwicklung unsrer Universitäten. „Ich verlange," sagt Klein in seinem eingangs erwähnten Düsseldorfer Vortrag, „eine durchgreifende Erweiterung der Universitäten nach der modernen Seite hin, eine volle wissenschaftliche Berücksichtigung aller Momente, die in dem hoch gesteigerten Leben der Neuzeit als maßgebend hervortreten."

„Die so formulirte Forderung kann des Beifalls gerade der Fernerstehenden von vornherein ziemlich sicher sein, und es wird genügen, daß ich auf ein, zwei Beispiele exemplifizire. Betrachten Sie etwa die Entwicklung des modernen Verkehrs, durch die uns fremde Völker, fremde Verhältnisse in unmittelbare Nähe gerückt sind, die uns früher gewissermaßen nur dem Namen nach bekannt waren. Soll das auf unsre sprachlichen, auf unsre historischen, auf unsre juristischen Studien ohne Einfluß bleiben?... Oder nehmen Sie andrerseits und ganz besonders den Aufschwung unsrer Technik. Mögen sich die Universitäten immerhin um die Ausbildung der Ingenieure keine Sorge machen, weil diese den technischen Hochschulen anheimgegeben ist, sollen aber darum unsre Mathematiker (insbesondere diejenigen, die berufen sein werden, an technischen Anstalten zu wirken), unsre späteren Beamten, welche ihre Stellung im öffentlichen Leben doch nach allen Richtungen ausfüllen sollen, während ihrer Universitätszeit hievon gar nichts erfahren? Die Antwort auf diese Fragen liegt in der That auf der Hand, soweit es sich um das allgemeine Prinzip handelt. Die Schwierigkeiten beginnen aber in dem Augenblick, wo man versucht, der Ausführung näher zu treten."

Und nun charakterisirt Klein, als einen ersten Schritt in der Ausführung dieses Programms, die Entstehung und die Aufgabe des Göttinger physikalisch-technischen Instituts mit folgenden Worten:

„Es gereicht mir zu besonderer Befriedigung, hier mittheilen zu können, daß meine Universität Göttingen seit einigen Jahren in diese Bewegung eingetreten ist. Um nur

eins zu nennen, so ist es uns jetzt gelungen, beim physikalischen Institute Laboratoriumseinrichtungen zu schaffen, vermöge deren unsre Studirenden der Mathematik und Naturwissenschaft in der Lage sind, die großartigen physikalischen Prozesse, welche sich in unsern Wärmemotoren und unsern Dynamomaschinen abspielen, eingehend kennen zu lernen und messend zu verfolgen. Ich erwähne dieses Beispiel aus doppeltem Grunde. Zunächst weil es ein positiver Schritt ist, durch den wir eine nähere Beziehung der Universität zum Ingenieurwesen anbahnen, dann aber, weil wir diesen Fortschritt, wie wir dankbar und rühmend anerkennen müssen, der privaten Initiative verdanken. Eine Anzahl hervorragendster Ingenieure und Firmen ersten Ranges hat sich zu einer Gesellschaft vereinigt, die uns nicht nur die erforderlichen Mittel gewährt, sondern uns auch mit ihrem Rathe unterstützt. Da haben Sie den gewünschten Kontakt mit dem heutigen Leben in voller, ich möchte sagen, in idealer Gestalt. Vielleicht wird Sie noch besonders interessiren, wenn ich zufüge, daß das Unternehmen ursprünglich von Düsseldorf aus in die Wege geleitet wurde. Möge dasselbe zahlreiche, glänzende Nachfolge finden!"

Die Entstehung des Göttinger Instituts, welches von Professor E. Meyer, dem früheren Dozenten der technischen Hochschule Hannover, seinen Aufgaben durchaus entsprechend organisirt wurde, welches gegenwärtig eine sehr bedeutungsvolle Erweiterung durch Aufstellung neuer Maschinen und Vergrößerung seiner Arbeitsräume erfährt, ist auf das freudigste zu begrüßen. Sie beweist das wachsende Interesse an technisch-wissenschaftlichen Untersuchungen in bisher der Technik ferner stehenden Kreisen und sie enthält von Seiten der Universitäten eine hohe und bisher nicht unbedingt gewährte Anerkennung der wissenschaftlichen Errungenschaften der Technik, welcher auch der Klein'sche Vortrag in beredten Worten Ausdruck verleiht. Es ist kein Zweifel, daß das Göttinger Institut nicht nur seiner nächsten Aufgabe, der Ausbildung von Mathematikern und Physikern in technischer Richtung, gerecht zu werden vermag, es verspricht auch durch seine wissenschaftlichen Forschungen unmittelbar das Interesse der Technik zu fördern.

* * *

Wenn aber die Universität solchergestalt die Fühlung mit ihren Schwesteranstalten zu gewinnen und von der Seite ihres Interessenkreises aus sich ihren Aufgaben zu nähern bestrebt ist, so muß auch die technische Hochschule in erhöhterem Maße als bisher die ihr zustehende Aufgabe aufnehmen, neben der vollen wissenschaftlichen Ausbildung des konstruktiven Ingenieurs dem auf wissenschaftlichen Gebiete weiter strebenden Techniker Gelegenheit zur Vertiefung seines Wissens und Anleitung zu selbständigem Arbeiten zu geben. Der naturgemäße Boden, auf dem alle darauf abzielenden Einrichtungen stehen, ist die technische Hochschule; mit ihr sind sie mit Bezug auf ihre Aufgabe, mit Rücksicht auf die Lehrkräfte, auf die Schüler, auf die Einrichtungen für Unterricht und Forschung in engster Fühlung. Die an den technischen Hochschulen vorhandenen Laboratorien für Mechanik und Maschinenlehre, für Physik und Elektrotechnik, die Konstruktionssäle und Sammlungen der Ingenieure bezeichnen vor anderen die Arbeitsstätten, in welchen neben dem konstruktiven Ingenieur auch der technische Physiker erzogen werden soll.

Dies ist die Sachlage, aus welcher heraus im vergangenen Sommer an der Münchener Technischen Hochschule ein Lehrplan für Studirende der technischen Physik entworfen und die dazu nothwendigen Vorlesungen und Praktika organisirt worden sind. Abgesehen von der Möglichkeit, nach Vollendung des Lehrganges als Maschinen- oder Elektro-Ingenieur noch speziell in wissenschaftlicher Richtung die Studien zu ergänzen, sieht der Lehrplan ein 4jähriges Studium vor, dessen erste beiden Jahre der allgemeinen Ausbildung in der Abtheilung der Maschinen-, beziehungsweise der Elektro-Ingenieure gewidmet sind. Im dritten und vierten Jahre fällt das Hauptgewicht des Studiums auf die Arbeiten in den Laboratorien für Physik (beziehungsweise Elektrotechnik), für technische Mechanik und für theoretische Maschinenlehre. Daneben sind dann mit einer den speziellen Zielen des Studirenden entsprechenden Auswahl Vorlesungen über angewandte Mathematik (wie Potentialtheorie, partielle Differenzialgleichungen der mathematischen Physik, Wahrscheinlichkeitsrechnung), über ausgewählte Kapitel der Physik und Elektrotechnik (wie Theorie der physikalischen Messungen, kinetische Theorie der Gase, mechanische Wärmetheorie und Thermodynamik, Maxwell'sche Theorie) über spezielle Theile der analytischen und technischen Mechanik, endlich über theoretische Maschinenlehre zu hören. Außerdem ist noch ein Fach des konstruktiven Maschinenbaues (Konstruktionslehre und Entwerfen von Wärmemotoren) in den Studiengang mit aufzunehmen.

Die Bedeutung, welche der Thätigkeit in den Laboratorien zufällt, ist noch weiter festgelegt durch die Bestimmung der provisorischen Prüfungsordnung für das Fach der technischen Physik, welche eine selbständig gefertigte wissenschaftliche Experimentaluntersuchung auf physikalisch-technischem Gebiete als Grundlage der Prüfung fordert und übrigens noch aus einem mündlichen Examen besteht, in welchem dem speziellen Studiengang des Einzelnen Rechnung zu tragen ist. Es kommt damit die der Bedeutung und Richtung des ganzen Studiums entsprechende freiere Gestaltung auch in der Prüfungsordnung zum Ausdruck, welche der Doktorprüfung der Universität analog gedacht und angeordnet ist.

* * *

Die neue Einrichtung ist der allgemeinen Abtheilung der technischen Hochschule angegliedert und es ist dadurch eine erwünschte engere Verbindung dieser Abtheilung zu den Fachabtheilungen hergestellt, insofern den Vertretern der Mathematik und der Naturwissenschaften in höherem Grade als bisher Gelegenheit gegeben ist, an der spezielleren fachwissenschaftlichen Ausbildung eines kleineren Theiles der Studirenden sich zu bethätigen. Aber auch nach außen hin, zur ausführenden Technik und Industrie ist eine neue und bedeutungsvolle Beziehung gegeben, welche die schon vorhandenen der technischen Abtheilungen in glücklicher Weise ergänzt: Von dort erwachsen die Fragestellungen und Aufgaben, deren wissenschaftliche Durchführung die Mitarbeit der Hochschule verlangt, und wie die Praxis neue Anregung und Belebung der theoretischen Forschung darbietet, empfängt sie dagegen die gesicherten Grundlagen und erweiterte Hülfsmittel ihrer Entwicklung. Es besteht schon jetzt die begründete Aussicht, daß ebenso wie in Göttingen so auch bei uns, auf dem heimischen Boden der technischen Hochschule, die Organisation Zustimmung und thatkräftige Unterstützung in den Kreisen unsrer Großindustrie findet.

Italienische Protestanten aus dem 16. Jahrhundert.

Von Paolo Zendrini.

II.

In Modena machten die Reformirten, nach dem gleichzeitigen katholischen Historiker A. Caráccioło, „mehr Geschäfte" als irgendwo anders. Außer einer Gesellschaft von Gelehrten, die sich im Haus Grillenzoni versammelte

und deren Mitglieder fast sämmtlich ein katholisches Glaubensbekenntniß unterschrieben, das ihnen die argwöhnische Inquisition vorlegte, außer dem versöhnlich gesinnten Bischof der Stadt, Giovanni Morone, der das Büchlein „von der Wohlthat Christi“ hatte drucken und verbreiten lassen, waren mehrere Geistliche und ein beträchtlicher Theil des Volkes der Reformation zugethan. Doch auch hier wurde die Bewegung von der Inquisition unterdrückt. Der Berühmteste aus jenen Gelehrtenkreisen, Ludovico Castelvetro, floh nach Chiavenna und starb daselbst, nachdem er in Rom in effigie verbrannt worden war.

Was die Reformation in Mittel- und Süditalien anbetrifft, so wollen wir bei Neapel anfangen, weil sich dort um Juan de Valdès jener Kreis bildete, dessen verschiedene Mitglieder später das Evangelium in Toscana und im Kirchenstaat verbreiteten. Juan de Valdès war berufen, die großen Geister der italienischen Reformation heranzubilden, wie Ochino, Vermigli, Carnesecchi, Caràcciolo. Er hatte sein Vaterland Spanien verlassen müssen, um der Inquisition zu entgehen, nachdem er einen satirischen Dialog über die Sitten der Geistlichkeit verfaßt hatte. In Neapel nahm er seinen Aufenthalt 1533, starb 1540 und hinterließ mehrere fromme Schriften. Unter denen, die bei ihm zusammenkamen, um sich über die Reformation zu unterhalten, war der Kapuziner Bernardino Ochino als Prediger so berühmt, daß Karl V. von ihm sagte, „er würde die Steine zu Thränen rühren“, und Kardinal Bembo sich äußerte: „Alle Köpfe drehen sich nach ihm; Männer, Frauen, Alle schwärmen für ihn; welche Beredsamkeit! welche Macht!“ Ochino lernte die Werke der Reformatoren kennen und predigte seitdem die lutherische Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben, aber in verborgener Weise, indem er sie durch die Weitschweifigkeit seiner Reden verschleierte. Er predigte in vielen Städten Italiens mit großem Beifall und wurde zum Vorsteher seines Ordens ernannt. Neben ihm wirkte sein Freund Peter Martyr Vermigli, geboren zu Florenz im Jahre 1500, der sich durch größere Bildung und innigere Frömmigkeit auszeichnete und von den Schriften der schweizerischen Reformation gewonnen wurde; er erklärte in Neapel öffentlich die Paulinischen Briefe. Valdès und seine Freunde, darunter die edlen Frauen Giulia Gonzaga und Vittoria Colonna, die eine Zeitlang zur neuen Lehre neigten, ohne jemals den katholischen Glauben zu verlassen, erfreuten sich des Erfolgs der beiden Prediger. Ein Zeitgenosse sagt: „Nach diesen Predigten beschäftigen sich Alle mit religiösen Dingen und sprechen mit großer Freiheit vom Evangelium, von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der päpstlichen Gewalt, vom Fegefeuer u. s. w.“ In jener Zeit wurde das Büchlein „Von der Wohlthat Christi“ zum erstenmal im Valdès'schen Kreise bekannt gemacht und gelesen. Als Paul III. 1542 die römische Inquisition einführte, sah sich Ochino genöthigt, ins Ausland zu fliehen; er wohnte eine Zeitlang in Genf und in Zürich und starb nach langen Irrfahrten in Mähren. Seine Schriften verbreiteten in Italien noch lange seinen Namen, aber trotzdem hatte er nicht den Einfluß des gelehrten und milden Peter Martyr: sein unstätes Leben verhinderte ihn, Gemeinden zu gründen. Vermigli dagegen wurde, nachdem er zum Visitator des Augustinerordens erwählt worden war, als Prior in das Kloster San Frediano nach Lucca gesandt. Hieher berief er, um die Novizen zu bilden, mehrere zum Evangelium sich neigende Gelehrte, las mit diesen aus Deutschland und aus der Schweiz kommende reformatorische Schriften, predigte und lehrte im neuen Geiste und bildete eine Gemeinde evangelischer Christen. Da ward das neu errichtete römische Inquisitionsgericht aufmerksam auf die Bewegung zu Lucca; die Gemeinde von Peter Martyr wurde vernichtet durch die Verhaftung, Flucht oder den Widerruf ihrer Mitglieder. Von 1558—1597 wurden 41 Lucchesen als Ketzer verurtheilt und bestraft. Edle Familien wanderten nach Frankreich und nach der Schweiz aus und brachten in diesen Ländern bedeutende Nachkommen hervor; wir nennen darunter die Burlamacchi, die Turettini, unter deren Nachkommen bedeutende Theologen waren, und die Diodati, deren Nachkomme die beste italienische Bibelübersetzung lieferte. Vermigli selbst verließ, zeitig gewarnt, die Stadt in Begleitung einiger seiner Schüler; über Florenz und Ferrara eilte er nach der Schweiz. Im September 1542 kam er nach Zürich, wo ihm die freundlichste Aufnahme zutheil ward; nach kurzem Aufenthalt begab er sich über Basel nach Straßburg, wo er eine Anstellung als Professor der alttestamentlichen Exegese erhielt. Er hatte ein außerordentliches Lehrtalent, war vielwissend, scharfsinnig, klar im Ausdrucke, mild und liebenswürdig, er sprach ein reines klassisches Latein und besaß eine warme, oft phantasievolle Beredsamkeit. So stand er bald in bedeutendem Ruf als theologischer Lehrer. 1547 nahm er eine Berufung nach England an, um im Auftrage Cranmers zur Befestigung der Reformation mitzuwirken und ward als Professor zu Oxford angestellt. Als aber König Eduard VI. starb und ihm seine katholische Stiefschwester Marie auf dem englischen Throne nachfolgte, konnte Vermigli bei der nun ausbrechenden blutigen katholischen Reaktion nur mit Mühe aus dem Lande entkommen und nach Straßburg zurückkehren. Auch hier war seines Bleibens nicht lange, denn der in Deutschland ausgebrochene Abendmahlsstreit nöthigte ihn, einen Ruf nach Zürich anzunehmen (1555). Dort fand er eine blühende italienische Kirche, die ihn zum Mitgliede ihres Vorstandes wählte und vor der er zuweilen Predigten hielt. Sein Einfluß in Zürich war ungemein, bis er im Jahre 1562 von Allen geehrt starb.

Kehren wir nun nach Neapel zurück. Als die Inquisition daselbst den Ketzern nachspürte, entdeckte sie deren 3000. Der spanische Vizekönig verbrannte die evangelischen Bücher, schloß mehrere verdächtige Akademien und wollte sogar im Jahr 1542 die spanische Inquisition in der Stadt einführen. Dagegen erhob sich das Volk unter Tommaso Aniello zu einem berühmten Aufstand und erreichte, daß man die gewöhnliche, römische Inquisition erhielt, der sich die italienischen Fürsten überhaupt willfährig zeigten, da sie fürchteten, daß aus der Opposition gegen die Kurie eine Bewegung gegen sie selbst entstehen könnte: die Ketzer wurden von Neapel nach Rom gebracht, wo man ihnen den Prozeß machte. Unter denen dagegen, die Neapel verließen und im Auslande Schutz fanden, ragt keiner so sehr durch hohe Geburt und durch persönliche Vorzüge hervor, wie Galeazzo Caràccioli. Seine Mutter war eine Caraffa, Schwester des nachmaligen unerbittlichen Papstes Paul IV., sein väterliches Geschlecht zählte zu den vornehmsten im Königreich Neapel, und er selbst trat, noch nicht 20jährig, in den Hofdienst und vermählte sich mit Donna Vittoria Caraffa. Es war das die Zeit, wo in Neapel neben all dem Pomp des Weltlebens doch in höheren Kreisen ernste Fragen erörtert wurden. Vielseitig gebildet, jedoch von einer noch ganz weltlichen Sinnesweise, wurde Galeazzo mit Valdès bekannt gemacht und zu den Predigten und Bibellektionen Vermigli's geführt. Das brachte eine Umwandlung in seinen religiösen Anschauungen hervor, die von den schwersten inneren und äußeren Kämpfen begleitet war. Sein Vater, stolz auf sein Geschlecht und seine Stellung, hatte auf den Sohn alle Hoffnung gesetzt, und er so wenig wie Vittoria waren imstande, die religiösen Beweggründe, welche den Sohn und Gemahl der verabscheuten Ketzerei in die Arme trieben, zu würdigen. Dazu kamen noch die täglichen Kämpfe und Bitterkeiten, die ihm sein Hofamt

und seine gesellschaftlichen Beziehungen brachen, als er mit der Aenderung seiner Lebensrichtung ernst machte. Eine Reise nach Deutschland in Begleitung des Kaisers ermöglichte ihm einen genaueren Einblick in Lehre und Wesen der Protestanten; durch das Lesen ihrer Schriften und insbesondere durch eine Zusammenkunft mit Vermigli, der damals in Straßburg lebte, befestigte sich seine Ueberzeugung mehr und mehr. Im März 1551 verließ er Neapel, da die kirchliche Reaktion immer mehr um sich griff, begab sich auf Umwegen nach Genf und schloß sich der dortigen italienischen Gemeinde an.

Sobald Galeazzo's Familie von dem entscheidenden Schritte Kenntniß erhielt, bot sie Alles auf, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Ein ihm besonders nahestehender Vetter erschien in Genf mit Briefen von Donna Vittoria und dem alten Marchese. Mit Befremden sah er, in welch bescheidenen, fast ärmlichen Verhältnissen Galeazzo lebte. Tiefbewegt war das Wiedersehen; wortlos saßen sie lange unter Thränen einander gegenüber, bis jener sich seines Auftrags entledigte und den Schmerz und die Verzweiflung der zurückgelassenen Familie schilderte. Allein Galeazzo blieb fest: er sei entschlossen, sein Auge gegen alles Andere zu verschließen und, der Ermahnung Christi folgend, Vater, Weib und Kind, Reichthum und Ehre um Christi Namens willen im Stich zu lassen. Da bot der Umstand, daß Giovanni Pietro Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, dem Vater abermals Veranlassung, bei einer Zusammenkunft in Mantua darauf zu dringen, daß Galeazzo sich wenigstens entschließen möchte, nach Italien zurückzukehren: es solle ihm unter Zustimmung des Papstes freistehen, in irgend einem Orte des venetianischen Dominiums unbehelligt zu leben. Allein Galeazzo traute den Versprechungen des Oheims nicht und kehrte nach Genf zurück. Die zärtliche Liebe, welche er seinem Weibe und seinen Kindern bewahrte, sollte seine Standhaftigkeit der schwersten Probe aussetzen, als er sich im Frühjahr 1558 auf eigene Gefahr in dem väterlichen Schlosse Vico von selbst einfand, um die Seinigen alle wieder zu sehen. Erschütternd war der Kampf, der hier zwischen der Liebe zu den Seinigen und seiner religiösen Ueberzeugung zum Ausbruche kam. Den Bitten und dem Fluche des greisen Vaters, dem Jammern und Flehen von Weib und Kind setzte er, obwohl ihm selbst das Herz brechen wollte, eine unerschütterliche Standhaftigkeit entgegen. Aber auch Vittoria erklärte schließlich auf das bestimmteste, daß sie nicht gewillt sei, mit ihm zu gehen oder ihm die Kinder zu übergeben. Auch durch die Zusicherung Galeazzo's, daß sie in seinem Hause ihrer Religion gemäß werde leben können, ließ sie sich nicht bestimmen, ihm zu folgen. Da sie zugleich auf den Rath ihres Beichtvaters hin die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten entschieden verweigerte, erklärte Galeazzo, daß er sich dadurch gezwungen sehe, die Ehe mit ihr als aufgelöst zu betrachten. In diesem Sinne richtete er denn auch, nachdem er nach Genf zurückgekehrt war, ein Gesuch an das von Calvin präsidirte Konsistorium. In dem Entscheide des kleinen Rathes heißt es: „Da der Herr Marchese alle Mittel versucht und sogar sein Leben gewagt hat, um seine Frau mit sich zu führen, diese aber es nicht thun will, so wird bestimmt, daß er frei sein soll, eine neue Heirath zu schließen.“ Diese erfolgte dann mit der Wittwe Anna Framery. Galeazzo blieb eine Stütze der italienischen Gemeinde in Genf. Der edle, einfache Mann stand im höchsten Ansehen; vornehme Fremde, die Genf berührten, verabsäumten nicht, ihm ihren Besuch zu machen. Seinem segensreichen Wirken setzte der Tod am 7. Mai 1586 ein Ende.

* * *

So haben die edlen Anhänger der Reformation in Italien nur im Ausland eine dauernde Wirkung hinterlassen. Italien behält aber den Ruhm, diese Reihe von Glaubenshelden hervorgebracht zu haben, deren Wirken in den ungünstigsten Verhältnissen eine rührende und zugleich erhebende Tragödie bildet.

Die Alpenpflanzen in der Gartenkultur.

Die Landschaftsgärtnerei ist eine Kunst, die ebenso wie Malerei und Plastik dem Wechsel der Geschmacksrichtungen unterworfen ist. So sind die herrlichen Villengärten der italienischen Renaissance, von denen manche bis in die Gegenwart sich unverändert erhalten haben, eine Verkörperung des vollendeten Stilgefühls für malerische und architektonische Schönheit, und ihre edle Formgestaltung steht in innigster Beziehung zu dem Geist der Zeit eines Raffael und Michelangelo. So haben das pomphafte Barock und das verschnörkelnde Rokoko dem Gartenbau ihrer Zeit ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt, und manche deutsche Schloßgärten vom Anfang unsres Jahrhunderts mit ihren elegischen Weihern inmitten einer künstlichen Wildniß, mit ihren zerbrochenen Urnen und von Trauerweiden beschatteten, halbversunkenen Säulenstümpfen am Rande des gewundenen, von Knüppelbrücken überspannten Bächleins muthen uns nicht anders an, als ein ins Gärtnerische übersetzter Roman aus der Zopfzeit.

In der neueren Zeit hat sich neben dem Eklektizismus mit dem Eindringen und der weiteren Ausbreitung des englischen Parkstils mehr und mehr eine gesunde, naturalistische Richtung in der deutschen Landschaftsgärtnerei herausgebildet. Sie stellt an den Gärtner die Anforderung, nicht handwerksmäßig nach der Schablone seine Anlagen herzurichten, sondern sich gleich dem Landschaftsmaler mit dem Skizzenbuch in der Hand draußen in der freien Natur die Vorlagen für die lebenden Bilder zu suchen, welche er mit Hacke und Spaten im Garten schaffen soll.

Ein Ausdruck der neuen Kunstrichtung ist die Anlage von Alpinerien, wie sie ja nicht nur in botanischen Gärten, sondern auch in öffentlichen und privaten Landschaftsgärten jetzt schon häufiger zu finden sind. Wir versetzen ein Stücklein Felswand und Geröllhalde, eine Alpenmatte mit rieselndem Bächlein in unsern Garten und siedeln darauf die Pflanzen in möglichst naturgetreuer Weise an, welche auch in der freien Natur an solchen Standorten gedeihen können. Der gewaltige Unterschied in den klimatischen Verhältnissen der Hochgebirgshalden und des Tieflandes bedingt aber für das Gedeihen der Alpenpflanzen eine ganz besonders sorgfältige Pflege, und wer ohne Anleitung die Kultur von Alpenpflanzen unternimmt, wird durch die sich häufenden Mißerfolge leicht von weiteren Versuchen abgeschreckt werden. Es ist deßhalb gewiß mit Freuden zu begrüßen, wenn ein mit der Alpinenkultur durchaus vertrauter Fachmann seine Erfahrungen auf diesem Gebiet einem weiteren Publikum zugänglich macht.[1]) Es sind nicht trockene Vorschriften und Rezepte, die der Verfasser uns gibt, sondern er schildert die Lebensverhältnisse der Alpenpflanzen an ihrem natürlichen Standort und leitet daraus die Hauptsätze für ihre Pflege ab. Besonders den ersten Abschnitt, in dem der Verfasser Klima und Bodenverhältnisse, Physiognomie und Biologie der Hochgebirgsvegetation bespricht, wird jeder Freund der lieblichen Alpenflora mit Vergnügen und mit Nutzen lesen, auch wenn er nicht die Absicht hat, selbst Alpenpflanzen in Pflege zu nehmen. Die mit warmer Begeisterung geschriebene Schilderung gibt von der Beobachtungsgabe des Verfassers und von seiner Belesenheit in der einschlägigen neuen Literatur ein gutes Zeugniß. Die folgenden Abschnitte geben über die Pflege der Alpenpflanzen im Garten, über die Anlage und Bepflanzung

---

1) Die Alpenpflanzen in der Gartenkultur der Tieflander. Von Erich Wocke. Berlin, Verlag von G. Schmidt 1896.

von Felspartien Auskunft. Mit Recht fordert der Verfasser für den Ausbau der Felsgruppen malerische Anordnung und Naturtreue und verurtheilt die früher bisweilen beliebte plastische Nachahmung von bestimmten Gebirgszügen in Miniatur als eine unschöne und widersinnige Spielerei. Der vierte Abschnitt, welcher Beobachtungen über das Verhalten der Alpenpflanzen in der Tieflandskultur bringt, hat neben dem gärtnerischen auch ein allgemeines botanisches Interesse; auch wer den theoretischen Ausführungen des Verfassers nicht unbedingt zuzustimmen vermag, wird die mitgetheilten Beobachtungsthatsachen als werthvolles Material zu schätzen wissen. In dem letzten Abschnitt des Buches sind tabellarische Zusammenstellungen der in der Gartenkultur befindlichen schönsten Alpinen und Subalpinen und Notizen über oft verwechselte und falsch benannte Arten gegeben, deren praktischer Werth ebensosehr dem Anhänger, wie dem erfahrenen Pfleger von Alpenpflanzen zunutze kommen wird. Endlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß dem Werk eine Anzahl von Textfiguren und Vollbildern beigegeben ist, welche besonders die Angaben über Anlage und Bepflanzung von Felsgruppen und Alpenpartien anschaulich illustriren. Es würde übrigens den Werth des Werks nicht vermindert haben, wenn das im übrigen wohlgelungene Titelbild fortgeblieben wäre, das nur geeignet erscheint, dem Leser gleich anfangs von den Charaktereigenschaften des Verfassers eine ungünstige Meinung zu geben. G.

Mittheilungen und Nachrichten.

J. T. **Das physikalisch-chemische Institut der Universität Leipzig** und die Feier seiner Eröffnung am 3. Januar 1898. Von Prof. Dr. W. Ostwald. Leipzig, Engelmann 1898. — Dieses kleine, 43 Seiten umfassende Heftchen, in dem man, dem Titel nach, die Beschreibung einiger amtlich arrangirter Feierlichkeiten und die Aufführung diverser offizieller Reden zu vermuthen geneigt ist, enttäuscht den Leser in angenehmer Weise durch seinen für den Freund der Naturwissenschaften hochinteressanten Inhalt. Eine kurze Uebersicht über die Entwicklung des physikalisch-chemischen Instituts in Leipzig, die das Heftchen einleitet, kann zugleich als ein kleiner Abriß der Geschichte der physikalischen Chemie überhaupt gelten. Es folgt dann eine genaue Beschreibung der Einrichtung des neuen Instituts und der Arbeitsweise in demselben, die Jeden, der einmal in einem chemischen oder physikalischen Laboratorium gearbeitet hat, sehr interessiren wird. — Schließlich enthält das Büchlein die Beschreibung der Einweihungsfeierlichkeiten, deren Gipfelpunkt eine gedankentiefe Rede des Verfassers, Prof. Ostwald, des Leiters des physikalisch-chemischen Instituts, bildet. Diese Rede ist betitelt: „Das Problem der Zeit". Wir vermutheten aus dieser Ueberschrift, daß es sich dabei um dasjenige Problem handeln würde, das Prof. Ostwald als das wichtigste der jetzigen Zeit ansieht; aber weit gefehlt, die Rede versucht, die wichtigsten Merkmale des Begriffes „Zeit" zusammenzufassen, anknüpfend an die Kant'sche Entdeckung von der subjektiven Beschaffenheit der Zeit. In welcher Weise der Vortragende diesen Gegenstand mit Themen der physikalischen Chemie in Verbindung bringt, kann hier unmöglich auseinandergesetzt werden, da diese Anzeige sonst den Umfang einer Inhaltsangabe annehmen würde; es sei nur gesagt, daß die Feststellung dieses Zusammenhangs eine ebenso überraschende wie einleuchtende und geistvolle ist. Das Heftchen enthält noch auf zwei Tafeln eine Uebersicht des physikalisch-chemischen Instituts zu Leipzig.

* In den Jahren 1798/99 entstand in Belgien und Luxemburg ein Aufstand gegen die französischen Republikaner, die diese Länder unterjocht hatten. Der Aufstand beschränkte sich aber auf das platte Land, denn die Städte verhielten sich fast vollständig theilnahmslos, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die schlecht bewaffneten, undisciplinirten Bauernschaaren in blutigen Kämpfen von den regulären französischen Truppen niedergeworfen wurden. Zur Jahrhundertfeier dieser Kämpfe sind zwei Werke erschienen, die wohl an dieser Stelle erwähnt zu werden verdienen. Das umfassendste Werk ist: *La Guerre des Paysans.* Quelques noms et quelques faits. 1798—1799. Par l'Abbé *Fr. Van Caenegem,* professeur à l'Institut supérieur commercial et consulaire La Louvière. Avec une carte topographique des lieux cités. (Bruxelles, Société belge de librairie.) Der Verfasser hatte ursprünglich im „Magasin littéraire" eine Studie über den Bauernkrieg veröffentlicht, die auch als Broschüre erschien und großes Interesse fand. Er hat dieselbe nunmehr zu einem starken Bande erweitert, der wohl sämmtliches Material enthält, das er über den Bauernkrieg auffinden konnte. In den meisten Geschichtswerken ist nämlich dieser Aufstand kurz behandelt, und es scheinen auch sehr wenige Theilnehmer ihre Erlebnisse niedergeschrieben zu haben. Der Verfasser war nun besonders bemüht, die Namen der hervorragendsten Theilnehmer und der von den Franzosen hingerichteten Gefangenen festzustellen, weil dieses für die Nachkommen derselben besonderes Interesse bietet. So sehr Van Caenegem auch die Grausamkeiten und Gewaltthaten der französischen Republikaner betont, so will er doch sein Werk nicht als eine Kundgebung gegen die Franzosen aufgefaßt wissen. Er ruft sogar am Schluß seines Werkes aus: „Vivat Deus qui diligit Francos!" Im übrigen bemüht er sich, die Vorgänge möglichst objektiv zu schildern. Während er den Aufstand im Luxemburger Lande nur kurz behandelt, bespricht das zweite Werk denselben in allen Einzelheiten: „**Der Luxemburger Klöppelkrieg**". Geschichte der Erhebung des Luxemburger Volkes gegen die Gewaltherrschaft der französischen Revolution von 1792—1799. Von **Wilh. Zorn**, Pfarrer, korrespondirendes Mitglied der historischen Sektion des großherz. Instituts zu Luxemburg (Luxemburg, St. Paulusgesellschaft). Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die Darstellung des eigentlichen Klöppelkrieges (so genannt, weil viele Bauern an Stelle der Waffen nur Knüttel trugen), sondern greift auf die Unterjochung des Landes durch die Franzosen zurück. Er schildert den Zustand des Herzogthums Luxemburg zur Zeit der französischen Revolution, die Einfälle der Franzosen, die in manchen Ortschaften schrecklich hausten und dadurch bereits die Einwohner zum Widerstand reizten, die Belagerung der Festung Luxemburg durch die Franzosen (21. November 1794 bis 5. Juni 1795), die Herrschaft der Republikaner in dem unterjochten Lande, und kommt dann auf die Organisation der Klöppelarmee zu sprechen. Die Kämpfe der Bauern im Luxemburger Lande waren nicht so bedeutend wie in Belgien, wo in einzelnen Gefechten bis zu 800 Mann todt blieben, aber sie beweisen doch, wie sehr das Bauernvolk an seinen althergebrachten Anschauungen festhielt. Auch hier wurde der Aufstand im Blute der Bauern erstickt, und die Hinrichtung zahlreicher Gefangenen schreckte die Ueberlebenden von weiteren Versuchen ab. Das Zorn'sche Werk ist in einfacher, markiger Sprache geschrieben, und wenn es auch in erster Linie für die Luxemburger bestimmt ist, so wird doch auch Mancher, der sich für die Ereignisse jener Zeit interessirt, es freudig begrüßen, daß der Verfasser das zerstreute Material über den Klöppelkrieg (das ältere Werk von Prof. Engling ist im Buchhandel vergriffen) gesammelt hat. Zum Schluß sei noch daran erinnert, daß **Hendrik Conscience** ein ergreifendes Gemälde aus dem Bauernkrieg in Belgien in Form einer historischen Erzählung „Der Bauernkrieg" entworfen hat, die als Jugendschrift auch in Deutschland längst bekannt ist. Der Klöppelkrieg ist von M. Schweisthal und N. Leonardy in einem hochdeutschen Volksstück und von B. Weber in einem Dialektstück dramatisch verwerthet worden. Den Helden des Bauernkrieges werden in Belgien und in Luxemburg (Clerf) in diesem Jahre Denkmäler errichtet.

Tony Kellen.

γ. **Archäologische Veröffentlichungen in Italien.** Als in den 80er Jahren das von der deutschen Regierung unterhaltene Istituto archeologico in Rom eine durchgreifende Aenderung erfuhr, wodurch die Anstalt ihres internationalen Charakters mehr und mehr entkleidet wurde, machte sich für die Italiener der Mangel einer größeren archäologischen fortlaufenden Veröffentlichung sehr fühlbar. Und so schuf denn die Reale Accademia dei Lincei, im Anschluß an die schon seit längerer Zeit bestehende archäologische Zeitschrift Notizie degli

scavi die mit reichen Mitteln ausgestatteten Monumenti antichi, von denen etwa jährlich ein Band erscheinen sollte. Da mit dem eben ausgegebenen achten Bande das Unternehmen das erste Jahrzehnt seines Bestehens beendet, so dürfte es wohl angebracht sein, einen Ueberblick über die bisherigen Ergebnisse zu geben. Den Hauptinhalt bilden, wie natürlich, die auf italischem Boden gemachten Funde. Unter den ausgedehnten von der italienischen Regierung veranstalteten Ausgrabungen der alt-etruskischen Städte nehmen die Arbeiten auf dem Boden der alten Falerii eine hervorragende Stellung ein; P. Villori, A. Conza, A. Pasqui, F. Benabei und G. F. Gamurrini liefern davon im vierten Bande eine weitläufige Beschreibung. Wie hier das Todtenviertel das ergiebigste war, so hat man auch an einer anderen Stelle, in dem zwischen Pesaro und Fano nahe dem Adriatischen Meer gelegenen Novilara eine umfangreiche Friedhofstätte mit großem Erfolg aufgedeckt, worüber F. Brizio im fünften Band berichtet. Neue Funde in und um Neapel werden von Antonio Sogliano und Julio de Petra beleuchtet; die Ausgrabung einer sehr umfangreichen römischen Villa bei Boscoreale, deren vorzügliche Erhaltung wie in Pompeji der Ausbruch des Vesuvs bewirkte, lieferte A. Pasqui den Stoff zu einer sehr lehrreichen Abhandlung (Band 7). Für Sicilien ist Paolo Orsi Hauptgewährsmann; obenan steht die sehr dankenswerthe Beschreibung der zahlreichen Funde an der Stelle der altdorischen Pflanzstadt Megara Hybläa (Band 1), dann folgen Berichte über Ausgrabungen in einer sikulischen Nekropole bei Syrakus (Band 2), in Tapsos (Band 6) und in alten Stadttrümmern bei Gran-Michele (Band 7). Die einzige Stelle, wo die Italiener außerhalb ihrer Landesgrenzen thatkräftig an der Erschließung altgriechischer Kultur mitgearbeitet haben, ist Kreta. Die Arbeiten standen hier unter Leitung der Gelehrten Federico Halbherr und Lucio Mariani (vergl. Band 1 und 6). Eine Reihe von alten Stadtanlagen wurde untersucht, und wenn auch eine eingehende Prüfung in Anbetracht der geringen Kräfte nicht ausgeschlossen war, so waren die Ergebnisse sehr weittragender Art, besonders im Apolloheiligthum in Gortyn. Die Perle aber aller Erfolge ist das Werk des Nestors der klassischen Philologie in Italien, Domenico Comparetti in Florenz: Le leggi di Gortynn e le altre iscrizioni arcaiche Cretesi (Bd. 3), worin die für die Sprach- und Rechtsgeschichte so wichtigen altkretischen Inschriften, darunter das berühmte Stadtgesetz von Gortyn, herausgegeben und erläutert wurden, ein Werk, das dem Verfasser ein Geschenk von 20,000 Lire von Seiten der italienischen Regierung einbrachte. Schon vor mehreren Jahren haben die Italiener ihre Arbeiten auf Kreta unter dem Drucke der aufständischen Bewegung einstellen müssen; es wäre wünschenswerth, daß sie bald mit neuen Kräften zu der Insel zurückkehren könnten, welche wohl wie keine andere griechische Gegend heutzutage auf einem engen Raum eine große Anzahl alter, zum Theil noch sehr stark hervortretender Stadttrümmer besitzt und überhaupt in Hinsicht auf archäologische Erschließungen ein noch ziemlich jungfräulicher Boden ist. Eine wie große Antheilnahme Italien dem Schicksal der Insel entgegenbringt, beweisen übrigens zur Genüge die jüngst abgesandten Truppenverstärkungen. — Es sei zum Schlusse gestattet, auf den letzten achten Band, der ganz besonders inhaltsreich ist, einen kurzen Blick zu werfen. Zu Beginn steht eine Sammlung von Inschriften, die Gaetano de Sanctis in Thessalien zusammengebracht hat, womit er dem eben in Bearbeitung gegebenen Band der von der Berliner Akademie herausgegebenen nordgriechischen Inschriften eine erwünschte Vorarbeit liefert. Ueber die Grabungen auf dem altetruskischen Gräberfelde in Volterra handelt eingehend G. Ghirardini; im Gegensatz dazu gibt G. de Petra Kunde von der Aufdeckung einer prächtigen Grabkammer bei Neapel aus griechisch-römischer Zeit. Pompeji ist mit zwei Stücken vertreten, die beide aus der Feder von A. Sogliano stammen. Einmal ist es die Beschreibung des 1894—1895 ausgegrabenen Hauses der Vettier, das zu den schönsten und besterhaltenen Pompeji's gehört, sodann die Wiedergabe des größeren Mosaikbildes, welches nach Sogliano die platonische Akademie darstellt. An den zahlreichen Abbildungen hat man nur das auszusetzen, daß sie die alten Farben nicht erkennen lassen. Den Beschluß bildet G. Patroni, der die Ausgrabung einer alten vorgriechischen Stadt in Apulien schildert, und L. Savignoni, der uns Mittheilung macht von einem prächtigen in Cäre gefundenen Sarkophag altgriechischer Arbeit.

T **Der Widerstand des menschlichen Körpers gegen den elektrischen Strom** ist neulich von dem englischen Forscher J. E. Boyd gemessen worden. Bekanntlich setzt jeder verschiedene Körper dem Durchgang des elektrischen Stromes einen anderen Widerstand entgegen, wie man z. B. an Drähten und verschiedenem Metall nachweisen kann, und dieser Widerstand wird nach der Einheit des sogenannten Ohm gemessen. Für den menschlichen Körper war der elektrische Widerstand bisher nicht genau festgestellt. Boyd versuchte ihn dadurch zu ermitteln, daß er die vier geschlossenen Finger jeder Hand in einen Krug mit Salmiaklösung tauchte und einen elektrischen Strom von bestimmter Stärke in einer Richtung durch den Körper hindurchgehen ließ. Der Widerstand, den der Strom beim Durchgang durch die Arme und den Rumpf fand, zeigte sich als verschieden für einen Wechselstrom und für einen beständigen Strom. Er betrug für den Wechselstrom von 2—3 Volt 1500 Ohm und für einen solchen von 6—7 Volt 1550 Ohm, wenn der Strom 62 mal in der Sekunde unterbrochen wurde. Gegen einen beständigen Strom war der Widerstand des menschlichen Körpers noch bedeutender, nämlich 1700 Ohm. Boyd versuchte nun weiter den besonderen Widerstand der einzelnen Körpertheile zu ermitteln. Er fand den Widerstand auf der Strecke zwischen dem rechten Handgelenk und dem Ellenbogen gleich 200 Ohm, zwischen Handgelenk und dem Ende des Schulterblattes 267 Ohm und von der Schulter bis zum Rückgrat 291 Ohm. Dazu kommt nun der Widerstand der menschlichen Haut gegen das Eindringen des elektrischen Stromes, der um so größer ist, je kleiner die dargebotene Hautfläche ist, und mit dem Grade der Feuchtigkeit und auch mit der Natur der zur Elektrisirung benutzten Leitungskörper wechselt.

-n. **Ein räthselhaftes Säugethier der Vorwelt** wurde, wie von einer Seite schon kurz gemeldet, von Professor Scalabrini, dem Leiter des Museums der argentinischen Provinz Corrientes, in einem harten Ganggestein der Umgebung der Stadt Parana entdeckt. Es handelte sich nicht etwa um die vollständigen Reste eines ganzen Thieres, sondern nur um einen kleinen Schädel. Scalabrini that das Beste, was er in diesem Falle thun konnte, indem er nämlich seinen Fund an Ameghino schickte, einen italienischen Gelehrten, der sich um die Sammlung und Beschreibung der wundersamen ausgestorbenen Thierwelt der sogenannten Pampas-Formation unerhörte Verdienste erworben hat. Von Ameghino erhielt dann die Akademie der Wissenschaften in Paris eine eingehendere Beschreibung, die jetzt vorliegt. Der Schädel ist der weitaus eigenartigste Theil eines Säugethier-Skeletts, der viele Schlüsse auf das Wesen des betreffenden Thieres zuläßt. Nach den Untersuchungen von Ameghino hat sich so viel sicher herausgestellt, daß das Säugethier, dem der fragliche Schädel angehörte, mit keiner einzigen der bekannten Ordnungen des Thierreiches in Verwandtschaft gebracht werden kann; es muß sich um ein Thier gehandelt haben, wie es weder unter den heute lebenden noch unter den bekannten ausgestorbenen Geschöpfen seinesgleichen hat. Der ganze Schädel ist über 4 cm lang und beinahe ebenso breit, sehr niedrig und abgeplattet und von beinahe kreisrundem Umrisse, so daß er von oben gesehen an den Schädel eines kleinen Affen erinnert. Auffallend sind zunächst die großen Augenhöhlen und die stark vorstehenden Jochbogen, ferner die in eigenartiger Weise stark nach vorn gebogenen Zwischenkiefer. Das allermerkwürdigste aber ist die Form der Nasenbeine. Das Thier muß eine Nase besessen haben, wie man sie noch nie bei einem anderen Thiere gefunden hat, man muß sich beinahe fragen, wozu dieselbe überhaupt noch gedient haben kann. Die beiden Nasenbeine sind nämlich zu einem einzigen Knochen miteinander verwachsen, der nach vorn in eine Spitze endigt. Es ist keine Spur von Nasenlöchern vorhanden, da der Knochen vorn ganz zugewachsen ist. Die Stirngegend zwischen den Augenhöhlen zeigt eine tiefe Höhlung in der Mitte, während hinten auf dem Schädel ein niedriger kurzer Knochenraum die mittlere Längslinie einnimmt. Nach der Form des Schädels wird das Thier ein verhältnißmäßig großes Gehirn besessen haben. Die beiden

Unterkiefer sind in der Gegend des Kinns sehr kräftig, aber vollständig von einander getrennt, an den Seiten besitzen sie tiefe Längsrinnen, wie sie sonst nur bei den Vögeln und Reptilien vorkommen. Die Zähne, soweit sie erhalten sind, gleichen wieder mehr denen eines Affen. Was kann das nun für ein Thier gewesen sein? Die Form der Zähne, die Trennung der beiden Unterkiefer, die breite Schädelform und die Form der Augenhöhlen mit ihrem knöchigen Hintergrunde scheinen auf eine Verwandtschaft mit den Halbaffen (Lemuren) zu deuten. Die eigenartige Gestalt der Zwischenkiefer und der allgemeine Gesichtsausdruck verweist dagegen auf eine Verwandtschaft mit den Fledermäusen. Andere Merkmale des Schädels finden sich wiederum überhaupt bei keinem Säugethier, sondern nur bei Vögeln und Reptilien, und der Mangel von Nasenlöchern endlich ist überhaupt noch niemals bei einem Thiere gefunden worden. Seit langer Zeit ist den Gelehrten kein so großes Räthsel aufgegeben worden wie durch diesen kleinen Schädel. Sollten sich weitere Funde von Resten dieses Thieres machen lassen, so würden sich vielleicht die gesammten Anschauungen über die Entwicklung der Säugethierklasse ändern müssen.

* **München,** 13. Okt. Wie bereits gestern in dem lokalen Theil unsrer Zeitung berichtet wurde, hat die philosophische Fakultät (I. Sektion) der hiesigen Universität die Lady Blennerhassett für ihre hervorragenden Verdienste um die Erforschung der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur durch einstimmigen Beschluß zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt. Von den Schriften der genannten Dame, die die Grundlage für die ehrenvolle Auszeichnung bilden, führen wir die folgenden an: „Frau von Staël“ (3 Bde., Berlin 1887; auch in französischer Uebersetzung, Paris 1890); „Talleyrand“ (Berlin 1894; auch englisch, London 1894). Ferner zahlreiche Essays, viele in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, z. B. „Die französische Revolution im geflügelten Wort“ (Beilage 1889); „Die Erinnerungen des Baron Barante“ (ebenda 1891); „Chateaubriand“ (ebenda 1892); »Journal des Goncourt« (ebenda 1895). Außerdem die große Abhandlung „Die Moral des modernen Romans“ (Cosmopolis 1896) u. a. m. — Zum Professor der Zahnheilkunde und Leiter des neu errichteten zahnärztlichen Instituts an der hiesigen Universität wurde der bisherige Privatdozent Dr. Jakob Berten in Würzburg ernannt.

* **Leipzig.** Der Physiker v. Oettingen, ordentlicher Honorar-Professor an der hiesigen Universität, ist zu einer Reise nach Johannesburg (Transvaal) beurlaubt worden. Zweck der Reise sind Studien über die Verwendbarkeit elektrotechnischer Verfahren bei der Goldgewinnung im Johannesburger Gebiete.

* **Berlin.** Der Geh. Regierungsrath Dr. Sachau, welcher die Leitung des Orientalischen Seminars seit dessen Begründung auftragweise geleitet hat, ist jetzt definitiv zum Direktor des Seminars ernannt worden.

* **Aus Rußland.** In der Kaiserlichen Mineralogischen Gesellschaft erstattete der Akademiker P. W. Jeremejew Bericht über die zweite Auffindung eines Krystall-Diamanten in der Waldwildniß des nördlichen Theils des Gouvernements Jenissei. Einstweilen hat dieser Fund nur wissenschaftliches Interesse, mit der Zeit aber dürfte er zu praktischen Forschungen führen. Der erste Krystall-Diamant wurde im vorigen Jahre ebenfalls im Jenissei'schen Gouvernement am Flusse Melnitschnaja, der gegenwärtige ist im Olga-Bergwerk aufgefunden. Dieser zeichnet sich von den bekannten Ural-Diamanten dadurch aus, daß er absolut farblos und durchsichtig ist. — Um die Errichtung einer biologischen Station in Wladiwostok wird, wie die „Now. Wr.“ meldet, die Gesellschaft zur Erforschung des Amurgebiets nachsuchen. Eine derartige Station besteht bereits am Weißen Meere.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Fr. Scheichl: Der Islam und die Duldung. Linz, E. Mareis 1898. — Wilh. Klinckert: Das Licht, sein Ursprung und seine Funktionen. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — M. Clotten: China und Japan. Mit Illustrationen. Ebd. 1898. — Adolf Schullerus: Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Hermannstadt, W. Krafft 1898. — Theodor Waitz: Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. 4. Aufl. Hggb. von Prof. Dr. Otto Willmann. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898. — Die Schweiz im 19. Jahrhundert. 5. Lfg. Bern, Schmid u. Francke 1898. — Moriz Otto Baron Lasser: Raum der neuen Kunst! München, Cäsar Fritsch (Heinrich Vlach) 1898. — Prof. Dr. C. Fürstner: Wie ist die Fürsorge für Gemüthskranke von Aerzten und Laien zu fördern? Berlin, S. Karger 1899. — Gerhard Ramberg: Nachklang. Leipzig, Arwed Strauch 1898. — Dr. Karl Reisser: Zur Geschichte des § 14 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung vom 21. Dez. 1867. Wien, Manz 1898. — Allgemeiner Deutscher Musiker-Kalender 1899. Berlin, Raabe u. Plothow 1899. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. 28. Bd., 2. Heft. Hermannstadt, Franz Michaelis 1898. — Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Hermannstadt, W. Krafft 1898. — Berthold Otto: Fünf Horazoden für Quartaner lesbar gemacht. Leipzig-Gohlis, Jentzsch 1898. — Graf v. Hoensbroech: Ultramontanes zur Lex Heinze. Berlin, A. Haack 1898. — Der Jugend Heimgarten. 1. Jahrg. Nr. 1. Jährlich 24 Nummern. Stuttgart, C. Hoffmann (A. Bleil) 1898. — Berthold Riehl: Die Kunst an der Brennerstraße. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Mutter Erde. Eine Wochenschrift. Technik, Reisen und nützliche Naturbetrachtung in Haus- und Familie. Nr. 1 des 1. Jahrgangs. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1898. — Die Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich. Bearbeitet von Amtsgerichtsrath Kolisch. Hannover, Helwing 1898. — Natalie Janus: Lieder und Sprüche. Wien, Karl Konegen 1898. — Alfred Frhr. v. Berger: Habsburg. Märchenspiel in 3 Akten. Ebd. 1898. — Der rothe Bismarck. Berlin, W. Pauli's Nachf. (H. Jerosch) 1898. — Münchener Kalender 1899. München, Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1898.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Ethik des Judenthums.

Selten gekannt und viel geschmäht ist die Ethik des Judenthums. Sie verdient das eine ebensowenig wie das andere, denn sie ist von dem Hauche der Unendlichkeit durchweht. Freilich hat sie bisher keine adäquate, durch die wissenschaftliche Form und die Prinzipien fremder Muster unbeeinflußte Darstellung gefunden. Vor kurzem erst ist der erste Band einer kongenialen Darstellung derselben aus der Feder von Moritz Lazarus, welcher kraft seiner Schöpfung der Völkerpsychologie wie kein Anderer zu dieser Arbeit berufen war, erschienen.[1] Er baut auf dem Grunde einer erschöpfenden Kenntniß der wirklichen und ureigenen Quellen der jüdischen Sittenlehre, also der Bibel, der rabbinischen Schriften und der geheimsten Falten der jüdischen Volksseele, welche füglich die Quelle der Quellen genannt werden muß, und enthüllt uns den inneren durchgehenden Zusammenhang aller ethischen Gedanken, die in ihrer Gesammtheit die sittliche Weltanschauung des Judenthums ausmachen. Er ist eben ein unübertrefflicher Meister in der Kunst, den Kern von der Schale zu befreien, den Gedanken aus den Fesseln der uns oft fremden Denk- und Redeweise zu erlösen und seinen lebendigen Inhalt in der uns verständlichen Form neu zu gestalten. Mit dem Brustton der Ueberzeugung gibt er am Schluß der uns die Schwierigkeiten des Werkes vorführenden Betrachtung über die Quellen vor Gott und aller Welt die Erklärung ab: „Was ich von Griechen und Römern und aus der philosophischen oder sonstigen Literatur der modernen Völker gelernt habe, mag in meiner Darstellung sich als formgebende Kraft geltend machen: den Inhalt habe ich nach bestem Wissen und Gewissen lediglich aus dem Judenthum und dem jüdischen Gesammtgeist geschöpft.“

Es mag im ersten Augenblicke als ein gewagtes Unternehmen erscheinen, den losen, vereinzelten, gewissermaßen aphoristischen Aeußerungen im jüdischen Schriftthum ein objektives, immanentes System abzulauschen. Sehen wir indeß genauer zu, so stellt es sich heraus, daß dieses Unternehmen vollkommen gerechtfertigt erscheint. Es ist berechtigt, weil in der Bethätigung des jüdischen Geistes eine ganz wunderbare, eine einzige unvergleichliche Einheitlichkeit und Kontinuität waltet — eine Kontinuität, wie sie bei der Schöpfungsweise aller anderen Völker nicht anzutreffen ist. Klingt dies am Ende nicht sehr paradox? Findet denn nicht eine Stetigkeit des Geistes bei allen Kulturvölkern statt? Wäre es überhaupt denkbar, daß eine Kulturentwicklung sich vollzieht, ohne daß sie von einer solchen Kontinuität getragen ist? Nun wohl, im allgemeinen existirt sie, aber das Maß und die Richtung derselben kann sehr verschieden sein. Sehr richtig hebt Lazarus unter anderem hervor, daß es ganz bestimmte Erzeugnisse der Kultur gibt, von denen man meinen sollte, daß sie nothwendig von einem Geschlechte dem anderen überliefert werden müßten, und die doch vergessen wurden. Die Deutschen sind gewiß ein eminent historisches Volk. In der Geschichte ihrer Literatur spielt die klassische Epoche der mittelhochdeutschen Dichtung eine große Rolle; aber alle diese poetischen Werke des 12. und 13. Jahrhunderts waren etwa im Zeitalter der Reformation und der darauf folgenden Religionskriege, vermuthlich auch infolge derselben, in Vergessenheit gerathen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es in Deutschland vielleicht nicht drei Leute, welche von der Existenz jener Dichtungen Kenntniß hatten, und jedenfalls nicht Einen, der sie ohne weiteres hätte lesen, geschweige denn auslegen können. „Dergleichen wäre bei den Juden ganz unmöglich gewesen, obgleich die geistmordende Hand des kaiserlichen Rom und die grausame, besonders den Talmud verfolgende Bornirtheit des Mittelalters Umstände waren, welche mehr als alle Schicksale der deutschen Stämme und Staaten die Erhaltung des Schriftthums erschwerten. Und doch war inzwischen auch die Buchdruckerkunst erfunden, ja sie hatte einzelne Werke jener vergessenen Zeit deutscher Dichtung ans Licht gestellt.“

Die jüdische Ethik hat von Haus aus ein theologisches Gepräge. Wie die gesammte jüdische Weltanschauung nicht ohne Gott gedacht werden kann, so gibt der jüdische Geist auch der Sittlichkeit eine theistische Begründung. Sittlich gut und gottgefällig, sittliches Gesetz und göttliche Verordnung sind untrennbare Begriffe, aber sie sind nicht identisch. Nicht durch den göttlichen Befehl wird das Sittliche zum Gesetz, sondern weil es auch ohne Befehl zum Gesetz werden müßte, weil es, um mit Kant zu sprechen, autonom ist, wurde es von Gott befohlen. Das Prinzip der jüdischen Sittenlehre ist Gott als der Urquell und das Urbild der Idee des Guten, als die personifizirte und realisirte oder vielmehr die reale Idee der Sittlichkeit. Mit anderen Worten, das Sittengesetz ist auf das Wesen der Sittlichkeit selbst, mithin auf den kategorischen Imperativ gegründet. Daß dem so ist, erhellt aus dem in der rabbinischen Literatur häufig wiederkehrenden Ausspruche, jedes Gesetz solle lischmoh, d. h. in seinem Namen, im Namen also des Gesetzes, um der Würde, Majestät und der unbedingt verpflichtenden Kraft des Gesetzes willen, erfüllt werden. Und um den leisesten Zweifel daran, daß die Sittlichkeit dem Judenthum als Selbstzweck erstrahlt, zu bannen, fügt Lazarus hinzu: „Der ohnehin zweifellose Sinn dieses Begriffes von lischmoh wird noch dadurch bestätigt, daß die Rabbinen für viele Fälle als pädagogisches Mittel und darum als erlaubt ansahen, das Gute um eines anderen Zweckes willen zu üben, z. B. das Studium der Wissenschaft aus Ehrgeiz zu betreiben, weil man dabei das Studium liebgewinnen und es dann um seiner selbst willen betreiben werde.“

[1] Die Ethik des Judenthums. Dargestellt von Prof. Dr. Lazarus. Frankfurt a. M. J. Kauffmann 1898. (445 S.)

Als das letzte und höchste Motiv aller Bethätigung meistert die Moral alle anderen Zwecke, welche der Mensch erstrebt, sie nimmt sie in ihren Dienst, sie umfaßt und umfängt sie, gibt ihnen das richtende Maß und mit der Schranke auch die Stütze, Belebung und Erhebung. Die sittliche Natur des Menschen ist die Vollendung alles Naturdaseins, und die Krone aller geistigen Thätigkeit ist die Schöpfung der Sittlichkeit; alle geistige Wirksamkeit, alles Forschen und Erkennen, alle Naturbeherrschung, alle Kulturarbeit und freie Kunstgestaltung mündet im Geiste der Sittlichkeit, welche die vollkommenste Idee ist. So bemerken die Rabbinen aus der Schule des Rabbi Janai zu der Behauptung des Koheleth, daß nichts Neues unter der Sonne besteht: „Unter der Sonne nicht, aber über derselben." Lazarus gibt diesen lapidaren Worten die zweifellos richtige Deutung, daß man im Weltlaufe der Natur eine Erscheinung, auch wenn sie in früherer Erfahrung nicht gegeben ist, niemals als eine eigentlich neue ansehen könne, da sie in den Stoffen der Natur und in ihren Gestaltungs- und Bewegungsgesetzen begründet ist. Nur die Erscheinungen des sittlich-geistigen Daseins, die ethische Gesinnung und Lebensform treten dem Gesammtbild des physischen Universums gegenüber; sie bilden mit ihren eigenartigen, von allen anderen verschiedenen, anstatt auf die Naturnothwendigkeit vielmehr auf die innere Freiheit gerichteten Gesetzen ein wahrhaft Neues. Alles, was unter der Sonne lebt und webt, muß sich dem Naturgesetz beugen und fügen; man kann dasselbe durch Erkenntniß und erfinderische Kombination in den Dienst frei gewählter Zwecke stellen; aber das Gesetz selbst kann weder verändert, noch vermehrt oder erweitert werden. Aber jenseits aller Natur, auch über ihren erhabensten Daseinsformen, „über der Sonne" erscheint die sittliche Weltordnung mit ihren Gesetzen, deren Ursprung und Ziel in ihnen selbst gegeben ist. Daß dies wirklich der Sinn jenes rabbinischen Ausspruches ist, geht daraus hervor, daß die Auffassung der sittlichen Welt als einer schöpferischen Ergänzung und Krönung der natürlichen bei den Rabbinen in mancherlei Wendungen immer wieder hervortritt. So z. B. heißt es: „Wer eine sittliche That vollbringt, wie der Richter, der ein gerechtes Urtheil fällt, der wird zum Gesellen Gottes in der Weltschöpfung." Der Gedanke, welchen Kant in die Worte kleidet: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf der Erde leben", begegnet uns bei den Rabbinen in der Allegorie: „Gott hat den Berg Sinai über die Gemeinde Israels wie eine Schale oder einen Korb gestürzt und gesagt: wenn ihr das Gesetz annehmet, dann ist es gut; wenn nicht, dann sollet ihr hier euer Grab finden", oder in der Variante: „Gott hat bei der Weltschöpfung mit den Naturmächten den Vertrag geschlossen: wenn die Kinder Israels die Thora annehmen, dann sollet ihr fortbestehen; wenn nicht, dann sollet ihr in das Chaos zurückkehren."

Wie alles Hohe und Edle, so kann die Erfüllung der Pflicht als solcher nur schwer und langsam errungen und erworben werden. Wenn Kant den Fortschritt in der Hochachtung für das Gesetz als „heilige Scheu, welche sich in Liebe verwandelt" bezeichnet, so kennt die rabbinische Literatur eine Fortentwicklung von der Befolgung des Gesetzes aus „Ehrfurcht" zu der aus „Liebe". Die Liebe zum Sittlich-Guten allein ist die Ethik des Lebens, alles Andere ist Nebensache; es gehört zur Technik des Lebens.

Diese hohe ideale Anschauung wird nicht im geringsten dadurch beeinträchtigt, daß die Thora die Uebertretung der Gebote mit Strafe bedroht und denen, die sie erfüllen, Belohnung verheißt. Androhung von Strafe und Verheißung von Lohn sind, wie unsee Philosoph sehr richtig unterscheidet, überall nur psychologische Mittel, um die Erfüllung der Gesetze zu sichern, aber nicht die Gründe des Gesetzes. Er äußert sich sehr scharfsinnig: „Wenn heute der Staat den Diebstahl bestraft, hat es wohl einen Sinn zu sagen, die Strafe des Diebes sei der Grund des Gesetzes? Lehrt oder fordert oder verordnet der Staat die Vermeidung der Strafe? Und nicht vielmehr das rechtliche Verhalten gegen den Nächsten und sein Eigenthum? Auf vielen der öffentlich angebrachten Tafeln des modernen Staates findet man: Dies und das ist bei 5 M. Strafe verboten; es heißt da nicht, der Anstand, die Gerechtsame oder dergleichen Anderes verbieten die Sache; — kann man deßhalb sagen: „die Strafe ist das Prinzip des Gesetzes?" Wohl schließt sich die biblische Sprache zuweilen dem einfachen, schlichten, kindlichen Volksbewußtsein an, welches, der allgemeinen Triebfeder der Natur folgend, nach dem Angenehmen und Gedeihlichen strebt, das Leiden und das Schädliche meidet, und gibt der Vergeltungstheorie Raum. „Aber," sagt Lazarus sehr feinsinnig, „nicht bloß der eigentliche Grund des Gesetzes ist in Lohn und Strafe nicht enthalten, sondern auch nicht einmal als der eigentliche Beweggrund des Willens werden sie hingestellt. ‚Ehre Vater und Mutter, damit es dir wohl gehe und du lange lebest' kann nie und nimmer den Sinn haben: du sollst lange leben, darum sollst du Vater und Mutter ehren, sondern: du willst (von Natur) lange leben; das wirst du erreichen, wenn du Vater und Mutter ehrst. Gleichsam als eine Thatsache der Erfahrung, als ein natürlicher Erfolg wird der Lohn genannt, aber er wird nicht als Beweggrund, am wenigsten als der alleinige oder eigentliche Beweggrund gedacht." Im Rabbinismus werden die Hinweisungen auf Lohn und Strafe vielfach als pädagogische Mittel, um den Menschen allmählich zur Reinheit, Lauterkeit und Freiheit des Willens zu erziehen, verwerthet. Daneben sind indeß zahlreiche Aussprüche zu verzeichnen, welche von einem solchen Mittel Gefahren für den wahrhaften, selbstlosen ethischen Standpunkt befürchten und von ihm daher Umgang genommen wissen wollen. Allein nicht nur der Utilitarismus, sondern auch der die meisten ethischen Systeme beherrschende Eudämonismus, welcher die Sittlichkeit in der durch sie erzeugten inneren Befriedigung, in dem guten Gewissen wurzeln läßt, ist dem Judenthum fremd. Die Sittlichkeit einzig und allein um der Sittlichkeit willen ist seine Losung. Es will absolut nichts von einer Nebenabsicht, und wäre sie noch so ideal, wissen. Höchst charakteristisch hiefür ist der Ausspruch des Rabbi Jakob: „Besser ist eine einzige Stunde der Rückkehr und guter Thaten in diesem Leben, als alle Seligkeiten des zukünftigen Lebens." Die Heiligung des Lebens hat eben einen unvergleichlichen, unendlich hohen Werth. Darauf ist es auch zurückzuführen, daß die jüdische Ethik es zur Pflicht macht, aller Abneigung zum Trotze auch dem Feinde Gutes zu thun und Böses mit Gutem zu vergelten. Sie zieht beispielsweise den Fall in Betracht, daß Jemand das Nutzthier seines Feindes auf dem Felde irrend antrifft. In diesem Falle, in welchem selbst ein stoischer Philosoph für einen Augenblick sich der Schadenfreude nicht erwehren könnte, keineswegs aber sich veranlaßt fühlen würde, das Thier einzufangen und es seinem Besitzer zuzuführen, gebietet sie: „Du sollst es ihm zurückbringen". Das ist der hohe kategorische Imperativ des jüdischen Moralgesetzes, und darin spiegelt sich die Wahrheit des von Schiller gethanen Ausspruchs: „Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand und er beherrscht sie in dem moralischen."

Die Ethik des Judenthums schließt das Gebot: „Handle so, daß du wollen kannst, daß die Maxime deines Handelns zum Gesetz für Alle werde", in sich ein; denn sie ist nach ihrem wesentlichen Gehalt vorzugsweise Sozialethik, ihre Quintessenz sind Goethe's herrliche Worte: „Der wahre

Mensch ist nur die ganze Menschheit". Sie ist nicht für Israel allein, sondern für alle Welt geschaffen; sie ist keine nationale, sondern eine universale Sittenlehre. Die Rabbiner haben dies in der schönen Allegorie zum Ausdruck gebracht, Gott habe Moses befohlen, das Gesetz in allen Sprachen der Menschheitsfamilie, die auf siebzig beziffert wurden, aufzuschreiben. Es wurde Israel gegeben, aber nur zu dem Zweck, damit es zum „Licht der Nationen" werde, deren Erleuchtung den Inhalt der wichtigsten Gebete, die ungestillte Sehnsucht und die messianische Hoffnung Israels ausmacht. Israel selbst aber mußte sich von den heidnischen Völkern absondern, damit es für seinen Beruf in seiner Eigenart sich vollkommen entwickeln konnte. Es mußte partikularistisch sein, weil es allein von der Verheißung und Erwartung und Forderung der allgemein menschheitlichen Einheit im höchsten Lebensziele erfüllt war, weil der universalistische Gedanke hier zum erstenmal zur Anschauung gelangte und weil dieser Gedanke durch die ganze Denk- und Lebensweise dieses Volkes beschützt sein mußte. Das Wesentlichste in der Eigenart des ganzen inneren Lebensinhaltes des Judenthums bestand darin, daß die Richtung auf Schöpfung von Einheitsgedanken vorwiegend war. Am segensreichsten hat sich dieses Einheitsstreben in der Erkenntniß von der Einheit Gottes, der Einheit der Welt und der Einheit der Menschheit bewährt. Wenn verschiedene Völker verschiedene Götter anbeten, so ist ein jeder derselben nothwendig der Gott seines Volkes, er ist ein Nationalgott; Gott als der Eine erkannt, neben dem kein anderer waltet, kann nicht Nationalgott sein; mit der steigenden Erkenntniß, mit der Vertiefung der religiösen Idee verschwindet die nationale Beschränkung und Beschränktheit des Gottesgedankens. Aber auch die Natur wird als Ganzes nur in der Einheit erfaßt; solange die Sonne, der Mond, die Erde als besondere personifizirte Wesen mit eigenen Bestrebungen und Neigungen vorgestellt werden, kann der Begriff des Weltalls, des Universums nicht aufkommen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß gerade durch die Idee Gottes als des Einen und als des Schöpfers aller Naturgebilde der Begriff des Weltganzen sich entwickelt hat. „Unter der logischen Leitung der Idee von der Gotteseinheit steigt der Begriff der Welteinheit empor; der Sinn erweitert, der Blick erhebt, der Gedanke klärt sich, die engen Schranken fallen, die Trennung verschwindet. Und so hören wir denn auch bereits Melchisedek im Segen Abrahams, Moses in seinem erhabenen Abschiedsgesang und Jesaias in seiner großen Strafrede Himmel und Erde zusammen als Zeugen anrufen, und die Psalmisten entwerfen Bilder des Universums von einer Großheit und Einheit, die nicht ihres gleichen haben." Die dritte Einheit, welche das Judenthum gelehrt hat, ist die der Menschheit. Alle Menschen sind ihm im Ebenbild Gottes geschaffen und sie sind Nachkommen eines einzigen, von Gott geschaffenen Paares. Aus dieser Theorie der Gotteskindschaft aller Menschen zieht es, die Errungenschaften der französischen Revolution vorwegnehmend, den Schluß, daß alle Menschen ohne Unterschied des Standes, des Volksthums und des Glaubens sich als Angehörige Einer Familie betrachten und im Bewußtsein dessen die liberté, égalité und fraternité pflegen sollen. Es ist ein großes Verdienst Israels, daß es im Gegensatz zu allen Völkern des Alterthums den Kastengeist ausschließt. Zum Ausbau der sittlichen Weltordnung, zur geistigen Gestaltung der Ideenwelt und zu ihrer Verwirklichung im realen Leben sind alle Israeliten ohne Ausnahme auserkoren. Männer und Weiber, jung und alt, hoch und niedrig. Moses versammelt im Deuteronomium zur zweiten Bundesschließung die Häupter, die Aeltesten, die Amtleute, aber auch die Holzhauer und Wasserschöpfer. So viele Kasten in einem Volke, so viele verschiedene Rechte. Jede Kaste hat ihre Rechte, welche im Grunde genommen Vorrechte sind. Dem trat nun die mosaische Gesetzgebung entgegen, indem sie den Grundsatz: „Eine Lehre und ein Gesetz sei für euch Alle!" aufstellte. Jeder und Jede aus jeglichem Stamme konnte Prophet, Richter und Führer des Volkes werden. Auch „der Fremdling, der in deinen Thoren weilt", fehlt in jener Bundesversammlung nicht. Er ist zur vollen Theilnahme an der ethischen Gesammtheit nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet. Wie eine einheitliche ethische Verpflichtung so proklamirt das Alte Testament zu seinem unvergänglichen Ruhm einerlei Recht für den Einheimischen und den Fremdling. Während die Fremden im ganzen Alterthum von den Völkern im besten Falle mit Wohlwollen und Gastfreundschaft behandelt werden, während selbst in dem platonischen Idealstaate Griechen und Nichtgriechen ununterbrochen im Kampfe einander feindlich gegenüberstehen, verkündet die Thora ihre völlige Gleichstellung mit den Volksgenossen: „Wie ein Einheimischer soll dir der Fremde sein; du sollst ihn lieben wie dich selbst, denn auch ihr seid Fremdlinge in Aegypten gewesen." Es ist für die Feinfühligkeit der hl. Schrift bezeichnend, daß bei der Aufzählung derjenigen, denen liebevolle Fürsorge erwiesen werden soll, der Fremde immer bis auf ein einziges Mal unmittelbar nach dem besitzlosen, gottgeweihten Leviten und vor der Waise und der Wittwe erwähnt wird. Als der Prophet Ezechiel in seiner Phantasie den jüdischen Zukunftsstaat entwarf, sprach er den ewig denkwürdigen, weil bei keinem anderen Volke angetroffenen, Grundsatz aus, daß das ganze Land, welches Eigenthum oder gleichsam Gotteslehen der Gesammtheit ist, unter den Stämmen und innerhalb dieser unter den Familien aufgetheilt werden solle, und er fügte hinzu: „Ihr sollet es zum Eigenthum verloosen, euch und den Fremdlingen, die sich unter euch aufhalten, welche Kinder erzeugt haben unter euch; und sie sollen euch sein wie Eingeborene in Israel; mit euch zusammen sollen sie zum Eigenthum verloosen, inmitten der Stämme Israels. Und es soll sein: in dem Stamme, bei welchem der Fremdling sich aufhält, daselbst sollet ihr ihm sein Eigenthum geben, ist der Spruch des Herrn." Das Gebot der allumfassenden Liebe erhält seinen drastischsten Ausdruck in der Vorschrift: „Du sollst den Aegypter nicht verabscheuen, denn du weiltest einst als Fremdling in seinem Lande, und verabscheue nicht den Edomiter, denn er ist dein Bruder." Die Rabbinen gingen in ihrem Eifer für den Fremden noch weiter, indem sie darauf Nachdruck legten, daß dessen Recht noch strenger und peinlicher gewahrt werden müsse als das des Volksgenossen. Sie haben den einfachen ethischen Grund des unterschiedslosen Rechtes durch das sittliche Motiv der Ehre Israels und das religiöse Motiv der Heiligung des göttlichen Namens verstärkt. Dieser Begriff der Heiligung des göttlichen Namens durch die Heiligung unsres Lebens knüpft das innigste Band zwischen Sittlichkeit und Religion. Wir stimmen unserm Denker zu, wenn er in den Ruf ausbricht: „Man kann es schlankweg als den kühnsten, erhabensten, beseligendsten und gnadenreichsten Gedanken bezeichnen, daß Gott der Allheilige durch den Menschen geheiligt werden soll. Das Wnikdaschti ist der höchste Begriff, der von einem Menschengeist gedacht und das edelste Wort, das von menschlicher Zunge geredet worden ist."

In dem Grundgedanken der Sozialethik liegt der Schlüssel zu der jede andere Theodicee in den Schatten stellenden Theodicee des Judenthums. Diese löst das schwierige Problem der göttlichen Zulassung der Sünde nicht etwa in einer der göttlichen Weltordnung nicht sonderlich würdigen Weise durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit der menschlichen Willensfreiheit, sondern sie betrachtet die Sünde geradezu als ein konstitutives Element der erhöhten Sittlich-

keit, sofern durch das Vergehen des Einen die Einsicht der Anderen geläutert, ihr Gewissen geweckt, geklärt und geschärft wird. Aber auch jeder Tadel, der gefühlt, selbst jede Verachtung, die empfunden, jede Strafe, die verhängt, vollends jedes Mitleid, das erregt, jede Verzeihung, die erbeten und gewährt wird — alles dies bildet „Formen der Zusammenschließung unter den Menschen, auch mit dem gefallenen Bruder; Zusammenschließung, sage ich, denn es ist Aufhebung der Gleichgültigkeit, der Isolirtheit!“ Und wie die Erlösung vom moralischen Uebel, so birgt der Grundgedanke der Sozialethik auch die Erlösung vom physischen Uebel, sofern aus ihm die duftige Blume der Liebe und des Wohlwollens hervorsprießt, sofern es der ethischen Gesinnung Grund und Gelegenheit zur Entfaltung bietet.

Daß ein Volk, welches zu Frohndienst und Sklaventhum herabgedrückt, dem gegenüber jedes menschliche Gefühl verleugnet worden war, sich zu solcher Freiheit des Geistes emporringen, eine so gewaltige Kulturarbeit vollbringen konnte, welche unwillkürlich zum Vergleiche mit der Philosophie des Altmeisters Kant herausfordert, steht beispiellos in der Weltgeschichte da.

Bernhard Münz.

Eine neue Geschichte der Mathematik.

Als gegen das Ende der 70er Jahre in Fachkreisen bekannt wurde, Professor Cantor in Heidelberg gedenke sein der geschichtlich-mathematischen Forschung gewidmetes Leben durch ein vollständiges, auf drei Bände berechnetes Handbuch dieser — in Deutschland doch eigentlich durch ihn selbst geschaffenen — Disciplin zu krönen, da mochte die Freude, welche man allgemein über diesen Entschluß empfand, wohl bei Manchem durch die Frage getrübt werden: warum geschah es nicht früher? Denn der Autor stand damals bereits vor dem 50. Lebensjahre und daß ein Werk des geplanten Umfangs leicht ein paar Jahrzehnte in Anspruch nehmen werde, darüber konnte derjenige sich nicht täuschen, der da wußte, daß ein ganz ungeheurer, durch Spezialstudien noch von Tag zu Tag sich vermehrender Stoff der Bewältigung und der — seit Montucla (1758) nicht mehr ernstlich versuchten — systematischen Bearbeitung harrte. Wie leicht, diese Befürchtung lag nicht so fern, konnte die Kraft des einzelnen, schon älteren Mannes einer solchen Aufgabe gegenüber versagen! Heute nun wissen wir, daß diese Furcht eine ungerechtfertigte war. Mit jugendlicher Rüstigkeit förderte der Verfasser die gewaltige Arbeit, und sowohl vom ersten Bande, der bereits in zweiter, vielfach vervollkommneter Ausgabe vorliegt, wie auch von dessen Nachfolger konnte an diesem Orte Bericht erstattet werden. Im April d. J. endlich durfte Herr Cantor die Vorrede zum Schlußbande schreiben, welcher größerer Bequemlichkeit halber in drei Einzellieferungen veröffentlicht worden war. Damit ist der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands ein Geschenk von dauerndem Werth gemacht, wie kein Volk eines ähnlichen sich rühmen kann, und wir zweifeln nicht daran, daß wir in Bälde mit Uebertragungen der „Vorlesungen“ in andere Sprachen zu rechnen haben werden. Den dritten Band [1]) aber wollen wir nunmehr etwas näher kennen zu lernen suchen.

Die obere Grenze, von welcher der erste Band auszugehen hatte, war schon durch die Natur der Dinge gegeben: mit den noch rudimentären Leistungen der ältesten Kulturvölker, der Aegypter, Babylonier u. s. w. mußte begonnen werden. Ganz anders sieht es mit der unteren Grenze aus, die keine von selbst vorgezeichnete ist, bei deren Auswahl vielmehr eine gewisse Willkür unter keinen Umständen vermieden werden konnte. Eine historische Darstellung bis auf die neueste Zeit fortzuführen, verbietet sich von selbst, denn erstens ist ja die Wissenschaft, die unaufhörlich neue Methoden entstehen sieht, viel zu sehr im Flusse, und zweitens kann es unmöglich mehr einen polyhistorisch angelegten Mathematiker geben, der die leitenden Fäden in jedem einzelnen Zweige zu verfolgen und ein durchaus richtiges Bild der Gesammtentwicklung zu entwerfen vermöchte. Auch wenn, was sehr zu hoffen ist, einer der jüngeren Gelehrten, an welche das Vorwort des Verfassers appellirt, sich zur Weiterführung entschlösse, würde er kaum über die Mitte des laufenden Jahrhunderts hinauszugehen in der Lage sein, um welche durch die Begründung der modernen Funktionenlehre eine Reform von grundstürzender Bedeutung vollzogen ward. Der dritte Band umfaßt die 90 Jahre 1668 bis 1758; diesen letzteren Termin hatte sich der Verfasser von Anfang an gesetzt, und die Leserwelt hat die Wahl zu respektiren, nicht aber bloß etwa aus dem Grund, weil einem jeden Schriftsteller das Recht zugestanden werden muß, sein Thema nach eigenem besten Ermessen abzugrenzen. Jenes Jahr ist wirklich ein „Stufenjahr“, denn damals trat der geniale Mann in die Arena ein, der dazu berufen war, die rein analytische Betrachtungsweise, die bei keinem seiner Vorgänger in gleicher Ausschließlichkeit nachzuweisen ist, zur herrschenden in der reinen, wie auch in der angewandten Mathematik zu machen. Von dem Augenblick an, da Lagrange in rascher Folge die Denkschriftenbände aller großen gelehrten Gesellschaften des Zeitalters mit seinen meisterhaft geschriebenen Abhandlungen füllte, ist die Wissenschaft auch wirklich eine andere geworden, und die Periode, während welcher die großen französischen Analytiker im Verein mit dem noch jugendlichen Gauß den Ton angaben, hätte allein für sich einen vierten Band erheischt. Wir billigen mithin des Verfassers Selbstbeschränkung vollständig, obwohl wir uns gegen die Nachtheile, welche in ihrem Gefolge unvermeidlich waren, keineswegs verschließen. Es ist störend, daß wir die Thätigkeit eines Euler, D'Alembert u. s. w. nicht über ein bestimmtes Jahr hinaus verfolgen können, aber diesen in sich begründeten Mangel nehmen wir gern mit in den Kauf und freuen uns dessen, was wir erhalten haben. Niemand, der mit dem Wesen geschichtlicher Thätigkeit auch nur einigermaßen vertraut ist, wird erwarten, daß für andere Arbeiter auf dem gleichen Felde nun nichts mehr zu thun bleiben werde; es ist dafür gesorgt, daß noch reiche Ernten, nicht bloß Nachlesen, einzubringen sind, und der Verfasser hat nicht bloß durch die positiven Ergebnisse, welche er uns vorlegt, verdienstlich gewirkt, sondern ebensosehr durch die unermeßliche Anregung, welche von Büchern, wie diesem, ausgehen muß. Die kleinen Ergänzungen, welche unser eigener Bericht im folgenden liefert, wollen wesentlich nur unter dem nämlichen Gesichtspunkte aufgefaßt werden.

Die Disposition ist diesmal in der Hauptsache die gleiche, wie im zweiten Bande. In jedem der drei Zeiträume (1668—1699, 1700—1726, 1727—1758), in welche die Gesammtzeit zerlegt wird, steht an der Spitze ein Ueberblick über die zumeist noch sehr schüchternen Versuche, die Mathematik geschichtlich zu behandeln, wobei zugleich der einschlägigen Wörterbücher und Klassikerausgaben gedacht wird. Sodann werden die elementare Arithmetik und Geometrie in ihren mehr hervortretenden literarischen Erscheinungen besprochen, und zwar wird auf die jetzt allmählich zu höherer Ausbildung heranreifende, politische Rechenkunst besonderes Gewicht gelegt. Daran reihen sich die analytischen Kapitel, Kombinatorik, Reihenlehre, höhere Algebra, Zahlentheorie; den Fortschritten der analytischen und synthetischen Geometrie wird stete Rechnung getragen, und die meist sehr umfänglichen Endabschnitte machen uns mit dem rapiden Wachsthum der Infinitesimalrechnung bekannt. Selbstredend ist damit nur sehr allgemein der Gang der Darlegung gekennzeichnet, denn je nach Umständen tritt bald der eine, bald der andere Bestandtheil mehr in den Vordergrund. Die Lektüre eines Werks, welches uns in das innerste Geistesleben hervorragender Menschen einzuführen unternimmt, ist freilich gerade nicht leicht, aber wie wir meinen, wird Niemand dem Verfasser das Zeugniß versagen, er habe sich die redlichste Mühe gegeben, die zahlreichen Schwierigkeiten nach Kräften zu

[1]) Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Moritz Cantor. Dritter (Schluß-)Band. Leipzig 1898. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XIV u. 893 S. gr. 8⁰.

heben oder doch zu mildern, und Jedem, der eben mit einem gewissen Maße mathematischer Kenntnisse an das Werk herantritt, den Einblick in die inneren Zusammenhänge und in das Triebwerk, aus welchem die großen und kleinen Entdeckungen hervorgingen, zu ermöglichen. Wir glauben auch zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß man bei Cantor nicht nur Geschichte der Mathematik, sondern auch von dieser selbst ein recht tüchtiges Stück lernen kann, und zwar unter angenehmeren Verhältnissen, als sie sich vielfach bei der Durcharbeitung von Kompendien darbieten.

Ein Umstand, der uns bei dem Autor immer sehr wohlthuend angesprochen hat und den wir deßhalb auch diesmal hervorzuheben nicht versäumen wollen, ist das Gerechtigkeitsgefühl, von welchem er sich bei der Beurtheilung von Personen und Schriften leiten läßt. Wer sich nicht dazu verstehen kann, sich in die Zeit und auf den Standpunkt eines älteren Schriftstellers zu versetzen und ihn in dem Lichte zu betrachten, in welchem er seinen Zeitgenossen erschien, der ist nicht zum Geschichtschreiber geboren, mag er die Sachen selbst vielleicht auch noch so vorzüglich beherrschen. Leicht ist das gar nicht, zumal wenn die Schreibart schleppend, langweilig ist, aber nothwendig ist es, und dieser Nothwendigkeit hat sich auch der Verfasser nicht entzogen. Man lese z. B. nach, was er über Heilbronners Geschichtswerk oder was er über A. G. Kästner sagt, welch Letzterer der Generation von heute zumeist als eine Null erscheint, weil er das Pech hatte, als müde gewordener Greis den Feuergeist Gauß, ohnehin eine höchst kritische Natur, unter seinen Zuhörern zu sehen, ohne ihm die Speise reichen zu können, nach welcher ein solcher Schüler dringend verlangte. Die Art, wie unsre Vorlage über den zu seiner Zeit gar zu emphatisch gepriesenen, später aber ebenso übertreibend geschmähten Mann sich ausspricht (S. 556), entspricht der geschichtlichen Wahrheit, denn wahrlich ganz unverdient konnte die Berühmtheit eines akademischen Lehrers nicht sein, der mindestens durch drei Dezennien der damals berühmtesten deutschen Hochschule den Ruf sicherte, welchen sie besonders auch wegen der Pflege exakter Wissenschaft genoß. Selten, daß der Verfasser einmal ein wenig aus der Rolle fällt, wie z. B. (S. 485) bei der Charakteristik G. W. Kraffts. Zweifellos wird ein Leser der Jetztzeit in dessen „Anfangsgründen der höheren Geometrie“ nicht eben viel Erfreuliches finden, wenn er Dinge darin sucht, die nicht darin stehen können, aber wenn er das Buch nur deßhalb zur Hand nimmt, um zu erfahren, wie man um 1750 derartige Fragen didaktisch anfaßte, so wird er sich für die Mühe belohnt finden, welche mit der Bezwingung der durch eine uns ungewohnte Darstellung bedingten Hindernisse naturgemäß verbunden ist.

Um nun einzelnen Kapiteln des stattlichen Bandes einigermaßen gerecht zu werden, möchten wir zuvörderst nachdrücklich auf die eingehende, ja liebevolle Behandlung der Person und des Lebenswerkes von Leibniz hinweisen. Der alte Prioritätsstreit, ob er oder ob Newton die höhere Analysis geschaffen, hat im Laufe von zwei Jahrhunderten gar viele Federn in Bewegung gesetzt, während er durch die hier gegebenen Aufklärungen wohl als beendigt gelten kann. Die Einführung des besonderen Algarithmus, das Rechnen mit unendlich kleinen Größen — das sind und bleiben die Ruhmesthaten des deutschen Gelehrten, der an Tiefsinn Newton wahrscheinlich nachstand, ihn aber an praktischem Blick, an Erkenntniß dessen, was vor allem noth that, weit übertraf. Der geniale Engländer löste mit seinen Mitteln dieselben Probleme wie sein deutscher Nebenbuhler, aber mit diesen Mitteln war, vom Erfinder selbst abgesehen, Niemand imstande zurechtzukommen, und Leibniz gab eine Methode, welche der Verbreitung, Verbesserung, Erweiterung fähig war. Auch der Leser von heute fühlt sich unheimlich auf Newtons tiefen, aber dunklen Gedankenpfaden (vgl. z. B. S. 165), während bei Leibniz, so wenig sich die Metaphysik des höheren Kalkuls von ihm befriedigt fühlen mag, Sinn und Zweck seiner infinitesimalen Ueberlegungen ungleich klarer zutage treten. Auch über eine der Ursachen, weßhalb die nationale Leidenschaft durch eine rein wissenschaftliche Fehde so lebhaft entflammt wurde, hatte Hr. Cantor schon früher uns unterrichtet; die britische Parteipolitik spielte dabei kräftig mit. Newton war keineswegs, wie ihn Macaulay irrthümlich bezeichnet, „die Krone der Wighpartei“, sondern für einen Professor der urkonservativen Universität Cambridge sehr natürlich, ein strammer Tory, und Leibniz, der ja von jeher gern mit politischen Machenschaften zu thun hatte, war bei der Thronbesteigung des den Tories höchst unsympathischen Hauses Hannover hervorragend betheiligt. Der alte Gegensatz staatlicher Grundanschauungen wirkte bei der Verschärfung des literarischen Kampfes sehr erheblich mit, war aber von älteren Historikern zu wenig beachtet worden. Uebrigens begegnet uns Leibniz auch auf vielen anderen Blättern des Cantor'schen Werkes; seine Bemühungen um die Kombinationslehre müssen ebenso genannt werden, wie seine „geometrische Charakteristik“ und seine pasigraphischen Versuche, welch letztere wir gern noch etwas ausführlicher betrachtet gewünscht hätten, weil sie für eine stets an Bedeutung gewinnende Disciplin der neuesten Zeit, die mathematische Logik eines Boole, E. Schröder, Peano, Frege u. A., doch in letzter Instanz den Keim abgibt. Auch die von Leibniz geförderte Lehre vom „Interusurium“, durch welche die Zinseszinsrechnung verbreitet ward, findet ihre Würdigung.

Wir erwähnen weiter, daß durch Hrn. Cantors Untersuchungen auf einen Genossen der Newton-Leibniz'schen Epoche, den man sonst mit Ehren zu nennen gewohnt war, ein recht unvortheilhaftes Licht fällt, nämlich auf W. E. v. Tschirnhaus. Als der Berichterstatter diese Stellen zuerst einsah, schien ihm manches scharfe Wort zuviel gesagt, aber nachgerade muß er gestehen, daß in dem Verhalten des lausitzischen Edelmanns, der wirkliche Verdienste besaß und Flunkereien nicht nöthig gehabt hätte, ein sittlicher Defekt unverkennbar ist; um sich bei den Franzosen in Achtung zu setzen, behauptete er, Methoden zur Auflösung höherer Gleichungen zu kennen, die, wie er auf Leibniz' briefliche Einwände hin wissen mußte, bereits beim fünften Grade versagten. Sehr erfreulich ist die Ehrenrettung von Rolle's „Traité d'algèbre“ (1695), welcher unverdienter Vergessenheit anheimgefallen war. Mit besonderem Eifer verfolgt ferner der Verfasser Alles, was auf Wahrscheinlichkeitsrechnung Bezug hat, und nach dieser Seite hin ist sein Werk wirklich eine Fundgrube von — man möchte sagen — Entdeckungen, denn wenn man auch einzelne Titel von Büchern und Abhandlungen kannte, so gab es doch wohl nur Wenige, welche auch mit dem Inhalt Bescheid wußten. So war es zwar wohl bekannt, daß Cotes zuerst auf den Begriff „Gewicht“ geführt wurde, von welchem bei Ausgleichung von Beobachtungsfehlern so viel die Rede ist, aber fast gänzlich war vergessen, daß Th. Simpson (Nr. 619) auf dieser Grundlage weitergebaut hatte. Die Geschichte der Elementargeometrie ist in den letzten Jahren dadurch bereichert worden, daß man auf des Jesuiten Saccheri eigenartige, der „absoluten“ Geometrie des 19. Jahrhunderts die Bahn brechende Auffassung des Parallelenaxioms aufmerksam wurde, und dieser wurde denn auch eine gründliche Besprechung zutheil. Schon vor Saccheri hatte, wie wir vernehmen, ein gewisser Malézieu die Verbesserungsfähigkeit der euklidischen Begründung eingesehen.

Das letzte Drittel des Bandes wird beherrscht durch die imponirende Gestalt Leonhard Eulers, neben welcher allerdings auch Daniel Bernoulli, Clairaut, und D'Alembert sich eine selbständige Bedeutung gesichert haben. Der Ausspruch Hankels, Euler stehe mit den Problemen „auf Du und Du“, findet sich voll bewahrheitet, und aus der durchweg die wichtigen Punkte scharf heraushebenden Darstellung des Verfassers ersieht man mit berechtigtem Erstaunen, welche Fülle von Ideen dieser eminente Beherrscher des analytischen Formelwesens in seine Wissenschaft hineintrug. Die Lehre von den Reihen, von den Kettenbrüchen und Faktorenfolgen, von den Logarithmen (im allgemeinen) sind so, wie sie jetzt in unsern Lehrbüchern figuriren, aus seinen Händen hervorgegangen; ja selbst die gewöhnliche

Trigonometrie hat er erst zu dem leicht zu handhabenden Rechnungsinstrumente gemacht, als welches sie uns Epigonen geläufig ist, indem er — ein Columbus-Ei — die scheinbar so selbstverständliche und doch noch von Keinem zuvor begriffene übereinstimmende Bezeichnung der Seiten und Winkel durchsetzte. Der Mathematiker der Gegenwart wird mit Interesse sich überzeugen, daß und wie eine Menge Doktrinen, welche man späterhin erst an die richtige Stelle innerhalb des Systems zu stellen verstand, in dem Zeitraum zwischen 1730 und 1760 allmählich entstand und sich entwickelte. Wir rechnen dahin die Konvergenzkriterien, die Rekursionsformeln für Integrale algebraischer Funktionen, die Unterscheidung zwischen totalen und partiellen Differentialgleichungen, das Integriren durch Theile, die Erkenntniß, daß unter Umständen bestimmte Integrale einer Auswerthung fähig sind, während die unbestimmte Integration sich als unthunlich erweist, und vieles Andere. Wir möchten wünschen, daß die Verfasser von Lehrbüchern von diesen Aufschlüssen, die sehr häufig auch zeigen, wie man schwierige Gegenstände dem Verständniß näher bringen kann, recht ausgiebig Akt zu nehmen sich veranlaßt sähen.

Vollständig neu war dem Referenten der Abschnitt über japanische Mathematik. (S. 646 ff.) Es hat sich neuerdings herausgestellt, daß seit der Mitte des 17. Jahrhunderts im Inselreiche die mathematischen Studien zahlreiche Liebhaber gewonnen hatten; direkter europäischer Einfluß ist nicht erkennbar, wohl aber waren auch auf diesem Gebiete die Chinesen die Lehrer ihrer östlichen Nachbarn, und daß Erstere gerade damals von gelehrten Jesuiten — Schall, Verbiest, Gaudil u. A. — viel gelernt hatten, ist bekannt. Zumal in der Reihenlehre und in der numerischen Auswerthung der Zahl π, welche das Verhältniß des Kreisumfangs zum Durchmesser ausdrückt, hatte man ganz hübsche Fortschritte gemacht, von denen wohl hier zum erstenmal einem größeren Leserkreis Nachricht gegeben wird.

Wer ein Werk bespricht, fühlt gewöhnlich auch die Verpflichtung in sich, auf den einen oder anderen Punkt hinzuweisen, betreffs dessen er mit dem Autor nicht übereinstimmt, und der Letztere pflegt von solchen Andeutungen, falls sie nicht, was auch vorkommt, in zwecklose Splitterrichterei ausarten, zumal dann nicht ungern Notiz zu nehmen, wenn er weiteren Auflagen mit Sicherheit entgegensehen darf. So seien denn auch hier einzelne kleine Desiderate zum Ausdruck gebracht. Manche Personen und manche Thearien sind nach unsrer Ansicht etwas zu kurz weggekommen. So hätte wohl von M. Knutzen, dem Lehrer Kants, etwas mehr gesagt werden sollen, als daß er (S. 500) eine mechanische Erleichterung des Zahlenrechnens angestrebt habe; B. Erdmann weiß ihn in seinem bekannten Werke über die geometrische Prinzipienlehre auch von einer anderen und zwar wichtigeren Seite zu würdigen. Manches vermissen wir auch bei der Mathematikerfamilie Riccati, die nur wegen der diesen Namen tragenden Differentialgleichung genannt wird, thatsächlich aber eine sehr umfängliche Thätigkeit entfaltete. Unbedingt gehört in ein Werk, wie es das Cantor'sche ist, ein Hinweis darauf, daß den viel gebrauchten Kreisfunktionen theoretisch gleichberechtigt die Hyperbelfunktianen zur Seite stehen, und weiter ein Hinweis auf die Namen Riccati und Foncenex, selbst auf die Gefahr hin, daß die selbstgesetzte Grenze dabei mit ein paar Worten überschritten würde. Ferner wissen wir von den früheren Bänden her, daß der Verfasser, der ja die kulturhistorische Seite seiner Wissenschaft niemals aus dem Auge verlor, die Arbeiten über die sagenannten magischen Quadrate sorgfältig registrirt hat; wie kommt es, daß Frénicle, Sauveur, Ons-en-Bray so überaus kurz oder gar nicht berücksichtigt wurden? Da, wo von Zahlentafeln die Rede ist, hätte wohl auch jener Erfurter Professor Ludolph eine Stelle finden sollen, der seine Multiplikationstabellen auf den vortheilhaften, neuerdings wieder durch Blater zu Ehren gebrachten Kunstgriff begründete, das vierfache Produkt zweier Zahlen gleich der Summe der Quadrate der Summe und Differenz jener Zahlen zu setzen. Mehr allgemeinen Charakters ist der Wunsch des Referenten, es möge minder scharf zwischen reiner und angewandter Mathematik unterschieden werden, denn es läßt sich nun einmal nicht in Abrede stellen, daß auch in Veröffentlichungen, welche ins Gebiet letzterer Wissenschaft einschlagen, gelegentlich Bereicherungen des schwesterlichen Zweiges sich vorfinden. Hr. Cantor hat nicht umhin gekonnt, dies anzuerkennen; es wird z. B. auch bei D'Alemberts Untersuchungen über Himmelsmechanik eine Anleihe gemacht, weil in ihnen eine neue Ableitung der Taylor'schen Reihendarstellung enthalten ist. So wäre es aber in anderen Fällen auch gegangen. Die Kartenprojektionslehre ist unsres Erachtens nichts als eine geometrische Spezialdisciplin, die auf Beachtung in einer Geschichte der Mathematik volles Anrecht hat. Der zweite Band that seinerzeit der von Nonius erfundenen Loxodrome Erwähnung; im dritten ist dieselbe einer solchen nicht theilhaftig gewarden, aber bei dem Versuch, den Begriff auch auf das Ellipsoid auszudehnen, kommt die im Jahre 1747 gedruckte Abhandlung von Walz dazu, ein Koordinatensystem einzuführen, das weder ganz orthagonal, noch ganz polar ist, für jene Zeit gewiß ein bemerkenswerther methodischer Fortschritt. Oder sollte Deschale's „Mundus mathematicus", mit dem sich (S. 13 ff.) mehrere Blätter beschäftigen, nicht auch deßwegen vor anderen Kompendien einen höheren Rang angewiesen erhalten, weil in ihm erstmalig, soweit wenigstens unser Wissen reicht, die einzig zum Ziele führende Art und Weise, durch lakale (Grad-) Messungen sich über die wahre Gestalt eines runden Körpers zu vergewissern, in freilich sehr kurzer Ausführung gekennzeichnet wird?

Doch genug dieser, vielleicht schon zu sehr ins Detail sich verlierenden Kleinigkeiten! An dem Werke selbst wird durch sie nichts geändert, und wenn ihrer auch die zehnfache Anzahl sich ausfindig machen ließe. Wir halten an dem fest, was wir oben über die drei Bände bemerkt haben und nehmen Abschied von denselben, indem wir gleichzeitig dem Autor und unsrer jungen studirenden Welt unsern Glückwunsch aussprechen, letzterer deßhalb, weil ihr der Zugang zum geschichtlichen Studium so sehr viel angenehmer und leichter gemacht worden ist, als dies bei uns Aelteren der Fall war.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

Indische Märchen, übertragen van **Friedrich von der Leyen**. Mit einem Anhong: Die verschiedenen Darstellungen und die Geschichte der Märchen. Halle a. d. S., Verlag van Otta Hendel (Bibl. der Gesammtliteratur 1188 bis 1191). — Die indischen Märchen und Fabeln haben schan seit Jahrhunderten ihre Anziehungskraft auch im Abendlande bewährt. In neuerer Zeit ist zu dem Interesse, welches sie an sich als Unterhaltungslektüre erregen, nach ein weiteres Moment hinzugetreten: das Interesse an den mannichfachen Wanderungen und Umwandelungen dieser indischen Geistesprodukte bei den verschiedensten Völkern Asiens und Europa's. Eine Sammlung indischer Märchen in deutschem Gewande darf daher wohl van varnherein auf die Sympathie des deutschen Publikums rechnen, vorausgesetzt, daß die Uebertragung treu ahne Pedanterie und geschmackvoll zugleich genannt werden darf, wie nun solches bei dem van Friedrich van der Leyen herausgegebenen Bändchen zuzutreffen scheint. Der Uebersetzer hat aus der großen Sammlung des Somodeva, dem Meer der Märchenströme (Kakâsaritsâgera), eine kleine Anzahl ausgewählt, die enger zusammengehört. Es ist etwa die Hälfte (12) der von einer gemeinsamen Rahmenerzählung zusammengehaltenen, auch als selbständiges Werk existirenden „25 Erzählungen eines Dämons" (Vetâlapañca vinçati). Sie enthalten außerordentlich viel Hübsches und Interessantes. F. v. d. Leyen hat theils in Prasa, theils in fünffüßigem Trochäus übersetzt, bei der Wahl des letzteren Maßes vielleicht durch die unerreichbar schönen, genialen „Stimmen vom Ganges" des Grafen Ad. Fr. v. Schack beeinflußt. Ich bin der Meinung, daß die Prasaübertragung bei der Eigenart des Märchens die passendere ist, und möchte salche für künftige Arbeiten dieser Art empfehlen. Einleitung, Anmerkungen und

ein Anhang, der sich mit der Geschichte der Märchen beschäftigt, bieten dem Leser manches Lehrreiche. Störend sind eine Anzahl von Druckfehlern in den Sanskritnamen. — Das anspruchslose Büchlein sei dem Interesse des Publikums bestens empfohlen. L. v. Schroeder.

fr. Landmanns Kommentar zur Gewerbeordnung ist soeben in dritter Auflage, die unter Mitwirkung des Verfassers von Gustav Rohmer bearbeitet wurde, erschienen (München, Beck). Es ist interessant, die Entwicklung dieses Buches zu verfolgen. Die erste Auflage, die 1884 herauskam, war ein mäßig starker Band; sie brachte, was ein tüchtiger Kommentar zu bringen hat, und erwarb sich besonders in Bayern, auf dessen Verhältnisse sie zunächst berechnet war, viele Freunde. In den Jahren 1892 bis 1895 unterzog sich der Verfasser der Mühe einer vollständigen Umarbeitung, die den Umfang des Buches auf mehr als das Doppelte erhöhte und ihm sofort die unbestritten erste Stelle unter allen Kommentaren zur Gewerbeordnung verschaffte. Das war nicht mehr eine anerkennenswerthe Leistung, das war auf dem der Klärung und Festigung so sehr bedürftigen Gebiet unsres Gewerbewesens wahrhaftig eine That. Man merkte auf jeder Seite, daß der Verfasser den überreichen, fast unbändigen Stoff beherrschte und daß er verstand, aus seiner Fülle das Wesentliche herauszuheben. Die Anerkennung zeigte sich — und diese Art der Anerkennung bleibt doch immer die beste — in dem raschen Aufbrauch des Werks. Die neue Auflage ist im Vergleich zur zweiten keine umgearbeitete, wohl aber eine verbesserte zu nennen. Nur da, wo die Gesetzgebung sich geändert hatte, mußte auch der Kommentar eine neue Gestalt annehmen. Im Uebrigen konnte es bei Ergänzungen und Ausgleichungen, die besonders durch das langsame Erscheinen der zweiten Auflage veranlaßt waren, sein Bewenden haben. Der inzwischen zum bayerischen Kultusminister ernannte Verfasser mußte diese Arbeit zum großen Theil anderen Händen anvertrauen; die Wahl, die getroffen wurde, war durchaus glücklich. Das beweisen gleichmäßig die umgestalteten, wie die lediglich überarbeiteten Theile des Buches. Die rastlose Gesetzgebung kam freilich wieder voraus; durch die am 26. Juli 1897 als Gesetz verkündete Handwerksnovelle wurde die kaum erschienene Erläuterung zum Titel VI der Gewerbeordnung gegenstandslos. Diese Lücke ist durch einen Ergänzungsband ausgeglichen worden, der die Handwerksnovelle ganz in der Art der vorausgehenden Bände behandelt.

Lehr- und Wanderjahre eines jungen Arztes. Von Dr. Karl Bormeng. Berlin, Verlag von Borstell und Reimarus 1898. — Der Verfasser, der schon früher in einigen ähnlichen Büchern: „Erlebnisse eines Arztes aus der französischen Kriegs- und Occupationszeit 1870—1871“ (1892), „Ernste und heitere Bilder aus der französischen Occupationszeit 1871—1873“ (1893), „Wie Fritz Mediziner ward“ (1895) sein hübsches Erzählertalent bewährt hat (auch ein Bändchen allerdings mehr gut gemeinter als poetisch werthvoller Gedichte aus dem französischen Krieg ist von ihm erschienen [2. Auflage 1896]), bietet in seinem neuesten Buch eine Fortsetzung seiner mit einem romanhaften Element versetzten autobiographischen Schilderungen. Auch dieses Buch zeigt die Vorzüge der vorhergehenden Schriften: klare, einfache, dabei ungemein anschauliche Darstellung und hervorragende Charakterisirungskunst. Paul Seliger (Leipzig).

R. Die Zuchtwahl des Pferdes, im Besonderen das englisch-arabische Vollblut, kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Friedrich Wilhelm Dünkelberg, Geheimer Regierungsrath, Direktor a. D. der kgl. landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf-Bonn. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1899. — Der Verfasser, einer der bedeutendsten Lehrer an der Poppelsdorfer Akademie und besonders wegen seiner Verdienste um den rationellen Wiesenbau seit langen Jahren bekannt, ist wahrscheinlich durch die Vorliebe für das englisch-arabische Pferd dazu bewogen worden, das Werk zu schreiben, um die deutschen Pferdezüchter auf die Vorzüge dieser Blutmischung aufmerksam zu machen. Er ist der Ansicht, den von vielen Seiten gerügten Mängeln, welche die einseitige Benutzung des englischen Vollbluts zur Veredelung unsrer Pferdeschläge zur Folge gehabt hat, könnte am besten und erfolgreichsten durch die Blutmischung des englischen Vollbluts mit dem edlen Araber abgeholfen werden. Durch die in naturgemäßen Verhältnissen aufgewachsenen Orientalen sei es möglich, dem Halbblut das einzupflanzen, was das englische Vollblut heutigestags nicht mehr bieten könne, nämlich die Gewähr für feste Gesundheit, die Zähigkeit, Genügsamkeit und die runden, hübschen Formen. Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen ist der Verfasser jedoch kein Gegner des englischen Vollbluts in der Pferdezucht, der sich etwa nur in die unvermeidliche Nothwendigkeit fügt, mit diesem Faktor rechnen zu müssen, sondern befindet sich vielmehr in Uebereinstimmung mit der preußischen Gestütsverwaltung, welche in Neustadt a. d. Dosse die englisch-arabische Zucht wieder begonnen hat, nachdem dieses einst wegen seiner brillanten Anglo-Araber berühmte Gestüt vor mehreren Jahren wegen geringer Erfolge aufgelöst worden war. In dem Werke führt der Verfasser uns verschiedene Gestüte vor, die durch die Mischung zwischen Vollblut und Arabern vorzügliche Resultate erzielten. Die meisten deutschen Zuchten außer Senne sind leider eingegangen, und er konnte sich nur an die Berichte Anderer halten. Senne aber und die französischen wie die österreichischen Zuchten hat er eingehend studirt und berichtet sehr Interessantes darüber. In kürzerer Art werden dann noch das Halbblut, die Traber, die Australier, das lothringische Landpferd und schließlich die kaltblütigen Schläge des westlichen Europa besprochen. Die Ausstattung des Buches ist höchst gediegen; 15 Illustrationen stellen die Portraits berühmter Pferde dar. Das Werk dürfte für jeden Pferdezüchter und Pferdeliebhaber von größtem Interesse sein.

G. Die angelsächsischen Krypten zu Repton. In England kennt man nur fünf angelsächsische Krypten, nämlich je eine zu Ripon, Hexham, Brixworth, Wing und Repton. Die letztere ist in mancher Hinsicht die berühmteste von allen, hauptsächlich aber, weil mehrere Könige von Mercia und ihre Familienangehörigen in ihr beigesetzt sind. Diuma, einer der vier schottischen Priester, die mit König Peada von Lindisfarne kamen, um die Bewohner von Mercia zum Christenthum zu bekehren, wurde im Jahre 656 zum Bischof von Mercia geweiht und bei seinem Tode im Jahre 658 in der Episkopalkirche in Repton beigesetzt. Im Jahre 874 zerstörten die Dänen das alte Kloster; die Pfarrkirche von St. Wystan wurde ungefähr erst ein Jahrhundert später an derselben Stelle erbaut. Der Chorraum in der Kirche zu Repton ist angelsächsische Arbeit und stammt zweifellos aus dem 10. Jahrhundert, auch die äußeren Mauern der Krypta gehören ebenso wahrscheinlich dem 7. Jahrhundert an, während das jetzige Gewölbe der Kirche normannischen Ursprungs ist. Vor kurzem nun hat, nach einem Berichte des „Athenaeum“, der Geistliche F. C. Hipkins von der Abtei Repton auf der östlichen und der südlichen Seite der äußeren Mauern dieser Krypte Ausgrabungen vorgenommen. Das Ergebniß bestätigte die schon oft geäußerte Vermuthung, daß man es mit dem ursprünglichen hinteren Ende einer Apsis oder mit drei kleinen, die östlichen, südlichen und nördlichen Begräbnißnischen vorstellenden Apsiden zu thun hat, die Micklethwaite mit arcosolia (Bogengräber) bezeichnete. Die Ausladungen der rechtwinkligen Krypte haben nun sich selbst als rechtwinklig erwiesen und sind nur von ganz geringen Dimensionen. Dies bestätigt die Theorie Micklethwaite's, die er in einem langen, in der Dezember-Nummer von 1896 des „Archaeological Journal“ veröffentlichten Aufsatz über „Angelsächsische Kirchenbaukunst“ klar dargelegt und illustrirt hat. Er führt darin aus, daß die schottischen Missionäre niemals die Form der Basilika in England einführten, sondern für ihre Kirchen eine eigene, einfachere Konstruktion zur Anwendung brachten. Der Grund unmittelbar an der Südseite des Altarraums der Kirche von Repton wurde vorsichtig bis zu einer beträchtlichen Tiefe ausgehoben und das Ergebniß bestand in der Bloßlegung der Grundmauern der Nische und der äußeren Mauer. An dieser Stelle springt die massive Mauer 2 Fuß vor und ist 6 Fuß 2 Zoll dick. Dies beweist, daß die Nische niemals tiefer war, als sie es gegenwärtig ist. Die Nordseite konnte nicht auf die gleiche Weise erforscht werden, da daselbst im 13. Jahrhundert an der Außenseite eine Stiege und ein Thor an-

gebracht worden waren. Die Nische auf der Ostseite scheint der auf der Südseite genau entsprochen zu haben, doch wurde hier eine besonders interessante Entdeckung gemacht. Hr. Hipkins legte fünf Stufen bloß, die zum östlichen Ausgang hinabführten und von denen jede aus einem viereckigen Stück Stein, das auf dem Boden ruhte, bestand. Diese Stufen stammen aus keiner der angelsächsischen Stilperioden und sind wahrscheinlich ein Werk der Augustinermönche, die im Jahre 1172 nach Repton kamen und deren Abtei unmittelbar an der Ostseite der Pfarrkirche stand, in der sie den Gottesdienst hielten.

C.K. **Neu aufgefundene Gedichte von Shelley.** Von einem als verloren geltenden Band mit Jugendgedichten Shelley's ist kürzlich in Dorchester eine Kopie aufgefunden worden. Die Existenz dieser Gedichte wurde erst 1860 bekannt, d. h. 50 Jahre nach ihrer Veröffentlichung. 1859 fand Garnett in einer obskuren Publikation, Stackdale's Budget vom Jahre 1827, einen Bericht seiner Verhandlungen mit Shelley. Stackdale hatte einen Band „Original Poetry by Victor and Cazire“ verlegt, dabei aber entdeckt, daß das eine der Gedichte ein Plagiat aus Matthew Gregory Lewis war. Als er Shelley darauf aufmerksam machte, war dieser sehr erregt und sagte, es wäre durch einen Betrug seines Mitarbeiters hineingekommen. Shelley unterdrückte darauf das Buch. Garnett glaubt, daß der „Mitarbeiter“, von dem Shelley spricht, seine Schwester war. Nach der nunmehr aufgefundenen Abschrift werden die Gedichte nächstens von Garnett herausgegeben werden.

* Die Arbeit an der **Kaiser Wilhelm-Bibliothek** für **Posen** schreitet rüstig vorwärts. Das Aktionskomitee in Berlin hat sich, wie die „National-Zeitung“ berichtet, in diesen Wochen an die wichtigeren wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften mit der Bitte um Uebersendung ihrer Publikationen gewandt. Wie der Berliner und der Westpreußische Geschichtsverein, haben auch bereits die Gesellschaft für vaterländische Kultur in Schlesien, der Thüringer Geschichtsverein, die Numismatische Gesellschaft in Berlin und andere die von ihnen herausgegebenen Werke übersandt. Von größeren Bibliotheken, die neuerdings Doublettenverzeichnisse zur Verfügung gestellt haben, seien die Stadtbibliothek in Dresden, die Gymnasialbibliothek in Altona und die des preußischen Abgeordnetenhauses genannt. Vor Allem aber ist es der deutsche Buchhandel, dessen Interesse für das Unternehmen stetig wächst. Aus der Reihe der angesehenen Verleger, die neuerdings ihren umfänglichen Verlag angeboten haben, seien Adolf Bonz in Stuttgart, Julius Springer in Berlin, Joseph Baer in Frankfurt a. M., J. Engelhorn in Stuttgart, Karl Krabbe ebendort, Dietrich Reimer in Berlin, Trowitzsch u. Sohn ebendort und endlich Mittler u. Sohn, gleichfalls dort, hervorgehoben. In der polnischen Presse kann man bei der Erwähnung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek nicht selten die ironische Bemerkung lesen, es handle sich ja nur um eine Doublettensammlung. Schon die Namen der Firmen, die in großartiger Munificenz ihren ganzen Verlag, dessen Werth oft nach vielen Tausenden zählt, dargebracht haben, zeigen dem Kundigen, daß das im besten Falle wieder eine der beliebten polnischen Flunkereien ist. Es soll nunmehr in größerem Stil für die Unterstützung des großen Unternehmens geworben werden. Wie an den deutschen Buchhandel, will man sich jetzt auch an die Vertreter des deutschen Handels und der deutschen Industrie in besonderen Schreiben wenden. Da eine ganz Deutschland gemeinsame Sache in Frage steht, werden diese Kreise, eingedenk der eindringlichen Mahnung des Fürsten Bismarck, nicht hinter den Verlegern, an die gegenwärtig manche sonstigen Ansprüche herantreten, an Opferfreudigkeit zurückbleiben wollen.

T. **Der internationale Welbypreis** von 1000 M. ist in diesem Jahre Dr. **Ferdinand Tönnies** aus Hamburg zugesprochen worden. Die preisgekrönte Arbeit führt den Titel: „Die Ursache der gegenwärtigen Unklarheit und Verwirrung in der psychologischen und philosophischen Begriffswelt und die Richtungen, in denen eine wirksame praktische Abhülfe zu erhoffen ist“; sie wird demnächst in der Zeitschrift „Mind“ zum Abdruck gelangen.

* **Berlin.** In der hiesigen philosophischen Fakultät hat sich der Historiker Dr. **Gustav Roloff** mit einer Probevorlesung über Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden als Privatdozent habilitirt. — Dem Vorsteher der am Müggelsee belegenen biologischen Station des Deutschen Fischerei-Vereins, Hrn. Dr. **Schiemenz**, ist seitens der hiesigen **Landwirthschaftlichen Hochschule** ein Lehrauftrag für Fischzucht geworden, der für die Studirenden von besonderer Bedeutung, weil die Vorträge durch Beobachtungen und Theilnahme an Versuchen der Müggelseestation ergänzt werden. Es soll den Studirenden Gelegenheit gegeben werden, die künstliche Befruchtung der Salmonideneier aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beziehungsweise sie selbst vorzunehmen, die Vermehrung der Karpfen und die Wirkungen verschiedener Fütterung und verschiedener Besetzung der Teiche zu sehen, und endlich soll ihnen das Ablassen der Teiche und das Herausnehmen der Fische gezeigt werden.

* **Kiel.** Der bisherige Privatdozent Dr. Richard **Weyl** zu Königsberg i. Pr. ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* Fräulein **Jenny Flood**, die Tochter eines im Jahre 1889 in Heidelberg gestorbenen californischen Millionärs, hat der **Universität von Californien** einen herrlichen, von ihren Eltern bewohnt gewesenen Palast, sowie Grundeigenthum im Werth von über 3 Millionen Dollars überwiesen, um dadurch das Andenken ihres Vaters zu ehren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Weihbischof Herm. Jos. Schmitz: Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren. 2. Bd. 1898. — **Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin** 1889—1895. 1. Theil. Berlin, Carl Heymanns Verlag 1898. — Dr. med. **G. Adolf:** Die Gefahren der künstlichen Sterilität. 4. verm. Aufl. Leipzig, Krüger u. Co. 1898. — Dr. **Joseph v. Körösy:** Resultate der am 15. Nov. 1896 durchgeführten Konskription der Bevölkerung Budapests. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. — **Derselbe:** Die Sterblichkeit der Haupt- und Residenzstadt Budapest in den Jahren 1886—1890 und deren Ursachen. Ebd. 1898. — **Derselbe:** Die Natalitäts- und Mortalitätsverhältnisse ungarischer Städte in den Jahren 1876—1895. Budapest, C. Grills Hofbuchhandlung; Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897. — **Münchener Kikeriki-Kalender.** München, Schuh u. Cie. 1898. — **August Mommsen:** Feste der Stadt Athen im Alterthum. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — **Ernst Heubach:** Die Verkehrsentwicklung auf den Wasserstraßen und Eisenbahnen des Elbe-Odergebiets von 1882—1895. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1898. — **L. Fliegel:** Dunkle Punkte im Irrenwesen. Zürich, Cäsar Schmidt 1898. — **Prof. Dr. K. Hartung:** Der Prophet Amos. Nach dem Grundtexte erklärt. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung 1898. — **Prof. Theodor Lindner:** Die deutsche Hanse. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn 1898. — **Friedr. v. Hindersin:** Wuotans Ende. Ein Schauspiel. Leipzig, C. G. Naumann 1898. — Dr. **E. Budde:** Naturwissenschaftliche Plaudereien. 2. Aufl. Berlin, Georg Reimer 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 15. Oktober. Nummer 234.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen.

Von Paul Holzhausen.

II.

Die Anfänge Bonaparte's im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung.

Auf der Unsterblichkeit
Goldene Tafeln schreibt, richtend mit scharfem Blick,
Einst dich die spätere Welt.
(Ode auf Buonaparte, v. D., Jahr VI (1798), Flugblatt.)

Nach dem, was im vorigen Aufsatze[1]) über die Stimmungen der späteren Jahre des ersten Koalitionskriegs gesagt worden ist, darf es nicht wundernehmen, daß unter dem abgemüdeten enttäuschten, Ruhe ersehnenden Geschlecht, das vor hundert Jahren lebte, die Erscheinung des jungen, neuen, thatenfrohen und unverbrauchten Republikanergenerals, der im Frühjahr 1796 die Bretter der Weltbühne betrat und die staunenden Zuschauer, gleich bei seinem ersten Debüt, mit dem Brillantfeuer nie gesehener Siegesblitze überschüttete, verblüffend, hinreißend, berauschend, mit einem Wort, elektrisch wirken mußte. Die ganze Welt war damals — wir zeichnen der Kürze halber mit einigen groben Strichen — in zwei Lager getheilt. Auf der einen Seite die Anhänger der neuen Anschauungen, nicht alle Republikaner, indessen sämmtlich mehr oder minder Reformer, durchweg Kosmopoliten und als solche den Vorkämpfern der „Menschenrechte", den Vertretern der modernen Grundsätze, den Franzosen oder „Neufranken" zugewandt; die Anderen, vielfach, namentlich in religiösen Dingen, nicht minder vom Geiste der „Aufklärung" ergriffen als Jene, aber doch im Großen und Ganzen, viele mit engherziger Zähigkeit, an den alten ständischen Verhältnissen festhaltend, keineswegs sämmtlich national — wenigstens nicht im modernen Sinn — empfindend, aber doch schon aus dynastischer Treue auf jeden Fall Gegner des neufränkischen Wesens und seiner Anhänger. Wenn man diese Zusammensetzung der „Parteien", falls dieser Ausdruck erlaubt ist, im Auge behält und zugleich berücksichtigt, daß der Sieger Italiens ebenso sehr durch die außerordentliche Klugheit seines politischen Auftretens die Gemüther bestrickte, wie er durch das weithinleuchtende Blitzfeuer seiner Schlachten die Augen blendete, so wird die Erscheinung erklärlich, daß er — verhältnißmäßig wenige Stimmen scharfsichtiger Menschen ausgenommen — bei seinem ersten Auftreten unter Freunden und Feinden große und allgemeine Bewunderung fand. Zunächst unter den Revolutionsanhängern und ihren Sinnesverwandten. Verehrten die Einen, die sich durch alle Irrgänge und Wandlungen der letzten Jahre den Glauben an den endlichen Sieg der republikanischen Sache bewahrt hatten, in dem Besieger Oesterreichs und dem Schöpfer italienischer Eintagsrepubliken den Helden, der ihren Ideen endgültig zur Herrschaft verhelfen werde, so waren die Anderen, die solche Hoffnungen längst begraben hatten, gern bereit, in ihm den Mann zu sehen, der dem trübseligen Chaos der Direktorialregierung einmal ein Ende machen werde. Begrüßten ihn also jene als den Exekutor der Revolution, so hofften diese in ihm den Bändiger der chaotischen Kräfte erblicken zu dürfen, der, wie er es später selbst zu nennen beliebte, die Revolution „schließen" werde. Und als er diese Wünsche wirklich erfüllte, hießen sie ihn mit Wärme willkommen. Hierin haben wir, wenn man noch den Faktor der persönlichen Bewunderung einer kongenialen Natur in Rechnung zieht, den Schlüssel für die hohe Verehrung zu suchen, die Napoleon von einem Goethe entgegengebracht wurde. Haben sich doch sogar die französischen Royalisten eine geraume Zeit lang mit der Hoffnung getragen, daß Bonaparte sich bereit finden werde, die Rolle eines Monk in Frankreich zu übernehmen, und hat doch selbst der ahnenstolze Bourbone nicht verschmäht, in diesem Sinne an den General zu schreiben und ihm die nach seiner Ansicht schmeichelhaftesten Anträge entgegenzubringen.

Das Gesagte gilt immerhin nicht ohne Einschränkung. In den Kreisen der eingeweihten Politiker, namentlich Frankreichs selbst, begann man schon 1796 in dem ehrgeizigen General einen gefährlichen Mann zu wittern, und es kann wohl nicht ganz in Abrede gestellt werden, daß die Direktoren seine Unternehmung nach Aegypten wesentlich zu dem Zwecke unterstützten, um den unheimlichen Gast aus Paris los zu werden. Auch stand ein großer Theil des unter dem Direktorium völlig verwilderten Pariser Journalismus gleich im ersten Jahre seiner beispiellosen Erfolge gegen ihn und scheute sich nicht, an dem Mann, der Frankreichs Fahnen siegreich über die Felder Italiens trug, in echt französischer Weise seinen Witz zu üben, was beispielsweise den ehrlichen Aerger des deutschen Republikaners Georg Friedrich Rebmann herausforderte.[1])

Je ferner aber die Mitlebenden dem Schauplatz der Begebenheiten standen und je weniger sie nach Maßgabe der Umstände befähigt und in der Lage waren, hinter die letzten Coulissen zu sehen, um so wärmer war die Begeisterung für den in seinen Leistungen von Allen angestaunten Helden. Das gilt besonders von dem politisch weniger geschulten, aber ehrlicheren und naiver empfindenden Volk der Deutschen. Daß ein freisinniger Mann wie Posselt in seinen „Europäischen Annalen" die ersten Leistungen Bonaparte's durchweg in einem sympathischen Ton bespricht, daß er Aufsätze über Aufsätze zu seiner Verherrlichung ver-

[1]) Vgl. Beilage 1898 Nr. 198.

[1]) S. den Aufsatz „Ueber Italien und Buonaparte", in Rebmanns „Schildwache", 1796, 3. Stück, S. 34—36 und die Anmerkungen des Herausgebers. Vgl. auch den Artikel „Geist der französischen Zeitblätter" in Hubers „Klio", 1797, Bd. 1, S. 166 ff.

öffentlicht, auch etwas später seinem Taschenbuch für die neueste Geschichte[1] eine Skizze seines bisherigen Lebens einverleibt und beide Sammelwerke mit dem Bildnisse des Helden schmückt, darf ebensowenig auffallen, wie daß ein Georg Friedrich Rebmann in seinen Zeitschriften, der „Schildwache“ und der „Geißel“, nicht müde wird, ihn zu bewundern und zu loben.[2]

Die Beispiele der Männer dieser Richtung, zu denen auch ein Huber, Lehne (s. unten) u. A. gehörten, ließen sich häufen. Aber auch auf der Gegenseite hat, wie schon angedeutet, gerade Bonaparte's erstes Auftreten zahlreiche Bewunderer gefunden. Wer Schirachs Hamburger politisches Journal, neben Aloys Hofmanns „Wiener Zeitschrift“ und der „Eudämonia“, wohl die kapitelfesteste Vertheidigerin der bestehenden Verhältnisse, liest, wird finden, daß die Berichte über den Feldzug von 1796, freilich mit etwas sauersüßer Miene, die Leistungen des jungen Feldherrn anerkennen, wenn auch oftmals über seine Willkür in Italien und die Flunkerei seiner übertriebenen Siegesberichte geklagt wird. Auch ein so entschiedener Gegner alles revolutionären Treibens wie Ottokar Reichard hat — freilich etwas später — in seinem „Revolutionsalmanach“ (Jahrg. 1801, S. 130—140) einen Aufsatz unter dem sonderbaren Titel „Bonaparte, Mann des Glücks und Obskurant“, abgedruckt, in dem die Bewunderung seiner Größe unverkennbar ist. Auch auf dieser Seite ließen sich die Beispiele häufen.

Es erhebt sich nunmehr die Frage, wann die sogenannte schöne Literatur in Deutschland sich zuerst dieses Mannes bemächtigt, der ihr doch zweifellos durch den Glanz seiner Thaten, in späteren Jahren auch durch die gewaltige Tragik seines Geschicks so manchen dankbaren Vorwurf bieten mußte. Wer sich nicht gerade näher mit dieser anziehenden Frage beschäftigt hat, dem fallen wohl, wenn sie aufgerollt wird, zuerst Heine's „Grenadiere“ ein, die man doch allerfrühestens in das Jahr 1816 setzen kann. Nimmt man noch einige Verse Goethe's und ein höfisches Gedicht des großen Meisters auf Marie Louise hinzu, so ist der Vorrath der gemeinhin bekannten älteren Bonaparte-Dichtungen erschöpft, und es würden höchstens die allerdings nach Legionen zählenden Lieder und Dichtungen der Befreiungskriegszeit übrig bleiben, die aber alles andere sind, als Verherrlichungen des damals in Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, ziemlich allgemein verhaßten Fremdherrschers.

Man muß tiefer graben und in heutzutage völlig vergessenen, oder höchstens noch dem Spezialhistoriker bekannten Zeitschriften oder in den Sammlungen verklungener Lieder suchen, um hier eine und gerade keine armselige Ausbeute zu finden. Auch längst verschollene Flugblätter, deren letztes Exemplar in dem Staube städtischer Bibliotheken modert, bieten dem Forscher lichtvolle Bilder der Empfindungen, die unsrer Ahnen Herzen durchzitterten, als vor hundert Jahren nach all den zerknickten Hoffnungen der stürmischen Revolutionszeit, deren Sirenengesang namentlich das jüngere Geschlecht begeistert gelauscht hatte, am Horizont der Welt die Gestalt des dämonischen Mannes auftauchte, von dem ein in ruheloser Fehde abgemüdetes Geschlecht die Wiederkunft besserer Tage erwarten zu dürfen glaubte. Vor einigen Monaten kam ich einmal unter den Kastanien des alten kurfürstlichen Bonner Hofgartens mit Herman Hüffer auf diese Sache zu sprechen. Der gelehrte und feinsinnige Kenner der Revolutionszeit bemerkte mir, er habe aus seinen Studien den Eindruck gewonnen, daß die zeitgenössische poetische Literatur der Deutschen im ganzen sehr wenig Notiz von dem General und ersten Konsul Bonaparte genommen habe. Ich habe diese Beobachtung bei eingehenderem Studium der Frage allerdings bestätigt gefunden, indeß mit einer Einschränkung. Bei den Koryphäen des deutschen Parnasses, bei Klopstock, Herder, Wieland, Schiller, dem älteren Goethe finden sich keine oder nur ganz leise Spuren eines Einflusses Bonaparte's auf ihre Dichtung. Höchstens hier und da einmal eine flüchtige Erwähnung oder ein schwer bestimmbares Hineinschimmern seiner Thaten in stoffverwandte Schöpfungen, wie etwa, was man wohl annimmt, in Schillers „Wallenstein“. Allenfalls macht Wieland eine gewisse Ausnahme, aber auch nicht Wieland der Dichter, sondern der Politiker, der — ein Zeichen seines politischen Scharfblicks — schon 1798 in den „Gesprächen unter vier Augen“ auf Bonaparte als den künftigen Beherrscher Frankreichs deutlich hinweist.

Dieselbe anscheinende Gleichgültigkeit herrscht bei dem Gros der Romantiker, für die erst der Kaiser Napoleon und auch dieser nur insofern ein Interesse gewinnt, als sie, der immer stärker bei ihnen hervortretenden vaterländischen Richtung ihres Empfindens folgend, gegen ihn als erbitterte Feinde auftraten.

Das alles ist im Grunde nur natürlich und rechtfertigt noch keineswegs die von Rotter in die Welt gesetzte und seither, von unzähligen Schulmeistern nachgebetete Behauptung, daß Ludwig Uhland mit den Versen:

> Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch,
> Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch,

auf Napoleon gezielt habe. Mindestens hätte sich der sonst so scharfsinnige Uhland hier als einen sehr schlechten Propheten erwiesen. Ich sagte, das alles sei im Grunde recht natürlich; denn nicht der vornehmsten Geister Art ist es, dem aufgehenden Tagesgestirne zuzujauchzen. Erst wenn sich eine Erscheinung der Politik oder des Lebens geklärt, ja, in der Regel erst, wenn sie längere Zeit vorübergegangen und von der Patina der Jahrhunderte überzogen worden ist, erst dann setzt sie jenen letzten literarischen Niederschlag ab, den man in höherem Sinne Poesie nennt. Der Tagesliteratur bleibt es überlassen, die Lebenden zu feiern, vor allem solange sie sich auf dem aufsteigenden Aste ihrer Laufbahn bewegen, und so werden wir uns an die Tagesliteratur, die unsre Urgroßväter lasen, zu wenden haben, wenn wir den Duft der ersten Weihrauchkörner genießen wollen, welche die staunende Mitwelt dem jungen Helden Bonaparte gestreut hat.

[1] Jahrgang 1799, S. 383—389.

[2] Andreas Georg Friedrich Rebmann, geboren am 24. Nov. 1768 zu Kitzingen in Franken, zuerst Romanschreiber und Reiseschriftsteller, eine glänzend begabte Natur, trat schon 1794 in seinen „Wahrheiten ohne Schminke“ in politisch-reformatorischem Sinn auf. Später aus Sachsen verwiesen, begann er in Dessau die Herausgabe einer Zeitschrift, die nach Weckherlins Vorbild den Namen das „Neue graue Ungeheuer“ führte. In Erfurt, wohin er sich gewandt hatte, trat er gegen die Behandlung der auf der dortigen Citadelle gefangenen Studisten in die Schranken, mußte fliehen und begann ein Wanderleben, das ihn nach Holland und Paris führte, wo er u. a. seine „Schildwache“ erscheinen ließ. Ein entschiedener Republikaner, kehrte er mit den Franzosen an den Rhein zurück, wurde am 13. November 1797 bei der Eintheilung der nicht fürstlichen Länder des linken Rheinufers in Departements beschäftigt und am 23. Dez. 1797 (3 Nivôse des J. VI) Mitglied des peinlichen Tribunals des Departements des Donnersbergs. (In dem von Franz Brümmer geschriebenen Aufsatz „Rebmann“, Allg. D. Biogr. XXVII, S. 483—85 findet sich hier eine durch diese Notiz ausgefüllte Lücke.) Später Präsident des kaiserlichen Gerichtshofs in Trier, wurde er als tüchtiger Jurist nach der Restauration Präsident des Appellationsgerichts für den Rheinkreis und starb am 16. September zu Wiesbaden. Dem von Bockenheimer (in den „Mainzer Patrioten 1793—98“) über ihn gefällten Urtheil gänzlicher Vaterlandslosigkeit kann ich nicht völlig beistimmen und muß dem gegenüber u. a. auf Rebmanns „Geißel“, 2. Jahrgang (1798), 4. St. S. 69—70 verweisen. Von einem glühenden Freiheitsdrange beseelt und obendrein durch persönliche Verfolgungen gekränkt, gehört er allerdings zu den typischsten „Tyrannenhassern“ der Revolutionszeit, besaß aber in seiner Art wohl Vaterlandsliebe. Eine interessante Schilderung seiner auch äußerlich recht sonderbaren Persönlichkeit findet sich in Launs (Friedrich Aug. Schulze's) Memoiren, Bd. I.

Die frühesten Lobgesänge auf den italienischen Sieger, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat, die ältesten wenigstens, die ich nach monatelangem Durchstöbern der verschiedensten Bibliotheken habe ausfindig machen können, stammen merkwürdigerweise zum Theil von Frauen her. Dieselben Hände, die sich später fluchend gegen den Kriegsgott erheben, in dessen Schlachten die Gatten und Väter fielen, haben dem jungen bleichen Helden im langen Republikanerhaare die ersten Blumen auf den Weg gestreut. Schon 1797 sang in Rebmanns „Neuem grauen Ungeheuer" (8. Heft S. 29—31) eine gewisse Auguste L. „auf die Siege der Franken in Italien" ein begeistertes Loblied:

Gerecht, gerecht ist euer Krieg,
Bellona ficht für euch:
Drum folgt euch, Franken! Ruhm und Sieg
Durch aller Feinde Reich.

„Nach der Schlacht bei Rivoli und der Eroberung Mantua's" läßt eine republikanische Dichterin, die als „Josephe" unterzeichnet, in der „Geißel" 1797, 3. Stück, S. 334—336) einen in freien Rhythmen gehaltenen Dithyrambus „An Buonaparte" ertönen, der folgendermaßen anhebt:

Höher und immer höher wölbt sich der Lorberhain,
Der deinen Heldengang umweht.
Völker, denen du die Palme der Freiheit reichtest,
Jauchzen dir Heil!
Und in den fernen Zonen
Kennt man zum erstenmal Hoffnung,
Menschenrecht fühlen zu dürfen.

Die Eingangsstrophe versetzt uns sofort in die Stimmung, aus der die Dichterin, wie manche gleichzeitige Poeten, ihr Bonapartefeuer geschöpft hat. Sie sieht in dem jungen Heerführer den Befreier des schönen Italiens, wo der österreichische Korporalstock, wie später noch einmal zur Restaurationszeit, übel gehaust hatte, und wo empfindsamen Seelen die Herrschaft des Doppeladlers denselben Abscheu erweckte, wie zur Griechenliederzeit die von den Zinnen der Akropolis wehende Halbmondfahne. Inzwischen ist Bonaparte gegen den Kirchenstaat aufgebrochen, wo er vom Papste den Frieden von Tolentino erzwingen sollte. Vollends dieser Zug war den Republikanern echten Schlags eine Wonne, und unsre Dichterin glaubt den Schatten des Brutus aufsteigen zu sehen:

Horch!
Schon wogen die Wellen der Tyber stolzer;
Die Ruinen vergangner Triumpfe
Großer Männer, wie du,
Heben sich aus dem Schutte empor,
Um nach mehr als tausend Jahren
Ein Fest der Ehre zu feiern.

Der Helden Manen,
Einst Gesetzgeber der Welt, wie du,
Schweben um die Trümmer ihrer Pracht
Und rufen dem Bruder: Willkommen!
Um die Gräber der Helden
Flüstern deine Palmen Roms Erwachen,
Und aus dem Kapitol
Weht die Fahne der Freiheit.
Versöhnung denen,
Die hier für Freiheit
Dachten und starben.
Vor deinem Blick flieht
Verderbender Wahn —
Und dessen Priester,
Die Jahrhunderte lang
Fanatismus und Menschenhaß heiligte.
Vollende!
Unheilige Erde drückt
Die Asche des großen Brutus.
Versöhne seinen Geist
Durch brüderliche Umarmung.
Hebe die heilige Urne,
Ihr Anblick gebe dem Römer
Wieder Römergefühl.

Für die naive Anschauung dieser Republikanerin, die auch im „Neuen grauen Ungeheuer" (z. B. 6. Stück, S. 51 ff.) ihren Freiheitsgefühlen verschiedentlich Luft machte, mag es bezeichnend erscheinen, daß ihr Wünsche persönlichen Ehrgeizes bei diesem „Brutus" für ausgeschlossen gelten:

Ha!
Sie tritt glänzend hervor,
Die große Vergangenheit.
Dich, ihren Erwecker,
Krönet der Ruhm
Mit nie vergänglicher Krone.

Doch nein!
Dich schmücket dieses verdächtige Kleinod nicht.
Der Kronen denkst du nur,
Wenn sie dein starker Arm
In den Staub wirft.

Augenscheinlich etwas später entstanden, da sich darin eine Anspielung auf den Zug nach Aegypten findet, aber stofflich dem vorigen eng verwandt, ist ein unter dem Titel „Die Nymphe Manto an den Eroberer von Mantua" in Posselts „Taschenbuch für die neueste Geschichte" (1799, S. 389—392) veröffentlichtes Gedicht, das in langathmigen Strophen und mit geringem Aufwande an Kunst den Befreier Italiens lobpreist. Nachdem die Besiegung Wurmsers Erwähnung gefunden:

Vergebens sammelt unter seinen Fahnen,
Die Friedrich selbst mit Müh' bekriegt,
Der graue Feldherr die versuchten Veteranen —
Mein Buonaparte siegt,

und der Zug über die Tiroler Alpen und der Vorstoß gegen die österreichische Kaiserstadt besungen worden ist:

Auf Fittigen des Sturmwinds hingetragen,
Fliegt er, ein größrer Hannibal,
Bald über jene Höhn, die stolz gen Himmel ragen,
Und nahet deinem Wall

O Wien, u. s. w.

veranstaltet die Nymphe Manto oder der ungenannte Verfasser selbst eine Zusammenkunft des Eroberers der Festung mit dem „Schwan von Mantua", dem alten Vergilius. Nachdem auch dieser die Siege des Heldenjünglings gebührend bewundert und gefunden hat, daß er im Grunde den Preis des Liedes weit mehr verdiene als ein Cäsar und Augustus:

Du, würdiger, daß Maro dich besänge
Wie jenen Herrscher einer Welt!

wird auch hier zur Begründung dieses in dem Munde eines Vergil etwas seltsam klingenden Lobes die Befreiung Italiens dem Leser zu Gemüth geführt:

O siehe, segnend wie ein Gott im Wetter,
Ausonien, das staunend harrt
Und Dank dem Helden jauchzt, der ihm der Freiheit Retter
Durch tausend Siege ward!

Wir sangen einst, als sie in goldne Ketten
Der stolze Imperator schlug;
Doch, der's vermogt, aus ehrnen Banden sie zu retten,
Wer preist ihn laut genug?

Dich singt kein Lied, kein Dichter mag dich ehren,
Dein harret Hebe's Götterkuß.
Dann ehrt die Freiheit dich auf flammenden Altären
Als ihren Genius.

Das Mantogedicht wird wie der Dithyrambus Josephens kulturgeschichtlich noch dadurch besonders interessant, daß sich in beiden eine starke Verwendung mythologischer und geschichtlicher Namen und Vorstellungen aus dem Alterthum findet. Die Stimmung für die Brutusse und Scipionen lag in der Luft dieser republikanischen Aera. Sie geht wie so vieles in der Anschauungsweise der Zeit auf Rousseau und dessen Plutarchkultus zurück. Wenn der Mainzer Adam Lux der Charlotte Corday eine Statue mit der Inschrift „Größer als Brutus“ errichten möchte, wenn Robespierre, um Anacharsis Cloots niederzudonnern, den deutschen Baron als einen Caligula und Heliogabal bezeichnet, Bonaparte beim Auszug nach Aegypten den Homer und Vergil, den Arrian und Plutarch in den Reisekoffer steckt, so sind das alles Aeußerungen des herrschenden Zeitgeistes. Der kluge Italiener, der übrigens damals selbst noch tief in Rousseau'schen Anschauungen steckte, (vgl. Bailleu's Aufsatz „Zur Geschichte Napoleons I.“, Sybels Zeitsch. 77, 41 f.) verfehlte nicht, in Wort und That auf die Größe der alten Helden, die er sich zum Vorbild genommen zu haben schien, wiederholt hinzuweisen. Beschwört er vor dem Römerzuge die „Asche der Besieger des Tarquinius“, so versäumt er nach der Einnahme von Mantua sicher nicht, dem alten Vergilius seine Reverenz zu machen, indem er das Dörfchen Pietolo, das Andes der Römer, für die Kriegsunbilden großartig entschädigt und dem römischen Dichter an diesem seinem Geburtsorte eine Spitzsäule mit bezeichnenden Inschriften errichten läßt. Schon Posselt hat darauf hingewiesen, daß das besprochene Mantogedicht diesem Vorgang seinen Ursprung verdankte.

Entsprachen die heroischen Schwärmereien unsrer beiden Poeten den Gefühlen vieler für die Fortschritte der republikanischen Waffen begeisterter Herzen, so seufzte doch die bei weitem größere Hälfte der europäischen Menschheit diesseit und jenseit der Vogesen und der Alpen nach Frieden. In scharfsinniger Erkenntniß dieser Lage hatte Bonaparte vor Leoben seine bekannten Briefe an den Erzherzog Karl und die österreichischen Generale geschrieben, in denen er sich geflissentlich als den Vertreter der friedlichsten Gesinnungen hinzustellen weiß. Mochte man in den Kreisen der Diplomaten über seine Friedensliebe denken, was man wollte, in den breiteren Massen hatte, wie wiederum die Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur jener Tage beweist, sein Auftreten aufs neue für ihn Stimmung gemacht.[1]) Und als er nun Leoben und nach endlosen Verhandlungen mit den Cobenzl und Genossen auch Campo-Formio glücklich zustande gebracht, da war die Mitwelt wieder das Lobes voll über den tapfern Feldherrn, der das siegreiche Schwert so bereitwillig mit der Palme des Friedens vertauschte. Als er durch die Schweiz nach Rastatt eilte, wo die Reichsgesandten sich über die Stücke, die aus dem morschen Körper des alten deutschen Staatsgebäudes herausgeschnitten oder neu umgesetzt werden sollten, die Köpfe zerbrachen, glich Bonaparte's Reise einem rauschenden Triumphzug.[2]) Die freien Bewohner der helvetischen Berge begrüßten den Republikanergeneral mit unendlichem Jubel; feierliche Anreden, Kränze und Blumensträuße regneten allerorten auf ihn herab: in Lausanne wurden sogar den Leuten die Fenster eingeworfen, die bei den glänzenden Illuminationen „durch ein zu spärliches Licht die Volksbegeisterung nicht befriedigt hatten“. Als Bonaparte's Wagen in Bern am untern Thore anhielt, wurde ihm ein Gedicht einer schweizerischen Dame, Frau Langhaus-Stettler, überreicht, das als naturfrisches Stimmungsbild einen vollständigen Abdruck rechtfertigen dürfte:

1. Willkommen von der Alpen Höhn
In unser freies Land!
Du Held und Friedensstifter Du,
Den Oelzweig in der Hand.
Du findest Heldensöhne hier,
Wie Du — der Fürsten Feind;
Sie zittern vor Gefahren nicht,
Sind brüderlich vereint.
Es eilt der Held, der für sein Volk
Den Frieden gründen will;
Doch noch vor jenem Beinhaus dart
Steht Bonaparte still.

2. Wie sie da liegen, Reich und Arm
Und Fürst und Unterthan!
Seid ihr, sa denkt er, seid ihr nun,
Ihr Stolzen, noch im Wahn,
Als ob ihr mehr als Erden Söhn',
Als ob ihr Götter wär't?
Heil mir, daß ich vom Stolze fern,
Die Menschheit stets geehrt!
Ja, Heil Dir, Edler, Du warst nicht
Eroberer allein,
Italiens Völker preisen Dich,
Du hieß'st sie glücklich sein.

3. Kämst Du zu stören unsern Bund,
Wir widerständen Dir,
Wie ehemals unsre Väter hier
Dem Herzog von Burgund.
Doch, Du bekriegst kein freies Volk,
Das Recht und Wahrheit liebt,
Dem Armen hilft, die Unschuld schützt
Und wahre Tugend übt.
Nein, nur nach Friede dürstest Du,
Drum sei der Friede Dein.
Oh, möchten Englands Söhne bald
Auch Frankreichs Freunde sein.

4. Komm bald ins freie Schweizerland
Im Lorbeerkranz zurück;
Da singt man Dir ein Siegeslied
Und wünscht Dir jauchzend Glück.
Sieh dann, was Du nicht glauben willst,
Wenn hier auch Bern Dir lacht,
Daß weise Aristakratie
Die Völker glücklich macht.

Das in der ersten und zweiten Strophe erwähnte Beinhaus ist das Murtener, das bekanntlich zum Andenken an den Sieg über Karl den Kühnen errichtet worden war. General Bonaparte hat hier thatsächlich still gehalten, da sein Reisewagen ausgebessert werden mußte, wie ein zeitgenössischer Bericht meldet. Vielleicht auch nicht ganz ohne politische Berechnung. Wohl mag sich der Eroberer Mantua's, wenn er den Panegyritus der biedern Bernerin eines Blickes gewürdigt, bei der Stelle über den Herzog von Burgund und der Empfehlung der Berner Oligarchie nicht schlecht amüsirt haben.

Der Gedanke, in Bonaparte einen Friedensstifter zu feiern, der uns heute Lebende so seltsam anmuthet, klingt auch aus der alcäischen Ode wieder, aus der eine Stelle diesem Aufsatze als Motto vorangesetzt wurde. Ueber ihren Verfasser weiß ich nur so viel zu sagen, daß er, der nicht ohne

[1]) S. „Privilegirte Mainzer Zeitung“ 1797, Nrn. 67, 70 und 71 vom 29. April, 3. und 5. Mai.

[2]) Vgl. die „Wochen-Chronik der Züricher Zeitung“ Nr. 1. Diese „Wochen-Chronik, ein bekanntlich von der Redaktion des genannten Blattes veranstalteter, sehr dankenswerther Neudruck von Nachrichten aus schweizerischen Blättern vor 100 Jahren, enthält auch (in derselben Nummer) das im Text besprochene Gedicht der Bernerin Frau Langhans-Stettler.

Schwung zu dichten wußte, leider den Prachtbau der alcäischen Strophe durch die Einsetzung der asklepiadeischen Verse an zweiter und dritter Stelle überladen hat, wie denn auch sonst an seiner Metrik Manches auszusetzen wäre. Nachdem dieser Dichter die Schrecken des Krieges unter den sorgfältig ausgearbeiteten Bildern der Phasen eines Gewittersturmes vorgeführt und die Lieblichkeit der besänftigten Natur gesungen, kommt die Anwendung auf das Menschenschicksal:

So strahlt am Horizont oft der Geisterwelt
Furchtbar ein Meteor, über der Wolken Raum
Schwebt es feurig und kühn. Aengstlichen Herzens stehn
Harrend die Menschen des großen Ausgangs.

Es fasset Zagen jegliche bange Brust;
Aber Bewunderung fesselt den starren Blick
Hin auf des Herrlichen Bahn, wie er, in Nacht gehüllt,
Blendende Streifen des Ruhmes ausgießt.

Wo schen und zweifelnd lange Jahrhunderte
Schwächere Menschen stehn — endet in Tagen oft
Ein erhabener Geist, schwingt sich mit Riesenkraft
Ueber des Zweifels kleinliches Zaudern.

Da staunt des Pöbels gaffender Haufen dann,
Sieht's und begreift es nicht, zeichnet dem Göttersohn
Seiner Beschränktheit Bahn. Aber von Regeln frei,[1]
Folget jener des Genius Drange.

Er folgt ihm sicher. Stürzen auch Tausende
Hin in dem Schlachtgewühl; zeichnet Zerstörung schon
Seinen schaffenden Weg — aus der Zerstörung blüht
Schön in der Nachwelt die Blume des Glückes.

Doch fern von Blutgier schmücket der Menschlichkeit
Schöne Thräne sein Aug'. Adelt den Helden nicht
Höher noch Mitgefühl? Paaret der Oelzweig sich
Bräutlich-schön nicht zum stolzen Lorber?

* * *

Er hat gekämpfet! Hall! Der Zerstörung winkt
Jetzt der menschliche Held. Siehe, gekehret ist
In die Scheide das Schwert. Edel und menschlich-groß
Beut der Sieger des Friedens Palme.

Der Dichter thut sich — eine zur Zeit der „Thrannenhasser" geläufige Wendung — etwas darauf zugute, daß er niemals seine Leier den Herrschern der Erde verkauft habe:

Buonaparte! Keinem ertönte noch,
Blendendem Golde feil, knechtisch mein Saitenspiel,

dann richtet er noch einmal den bewundernden Blick auf die italienischen Schlachtfelder und die Schöpfung junger Freistaaten, um mit dem erneuten Preise des Friedensstifters zu schließen:

Buonaparte! Dir staunte froh mein Geist,
Wenn du in heißer Schlacht gleich dem erzürnten Meer
Wogend rauschtest daher: wenn ich die Kronen dich
Wägen sah, Republiken-Schöpfer!

Aber innig und warm liebet dich, huldigt dir,
Herrlicher Mann, mein Herz — freundlich erscheinst du mir
Wie ein schützender Geist. Dämmert ein schöner Tag
Uns durch dich nicht, o Friedens-Stiftee?

Dir staunt dein Alter. Auf der Unsterblichkeit
Goldene Tafeln schreibt, richtend mit scharfem Blick,
Einst dich die spätere Welt. Groß, so jauchzt sie dir dann,
Groß war ee zu der Menschheit Wonne.

[1]) Offenbare Anspielung auf die Kriegführung Bonaparte's mit ihren blitzschnellen Schlagen im Gegensatz zu der methodisch langsamen Taktik des k. k. Wiener Hofkriegsraths und der von ihm abhangigen Generale.

Neben diesem unbekannten Dichter hat auch der Mainzer Friedrich Lehne den friedenspendenden Bonaparte im Liede verherrlicht.

Die Persönlichkeit Lehne's, eine der anziehendsten aus der Zeit des deutschen Republikanismus und des tollen Mainzer Klubistenthums, beansprucht eine kurze Besprechung für sich, die sich aber am füglichsten da einschieben wird, wo er — zur Konsularzeit — als einer der typischsten Vertreter der rheinischen Bonaparte-Dichtung auftritt. Ich beschränke mich daher hier auf die Besprechung des seinem Inhalte nach an diese Stelle gehörigen Gedichtes, das unter dem Titel „Dem Helden Napoleon Buonaparte" zuerst separat im Pluviôse des Jahres VI der Republik zu Mainz erschienen ist.[1]) Lehne, von dem dänisch-deutschen Dichter Baggesen (s. später) abgesehen, ohne Zweifel bei weitem der talentvollste der damaligen Bonaparte-Sänger, läßt sich zum Preise seines Helden folgendermaßen vernehmen:

Friedegeber, sey gepriesen,
Dank der Menschheit ist dein Lohn!
Lorbern grünen, Palmen sprießen,
Dir, des Ruhmes edlem Sohn.
Selbst den muthigsten Kohorten
War dein Name fürchterlich;
Völker, frey durch dich geworden,
Lieben, preisen, segnen dich.

Hierauf folgt wieder — aber in einer besonders charakteristischen Weise — der Preis der italienischen Thaten. Lodi und Arcole werden hier, zum erstenmal in der deutschen Literatur, dichterisch verarbeitet,[2]) jene Schlachten, wo der siegreiche General persönlich eingegriffen und um die sich früh das Laubgewinde der Sagen gerankt hat.

Du, der mit dem schnellsten Glücke
Ueber Strom und Alpen fliegt,
Der auf Lodi's Leichenbrücke
Ueber Fluth und Flammen siegt,
Du, der vor Arkole's Wällen
Trotzend seine Fahne schwingt
Und den Sieg sich ihm zu stellen
Und den Sieg zu folgen zwingt,

singt Lehne, der auch Rom und Mantua und Erzherzog Karls Rückzug nicht vergißt und den Helden auffordert, nicht, wie damals vielfach gefürchtet wurde, auf Oesterreichs Anträge zu hören:

Traue nicht des Weihrauchs Dämpfen,
Den der Freiheit Feind dir streut.

Aber höher als alle Heldenthaten gilt dem Sänger doch der Werth des Friedens:

Schön ist zwar die Lorber-Krone,
Die dein junges Haupt umweht,
Aber schöner, die zum Lohne
Dir die Menschheit zugesteht;
Schöner sind die Palmenzweige,
Die sie um das Schwert dir wand,
Da an des Jahrhunderts Neige
Sie durch dich den Frieden fand.

* * *

[1]) Es findet sich u. a. auch in Rebmanns „Geißel" (2. Jahrg., 8. Stück, S. 277—281), sowie in dem von Lehne und seinem Freunde, dem Mainzer Nikolaus Müller, herausgegebenen Republikanischen Gedichten, Mainz, gedruckt bei C. Pfeiffer, o. J. (Vorrede, Mainz, 12. Fructidor J. VII) S. 81 ff., und in den „Liedern für Freie" (Trier, Hetzrodt, Brumaire J. VIII, S. 146 ff.) Auch in der von Dr. Ph. H. Külb veranstaltete Ausgabe von Lehne's gesammelten Schriften (Mainz 1836 bis 1839) die Bd. 5 eine Auswahl der Lehne'schen Gedichte enthalt, hat das Gedicht, wie die meisten der zu Ehren Bonaparte's geschriebenen Poesien des Verfassers, Aufnahme gefunden. Eine (strophische) Komposition derselben befindet sich handschriftlich auf der Mainzer Stadtbibliothek.

[2]) Später vielfach, besonders in den „Kaiserliedern" des Frhrn. v. Gaudy.

Friedegeber! sei gepriesen!
Höre unsern Dankgesang!
Laß nur Palmen um dich sprießen,
Ende bald den Heldengang!
Doch zum Schrecken der Despoten
Aernte ganz des Friedens Lohn!
Lebe auf der Freiheit Boden,
Stirb einst wie Timoleon!

Die oben besprochene Warnung vor Oesterreichs Anträgen legt die Vermuthung nahe, daß Lehne diese Verse zwischen Leoben und Campo Formio, also im Sommer 1797, geschrieben hat. Auch die daran geknüpfte Mahnung:

Fordre ihn (den Feind) zu neuen Kämpfen,
Wenn nur Blut den Stolzen freut,

die ja doch mit dem Preise des Friedens so wenig im Einklange steht, scheint auf diese Zeit zu deuten. Nicht minder der Vergleich Bonaparte's mit Timoleon, der ja auch zu wiederholten Malen gegen die Feinde der griechischen Freiheit, die Karthager und die sicilischen Tyrannen, zu Felde ziehen mußte. Der Vergleich mit Timoleon, der hier zum erstenmale und dann öfter bei Lehne und anderen Dichtern auftritt, ist so merkwürdig, daß es sich verlohnen dürfte, ihm etwas weiter nachzugehen. Bei der literarischen Würdigung Napoleons ist es immerhin nicht gleichgültig, unter welchen typischen Bildern dieser Mann von seinen Bewunderern wie von seinen Feinden dargestellt zu werden pflegte. Der „neue Brennus“, die öfteren Vergleiche mit Hannibal und die später für den Imperator vielfach angewendete Bezeichnung als „Cäsar“ sind gemeinverständlich. Die häufige Heranziehung gerade dieser Namen findet in dem, was oben über den Plutarch und die Begeisterung der Zeitgenossen für die Antike bemerkt wurde, ihre Erklärung. Auch der Vergleich mit Cromwell, zum großen Aerger des Verglichenen von seinem eigenen Bruder Lucian aufs Tapet gebracht,[1]) später von Azais[2]) u. A. weiter ausgeführt, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Daß republikanische Bewunderer nach dem 18. Brumaire ihr lebhaftes Bedauern aussprachen, den bis dahin Vergötterten nicht mehr neben Washington stellen zu können, versteht man auch. Aus den von Arndt und anderen Volksdichtern von 1813 mit Vorliebe verwendeten Bildern des Teufels und der Hölle spricht mit nicht geringerer Deutlichkeit der elementare Haß der Befreiungskriege. Der Vergleich mit Timoleon[3]) ist hingegen komplizirter und sein Verständniß erfordert schon ein etwas tieferes Eingehen auf die Geschichte. Von den Korinthern nach Sicilien geschickt, um Syrakus zu befreien, schlug bekanntlich dieser griechische Held die nationalen Feinde, die Karthager, besiegte aber auch die Inseltyrannen, einen Hiketas und Mamerkos.

Setzen wir an Stelle der Ersteren die Oesterreicher oder, was näher liegt, die Engländer,[4]) so dürften die Letzteren, nach republikanischer Auffassung, durch die kleinen italienischen Fürsten von Sardinien, Modena u. s. w. repräsentirt werden. Wie Timoleon auf Sicilien griechische Freistaaten, so schuf Bonaparte in Italien Republiken. Das ihre Anstrengungen begleitende Glück war beiden Männern ebenso gemeinsam, wie das resolute Draufgehen[1]) in ihrer Eigenschaft als Feldherrn und die Begeisterung, die sie als Führer dem gemeinen Mann einzuflößen verstanden.[2]) Ja, selbst darin zeigt sich eine gewisse Aehnlichkeit, daß Beide nach den ersten Erfolgen dem tapferen Feinde, Timoleon den Karthagern, Bonaparte den Oesterreichern, überraschend günstige Friedensbedingungen gewährten. Später konnte auch die ordnende und gesetzgeberische Thätigkeit des Letzteren an Timoleons ähnliche Wirksamkeit in Syrakus erinnern. Auf Beide auch wurde, und auf Beide vergeblich, der durch Feindes Gold geworbene Mordstahl gezückt. Endlich und last not least wurde, wie wir oben gesehen, von den naiven Bewunderern des Mannes von Lodi erwartet, daß auch er sich als echter Republikaner bewähren werde. Die ihm angedichtete „Bürgertugend“, die er im Grunde so wenig besaß, ließ also diese Schwärmer gerade den Punkt übersehen, in dem eine — und zwar eine möglichst radikale — Verschiedenheit zwischen den Charakteren beider Männer bestand. Nachher hat freilich die Geschichte laut genug gesprochen, um diesen Wahn zu zerstreuen, worauf denn auch das Timoleon-Bild allmählich aus der Literatur wieder verschwunden ist.[3])

Künstlerische Bucheinbände.

Von P. Kersten (Aschaffenburg).

Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß künstlerische Bucheinbände bei dem Bücher besitzenden Publikum Deutschlands ein wenig gewürdigtes Objekt bilden. Man sollte sich die gebildete Bevölkerung Englands und Frankreichs zum Vorbild nehmen, wo dem Einband des Buches ein hohes kunstsinniges Verständniß entgegengebracht wird und wo der Bibliothek oft die schönsten Räume des Hauses gewidmet sind. In Deutschland dagegen ist die Anzahl derer klein, die einen künstlerischen Einband, der mit Handvergoldung und Ledermosaik verziert, in allen Stadien seiner Herstellung mit größter Sorgfalt und künstlerischem Verständniß behandelt wird, unterscheiden können, von den fabrikmäßig hergestellten, keine Dauerhaftigkeit besitzenden schablonenhaften Leinenbänden. Pflicht der Presse und vor allem derjenigen, die den Sinn für Kunst und Kunstgewerbe pflegt und fördert, die ein kunstverständiges Publikum zum Leser hat, sollte es sein, das Interesse für solche künstlerische Bucheinbände zu erwecken.

Daß die Buchbinderei schon einmal mehr als ein Kunsthandwerk war, eine wahre und schöne Kunst, beweisen die sich in Bibliotheken und Museen zahlreich erhaltenen Proben, deren manche jetzt mit Gold aufgewogen werden. Heutzutage kann man die eigentliche Buchbinderei in drei Kategorien eintheilen, in die Groß- oder Fabrikbuchbinderei, die Klein- oder Sortimentsbuchbinderei und in die Kunstbuchbinderei. Letztere allerdings tritt in Deutschland nicht selbständig auf, sondern ist in einer der beiden ersteren Kategorien mit enthalten. Die Fabrikbuchbinderei, die ihre Hauptsitze in Leipzig, Stuttgart und Berlin hat, arbeitet vorzugsweise für den Buchhandel, nachdem es Gebrauch geworden ist, neue Verlagswerke größtentheils gebunden auf den Markt zu bringen. Die Sortimentsbuchbinderei, vertreten durch alle diejenigen kleineren oder größeren Geschäfte und Buchbindermeister, die man allerorten findet, arbeitet für den täglichen Bedarf des allgemeinen Publikums. Die Kunstbuchbinderei, mit

---

[1]) In der 1800 erschienenen Broschüre Parallèle entre César, Cromwell et Bonaparte. Vgl. darüber *Frédéric Masson*, Napoléon et sa famille, I, 353 ff.

[2]) In dem Werke Jugement impartial sur Napoléon ou Considérations philosophiques sur son caractère, son élévation, sa chute et les résultats de son gouvernement, suivi d'un parallèle entre Napoléon et Cromwell etc., Paris, André, 1819.

[3]) Ueber die politische und militärische Thätigkeit des korinthischen Staatsmannes handelt eingehend Ad. Holm in seiner trefflichen „Geschichte Siciliens im Alterthum“, II, S. 190 ff.

[4]) Sie werden in der damaligen politischen Literatur der Deutschen, die ihnen, beiläufig bemerkt, sehr wenig günstig ist, fortwährend mit dem großen Handelsvolke des Alterthums verglichen. Beispiele der poetischen Verwendung dieses naheliegenden Bildes werden in diesen Aufsätzen noch mehrfach angeführt werden.

[1]) Holm, a. a. O. S. 217.

[2]) Holm, S. 209.

[3]) Umgekehrt ist später in Raupachs Drama „Timoleon“ die Befreiung der Syrakusaner durch den korinthischen Feldherrn im Hinblick auf die Ereignisse von 1813/15 behandelt worden. Auch findet sich noch nach dieser Zeit ein deutsches Epigramm, dessen Verfasser sich bitter darüber äußert, daß Napoleon kein Timoleon geworden sei.

welcher sich vorliegender Artikel beschäftigt, arbeitet entweder für gewisse Zwecke bestimmte Arbeiten als Adreßmappen, Diplomrollen, Dedikationsmappen u. dgl., oder sie fertigt für Bibliophilen oder Museen jene herrlichen Liebhaber- und Prachtbände, auf welchen das Auge des Kenners mit Wohlgefallen ruht. Alle diese eben angeführten Sachen müssen natürlich mittelst Handvergoldung, Ledermosaik oder Lederschnitt dekorirt sein, wenn sie Anspruch auf Kunstwerth haben sollen.

Die deutsche Kunstbuchbinderei fand bisher nicht diejenige eifrige Unterstützung der Bücherliebhaber, die sie nöthig hatte, um sich auf derjenigen hohen Stufe zu halten, welche die Kunstbuchbinderei Englands und Frankreichs in so hohem Maße auszeichnet. Die Hauptschuld liegt, wie schon gesagt, an dem mangelnden Verständniß unsres gebildeten Publikums für künstlerische Einbände einestheils, anderntheils auf Seiten derjenigen Bücherliebhaber, die da sagen, sie bekämen in Deutschland kein ihren Anforderungen entsprechendes Buch gefertigt und müßten sich nach Frankreich und England, resp. Paris und London wenden.

Ob diese Klagen in früheren Zeiten berechtigt waren, wollen wir hier nicht erörtern, daß sie aber heutzutage völlig unbegründet sind, ist Thatsache. Es muß allerdings zugegeben werden, daß an die Kunstbuchbinderei der früheren Jahre, mit wenigen Ausnahmen, keine allzu hohen Anforderungen gestellt werden durften. Erst Männern, wie Prof. Stockbauer, Prof. Falke, Prof. Reuleaux, Prof. Lichtwark, Dr. Jessen, C. Burger u. A. gebührt das Verdienst, dem Buchbinder das Interesse für seine Kunst wieder erweckt zu haben. Durch Vorlesungen an Kunstgewerbeschulen, Gewerbevereinen, durch Veröffentlichung von belehrenden Aufsätzen und Erörterungen in deutschen buchbinderischen Fachzeitungen, besonders in der „Illustr. Zeitung für Buchbinderei" (Berlin, früher Dresden), entfachten sie nach und nach ein stetig zunehmendes Interesse für die Kunst des Buchbindens, so daß heute die Kunstbuchbinderei Deutschlands derjenigen Englands und Frankreichs zum mindesten gleichkommt, sie an einigen Orten sogar überflügelt hat. Weiter trugen zur Hebung der Kunstbuchbinderei, die anfangs der 80er Jahre gegründeten Buchbinderfachschulen, besonders diejenigen von Horn u. Patzelt in Gera in hohem Maße bei.

Der Kunstwerth der Einbände liegt in der Dekoration des Buchäußern: „der Handvergoldung und dem Ledermosaik". Die Herstellung solcher Arbeiten, die ein sehr kunstgeübtes Auge und Hand erfordert, ist in kurzem Umriß folgende. Von der für den Buchdeckel entworfenen Zeichnung wird eine Pause gefertigt, welche auf dem mit Leder überzogenen Buchdeckel befestigt wird; alle Linien und Ornamente werden nun mit den entsprechenden Werkzeugen durchgedrückt, daß sie auf dem Leder deutlich sichtbar sind. Als Werkzeuge zum Handvergolden dienen Rollen, Fileten, Stempel und der sogenannte Bogensatz; dieselben sind aus Messing, resp. Rothguß gravirt und in einem runden hölzernen Griff befestigt. Zur hauptsächlichsten Anwendung gelangt der Bogensatz, welcher aus einer Anzahl von 20 bis 30 verschiedenen Bogenlinien besteht, die nach Kreissegmenten von einem kleinsten Radius anfangend, gefertigt werden. Mit diesen Werkzeugen, welche über einer Gas- oder Spiritusflamme erhitzt werden, wird die Zeichnung ihren Konturen entsprechend durchgedrückt. Bei Ledermosaiken werden die Ornamente 2c. mittelst eines kleinen spitzen Messerchens aus farbigem, so dünn wie Seidenpapier gemachtem Leder ausgeschnitten und der vorgedruckten Zeichnung entsprechend auf den Buchdeckel geklebt. Danach werden die vorgedruckten, zu vergoldenden Stellen mit präparirtem Eiweiß ausgepinselt, nach dem Trocknen mittelst Oels Blattgold aufgetragen und mit den erhitzten Werkzeugen Linie für Linie, Stempel für Stempel abgedruckt. Hiebei muß die peinlichste Aufmerksamkeit walten, die Werkzeuge dürfen nicht zu kalt und nicht zu warm sein; im ersteren Falle würde das Gold nicht halten, im letzteren Falle würde Gold und Leder verbrennen. Ist die ganze Fläche bedruckt, so wird das überschüssige Gold mittelst Watte entfernt und der ganze Buchdeckel sorgfältig geputzt.

Der Leser wird hieraus einiges Verständniß für künstlerische Bucheinbände gewonnen haben, er wird auch verstehen, daß für Einbände, die solche Mühe verursachen und bei dem Verfertiger solcher Arbeiten ein hohes künstlerisches Verständniß und jahrelange Uebung voraussetzen, auch höhere Preise bezahlt werden müssen. In Deutschland sind allerdings die Preise immerhin noch bedeutend niedriger als diejenigen, die der Franzose und Engländer gewöhnt ist zu bezahlen. Preise von 300—1000 Frcs. und darüber für einen Einband je nach Ausführung gehören nicht zu den Seltenheiten. Hier muß freilich bemerkt werden, daß in England und Frankreich künstlerische Bucheinbände zu Erzeugnissen der Kunst selbst gerechnet und deßhalb auch danach bezahlt werden.

Solche Einbände, die aus dem kostbarsten Ledermaterial bestehen und nur in einem einzigen Exemplar hergestellt werden, repräsentiren thatsächlich einen Kunstwerth. Wir haben es allerdings noch nicht so weit gebracht wie in England, wo sich anerkannte Künstler, wie Walther Crane, Cobden-Sanderson u. A., mit der Herstellung von Bucheinbänden befassen.

Ich glaube im Vorstehenden ein Bild von modernen deutschen künstlerischen Bucheinbänden gegeben zu haben; möge dieser Artikel das Interesse für solche Einbände erwecken und es zur Pflicht machen, daß man alle Bücher, die für eine lange Benutzung bestimmt sind, die für den Besitzenden besonders werthvoll sind, Seltenheiten, zu Geschenkszwecken bestimmte, und vor allem unsern Klassikern einen kunstvollen Einband verleihen strebt. Zum Schluß rufe ich Allen die Worte des um das deutsche Kunstgewerbe so hochverdienten, leider zu früh verstorbenen Prof. Stockbauer ins Gedächtniß: „Bücher, die dauernden Werth für eine Familie besitzen, die man mit Verständniß sich auswählt und verständnißvoll benützt, verdienen es auch, daß sie anständig gebunden werden; man lasse sich die Kosten nicht gereuen, ihnen ein schönes und dauerhaftes Lederkleid anzuziehen."

Mittheilungen und Nachrichten.

-o **Ueber künstliche Kälteerzeugung und Kälteindustrie.** Von Gottlieb Behrend. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1898. — In dieser zu der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge gehörenden Broschüre wird in klarer und anschaulicher Darstellung dasjenige aus der Theorie der Kälteerzeugung und der Kälteindustrie zusammengestellt, was dem mathematisch und naturwissenschaftlich einigermaßen vorgebildeten Laien verständlich gemacht werden kann. Am Schlusse des Heftchens bespricht der Verfasser auch die Pictet'schen Arbeiten über die Verwendung der niederen Temperaturen und die Methode der Darstellung flüssigen Sauerstoffs von Linde. Unsres Erachtens überschätzt der Verfasser die praktische Tragweite der Pictet'schen Methoden zur Nutzbarmachung der tiefen Temperaturen.

* Der nächste Band der „**Publikationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven**", dessen Erscheinen nahe bevorsteht, wird in seinem ersten Theil den Briefwechsel Friedrichs des Großen mit dem Minister und Generalfeldmarschall Friedrich Wilhelm v. Grumbkow und im zweiten Theil den Briefwechsel Friedrichs mit dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Maupertuis, enthalten. Den Briefen voraus geht eine längere Einleitung des Herausgebers, Direktors der Staatsarchive, Prof. Dr. Koser. Der Band wird neben einer Fülle bisher ungedruckter Briefe auch die bereits bekannten und an vielen Stellen zerstreuten Briefe in verbessertem Wortlaut bringen.

γ **Der Winterarbeitsplan für die beiden großen Zweiganstalten des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts** ist folgender: In **Rom** wird der erste Sekretär, Petersen, Ausflüge nach Cerveteri, Corneto, Conca-Satricum, Ostia und der Villa des Hadrian unternehmen, dann vom 1. Januar ab Vorlesungen über altitalische Kunstgeschichte und ausgewählte Skulpturen in den römischen Museen halten. Der zweite Sekretär, Hülsen, hielt vom

15. November bis 18. Dezember Vorträge über die Topographie von Rom und behandelt im Frühjahr ausgewählte lateinische Inschriften der Museen. — Der erste Sekretär in Athen, Dörpfeld, wird über alte Bauwerke und die Topographie von Athen, den Piräus und Eleusis reden, der zweite Sekretär, Wolters, wird in die Antikensammlungen Athens einführen. — Außerdem hat auch für das nächste Jahr Praf. Dr. August Mau einen 10tägigen Kursus in Pompeji angekündigt, welcher in die erste Hälfte des Juli fallen soll. Nach altem Herkommen werden auch die oon der athenischen Abtheilung geleiteten Besichtigungsreisen fortgesetzt. Sie fallen in die Monate April und Mai; die eine wird den Peloponnes, Ithaka und Delphi umfassen, für die andere ist der Osten van Attika, Eretria und ein Theil aon den Kykladen in Aussicht genommen, die dritte endlich führt nach Troja.

* **Würzburg.** Als ordentlicher Professor für Kirchengeschichte und Dagmatik wurde, wie die „Frkf. Ztg." meldet, Dr. Sebastian Merkle, der zur Zeit in Rom als Mitarbeiter der Görresgesellschaft thätig ist, an die hiesige Uniaersität berufen. — Zur Vertretung des erkrankten Professars Dr. Stürzinger ist der Münchener Privatdozent Dr. Hartmann mit dem Lehrauftrag für romanische Philologie betraut worden.

* **Freiburg i. Br.** Von einer Anzahl von Professoren der hiesigen Universität werden in diesem Winter akademische Kurse für Kaufleute abgehalten werden, die gegen ein bestimmtes Honorar Jedem zugänglich sein sollen. Hofrath Rümelin wird über „Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch", Prof. Fuchs über „Einführung in die Volkswirthschaftslehre", Hofrath Rosin über die wichtigsten Neuerungen des Handelsgesetzbuches und Prof. Neumann über Handelsgeographie lesen. Jeder Kursus besteht aus acht Vorlesungen.

* **Berlin,** 13. Okt. Die deutsche Expedition für archäologische Forschungen in Mesopotamien, die van der am Anfang dieses Jahres in Berlin gegründeten „Deutschen Orientgesellschaft" oorbereitet wird, soll im Dezember dieses Jahres an ihren Bestimmungsort abgehen. Zum leitenden Architekten ist van der Gesellschaft der durch seine Forschungen im Orient bekannte Oberlehrer an der kgl. Baugewerkschule zu Görlitz, Dr. phil. Robert Kaldewey, der schon im vergangenen Winter eine vorbereitende Forschungsreise ausgeführt hatte, gewählt worden. Auf Ansuchen des Kultusministers, dem die „Deutsche Orientgesellschaft" die wissenschaftliche Oberleitung der Expedition im Inlande übertragen hat, während sie sich nur die geschäftliche Leitung vorbehalten hat, ist Hen. Koldewey aan dem Handelsminister ein vorläufiger Urlaub von einem Jahre bewilligt worden; doch ist anzunehmen, daß die Arbeiten eine ganze Reihe von Jahren erfordeen werden.

* **Zürich.** Der frühere Professor für Gynäkologie an der hiesigen Universität, Dr. Heinrich Spöndly, ist in Baden (Aargau) im Alter van 74 Jahren gestorben. Auch starb am 12. Oktaber der Privatdozent an der theologischen Fakultät der hiesigen Hochschule, Dr. Maritz Heidenheim, der lange Jahre Pfarrer der hiesigen englischen Gemeinde war.

** **Aus Rußland.** Volksbibliotheken. In neuerer Zeit geschieht für die bessere Ausbildung des Volkes van privater Seite sehr viel. Fast kein Tag vergeht, an dem die Zeitungen nicht von Eröffnung neuer Lesezimmer, Bibliotheken oder aan der Erbauung aan Valkshäusern berichten. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Volksbibliotheken und in manchen Gouvernements hat fast jede Schule eine solche, andere Ganaernements werden sie binnen kurzem bekommen. Das Volk seinerseits strömt zahlreich und sichtlich gern zu diesen neuen Bildungsstätten, die meistens unter der Verwaltung der Volksschullehrer stehen. Besondere Kamitees in St. Petersburg, Moskau, Charkaw und anderen Städten suchen aus der älteren wie neueren Literatur das geeignete Material zur Bildung der Bibliotheken heraus, und durch ihre meist gedruckten Arbeiten erleichtern sie den Gründern die Einrichtung der Bibliotheken. Ihrem Inhalte nach sind die Schriften van aerschiedenstem Charakter, die am besten besetzten und auch aai meisten in Anspruch genommenen Abtheilungen sind Belletristik und Geschichte.

Ueber das in Wladiwostok zu errichtende Institut für orientalische Sprachen, von dem wir schon kurz berichtet haben, wird jetzt der „Voss. Ztg." aus St. Petersburg gemeldet, daß der Lehrplan für die Anstalt bereits ausgearbeitet sei. Als Lehrgegenstände sind in erster Reihe die wichtigsten ostasiatischen Sprachen aargesehen und die neueste Geschichte China's, Japans nnd Korea's. Ferner sollen die Hörer des Instituts eine Uebersicht über die gegenwärtige staatliche Verwaltung dieser Länder erhalten und namentlich mit der Geschichte der Beziehungen zwischen den ostasiatischen Reichen und Rußland bekannt gemacht werden. Auch Handelsgeographie und Statistik Ostasiens, russisches Staatsrecht, inteenationales Recht, palitische Oekanomie, Handelsrecht und Waarenkunde werden Lehrgegenstände des Instituts bilden. Die Anstalt wird dem Ministerinm der Volksaufklärung unterstellt sein und unter der Leitung des Direktors des Wladiwostaker Gymnasiums stehen. Es ist geplant, im Zusammenhang mit der Anstalt ein Internat zu gründen. Herren, die in diesem Internat Aufnahme suchen, wird Gelegenheit geboten werden, unter der Anleitung eingeborener Chinesen, Japaner und Koreaner zu arbeiten. Während der Ferien sollen die Hörer des Instituts Studienreisen nach China, Japan und Korea unternehmen, um an Ort und Stelle diese Länder, ihre Völker und deren Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Die Dauer des Lehrkurses ist auf 4 Jahre berechnet. Nach Beendigung des Lehrkurses werden die Zöglinge des Instituts als Beamte in den Verwaltungsbehörden und handelsindustriellen Institutianen im Amurgebiet nnd den östlichen Grenzländern des Reiches Verwendung finden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Julius Schvarcz: Die Demokratie. 2. Band, 2. Abtheilung. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — Christlich-Germanisch. Betrachtungen eines Idealisten aus Anlaß des kaiserlichen Kreuzzuges. 2. Auflage. Leipzig, Friedrich Fleischer 1898. — Prafessor D. Scholz: Zum Gedächtniß des Fürsten Bismarck. Eine Rede. Walgast und Zinnowitz, Franz Cleppien 1898. — Heinrich Morf: Geschichte der Neueren französischen Literatur (XVI.—XIX. Jahrhundert). I. Buch: Das Zeitalter der Renaissance. Straßburg, Karl J. Trübner 1898. — Philipp Langmann: Die vier Gewinner. Lustspiel. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. — Rudolph Stratz: Jörg Trugenhoffen. Schauspiel. Ebd. 1898. — Lau Andreas-Salomé: Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen. Ebd. 1898. — Dr. Franz Ludwig Baumann: Farschungen zur Schwäbischen Geschichte. Kempten, Jos. Kösel 1899.

Jahrgang 1898. München, Montag, 17. Oktober. Nummer 235.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Welser in Venezuela.

Von Konrad Häbler.

I.

Vor einigen Jahren konnte ich an dieser Stelle (1894 Beilage Nummer 285/286) über die eine der beiden noch unerforschten Quellen zur Geschichte des Welser'schen Kolonialunternehmens in Venezuela Bericht erstatten: über die Handschrift des British Museum, welche die königlichen Verordnungen für den Kolonialbezirk von 1528 bis 1535 enthält. Jetzt kann ich ein Gleiches auch für die zweite und letzte Quelle thun: über die Dokumente des Indien-Archivs, die sich auf die Welser und ihre Unternehmungen beziehen.

Es ist freilich ein unverhältnißmäßig umfänglicheres Material, welches ich während einer Reihe von Wochen des letzten Winters in der Stadt des Guadalquivir durchforscht habe, und eine erschöpfende Verwerthung desselben würde hier ebenso unmöglich wie unzweckmäßig sein. Es gibt nicht eine einzige Phase der gesammten Kolonisationsunternehmung, die nicht durch die Akten des Indien-Archivs ergänzt und berichtigt erscheint. Meine Vermuthung, daß der Londoner Koder nur aus einem spanischen Archiv dahin versprengt sei, fand ich vollauf bestätigt; das Indien-Archiv besitzt die Sammlung der königlichen Verordnungen im unmittelbaren Anschluß an die Londoner Handschrift. Was ich nach dieser über den Antheil der Ehinger an den Anfängen der Kolonisation behauptet habe, wird gleichfalls durch die spanischen Archivalien bekräftigt und ergänzt. Im Augenblick aber will ich mich nur darauf beschränken, über den Ausgang des Welser'schen Unternehmens zu berichten, über dessen Ursachen und Verlauf es bekanntlich bisher gänzlich an Nachrichten gebrach. Dies Stillschweigen erklärt sich allerdings einigermaßen aus den Akten, denn es ist ein lang andauernder Prozeß gewesen, der sich aus unbedeutenden Anfängen entwickelte und nur durch das Zusammentreffen mannichfacher Umstände dazu geführt hat, daß die Welser die Provinz verloren. Wir müssen deßhalb auch etwas weit ausholen, um den Zusammenhang der Ereignisse verständlich zu machen.

Bis zum Jahre 1535 waren die Welser in ihrem venezolaner Gouvernement unbelästigt geblieben. Sie hatten sich wohl gelegentlich der Ein- und Uebergriffe unbequemer Nachbarn zu erwehren, auch lebten sie allerdings in einer fortdauernden stillen Fehde mit den königlichen Beamten, allein alle höheren Instanzen hatten sich bis dahin der Einmischung in ihre Angelegenheiten enthalten, und die turbulenten Vertreter der Kronrechte hatten mehr als einmal von höchster Stelle her die Weisung erhalten, daß die Welser als ganz besonders getreue Diener betrachtet wurden, deren Angelegenheiten ihnen zu besonders wohlwollender Beförderung ans Herz gelegt wurden.

Allein auf die Dauer blieb die Lage nicht gleich günstig für sie. Unter Ambrosius Ehinger waren zwar auch die Kompetenzkonflikte der einzelnen an der Gouvernementsverwaltung betheiligten Persönlichkeiten nicht unbemerkt geblieben; allein dieselben hatten doch insoweit eine schnelle und glatte Erledigung gefunden, daß den außerhalb des Kreises der Provinzialverwaltung Stehenden kein Anlaß geboten wurde, in dieselbe thatsächlich einzugreifen. Es war ein erstes Unglück gewesen, daß bei Alfingers Tode nur Spanier in den leitenden Stellungen sich befanden und daß die Verhältnisse gerade damals so verwirrt waren, daß eine schnelle Hülfe unerläßlich war; der welserische Faktor war einer der ersten, die eine solche von der audiencia, dem obersten Gerichtshof in Santo Domingo, begehrten. Allein auch diese Episode lief ohne eine ernstliche Schädigung der Welser'schen Interessen ab: die audiencia betraute den neuernannten Bischof von Coro, Rodrigo de Bastidas, mit der interimistischen Verwaltung der Provinz, und dieser legte anstandslos seine Würde nieder, als in Georg Hohermuth ein von den Welsern und der Krone gemeinsam bestallter Gouverneur und Generalkapitän in Venezuela eintraf. Es war das letztemal, daß die Kompetenzkonflikte so glimpflich abliefen.

Die Welser begingen einen verhängnißvollen Fehler, indem sie sich von den Vorspiegelungen des Nikolaus Federmann so weit bethören ließen, daß sie ihn für den Posten eines Statthalters in Aussicht nahmen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß Federmann es gewesen ist, durch den sie die Provinz verloren haben. Man kann sich eine Vorstellung von dem Charakter der Persönlichkeit machen, wenn man hört, daß er den Streifzug, den er in dem bekannten Schriftchen so ruhmredig geschildert hat, gegen den ausdrücklichen Befehl des Ambrosius unternommen hat und dabei nur wenige Meilen über das vorher schon erkundete Gelände hinausgekommen ist. In Venezuela war er bei den Deutschen und Spaniern gleichmäßig verhaßt, und die energische Opposition der Letzteren war es, die zunächst die Widerrufung seiner Ernennung und seine Ersetzung durch Hohermuth herbeiführte. Allein die Welser ließen ihn deßhalb nicht fallen. Sie mochten die Gegnerschaft der Spanier für einen Ausfluß der nationalen Vorurtheile halten, der ihnen den Federmann gerade empfahl. Sie haben jedenfalls ein zweitesmal seine Ernennung bei Karl V. durchgesetzt, und nur die bessere Einsicht ihrer an Ort und Stelle wirkenden Faktoren hat es verhindert, daß Federmann thatsächlich in den Besitz der höchsten Gewalt in der Provinz gelangte.

Das Mittel, welches die spanischen Kolonisten durch ihre Vertreter am Hofe gegen Federmann zur Anwendung brachten, ist die gefährliche Waffe geworden, mit der immer und immer wieder die Welser'sche Autorität in der Provinz bekämpft und endlich untergraben worden ist. Die Delegaten machten nämlich geltend, daß Federmann nicht eher

zum Gouverneur ernannt werden könne, als bis er von der früheren Periode seiner Amtsverwaltung als Stellvertreter des Statthalters den königlichen Beamten Rechenschaft abgelegt habe.

Diese Rechenschaftsablegung (residencia) war allerdings fast das einzige Mittel, durch welches die Zentralregierung dem Mißbrauch der durchaus diskretionären Gewalt vorzubeugen suchte, welche sie den ersten Entdeckern der noch völlig unerforschten Gegenden anvertrauen mußte. Zu diesem Zweck bestimmte eine allgemeine Regel, daß jeder Beamte an dem Orte, wo er seines Amtes gewaltet hatte, nach Ablauf seiner Amtsperiode oder wenn sonst die Regierung es für nöthig hielt, eine bestimmte Reihe von Tagen zu Recht stehen mußte, um sich gegen jede aus dem Kreise der von ihm Regierten erhobene Anklage zu rechtfertigen. Erst wenn er aus dem Prozeß der residencia als unbescholten hervorging, durfte er die Stätte seiner Amtsverwaltung verlassen, resp. ein anderes und höheres Amt übernehmen. Ob sich die Akten derjenigen residencia erhalten haben, welche der erneuten Ernennung des Federmann zur Statthalterwürde vorausging, ist zweifelhaft. Es existiren allerdings zwei Rechenschaftsprozesse im Indien-Archive, in welche er mehr oder minder stark verwickelt ist, allein deren Schlußresultat läßt es kaum wahrscheinlich erscheinen, daß daraufhin seine Bestätigung erfolgt sei. Vielleicht haben die Welser überhaupt Mittel und Wege gefunden, vermöge deren von der Forderung der residencia Abstand genommen wurde.

Jedenfalls untergruben die Welser selbst durch ihr Verhalten gegenüber Hohermuth und Federmann die Autorität ihrer Gouverneure. Jener konnte in dem Bewußtsein, daß der Letztere als sein Ersatzmann ausersehen sei, keinerlei Autorität über diesen beanspruchen; Federmann aber fühlte sich bereits als der zukünftige Regent und war keineswegs gewillt, sich Jenem unterzuordnen. So kam es zu der Abmachung, daß die an sich keineswegs beträchtlichen Kräfte der Provinz zwischen beiden annähernd gleichmäßig vertheilt wurden und es Jedem anheimgestellt blieb, mit seinem Theile der Ausrüstung völlig unabhängig und ohne Rücksicht auf den Anderen zu wirthschaften. Hohermuth zog bekanntlich durch Llanos gen Süden und kehrte erst nach 3 Jahren, nach unsäglichen Strapazen und Entbehrungen zurück, ohne das Goldland, el dorado, gefunden zu haben. Mit Federmanns Thätigkeit müssen wir uns etwas näher befassen, denn sie ist, wie gesagt, der Anlaß zu dem endlichen Ausgang des Welser'schen Venezuela-Unternehmens geworden.

Als erfahrener Kenner der kolonialen Verhältnisse hatte Federmann bei dem Abkommen mit Hohermuth für sich die westliche Hälfte der Kolonie in Anspruch genommen. Dort hatte Ambrosius nicht nur auf seinem Zuge zu den Pacabueyes weit mehr Gold erbeutet als man bisher im Osten gefunden, sondern er hatte auch untrügliche Nachrichten darüber gesammelt, daß weiter oben an dem großen Strom (Magdalena) sich ein vielverheißendes Kulturzentrum befinden sollte. Allerdings waren schon nach dessen Zuge Zweifel darüber entstanden, ob das von ihm erforschte Gebiet noch innerhalb der Grenzen Venezuela's gelegen oder nicht vielmehr zu Santa Marta gehörig sei. Allein wenn es erst einmal gelungen war, unbehelligt über die kolonisirte Sphäre der Nachbarprovinz hinaus zu gelangen und wenn thatsächlich eine reiche und werthvolle Landschaft entdeckt wurde, so durfte er stets darauf rechnen, daß Mittel und Wege gefunden werden würden, um zu verhindern, daß die Früchte seiner Thätigkeit Anderen in den Schoß fielen.

Um die wahren Ziele seines Zuges zu verdecken, war es ihm höchst erwünscht, daß eben jetzt dringende Befehle von der spanischen Regierung eintrafen, am Cabo de la Vela, wo Perlenbänke entdeckt worden waren, von Venezuela aus eine Festung anzulegen. Er verfehlte nicht, mit möglichstem Lärm sich scheinbar an die Erfüllung dieses Auftrages zu machen. Trotzdem gelang es ihm aber nicht, das durch den Umfang seiner Vorbereitungen rege gewordene Mißtrauen der Nachbarn zu täuschen. Er war kaum am Cabo de la Vela angelangt, so erhielt er den Besuch einer Schaar von Ansiedlern aus Santa Marta, die nicht nur jeden seiner Schritte argwöhnisch beobachteten, sondern sogar durch allerlei Intriguen versuchten, die für einen Zug ins Innere geworbenen Leute ihm abspenstig zu machen und für diejenige Unternehmung zu gewinnen, die der Lic. Luis Fernandez de Lugo unter Gonzalo Jimenez de Quesada nach demselben Ziel zu senden vorhatte.

Federmann erkannte endlich, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichen konnte. Ohne auch nur seine nächste Aufgabe, den Bau einer Veste zum Schutz der Perlenbänke, erfüllt zu haben, kehrte er um, durchquerte, alle irgend verfügbaren Kräfte an sich ziehend, die ganze Provinz und folgte den Spuren Hohermuths nach Süden. Schon das stand nicht in Einklang mit den Abmachungen; er ließ aber seine wenig kameradschaftlichen Absichten noch deutlicher erkennen, indem er dem von mehrjährigen Strapazen erschöpft zurückkehrenden Hohermuth sorgsam aus dem Wege ging und an ihm vorbei nach Süden eilte. Als ein unternehmender Führer hat Federmann allerdings auf diesem Zuge sich bewährt. Dank der Mitwirkung der tüchtigsten unter den alten Begleitern des Ambrosius gelang es ihm, die schwierigen Pässe aufzufinden, die von San Juan de los Llanos über die Cordillere in das Gebiet von Bogotá führen. Er traf nur ein halbes Jahr zu spät in dem Gebiet der Chibcha ein und fand es bereits im Besitz seines nachbarlichen Nebenbuhlers, der von Santa Marta aus auf und neben dem Magdalenenstrom durch die westlichen Pässe zur Hochebene heraufgestiegen war. Die Enttäuschung über dieses Mißgeschick gab wohl den Ausschlag dafür, daß Federmann offen mit den übernommenen Verpflichtungen brach und sich für sein weiteres Verhalten lediglich von seinem persönlichen Vortheil leiten ließ.

Die beiden jetzt erst entdeckten Verträge, die er am 17. März und 29. April 1539 mit Quesada abgeschlossen hat, zeigen deutlich, wie der Plan in ihm reifte, die günstige Gelegenheit wenigstens zu seiner persönlichen Bereicherung auszunutzen, nachdem es ihm nicht gelungen war, etwas für das Wohl der Welser-Provinz zu erreichen. In dem ersten Vertrag ist noch keineswegs die Rede davon, daß Federmann die Welser'schen Ansprüche gegen irgendwelche Vergünstigungen preisgibt; es wird im Gegentheil der Fall vorgesehen, daß ein Theil der neu eroberten Provinz den Welsern zugesprochen wird, und es werden Bestimmungen über die eventuelle Besiedelung desselben getroffen. Nur um seinen Vorgesetzten Bericht zu erstatten, will Federmann das Land verlassen, und Quesada erbietet sich, ihn auf seinem Schiff bis Venezuela, eventuell auch bis Sevilla mitzunehmen. Sechs Wochen später sieht die Sache aber ganz anders aus; da will Federmann den Quesada direkt an den königlichen Hof begleiten, um für seinen Antheil an der Unterwerfung des neuen Landes Gnaden und Belohnungen zu erbitten; als Abschlag gewährt ihm Quesada direkt für seine Person fünf Antheile an der zu vertheilenden Beute und tritt ihm das Gebiet des Kaziken von Tunjaca (Tunja) ab. Damit scheinen aber die Vortheile noch nicht erschöpft zu sein, die Federmann sich ausbedang. Wir sehen ihn nämlich unmittelbar darauf im Besitz eines größeren Betrages in Gold und Smaragden, von dem er selbst zugeben mußte, daß er aus Neu-Granada stammte. Da er nun aber damals auf Tunja noch nicht verzichtet hatte, so könnte derselbe höchstens aus einer schnellen Realisirung seiner fünf Beuteantheile herstammen, wenn er nicht

eine weitere Entschädigung für den Verzicht auf seine Ansprüche darstellt.

Quesada und Federmann sind bekanntlich noch im Dezember 1539 nach einer glücklichen Ueberfahrt in Sevilla angekommen, und dem Ersteren ist es auch gelungen, von Seiten des Indienrathes eine Anerkennung seiner Verdienste und die Ernennung zum Gouverneur der neuen Provinz zu erlangen. Federmann war weniger glücklich mit seinen Ansprüchen. Bei dem Indienrath stand ihm nicht nur die Erinnerung an die ungünstigen Berichte entgegen, die den Widerruf seiner Bestallung zum Statthalter veranlaßt hatten; die Welser ließen auch für seine neuesten Handlungen energisch darauf hinweisen, daß alle etwa daraus abzuleitenden Ansprüche nicht persönlich dem Federmann, sondern vielmehr ihnen als dessen Vorgesetzten und als Ausrüstern der Federmann'schen Expedition zuständen. So überzeugte sich dieser endlich selbst, daß er bei dem Indienrath nichts erreichen werde, und nachdem er sein Geld theils in Sevilla in sichere Hände gebracht, theils nach Antwerpen verwechselt hatte, machte er sich nach den Niederlanden auf in der doppelten Absicht, einmal durch persönliche Vertretung seiner Interessen am Hofe Karls V., der sich damals in Gent aufhielt, die erstrebte Anerkennung und Belohnung zu erlangen, dann aber auch, um mit den Welsern — der alte Bartholomäus befand sich am Hofe — zu einer Verständigung zu gelangen.

Keines von beiden vermochte er zu erreichen. Noch ehe er am Hof empfangen werden konnte, ließ ihn Bartholomäus Welser verhaften, unter der Anklage, die Summe von 115,000 Dukaten in Gold und Edelsteinen ihm veruntreut und Land und Leute, die ihm anvertraut waren, fahnenflüchtig im Stich gelassen zu haben. Dieser an sich vollberechtigte Schritt sollte sich als sehr verhängnißvoll für die Welser erweisen. Zunächst zwar nahm der Prozeß anscheinend einen sehr günstigen Verlauf. Federmann beanstandete die Zuständigkeit des flandrischen Gerichtshofes und verlangte, da es sich um koloniale Angelegenheiten handelte, vor dem Indienrath verfolgt zu werden. Allein da Bartholomäus Welser den großen Vortheil hatte, seine Sache vor Karl V. persönlich vertreten zu können, so erlangte er, daß dieser den Rath von Flandern als Spezialgerichtshof für den Fall einsetzte, nur mit der Beschränkung, ihm Bericht zu erstatten, wenn im Lauf des Prozesses es sich zeigen sollte, daß öffentliche Interessen mit in Frage kämen, und daß es nicht, wie die Welser behaupteten, eine reine Privatangelegenheit zwischen ihnen und ihrem Beamten sei. Der Gerichtshof trat dieser Welser'schen Auffassung durchaus bei; er erkannte die Ansprüche derselben als vollkommen berechtigt an, und auf sein Urtheil hin wurde Federmanns gesammter Besitz sowohl in Antwerpen als in Sevilla mit Sequester belegt. Allein diese bedrohliche Wendung der Sache gab dem gewissenlosen Federmann den Muth, das Aeußerste zu wagen, um nicht nur sich selbst dem Urtheil zu entziehen, sondern um gleichzeitig an den Welsern Rache zu nehmen. Indem er gegen das Urtheil Verwahrung einlegte, wendete er sich durch einen bevollmächtigten Vertreter an den öffentlichen Ankläger des Indienrathes und behauptete, das Urtheil sei nur dadurch zustande gekommen, daß die Richter weder der spanischen Sprache mächtig, noch mit den einschlägigen Verhältnissen hinreichend vertraut seien. Die ganze Klage sei von den Welsern nur deßhalb erhoben worden, um ihn mundtodt zu machen, denn er sei in der Lage, den Nachweis zu führen, daß durch Verschulden der Welser der Regierung eine Einbuße von wenigstens 200,000 Dukaten erwachsen sei.

Dieser Appell an das finanzielle Interesse verfing vollkommen. Der Staatsanwalt nahm sich sofort der Sache an, und auf seinen Antrag stellte der Indienrath das Verlangen, Federmann solle nach Spanien gebracht und in die Lage versetzt werden, die Beweise für seine Behauptungen beizubringen. Karl V. und seine unmittelbaren Berather maßen der Sache weit weniger Bedeutung bei; Federmanns Ruf war zu schlecht, es war zu durchsichtig, daß seine Anklage lediglich ein Racheakt gegen die Welser war, als daß man ihm in Flandern und am Hofe Glauben geschenkt hätte. Allein um jeden Schein einer ungebührlichen Begünstigung der von jeher in Spanien scheel angesehenen Landfremden zu vermeiden, glaubte Karl V. doch auch nicht die Forderung des Indienraths einfach zurückweisen zu sollen. Er erwählte vielmehr den Ausweg, die Prozeßvollmachten, die er dem Rath von Flandern ertheilt hatte, zu widerrufen und die Sache augenblicklich zu suspendiren. Federmann aber wurde aufgefordert, für seine Behauptungen solche Beweise vorzubringen, daß den Welsern der Prozeß gemacht werden könne. Für ihn war dies ein bedeutender Erfolg, und er wußte ihn mit raffinirter Schlauheit zu benutzen. Er hielt seine Behauptungen durchaus aufrecht; um sie zu beweisen, erklärte er aber, müsse er nach Spanien gehen und alle diejenigen Rechtsmittel zur Verfügung haben, die ihn in den Stand setzen könnten, die sorgfältig gehüteten Geheimnisse der Welser aufzudecken. Wenn ihm dies gewährt werde, wolle er bereitwilligst sich als Gefangener auf eigene Kosten nach Spanien transportiren lassen, um dem Staat zu seinem Recht zu verhelfen.

Das klang nun allerdings so zuversichtlich, daß man auch in der Umgebung Karls V. schwankend wurde. In den Staatsschatz war aus Venezuela allerdings niemals etwas gelangt; aber auch die Welser behaupteten, nicht nur nichts verdient, sondern mehr als 100,000 Dukaten in Venezuela zugesetzt zu haben. Federmann war jedenfalls eine derjenigen Persönlichkeiten, die am ehesten es wissen konnten, wenn diese Angaben der Welser falsch waren, wenn sie in unerlaubter Weise sich bereichert hatten. So wurde denn folgender Ausweg getroffen: Dem Gesuche Federmanns solle stattgegeben und seine Ueberführung nach Spanien angeordnet werden; wenn es ihm aber nicht gelänge, innerhalb 9 Monaten den Beweis zu erbringen, daß die Welser den Staat mindestens um 100,000 M. geschädigt hätten, so solle er als Gefangener auf seine Kosten nach Flandern zurückgebracht und dem suspendirten Verfahren gegen ihn freier Lauf gelassen werden. Als Bürgschaft, daß er sich diesen Bedingungen unterwerfe, mußte er die bedeutende Summe von 24,000 Dukaten hinterlegen.

Nicht mit Unrecht sah Federmann in dieser Anordnung einen ersten Schritt zu seinem Siege; wenn er schon in Flandern der persönlichen Einwirkung des Barth. Welser gegenüber ein solches Urtheil erlangte, so durfte er wohl hoffen, vor dem Indienrathe, mit dem Fremdenhasse der Spanier im Bunde, seiner Sache, war sie auch noch so schlecht, zum Siege zu verhelfen. Er ließ sich bereitwilligst die Reisegesellschaft des Alguazil Serrano gefallen und wurde im Januar 1541 nach Madrid zurückgebracht. Ihm selbst eilte es nun zwar keineswegs mit der Fortsetzung des Verfahrens; allein noch traute ihm auch der Staatsanwalt nicht recht und erhob schon am 8. Februar vor dem Indienrath den Anspruch, Federmann solle bestimmte thatsächliche Angaben machen, damit die Anklage gegen die Welser in aller Form Rechtens erhoben werden könne. Das kam allerdings dem Federmann höchst unerwünscht; allein er muß es vorzüglich verstanden haben, den Ankläger und den Indienrath durch allerlei Winkelzüge hinzuhalten, denn er hatte eine ganze Reihe werthvoller persönlicher Vortheile erreicht, ehe der Fiskal am 13. März, nunmehr allerdings in peremptorischer Form, sein Verlangen wiederholte. Schon am 9. Februar hatte er beantragt, ihm gegen eine

Bürgschaft von 6000 Dukaten die Stadt Madrid als Gefängniß, d. h. also die freie Bewegung innerhalb derselben, zu bewilligen, und obwohl er mit der vierfachen Bürgschaft als Gefangener aus Flandern nur für 9 Monate entlassen war, wurde sein Gesuch für die Dauer eines ganzen Jahres bewilligt. Solche Erfolge wirkten ermuthigend. So sehen wir ihn denn 14 Tage später wieder vor dem Indienrathe mit dem Verlangen, es solle den Welsern ein bestimmter Termin aufgestellt werden, innerhalb dessen sie ihre finanziellen Ansprüche gegen ihn formuliren möchten. Und als der Indienrath doch Bedenken trug, in solcher Weise den Spieß umzukehren und die finanziellen Ansprüche auf den in Flandern in suspenso befindlichen Prozeß verwies und sich nur für die auf die Kolonialverwaltung bezüglichen Angelegenheiten kompetent erklärte, da setzte es Federmann doch noch immer durch, daß die Welser ihn verklagen mußten, wenn sie nicht gewärtigen wollten, aller Ansprüche, die aus der Zeit vom Mai 1535 bis Mai 1540, d. h. der Zeit der Federmann'schen Thätigkeit in den Kolonien, herrühren, verlustig erklärt zu werden.

Diese offenkundige Parteilichkeit zeigte sich auch in anderen Dingen. Am 17. März hatte Federmann seine Klageschrift eingereicht; dieselbe enthielt aber nicht eine einzige präzise Thatsache, sondern lediglich allgemeine Behauptungen und Verdächtigungen, die ebenso schwer zu beweisen wie zu widerlegen waren. Das geschah aber nicht nur deßhalb, weil Federmann ebenso wenig wie irgend ein Anderer direkte Schuldbeweise kannte, sondern vor allem auch deßhalb, weil eine weitläufige Beweisaufnahme ihm die beste Gelegenheit bot, sich den Termin für seine wenig beschränkte Freiheit verlängern zu lassen und das Spiel, in welchem er aus einem halb schon verurtheilten Angeklagten zu einem geschonten und geförderten Ankläger geworden war, fortzusetzen. Es war jedenfalls nicht die mindeste Aussicht vorhanden, daß die gänzliche Nichtigkeit der Federmann'schen Behauptungen auf die Dauer werde verborgen werden können, als eine Verwicklung eintrat, die der Sache eine ganz andere Wendung gab.

Im Sommer 1541 erkrankte Federmann in Madrid, und zwar so ernstlich, daß er selbst die Hoffnung, wieder zu genesen, aufgab. Im Angesichte des Todes mochte ihm doch das Schimpfliche seiner Handlungsweise das Gewissen beschweren, und so gab er am 19. August vor Notar und Zeugen eine Erklärung ab, worin er zugab, die Klage gegen die Welser nur aus Eigensucht und Rachsucht erhoben zu haben, und deren völlige Grundlosigkeit anerkannte. Auf dieser Basis fand aber auch noch eine weitere Verständigung mit dem Vertreter der Welser über die Gegenstände des in Flandern schwebenden Prozesses. Dieser selbst wurde zwar nicht niedergeschlagen, denn die Welser traten auch nach Federmanns Tod noch mit Ansprüchen an sein sequestrirtes Eigenthum hervor. Daß aber eine theilweise Verständigung stattfand, ergibt sich daraus, daß Federmann ihnen seine Ansprüche auf Tunja, die auf dem Vertrage mit Quesada am 29. April 1539 beruhten, abtrat. Diese Vorgänge und die Krankheit Federmanns brachten den Prozeß vor dem Indienrath längere Zeit zum Stillstand; da aber der Staatsanwalt einmal mit Federmann zusammen die Anklage erhoben hatte, blieb diese auch dann noch bestehen, nachdem Federmann Mitte Februar 1542 gestorben war.

So gefährlich nun, gerade durch ihre gesuchte Unbestimmtheit, die Federmann'sche Anklage war, so hätte sie doch nicht ausgereicht, für die Depossedirung der Welser in Venezuela eine Handhabe abzugeben, wenn nicht von anderer Seite eine zweite Anklage hinzugekommen wäre, die, an sich für einen solchen Ausgang gleichfalls nicht schwerwiegend genug, doch in ihrer Verquickung mit den Thatsachen des Federmann-Prozesses es dem Gerichtshofe ermöglichte, eine zwar nicht rechtlich, doch aber politisch gerechtfertigte Verurtheilung auszusprechen.

Diese zweite Anklage erwuchs den Welsern direkt aus Venezuela. Um aber die Beziehungen zu der Provinz richtig zu beurtheilen, darf man eine Thatsache nicht aus dem Auge verlieren, die bisher so gut wie unbekannt gewesen ist. Als kaufmännische Unternehmung haben die Welser schon bald nach 1535 die Provinz aufgegeben. Damals wurden die 50 deutschen Bergleute theils zurückgeschafft, theils entlassen. Die Balsam-Fabrikation wurde eingestellt, und die Vorräthe der Welser'schen Faktorei und der größte Theil des dortigen Personals wurden nach Santo Domingo zurückgezogen. Was die Welser weiterhin noch jahrelang mit großer Energie vertheidigt haben, das waren die ihnen verliehenen Hoheitsrechte und die daraus ihnen zufließenden Emolumente und die Forderungen an die Kolonie als Ganzes und an einzelne Kolonisten, die aus der ersten Phase des Unternehmens herstammten und, an sich von zweifelhafter Eintringlichkeit, mit dem Augenblick gänzlich werthlos geworden wären, wo die Kolonie in fremde Hände überging.

Paul Pfizer als Dichter.

Von Rudolf Krauß.

In ganz Süddeutschland hat keiner so frühzeitig, so folgerichtig, so energisch, so beredt den Gedanken der preußischen Hegemonie vertheidigt, keiner soviel dazu beigetragen, daß er in weiteren Kreisen Wurzeln fasse, wie Paul Pfizer. Schon in seiner berühmten Erstlingsschrift, dem Briefwechsel zweier Deutschen, beschäftigt ihn die Gestaltung der Zukunft des Vaterlandes, sucht er diese Frage in dem genannten Sinne zu lösen. Sie bildet den Mittel- und Kernpunkt aller seiner weiteren staatswissenschaftlich-politischen Werke. Immer bestimmter stellt er seine Forderungen, die er in dem Buche „Das Vaterland" wahrhaft prophetischen Geistes auf staatsrechtlich-nationale Verbindung zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland, Bund und Freundschaft mit einem starken Oesterreich formulirt. Paul Pfizer hat für seine Lieblingsidee nicht nur gestritten, sondern auch gelitten. Denn diese errichtete eine Scheidewand zwischen ihm und seinen demokratischen Gesinnungsgenossen, hauptsächlich Uhland, mit denen er Seite an Seite in den inneren württembergischen Angelegenheiten gegen die Regierung kämpfte. Lange Zeit stand er mit seinen patriotischen Ueberzeugungen und Hoffnungen ziemlich vereinsamt da: nur wenige Männer, wie sein Bruder Gustav und sein Freund Friedrich Notter, theilten seine Anschauungen. Aus zwei sehr verschiedenartigen Gründen widerstrebte die überwältigende Mehrzahl der Schwaben dem Gedanken einer preußischen Vorherrschaft. Der erste Grund war gemüthlicher Art: sie wollten die Oesterreicher, deren eigenthümliches Wesen dem ihrigen weit näher stand, viel besser zusagte, als das der Norddeutschen, um keinen Preis aus dem künftigen Deutschen Reiche ausgeschlossen wissen. Des weiteren aber warnte sie ihr Liberalismus vor einer engeren Verbindung mit dem reaktionären Preußen. Mußten sie in diesem Falle nicht fürchten, ihrer erstrittenen und erstiegten politischen Freiheiten verlustig zu gehen? Pfizer selbst, ein echt liberaler Mann, erkannte das Gewicht dieser Bedenken wohl. Ein Zwiespalt geht darum durch seine Schriften, den er nicht ganz zu überwinden vermocht hat. Felsenfest und unerschütterlich ist seine Ueberzeugung, daß eine Einigung der Nation nur durch Preußen, mit Preußen an der Spitze möglich sei. Aber er weiß auch, daß dieses Land, ehe es seinen Beruf erfüllen könne, erst konstitutionell

werden müsse. Sein ganzes Sehnen und Hoffen geht dahin, daß der preußische Staat endlich zu liberalen Einrichtungen übergehe. Jede neue freiheitsfeindliche That Preußens ist ihm deßhalb eine bittere Enttäuschung, ein Faustschlag ins Gesicht. Pfizer hat zwar noch die Morgenröthe der deutschen Einheit gesehen; aber die herrliche Erfüllung dessen, was er erstrebt hat, zu genießen, hat ihm sein widriges Schicksal gewehrt.

Ein tragisches Verhängniß schwebte überhaupt über seinem Leben. Wie glänzend hatte er seine Bahn begonnen, als auserwählter und gepriesener Liebling des Glücks! Die Familie verhätschelte ihn, die Freunde staunten ihn an, Frauen und Mädchen begeisterten sich für den interessanten Mann. Er aber besaß das Talent nicht, das Glück so zu nehmen, wie es sich ihm darbot. Eine außerordentlich tief veranlagte Natur, faßte er das Menschenleben über Billigkeit schwer und ernst auf. Ihm fehlte der rechte Muth, sich unbefangen der Daseinsfreude zu überlassen. Ein dunkles Element lebte in seinem Geiste: die Sehnsucht nach dem Geheimnißvollen, dem Unerklärlichen. Während er über einen musterhaft klar organisirten Kopf verfügte, war seine Seele nicht ganz gesund. Von Jugend an eignete ihm eine außerordentlich nervöse Empfindlichkeit und Reizbarkeit, deren Wachsthum die Seinen mit banger Sorge für die Zukunft erfüllte. In der That entwickelte sich bei ihm ein schweres Kopf- und Nervenleiden. Die Krankheit kam zum Ausbruch, als er auf der Mittagshöhe des Lebens stand. Sein Zustand grenzte oftmals an geistige Umnachtung. Einsam, verdüstert schleppte der unverheirathete Mann seine Tage hin, bis ihm der Tod als Erlöser kam.

Paul Achatius Pfizer stammte aus einer geachteten württembergischen Beamtenfamilie. Am 12. September 1801 zu Stuttgart geboren, durchlief er als Primus alle Klassen des Gymnasiums seiner Vaterstadt, studirte in Tübingen Jura, wurde nach glänzend bestandenem Examen Sekretär im Justizministerium und einige Jahre darauf Assessor am Tübinger Gerichtshofe. Frühjahr 1831 ließ er seinen „Briefwechsel zweier Deutschen" erscheinen, dessen Kern wirklich zwischen ihm und Friedrich Notter gewechselte Briefe bilden. Der Minister fühlte sich veranlaßt, seinen Untergebenen über Inhalt und Tendenz des Aufsehen erregenden Buches zur Rede zu stellen, worüber man sich kaum wundern darf, da ja der Autor den Kleinstaaten, also auch Württemberg, zugemuthet hatte, sich eines Theils ihrer Souveränität zugunsten einer anderen Macht zu entäußern. Rasch, vielleicht allzu rasch, zog Pfizer die Konsequenzen seines Handelns und schied aus dem Staatsdienste. Fortan wirkte er als Landtagsabgeordneter und Schriftsteller, später auch als Advokat und Gemeinderath in Stuttgart. Das Jahr 1848 eröffnete ihm endlich eine Thätigkeit, die seinen ungewöhnlichen Talenten entsprach. Er trat als Staatsrath und Departementschef des Kirchen- und Schulwesens in das Märzministerium ein. Aber seine angegriffene Gesundheit zeigte sich den Anstrengungen des übernommenen Amtes nicht mehr gewachsen. Trotz seiner körperlichen Leiden entsandte ihn die Hauptstadt des Landes in die Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er in den Verfassungsausschuß berufen wurde. Schon nach wenigen Wochen mußte er die Paulskirche ganz meiden und legte am 12. August sein Mandat nieder. Fünf Tage später wurde er auch auf sein ausdrückliches Ansuchen seiner Funktion als Kultusminister enthoben. In den Pausen, die seine Krankheit machte, führte er unablässig die Feder, die politische und staatswissenschaftliche Literatur um eine Anzahl hervorragender Werke bereichernd. Ein Versuch, zu praktischer Wirksamkeit zurückzukehren, mißlang indessen. Als er sich 1851 eine Rathsstelle am Tübinger Gerichtshof übertragen ließ, mußte er bald einen Hülfsarbeiter beiziehen; 1858 trat er von neuem in den Ruhestand. Er behielt seinen Wohnsitz in Tübingen bei, wo er am 30. Juli 1867 verschied.

Schon die Lektüre der Prosaschriften Pfizers läßt keinen Zweifel darüber, daß ein Stück von einem Poeten in diesem Autor stecke. In der That gab es eine Zeit, da Pfizer selbst wähnte, daß der Schwerpunkt seiner Begabung nach dieser Seite hin neige. Es mochte zu Anfang der 20er Jahre sein, daß er sich mit einer Tragödie aus der Merowingergeschichte, „Fredegunde", trug. Wirklich vollendet wurde ein Epos in Hexametern „Hermann der Cherusker", das, offenbar in der Universitätszeit begonnen, Anfang 1824 fertig war. Er theilte es seinem Freunde Notter mit, der zwar einzelne Stellen trefflich, aber die unvolksthümliche antike Form für einen so entschieden deutschen Stoff nicht passend fand und auch Sonstiges aussetzte. Durch diese Kritik ließ sich der leicht Verwundbare bestimmen, das Werk alsbald wieder zu vernichten. Forlan beschränkte er sich auf lyrische Gedichte; 24 Stück wurden als Anhang 1831 dem Briefwechsel zweier Deutschen beigegeben, und zwar aus dem äußeren Grunde, weil der Verfasser die 20 Bogen, die für eine zensurfreie Schrift nöthig waren, voll machen wollte. In der zweiten Auflage des Briefwechsels von 1832 stehen 25 Gedichte: „Des Deutschen Vaterland" aus der ersten Auflage ist ausgefallen, dagegen „Räthsel" und „Das tausendjährige Reich" neu aufgenommen. Vier Stücke aus dem Briefwechsel sind in den Jahrgang 1831 des Morgenblattes übergegangen („Blücher", „Speckbacher" und „Andreas Hofer" in Nr. 127, „Der Rhein und seine Töchter" in Nr. 129), während Nr. 145 ein weiteres ungedrucktes Erzeugniß „Der Rektar. Von P. A. P." brachte. Die 1831 (Stuttgart, bei J. Wachendorf) anonym erschienenen „Fünfzehn politische Gedichte" rühren von den Brüdern Paul und Gustav Pfizer und Hermann Hauff her. Das geistige Eigenthum der drei Verfasser ist nicht leicht zu sondern. Sicher gehört das von der zweiten Auflage des Briefwechsels her bekannte „Räthsel" (Nr. 14) Paul Pfizer an, aus inneren Gründen dürften ihm auch Nr. 4, „Das Gesicht", und Nr. 5, „Die deutschen Kaiser", zuzusprechen sein. Endlich hat Paul Pfizer zwei Gedichte in Wendts „Musenalmanach für das Jahr 1832" (S. 383—387) unter seinem eigenen Namen, neun andere in Chamisso's und Schwabs „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1833" (S. 99—112) unter der Chiffre P. A. geliefert. Immerhin hätten diese 40 gedruckten Stücke im Verein mit einer Anzahl im Manuskripte fertiger zu einer Sammlung von mäßigem Umfang ausgereicht.

Sehr reichhaltig ist der Inhalt der Poesie Pfizers eben nicht. Ihr Gegenstand ist der Hauptsache nach ein politisch-patriotischer. Und zwar bewegt er sich dabei etwa in denselben Ideenkreisen, wie im Briefwechsel zweier Deutschen, nur daß, der veränderten Darstellungsweise entsprechend, an Stelle der logisch objektiven Beweisführung eine leidenschaftlich subjektive Stimmung getreten ist. Seine Gedichte sind von schmerzlichen Klagen über das Elend und die Schmach der Deutschen, von bitteren Anschuldigungen gegen seine schwächliche Zeit erfüllt. Schon halb im Traum, fragt er die Eiche: „Bist du denn noch immer der deutsche Baum? Du greifst in den Aether mit mächtigem Arm; der Deutsche wird jetzt nur am Ofen noch warm! Du wurzelst fester in Sturmeswehen; der Deutsche kann bald nicht mehr aufrecht stehen!" Ein andermal forscht er vergebens bei den Winden, wo er noch eine Spur vom echten deutschen Blute finde. Er bietet die deutsche Vergangenheit auf, um der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten. Er erzählt, wie einst aus einem Schloß am Rhein ein Junker sich ein Lusthaus bauen wollte, wie diesem in der Nacht „ein mächtig Ritter-

Bild", der alte Burgherr, erschien, an den verblichenen Glanz des Vaterlaudes mahneud:

Von diesen Burgen, die ihr brecht,
Stieg kämpfend einst ein kühn Geschlecht:
Wir traten Welschland auf den Rücken,
Uns mußte Frankreichs Stolz sich bücken,
Und in der Welt der Christenheit
Galt unser Name weit und breit.

Da war **ein** König uns genug,
Daß er der Erde Scepter trug,
Und eure Fürsten armer Bauern —
Sie hausten noch in solchen Mauern;
Jetzt meßt ihr Kronen scheffelweis,
Und Volk und Ehre fällt im Preis.

Und noch tiefer in die Welt der Romantik hineingreifend, beschwört er, wie in „König Artus" und „Der Vorgebirgskönig", das altgermanische Heldenthum. Dann wieder läßt er deutsche Helden der Neuzeit aufleben, einen Blücher, Schill, Speckbacher, Andreas Hofer, oder stellt diesen die feindlichen Bilder des Räubers Melac und Napoleons, „des Löwen der Wüste", gegenüber.

Indessen wäre Paul Pfizer nicht er selbst, wenn er ganz im Pessimismus ausginge: vielmehr klingt seine politische Lyrik in zuversichtliche Hoffnung und Erwartung aus. Gerade seine allerschönsten Gedichte schlagen diesen Accord an. Mit welcher aus der tiefsten Tiefe emporlodernden Gluth wird „Der Geist der Zeit" gepriesen!

Habt ihr vom Geist der neuen Zeit den Flügelschlag vernommen?
Schon ist die Wolkenveste weit von seinem Hauch entglommen!
Er ist der Geist, von dem das Wort prophetisch einst erklungen:
In alle Wahrheit leitet er und spricht in allen Zungen.
Er ist ein Falke, der die Brust im Morgenlichte badet,
Er ist ein Schwan, der sterbend lockt, wen Gattes Ruf begnadet.
Er ist ein Sturm, der brausend fährt und heil'ge Flammen zündet,
Wie als er Christi Jünger sich zum Werk des Heils verbündet.
Er treibt die falschen Götter aus, zertrümmert die Altäre,
Vom Weizen sondert er die Spreu und reinigt Herz und Lehre, u. s. w.

Aus ähnlicher Stimmung heraus hat er noch eine Reihe nicht minder schöner Lieder gesungen, so „Erlösung", „Das Gesicht", „Der künftige Messias". Auch in seiner Poesie erwartet er das Heil allein vom Preußenthum, „der Ehre letztem Schild". In einer Allegorie läßt er die deutschen Wolken sich versammeln: die meisten wollen, der deutschen Schwäche und Stumpfheit satt, in die Fremde enteilen, diese nach England, jene nach Frankreich, wieder andere nach Rußland oder Italien: nur die preußische Wolke harrt aus und ermahnt ihre Schwestern zum Ausharren. Ein anderes Gedicht, „Die deutschen Kaiser", führt den großen Frankenherrscher Karl und Rothbart, den Staufer, im Bunde mit dem Kaiser der Zukunft, dem Hohenzollern, vor. Aehnlich ruft er in seiner bekanntesten Schöpfung, dem komponirten und früher viel gesungenen „Einst und jetzt" („Meiner Heimath Berge dunkeln"), die Schatten Kaiser Karls des Großen, der Hohenstaufenhelden, des Cheruskers Hermann herbei und fährt dann fort:

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele! von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.
Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sanne decke du
Die Verlass'nen, Heimathlosen,
Mit der galdnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih't
Steis empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Die ungewöhnliche Tiefe des Gemüths, der edle Schwung des Gedankens, die begeisterte Kraft der Ueberzeugung heben Paul Pfizers politische Lyrik weit über den Durchschnitt der Zeitdichtung seiner Tage hinaus. Den Ton hoher Begeisterung, feierlicher Erhabenheit trifft er vorzüglich. Eine oft gewaltsam zurückgehaltene Leidenschaft durchzittert seine Verse, ein unheimlich zehrendes Feuer durchloht sie. Seine Muse ist schwermüthig dem Gehalte, schwerflüssig der Form nach. An den Ueberschwang seiner Gedanken und den Ueberdrang seiner Gefühle reicht sein Ausdrucksvermögen nicht heran. Manches bleibt bei ihm dunkel, seine Bildersprache ist nicht immer zu völliger Klarheit und Deutlichkeit durchgearbeitet. Aber gerade in dieser düsteren Färbung, in dieser unbestimmten Beleuchtung liegt ein eigenthümlicher Reiz. Die Wirkung dessen, was die Grundstimmung der Poesie Pfizers bildet, des Geheimnißvollen, Sehnsüchtigen, Ahnungsreichen, wird dadurch bedeutend erhöht.

Neben den Zeitgedichten Pfizers kommt nur noch eine Gruppe von Liebesliedern in Betracht. Auch hier überwiegt das melancholische Element. Selbst im Genusse vermag der Dichter der Erfüllung seines Traumes nicht recht froh zu werden. Am besten gelingt ihm wiederum die Schilderung sehnsuchtsvoller Erwartung. Der Frohmuth, das Glück an der Stirnlocke zu fassen, den Augenblick zu genießen, ist dieser allzu wenig sinnlichen Natur leider versagt gewesen. Die rechte Freudigkeit des Herzens dringt auch nicht aus nachstehendem, hier zum erstenmal veröffentlichten Liebesgedichte:

Was schmäht ihr mich, ihr Frommen!
Und hafft aufs Paradies?
Ins Himmelreich zu kommen,
Ist auch mein Wunsch gewiß.

Und saht ihr nie mich beugen,
Im Kirchenstuhl zu knien:
Mein Liebchen kann's bezeugen,
Daß ich voll Demuth bin.

Als Staub auf ihre Pfade,
Strömt' ich die Seele gern,
Und leb' von ihrer Gnade,
Wie ihr vom Wort des Herrn.

Zu meinem Engel steigen
Gebete Tag und Nacht,
Mein Herz wird ihr zu eigen
Als Opfer dargebracht.

Ich glaub' ans ew'ge Leben,
Wie's ihrem Hauch entquillt,
Will gern das meine geben,
Wenn sie mein Sehnen stillt.

Ein Klausner will ich werden,
Wenn ihr mein Dienst gefällt,
Von jeder Lust auf Erden,
Will scheiden von der Welt.

Und aller Reiche Kronen
Entsagt' ich, jedem Ruhm,
Läßt mich mein Engel wohnen
In seinem Heiligthum.

Warum Paul Pfizer so frühzeitig als Dichter verstummte? Sein klarer Verstand konnte sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß seine schöpferische Phantasie auf die Dauer nicht vorhalte, um auf jenem Gebiete das Höchste zu leisten. Er mußte sich sagen, daß ihm die Naivetät, die anmuthige Beweglichkeit und Leichtigkeit, ferner der Lebensmuth und die Lebenslust fehle, durch die man im heiteren Reiche der Kunst herrscht. Um aber stets nur ein Poet mittleren Ranges zu bleiben, von denen er in seinem engeren Heimathlande der Beispiele genug vor Augen hatte: dazu war sein Ehrgeiz zu hoch gespannt. Nur unter schweren inneren Kämpfen rang er sich zu der Einsicht durch, daß er nicht zum Hohepriester der Muse erkoren sei. Schon als Student grübelte er viel darüber, was eigentlich seine wahre Bestimmung sei. In seiner Rathlosigkeit trug er sich mit der Idee, sich in einem Schreiben hülfesuchend an Goethe zu wenden. Er schwankte zunächst hauptsächlich zwischen der Philosophie und der Poesie. Noch die Hälfte des Briefwechsels zweier Deutschen ist philosophischen Inhalts. Erst verhältnißmäßig spät überzeugte er sich, daß ihn seine Begabung auf das Feld des Politikers und Publizisten hinweise. Er widmete nunmehr seine ungetheilte Kraft diesem Berufe, der seinen Namen zu so großem Ansehen gebracht hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wir werden um Veröffentlichung des nachfolgenden **Aufrufs zur Errichtung eines Goethedenkmals in Straßburg** ersucht:

„Das kommende Jahr 1899 bringt den 150. Geburtstag Goethe's. Unvermindert und unvergänglich glänzt der Ruhm unsres größten Dichters, den zugleich die Weltliteratur zu ihren besten Namen zählt. Goethe zu feiern hat Straßburg ein besonderes Anrecht. Die Universität nennt ihn ihren berühmtesten Studenten. Das Münster ist von ihm zuerst wieder als ein Denkmal wahrer und großer Kunst gepriesen worden. Straßburg und das Elsaß hat er als Greis nach in einer Schilderung voll Liebe und Schönheit verherrlicht. Hier hat Goethe die Vollkraft seiner Jugend erlangt. Hier ist er als Dichter von zierlicher Tändelei zu stürmischer Empfindung fortgeschritten. Hier hat er „Götz" und „Faust" geplant.

Diese herrliche Jünglingsgestalt würdig und dauernd vor die Augen der Nachkommen zu stellen, wird eine reizvolle Aufgabe für den bildenden Künstler sein. Längst und von verschiedenen Seiten erwogen, ist der Gedanke, dem **jungen** Goethe in Straßburg ein **Standbild** zu errichten, im vergangenen Juni neu angeregt und jetzt mit vereinten Kräften in Angriff genommen worden.

Mit der Bitte um Beiträge dazu wenden wir uns an die Bewohner des Elsaß: mögen sie Goethe das begeisterte Lob ihrer Heimath vergelten! Wir wenden uns an die deutschen Studenten: sie dürfen mit Stolz auf Goethe als das Vorbild edlen Wissensdranges und frischer Jugendlust hinweisen. Wir wenden uns an jeden Deutschen, der deutsche Art und Kunst liebt, — an die Gebildeten der ganzen Welt, denen Goethe frohe Stunden geistiger Erhebung bereitet hat."

Protektor des Unternehmens ist **Großherzog Karl Alexander von Weimar**. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus den Herren: v. **Schraut**, Unterstaatssekretär, Wirklicher Geheimer Rath (Vorsitzender); Dr. v. **Schlumberger**, Mitglied des Staatsraths; **Back**, Bürgermeister der Stadt Straßburg; Dr. **Goette**, Rektor der Kaiser Wilhelms-Universität; Dr. **Martin** und Dr. **Henning**, Professoren der Universität (Schriftführer); Dr. **Trübner**, Verlagsbuchhändler; Pascal **David**, Chefredakteur, und der Bankkommandite Kauffmann, Engelhorn u. Co. (Kassenverwaltung). Viele der besten Namen aus allen Berufskreisen Deutschlands finden sich außerdem unter den zahlreichen Unterzeichnern des Aufrufs.

* **Kurt Bruchmann: Poetik. Naturlehre der Dichtung.** Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1898. 406 S. — Wie die einst viel geübte und geehrte spekulative Sprachphilosophie allmählich ihr Ansehen mehr und mehr eingebüßt hat und dies nur dann wieder erringen kann, wenn sie sich auf die reich entwickelte positive Sprachforschung stützt, die man nicht unrichtig als Sprachstatistik bezeichnet hat, so ist auch der Poetik die Aufgabe erwachsen, wenn sie mit der allgemeinen Entwicklung der Wissenschaften Schritt halten will, aufs gründlichste die gegebenen Thatsachen zu erforschen, anstatt nur mit Hypothesen und Ideen zu operiren. Man vergleiche Scherers Poetik mit dem vorliegenden Werke. Es sind allerdings Bücher von so verschiedenem Charakter, daß sie kaum miteinander verglichen werden können. Die besonderen Vorzüge von Scherers Darstellung, die hier nicht näher erörtert werden können, liegen jedenfalls auf ganz anderem Gebiete als die der Bruchmann'schen Poetik. Vielleicht hat der Verfasser sein Bestreben, weniger philosophisch-ästhetische Spekulation als eine Darstellung der durch die Wirklichkeit gegebenen Thatsachen zu geben, durch den Untertitel des Buchs ausdrücken wollen. Was er bietet, ist im wesentlichen eine überaus reichhaltige Sammlung von Material. Nachdem er in verhältnißmäßig kurzer, knapper Form die allgemeinen Fragen nach Ursprung und Wesen der Poesie erörtert hat, widmet er drei Viertel seines Buches den einzelnen poetischen Gattungen und ihrer Entwicklung nicht nur bei den Kultur-, sondern auch bei den Naturvölkern. Er bietet damit einen Grundriß oder ein Schema für die Geschichte der Weltliteratur, bei dem er mit der historischen Ordnung eine geographische und eine nach dichterischen Gattungen verbindet. Die Fülle des zusammengebrachten Materials ist geradezu erstaunlich. Zu Griechen und Persern, Polen und Armeniern, Basken und Chinesen werden wir geführt. Es ist durch diese Fülle erklärlich, daß die Darstellungsweise stellenweise skizzenhaft wird, daß der Gesammteindruck des Werkes eher der eines Grundrisses als eines vollständig ausgebauten Systems der Poetik ist. Aber auch in dieser Gestalt gebührt dem Buche aus den angeführten Gründen volles Lob. Manche unrichtige Vorstellungen werden durch dies höchst gewissenhaft gearbeitete Werk, das in seiner Art ziemlich ohne Konkurrenten dastehen dürfte, berichtigt werden, denn überall fußt die Darstellung auf Thatsachen, die schon dadurch neue Erkenntniß vermitteln, daß sie in ihrer Gesammtheit eine vergleichende Uebersicht über Völker und Jahrhunderte ermöglichen oder anbahnen. Darin liegt im letzten Grunde das Hauptverdienst des Bruchmann'schen Buches, daß es der Poetik den erfreulichen Ausblick eröffnet, sich gleich der Sprachforschung und der Mythologie mehr und mehr zu einer vergleichenden Wissenschaft zu entwickeln. — Bei der Fülle des Stoffs, der Menge angeführter Namen sind die sorgfältigen Register sehr willkommen. Das Buch sei allen Freunden der Poetik wie der Poesie bestens empfohlen.

H. Brömse.

B. W. C. **Professor Schmoller und Professor Waldeyer über „Die Aufgaben der Universität am Ende des 19. Jahrhunderts".** In der üblichen feierlichen Weise fand am letzten Samstag die Uebergabe der Insignien an den neuen Rektor der Berliner Universität statt. Der bisherige Rektor, Geheimrath Professor Dr. **Schmoller**, entledigte sich seiner Amtsgeschäfte in außerordentlich geschickter Weise, indem er den sonst so trocken klingenden Geschäftsbericht zu einem interessanten Vortrag verarbeitet hatte und dem zahlreich erschienenen Auditorium vorführte. Große Aenderungen sind in dem Amtsjahre des scheidenden Rektors nicht zu verzeichnen, die Personalnotizen und statistischen Zahlen weichen nur an einzelnen Stellen von den gewöhnlichen Angaben ab. Hervorzuheben wäre aber ein Legat des verstorbenen Professors v. Cuny in der Höhe von 300,000 M. und die Erhöhung der Pensions- und Wittwenkasse für den Lehrkörper. Ferner war die Frequenz der Fakultäten die höchste, die die Universität seit ihrem Bestehen erreicht hat und die Anzahl der studirenden Frauen betrug im letzten Jahre 352 gegen 212 im vorhergehenden; besonders auffallen mußte aber endlich die Anzahl der Sterbefälle in der medizinischen Fakultät, denn nicht weniger als 182 Studirende dieser Fakultät sind im letzten Jahre vom Tode ereilt worden. —

Geheimrath Schmoller knüpfte an diese Angaben eine eingehende Kritik des Frauenstudiums und sprach sich dahin aus, daß vor allem die allgemeine Regelung der Vorbildung der studirenden Frauen die nothwendige Vorbedingung für weitere Konzessionen sein müßte. Erst wenn dieser jetzige Uebergangszustand durch die ordnende Hand der Verwaltung geregelt und in feste Bahnen geleitet sein wird, könnte der Lehrkörper der Universität daran gehen, Erleichterung bei der Zulassung zu den Vorlesungen, vielleicht auch eine vollständige Gleichstellung mit den männlichen Kommilitonen eintreten zu lassen. Dann müßte aber auch die Verwaltung den Frauen die Möglichkeit zur Berufsbethätigung verschaffen, die so allein eine Behebung des sozialen ungesunden Zustandes bewirken könnte. — Die zweite bemerkenswerthe Aeußerung des bisherigen Rektors ist sein Protest gegen das Beibehalten der bisherigen aus dem Mittelalter stammenden Aemterverfassung, welche eine immer stärkere Abhängigkeit von der Regierung und schließlich ein vollständiges Verlieren aller Selbständigkeit zur Folge haben müßte. Einjähriges Rektorat, einjähriges Dekanat bewirkt naturgemäß, daß dieses Amt weiter nichts als eine Repräsentationswürde ist; wenn die Regierung keine absolute Gewalt über die Universität gewinnen soll, dann müßte mit der Einführung längerer Amtsperioden begonnen werden. Schmoller verlangt deßhalb ein 3jähriges Rektorat, 2jähriges Dekanat und 2jährige Senate; denn nur eine solche längere Amtszeit beseitigt den Mißstand, daß die kaum handlungsfähig gewordenen Rektoren und Dekane Amt und Würde wieder aus den Händen geben müssen.

Hatte der scheidende Rektor mit diesen beiden Punkten die gegenwärtig wichtigsten Universitätsfragen und Aufgaben schon berührt, so that dies in noch ausführlicherer Weise der neue Rektor, Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer, nachdem er die Eidesformel gesprochen und die Insignien angelegt hatte. Das scheidende Jahrhundert, in welchem er 31 Jahre als ordentlicher Professor an deutschen Universitäten gewirkt habe, gebe ihm die Legitimation, über die Aufgaben der deutschen Universität zu sprechen und die augenblicklich interessirenden Fragen, welche auch auf der letzten Rektorenversammlung zur Diskussion standen, coram publico zu behandeln. Zunächst frage es sich, ob der in letzter Zeit gemachte Vorschlag des Anschlusses der technischen Hochschulen an die Universitäten zu acceptiren oder zu verwerthen sei. Bekanntlich hat Riedler in seiner Broschüre und auf der letzten Naturforscherversammlung in Düsseldorf dies warm befürwortet und die Proposition gemacht, den vier bisherigen Fakultäten noch vier technische zuzufügen und den jetzigen Dualismus zwischen Universität und technischer Hochschule dadurch zu lösen; dagegen sei zu erwähnen, daß eine innige Vereinigung schon deßhalb nicht denkbar sei, weil die Universität die Aufgabe habe, nur die grundlegende wissenschaftliche Befähigung zu geben, während die Hochschule in erster Reihe als Fachschule eine technische Ausbildung verleihe und die praktische Seite in den Vordergrund stelle. Nur eine Fühlung mit der technischen Hochschule und den anderen gleichgestellten Anstalten sei anzuempfehlen, und zwar derart, daß an der Universität technische Vorträge, an der Hochschule rein wissenschaftliche Vorlesungen gehalten und gehört werden. So werde bald die Hochschule den gleichen Rang mit der Universität gewinnen und der Stand der Ingenieure dem der Juristen und Mediziner ebenbürtig sein. „Sint quod sunt aut non sunt“ sei in dieser Frage die Richtschnur. — Auch Waldeyer äußert sich über die Frauenfrage und das Frauenstudium; er war, wie er selbst bekennt, früher Gegner, ist aber jetzt anderer Meinung geworden, da diese Frage sich als ein natürliches Ergebniß der Gesellschaftslage unsrer Kultur darstelle, dem man eben mit Nothwendigkeit nachgeben müsse. Um aber die seelischen Eigenschaften unsrer Jugend zu lassen, dem Manne seinen männlichen, dem Weibe seinen weiblichen Sinn zu erhalten und keine viri geminati zu schaffen, möchte er ein gemeinschaftliches Studium in derselben Universität nicht empfehlen, sondern zur Einrichtung von Frauenuniversitäten rathen, zumal das Weib anders lernt als der Mann, und der Vortragende mit Schwierigkeiten kämpfen müßte, wollte er sich immer beiden Denk- und Lernweisen adaptiren. — Die dritte Aufgabe der Universität sei die Einführung von Volkshochschulkursen, für welche der neue Rektor mit voller Hingebung wirksam zu sein verspricht. Indem er die Berechtigung dieser Vorlesungen und die Dankbarkeit des Volks hervorhebt, bittet er um lebhafte Betheiligung seitens der Dozenten aller Hochschulen an dieser in der Entwicklung begriffenen Institution, welche alle Keime für eine segensreiche Entfaltung in sich trage. — Als letzte und vornehmste Aufgabe der Universität bezeichnet er die Wahrung der Korporativrechte, die man in letzter Zeit anzutasten gewagt habe. Selbstverwaltung, aber auch Selbstzucht, sei für ihn der leitende Satz. Man müsse unterscheiden zwischen Aenderungen, die nothwendig, und Aenderungen, die bloß nützlich und günstig seien; so es sich um die letzteren handelt, solle man quieta non movere, und es lieber beim Alten lassen. Das deutsche Volk liebt seine freien Lehrer und seine freien Studenten. Daß unsre Universitäten gut eingerichtet seien, geht schon daraus hervor, daß Frankreich und Italien sich jetzt rüsten, Universitäten nach deutschem Muster einzurichten. An der deutschen Universität darf der Lehrer lehren und forschen, der Lernende lernen und arbeiten in freier Selbstbestimmung, gewarnt nur von der Selbstzucht; so lernt die Jugend am besten frei wollen, aber auch gehorchen, so allein kann die Universität ein Ehrentitel der deutschen Verwaltung bleiben und Bürger heranbilden, wie sie der deutsche Staat braucht.

-γx- **Zweite Konferenz zur Berathung eines internationalen Katalogs der exakten Wissenschaften.** — Wie uns aus London geschrieben wird, wurde diese Konferenz (vgl. Beil. 195) Dienstag, den 11. Oktober, im Bourlington House eröffnet. Auf der Konferenz sind bisher außer Großbritannien und fünf seiner Kolonien 12 Regierungen durch im ganzen 31 Delegirte vertreten. Von Deutschland erschien Prof. Dr. Klein (Göttingen), von Oesterreich die Professoren L. Boltzmann und E. Weiß, Belgien sandte den Ausschuß des Institut international de Bibliographie: die Senatoren Descamps und Lafontaine und Hrn. Paul Otlet, Frankreich die zwei Mitglieder des Institut de France Darboux und Mascart und den Bibliothekar Dr. Deniker, Ungarn, Schweden, Norwegen, die Schweiz und die Vereinigten Staaten sind ebenfalls durch Bibliothekare vertreten. Nach der Wahl des Bureaus und der Geschäftsordnung wurde abermals beschlossen, daß man nach Köpfen und nicht nach Staaten abstimmen werde. So hat auch diese Konferenz nicht den gewünschten Charakter einer Konvention annehmen können. Die Delegirten erklärten, sie seien ad audiendum gekommen und könnten sich auch finanziell nicht verpflichten. Die Konferenz (Punkt 10 des Protokolls) hält an dem Prinzip der Publikation eines Katalogs in beiden Formen (Karten- und Buchform) fest. Für jede Wissenschaft, welche in den Katalog Aufnahme findet, werden Klassifikationstafeln festgestellt, die Anatomie wurde als selbständige Wissenschaft erklärt und hinsichtlich der Geographie die Beschränkung auf Werke der mathematischen und physischen Geographie ausgesprochen. Jede Wissenschaft ist durch ein Symbol auszudrücken. Von den weiteren Beschlüssen der beiden ersten Sitzungen ist noch hervorzuheben, daß auch das Italienische als eine jener Sprachen erklärt wurde, welche in den Titelangaben ohne englische Uebersetzung aufgenommen würde. — Von deutscher Seite war im letzten Augenblick noch der Versuch gemacht worden, die Konferenz bis April des nächsten Jahres zu verschieben. Reg.-R. Dr. Klein traf erst Dienstag abends in London ein und konnte infolgedessen an den zwei ersten Sitzungen nicht theilnehmen. Dänemark hatte von vornherein allen Beschlüssen zugestimmt und keinen Vertreter gesandt. Die Diskussion findet an der Hand des in der Beil. 195 besprochenen Berichts statt.

* **Jena**, 15. Okt. Dr. Albert Leitzmann, Privatdozent der germanischen Philologie an der hiesigen Universität, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Jahrgang 1898. | München, Dienstag, 18. Oktober. | Nummer 236.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der italienische Gesetzentwurf über die Autonomie der Hochschulen.

Von Prof. Dr. Max Pappenheim in Kiel.

Bald nachdem er zum drittenmal das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts übernommen hatte, legte der Minister **Baccelli** in erneuter Gestalt der italienischen Deputirtenkammer den Entwurf zu einem Gesetze vor, durch welches das höhere Unterrichtswesen Italiens in die Bahnen einer neuen Entwicklung gelenkt werden soll.[1]) Die wichtigen Fragen, deren Beantwortung hier im Wege der Gesetzgebung erfolgen soll, sind in der Hauptsache für alle Kulturstaaten die nämlichen. Wenn einer von ihnen daran geht, ihnen eine neue Regelung zutheil werden zu lassen, werden die übrigen nicht gleichgültig beiseite stehen dürfen. Für uns Deutsche aber ist der vorliegende Gesetzentwurf auch um deßwillen von besonderem Interesse, weil er sich der in Deutschland erhaltenen Grundgedanken der Universitätsverfassung bedient, um zu einer geschichtlichen Anknüpfung an die älteren italienischen Verhältnisse zu gelangen. —

Der neue Entwurf ist nur kurz, sehr viel kürzer als das Gesetz vom 13. November 1859 (legge Casati), durch welches zur Zeit das höhere Schulwesen Italiens im wesentlichen geregelt wird. Der Entwurf zählt nur 14 Artikel — darunter noch drei Uebergangsbestimmungen — nebst zwei Anlagen, die ein Verzeichniß der unter ihn fallenden Anstalten und ein solches der nach ihm zu zahlenden Gebühren im höheren Unterrichtswesen enthalten. Er will, wie die ihm beigegebene Begründung ausführt, nur die Grundlinien für den Plan des neuen Baues ziehen, die Ausfüllung im einzelnen, bei der es sich nicht um fundamentale und unabänderliche Prinzipien handelt, den Reglements überlassen. — Die Anstalten, die unter das Gesetz fallen sollen, sind nach der beigegebenen Tabelle einmal die 17 königlichen Universitäten, sodann einige Akademien, technische Hoch- und Thierarzneischulen, endlich die königlichen Istituti Saperiori di Magistero femminile von Rom und Florenz. Die Aufnahme dieser beiden letzten Anstalten bildet, um es gleich zu sagen, wohl den bedenklichsten Punkt des ganzen Entwurfs. Sie ist erfolgt ungeachtet der vortrefflich begründeten Bedenken, welche in dem Kommissionsbericht über den Entwurf von 1895[2]) gegen die Gleichstellung jener Anstalten mit den Universitäten erhoben worden waren. Ja, der vorliegende Entwurf geht in der Begünstigung der beiden Istituti noch weiter als der frühere. Denn er gewährt ihnen das Recht zur Verleihung der Doktorwürde, welches der Entwurf von 1895 ihnen ausdrücklich versagte. Umsomehr muß es auffallen, daß gleich der vorigen auch die jetzige Begründung des Entwurfs mit keinem Worte die vorgeschlagene Behandlung der beiden Mädchengymnasien rechtfertigen zu müssen geglaubt hat. Denn nur um solche handelt es sich bei den in Rede stehenden Anstalten, wie der Kommissionsbericht von 1895 unwiderleglich und in voller Uebereinstimmung mit zahlreichen früheren Aeußerungen der Regierungsorgane, insbesondere auch des Ministers Baccelli selbst, festgestellt hat. Die Annahme der jetzt vorgeschlagenen Regelung würde zur Folge haben, daß Frauen den Doktorgrad durch Erbringung derselben Leistungen erlangen könnten, welche jungen Männern überhaupt erst den Zugang zur Universität eröffnen. Welche Rückwirkung ein solcher Zustand auf die Gestaltung des Doktorexamens der Universitäten ausüben müßte, bedarf keiner Auseinandersetzung. Dazu kommt, daß bei der befürworteten Normirung die im übrigen auch von dem Entwurfe nicht angetastete, enge und unlösbare Beziehung ignorirt wird, in welcher die Doktorwürde zu den einzelnen Fakultäten steht. Bisher hat es keine Doktoren schlechthin gegeben, sondern nur Doktoren der Rechte, der Medizin, der Philosophie. Nicht die Universität promovirt, sondern die Fakultät,[3]) und hienach bestimmen sich ebenso die Vorbedingungen für den Erwerb des Doktorgrades wie dessen Wirkungen. Es ist nicht ersichtlich, wie der Entwurf sich diese Frage für die Mädchengymnasien beantwortet denkt. Sie können ja unmöglich mit den einzelnen Fakultäten, sondern nur mit den Universitäten selbst verglichen werden. Sollen sie allein nun die Würde eines Doktors schlechthin ertheilen dürfen, und soll diese Würde dann gleichwerthig sein der Vereinigung aller von den Fakultäten ertheilten Grade? Soll sie insbesondere genügen, um für jede dieser Fakultäten nach Maßgabe des Art. 6 Abs. 4 des Entwurfs den Zugang zur akademischen Lehrthätigkeit zu eröffnen? Oder soll, was doch jedenfalls hätte ausgesprochen werden müssen, das Mädchengymnasium etwa nur den Grad eines Doktors der philosophischen Fakultät ertheilen dürfen und diese letztere somit allein mit solchen Doktoren minderen Werthes beglückt werden? Alle diese Fragen brauchen nur aufgeworfen zu werden, um die Unmöglichkeit der vorgeschlagenen Regelung erkennen zu lassen. Zu ihren Gunsten läßt sich umsoweniger etwas anführen, als in Italien den Frauen der Zugang zu den Universitäten selbst vollkommen offen steht. —

[1]) Atti parlamentari — Camera dei Deputati, legislatura XX, 1a sessione, documenti — disegni di legge e relazioni n. 318.

[2]) S. Kommissionsbericht S. 37 ff. (Atti parlamentari — Camera dei Deputati, legislatura XIX, 1a sessione, documenti — disegni di legge e relazioni n. 67a). Referent der Kommission war der ordentliche Professor der Rechte an der Universität Turin, Dr. **Guido Fusinato**. Seine Ausführungen verdienen namentlich auch in Deutschland die größte Beachtung.

[3]) Es ist daher ungenau und stimmt auch nicht mit den Ausführungen der Begründung überein, wenn Art. 6 des Entwurfs sagt: „Le Università e gli altri Istituti compresi nella annessa tabella A conferiscono il diploma di laurea che dà diritto al titolo di dottore.“ Hätte man sich hier genau ausgedrückt, so wäre man von selbst zu den oben im Text entwickelten Bedenken gekommen.

Aus dem Verzeichniß der dem Gesetze zu unterstellenden Anstalten erhellt die in der Begründung näher dargelegte Stellungnahme des Entwurfs zu der viel erörterten Frage einer etwaigen Verminderung der Universitäten. Mit beredten Worten wird eine solche von der Begründung als unbillig und verderblich zurückgewiesen. Aber der gegentheiligen Auffassung wird doch ein nicht unerhebliches Zugeständniß durch die Aufnahme des Artikels 9 des Entwurfs gemacht, welche die Kommission von 1895 vergeblich zu verhindern bemüht gewesen ist. Es sollen danach diejenigen Fakultäten zu bestehen aufhören, die während zweier aufeinanderfolgenden Jahre nicht so viele Studirende haben, daß deren Zahl, durch die der vorgeschriebenen Studienjahre getheilt, acht beträgt. Der Kommissionsbericht führt aus, daß diese Vorschrift vermuthlich keine große praktische Bedeutung haben würde. Immerhin ergäbe sich unmittelbar für einige Universitäten die Gefahr der Degradirung zu Anstalten zweiten Ranges, die wirkliche „universitates literarum“ nicht mehr wären, und bei denen der Wegfall einzelner Fakultäten gewiß auch eine nachtheilige Rückwirkung auf die ihnen verbleibenden ausüben würde.

Es sind nur staatliche Anstalten, auf die das vorliegende Gesetz unmittelbar Anwendung finden will. Die Gründung nichtstaatlicher Universitäten wird in Zukunft nicht wohl mehr möglich sein (vgl. Art. 3 des Entwurfs). Die vier bestehenden freien Universitäten aber, welche gegenwärtig in jeder Beziehung den staatlichen gleichstehen, werden (nach Art. 10 des Entwurfs) gewisse Vorbedingungen zu erfüllen haben, um der Wohlthaten des neuen Gesetzes theilhaftig zu werden. Die Mittheilungen des Kommissionsberichtes (S. 35) lassen erkennen, daß dies im Prinzip vollkommen gerechtfertigt ist. Auch wird gegen die eine jener Bedingungen, nämlich die Unterwerfung unter die Vorschriften des neuen Gesetzes, nichts eingewendet werden können (anders Art. 9 des Kommissionsentwurfs). Dagegen ist die andere Bedingung, daß diese Universitäten „diano prove di serie garanzie scientifiche“ allerdings weniger bestimmt formulirt, als erwünscht wäre. —

Der für die gesammte Neuregelung maßgebende Grundgedanke ist in dem ersten Absatze des Art. 1 zum Ausdruck gelangt. Das Gesetz verleiht den unter dasselbe fallenden Anstalten eigene Rechtspersönlichkeit und die dreifache Autonomie der Lehre, der Verwaltung und der Disciplin unter der Aufsicht des Staates. Eine königliche Verordnung, die auf Vorschlag des Unterrichtsministers und nach Anhörung des Oberschulraths und des Staatsraths ergehen soll, wird die Normen für die Ausgestaltung dieser dreifachen Autonomie enthalten. Es versteht sich, daß wesentlich ihr Inhalt maßgebend sein wird für die Art und das Maß, in denen jener Grundgedanke in das Leben umgesetzt werden wird. Aber im Großen und Ganzen sind doch die weiteren Einzelbestimmungen des Entwurfs von einem solchen Geiste besonnener Freiheitlichkeit erfüllt, daß schon daraufhin die günstigsten Hoffnungen für die Zukunft des höheren Unterrichtswesens in Italien gegründet werden können.

Eine Verletzung jenes Grundgedankens der Autonomie hat die Mehrheit der Parlamentskommission von 1895 (vgl. S. 31 des Berichts) in der Vorschrift des Art. 1 Abs. 2 erblickt, nach welcher der Staat sein Aufsichtsrecht durch einen dem Unterrichtsminister unterstellten Vertreter bei jeder Anstalt ausübt. Der Kommissionsentwurf wünscht an dessen Stelle den Rektor gesetzt zu sehen. Indessen scheint uns doch der neue Entwurf mit Recht die Bestimmung des vorigen beibehalten zu haben. Es kann nicht erwünscht sein, daß der Rektor sich gleichzeitig als das Haupt der Universität und als Organ der Staatsaufsicht über dieselbe fühle. Der Besitz jeder dieser beiden Funktionen würde die gehörige Ausübung der anderen in Frage stellen können. Mit der den Universitäten eingeräumten Autonomie erwächst ihnen das Recht und die Pflicht, auch dem Staate gegenüber, wenn auch selbstredend nie im Gegensatz zu seinem Wohle, den Kreis der ihrer Pflege anvertrauten Interessen selbständig wahrzunehmen. Das können sie aber nicht, wenn ihr wichtigstes Organ nicht auch ausschließlich ihr Organ ist. Und ebenso muß die Aufsicht des Staates über die Universität nothwendig in der Hand einer Person liegen, die dadurch nicht in die Lage kommen kann, sich selbst zu kontroliren. Wir müssen uns daher in dieser Frage auf die Seite der Regierungsvorlage stellen.

Dagegen scheint uns allerdings die einzige Vorschrift des Entwurfs, die sich sonst noch mit dem Regierungsvertreter beschäftigt, ihm nicht die gebührende Stellung zuzuweisen. Nach Art. 4 Abs. 1 soll der Verwaltungsrath der Universitäten rc. zusammengesetzt sein aus dem Rektor als Vorsitzendem, dem Regierungsvertreter und den gewählten Vertretern der Fakultäten. Der Regierungsvertreter soll hier also selbst theilnehmen an Handlungen, die er für den Staat zu beaufsichtigen hat. Er wirkt an der Diskussion und Beschlußfassung mit in seiner Eigenschaft als Mitglied des Verwaltungsraths und selbst unter der Leitung des Rektors, und wenn er dann überstimmt ist, so berichtet er darüber an den Minister in seiner Eigenschaft als Organ der Staatsaufsicht! Es liegt auf der Hand, daß das kein würdiger Zustand wäre.

Aehnlich verhält es sich nach der Begründung des Entwurfs, der selbst über diese Frage schweigt, mit der Stellung des Regierungsvertreters zur Aufrechterhaltung der Disciplin. Auch für diese spricht der Entwurf den Hochschulen die Autonomie unter der Aufsicht der Staates zu. Daraus würde sich ergeben, daß die Anstalt selbst die Disciplin zu wahren, der Regierungsvertreter aber darüber zu wachen hätte, daß sie dies gehörig thue. Nach der Begründung (S. 7 Sp. 1) soll er aber über die Verletzungen der Disciplin selbst an den Rektor und an den Unterrichtsminister berichten, und nicht der Rektor, sondern der Regierungsvertreter soll nöthigenfalls die Staatsgewalt zum Schutze der verletzten Disciplin anzurufen haben. Es scheint uns, daß auch hier dem Regierungsvertreter Aufgaben zugewiesen werden, die mit der ihm durch die allgemeine Norm des Art. 1 zugewiesenen Stellung nicht vereinbar sind, und die den Universitäten selbst vermöge der ihnen gewährten disciplinären Autonomie obliegen müssen. Nicht ein Organ der Staatsaufsicht über die Handhabung der Disciplin, sondern ein zu ihrer Handhabung mitberufenes Organ wäre der Regierungsvertreter, dem solche Funktionen oblägen. Daß er über Verletzungen der Disciplin an den Rektor berichten soll, scheint sogar auf der Voraussetzung zu beruhen, daß der Rektor selbst nicht ebenso gut von ihnen unterrichtet wäre.

Das Amt des Regierungsvertreters oder Kurators ist ein ungemein wichtiges. Die Verschiedenheit der Verhältnisse der einzelnen Universitäten, welcher der vorliegende Entwurf die vollste Würdigung zutheil werden läßt, macht die Existenz eines Bindeglieds zwischen ihnen und der Zentralgewalt durchaus erforderlich. Nur ein ständiger Vertreter der Regierung am Orte jeder Hochschule wird diejenige Vertrautheit mit deren Verhältnissen zu erlangen vermögen, welche die Vorbedingung für ein sachgemäßes Eingreifen des Staats in dieselben bildet. Daß dabei die Persönlichkeit dieses Vertreters selbst eine entscheidende Rolle spielt, versteht sich bei der Eigenart seiner Stellung, die eine Vertrauensstellung nach zwei Seiten hin ist, von selbst. Um so nothwendiger aber ist es, daß seine Funktionen klar abgegrenzt werden und er nicht von vornherein in eine Zwitterstellung gebracht wird, die auf seine eigentliche

Thätigkeit lähmend einwirken muß und den Keim zu Konflikten und Mißverständnissen in sich birgt. —

Eine der bedeutsamsten Neuerungen des Entwurfs, welche allerdings (vgl. Art. 12) erst nach Ablauf von 5 Jahren von der Verkündung des Gesetzes an Geltung erlangen soll, betrifft die Normen für die Besetzung der Professuren. Gegenwärtig bildet die Ernennung der Professoren auf Grund des Ergebnisses einer dafür veranstalteten Konkurrenz durchaus die Regel. Der Kommissionsbericht (S. 6 ff.) bezeugt, daß das behufs Sicherung der Unparteilichkeit im einzelnen (besonders hinsichtlich der Zusammensetzung der urtheilenden Jury) sehr sorgfältig ausgestaltete System der concorsi sich in Italien selbst des allgemeinen Beifalls erfreut. Der Entwurf will dieses System nicht vollständig beseitigen, wohl aber ihm die bisherige Alleinherrschaft entziehen. Er bestimmt (Art. 5), daß die Ernennung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren durch den König erfolgen soll, und räumt den Fakultäten das Recht ein, nach ihrer Wahl entweder unmittelbar Vorschläge für die Ernennung zu machen oder die Veranstaltung einer Konkurrenz zu verlangen.[1]) Er bringt mit dieser Regelung den Fakultäten ein Vertrauen entgegen, das ihnen gegenwärtig versagt wird. Die staatliche Aufsicht dürfte sich als vollkommen ausreichend erweisen, um etwaigem Mißbrauche dieses Vertrauens wirksam zu begegnen. Sie wird in jedem einzelnen Falle durch den Unterrichtsminister ausgeübt, der nach Abs. 2 des Art. 5 die Vorschläge der Fakultäten nach Anhörung der Begutachtung des Oberschulraths abzulehnen berechtigt ist. In der Begründung (S. 6) ist als materielle Voraussetzung hiefür bestimmt, daß „die vorgeschlagene Person von dem Minister nicht für würdig erachtet wird“. Der Fassung des Entwurfs gegenüber bedeutet dies eine so wesentliche Einschränkung der Machtbefugniß des Ministers, daß das Gesetz darüber nicht schweigen dürfte. Im übrigen scheint uns die vorgeschlagene Regelung eine Verbesserung zu bedeuten und dem Geiste des ganzen Entwurfs zu entsprechen. Ersteres, weil das System der concorsi per titoli doch auch sehr erhebliche Mängel aufweist, die in dem Kommissionsbericht von 1895 nur zum Theil Erwähnung gefunden haben.[2]) Letzteres, weil das Gesetz in der Frage der Besetzung der Professuren nicht prinzipiell den Fakultäten das Vertrauen vorenthalten kann, welches er ihnen sonst in allen Beziehungen in weitestem Umfange zutheil werden läßt.

Als ein besonders wichtiger Vorzug des neuen Systems vor dem gegenwärtigen ist es zu betrachten, daß nur das erstere eine gebührende Berücksichtigung der Lehrthätigkeit und Lehrfähigkeit der für eine Professur in Betracht kommenden Persönlichkeiten gestattet. Bei dem concorso kommt eine solche so gut wie überhaupt nicht in Frage. Sehr bezeichnend in dieser Beziehung ist die auf Anregung der Kommission von 1895 in den Entwurf (Art. 7 Abs. 3) aufgenommene Vorschrift, daß die Ausübung der Privatdozentur bei Gleichheit der Bedingungen einen Vorzugstitel bei den Konkurrenzen um Universitätslehrstühle bilden soll. Das ist gewiß das Minimum, welches verlangt, aber im System der concorsi auch das Maximum, welches erreicht werden kann. Die Regelung des Entwurfs schafft die Möglichkeit, daß als Lehrer verdiente Privatdozenten auf den Vorschlag der Fakultät befördert werden, auch wenn ihre Aussichten, in der Konkurrenz zu siegen, vielleicht nicht groß wären; durch diese Möglichkeit aber wird einerseits die Stellung der Privatdozenten als solcher gehoben und andererseits eine natürliche Rückwirkung auf ihren Lehreifer ausgeübt, sowie die gehörige Anerkennung der Lehrbegabung gewährt werden. Und gerade die Hebung der Privatdozentur ist eine der weiteren großen Aufgaben, deren Lösung der neue Entwurf in Angriff genommen hat.

Wesentlich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt erscheint eine Neuerung des Entwurfs, die vor allen anderen auch über die Grenzen Italiens hinaus lebhaftes Interesse erregen muß, nämlich die Einführung des Systems der Kollegiengelder (contribuzioni annue d'iscrizione ai corsi). Man glaubt, sie im Interesse der Universitäten nicht länger entbehren zu können. Vornehmlich sollen sie auch dazu dienen, für das Institut der Privatdozentur eine gesündere Grundlage zu schaffen, als die, auf der es gegenwärtig ruht.

„Die Wahrheit ist,“ sagt der Kommissionsbericht (S. 10), „daß heutzutage die Privatdozentur, ungeachtet der Bedeutung Vieler, die sie ausüben, das dürrste Blatt am Baume unsrer Universität ist.“ Eine Hauptschuld daran trägt aber diejenige Einrichtung, die durch die Aufhebung der Kollegiengelder für die Professoren zugunsten der Privatdozenten geschaffen werden mußte, um ihre Existenz überhaupt zu ermöglichen. Während der Professor in Italien auf sein Gehalt beschränkt ist, zahlt dem Privatdozenten der Staat einen dem Kollegiengeld entsprechenden Betrag für jeden Studirenden aus, der sich für seine Vorlesung inskribirt hat. Das klingt nun sehr einfach und praktisch, hat aber höchst eigenthümliche Folgen gehabt. Der Student, welcher eine Vorlesung nicht bei dem Professor, sondern bei dem Privatdozenten belegt, wendet diesem eine Einnahme auf Staatskosten zu, ohne sie jenem zu entziehen. Ihn dazu zu bestimmen, kann dem Privatdozenten, der darauf ausgeht, nicht schwer fallen. Es müssen hiezu nicht immer die saubersten Mittel dienen, und das Ergebniß ist, daß der Privatdozent vielfach als der geborene Feind des sein Fach vertretenden Professors erscheint.[1]) Solchen Zuständen ein Ende zu machen, dürfte allerdings das System der Kollegiengelder geeignet sein. Die Ausgestaltung aber, die ihm der Entwurf im einzelnen zutheil werden läßt, ist nicht bedenkenfrei.

Nach Abs. 3 des Art. 8 soll von der Gesammtsumme der bei den Inskriptionen jeder Universität eingezahlten Kollegiengelder ein Fünftel vorweggenommen werden, um „unter diejenigen Professoren vertheilt zu werden, die nach der Beschaffenheit ihres Lehrfaches selbst nur eine beschränkte Zahl von Studenten haben können“. Gegen den Gedanken einer solchen Ausgleichung, der ja freilich selbst in Deutschland auch seine Gegner hat, haben wir nichts einzuwenden. Indessen wäre es doch wohl richtig, ähnlich, wie das jetzt in Preußen geschieht, erst von einem gewissen Betrage der Kollegiengelder an den Abzug für den einzelnen Dozenten eintreten zu lassen. Sonst könnte es leicht geschehen, daß Jemand ein Fünftel seines geringen Einkommens abgeben muß, um dadurch die vielleicht schon ohnehin hohe Vertheilungsquote noch zu steigern. Unter den „professori“, die an der Vertheilung partizipiren sollen, sind ohne Zweifel auch die Privatdozenten zu verstehen, denn ja auch die Abzüge ebenso wie den Professoren gemacht werden. Das

[1]) So glaube ich die Vorschriften von Abs. 1 und 4 des Art. 5 mit einander vereinigen zu müssen. Anders wird das Verhältniß der ihnen entsprechenden Bestimmungen des Art. 3 im Entwurf von 1895 seitens der damaligen Kommission (Bericht S. 7) aufgefaßt. Erwünscht wäre eine jeden Zweifel in dieser wichtigen Frage ausschließende Fassung des Gesetzes, zumal da die Begründung schweigt.

[2]) Ein solcher Mangel besteht z. B. darin, daß das System der concorsi eben die jungen Gelehrten fast mit Nothwendigkeit zu einer äußerlich umfangreichen, literarischen Produktion hindrängt, deren Ergebnisse nicht immer genügend ausgereift sein können, und an deren Stelle dann nach erlangter Professur nicht selten eine ebenso unerwünschte Einschränkung der literarischen Thätigkeit tritt. Vgl. ferner den folgenden Absatz des Textes.

[1]) Es ist mir vor Jahren begegnet, daß ein junger Italiener auf die Frage, warum er sich denn nicht an der Universität seiner Heimathsprovinz, wo er seine Studien gemacht, habilitire, erwiderte, das sei vollkommen ausgeschlossen, er könne es seinem dortigen Lehrer gegenüber, dem er großen Dank schulde, nicht thun.

hat nun zur Folge, daß mit der Zulassung eines Privatdozenten für eins der hier in Frage kommenden Lehrfächer ihm ein gewisses Einkommen ohne weiteres gewährleistet, andrerseits aber die Vertheilungsquote entsprechend verringert wird. Da das Gesetz selbst über den Maßstab der Vertheilung keine Bestimmungen trifft, werden die Ausführungsverordnungen bedacht sein müssen, die Frage so zu regeln, daß die Gefahr einer Erschwerung der Zulassung solcher Privatdozenten vermieden werde.

Nach erfolgtem Abzuge sollen die Kollegiengelder „unter die amtlichen Lehrer und unter diejenigen Privatdozenten vertheilt werden, für deren Vorlesungen die Studenten sich eingeschrieben haben werden (saranno distribuite fra gl'insegnanti ufficiali e fra quei privati docenti, ai corsi dei quali gli studenti si saranno iscritti)." Hoffentlich soll hiemit nur gesagt sein, daß jedem Dozenten die verbleibenden vier Fünftel seiner Kollegiengelder auszuzahlen sind. Es wäre aber gut, wenn dies auch unzweideutig ausgedrückt würde. So verstanden, wie sie lautet, würde die Vorschrift einen Zustand herbeiführen, den der Entwurf unmöglich beabsichtigen kann. —

„Die Lehr- und Lernfreiheit, welche einstmals den Grund für die Größe der alten italienischen Hochschulen bildete und gegenwärtig die Kraft und den Stolz ruhmreicher ausländischer Universitäten ausmacht, muß das Fundament unsres erneuerten Universitätsrechts sein." Mit diesen Worten leitet die Begründung ihre Ausführungen über die akademische Freiheit ein, die nun in vollem Maße auch den Studirenden zutheil werden soll. Sie sollen fortan nicht mehr wie Schüler behandelt werden, einen genau vorgeschriebenen Studiengang einschlagen müssen, regelmäßig wiederkehrenden, die freie Bewegung hemmenden Prüfungen unterworfen sein. Die Selbständigkeit, die sie sich thatsächlich im Gegensatze zum geschriebenen Rechte anzueignen gewußt haben,[1]) soll ihnen von diesem selbst nunmehr vertrauensvoll eingeräumt werden. Sie sollen dadurch zu dem Gefühle einer Verantwortlichkeit erzogen werden, welche ihnen bisher der Staat abnahm.

Der Standpunkt, auf den sich der Entwurf hiemit gestellt hat, ist der in Deutschland allgemein vom geltenden Rechte eingenommene und so gut wie allgemein für richtig gehaltene. Es bedarf daher kaum der besonderen Hervorhebung, daß man bei uns in der neuen Grundlegung, welche das Universitätsstudium in Italien erhalten soll, eine ebenso erfreuliche wie wichtige Verbesserung erblicken wird. Dies umsomehr, als der Entwurf seiner idealen Auffassung ungeachtet den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen verliert, sondern darauf bedacht ist, auch den Gefahren vorzubeugen, die mit der Statuirung einer unbedingten Lernfreiheit gegeben sind.

Das geeignete Mittel hiezu erblickt der Entwurf in gehörig eingerichteten Prüfungen. Auch hierin können wir ihm nur beistimmen. Was man auch wider die Prüfungen vorgebracht hat, man hat bisher noch keinen Ersatz für sie gefunden. Gewiß nicht nach der Seite der Ermittlung der vom Kandidaten erworbenen Kenntnisse, aber — soweit die große Masse der Studirenden in Betracht kommt — auch nicht mit Bezug auf die Schaffung eines wirksamen Antriebs zur Erwerbung von Kenntnissen. Die Betrachtung der in Deutschland obwaltenden Verhältnisse läßt erkennen, daß nur wenige Studirende sich den naheliegenden Erwägungen verschließen, zu denen das Bevorstehen einer ernst zu nehmenden Prüfung auch schon für die Anfangszeit des Studiums anregt, und daß andrerseits, wo die Prüfung nicht leistet, was sie leisten soll, alle sonstigen Heilmittel nur äußerlich wirken. Die Belege bieten sich Jedem von selbst dar.

[1]) Vgl. darüber S. 15 des Kommissionsberichtes.

Der Entwurf unterscheidet drei Prüfungen, zwei akademische und eine staatliche. Die erste akademische sogenannte Reifeprüfung (esame di maturità) stellt sich als ein Zwischenexamen dar, das von jedem Studirenden nach Ablauf einer gewissen reglementsmäßig für die einzelnen Anstalten zu bestimmenden Zeit abzulegen ist. Da die ganze Einrichtung dieses Examens ebenfalls auf den Weg des Reglements verwiesen ist, lassen sich über seine voraussichtliche Wirksamkeit auch nicht einmal Vermuthungen äußern. Das in sehr allgemeinen Zügen gehaltene Bild, welches die Begründung von ihm entwirft, kann daher vorläufig nur als der Ausdruck von Wünschen und Hoffnungen angesehen werden.

Die Reifeprüfung muß bestanden haben, wer sich der zweiten akademischen (esame di laurea) oder der staatlichen Prüfung unterziehen will. In der scharfen Scheidung dieser beiden letzteren Prüfungen liegt, wie auch schon der Kommissionsbericht von 1895 hervorhebt, eine der wichtigsten und erfreulichsten Neuerungen des Entwurfs. Die Erlangung der Doktorwürde soll fortan nicht mehr, wie gegenwärtig, den Erwerb der Qualifikation zur Bekleidung von Aemtern mit sich führen. Sie enthält lediglich ein Urtheil der Fakultät über die wissenschaftliche Ausbildung; nur für die Bekleidung eines Lehramts bildet ihr Besitz regelmäßig eine Vorbedingung. Die Feststellung der Bedingungen für die Erlangung des Doktorgrades legt der Entwurf vollständig in die Hände der Fakultäten. Nur die Gebühren sind einheitlich geregelt, und außerdem ist bestimmt, daß dieselben zum Vortheil der einzelnen Anstalten zu verwenden, also nicht etwa unter die Fakultätsmitglieder zu vertheilen sind. Auf diese Weise dürfte wenigstens in einer Hauptfrage den in Deutschland zu beklagenden Mißständen wirksam vorgebeugt sein.

Ist nun das Doktorexamen den Fakultäten fast vollständig überlassen, so ist ihnen das Berufsexamen fast vollständig entzogen. Durch dasselbe soll sich der Staat ein Urtheil darüber bilden, „ob der junge Mann, der die Universität verläßt, zur Ausübung seines Berufs geeignet ist." Vom Minister des öffentlichen Unterrichts berufene Fachkommissionen sollen die Prüfungsordnungen abfassen, die einer regelmäßigen Revision zu unterziehen sind. Die Prüfungskommissionen selbst werden Jahr für Jahr vom Unterrichtsminister berufen und sind aus Professoren und hervorragenden Praktikern zusammengesetzt. Das wird folgendermaßen begründet: „An einer Prüfung der Qualifikation für die Berufsausübung müssen sicherlich die hervorragendsten Praktiker Antheil haben, welche die speziellste Zuständigkeit nach der praktischen Seite hin besitzen; aber die Universitätslehrer können nicht von ihr ausgeschlossen werden. Ihre Ausschließung würde der Prüfung jeden wissenschaftlichen Charakter und jede wirkliche Bedeutung nehmen. Es ist weder nützlich, noch angemessen, noch gerecht, den Universitätslehrern jeden Antheil an der offiziellen Prüfung zu nehmen, die die Krönung ihres Unterrichts bedeutet, umsomehr, als sie aus den Ergebnissen dieser Prüfung sehr nützliche Lehren für die Zukunft schöpfen können." Wir vermögen uns weder diesen Ausführungen, noch dem durch sie begründeten Vorschlag selbst anzuschließen. Der geeignetste Examinator wird stets derjenige sein, bei welchem die vollständigste Vertrautheit mit dem Prüfungsgegenstande vorausgesetzt werden darf. Für eine Prüfung, welche sich lediglich auf die durch den Universitätsunterricht erworbenen Kenntnisse bezieht, scheinen uns deßhalb die Universitätslehrer in erster Reihe als geeignete Examinatoren in Betracht zu kommen. Dadurch wird selbstredend nicht ausgeschlossen, daß im Einzelfalle auch wissenschaftlich denkende Praktiker die volle Qualifikation besitzen können, und das wird jeder Universitätslehrer bestätigen, der längere Zeit

einer solchen gemischten Kommission angehört hat. Aber als die Regel kann es nicht bezeichnet werden, daß die Vertrautheit mit dem von dem Studirenden zu beherrschenden Stoffe und mit der von ihm nach Maßgabe seiner Vorbereitung erworbenen Anschauungsweise sich durch die ganz anders geartete praktische Thätigkeit als solche erlangen und erhalten läßt. Dagegen dürfte es sich allerdings allgemein empfehlen, den Vorsitz auch in einer ausschließlich aus Universitätslehrern als Examinatoren bestehenden Kommission einem hervorragenden Praktiker anzuvertrauen. —

Durch die Kritik, die wir an einzelnen Bestimmungen des von uns betrachteten Gesetzentwurfs zu üben hatten, kann die große Bedeutung nicht in Frage gestellt werden, welche ihm als Ganzem und nach seinen leitenden Gedanken zukommt. Der Baccelli'sche Entwurf macht den kühnen Versuch, an die Stelle eines Systems der Bevormundung für die Universitäten ein solches der freien Selbstbestimmung zu setzen. Es ist kein unüberlegtes Experiment, das hiemit gewagt werden soll. Die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des italienischen Hochschulwesens, insbesondere mit Rücksicht auf die Erfahrungen, die im Laufe eines Menschenalters mit der letzten gesetzlichen Regelung gemacht worden sind, und die sorgfältige Vergleichung der Verhältnisse des Auslandes haben dem neuen Entwurf den Weg gewiesen. Nunmehr zum drittenmal den gesetzgebenden Faktoren unterbreitet, verdankt er der wiederholten parlamentarischen Behandlung bei unveränderter Wahrung seiner Grundgedanken mannichfache Verbesserung im einzelnen. Die Aussichten für das Zustandekommen des bedeutsamen Werks sind, wie es scheint, diesmal sehr günstig. Der Erfolg der neuen Regelung wird dadurch bedingt sein, daß alle an der Handhabung des Gesetzes Betheiligten sich der Freiheit würdig erweisen werden, die es ihnen verleihen will. Unter dieser Voraussetzung aber darf, wenn nicht alles trügt, mit Bestimmtheit erwartet werden, daß der Erlaß der legge Baccelli den Beginn einer neuen, rühmlichen Epoche des italienischen Hochschulwesens einleiten wird. —

Die Welser in Venezuela.

Von Konrad Häbler.

II.

Die Anklage, daß die Welser die Kapitulationen nicht erfüllt haben und ihnen deßhalb die Regentschaft über die Provinz entzogen werden soll, ist zuerst im Jahre 1536 laut geworden, als eine Deputation der Ansiedler vor dem Indienrath sich über die unerschwinglichen Preise beklagte, zu denen die Welser den Kolonisten die unentbehrlichsten Lebensmittel verkauften. Der Indienrath verwies damals die Angelegenheit vor das Obergericht (audiencia) von Santo Domingo, und dieses entsandte daraufhin im Juli 1537 den Dr. Navarro mit dem Auftrage nach Venezuela, die Verwaltung der bisherigen Statthalter näher zu untersuchen und die Schuldigen eventuell zur Rechenschaft zu ziehen. Der Augenblick für ein solches Verfahren war außerordentlich schlecht gewählt. Durch die Expeditionen Hohermuths und Federmanns war die Provinz fast entvölkert, vor allem aber war Niemand da, die Beklagten zu vertreten, oder auch nur genauere Auskunft über den Gegenstand der Rechenschaftsklage zu geben. Kurz, der Dr. Navarro überzeugte sich bald selbst, daß seine Aufgabe zunächst undurchführbar sei; anstatt aber mit diesem Bescheid nach Santo Domingo zurückzukehren, übernahm er, als juez de residencia interimistisch die Leitung der Kolonie und verwickelte sich dabei in einer solchen Weise mit seinen persönlichen Interessen im Lande, daß er keineswegs mehr den Anspruch der Parteilosigkeit erheben konnte, als er nach Hohermuths Rückkehr im Mai 1538 den Rechenschaftsprozeß aufnahm. Er begann damit, Hohermuth in der Ausübung der Statthalterschaft zu suspendiren, um auf diese Weise die angemaßte Autorität länger behaupten zu können, machte aber dann nicht nur diesem und Federmann, sondern auch dem verstorbenen Ambrosius Ehinger und den Inhabern der kaiserlichen Bestallungen förmlich den Prozeß, und da alle Beklagten sich weigerten, seinen Gerichtsstand anzuerkennen, so konnte er schon im Juli den Prozeß schließen. Sein Urtheil lautete, sowohl gegen Ambrosius, wie gegen Hohermuth und Speier, und in beiden Fällen auch gegen deren Konstituenten, auf Geldstrafen im Betrage von mehreren hundert Goldpesos, während er andere Anklagepunkte, als zu gewichtig, einer höheren Entscheidung anheimgab. In diesem Zusammenhang erscheint zum zweitenmal die Anklage gegen die Welser, daß sie die Bedingungen der Kapitulation nicht erfüllt und sich damit der Regierung der Provinz verlustig gemacht hätten. Sie ist kein Theil der vorerwähnten Rechenschaftsprozesse, sondern der Vertreter der Kolonisten, Juan de Villegas mußte unabhängig davon diese Anklage erheben, und Navarro wollte auch über diese Recht sprechen.

Dazu kam es allerdings zunächst nicht. Als stellvertretender Statthalter hatte Navarro allerlei Unternehmungen angefangen, und diese zogen ihn zeitweise von der Weiterführung des Prozesses ab. So waren zuletzt 19 Kolonisten, unruhige, zum Theil aus den Nachbarprovinzen herzugelaufene Elemente, mit den Waffen und Pferden, die sie dem Dr. Navarro abzuschwindeln verstanden hatten, auf und davon gegangen, und er wollte es sich nicht nehmen lassen, die Flüchtigen selbst zurückzubringen. Es gelang ihm auch wirklich, sie einzuholen und einen Vertrag mit ihnen zu schließen, der sie zur Rückkehr verpflichtete. Während er aber sorglos glaubte, seine Aufgabe erfüllt zu haben, überfielen ihn Jene, plünderten ihn und seine Helfer aus und setzten dann in alter Richtung ihren Marsch fort. Nur mit Mühe gelangten die von allem Entblößten nach Coro zurück.

Hier hatte sich unterdessen die Situation völlig verändert. Der Rath der Kolonisten war nicht nur von der halb gezwungen gegen die Welser erhobenen Anklage zurückgetreten, sondern hatte sich direkt an den Indienrath mit der Bitte gewendet, den Dr. Navarro als Unruhestifter abzuberufen und den Hohermuth als Statthalter wieder einzusetzen. Das war durch königliche Verfügung auch am 26. Februar 1538 erfolgt, so daß Navarro nach jeder Richtung hin abgewirthschaftet hat und den Schauplatz seiner Thätigkeit ohne Lorbeeren verließ.

Was die Rechenschaftsklage anlangte, so hatten die Welser allerdings die Gültigkeit der Urtheile des Dr. Navarro angefochten, zugleich aber sich bereit erklärt, vor dem Indienrath zu Recht zu stehen, wenn sich Beschwerden gegen sie ergeben sollten. Aus diesem Anlasse wurde das Verfahren insoweit wieder aufgenommen, daß die Kolonisten in Venezuela noch einmal aufgefordert wurden, ihre Beschwerden vorzubringen. Es wird ausdrücklich bestätigt, daß diese Aufforderung völlig ergebnißlos blieb.

Trotzdem wanderten die Akten der Navarro-Prozesse nach Spanien und kamen dem Staatsanwalt zu Händen, der mit Federmann gegen die Welser prozessirte, und da die Unruhen in der Provinz andauerten und geordnete Verhältnisse dort noch immer nicht einkehren wollten, so wurde es dem Fiskal nicht schwer, den Indienrath von der Nothwendigkeit einer erneuten Untersuchung der dortigen Verhältnisse zu überzeugen.

Die Art und Weise, wie diesem Antrag entsprochen wurde, kann man kaum als gewissenhaft bezeichnen. Es fehlte offenbar in diesem Augenblicke dem Indienrathe durchaus an vertrauenswürdigen Hülfskräften, sonst hätte er wohl kaum den Ausweg ergriffen, dem Lic. Cerrato, der zur Rechenschaftsabnahme nach Santo Domingo geschickt wurde, den Auftrag zu ertheilen, er solle denjenigen Beamten der audiencia, den er am wenigsten belastet finden werde, damit betrauen, nach Venezuela, Cubagua und Margarita zu gehen, um seinerseits von den dortigen Beamten Rechenschaft zu nehmen. Auf diese Weise erhielt der Lic. Frias am 23. Okt. 1544 seine Vollmachten und Aufträge, mit denen er sich unverweilt nach Coro verfügte. Nun wiederholt sich aber fast Schritt vor Schritt das Schauspiel des Navarro-Prozesses. Auch jetzt befand sich der größte Theil der Kolonisten mit dem General-Kapitän Philipp von Hutten auf einem Entdeckungszuge im Innern, während die Kolonie herrenlos war. Trotzdem wartete Frias nicht einmal Huttens Rückkehr ab, sondern eröffnete am 3. Dezember das Verfahren zur Rechenschaftsabnahme und klagte bereits am 11. desselben Monats die Welser an, die Kapitulation nicht erfüllt zu haben. In den nächsten Wochen sammelte er die ihm passenden Zeugenaussagen, und da Niemand von der Gegenpartei erschien, verurtheilte er dieselbe am 28. Jan. 1545 in contumaciam zum Verluste der Provinz und zur Zahlung von 30,000 Goldpesos, um die angeblich die Krone geschädigt sein sollte. Nach dieser Heldenthat ging er weiter, um sich seiner ferneren Aufträge zu entledigen, ließ aber die Provinz in solcher Unordnung zurück, daß die audiencia sich veranlaßt fühlte, in der Person des Juan de Carvajal wenigstens bis zur Rückkehr des Frias einen interimistischen Verwalter dahin zu entsenden.

Die Wahl dieser Persönlichkeit war der verhängnißvollste unter den zahlreichen Mißgriffen des Gerichtshofs von Santo Domingo. Carvajal löste nicht nur die letzten Reste der gesetzlichen Ordnung in Coro auf, sondern er usurpirte in unverkennbar böswilliger Absicht die höchste Gewalt und mißbrauchte sie bekanntlich dazu, den rückkehrenden Hutten und seine Gefolgschaft zu überfallen, gefangen zu nehmen und über Hutten, Welser und zwei Spanier das Todesurtheil auszusprechen. Diese Mißwirthschaft war denn doch zu arg, und der entrüstete Protest der Welser führte wenigstens dazu, daß Karl V. wieder einmal direkt in die Verhältnisse der Kolonie eingriff und strenge Ahndung der Verbrechen Carvajals anordnete. Damit wurde der Lic. Juan Perez de Tolosa beauftragt, und mit ihm kam wenigstens endlich wieder einmal eine Person von unantastbarer Ehrenhaftigkeit und ernstem Streben nach Gerechtigkeit auf den Schauplatz. Für die Welser in ihrer Eigenschaft als Statthalter der Provinz bedeutete jedoch auch sein Eingreifen keinen wesentlichen Fortschritt.

Der Staatsanwalt hatte vor dem Indienrath während der ganzen Zeit, wenn auch mehr in dilatorischer Weise, den Prozeß gegen die Welser fortgeführt; er hatte das Vorgehen des Lic. Frias inspirirt, und er ertheilte auch jetzt dem Lic. Tolosa die Anweisung, Punkt für Punkt die auf die Verdächtigungen Federmanns hin erhobenen Anklagen zu untersuchen. Tolosa entsprach dieser Aufforderung zunächst, indem er die Akten des Verfahrens vor Frias einsandte und anempfahl, die daraus sich ergebenden Anklagen in einem geordneten Verfahren gegen die Welser vor dem Indienrath wieder aufzunehmen. Außerdem aber begann er auch selbst in Venezuela einen dritten Rechenschaftsprozeß, der sich insofern vortheilhaft von seinen Vorgängern unterscheidet, als er zum erstenmal eine unparteiische Feststellung der Thatsachen versucht und nicht mit der vorgefaßten Absicht an die Sache herantritt, die Welser als schuldig zu befinden.

Mittlerweile hatten sich die auf Venezuela bezüglichen Prozesse der Welser so vermehrt, daß sie, um Wiederholungen zu vermeiden, selbst den Antrag stellten, alle die verschiedenen Prozesse in einem Verfahren zu vereinigen. Das erfolgte denn auch mit folgenden vier Angelegenheiten: 1. der Klage, die der Staatsanwalt auf Federmanns Verdächtigungen erhoben; 2. der aus der Rechenschaftsabnahme des Lic. Frias hervorgegangenen Anklage; 3. einer Klage der Welser auf Bestätigung ihrer Privilegien und 4. einem Antrage derselben auf Anerkennung des von ihnen zum Statthalter vorgeschlagenen Juan de Villegas. Es war im Jahre 1548, als ihrem Antrage stattgegeben und über diese vier Angelegenheiten gemeinsam weiter verhandelt wurde, aber es dauerte Jahre, ehe das Verfahren zum Abschluß kam. Sobald eine der Parteien einen für sie günstigen Urtheilsspruch erreichte, wurde von der Gegenpartei Berufung dagegen eingelegt, so daß die Prozesse sich durch alle Instanzen hindurchzogen und in jeder einzelnen wiederholt verhandelt wurden. Im Gegensatz zu früheren Verhältnissen erscheint der Indienrath hier als ein unparteiischer Richter. Er ertheilte schon 1550 dem Villegas seine vorläufige Bestätigung, er erkannte später auch das Verlangen der Welser auf Ratifikation ihrer Privilegien als gerechtfertigt an. Allein da der Staatsanwalt beständig mit Nichtigkeitsbeschwerden und Berufungen dazwischentrat und da beide Parteien in jedem neuen Abschnitt des Prozesses mit neuen Beweisanträgen auftraten, zog sich das Verfahren ganz außerordentlich in die Länge. Auch die Komik blieb dem Rechtsstreite nicht erspart, denn als die Welser endlich im Jahre 1555 durchsetzen, daß die Ernennung des Juan de Villegas zum Statthalter für rechtskräftig erklärt wurde, war dieser schon längst nicht mehr am Leben.

Immerhin war dieses Urtheil ein entschiedener Sieg der Welser. Durch die Vereinigung der Prozesse bedeutete ein solcher Theilsieg einen gewichtigen Schritt vorwärts, und wenn auch der Staatsanwalt trotz alledem sich noch nicht beruhigte, so konnten doch die Welser im Jahre 1555 hoffen, noch einmal unverkürzt in ihre venezolanischen Privilegien wiedereingesetzt zu werden. Sie ließen es an ihrer Seite an Rührigkeit nicht fehlen, sondern präsentirten schon Anfang August in Baltasar Bonifaz von Burgos einen neuen Kandidaten für die Statthalterwürde. Nach den letzten Urtheilssprüchen konnte der Indienrath nicht umhin, die Berechtigung der Welser zu diesem Schritte anzuerkennen, und nachdem die Personalakten des Bewerbers als genügend befunden worden, erklärte er sich bereit, ihm die königliche Bestätigung zu ertheilen. Da erhob aber der Staatsanwalt seinen Widerspruch; er hatte es aufgeben müssen, die Federmann'schen Anklagen zu beweisen; aber bis jetzt war noch kein endgültiger Spruch darüber erfolgt, ob die Welser die Kapitulationen nach jeder Richtung hin erfüllt hätten; daß dies nicht geschehen, behauptete der Staatsanwalt beweisen zu können, und zwar auf Grund von neuem Material: den Akten des von dem Lic. Tolosa eingeleiteten Rechenschaftsverfahrens. Dieser Einspruch erschien, trotz des Widerspruches des Welser'schen Anwalts, dem Indienrathe nicht belanglos, und so suspendirte er erneut im April 1556 seine früheren Urtheile und ließ beide Parteien zu einem neuen Beweisverfahren zu.

Von diesem Augenblick an ändert sich die ganze Prozeßlage vollständig. Bisher waren die Anklagen darauf ausgegangen, den Welsern eine thätliche Verschuldung nachzuweisen. Das war unmöglich, und so waren sie folgerichtig 1555 in ihre Rechte wieder eingesetzt worden. Jetzt aber lautete die Anklage auf Unterlassungen, auf Nichterfüllung gewisser wenig präzise gefaßter Verpflichtungen, und davon konnten sie allerdings unmöglich ganz freigesprochen werden. Natürlich handelte es sich noch immer nur um die Zeit, in

welcher die Welser, respektive ihre Vorgänger, thatsächlich die Statthalterschaft ausgeübt hatten; in den Anklagen werden sie wohl gelegentlich auch für die Zustände des Augenblicks verantwortlich gemacht, dagegen sind sie ernstlich nie rechtlich belangt worden für die 12 Jahre, in denen bereits ihr Verwaltungsrecht suspendirt worden war. In den Zeugenaussagen wird aus eben diesen Gründen immer und immer wieder das Schwergewicht auf die Geschehnisse zur Zeit Alfingers, Hohermuths und Federmanns gelegt, denn es ging natürlich nicht an, die Welser für den Unfug haftbar zu machen, den leichtfertige Beamte, wie Navarro, Frias oder Carvajal, angerichtet hatten. Aber auch da blieb immerhin so viel übrig, daß man es zum Vorwand für die Widerrufung der den Welsern bewilligten Privilegien benutzen konnte. Das, was beide Parteien im Sinne gehabt hatten, als sie den Kolonisationsvertrag von 1528 abschlossen, war unzweifelhaft nicht zustande gekommen. Venezuela war von der ersten Besiedelung bis zum Augenblick ein armseliges Land geblieben, das weder für die Krone, noch für die Statthalter auch nur die Verwaltungskosten deckte. Daran, daß dem so war, waren die Welser gewiß nicht unschuldig, denn wenn sie auch in den allerersten Anfängen die Mittel zu einer wirklichen Besiedelung und Bewirthschaftung des Landes geboten hatten, so waren es doch gerade sie und ihre Stellvertreter gewesen, die auf die ersten Gerüchte von dem Goldlande im Süden von einem wahren Entdeckungsfieber ergriffen worden waren und dem Schemen eines glänzenden Fundes die Anfänge einer solideren Kolonisation vollständig geopfert hatten. Als ihnen dieser Gewinn durch Quesada's Zuvorkommen entging, waren sie eigentlich fertig gewesen; sie haben aber auch nie mehr den Versuch gemacht, in die alten Bahnen einzulenken und die Provinz zu rehabilitiren. Dadurch hatten sie dem Sinne nach entschieden die Kapitulation von 1528 nicht erfüllt, und das Bestreben der Regierung, in der Verwaltung des Landes wieder völlig freie Hand zu erlangen, war mindestens insofern gerechtfertigt, als unter dem Lic. Tolosa endlich der Anfang zu einer nachdrücklicheren kolonisatorischen Thätigkeit gemacht worden war, bei der die Welser durchaus unbetheiligt geblieben waren.

Aber selbst dem Buchstaben nach war die Kapitulation nicht durchaus befolgt worden. Die Welser haben niemals Anstalten gemacht, die zwei festen Plätze anzulegen, zu deren Erbauung sie verpflichtet waren, und das begann sich zu rächen, als Franzosen und Engländer sich an der Perlenküste des Cabo de la Vela blicken ließen. Auch in der Behandlung der Eingeborenen waren Kontraktwidrigkeiten vorgekommen und ebenso in anderen nebensächlicheren Punkten. Freilich hatte der Indienrath gleiche Versäumnisse in anderen Provinzen oft genug nachgesehen, aber doch immer nur da, wo eine gedeihliche Entwicklung des Landes im allgemeinen eine solche Nachsicht gerechtfertigt hatte. Auf den ersten Blick erscheint es gewiß kleinlich, wenn die an sich unbedeutenden Unterlassungssünden der Welser als Vorwand zum Widerruf ihrer Privilegien genommen wurden; im Grunde aber war doch die Aufhebung ihrer Ansprüche das einzige Mittel, um zu verhüten, daß bei einem neuen Wechsel in der Regentschaft die alte Animosität zwischen Spaniern und Fremden, die an dem Mißerfolg der Kolonisation eine wesentliche Schuld hatte, noch einmal auflebte, und der Wechsel in den Interessen der Oberherren vielleicht noch einmal dazu führte, die wenig gefestigten Anfänge einer rationellen Kolonisation zu vernichten.

Man kann sich nach den Beweisen formaler Gerechtigkeit, welche der Indienrath mit seinen Urtheilen vom Jahre 1555 gegeben hatte, dem Eindruck nicht verschließen, daß es diese höheren Gesichtspunkte gewesen sind, die ihn dazu veranlaßten, am 13. April 1556 den Welsern die Provinz Venezuela abzusprechen. Auch durch die Form des Urtheils wird diese Auffassung unterstützt. Es stellt sich zwar äußerlich dar als ein Zurückkommen auf das Urtheil des Lic. Frias, allein es hebt ausdrücklich dessen gesammte Strafkraft gegen die Welser auf, belastet sie nicht einmal mit den Prozeßgebühren, sondern es bestätigt nur denjenigen Passus, der ausspricht, daß die Provinz unter die unmittelbare Autorität der Krone zurückzugelangen habe und die Statthalterschaft der Welser erloschen sei.

Die Welser haben sich nicht unmittelbar dabei beruhigt, obwohl sie seit langem dringend ein Ende der langwierigen Prozesse herbeisehnten. Sie haben in einer direkten Eingabe an die Regentin dagegen supplizirt und es erreicht, daß ihre Sache noch einmal vor einem eigens für diesen Zweck aus Mitgliedern des Hof- und Ordensrathes gebildeten Gerichtshofe geprüft wurde. Dessen Urtheil fehlt allerdings in den Akten des Indienarchivs; der ganzen Sachlage nach kann aber kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß es das letztinstanzliche Urtheil des Indienraths bestätigt hat. Jedenfalls findet sich auch nicht die leiseste Spur davon, daß die Welser noch einmal einen Einfluß auf die Geschicke der Provinz gewonnen hätten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Wanderungen in den südlichen Alpen Neu-Seelands von Dr. med. Franz Kronecker aus Berlin. Verlag Max Pasch, Berlin 1898. 119 S. 8°, mit vielen Abbildungen. Preis geh. 2 M., geb. 2.50 M. — Die allgemeinere Erfahrung, daß bei verschärfter innerer Konkurrenz ein Drängen der Kräfte nach außen eintritt, gilt auch außerhalb der geschäftlichen und industriellen Kreise. So ist in den letzten Jahren bei den thatendurstigen und auf Originaltouren bedachten Alpinisten ein Aufsuchen fernerer, noch mit „jungfräulichen“ Gipfeln reichlicher gesegneter Bergländer immer häufiger geworden. Kaukasus und Himalaya und neuerdings auch Neu-Seeland können als Beispiel hiefür angeführt werden. — Der Hauptinhalt der obigen in Buchform erschienenen Schilderungen ist zwar bereits in einem Artikel des gleichen Verfassers im Jahrgang 1897 der Zeitschrift des D. u. Oest. Alpenvereins enthalten; sein gesondertes Erscheinen in theilweise etwas ausführlicherer Form und unter Hinzufügung zweier vorausgeschickter Abschnitte über die Fjorde und Alpenseen des südlichen Neu-Seeland dürfte aber denjenigen willkommen sein, welche sich für derartige zwanglose Länder- und Bergfahrtenbeschreibungen interessiren und jene Zeitschrift nicht besitzen. — Die Schreibweise entbehrt nicht einer gewissen Frische, welche den Geist des Lesers in die beschriebene Gegend und ihre Atmosphäre zu versetzen vermag, wenn auch an einzelnen Stellen die benutzten Ausdrücke und Vergleiche nicht ganz glücklich gewählt erscheinen. Der Beschreibung sind zur Unterstützung des besseren Verständnisses eine große Zahl von Abbildungen nach Originalphotographien, sowie zwei Kartenskizzen hinzugefügt.

Die Ausstattung läßt bezüglich des Papiers und Textes kaum etwas zu wünschen übrig, was sich leider nicht von vielen Abbildungen, noch weniger von den beiden Karten sagen läßt. Hinsichtlich der Reproduktion alpiner Photographien ist man doch gegenwärtig höhere Anforderungen zu stellen gewöhnt, um mit einer größeren Zahl der Abbildungen, namentlich derjenigen mit nachgebesserten Konturen, zufrieden sein zu können, wenn man nicht den mäßigen Preis des Buches als eine Art Entschuldigung gelten lassen will. Immerhin wird aber der Leser von dem hauptsächlich geschilderten Gebiet, welches den großen Tasman-Gletscher mit seinen im Mt. Cook kulminirenden Bergumrandungen umfaßt, ein hinreichend anschauliches Bild zurückbehalten. Dr. C. Heinke.

E. **Wissenschaftliche Ballonfahrten.** Gleichzeitig mit dem Aufstiege der „Vega“, die am 3. Oktober in Sitten hochging, sind an verschiedenen Orten Fahrten zu wissenschaftlichen Zwecken veranstaltet worden, von denen nun eine Reihe

von Mittheilungen vorliegen. Ueber die Fahrt der „Vega“ hat Dr. Maurer ausführlich in der „N. Zürcher Ztg.“ berichtet. Der Ballon erreichte eine Höhe von 6300 bis 6400 m. In 6200 m Höhe war die Temperatur —20° C. Der Aufstieg fand um 10 Uhr 45 Min. vormittags, die Landung um 4½ Uhr nachmittags bei dem Dörfchen Rivière, an der Grenze der Haute Marne und des Departements Côte d'Or zwischen Dijon und Langres statt. Ein unbemannter Ballon sollte von Sitten bis zu sehr großen Höhen emporsteigen und dabei durch Registririnstrumente die atmosphärischen Verhältnisse aufzeichnen. Der Ballon „Hohenlohe-Langenburg“ des Straßburger Meteorologischen Instituts war zu diesem Zwecke eigens nach Sitten gebracht worden. Leider versagte im entscheidenden Augenblick der Apparat zur Herstellung von Wasserstoff. Der Ballon mußte daher 3 Uhr 40 Min. nachmittags nur halb gefüllt losgelassen werden. Infolge dessen hatte er zu geringen Auftrieb und streifte beim Aufstieg an Bäumen an, so daß auch die Instrumente theilweise beschädigt wurden. Immerhin erreichte der Ballon eine Höhe von 11,000 m und sank gegen 6 Uhr abends bei Apples in der Nähe von Morges am Fuß des Jura zur Erde. Der hervorragende Meteorologe Teisserenc de Bort hat von seinem Privatobservatorium in Trappes, südöstlich von Paris, seinen Ballon sonde um 11 Uhr 50 Min. emporgesandt. Die Landung fand bei Mortagne, Departement Orne, ostsüdöstlich von Paris, statt, nachdem eine Höhe von 10,000 m und eine Temperatur von —37° erreicht war. In St. Petersburg stieg ein bemannter Ballon um 12 Uhr 37 Min. auf, der um 3 Uhr 8 Min. südöstlich von St. Petersburg in einer Entfernung von 140 km landete. In 3500 m Maximalhöhe hatte er —9° gefunden. Ein unbemannter Ballon, der um 11 Uhr 35 Min. dortselbst aufgestiegen war, landete gleichfalls 300 km südöstlich von St. Petersburg. Von Wien stiegen am 3. und 4. Oktober bemannte Ballons auf, die nach Nordwesten zogen. Näherer Bericht steht noch aus. In Berlin stieg ein bemannter Ballon um 10 Uhr 55 Min. auf. Derselbe fuhr zuerst nach Ostsüdost, dann nach Südsüdost und landete schließlich in Westsüdwest, in der Nähe von Burg bei Magdeburg. Seine größte Höhe war 7400 m, wo die Temperatur —22° war. Der Münchener Ballon stieg um 11 Uhr 53 Min. bei Nordostwind auf. Er verschwand nach einer Minute in der dichten Wolkendecke, oberhalb der er in Südostwind kam. Nach einer Stunde Fahrt begann die Wolkendecke unter dem Ballon sich aufzuklären. Die Fahrt ging dann über Friedberg und Augsburg gegen Lauingen, wo die Donau um 3 Uhr überschritten wurde. Die Landung fand schließlich sehr gut in der Nähe von Heidenheim um 4 Uhr nachmittags statt. In ca. 4300 m wurde die Temperatur —5° beobachtet. — Interessant ist es nun, diese vorläufigen Resultate, soweit dies möglich ist, mit den Karten der allgemeinen Druck- und Temperaturvertheilung zu vergleichen. Die Richtung der St. Petersburger Fahrt wurde durch eine nicht sehr tiefe Depression im äußersten Nordosten bedingt. Die Temperaturabnahme mit der Höhe war dort 0.57° pro 100 m. Berlin lag zwar in einem Gebiet hohen Druckes, aber nahe der Kammlinie dieses inselförmigen Maximums. Die Temperaturabnahme berechnet sich roh zu 0.54° pro 100 m, so daß dort der Ballon wohl verschiedene Strömung gefunden hat, worauf auch seine wechselnde Fahrtrichtung hinweisen dürfte. In Paris entspricht die Fahrkurve der Lage gegen das Maximum, aus welchem der Ballon herausgeweht wurde. Die roh gerechnete Temperaturabnahme ist etwas zu klein, nämlich 0.52° pro 100 m. Ob dies durch die immerhin noch vorhandene Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Instrumente zu erklären ist, oder ob es auf thatsächlichen Verhältnissen beruht, läßt sich erst durch die eingehendere Untersuchung entscheiden. Die Fahrtrichtung der Ballons von Sitten, München und Wien scheint auf den ersten Blick der Luftdruckvertheilung in den allgemeinen Wetterkarten zu widersprechen. Entwirft man aber eine Detailkarte, so zeigt sich über den Alpen ein selbständiger Maximalkern und über Westfrankreich eine Ausbuchtung der Isobaren, von der aus eine Furche in das nördliche Alpenvorland verläuft. Von der Wiener Fahrt sind die Temperaturangaben noch nicht bekannt. Bei der Münchener Fahrt ergibt sich eine Temperaturabnahme von 0.6° pro 100 m, bei der Fahrt der Vega eine solche von 0.7° pro 100 m. Soweit sich nach diesen vorläufigen Berechnungen ersehen läßt, wird bei eingehender Bearbeitung dieser sämmtlichen Fahrten sich wieder mancher werthvolle Beitrag zur Frage des Einflusses der Alpen auf die allgemeine Luftdruckvertheilung ergeben. Hervorzuheben ist noch, daß es gelungen ist, die Fahrten allgemein zur richtigen Zeit durchzuführen, obwohl die telegraphische Mittheilung, daß die Vega am 3. Oktober aufsteigen werde, erst am 2. Oktober gegen Abend definitiv ausgegeben werden konnte.

G. **Spitäler im Alterthum.** Wir besitzen aus der Geschichte der alten Griechen und Römer kein literarisches Dokument, das über die Frage, ob sie Einrichtungen besaßen, die unsern Spitälern entsprechen, genügenden Aufschluß gäbe. Zwar spricht Hippokrates von seinen Beobachtungen an Kranken im Tempel Aeskulaps, doch läßt sich aus seinen dürftigen Angaben nicht der Schluß ziehen, daß mit dem Tempel ein Spital verbunden war. Um so interessanter ist die in Baden bei Zürich gemachte Entdeckung: man fand dort in den römischen Ruinen Spuren eines Gebäudes, das aus vierzehn kleinen Zimmern bestand, sowie eine große Anzahl von Gegenständen, die offenbar römischen Aerzten und Chirurgen zum Gebrauch dienten, als da sind Röhrchen, Pincetten, Spateln, Aetzmittel, Löffelchen, Maße, Salbenbüchsen rc. Höchst wahrscheinlich sind dies die Ueberreste eines römischen Krankenhauses der siebenten und achten Legion, die dort ihr Standquartier hatte.

* **Nürnberg.** Professor Karl Zickler von der Brünner Technik hat mit seiner lichtelektrischen Telegraphie, über welche Erfindung wir bereits berichtet haben und die bekanntlich gegenüber der Marconi'schen Telegraphie ohne Draht bedeutende Vortheile aufweist, vergangene Woche mit Hülfe eines Scheinwerfers hier Versuche angestellt. Er hat dabei mit gutem Erfolg eine Uebertragungsentfernung von anderthalb Kilometer erreicht. Da noch weitere Mittel zur Verstärkung der Wirkung, also zur Vergrößerung der Entfernung, zur Verfügung stehen, erscheint die praktische Verwerthung dieser Erfindung für verschiedene Fälle bereits gesichert. Weitere Versuche sind in Aussicht genommen.

* **Aus Oesterreich.** In Ponigl an der Südbahn, dem Heimathsort des Kartographen und Geographen Blasius Kozenn, wurde diesem gestern unter großer Betheiligung seiner Landsleute feierlich eine Gedenktafel enthüllt. Der Festredner Dr. Heibar aus Cilli hob besonders die Verdienste Kozenns um die österreichische Kartographie und Geographie hervor, da dessen Atlanten noch heute, nach 25 Jahren, in den österreichischen Schulen in Verwendung stehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Edmond Rostand: Cyrano von Bergerac. Eine romantische Komödie. Deutsch von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. — Otto v. Parseval: Leitfaden für den Unterricht des Infanteristen und Jägers der Königlich Bayerischen Armee. 35. Aufl. München, R. Oldenbourg 1898. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Hggb. von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXI. Jahrg., Heft 1. Wien, A. Hartleben 1898. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Galizien. 25. Heft. Lieferung 309. Wien, Alfred Hölder 1898. — W. Stavenhagen: Kleines Militär-Wörterbuch. II. Theil. Deutsch-französisch. Berlin, R. Eisenschmidt 1898. — Prof. Dr. P. Wessel: Mittelhochdeutsches Lesebuch für die Ober-Sekunda höherer Lehranstalten. Gotha, F. A. Perthes 1898. — Derselbe: Geschichte der deutschen Dichtung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Ebd. 1898. — M. Evers: Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. Berlin, Weidmann 1898. — Dr. Theodor v. Frimmel: Galeriestudien. Dritte Folge. Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen. I. Bd., 3. Lfg. Die italienischen Meister. Leipzig, G. H. Meyer 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Frauenstudium im Ausland.

Von Dr. med. Otto Neustätter (München).

I.

1. Europäischer Kontinent.

Es ist jüngst an dieser Stelle die Frage des Frauenstudiums von Prof. Lehmann in Würzburg von allgemeinen Gesichtspunkten aus in sehr übersichtlicher Weise behandelt worden. Die nachfolgenden Mittheilungen sollen nun eine Ergänzung zu jenen Ausführungen bilden, indem sie eingehender über die Verhältnisse im Ausland berichten, die dort nur gestreift werden konnten. Auch in mir sind die näheren Betrachtungen über das Frauenstudium durch die Erfahrungen wachgerufen worden, die ich in fremden Ländern (Italien, Frankreich, England, Holland) theils selbst machte, theils von Universitätsprofessoren dort mitgetheilt erhielt. Als ich dann die Literatur über den Stand der Anschauungen in Deutschland näher kennen lernte, sah ich immer wieder die Ansicht, und gerade bei denen auftauchen, welche die Sache am ernstesten nehmen, daß es noch an Erfahrung über die Frage mangle. Daraus ging klar hervor, daß, wollte man diesem Einwand begegnen, eine Vorführung der Verhältnisse im Ausland ein Bedürfniß sei, und es ist vielleicht die Hoffnung nicht ganz unberechtigt, es würden durch die Einsicht, daß durchaus nicht Staat und Moral, Gesellschaft, Familie und der allgemeine Gesundheitszustand in jenen Ländern untergraben worden sind, daß dieselben vielmehr ruhig ihre Kultur weiter entwickeln, jene Gegner der Zulassung der Frauen zu den Studien wenigstens ihrer Voreingenommenheit beraubt, ja sogar, wenn es ihnen mit ihrem Einwand ernst war und sie nicht nach Antipathie, sondern Ueberlegung ihre Ansichten bilden, von der Durchführbarkeit des Frauenstudiums überzeugt.

Es wird im Nachfolgenden immer auf die Entwicklung der jetzt in den einzelnen Ländern herrschenden Verhältnisse eingegangen werden. Es scheint mir dies lehrreich und namentlich auch trostreich für diejenigen, die durch das späte und äußerst langsame Nachhinken Deutschlands die Hoffnung aufgaben, daß wir in absehbarer Zeit einen so fortgeschrittenen Standpunkt erreichen werden. Es geht nämlich aus dieser Entwicklungsgeschichte hervor, daß es auch in anderen Ländern einen heißen Kampf kostete, um zu der jetzigen Höhe sich emporzustreiten. Der Anblick der jetzigen Niveaudifferenz berührt ja allerdings wie etwa der eines hohen Berges, dessen Fuß man eben betreten hat und an dem man einstweilen nur eine Unmenge steiler Abstürze überblickt, aber keinen Weg zum Gipfel entdeckt, auf welch letzterem man mit einem Gefühl berechtigten Neides die meisten Kulturländer angelangt sieht. Zeigt doch eine jüngst von der englischen Regierung veranlaßte, von M. E. Sadler und J. W. Longedon zusammengestellte Uebersicht, daß allein in mehreren (fünf) deutschen Universitäten, und zwei russischen, Frauen noch vollständig, sogar vom Besuch einzelner Vorlesungen ausgeschlossen sind. Aber selbst wenn die Universitäten die Frauen unter Einholung einer dreifachen Erlaubniß: vom einzelnen Lehrer, vom Dekan und Rektor, eventuell sogar noch vom Minister, zu Vorlesungen zulassen, so bleibt noch der große Schritt zu thun, sie zu allen Vorlesungen in gleicher Weise und namentlich auch zu sämmtlichen Examen und schließlich auch zu den betreffenden Berufen zuzulassen, alles Dinge, die man in anderen Ländern als selbstverständlich bereits betrachtet. Bis jetzt haben nur Göttingen und Heidelberg Frauen zu Examen zugelassen und wiederholt Frauen den Doktortitel [1]) ertheilt. In Bonn ist die medizinische Fakultät freisinnig gewillt, ihnen Zulassung zu den Examen — ministerielle Genehmigung vorausgesetzt — und zur Doktorprüfung zu gewähren, während die juristische Fakultät sich dagegen sträubt. In Leipzig dagegen wurde eine Juristin promovirt, während die medizinische und philosophische Fakultät sich sträubt, den Doktortitel einer Frau zu verleihen. Immerhin zeigt sich der Beginn eines Fortschritts auch bei uns in Deutschland, und die beiden letztangeführten Beispiele beweisen, daß man sich nicht mehr wie früher einer kompakten Masse von Gegnern gegenüber befindet, sondern daß das „Gift des Freisinns" auch hier schon seine betäubende Wirkung auf Einzelne geltend gemacht hat. Es ist allerdings sehr zu bedauern, daß der letzte Aerztetag sich nicht der Ansicht der Bonner medizinischen Fakultät angeschlossen, sondern sich gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium und Beruf ausgesprochen hat, solange nicht alle Berufe freigegeben werden.

Beginnen wir nun unsre Rundschau mit Oesterreich. Man kann nicht sagen, daß man dort viel weiter ist als bei uns. Aber doch etwas, und man hat vor allem früher angefangen. Eine Ministerialverfügung vom Jahre 1878 hat schon die gastweise Zulassung von Frauen zu den regelmäßigen Vorlesungen ermöglicht. Jeder einzelne Fall war besonders zu prüfen, und die Entscheidung stand dem Professorenkollegium der Fakultät im Einverständniß mit dem betreffenden Dozenten zu. Immatrikulation und damit Erreichung eines akademischen Grades war ausgeschlossen — also etwa Verhältnisse, wie wir sie erst seit 1893 in Deutschland haben, wo in Göttingen die erste Dame zum Studium der Mathematik zugelassen wurde. Es liegt auf der Hand, daß dieser Erlaß viel und gar nichts bedeuten konnte, je nach dem Verhalten der Professoren. In Wien waren diese von entschiedenem Wohlwollen beseelt. Der praktische Werth bestand eigentlich hauptsächlich darin, daß auf anderen Universitäten, z. B. Zürich, wo die Frauen Prüfungen ablegen durften, die Semester voll angerechnet wurden. Die Bewegung für Gründung von Mädchengymnasien erhielt ihren

[1]) In Heidelberg haben sechs Damen promovirt.

Anstoß in Böhmen.[1]) Der Verein „Minerva“ sandte an den Kaiser eine Petition, um die Eröffnung der Universität Prag für Frauen mit allen Berechtigungen zu erlangen. Die Antwort lautete, erst wenn die Mädchen in Böhmen die nöthige Vorbildung ausweisen könnten, würde dem Gesuch Folge geleistet werden. Es gab damals noch keine Mädchengymnasien in Europa; um so anerkennenswerther war das rasche Fortschreiten der dortigen Frauen auf dem ungebahnten Wege. Es gelang dem Verein, in 2 Monaten die nöthigen Mittel zur Gründung eines Mädchengymnasiums aufzutreiben, das 1891 mit einer Frequenzzahl von 53 eröffnet wurde. Die trefflichen Leistungen in Physik, Mathematik, Latein und Griechisch trugen dazu bei, die noch immer herrschenden Vorurtheile zu beseitigen; die Studenten in Prag zeigten warme Sympathien für die Bestrebungen. Die erfolgreiche Arbeit spornte nun auch den „Wiener Verein für erweiterte Frauenbildung“ zu regem Streben an, und gestützt auf die Erfahrungen in Prag konnte er 1892 die Gründung eines Mädchengymnasiums auch in Wien durchsetzen. Dieser Verein, der die Zulassung der Frauen zu den Universitäten, die Freigebung der ärztlichen Praxis und der höheren Lehrthätigkeit bezweckt — in den Volksschulen ist diese nämlich zum großen Theil auch für die Knabenklassen in Frauenhänden, und es neigt die Regierung infolge der guten Erfahrungen zu immer größerer Erweiterung dieser Verwendung weiblicher Kräfte —, reichte dann 1894 eine Petition an das Abgeordnetenhaus ein, betreffs vollberechtigter Zulassung der Frauen zur Wiener Universität. Der Erfolg blieb für die philosophische Fakultät nicht aus: vom Wintersemester 1896/97 an wurden an derselben Frauen zum regelrechten Studium und zur Ablegung von Examen zugelassen. Die medizinische Fakultät dagegen ist noch im Rückstand; es blieb bei der Verordnung vom 19. März 1896, wonach die Nostrifikation von Oesterreicherinnen, die im Ausland zehn Semester studirt, nachdem sie vorher in Oesterreich an einem Staatsgymnasium die Maturitätsprüfung bestanden haben, gestattet wurde. Die Bedingungen sind: Nachweis der österreichischen Staatsbürgerschaft, Alter von mindestens 24 Jahren, Nachweis, daß gegen das Verhalten der Kandidatin während der Studienzeit im Ausland an einer den österreichischen gleichstehenden Universität kein Anstand erhoben wurde, ferner Zustimmung des Professorenkollegiums der Fakultät und nachträgliche Genehmigung des Ministeriums, mit Motivirung etwaiger Erleichterungen oder Begünstigungen im Examen, das in sämmtlichen praktischen und theoretischen strengen Prüfungen mit Ausschluß der naturhistorischen Vorprüfungen in der Regel zu bestehen hat: also Bestimmungen wie für die Nostrifikation von Männern, die aber nicht die österreichische Staatsbürgerschaft nachzuweisen brauchen und nicht die Genehmigung des Ministers. Im Wintersemester 1896 wurden noch drei Studentinnen in Wien immatrikulirt: nur so wenige, da die Bedingung, geborene Oesterreicherin zu sein und das Maturum gemacht zu haben, nur von ihnen erfüllt war — gleichzeitig besuchten dagegen über 60 Hospitantinnen die Vorlesungen —, für dieses Jahr erwartet man einen Zugang von 16 Damen aus dem Mädchengymnasium, die ohne Schwierigkeiten als ordentliche Studentinnen werden zugelassen werden.

In das Prinzip, den Frauen die Ausübung der ärztlichen Praxis nicht zu gestatten, ist schon im Jahre 1893 zum erstenmal Bresche gelegt worden durch amtliche Anstellung zweier Aerztinnen in Bosnien, deren Leistungen so befriedigend waren, daß inzwischen eine dritte angestellt wurde. Durch den erwähnten Erlaß ist der ärztliche Beruf — natürlich mit einigen unerläßlichen Erschwerungen — den Frauen in Oesterreich freigegeben, und Deutschland ist nun der einzige Staat unter all seinen Nachbarn, der noch nicht so weit vorgeschritten ist. Warum man lieber die Frauen Medizin im Ausland studiren läßt, und wie lange diese Halbheit beibehalten werden wird, läßt sich schwer sagen.

Ungarn zeigte schon früher eine fortschrittlichere Gesinnung. Die Universitätsbehörden in Budapest und Klausenburg vertraten selbst bei dem Gesuche dreier Frauen um Zulassung einen ganz anderen Grundsatz als ihn die österreichischen und deutschen festhalten: sie sprachen sich nämlich dahin aus, daß zur Immatrikulation und gleicherweise zu Prüfungen zugelassen werden sollte, wer die vorgeschriebene Vorschulung nachweisen kann, sei es nun Mann oder Frau. Aber der damalige Kultusminister Trefort verweigerte seine Zustimmung, und so verzögerte sich die Zulassung der Frauen zum ordentlichen Universitätsstudium bis zum Oktober 1896, wo gleichzeitig die Eröffnung des ersten ungarischen Mädchengymnasiums — nebenbei bemerkt mit einer Frequenz von 92 Schülerinnen — und die Eröffnung der Universitäten[1]) für Frauen zum ordentlichen Besuche durch den Kultusminister Wlassics erfolgte. Bedeutsam für uns sind dessen Worte bei der Feier der Eröffnung des Gymnasiums: „Ich betone, zuerst müssen die Frauen durch die Eröffnung der Universitäten und die Berechtigung, alle Examen abzulegen und die entsprechenden Berufe zu bekleiden, die Gewißheit haben, daß ihre wissenschaftliche Laufbahn auch einem Ziele zuführe und nicht einem dilettantischen Sport gleichen müsse, dann werden auch die nöthigen Vorbereitungsanstalten entstehen“.[2])

Schon nach Ablauf von 6 Monaten hat in Ungarn die erste Promotion einer Doktorin der Medizin stattgefunden. Die Gattin des Prof. Wartha, geb. Gräfin Gucronay, welche ihre Studien in Wien und Zürich absolvirt hatte, aber auf Grund ihres Diploms die ärztliche Praxis nicht frei ausüben durfte, bestand die Rigorosen — und nach der besonders feierlichen Promotion eröffnete sie ihre ärztliche Praxis für Frauen- und Kinderkrankheiten.

In Rußland knüpfte die Bewegung für eine höhere Bildung der Frauen an die spezielle Forderung der Ausbildung von Frauen zum medizinischen Berufe an. Es kam über diese Forderung in den 60er Jahren zu einer sehr heftigen Bewegung für und gegen diese Idee. Die konservativen Elemente geriethen in einen heiligen Schrecken, die liberalen in eine grenzenlose Begeisterung für die Sache. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln wurde beiderseits gekämpft und für und gegen die Befähigung der Frau zu diesem Studium nationalökonomische, ethische, anatomische physiologische und anthropologische Thatsachen in Schrift und Wort ins Feld geführt. Zum Glück konnte sich die Regierung den Worten der Anhänger des medizinischen Frauenstudiums nicht verschließen, sie mußte einsehen, daß das Streben der Frauen in den Verhältnissen der Zeit begründet und eine Folge der damals (1861) begonnenen

[1]) Humpal-Zeman: Facts concerning Bohemien women as teachers editors etc.

[1]) Für die philosophische, medizinische und Apothekerlaufbahn, mit Entscheidung von Fall zu Fall.

[2]) Sehr lesenswerth ist auch Wlassics Reskript, betr. Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium vom 19. Dez. 1895, gerichtet an die Universitäten Budapest und Klausenburg, wegen der großdenkenden und tieferfassenden Anschauung der Sachlage. „Die geänderten kulturellen Verhältnisse zwangen die Frauen, nach anderen die Existenz besser sichernden Erwerben umzuschauen und die hiezu erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. Die Folge davon war, daß sich den Frauen bei stufenweiser Mehrung ihres allgemeinen Bildungs- und Wissenskreises allgemach auch Berufe erschlossen, die vordem die gesellschaftliche Auffassung als ausschließliche Laufbahn der Männer bezeichnete. . . . Und wer fühlte es nicht, daß die prinzipiell strenge Ausschließung des weiblichen Geschlechts von einem Theil der wissenschaftlichen Broterwerbslaufbahnen eine jener großen gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten ist, welche der Zivilisation niemals zum Ruhme gereichen werden.“ — Ausführlich in der „Frauenbewegung“, 15. Januar 1896.

Reformation der russischen Gesellschaft war. Aber was sie gewährte, war wenig. Nur Kurse für den niederen ärztlichen sog. Feldscheer- und Hebammendienst wurden eröffnet. Ein Gesuch an den Grafen Tolstoi, damals Minister für Volksaufklärung (1870), doch den Frauen den Besuch der Universitäten gemeinsam mit den Studenten zu gestatten, wurde dahin beschieden, daß er ihrer Bitte nicht nachkommen könne, weil sie nirgends die nöthige Vorbildung erlangt haben könnten. Der Grund war ja nun allerdings ein trefflicher Vorwand — aber recht durchsichtig; denn man brauchte ja nur die nöthige Vorbildung bei der Aufnahme verlangen und die Bildungsanstalten dazu genehmigen, dann war der Einwand ja hinfällig! Gegründet und mit Erfolg geleitet und besucht wären sie sicher worden. Durch die nothwendigerweise eintretende Erkenntniß, daß diese Halbbildung nicht zu einem befriedigenden Ziele führe, das Interesse von Seiten der Aerzte und die günstigen Antworten auf eine Umfrage bei allen Universitäten, sowie das persönliche Eintreten von drei Professoren (Zdecauer, Krassowski, Koslow), ferner des Kriegsministers (Graf Miljutin), der die Brauchbarkeit der Frauen im Felde betonte, und die reiche Geldzuwendung einer Frau (Rodstwennaja) kam es im Jahre 1872 zur Eröffnung der „medizinischen Frauenkurse“ mit 4jährigem, bald 5jährigem Lehrgang, in denen die Frauen hauptsächlich zu Frauen- und Kinderärztinnen auf Grundlage einer allgemein medizinischen Ausbildung erzogen wurden. Bald konnten sie auch (im Jahre 1877) ihre Feuerprobe im Felde bestehen, und dies in einer Weise, daß darüber alle Berichte des Lobes voll waren. Suchte doch sogar der damalige kriegs-medizinische Inspektor im Felde beim Stabschef der Armee um Verleihung eines Ordens für die Theilnehmerinnen nach: da (ich entnehme dies, wie die meisten der Thatsachen über Rußland, Dr. Kernigs Bericht in der „Akad. Frau“) „die Hörerinnen der medizinischen Frauenkurse, welche zur aktiven Armee kommandirt wurden, von Anfang des Feldzugs an bei sich gleichbleibendem Eifer und klarem Verständniß sich von der allerbesten Seite gezeigt, durch die von ihnen gebotene chirurgische und therapeutische Hülfe in den Hospitälern bei diesem ersten Versuch die Erwartungen der höchsten Militärbehörden vollauf gerechtfertigt und durch ihre selbstlose, muthige, ausdauernde Thätigkeit mitten zwischen den Gefahren und Entbehrungen des Krieges, mitten unter der Typhusseuche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, so daß Auszeichnung und Ermunterung nicht ausbleiben solle.“

Ganz übereinstimmend hiemit lauten die Worte Erismanns auf dem internationalen hygienischen Kongreß zu Budapest 1894, die bei dem erwähnten Verhalten des 26. Aerztetags von doppelt hoher Bedeutung sind: die Frauen sind nicht nur, wie die Erfahrung gezeigt, ihrem Berufe vollauf gewachsen, sondern in mancher Beziehung, z. B. in weiblichen Seminarien, durch Männer unersetzlich. Auch in außergewöhnlichen Fällen (Krieg, Epidemien) entsprachen sie den höchsten Anforderungen. Die Befürchtungen betreffs irgendwie beträchtlicher Störungen durch ihre Konstitution und die spezifisch weiblichen Funktionen haben sich als grundlos erwiesen. Nicht nur Kinder und Frauen, auch Männer haben sich ihnen mit vollem Vertrauen zugewandt. Die Vereinigung eines sanften Charakters, natürliche Begabung zur Krankenpflege und ärztlichem Können ist als sehr glücklich zu betrachten. Man hat allen Grund, den Frauen — und zwar gemeinsam mit den Männern — den gleichen medizinischen Unterricht und die gleichen Rechte für die Praxis zu gewähren.

So waren die letzten Argumente gegen die Frauenärzte gehoben und die Kurse gingen in regelmäßigem, fruchtbringendem Gange weiter — als plötzlich 1882 der damalige Kriegsminister — zum Dank wahl für die wackeren Leistungen im Kriege — dieses erfolgreiche und glückliche Unternehmen zu einem raschen Ende führte.

Aber die Privatthätigkeit ruhte nach diesem Schlage solange nicht, bis endlich 1895 ein Reichsrathsbeschluß über die Gründung eines neuen medizinischen Fraueninstituts erfolgte. Dieses erhielt die kaiserliche Sanktion, und im Jahre 1896 erfolgte auch die Eröffnung. Dasselbe entspricht in seiner Stellung vollkommen der Universität, ist aber weder dieser, noch der medizinischen Kriegsakademie angegliedert. Der ganze Lehrkurs dauert 5 Jahre (10 Semester), das letzte Jahr ist ausschließlich zur praktischen Beschäftigung in Spezialhospitälern bestimmt. Die Prüfungen während der Lehrzeit wie die Schlußprüfung erfolgen nach den gleichen Regeln, wie an der medizinischen Fakultät der Universität. Frauen, welche sämmtliche Examen bestanden haben, erhalten das Diplom als „weiblicher Arzt“, welches ihnen das Recht der freien Praxisausübung gestattet, genau wie den sonstigen Aerzten unter Eintragung ihrer Namen in die Aerzteliste. Es liegt also die Absicht vor, Vollärzte auszubilden.

Einige sehr interessante statistische Angaben seien noch entnommen: Von 1309 zwischen 1872—1881 zur Aufnahme in die medizinischen Frauenkurse Geprüften bestanden 959, also 73 Proz. Etwa 11 Proz. waren verheirathete Frauen und Wittwen und etwa 47 Proz. heiratheten während des Studiums, ohne es aufzugeben; es ist also daraus ersichtlich, daß die Ehe das Studium und das Studium die Ehe nicht hinderte. Dies wird noch klarer daraus, daß von 100 Eingetretenen den Kurs absolvirten 37.4 Proz. Mädchen, 33.3 Proz. Frauen, 54 Proz. solche, die während des Studiums geheirathet. Auch traten von denen, die heiratheten, relativ weniger (19.8 Proz.) aus, als von den anderen Kategorien: von 100 Eingetretenen 26.6 Proz. Mädchen, 33.3 Proz. Frauen. Der Erfolg des Studiums war so, daß von 796 Eingetretenen (in 8 Jahren) 18 starben, 175 aus verschiedenen Gründen austraten, 603 ihre Studien glücklich beendeten.

Neben dieser einer speziellen Ausbildung gewidmeten und mit allen Rechten ausgestatteten Institution bestehen für die übrigen Wissenschaften eine Art Volkshochschulen für Frauen: dieselben haben die akademische Lehrmethode, aber nur den Rang von Mädchengymnasien.

Diese „St. Petersburger höheren Frauenkurse“ wurden 1868 begründet auf Anregung eines Kreises von Frauen (an der Spitze Maria Wassiljewna Trubnikowa und Nadeshda Wassiljewna Shassowa). Damals waren sie aber für Männer und Frauen geöffnet, und zwar ganz im Sinne einer Volkshochschule. Nach einigen Jahren wurde nur mehr Frauen der Zutritt gestattet. Es stellten sich jedoch Mängel ein, so daß 1875 die Kurse einstweilen bis zur Ausarbeitung eines einheitlichen strengen Plans für den Unterricht geschlossen wurden. Schon damals hatten dieselben viel Gutes im Gefolge: vor allem hatten sie Regierung und Gesellschaft mit dem Gedanken einer höheren Frauenbildung versöhnt und hatten Vielen, die im Ausland weiter studirten, die Studienzeit dort wesentlich verkürzt. Es wurden von den Hörerinnen Arbeiten verlangt: in der philologisch-historischen Abtheilung Aufsätze und Referate, in der physiko-mathematischen auch Laboratoriumsarbeiten. Diese Frauenkurse waren durchaus unter Selbstverwaltung von Frauen gestellt, die dabei großes administratives Talent zeigten.

1878 erfolgte die Wiedereröffnung mit drei Abtheilungen, außer den obengenannten noch einer speziell mathematischen. Außerdem waren jährliche Prüfungen vorgeschrieben, und der Besuch der Vorlesungen war obligatorisch. Neben den praktischen Arbeiten, Referaten

und den Prüfungen wurde auch noch ein „Kursaufsatz“, eine Art Dissertation verlangt, ohne die kein Abgangszeugniß ertheilt wurde. Diese Dissertationen finden zum Theil nicht nur in russischen, sondern auch in ausländischen wissenschaftlichen Zeitungen Aufnahme! 1886 wurde von einer vom Minister einberufenen Kommission als Prinzip für die höheren weiblichen Lehranstalten festgestellt, daß sie den Frauen keine speziell professionelle Bildung, sondern eine über die fundamentalen Gegenstände des menschlichen Wissens, auf philosophisch-historischer und physiko-mathematischer Grundlage sich erstreckende bieten sollten. Form und Charakter der Vorlesungen müßten akademisch sein; zugelassen sollten alle werden, welche eine mittlere Lehranstalt absolvirt hätten. Die Absolvirung der Kurse solle zur Zulassung zu den medizinischen Frauenkursen und zu Universitätsprüfungen, zwecks Erlangung des Titels und der Rechte einer Gymnasiallehrerin, berechtigen. 1889 wurden dann wieder Studentinnen in die den angeführten Prinzipien entsprechend reformirten Kurse aufgenommen, deren Dauer auf 4 Jahre berechnet ist.

Daneben bestehen dann noch in Petersburg und Moskau „klassische Mädchengymnasien“ mit dem ungefähr gleichen Recht für ihre Absolventinnen, während die sonstigen Mädchengymnasien unsern höheren Töchterschulen entsprechen. Die Frequenz des medizinischen Instituts betrug im letzten Jahre 160 Zuhörerinnen. An den höheren Frauenkursen waren 1894/95 441 Hörerinnen eingeschrieben; davon lebten 130 als Interne in dem Institut selbst. Der juristische Beruf ist durch Ukas vom Jahre 1876 den Frauen verschlossen.

In **Finnland** sind die Frauen allgemein zu Universitätsstudien und zu Examen zugelassen, aber unter der Einschränkung, daß sie nur in solchen Anstellungen verwendet werden, die mit bestehenden Gesetzen und Verordnungen nicht in Widerspruch stehen, und daß sie keine Stipendien oder Befreiung vom Lehrgeld erhalten können, wie dies den Männern ausdrücklich gestattet ist. 1870 wurde die erste Frau zugelassen, eine zweite 1873. Eine Pause folgte dann bis 1885. Im Jahre 1889 waren es 17, 1893 56, 1897/98 246 Studentinnen, davon 145 in Philosophie und Philologie, 76 in Mathematik und Physik, 16 Juristinnen und 9 Medizinerinnen. Seit 1883 erfolgt die Vorbildung gemeinsam mit den Knaben in Gymnasien.

Wenden wir uns nun den nördlichen Staaten zu: **Dänemark, Schweden und Norwegen.**[1]) Man hört von den dortigen Verhältnissen im allgemeinen wenig bei uns, und doch verdienen dieselben vollste Beachtung einerseits wegen der raschen Entwicklung, die die Frauenfrage infolge eines sehr großherzigen Entgegenkommens der Männer nahm, und des hohen Grads von Gleichberechtigung, den man den Frauen zugestanden. Die Romanschriftstellerin Collet[2]) rühmte ihren Schweden nach, daß sie schon seit lange als die Hauptvertreter der spezifisch nordischen Achtung vor der Frau betrachtet wurden, und daß der auffallende Vorrang, den Schweden in der Frauenfrage genießt, ihrem großen Interesse für die Frauenrechte, ihrem lebhaften Gefühl und ihrer Hochachtung für die Frauen und ihr Streben zu verdanken sei. Auch in Norwegen und Dänemark interessirten sich von dem Augenblick an, wo Frauen den Zutritt zu den Universitäten verlangten, Parlament, Unterrichtskommission, Studenten und Professoren lebhaft für die Sache und betrachteten das Verlangen als ein billiges. In Schweden, wo im Juni 1870 den Frauen schon das Recht der Aufnahmsprüfung und Immatrikulation für die Universitäten Lund und Upsala trotz deren alten, die Frauen ausschließenden Privilegien, sowie die Ausübung des ärztlichen Berufs freigegeben wurde, kam es zwar auf dem Reichstag von 1865 in einer lebhaften Debatte auch zu energischen Protesten gegen die Zulassung der Frauen, mit der bekannten Begründung vom Mangel der nöthigen geistigen und körperlichen Fähigkeiten; aber die Anschauung der damals sofort sehr zahlreichen Freunde der Sache, die darauf hinwiesen, wie unvernünftig es sei, eine entschiedene Ansicht darüber zu äußern, ehe die Frauen Gelegenheit gehabt, ihre Kräfte zu erproben und daß man ihnen für Arzt- und Lehrberuf entschiedene Begabung zuerkennen müsse, behielt die Oberhand; es wurde nicht wie bei uns zur Tagesordnung übergegangen, sondern ein Gesuch an die Regierung um Zulassung der Frauen zu diesen beiden Berufen beschlossen, dessen Erfolg oben bereits gegeben ist. 1873 wurde den Frauen gestattet, in Medizin und Philosophie die gleichen Grade wie die Männer zu erhalten. In der medizinischen Fakultät, die ein Studium von 7—9 Jahren erfordert, studirten nur wenige Damen, etwa 1 auf 100 männliche Studenten. Seit der Zulassung zu der medizinischen Fakultät in Stockholm hat sich dieser Prozentsatz auch nicht viel gesteigert. Der Besuch der philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät ist aber bedeutend höher; viele studiren nur zur eigenen Weiterbildung (auch an der Stockholmer und Gothenburger Fakultät, die gleich von ihrer Gründung 1878 bezw. 1890 an den Frauen geöffnet waren). Das Baccalaureat hatten bis 1893 im ganzen etwa 25 Frauen gemacht, das Licentiat, das den Titel Philosophiae doctor verleiht, nur eine. Wer eines dieser Examen gemacht hat, kann an allen höheren Schulen, gleichgültig ob für Knaben oder Mädchen, eine Anstellung bekommen. In der juristischen Fakultät wird das Examen für den „cand. jur. utriusque“ am häufigsten abgelegt. Eine Dame hat sich demselben unterzogen (bis 1893; eine andere 1897); die theologische Fakultät ist den Frauen verschlossen. In der juristischen Fakultät können Frauen nur in Lund das Licentiat, d. h. das höchste juristische Examen regelmäßig machen, in Upsala wurde dies einmal ausnahmsweise gestattet; dagegen ist ihnen die Universitätslaufbahn ebenso wie in der theologischen Fakultät verschlossen.

Die Vorbildung zur Universität geschieht auf den höheren Töchterschulen, in denen Lehrerinnen aus dem königlichen Seminar in Stockholm alle Fächer vertreten, und zwar in der Weise, daß zu dem Lehrgang noch einige Jahre klassische Studien hinzugefügt werden. Diesen Maturitätsprüfungen unterziehen sich Hunderte von Mädchen, ohne daß alle von dem Rechte, die Universität zu besuchen, dann Gebrauch machten (nur ca. 38 Proz.). Erinnert sei noch daran, daß in Schweden in jüngster Zeit zwei weibliche Universitäts-Professoren wirkten: Frau Fries und Sonja Kowalewska.

Dänemark folgte 1875 dem Vorgange Schwedens und eröffnete sämmtliche Fakultäten den Frauen, und alle Examen sollten für sie die gleichen sein; nur in Theologie wurde ein besonderes für sie instituirt; an die Stipendien, Legate ꝛc., sowie an die Lehrstellen an der Universität haben sie keine Ansprüche. Auch hier macht eine viel größere Zahl das Aufnahmeexamen als die Zahl derer beträgt, welche die Studien fortsetzen, um den betreffenden Beruf auszuüben. (Von 76 nur 8.) Die Vertheilung auf die einzelnen Fächer: Medizin, Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, Philologie ist ziemlich gleichmäßig. Jurisprudenz studiren weniger, da der höchste Gerichtshof gegen die Zulassung der Frauen als Anwälte ꝛc. ist. Dagegen finden Juristinnen private Anstellung, z. B. an Banken ꝛc., auch für die höheren Telegraphen- und Poststellen. Apothekerinnen gibt es noch nicht. Eine Frau studirte

[1]) Vgl. Elise Ichenhäuser: „Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage“ 1894 und Educ. Rep. 1895.
[2]) Educational Report U. St. 1894/95.

Nationalökonomie, eine machte das Examen an der landwirthschaftlichen Schule und wurde von einem bekannten Großgrundbesitzer als Gutsverwalterin angestellt. Von staatlichen Anstellungen sind Frauen noch in allen Gebieten ausgeschlossen.

Die Vorbildung der ersten Frauen für die Universität erfolgt in einem 2jährigen Kursus, der auf die bekannte höhere Schule des Frl. Zahle aufgesetzt wurde. Außerdem lassen jetzt eine Reihe von Knabengymnasien Mädchen zu.

Norwegen beschloß am spätesten, die Frauen zum Universitätsbesuch zuzulassen, war aber dann am freisinnigsten in seiner Zuwendung. Als 1880 die erste Frau in Christiania um Zulassung nachsuchte, mußte sie den bestehenden Bestimmungen zufolge abgewiesen werden. Es wurde aber sofort von einem Parlamentsmitglied ein Antrag eingebracht, dahingehend, den Frauen die Zulassung zum Universitätsstudium und zwar zum examen artium und examen philosophicum zu gestatten; der Antrag ging, mit einer einzigen Stimme dagegen, durch! Bei der Immatrikulation schickten die Studenten der Frau Thoresen eine Glückwunschadresse. Natürlich arbeiteten die Frauen weiter, um auch die übrigen Fakultäten eröffnet zu bekommen. Aber nicht sie allein waren thätig, sondern auch einzelne Männer, ja ganze Korporationen, z. B. die Vereine der Rechtsgelehrten, stellten sich auf ihre Seite; diese letzteren setzten in Christiania ein Gesuch in Umlauf für die Freigebung des Rechtsanwalts- und Notarberufs und die Zulassung der Frauen zum Verwaltungsdienst. Sie waren der Ansicht, daß auch das Gesetz vom Juni 1884, das den Frauen außer dem examen artium und examen philosophicum die übrigen Fakultäten und Examen und sämmtliche sonstigen Vorrechte der Universität freigab (auch Stipendien und Legate), noch insofern seinen Zweck nicht erfüllte, als es die Zulassung zu den Berufen nicht regelte; auch diese müßten freigegeben werden. Der Erfolg blieb nicht aus. Im November 1897 beschlossen Kammer und Senat, den Frauen formell das Recht zu geben, vor Gericht zu plaidiren, so daß Rechtsstudium, Rechtslehrstühle und Rechtspraxis ihnen offen stehen. Aerztinnen, Apothekerinnen, höhere Lehrerinnen gab es schon längst.

Seit 1889 sind auch Frauen in die Schulkommissionen, als Schulinspektoren und in den Oberaufsichtsrath für Schulangelegenheiten wählbar; in den Landgemeinden haben sie gleiches Stimmrecht für Schulbudgetangelegenheiten wie die Männer. Wir gelangen da schon auf das Gebiet der politischen Gleichstellung, die ja in ganz Skandinavien schon nahe bevorsteht, in einer Reihe von einzelnen Angelegenheiten schon erreicht ist. Die Vorbildung erfolgt ebenfalls theils gemeinsam mit den Knaben, theils in besonderen Mädchengymnasien.

Die Rotationsdauer des Planeten Venus.

Vor etwa 230 Jahren gelang es dem nachmaligen Erbauer der Pariser Sternwarte, **Domenico Cassini** (damals noch in Bologna), aus Beobachtungen von hellen und dunklen Flecken auf der Oberfläche des Mars und des Jupiter für die Rotationsdauer dieser beiden Planeten annähernd richtige Werthe zu ermitteln. Ermuthigt durch diese Erfolge, dehnte er seine Beobachtungen auch auf die Oberfläche des Planeten Venus aus, er stieß hiebei jedoch auf unerwartete und, wie sich gleich zeigen wird, theilweise auch heute noch kaum zu überwindende Schwierigkeiten.

Der Planet Venus kann sich im Maximum nur um etwa 48° von der Sonne entfernen, infolgedessen sind Nachtbeobachtungen desselben in genügender Höhe über dem Horizont nicht zu erlangen; Beobachtungen bei tiefer Stellung der Venus aber werden durch die Unruhe unsrer Atmosphäre wenn nicht ganz vereitelt, so doch meist recht unsicher gemacht. Um diesem Uebelstand zu begegnen, hat man seit etwa 50 Jahren die Venus hauptsächlich bei Tag, in den frühen Morgen- und späten Nachmittagsstunden beobachtet, was angesichts ihrer beträchtlichen Helligkeit (infolgederen sie um die Zeit ihres größten Glanzes selbst mit freiem Auge bei Tag am Himmel wahrgenommen werden kann) und ferner dank unsrer gegen früher so sehr vervollkommneten Beobachtungswerkzeuge keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. Unüberwindliche Schwierigkeiten dagegen dürften einer zuverlässigen Bestimmung der Rotationselemente der Venus durch **Fleckenbeobachtung** in den Verhältnissen erwachsen, wie sie auf diesem Planeten selbst bestehen. Nach den spektroskopischen Untersuchungen von **P. Secchi**, **H. C. Vogel**, **Janssen** u. A. kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Venus eine sehr dichte, wahrscheinlich auch Wasserdampf in Form von Wolken enthaltende Atmosphäre besitzt. Ebenso geht das Vorhandensein einer Atmosphärenhülle auf der Venus auch aus rein optischen Beobachtungen der letzteren hervor. So verschwinden Sterne, die von der Venus bedeckt werden, nicht plötzlich, sondern erst nach vorheriger allmählicher Lichtabnahme hinter ihrer Scheibe; ferner ist die Schattengrenze auf der Venus nicht scharf, sondern infolge der Refraktionswirkung ihrer Atmosphäre meist etwas verwaschen. Weiterhin wurde wiederholt konstatirt, daß in der Nähe der unteren Konjunktion die beiden Hörner der Venussichel einen beträchtlich größeren Winkel als 180° einschließen, welches Phänomen gleichfalls nur infolge der Strahlenbrechung in der Venusatmosphäre zustande kommen kann. Endlich zeigte sich bei den Vorübergängen der Venus vor der Sonne in den Jahren 1874 und 1882, als sie schon zum größten Theil in die Sonnenscheibe eingetreten war, das noch außerhalb der letzteren stehende Segment der Venus von einem deutlich wahrnehmbaren Dämmerungsring umgeben, der heller war als der dunkle Himmelsgrund und ein deutliches Sichtbarwerden des außerhalb der Sonne gelegenen Theiles des Planeten bewirkte, eine Erscheinung, die wiederum nur der strahlenbrechenden Wirkung der Venusatmosphäre zuzuschreiben ist. Schließlich spricht für das Vorhandensein einer Atmosphäre, ja geradezu für beständige dichte Bewölkung auf der Venus die außerordentlich große **Albedo** (Lichtreflexionsfähigkeit) dieses Planeten: nach Prof. **Müller** in Potsdam beträgt die Albedo für den Erdmond 0.17, für Merkur 0.19, für Mars 0.29, für Jupiter 0.82, für Venus aber 1.01.

Es leuchtet hienach ohne weiteres ein, daß alle Werthe der Rotationselemente der Venus, insofern sie auf Beobachtung der Fortbewegung von hellen und dunklen Flecken ihrer Oberfläche beruhen, so lange als unsicher zu betrachten sind, bis sie durch Beobachtungen von prinzipiell anderer Natur bestätigt werden.

Dies vorausgeschickt, kehren wir nunmehr zu den Beobachtungen **Cassini's** zurück. Er fand die Flecken, die er 1667 mit seinem Campani'schen Fernrohr auf der Venusscheibe wahrnehmen konnte, sehr schwach und ohne scharfe Begrenzung, und die gleiche Bemerkung machten so ziemlich alle seine Nachfolger bis in die neueste Zeit. Aus seinen von ihm selbst als recht unsicher bezeichneten Beobachtungen fand Cassini die Rotationsdauer der Venus sehr nahe zu 24 Stunden, die Rotationsachse fiel nach seinen Untersuchungen annähernd in die Ebene der Ekliptik.

Zu ganz anderen Ergebnissen gelangte etwa 60 Jahre später **Bianchini** in Rom, indem er die Dauer der Venusrotation zu $24\frac{1}{3}$ Tagen und die Neigung der Rotationsachse gegen die Ekliptik zu 15° ermittelte. Dieses Ergebniß veranlaßte **Jakob Cassini**, die Beobachtungen seines Vaters neuerdings zu reduziren, er fand (1729) aus denselben die Rotationszeit zu 23 Stunden 22 Minuten und glaubte, mit diesem Werthe auch Bianchini's Beobachtungen darstellen zu können.

Von 1777 an hat **William Herschel** gleichfalls die Venus längere Zeit beobachtet, er nahm jedoch, da ihm die beobachteten dunklen Flecken eher optische Täuschungen, als reelle Gebilde zu sein schienen, davon Abstand, einen Werth für die Rotationsdauer der Venus

aufzustellen. Der Nächste, der dies that, war der als eifriger Beobachter bekannte Oberamtmann **Schröter** in Lilienthal bei Bremen. Aus seinen durch mehr als 20 Jahre fortgesetzten Beobachtungen der Venusoberfläche, insbesondere der Hörnerspitzen, fand er (1796) in etwas willkürlicher Weise die Rotationsdauer der Venus zu 23 Stdn. 21 Min., also fast ebenso groß, wie J. Cassini, wobei er zur völligen Erklärung seiner Beobachtungen die äußerst unwahrscheinliche Hypothese aufzustellen genöthigt war, daß in der Nähe der Hörnerspitzen, und nur hier, Gebirge von enormer Höhe (bis zu 30 km) sich befinden müßten. Fast genau zu dem gleichen Ergebniß, wie Schröter, gelangte 5 Jahre später Pastor **Fritsch** in Quedlinburg, wogegen **Flaugergues** in Viviers (1822) aus den Beobachtungen eines hellen Flecks, den er im Juli 1796 eine Woche lang verfolgt hatte, die Rotationsdauer der Venus wieder, wie Bianchini, zu 24 Tagen fand.

Auch Prof. **Gruithuisen** in München hat die Venus lange Zeit hindurch wiederholt beobachtet. Er erwähnt zum erstenmal die sogenannten hellen **Polarflecke** auf der Venusoberfläche, die er anfangs als bloße Fortsetzung des hellen Randlichtes der Venus, also als optische Täuschung, später aber als Eiskalotten betrachten zu müssen glaubte.

Auf Anregung von **Olbers** begannen dann 1839 **De Vico** und einige andere Patres des Jesuitenkollegiums in Rom, sich dem Gegenstand zuzuwenden. Sie beobachteten zum erstenmal die Venus hauptsächlich bei Tag und suchten die Bewegung der auf der Venusoberfläche sichtbaren Flecke durch Messung ihres Abstandes vom hellen Rand der Venusscheibe festzulegen. Aus den in ungewöhnlich großer Anzahl ausgeführten Messungen (mehr als 11,000) leitete De Vico auf eine bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärte Weise die Rotationsdauer der Venus zu 23 Stunden 20.3 Min. ab. Man wird im Hinblick auf die Unbestimmtheit der Flecken auf der Venusoberfläche erstaunt sein über die gute Uebereinstimmung dieses Werthes mit dem von Schröter und J. Cassini ermittelten. Indessen ist diese Uebereinstimmung, wie zuerst Prof **Schiaparelli** nachwies, die Folge eines logischen Zirkels: Schröter hat der Reduktion seiner Beobachtungen die von J. Cassini aus den Beobachtungen seines Vaters abgeleitete Rotationsdauer zugrunde gelegt, während De Vico (und wohl auch Fritsch) den von Schröter gefundenen Werth benutzte.

Obwohl also der von De Vico ermittelte Werth für die Rotationsdauer der Venus (wie sich freilich erst a posteriori herausstellte) recht wenig vertrauenswürdig war, betrachtete man doch bis vor etwa 25 Jahren diesen Werth als endgültig richtigen und die Sache als abgeschlossen. Erst in den 70er Jahren wurden die Beobachtungen der Venusoberfläche neuerdings wieder aufgenommen, zunächst von **H. C. Vogel** in Bothkamp, der aber, wie vor ihm schon W. Herschel, die Befürchtung aussprach, daß seine Beobachtungen auf Täuschung beruhen könnten und deßhalb von der Ableitung eines Werthes für die Rotationsdauer Umgang nahm; sodann, vom Jahr 1877 ab, von **Schiaparelli** in Mailand. Dieser durch seine Marsbeobachtungen rühmlichst bekannte Forscher hat ebenfalls eine größere Anzahl von Flecken auf der Venus beobachtet, in der Hauptsache — wie die meisten seiner Vorgänger — dunkle Streifen, welche in gewissem Abstand von der Lichtgrenze zu dieser annähernd parallel liefen, sowie fernerhin noch einige helle Flecke. Trotz mehrfach wahrgenommener Veränderungen in der Gruppirung und Form dieser hellen und dunklen Flecke kommt Schiaparelli (1890) auf Grund seines Beobachtungsmaterials, bei dessen Diskussion er noch einige ältere, sowie gleichzeitige Beobachtungen von **Holden** in Washington, **Niesten** in Brüssel, **Trouvelot** in Cambridge (Amerika) und **Denning** in Bristol verwerthet, doch zu dem überraschenden Ergebniß,[1] **daß die Umdrehungsdauer der Venus gleich sei ihrer siderischen Umlaufszeit um die Sonne**, also rund 224 Tage betrage und daß ihre Rotationsachse auf der Bahnebene senkrecht stehe. Es würde hienach die Venus der Sonne stets die gleiche Seite zuwenden, wie dies bekanntlich auch beim Mond der Erde gegenüber der Fall ist.

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß die Ergebnisse Schiaparelli's alsbald zu einem lebhaften Meinungsaustausch in den Kreisen der betheiligten Astronomen führten. **Perrotin** in Nizza kam auf Grund eigener, ad hoc angestellter Beobachtungen zu der Ansicht, daß der Anblick der Venus an aufeinanderfolgenden Tagen sich nicht ändert; die im Laufe eines Tags wahrgenommenen Aenderungen schreibt er der wechselnden Erleuchtung und Absorption durch unsre Atmosphäre zu, er findet somit die Hypothese Schiaparelli's durch seine Beobachtungen völlig bestätigt. Das Gleiche ist der Fall bei **Terby** in Löwen, der seine eigenen, in den 80er Jahren gemachten Zeichnungen der Venusoberfläche, insbesondere der schon erwähnten meridional verlaufenden dunklen Streifen mit denen von zahlreichen anderen Beobachtern vergleicht und die Ergebnisse von Schiaparelli ebenfalls bestätigt findet, obwohl er vor dem Bekanntwerden derselben für eine rasche Umdrehung der Venus eingetreten war. **Niesten** in Brüssel findet, daß seine Venusbeobachtungen sowohl dem De Vico'schen, als auch dem Schiaparelli'schen Werth der Umdrehungszeit entsprechen, er hält jedoch den letzteren Werth für unrichtig und spricht sich für die rasche Rotation aus. Auch Pfarrer **Löschardt** in Rákósalva, der die Arbeiten von Schiaparelli und Perrotin und Prof. **Wislicenus** in Straßburg, der (1892) sämmtliche zur Bestimmung der Venusrotation ausgeführte Arbeiten und Beobachtungsreihen eingehend bespricht,[1] kommen zu dem Schluß, daß zur Annahme der Ergebnisse Schiaparelli's vorläufig ein zwingender Grund nicht besteht.

In den letzten 5 Jahren hat sich eine größere Anzahl von Amateur- und Fachastronomen mit der Ermittelung der Rotationselemente der Venus aus Fleckenbeobachtungen beschäftigt. Ein Theil derselben (z. B. Trouvelot, Hilliger, Brenner, Roberts) hat sich für die rasche Rotation, also für den De Vico'schen Werth ausgesprochen, ein anderer Theil dagegen (z. B. Mascari, Cerulli, Lowell, Fontseré) glaubte den Schiaparelli'schen Werth bestätigen zu müssen. Einige Beobachter der letzten Jahre, insbesondere **Barnard** und **Flammarion**, zogen es endlich vor, aus ihren Venusbeobachtungen wegen der ihnen innewohnenden Unsicherheit gar keinen Werth für die Umdrehungsdauer abzuleiten. Flammarion ist, wie manche Beobachter vor ihm, der Ansicht, daß die auf der Venusscheibe von ihm und allen anderen Beobachtern gesehenen Flecke zum größten Theil nicht reell, sondern physiologisch-optische Erscheinungen, also Truggebilde seien.

Ganz zu derselben Ansicht ist schon seit einigen Jahren Dr. **Villiger** in München gelangt, der in den Jahren 1895 und 1896 gleichfalls eine Reihe von Venusbeobachtungen ausgeführt hat, wobei ihm besonders die dunklen Meridianstreifen und einige in der Nähe der Lichtgrenze stets vorhandene dunkle Flecke wegen ihrer Unveränderlichkeit als verdächtige Objekte auffielen. Er hat es deßhalb unternommen, die Beleuchtungsverhältnisse auf der Venus als einer unvollständig beleuchteten Planetenscheibe näher zu studiren.[2] Unter Zugrundelegung des Lommel-Seeliger'schen Reflexionsgesetzes für zerstreut reflektirende Substanzen, dessen Anwendung im gegebenen Falle umsomehr indizirt war, als Venus, wie schon früher erwähnt wurde, von einer sehr dichten, mit Kondensationsprodukten erfüllten Atmosphäre umgeben ist, leitet er die scheinbare Helligkeit in irgend einem Punkt der Planetenscheibe als Funktion der auf den Mittelpunkt der Scheibe bezogenen Polarkoordinaten dieses Punktes ab und verfolgt dann den Verlauf der Helligkeit längs eines beliebigen Radius-

---

[1] *G. V. Schiaparelli:* Considerazione sul moto rotatorio del Pianeto Venere. Rendiconti del R. Istituto Lombardo. Ser. II, Vol. XXIII. Milano 1890

[1] Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft. 27. Jahrgang. S. 271 u. ff.

[2] W. Villiger. Die Rotationszeit des Planeten Venus. Inaug.-Diss. München 1898.

vektors. Es findet sich, daß der zweite Differentialquotient der scheinbaren Helligkeit in drei Punkten eines jeden Radiusvektors Null wird, daß also die entsprechende Helligkeitskurve längs eines solchen drei singuläre Punkte besitzt, von denen zwei Wendepunkte sind, während der dritte einer mehrpunktigen Berührung ungerader Ordnung entspricht. Die Helligkeitszunahme vom Terminator (Schattenrand) nach dem beleuchteten Rand der Planetenscheibe hin ist also keine gleichmäßige, vielmehr zeigt die Helligkeit zuerst eine rasche, dann allmählich eine langsamere Zunahme, von einer meridional verlaufenden Linie ab wächst sie dann wieder rasch bis zum beleuchteten Rand des Planeten.

Zur Entscheidung der Frage, ob den erwähnten Nullstellen des zweiten Differentialquotienten der Helligkeit eine physiologische Bedeutung innewohnt, hat sich Herr Villiger nach dem Vorgang von Professor Seeliger [1]) wieder mit Erfolg geschwärzter rotirender Scheiben bedient, bei denen nur ein der theoretischen Lichtvertheilung auf der Planetenscheibe entsprechender Sector weiß gelassen wurde. Es gelang ihm in der That, die am häufigsten auf der Venusscheibe beobachteten Erscheinungen auch auf den (lediglich vom Tageslicht beleuchteten) rotirenden Scheiben wahrzunehmen: in der Nähe der Peripherie derselben zeigte sich ein gut begrenzter, heller Rand und ziemlich genau im ersten Drittel des Abstandes vom Mittelpunkt bis zum Rand der Scheibe wurde ein recht deutlicher, dunkler Streifen sichtbar. Der Abstand dieses Streifens vom Mittelpunkt der rotirenden Scheibe wurde von Dr. Villiger sowohl, als auch von anderen Beobachtern wiederholt gemessen und es ergab sich die merkwürdige und wichtige Thatsache, daß der bezeichnete dunkle Streifen genau an der entsprechenden Stelle auftrat, an welcher beispielsweise Brenner in Lussinpiccolo bei entsprechendem Phasenwinkel den dunklen Meridianstreifen auf der Venusscheibe beobachtet hat. Die gleiche Uebereinstimmung ließ sich bei den diesbezüglichen Beobachtungsergebnissen fast aller früheren Beobachter konstatiren, wie die Ausmessung einer großen Zahl von Zeichnungen, die diesen dunklen Meridianstreifen enthalten, von Gruithuisen angefangen bis zu Flammarion, ergab.

Nicht so gut mit den Beobachtungen der Venusscheibe in Einklang steht der Verlauf des auf den rotirenden Scheiben gleichfalls wahrgenommenen hellen Randstreifens. Nach der Theorie müßte derselbe an den Hörnern verschwinden, während in Wirklichkeit die meisten Beobachter seit Schröter bei großem Phasenwinkel (wobei also Venus als schmale Sichel erscheint) gerade an diesen Stellen große helle Flecke sahen. Man könnte also zu der Annahme gelangen, daß wenigstens diese „Polarflecke" reelle Gebilde seien, indessen ist Dr. Villiger der Ansicht, daß dieselben zum Theil verstärkter Beugung des Lichtes, zum Theil Kontrastwirkungen ihre Entstehung verdanken. Und er ist in der Lage, auch für diese Ansicht auf experimentellem Wege Stützpunkte beizubringen. Aus zerstreut reflektirenden Substanzen (Gummi, Gips) ließ er Kugeln herstellen, die bei Nacht derart seitlich beleuchtet wurden, daß sie in einer Entfernung von etwa 400 m mit einem Fernrohr betrachtet, annähernd den Anblick der Venus bei großem Phasenwinkel boten. Es traten, besonders bei der Gummikugel, ganz die Erscheinungen auf, welche unter den angegebenen Umständen auf der Venussichel wahrgenommen wurden, insbesondere der helle Rand, der gegen die Hörner zu mehrmals in größere helle Flecke auslief.

Nach den überraschenden Ergebnissen der von Herrn Villiger ausgeführten Versuche läßt sich also die Entstehung der meridional verlaufenden dunklen Flecke, sowie des hellen Randstreifens auf der Venusscheibe in der Hauptsache auf physiologisch-optische Ursachen, sowie auf Beugungserscheinungen und Kontrastwirkungen zurückführen. Und da Schiaparelli gerade auf Grund der Unveränderlichkeit der ersten Art von Flecken zu der Annahme gelangte, daß die Umdrehungsdauer der Venus gleich sei ihrer Umlaufszeit um die Sonne, dürfte diese Annahme gegenwärtig wohl kaum mehr haltbar sein; es scheinen vielmehr auch neuere Beobachtungen dafür zu sprechen, daß die Venus gleich der Erde in rund 24 Stunden sich einmal um ihre Achse dreht.

Aufgabe der zukünftigen Beobachter wird es in erster Linie sein, die durch physiologische Täuschung entstandenen Gebilde von zeitweise sicherlich wahrnehmbaren reellen Flecken auf der Venusscheibe unterscheiden zu lernen und nur die Beobachtungen der letzteren zur Bestimmung der Rotationselemente zu benutzen. Endgültigen Aufschluß über die im Obigen besprochene Frage wird man aber erst erwarten dürfen, wenn es der Spektroskopie gelingen wird, aus den Verschiebungen der dunklen Linien des Venusspektrums die Geschwindigkeit der Achsendrehung der Venus (welche bei 24stündiger Rotation für einen Punkt ihres Aequators rund 440 m in der Sekunde betragen würde) abzuleiten.

Dr. K. Oertel.

[1]) S. diese Beilage Nr. 138.

Mittheilungen und Nachrichten.

ll. **Archäologisches aus Griechenland.** Die Ausgrabungen des Hrn. Stais auf Cap Sunion haben Bautheile eines älteren Tempels zutage gefördert, der, wie man annimmt, von den Persern zerstört worden ist und dessen Fundamente unter dem noch heute zum Theil aufrecht stehenden berühmten Tempel aus der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. liegen. — In Eretria, wo Hr. Kuruniotis seit längerer Zeit gräbt, sind außer den fortgesetzten Funden von Gräbern des 5. Jahrhunderts jetzt zahlreiche Inschriften zum Vorschein gekommen, aus denen hervorgeht, daß in der Nähe der Fundstelle ein Tempel des Apollon, der Artemis und der Leto gestanden hat. Doch sind von diesem selbst nur geringe architektonische Bruchstücke gefunden worden; er scheint von den umwohnenden, nach Steinen grabenden Bauern bis auf den Grund zerstört zu sein. — Bei Gythion, dem Hafenort von Sparta, ist man einem Raubgräber auf die Spur gekommen, der seit längerer Zeit in einem Thale, 2 Stunden von der Stadt, auf einem ihm gehörigen Grundstück in einer antiken Nekropole systematische Nachgrabungen veranstaltete. Als die Sache bekannt wurde, fanden die Behörden nur noch einen marmornen Widderkopf von angeblich sehr guter Arbeit und einige Münzen bei ihm, die konfiszirt wurden. — Der Löwe von Chaeronea, den die Archäologische Gesellschaft schon seit langer Zeit wieder aufzurichten beschlossen hat, ist jetzt endlich einmal von Technikern untersucht worden. Das Ergebniß ist ein viel ungünstigeres, als man erwartet hatte. Der marmorne Koloß war aus drei Blöcken zusammengesetzt, die zur Erleichterung beim Transport stark ausgehöhlt sind. Beim Sturz sind die Ränder der Stücke stark ausgesplittert, so daß die Zusammenfügung bei dem ungeheuren Gewicht der Blöcke auf große Schwierigkeiten stoßen wird. Auch der Unterbau der Basis — von dem Postament selbst sind nur ganz geringe Reste noch vorhanden — ist, da er aus weichem Kalkstein besteht, so stark mitgenommen, daß er in seinem jetzigen Zustand kaum als Fundament der neuen Basis benutzt werden kann. Die Techniker haben einen Bericht über ihre Untersuchungen der Archäologischen Gesellschaft eingereicht.

* **Berlin.** Die eisenbahnfachwissenschaftlichen Vorlesungen in preußischen Städten finden im Winterhalbjahr 1898/99 in folgender Weise statt: In Berlin werden in Räumen der Universität Vorlesungen über preußisches Eisenbahnrecht, sowie über die Verwaltung der preußischen Staatseisenbahnen gehalten. In Breslau erstrecken sich die Vorlesungen auf Eisenbahnbetriebslehre. In Köln werden Vorlesungen über Elektrotechnik, in Elberfeld über Technologie, in Halle a. S. über Elektrotechnik gehalten. — Ueber die Konstituirung der neuen biologischen Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft im kaiserlichen Gesundheitsamt wird uns mitgetheilt, daß es gelungen sei, fachwissenschaftlich bedeutende Männer für dieselbe zu gewinnen. Der neuen Institution gehören zur Zeit an Reg.-Rath Dr. Moritz, bekannt als Forscher auf dem Gebiet der Rebenschädlinge, an dessen Stelle im chemischen Laboratorium des Gesundheitsamts

Privatdozent Dr. Kerp aus Göttingen getreten ist. Als Zoologe fungirt in der neuen Station Professor Dr. Rörig aus Königsberg, dessen Forschungen über verschiedene Vogelarten und dessen Leitfaden für das Studium der Insekten und entomologischen Unterrichtstafeln ihn in weiten Kreisen bekannt gemacht haben. Zur Zeit befindet sich derselbe in Amerika, wohin er auf Veranlassung der Reichsregierung gegangen ist, um über das Vorkommen der St. José-Schildlaus eingehende Studien anzustellen. Neuerdings sind der Bakteriologe Professor Dr. Behrens von der badischen landwirthschaftlichen botanischen Versuchsanstalt zu Karlsruhe und der in der Forstbotanik bekannte Privatdozent Frhr. v. Tubeuf aus München eingetreten.

* **Rostock.** Am 15. Oktober starb hier der bekannte Schriftsteller und frühere Professor der Kunstgeschichte an der Kunstakademie in Weimar, Dr. Gustav Floerke, im Alter von 52 Jahren. Seine interessanten Feldzugsbriefe aus dem Kriege 1870/71 und seine Bücher und feuilletonistischen Aufsätze über Italien kennzeichneten ihn als einen sehr feinsinnigen und der plastischen Darstellung im höchsten Grade fähigen Schriftsteller. Leider hatte er in den letzten Jahren die Feder fast gänzlich aus der Hand gelegt. Er gehörte zu dem Böcklin'schen Freundeskreise und war in München, wo er einige Jahre lebte, Mitglied des bekannten Dichterklubs der Krokodile. — Der außerordentliche Professor Dr. v. Blume in Marburg ist jetzt zum ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft an der hiesigen Landesuniversität zum sofortigen Antritt ernannt und bestellt worden.

* **Lausanne.** Professor Rabow (bisher Professor der Irrenheilkunde) an der hiesigen Universität ist zum Professor der Arzneimittellehre ernannt worden. — Der Professor des römischen Rechts, Erman, hat die an ihn ergangene Berufung nach Brüssel abgelehnt.

* **Paris,** 15. Okt. Die Frage, wer nach dem Tode Stéphane Mallarmé's der Fürst der französischen Dichter sei, ist diesmal nicht vom „Mercure de France" noch von der „Plume", den beiden Organen der jüngsten Schulen, sondern vom „Temps" angeregt worden. Diese ernsthafteste Tageszeitung hat nun ebenfalls den etwas frivolen Weg der literarischen Enqueten beschritten und einer beschränkten Anzahl mehr oder minder berühmter Dichter die Frage vorgelegt, wer nach ihrer Ansicht der verdienstlichste der lebenden Versschmiede sei. Noch ist die Umfrage nicht abgeschlossen, aber schon zeigt sich, daß drei Namen im Vordergrund stehen. Der populärste der lebenden Dichter Frankreichs, François Coppée, ist natürlich ausgeschlossen; denn die Popularität sehen die jüngeren Literaten als den größten Makel an. Auch Sully-Prudhomme wird nur wenig Stimmen haben, weil sein „Vase brisé" weltbekannt ist. Der Streit bewegt sich zwischen dem Akademiker José de Heredia, der einen einzigen Band Sonette veröffentlicht hat, die freilich als Muster der Gattung gelten, seinem Schwiegersohn Henri de Régnier, der zwar sehr fruchtbar und nicht ohne Talent ist, aber haltlos zwischen akademischer Strenge und moderner Regellosigkeit hin und herschwankt, und Léon Dierx, dessen Thaten sich trotz eines langen Lebens von 60 Jahren auf zwei kleine Bände beschränken, die allerdings manche Perle enthalten und von der abstrusen Dunkelheit Mallarmé's weit entfernt sind. Dierx hat aber vor seinen beiden Nebenbuhlern seine äußerst bescheidene kleinbürgerliche Existenz als Ministerialbeamter voraus. Man rühmt, gerade wie bei Mallarmé, vor allem die Würdigkeit seines Lebens." Dierx erregt Niemandens Neid, und darauf kommt viel an. C. Mendès, dessen Stimme großes Gewicht hat, eröffnet die Umfrage des „Temps" mit einem Votum, worin er Dierx empfiehlt, „dessen Leben ebenfalls bewundernswerth, wie ein vollkommenes Gedicht, ist". Gabriel Trarieux zieht Henri de Régnier vor, weil er die stärkste Fruchtbarkeit und die größte Zukunft besitze. Rodenbach setzt Sully-Prudhomme, Heredia und Dierx auf die gleiche Stufe. Saint-Pol-Roux, der sich in jüngeren Jahren den Beinamen „Le Magnifique" zulegte, nennt Dierx und Heredia. Die auch vor der Umfrage des „Temps" unzertrennlichen Brüder Margueritte treten für Régnier ein, weil er „am besten die biegsame Grazie der neuen Prosodie mit der soliden klassischen Schönheit zu vereinigen wisse". So lauten einige der ersten Voten, die der „Temps" über diese interessante Frage gesammelt hat.

* **Aus Belgien.** In Anbetracht der sich beständig ausdehnenden Beziehungen Belgiens zu Rußland hat der Unterrichtsminister Schollaert, der „Köln. Ztg." zufolge, die Errichtung eines Lehrstuhls für russische Sprache an der Genter Hochschule angeordnet. Die russische Sprache wird schon seit mehreren Semestern an der Löwener Hochschule gelehrt. Die Blätter hoffen, daß bald auch in Brüssel und Lüttich solche Kurse errichtet werden.

* **Aus Rußland.** In den Kijew'schen Blättern ist, wie die „Now. Wr." meldet, ein Aufruf des Vorsitzenden der dortigen Verwaltung des Rothen Kreuzes, Generals Kossitsch, abgedruckt, in dem alle wohlhabenden Personen aufgefordert werden, Spenden für die Errichtung eines medizinischen Instituts für Frauen in Kijew darzubringen. Zwar seien in St. Petersburg medizinische Kurse für Frauen eröffnet, das genüge aber nicht für ganz Rußland. Die „Now. Wr." spricht den Wunsch aus, daß auch die wohlhabenden Leute in den benachbarten südlichen Gouvernements, sowie in den beiden Residenzen, namentlich in St. Petersburg, dieser Aufforderung des Generals Kossitsch nachkommen werden. St. Petersburg habe zahlreiche Spenden aus der Provinz für seine medizinischen Kurse erhalten.

* Der Professor der Physiologie an der Cornell-Universität in Ithaka im Staate New-York, B. G. Wilder, hat an die jetzigen und früheren Schüler der Hochschule ein Rundschreiben gerichtet und sie gebeten, ihr Gehirn der Universität testamentarisch zu vermachen. Zu guten physiologischen Untersuchungen eigne sich das Gehirn des Verbrechers, des Unwissenden oder Irrsinnigen, die jetzt fast allein das Material bildeten, nicht. Es sind schon viele günstige Antwortschreiben eingelaufen. Die Namen der Personen, die ihr Gehirn der Alma mater vermacht haben, sind jedoch geheim gehalten worden. Professor Wilder ist überzeugt, daß er auf dem eingeschlagenen Weg der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen kann.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Rudolf Blochmann: Die Entwicklung der asymptotischen Telegraphie (ohne Draht). Allgemein verständliche Darstellung. Berlin, E. S. Mittler 1898. — E. Zoellner: Taktische Aufgaben für Kriegsspiel, Uebungsritt, Dispositionsübung und Selbststudium der Infanterie. Ebd. 1898. — Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 1. IV. Aufl. Ebd. 1898. — Kunz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem Deutsch-französischen Kriege von 1870/71. 8. u. 9. Heft. Ebd. 1898. — Dr. Karl Ruß: Die sprechenden Papageien. Magdeburg, Creutz 1898. — Dr. J. Schwerdfeger: Eine Denkschrift des Großherzogs Franz Stephan von Lothringen-Toscana aus dem Jahre 1742. Wien, Carl Gerolds Sohn 1898. — Dr. Eduard Steidle: Kommentar zum Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 mit Novelle. Würzburg, Stahel 1898. — Franz Doltiner: Es dünkt mi' fein! Gedichte im Innsbrucker Dialekt. Innsbruck, A. Edlinger 1898. — Dr. Joseph Müller: Der Reformkatholizismus die Religion der Zukunft. Würzburg, A. Göbel 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 20. Oktober. Nummer 238.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Frauenstudium im Ausland.

Von Dr. med. Otto Neustätter (München).

II.

In den Niederlanden, wo augenblicklich „das Princip der weiblichen Gleichberechtigung in Thronfolge wie Regentschaft seinen höchsten Triumph feiert“, finden wir sowohl die ökonomische als auch die geistige Emanzipation der Frauen weit vorgeschritten. Das ist nicht zum Verwundern, denn Holland war in Bezug auf die Zulassung der Frauen insofern allen europäischen Staaten voran, als eine prinzipielle Ausschließung der Frauen vom Universitätsstudium nie bestand. Als daher 1876 eine Neuregelung des höheren Unterrichts stattfand, brauchte ihnen dieses Recht nicht erst eingeräumt zu werden. Sie haben genau die gleichen Befugnisse wie die Männer und sie können rite immatrikulirt werden, jeden akademischen Grad erreichen, jedes Examen steht ihnen offen und ebenso die Ausübung der wissenschaftlichen Berufe. Alle vier Landesuniversitäten: Leyden, Groningen, Utrecht, Amsterdam, gewähren ihnen alle diese Rechte in allen Fakultäten. Es studiren auch an all diesen Universitäten Frauen, und ihre Zahl ist von einer einzigen Studentin (in Groningen) vor 25 Jahren auf 75 im Jahre 1897 gestiegen. Das ist relativ ein bedeutender Zuwachs, absolut aber keine große Zahl. Und es ist gerade gegenüber den Befürchtungen, die auch auf dem letzten Aerztetag wieder laut wurden, es würden bei Zulassung von Frauen zu dem Universitätsstudium alle Berufe derart mit weiblichen Konkurrenten überfluthet werden, daß die Männer sich nur mit Mühe mehr halten, ja, eventuell in die Minderzahl kommen könnten, von großer Bedeutung darauf hinzuweisen, daß das Recht der Zulassung damit unendlich wenig zu thun hat. Es sind ganz andere Faktoren, welche die Frauen auch dem Universitätsstudium zutreiben, ein realer, die Nothwendigkeit einen Beruf zu ergreifen, ein idealer, das Bedürfniß nach einer umfassenderen und tieferen Bildung, der damit verbundenen größeren persönlichen Befriedigung und dem höheren Werth als Mitglied der Gesellschaft und des Staates. Diese züchten den Wunsch nach der Möglichkeit des Studirens heran, nicht die Möglichkeit des Studirens den Wunsch danach. An all den einzelnen Berufen ließe sich hier diese Thatsache nachweisen; so war z. B. schon 1867 ausgesprochen worden, daß Frauen doch den Apothekerberuf ergreifen könnten; aber erst in den letzten 7 Jahren sind 14 zu den Prüfungen zugegangen und haben sie bestanden. Vier sind dann Apothekenbesitzerinnen geworden. Ebenso verhielt es sich mit den Aerztinnen. Auch solche sind erst in den letzten 12 Jahren zugegangen (und zwar praktiziren vier in Holland). Ein kleiner Ueberblick über die Zahl der Studentinnin an den vier Universitäten sei hier angefügt (von 1897):

	Amsterdam 1887	Amsterdam 1897	Utrecht	Leiden	Groningen
Theologie	—	—	—	—	—
Jurisprudenz	(1)	2	—	—	—
Medizin	(3)	11	2	5	—
Naturw. u. Math.	(1)	10	10	8	7 (4 Apoth.)
Literat. u. Philos.	(4)	9	4	8	4

(Im Jahr 1897 machte auch zum erstenmal eine Dame das Sprachenexamen, und zwar besser als die männlichen Mitbewerber.) Die Vorbereitung geschieht auf einem Gymnasium mit 6jährigem Kursus oder einer höheren Bürgerschule mit 5jährigem. Während der Uebertritt von dort auf die Universität direkt erfolgen kann, muß hier noch Latein und Griechisch nachgeholt und ein Staatszulassungsexamen zur Universität gemacht werden. In beiden Anstalten dürfen Mädchen und Knaben gemeinsam den Unterricht besuchen, was nach dem Bericht des Unterrichtsministers zu keinerlei Unzuträglichkeiten geführt hat.

In Belgien hatten die Frauen früher schon bedeutsame durch verschiedene Dokumente privilegirte Rechte auf politischem Gebiete. Vom 12. bis 18. Jahrhundert durften sie an den Kommunalwahlen und Berathungen theilnehmen. Diese Vorrechte sind jetzt nicht mehr vorhanden, und sogar in der Zulassung zu den freien Berufen ist man in Belgien nicht weiter als in den angrenzenden Ländern. Die Zulassung zu den Universitäten datirt zwar schon vom Mai 1876 (Lüttich und Gent), nachdem im vorhergehenden Jahre der Minister eine Anfrage an die verschiedenen Fakultäten der Universitäten gerichtet und die beiden genannten keine Gegengründe gegen die Zulassung als vorliegend erachtet hatten. 1880 erfolgte die Zulassung zu der Université libre in Brüssel, wo im ersten Jahre 3, im zweiten 5 Frauen Naturwissenschaften studirten, 10 Jahre später im ganzen 75 Diplome erhielten, 24 davon in Naturwissenschaften, 17 in Pharmakologie. Von 1882 bis 1889 studirten auf den drei Universitäten insgesammt 156 Frauen, darunter viele Ausländerinnen (Amerikanerinnen, Judierinnen, Rumäninnen, Engländerinnen), die das Hauptkontingent stellen. Einheimische studiren nur sehr wenige. Im Anfang war auch der Zutritt erschwert, dadurch daß man ein Eintrittsexamen (gradué en lettres) ablegen mußte, bei dem Griechisch und Lateinisch verlangt wurden, und daß es keine Schulen gab, wo Mädchen hierin unterrichtet wurden. Diese Anforderung besteht jetzt nicht mehr. Andrerseits erstrebt man die gemeinsame und gleichartige Erziehung von Knaben und Mädchen. Damit wären alle Schwierigkeiten für den Universitätsbesuch weggeräumt. Dagegen bestehen noch Einschränkungen für die Berufe. So ist es z. B. selbst nach dem Bestehen sämmtlicher juristischer Examina nicht gestattet, die Rechtsanwaltschaft auszuüben. Der Kampf darum dauert schon 10 Jahre. Die Ausübung des ärztlichen Berufes ist ebenfalls nicht frei; d. h. einzelne Zweige hat man wohl freigegeben, aber

auch diese nur unter bestimmten einschränkenden Bedingungen. Nur die Pharmazie hat man in letzter Zeit nicht bloß freigegeben, sondern der Pharmazeutenkongreß zu Mons 1896 plaidirte sogar für die Heranbildung von Frauen zu Apothekern und besonders zu Apothekergehülfinnen. Wenn die übrigen Korporationen ebenso für ihre weiblichen Kommilitonen eintreten, so wird die Sache auch in Belgien Fortschritte machen. Einstweilen sind natürlich die Zahlen der Belgierinnen, die Examen machen, nicht groß. 1897 in Lüttich vier Damen: zwei bestanden als Apothekerinnen mit Auszeichnung, zwei in Naturwissenschaften sehr befriedigend. Im selben Jahre in Gent eine Doktorin mit höchster Auszeichnung, eine Apothekerin gut, in Brüssel zwei Apothekerinnen sehr gut.

Wenden wir uns nun zu den romanischen Ländern, so ist hier zunächst ein Mißverhältniß zu bemerken, das auch in Belgien sich einigermaßen schon fühlbar macht: nämlich einerseits die großen Freiheiten, die man den Frauen für ihre intellektuelle Ausbildung gewährt, und anderseits die Unfreiheit, der Mangel an Würde in ihrer gesellschaftlichen und rechtlichen Stellung; die Frau ist hier viel mehr noch Weib als Mensch; man hat theoretisch ihre Gleichberechtigung anerkannt, das Prinzip der égalité gewahrt, aber praktisch betrachtet man in ausgeprägtester Weise die Frau als für den Mann vorhanden, und diejenigen, welche nach Ausleben ihrer Individualität streben, die selbständig in der Welt stehen wollen oder müssen, werden allgemein als bedauerliche Wesen, wenn nicht gar als gesellschaftlich minderwerthig ansehen, eine Ansicht, die in direktem Gegensatz zu der Hochachtung steht, welche die nordischen Völker — die Deutschen theoretisch, die Engländer, Holländer, Skandinavier auch praktisch — den selbständigen Frauen und überhaupt den Frauen entgegenbringen. Es ist sicher den dort herrschenden Gesetzen, die dem Mann die größten Vergünstigungen gegenüber dem Weibe einräumen, ein Einfluß insofern zuzugestehen, als die Männer durch dieselben geradezu bestärkt werden in ihrer Auffassung.

In Frankreich ist man in den letzten zwei Jahrzehnten sehr rüstig vorgegangen, um namentlich die Mittelschulen für Mädchen auf ein würdiges Niveau zu heben. Die Universitäten waren schon früher den Frauen erschlossen worden, d. h. es gab eigentlich kein Gesetz, das je ihnen den Zutritt verwehrt hätte, und man machte das Gewohnheitsrecht nicht dahin geltend, daß es auch beim alleinigen Studium der Männer bleiben müßte. Erleichtert war der Schritt dadurch, daß zu den öffentlichen Vorlesungen (cours onverts) schon längst Frauen zugelassen waren. 1863 gestattete ihnen dann zunächst die literarische Fakultät in Paris, ihre Privatvorlesungen zu besuchen und Examen abzulegen. Um sich als regelmäßige Studenten einschreiben zu dürfen, wurde nicht einmal, wie von den Männern, das Baccalaureat (Abiturium) gefordert, sondern, da es an sonstiger Vorbereitung fehlte und man deßhalb keine anderen Anforderungen stellen konnte (man erinnere sich dabei an die russische Auffassung), nur ein brévet supérieur (Lehrerinnendiplom) oder das certificat d'aptitude (Vorsteherinnenexamen). Ausländerinnen bekamen für etwaige bestandene Prüfungen équivalence geschenkt, und sie konnten sich, wie die französischen bachelières des lettres, auf die vier verschiedenen licences des lettres oder aggrégations (Oberlehrerinnenexamen) vorbereiten, dabei hatten die Damen sofort in der Philologie, namentlich in den lebenden Sprachen, Aufsehen erregende Erfolge. „Im allgemeinen werden bei den „aggrégations“ der lebenden Sprachen kaum ein Achtel der männlichen Kandidaten angenommen, während unter den Damen fast die Hälfte die schwierigen Prüfungen mit Erfolg bestehen.“ Auch an der Académie orientale machte 1889 eine Dame ein sehr gutes Examen.

Die übrigen Fakultäten eröffneten erst später ihre Pforten, zunächst die juristische, 1888 dann die medizinische, bei der sich allerdings ein Theil der Professoren und Studenten zu widersetzen versuchten, ohne aber schließlich es hindern zu können, daß den Frauen gestattet wurde, als internes in den Pariser Spitälern 4 Jahre zu studiren. Von aktuellem Interesse ist, was Laboulaye in seiner Antwort auf eine Anfrage des Unterrichtsministers sagte: „Es würde das einfachste und beste sein, von den Frauen, welche Medizin studiren wollen, die gleiche Vorbereitung und die gleichen Anforderungen für die Ertheilung der Diplome als nöthig zu bezeichnen, wie für die Männer, und dann beiden Geschlechtern gestatten, in gleicher Weise die Vortheile der Ausbildung in der medizinischen Schule zu genießen.“

1890 wurde die erste Doctaresse en droit promovirt, eine Rumänin, 1892 die erste Französin, ein Frl. Chauvin. Der naturwissenschaftlichen Fakultät wendeten sich bisher viel weniger einheimische Damen zu. Es gibt einige bachelières des sciences, auch einige licenciées des sciences, aber eine wissenschaftliche aggrégatian ist bis jetzt weder in Physik, Mathematik, noch Chemie bestanden worden (im Gegensatz zu anderen Ländern, z. B. Skandinavien, England, Italien, wo viele Damen sich diesen Fächern zuwendeten, und zu früheren Zeiten in Frankreich, wo Jeanne Dumée, die Lepaute, die Jeanne Amélie de Lalande, Sophie Germain in Mathematik und Astronomie Berühmtheiten waren). Natürlich hat die theologische Fakultät ihre Thüren fest vor den Frauen verschlossen: keiner Einzigen ist bis jetzt die Erlaubniß ertheilt worden, den Vorlesungen beizuwohnen. Von 1866 bis 1882 wurden in Frankreich 109 Grade an Frauen ertheilt, wovon 98 allein auf Paris trafen, wo die Mehrzahl von Studentinnen Ausländerinnen sind, namentlich Russinnen; aber auch einige Deutsche haben dort studirt. Die erwähnten Grade vertheilten sich so: 49 in Philosophie, 32 in Naturwissenschaft und 21 in Medizin. Die juristischen Fakultäten — bekanntlich gab es bis 1896 nur „Fakultäten“ in den 16 Universitätsstädten, die alle der „Université de France“ einverleibt und nur Theile derselben waren — haben bis zum Jahre 1894 nur sechs Damen im ganzen promovirt. In der medizinischen Fakultät von Paris waren 1868—1878 32 Studentinnen, 1878—1888 stieg die Zahl auf 114; 1888—1894 waren es 183 Frauen (167 davon Russinnen); 1894 von 169 nur 16 Französinnen.

Im Anfang waren, wie erwähnt, die Fakultäten bereits den Frauen zugänglich, während es noch an den nöthigen Vorbildungsanstalten fehlte. Seit 1880 und 1881 hat man indessen durch Gründung von Mädchenkollegien und Mädchenlyceen und die staatliche Einrichtung der höheren Normalschule für die Ausbildung von Lehrerinnen für die Sekundärschulen in Sèvres den Frauen eine regelrechte Ausbildung für den Uebergang zur Universität ermöglicht. 1894 existirten in Frankreich 58 Sekundärkurse für junge Mädchen, 28 Lyceen mit einer Schülerzahl von 4565 Mädchen und 23 Kollegien, die von 2532 Schülerinnen besucht waren. Hiedurch war nicht nur für die Ausbildung der französischen Frauenwelt ein trefflicher Grundstock gelegt, sondern gleichzeitig auch einer großen Anzahl von ihnen ein Beruf geschaffen. An den Primär- wie auch an den Sekundärschulen finden viele Frauen, welche den Studiengang Lyceum ꝛc. und Universität durchgemacht, als Lehrerinnen Anstellung, ebenso als Professorinnen an den Lyceen und Kollegien. Ja sogar im Schulrath hat man ihnen Sitz und Stimme angewiesen. (Das Gesetz vom 30. Okt. 1886 bestimmt, daß zu der für jedes Departement aufzustellenden Schulkommission für den Primärunterricht, außer dem Präfekten, dem Universitätsinspektor, vier Schul-

räthen, dem Direktor des Lehrerseminars, zwei Lehrern, zwei Schulinspektoren auch die Directricen des Lehrerinnenseminars zuzuziehen sind). Auch an der Schulkommission für den höheren Unterricht haben die Frauen sowohl das aktive wie das passive Wahlrecht, und eine der neuesten Errungenschaften einer Französin ist der Posten einer Schulinspektorin an der Akademie von Toulouse. Man muß also Frankreich nachrühmen, daß es durch großzügige Reformen und durch freimüthiges Entgegenkommen einer ebenbürtigen Ausbildung der Frauen die Wege geebnet hat, wenn es diesen auch noch nicht gelungen ist, zu allen den Berufen zugelassen zu werden, die ihnen, entsprechend ihrem Studium, offen stehen sollten: denn wenn es auch Aerztinnen und höhere Lehrerinnen gibt, so doch noch keine weiblichen Advokaten, Richter, Verwaltungsbeamte und Universitätsprofessoren.

In Spanien[1]) sind die Zustände recht eigenartig. Man kann sie vielleicht am besten kennzeichnen, wenn man sagt: sie sind das Resultat zeitweisen Durchbrechens einer freiheitlichen modernen Anschauung, vertreten durch einzelne für die Sache begeisterte Männer (Don Fernando de Castro, der Beichtvater der Königin Isabella II., der auf diesen Rang und selbst auf seine Professur verzichten mußte, aber seinen Kampf für die Frauen nicht aufgab, Don Manuel Ruiz de Queredo, der jetzige Präsident der von jenem 1870 gegründeten Asociación para la Enseñansa de la Mujer) oder Regierungsvertretern (Don Francisco Ruiz Zorilla und auch das erste Ministerium in der Gegenrevolution) gegen die alteingewurzelten Vorurtheile Spaniens, die in den Geistlichen und den Frauen selbst ihre festesten Stützpunkte hatten und noch haben und die dagegen ankämpfen, daß man den Mädchen überhaupt eine gute Ausbildung angedeihen läßt. Sofern man von einer Erziehung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts überhaupt sprechen kann, muß man sie als eine höchst mangelhafte und irrationelle bezeichnen, klagt die Schriftstellerin Doña Concepcion Arenal. Sehr oft sei die Lehrerin den Anforderungen ihres Berufs so wenig gewachsen, daß es eine Ausnahme ist, wenn sie richtig schreiben, gut lesen, die einfachsten arithmetischen Gegenstände erläutern kann. Sie trat für gleiche Erziehung von Mädchen und Knaben ein. Aber der Erfolg ist noch immer kein durchschlagender. Während 1857—1861 die Prozentzahl von Analphabeten unter den Frauen 87 Prozent betrug, ist sie jetzt auf weniger als 70 Prozent gesunken — dieser hohe Prozentsatz, obgleich die allgemeine Schulpflicht seit 1838 besteht. Die Lehrerinnenschule in Madrid, vom obigen Verein gegründet, hat eine erhebliche Besserung schon hervorgebracht. Daß bei den gekennzeichneten Verhältnissen kein weiterverbreitetes Verlangen der Frauen nach Zulassung zu den Universitäten auftauchte, ist begreiflich. Erst mit der „Septemberrevolution" tauchte die Idee von der prinzipiell nöthigen Gleichstellung der Frauen auf, und Zorilla erließ damals das Dekret über die Libertad de Enseñansa (1868), das den Frauen den Zutritt zu den Istitutos und den Universitäten eröffnete; jene sind eine Art von Colleges wie in England; die Absolvirung der „allgemeinen Studien" verschafft den Titel Bachiller, der zum Uebertritt an die Universitäten berechtigt. Diese ertheilen den M. A., während nur die Madrider Universidad Central den Doctor medicinae ertheilt. Für den Bachiller-Grad können Mädchen nicht wie Knaben die Enseñansa privada, d. h. Unterricht in Sekundärschulen (Colegios de Segunda Enseñansa) genießen. Dagegen können sie sich ebenso wie Knaben privat für sich entweder unter der Leitung eines Professors mit offiziellem Titel (Enseñansa domestica) oder ganz allein (Enseñansa libre) auf sämmtliche Grade vorbereiten. Gewöhnlich machen sie die Enseñansa oficial in den Istitutos oder die domestica durch. Für den ersten Fall ist allerdings (Gesetz 1888) die Einholung der Einwilligung der Regierung in jedem einzelnen Fall nöthig. Zu den Examen dagegen sind sie ohne weiteres zugelassen. An den einzelnen Universitäten scheinen Verschiedenheiten zu bestehen.[1]) In Barcelona z. B. sind die Frauen in gleicher Weise wie Männer zugelassen. In Salamanca dagegen haben sie nur als Hospitantinnen und nur zu einzelnen Vorlesungen Zutritt. Ordentliche Studenten können sie aber so wenig werden, wie etwa Mitglieder des Lehrkörpers — was in den anderen Universitäten nicht ausgeschlossen erscheint — oder der examinirenden Körperschaft. Nur als Ausnahmen wurden in letzter Zeit die weiblichen Direktoren der Normalschulen für Lehrerinnen als berechtigt erklärt', Sitz in den Universitätskonsilien über Schulangelegenheiten des Distrikts zu bekommen, der der betreffenden Universität angehört. Examen können Frauen machen und auch Grade erlangen, aber nur als Auszeichnung, ohne dadurch ein Recht auf Ausübung des Berufes zu erlangen. Eine Ausnahme besteht nur insofern, als Frauen die Geburtshülfe, aber nur als Assistentinnen, bei einem Professor oder Arzt ausüben dürfen. Aehnliches gilt für die übrigen sechs Universitäten. Da in den Jahresberichten die Frauen nicht aufgeführt werden, welche studiren, sondern nur die, welche Examen machen, ist keine Zahl anzugeben. Examen bestanden bis 1892 12 Frauen (7 Medizin, 1 Jurisprudenz, 4 andere Fächer). 1892 sollen 20 Frauen an allen Universitäten zusammen studirt haben. Sehr viel zur Hebung der allgemeinen Frauenbildung tragen noch die Primär-, Sekundär- und eine Spezialschule (Handelsbibliothek und Sprachenklassen) der obigen Assoziation in Madrid, und die Escuela do Institutrices y otras carreras para la mujer in Barcelona bei.[2])

In Portugal[3]) scheinen die Verhältnisse besser zu liegen, wenigstens in Beziehung auf die Vorbildung und allgemeine Ausbildung der Mädchen; der Umstand, daß die Königin den Dr. med. machte, hat einen neuen Aufschwung gebracht. „Die portugiesische Universität Coimbra ist bisher von keiner Frau besucht worden, dagegen befinden sich auf der medizinischen Hochschule zu Porto augenblicklich drei junge Damen, die ohne jede äußere Schwierigkeit auch Anatomie studirt haben. Wenn das Universitätsstudium noch große Ausnahme ist, so finden dagegen die alljährlich stattfindenden Elementar- und Gymnasialprüfungen, zu denen in Portugal unterschieds- und bedingungslos jeder Knabe und jedes Mädchen zugelassen wird, seit etwa 6 Jahren sehr rege Betheiligung; es unterwarfen sich denselben Hunderte von jungen Mädchen, 1890 waren 3955 Mädchen in Mittelschulen. Die Frage der Gründung von Mädchenlyceen wird ventilirt; ein heftiger Federkrieg ist entbrannt, da der Wunsch sehr vieler Portugiesen dahin geht, daß ihre Frauen auch in Zukunft so reizend liebenswürdige und thörichte Kinder bleiben mögen, wie sie es seit Adam gewesen."

Bedeutend weiter vorgeschritten ist man in Italien, sofern man dabei wiederum die offiziell gestattete Lern- und Berufsfreiheit im Auge hat: denn der Kontrast zwischen der intellektuellen Freiheit und der persönlichen Einschränkung der Frauen durch starre gesellschaftliche Vorurtheile, die den Unverheiratheten eine geradezu entwürdigend unfreie Stellung ausdrängen, ist, wie ich aus eigener Anschauung versichern kann, noch immer sehr groß. Es ist selbstverständlich, daß diese Vorurtheile ein großes Hinderniß für die entsprechende

[1]) Education of Girls and Women in Spain by *Don Fernando de Arteago*. Educ. Pop. 1897.

[1]) cf. *Sadler*, Admission of Women to Univ.

[2]) Die Angaben über Spanien mögen gleichzeitig als Berichtigung der nicht ganz zutreffenden Angaben E. Ichenhäusers dienen.

[3]) Helene Lange: Frauenbildung, 1889.

Ausnutzung der reichlich gebotenen Möglichkeit der Ausbildung auf Universitäten, Gymnasien, Realschulen und Fachschulen bilden. Am stärksten ist diese Einschränkung durch die öffentliche Meinung im Süden. In Norditalien, namentlich in Bologna, Mailand und Turin, haben die Bestrebungen, der Frau Anerkennung ihres Rechtes auf Individualität zu verschaffen und eine persönlich freiere Stellung zu erringen, größere Erfolge zu verzeichnen. Auch die Ausstellung Beatrice in Florenz 1890 zur Feier des 600. Jahrestages von Dante's Beatrice, auf der Graf Angelo de Gubernatis die Gelegenheit ergriff, ein Bild der Leistungsfähigkeit der italienischen Frauen in Handfertigkeiten und geistigen Arbeiten durch Ausstellung, Vorführungen und Vorlesungen zu geben, hat einen gewissen Umschwung hervorgebracht. Großes Interesse erregten namentlich die Vorträge einiger hervorragender italienischer Schriftstellerinnen über die Lage der Frauen in Italien in früheren Jahrhunderten.[1]) Da wurde es allgemeiner bekannt, daß das Frauenstudium absolut nicht etwas modernes ist, daß vielmehr schon im 13. und 14. Jahrhundert Frauen zu Professoren ernannt worden sind: es waren da die Accorsa Accorso, Professorin der Philosophie, Novella d'Andrea (im 14. Jahrhundert), Bettina Calderini, Novella Calderini, berühmt ob ihrer Schönheit, Bettina Gassadini, Magdalena Buonsignori, Professorinnen der Jurisprudenz; in Padua die Juristin Novella di Bologna, ferner eine Professorin der Physik: Christina Roccati, drei Anatomie-Professorinnen: Dorothea Bocchi, Anna Morandi Manzolini, Maria Magdalena Petraccini, im 17. Jahrhundert die Philosophin Piscopie in Venedig, im 18. Jahrhundert eine Maria Gaetana Agnesi, Professorin der Mathematik, zu Beginn unsres Jahrhunderts die berühmte Linguistin Chlothilde Tambroni, Professorin für griechische Sprache und Literatur in Bologna — eine stattliche Anzahl und einer der Beweise für die vielseitige geistige Befähigung der Frauen.

In Rom und Florenz bestehen :e eine Hochschule für Frauen zum Zwecke der Ausbildung von Lehrerinnen für die weiblichen Mittelschulen. Dieselben haben 4 Jahre zu studiren und bekommen dann Diplome für die Prüfungen in italienischer Literatur, Geschichte, Pädagogik, französischer, deutscher, englischer Sprache. Gelesen wird außerdem noch Mathematik, Physik und Chemie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Hygiene und Anthropologie, Geographie, Elemente der Ethnographie, Statistik und Kartographie, Philosophie. Auch Zuhörerinnen sind zugelassen, und da als Aufnahmeprüfung die Kenntniß der in der Normalschule gelehrten Fächer genügt, so ist diese Hochschule gleichzeitig ein Mittel für allgemeine Fortbildung. Die Frequenz war 1896 in Rom 86 Hörerinnen und 8 Zuhörerinnen, in Florenz 117, resp. 10. Aber auch alle Universitäten sind den Frauen zugänglich; es gab kein Gesetz, das ihnen diese je verschloß; aber 1876 wurde durch einen Erlaß des Ministers Bonghi ihnen offiziell dies Recht zugestanden, und das Universitätsreglement von 1890 ordnete ihre volle Gleichstellung mit den Männern an sämmtlichen Universitäten an. Das Studium ist gemeinsam mit den Studenten durchaus auch in der medizinischen Fakultät in sämmtlichen Fächern. Auch die Assistentenstellen, ja sogar die Lehrstühle sind den Frauen zugänglich. So war z. B. während meiner Assistentenzeit in Pavia eine Dame Assistentin am zoologischen Institut, eine Dame ist jetzt dort Assistentin in der geburtshülflichen Klinik; in Bologna ist Giuseppina Cattani Privatdozentin für allgemeine Pathologie. Die Vorbereitung zum Universitätsstudium erfolgt entweder in den mit den unsern fast ganz übereinstimmenden klassischen Gymnasien — so war z. B. die Tochter eines Professors in Pavia zu meiner Zeit

1) La donna italiana descritta da scrittrici italiane. Crivelli, Florenz.

in der zweiten Lateinklasse *mit den Knaben* beisammen, und zwar war sie immer die Erste — oder auf besonderen Mädchengymnasien; das erste solche ist 1891 in Rom vom Kultusministerium eröffnet worden. Auch die polytechnischen Hochschulen sind den Frauen geöffnet, ebenso die zu ihnen vorbereitenden Realschulen und Gymnasien. Auch hier war in Pavia eine junge Dame in der obersten Klasse. Auch die Kunstakademien sind zugänglich. Daß trotz dieser leichten Zugänglichkeit die Zahl der weiblichen Studirenden nicht besonders groß ist, liegt, wie auch aus den Ausführungen der Signora Zampini-Salazar auf dem Chicagoer Frauenkongreß ersichtlich ist, an den oben angeführten Ursachen. Die Ausübung des ärztlichen und Apothekerberufes ist Frauen in Italien gestattet, dagegen nicht die eines Rechtsanwalts; sie können ihre juristischen Studien nur verwenden, insofern sie z. B. mit ihrem Mann, Vater, Bruder zusammenarbeiten, also privat beschäftigt sind.

* * *

Wenden wir uns nun zu den südöstlichen europäischen Ländern, so erwarten wir dort kein besonderes Interesse für eine so hochmoderne Kulturfrage, fühlen uns dann aber umsomehr überrascht, einen bedeutenden Vorsprung derselben vor Deutschland in der Frage des Frauenstudiums konstatiren zu können. An ihnen lassen sich auch die Erscheinungen des in den älteren Kulturstaaten viel allmählicher vorgeschrittenen und dadurch weiter zurückliegenden und schwerer verfolgbaren Bewußtwerdens der Nothwendigkeit, daß dem Frauengeschlecht auch Antheil an der eben nicht nur für die Männer vorhandenen Bildung gegeben werden muß, sehr schön beobachten. Als Beispiel diene Griechenland. Während man noch in den 30er Jahren überhaupt den Mädchen keine geistige Erziehung angedeihen ließ, finden wir 1836 eine Gesellschaft zur Erziehung der griechischen Frauen gegründet, die das Arsakeion in Athen stiftete, eine Art höherer Töchterschule, aus der auch die Schullehrerinnen hervorgehen. Aehnliche Schulen wurden von der Gesellschaft 1868 in Kerkyra, dann auch in Eleusis und drei anderen Städten gegründet. Der Eintritt wurde nur nach vorherigem 3jährigen Besuch einer Elementarschule gestattet und so auch auf den geregelten Besuch dieser hingearbeitet. Immerhin wurden diese noch von viel weniger Mädchen als Knaben besucht (etwa 25 Proz.). Es läßt sich dies, ebenso wie der geringe (jedoch in dem letzten Jahrzehnt rapid steigende) Besuch der höheren Töchterschulen, auf die aus der türkischen Zeit gebliebenen Vorurtheile zurückführen. Seit dem Jahre 1890 sind nun die Frauen auch zu den Universitätsstudien und zum Polytechnikum zugelassen, und seit dieser Zeit geht es mit der allgemeinen Stellung rasch aufwärts, dank den Bestrebungen obiger Gesellschaft, die inzwischen natürlich an höhergebildeten Frauen frische, thatkräftige Helferinnen gefunden. Frauen werden jetzt zu den Revisionen in den öffentlichen Schulen und zu den Prüfungskommissionen für Lehrer zugezogen, für eine erweiterte technische und Fachausbildung, sowie für Sonntagsschulen für Mädchen ist gesorgt worden, also ein Bild allgemeinen Fortschritts. 1897 haben in Athen die ersten zwei Aerztinnen promovirt und mit Auszeichnung das Staatsexamen bestanden. Inzwischen sind sechs weitere Frauen eingetreten: zwei Medizinerinnen, eine Pharmazeutin, eine Mathematikerin, eine Physikerin und eine Philosophin.

In Rumänien[1]) „betrachtet man es als ganz natürlich, daß zum allgemeinen Fortschritt auch der der Frau gehöre". Man sorgte für gute Mädchenerziehung: fünfklassige Mädchenmittelschulen bilden die Lehrkräfte für die Volksschule heran,

1) Elisa Ichenhäuser: Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage. 1894.

und ihre Abiturientinnen haben nach weiterem 2jährigen Studium, das auf den vier Mädchengymnasien ausgeführt werden kann, das Recht, der Reifeprüfung für die Universitäten sich zu unterziehen. Diese haben alle ihre Fakultäten den Frauen geöffnet. Die meisten von diesen studiren, um sich eine weitere Bildung anzueignen, Literatur und schöne Wissenschaften. Daneben aber sind auch Frauen, welche die wissenschaftlichen Berufe, zu denen ihr Studium sie befähigt, ausüben; es gibt weibliche Aerzte, auch staatlich angestellte, und sogar einen weiblichen Rechtsanwalt, der als Advokat bei Gericht zugelassen ist. Auch im höheren Lehrfach nehmen die rumänischen Frauen eine sehr geachtete Stellung ein; wurde doch eine Dame von der Regierung an die verschiedenen westeuropäischen Kultusministerien zur Kenntnißnahme der dortigen Schulverhältnisse gesandt. 1896 erhielten zwei Frauen (licenciées ès lettres) in Bukarest Universitätspreise. 1892 waren in Bukarest 27, in Jassy 26 Studentinnen immatrikulirt. 1894 wurde eine Frau in Bukarest auf den neugegründeten Lehrstuhl für deutsche Sprache berufen.

In Serbien sind alle dem Ministerium für Schulangelegenheiten unterstellten Bildungsinstitute mit Einschluß der Universität dem weiblichen Geschlechte in gleicher Weise geöffnet. In den niederen Gymnasien" waren (1892/93) 321, in den höheren Schulen für Mädchen 612 Schülerinnen.

In der Türkei hat man erst in den letzten 20 Jahren sich für die Ausbildung der Frauen einigermaßen zu interessiren begonnen; soviel ist aber schon erreicht worden, daß man Frauen den Zutritt wenigstens zur medizinischen Fakultät gestattete (1894). Einige Zeit vorher (1893) war Frauen, die im Ausland approbirt waren, die Ausübung der Praxis freigegeben und damit einem allerdings auch dort vielfach nicht anerkannten Bedürfniß abgeholfen worden. Die Vorbereitung erfolgt in einer türkischen, griechischen oder armenischen höheren Mädchenschule, die gleichzeitig die Ausbildung von Lehrerinnen bezwecken.

So sind wir denn auf dem europäischen Kontinent hinter allen Ländern im Rückstand, nicht vielleicht, was die allgemeine Bildung und namentlich die Breite der gebildeten Schichten der Frauen betrifft, wohl aber in unsrer Anschauung über den Anspruch derselben auf die gleiche Ausbildung, und zwar nicht etwa bis zu einer von den Männern für gut befundenen Höhe, sondern bis zu jedem Grade, den zu erreichen ihre geistigen Fähigkeiten ihnen gestatten. Ein oft gehörter Einwand ist nun der, wir hätten es, abgesehen von anderen Verhältnissen, mit ganz anderen Frauencharakteren zu thun. Nun, die Verschiedenheit in den Verhältnissen würde doch sicher auch verschiedene Begründungen des Widerstandes gegen die Zulassung der Frauen haben hervorkommen lassen — aber überall wird das Gleiche dagegen vorgebracht. Und die Differenz im Wesen selbst zugegeben, so ist diese einerseits Folge der Heranbildung und der Verhältnisse, andrerseits jedenfalls nicht sehr tiefgreifend zwischen deutschen, englischen, norwegischen, holländischen Frauen, abgesehen davon, daß die Begründungen sich stets gegen „die Frau" im allgemeinen wenden!

Den praktisch wichtigsten Gegenbeweis aber liefert die Schweiz. Nachdem hier, dem Vorgange Zürichs folgend, das 1865 schon die Inskription der Damen gestattet und 1867 ebenso die Promotionen freigegeben, allmählich alle Universitäten (Genf 1872, Bern 1873, Neuchatel 1878 und zuletzt auch Basel widerwillicherweise, gedrängt von wiederholten Anfragen, und Freiburg für die philosophische Fakultät) den Frauen die gleichen Rechte auf Studium und Ausübung der Berufe und bekanntlich sogar das Recht, einen Lehrstuhl einzunehmen (Zürich, Genf) eingeräumt hatten, blieben sie ihrer Begünstigung des Frauenstudiums treu, trotz heftiger Angriffe, unter denen besonders die von Professor Bischoff und Waldeyer viel Staub aufwirbelten. Es dürfte bekannt sein, daß der Letztere späterhin in einem öffentlichen Vortrag großherzig genug war, einzugestehen, daß er von seinen früheren Anschauungen abgekommen sei und sich überzeugt hätte, daß man den Frauen nicht die Befähigung zum Studium absprechen könne, wenn er dieselben im Durchschnitt auch nicht für so begabt dazu (besonders fürs medizinische Studium) erachte, wie die Männer. Die Prozentzahlen der weiblichen Studenten sind relativ sehr groß; dies rührt aber davon her, daß namentlich an den deutschen Universitäten Zürich und Bern — aber auch in Genf — von allen Weltgegenden, besonders aber von Rußland, Frauen zuströmen. Die Zahl der deutschen Studirenden beträgt etwa 10 Proz. der weiblichen überhaupt. Die Prozentzahl der in allen Universitäten studirenden Frauen beträgt konstant nur ca. 10 Proz. der männlichen. Die immatrikulirten Juristinnen betrugen 1894 zusammen an allen Universitäten 6; 1893/94 5; 1893 7 (davon Ausländerinnen 5, 4, 6). Medizinerinnen 195, 204 und 175 (Ausländerinnen 182, 193 und 164). Philosophinnen 121, 126 und 93 (96, 104 und 74).[1]) Die Gesammtzahl aller Studentinnen und Hörerinnen 420, 599 und 451. Die Vorbereitung kann beliebig erfolgen. Falls es sich nur darum handelt, zu hospitiren, ist eine solche nicht gefordert. Wer dagegen ein Staatsexamen machen will, muß die Aufnahmeprüfung in Latein, Griechisch (oder Englisch), der Muttersprache, schweizerischen Nationalsprache, Geschichte und Geographie, Algebra, Geometrie, Naturgeschichte, Physik und Chemie bestehen. Aus der Zahl der immatrikulirten Hörerinnen geht hervor, eine wie große Zahl von Frauen jährlich diesen Ansprüchen genügt (etwa 600 durchschnittlich). Die Erfolge der Studirenden blieben eine Zeitlang im Durchschnitt dadurch sehr zurück, weil eine große Zahl von flüchtigen Russinnen, die sich nur inskribirten, um sich ihrer Regierung gegenüber legitimiren zu können, nicht um wirklich zu studiren, unter ihnen waren. Diese Thatsache ist in manchen Statistiken über die Leistungen der Studentinnen nicht berücksichtigt und mußte ein ungünstiges Bild geben. Auch aus der Zahl derer, welche Examen bestanden haben, lassen sich keine sicheren Schlüsse ziehen, da eine große Zahl nur studirt, um ihren Wissensdrang zu befriedigen.

Ein Münchener Maler über Palästina.

Es dürfte jetzt gerade von Interesse sein, aus der lebendigen Schilderung eines genauen Kenners des heiligen Landes, des gegenwärtig zum drittenmale daselbst weilenden Malers Gustav Bauernfeind aus München[2]) einige Mittheilungen zu machen.

Die religiöse Glorie, welche Palästina umleuchtet, übt selbst in unsrer Zeit immer noch eine starke Anziehungskraft aus, wenn auch die Wenigsten von der großen Zahl der jährlich dahin Reisenden sich als Pilger bekennen mögen. Was aber bietet das heilige Land dem Maler, der vor allem nach künstlerischen Motiven verlangt? Jetzt, da wir jenes Land nicht mehr nur aus Darstellungen kennen, bei welchen schwärmerische Stimmung oder das bewußte Streben, weihevolle Prospekte zu schaffen, gewaltet haben, kann das

[1]) Ausführlicher in Kirchhoff: Die akademische Frau, S. 369.

[2]) Da G. Bauernfeinds Gemälde meist von der Staffelei weg nach England gingen, wird wohl dieser Maler dem großen Publikum weniger bekannt sein; wie sehr er aber in Fachkreisen geschätzt wird, geht daraus hervor, daß schon vor Jahren von ihm ein Oelgemälde „Tempelruine in Baalbek" für die neue Pinakothek in München und in neuerer Zeit für die kgl. Kupferstichsammlung daselbst eine Reihe ausgezeichneter Aquarelle, Architekturen und Volkstypen aus Palästina erworben wurden.

Thatsächliche nicht mehr verborgen bleiben. Die Photographien zeigen uns Palästina als ein Land mit vielen öden und felsigen Strichen. So pflegen denn die gewöhnlichen Reisenden sehr enttäuscht zu sein, weil sie das Palästina ihrer Phantasie nicht finden. Auch das Urtheil, das unser Maler fällt, gibt keinen großen Erwartungen Raum, indem er schreibt:

„Großartig ist die Landschaft allerdings nirgends und wer die Poesie einer Nillandschaft oder einer Alpenlandschaft hier sucht, wird schwer enttäuscht sein."

Aber jene Photographien erwecken eben doch eine falsche Vorstellung, indem sie uns die Landschaften, Architekturen und Menschen ohne Kolorit zeigen. Wohl mögen uns manche Palästina-Reisende versichern, daß sie auch in dieser Beziehung nichts sonderliches gesehen, nichts anderes, als was man im Orient sonst im allgemeinen zu sehen bekommt, es gehört jedoch ein besonderes Glück dazu, auf einer flüchtigen Reise Zeuge jener prachtvollen, schnell vorübergehenden Naturschauspiele zu werden. Bauernfeind schreibt darüber:

„Der feierliche Ernst der späten Abend- und frühen Morgenstimmungen hat es mir angethan. Die abgehetzten Menschenkinder (die Reisenden) lernen die Poesie und Schönheit des Landes gar nicht kennen. Sie wissen nichts von dem welschen Alpenglühen, das als Seltenheit in den Alpen beobachtet, von den Zeitungen draußen erwähnt wurde. Etwas ähnliches tritt hier an günstigen Tagen nach Sonnenuntergang ebenfalls auf und ist jedenfalls bei dem intensiven Blau des Himmels noch merkwürdiger als draußen. Aber auch die ganze Skala des Spektrums, welche am Osthimmel hinaufzieht, wenn die Luftverhältnisse günstig sind, auch dieses Phänomen ist großartig. Die Reisenden aber liegen abends hundsmüde in ihren Gasthöfen und sind nur froh, dies und jenes von Bädeker Angeführte gesehen zu haben."

Jene schnell vorübergehenden Schauspiele sind es indeß nicht allein, in welchen die Farbenglut des Orients hervortritt. Die arabische Architektur mit ihren bunten schimmernden Fliesen und die Bevölkerung mit ihren verblüffend exotischfarbigen Kleidern beleben die Dürre der grauen und gelben Töne des Sandes und des Felsgesteins. Selbst bei Kameltreibern und Steinklopfern trifft man Gewänder an von so auffälliger Pracht, wie sie bei uns nur auf Maskenbällen oder in phantastischen Theaterstücken zu sehen sind.

Landschaftlich schöne Stellen gibt es am Jordan, aber das massenhafte Insektenvolk verdirbt dem Reisenden mit seinen unablässigen Angriffen den Genuß. Für den still dasitzenden Maler ist es fast nicht zum Aushalten. Von dem vielgerühmten Ausblick auf die Jordanebene, der sich in der Nähe von Jericho auf einer im Mittelalter als Berg der Versuchung bezeichneten Anhöhe bietet, gibt Bauernfeind folgende Schilderung:

„Im Vordergrund weideten Kamele und dunkelfarbige Viehherden. Gar lieblich klangen die Glockentöne der Leitthiere zu uns herauf, da und dort sah man bewaffnete Hirten, oft Knaben, die ganz stolz ihr Messer im Gürtel und ihr Gewehr auf dem Rücken trugen. Alte Reste von Wasserleitungen, wenn auch nicht so bedeutend wie in der Campagna bei Rom, erinnerten lebhaft an italienische Landschaften. Nur der Baumwuchs fehlte. Die meisten Herden bestehen aus jenen langohrigen schwarzen Ziegen, deren Fell das Material zum Beduinenzelt, dem Haarhaus, wie der Araber sagt, liefert. Auf den sich kreuzenden Pfaden in der Ebene ziehen hin und wieder Familien mit ihren Lastthieren zu den einzelnen schwarzen Beduinenlagern. Mitten durch die von beiden Seiten sich senkende Ebene läuft ein weißer Strich, der wie ein langgezogenes Feldlager aussieht. Es sind die 2 Stunden entfernten Mergelhügel des Jordanufers. Jenseits im Osten erheben sich die Berge Gileads. Vom schneebedeckten Hermon im Norden bilden sie eine lange Linie, bis sie bei Kerak am südlichen Horizont des Todten Meeres verschwinden. Diesseits des Jordan steht im Norden ein 600 m hoher steiler Bergkegel, auf dem die alten Israeliten durch Feuersignale den Beginn ihrer Ernte- und Dankfeste anzeigten. Gegen Westen stehen nahe bei uns die schroffen Felswände des jetzigen Berges der Versuchung mit zahlreichen verlassenen Einsiedlerhöhlen. An ihm klebt auf halber Höhe ein griechisches Kloster."

Der Frühling verleiht diesen Scenerien ganz entzückende Reize, so daß der Maler gar nicht weiß, wo anfangen, aber die märchenhaft leuchtende Herrlichkeit ist schon nach wenig Tagen wieder verschwunden. Der Maler hat nur einige flüchtige Skizzen erhaschen können.

Eine spezifische Merkwürdigkeit Palästina's, die auch malerische Ausbeute gewährt, sind die Einsiedlerhöhlen, welche in die hohen, steilabfallenden Uferfelswände des Wadi-Kelt-Baches hineingebohrt sind. (Wadi heißt Thal.) Man identifizirt den Kelt-Bach mit dem biblischen Bache Krith, an dem Elias von den Raben gespeist worden sein soll. (I. Könige 17.) Die Höhlen sind zum Theil nur durch Strickleitern zugänglich. Sie wurden in dieser Weise in früheren Jahrhunderten angelegt, als die Einsiedler sich vor den Ueberfällen fremder Kriegsvölker schützen mußten. Ein Theil der Höhlen ist noch bewohnt. Die Raben der Nachfolger des Elias sind die auf den Straßen über der Schlucht hinziehenden Pilger, welche Gaben hinabzuwerfen pflegen.

Von den Städten des heiligen Landes sind die interessantesten Jerusalem und Damaskus. In letzterem entzücken namentlich der Bazar und die Moscheen, die durch die farbenprächtigsten Aufzüge eine herrliche Staffage erhalten.

Wenn Palästina bis in die neueste Zeit, versunken in orientalische Indolenz, ein echt orientalisches Gepräge beibehalten hat, so beginnt das seit der Erschließung des Landes (Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem) in sichtbarer Weise zu schwinden. Die in Palästina angesiedelten christlichen Kolonisten knüpfen Hoffnungen daran, während die Maler und die ihnen Gesinnungsverwandten unter den Reisenden nicht ohne Wehmuth diese Verwandlung vor sich gehen sehen.

P. F. Krell.

Mittheilungen und Nachrichten.

fd. Der 18. Band aon **Meyers Konoerlations-Lexikons** bietet eine hochwillkommen zu heißende Egänzung zue 5. Auflage dieses gewaltigen Werkes, welche im Spätherbst aarigen Jahres zum Abschluß gelangte. Dieser Ergänzungsband enthält in seinen wesentlichen Bestandtheilen die Nachträge, die sich infalge der Veränderungen und Fortschritte auf allen Gebieten seit der Publikatiau des Werkes, das zu seinem Erscheinen eines Zeitraums oon mehe als 4 Jahren bedurfte, nothwendig gemacht haben, um nicht zu dem Tadel Anlaß zu geben, daß das Werk keine lückenlose Veraollständigung bis auf den Tag seinee Vollendung biete. Der bewundernswerthen Energie, mit der die Herausgeber ihre erstaunliche Arbeitskraft in dem Dienst des aon ihnen in die Wege geleiteten und zu sa stolzer Höhe gebrachten Unternehmens stellten, ist es gelungen, jenem Tadel, dee gewiß andernfalls — und mit Recht — nicht ausgeblieben wäee, zu begegnen nnd somit ein Werk zu schaffen, das wie aus einem Guß ist und selbst bei Anlegung eines strengen kritischen Maßstabes nur immer wieder zue Bewunderung und Anerkennung zwingen wied. So sind, um ein Bild aon dee ungeheuren Fülle des neu Gebatenen zu geben, bis zum Tage des Erscheinens die gesammte Geschichte der einzelnen Staaten, sowie die palitischen Biagraphien saegfältig fartgeführt; die Fortschritte der deutschen Kolanien und Schutzgebiete sind in Einzelartikeln behandelt, wäheend über die neuen Foeschungsreisen in allen Erdtheilen und ihee Ergebnisse eine treffliche Uebersicht gegeben ist. Mehr als hundert

Artikel vervollständigen die Resultate neuer Volkszählungen (in Deutschland, Frankreich, Rußland 2c.) und der Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reiche vom Jahre 1895. Die durch die neue Gesetzgebung (Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich, Handelsgesetzbuch, Börsengesetz 2c.) berührten Artikel sind durchweg berichtigt und ergänzt, besonders auch auf volkswirthschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete; von ihnen sind die Abhandlungen über Agrarfrage, Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung, Arbeiterwohnungen, Auswanderung besonderer Hervorhebung werth, weil sie sich nicht nur durch frische Darstellungsweise, sondern auch durch strenge, stets eingehaltene Objektivität auszeichnen und die Mitwirkung erster Fachautoritäten erkennen lassen. Aufgenommen sind ferner die neuesten Entdeckungen und Erfindungen, alle Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Technik, Heilkunde, der öffentlichen Gesundheitspflege, dann auch eine große Anzahl von neuen Biographien, sowie schließlich ein vollständiger Nekrolog. Mit der Aufzählung dieser Abhandlungen ist jedoch der Inhalt des Bandes bei weitem nicht erschöpft: er enthält noch in seinem letzten Theile als außerordentlich schätzenswerthe, ja unentbehrliche Beigabe ein übersichtlich und sorgfältig angeordnetes Register derjenigen Namen und Gegenstände, welche im Hauptwerke nicht als selbständige Stichwörter erscheinen konnten und nunmehr mit Hülfe dieses Registers aufgefunden werden können — eine Einrichtung, die das Lexikon um nahezu 30,000 Nachweise vermehrt, und außerdem dem Suchenden die Täuschung erspart, als ließe ihn das Werk im Stiche. Den Schluß bildet das Gesammtverzeichniß der mit genauer Angabe der Auffindungsstelle versehenen Beilagen. Nicht weniger als 11,000 Abbildungen im Text und 1144 Bildertafeln, Karten und Pläne sind hier registrirt. Fast sämmtliche Illustrationen sind sauber ausgeführt und trefflich gelungen, zumal die in Farbendruck beigegebenen Sondertafeln, von denen im 18. Band: „Prachtfische der südlichen Meere", „Mondnacht in den Tropen", „Zur Geschichte der Uniformen", „Luftspiegelungsgewässer in der Wüste", sowie aus der Reihe der Holzschnitttafeln die Tafeln „Kreuzer" (Panzerkreuzer und geschützte Kreuzer der wichtigsten Kriegsflotten), „Felssprengung unter Wasser", „Tropengebäude", „Zur Geschichte der Taschenuhr" in erster Linie genannt sein mögen — überhaupt legt die illustrative Ausstattung des Bandes beredtes Zeugniß dafür ab, daß sie dem ausgezeichneten textlichen Inhalt in jeder Beziehung entspricht und seine Anschaulichkeit auf das beste unterstützt.

Der mit diesem Ergänzungsbande nun thatsächlich vollendeten fünften Auflage des „Großen Meyer" gesellt sich jetzt, mit gleichem Anspruch auf Würdigung als treffliche lexikographische Leistung, der soeben fertig gewordene erste Band der sechsten, gänzlich umgearbeiteten und vermehrten Auflage von Meyers Kleinem Konversations-Lexikon (des „Kleinen Meyer") hinzu. Wir haben im Grunde stets diesen „Kleinen Meyer" von rein lexikographischem Gesichtspunkte aus mehr bewundert als den „Großen Meyer". Denn es ist doch ungleich schwieriger und im Hinblick auf die praktische Brauchbarkeit ungleich verdienstvoller, den ungeheuren Stoff unsrer formalen Kenntnisse in knappster Form auf wenige Bände zusammenzudrängen, ohne dabei an Reichhaltigkeit einzubüßen, als den gewaltigen Raum von 18 dicken Bänden zweckmäßig auszufüllen. Ein feines kritisches Scheidungsvermögen, das für den Inhalt eines jeden einzelnen Artikels das Wesentliche von dem weniger Wichtigen abzusondern versteht, muß bei der Redaktion des kleineren Sammelwerkes vorwalten. Das rein Thatsächliche in dem Bereiche unsrer Kenntnisse muß dabei hervorgehoben, das Systematische der Darstellung größerer Wissensgebiete auf das schärfste gefaßt werden. Gerade die systematischen wissenschaftlichen Artikel im „Großen Meyer", die geschichtlichen und geographischen Ueberblicke und auch die biographischen Darstellungen lassen zuweilen das vermissen, was dem Benutzer, dem es meist nur auf rasche Orientirung, auf einen präzisen Gesammtüberblick ankommt, die Hauptsache ist: nämlich die feine kritische Hervorhebung der Hauptpunkte und Hauptgrundzüge einer Wissenschaft, die kurze, treffende und klar sich einprägende Charakterisirung einer geschichtlichen Periode oder einer bedeutenden Persönlichkeit. Die allzu große Fülle des gegebenen Stoffes erdrückt in diesen Artikeln oft die Uebersichtlichkeit und leichte Faßlichkeit, ohne daß doch auf der anderen Seite wissenschaftliche Vollständigkeit erreicht würde. Die große Ausdehnung der einzelnen Artikel in unsern modernen Encyklopädien und der davon abhängige schwerfällige Umfang des ganzen Nachschlagewerks hat überhaupt seine bedenklichen Seiten, und es ist gewiß von vornherein und logischerweise richtiger, ein Nachschlagebuch über den allgemeinen Stand unsrer Kenntnisse so kurz gefaßt wie möglich zu halten. Eigentlich brauchte ein Konversationslexikon nur den Charakter eines allgemeinen Index zu haben, dessen einzelne Nummern zwar möglichst reich mit Hinweisen und charakterisirenden Fingerzeigen versehen sind, aber keinen Anspruch darauf machen, einen Gegenstand erschöpfend „darzustellen". Unter diesem Gesichtspunkt scheint der „Kleine Meyer" gearbeitet zu sein, und zwar hat er unsres Erachtens dieses Ziel in ganz vorzüglicher Weise erreicht. Als Nachschlagebuch läßt er den Sucher kaum jemals in Stich; er gibt kurzen, aber klaren Bescheid auf alle Fragen, die wir an ihn stellen; er verwirrt unser Auge nicht durch allzu große Fülle des Stoffes, gewährt aber doch die durchaus nöthigen Hinweise und Daten in lobenswerther Vollständigkeit. Der vorliegende stattliche erste Band (das Werk ist wie bisher auf drei Bände berechnet) umfaßt auf ca. 900 Seiten Text die Stichworte „A" bis „Golther". Der bildlichen Erläuterung des Wortes dienen, mit vollendeter Technik und allen Hülfsmitteln der heutigen graphischen Kunst ausgeführt, 7 Tafeln in Farbendruck, 39 Holzschnitttafeln, 26 Karten und 41 Textbeilagen. Schönere Schrift, schärfer, deutlicher Druck und eine Vermehrung der Beilagen sind das äußere Merkmal der durchgreifenden Umarbeitung, während die genauere Prüfung ergibt, wie sehr es bei tiefergehender Behandlung zugleich durch eine erhebliche Erweiterung des Stoffes und dadurch hervorgerufene Vermehrung um Tausende von Artikeln, durch größere Präzision in den Erklärungen und planmäßige Durchführung der Nachweise gegenüber der letzten Auflage gewonnen hat. Besondere Berücksichtigung erfuhren die gegenwärtigen Zustände im Staats- und Kulturleben, die Fortschritte der Technik, der landwirthschaftlichen Gewerbe, der Naturwissenschaften, der Heilkunde und Gesundheitspflege, die Ergebnisse der Forschungsreisen wie die Bewegungen auf den Gebieten der Sozialpolitik und Kolonien, die militärischen Fortschritte der Hauptstaaten in Heer und Marine, die Ergebnisse der letzten Volkszählungen 2c. Im ganzen sehen wir die Fülle des Materials, die der „Große Meyer" bringt, in der handlichsten Weise zusammengefaßt und verarbeitet, so daß selbst denen, welche die große Ausgabe sich nicht zu erwerben vermögen, um billigen Preis ein vollauf genügendes Nachschlagebuch für alle Gebiete des Lebens dargeboten ist.

* Das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die seit 34 Jahren besteht und blüht, während schon zwei englische eingingen, ist nach dem Ableben des bisherigen Herausgebers F. A. Leo in neue Hände übergegangen. Professor Dr. A. Brandl an der Universität in Berlin und Privatdozent Dr. W. Keller in Jena theilen sich fortan in die Redaktionsgeschäfte, gemäß einstimmigem Beschluß des Vorstandes. Wie bisher soll die wissenschaftliche Erforschung Shakespeare's und seiner Zeit in der Mitte stehen und zugleich das praktische Bedürfniß der Bühne, sowie das Verhältniß unsrer deutschen Dichter zu Shakespeare in ausgiebiger Weise berücksichtigt werden.

-x- **Dresden**, 16. Okt. Der Professor für Chemie, Physik und Waarenkunde an der thierärztlichen Hochschule, Dr. Albert Geißler, ist plötzlich infolge Schlaganfalls gestorben. Epochemachend waren Geißlers Veröffentlichungen über die Nothwendigkeit der Nahrungsmitteluntersuchungen. Lange Jahre redigirte er die „Pharmaceutische Centralhalle" und den „Pharmaceutischen Kalender". Sein 1891 vollendetes Hauptwerk ist die ausgezeichnete „Realencyklopädie der Pharmacie" in zehn Bänden. — Gestern starb, 71 Jahre alt, der namhafte Musikschriftsteller und Theoretiker Prof. Franz Magnus Böhme, der Verfasser der „Geschichte des Tanzes in Deutschland" und Herausgeber des „Altdeutschen Liederbuchs", die beide allgemein geschätzt sind.

* **Bonn**, 18. Okt. In der Nacht vom 15. zum 16. d. M. starb hier der Privatdozent der Physiologie, Prof. Dr. Wilhelm

Kochs, im Alter von 46 Jahren. Ursprünglich Ingenieuroffizier, hatte sich der Verstorbene später dem Studium der Medizin gewidmet und sich im Jahre 1880 als Privatdozent für Physiologie an der hiesigen Universität habilitirt. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen hatten vor allem das praktische Ziel der Nutzbarmachung der in Argentinien nutzlos zugrunde gehenden ungeheuren Fleischvorräthe im Auge und erstrebten mit Erfolg eine Verwirklichung des Liebig'schen Gedankens, den Nährwerth jener Vorräthe auf irgend eine Weise zu konzentriren. Zu diesem Zwecke weilte er längere Zeit in Argentinien, um die von ihm erfundene Methode, das im Fleische enthaltene Eiweiß in konzentrirter, haltbarer und leicht verdaulicher (d. h. peptonisirter) Form zu gewinnen, praktisch anzuwenden. Das Pepton, das heute von der alten Liebig-Gesellschaft in den Handel gebracht wird, ist hauptsächlich auf Grund der Kochs'schen Methode, die allerdings nach vieler Richtung hin verbesserungsbedürftig war, gewonnen. Der Verstorbene war in den letzten Jahren leider durch schwere Krankheit verhindert, auch selbst an dem weiteren Ausbau seiner Methode mitzuarbeiten. — In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Karl Hampe als Privatdozent mit einer Antrittsvorlesung über die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II. habilitirt.

* **Münster.** An der hiesigen Akademie ist mit Beginn dieses Semesters eine Neuerung eingeführt worden, die namentlich für Studirende der Medizin aus der Stadt Münster und deren Umgebung von besonderem Werth ist. Wie durch Anschlag am hiesigen schwarzen Brett bekanntgemacht wird, können Studirende der Medizin das ein bis zwei Semester umfassende vorbereitende Studium der Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Botanik, Zoologie) fortan auch an der Akademie zu Münster absolviren. Diese Bestimmung, welche zur Entlastung der Universitäten beizutragen bestimmt ist, steht in Zusammenhang mit der anderen, bereits mitgetheilten Neuerung, wonach den Studirenden der Naturwissenschaften der Besuch der technischen Hochschulen bis zu einer gewissen, den Umständen angemessenen Semesterzahl auf das obligatorische Universitätsstudium angerechnet werden kann.

* **Prag.** Wie aus Wien gemeldet wird, wird in der nächsten Zeit eine agronomische Abtheilung an der hiesigen böhmischen Technischen Hochschule eröffnet werden, deren Errichtung seitens der böhmischen Abgeordneten bereits seit 20 Jahren im Landtag und Reichsrath angestrebt wird. Es ist bereits Dr. Jul. Stoklasa, suppl. Professor, zum außerordentlichen Professor der Pflanzenproduktionslehre ernannt worden; überdies soll an dieser Anstalt auch Dr. Fiedler, Landesausschußrath, zum Professor für Nationalökonomie ernannt und eine Dozentur für Forstwesen eingerichtet werden.

* **Agram.** An der hiesigen Universität wurde ein Lehrstuhl für deskriptive Geometrie, konstruktives Zeichnen und Mathematik errichtet und dem außerordentlichen Professor Dr. David Segens verliehen.

* Aus **Athen** wird der „Köln. Ztg." geschrieben, daß die Besetzung des Lehrstuhls der klassischen griechischen Philologie an der dortigen Universität wieder einen harten Kampf hervorgerufen hat. Kandidaten waren die Privatdozenten Bernardakis, Papageorgiu Pantazidis und Skias. Die philosophische Fakultät, die unter den Kandidaten einen zu wählen hat, der dem Ministerium vorzuschlagen und von diesem zu bestätigen ist, verschob die Wahlsitzung zweimal, endlich in der dritten kam es zur Wahl, in der dieses Mal die Tüchtigkeit den Sieg davontrug. Gregorios Bernardakis, aus einer kretischen Familie in Mytilene stammend, hat sich durch eine Reihe von Schriften und Dramen einen bekannten Namen geschaffen und war schon mehrmals für eine Professur in Aussicht genommen, doch paßte weder seine Wahl, noch Bestätigung in die Pläne der jedesmaligen Regierungspartei; denn auch bei Besetzung von Professuren macht sich das Parteiwesen breit, vom Sippenwesen gar nicht zu reden. Nächst Demetrios Karamilas ist Bernardakis der eifrigste Förderer des griechischen Theaters, und wenn auch einige seiner Dramen allzusehr den Philologen verrathen, so ist doch sein Verdienst um die Einführung klassischer Dramen sehr anzuerkennen. Es wäre also nicht nur im Interesse der Wissenschaft, sondern auch in dem des Theaters zu wünschen, daß seine Wahl die Bestätigung des Ministeriums erhielte.

* Aus **Santiago de Chile** wird geschrieben, daß am 12. September daselbst im großen Saale der Universität eine erhebende Feier zu Ehren des sein 90. Lebensjahr vollendenden Professors Dr. Rudolf Amandus Philippi stattfand. Dr. Philippi, dessen Namen auch in Europa einen guten Klang besitzt, hat sich während fast eines halben Jahrhunderts um die Volksbildung, als lehrendes Mitglied der Universität und als tüchtiger Naturforscher große, allgemein anerkannte Verdienste erworben. An der Feier nahmen Vertreter der Regierung, der Universität und anderer Hochschulen, sowie sämmtliche deutsche Vereine in der Hauptstadt in der begeistertsten Stimmung theil.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der **Allg. Ztg.** sind folgende Schriften eingegangen:

P. P. Chrusen: Bühnenspiele. Intrigue, eine Komödie; Lösung durch ein Wunder, Historie. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger (C. Th. Kehrbach) 1898. — Kalender des Deutschen Schulvereins für 1899. Wien, A. Pichlers Wwe. u. Sohn. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. In 10 Bänden. 3. Aufl. 7. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Heinrich v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Wohlfeile Ausgabe. 26.—30. Lfg. Ebd. 1898. — Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. In 60 Lfgn. 43.—46. Lfg. Ebd. 1898. — Arnold Fischer: Die Entstehung des sozialen Problems. 2. Hälfte. Rostock i. M. C. J. E. Volckmann 1898. — Edwin Bormann: Shakespeare's Debut 1598. Leipzig, Selbstverlag 1898. — Richard Schott: Eine Fahrt nach dem Orient. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillger 1898. — W. Manteh: Das Eheschließungsrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs zum praktischen Gebrauch für Standesbeamte. Berlin, H. Liebau 1898. — Alwin Römer: Schelmenkinder. Fröhliche Geschichten. Eßlingen, M. Harburger 1898. — Prof. Dr. L. Oppenheim. Das Gewissen. Basel, Benno Schwabe 1898. — v. Estorff: Unser Infanteriedienst. Leitfaden zum Dienstunterricht der Mannschaften. Berlin, E. S. Mittler 1898. — v. Mirus: Leitfaden für den Kavalleristen. Neu bearbeitet von G. v. Pelet-Narbonne. 24. Aufl. Ebd. 1898.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 21. Oktober. Nummer 239.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Anarchismus in juristischer Beleuchtung.

Durch die in jüngster Zeit in Genf vorgekommene Ermordung der Kaiserin von Oesterreich hat die Presse von neuem Gelegenheit gefunden, ihre so divergirenden Anschauungen über die Bekämpfung der anarchistischen Propaganda der That zu äußern. Die Einen verlangen rücksichtslose Unterdrückung, resp. Vertilgung aller Anarchisten, während Andere die Kühnheit haben, die Bluthat psychologisch zu entschuldigen. Unter diesen Umständen dürfte es vielleicht nicht ganz überflüssig sein, über diese Frage die maßgebenden Stimmen unter den Vertretern der Strafrechtswissenschaft anzuhören.

Gerade in dieser Materie gehört der frühere Professor des Strafrechts L. Oppenheim in Basel, gegenwärtig in London, bekannt durch seine Werke über die „Rechtsbeugungsverbrechen“ (Leipzig 1886), „Das ärztliche Recht“ (Basel 1892) und „Die Objekte des Verbrechens“ (Basel 1894), zu den berufensten Vertretern der Wissenschaft. Soeben ist nun von ihm eine Schrift: „Das Gewissen“ (Basel, Benno Schwabe 1898, 50 Seiten) erschienen, die vielfach in innerem Zusammenhang mit einem vom gleichen Verfasser in Basel 1895 gehaltenen akademischen Vortrage „Gerechtigkeit und Gesetz“ steht. Speziell auf diese Schrift möchten wir jetzt die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises lenken. Das Gewissen, namentlich in seiner Bedeutung für die Jurisprudenz, in seinem psychologischen und ethischen Zusammenhang, bildet den Inhalt dieser in jeder Beziehung bedeutungsvollen Darstellung.

Nachdem der Verfasser zuerst das Wesen des Gewissens, seinen Ursprung, seine Entwicklung und Funktion erörtert, spricht er im 6. Kapitel vom verkehrten Gewissen und behandelt im 7. das Gewissen und den Selbstmord, dann weiter die Autorität des Gewissens, seine Wandlung (7., 8. und 9. Kapitel) und schließt mit dem Abschnitt über das Gewissen und die Gesellschaft (10. Kapitel) die Schrift ab.

Beim anarchistischen Verbrechen haben wir es vielfach mit dem verkehrten Gewissen zu thun. Die Verkehrung des Gewissens ist, nach Oppenheim, der Abgrund des Schlechten. Wer auf Grund seines verkehrten Gewissens schlecht handelt und doch das Gute zu thun glaubt, ist trotz seines guten Glaubens schlechter als derjenige, welcher, wissend, daß er schlecht handelt, seinem Gewissen entgegenhandelt (S. 32). Oppenheim protestirt (S. 31) vor allem dagegen, daß man diejenigen, welche, wie z. B. die anarchistischen Bombenwerfer, auf Geheiß ihres verkehrten Gewissens ein Verbrechen begehen und dafür schwere Strafen erleiden müssen, auch nur im entferntesten den Märtyrern gleichstelle. „Alle Märtyrer des Glaubens und alle Märtyrer der Erkenntniß, von denen ich Kenntniß habe, mögen sich gegen die religiösen Lehren ihrer Zeit und Umgebung vergangen haben, die Grundlagen der Moral und Gesittung haben sie nicht angegriffen. Mord, Brand, Meineid u. s. w. haben sie weder selbst begangen, noch gepredigt.“ Es bleibt nach Oppenheim eine sittliche Anforderung, vielleicht die richtigste aller sittlichen Anforderungen, vor einer Verkehrung des Gewissens auf der Hut zu sein (S. 42).

In dieser Hinsicht befindet sich der Verfasser in voller Uebereinstimmung mit Hölschner (Gem. deutsches Strafrecht I. Bd., S. 506 und 543). Wie die im Charakter begründete Beständigkeit und Fertigkeit des Entschließens und Handelns als Tugend das Verdienst der pflichtmäßigen, sittlichen Handlung nicht schmälert, sondern steigert, so kann sie auch als Untugend oder Laster die Schuld der unsittlichen, strafbaren That nicht mindern, sondern nur erhöhen. Dies Bekenntniß von Seite Oppenheims ist um so interessanter, als er, wie Merkel, einem gemäßigten Determinismus huldigt. Indeß gibt Oppenheim in seiner Rezension von Träger (Wille, Determinismus und Strafe, Berlin, 1895, Kritische Vierteljahrsschrift 3. F. Bd. 7, Heft 4, S. 604) selbst zu, daß es nicht richtig sei, den Indeterminismus als unwissenschaftlich zu bezeichnen, weil nach ihm jeder Entschluß als eine causa sui anzusehen sei, indem selbst der konsequenteste Anhänger des Kausalgesetzes, wenn er die Erscheinungen bis zu Anfang verfolge, eine causa sui — sei es die Welt selbst, sei es eine außerordentliche schöpferische Kraft — anzunehmen habe. Der Unterschied sei einfach der, daß, was der Determinist ein einzigesmal als nöthig zugeben müsse, der Indeterminist in unzähligen Malen immer wieder annehme. Man sieht gerade an diesen Ausführungen, daß der Schuldbegriff im Strafrecht sich auch auf deterministischer Grundlage ganz gut aufrecht erhalten läßt. Weniger sind dagegen die metaphysischen Grundlagen, von denen die Schrift Oppenheims auszugehen scheint, nach unserm Geschmack. Allerdings scheint der Entwicklungsprozeß zum Gott unsres Jahrhunderts heranzuwachsen. Oppenheim meint nun zwar S. 38, nicht von heute auf morgen schwanke der Begriff des Guten, sondern er entwickle sich mit der Entwicklung der Menschheitsepochen. Innerhalb der einzelnen Epoche, innerhalb des Kreises, dem ein Individuum angehöre, stehe es so ziemlich fest, was gut und was schlecht sei, wenn auch zuzugeben sei, daß die Grenzen vielfach nicht so scharf verlaufen, wie wir es gern wünschen möchten (S. 39).

Demgegenüber kann aber betont werden, daß, wenn die Begriffe „Gut“ und „Böse“ bloß zu „historischen Kategorien“ werden, es dann leicht möglich ist, daß sich dieser Wechsel schneller und in anderer Weise vollzieht, als der Verfasser jetzt annimmt. Die gerade bedeutungsvollste aller metaphysischen Fragen über den Werth und die bleibende Bedeutung der Individualität (principium individuationis) wird aber von jedem Zeitalter in dem Gewande, das ihm

eigenthümlich ist, wieder aufgeworfen und bleibt dennoch stets ungelöst.

Aus der Schrift von Oppenheim gewinnen wir indeß die Ueberzeugung, daß die anarchistischen Verbrechen, auch gestützt auf die Resultate modernster Wissenschaft, gleich allen anderen Verbrechen nach den Grundsätzen der bisherigen **Vergeltungstheorie** zu bestrafen sind. Von dem Gedanken jedoch ausgehend, daß die Verbrechensprophylaxe manchmal ebenso wichtig ist wie die Repression, haben verschiedene Staaten in Uebereinstimmung mit vielen hervorragenden Kriminalisten, die Unschädlichmachung unverbesserlicher Verbrecher anstrebend, gegen die Anarchisten wirkliche Ausnahmemaßregeln zur Anwendung gebracht. Es ist nun hier nicht der Ort, zu untersuchen, wieweit sich alle diese Spezialgesetze, zu denen wir die Relegation in Frankreich und den Zwangswohnsitz in Italien rechnen, bewährt haben. Wir wollen bloß darauf hinweisen, daß auch nach der Anschauung Oppenheims der Staat sich bezüglich der anarchistischen Verbrechen nicht bloß mit der Vergeltung begnügen soll. So sagt der Verfasser (S. 32): „Eine solche Verkehrung dessen, was die Gesellschaft selbst als den höchsten Richter anerkennt, wäre nicht möglich, wenn nicht schwere Mißstände sie hervorrufen würden. Wie fürchterlich muß z. B. das Elend der Massen sein, wenn eine Lehre wie die von der Propaganda der That begeisterte Anhänger finden konnte! — Ueberall — das kann man mit aller Bestimmtheit behaupten —, wo eine allgemeinere Gewissensverkehrung vorliegt, trägt die **Gesellschaft selbst eine drückend schwere Schuld**, und die Verkehrung des Gewissens weicht erst, wenn die sie verursachenden Mißstände abgestellt oder doch wenigstens gemildert werden. Das lehrt die Geschichte der Menschheit, in welcher das verkehrte Gewissen eine gewaltige Rolle spielt, denn kein Volk und kein Jahrhundert, ja keine Generation ist frei von furchtbaren Erscheinungen der Gewissensverkehrung. Jedes große gesellschaftliche Unrecht setzt sich in eine Gewissensverkehrung um und führt so zu einer furchtbaren Rache an der Gesellschaft selbst. Das verkehrte Gewissen in einem Robespierre, Danton und Marat ist, von einem gewissen Standpunkt aus betrachtet, nur die Folge der furchtbaren Bedrückung des französischen Volkes in den letzten Jahrhunderten vor der Revolution. Aber das verkehrte Gewissen der Charlotte Corday, welches sie in der Ermordung des Marat eine gute That sehen ließ, ist auch nur eine furchtbare Folge der Schreckensherrschaft des Marat selbst. Jedes politische Attentat ist der Ausdruck eines verkehrten Gewissens, welches, wenn auch nicht seine Rechtfertigung, so doch seine Erklärung findet in den ihm vorausgegangenen allgemeinen Zuständen des Gesellschaftslebens."

Uns scheint, daß es in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen das Streben jedes Juristen und gebildeten Laien sein sollte, über all diese mehr oder weniger verwickelten Fragen sich durch objektive Betrachtung der Dinge ein ruhiges Urtheil zu bilden. Nur auf diese Weise wird es gelingen, die so leicht bestimmbare öffentliche Meinung auf der einen Seite von überstürzten Racheäußerungen zurückzuhalten, auf der anderen Seite aber auch alle rechtlich unhaltbaren Entschuldigungsgründe, ja gar Billigungen solcher Greuelthaten zurückzuweisen. Die Bekämpfung der anarchistischen Verbrechen muß auf dem Boden des geltenden Strafrechts geschehen, dann aber hat der Staat gleichwohl die stetige Pflicht, an der Verbesserung der sozialen Ordnung zu arbeiten und so der Gewissensverkehrung, die stets zur furchtbaren Rache an der Gesellschaft führt, entgegenzuarbeiten.

Wir schließen mit den Worten von Philippovich („Die Aenderungen unserer Wirthschaftsverfassung im 19. Jahrhundert" in der „Zeit", IV. Bd., Nr. 48, S. 134): „Die freiwillige, auf besserer Erkenntniß des gemeinen Nutzens beruhende Unterordnung des Einzelnen unter allgemeine Ziele bleibt das unentbehrliche ethische Moment jedes sozialen Fortschritts."

Luzern. Dr. Placid Meyer v. Schauensee.

Werthers Bericht über die Irangi-Expedition.

Die Literatur über die deutschen Schutzgebiete, soweit es sich um abgeschlossene Reisewerke handelt, fließt seit einigen Jahren spärlicher als ehemals. Man entsinnt sich wohl jener noch nicht weit zurückliegenden Zeit, als Jeder, der einmal „draußen" gewesen war, es für durchaus nöthig hielt, über seine Erlebnisse möglichst schnell ein Buch zu schreiben und als infolgedessen der Büchermarkt mit solchen Erzeugnissen förmlich überschwemmt wurde. Immerhin war das Bedürfniß des deutschen Leserkreises für koloniale Lektüre vor einem halben Jahrzehnt noch außerordentlich groß, und es wäre unrichtig und der Sache gewiß nicht förderlich gewesen, wenn man diesem Bedürfniß nicht Rechnung getragen hätte. Selbstverständlich aber mußte dann eine Uebersättigung eintreten, und das Wort „schon wieder ein Afrikawerk!", mit dem das Publikum wie der Fachgeograph das Erscheinen derartiger Bücher zu begrüßen pflegte, war nicht der Ausdruck besonderer Freude und Erwartung, sondern der Ausfluß einer etwas trübseligen Resignation, wie sie den wohl beschleicht, der einem unliebsamen Besuch nicht auszuweichen vermag und dazu noch eine freundliche Miene zur Schau tragen muß. Daß es so weit kam, lag aber nicht allein an der übergroßen Menge des Gebotenen, sondern ebensosehr an der mangelhaften Qualität der deutschen Afrikaliteratur aus der zweiten Hälfte der 80er Jahre, die — wir wollen es nur andeuten — keineswegs ausschließlich auf die damals beliebte und erklärliche fieberhafte Hast der literarischen Afrika-Arbeit zurückzuführen ist. Gewiß, es gibt rühmliche Ausnahmen, es gibt Werke aus jener Zeit, die noch heute eine geachtete Stellung behaupten und ihren wissenschaftlichen Werth auch niemals verlieren werden —, aber das Meiste war für das Tagesbedürfniß, auf das unmittelbare Verlangen berechnet und mußte darum der verdienten Vergessenheit sehr bald anheimfallen.

Nachdem die Beurtheilung kolonialer und afrikanischer Fragen in den letzten Jahren ruhiger geworden, nachdem eine mehr zielbewußte, praktischere Methode in der Erschließung und Nutzbarmachung der deutschen Schutzgebiete platzgegriffen, ist auch unsre Afrikaliteratur ernster, gehaltvoller, wissenschaftlicher geworden, wie sie es einst in jener längst entschwundenen klassischen Zeit gewesen, aus der die unvergänglichen Monumentalwerke eines Barth und Nachtigal uns überliefert sind. Und da nach wie vor nicht Jeder, der sich vielleicht als kühner und geschickter Karawanenleiter im dunkeln Welttheil bewährt, auch in der Lage ist, in einer über die sattsam bekannte Darstellung der Reiseabenteuer hinausgehenden Form seine Resultate bekannt zu geben, ihnen durch eigene Gedanken höheren Werth zu verleihen, so kommt es heutzutage nicht mehr gerade häufig vor, daß ein Forscher oder Reisender mit einem Werke vor das anspruchsvoller gewordene deutsche Publikum und vor die von jeher noch anspruchsvolleren Fachleute tritt. Man kann diese Wandlung etwa seit dem Erscheinen des Stuhlmann'schen Buches (1893) datiren. Zwar schwer nur ist dem Maßstab, den dieses Werk vorgezeichnet hat, zu entsprechen, aber es ist schon erfreulich, wenn man es wenigstens versucht, und das geschieht; und wenn angesichts dieser Schwierigkeit weniger geschrieben wird, so schadet das nichts. Die deutsche Reisewerkliteratur über Afrika fließt also zwar heute, wie eingangs bemerkt, ganz unverhältnißmäßig spärlicher als zur Zeit eines ziellosen Afrika-Enthusiasmus,

aber sie hat wieder im allgemeinen die Höhe erreicht, auf die sie deutsche Gründlichkeit vor Jahrzehnten bereits einmal hinaufgeführt.

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß das vorliegende Buch Werthers[1]) sich würdig in jene kurze Reihe hervorragender Werke einfügt, die uns die letzten 5 Jahre über Kamerun und Ostafrika gebracht. Zwar gewinnt das Werther'sche Buch durch die Mitwirkung anerkannter Autoritäten, die des Forschers Resultate unter Benutzung der Ergebnisse seiner Vorgänger entweder wissenschaftlich bearbeiteten oder zu ganz Ostafrika umfassenden Darstellungen verwertheten, in ganz eminentem Maße; allein auch des Herausgebers eigenster, direkter Antheil am Werke ist ziemlich hoch zu veranschlagen und stellt nicht nur seine Beobachtungsgabe, sondern auch seiner Fähigkeit, die Einzelheiten miteinander zu einem Gesammtbilde zu verknüpfen, ein vortreffliches Zeugniß aus.

Wir verfolgen zunächst den äußeren Verlauf der Expedition, auf deren wissenschaftlichen Errungenschaften sich das Werk gründet. Beobachtungen Werthers auf seiner „Antisklaverei-Expedition" der Jahre 1892 und 1893 in den abflußlosen Gebieten des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika ließen die Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, daß dort möglicherweise Gold vorhanden sei. Diese Vermuthung, nicht minder aber die gewiß noch besser begründete Aussicht, daß jene Gebiete anbaufähiges Plantagenland bieten würden, veranlaßte nach Werthers Rückkehr die Bildung einer deutschen Gesellschaft, deren Ziel die genauere Untersuchung der Länder westlich der Massaisteppe und des ostafrikanischen Grabens bis zum Victoria Nyansa war. Die Gesellschaft erhielt vom Reich eine Konzession auf das alleinige Schürfrecht und die sonstige Ausbeutung in einem umfangreichen Gebiet, dessen Südostecke durch die Landschaft Irangi bezeichnet wird. Sie nannte sich danach „Irangi-Gesellschaft", und Werther wurde von ihr mit der Führung einer entsprechenden Unternehmung beauftragt, der man mit Rücksicht auf ihre vornehmsten Zwecke noch zwei Fachleute beigab: den Bergingenieur v. Tippelskirch und den Mineralogen Frhrn. v. Fircks. Im Juli 1896 erfolgte der Aufbruch von Bagamoio ins Innere.

Das Forschungsfeld der Unternehmung war schon damals keineswegs eine terra incognita in dem Sinne, wie es bis vor kurzem etwa die Gebiete im äußersten Nordwesten und Südwesten Deutsch-Ostafrika's waren, oder wie es große Theile des Hinterlandes von Kamerun noch heute sind. Schon mehrfach hatten deutsche Reisende das abflußlose Gebiet durchwandert, so bereits 1883 und 1885 der Hamburger Arzt Fischer, dann, nach der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen, Stuhlmann 1892, Baumann und Werther 1892—1893, Oskar Neumann 1893, Graf v. Götzen, Herrmann und Fonck I 1894, Böhmer 1895 und noch manche Andere. Trotzdem blieb hier nicht nur für rein bergmännisch-geologische, sondern auch für geographische Untersuchungen noch ein sehr ergiebiges Feld, das Werther denn auch durch umfassende, theilweise sehr eingehende Forschungen ausgenutzt hat. Er ging vorerst von Bagamoio nach Südwesten in die zwischen dem oberen Kingani (Ruwu) und seinem nördlichen Nebenfluß Ngeringere liegenden Ulugurunberge, um sie auf ihre Benutzbarkeit zum Plantagenbau zu untersuchen. Werther wählte zwar einige dazu passende Ländereien aus, fand aber, daß der Werth der Uluguruberge nach dieser Richtung hin überschätzt worden war. Es gäbe, so sagt Werther, da wohl einige Stücke, die zum Anbau von Kaffee und Kakao geeignet wären, aber umfangreich seien sie nicht, weil der Wald vernichtet und der Humus abgeschwemmt sei; außerdem wären die meisten Hänge zu steil, so daß eine kostspielige Terrassirung nöthig werden würde. Diese Ausgabe würde sich aber der großen Entfernung der Berge von der Küste wegen nicht lohnen. Das Land war sehr fruchtbar, doch wenig angebaut; Werther beobachtete Maisstengel von 5 m Höhe. Wichtig erscheint die Notiz, daß man in Ulugurn wildwachsenden Wein vorfindet, der in Ostafrika bisher noch nicht beobachtet war. Europäer würden nach Ansicht Werthers in diesen Bergen bei gehöriger Vorsicht mehrere Jahre aushalten, wiewohl von einer Fieber- und Malariafreiheit dort ebensowenig die Rede sein könne, wie in anderen Gebirgsländern Ostafrika's. Ständige Feuchtigkeit herrscht auf der Ostseite, ständige Trockenheit auf der Westseite des Berglandes. Mit den übel berufenen Bewohnern, den Waruguru, bahnte Werther mit Hülfe der Mission in Tununguo ein leidliches Verhältniß an; doch waren sie froh, daß die Europäer schließlich abzogen. Von Tununguo mußte Frhr. v. Fircks, der erkrankt war, zur Küste zurückkehren.

Werther wandte sich von den Ulugurubergen dem nördlich der Karawanenstraße Bagamoio-Tabora liegenden Ngurubergland zu, dessen südlichen Theil er auf einer Rundreise kennen lernte. Auch hier, so stellte sich heraus, war die Anbaufähigkeit der Thäler für tropische Kulturgewächse ohne Bedeutung. Die Vertheilung von Feuchtigkeit und Trockenheit ist dieselbe, wie in den Ulugurubergen. Die Bewohner, die Wasegnha, sind den Massai verwandt und schlimmes Raubgesindel; sie gliedern sich in viele kleine Stämme, die miteinander in stetem Kriege liegen. Werther hatte mit einem derselben einen blutigen Zusammenstoß.

Im September erreichte die Expedition Mpuapua. Sie marschirte von da nach Norden, ihrem eigentlichen Forschungsgebiete zu, und gelangte bald nach Kondoa, einem Distrikt von Irangi. Kondoa wurde Stützpunkt für weitere Unternehmungen. Mit den Bewohnern Irangi's machte Werther nähere Bekanntschaft. Die Landschaft wird ebenfalls von zahlreichen kleinen Stämmen bewohnt, die sich gegenseitig befehden, zumal bei Todesfällen nie eine natürliche Ursache angenommen, sondern die Schuld immer irgend einem Individuum aus einem benachbarten Stamme beigemessen wird. Bemerkenswerth ist, daß man in Irangi die Rinder gegen die Lungenseuche mit gutem Erfolge impft, indem man ihnen das aus der Lunge eines erkrankten Thieres gepreßte Serum in die Schwanzwurzeln einführt.

Auf einer der ersten Exkursionen fand v. Tippelskirch am Sarifluſſe Goldspuren, doch blieben sie trotz eingehendster Nachforschung vereinzelt; es war das also nur „ein Fund von wissenschaftlichem, aber nicht praktischem Interesse". Eine weitere Reise galt der Landschaft Ufiome, die sich im Gebiet des Ostafrikanischen Grabens, halbwegs zwischen Kondoa und dem Manyarasee, ausdehnt. Den Mittelpunkt des Landes bildet der dreizackige Gipfel des stark magneteisenhaltigen Vulkans Gidjeda fen, auf dem Werther als Erster den Krater auffand. Am Berge herrschte großer Reichthum an Elefanten, wie denn überhaupt Ufiome und die nördlicheren Striche den Elefantenjägern noch lohnende Beute gewähren. Das Land am Gidjeda fen war gut angebaut, erschien aber für Plantagen zu geringwerthig, da die Wasserverhältnisse dürftig sind. Westlich vom Gidjeda fen liegt der abflußlose Kratersee Bassuda, an dessen Ufern

[1]) Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Wissenschaftliche Ergebnisse der Irangi-Expedition 1896—1897 nebst kurzer Reisebeschreibung. Im Auftrage der Irangi-Gesellschaft herausgegeben von dem Führer der Expedition, C. Waldemar Werther, Premierlieutenant à l. s. des 2. Pommer'schen Feldartillerie-Regiments Nr. 17. Unter Mitwirkung der HH. Dr. Bruno Hassenstein, Prof. Dr. F. Karsch, H. J. Kolbe, Prof. Dr. F. v. Luschan, P. Matschie, Prof. Dr. A. Reichenow, A. Seidel, L. v. Tippelskirch, Dr. G. Tornier, Dr. E. Wagner und G. Witt. Mit fünf Vollbildern und 126 Textillustrationen in Photogravüre, Lichtdruck, Lithographie und Autotypie, sowie zwei Originalkarten von Dr. B. Hassenstein und Prem.-Lieut. Werther-Berlin. Verlag von Hermann Paetel, 1898. (VIII und 493 S. Preis 18 M.)

man Flußpferdrudel von mehr als hundert Köpfen beobachtete. Nördlich von Ufiome, auf der Sohle des Grabens, dehnt sich bis zum Manyarasee die Landschaft Umbugwe aus, die von Baumann bereits näher beschrieben ist. Als neu erwähnt Werther, daß die Bewohner ein dem Lawn tennis genau gleichendes Spiel kennen und daß der Glaube an die Werwolfidee dort verbreitet ist; ein Leopard, der einen Mann angefallen hatte, wäre, so behaupteten die Wambugwe, kein Thier, sondern ein böser Zauberer, der sich, wie das öfter vorkäme, in die Katze verwandelt habe. Diese Anschauung steht in Afrika keineswegs vereinzelt da; sie ist namentlich auch an der Westküste stark verbreitet. — Daß es in dieser Gegend überhaupt sehr hervorragende Zauberer und Orakelmänner gibt, lehrt das Beispiel des Sultans Sagiro von Umburu im Westen des Manyarasees, dessen Ruf bis Ugogo und zum Victoria Nyansa reicht. Von überall her bringt man ihm Tribut, und sogar die Massai respektiren ihn. Letztere scheinen durch den Verlust ihrer Herden, der sie vor 6—7 Jahren getroffen, doch nicht ganz so ungefährlich geworden zu sein, wie man wohl hört, denn Werther berichtet mehrfach, daß er auf die Spuren neuerer Massairaubzüge gestoßen sei.

Der große Salzsee Manyara, der mit anderen, nördlicher gelegenen ein Charakteristikum des Ostafrikanischen Grabens darstellt, war bis auf einen kleinen, von einer Salzkruste bedeckten Tümpel völlig ausgetrocknet. In seiner Nähe herrschte eine überaus hohe Temperatur; so beobachtete Werther mittags im Schatten 53° C., auf dem See, in der Sonne sogar 65° C. — Der Rückweg in südlicher Richtung nach Kondoa führte den westlichen Steilabfall des Grabenrandes entlang und in seiner nördlichen Hälfte durch noch nicht begangenes Gebiet. Man traf unterwegs auch hier, in den prächtigen Urwäldern, auf viele Elefanten, zugleich jedoch die Tsetsefliege. Das in den Zuflüssen des zum Manyara gehenden Kwou vermuthete Gold wurde nicht gefunden. Von den Stämmen, mit denen der Reisende auf diesem Wege in Berührung kam, erscheinen die Wataturu oder Tatoga besonders interessant; wir kommen auf sie weiter unten noch zurück.

Eine zweite, größere Rundreise, die er im Dezember 1896 antrat, führte Werther nach dem Süden und Westen des Konzessionsgebiets; sie erstreckte sich im Nordwesten bis in die Nähe der Nyansalandschaft Usukuma und erschloß viel neues Terrain, ohne daß jedoch die praktischen Ziele der Expedition dabei eine erwähnenswerthe Förderung erfuhren. Besucht wurde zunächst die im Südwesten von Kondoa gelegene Landschaft Ussandaui, deren Bewohnerschaft wichtige völkerkundliche Fragen nahelegt (s. weiter unten). Ussandaui ist wasserarm und für tropische Kulturpflanzen nicht geeignet, während die weiter im Nordwesten berührte Landschaft Iramba zwar stark bevölkert, aber schon zu lange und zu intensiv ausgenutzt ist, als daß der Boden für Plantagen in Betracht kommen könnte. Auf dem Weitermarsche nach Westen kreuzte man den Wemberegraben, in dem man ein furchtbares Gewitter mit Wolkenbruch erlebte. Die Grabensohle ist unbewohnt. In mehreren Flußniederungen findet sich guter Boden, der sich vielleicht für den Anbau von Reis und Tabak eignen würde. In der Landschaft Usongo, westlich des Wemberegrabens, hielt man wieder nach Gold Ausschau, jedoch auch hier ohne Erfolg; indessen ist dort etwas Eisen vorhanden. Die Bewohner sind bereits Waniamuesi. In Usshungu wurden ungeheure Affenbrolbäume gefunden, deren Stämme bis zu 34 m im Umfang maßen. Der Rückweg nach Kondoa entsprach zunächst im allgemeinen Werthers Route von 1893 oder entfernte sich nur wenig von ihr, dann aber bog der Reisende weit nach Süden in unbekanntes Gebiet aus. Der Wemberegraben wurde von neuem gekreuzt und dann die bereits 1893 von Werther berührte Senkung am Hohenlohe-See als ein besonderer neuer Graben erkannt und auf den Rändern in erheblicher Ausdehnung begangen. Der Hohenlohe-See war fast gänzlich ausgetrocknet. Im Graben, der nun den Namen „Hohenlohe-Graben“ erhalten hat, beobachtete man wieder Elefanten. Weiterhin entdeckte die Expedition einen neuen Salzsee, Balangidda, wo man auf Spuren von Löwen stieß, und schließlich bestieg Werther noch den Vulkan Gurue als erster Europäer. Auf dem Gipfel des 3500 m hohen Berges, der sich in der Nähe des Westrandes des Ostafrikanischen Grabens aufthürmt, eröffnete sich einer der gewaltigsten Krater, die es überhaupt gibt; sein Durchmesser wurde auf fast 3 km festgestellt, er ist also umfangreicher als der Krater auf dem Kilimandscharogipfel Kibo.

Nachdem Werther wieder in Kondoa angekommen, traf ihn der Befehl, sofort zur Küste zurückzukehren. Die Rückberufung erfolgte, wie erinnerlich sein wird, infolge von Verleumdungen, die ein von Werther entlassener sudanesischer Feldwebel dort über ihn verbreitet hatte. So war der Reisende leider genöthigt, seine Untersuchungen vorzeitig abzubrechen; er ging auf direktem Weg nach Bagamoio. v. Tippelskirch blieb vorläufig in Irangi zurück und machte u. a. noch eine Exkursion nach Norden, die ihn über den Manyara-See hinaus bis in die Nähe des 1892 von Baumann berührten Eiassi-Sees führte. Im Juni kehrte auch er zur Küste zurück.

Die ganze Unternehmung hatte somit, wie schon angedeutet, die Ziele der Irangi-Gesellschaft wenig fördern können, ja ihren Bestrebungen vielfach den Boden entzogen, da einerseits die erwarteten Goldfunde ausgeblieben waren, andrerseits für tropische Agrikultur geeignetes Land sich nur in verschwindend geringem Umfange vorgefunden hatte. Um so reicher aber waren die Ergebnisse wissenschaftlicher Art, und wenn diese sich auch nicht von heute auf morgen für die Praxis verwerthen lassen, so müssen sie ihr doch schließlich einmal zugute kommen. Die Arbeit Werthers und seines Begleiters auf der Irangi-Reise wird nicht vergebens gewesen sein, und das Erreichte erscheint durchaus nicht als zu theuer erkauft.

Der vorliegende Bericht über den Verlauf und die Resultate der Werther'schen Expedition entspricht in seiner äußeren Form und Anordnung einem Typus der neueren Afrikaliteratur, der noch nicht viele Beispiele hat. Bisher waren zwei Methoden der Berichterstattung üblich. Die meisten Forscher gaben in ihren Reisewerken in der Hauptsache eine dem gebildeten Leser gerechte Darstellung ihrer Erlebnisse, in die sie ihre wichtigsten, allgemein-interessanten wissenschaftlichen Beobachtungen mit hineinverflochten. Es ist diese Art der Darstellung die schwerste, aber immer noch die vornehmste und darum ein Prüfstein für die geistige Bedeutung eines Forschers. Mancher wußte dabei wenig mehr als den Kleinkram der täglichen Marsch- und Lagerzwischenfälle zu bieten, während Andere, namentlich aus älterer Zeit, uns Reisewerke von klassischer Vollendung nach Form und Inhalt geschenkt haben. Selbst im besten Falle aber pflegte man bei dieser Methode das rein wissenschaftliche Material an Beobachtungsreihen, Messungen ꝛc. nur in dürftigen Anhängen der Reiseschilderung beizufügen oder aber den Fachzeitschriften zu überlassen. Die zweite Methode schafft Veröffentlichungen, die mit dem eigentlichen Reisebericht beginnen und in weiteren, besonderen Bänden die wissenschaftlichen Resultate in ausführlichster Fassung enthalten; daraus ergeben sich bändereiche, kostspielige Werke, die gewöhnlich erst nach einer langen Reihe von Jahren abgeschlossen vorliegen. Was speziell Ostafrika angeht, so bietet dafür aus älterer Zeit das Werk über die Decken'schen Reisen, aus neuerer das im Anschluß an die Reisen Stuhlmanns und Emin Pascha's noch im Erscheinen begriffene

große Ostafrikawerk ein Beispiel. Einen Mittelweg haben in den letzten Jahren Baumann und Volkens eingeschlagen, und zu ihnen gesellt sich nunmehr als Dritter Werther (es handelt sich immer nur um Ostafrika). Sie vereinigen alles in einem handlichen Bande, in dem der Reiseschilderung mit den allgemeinen Bemerkungen ein nur sehr mäßiger Raum zufällt, während den größeren Rest Abhandlungen spezialwissenschaftlicher Art füllen, die zum Theil auf dem gesammten bisher vorliegenden Material fußen und von Fachmännern bearbeitet sind. So nimmt im Werther'schen Buche die Reiseschilderung nur etwa den sechsten Theil des ganzen Werkes ein.

Dieser Reisebericht rührt natürlich von Werther selbst her, der in lebendiger Darstellung über die Durchführung der Unternehmung berichtet. Der Verfasser befleißigt sich möglichster Kürze, in der Erkenntniß, daß in solchen Schilderungen schon oft des Guten zu viel gethan worden ist. Während das Buch Werthers über seine erste Reise von 1892—1893, „Zum Victoria Nyansa", sich in der Darstellung noch fast ganz im Geleise der meisten Reisewerke aus der früheren Epoche unsrer kolonialen Thätigkeit hält, steht der jetzige Reisebericht wesentlich höher. Die „afrikanische Mischung" ließ sich natürlich nicht ganz vermeiden, da der Verfasser dem Interesse eines weiteren Leserkreises an seinen persönlichen Schicksalen entgegenkommen mußte; er hat sie aber auf das nothwendigste Maß beschränkt, während er auf Besprechung des Allgemeinen, sozusagen auf den hineinverwebten Auszug aus den wissenschaftlichen und praktischen Ergebnissen ein besonderes Gewicht gelegt und darin mit Geschick und Erfolg zu Werke gegangen ist. Einzelnes trägt, wie erklärlich, eine stark subjektive Färbung, während in den dasselbe Thema behandelnden wissenschaftlichen Theilen unter objektiver Betrachtung oft ein wesentlich anderes Bild herauskommt. Die Abschnitte dieses Referats, die auf die äußeren Geschicke der Unternehmung Bezug haben, konnten den reichen Inhalt des Werther'schen Reiseberichts kaum andeuten. Fragen kolonialpolitischer und kolonialtechnischer Art werden vom Verfasser bei dieser Gelegenheit flüchtig gestreift. Im Widerstreit der Meinungen, die ja noch lange nicht geklärt sind, hält Werther mit der eigenen Ansicht nicht zurück, und wir dürfen sie umsomehr beachten, als sie aus dem Munde eines unabhängigen Beobachters kommt. Niemand wird im Ernst bestreiten wollen, daß die koloniale Verwaltung Deutsch-Ostafrika's verbesserungsfähig ist und daß dort noch manches in einer Weise gehandhabt wird, wie es für den „Kulturmenschen" vielleicht nöthig und sogar nützlich ist, nicht aber für afrikanische Verhältnisse. So gibt der Satz (S. 79) zu denken, daß viele Karawanen aus dem Innern die alte Straße nach Bagamoio zu vermeiden suchen und auf Umwegen lieber einige Wochen länger marschiren, um nur den deutschen Stationen — die doch den Verkehr stützen sollen! — und den auf ihnen üblichen Kontrolmaßregeln zu entgehen. Muß da der militärisch angehauchte Bureaukratismus sich nicht doch schon ein wenig zu reichlich bethätigt haben, wenn große Karawanen sich entschließen, eine seit langen Jahrzehnten benutzte Verkehrsroute zu verlassen? Der Verfasser bemängelt ferner, daß über die Sümpfe des Kingani hinter Bagamoio noch kein Damm geschüttet, über den Fluß noch keine Brücke geschlagen sei, obwohl hier die wichtigste ostafrikanische Karawanenstraße hindurchführt, die jährlich von 150,000 Menschen passirt wird. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob das aus Bequemlichkeit bisher nicht geschehen ist, oder deßhalb nicht, weil das Werk im Verhältniß zu den verfügbaren Mitteln zu schwierig; aber soviel erscheint sicher: durch gute, sichere, auch vor „amtlichen" Erschwerungen sichere Wege erschließt man mit in erster Linie ein solches Schutzgebiet. Daß der Verfasser kein blinder Kolonialschwärmer ist, brauchen wir wohl kaum zu versichern; das nüchterne, von aller Schönfärberei freie Urtheil eines Mannes, der sich im Innern des Landes tüchtig umgesehen hat, schließt das aus. Wir möchten aber doch eine bezeichnende Stelle aus Werthers Bemerkungen hier besonders anführen; er sagt (S. 11): „Man scheint mir überhaupt in unsern Kolonien, speziell in Deutsch-Ostafrika, von einem Extrem ins andere zu fallen, einmal die Verhältnisse mit pessimistischen, ein andermal mit kolonialphantastischen Augen zu betrachten, wobei ich das letztere aber entschieden für bei weitem schädlicher halte, da durch Uebertreibungen und Schwärmereien sehr leicht Menschen wie Kapitalien nutzlos geopfert werden können"; genaue Erwägungen auf Grund sachgemäßer Untersuchung müßten allen Kolonisirungsversuchen vorangehen.

Wir kommen nun zu einer kurzen Würdigung der verschiedenen wissenschaftlichen Abhandlungen im Buche. Im geographischen Theil bespricht zunächst Werther die Ergebnisse seiner Aufnahmen. Er gibt indessen nur gesonderte Charakteristiken zahlreicher kleinerer, topographisch allerdings äußerlich geschiedener Gebiete, während man eine zusammenfassende Kennzeichnung des ganzen Forschungsfeldes unter Zuhülfenahme der geologischen Resultate vermißt. Eine solche Zusammenfassung nach übergeordneten Gesichtspunkten wäre sehr willkommen und auch durchaus gerechtfertigt gewesen, da der Schauplatz der Expedition, das abflußlose Innere Deutsch-Ostafrika's, fast in seiner ganzen Ausdehnung eine gewisse Einheitlichkeit des Baues und gewisse überall erkennbare Eigenthümlichkeiten aufweist: die Plateau- und Grabenbildung wie die der letzteren eigenen vulkanischen Spuren. — Es folgt dann die Berechnung der astronomischen Ortsbestimmungen durch G. Witt von der Berliner „Urania" und der hypsometrischen und meteorologischen Messungen durch Ernst Wagner. Werther hat 140 Höhen, 25 Breiten und einige Längen beobachtet; die letzteren sind freilich nicht verwerthbar, und der Mangel an zuverlässigen Längen für die Karte Deutsch-Ostafrika's macht sich nach wie vor fühlbar. Den Werth der Werther'schen Karte für die Darstellung der Graben- und Plateaubildung haben wir schon berührt; sie ist von Hassenstein in dem für das reiche Detail zum Theil noch nicht ausreichenden Maßstab von 1 : 750,000 gezeichnet und bereits im Aprilheft des tausenden Jahrgangs von „Petermanns Mittheilungen" veröffentlicht worden. Sie ist dem Buch beigegeben. Hier gibt Hassenstein nach seiner Gewohnheit eine eingehende Kritik des gesammten Materials, auf dem sie sich aufbaut. Viel boten die betreffenden Sektionen der R. Kiepert'schen Ostafrikakarte in 1 : 300,000, die noch nicht vollendet ist und an dem Uebelstande leidet, daß die vor Jahren erschienenen ersten Sektionen nicht mehr dem kartographischen Standpunkt der neu hinzukommenden Blätter entsprechen. Das Material an Aufnahmen fließt jetzt so reichlich, daß die eben gezeichneten Blätter bereits dann veraltet sind, wenn sie aus der Hand des Kartographen in den Druck gehen. Es fragt sich unter diesen Umständen, ob die Herausgabe des an sich höchst verdienstlichen, ja monumentalen Kartenwerkes, zu der die umfassenden Aufnahmen der Stuhlmann-Emin Pascha-Expedition die Veranlassung gegeben haben, nicht verfrüht war, und ob es nicht besser gewesen wäre, bis auf weiteres noch die Aufnahmen gleich nach ihrem Eingehen, so wie sie sind, zu publiziren. Die Herausgabe von Ersatzblättern für die älteren Sektionen geschieht zwar bereits in den Danckelman'schen „Mittheilungen"; sie erscheinen aber ebenfalls immer in abgeschlossener Form unter Verarbeitung aller älteren Routen und folgen daher nicht schnell genug. So Hassenstein, dem man im allgemeinen beistimmen muß. Ein dem Buche weiter beigegebenes Uebersichtsblatt in 1 : 2 Millionen ist dem

Langhans'schen Kolonialatlas entnommen und durch die Werther'schen Aufnahmen ergänzt; sie deutet die Vegetationsverhältnisse durch mehrfarbiges Flächenkolorit an, nur ist die Farbenwahl für „Grasland, offene ebene Steppe" (braun) nicht ganz glücklich.

Die geologischen Resultate hat v. Tippelskirch bearbeitet; einer petrographischen Beschreibung der gesammelten Gesteine folgt eine kurze Uebersicht über die geologischen Verhältnisse des Gebiets, aus der wir einiges hervorheben. Die Vulkane Gurue und Gidjeda sen dürften ihre Thätigkeit erst in geologisch jüngster Zeit eingestellt haben; Erdbeben kommen in Ostafrika häufig vor, sie scheinen aber nicht mehr von erheblicher Bedeutung zu sein; nutzbare Mineralien sind im ganzen Gebiet nicht vorhanden, nur einiges Eisen wird stellenweise von den Eingeborenen gewonnen und verhüttet.

Für die dann folgenden und mit einer Fülle von Abbildungen ausgestatteten zoologischen und ethnographischen Kapitel ist zumeist eine Form gewählt, die sie auch einem weiteren Leserkreise höchst interessant gestaltet. Das gilt zunächst für den von Paul Matschie bearbeiteten Abschnitt über die Säugethiere. Von den Jagdthieren werden die Antilopen am ausführlichsten behandelt. Aus der allgemeinen Charakteristik der Säugethiere heben wir die Thatsache heraus, daß einzelne Thierformen je nach den verschiedenen Theilen Ostafrika's eine gewisse Artverschiedenheit zeigen; die Abarten sind untereinander zwar sehr ähnlich, sie tragen aber doch in jedem Gebiet ganz bestimmte Merkmale. Für die Trennung der Verbreitungsgebiete der Thierformen dürften nach Matschie's Beobachtung die Wasserscheiden der Stromsysteme von Bedeutung sein, und in der That ist die Säugethierfauna der abflußlosen Gebiete von der des Küstenlandes auffällig verschieden. Die erstere, so meint Matschie, habe in ihrer Zusammensetzung unverkennbare Berührungspunkte mit der des südlichen Sudan; doch erscheint es uns voreilig, aus dieser wohl kaum schon genügend belegten merkwürdigen Thatsache irgendwelche Schlüsse zu ziehen, es sei denn den Schluß, daß in abflußlosen Gebieten — die Länder südlich des Tschad gehören ja dazu — die Entwicklung der Fauna zu einigermaßen analogen Formen führen muß. Wir verweisen noch auf die Rathschläge für Sammler und die erneute Betonung der Nothwendigkeit eines Wildschutzgesetzes von dem Gesichtspunkt aus, daß sonst in Kürze Arten eingehen würden, die den Zoologen noch ungenügend bekannt sind. Werther selbst bezweifelt allerdings die Durchführbarkeit eines solchen Gesetzes den Eingeborenen gegenüber. Die zoologische Ausbeute Werthers enthält übrigens einige für die Wissenschaft besonders werthvolle Stücke. In die Bearbeitung der Vögel, Reptilien, Käfer und Hautflügler haben sich Reichenow, Tornier, Kolbe und Karsch getheilt. Ein botanischer Theil fehlt im Buch.

Im ethnographischen Abschnitt verbreitet sich v. Luschan über die Stämme des abflußlosen Gebietes mit Ausnahme der Massai. Das Gebiet ist als Grenzland zwischen den Bantu und den nilotischen Massai in ethnographischer Hinsicht von hohem Interesse. Da das Material zum Theil noch recht spärlich und lückenhaft ist, so ging v. Luschan nicht ohne Bedenken an seine Aufgabe, und so ließ sich denn auch eine einheitliche Behandlung der verschiedenen Stämme nicht ermöglichen. Auf Grund der Sammlungen und Notizen des Lieutenants Kielmeyer konnten die oben erwähnten Wassandaui eingehender geschildert werden. Sich auf das Vorkommen dreier Schnalzlaute in ihrer Sprache berufend, hält Werther sie für einen den Hottentotten verwandten, aus dem Süden hieher verschlagenen Stamm oder für einen Rest der „Urbevölkerung". Das führt also auf die Frage, ob die Wassandaui Pygmäen seien. v. Luschan bemerkt, daß auf anthropologischem Wege, d. h. durch die an zwei Schädeln vorgenommene Untersuchung Beziehungen zu den Hottentotten und Buschmännern nicht erwiesen worden seien; doch wäre noch weiteres Material abzuwarten, bevor die Anthropologie ihr Urtheil abgeben könne. In ethnographischer Beziehung komme eine Pygmäenverwandtschaft ebenfalls nicht sicher zum Ausdruck, obwohl die stark gekrümmte Form der Bogen an die der Zwergvölker erinnert. Noch räthselhafter erscheinen die benachbarten Watindiga und Wahi. Werther konnte nur aus der Ferne beobachten, daß sie in ganz niedrigen Grashütten wohnen, und erfuhr, daß sie ausschließlich von der Jagd leben und ihre Sprache ebenfalls Schnalzlaute besitzt. Vorausgesetzt, daß das zutrifft, hat man hier vielleicht thatsächlich Pygmäen vor sich, und dann wären die Pygmäenanklänge in den Waffen und in der Sprache der Wassandaui wohl einfach auf deren Berührung mit den Wahi und Watindiga zurückzuführen. Diese sollen übrigens Anthropophagen sein. Das Studium der genannten Völker dürfte nach allem für einen Forscher eine höchst lohnende Aufgabe sein. Von den übrigen Völkern erwähnen wir noch kurz die rapide ihrem Untergang entgegengehenden Wataturu oder Tatoga. Baumann spricht sie als Hamiten mit nilotischer (dem Massai verwandter) Sprache an; Werther dagegen findet, daß auch ihre Sprache sie den Hamiten zuweise, denn sie wäre mit dem Somal verwandt. Das kurze Wörterbuch, das Werther gesammelt, bietet zwar kaum Analogien mit der Somalsprache, doch beruft sich Werther auf die Behauptung eines gebildeten Somal. Die Sache erscheint ebenfalls noch der Untersuchung bedürftig; daß die Tatoga in ihre heutigen Wohnsitze erst vor wenigen Jahrzehnten eingewandert sind, dürfte allerdings feststehen.

Mit besonderem Fleiß hat Werther Sprachproben gesammelt und ein reiches Material heimgebracht. Wie schon früher A. Seidel auf Grund der Werther'schen Wort- und Satzsammlungen des Kisukuma eine Grammatik dieser Sprache zu konstruiren in der Lage war (vgl. Anhang zu dem Buche Werthers „Zum Victoria Nyansa"), so konnte er diesmal aus einem gleich umfassenden Material eine Grammatik der Irangisprache aufbauen. Außerdem ließ sich ein Grundriß des Kiruguru und des Kiniamuesi (Sprache der Waruguru und Waniamuesi) entwerfen. Den Schluß des linguistischen Theils und des ganzen Werkes bildet das erwähnte Wörterverzeichniß aus der Sprache der Tatoga.

Wir hätten somit den Inhalt des Buches skizzirt und glauben seinem Werth und seiner Bedeutung gerecht geworden zu sein. Es sei noch erwähnt, daß die Ausstattung sehr gediegen ist und daß der Illustrationsschmuck jeder Effekthascherei bar und lediglich seinem Zweck, die Anschauung zu unterstützen, entspricht. Wir vermissen höchstens eine größere Anzahl landschaftlicher Ansichten, die gerade aus jenem an charakteristischen topographischen Formen reichen Theile Ostafrika's sehr dankenswerth gewesen wären.

H. Singer.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Leute vom Felsenmoor. Von Amalie Skram. Leipzig, Kollektion Wigand 1898. — Ein Werk, das hart und finster anhebt, um wohlthuend auszuklingen. Ein optimistisches Buch! Eine Seltenheit in der nordischen Literatur! Und was mich am meisten erfreut hat, das ist, daß dieser Optimismus sich an einem Problem zeigt, mit dem man uns in der modernen Literatur so sehr graulen gemacht hat: an dem der Vererbungstheorie. Die Verfasserin steht nicht auf dem starren Standpunkt von Ibsens Gespenstern. Sie hat sich zu dem höheren, freieren Blick durchgerungen, den Zola in seinem Doktor Pascal ins Leben thut: zu dem Glauben an die Unverwüstlichkeit der Lebenskraft, die sich selbst aus den schmutzigsten, korruptesten Elementen stets wieder zu neuer Lebensfähigkeit zu regeneriren

weiß. Auch dies Buch zeigt, daß die pessimistische Auffassung der Vererbung aufgehört hat, ein Literaturdogma zu sein.

Skrams Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste endet allerdings sehr düster und tragisch. Die Leute vom Felsenmaar führen das armselige, harte, entbehrungsreiche Leben so mancher Bauern Norwegens; sie nähren sich von Kartoffelbau und Fischhandel. Der Bauer Sjur Gabriel zeigt in diesem Kampf um die Existenz die Zähigkeit und stete Energie, welche das Ringen mit einer widerwilligen Natur dem Menschen oftmals verleiht. Er ist dabei ein ausgesprochen moralischer Charakter, voll dunkler Grübelei; eine jener Naturen, wie sie in der nordischen Literatur so häufig zu finden sind. Anders wirken das karge Leben und die düstere Umgebung auf sein Weib ein. Sie hat ein starkes Verlangen, das Leben auch in rosigem Lichte zu sehen; sich frei, leicht, glücklich zu fühlen; und darum trinkt sie Branntwein: „Wenn ich ein bißchen trinke," sagt sie, „so wird alles so leicht und so gut und so schön und so hübsch, wie man es sich gar nicht denken kann." Monatelang arbeitet sie tüchtig und unverdrossen. Aber dann kommt's über sie und sie vertrinkt das Hemd vom Leibe. Neben diesem schlechten Beispiele jahrzehntelang herzuleben, ohne angesteckt zu werden, ohne der Gleichgültigkeit zu verfallen und selbst zu trinken — wie oft trifft man dies bei Gatten! —, dazu gehört die volle moralische Widerstandskraft Sjur Gabriels. In interessanter Weise hat Amalie Skram hier nun ein moralisches Problem behandelt. Ein starker Theil seines Impulses zum Guten stammt von einer Jugendsünde des Bauern. Als Knecht hat er mit einer Magd des Hofes, wo er diente, ein Kind gehabt; er hat es getödtet und verscharrt. Alles, was er Gutes thut, aber auch alles Unglück, was ihn trifft, betrachtet er als Sühnung dieses Verbrechens, und hofft, bei Lebensfrist den Zorn Gottes noch versöhnen zu können. Aber gerade dieser fromme Glaube soll die tragische Katastrophe seines Schicksals herbeiführen. In vorgerücktem Alter schenkt ihm seine Frau noch einen Knaben, ein schwächliches Geschöpfchen, das Sjur Gabriel aufziehen muß, da sie selbst bald nach der Entbindung ins Spital verbracht wird. An diesen Knaben hängt sich Gabriel mit der Liebe einer Mutter. Er ist das Einzige, was ihm das Leben noch lebenswerth erscheinen läßt. Und nun geschieht es, daß eines Nachts das Kind gefährliche Krämpfe bekommt. Da fällt der grüblerische, wundergläubige Sinn des Bauern auf die Idee: wenn Gott mir das Kind läßt, so ist das ein Zeichen, daß sein Zorn gesühnt ist. Nimmt er es mir, so kann überhaupt nichts seinen Zorn besänftigen, und dann … Die schreckliche Folgerung zieht Sjur Gabriel, als ihm einige Jahre später das Kind wirklich an einer Bräune wegstirbt: alles Gutsein hat doch keinen Werth. Nach dem Begräbniß geht er ins Wirthshaus und am anderen Morgen findet ihn seine Frau laut schnarchend in der Küche an der Erde liegen. „Von dem Tage an tranken sie Beide, die Leute vom Felsenmaar — Mann und Frau."

Es liegt eine tiefe, tragische Ironie darin, daß gerade das, was hier ein moralischer Hauptimpuls eines Menschen war, was ihn tüchtig und ehrenfest durch ein hartes, unglückliches Leben geführt hat, zum Schlusse ihn der Unmoral in die Arme treibt, ihn zum Säufer macht. …

Eine neue Generation ist herangewachsen: die Kinder des unglücklichen Paares. Sie haben sich in die Stadt gezogen und nur die ab und zu in der Stadt betrunken sich herumtreibenden Eltern erinnern sie noch an das öde Felsenmaar. Aber weniger ihren Schicksalen als der Entwicklung eines Enkels, des jungen Sievert, gilt der zweite Theil: „An Bord der „Zwei Freunde"". In diesem Enkel wirken die Fähigkeiten und Fehler der Großeltern; die guten Eigenschaften des Vaters sammt seiner religiösen Grübelei und die schlimmen der Mutter: der Hang zur Ungezügeltheit, der Leichtsinn. Die harte Lebensschule, die er als Schiffsjunge und Matrose auf der Bark durchmachen muß, entwickelt die guten Eigenschaften und läßt die schlechten verkümmern. Dieser Enkel einer notorischen Säuferin wird durch günstige Lebenseinflüsse zu einem tüchtigen Menschen, der die Kraft hat, die Rückfälle in die Zügellosigkeit und den Leichtsinn zu überwinden. Und darin liegt der Glaube an die Regenerationskraft des Lebens. Mag sich auch der Giftstoff von Generationen in einem Individuum anhäufen, das Leben hat die Fähigkeit, diese Stoffe zu verzehren.

Die Schilderungen dieses zweiten Theiles sind voll frischen, starken Lebens; sie muthen mehr an als die herben Gestalten des ersten Theiles. Nur die Scene in dem schlechten Hause einer Hafenstadt berührt abstoßend. Hier merkt man die Realistin strengster Observanz. … Alles in allem ein tüchtiges Buch, dem ich viele Freunde wünsche!

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

H. H. Dr. **Paul Kaufmann: Zur Geschichte der Familien Kaufmann in Bonn und v. Pelzer in Köln.** Beiträge zur rheinischen Kulturgeschichte. Bonn, Hanstein 1898. — Schon als Aeußerungen eines ausgeprägten, ordnenden und treu bewahrenden Familiensinnes können Stammbäume und ihre Erweiterung zu Familiengeschichten ihren Werth haben. Der Verfasser des vorliegenden Buches, vortragender Rath im Ministerium des Innern zu Berlin, bietet in dieser Frucht seiner Mußestunden aber mehr. Zunächst veröffentlicht er anmuthig geschriebene Familienerinnerungen seines Onkels, des rheinischen Dichters und Löwenstein-Wertheim'schen Archivraths Alexander Kaufmann. Daran schließen sich, mit Sorgfalt in geschmackvoller Auswahl zusammengestellt, genealogische und andere Nachrichten über die Familie Kaufmann und die verwandten Familien Rubens, v. Pelzer, v. Mastiaux, v. Hallberg u. A. Die Familie Kaufmann läßt sich in Bonn bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts verfolgen. Sie war beinahe ohne Unterbrechung in den städtischen Behörden vertreten, besonders in den Zeiten der französischen Invasion durch tüchtige, charakterfeste Männer, zuletzt durch den Vater des Verfassers, den als Biographen Dürers und in den kirchenpolitischen Streitigkeiten öfters genannten Oberbürgermeister Leopold Kaufmann. Auch in den übrigen Familien begegnen wir angesehenen, für Haus, Heimath und Vaterland kräftig wirkenden Männern. Was aber dem Buche ein weiter reichendes Interesse verleiht, sind die zahlreichen Beziehungen der Familien zu bedeutenden Persönlichkeiten. In dem Hause des Geheimen Raths Johann Tilmann v. Pelzer erschien nicht selten in der ungezwungenen Weise damaliger Zeit der letzte Kurfürst von Köln, Maximilian Franz. Der in der Bonner Geschichte viel genannte kurfürstliche Rath, später Unterpräfekt und preußischer Landgerichtspräsident, Peter Joseph Boosfeld, hatte sich durch einen Leibzugsvertrag mit seinem Freunde Pelzer verbunden. Das Haus des Hofkammerraths v. Mastiaux war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts für das musikalische Leben Bonns von entschiedener Bedeutung, ausführlich wird es von Thayer in seiner Biographie Beethovens geschildert. Der Sohn Kaspar Anton verheirathete sich 1808 mit Magdalene v. Pfingsten, die sich in zweiter Ehe 1823 mit Schillers zweitem Sohne, dem Appellationsgerichtsrath Ernst v. Schiller in Köln, vermählte. Daraus ergaben sich mancherlei Beziehungen zu Weimar; Ernst Schillers liebenswürdiger Stieftochter Therese v. Mastiaux hat Goethe ein Stammbuchblatt geschrieben.

Durch die Freiherren von Hallberg war an die Familie Kaufmann eine ländliche Besitzung in dem nahen, rheinabwärts gelegenen Mondorf gekommen. Neben dem stattlichen Hause am Römerplatz bot sie für den literarischen Verkehr in der Mitte dieses Jahrhunderts einen erfreulichen, auch in Prosa und Versen vielfach gepriesenen Sammelpunkt. Die Mitglieder des Bonner Maikäferbundes: Simrock, Gottfried und Johanna Kinkel, Wilhelm Junkmann, Berthold Auerbach, Ludwig Braunfels und andere namhafte Poeten, fühlten sich dort zu Hause. In alle diese Verhältnisse gewährt das Buch einen deutlichen Einblick; es trägt nicht mit Unrecht auf dem Titel die Bezeichnung: Beiträge zur rheinischen Kulturgeschichte, und verdient auch, einem größeren Leserkreise bekannt zu werden.

* Drei interessante **goldene Bullen** sind vor kurzem im **fürstlich Oettingen'schen Archiv** in Wallerstein aufgefunden worden. Es wurde daselbst, wie der „Voss. Ztg." geschrieben wird, ein kleiner Schlüssel entdeckt, der nach verschiedenen Hinweisen in den Hausakten von Wallerstein zu einer mit werthvollen Urkunden gefüllten Holzkiste gehören mußte, die sich im Oettinger Archiv befinden sollte, von der aber bisher nicht die geringste Spur zu entdecken war. Bei erneuten, sorgfältigsten Nachforschungen, wobei auch längst zurückgelegte und seit undenklichen Zeiten nicht wieder be-

rührte Aktenbündel und Geräthschaften von ihren Plätzen gerückt wurden, fand sich die Kiste denn auch wirklich vor; sie enthielt, wie sich bei der Oeffnung herausstellte, jene drei Urkunden. Die eine, aus dem Jahre 1355 stammend, ist von Kaiser Karl IV. ausgestellt, die beiden anderen stammen von Siegismund, der im 15. Jahrhundert regierte, die ältere der beiden Bullen ist aus der Zeit datirt, da Siegismund noch nicht Kaiser, sondern erst König war. Während sonst den Urkunden bekanntlich das große, in Wachs eingedrückte Siegel in einer Holzkapsel angehängt ist, hängt hier an starkem Seidenband ein metallenes Siegel herab; dieses ist in starkem Goldblech erhaben gearbeitet, und zwar derart, daß die Vorder- und Rückseite des Siegels mit dem Wappen, den Inschriften rc. jede für sich in Gold gearbeitet wurden, worauf beide Theile auf ihren Rückseiten, als Innenseiten des Ganzen, mit einer Masse bestrichen und dann aneinander gelöthet sind. Das kleinste der aufgefundenen Siegel ist fast so groß wie ein silbernes Fünfmarkstück. Die Urkunden handeln von Privilegien der Grafen von Oettingen.

* **Heidelberg.** Die Restaurationsarbeiten am Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses nehmen unter einer besonderen Baukommission, Vorstand Oberbaurath Professor Schäfer, erfreulichen Fortgang und sind erst neuerdings von Finanzminister Dr. Buchenberger, in Begleitung eines Mitglieds des Finanzministeriums, besichtigt worden. Die Stände haben bis jetzt einen Voranschlag von nahezu 500,000 M. für diese Arbeiten bewilligt, die zur Erhaltung des berühmtesten unsrer einheimischen Baudenkmale bestimmt sind.

* **Münster.** Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Akademie, Dr. Franz Jostes, ist das Prädikat Professor beigelegt worden.

* **Breslau, 18. Oktober.** Das neue anatomische Institut der hiesigen Universität wurde am letzten Dienstag unter Anwesenheit des Geh. Oberregierungsraths Dr. Naumann aus dem Kultusministerium und des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien feierlich eingeweiht. Professor Hasse, der Leiter der neuen Anstalt, hielt eine treffliche Festrede.

* **Rostock.** Der außerordentliche Professor Dr. Oswald Seeliger in Berlin ist zum außerordentlichen Professor der Zoologie an der hiesigen Landesuniversität ernannt und bestellt worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Das „Archief voor Nederl. Kerkgeschiedenis“ veröffentlicht in seinem neuesten Heft einen von P. A. Hoefer im Archiv der Gemeinde Hattem gefundenen Brief Luthers an den ehemaligen Rektor Gerardus Listerius in Zwolle, nebst einem Nachwort von Prof. Rogge, in welchem dieser Leben und Thun des Rektors Listerius kurz schildert. Aus dem Inhalt des Briefes ergibt sich, daß Luther mit Listerius in dauernder Korrespondenz stand. Er theilt ihm u. a. mit, daß Melanchthon jetzt den Römerbrief behandle vor mehr als 500 Zuhörern, und zwar mit „incredibili successu“. Er selbst sei mit seinem Kommentar zu den Psalmen, der stückweise erscheinen werde, bis zum 18. gekommen. Der Brief scheint nach alledem im Juli 1520 geschrieben zu sein. — Die Diskussion der Frage, ob nicht Recht und Billigkeit erheischen, daß auch die Niederlande der Berner Literaturkonvention beitreten, zieht immer weitere Kreise. Der niederländische Buchhändlerverein hat diese Frage in seiner letzten Generalversammlung entschieden verneint, der niederländische Verlegerbund dagegen bejaht. (Vgl. Beilage Nr. 228.) Letzteres erregte den Zorn eines Buchhändlers, der in der „Nieuwe Rotterd. Courant“ vom 4. Okt. die niederländischen Nachdrucker u. a. auf folgende Weise vertheidigt: „Unsre Regierung ist der Ansicht (!?), daß ein Dichter, Schriftsteller rc. durch das ihm verliehene Talent vor Tausenden seiner Mitmenschen bevortheilt sei. Außerdem sind ihm die Einkünfte aus seinen Werken durch die Gesetze seines Heimathlandes gewährleistet. Unsre Regierung hält es jedoch nicht für wünschenswerth, diese auch in den Niederlanden zu gewährleisten, denn eine Uebersetzung gereicht an erster Stelle dem Original zur Empfehlung, weil dieses infolgedessen mehr gekauft und von denen, welche die fremde Sprache verstehen, mehr gelesen wird. Zweitens ist eine Uebersetzung aber auch ein Bedürfniß für solche, welche die fremde Sprache nicht verstehen, jedoch fremde Werke lesen wollen. Wir hoffen, daß die Regierung diesen Standpunkt auch fernerhin festhalten und nicht zum Vortheil einzelner Verleger aufgeben wird. Die Berner Konvention verschafft einzelnen Verlegern ein Monopol, während die Freiheit, deren wir uns erfreuen, allen gleiche Rechte verleiht.“ Der Mann, der sich und seine Genossen mit solchen Gründen und solcher Logik vertheidigt und diese sogar der Regierung unterschiebt, ist der Buchhändler und Verleger von allerlei Uebersetzungen, C. Misset. Einige der größten Verleger erließen hiegegen sofort einen scharfen Protest und suchten dem Mann das Unsinnige und Beleidigende in seiner Darstellung deutlich zu machen, allein vergeblich. (Siehe „Nieuwe Rott. Courant“ 5. Oktober u. f.) — Zu gleicher Zeit erschien ein von zahlreichen niederländischen Schriftstellern, Künstlern, Professoren u. s. w. unterzeichneter Aufruf, um einen „Berner Konventionsbund“ zu bilden. Darin heißt es u. a.: „Wir sind überzeugt, daß der Beitritt zur Berner Literaturkonvention nöthig ist, 1. weil dadurch dem Nachdruck von Büchern und Musikalien, der Reproduktion von Gemälden, Zeichnungen u. s. w. ohne Genehmigung des Verfassers und Künstlers ein Ende gemacht wird; 2. weil es dann unmöglich sein wird, daß ohne Genehmigung eines Verfassers oder seiner Erben Uebersetzungen seiner Werke erscheinen, die keine Garantie dafür darbieten, daß die Uebersetzung in jeder Hinsicht das Original treu wiedergibt und für das er nicht ein ihm billigerweise zukommendes Honorar empfängt.“ Der Aufruf wendet sich an die niederländischen Dichter, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner, Juristen, Verleger, Schriftsteller und alle, die mit obigen Thesen einverstanden sind, um einen Verein zu bilden und durch Wort und Schrift so lange auf die herrschenden Mißstände zu weisen, bis sie auf gesetzlichem Wege durch den Beitritt zur Berner Literaturkonvention beseitigt sind. — Noch einiges über das Buma-Testament. Ein Dr. L. Buma, der einst zu Makkum in Friesland lebte, hatte 1868 der Provinz Friesland ein ansehnliches Kapital vermacht mit der Verpflichtung, jährlich 1000 Gulden davon auszugeben, um ein möglichst vollständiges kritisches Verzeichniß anfertigen zu lassen von Büchern, Zeitschriften rc. (aller Länder), welche sich mit lateinischer und griechischer Sprache und Literatur beschäftigen. Dieses Verzeichniß, respektive dieser kritische Jahresbericht soll in niederländischer oder lateinischer Sprache geschrieben und einem genauen Kenner übertragen werden. Buma starb 1878. Seitdem haben die Provinzialstände von Friesland sich vergeblich bemüht, Jemand zu finden oder zu bewegen, diesen Jahresbericht zu schreiben. Man verwendet indessen das Geld zum Ankauf von Büchern u. s. w., wodurch allmählich eine umfangreiche Bibliothek entstand, welche als Buma-Bibliothek leider in Leeuwaarden statt in einer Universitätsstadt sich befindet. Sollte sich wirklich kein Philologe finden, der diese Arbeit übernehmen will? — Im Museum für Kunstindustrie in Haarlem werden demnächst die ornamentalen Verzierungen der Hindumonumente, welche Hr. Saher von seiner Expedition auf Mitteljava mitgebracht hat, öffentlich ausgestellt. Später sollen auch die Reproduktionen der Friese und Verzierungen aus Borobudur, sowie die Bilder, welche sich jetzt noch im Museum der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zu Batavia befinden, ausgestellt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Probus: Rückblick auf Oesterreich im Jahr 2000. Leipzig, Otto Wigand 1898. — *M. Samuel Denis:* Histoire Contemporaine. II. Bd. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1898. — Prof. Dr. M. Lazarus: Die Ethik des Judenthums. Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1898. — Adolf Stölzel: Schulung für die civilistische Praxis. II. Theil. 2. Aufl. Berlin, Frz. Vahlen 1898. — Das Gewerbesteuergesetz für Elsaß-Lothringen vom 8. Juni 1896. Hrsgb. von Ministerialrath Roth. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1898. — Max Lorenz: Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung. Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern. Berlin, Georg Stilke 1898. — W. Christians: Das Rechnen im Bankgeschäft. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude u. Spener (F. Weidling) 1899.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 22. Oktober. Nummer 240.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der russischen Literatur.

Von Dr. Borkowskij.

„Das wahrhaft Verdienstliche,“ sagt Goethe in einem Briefe an Carlyle, „zeichnet sich dadurch aus, daß es der ganzen Menschheit angehört.“ So fehlen denn auch in unsern Bibliotheken nicht die Namen der großen modernen russischen Schriftsteller; aber wer ihre Romane liest, übersieht bei dem rein ästhetischen Behagen, das sie gewähren, doch zu leicht, daß sie auch Träger einer höheren Mission sein wollen, daß von ihnen eine eindringende und nachhaltige Wirksamkeit auf die sozialen, religiösen und ethischen Interessen und Ideale der russischen Nation ausströmen soll. Nur ein Russe wird vielleicht unter diesem Gesichtspunkte den Charakter seiner vaterländischen Literatur völlig würdigen können. Von einem Russen deutschen Namens stammt unsre beste Geschichte der russischen Literatur (A. v. Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1884—1886), und heute ist es wiederum ein Russe, der es übernimmt, uns Deutschen die innere Entwicklung seines Volkes zu schildern, die geistige Kraft zu zeigen, die sich in der Geschichte des Landes und den Schöpfungen seiner großen Dichter offenbart.

Fürst Sergei Wolkonskij, in dessen gastlichem Vaterhause Alexander Puschkin seiner tödlichen Wunde erlag, hielt im Jahre 1896 zuerst am Lowell-Institut in Boston, dann auch in anderen nordamerikanischen Städten acht Vorlesungen über russische Geschichte und Literatur, die von einem dankbaren Publikum außerordentlich beifällig aufgenommen wurden. Sie erschienen bald darauf gedruckt, zuerst in englischer Sprache (Pictures of russian history and Russian literature. Lamson Wolffe & Co., Boston 1896), dann russisch (Otscherki russkoi istorii i russkoi literatury. St. Petersburg 1897). Heute liegen sie uns in einer deutschen Uebersetzung vor, die der Großherzogin von Baden gewidmet ist.[1])

Ist auch in der Buchausgabe die Eintheilung des Stoffes in acht Vorlesungen beibehalten, so zerlegt sich der Inhalt doch von selbst in zwei Hauptabschnitte; beide verlangen ihre gesonderte, eigenartige Betrachtung. Von der grauen Vorzeit des russischen Reiches, von Ruriks Tagen bis zur glanzvollen Epoche Katharina's der Großen — oder von den Anfängen der Poesie bis zur Blüthe des Pseudoklassizismus reicht der erste Theil (Vorlesung 1—5); der zweite erstreckt sich von diesem Markstein an bis zur Höhe der russischen Literatur in der Gegenwart, umfaßt also das 19. Jahrhundert (Vorlesung 6—8).

Im ersten Abschnitt drängt das rein historische Interesse oft das literarhistorische zurück; die Biographie des Herrschers bedeutet noch die Geschichte des Volkes. Die vormongolische Zeit bis zum Zenith des Großfürstenthums von Kiew zieht zuerst an uns vorüber, eine Periode, in der die russische Kultur hinter der westeuropäischen kaum erheblich zurückbleibt. Von der alten klösterlichen Literatur wandern wir hier zu den Anfängen der russischen Volkspoesie, zu dem prächtigen, patriotischen Igorliede, zu dem ersten Versuche einer russischen schriftlichen Gesetzgebung unter Jaroslaw dem Weisen und zu der Sittenlehre Wladimir Monomachs.

Als das Dunkel der Tatarenherrschaft sich allmählich erhellt, ist die alte Zivilisation dahingemäht; das goldgekrönte Moskau erhebt sich dann als Mittelpunkt der russischen Lande und als Herd einer neuen Kultur, die aus der Verbindung mit Westeuropa erwächst. Unter Johann III. spinnen sich diese Fäden zuerst (1462—1505), und sie verflechten sich zu einem dichten Netz unter dem „Zaren“ Iwan dem Schrecklichen (1534—1584), dessen faszinirende, für den Historiker und Dichter und Künstler gleich interessante Persönlichkeit mit dem maßlos gesteigerten monarchischen Selbstbewußtsein sich aus dieser Periode schroff abhebt. Der Kampf mit den äußeren Feinden und das Ringen gegen innere Wirren und Mißgeschick haben alle Kraft des Volkes absorbirt; das Feld der Literatur zeitigt spärliche Früchte (Sylvesters Hausregeln Domostroi — das Epos Sadonschtschina — Makarius' Leben der Heiligen).

Aus erneuter wilder Gährung klärt sich dann das Zeitalter Peters des Großen. Schon die Epoche, die ihm vorausgeht, steht unter dem Zeichen der geistigen Befreiung. Obskurantismus und Aufklärung prallen schon hart aneinander, und diese findet ihr Hauptquartier in der deutschen Sloboda (Vorstadt), dem Lieblingsaufenthalt des jungen Zarewitsch Peter, „der lebendigen Encyklopädie fremdländischer Gewerbe“. In den Zarengemächern des Kreml folgt der Aufführung deutscher Komödien im Jahre 1672 das erste russische, von Simeon aus Polozk geschriebene Originallustspiel „Der verlorene Sohn“. Und zu derselben Zeit machte der aufgeklärte Bojar Artamon Matwejew, „der Vater der Deutschen“, sein gastfreies Haus zu einer Pflegestätte des weltlichen Schauspiels.

Die gesetzgeberischen Reformen Peters gestalten dann gewaltsam, aber systematisch die alte Kultur des Landes um; es wird ein neues Rußland geboren; ein europäisches entsteht an der Stätte des asiatischen. „Vor Peter,“ sagt der Verfasser, „ist Rußland Gegenstand des nationalen Fühlens; nach ihm Gegenstand des nationalen Denkens.“ Aber auf dem Gebiete der Literatur vermag sich der nationale Geist des russischen Volkes noch lange nicht auf die eigenen Füße zu stellen; auf fremdem, französischem Kothurn wandelt er jetzt daher.

[1]) Fürst Sergei Wolkonskij: Bilder aus der Geschichte und Literatur Rußlands. Autorisirte Uebersetzung von A. Hippius. Basel, Verlag von Friedrich Emil Perthes in Gotha 1899. 318 S. mit Genealog. Tabelle und Index. — Die Uebersetzung ist gewandt; sie trifft mit großem Geschick den Geist des Originals, ohne sich ängstlich an den Wortlaut zu klammern.

Wie das ganze 18. Jahrhundert für Rußland ein Zeitalter der Aufklärung ist, so ist es auch ein Zeitalter der Nachahmung. Der Pseudoklassizismus beherrscht die Poesie, und diese gleicht der künstlich verpflanzten Blume, deren exotischer Duft und Farbenschöne dem Volksgemüthe fern bleiben. Eine Zugabe zum Leben ist sie, noch nicht ein Theil des Lebens selbst.

Die Satiren des Fürsten Kantemir gegen die Widersacher der petrinischen Reformen leiten diese Literaturperiode ein. Lomonossow, der Denker und Dichter, wird Schöpfer der russischen Metrik, und Sumarokow und Tredjakowskij markiren die pseudoklassische Sphäre am Hofe der Elisabeth. Philosophie und Pädagogik, die Sitten der guten Gesellschaft und ihre Mode, die bildenden Künste und die Poesie — alles ist von französischem Odem beseelt.

Allein die Mittagssonne dieser galanten, höfischen Geisteswelt leuchtet doch erst mit Katharina der Großen. Diese Kaiserin empfängt nicht nur, sie gibt. Sie nimmt nicht nur die Kränze an, die ihr die Poesie huldigend windet; sie selbst steht mitten drin im literarischen Leben ihrer Zeit. Sie, die eine Zeitlang von liberalen Ideen hingerissen, die Bewunderung Voltaire's und der freisinnigsten Encyklopädisten erregte, sie unterstützt kameradschaftlich die jungen Talente; sie läßt wichtige soziale und politische Fragen von der Schriftstellerwelt erörtern; sie gründet eine Reihe satirischer Zeitschriften, die sich gegen den Obskurantismus wenden; sie schreibt selbst Novellen und ironisch-didaktische Komödien, die auf der Bühne der Eremitage aufgeführt werden. Druckereien, Buchhandlungen, Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Journale und Zeitschriften schießen in üppiger Saat unter ihrer Gunst empor. Derschawin ist das bedeutendste poetische Genie dieses Augusteischen Zeitalters, dessen Horaz er sich nannte.

Die Bannmeile des schöngeistigen Lebens aber geht nicht über die Kaiserin und ihren Hof, die St. Petersburger Akademie und die Moskauer Universität hinaus.

Von-Wisin bricht zum erstenmal mit seiner originellen Komödie „Der Landjunker“ durch die tyrannischen Formen des Pseudoklassizismus hindurch (1782). Das sind keine als Russen kostümirten französischen Bühnengestalten mehr; es sind wirkliche Russen, russisches Denken und Fühlen athmet in ihnen; russisches Leben spielt sich auf den Brettern ab. „Der Landjunker“ führt uns zur Schwelle der neuen russischen Poesie. Das 19. Jahrhundert naht, und die Literatur, die nun ersprießt, zieht mit allen Wurzelfasern ihre Nahrung aus der Seele des russischen Volkes.

„In Rußland beschäftigen sich einige Edelleute mit Literatur,“ sagte treffend noch Madame de Staël. Ein kleiner exklusiver Kreis hatte die Geistesbildung im 18. Jahrhundert monopolisirt, jetzt aber entsteht ein Literatenstand, der eine Fülle neuer Gedanken über das ganze Land ergießt und durch seine Autorität und Intelligenz die Geistesrichtung in Rußland von nun an bestimmt. Und die geistige Bewegung, die hervorgerufen wird, dehnt sich ins Gigantische; auf dem jungfräulichen Boden, dessen Fruchtbarkeit solange geschlummert, schießt die Saat mit einer Kraft des Wachsthums und einer Fülle hervor, die sich nie wiederholen wird.

Zwischen Derschawin und dem großen Puschkin stellt kein Faden den inneren Zusammenhang her. Die Quelle der neuen Strömung sprudelte leise schon in dem Moskauer Gelehrtenkreise, der sich zu einem „Freundesbunde“ um den edlen Nowikow schaarte, den hochverdienten Verbreiter fremder und einheimischer Poesie und Wissenschaft. Sein „Versuch eines historischen Lexikons russischer Schriftsteller“ bahnt eine kritische Behandlung der vaterländischen Literatur an. Hier in Moskau gehen die ersten Gestirne einer neuen Zeit auf: die Dichter Cheraskow und Schukowskij, dessen Verse „körperlos wie eine Vision und wie der leise Ton einer Aeolsharfe“ über die Erde schweben, endlich der einflußreiche, vielgereiste Historiker und Kritiker und Dichter Karamsin. In dem Wetter der französischen Revolution reinigt vollends ein frischer Lufthauch die literarische Atmosphäre von dem Parfüm der pseudoklassischen Perückenzeit. Da lockt der sentimentale Roman Richardsons und Rousseau's und Sterne's überall in Europa Thränen der Rührung in die schönen Augen der empfindsamen Leser; Natur und Gefühl lösen die steife Grandezza und das falsche Pathos ab. Tage der Romantik und der Sentimentalität, der schmerzensreichen Liebe und des Selbstmordes: Goethe's „Leiden des jungen Werther“ und Karamsins „Arme Lisa“ haben gleiche bestrickende Wirkung auf Tausende geübt, dort wie hier.

Alle Lehrer des 1811 gegründeten Lyceums in Zarskoje Sselo entstammten dem Moskauer Literatenkreise — und Puschkin gehörte zu den ersten Abiturienten dieser berühmten Schule; er war es, der dem greisen Derschawin bei einer Prüfung seine Schülergedichte vortragen durfte — und dieser Prophet eines schon erstorbenen Geschlechts sprach mit Thränen im Blick: „Meine Zeit ist vorüber, bald wird der Welt ein zweiter Derschawin erstehen, welcher schon im Lyceum alle Schriftsteller überflügelt hat!“

„Erst mit Puschkin berührt die russische Poesie den Boden, bis dahin schwebte sie in der Luft. Er legt den Grund zu einer neuen, wahrhaft nationalen Kunst; er ist der Kulminationspunkt der russischen Poesie.“ Als Puschkin auftrat, in den Tagen der Niederwerfung Frankreichs und des nationalen Aufschwungs, schwoll auch der russischen Jugend wie der deutschen das Herz vom Drange nach Freiheit und Humanität. Alexander I. lächelte zuerst gnädig den kühnen Dichtern zu, aber Metternichs System zog ihn bald auf die Bahn der Reaktion, und die russische Literatur ward eine Geschichte der Märtyrer. Auch Puschkin, der einst mit einer kühnen Ode an die Freiheit die Gunst seines Kaisers errungen hatte, wurde wegen einer Reihe scharfer satirischer Epigramme und regierungsfeindlicher Reden aus der Hauptstadt verwiesen. Romantik und Byronismus sind die ersten Staffeln seiner Entwicklung. Nach der Rückkehr aus dem Kaukasus und der Krim umspinnt ihn auf seinem väterlichen Gute der innige Zauber der Heimath; da wächst ihm neue Kraft; seine Dichtung streift das fremde, bunte, glänzende Gefieder ab und wird russisch. Sein nationaler Roman in Versen „Eugen Onegin“ und sein national-historisches Drama „Boris Godunow“ gehören dieser fruchtbaren Periode seines Schaffens an. Aber gerade sein nationaler Werth erhebt ihn zu einer universalen Bedeutung, macht ihn zu einem „panantropos“ nach Dostojewskij's bezeichnendem Ausdruck. Dem 38jährigen Leben des Dichters setzt das Schicksal mit einem gewaltsamen, das Gefühl beleidigenden Eingriff ein Ziel. „Eugen Onegin“ ist das beste Werk Puschkins; die Gestalten sind mitten aus dem russischen Leben gegriffen; um so interessanter, als sie keine Ausnahmemenschen sind, sondern Typen jener oberflächlichen, banalen und müßigen Welt der Theater, Bälle, Konzerte. Heute verschmäht der Tagesgeschmack die Gattung der Versromane; so erklärt es sich, daß Puschkins Dichtungen nur eine kleine Gemeinde im Ausland fesseln; und wie vermöchte auch eine Uebersetzung — und sei sie selbst von Bodenstedt — den eigenartigen Zauber wiederzugeben, den Duft und den Schmelz, der auf dem russischen Meisterwerke liegt.

Um Puschkins ragende Gestalt drängt sich eine Gruppe von Poeten, die physisch und moralisch das Merkmal der Jugendlichkeit tragen: Batjuschkow, Delwig, Baratynskij, Jasykow. — Lermontow, der mit 26 Jahren im Duell fiel, der Verfasser des „Helden unsrer Zeit“, zieht am meisten die Blicke auf sich. Romantischer

Pessimismus ist seine Flagge. Statt Puschkins harmonischer Weltanschauung erfüllt hoffnungslose Sehnsucht seine große feurige Seele, und in der Stimmung dieses beharrlichen Grams, inmitten der heiteren Schönheit einer kaukasischen Landschaft ringt sich sein Genie zu einer vollen Individualität hindurch. Als der erste Bauerndichter gilt Kolzow, der naiv und frisch den unbewußt schönen Ton der Volksseele trifft. Nikitin und Nekrassow folgen ihm.

Dem größten Poeten Puschkin gesellt sich der größte Prosaiker, dem idealistischen Sänger der Schönheit — der Verkünder des nüchternen Realismus, Gogol, der spöttische und doch liebenswürdige Humorist. Unter seinen Erzählungen stehen „Die todten Seelen" und „Taraß Bulba", unter seinen Komödien steht „Der Revisor" obenan. Daß dies Stück mit seiner beißenden Verspottung des jämmerlichen, unehrlichen Beamtenthums jemals die russische Bühne erklomm, verdankte es dem persönlichen Interesse, das Zar Nikolaus I. daran nahm; seitdem ist es auf den Brettern ansässig und behauptet hier seinen Rang neben Gribojedows satirischem Drama „Wehe dem Gescheiten!".

In ihrer Wirkung überragen Gogols Werke bei weitem die Dichtungen Puschkins; er ist der Vater der modernen russischen naturalistischen Schule. Die literarische Genealogie leitet von ihm zu Turgenjew und Dostojewskij und Tolstoi. Was hat nun Gogol Neues gebracht? „Auch vor ihm hatten Schriftsteller das Leben dargestellt und die Menschen nachempfinden lassen, was sie, mit der Realität in Berührung gebracht, erfahren konnten: Lebensfreud' und Lebensleid, Stolz und Ekel: doch Gogol war der Erste, welcher die Menschen sich ihres Lebens schämen lehrte."

Im Schoße eines patriotischen Quietismus, in glückseliger Selbstzufriedenheit hatte die verfeinerte russische Gesellschaft, westeuropäischer als Westeuropa selbst, dahingelebt, — da gellt ihr das Lachen Gogols in die Ohren, Gogols Lachen, zuerst gutmüthig und fröhlich, dann ein Lachen durch Thränen, mit Bitterkeit getränkt. Der Dichter steigt von den freundlichen Höhen des Daseins zu den kalten Abgründen, aus denen der Hauch des Lasters weht: die Schönheit schwindet allmählich für ihn aus dem Leben; er sieht nur noch die klaffenden Wunden und häßlichen Auswüchse, die unsäglichen Leiden des armen Menschengeschlechts. Auch jetzt lacht der Dichter; er schrieb früher, um die Menschen lachen zu machen, jetzt schreibt er, um über sie zu lachen.

Gogol starb 1852 in völligem Irrsinn. Die beiden Jahrzehnte vor seinem Tode sind für das russische Geistesleben eine Epoche aufgeregten philosophischen und wissenschaftlichen Debattirens, und namentlich die junge Moskauer Studentenschaft war es, die mit idealistischer Begeisterung in der entrückten Sphäre Schellings und Hegels schwärmte. Diese Idealisten sind dann wieder Führer einer jüngeren Jugend geworden, sie haben den Boden vorbereitet, aus dem die Schriftsteller der 50er und 60er Jahre hervorgingen, und haben das moralische Niveau der Gesellschaft gehoben, die auf den Ruf zur Befreiung der Bauern ihrem Monarchen freudig entgegenkam. Der Kritiker Belinskij und der Historiker Solowjew glänzen in ihrer Mitte.

Sapadniki und Slavophilen: so sondert sich damals die Gelehrten- und Schriftstellerwelt — die westeuropäische und die russisch-orthodoxe Richtung, die die griechisch-slavische Kultur über die lateinisch-germanische erhebt und in ihrer unduldsamen Verurtheilung dieser letzteren soweit geht, daß sie sogar die Reformen Peters des Großen als ein Ablenken vom geraden Wege und als einen gewaltthätigen Eingriff in die natürliche Entwicklung des Landes verwirft. Aber in einem Streben treffen doch beide Parteien zusammen: sie wenden sich dem Studium der Geschichte des Volkes mit brennendem Eifer zu und stellen Land und Leute in den Mittelpunkt ihres Interesses, ihrer wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen. Es kommen die großen 60er Jahre mit der geistigen Atmosphäre, in der die Befreiung der Bauern erwächst. „Wohl dem Geschlechte" — so ruft Katkow mit dem Schwunge Hutten'scher Begeisterung — „dem es vergönnt ist, in einer solchen Zeit zu leben! Gelobt sei Gott, uns ist es vergönnt!" — Die politischen und gesellschaftlichen Scheidewände, die die einzelnen Stände einengten und voneinander trennten, sind gefallen; die freien Geister versenken sich in die intimsten Fragen des Volkslebens und der menschlichen Seele, und so entsteht die große naturalistische Schule mit dem Dreigestirn der russischen Prosaiker Turgenjew, Dostojewskij, Tolstoi. Neben der Wucht ihrer Erscheinung verhallen die zarten Klänge der Lyriker Nekrassow, Alexei Tolstoi, Tjutschew, Fet, Maikow, Polonskij und Golenischtschew-Kutusow.

Auf die Analyse der großen Romane selbst verzichtet der Verfasser; ihn beschäftigt vorzüglich die Stellung der drei Dichter inmitten der gewaltigen Geistesströmungen ihrer Zeit. Die Wahrheit — das Leben in seiner Realität darzustellen — ist der gemeinsame Ausgangspunkt; ihre Bahnen aber führen zu verschiedenen Zielen. Jeder ist Künstler und Denker in einer Person.

Bei Turgenjew überwiegt der Künstler. Durch die Schönheit dringt er in unsre Herzen. Er schildert die Menschennatur, wie sie sich ihm bietet, schildert das Gute, schildert das Böse, schildert den Bauern, schildert den Herrn — alles mit der künstlerischen Objektivität und der Treue der Wahrheit. Die Rätselfragen des Lebens rollt er vor uns auf, aber er vorenthält uns ihre Lösung. Mit schöpferischem Meistergriff hat Turgenjew zwei Typen in die russische Literatur eingeführt, die jedem Leser greifbar klar vor Augen stehen. Das ist der erste Repräsentant des Nihilismus, der junge Basarow („Väter und Söhne"), der Typus jener kritischen jungen Generation, die mit spöttischem Lächeln sich erhaben fühlt über jede aufwallende Begeisterung des Herzens, mit kühlem Verstande sich allein den praktischen Forderungen des Lebens zuwendet, vor keiner Autorität sich beugt und mit politischem Protestlerthum religiösen Skeptizismus vereint, und dann der Typus jener Helene (Novelle „Helene" oder „Am Vorabend"), jener russischen Frau, die die geistige Gefährtin des Mannes auch auf dem Felde der abstrakten Wissenschaft wird, ohne sich mit übertriebener Emanzipation dem Pflichtenkreise des Familienlebens zu entziehen. Die soziale und politische Bedeutung der Turgenjew'schen Werke beruht weniger auf den Theorien, die sie durchzuführen versuchen, als auf dem geistigen Impuls, den sie einer tieferregten Zeit gegeben haben. „Turgenjew wird immer der Freund der Jugend bleiben; unser Geschlecht liebt ihn um jenes Gefühls willen, mit dem es ihn zum erstenmal gelesen, wie einst mit 16 Jahren." Fürst Wolkowskij gedenkt hier eines persönlichen Erlebnisses. Eines Abends im Winter 1879/80 war es, da bezauberte in St. Petersburg bei einer öffentlichen Vorlesung Turgenjew die Hörer mit einer reizenden Erzählung aus dem „Tagebuch eines Jägers". Und ein lodernder Jubel belohnte ihn. Als aber dann der kränkliche Dostojewskij ein Kapitel aus seinem Roman „Gebrüder Karamasow" vortrug, da war das Auditorium zu einer schrankenlosen Begeisterung hingerissen, wie sie Menschen ergreift, „wenn ihr ganzes Wesen mit all den Prüfungen in der Vergangenheit und all den Hoffnungen für die Zukunft bis auf den Grund erschüttert wird."

Dostojewskij — und darauf beruht das Wesen seiner volksthümlichen Beliebtheit — ist Moralist, der Denker überwiegt in ihm den Dichter. Seine Ethik spricht er in den Worten aus: „Ein Jeder ist des Anderen

Schuldner.“ Liebe, Demuth und Selbstverleugnung klingen aus seiner Lehre; er will die ursprüngliche Reinheit der geistigen Natur des Menschen unter der moralischen und physischen Zersetzung aufdecken. Und bei diesem Streben schreckt ihn nichts zurück; „er vergrößert selbst die Schwierigkeit seiner Aufgabe durch abstoßende Einzelheiten, und doch durchdringt ein Strom lebendigen Wassers einen ganzen Sumpf der Fäulniß, und das Licht siegt über die Finsterniß.“ „Ein Livingstone der Finsterniß und des Elends,“ steigt er, der selbst den Erdenjammer in den Bergwerken Sibiriens gekostet, hinab zu den Armen und Kranken, zu den in Roheit und Grausamkeit Verkommenen und bringt ihnen den christlichen Trost, daß auch sie ein Recht an Menschenwürde haben. Dostojewskij ist Slavophile, besser gesagt ein Anhänger der Potschwenniki, die da lehren: das einfache, durch Westeuropa's Kultur unverdorbene Volk ist der Träger des wahren Christenthums! Werdet ihm gleich, indem ihr in Demuth die Bahn der persönlichen Vervollkommnung beschreitet! Es ist ein Gang steigender Entwicklung; von der persönlichen Vervollkommnung führt er allmählich zur sozialen, zur nationalen, zur universalen Vervollkommnung.

Und hier liegt der Gegensatz zwischen den Ideen Dostojewskijs und Tolstoi's. Dieser verwirft, was jener betont: die Solidarität der einzelnen Persönlichkeit mit der ganzen Menschheitsfamilie. Das Prinzip der Zusammengehörigkeit erklärt er als eine Hemmung der natürlichen Entwicklung des Individuums; nur auf sich selbst und auf seine eigene Vervollkommnung weist er den Menschen hin. Bei ihm führt also die persönliche Vervollkommnung zur Vereinzelung, während sie bei Dostojewskij zur Gemeinschaft sich erweiterte. Dichter und Denker gehen in Tolstoi's Natur nebeneinander her, aber nicht in Harmonie, sondern im Antagonismus. Das erschwert eine gerechte Würdigung. Der ungetheilte Beifall einer ganzen Welt huldigt dieser nationalen Dichtergröße und sieht in seinen wunderbaren Romanen das Vollendetste, was die moderne Literatur kennt; aber die philosophischen und moralischen Lehren des Sonderlings bestaunt man nur; man mag einer Lehre nicht folgen, deren Grundlage ist — dem Uebel nicht zu widerstreben; deren Dogma — die Schädlichkeit der Zivilisation als des Resultats der Gemeinschaft; deren Gebot — Auflösung der Gemeinschaft zugunsten des Einzelnen!

Wir sind auf der Höhe des russischen Romans angelangt. Hier macht der Verfasser Halt. Es lag nicht in seinem Plan und in dem Bereich seines handlichen Buchs, eine völlig erschöpfende Darstellung der gesammten russischen Dichterwelt zu bieten; und wir müssen uns daher bescheiden, auch wenn wir gern noch Näheres über diesen oder jenen Modernen, über Gontscharow oder Pisenskij, gehört hätten.

Fürst Wolkonskij bewältigt einen großen und vielseitigen Stoff geschickt in diesen acht Vorlesungen. Während er uns die Schätze seiner vaterländischen Geisteskultur enthüllt, fühlen wir uns von der siegenden Macht der Schönheit ergriffen, die hier ihren begeisterten Priester hat; aber auch die liebenswürdige Person des Führers selbst zieht uns sympathisch an, eine Gentlemannatur voll Harmonie und Ebenmaß. Warm und lebendig klingt der Ton seiner Sprache, edel und vornehm erscheint seine Gesinnung. Er verschmäht das Disputiren und Polemisiren, steht nicht auf der Warte der einen oder der anderen literarischen Partei, der Slavophilen oder der Westeuropäer, sondern frei von kleinlichen Vorurtheilen und engherziger Mißgunst, sieht er von dem hohen Gipfel eines klugen Geistes über die reiche Entwicklung seines Volks dahin. Und er liebt dies Volk mit glühendem Herzen, das Volk, von dem Puschkin sagt: „Für nichts in der Welt möchte ich eine andere Geschichte haben, als diejenige unsrer Vorfahren, so wie Gott sie uns gegeben hat.“ Die vaterländische Begeisterung des Russen rührt und erhebt auch den Nichtrussen, weil sie fern ist von hochgeschraubtem, verblendetem Nationalstolz. „Die Freude,“ — sagt er — „welche wir empfinden, wenn wir Andere in die Geschichte unsres Vaterlands einweihen, besteht darin, daß wir aus den Begebenheiten, welche eine zeitliche oder lokale Bedeutung haben, ewige Elemente der Sittlichkeit und der künstlerischen Schönheit schöpfen und sie dem großen, allgemeinen Schatz der Wissenschaft und Kunst einverleiben, wo weder persönliches noch nationales Eigenthumsrecht existirt.“ Uns Deutsche wird auch die rückhaltlose Anerkennung, die der Verfasser unsern großen Dichtern und Denkern zollt, freundlich anmuthen.

Alexei Tolstoi sagt in seinem Roman „Fürst Serebränij“: „Wer in stiller Sommernacht inmitten des schweigsamen Waldes ein keckes russischer Volkslied hört, empfindet eine unendliche, hoffnungslose Traurigkeit, unbesiegbar wie das unabänderliche, verhängnißvolle Schicksal; und diese Traurigkeit ist einer der Hauptzüge unsres Nationalcharakters....“ Auf Wolkonskij ist diese Melancholie nicht übergegangen. Sein Auge faßt das Schöne auf, und seine Hand blättert hinweg über die dunklen Seiten, mit denen die Geschichte der russischen Literatur so traurig durchsetzt ist. Das sind die Blätter, auf denen das Martyrerthum jener Dichter verzeichnet steht, die als Opfer ihrer Ueberzeugung eines gewaltsamen Todes starben, oder als Sträflinge in schwerer Verbannung und Degradation dahinsiechten (Rylejew, Besthuschew-Marlinski, Odojewskij, Polejaew u. A.).

Die Annäherung der Nationen auf der Basis der Kunst und der Literatur ist die Sonne der kommenden Zeit. Auch Wolkonskij ist überzeugt, daß jene Zukunft Alles, was die Erde Hohes und Schönes besitzt, Allen zugänglich machen wird, „daß eine Zeit kommt, da die einzelnen Gruppen der großen Menschheitsfamilie nicht mehr werden entbehren müssen, was Allgemeingut ist, nur weil sie diese oder jene Sprache nicht verstehen!“

Eine wissenschaftliche Expedition nach Südarabien.

Von Prof. Dr. Fritz Hommel.

Es ist das Verdienst zweier leider seit Jahren in Fehde lebenden österreichischen Gelehrten, des Wiener Professors der semitischen Sprachen David Heinrich Müller und des deutschböhmischen Forschungsreisenden Eduard Glaser, wenn in den beiden letzten Dezennien die Augen der Orientalisten (sogar die der Indologen nicht ausgeschlossen) dem uralten Weihrauchgebiet des „glücklichen Arabiens“, dem berühmten Reiche der Königin von Saba sich mit immer lebhafterem Interesse zugewendet haben. Der Erstere hat seit dem Jahre 1875 mit unermüdlichem Eifer alle bis dahin (zuletzt zu Anfang der 70er Jahre durch den Pariser Orientalisten Halevy) aus Südarabien zusammengebrachten Inschriften nicht etwa zu entziffern, aber doch eingehender zu kommentiren und für die semitische Sprachforschung und die arabische Geschichte und Geographie fruchtbar zu machen begonnen, und eine ganze Reihe von Vorläufern und durch ihn angeregten Nachfolgern hat sich seitdem mit erneuter Begeisterung diesem interessanten Studium hingegeben. Es seien von Deutschen hier nur Prätorius, J. H. Mordtmann und späterhin Hommel und Hugo Winckler genannt.

Noch bevor die beiden Letztgenannten, von denen der Erstere vor 4 Jahren die erste sabäische Grammatik (nebst Lesestücken und Glossar) veröffentlichte, in die Arbeit eintraten, schien eine neue Aera für die Erforschung Südarabiens anbrechen zu sollen. Der schon zu Anfang genannte

Eduard Glaser hatte seit Anfang der 80er Jahre, durch D. H. Müller angeregt, nacheinander vier wissenschaftliche Reisen nach Jemen gemacht, von welchen besonders die drei letzten außerordentlich ergebnißreich, sowohl für die Geographie dieser theilweise noch sehr unbekannten Gegenden, wie auch für die Inschriftenkunde gewesen sind. Außer drei Sammlungen von inschriftlichen Denkmälern, deren Originale er herausschaffte und an die Museen von London, Berlin und Wien verkaufte, wo sie dann auch veröffentlicht wurden, hat er nämlich eine Menge von Inschriften, deren Anzahl die der Kopien Halevy's um mehr als das Doppelte übertrifft, entweder in genauen Abschriften oder in sorgfältig überwachten Abklatschen mit nach Europa gebracht, darunter solche größeren Umfangs und viele aus Gegenden, in welchen es vorher nie versucht worden war, Inschriften zu erlangen. In einer leider bis heute noch nicht in den Buchhandel gekommenen Broschüre (Skizze der Geschichte Arabiens, 100 S. in Oktav) hat er einigen Fachgenossen die reichen historischen Ergebnisse seiner dritten, Ende der 80er Jahre ausgeführten Reise dargelegt und so die Spannung vermehrt, mit der man die Veröffentlichung dieser kostbaren, für Philologie wie Geschichte gleich werthvollen Dokumente erwartete. Auch in seinem für die Geographie Altarabiens (bes. was die biblischen und keilinschriftlichen Quellen und die alten Klassiker nebst Hamdani anlangt) neue Gesichtspunkte eröffnendem größeren Buche (Skizze der Geographie Arabiens. Berlin 1890), gab Glaser interessante Mittheilungen über die große, von Halevy entdeckte, aber erst von ihm vollständig abgeklatschte Sirwâh-Inschrift, wie über einige andere, ebenfalls immer noch nicht publizirte Inschriften. In der Hoffnung, daß nun Glaser recht bald seine bisher erworbenen und noch weiterhin zu erwerbenden inschriftlichen Schätze der wissenschaftlichen Forschung zugänglich mache, wurde endlich zu Anfang der 90er Jahre in Prag eine Summe von nahezu 20,000 Mark flüssig gemacht, welche es Glaser ermöglichte, eine vierte, noch ergebnißreichere Reise zu unternehmen. Die Abklatsche sämmtlicher größeren minäischen Inschriften Halevy's, die bis dahin nur in (oft flüchtigen) Kopien vorlagen, 100 ganz neue katabanische, für Geschichte wie für Erforschung des alten minäischen Dialekts gleich wichtige Königsinschriften, und viele andere neue Texte waren (außer einer nachher von Wien angekauften Sammlung von ca. 40 Steinen mit Inschriften) die Ausbeute dieser vierten Expedition. Aber leider haben sich die hochherzigen Gönner in ihren Erwartungen traurig getäuscht; trotz der seither verflossenen 5 Jahre hat Glaser nur die von der dritten Reise stammenden zwei Marib-Stelen größeren Umfangs (Berlin 1897) und in seinem Buch über die Abessynier (München 1895) einige kleinere neue Texte herausgegeben; die so sehnsüchtig erwartete Sirwâh-Inschrift, das längst im Manuskript fertige Reisewerk über Saba, die Abklatsche der Halevy-Texte, die katabanischen Inschriften, deren baldige Veröffentlichung geradezu Sensation in den arabischen Kreisen machen würde, und anderes Wichtige mehr — all das wird noch wer weiß wie lange zurückgehalten. Die ganze sabäistische Forschung war auf diese Weise gehemmt, und steigender Unmuth bemächtigte sich der Fachgenossen, sogar der wenigen noch treugebliebenen Freunde des immer mehr sich abschließenden böhmischen Forschungsreisenden.

Da brachten im Winter 1894 einen unsrer ausgezeichnetsten Arabisten, der zugleich die lebenden arabischen Dialekte, besonders die Syriens und der Beduinen Nordarabiens aufs genaueste kennt, den schwedischen, aber seit Jahren am Starnberger See angesiedelten Grafen Dr. Carlo Landberg-Hallberger, die gelegentlichen Mittheilungen Glasers über die heutigen Dialekte Südarabiens auf den glücklichen Gedanken, den letzteren von nun an seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, ja überhaupt die Erforschung Südarabiens von nun an in die Hand zu nehmen. Schon viermal war dieser hervorragende Gelehrte, der zudem über reiche Mittel verfügt, seither in Aden und an verschiedenen anderen Punkten der südarabischen, besonders der hadhramautischen Küste, und das dritte und vierte Heft seiner „Arabica" (Leiden 1895 und 1897) gaben Kunde von dem Erfolg, mit welchem er sich dies neue Gebiet erobert und von der Wichtigkeit, welche den Dialekten Südarabiens, besonders dem von Hadhramaut, für die arabische Philologie innewohnt. Außerdem hat Graf Landberg durch intime Beziehungen zu arabischen Scheichen und Stammesfürsten des Innern eine genaue geographische Beschreibung der von Aden aus nordöstlich landeinwärts liegenden Gegenden (zunächst in Heft 4 von Dathîna) zu geben begonnen; er hat diese Auskundschaftungen nun kürzlich in größerem Maßstab fortgesetzt, und die erhaltenen Resultate in einem 320 Seiten starken fünften Theil seiner „Arabica" niedergelegt. Dieses inhaltreiche Buch gibt die überraschendsten Aufschlüsse über eine ganze Reihe von Ruinenstätten und Stammessitzen der im Alterthum eine so große Rolle spielenden Länder Katabân und Hadhramaut, vor allem über Beihân, Marjama (nicht etwa gleich Marib, der alten Sabäer Residenz, mit deren Emir Graf Landberg übrigens auch freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hat), Harib, Zarir, Timna' (die alte Katabanenhauptstadt), Raidân und Schabwa, letzteres Residenz des alten hadhramautischen Reiches. Die ganze interessante Rekognoszirungstour der Leute des Grafen Landberg hat aber außer der nun genau identifizirbaren Lage der genannten und noch mancher anderen Orte ergeben, an welchen Punkten die meisten katabanischen und hadhramautischen Inschriften zu holen sind; von letzteren sind bis jetzt überhaupt nur zwei bekannt, und von den ersteren würden an die 100 in den Händen der Gelehrten sein, wenn Glaser sie nicht zurückhielte.

Dieser Umstand hat nun einen Plan gezeitigt, dessen in diesen Tagen bevorstehende Ausführung endlich hoffen läßt, auch ohne Glaser zu dem von den Arabisten so sehnlich erwarteten Ziele zu gelangen. Graf Landberg hat sich nämlich, um diese von ihm mit großen Geldmitteln und noch größerer Energie ausgekundschafteten inschriftlichen Materialien herauszuholen und der Wissenschaft dienstbar zu machen, mit der Wiener Akademie, deren Mitglied der eingangs erwähnte Professor D. H. Müller ist, in Verbindung gesetzt, ein schwedisches Schiff gemiethet und einen ganzen Stab von Leuten angeworben, und es geht nun in dieser Woche eine Expedition von Wiener Gelehrten (darunter nicht bloß Professor D. H. Müller, sondern auch einige Naturforscher) unter der Führung des Grafen und im Auftrag und auf Kosten der Wiener Akademie nach Südarabien und von der dortigen Küste ins Innere von Kataban und Hadhramaut ab.

Es ist nicht nur der märchenhafte Nimbus, welcher die sagenumhüllte Gestalt der Königin von Saba umgibt, sondern noch weit Interessanteres und Wichtigeres ist es, was nun das alte Weihrauchland und das ganze übrige Arabien mit Recht in den Vordergrund der Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde rückt. Besonders die Keilinschriften haben gezeigt, in wie alten Zeiten die südarabische Kultur schon existirt haben muß. Der König Sargon (ca. 700 v. Chr.) erwähnt einen Fürsten Iti-amara von Saba, und in der That fanden sich Könige dieses Namens in den sabäischen Inschriften. Aber um mindestens 600 Jahre älter sind die Anfänge des minäischen Reiches, welches vor dem von Saba geblüht hat. Zahlreiche Inschriften sind auch von seinen Königen erhalten und lehren uns, daß dieselben die Beschützer der von Hadhramaut nach Gaza führenden Gewürzhandelsstraße gewesen sind und zu diesem

Zweck in Nordwestarabien, im alten aus Mose's Geschichte bekannten Lande Midian, sich eine Zweigherrschaft gründeten. Diese minäischen Inschriften sind im gleichen alterthümlichen Dialekt abgefaßt, wie die katabanischen und hadhramautischen, während die sabäischen Texte eine etwas jüngere Sprachstufe aufweisen; damit stimmt auch, daß an zwei Stellen der minäischen Königsinschriften ein katabanischer und ein hadhramautischer König erwähnt werden, und zwar als nächste Bundesgenossen, ja Verwandte der betreffenden minäischen Könige. Gar manches in diesen alten Inschriften, welche in einem Schwesteralphabet des phönizischen (der Mutter des griechischen) geschrieben sind, weist übrigens auf dereinstige sehr nahe Beziehungen zur babylonischen Kultur, so daß es allen Anschein hat, daß in Ostarabien, dem alten „Meerlande“ der babylonischen Texte oder dem Lande Magan, die südarabische Kultur ihren Ausgang genommen hat. Magan selbst ist nur eine ungenaue Wiedergabe von Ma'ân (sprich fast wie Maghân), wie der Name Ma'în (daher dann griech. Meinaioi, Minäer) ursprünglich gelautet hat, und wie ihn das Alte Testament noch in der getrübten Aussprache Ma'ôn aufbewahrt hat. Dieses Land Magan, das heutige Bahrein mit seinem Hinterlande Jemâma, grenzt ja unmittelbar an Babylonien. Und, was das Merkwürdigste ist, um 1900 (also etwa zu Abrahams Zeit) war in Babylonien eine arabische, aus dem „Meerlande“ stammende Dynastie ans Ruder gekommen, die sich zwar rasch babylonisirt hat, aber deren Personennamen noch ganz dasselbe Gepräge tragen, wie die uns aus den südarabischen Inschriften bekannten Eigennamen. Jetzt erklären sich auch die mancherlei frappanten Uebereinstimmungen zwischen arabischen und babylonischen Sternnamen, denn gerade in dem babylonisch-arabischen Grenzgebiet war der Sitz der alten Chaldäer, der Schöpfer der ganzen Astronomie und Astrologie des Alterthums.

So reicht also die Geschichte der südarabischen Kultur in ihren Anfängen zum mindesten bis zum Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurück. Auch wird jetzt erst erklärlich, wie so das um jene Zeit entstandene babylonische Nimrodepos seinen Helden gerade ins Innere Arabiens und von da bis an die südarabische Küste (gegenüber Sokotra) wandern läßt, auch wie so die Bahrain-Insel Dilmun (Tylos) am Persischen Golf schon vom dritten vorchristlichen Jahrtausend an eine so große Rolle in den babylonischen Inschriften spielt. Aber wie manche Lücken bietet dennoch noch die vorchristliche und überhaupt vormohammedanische Geschichte Arabiens. Wo so viel Interessantes bis jetzt schon gefunden wurde, da möchten wir selbstverständlich immer noch mehr und Genaueres erfahren, und das kann nur durch neues inschriftliches Material geschehen. Wünschen wir darum der Expedition der Wiener Akademie den reichsten Erfolg und hoffen wir, daß recht bald gute Nachrichten von derselben einlaufen. Sowie Genaueres vorliegt, was wohl schon zu Anfang des nächsten Jahres der Fall sein dürfte, wird der Schreiber dieser Zeilen nicht verfehlen, davon hier genauere Mittheilung zu machen. Man darf den Resultaten auch in der That mit der größten Spannung entgegensehen, denn wohl noch nie ist ein derartiges Unternehmen unter so günstigen Auspizien ausgerüstet und so sorgfältig vorbereitet worden. Abgesehen von dem Leiter des Ganzen, der die verschiedenen arabischen Dialekte wie seine Muttersprache beherrscht und eine geradezu staunenswerthe Kenntniß der arabischen Literatur (also selbstverständlich auch der hier in erster Linie in Betracht kommenden geographischen und historischen Werke) wie auch von Land und Leuten besitzt, ist vor allem die hochangesehene Akademie, die hinter dem Ganzen steht und deren Mitglieder den wissenschaftlichen Stab bilden, schon allein eine Bürgschaft dafür, daß Großes erzielt werden wird. Dieselbe stellt unbeschränkte Geldmittel dazu zur Verfügung, ist auch wie keine andere Akademie durch die bedeutenden Schenkungen hochherziger Stifter in der Lage, dieses zu thun. Ein Fachmann, der gleich an Ort und Stelle die gefundenen Inschriften auf ihren Werth zu prüfen versteht und der sich seit fast 25 Jahren die südarabische Alterthumskunde zum speziellen Forschungsgebiet erkoren, geht selbst mit, ebenso verschiedene Naturforscher, die es besonders auf geologische Untersuchungen und auf botanische und mineralogische Ausbeutung des in dieser Hinsicht noch so unbekannten Theiles Arabiens abgesehen haben. So wird also voraussichtlich diese Expedition einen der größten Ruhmestitel der Wiener Akademie der Wissenschaften bilden, und unser zu Ende gehendes Jahrhundert, in dessen Anfang die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschrift und in dessen Mitte die Aufdeckung der assyrischen Ruinenstätten fiel, wird mit Stolz und Freude auch auf die letzten Errungenschaften blicken dürfen, die den würdigen Abschluß einer für immer denkwürdigen Zeitepoche zu bilden berufen sind. Babylonien, wo die Franzosen Telloh und die Amerikaner Nippur ausgegraben haben, Mesopotamien, wohin nächstens die eifrig vorbereitete Expedition der neu gegründeten deutschen Orientgesellschaft abgeht, Aegypten, dessen älteste, fast noch prähistorisch zu nennende Kultur die vereinten Bemühungen der Franzosen und Engländer aufdeckten, und nun auch das von Oesterreich in Angriff genommene Arabien, das sind die Operationsgebiete der neuesten Zeit; und welch ein Aufschwung, ja theilweise gänzliche Umgestaltung unsrer orientalischen Studien liegt in diesen Namen begriffen! Und es ist besonders für uns Deutsche eine erhebende Freude, daß gerade Deutschland und Oesterreich in friedlichem Wetteifer zwei dieser Gebiete in spezielle Arbeit genommen haben, und zwar Gebiete, die für das semitische Alterthum von so hervorragender Bedeutung sind — Mesopotamien und Südarabien. Möge die Theilnahme unsres gebildeten Publikums nun auch diese neuesten und jüngsten Unternehmungen aufs wärmste begleiten und verfolgen, das ist der Wunsch, mit dem ich diese erste ausführlichere Mittheilung schließe und mit dem ich speziell den Wienern ein von deutsch-idealer Begeisterung getragenes Glückauf zurufe.

Mittheilungen und Nachrichten.

Studien zur Literatur der Gegenwart. Von Adolf Stern. Zweite vermehrte und neu bearbeitete Auflage. Mit 20 Bildnissen nach Originalaufnahmen. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers & Co.) 1898. (IX, 504 S. gr. 8°.) — Ungewöhnlich bald haben die literargeschichtlichen Essays Adolf Sterns eine zweite Auflage erlebt, ein Beweis, daß der fast einstimmige Beifall, den sie bei der Kritik errangen, einen starken Wiederhall auch in der Leserwelt gefunden hat. Der Verfasser aber hat sich nicht mit dem verdienten Erfolge begnügt, sondern die Gelegenheit wahrgenommen, sein Buch für die neue Ausgabe noch einmal gründlich durchzuarbeiten. Dabei fiel ein Essay, der einem weniger bedeutenden englischen Schriftsteller, Walter Besant, gegolten hatte, ganz weg — merkwürdigerweise, ohne daß die Vorrede davon auch nur ein Wort sagt —; anderes wurde beträchtlich und so ziemlich immer zum Vortheil des Ganzen gekürzt. So strich Stern mit Recht mehrere Betrachtungen allgemeiner Art über die gegenwärtige Lage der Literatur und die jetzige Schätzung unsrer Dichter, Vermuthungen über die künftige literarische Entwicklung, auch einige nicht recht stichhaltige polemische Bemerkungen gegen die jüngste Schule der Dichtung und ihre Anhänger. Dann ließ er wieder längere Citate wegfallen, die sich als entbehrlich erwiesen, und verkürzte gar manche ausführliche Betrachtung neben-

sächlicher Werke, die nach seinem eigenen Urtheil für die Gesammtwürdigung ihres Schöpfers nur wenig bedeuten. Das Bild, das er von dem Autor zeichnet, wurde dadurch künstlerisch geschlossener, die einzelnen Theile und Verhältnisse richtiger gegeneinander abgewogen. Besonders der Aufsatz über Daudet hat durch derartige Kürzungen beträchtlich gewonnen. Bedeutsamer noch, als die Striche, sind aber die Zusätze der neuen Auflage. Zu ihnen gehört vor allem die abschließende Charakteristik des gesammten Wesens und Wirkens von Gustav Freytag mit ihrem besonnenen, liebevollen und doch unparteilich-gerechten Urtheil. Als die erste Ausgabe der „Studien" erschien, war Freytag noch unter den Lebenden; da wollte Stern noch nicht die Summe seines Schaffens ziehen. Jetzt, nach dem Tode des Dichters, durfte er sich dieser Pflicht des Literarhistorikers nicht entschlagen. Ferner sind die Essays über den schwedischen Lyriker Graf Snoilsky und besonders über Sudermann und Gerhart Hauptmann, die gerade in den letzten Jahren hervorragende oder wenigstens vielbeachtete Werke veröffentlicht haben, ansehnlich erweitert worden. Deßgleichen haben die Aufsätze über Fontane, Rosegger, Wildenbruch, Ibsen und Rydberg kleine Vermehrungen erfahren. Die Grundanschauungen des Verfassers sind dabei unverändert geblieben; namentlich hat sich die starke Skepsis, mit der er die späteren Dichtungen und die ganze Richtung Ibsens, Tolstoi's und der jüngsten deutschen Dramatiker betrachtet, keineswegs verringert, wenn auch vielleicht hier und da der schroffe Ausdruck tadelnder Abneigung gemildert wurde. Darum werden Sterns Urtheile auch in der neuen Auflage mannichfachen Widerspruch erfahren, und nicht bloß von einseitigen Anhängern der jüngsten Schule. Ja bisweilen scheint er diesen Widerspruch fast absichtlich herauszufordern, so z. B., wenn er sich bei seinen Aeußerungen über Hauptmann immer wieder von der vielbestrittenen und höchst bestreitbaren Weisheit Adolf Bartels' belehren läßt. Doch auch wo man sich die Ansichten Sterns nicht oder nur mit allerlei Einschränkungen anzueignen vermag, wird man bei unbefangener Prüfung sein redliches Streben nach Unparteilichkeit, sein ernstes Bemühen um die Pflege einer echten, der Wahrheit und der Schönheit dienenden Kunst, die Klarheit und Schärfe seiner Charakteristiken und eine Fülle von feinen und geistreich zutreffenden Bemerkungen im Einzelnen anerkennen müssen. Ungetheilte Zustimmung aber verdient Stern für die beiden Essays über Wilhelm Raabe und Adolf Wilbrandt zu ernten, die in der zweiten Auflage neu hinzugefügt worden sind. Sie sind mit besonderer Liebe geschrieben, mit dem ersichtlichen rühmlichen Bestreben, möglichst tief in das Wesen und die künstlerische Entwicklung der beiden hochbegabten Dichter hinabzusteigen und für alle Räthsel ihres Schaffens ein richtiges Verständniß zu gewinnen und bei Anderen zu erwecken, und so sind sie inhaltlich, wie formal, ihrem Verfasser ganz ausgezeichnet gelungen. Weitere Vermehrungen seines Buches, wie die bereits abgeschlossenen Studien über Guy de Maupassant und Giovanni Verga, legte Stern schließlich beiseite, um den Umfang des Bandes nicht übermäßig anzuschwellen. Hoffen wir, daß er, ermuthigt durch den dauernden Erfolg der gegenwärtigen Sammlung, uns jene Aufsätze zusammen mit anderen, ähnlichen Arbeiten bald in einer neuen Folge literargeschichtlicher Essays vorlegen werde!

Franz Muncker.

E. **Die Eisverhältnisse an der großen Neufundlandsbank im Jahre 1898.** — Die soeben erschienene Oktobernummer der Pilot Chart des nördlichen Atlantischen Ozeans bringt eine sehr interessante Darstellung der Eisverhältnisse in der Nähe der Neufundlandsbank während des laufenden Jahres. Der Bericht beruht auf den Mittheilungen der freiwilligen Beobachter des Hydrographischen Amtes in Washington und der Leuchtthurmwächter von der Neufundlandsküste. Im Februar war die normale Menge von Treib- und Feldeis an der Küste von Neufundland vorhanden; sie erstreckte sich ostwärts in den Ozean hinaus bis zum 46. Meridian und südwärts bis zum 44. Parallelkreis. Während der Woche vom 12.—19. Februar muß faktisch die ganze Meeresfläche zwischen den Breiten von 44—45 1/2° nördl. Br. und 48—50° westl. Länge mit Feldeis so bedeckt gewesen sein, daß die Schiffe durchgehends gezwungen waren, ihren Kurs nach Süden zu verlegen, um diese Eismassen zu vermeiden. Für den Rest des Monats wurde das Vorkommen von Eis nur nördlich vom 46. Breitengrad gemeldet. Längs der Dampferrouten wurde kein Eis gesehen. Das erste wirkliche arktische Eis, gewissermaßen der Vortrupp der Eisberge, wurde am 22. März bemerkt, und zwar unter 45° nördl. Br. und 45—50° westl. L., doch wurden in diesem Monat nur vereinzelte Eisberge gesichtet. Am 1. April erreichten die Eisberge den 45. Breitenkreis, und nun wurden die Meldungen rasch zahlreich. In zwei Fällen kam Eis bis zu einem Punkt südlich vom 42. Grad (Breite von Oporto!). Während des ganzen Monats April saß eine Gruppe von Eisbergen fast unbeweglich in der Gegend von 43° nördl. Br. und 50° westl. L. Mehr als die Hälfte der Eisberichte aus diesem Monat beziehen sich auf Eisberge, die nur 30 Seemeilen oder weniger von dem Zentrum dieser Gruppe entfernt waren. Für die Monate Mai bis August sind die Eisverhältnisse durch vier Kärtchen dargestellt. Im Mai ist der oben erwähnte Klumpen von Eisbergen im Südwesten der Großen Bank noch fast völlig erhalten und steht durch eine Kette von vereinzelt treibenden Bergen in Zusammenhang mit dem Hauptschwarme, der nun an der Ostküste von Neufundland erscheint. Im Juni wird das erwähnte Rest von Eisbergen wesentlich gelichtet, doch erhält es noch immer Nachschub von der Hauptmasse der Eisberge, die im Osten von Neufundland und bis zum 45. Meridian hinaus auftreten. Gleichzeitig treten nun auch im Norden von Neufundland, an der Whitebai und an der Belle-Isle-Straße, welche die Insel vom Festland trennt, in charakteristischer Form Züge von Eisbergen auf. Im Juli war die Häufigkeit der Eisberge am stärksten, sowohl im Norden als besonders im Osten von Neufundland. Im August nahm die Zahl derselben sehr rasch ab. Vor der Belle-Isle-Straße war noch eine größere Anhäufung vorhanden. Die Ostküste von Neufundland war frei, hingegen befand sich zeitweise eine größere Gruppe unter 45—46° nördl. Br. und 48° westl. L., also gerade in der Gegend der Dampferrouten. Diese Routen, die auf Uebereinkunft der Hauptgesellschaften beruhen, verschieden sich im Laufe des Jahres, so zwar, daß sie vom April bis Mitte Juni am südlichsten liegen und dann nordwärts vorrücken. Im Hochsommer hat sich der Haupteisgang erschöpft und von da bis Mitte Januar liegen die Routen am weitesten nördlich, bis sie bei Ausgang des Winters vor dem Treib- und Feldeis nach Süden ausweichen müssen. Im allgemeinen war in diesem Herbst das Auftreten der Eisberge an den Dampferrouten nicht stärker als der Durchschnittswerth für diese Jahreszeit angibt. Die fortlaufende Darstellung der Eisverhältnisse bei der Neufundlandsbank gehört mit zu den interessantesten Mittheilungen, die der reiche Inhalt der Pilot Charts monatlich bringt.

-rt- **Leuchtende Wolken?** Es ist bekannt, daß nach dem vor 15 Jahren erfolgten heftigen Ausbruch des **Krakatoa** (eines Vulkans auf der gleichnamigen Insel in der Sundastraße) mehrere Jahre hindurch auch bei uns leuchtende Wolken am nächtlichen Himmel beobachtet wurden, die aus feinem, durch die Gewalt des vulkanischen Ausbruches in die obersten Schichten unsrer Atmosphäre geschleuderten Staubtheilchen und Gasen zu bestehen schienen und deren Höhe Hr. O. Jesse in Steglitz bei Berlin aus zahlreichen Beobachtungen zu wenigstens 80 km bestimmte. Neuerdings theilt nun Mr. **Jenkin** in Redruth, Cornwall, in der englischen Zeitschrift „Nature" (Vol. 58 Nr. 1509) mit, daß er in der Nacht vom 10. auf 11. September auf dem Cap Lizard ähnliche Erscheinungen wahrgenommen hat. Um 10 Uhr nachts sah er mit mehreren Anderen bei klarem Himmel südlich vom Perseus eine große Wolke, die leuchtendem Nebel glich und deren unterer Rand gerade und horizontal begrenzt war. Sie verschwand auf kurze Zeit, erschien aber bald wieder in Begleitung einer zweiten Wolke, die von der ersten weg bis zur Cassiopeja hin sich erstreckte. Die Längsrichtung beider Wolken fiel ziemlich genau mit der Ostwest-Richtung zusammen und in der gleichen Richtung erschien bald darauf tief im Westen und etwas später auch nahe dem Zenith eine ganz ähnliche helle Wolke. Der Himmel war, wie schon bemerkt, völlig klar, nur tief am nördlichen Horizont stand eine dunkle Wolkenbank. In kurzen Intervallen erschien noch eine Reihe

von hellen Wolken im Westen, um Mitternacht zeigte sich eine solche auch im Nordosten. Mit geringen Unterbrechungen und mehrfachen Helligkeitsschwankungen blieben insbesondere die hellen Wolken im Westen unter steter Beibehaltung der gleichen Lage bis um 1 Uhr nachts sichtbar. Da Mr. Jenkin das Nordlicht am 9. September, wie er ausdrücklich erwähnt, ebenfalls beobachtet hat, dürfte eine Verwechslung mit einem solchen wohl ausgeschlossen sein.

* **Fossile Straußeneier.** Vor etwa 40 Jahren fanden Bauern im Gouvernement Cherson ein großes fossiles Vogelei, das die Straußeneier an Länge und Breite noch etwas übertraf. Nachdem es mehrfach den Besitzer gewechselt hatte, wurde es endlich verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten Rußlands für den Preis von 1000 Rubel zum Kauf angeboten. Prof. Alexander Brandt in Charkow erhielt die Erlaubniß, einen Gipsabguß herzustellen und veröffentlichte auch eine Beschreibung des Eies. Da aber der Preis zu hoch war, so nahm man von dem Ankauf Abstand, und das Ei kam wieder in die Hände seines letzten Besitzers, der es für eine geringere Summe nicht hergeben wollte. Er bewahrte es längere Zeit auf, bis es endlich durch irgend einen Zufall in viele Stücke zerbrach. Nun wurden wenigstens die Trümmer für die Wissenschaft gesichert; sie kamen in das St. Petersburger Museum, wo man sie, so gut es ging, wieder zusammensetzte. W. v. Nathusius, der ein Stückchen zur mikroskopischen Untersuchung erhalten hatte, fand, daß der Bau der Schale sich nicht von dem der Eier des afrikanischen Straußes (Struthia camelus) unterscheidet, und schloß daraus, daß das Ei von einem zur Gattung Struthio gehörigen Vogel herstammen müsse. Brandt hatte jedoch wegen der Größe des Eies schon einen neuen Gattungsnamen eingeführt und das unbekannte Thier Struthiolithus chersonensis genannt. Vor kurzem ist nun, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, von einem Chinesen in einem kleinen Dorfe Nordchina's ein zweites, in Größe und Gestalt mit dem in Rußland gefundenen fast völlig übereinstimmendes Ei ausgegraben worden. Der Finder brachte es dem ihm bekannten amerikanischen Missionär Sprague in Kalgang (etwa 25 Meilen nordwestlich von Peking), und dieser ließ es nach Amerika bringen, wo es augenblicklich im Museum für vergleichende Zoologie zu Cambridge, Mass., aufbewahrt wird. Nach einer von Hrn. C. R. Eastman ausgeführten Messung ist die Längsachse des Eies 18 cm, die Querachse 14.75 cm, der Rauminhalt 1897 cbcm. Bei dem russischen Ei von Struthiolithus sind die entsprechenden Zahlen 18 cm, 15 cm, 2075 cbcm, beim Ei des afrikanischen Straußes 16.4 cm, 13.40 cm, 1424 cbcm. Beiläufig sei erwähnt, daß die Struthiolithus-Eier noch lange nicht die größten Vogeleier darstellen, die, natürlich fossil, aufgefunden worden sind; die neuseeländischen Mao-Eier haben mehr als das Doppelte, und die Eier der Riesenvögel Madagascars (Aepyornis) zum Theil sogar mehr als das Fünffache ihres Rauminhalts. Die Schichten, aus denen das chinesische Struthiolithus-Ei stammt, sind zweifellos diluvialen Alters. Für die viel behandelte Frage nach der Abstammung und Verwandtschaft des afrikanischen und des amerikanischen Straußes (Rhea), die einander sehr ähnlich sind, ist der Fund nach Eastmans Ansicht von Bedeutung, da er in der Kette von Fundorten fossiler Straußenreste (Samos, Indien, Neu-Mexico) zwischen den heutigen Gebieten von Struthio und Rhea ein weiteres Glied bildet.

* **Paris,** 18. Okt. Wie die „Droits de l'Homme" mittheilen, hält sich Zola in der Schweiz in einer kleinen Villa auf, die er, weit von dem Treiben der Menschen entfernt, gemiethet hat, um an seinem neuen Roman „Fécondité" zu arbeiten. Dieser Roman ist noch lange nicht so weit vorgeschritten, wie vielseitig behauptet worden ist. Als der Schriftsteller aus Paris sich entfernte, war er gerade mit der Vorbereitung seines Romans fertig. Der Plan war festgestellt, die Dokumente zusammengebracht und klassifizirt — aber noch nicht eine einzige Zeile geschrieben. Ein voller Monat war erforderlich, um Zola alle Materialien für sein neues Buch zugehen zu lassen. Erst gegen den 15. August konnte er sich somit wieder an die Arbeit machen. Seitdem arbeitet er täglich 10 Stunden an dem Roman; er überanstrengte sich dermaßen, daß er krank wurde und sich mehrere Tage lang ausruhen mußte. Das Unwohlsein hielt aber glücklicherweise nicht lange an, und Zola befindet sich zur Zeit wohl und munter; er hat sich mit frischen Kräften wieder an seine Aufgabe gemacht und hofft, den ersten Theil von „Fécondité" zu Anfang April herausgeben zu können.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Morris Jastrow: The religion of Babylonia and Assyria. Boston, Ginn & Company 1898. — Graf Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsch von Ludwig Schemann. II. Bd. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1899. — Arthur Mülberger: P. J. Proudhons Leben und Werke. Ebd. 1899. — Die kaiserliche Gemälde-Galerie in Wien. Moderne Meister. Text von A. Schaeffer. Lfg. XII. Wien, J. Löwy 1897. — Wilhelm Berger: Von Glück und Leid. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel 1898. — Ilse Frapan: Die Betrogenen. Roman. Ebd. 1898. — Adalbert Meinhardt: Stillleben. Ebd. 1898. — Max Nordau: Doktor Kohn. Trauerspiel. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1898. — Aus Muallim Nadschi's Sünbüle. Die Geschichte seiner Kindheit. Aus dem Türkischen übersetzt von Adalbert Merx. Berlin, Georg Reimer 1898. — Eduard Jungmann: Eckernförde und der 5. April 1849. Eine artilleristische Episode. Neue Auflage. Eckernförde, C. Heldt 1898. — Ernst Zahn: Neue Bergnovellen. Frauenfeld, J. Huber 1898. — J. C. Heer: Streifzüge im Engadin. Ebd. 1898. — Hermann Stegemann: Daphnis. Ebd. 1898. — Dr. Otto Pietsch: Schiller als Kritiker. Königsberg, Gräfe u. Unzer (Pollakowski u. Lipp) 1898. — Emanuel Zaeslin: Heiliges. Basel, Benno Schwabe 1898. — Deutsches Schüler-Jahrbuch. Groß-Lichterfelde, Bruno Gebel 1898. — Betty Paoli: Die Brüder. — Anno. Zwei Erzählungen. (Allg. National-Bibliothek 205—206.) Wien, C. Daberkow 1898. — Dr. Eugen Heinrich Schmitt: Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. Leipzig, Alfred Janssen 1898. — Heinrich Düntzer: Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Bd. 1: Goethe's Hermann und Dorothea. 7. Aufl. — Bd. 17: Goethe's Tasso. 5. Aufl. — Bd. 61—63, 73: Goethe's lyrische Gedichte. 3. Aufl. — Bd. 12: Goethe's Egmont. 5. Aufl. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe 1898. — Lic. theol. Wilhelm v. Langsdorff: D. Adolf v. Harleß. Ein kirchliches Charakterbild. Leipzig, Fr. Richter 1898. — Dr. C. M. Gießler: Die Athmung im Dienste der vorstellenden Thätigkeit. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 24. Oktober. Nummer 241.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Strömungen in der Armenpolitik.

Von Georg v. Mayr.

Arm und reich — das sind dem menschlichen Empfinden durchaus geläufige Gegensätze. Ueber die Weite der Entfernung aber, welche zwischen dem Zustand des Armseins und des Reichseins besteht, gibt diese bloße Wortbezeichnung keinen Aufschluß. Je nach der Kulturentwicklung zeigt der Abstand der Extreme, gemessen an der Menge der Hülfsmittel, die zur Bedürfnißbefriedigung im regelmäßigen Gang des Wirthschaftens zur Verfügung stehen, eine sehr verschiedene Entwicklungsstärke. Im ganzen drängt der Prozeß fortschreitender Differenzirung im normalen gesellschaftlichen Entwicklungsgang zur fortdauernden Erweiterung der Abstände der Extreme. Je entwickelter eine Volkswirthschaft ist, um so weiter rücken der Aermste und der Reichste, den diese in sich schließt, voneinander ab. Bei der Vergleichung verschiedener Volkswirthschaften im ganzen oder größerer territorialer oder sozialschichtlicher Gruppen dieser Volkswirthschaften wird das Kriterium arm und reich, sei es in seiner strengen Gegensätzlichkeit, sei es unter Einschaltung gewisser Zwischenbezeichnungen für die voneinander sich abhebenden Wohlstandsabstufungen gewissermaßen als Pauschalschätzung auf den Gesammtbestand der Volkswirthschaften und Volkswirthschaftsgruppen übertragen.

In diesem übertragenen Sinn sprechen wir von arm und reich und von den verschiedenen Zwischenabstufungen des Wohlstandes in der Weise, daß wir damit eine gewisse Kollektivschätzung der materiellen Lage ganzer Völker und Gebiete oder Volksschichten und Gebietstheile verbinden. Das eine Volk erscheint uns als reich, das andere als arm, ein drittes charakterisirt durch eine von Reichthum und Armuth gleich weit entfernte mittlere Wohlhabenheit. Und bei weiterer Zerlegung des Volkes in seine Schichten nach beruflichen Gesichtspunkten finden wir weitere typische Differenzirungen des Wohlstandes, ebenso wie wir bei geographischer Nachforschung als Ergebniß natürlicher Unterschiede und abweichender Kulturentwicklung hier reiche, dort arme Bezirke feststellen.

Die ganze Summe der Strebungen und Maßnahmen der sozialen Gebilde aller Art, vorab des vornehmsten und mächtigsten derselben, des Staates, die darauf abzielen, Kollektivarmuth im vorbezeichneten Sinne in Wohlhabenheit und Reichthum der betheiligten Völker, Volksschichten und Volksgruppen zu wandeln, fällt nicht unter den Begriff der Armenpolitik. Wichtige Aufgaben erwachsen der Wirthschafts- und Sozialpolitik auf diesem Gebiete, die in besonders mächtiger Weise in dem neuzeitlichen Kampf um einen maßgebenden Antheil an der weltwirthschaftlichen Entwicklung der Menschheit zutage treten. Aber Armenpolitik im engeren Sinne ist es nicht, die dabei in Frage kommt. Diese hat es mit der Erscheinung der Armuth als einem Individualvorgang innerhalb gegebener volkswirthschaftlicher, nationaler und kommunaler Grenzen zu thun. Doch darf man dabei nicht in das andere Extrem verfallen, als maßgebende Elemente des Individualbegriffs der Armuth die einzelnen menschlichen Individuen als solche zu betrachten. Das wäre irrig. So atomisirt ist das Wirthschaftsleben der Menschen nicht und kann es nach der Gestaltung der physischen Bedingungen des menschlichen Lebens überhaupt nicht sein, daß alle einzelnen thatsächlich in einer Volkswirthschaft vereinigten Individuen auch als der Verarmung zugängliche Elemente angesehen würden. Arm wie reich können nur diejenigen sein, die nach der Morphologie der Wirthschaftsmassen, die eine Bevölkerung durchsetzen, überhaupt als zu aktiver Wirthschaftssorge berufen erscheinen. Das ist immer nur ein Bruchtheil, und zwar im normalen Fall nur eine Minderheit der Gesammtbevölkerung; denn neben dem gewaltigen Kinderbestand sind große Mengen der Frauen zu aktiver Wirthschaftssorge nicht berufen, vielmehr in den Kreis einer anderen ökonomisch verantwortlichen Individualwirthschaft eingeschlossen. Arm wie reich im strengen Sinn des Wortes können nur die verantwortlichen Leiter der einzelnen individuellen Wirthschaftskreise sein. Nachzuweisen, wie groß die Zahl solcher verantwortlicher Leiter ist und wie sich dieselben in Mengen nach den verschiedenen Wohlstandsschichten abstufen, gehört zu den feinsten Aufgaben der Wirthschaftsstatistik. Im allgemeinen geht dabei, wenn man die geschichtlichen Vorgänge in großen Zügen ins Auge faßt, die soziale Entwicklung dahin, die Zahl der verantwortlichen Wirthschaftsleiter verhältnißmäßig zu vermehren. In der Haushaltungsstatistik findet dies seinen klaren Ausdruck in der Verdrängung der alten Großfamilie durch die neuzeitliche Kleinfamilie und dann weiterhin durch die in Zahlen nachweisbare fortschreitende weitere Verkleinerung und Atomisirung der Kleinfamilie. Damit wächst verhältnißmäßig die Zahl der aus eigenem Lebensgeschick individueller Verarmung Ausgesetzten.

Der Individualbegriff der Armuth ist gegenüber dem zuerst erwähnten Kollektivbegriff dadurch von größerer Schärfe, daß nicht mehr die Verhältnißmäßigkeit der wirthschaftlich geringen Kraft gegenüber leistungsfähigerer wirthschaftlicher Aktion in Frage steht, sondern daß ein absoluter Begriff des Armseins in Frage kommt. Dieser absolute Begriff wird für die Armenpolitik maßgebend. Die öffentlichrechtliche Sorge in Armensachen knüpft an die Thatsache an, daß in jeder Volkswirthschaft sich ein Bestand von Individuen vorfindet, welche die Beschaffung des zum Leben nach Maßgabe der herrschenden Auffassung über das Existenzminimum mindest Erforderlichen aus eigener aktiver Wirthschaft oder aus der erfolgreichen Einbeziehung in einen anderen privatrechtlich verantwortlichen Wirthschaftskreis gar nicht oder doch nicht im vollen Umfang zu bewirken vermögen. Diese im wirthschaftlichen Kampf ums Dasein ganz oder doch zu erheblichem Theil Leistungsunfähigen und deßhalb der Beihülfe Anderer zur Erhaltung des Lebens

Bedürftigen sind es, mit denen die Armenpolitik im engeren Sinne sich zu beschäftigen hat. Individuelle absolute Armuth in diesem Sinne ist leider ein unvermeidliches Nebenprodukt aller, auch der primitivsten ökonomischen Entwicklung. In letzterem Falle kann allerdings die Massenentwicklung der Armuth in diesem Sinne trotz weitverbreiteten kollektiven Armseins von minimaler Ausdehnung sein, einerseits wegen der in solchen Entwicklungsstadien meist vorherrschenden Großfamilie, andrerseits wegen des Tiefstandes der allgemeinen Lebenshaltung, die nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung von der Erreichung dieses Wirthschaftserfolges aus eigener Bemühung heraus ausschließt. Mit der Hebung der allgemeinen Lebenshaltung und mit der fortschreitenden Atomisirung der Familie aber muß die Zahl der ökonomisch ganz oder theilweise Erfolglosen zunehmen und damit die Größe der Aufgabe, welche aus der Fürsorge Anderer an Stelle der in erster Linie ökonomisch Verantwortlichen erwächst.

Wenn irgend Etwas, so ist es das Armenwesen in seiner ganzen reichgestaltigen historischen Entwicklung, das die Fiktion von der Harmonie des wirthschaftlichen Egoismus widerlegt. Zu allen Zeiten hat, wie verschieden auch die Formen gewesen sein mögen, in denen solches zutage trat, bei der Armensorge ein weitgreifender wirthschaftlicher Altruismus gegenüber der Unzulänglichkeit des egoistischen Prinzips regelnd eingegriffen.

In der Ausgestaltung der durch das Sittengesetz dem Kulturmenschen auferlegten Fürsorge für die Armen steckt ein hochwichtiges Stück der Wirthschafts- und Sozialpolitik. Von den Strömungen, die sich dabei geltend machen, Kenntniß zu nehmen, hat auch für die weiteren Kreise der Gebildeten um so mehr Interesse, als es sich dabei um Fragen handelt, die für den Einzelnen nicht nur vom Standpunkt wissenschaftlichen Erkennens, sondern auch praktischer Betheiligung an Lösung der einschlägigen Probleme von Bedeutung sind.

Für Deutschland sind die Bedingungen, sich fortlaufend über die Strömungen der Armenpolitik zu orientiren, günstig gelagert. Seit bald zwei Jahrzehnten hat der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit in seinen Schriften und in den Verhandlungen seiner Jahresversammlungen hierüber ein ungemein reichhaltiges und belehrendes Material angehäuft. Es wäre wohl der Mühe werth, in großen Zügen den Gesammtinhalt dieser Belehrung zu zeichnen; doch dürfte dies für die Leser dieses Blattes zu sehr ermüdend werden. Wohl aber scheint es mir am Platz, solches unter Beschränkung auf die Fragen zu thun, welche in der jüngsten Versammlung zu Nürnberg (29. und 30. Sept. 1898) zur Erörterung gekommen sind. Ueber die Einzelheiten dieser Erörterung ist unter „Mittheilungen und Nachrichten“ in den Nummern 225 bis 228 der Beilage bereits in dankenswerther Weise berichtet. Hier kommt es mir nur darauf an, in zusammenfassender Weise das Augenblicksbild gewisser maßgebender Strömungen unsrer Armenpolitik vorzuzeigen, wie sich solches aus den genannten, in den weitesten Kreisen nähere Beachtung verdienenden Verhandlungen in Nürnberg ergibt.

In dieser Hinsicht boten die Nürnberger Verhandlungen nach zwei Richtungen ausgiebige Belehrung. Eine zusammenfassende theoretische Information über allgemeine der Gegenwart eigenthümliche Strömungen der Armenpolitik bot das Referat des in diesen Fragen besonders bewanderten Stadtraths Münsterberg über die neuere Entwicklung des Armenwesens im Ausland. Einen unmittelbaren Einblick in die praktische Gestaltung von Strömungen und Gegenströmungen unsrer heimischen Armenpolitik dagegen eröffnete die Berichterstattung und Berathung über verschiedene unten näher zu erwähnende Einzelfragen dieser Politik. Zunächst ein kurzes Wort über die Münsterberg'sche Ueberschau der armenpolitischen Bewegung im Ausland, welche in dankenswerther Weise, anknüpfend an eine sorgfältige, gedruckte Registrirung [1]) der einschlägigen Vorgänge und Zustände in Oesterreich, der Schweiz, England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien und Belgien, die Hauptströmungen der Neuzeit in gedrängter, mündlicher Uebersicht bot.

Als die wichtigsten Grundströmungen der neuzeitlichen Armenpolitik ergeben sich demnach bei internationaler Ueberschau folgende: Stetig wachsender Zug zur öffentlichen, gesetzlich geregelten Armenpflege; damit im Zusammenhang Regelung der Zugehörigkeitsmerkmale im Sinn der Begünstigung freier Niederlassung und mit dem Endziel der Verminderung von Zurückweisungen Unterstützungsbedürftiger aus dem Aufenthaltsort; daneben aber gleichzeitig schärfere Ausprägung des Nationalitätenprinzips (namentlich in der scharfen nordamerikanischen Einwanderungsgesetzgebung) — Ausbau der Organisation der Armenfürsorge im allgemeinen und für die heranwachsende Jugend insbesondere; dabei im einzelnen: Neigung zur Schaffung von Armenzentralbehörden, sodann weiteres Fortschreiten des Prinzips der Betheiligung größerer Verbände an der Armenpflege, Tendenz der Zusammenfassung (nicht Zentralisation) der Wohlthätigkeitsbestrebungen an einer Stelle, fortschreitende stärkere Betonung des persönlichen Moments bei der Armenpflege, im Sinne des sogenannten, an sich keineswegs eine neue Erfindung darstellenden, Elberfelder Systems nach dem Grundsatz der Pflege von Mensch zu Mensch; endlich die Heranziehung des weiblichen Elements bei der Armenpflege, insbesondere außerhalb Deutschlands. — Im einzelnen ist als neuzeitlicher Entwicklungsvorgang namentlich zu erwähnen die Differenzirung der Fürsorge in solche für Kinder und Kranke.

Die Gesammtentwicklung der Armenpolitik glaubte Münsterberg in allgemeinstem historischen Rückblick in drei Etappen zerlegen zu können. Bis zum vorigen Jahrhundert sei die Armenpflege repressiv gewesen, mit der Aufklärungsperiode sei sie philanthropisch geworden, ohne Berücksichtigung der wirthschaftlichen Seite, die Gegenwart stelle die soziale Epoche der Armenpflege dar, in der einerseits das Bestreben, der Armuth vorzubeugen, in erster Linie stehe, und andrerseits die Erziehung des Publikums zu ineinandergreifender sozialer Thätigkeit auf diesem Gebiete. Wie alle allgemeinen Kategorisirungen solcher Art, thut auch diese Gruppirung der Entwicklungstendenzen der Armenpflege den vielgestaltigen wirklichen Verhältnissen mehr oder minder Zwang an. Sie unterschätzt namentlich die christliche Liebesthätigkeit älterer Zeit, die jedenfalls mehr philanthropisch als repressiv war, und sie stellt für die Gegenwart ein wenn auch sehr bedeutungsvolles, so doch keineswegs allein ausschlaggebendes Moment ausschließlich in den Vordergrund. Man wird bei diesem Anlaß an Büchers auf die wirthschaftlichen Entwicklungsstufen bezogene, aber in noch viel allgemeinerem Sinne richtigere Darlegung erinnert. Danach ist es eine allgemeine soziale Erscheinung, daß keine neue Entwicklungsstufe die alte in dem Sinne völlig ablöst, daß von der letzteren gar nichts mehr übrig bliebe. Die Gegenwart vereinigt hienach neben der modernen Erscheinungsform sozialer Vorgänge stets auch noch Ueberbleibsel älterer Entwicklungsformen. Dies gilt in vollstem Maße vom Armenwesen. Man darf zugeben, daß wir in der Hauptsache in der sozialen Epoche desselben stehen, so-

[1]) Dr. E. Münsterberg, Stadtrath in Berlin: Das ausländische Armenwesen. Uebersicht über die neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der Armenpflege in den für uns wichtigsten Staaten des Auslandes. Leipzig 1898. (Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. 35. Heft.)

wohl nach der allgemeinen sozialen Tendenz der Vorbeugung — man denke nur an unsre Arbeiterversicherung — wie nach der Ausgestattung der Armenfürsorge in engerem Sinne. Daneben aber hieße es die thatsächlichen Zustände verkennen, wollte man nicht zugeben, daß auch heute noch die Repression und das philanthropische Element eine bedeutende Rolle spielen. In ersterer Hinsicht genügt der Hinweis auf die Nothwendigkeit der Eindämmung von Bettel und Landstreicherei, wie auch der Vernachlässigung der Nährpflicht seitens Angehöriger; und was die philanthropische Seite des heutigen Armenwesens betrifft, so findet gerade sie in der über die gesetzliche Armenunterstützung hinausgehenden Beihülfe der freien Liebesthätigkeit, die wir auch im Zeitalter der sozialen Armenpflege nicht missen möchten, ihren deutlichen Ausdruck.

Von den Einzelströmungen der Armenpolitik, welche durch die Nürnberger Verhandlungen des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit berührt worden sind, ist zuerst die Frage der Hülfe in außerordentlichen Nothständen zu nennen. Wie aus dem in Nr. 225 der Beilage enthaltenen Referat über die einschlägigen Verhandlungen ersichtlich ist, konnte die Versammlung zu einem endgültigen Entscheid darüber, ob eine besondere feste Organisation zur Leitung dieser Hülfeleistung geschaffen werden solle, nicht kommen. Soviel aber ist aus den Verhandlungen, sowie aus den lehrreichen zur Sache erstatteten Referaten[1]) klar geworden, daß hier in der That ein wichtiges Problem neuzeitlicher Armenpolitik vorliegt. In der Sache selbst drängt sich dem vorurtheilsfreien Beobachter der neuzeitlichen Vorgänge bei außerordentlichen Nothständen noch folgende Erwägung auf. Das Interesse, welches das Publikum dem in einer gegebenen Katastrophe zutage tretenden gehäuften Unglück zuwendet, steht zu dem Interesse an dem Unglück gleicher Art, das vereinzelt auftritt, nicht in proportionalem, sondern in einem weit überproportionalen potenzirten Verhältniß. Man könnte in der That von einem stark progressiven Interesse des Publikums an jähem Massenunglück sprechen. Wenn durch eine Katastrophe hundert Familienväter auf einmal und jäh zugrunde gehen, so ist die besondere Hülfsbereitschaft weitester Kreise, die freiwillige des Publikums, wie die öffentliche rechtlich organisirte, gesichert. Wenn dagegen im gleichen Gemeinwesen hundert andere Familienväter vereinzelt in einer die Wirthschaftslage der Familie durch langes Siechthum schwer beeinträchtigenden Weise körperlichem Leiden, z. B. der Lungenschwindsucht, erliegen, fehlt ganz und gar der gleiche äußere Impuls zu besonderem helfendem Eingreifen. Und doch verdienten eigentlich die Angehörigen dieser hundert Unglücklichen nicht minder die allgemeine Theilnahme. Es liegt aber nun einmal in der menschlichen Natur, und der nervöseren Entwicklung unsres heutigen sozialen Lebens entspricht es erst recht, daß akutes Massenunglück uns erschüttert und theilnahmebereit macht, während weit größeres chronisches Massenunglück unbeachtet bleibt. Damit soll nicht der Ausgestaltung der Hülfsbereitschaft für außerordentliche Nothstände entgegengetreten werden; wohl aber ist eine solche Erwägung geeignet, den Ernst der Aufgabe zu klären, die darin liegt, den Mißständen, die bei unorganisirter Massenhülfe in Nothständen unleugbar sich herausgestellt haben, entgegenzuwirken. Weiter dient die Erwägung auch zur Schärfung des sozialen Gewissens in der Richtung, daß die maßgebenden Instanzen des öffentlichen Lebens allezeit vor Augen behalten müssen, es sei nicht genug gethan mit hochherziger Hülfe bei akutem Massenunglück, sondern es bedürfe einer solchen nicht minder das chronische Massenunglück. Gerade in dem gewissenhaften Erkennen dieser Aufgabe liegt ein unvergängliches Verdienst der deutschen Sozialpolitik, der wir unsre öffentlich-rechtliche Arbeiterversicherung verdanken.

[1]) O. Baer, k. Sanitätsrath, Hülfe in außerordentlichen Nothständen; Bericht über den Nothstand im Riesengebirg nach dem Hochwasser vom 30. Juli 1897 und die dabei entwickelte Hülfsthätigkeit. — E. Falch, Regierungsrath, Hülfe in außerordentlichen Nothständen. (Schriften des D. Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. 37. Heft. Leipzig 1898.)

Den bedeutungsvollsten Einblick in wichtige Grundströmungen unsrer neuzeitlichen Armenpolitik hat meines Erachtens die Nürnberger Verhandlung über Zwangsmaßregeln gegen nährpflichtige Angehörige vermittelt. Die Frage war für den Verein nicht neu; im Jahr 1895 war in Leipzig beschlossen worden, eine Kommission zu beauftragen, Ermittlungen darüber anzustellen, ob sich die Bestimmung des § 361 Nr. 10 des Reichsstrafgesetzbuchs als ausreichend bewährt habe, und unter gleichzeitiger materieller Prüfung des Gegenstandes über denselben zu berichten. Durch Gesetz vom 12. März 1894 ist nämlich im Anschluß an die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs über Landstreicherei, Bettel u. s. w. mit Haft bis zu 6 Wochen oder mit Geld bis zu 150 M. bedroht, wer sich der Unterhaltspflicht derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, trotz der Aufforderung der zuständigen Behörde derart entzieht, daß durch Vermittlung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß. Zu einem befriedigenden einheitlichen Kommissionsbeschluß über diesen Punkt ist es allerdings nicht gekommen. Wohl aber besitzen wir vor allem in dem Bericht von Dr. E. Hirschberg, Direktorialassistenten im Statist. Amt der Stadt Berlin,[1]) eine dankenswerthe Statistik der Versäumung der Unterhaltspflicht. Diese Statistik ist allerdings keine erschöpfende in dem Sinn, daß sie etwa die thatsächliche Anwendung der neuen Bestimmung von 1894 im ganzen Deutschen Reich klarlegen würde. Daran fehlt es bis jetzt infolge der bedauerlichen formalen Abgrenzung der Reichskriminalstatistik, welche nur Verbrechen und Vergehen erfaßt, aber keine Uebertretung, auch nicht die sozial bedeutsameren derselben, von denen eine Anzahl in sozialstatistischer Bedeutung eine ganze Reihe von „Vergehen“ erheblich übertrifft. Immerhin aber ist die Hirschberg'sche Statistik, welche aus dem Material aufgebaut ist, das die Beantwortung des einschlägigen Fragebogens durch 113 deutsche Städte mit über 20,000 Einwohnern geliefert hat, sehr lehrreich. Für die große Masse der Gebildeten, die von dem sozialen Mißstand, der hier zutage tritt, kaum eine Ahnung haben, wird durch die Zahlen dieser Statistik die Bedeutung dieser Frage ersichtlich. Weiteres Material zu deren Beurtheilung liefern die in demselben Heft abgedruckten Berichte der Stadträthe Jalstein (Potsdam) und Münsterberg (Berlin) und die Nürnberger, zum Theil recht erregten Verhandlungen des Vereins über diese Frage. Was mir bei diesen Verhandlungen am meisten aufgefallen ist, das ist das diese Versammlung vorwiegend praktischer, mitten in der Armenpflege stehender Männer in stärkstem Maße erfüllende Mißtrauen gegen die durch das Gesetz von 1894 herangezogene Mitwirkung des Richters. Die übergroße Mehrheit huldigte der Anschauung, daß die jetzige Gestaltung der Gesetzgebung wie der Rechtsprechung infolge zu geringer Strafsanktion und ganz besonders wegen der laxen richterlichen Praxis durchaus unbefriedigend sei. Die Stimmung dieser Mehrheit ging nicht bloß dahin, die schuldhafte Vernachlässigung der Nährpflicht von der Uebertretung zum Vergehen zu erheben, sondern überhaupt in erster Linie im Anschluß an das in Sachsen, Mecklenburg, Württemberg aufrechterhaltene Landesrecht, das Verwaltungszwangsverfahren der Ueberweisung in geschlossene Anstalten mit Arbeitszwang zu befürworten. Dies hat auch in der

[1]) In den Schriften des D. V. für Armenpflege u. s. w. 36. Heft. Berlin 1898.

schließlich zur Klärung einer vorgängigen etwas turbulenten Abstimmung angenommenen Resolution Ausdruck gefunden. Ein sachlich und namentlich in der Form wenig glücklicher Angriff des Privatdozenten Dr. Jastrow (Berlin) gegen das Verwaltungszwangsverfahren hatte nur dazu beigetragen, die Stimmung der Versammlung zu dessen Gunsten noch zu verstärken. Einem Neuling in den Vereinsversammlungen, wie ich es war, mußte diese gewaltige, fast leidenschaftliche Gegnerschaft gegen die Heranziehung richterlicher Entscheidung in hohem Maße auffallen. Hier findet sich eine große Zahl mitten in der Praxis stehender, mit vollstem Eifer der sozialen Aufgabe der Armenpflege sich hingebender Männer, die nahezu einstimmig und mit scharfer Accentuirung versichern: der Versuch, den Richter an der Lösung dieser sozialen Aufgabe mit zu betheiligen, ist mißlungen! Diese Thatsache, die in der Nürnberger Versammlung vollkommen klargestellt ist, muß meines Erachtens zu weiterem Nachdenken Anlaß geben. Vor allem erhebt sich dabei die Grundfrage: Fehlt es nicht etwa bei der Heranbildung unsrer Richter, sowohl bei der akademischen Belehrung derselben als bei deren weiterer Ausbildung an der Erweckung des Sinns nicht bloß für formal-juristische Gesetzesauslegung, sondern auch für klare Erkenntniß der materiellen sozialen Zwecke, um derentwillen Gesetzesbestimmungen geschaffen sind? Ich meine, ohne mir ein abschließendes Urtheil darüber anmaßen zu wollen, unsre deutschen Juristen — und zwar mehr noch im Norden als im Süden des Vaterlands — sind nur allzusehr geneigt, das speziell formal-juristische Beginnen, das in schärfster Accentuirung der Anwendung der Rechtsbegriffe liegt, vor dem Sinn für die materiellen Interessen, zu deren Gunsten die fraglichen Rechtsbegriffe überhaupt geschaffen sind, zurücktreten zu lassen. Je mehr im Richterspruch der formal-juristische Sport — man gestatte mir zur Bezeichnung des Extrems diesen scharfen, voll in der That nur für vereinzelte Fälle passenden Ausdruck — die Oberhand gewinnt gegenüber der materiell-juristischen, mit Verständniß der sozialen Aufgabe der Rechtsprechung gepaarten Durchdringung der gesammten Sachlage, um so größer müssen die sozialen Nachtheile der Rechtsprechung werden und um so größer wird die Kluft zwischen Richterspruch und Leben. Eine solche Gefahr besteht in geringerem Maße auf dem Boden des bürgerlichen Rechts. Hier erscheint in weitem Umfang die Rechtsverwirklichung mindestens in erster Linie als Selbstzweck. Auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts und insbesondere des Strafrechts dagegen tritt der Selbstzweck der Rechtsverwirklichung, abgesehen von den gewaltigen, dem allgemeinen Empfinden als solche sich darstellenden Rechtsbrüchen, zurück vor dem primären Zweck der Erhaltung oder Herbeiführung gewisser durch Strafsanktion zu schützender sozialer Zustände. Die Rechtsprechung tritt hier thatsächlich, mag sie es anerkennen wollen oder nicht, in den Dienst der Sozialpolitik, und sie erfüllt ihre Aufgabe nur dann richtig, wenn sie diesen Dienst auch wirklich leistet. So scheint mir die Sache auch im vorliegenden Fall zu liegen. Das Urtheil zahlreicher gründlicher Sachkenner, das in Nürnberg dahin gegangen ist, die Justiz habe hier den erhofften Dienst versagt, darf nicht unberücksichtigt bleiben. Am wenigsten gerade jetzt, da die nothwendige Einlebung der Juristen in die neue Begriffswelt des Bürgerlichen Gesetzbuchs nur zu sehr geeignet ist, die Begeisterung für die Rechtsbegriffe zu ungunsten unbefangener, frischer Erfassung des wirklichen Lebens zu steigern. Die Strebungen, welche im Kreis der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung sich geltend machen, dem Strafrecht die ihm gebührende gleichwerthige Stellung neben dem bürgerlichen Recht zu sichern, finden, meines Erachtens in Vorgängen, wie die Nürnberger Beurtheilung der sozialen Leistungsfähigkeit des Richters sie bietet, die kräftigste Stütze.

Nicht eine Frage der allgemeinen Armenpolitik, wohl aber eine solche und eine recht schwerwiegende der gesetzlichen Ausgestaltung des deutschen Armenwesens betraf der weitere Verhandlungsgegenstand der Nürnberger Versammlung, der auf die wechselseitige Unterstützung der Reichsangehörigen in den einzelnen Bundesstaaten sich bezog. Die Verhandlung selbst war wohlvorbereitet durch zwei Aufsätze von Rathsassessor Fleischmann, Nürnberg, für das Gebiet des bayerischen „Heimathrechts“ einerseits und des „Unterstützungswohnsitzes“ andrerseits und durch einen weiteren Aufsatz von Rechtsanwalt und Armenrath Ruland (Colmar) für das Rechtsgebiet Elsaß-Lothringen.[1]) Als allgemeinster Eindruck der Verhandlungen kann Folgendes hervorgehoben werden. Von den drei grundsätzlich verschiedenen Armenrechtssystemen, welche heute noch im Deutschen Reiche gelten, ist durchaus unbefriedigend das in Elsaß-Lothringen noch geltende französische System. Die einschlägigen Darlegungen Rulands zeigten, daß die im Reichsland selbst weitverbreitete Vorstellung, eine Aenderung des Systems erscheine nicht geboten, auf die Dauer nicht haltbar ist. Wenn auch in den größeren Städten Mißstände weniger zutage treten, so bestehen sie auf dem Lande. Die Wechselbeziehungen zu den beiden anderen Rechtsgebieten aber sind durchaus unbefriedigend. Was nun aber diese beiden anderen Systeme selbst betrifft, so hat die Nürnberger Versammlung sich enthalten, für eines derselben zugunsten des anderen Partei zu ergreifen. Man muß aus den Verhandlungen und den Beschlüssen der Versammlung den Eindruck gewinnen, daß es sich darum handle, eine Vereinheitlichung der Gesetzgebung auf Grund einer Verständigung auf mittlerer Linie zwischen Heimath und Unterstützungswohnsitz zu gewinnen. Dabei drängten sich als sachlich erstrebenswerthe Ziele insbesondere in den Vordergrund: Vertheilung der Armenlasten auf breitere Schultern und damit Wegfall der jetzt weitverbreiteten Kostenerstattungen, vor allem aber Wegfall jeglicher armenpolizeilicher Ausweisung.

Wiederum ganz auf dem Boden der allgemeinen Armenpolitik und der einschlägigen Verwaltungstechnik befand sich die Versammlung bei der Berathung der Frage des Existenzminimums in der Armenpflege, womit die Erörterung über die Anrechnung der Leistungen der Privatwohlthätigkeit und der nach Ausgestaltung der deutschen Arbeiterversicherung besonders in Betracht kommenden Altersrenten verbunden wurde.[2]) Bei dieser Frage, ob und in welcher Weise ein Existenzminimum des der Armenunterstützung Bedürftigen zu ermitteln sei, um danach unter Berücksichtigung der dem Armen zur Verfügung stehenden Einnahmen die Differenz zwischen diesen und dem Existenzminimum durch die Leistung der Armenpflege zu decken, treten interessante Entwicklungsgegensätze in der Auffassung der maßgebenden Verwaltungskreise zutage. Hier zeigt sich der volle Gegensatz älterer und neuzeitlicher Verwaltungsprinzipien. Es gab eine Zeit, in der in solchen Dingen der in individueller Lebenserfahrung herangewachsene Praktiker ohne rechnerische und statistische Grundlage nach freiem Ermessen, gewissermaßen nach seinem individuellen Gefühl über das Maß zu gewährender Unterstützung entschied. Dieser Praktiker der älteren Zeit war seinerzeit ein recht mächtiger Mann, und — nebenbei bemerkt — meist ein gründlicher Gegner und Verächter der Statistik. So lange diese nach schlechter Methode aufgestellt wurde, hatte er allerdings einige Entschuldigung für sein Verhalten, das

[1]) 38. Heft der Schriften des D. Vereins für Armenpflege rc. Leipzig 1898.

[2]) Die zur Sache gehörigen vorbereitenden Aufsätze von Beigeordneten Schmidt (Mainz), Referent, und Stadtrath Cuno (Königsberg), Korreferent, sind im 39. Heft der Schriften des Vereins (Leipzig 1898) abgedruckt.

allerdings hinwiederum selbst ein wesentliches Hinderniß einer Verbesserung der Statistik lange Zeit hindurch war. Wenn ich an meine statistische Jugendzeit mich erinnere, sehe ich diesen der Statistik wenig geneigten Verwaltungspraktiker zahlreich vertreten. Darin hat sich seit einigen Jahrzehnten viel geändert; der Glaube an das Besserwissen eines Einzelnen, sei er auch noch so tüchtig in der praktischen Verwaltung, ist im Erlöschen. Dafür sind wir weit mehr rechnerisch und statistisch veranlagt, sobald es sich um die Gewinnung allgemeiner Grundlagen für eine regelmäßige in Zahlenverhältnissen Ausdruck findende Verwaltung handelt. Dieser Strömung hat sich auch die Armenverwaltung, bei der diese Voraussetzung zutrifft, nicht entziehen können. Anknüpfend an die auf so vielen Gebieten bahnbrechende Aktion der Elberfelder Armenverwaltung mehrt sich die Zahl der deutschen Städte, welche eine gewisse nützliche Mechanisirung des Maßes der Armenunterstützungen erstrebt. Dazu dient einerseits die Aufstellung eines Tarifs, der den Durchschnittsbedarf der verschiedenen Kategorien der Armen festsetzt und andrerseits die bestmögliche Ermittlung der wirklichen Einnahmen des Armen. Ein guter Tarif kann nur auf Grund gewisser Massenbeobachtung über die Haushaltsverhältnisse der in Betracht kommenden Volksschichten aufgestellt werden; er ist also nothwendig statistischen Charakters. Das rechnerische Moment des ganzen Verfahrens liegt ohnedies klar zutage. Dabei ist überall, wo so verfahren wird, dafür gesorgt, daß die grundlegende Mechanisirung nicht rein schablonenhaft zur Anwendung komme, sondern daß ein genügender Spielraum verbleibt, um den Besonderheiten der Einzelfälle durch Erhöhung oder Kürzung der kalkulatorisch gefundenen Beträge Rechnung zu tragen. Es ist bemerkenswerth, daß in Nürnberg das „freie Ermessen" des Praktikers kaum eine Vertretung fand, während dagegen die allgemeine Strömung ganz entschieden für Anerkennung der Gewährung des Existenzminimums durch die öffentliche Armenpflege und für rechnerische Feststellung eines solchen auf Grund eines der Zusammensetzung der Familie entsprechenden, einem Durchschnittssatz sich annähernden örtlichen Tarifs war.

Wenn in solcher Weise die öffentlich-rechtliche Leistungspflicht quantitativ genau umschrieben wird, dann muß auch Stellung genommen werden zu der Frage, wie gewisse Einnahmen des Armen vorab bei Ermittlung der von der Armenpflege zu deckenden Differenz in Anrechnung zu bringen sind. Es ist nur folgerichtig, wenn die Nürnberger Versammlung sich dafür entschied, daß die Invaliden-, Alters- und Unfallrenten zwar grundsätzlich in Berechnung zu ziehen seien, aber nur unter der Voraussetzung, daß das richtig bemessene Haushaltsdefizit des Armen voll gedeckt wird.

Ein gleiches Verfahren wie bei einer derartigen rechtlich gesicherten persönlichen Einnahme kann nicht ohne weiteres bezüglich der Zuwendungen stattfinden, welche außerhalb des Rahmens der öffentlich-rechtlichen Fürsorge auf dem Wege freier Liebesthätigkeit erfolgen. Hier muß die Möglichkeit offen bleiben, daß durch freie Liebeszuwendung Linderung der Noth noch über das Niveau des Existenzminimums hinaus eintritt, und zwar nicht bloß durch Sonderzuwendungen für bestimmte einzelne Zwecke, sondern auch in Gestalt allgemeiner Verbesserung der Lebenslage. Wenn die obligatorische öffentlich-rechtliche Fürsorge auf die Deckung des Existenzminimums mit Recht sich einschränkt, so darf sie doch nicht ohne weiteres alle freie Liebesthätigkeit absorbiren wollen. Daß auch solche walte, ist vielmehr aus ethischen Erwägungen sehr erwünscht. Je nach Gestalt und Maß dieser freien Thätigkeit wird die öffentlich-rechtliche Aktion sich wohl einschränken dürfen, aber nicht in der mechanischen Weise, daß ohne weiteres jede Zuwendung der Privatwohlthätigkeit auf das Existenzminimum voll in Rechnung kommt. Die Nürnberger Versammlung hat in dieser Beziehung ganz richtig dem billigen Ermessen der Armenverwaltung die Entscheidung darüber eingeräumt, inwieweit unter der Voraussetzung, daß überhaupt die obligatorische Armenpflege das volle Existenzminimum deckt, Leistungen der Privatwohlthätigkeit, so weit sie die Aufbesserung der allgemeinen Lebenshaltung zum Gegenstand haben, in Anrechnung zu bringen sind.

Betrachtet man das Endziel der auf Ermittlung des Existenzminimums des zu Unterstützenden, sowie des Maßes der ihm privatwirthschaftlich zur Verfügung stehenden Einnahmen gerichteten Bestrebungen, so erkennt man in denselben nur eine folgerichtige Ausgestaltung der neuzeitlichen, zuerst in dem sogenannten Elberfelder System vorzugsweise ausgebildeten Bemühungen, der Armenpflege einen lebendigen Inhalt zu geben mittelst Ersatzes des alten bureaukratischen Verfahrens vom grünen Tisch durch die Einschiebung der persönlichen intimen Beziehungen des sorgsamen Pflegers zu dem Unterstützungsbedürftigen. Zugleich gewinnt man aus dieser Ausgestaltung der Pflegethätigkeit und aus der soliden technischen Grundlage, welche für dieselbe in jeder Hinsicht erstrebt wird, den Eindruck, wie sehr die neuzeitliche öffentlich-rechtliche Armenpflege zu einer eigenartigen Verwaltungsthätigkeit, man darf wohl sagen, Verwaltungskunst sich entwickelt hat, von der nähere Kenntniß zu nehmen für die weitesten Kreise Interesse und Nutzen hat.

Aus dem Vorstehenden dürfte ein genügender Ueberblick über wichtige, heute die Armenpolitik durchziehende Grundströmungen zu gewinnen sein. Die Nürnberger Versammlung hörte weiter noch einen Vortrag von Aders, Beigeordneten aus dem für Fragen der Armenpolitik klassisch gewordenen Elberfeld über Zufluchtsstätten für weibliche Personen. Auch in dieser Spezialisirung der Sorge für eine arg hülfsbedürftige Gruppe liegt eine charakteristische Strömung der heutigen Armenpolitik. Wie aber die Nürnberger Versammlung trotz unzweifelhaft allseitiger Sympathie mit der vorwürfigen Veranstaltung am Schluß einer langen Tagesordnung zu ermüdet war, um noch in eine Erörterung der Frage einzugehen, so befürchte auch ich die Ermüdung des gütigen Lesers, der mir etwa bis hieher gefolgt ist. Ich enthalte mich deßhalb gleichfalls des näheren Eingehens auf diese, von Aders auch in gedrucktem Bericht (39. Heft) erörterte Frage und schließe mit dem Wunsch, daß die gewissermaßen stichprobeweise gebotene Auswahl einiger die Armenpflege bewegender Grundfragen für den Einen und Anderen meiner Leser der Anlaß zu eingehenderer Beschäftigung mit den wirthschafts- und sozialpolitisch so bedeutsamen Problemen des Armenwesens und der Armenpflege werden möge.

Ein Atlas der Himmelskunde.

Selbst nach der Erfindung des Fernrohres hätte ein astronomischer Atlas zunächst noch einen recht dürftigen Inhalt gehabt, und erst dem Zusammenwirken von direkter Beobachtung mit den besten Instrumenten mit Photographie, Spektralanalyse und Sternphotometrie ist die Entstehung einer ganz neuen Disciplin, der „Astrophysik", zu danken gewesen, welche uns über die Natur sehr vieler Himmelskörper in ungleich höherem Maße aufgeklärt hat, als dies noch etwa vor 50 Jahren irgend Jemand ahnen konnte. Ein Bilderwerk, wie wir es hier vor uns haben,[1])

[1]) Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der coelestischen Photographie. 62 Kartenseiten (mit 135 Einzeldarstellungen, 62 Foliobogen Text und ca. 500 Abbildungen). Mit Unterstützung hervorragender Astronomen, Sternwarten und optisch-mechanischer Werkstätten. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien-Pest-Leipzig 1897. A. Hartlebens Verlag. 30 Lieferungen. Preis des fertigen Werkes 18 fl. = 30 M. gr. 4⁰.

wird deßhalb gewiß sehr Vielen eine willkommene Gabe sein, denn wer ist im allgemeinen in der Lage, selbst eine Rundreise durch die Sternwarten zu machen und sich an Ort und Stelle mit den Beobachtungsmethoden bekannt zu machen, wie es doch erforderlich wäre, wenn man sich nicht lediglich mit den Ergebnissen zufrieden geben will? Darin nun erblicken wir einen großen Vorzug des von einer unternehmenden Verlagsfirma und einem ebenso rührigen Verfasser gemeinsam inscenirten Atlasses, daß aus ihm nicht allein das erlernt werden kann, was die Wissenschaft heute über Oberflächenbeschaffenheit und Zusammensetzung der Gestirne lehrt, sondern daß auch den Methoden und den Instrumenten ein breiter Raum vergönnt worden ist, so daß der Leser nicht bloß, wie das bei populären Darstellungen nur zu leicht geschieht, die Thatsachen auf Treu und Glauben hinzunehmen gezwungen ist. Zu billigen ist auch als sehr anregend die Wiedergabe treuer Bilder hervorragender Fachmänner. Da die Lieferungsausgabe bereits ihren Abschluß gefunden hat, so glauben wir nicht mehr zögern zu sollen mit einer Besprechung, welche den Leser über das aufklärt, was er von einem Werk zu erwarten habe, dessen Ausstattung — ein im gegenwärtigen Fall hervorragend wichtiger Punkt — der Verlagshandlung offenbar sehr am Herzen lag. Im Vergleich mit dem, was zumal auch nach der artistischen Seite hin geboten wird, kann der Preis gewiß nicht als besonders hoch bezeichnet werden.

An die Spitze ist die Astrophotographie gestellt, und man bekommt einen guten Einblick in die gewaltigen Fortschritte dieser Kunst, der Sternenwelt ihre Geheimnisse abzuzwingen. Sternhaufen, Nebelflecke und ein nach Löwy-Puiseux abgebildetes Halbmond-Photogramm geben Gelegenheit, den Nutzen dieses Verfahrens augenfällig darzuthun. Vor allem zieht der Mond unsre Aufmerksamkeit auf sich, und es sind (s. u.) einige sehr charakteristische Mondlandschaften in geeigneter Vergrößerung reproduzirt worden. Sogar auf die feinen mikrometrischen Plattenmessungen, wie sie zumal Weinek in großem Stile ausführt, wurde eingegangen. Es folgt, nachdem ein kurzer Abschnitt über astronomische Grundbegriffe eingeschaltet war, der natürlich nur früher Bekanntes ins Gedächtniß zurückzurufen bestimmt sein kann, die Spektroskopie, und daran reiht sich ein Exkurs über die Sonnenuhren, dem wir lieber eine andere Stelle angewiesen hätten. Denn da gleich darauf die eigentliche Stellaastronomie in Angriff genommen wird, wirkt jene Einschiebung etwas unsystematisch. Nächstdem geht der Verfasser zur astronomischen Beobachtungskunst über, erläutert durch Zeichnungen einige geschichtlich berühmte Meßwerkzeuge und kommt dann auf den neuesten, von der Mechanik im Dienste der Sternkunde erreichten Standpunkt zu sprechen. Die äußerst zahlreich eingestreuten Illustrationen sind vielleicht nicht alle gleich vollkommen ausgeführt, aber durchweg sehr instruktiv und eine werthvolle Unterrichtshülfe für jeden, der Astronomie zu lehren hat, ohne seinen Schülern ein Observatorium und dessen Einrichtung zeigen zu können. Erfreulicherweise steht den perspektivischen Aufnahmen gelegentlich auch eine schematische Figur zur Seite, welcher unter dem pädagogischen Gesichtspunkte ohne Zweifel der höhere Werth zukommt, denn eine solche Fülle von Details, wie sie dem Beschauer z. B. beim Anblick des großen Refraktors von Pulkowa entgegentritt, kann nur verwirrend wirken, und erst im Aufrisse gelingt allmählich die Orientirung. Man darf wohl sagen, daß die berühmtesten Sternwarten beider Erdhälften in dem Atlas vertreten sind, so namentlich auch die berühmte Lick-Sternwarte in Californien, welche der Astrophysik schon so große Dienste zu leisten berufen war. Und da in weiten Kreisen die Meinung vertreten ist, daß das Spiegelteleskop einer überwundenen Etappe der Himmelsbeobachtung entspreche, so war es ganz am Platze, auch die katoptrischen Fernrohre zu ihrem Recht gelangen zu lassen, von denen die älteren wie die modernsten Typen uns vor Augen gestellt werden. Dabei ist auch von den bei parallaktischer Aufstellung unentbehrlichen Triebwerken die Rede, welche es ermöglichen, das Fernrohr unausgesetzt auf einen bestimmten Punkt des Himmelsgewölbes einzustellen. Eine Klasse für sich bilden die hauptsächlich zur Messung der scheinbaren Größe himmlischer Objekte bestimmten Heliometer, betreffs deren ein von Repsold in Hamburg angegebenes Modell die zur Zeit erreichte höchste Vollendung repräsentirt. Auch die Heliostaten, welche Lichtstrahlen beliebig zu dirigiren gestatten, haben ihr Plätzchen erhalten.

Sehr erfreulich ist die ausführliche Behandlung der Lehre von der astronomischen Lichtmessung, denn durch sie sind, darauf wiesen wir eingangs bereits hin, der Wissenschaft sehr schätzbare Bereicherungen zutheil geworden. Auch minder bekannte Apparate, wie derjenige von Schwerd (nicht Schwend) in Speyer, haben Berücksichtigung gefunden, dafür aber blieb die theoretische Ausgestaltung der einschlägigen Lehren, durch welche Seeliger den Messungsresultaten erst ihren wahren Werth verliehen hat, unbeachtet. Auf ein neues Gebiet werden wir S. 124 geführt, nämlich auf das der Kalenderkunde, deren ältere Geschichte durch einige interessante Bilder — Thierkreis von Denderah, Altaztekischer Kalenderstein u. s. w. belebt wird. Aber auch das Mittelalter ist nicht vergessen, wie der Abdruck des bekannten Kalendariums des Wiener Professors Johann von Gmunden erkennen läßt. Dabei wird auch einigermaßen auf die astronomische Uhrmacherkunst eingegangen. Die Fixsternwelt, vor allem Nebelflecke und Sternhaufen, die Sonne in ihrer physischen Eigenart, das Planetensystem mit einer sehr übersichtlichen Charakteristik der Planetendurchgänge nehmen die nächsten Abschnitte ein; sehr ausführlich ist auch das Kapitel vom Monde, welches sich großentheils auf Nachbildungen der bekannten trefflichen Photogramme von Weinek stützt. Auch die Geschichte der Himmelskunde ist mit einer ausgiebigen Skizze bedacht worden, welche insbesondere den Fortschritten der physischen Astronomie gerecht zu werden sich bemüht. Besonders die zahlreichen Tafeln, welche das Werk beschließen, machen das Gesammtwerk überaus werthvoll.

Der Unterzeichnete bespricht das Werk des Frhrn. v. Schweiger-Lerchenfeld hier nicht als Astronom, wozu ihm die Kompetenz fehlen würde, sondern sozusagen als ein Grenznachbar der in dem Atlas abgehandelten Wissenschaft, der bei letzterer immer wieder Anleihen zu machen und Raths sich zu erholen genöthigt ist. Denn Astro- und Geophysik gehören in unsern Tagen unzertrennlich zusammen, und wer physikalische Geographie ernstlich zu betreiben beabsichtigt, darf in den Grenzgebieten kein Fremdling sein. Das aber glaubt er sich im Namen aller derer, welche irgendwie auf astronomische Studien angewiesen sind, auszusprechen berechtigt, daß der Bilderatlas diesem gewiß nicht kleinen Kreise von Lesern eine sehr angenehme Gabe sein wird, umsomehr, da unsre an Schriften gemeinverständlichen Charakters wahrlich nicht arme Literatur doch etwas diesem Unternehmen Aehnliches bisher nicht besessen hat. Dasselbe wird sich viele Freunde erwerden in Gemäßheit des Spruches: Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

kr. **Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts.** Von Dr. **Richard Schmidt**, Professor zu Freiburg. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Wir haben gerade keinen Mangel an Lehrbüchern des Zivilprozesses, nicht einmal an guten Lehrbüchern, aber etwas anderes mangelt: deren gründliche Benutzung. Sie werden in der Regel nur aufgeschlagen, wenn der Kommentar, an den man sich zunächst wendet, auf sie hinweist, oder wenn er versagt. Das ist nicht erfreulich. Unser Zivilprozeß ist nach festen Grundsätzen folgerichtig aufgebaut, ohne deren Kenntniß man seine einzelnen Bestimmungen nicht richtig erfassen und anwenden kann. Die Grundsätze lernt man nicht aus dem Gesetzestext, auch nicht aus dem Kommentar; ein gutes Kollegium auf der Universität muß mit diesem Unterricht beginnen und ein gutes Lehrbuch muß ihn fortsetzen und vollenden. Das Lehrbuch muß dem Kandidaten Aufschluß geben, der den

flüchtigen Vortrag im Hörsaal nicht sofort versteht, wie auch dem Praktiker, der über der Menge der Einzelheiten den Zusammenhang mit dem Ganzen nicht verlieren will. Die vorhandenen Werke, und gerade die besten unter ihnen am meisten, haben einen Fehler: sie sind von Professoren für Professoren oder solche, die es werden wollen, geschrieben. Die Weitläufigkeit der Anlage und die kühle Abstraktion der Darstellung macht sie für den angehenden Juristen unbrauchbar; er greift lieber zu den kleinen Handbüchern, insbesondere zu den ja ganz trefflichen von Fitting; und der im Leben stehende Beamte vermißt in ihnen den raschen und knappen Aufschluß, den er vom Kommentar zu erhalten gewohnt ist und die ebendort sich findende ausgiebige Verwerthung der oberstrichterlichen Entscheidungen. Diesen Mängeln will das Lehrbuch von Schmidt ausweichen. In einem mäßig starken Band (mit den ausführlichen Registern 956 Seiten) ist übersichtlich und in der bestimmten, geraden Darstellungsweise, die der Verfasser schon in seinen früheren Werken bekundet hat, zusammengefaßt, was nöthig ist. Dadurch, daß auf Spitzfindigkeiten durchgehends verzichtet, und da, wo zwischen verwandten Gebieten fließende Grenzen sind, nicht mit unnöthigem Arbeitsaufwand eine scharfe Trennung herzustellen versucht wird — eine undankbare Thätigkeit, der sich unsre Gelehrten mit erstaunlicher Vorliebe unterziehen —, ist Raum gewonnen, um auch auf Angaben rein praktischer Natur einzugehen, die sonst gerne, als dem vornehmen Ton des übrigen Vortrags nicht entsprechend, sehr mit Unrecht ausgeschieden werden. Durch ihre Einbeziehung gewinnt das Gesammtbild an Klarheit, der Anfänger vermag sich leichter eine richtige Vorstellung zu bilden und der Vorgeschrittene freut sich über die ihm bereits vertrauten Stützpunkte. Daß ein für die Förderung unsrer Wissenschaft des Zivilprozesses so geeignetes Werk unmittelbar vor der bedeutenden Abänderung, die das Gesetz in letzter Zeit erfuhr und die mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch in Kraft tritt, zum Erscheinen kam, ist bedauerlich; wenn auch die Abänderung nicht durchgreifender Natur ist, so erschwert doch die mit ihr zugleich erfolgte Neuredaktion des ganzen Gesetzes den Gebrauch des Buches. Ein Nachtrag, der die Novelle behandeln soll, ist in Aussicht gestellt.

J. T. **Untersuchungen über die Wirkung des schwefelsauren Ammoniaks und des Chile-Salpeters.** Beitrag zur Stickstoff-Frage von Dr. E. Klopfer. Essen, Baedeker 1898. — Das vorliegende Schriftchen ist von spezifisch landwirthschaftlichem Interesse. Der Verfasser weist darauf hin, daß in unsrer Düngungstechnik der schwefelsaure Ammoniak neben dem Natronsalpeter eine viel zu geringe Rolle spielt; beide Substanzen enthalten bekanntlich Stickstoff, dessen Zuführung zur Ackerkrume ein Haupterforderniß der Düngung ist. In dem Schriftchen wird durch Anführung zahlreicher Versuche nachgewiesen, daß das Ammoniumsulfat dem Chilesalpeter in seinem Düngewerth keineswegs unbedingt nachsteht. Unter bestimmten Bedingungen hat es sogar eine bessere Wirkung als der letztere. Eine der wichtigsten dieser Bedingungen ist die, daß dem Boden — wo er diese nicht enthält — basische Stoffe, wie Kalk, zugesetzt werden zur Abstumpfung der in dem Ammoniumsulfat enthaltenen Schwefelsäure. Ein unbedingter Vorzug kommt nach der Ansicht des Verfassers dem Ammoniumsulfat vor dem Chilesalpeter nicht zu, vielmehr begünstigen die Bodenverhältnisse wie die jeweilige Witterung in dem einen Falle die Ausnutzung des Salpeterstickstoffs, in dem anderen Falle die Wirksamkeit des Ammoniakstickstoffs. Hervorgehoben wird noch, daß das Ammoniumsulfat ein heimisches Nebenprodukt der Kokerei ist, während der Salpeter eine ausländische Waare darstellt. Wenn der Konsum des Ammoniumsulfats ein seiner Bedeutung entsprechender wäre, so wäre die Erzeugung desselben sehr steigerungsfähig, denn von den im rheinisch-westfälischen Industriegebiet im Betrieb stehenden Koksöfen ist nur etwa ein Drittel mit Einrichtungen zur Gewinnung von Nebenprodukten versehen. Das Schriftchen ist flott und interessant geschrieben und erläutert die Resultate der angestellten Ergiebigkeitsversuche durch zweckentsprechende Illustrationen.

-rt- **Entdeckung eines neuen Kometen.** Die Kometenentdeckungen wollen heuer kein Ende nehmen! Soeben kommt von der Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel die telegraphische Nachricht, daß der bekannte Kometenentdecker **William R. Brooks** in Geneva (Nordamerika) am Abend des 20. Oktober wiederum einen neuen Kometen — den neunten in diesem Jahre — aufgefunden hat. Dieser neue Komet steht im Sternbild des Drachen, er ist ziemlich hell und bewegt sich in der Richtung nach Südosten. Seine genauen Positionen waren am Abend der Entdeckung: Rektascension = 14 h 32 m, Deklination = 60° 26'; er kommt demnach gegenwärtig um Mitternacht in die untere Kulmination und ist während der nächsten Wochen die ganze Nacht hindurch am Himmel zu beobachten.

-yx- **Zweite Konferenz zur Berathung eines internationalen Katalogs der exakten Wissenschaften.** (Vgl. Beilage 235.) Nach dreitägiger Berathung wurde die Konferenz am 13. Oktober geschlossen. Die Resultate sind insofern von großer Bedeutung, als nunmehr die Vorarbeiten für das von der Royal Society angebahnte Werk nicht mehr durch ein Komitee dieser Gesellschaft, sondern auf internationalem Wege vorgenommen werden sollen, soweit sie nicht durch die jetzige Konferenz erledigt worden sind. Die Konferenz hat nämlich die Anträge des Berichts, die sich auf die äußere Einrichtung des Katalogs, auf die Organisation des Aufsichtsraths und des Zentralbureaus beziehen, empfohlen. Hinsichtlich des zu wählenden Klassifikationssystems wurde aber auch diesmal nichts definitives beschlossen. Der darauf bezügliche Punkt (19) des Protokolls lautet: „Es wird beschlossen, daß die Registrationssymbole, welche im Katalog benutzt werden, basirt werden sollen auf ein zweckmäßig kombinirtes System von Buchstaben, Zahlen oder anderen Zeichen, die für jede Wissenschaft den Bedürfnissen derselben angepaßt sind und **soweit als thunlich in Uebereinstimmung stehen mit einem allgemeinen Klassifikationssystem.** Dieser Punkt war von den belgischen Delegirten beantragt worden und stieß auf den Widerstand der Royal Society. Sämmtliche in der Sitzung anwesende fremde Delegirten, mit Ausnahme des holländischen, stimmten jedoch für diesen Antrag. Die Festsetzung der endgültigen Klassifikationstafeln wurde sodann einem „provisorischen internationalen Komitee" überlassen. Die Delegirten wurden aufgefordert, in ihren Ländern Lokalkomitees zu organisiren, welche alle einschlägigen Fragen studiren sollen und auf Grund dieser Berathungen innerhalb 6 Monaten dem internationalen Komitee einen Bericht abzustatten. Dieses selbst wird dann auf Grund dieser Referate bis längstens 31. Juli 1899 einen Bericht ausarbeiten, welcher von der Royal Society herausgegeben und den Beschlüssen der Konferenz einverleibt werden soll. Dieses Komitee ist sogar ermächtigt worden, in den Details der Konferenzbeschlüsse etwa sich als nothwendig erweisende Modifikationen vorzunehmen. In das Komitee wurden gewählt folgende drei Mitglieder der Royal Society: die Professoren **Armstrong, Foster** und **Rücker**, der Präsident des Institut international de Bibliographie, Senator Professor **Descamps**, ferner für Deutschland Professor **Waldeyer** (Berlin), für Oesterreich Professor **Weiß** (Direktor der Wiener Sternwarte), für Frankreich Professor H. **Poincaré** von der Académie des sciences in Paris, endlich für die Vereinigten Staaten der Sekretär der Smithsonian Institution, Professor S. P. **Langley**. Das Komitee kann im Fall der Nichtannahme dieser Wahlen seitens eines der Gewählten andere Vertreter und außerdem zwei weitere Mitglieder kooptiren. Für diese beiden letzteren Stellen ist je ein Vertreter Italiens und Rußlands in Aussicht genommen. Schließlich wurden die Delegirten aufgefordert, sich sobald als möglich zu informiren und dem internationalen Komitee darüber zu berichten, welche Beiträge in Form einer Subskription oder in einer anderen Art zu den Kosten des Zentralbureaus von Seiten ihres Landes erhofft werden können, und die Royal Society gebeten, die stenographischen Protokolle der Konferenz ehemöglichst herauszugeben. Der „Gazzetta del Popolo" entnehmen wir eine Meldung aus Rom, derzufolge Minister Baccelli die Einladung der Royal Society dahin beantwortet haben soll, daß Italien auf der Konferenz nicht vertreten sein werde, wenn dem Italienischen nicht das gleiche Recht im Text des Katalogs eingeräumt werden würde wie der deutschen und französischen Sprache.

* **Würzburg.** Der „Frkf. Ztg." wird von hier gemeldet, daß Professor Arnold Schröer in Freiburg einen Ruf als Lehrer für englische Philologie an die hiesige Universität erhalten habe.

* **Ulm.** Durch Beschluß der bürgerlichen Kollegien wurde heute das Gesuch des k. statistischen Landesamts um Benutzung des Ulmer Münsterthurms für meteorologische Beobachtungen genehmigt. Die Instrumente, die die meteorologische Zentralstation in Stuttgart liefert, werden dem „Schwäb. Merkur" zufolge auf dem Umgang des Vierecks und dem des Achtecks angebracht, und die Registrirung von den Münsterwächtern besorgt unter Aufsicht des Vorstands der hiesigen meteorologischen Station, Direktor Schimpf. Die meteorologische Münsterstation Ulm wird die höchste Thurmbeobachtungsstelle werden nächst dem Eiffelthurm in Paris.

* **Frankfurt a. M.** Mit dem Bau des für Prof. Ehrlich neu zu errichtenden Instituts für Serumforschung, das bekanntlich von Steglitz hieher verlegt wird, ist soeben begonnen worden. Das Gebäude kommt in die nächste Nähe des städtischen Krankenhauses zu liegen und die Stadt Frankfurt hat den Grund hiezu unentgeltlich abgetreten. Dem Vernehmen nach sollen die Raumverhältnisse des Instituts nicht allzu reichlich bemessen sein. — Ferner meldet die „Chemikerztg.": Die Farbwerke vormals Meister, Lucius u. Brüning in Höchst a. M. haben nach einem Verfahren von Prof. Löffler (Greifswald) eine neue Station zur Gewinnung eines Serums zur Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche eingerichtet. Das betreffende Serum wird aus den bei der Ueberimpfung der Maul- und Klauenseuche auf Schweine sich bildenden Bläschen gewonnen und soll für 1 Jahr immun machen. Immerhin stellen sich die Kosten der Immunisirung noch ziemlich hoch. Zu bemerken ist, daß der die Krankheit verursachende Bazillus bisher noch nicht nachgewiesen ist. Um so anerkennenswerther sind daher die erzielten Erfolge.

* **Altenburg** (S.-A.). Am 18. Oktober gelangte auf der hiesigen Sternwarte der von Hans Heele in Berlin erbaute siebenzöllige Doppelrefraktor zur Aufstellung. Dies Instrument, das viele Neuerungen in der Aufstellung zeigt, ist in seiner technischen Vollendung als ein Meisterwerk deutscher Präcisions-Mechanik und -Optik zu bezeichnen. Es soll außer zu photographischen Aufnahmen hauptsächlich zu photometrischen Untersuchungen der Sterne mit Bandenspektren benutzt werden.

* **Berlin.** In die durch die Berufung des Regierungsrathes Professor Dr. Heffter an die Universität Bern beim kaiserlichen Gesundheitsamte erledigte Stelle eines Pharmakologen ist Dr. E. Rost aus Marburg eingetreten.

* Zu der Notiz aus Rostock in Nr. 236 der Beil. bemerken wir berichtigend, daß der Zoologe Dr. O. Seeliger zum ordentlichen Professor an der dortigen Universität bestellt worden ist.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der Agrikulturchemie an der technischen Hochschule in Brünn, Max Hönig, ist zum ordentlichen Professor dieses Fachs an der genannten Hochschule, und der Privatdozent an der tschechischen technischen Hochschule in Prag, Julius Stoklasa, zum außerordentlichen Professor der Pflanzenproduktion an der genannten Hochschule ernannt worden.

* Im Sommersemester 1898 zählten die 20 Universitäten des Deutschen Reiches 31,683 Studirende: 2682 evangelische, 1263 katholische Theologen, 8747 Juristen, 8047 Mediziner, 10,954 Philosophen. Die besuchteste Universität war Berlin mit 4882 Studirenden, die am wenigsten besuchte Rostock mit 462. Die meisten evangelischen Theologen studirten in Halle (433), die wenigsten in Rostock (27), die meisten katholischen Theologen in Breslau (302), die wenigsten in Würzburg (135), die meisten Juristen in Berlin (1468), die wenigsten in Rostock (116), die meisten Mediziner in München (1182), die wenigsten in Rostock (98), die meisten Philosophen in Berlin (2099), die wenigsten in Greifswald (107). Auf den 20 Universitäten studirten insgesammt 29,428 Deutsche und 2285 Ausländer. Die Gesammtzahl der Dozenten belief sich auf 2493: 1066 ordentliche Professoren, 81 Honorarprofessoren, 583 außerordentliche Professoren, 761 Privatdozenten. Die meisten Dozenten hatte Berlin (366), die wenigsten Rostock (49). Studirende Damen wurden im Sommersemester 1898 309 gezählt: 166 in Berlin, 24 in Heidelberg, 23 in Marburg, 21 in Breslau, 21 in Göttingen, 18 in Bonn, 17 in Königsberg, 13 in Kiel, 6 in Halle.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jakob Grimm und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. IX. Band. 14. Lieferung. Bearbeitet unter Leitung von Dr. M. Heyne. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Bearbeitet von Dr. J. Escher und Dr. P. Schweizer. IV. Band. 2. Hälfte. Zürich, Fäsi u. Beer 1898. — Mittheilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Herausgegeben von dem Direktor Prof. Dr. Eduard Sachau. Jhrg. 1. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1898. — Prof. Dr. H. Holtzmann: Zum Gedächtniß Bismarcks. — Prof. Dr. Wilhelm Kahl: Bismarck lebt. Zwei Reden. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. — Prof. H. Ulmann: Kaiser Wilhelm der Alte. Festrede. Greifswald, J. Abel 1898. — Arthur Frhr. v. Hübl: Die photographischen Reproduktionsverfahren. Halle a. S., Wilhelm Knapp 1898. — Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur. Bd. 1. Leipzig, Fr. Andrä's Nachfolger 1897. — Adolf Garbell: Leitfaden für den Unterricht in der russischen Sprache. I. Russische Fibel. II. Elemente der russischen Sprachlehre. Berlin, Langenscheidt 1899. — Elisabeth Gnade: Sarkoschin. Roman. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1898. — Berthold Roy: Der Wiederaufbau Jerusalems. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1898. — Fritz Bronsart v. Schellendorff: Strauße, Zebras und Elefanten. Die Bedeutung eingeborener Thiere für die wirthschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrika's. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. — Dr. Granier: Lehrbuch für Heilgehülfen und Massöre. Berlin, Richard Schoetz 1898. — Ida Boy-Ed: Die Schuldnerin. Roman. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1899. — Bernhardine Schulze-Smidt: Eiserne Zeit. Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen. Ebenda 1899. — E. Schroeder: Sonnenblume. Roman. Ebenda 1898. — Paul Kaiser: Grüß Gott! Gedichte und Lieder. Leipzig, Georg Wigand 1898. — Rudolf Elcho: Freiland. Roman. Berlin, Wien, Leipzig, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 1898. — Hans Richter: Um Ar und Halm. Roman. Ebd. 1898. — Karl v. Heigel: Der Roman einer Stadt. Roman. Ebd. 1898. — Krahmer: Rußland in Mittel-Asien. Leipzig, Zuckschwerdt u. Co. 1898. — Georg Büchmann: Geflügelte Worte. Fortgesetzt von Walter Robert-Tornow. 19. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haude u. Spener (F. Weidling) 1898. — Die Schriften Johann Karl Bertram Stüve's. Zusammengestellt von Max Bär und Friedrich Runge. Osnabrück, J. G. Kisling 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 25. Oktober. Nummer 242.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Theodor Fontane.

Von Franz Riß.

Am Ende des kommenden Jahres hätte Theodor Fontane seinen 80. Geburtstag feiern können; er wurde am 30. Dez. 1819 geboren. Es schien, als ob er ihn voll ungebrochener Kraft und heiterster Schaffensfreude erleben würde. Die Werke seiner letzten Jahre verriethen nichts Greisenhaftes. Wohl kennzeichnete sie die klare, beschauliche Ruhe, die vorwiegend dem Alter, dem glücklichen Alter eigen ist; aber ihr froher Sinn für alles Neue und Werdende bewies, daß ihr Verfasser im Herzen jung geblieben war. Sturm und Drang war seine Art ja nie gewesen; ein ungestüm sich emporringendes Genie war er nicht. Er drückte nicht, wie ungeschickte Lobredner in letzter Zeit von ihm wohl behaupteten, seiner Zeit den Stempel auf. Aber er war ein echter Dichter. Die nachhaltige Anziehungskraft, die nur dem wahren Kunstwerk eigen ist, geht von seinen Schöpfungen aus.

Fontane war ein Märker. In Neu-Ruppin wurde er geboren und verlebte dort, von einer kurzen Uebersiedlung nach Swinemünde abgesehen, seine Jugendjahre. Man wird also Neu-Ruppin seine Vaterstadt nennen dürfen. Seit langer Zeit war er allerdings in Berlin daheim. Er ist kein Berliner von Berlin; wenn er auch manches vom Berliner an sich hat — es steht ihm ganz wohl —, so vermag er doch mit unbefangenem Blick neben vielem Licht, das dort ist, auch viel Schatten zu sehen. Dem Eingeborenen wird ja aus dem Boden, in dem er wurzelt, die ursprünglichere Kraft zuströmen; der höhere Standpunkt, das richtigere Erkennen, das klarere Urtheil wird sich meistens beim Eingewanderten finden. Er hat die Möglichkeit und die Anregung, das Neue mit dem schon Bekannten zu vergleichen. Auch durch die Mark ging Fontane mit solch ungetrübten Augen. Es stand dort wohl seine Wiege, aber nicht die seiner Ahnen. Seine Eltern entstammten beide der französischen Kolonie in Berlin; die Vorfahren des Vaters waren aus der Gascogne, die der Mutter aus den Cevennen dorthin gezogen. Die Kolonie hat sich eingewöhnt; ihre Erinnerungen und ihre Eigenart aber hat sie nicht aufgegeben. Das reichere Land der älteren Kultur und der wärmeren Sonne verleugnet seine Nachwirkung nicht. Fontane's Eltern trugen noch unverfälscht den Charakter des Landes, aus dem sie stammten. Der Vater, wie sein Sohn ihn darstellt, ein großer, stattlicher Mann, voll Bonhomie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconaden nicht abhold, die Mutter, ein Kind des Landes der Religionskriege, eine schlanke, zierliche Frau mit schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber von großer Leidenschaftlichkeit. Häuslicher Zwist, der schließlich zur Trennung führte, war bei so verschiedenen Anlagen unvermeidlich. Auf die Entwicklung der Kinder, die an beiden Eltern hingen, konnte das nicht ohne Einfluß bleiben. Früh trat an sie der Zwang heran, für und wider gegeneinander zu halten; es war ja auf beiden Seiten Recht und Unrecht.

Es hat sich seltsam gefügt, daß Fontane, ein halber Franzose (halb ist am Ende zu viel gesagt; als er einmal von Paris erzählt, das ihm nicht gefiel, meint er, er sei vielleicht zu deutsch), der berufene Schilderer der Mark und einer der bekanntesten Sänger preußischer Art und preußischen Ruhmes wurde. Er sollte, wie der Vater, Apotheker werden; es litt ihn aber nicht lange dabei. Seine früh hervorgetretene Gewandtheit im Erzählen und Darstellen, ein Erbstück des Vaters, legte ihm schriftstellerische Versuche nahe. Sie sind in verschiedenen Zeitschriften begraben. Zu Beginn der 50er Jahre wandte er sich mit drei Bändchen Gedichten an die weitere Lesewelt. „Männer und Helden, acht Preußenlieder“, „Von der schönen Rosamunde, ein Romanzencyklus“, „Gedichte“ lauteten die Titel. Mit später entstandenen sind sie jetzt in einem stattlichen Band vereinigt. Geringwerthige Gelegenheitssachen sind dabei nicht völlig ausgeschieden; aber es sind auch Perlen darunter. Am nächsten lag Fontane's Eigenart die Ballade, bei der er sich zuerst an englische, zum Theil auch an nordische Muster anschloß. Manche dieser Dichtungen sind weit bekannt, ohne daß man den Namen des Verfassers entsprechend beachtet. Archibald Douglas ist ein Beispiel davon. Auch in den Balladen aus der märkischen Geschichte trifft er meistens mit Glück den richtigen Ton des epischen Volksliedes. Er hatte auf zahlreichen Wanderschaften vom Volke selbst, mit dem er gern verkehrte, die Weise gelernt.

Ob die Gedichte bei ihrem Erscheinen die Beachtung fanden, die sie verdienten, konnte ich nicht erfahren. Reichen Sold brachten sie dem Verfasser jedenfalls nicht ein; denn die nächsten Jahre war er wieder beschäftigt wie vorher — er schrieb Feuilletons, Reisebriefe, Theaterberichte für die Zeitschriften, dabei wohl auch einem inneren Drang genügend, in erster Linie aber ums liebe Brot. Der Vater war ein ebenso schlechter Geschäftsmann wie trefflicher Gesellschafter gewesen; er hatte dem Sohn sein Talent, aber kein Vermögen mitzugeben vermocht. So mußte denn das Talent arbeiten. An glücklichen Tagen kann unter solchen Verhältnissen ein Kunstwerk entstehen; aber den größeren Theil dessen, was unter diesem Druck entstand, wird man, ebenso wie die Gelegenheitsdichtungen, bei einem Gesammtbild gerechterweise ausscheiden müssen. Die Stimmung, die zum künstlerischen Schaffen nöthig ist, läßt sich nicht erzwingen; sie muß aufgehen wie eine Blume.

Im Jahre 1861 erschien der erste Band eines Werkes, das Fontane's Namen für immer im deutschen Lesekreise zu einem der bestgenannten machen wird: der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Auf seinen Fahrten in Schottland war ihm der Gedanke dazu gekommen. Auf

dem Levensee in der Grafschaft Kinroß, in dessen Mitte sich das alte vielbesungene Douglasschloß Lochleven-Castle erhebt, gedachte er eines früheren Tages, da er auf dem waldumschlossenen See vor Schloß Rheinsberg in der Mark fuhr und die Erinnerung ihm das Schloß mit Flügeln und Thürmen, mit Hof und Treppe durch die Gestalten bevölkerte, die einst hier gelebt. „Und da," sagte er, „trat die Frage an mich heran: so schön dies Bild war, das der Levensee mit seiner Insel und seinem Schloß vor dir entrollte, war jener Tag minder schön, da du im Flachboot über den Rheinsberger See fuhrst, die Schöpfungen und die Erinnerungen einer großen Zeit um dich her? Und ich antwortete: Nein!" In der Fremde war ihm der Werth der Heimath voll aufgegangen. Er schweifte nicht mehr in die Ferne. Mit offenem Aug und offenem Ohr durchzog er die vielgeschmähte, wenig bekannte Mark und brachte ungeahnte Schätze mit nach Haus. Jeder Fußbreit Erde belebte sich und gab Gestalten heraus. Auf den alten Herrensitzen wie in den Häusern der Bauern, in den Rathhäusern der Städte wie in den schlichten Dorfkirchen, in fürstlichen Schlössern und einsamen Klosterruinen lag so viel verborgen, was dankbar sich wieder ins Leben rufen ließ. Und Fontane wußte es zum Leben zu bringen. Nicht mit der kühlen Zurückhaltung des Historikers trat er an diese Aufgabe heran; wie er es fand, so gab er wieder, was ihm begegnet, und wo das Licht oder der Schatten einer Verschärfung bedurfte, wo kleine Lücken oder Widersprüche sich fanden, da besserte er getrost mit eigener Hand aus. Es waren ja keine Aufsätze für eine wissenschaftliche Zeitschrift; nur Plaudereien waren es, die er bot. Aber es will etwas heißen, vier Bände Plaudereien zu schreiben. Die Plauderei soll fesseln und nicht anstrengen, sie soll inhaltsreich sein, aber nicht gründlich; in gefälliger Form gefaßt, soll sie doch den Anschein erwecken, als sei sie mühelos so festgehalten, wie sie der Eingebung des Augenblicks entsprang. Da kam Fontane des Vaters Mitgift recht zu statten. Wie er, von der Wanderung heimgekehrt, im Freundeskreis beim Glase Wein erzählt haben würde — was er, des Vaters Beispiel folgend, über alles liebte, so schreibt er auch nieder, was er fand. Alles wirkt zwanglos, sicher, leicht, elegant. Die Form, fast geflissentlich vernachlässigt, schmiegt sich dem Inhalt aufs genaueste an; sie ist nach Bedarf gedrängt oder breit, scharf oder gemüthvoll, hochtönend oder einfach, immer aber klar, ungeziert und liebenswürdig. Ueberall weiß er volle Anschaulichkeit zu erzielen. Sei es eine merkwürdige Gegend, ein beachtenswerthes Gebäude, ein interessanter Vorfall, ein bedeutender Charakter: mit wenigen schlichten Sätzen ist das Bild in seinen wesentlichen Linien gezeichnet. Gern läßt er die Personen, die er schildert, selbst aus ihren Aufzeichnungen und verbürgten Aussagen das Wort führen. „Das Beste an meinen Wanderungen ist jedenfalls das, was nicht von mir ist", versicherte er mir einmal in seiner humorvollen Weise. Das Urtheil wird nicht zu unterschreiben sein. Es ist viel Reizvolles in den Wanderungen zusammengetragen; der eigentlichste Reiz liegt aber doch in der Art, wie es dargestellt ist. Und die Darstellung ist und bleibt Fontane's Werk.

Mehr als 20 Jahre arbeitete Fontane an den Wanderungen; nimmt man noch das damit nahe zusammenhängende Buch „Fünf Schlösser" dazu, das 1889 erschien, so kann man von mehr als 30 Jahren reden. Die Arbeit war freilich nicht ununterbrochen. Die drei großen Kriege von 1864, 1866 und 1870 fanden ihn als Berichterstatter. Vom literarischen Standpunkt aus bedeutete diese Thätigkeit eine Pause. Multa, non multum kann man von dem sagen, was er während dieser Zeit schaffte. Nur eins ist auszunehmen: die Schilderung seiner Erlebnisse im französischen Krieg. Seine romantische Neigung hatte ihn gleich zu Beginn des Feldzugs nach Domremy, der Heimath der Jungfrau von Orleans, gezogen, deren Einwohner aber die Romantik schlecht verstanden und ihn kurzweg als preußischen Spion behandelten. Das war zu jener Zeit schlimm genug. Kriegsgerichte urtheilen schnell, und Menschenleben gelten vor ihnen wenig. Dem gänzlichen Mangel an Schuldgründen hatte es Fontane zu danken, daß der Spruch gegen ihn nur auf Festhaltung lautete. Er wurde auf die Insel Oléron verbracht und blieb dort bis 25. Nov. 1870. Es war gerade keine frohe Zeit für ihn; aber er wußte nicht nur mit Gleichmuth, sondern selbst mit Humor sich in das Unvermeidliche zu finden. Die Schilderungen, die er von seinen Gefängnissen gibt, können sich Fritz Reuters Festungstid getrost an die Seite stellen. Die ruhige Sicherheit der Beobachtung, die schmucklose, in ihrer Schlichtheit doppelt wirksame Wiedergabe der gewonnenen Eindrücke verleihen der einfachen Erzählung einen außerordentlichen Reiz. Man fühlt, daß der Erzähler über den Dingen steht, die ihn umgeben. Ein hartes und arbeitsreiches Leben hatte ihm in Verbindung mit einer glücklichen Anlage und einem edlen Charakter diese Ueberlegenheit, die hier, wie auch sonst gern zum Sarkasmus neigt, erworben.

Noch ein anderes literarisches Ereigniß unterbricht die Folge der Wanderungen. Im Jahre 1878 erschien Fontane's erster Roman „Vor dem Sturm". Er hängt mit den Wanderungen aufs engste zusammen. Eine Fülle interessanter Personen und Vorgänge war ihm bei dieser Arbeit bekannt geworden. Es lag nahe, daß es ihn reizte, aus diesen Einzelheiten ein größeres Bild zu gestalten. Er wagte den Versuch und nannte das Werk einen Roman. Die Handlung führt in den Winter vor dem Ausbruch der Befreiungskriege und spielt im alten Bisthum Lebus in der Mark. Durch drei Bände zieht sie sich hin, und will man sie am Schluß wiedergeben, so sieht man, daß eigentlich keine Handlung da ist. Alles löst sich in Bilder auf, die nur der geschichtliche Hintergrund und eine Anzahl leicht gesponnener Beziehungen zwischen den Personen zusammenhält. Selbst die Form erinnert noch ganz an die Wanderungen. Neu auftretende Personen erfahren sofort eine erschöpfende Darstellung ihrer Gestalt, ihres Charakters, ihres Benehmens, ihres Vorlebens. Das ist ein künstlerischer Fehler, und Fontane ist der letzte, der dies nicht selbst fühlte. Gelegentlich räumt er es ausdrücklich ein, wenn schon mit dem Versuch einer Rechtfertigung. Er konnte nicht mit einem Satz in die neue Weise sich hineinfinden. Der Roman war für ihn, dessen Stärke bis dahin in der Kleinmalerei lag, eine schwere Aufgabe. Es war ausgeschlossen, daß sein Erstlingswerk auf diesem Gebiet tadelfrei gedieh. Auch ein besonderer Umstand trat ihm in den Weg: er hatte sich in seinen „Wanderungen", so frei er den Stoff behandelte, doch vielfach an historische Genauigkeit gewöhnt. Gelehrte Geschichtschreibung lag ihm ja gewiß ferne. In seinen Erlebnissen aus dem französischen Krieg schildert er mit Behagen, wie man ihn einmal „unter Anwendung des Wahrscheinlichkeitsbeweises, als früher schon literarisch Betroffenen kurzweg zum historien prussien kreirte, und wie er da nicht ohne Verwirrung den Schatten des Lorbers auf seiner Stirn fühlte, seine Fassung aber wieder in dem Gedanken gewann, daß eben doch die Fremde ihren Mann erkennt und der Heimath (die nie recht ran will), die großen Fingerzeige gibt." Er wußte, wo seine Stärke lag und lächelte, da sie hier auf einem von ihm nur gestreiften Feld gesucht wurde. Aber doch war er in seinem ersten Roman noch zu sehr Historiker, um ein vollendeter Erzähler zu sein. Das Wissen bekundete sich als des Dichters Feind; es hemmte den freien Flug, ohne den kein Kunstwerk gedeiht.

In zwei Richtungen zeigte es sich aber schon bei diesem Erstlingswerk, daß Fontane auch auf dem neu betretenen Gebiet ein Meister werden solle. Mit außerordentlichem Geschick ist die gedrückte, jedoch gleichwohl nicht muth- und hoffnungslose Stimmung, die in der Pause zwischen dem Zusammenbruch der großen Armee und dem Beginn der Befreiungskriege auf Preußen lag, wiedergegeben. Man liest sie nicht; aber man fühlt sie zwischen den Zeilen heraus. Es paßt eben alles, was sich in der Erzählung ereignet, das Große wie das Kleine, das Bedeutende wie das Nebensächliche, selbst das, was scheinbar zu dieser Stimmung in gar keinem Betracht steht, in sie hinein. Sie wirkt wie ein zusammenfassender Hintergrund, der die einzelnen Theile des Bildes umschließt. Er ist für die Feinheiten, die im Bilde selbst liegen, fast zu stark betont. Manche tritt nicht so hervor, wie sie verdiente, denn der eigentliche Werth des Werkes liegt doch in seinem weiteren Vorzug: der eminenten Schilderung der auftretenden Persönlichkeiten, insbesondere des preußischen Adels. Den hatte Fontane während der Arbeit an den „Wanderungen" kennen gelernt und weiß ihn, wie wohl kein zweiter, darzustellen. Eigenart ist bei diesem Adel, der über aller Königstreue doch nie vergißt, daß „wir vor den Hohenzollern da waren", und der mehr als jeder Andere in Arbeit und Kampf, fern von einem weichlichen Hofleben, erwachsen ist, genug zu finden. Trefflich weiß Fontane dabei die verschiedenen, so ähnlichen und doch nicht gleichen Stämme auseinanderzuhalten: die Märker, die Ostpreußen, die Polen. Die leichte, aber bestimmte Betonung kleiner Unterschiede, die aber auf ein im Grunde verschiedenes Wesen zurückführen, ist eben seine Freude und seine Kraft. Das zieht sich durch alle späteren Werke, mit jedem zu weiterer Vollkommenheit reifend, gleichmäßig hindurch.

In den nächsten Jahren erschien eine rasche Folge von Romanen. Es ist noch ein geschichtlicher darunter: „Schach von Wuthenow" aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. Zwischen ihm und dem ersten liegen „Grete Minde" und „Ellernklipp", wahrscheinlich auch „Unterm Birnbaum", das damit nahe verwandt ist. Die Werke enthalten alle prächtige Einzelheiten, bedeuten aber im ganzen nur Uebergänge. Auf die Höhe gelangt Fontane mit den Romanen „L'Adultera", „Graf Petöfy", „Cécile". Hier ist auf jeden Hintergrund verzichtet; weder eine geschichtliche Thatsache, noch ein an sich bedeutsames Ereigniß kommen zur Darstellung. Dinge, die sich alle Tage ereignen, bilden die einfache Handlung, die noch dazu in ihrer Entwicklung nur angedeutet wird. Das ist nun echt Fontane's Art. Ein einziges Wort erzählt oft mehr, als viele Seiten zu fassen vermögen. In „L'Adultera" kommt in Ezechiel Van der Straatens Haus der Sohn eines Geschäftsfreundes; würde der Titel des Werkes es nicht vermuthen lassen, so bemerkte man nichts von Beziehungen zwischen ihm und der jungen, schönen Hausfrau. Nur einmal, beim Kahnfahren, streifen sich ihre Finger und sie schaudert. Dann in einer Nacht packt sie ihre Sachen und will fort. Ihr Mann, trotz seiner derben Außenseite voll Liebe zu ihr, sucht sie umzustimmen. „Ich will es halten, als wäre es mein eigenes." Mit einem Schlag rollt diese Aeußerung die Geschichte nach rückwärts auf. Noch überraschender geschieht das in „Graf Petöfy". Wer nicht zu errathen vermag, was nicht gesagt ist, wird in Fontane's Romanen wenig Genuß finden; umsomehr Jener, dem dies Freude macht. Alles Schwere, Drückende, Ungleiche ist vermieden. Nur die scheinbaren Nebendinge werden ausgeführt. Aber in diesen Nebendingen liegt der Ausdruck einer tiefgehenden Bewegung. Namentlich die Gegensätze, die in wenig gebildeten Kreisen schroff aneinanderstoßen, sind in den oberen Schichten der Gesellschaft durch Sitte und Uebung im Verkehr so gemildert, daß sie nur in fast unmerklichen Verschiedenheiten ausklingen. Aus diesen leicht mißachteten Kleinigkeiten ergeben sich oft ungeahnte Konflikte, und es zeugt von Fontane's sicherer Lebensbeobachtung, daß er gerade auf sie, namentlich wo sie als die Endpunkte von Gegensätzen erscheinen, sein Augenmerk richtet. Gegensätze, die aneinandergebunden sind oder doch sich lebhaft berühren, in ihrer Entwicklung zu beobachten, sie gegeneinander abzuwägen und in der Regel unter Verzicht auf das Urtheil das Gute auf beiden Seiten hervorzuheben, ist seine ausgesprochene Vorliebe. Jung und alt, süddeutsch und norddeutsch, katholisch und protestantisch, reich und arm, hoch und nieder, leidenschaftlich und ruhig, feinsinnig und derb — wie fügt es sich zusammen, wie äußert sich die Wirkung, wenn es durch Zwang zusammengehalten wird? Man konnte von Problemromanen reden, wenn nicht an diesen Begriff sich unrettbar die Charakteristik der lehrhaften Langeweile knüpfte. Diese fehlt bei Fontane ganz und gar. Er weiß, ohne oberflächlich zu sein, den leichten Fluß der Rede zu führen; Sentenzen, scheinbar selbstverständlich und nebenher gesetzt, treffen in überraschender Weise den Nagel auf den Kopf; die Charaktere, in wenigen, sicheren Strichen, bei gar nicht zur Hauptsache gehörigen Thätigkeiten angedeutet, entwickeln sich zu völliger, manchmal ganz plastischer Klarheit.

Fontane's Trachten, nicht über das naheliegende Gute hinaus in eine zweifelhafte Form zu schweifen, kommt noch bestimmter als in diesen Werken in seinen Berliner Romanen zur Geltung. Die Handlung tritt hier völlig zurück; die Bezeichnung Roman, mit der Fontane sehr frei umgeht, läßt sich fast nicht mehr halten. Der Reiz dieser Werke liegt durchweg in den einzelnen Stimmungsbildern. Das gilt gleichheitlich für „Irrungen, Wirrungen", „Stine", „Frau Jenny Treibel", in ganz ausgesprochenem Maße für „Die Poggenpuhls". Die Kritik fand hieran manches auszusetzen, aber Fontane fühlte sich auf dem rechten Weg und ging ihn ruhig weiter.

> Verzeiht den Anekdotenkram
> Und daß ich niemals einen Anlauf nahm,
> Auch niemals mit den Göttern grollte,
> Nicht mal den Staat verbessern wollte,
> Nicht mal mit „sexuellen Problemen"
> Gelegenheit nahm, mich zu benehmen —
> Der faßt es so, der anders an,
> Man muß nur wollen, was man kann,
> Mir würde der Weltsprung nicht gelingen
> So blieb ich denn bei den nähern Dingen,
> Drei Schritt bloß — — ich weiß, es ist nicht viel,
> Aber Freude gibt jedes erreichte Ziel.

Er war wohl am Ziel, als er diese für ihn so bezeichnenden Verse schrieb. Die Zahl seiner Freunde im Norden und Süden, im Osten und Westen mehrte sich; die Kritiker, die ihn zuerst über den Normalleisten zu spannen versucht und ihn, da er nicht darauf paßte, verworfen hatten, nahmen die Beobachtung von dem gerechteren Standpunkt, daß jede Eigenart Achtung verdient, wieder auf und änderten das frühere Urtheil. Merkwürdig lang erhielt sich ein durchaus ungerechter Vorwurf: Fontane sei frivol. Selbst in Literaturgeschichten ist er übergegangen. In seinem letzten Werk „Von zwanzig bis dreißig" hat ihn Fontane nachdrücklich zurückgewiesen. Was heißt frivol? Treibt er mit dem Heiligen Spott, läßt er das Laster triumphiren? Das konnte ich nirgends finden. Wenn er in „L'Adultera" die Ehebrecherin nicht zugrunde gehen läßt — nun, es kommt auch im Leben vor, daß dies nicht ihr Ende ist; die auch im Leben nicht ausbleibenden strafenden Folgen eines solchen Schrittes schildert er getreu genug. Noch mehr geschieht das in „Effi Briest". Und

wenn er in „Irrungen, Wirrungen“ ein aussichtsloses Liebesverhältniß zur Darstellung nimmt, so gibt er mit der Freude gewissenhaft auch das Leid wieder, zu dem es führt. Hören wir die Worte, mit denen er Bodo v. Rienäcker seinen Freund davor warnen läßt:

„Ja, Rexin,“ sagte er, „ich will Ihnen antworten, so gut ich kann, und ich glaube, daß ich es kann. Und so beschwör ich Sie denn, bleiben Sie davon. Bei dem, was Sie vorhaben, ist immer nur zweierlei möglich, und das eine ist gerade so schlimm wie das andere. Spielen Sie den Treuen und Ausharrenden oder, was dasselbe sagen will, brechen Sie von Grund aus mit Stand und Herkommen und Sitte, so werden Sie, wenn Sie nicht versumpfen, über kurz oder lang sich selbst ein Greuel und eine Last sein; verläuft es aber anders und schließen Sie, wie's die Regel ist, nach Jahr und Tag Ihren Frieden mit Gesellschaft und Familie, dann ist der Jammer da, dann muß gelöst werden, was durch glückliche Stunden und ach, was mehr bedeutet, durch unglückliche, durch Noth und Aengsten verwebt und verwachsen ist. Und das thut weh.“

Ich denke, das klingt nicht frivol, das klingt sehr ernst. Und so bleibt von dem Vorwurf schließlich nur, daß in mehreren Werken die Figur eines jovialen alten Herrn wiederkehrt, der bei Gelegenheit in seinen Worten etwas unanständig wird. Nun ja, zugegeben; aber sozusagen: mit Anstand unanständig. Alte Herren sind eben nicht selten so, und wenn, wie recht wohl anzunehmen ist, der alte Fontane selbst sich hier konterfeit hat, Niemand soll ihm gram darum sein. Ich habe guten Grund zu glauben, (sag' ich es geradezu, ich weiß), daß ihm nicht einmal unsre edlen Frauen darüber zürnen — und bei ihnen kann man ja genau erfahren, was sich ziemt.

Im Jahre 1896 trat Fontane, nachdem er ein Jahr vorher in kleinen Reiseplaudereien sein schließliches Genügen finden zu wollen schien, mit seinem größten und reifsten Werk hervor. Es war der Roman „Effi Briest“. Hier zeigte er noch einmal seine ganze Kraft. Wohl ist die Handlung durchaus nicht kühn erfunden und noch weniger künstlich verschlungen. Effi Briest, als Kind an einen für sie zu ernsten Mann gegeben, kommt in unklarem Sehnen nach etwas anderem auf Abwege; ihr Mann, der durch einen Zufall die von ihr unglücklicherweise aufgehobenen Briefe aus jener Zeit entdeckt, erschießt im Zweikampf den Zerstörer seines Eheglücks und läßt sich von seiner Frau scheiden. Der Hergang kann nicht einfacher sein. Einzelne Scenen erinnern sehr an frühere Romane; die Lösung durch ein Duell findet sich in „Cécile“, ein Wiedersehen der Mutter mit den Kindern, wie hier, in „L'Adultera“; auch hat Effi Briest viel mit Käthe Rienäcker („Irrungen, Wirrungen“) gemein, und gar der Vater Briest ist wieder der wohlbekannte schlimme, alte Herr. Es wäre aber unrecht, das Armuth zu nennen; auf das Wie, nicht auf das Was kommt es Fontane an. Und das Wie macht diesen Roman, der trotz seiner Einfachheit von der ersten bis zur letzten Seite fesselt und durch die vornehme Behandlung der Sache gerade entzückt, zum vollendeten Meisterwerk.

Was noch „Effi Briest“ noch kam, brauche ich nicht eingehend zu behandeln. Es fügte dem Bild nichts Neues hinzu. „Die Poggenpuhls“, die ich schon erwähnte, sind ein kleiner Ausschnitt aus dem Berliner Leben; „Von zwanzig bis dreißig“, das kürzlich hier schon besprochen wurde, bildet eine Fortsetzung der Schilderungen aus seinem Leben, die er mit den „Kinderjahren“ so reizvoll begonnen hatte. Ein weiteres Werk, bisher nur in einer Zeitschrift veröffentlicht, soll demnächst erscheinen. Ich habe einmal ein Bruchstück davon gelesen und freute mich, schon an den ersten Sätzen untrüglich meinen alten lieben Fontane wieder zu erkennen. Das wird Jedem so gehen, der ihn in seiner Eigenart zu verstehen gelernt hat. Er ist eine Eigenart oder, wie man heute lieber sagt, eine Individualität. Nicht ein Bahnbrecher, der neue Gebiete erschließt, aber ein reiches Gemüth, das genug aus sich selbst zu schöpfen vermag, um nicht das, was es bietet, mit fremden Schätzen ausstatten zu müssen. In richtiger Selbstbeschränkung nicht über die Grenzen seines Könnens hinausstrebend, hat er innerhalb dieser Grenzen Vollkommenes geschaffen; und wenn ihm, was nur der genialen Kraft beschieden ist, versagt bleiben wird, Schule zu machen, Freunde, die ihn schätzen und lieben, wird er immer haben.

Ein Kapitel der Kostümgeschichte.

In der italienischen Zeitschrift „L'Arte“, einer neuen Auflage des von Prof. Adolfo Venturi redigirten „Archivio storico dell' arte“, erschien in der Mainummer dieses Jahres eine für die profane, wie für die christliche Archäologie gleich wichtige Abhandlung des bekannten Katakombenforschers Monsignor G. Wilpert über „Ein Kapitel der Kostümgeschichte“, drei Studien über das Kostüm der nachkonstantinischen Zeit, mit 25 Illustrationen in Zinkotypie und einer Tafel.

Diese drei Studien, die scheinbar verschiedene Dinge behandeln, 1. Das Galakostüm der Konsuln nach den Monumenten des 4. und der folgenden Jahrhunderte, 2. Das Pallium des Kleidergesetzes vom Jahre 382 und 3. das Pallium sacrum, haben, außer dem Hauptzwecke, die Entwicklung des Palliums von seinen Anfängen bis es das Pallium sacrum geworden, zu verfolgen, auch noch das Gute, daß sie uns ein getreues Bild der Tracht jener Zeit und ihrer Geschichte geben. Der Verfasser hat mit dieser Arbeit ein schon oft berührtes Gebiet betreten (siehe Bock „Geschichte der liturgischen Gewänder“, Duchesne „Origines du culte chrétien“ und Krieg in der Realencyklopädie von Fr. X. Kraus). Er hat mit ihr nicht nur erreicht, was er sich vorgenommen, d. h. Klarheit in verwickelte, nur zu verwickelte Fragen zu bringen, sondern er ist auch, vermöge seiner genauen Kenntniß des antiken Kostüms, zu ganz neuen, überraschenden Resultaten gekommen. Dies konnte nur erreicht werden durch ein systematisches Sammeln aller uns erhaltenen Monumente, die Pallium und Toga anbelangen, bis weit in die vorchristliche Zeit zurück. Wer weiß, wie weit die antike Kostümgeschichte noch einer detaillirten Bearbeitung ermangelt, der wird durch diese äußerst klar und deutlich und mit großer Gelehrsamkeit geschriebene Abhandlung eine Idee bekommen, wie eine solche verfaßt werden müßte.

Monsignor Wilpert sucht, wie gesagt, vor allem die Provenienz des Palliums der Erzbischöfe klarzulegen, eine seit tausend Jahren vielumstrittene Frage. Er kommt auf verschiedenen Wegen zu einer, wie uns scheint, definitiven Lösung der Frage. Folgen wir ihm auf diesen Wegen, auf denen er uns durch reiches Material und mit den gewissenhaftesten Spezialstudien überrascht. Das Resultat, das sich ergibt, ist ebenso überraschend wie wichtig. Da namentlich in letzter Zeit die Gelehrten das Pallium sacrum mit Vorliebe aus der Paradetoga der Konsuln des 4. und der folgenden Jahrhunderte ableiteten, unterzieht er an erster Stelle den Triumphalornat jener Zeit einer genauen Untersuchung, und zwar mit steter Berücksichtigung der einschlägigen Monumente.

Der Konsul, so wie er auf den Elfenbeindiptychen des 4., 5. und 6. Jahrhunderts erscheint, zeigt sich uns auf erhabenem Sitze (suggestum), den elfenbeinernen Scepter in der Rechten, mit der Linken die mappa, das Handtuch, mit dem er das Zeichen zum Beginn der Spiele gibt, haltend. Er ist in ein reich mit Goldornamenten besticktes,

komplizirt drapirtes Gewand gehüllt, über dessen Namen und Art des Umlegens man die verschiedensten und widersprechendsten Ansichten hatte. Gewöhnlich bezogen es die Erklärer auf die Toga picta und Tunica palmata der Triumphatoren, daneben aber glaubten sie noch ein weiteres Stück des Ornates zu sehen, ein breites Band oder Schärpe, ebenfalls reich gemustert wie die Toga picta, das bald über die linke, bald über die rechte Schulter zu laufen, die Brust perpendikular durchschneiden und deren äußerstes Ende, zwischen den Füßen, fast handbreit unter der Dalmatica, wieder zum Vorschein zu kommen schien. Daß hier wirklich ein gesticktes Band existire, hat bis gestern Niemand bezweifelt. Man schlage nur die hervorragendsten Werke der Alterthumskunde, wie „Baumeister“, „Antike Denkmäler“, Mommsen „Römisches Staatsrecht“ I pag. 400, not. I und Marquardt „Privatalterthümer“ nach. Es war deßhalb leicht begreiflich, daß es mit dem Pallium sacrum in Beziehung gebracht wurde, mit eben jener Schulterbinde des christlichen Oberhirten, dessen vornehmstes Würdeabzeichen und Symbol seines Hirtenthums es ist. Eines Bandes aber, so wie man es auf den Diptychen finden wollte, ist in der ganzen klassischen Literatur nirgends ausdrücklich Meldung gethan. Man mühte sich also ab, irgend einen noch nicht ganz erklärten Namen auf dasselbe zu beziehen. Einige glaubten in ihm den von der Tunica losgelösten Laticlav zu sehen. (Der Laticlad aber war ein Doppelstreifen, der in die Tunica eingewebt war.) Andere nannten es Lorum, indem sie es mit der in Byzanz verkrüppelten, zu einem Riemen „λῶρος“ herabgesunkenen Toga verwechselten.

Andere wieder nannten es Subarmalis profundus, andere Superhumeralo. Dem Unterzeichneten, der sich seit Jahren angelegentlich mit der Geschichte des antiken Kostüms beschäftigt, ist es gleichfalls nicht gelungen, zu einer abschließenden Ansicht zu kommen. Monsignore G. Wilpert legt nun auf das klarste und bündigste dar, daß dieses Band überhaupt nur in der Phantasie der Erklärer bestanden und wirft naturgemäß hiedurch alle falschen Ableitungen und Schlüsse über den Haufen, vor allem die imaginäre, so hartnäckig verfochtene Idee, daß das Pallium sacrum, oder gar die Stola von jener Konsulartracht abzuleiten sei. Er erhärtet seine Ausführungen durch die sorgfältigste Untersuchung der Schrifttexte und durch Proben in der Drapirung am Modell.

Indem er uns vermittelst der reichen, seiner Abhandlung beigegebenen Illustrationen in den ganzen Gang seiner Untersuchung einführt, überzeugt er uns, daß der Triumphalornat aus drei Hauptstücken besteht, der Tunica talaris et manicata, der Dalmatica und der Toga, und daß von einem vierten Stücke, eben jenem Bande, nicht die Rede sein kann. Er weist ferner nach, daß die Toga, so wie sie uns auf den Diptychen entgegentritt, nur die letzte barocke Form des alten charakteristischen Nationalkleides der Römer ist, in Drapirung und Größe von der der ersten Jahrhunderte völlig verschieden. Was bisher als ein Band angesehen wurde, ist nichts anderes als die „tabulata congregatio“ der Toga, so wie sie uns Tertullian beschreibt.[1]) Die künstliche Fältelung parallel übereinanderliegender Lagen, sowohl des ersten Theiles der Toga, die von den Füßen zur linken Schulter, als auch derjenigen des „Balteus“, der straff und in verschiedenen Lagen quer über die Brust läuft, ist auf den Diptychen wiederzuerkennen und läßt sich bis auf die Entstehung dieser Mode zurückverfolgen. Der gelehrte Verfasser verfolgt hierauf sämmtliche Darstellungen auf den uns erhaltenen Elfenbeindiptychen, und es gelingt ihm hier drei verschiedene Typen der Toga zu erkennen in der ganzen Serie, die mit dem Diptychon des Konsuls Felix beginnt (428) und mit dem des Konsuls Basilius (541) abschließt. Die zwei ersteren Gruppen nähern sich noch mehr oder weniger der Toga, so wie sie zu Anfang des 3. Jahrhunderts getragen wurde. Später, als die Toga picta mit Gemmen, Perlen und Goldzierrath (crepitantia segmenta) überladen wurde und eine brettartig steife Form annahm, mußte auch die Drapirung eine andere werden. So gestaltet sich denn, wie wir es auf den letzten Diptychen sehen, die letzte Form der Toga. Sie läuft nicht mehr nach der linken, sondern nach der rechten Schulter und hat eine Remeatio mehr. Nicht wenig Licht haben auf diesen Gang der Entwicklung die beiden im capitolinischen Museum befindlichen Statuen zweier Konsuln geworfen, die Visconti im Bullettino communale 1883 pag. 30—31 publizirt hat.[1]) Es sind die einzigen Freifiguren, die uns den Konsul in dieser späten Tracht vorführen.

Mons. Wilpert ist zurückgegangen bis auf die aus konstantinischer Zeit stammenden Reliefbilder des Konstantinbogens, auf denen uns die ersten Repräsentanten der letzten Togaform entgegentreten. Das Band, welches man auch hier entdeckt hat, verdankt seinen Ursprung der ganz ungetreuen, in einigen Punkten allem Anschein nach absichtlich veränderten Publikation Santo Bartoli's „Arcus triumphales“. Ich habe mich, bevor noch Anderson diese Reliefs photographirt, durch persönliches, akurates Studium von der Richtigkeit der Behauptung Wilperts überzeugen können. Die trefflichen Photographien, die wir nun von diesen plumpen, aber hochinteressanten Reliefs besitzen, zeigen uns deutlich, wie fehl man greifen kann, wenn man sich auf zeichnerische Reproduktionen, speziell des vorigen Jahrhunderts verläßt und welche Konfusion daraus entstehen kann. Da Schärpe, Streifen oder Band auch bei den Senatoren des Konstantinbogens in Bann und Acht gethan sind und ihre Nichtexistenz bewiesen ist, fällt auch die ganze Hypothese dahin, daß das Pallium der Päpste von ihnen abzuleiten sei.

An diesem Resultate läßt sich nicht rütteln, da es nicht aus Kombination entfließt, sondern durch die Monumente selbst aufgedrängt wird.

Nachdem der Verfasser nun dies klargelegt, geht er zum zweiten Theile über, dem Pallium des Kleidergesetzes vom Jahr 382.[2]) In diesem wird das Pallium den Officiales (Subalternbeamten) vorgeschrieben. Das Pallium tritt hier als Distinktiv auf, es sollte die Officiales von den Senatoren nach oben, von den Bürgern nach unten unterscheiden. Die Form des Beamtenpalliums ist im Gesetze natürlich nicht angegeben, es existirt auch kein Monument, das uns einen Officialis vorstellte. Um die Form dieses Palliums zu veranschaulichen, bedient sich Wilpert analoger Monumente und führt hier eine bei Carnuntum entdeckte Statue und eine von ihm selbst angekaufte Terralottascherbe mit der Darstellung eines Sängers an, die uns eine bandartige, mehrmals um den Leib geschlungene gestickte Schärpe zeigen. Beide aber stehen meiner Ansicht nach zu vereinzelt da und sind noch unerklärt, (bei der Statue von Carnuntum ist es sogar unentschieden, was die betreffende Figur vorstellt); sie lassen sich mit ähnlichen Darstellungen auf den von Garrucci publizirten „Vetri antichi“ zusammenstellen. Viel wichtiger sind drei Statuen von Isispriesterinnen, deren eine Wilpert zum erstenmal publizirt. In erster Linie aber kommt in Betracht ein Relief des vatikanischen Museums, das uns eine Isispriesterin Galathea mit der Palla darstellt. Das Monument stammt aus der Mitte des 2. Jahrhunderts. Es ist

---

1) *Tertullian:* De Pallio I, 5.

1) Gefunden im Jahre 1879 bei der sogen. Minerva medica.

2) Cod. Theod. XIV, 10, 1.

die beste Illustration zu der von Apulejus' Metamorphosen Lib. X beschriebenen Palla „multiplici contabulatione dependula, ad ultimas oras nodulis fimbriarum decoriter confluctans“ und ist wie jene mit Sternen und Monden bestickt. Aehnlich sind die der Isispriesterin einst im Besitz der Barberini und einer anderen des vatikanischen Museums, jedoch glatt und ohne Verzierung. Diese bandförmige, mit Fransen besetzte Palla verdankt nun ihre Entstehung dem zusammengefalteten Frauenmantel, wie wir es in evidentester Weise an einem vorzüglich wiedergegebenen Gemälde der Katakomben beobachten können. Auf diesem ist die heilige Petronilla mit eben derselben gefalteten Palla dargestellt. Wir sehen deutlich an dem zur linken Schulter laufenden Theile die breiteren Falten des aufgelösten Theiles des Mantels, während der erste von den Füßen zur linken Schulter laufende Theil durchaus die bandförmige Breite hat. Das Bild, das in der Mitte des 4. Jahrhunderts ausgeführt worden, läßt uns annähernd bestimmen, wann die Mode des Pallium contabulatum aufgetreten, d. h. vor dem Kleidergesetz von 332.

Das Pallium, das den Officiales im Gesetz vorgeschrieben wurde, war also eine Neuerung; es sollte ein Würdeabzeichen sein, wie es in der That in heidnischer Zeit Würdeabzeichen der Isispriesterinnen war. Den Pallium-Mantel über der Paenula zu tragen, wäre Niemand eingefallen, es konnte nur das Pallium contabulatum sein, das im Laufe der Zeit zu einem einfachen Band zusammenschrumpfte. So tragen es auf einer Darstellung in den Katakomben von St. Pontianus die heiligen Päpste und Bischöfe Sixtus, Optatus, Cornelius und Cyprian über der Paenula. Sie tragen also genau die Tracht, die das Kleidergesetz von 382 den Officiales vorschreibt. Die Malerei stammt aus dem Jahre 560—573, wie Wilpert nachgewiesen.

Die dritte Studie beschäftigt sich mit dem Pallium sacrum. Der Hauptirrthum, den die Meisten begangen haben, ist, daß sie das Pallium sacrum in seiner letzten Ausgestaltung, als Streifen, behandelt, der als solcher natürlich mit dem einfachen Mantel, Pallium geheißen, nichts zu thun hat. Es liegt hier indeß eine lange Entwicklung vor. Das Pallium, der griechische Mantel (ἱμάτιον), war ein rechteckiges Stück Zeug, das auf verschiedene Weise umgeworfen werden konnte. Es war ein Mantel, der leichter und bequemer als die Toga zu tragen war. War letztere das Nationalkleid der Römer par excellence, so hatte das Pallium internationalen Charakter. Es war der Mantel der Gelehrten, vor allem der Philosophen. Die Christen nahmen ihn frühzeitig an. Er war auch bei ihnen ein auszeichnendes Gewand. In den Wandmalereien der Katakomben wird er vor allem biblischen Figuren und den Würdenträgern der Kirche gegeben. Im vierten Jahrhundert, als die allgemeine Mode der multiplex contabulatio herrschte, veränderte sich auch die Form des Palliums. Da die Toga als bürgerliches Kleid schon zu Beginn des 3. Jahrhunderts anfing, aus der Mode zu kommen und durch die bequemere Paenula ersetzt wurde, diente auch das Pallium nicht mehr als Mantel, d. h. zu seinem ursprünglichen Zwecke. Es wurde also wie die übrigen Gewänder und Accessorien des Kostüms, die Toga, die Palla, das Linteum, gefaltet, doppelt oder vierfach. Es wurde so nahezu auf die Breite eines Bandes reduzirt. Das Pallium war durch die Paenula verdrängt, andererseits aber konnte man das Pallium in der Kirche nicht abschaffen, da es frühe schon ein Abzeichen geworden und symbolische Bedeutung erhalten hatte. St. Isidor von Pelusium († 440) erklärt es folgendermaßen: „Wie der Bischof Christus auf Erden repräsentirt, also soll das aus reiner Wolle gefertigte Pallium das verirrte Schaf, das der Herr suchte und fand und auf seinen Schultern zur Herde zurücktrug, darstellen. Der Bischof mit diesem Kleide angethan, zeige, daß er wahrer Nachfolger des guten Hirten sei, der die Beschwerden seiner Herde auf sich nehmen will.“

Es mußte auch bei Lesung des Evangeliums der Bischof das Pallium ablegen, zum Zeichen, daß jetzt der oberste Hirte gegenwärtig.

Mons. Wilpert macht darauf aufmerksam, daß wenn zur Zeit des Pelusioten Isidor eine solche Deutung des Palliums schon bestanden und dasselbe in den liturgischen Dienst übergegangen, dies nicht erst kurz zuvor geschehen sei, sondern daß der Gebrauch des Palliums als Streifen beim Klerus schon zur Zeit der Promulgation des Kleidergesetzes im Jahre 382 bestanden haben müsse. Von dem Pallium contabulatum haben wir ein bildliches Monument in eben jener Katakombenmalerei des Jahres 352 zirka, die uns die heilige Petronilla mit einer solchen darstellt. An ihr sehen wir auf die klarste Weise, wie der Mantel zum Pallium contabulatum geworden. Ein weiterer Schritt ist der von der Contabulatio zum einfachen Wollenstreifen, wie ihn, mit zwei Kreuzen bestickt, der Bischof als Abzeichen seiner Hirtenwürde trug und den die Griechen „Omaphorian“ heißen.

Also schon zur Zeit des Kleidergesetzes war das Pallium als Streifen in der Kirche gebräuchlich. Nicht der Kaiser, der sich erst spät (540—555) in die Palliumangelegenheit mischte, hat das Pallium als ein zuerst profanes Abzeichen der Kirche verliehen, sondern es hat umgekehrt der Kaiser im Kleidergesetz vom Jahre 382, den Officiales das bei den römischen Bischöfen schon längst im Gebrauch gewesene Pallium, vielleicht als eine einfache Schärpe, welche die Brust kreuzte, entlehnt.

Dies der Gang der gelehrten Untersuchung, die uns ein wichtiges Stück Kulturgeschichte entrollt. Der Verfasser hat es verstanden, in fließender Sprache ein Thema zu behandeln, dessen Lösung vor ihm zwar Viele schon versucht, das aber durch falsche Interpretirung der Monumente und durch die daraus erfolgenden Trugschlüsse verwirrt worden war. Es ist ihm gelungen, Klarheit in eine arg verwickelte Geschichte zu bringen.

E. Wüscher-Becchi.

Mittheilungen und Nachrichten.

—u. Rade: Religion und Moral. (Aus den Vorträgen der theologischen Konferenz zu Gießen.) Gießen, Ricker 1898. — Wenn Moral und Leben 18 Jahrhunderte lang nicht übereinstimmen, ja nicht einmal Ansätze zeigen zu gegenseitiger Durchdringung, muß da nur beim Leben, d. i. bei den Menschen, die Schuld gesucht werden? Sollte die Schuld nicht auch ein wenig an der betreffenden Moral liegen? Das ist eine Frage, die allmählich auch bei den christlichen oder wenigstens den protestantischen Theologen des ausgehenden 19. Jahrhunderts sich zu regen beginnt.

Sollte die christliche Moral, entstanden in einer weltabgewandten, in beständiger Erwartung des Endes aller Dinge lebenden orientalischen Glaubensgemeinschaft, die von allen nationalen und politischen, wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Beziehungen und Interessen sich fern hielt, in der That die geeignetsten und umfassenden Normen für die Regelung unsres so komplizirten sozialen, nationalen und internationalen Lebens bieten? Diese Frage wird immer dringender, je mehr heute eine ganze Reihe menschenfreundlicher und vaterlandsliebender denkender Christen mit dem sog. „praktischen Christenthum“ Ernst zu machen, je mehr eine „christlich-soziale“ Partei die Organisation unsres Wirthschaftslebens nach christlichen Grundsätzen in die Hand zu nehmen beginnt. Bis jetzt haben immer nur kleine, von besonderer Glaubenskraft gehobene Kreise versucht, die christliche Moral voll und ganz ins Leben zu übersetzen; aber schon der erste derartige Versuch, bei der in brüderlichem Kommunismus lebenden Christengemeinde in Jerusalem, hatte schlechten Erfolg; denn trotz der

günstigen Lebensbedingungen in jenen einfachen orientalischen Verhältnissen verarmte die Gemeinde so sehr, daß der Apostel Paulus für sie milde Gaben sammeln mußte. — Die mittelalterliche Kirche war vorsichtiger. Sie verlangte nur von einem Stande, den in absoluter Armuth, Keuschheit und Unterwürfigkeit lebenden Klosterleuten, ein wahrhaft „christliches“ Leben; mit welchem Erfolge, das lehrt die Vorgeschichte der Reformation. Der Protestantismus suchte dann die — wenn auch künstlich und gewaltsam — ins Deutsche und Bürgerliche übersetzte christliche Moral zum Lebensgesetz für die germanischen Völker zu erheben. Aber nur in dem von alttestamentlichem, d. i. lebenbejahendem Geiste erfüllten Calvinismus und Puritanismus gelang es, vorübergehend ein Leben „nach dem Worte Gottes“ zu verwirklichen.

Außerdem vollzog sich alles, was wir moderne Kulturgeschichte — auf politischem und sozialem, auf wirthschaftlich-technischem und auf wissenschaftlich-ästhetischem Gebiet — nennen, nach wesentlich anderen Beweggründen und Grundsätzen als nach der gegen alle irdische Kultur gleichgültigen, sogar feindseligen christlichen Moral. Ja es darf als das schwerste Verhängniß der modernen, besonders der germanischen Kulturvölker betrachtet werden, daß sie genöthigt sind, die Sprüche einer für die Ordnung ihres Einzel- und Gesammtlebens ganz und gar ungeeigneten Moral im Munde zu führen, während sie auf Schritt und Tritt nach den entgegengesetzten Maximen handeln und handeln sehen. Daher kommt dann jene entsetzliche Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit, in welche wir die über die wahren Gründe und Ziele des Sittlichen nicht belehrten, über ihre persönlichen, bürgerlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Aufgaben und Pflichten gar nicht unterrichteten Söhne unsres Volkes und Glieder unsrer Gesellschaft immer mehr verfallen sehen. Trotzdem meint der Verfasser, die „Moral der Bergpredigt sei — in unsern so grundverschiedenen Lebens- und Kulturverhältnissen — durchführbar“, mit welchem Verständniß des wirklichen Lebens, das möge die Behauptung belegen: „In der Familie geht es so zu: da hält der Bruder dem Bruder, der ihn schlug, die andere Backe hin ꝛc.“ (!!) „In der Familie läßt Eines dem Anderen den Mantel zum Rock, wenn das Andere anfing, über den Rock zu rechten.“ (??)

So wenig eine derartige „Brüderlichkeit“ in der mit offenen Augen betrachteten Familie vorkommt, so wenig wird sie auch unter Mitmenschen und Gesellschaftsklassen, unter Völkern und Rassen zu verwirklichen sein. Hoffentlich gelingt es der die Gesetze des menschlichen Einzel- und Gesammtlebens erforschenden wissenschaftlichen Moral, die nach freier vernünftiger Lebensordnung ringenden modernen Kulturvölker allmählich zu erziehen, wenn auch nicht zu christlicher Brüderlichkeit und Weltflucht, so doch zu echtem Bürgersinn und sozialer Gerechtigkeit, deren Normen lauten: „Lebe für das Ganze!“ und „Achte und bilde die sittliche Persönlichkeit in dir selbst wie in dem Nächsten!“ Zu solchem Ziel würden zunächst unsre deutschen Volksgenossen umso rascher und leichter sich emporarbeiten, wenn einmal alle Theologen zu der hohen Einsicht und Gesinnung sich erheben könnten, die der Verfasser in These 4 ausspricht: „Religion und Moral sind selbständige Größen, die ebenso getrennt wie vereint vorkommen.“ Dann würde, ungehemmt durch kirchliche Herrsch- und Selbstsucht, neben der religiösen auch eine für unsre Zeit dringend nöthige selbständige ethische Erziehung unsrer Jugend in einer wissenschaftlichen deutschen Lebens- und Bürgerkunde ihre bildende Kraft erproben dürfen zum größten Segen für unser durch Verkennung der natürlichen Lebensgesetze und der menschlichen Lebensziele sich schwer schädigendes Volk und für die heute zum Polizeimittel erniedrigte, mehr geheuchelte als geliebte christliche Religion.

* **Für eine englische Südpol-Expedition** hat sowohl die Royal Geographical Society, als die schottische Geographische Gesellschaft einen Aufruf an das Publikum gerichtet. Beide Schreiben legen in gedrängter Form die Sachlage bezüglich der Polarforschung dar, erwähnen mit Bedauern die Ablehnung der nachgesuchten Beihülfe seitens der Regierung unter Hinweis auf andere Länder, besonders auch auf die für das Jahr 1900 unter staatlicher Unterstützung geplante deutsche Südpol-Expedition, und fordern zu allgemeiner Beisteuer für ein englisches Unternehmen auf. Sir John Murray, der Präsident der schottischen Geographischen Gesellschaft, schlägt vor, es möge ein reicher Mann oder eine Anzahl reicher Leute dem Präsidenten der Royal Society wenigstens 100,000 Pfd. St. für die Ausrüstung einer Forschungsreise nach dem Südpol zur Verfügung stellen, die dann mit den übrigen im Jahre 1900 ausziehenden Expeditionen zusammenwirken solle. Sir Clements Markham, der Präsident der Royal Geographical Society, schreibt: „Es ist eine Frage für die reichen Leute unter uns. Die Männer der Wissenschaft sind bereit. Viele Offiziere der Flotte und der Flottenreserve würden sich als Freiwillige melden, haben sich in der That schon gemeldet. Nur an Mitteln fehlt es, und es wird hiemit an das patriotische Gefühl derer Berufung eingelegt, die die Macht des Geldes besitzen, das Ansehen des Landes aufrecht zu erhalten. Der Rath der Royal Geographical Society erbietet sich, an die Spitze der Sammelliste mit 5000 Pfd. St. zu treten. Zehn solcher Beiträge würden die Aussendung einer Forschungsreise sichern.“

* **Wechselnde Farben bei Schmetterlingspuppen.** Vor der Entomologischen Gesellschaft in London hielt in der ersten Oktobersitzung F. Merrifield einen Vortrag über seine neuesten Erfahrungen in der Schmetterlingszucht. Die „K. Z.“ berichtet darüber: Um festzustellen, ob verschiedenfarbiges Licht einen Einfluß auf das Aeußere der Schmetterlingspuppen ausübe, setzte Merrifield die Larven zweier Schmetterlingsarten, des Hecken- oder Rübsaatweißlings (pieris napi) und des Schwalbenschwanzes (papilio Machaon), in Käfige, deren Wände aus verschiedenfarbigen Gläsern bestanden. So wurden die Larven des Heckenweißlings z. B. so eingesetzt, daß sie von der einen Seite orangefarbenes Licht erhielten, während das Licht auf der anderen Seite durch schwarzes Glas ganz abgehalten wurde. Sämmtliche Puppen bis auf vier wurden auf der dem orangefarbenen Licht zugewandten Hälfte des Käfigs grün mit sehr kleinen schwarzen Flecken gesprenkelt; die Puppen auf der schwarzen Seite erhielten eine beinahe schwarze Farbe mit dunkelbraunen Flecken. Merrifield betrachtet diese Erscheinung als eine zum Zweck des Schutzes eintretende Anpassung an die Farbe der Umgebung. Der bekannte Entomologe Prof. Poulton zeigte darauf eine ähnliche Reihe von Schmetterlingspuppen vor und fügte hinzu, daß nach seinen Untersuchungen die gelben Strahlen des Spektrums den größten Einfluß auf die Farbe derselben besäßen, während die Wirkung gegen das rothe sowohl, wie gegen das violette Ende des Spektrums abnahm. Er hält danach die Wirkung nicht für ein Ergebniß der Schutzfärbung, sondern für einen direkten Einfluß der verschiedenfarbigen Lichtstrahlen.

* Unter dem Titel **„Eine mitternächtliche Stadt“** gibt der „Sjün otätschestwa“ eine Beschreibung der Stadt Jäkatärinînsk, die noch in keinem Lehrbuch der Geographie, auf keiner Karte zu finden ist. Die Bedeutung dieser jungen Stadt wird Jedem klar, wenn wir hinzufügen, daß sie an der Murmanski'schen Küste (der nordöstlichen Küste der Kola-Halbinsel) bei der Mündung der Kola, am Katharinenhafen, liegt. Die Stadt ist in den letzten zwei Jahren erstanden. Der eisfreie Hafen hat eine Länge von 2 Werst, eine Breite von zwei Fünftel Werst und ist 25 Ssashen (gleich 175 englischen Fuß) tief. Durch hohe Ufer ist der Hafen vor den Winden geschützt und sein steinloser Grund gibt den Schiffen die Möglichkeit, bis ans Ufer heranzufahren. Die russische Regierung schenkt dieser Stadt ihre besondere Fürsorge. Es sind bereits ein Postamt, Telegraphen, Telephone, eine Wasserleitung angelegt, und energisch wird der Bau einer Eisenbahn betrieben, die den Verkehr und die unmittelbare Verbindung zwischen dem Hafen und der Stadt vermitteln wird. Die Stadt wird elektrisch beleuchtet und die ganze Verwaltung der großen Halbinsel Kola, die bisher zum Theil in der Stadt Kola ihr Domizil hatte, wird nach Jäkatärinînsk verlegt. Außerdem werden bereits Schritte gethan, um diese mitternächtliche Stadt, die wohl die einzige Stadt in der Welt ist, die 6 Monate im Jahre Tag und Nacht künstlich beleuchtet werden muß, mit dem Zentrum Rußlands durch Schienenwege zu verbinden. Auf diese Weise wird es in nicht mehr

ferner Zukunft möglich sein, vom Eismeere bis zum äußersten Süden per Eisenbahn zu reisen, ohne vielleicht gar umsteigen zu müssen.

γσ. **Berlin,** 16. Okt. Die Gesellschaft für Erdkunde hielt gestern unter dem Vorsitz des Frhrn. Ferdinand v. Richthofen ihre erste Monatssitzung im neuen Studienjahr 1898/99 ab. Der Vorsitzende hob in seinen Begrüßungsworten namentlich die erfreuliche Thatsache hervor, daß Adolf Bastian, der Schöpfer und Meister der modernen Ethnologie, wohlbehalten von seinen indischen Forschungsreisen in die Heimath zurückgekehrt sei. Aus den literarischen Neuheiten sei namentlich des vierten Bandes der von der Gesellschaft herausgegebenen Bibliotheca geographica Erwähnung gethan, für deren raschere Publikation man eine Unterstützung von Seiten des Staates erstrebt, ferner einiger historischer Karten des chinesischen Reiches, Arbeiten von Klapproth und neuere englische Ausgaben. Nach Vorlegung des Rechnungsabschlusses sprach vor der Gesellschaft, in der auch Kapitän Jäschke anwesend war, kgl. Oberingenieur Gaedertz über seine im Frühjahr dieses Jahres ausgeführten Reisen durch Shantung. Der Vortragende legte eine ausgezeichnete, im Maßstab von 1:50,000 gehaltene Karte vor und übte an den Karten der amerikanischen und englischen Reisenden, die vor ihm die Tour durch Shantung gemacht hatten, scharfe Kritik. Die Aufnahme des Vortragenden ist aber in der That die erste auf genauer Vermessung beruhende Karte der Provinz Shantung, auf der die Lage von Kiau-tschou geographisch genau bestimmt ist. Die großen Differenzen auf den chinesischen Karten finden ihre Erklärung in der durch das Klima verursachten Schwierigkeit barometrischer Messungen. Sandstürme wechseln mit Taifunen ab und der überaus schnelle Umschlag der Temperatur erschwert die Messungen ungemein. Am 12. April brach der Vortragende mit einer eigenen Karawane von Tsintau auf, um zuerst nordwestwärts, dann westwärts ins Innere von Shantung vorzudringen. Ueber dem ersten größeren Fluß, den man überschritt, wölbte sich eine echt chinesische Brücke; mit 32 Oeffnungen gebaut, hatte ihr Uebergang eine Breite von 2 m, ohne Geländer ist sie auf steinernen Pfeilern gebaut, wird indeß bei Hochfluth von dem Fluß überschwemmt. Die Brücke stammt aus dem 10. vorchristlichen Jahrhundert, um welche Zeit auch der den Fluß mit einem zweiten Fluß verbindende Kanal Yuen-liang-ho gegraben wurde, der kein Schleusenkanal ist, vielmehr sein Wasser durch Regen und durch die Wassermassen der Flüsse erhält. Die Südostmonsune führen große Wassermassen in den Kanal und begünstigen dessen Schiffbarkeit. Die Mündung des Yuen-liang-ho-Kanals versandet indessen am Meere, so daß selbst kleine Schiffe heute nicht mehr von der See aus in diesen Kanal einlaufen können. Auf der weiteren Reise westwärts sah man riesige Luftspiegelungen, die durch die Nebel jener Gegenden verursacht wurden. Wei-Hsien ist die erste größere Chinesenstadt, die auf der Route des Vortragenden gelegen ist, sie ist typisch in ihrer Anlage, namentlich in der Richtung der Straßenzüge nach Süden hin. Nunmehr ging die Karawane südöstlich, um die Gebiete zwischen Wei-Hsien und Kiau-tschou zu erkunden. Hier wechselt Wald und Getreidefeld miteinander ab, es findet sich ein ausgedehntes Irrigationssystem der Felder. Alte Halden, Sandstein-, Kalksteinformationen und Steinkohle wechseln miteinander ab. Bei der größeren Stadt Ngan-Kin, südlich von Wei-Hsien, passirte man den Yün-ho-Kanal, in dessen Nähe interessante Tempelbauten sich finden. Nunmehr gelangte man, ostwärts vordringend, bei der Stadt Sien-tien-Derr in ein gewaltiges Ueberschwemmungsgebiet, das von früheren Reisenden für einen See gehalten wurde, in der That aber von diesen zur Regenzeit besucht worden war. Von Sien-tien-Derr ging der Marsch nunmehr ostwärts über Kao-Mi-Hsien nach Kiau-tschou, worauf die Landschaft am Meer und die Kiau-tschou-Bucht untersucht wurde. Diese Region ist keineswegs besonders fruchtbar und sehr gebirgig. Neben den interessanten Tempelruinen im westlichen Theil des östlichen Shantung sind hier die Rundbögen selbst an Privatbauten bemerkenswerth, die an zweistöckigen Gebäuden sonst in China selten sind. Die Expedition wandte sich nunmehr wieder westwärts und durchstreifte jenseits von Wei-Hsien das sehr fruchtbare, dicht besiedelte Gelände, das, aus Kalkstein, zum Theil aus Eruptivgestein gebildet, auch schöner Waldungen nicht entbehrt. Tschou-Tsun ist westlich von Wei-Hsien der erste größere und verkehrsreiche Handelsplatz in der Provinz Shantung, es wird an lebhaftem Verkehr jedoch noch von dem südlich gelegenen Poschan übertroffen, das hier das Zentrum des Steinkohlenhandels bildet. In Poschan fabriziren die Chinesen auch Gußeisen, trotzdem daselbst kein Eisen gefördert wird, das Fabrikat wird vielmehr aus altem von der Küste her importirtem Material in plumpen Formen hergestellt. Auch Glasindustrie wird in Poschan betrieben und durch die europäischen Missionäre in ihrer Entwicklung zu fördern gesucht. Die Poschan-Kohle, mit nur 7.5 Proz. Rückständen bei sehr geringen Mengen von Schlacken und Asche, übertrifft die sonstige chinesische Kohle, und wenn einmal die Bahnverbindung mit der Küste hergestellt sein wird, dann wird der Bezirk von Poschan für die Steinkohlenförderung von bedeutendem Werth sein. Die Umgegend von Poschan ist durch Waldungen belebt. Von Poschan ging es wieder nordwärts durch Sandstein- und Basaltgebirge zurück nach Tschou-Tsun, dann südwestwärts durch Steinkohlengebiete und Lößformationen bis zur Hauptstadt Tsinanfu, mit 300—350,000 Einwohnern. Hier herrscht ein höchst reger Handelsverkehr in allen Produkten des Landes. Die Stadt selbst ist von einer Ringmauer umgeben. Von Tsinanfu aus begab sich der Vortragende in Exkursionen erst westwärts und dann nordwärts zu dem gewaltigen Stromgebiete des Hwang-ho, der bei 4700 km Länge ein Stromgebiet von 1,000,000 qkm umfaßt. Der große Stom überschwemmt oft weithin seine Ufergebiete, trotz der sehr geschickt oft in größerer Entfernung vom Ufer angelegten Deichbauten. Tê-Tschou war das westliche Endziel der Expedition, nordwestlich vom Hwang-ho. Der Vortragende gab eine Schilderung der oft großen und in langwieriger Arbeit ausgeführten Kanäle, die in großer Menge die Flußgebiete miteinander verbunden und ein unvergleichlich gutes Verkehrsnetz im Innern der Provinz geschaffen haben. Einmal hatte die Karawane durch den Fremdenhaß der Bevölkerung eine gefahrvolle Situation zu überwinden, die indeß ohne Schaden ablief. Die Quartiere und die Verpflegung ließen viel zu wünschen übrig. Gegen Ende Juli war der Ausgangspunkt Tsintau wieder erreicht. Die natürlichen Hülfsquellen des Landes wurden von dem Vortragenden in Uebereinstimmung mit den meisten Besuchern der Gebiete als in hohem Grade entwicklungsfähig dargestellt; dazu kommt als nicht zu unterschätzender Faktor die fleißige Bevölkerung, die freilich heute noch oft in lokalen Fehden miteinander lebt und der Obrigkeit wenig Respekt entgegenzubringen gewohnt ist. Allein europäische Intelligenz und europäisches Kapital werden in Verbindung mit chinesischem Fleiß und Geschick das Land auf eine hohe Kulturstufe zu heben vermögen.

* **Wien.** Der Bibliothekar der statistischen Zentralkommission und Privatdozent an der Wiener Universität, Dr. jur. Hermann Ritter Schullern zu Schrattenhofen, wurde zum außerordentlichen Professor der Statistik an der Konsular-Akademie ernannt.

* **Zürich.** In der juristischen Fakultät der hiesigen Hochschule hat sich Dr. Joseph Goldstein für Wirthschaftsgeschichte und Statistik habilitirt.

* **Genf.** Zum Professor für Hygiene an der hiesigen Universität ist vom Staatsrath Dr. de Marignac gewählt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. 17. Jhrg. 1. Heft. Dresden, Friese u. v. Puttkammer 1898. — Dr. jur. E. Ude: Das Recht im Handel, im Gewerbe und Verkehr. 2. Aufl. 1. Lfg. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1898. — Joh. Plato: Vier Radirungen nach P. Meyerheim'schen Gemälden. Berlin, E. H. Schröders Kunstverlag 1898. — Gerhard Ramberg: Die moderne Kunstbewegung. Zweck und Wesen der Sezession. Wien, S. Kende 1898. — Teresa Herzogin Fieschi Ravaschieri: Pauline Craven La Ferronnays. 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Julius v. Hartmanns Briefe an seine Gattin aus dem Feldzuge 1866. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 26. Oktober. Nummer 243.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wolfgang Hunger, ein antiklerikaler Freisinger Kanzler aus der Reformationszeit.

Von M. Rubensohn.

Eine Berliner Zeitschrift veröffentlichte unlängst einen längeren Aufsatz über die Wandlungen, die das Urtheil über Kaiser Heinrich IV. in der humanistischen Geschichtschreibung erfahren hat. Für weitere Kreise bot er deßhalb Interesse, weil sein Verfasser, Hr. S. Fitte, zugleich ein anschauliches Bild von dem Entwicklungsgang der deutschen Geschichtswissenschaft im Zeitalter des Humanismus entrollte. Denn sicherlich gehört es — das hat R. v. Raumer zuerst hervorgehoben — „zu den großartigsten Seiten der klassischen Studien, daß diese selbst den Stoff lieferten zu der Verherrlichung des deutschen Volks“, daß an ihnen, vor allem an den neu gewonnenen Werken des Tacitus, sich die patriotische Begeisterung der deutschen Humanisten entzünden konnte, während die Italiener bei „ihrem“ größten Historiker nur Stoff zu Klagen und zu Schmähungen auf die deutschen Barbaren fanden. Wie dann das durch die Germania und die Annales neu entfachte historische Interesse sich auch dem Mittelalter zuwandte, wie die wichtigsten Quellenschriften entdeckt wurden und so auch die glänzenden Bilder der deutschen Kaiser sich den bewundernden Blicken der Forscher enthüllten, wie diese gerade zur günstigsten Stunde erzielte Bereicherung des geschichtlichen Wissens, in den gewaltigen geistigen Kämpfen mit leidenschaftlichem Eifer verwendet, schon bei den Humanisten zu einer den Päpsten meist sehr ungünstigen Beurtheilung führte, den Reformatoren aber eine ebenso bequeme wie scharfe Waffe in die Hände gab, das alles hat Fitte recht übersichtlich dargestellt. Man sollte nun meinen, daß nach den Erfahrungen, die die katholische Kirche mit dieser freien, kritischen Geschichtsforschung der Humanisten gemacht hatte, für ihre Anhänger, wenigstens als die Geister sich endgültig geschieden und ein Schwanken zwischen beiden Lagern nicht mehr stattfinden konnte, eine derartige Betrachtung der Geschichte des Mittelalters, eine vorurtheilslose Auffassung also jener großen Kämpfe, unmöglich geworden sei. Doch dem ist nicht so.

In Freising, dem alten oberbayerischen Hochstift, wirkte seit 1551 als Kanzler des Fürstbischofs einer der namhaftesten bayerischen Juristen und, wie wir sehen werden, eine der sympathischsten Persönlichkeiten jener Zeit, Wolfgang Hunger (geb. 1511 in Kolbing bei Wasserburg, östlich von München). Aus kleinen Verhältnissen hatte er sich emporgearbeitet. Schon in Ingolstadt, wo er zuerst studirte, mußte er als Hofmeister zweier adeliger Jünglinge seinen Unterhalt verdienen. Aber gerade durch diese Stellung, die er jahrelang sich zu erhalten wußte, lernte er früh die Welt kennen, ist er des Glückes theilhaft geworden, zu den bedeutendsten Rechtsgelehrten seiner Zeit in Beziehung zu kommen, in Freiburg zu Ulrich Zasius, dem großen Reformator der deutschen Rechtswissenschaft, dem vertrauten Genossen der oberrheinischen Humanisten, in Bourges zu dem Italiener Andrea Alciato, dem Begründer der sogenannten eleganten Jurisprudenz. An der genannten französischen Hochschule durfte der junge Gelehrte juristische Privatvorlesungen für deutsche Studenten halten. Im Jahre 1540 wurde er in die Heimat zurückgerufen, um in Ingolstadt, der Hochburg der katholischen Wissenschaft, wo Joh. Eck solange das Scepter geführt hatte und noch immer führte, als Nachfolger des gefeierten bayerischen Geschichtsschreibers Wiguleus Hund über die Institutionen zu lesen. An Anerkennung fehlte es ihm hier nicht: schon 1541 wurde er zum Rektor erwählt, der regierende Herzog Wilhelm IV. vertraute ihm 1543 die juristische Unterweisung seines Sohnes, des späteren Albrecht V., an, und um dieselbe Zeit wurde er vom „Bayerischen Circk zu Assessor an das Kays. Cammergericht präsentirt“. Diesem Ruf folgte er freilich erst nach langem Zögern 1548 und gern, so scheint es, kehrte er nach Verlauf von 3 Jahren von Speyer nach Bayern zurück, um, wie schon erwähnt, dem Fürstbischof von Freising als Kanzler seine Dienste zu widmen. Nur wenige Jahre bekleidete er diese Stellung. Als er 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg als bischöflicher Gesandter weilte, wurde er hinweggerafft, zu früh für die Seinen und die Wissenschaft.

Hunger war nämlich nicht nur auf seinem Sondergebiet eifrig thätig gewesen, er hatte sich auch von all den geistigen Strömungen, die damals die Welt erfüllten, beeinflussen und zu mannichfachen wissenschaftlichen wie schriftstellerischen Arbeiten anregen lassen. Er theilte das lebhafte Interesse der Humanisten für die ruhmvolle deutsche Vorzeit, er vereint es aber mit eifriger Hinneigung zu sprachlichen Fragen, und so äußert sich sein patriotisches Empfinden u. a. in einer lateinisch geschriebenen Ehrenrettung (Vindicatio) der deutschen Sprache (herausgegeben 1586 von seinem Sohn Wolfgang), einer Schrift, in der er Hunderte von französischen Wörtern — im Gegensatz zu den von ihm während seines Aufenthalts in Frankreich gründlich studirten französischen Grammatikern aus dem Deutschen etymologisch abzuleiten sich bemüht. Hiebei hat er, ein Vorgänger jener bedeutenden Juristen des 17. Jahrhunderts, die durch ihr Studium zu Germanisten wurden, schon die (wenige Jahre vorher, durch J. Sichardt veröffentlichten) Deutschen Volksrechte, aber auch andere Urkunden kundig herangezogen. Auch die poetischen Interessen, wie sie in dem durch Zasius ihm gewiß vertraut gewordenen Kreis der oberrheinischen Humanisten gepflegt wurden, ließen Hunger nicht unberührt. In demselben Jahre, in dem „seiner Jugend hochverdienter Praeceptor“, der Münchener Stadtunterrichter Simon Minervius (Schaidenreißer) die erste deutsche Odysseeübersetzung erscheinen ließ (1537), begann

er eine deutsche poetische Uebertragung der lateinischen Emblemata seines Andrea Alciato, die schon damals ihren Siegeszug durch ganz Europa begannen. Unter welchen eigenartigen Umständen er diese dichterische Arbeit ausführte, wie er auch hiebei die Ebenbürtigkeit der deutschen Sprache nachzuweisen trachtete den Franzosen und anderen Ausländern gegenüber, welch merkwürdige rhythmische und stilistische Form er zu diesem Zweck wählte, das ist in meinen „Griechischen Epigrammen und anderen kleineren Dichtungen in deutschen Uebersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Weimar, E. Felber, 1897) ausführlich dargelegt worden. Da sich nämlich unter den Emblemen des Italieners auch fast ein halbes Hundert griechischer Epigramme befinden, so ist Hunger durch seine Uebertragung zugleich der erste deutsche Uebersetzer der griechischen „Anthologie“ geworden, in der jene Epigramme uns erhalten sind.

Doch wir wollen uns hier mit einem anderen Gegenstand seiner vielgestaltigen literarischen Thätigkeit befassen, seinen historischen Arbeiten. Als begeisterter Anhänger der Alciatischen Schule, als Bewunderer der Forschungen seines Freundes Wiguleus Hund (siehe oben) hielt auch Hunger für den Juristen die innige Verbindung von juristischem mit historischem Wissen und Forschen für unentbehrlich. So beschäftigte er sich denn seit dem Ende der vierziger Jahre bis zu seinem Tode ununterbrochen mit dem Unternehmen, die Kaisergeschichte des Joh. Cuspinianus,[1]) die durch die Schuld ihres ersten Herausgebers, Nik. Gerbel, des Freundes Luthers, oft aufs ärgste entstellt worden war, von allen Fehlern zu reinigen und durch entsprechende Erläuterungen zugleich die zahlreichen Versehen ihres ersten Uebersetzers zu beseitigen, des Straßburger Reformators Kaspar Hedio, für den kein Geringerer als Melanchthon ein empfehlendes Vorwort geschrieben hatte. Als posthumes Werk erschien die neue Ausgabe mit Hungers Adnotationes im Jahre 1561 in Basel. Eine eigentliche Würdigung der Leistung des bayerischen Gelehrten müssen wir uns hier versagen. Es mag genügen, wenn wir hervorheben, daß er alle Hülfsmittel, die er sich verschaffen konnte, darunter auch bisher noch nicht gedruckte, gewissenhaft verwerthet hat. Für uns kommt es nicht auf den Inhalt, auch nicht auf die historische Methode der „Anmerkungen“ an, der Geist, der aus ihnen zu uns spricht, beansprucht unsre Theilnahme. Wie Hunger gelegentlich in der Vindicatio, bei der Abwehr gallischer Anmaßung äußert, daß nichts heilsamer, ja nothwendiger sei, gerade zu seiner Zeit, als die völlige Freiheit der Kritik, die, ohne in Schmähsucht auszuarten, die Irrthümer widerlegt, durch keines Todten Autorität, durch keines Lebenden Haß oder Gunst irre gemacht, so bekunden auch seine Adnotationes vielfach eine Geistesrichtung, die wie ein Reflex der befreienden That Luthers aus katholischem Lager uns anmuthet. Am bewunderuswerthesten aber — nnd damit kehren wir zu unserm Ausgangspunkt zurück — tritt sie da zutage, wo er, der gläubige Diener seiner Kirche, der höchste Beamte eines geistlichen Fürsten, die großen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum bespricht. Auch hiebei fühlt er sich, wie er ausdrücklich hervorhebt, frei von jeder persönlichen Animosität, auch hier leitet ihn nur das objektive Bestreben, der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen und den Verleumdern und Heuchlern ihre Maske abzureißen. Eine Fülle von Beispielen könnte dies erläutern; wir greifen zunächst ein einzelnes heraus, das besonderes Interesse erweckt.

Daß an Konradins Hinrichtung Papst Clemens IV. unmittelbar eine Mitschuld nicht trifft, ist unbezweifelbar. Was man ihm vorwirft, ist die Konnivenz, die er Karl von Anjou gegenüber dadurch übte, daß er nichts that, um den unglücklichen Jüngling, der doch im Kirchenstaat gefangen genommen war, aus den Händen des rachsüchtigen Tyrannen zu befreien. Auch Hunger bürdet dem Papst keinen Theil der Blutschuld auf, aber daß er unthätig blieb und das Entsetzliche nicht hinderte, das erscheint seinem Gerechtigkeitsgefühl empörend, und in flammenden Worten gibt er dieser Empfindung Ausdruck: „Wahrlich, dies furchtbare Geschick, ein würdiger Vorwurf wäre es, für des Rhetors beredte Klage, für des Poeten Trauerlied! Man wird einwenden, daß es sich nicht zieme, auf diese Weise zugleich die höchsten Kirchenfürsten bloßzustellen und zu verunglimpfen. Aber, bei Gott, mir scheint es noch weit weniger geziemend, daß sie selbst so unmenschliche, so verruchte Verbrechen begingen. Und gehört es nicht, wie schon der alte Seneca sagt, zu des Historikers wesentlichen Aufgaben, das Häßliche und Lasterhafte an den Pranger zu stellen und so Andere abzuschrecken? Ist nicht, wer das unterläßt, beinahe ebenso schuldig? Wollte man es verbieten, Andere, zumal Verstorbene, zu tadeln, was verfluchen wir da noch einen Nero, einen Domitian, und wenn man wirklich den Päpsten als den einstigen Säulen der Kirche etwas „nachsehen“ und sie selber nicht in üblen Ruf bringen dürfte (wie nichtswürdig, ja verbrecherisch oft auch einzelne gehandelt haben), vor den Vergehen selbst darf man jedenfalls die Augen nicht verschließen. Vor der Hand will ich nur so viel sagen, daß selbst heidnische Kaiser religiöser gedacht und milder sich gezeigt haben: Titus wollte die höchste Priesterwürde annehmen, um seine Hände sich rein und unbefleckt zu bewahren, Marc Aurel wünscht keines Senators Hinrichtung zu erleben, damit seine Herrschaft nicht entheiligt werde. Welcher Schimpf ist es da nun, um Himmels willen, daß ein Papst durch solchen Frevel den beneidenswerthen Vorzug genießt, daß selbst ein Unmensch wie Nero wenigstens, wenn man auf die fünf ersten Jahre seiner Herrschaft sieht, vor ihm nicht zu erröthen braucht! Nun wahrlich, mögen sie nur kommen die Päpste und sich brüsten mit der Gewalt der beiden Schwerter, die sie ja so herrlich zu gebrauchen wissen! Doch, wie gesagt, besser werde ich dies den Rednern oder den Tragikern überlassen, daß sie in den Farben ihrer Kunst alles uns schildern.“ Ich glaube, wir thun dem Historiker Hunger nicht unrecht, wenn wir sagen, daß er hier, von seiner leidenschaftlichen Erregung fortgerissen, schon ein wenig dem künftigen Dichter der Konradin-Tragödie — übrigens ein beachtenswerther Hinweis — vorgearbeitet hat.

Geht ihm aber sein deutsches Herz schon bei einem Ereigniß durch, dessen ruhige Beurtheilung, mag man immerhin die Unthätigkeit des vierten Clemens als „einen ewigen Flecken auf seinem Gedächtniß“ bezeichnen, jedenfalls nicht zu einer generellen Verurtheilung führen kann, läßt er schon hiebei trotz des angegebenen feinen Sophismus alle anerzogenen hierarchischen Vorurtheile, alle herkömmlichen Rücksichten auf den „unverletzlichen“ römischen Stuhl aus den Augen, wessen werden wir uns zu ihm da erst zu versehen haben, wo er es mit wirklichen römischen Anmaßungen und Uebergriffen zu thun hat? Und in der That, mit solcher Schärfe und Bitterkeit, mit so unerschrockenem, keinerlei Rücksicht kennenden Freimuth war er hier gegen Päpste und Papisten vorgegangen, daß er „aus eigener Einsicht wie auf die wohlwollende Mahnung eines hervorragenden Freundes hin“, dem er den betreffenden Abschnitt der Adnotationes zur Mittheilung seiner Ansicht vorgelegt hatte, es vorzog, diese Partie nicht zu veröffentlichen, sondern zu Hause zu behalten. Das erzählt uns nämlich Hunger selbst gelegentlich der Zurückweisung anekdotenhafter Berichte über die Feindschaft der Kaiser Friedrich Barbarossa und Ludwig des Bayern mit den Päpsten: eine vollständige Apologie jener trefflichen Regenten habe er für

[1]) 1473—1529; er war lange Maximilians Leibarzt und Berather gewesen.

diese Stelle seines Buches ausgearbeitet und sonnenklar habe er dorin bewiesen, daß der Streit von den Päpstlichen mit solcher Zügellosigkeit und Härte, solchem Hochmuth, so ehrenrührig und charakterlos geführt sei, daß auf Seiten der von der Kurie unaufhörlich mit Heimtücke und Hinterlist bedrohten Kaiser überall größere Selbstbeherrschung und Menschlichkeit, ja auch größere sittliche Reinheit und Frömmigkeit hervortrete. In diesem Urtheil steckte keinerlei Anmaßung, vielmehr hätten befreundete katholische Geistliche und Laien, denen er die Schutzschrift zur Begutachtung übermittelt habe (unter ihnen war eben der oben genannte), ihm einmüthig, frei und offen, theilweise in besonderen Zuschriften, dies als richtig zugestanden, wie er auch dorin sich eins mit ihnen wisse, daß sie schon seit langem, aber leider bisher umsonst die Kirche von den schimpflichen und verderblichen, wohrhaft ungeheuerlichen Mißbräuchen und Lastern in frommem Eifer zu säubern, sozusagen in baulichen Zustand zu bringen trachteten.[1])

So wäre es denn doppelt bedauerlich, wenn uns jener Hunger'sche Exkurs infolge der Abmahnung von befreundeter Seite verloren gegangen wäre; denn offenbar ist er nicht bloß für den Verfasser von Wichtigkeit, sondern überhaupt charakteristisch für die in weiten katholischen Kreisen Bayerns um 1550 herrschende durchaus nationale und somit ontirömische Stimmung. Zum Glück hat sich eine der Abschriften, die Hunger kursiren ließ, erhalten; sie wurde von P. P. Finauer, der sie einem seiner Freunde zu danken hatte, im Jahre 1772 in der „Bibliothek zur bayerischen Geschichte“, II, S. 65—132 (München) mit allen ihren leider sehr zahlreichen Schreibfehlern abgedruckt. Das allgemeine Interesse, das man der „Defensionsschrift“, wie wir unten noch weiter sehen werden, schon damals entgegenbrachte, aber auch die Scheu des Verfassers vor ihrer Veröffentlichung wird begreiflich, wenn man sich den Inhalt und die Form der Apologie vergegenwärtig, von der schon die Anmerkung unten eine kleine Probe gegeben haben wird. Er findet es ja eigentlich überflüssig, vor gerechten und verständigen Richtern einen Barbarossa und einen Ludwig, diese Musterbilder deutscher Regenten, die ihre schlimmsten Gegner begnadigt, ja zu treuen Freunden umgewandelt hätten, gegen Päpste zu vertheidigen, deren Unbarmherzigkeit und Grausamkeit zu schildern man kein Ende finden könne; aber andrerseits liege es doch auch im öffentlichen Interesse, die Unschuld zu schützen, das Laster zu strafen und der Verachtung preiszugeben, „auf daß den Guten sein Gutsein nicht verdrieße und der Bösen immer weniger werden“. Und wie Hunger sich nun im stolzen Gefühle deutscher Würde an dem von Joh. Nauclerus († 1510) mitgetheilten Briefwechsel zwischen Hadrian IV. und Friedrich I. erfreut, an der von dem Kaiser so kraftvoll ausgeführten Zurückweisung päpstlicher Anmaßung, an seiner drastischen Schilderung der Verderbtheit der Kardinäle, an der Abschoffung der „knechtischen“ Begrüßungsformeln früherer Zeiten seitens des Kaisers, wie er des Papstes „kindische“ Ereiferung über diese Titelfrage mit dem Zorn eines eitlen Weibes vergleicht, wie er sich, des vierten Heinrich Geschick gedenkend, empört über die Arroganz der „Hildebrandi“ und der anderen aus „gleichem Stoff geformten, in derselben Schule unterwiesenen“ Päpste, „der lasterhafteren Sprossen eines Stammes, der selbst schon nochstand seiner Väter Art“ (Horaz, O. III, 6), wie er Einspruch erhebt gegen die verwerflichen Machinationen der päpstlichen Quasihistoriker, „die aus den Knechten der Knechte Gottes Herren, nein, vielmehr Tyrannen der Fürsten gemacht hätten, weit eher Ebenbilder zu nennen eines Domitian, Maxentius, Julian und ähnlicher Despoten als des göttlichen Petrus, Klemens und Ambrosius“, wie er ihre (freilich reichlich von ihren Auftraggebern belohnten) Verunglimpfungen edler deutscher Kaiser und der versöhnlicheren und friedlicheren Päpste (wie Stephans IV. und Leo's IV.) zornig zurückweist, so wird in der zweiten Hälfte des Exkurses mit denselben Mitteln einer oft zu kraftvollem Pathos sich erhebenden Sotire, zugleich aber auch mit größter Gründlichkeit Ludwigs Sache geführt. Aussprüche Christi und Petri, der Kirchenväter, zahlreicher Päpste, katholischer (nichtdeutscher) Kirchenschriftsteller werden citirt, um das Recht des deutschen Kaisers, das Unrecht,[2]) die barbarische, empörende Grausamkeit Johanns XXII. möglichst deutlich vor Augen zu führen. Frei von aller „indignatio“ will er sprechen, aber immer wieder, immer leidenschaftlicher kommt seine Erregung zum Ausdruck. Wie ein Gladiator habe der Papst gewüthet, „einem räuberischen Wolf vergleichbar“, nicht hüten wollte er seine Schafe, nein, sie schinden, verschlingen, so daß es zu verwundern sei, daß Gott mit seinem Blitzstrahl solche Schandthaten nicht sogleich gesühnt.[2]) An die verworfenen Kaiser Caligula und Domitian werde er erinnert, die nichts dringender wünschten, als daß doch auch ihre Zeit durch irgend ein furchtbares Unglück, durch einen beispiellosen Frevel bekannt würde: so schienen auch jene Päpste hauptsächlich deßwegen die Kaiser verfolgt, die Christenheit heimgesucht, den römischen Stuhl mit List und Gewalt „erhöht“ zu haben, damit ihr Andenken durch diese herrlichen Thaten bei der Nachwelt unvergessen bleibe. Ein kühneres Wort ist wohl selbst aus protestantischem Munde nicht vernommen worden: wäre die Apologie von Hunger veröffentlicht worden, sicherlich würde er verfolgt und aufs schwerste von seiner Kirche bestraft worden sei.

Wir hörten bereits oben, daß Hunger seine Vertheidigungsschrift befreundeten Geistlichen und Laien vorlegte und ihren Beifall fand. Zu ihnen gehörte auch der bekannte Augsburger Humanist Konrad Peutinger oder einer seiner Söhne; jedenfalls befand sich im 18. Jahrhundert eine Kopie der Defensio in der Peutinger'schen Bibliothek (Murrs Journal zur Kunstgeschichte XIII, Nürnberg 1784, S. 313). Aber auch Hungers Landesfürsten hatten von dem Werk gehört und hatten das Manuskript für das herzogliche Archiv eingefordert. Dies ging verloren, und so mußte sich Wilhelm V., der Sohn jenes Albrecht V., den Hunger einst unterrichtet hatte, als er im Jahre 1599 „zu seinem Institut oder Intent die Defensionsschrift in causa Ludovici Imperatoris contra summum Pontificem als dienstlich vnd angenehm“ gebrauchen wollte, an Albert Hunger, den ältesten Sohn des Verfassers,[3]) wenden mit dem Auftrag „fleissig nach-

[1]) Als Hunger 1548 die Nachricht erhielt, daß man in Augsburg den ernsten Willen habe, die katholische Religion in ihrer Reinheit, allen Sekten, Mißbräuchen und Lastern zum Trotz wiederherzustellen, äußerte er zwar seine lebhafte Freude, aber auch die Besorgniß, es möchte die römische Kurie von ihren abscheulichen Schandthaten (immanibus flagitiis) weder durch die Scheu vor der allgemeinen Schande noch vor Gottes Strafgericht abgehalten werden können (Epilog der Apologie). An einer anderen Stelle findet er das Auftauchen der Sekten wie die Zunahme der Schäden wahrlich nicht erstaunlich bei einer Kirche, die solche Vorsteher und Hirten hingenommen habe. Wie konnte man bei so perverser Richtung der Geister — um noch ein mildes Wort zu gebrauchen — an christliche Frömmigkeit denken?

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß ihm (wie anderen Humanisten) die Entscheidung des Investiturstreites durch Calixtus II. und Heinrich V. (welcher Kaiser „ebenso verderblich für den Staat war wie frevelhaft gegen sein Vater“) durchaus nicht gefällt. Seiner Ansicht nach war diese Unterjochung der Kaiser rechtlich nicht gefordert.

[2]) Aehnlich heißt es in der satirischen Expektoration der „Vindicatio“ (s. o.) über den Adel der verschiedenen Länder, daß, so oft er von dem unsittlichen, blutschänderischen Treiben der italienischen „Reguli et Tyranni“ lese, er sich wundern müsse, daß diese Scheusale und ihr ganzes Land nicht gleich von Blitzen verzehrt würden.

[3]) Der unabhängige, freimüthige Charakter des Vaters hat sich übrigens auf diesen Sohn nicht vererbt, so wenig wie auf den jüngeren Wolfgang, den Herausgeber der Vindicatio. Würdig zeigte sich Albert

zusuchen, ob under seinen, vom Vattern hinterlaßnen Schriften etwa das Concept noch vorhanden oder doch zu erfragen, wo angeregte Desension zufinden sein mechte. . . ." Eben dieses Konzept war es — das nach der übergroßen Zahl der Scheeibsehler zu schließen — Finauer[1]) seiner Publikatiou zugrunde legte.

Die Kunde von der Existenz der antipäpstlichen Schutzschrist, die der Verfasser nicht zu veröffentlichen gewagt, veebreitete sich weiter und wurde so auch dem folgenden Jahrhundert übermittelt. Pierre Bayle, der freisinnige Skeptiker, mußte natürlich an einem Mann wie Hunger Interesse gewinnen; in seinem berühmten „Dictionnaire historique" (1696) widmet er ihm daher ein paar Zeilen: „Il composa une apologie pour les empereurs Frederic Barberousse et Louis Le Bavière, où il donnoit tout le tort aux papes; mais comme il étoit bon Catholique, il tronva plus a profit de la supprimer." An Muth hat es Hunger schwerlich gefehlt nnd er würde die Aechtung der Kirche wohl nicht gescheut haben, wenn er nicht den Skandal gefürchtet hätte, den die Schrift im Hinblick auf seiue Stellung als erster Beamter eines Kirchenfürsten verursachen mußte. Auch Aventin hatte ja seiue bayerischen Annalen nicht veröffentlichen können. Das war auch ganz unmöglich. Denn das durch die Herzoge selbst hervorgerufene und später (1526—1533) in ihrem Auftrage oon Aoentin auch ins Deutsche übertragene große Geschichtswerk zeigte ja eine so leidenschaftlich erregte Sprache gegen die päpstlichen Anmaßungen nnd Uebergriffe, eine so erbitterte, grundsätzliche Gegnerschast gegen den geistlichen Stand überhaupt, daß durch die Publikation die fürstlichen Auftraggeber selbst aufs bedenklichste bloßgestellt worden wären. Als dann 20, resp. 30 Jahre nach dem Tode des Veefassers die beiden Texte erschienen, da wurden sie, obwohl man aus Rücksicht auf die Geistlichkeit die ärgsten Stellen fortgelassen hatte, sofort auf den Judex gesetzt und ihres Urhebers Andenken beschimpft. Und mit diesem Mann, der, mochte er auch nie förmlich seinen Uebertritt vollzogen haben, doch eigentlich durchaus auf der Seite der Reformatoren stand, der die römischen Päpste als die schlimmsten Widersacher des deutschen Volks bezeichnete, stand Huuger nicht nur in einer Art persönlichee Beziehung (sein späterer Schwiegervater, Georg Bohem-Cuspinius war mit dem großen Historiker befreundet), er hatte auch seine Chronik, noch ehe sie durch den Druck bekannt wurde, bei einem Freunde im Manuskript durchlaufen können und er urtheilt über den Verfasser in den Ausdrücken höchster Bewunderung; von allen Geschichtschreibern, deren Werke noch heute vorhanden seien, sei er wie der hochherzigste, so auch der unparteiischste. Das ist natürlich neben seinem nahen Verhältniß zu jenem Ulrich Zasius, der einst dem jungen Luther als dem Phönix der Theologen zugejubelt hatte, von größter Bedeutung, um Hungers Apologie und ihren antiklerikalen Zug zu verstehen, wenn auch der Unterschied in der Stellung beider Männer und der Unterschied der Zeiten, in denen sie schrieben, nicht außer acht gelassen werden darf, wie wir gleich eingangs bemerkten.

Alles zusammen gibt ein eigenthümliches, aber nicht unerfreuliches Bild von gewissen nationalen Strömungen, wie sie in den führenden Kreisen Bayerns im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts herrschten. Aventin schreibt im Auftrage seiner Herzoge seine antipäpstlichen, von nationaler Gesinuung getragenen Annalen, und das Werk gefällt seinen fürstlichen Auftraggebern so gut, daß er es auch für das Deutsche bearbeitet. An eine Veröffentlichung kann natürlich nicht gedacht werden, aber trotzdem ist durch vielfach kursieende Abschriften seine Verbreitung nicht unerheblich. Und Hunger, ein altgläubiger Katholik, schreibt untee dem frischen Eindruck dieser bayerischen „Chronik" in demselben Geist, aber womöglich in noch leidenschaftlicheren Ausdrücken und mit noch heftigeren Ausfällen gegenüber den hierarchischen Anmaßungen seine Apologie. Wiederum billigen und freuen sich der „Trutzschrift" ihres Volksgenossen weite Kreise, und die bayeeischeu Herzoge lesen uud benutzeu sie zu ihrem „Justitut und Juteut", etwa wie später protestantische Fürsten Aventins Darstellung der großen kirchlichen Kämpfe für ihee eigenen zur Unterstützung heranziehen. Man empfand offenbar bei der Lektüre dieser Schriften die lebhafteste nationale Genugthuung und konstatirte mit gerechtem Stolz, daß hier einmal den römischen Uebergriffen mit deutschem Manuesmuth entgegengetreten, der Wüede des deutschen Volks und seiner Fürsten ihr Recht geworden sei, mochte immerhin dadurch den Päpsten ihr Nimbus genommen und ihre Geschichtschreibung als Geschichtsverfälschung dargethan werden. Aber diese scharfen Inoektioen, an denen man sich so im geheimen erfreut, wagte man noch nicht zu veröffentlichen; sie blieben Alleinbesitz weniger Eingeweihteu. So hatte zwar die freie und daher befreiende historische Forschung der Humauisten das nationale Bewußtsein auch bei Auhängern der alten Kirche gestählt und die Rücksicht auf Rom ihr nationales Denken, ihre nationale Selbstachtung nicht zu beeinflussen vermocht, aber das eine Zugeständniß machte man ihr doch in diesen Kreisen, daß man besonders schlimme, d. h. die Klerikalen allzu drastisch bekämpfende Geschichtswerke oder einzelne Partien daraus vorläufig nur schriftlich zirkuliren ließ.

Und wie steht es heute? Haben wir Grund, uus in die Brust zu werfen und etwa die Fortschritte zu bewundern, die zu unsree Zeit die Ultramontanen — ich sage mit Willen nicht Katholiken, die ja zum Glück nur zu einem Theil mit jenem Namen bezeichnet werden dürfen — den oben charakterisirten Lesern eines Aoentiu und Hunger gegenüber in freier und unabhängiger nationaler Gesinnung gemacht haben? Ich glaube, uusre ultramontanen Politiker können alles drucken, was sie denken und schreiben, denn was sie denken und niederzuschreiben wagen, ist stets den römischen Interessen aufs genaueste angepaßt, könnte die römische Empfindlichkeit niemals verletzen. Ja, sie achten sogar mit peinlicher Sorgfalt darauf, daß, was Andersgläubige etwa Unliebsames (in ultramontanem Sinne Unliebsames natüelich) schreiben und dichten und dann zu drucken wagen, von der Staatsgewalt konfiszirt und öffentlicher Darstellung entzogen wird. Das ist der Fortschritt der Zeit!

Doch wir mögen unsre Skizze nicht mit einem Mißton schließen. Wir erzählten oben von dem Dichter Wolfgang Hunger. Auch bei ihm ist wohl gelegentlich eine satirische Anwandlung wahrzunehmen, so wenn er die alte äsopische Fabel von dem Esel, der eine Götterstatue trägt und die Verehrung der Entgegenkommenden auf sich beziehen möchte (vgl. Lafontaine's L'âne portant des reliques), also modernisirt:

Nit dir, sonder der geystlichent.[2])

Ein Esel trug eins hayigen Bild,
Vor dem sich nayget jederman,
Des ward der Esel stoltz und wild,
Maint ihm selbs würd die ehr gethan.

Hunger dagegen seinee Erziehung im „Collegium Germanicum" in Rom und bewährte sich so als ein echtes Kind der neuen Zeit. Als Professor der Theologie und hoher geistlicher Würdenträger „machte ee sich durch den Eifee bekannt, welchen er vor die catholische Religion bezeuget, deshalber ergriff er zum öffteren die Feder wider die Protestanten"; er nahm auch an dem Regensburger Religionsgespräch theil (1601). Und doch sollten jene freisinnigen „Adnotationes" zu Cuspinian nach dem Vorwort des Herausgebers den beiden Söhnen Hungers gleichsam als ein Theil der Erbschaft, als eine Frucht der Lebensarbeit ihres Vaters zukommen!

[1]) Siehe oben; ihm verdanken wir auch das im Auszug von uns mitgetheilte herzogliche Schreiben.

[2]) Deutsch: Hoffmann, natürlich eine scherzhafte Erfindung Alciato's.

5 „O schelm, ich soll dich leren gan!"
Sein maister sogt, „und schlogen voll:
Mit dich, den hayligen bet't man on". —
Ein ungelert pfaff versteht es wohl.

Hier hat nämlich der Dichter die höchst bissige Bemerkung, daß die ungebildeten, dafür aber um so eingebildeteren Pfaffen, die dem Esel gleicheud, die Ehren der Menge für sich in Anspruch nehmen wollen, wohl wußten, worauf er ziele, aus eigenem als Nutzanwendung der Vorlage des Alciato beigefügt. Im ganzen hält er sich aber von solchen polemischen Tendenzen frei, und am glücklichsten gerathen ihm die nicht in achtzeiligen Stanzen mit kunstvoller Reimstellung, sondern in einfachen Reimpaaren gegebenen, längeren Emblemata. Eines derselben, das seine frische und treuherzige Art dem Leser deutlich vor Augen führen wird, möge den Schluß unsres Aufsatzes bilden, zumal das Symbol, das es schildert, das Bild der Hoffnung (mit ihren Gefährten, dem guten Ausgang auf der einen, der bösen Leidenschaft und der strafenden Nemesis auf der anderen Seite) wohl geeignet ist, den politischen und kirchlichen Kämpfen, die wie damals, auch heute noch die Menschen erregen und zur Verfolgungswuth fanatisiren, als Mahnung und Warnung, aber auch als ein Wort des Trostes dienen.

Von dem Bild der Hoffnung.

In hymmel sicht und lieblich locht
Die Göttin hyn, wer hat sy g'macht?
Elpidius [1]): sy ist Hoffnung g'nannt,
Mit trost den armen wol bekont.
5 Sag, wos yhr griener rock bedeut'?
Daß sy oll welt erhelt in freud:
Doch sölch's allein in lebens weyl,
Das zaygt des tods zerbrochen pfeyl.
Warumb sitzt sy auf einen ooß?
10 Der olt hesiodus sogt das:
So olle tugent wor'n verjogt
Gen hymmel, und die welt geplogt
Mit hoder, zonk, loster und schand,
Plieb ollein Hoffnung in yhrem staud. [2])
15 Was deut't die Kräh', so bey yhr ruht?
Der vogel hot ein's weyssag' mut. [3])
Kan er nit sprechen, es geht wol,
Sogt er, daß morgen g'schehen sol.
Was g'sellen hot sy? guten fall,
20 Und gach 'begierd, die wünscht ohn Zohl.
Wer steht sunst noch bey yhr? Frau Rhoch.
Lernt, das man hoff' nur ziemlich soch.

Nachtrag.

Wir wiesen schon oben darauf hin, daß handschriftliche Exemplare der Schutzschrift Hungers im Kreise seiner Freunde zirkulirten, eines sich auch im herzoglichen Archive befand. So ist es denn nicht unwahrscheinlich, daß das Werk des frei und deutsch gesinnten Mannes im nächsten Jahrhundert bei einem Streite eine Rolle gespielt hat, von dem ich erst jetzt durch zufällige Notizen in den Frankfurter Meßkatalogen vom Herbst 1618 und Herbst 1619 Kenntniß erhielt. Hier zeigen nämlich Münchener und Augsburger Buchhändler ein lateinisches Büchlein an, in welchem Johann Georg Herwart von Hohenburg, herzoglicher geheimer Rath und bayerischer Kanzler, im Auftrage des Herzogs Maximilian I. den „Kaiser Ludwig IV. vertheidigt, den Dominikaner Abr. Bzovius (1567—1637) hingegen wegen Ehrenkränkung vor Gericht zieht, weil er jenen erlauchten Ahnherrn des bayerischen Herrscherhauses gegen göttliches und menschliches Recht, gegen Wahrheit und Billigkeit in seinen von Unrichtigkeiten strotzenden Annalen verunglimpft und mit den schwersten Verleumdungen überhäuft hat."

Jener polnische Geistliche war in Rom, wo er sich längere Zeit niedergelassen hatte, damit beauftragt worden, die berühmten „Annales ecclesiastici" des Cäsar Baronius fortzusetzen. Es erschienen denn auch von 1616—1630 acht Bände, die die Jahre 1198—1565 umfassen, aber im Grunde mehr eine Geschichte seines Ordens als der Kirche darstellen, weßhalb denn die oft von ihm verlästerten Franziskaner und Jesuiten gegen das Werk zu Felde zogen. Noch härtere Kämpfe veranlaßte seine Beurtheilung Ludwigs von Bayern. „Weil er diesen nämlich aufs schärfste angegriffen, sogar, daß er auch denselben aus der Zahl der Kaiser herausstoßen wollte, nahm Maximilian sich dieser Sache an und ließ ihn nicht allein durch G. H. von Hohenburg (aber auch durch andere Gelehrte) mit größter Heftigkeit widerlegen, sondern stellte auch zu Rom einen Prozeß wider ihn an, darin Bzovius verdammt wurde, öffentlich seine Ansicht zu widerrufen. Dieser Widerruf ist wirklich zu Ingolstadt gedruckt (1628)."

Mir ist Hohenburgs Schrift nicht bekannt. Daß aber Hungers Apologie desselben Kaisers auch bei diesem Streite zu Rathe gezogen und seine Beweisführung benutzt wurde, ist nicht nur deßhalb zu vermuthen, weil Maximilian die Defensionsschrift des Lehrers seines Großvaters gekannt haben wird, sondern vor allem, weil ein Christ. von Hohenburg einst in Freiburg zu Hungers vertrauten Studiengenossen gehörte und mit ihm z. B., als er sich nach Bourges begeben, Briefe wechselte. So wird dieser Christoph von Hohenburg ebenfalls später ein Exemplar der Schutzschrift von ihrem Verfasser erhalten haben, und so ist es gekommen, daß des wackeren Vaterlandsfreundes und unerschrockenen Kämpfers Arbeit viele Jahre nach seinem Tode durch die Vermittlung eines Nachkommen seines Freundes ganz in seinem Sinne gewirkt hat gegen papistische Anmaßung, obwohl sie immer noch nicht veröffentlicht werden konnte.

Theobald Kerner als lyrischer Dichter.

Von Ernst Müller (Tübingen).

Theobald Kerner, der älteste der lebenden schwäbischen Dichter, nimmt unter diesen einen ehrenvollen Platz ein. Er ist als Poet ebenso der getreue Sohn seines Vaters Justinus, wie in seinen medizinischen Anschauungen. Seine Motive entsprechen häufig denen seines Vaters. Aber trotz dieser Anlehnung an seinen Vater und, wie leicht begreiflich, an andere schwäbische Dichter, zeigt er sich überall als einen ganz selbständigen Geist, der sich seiner Kraft bewußt ist. Ja, in einem übertrifft er seinen Vater häufig: in der Form. Er ist sicherer und gewandter in der Darstellung und beherrscht die Sprache vollkommener. Die Proben, die wir von seinen Gedichten folgen lassen, werden seine Formgewandtheit bestätigen.

Wie sein Vater, hat Theobald Kerner seine ersten Gedichte meist im Cotta'schen Morgenblatt veröffentlicht. Im Jahr 1845 erschienen seine „Gedichte" gesammelt und ebenso 1852. Eine größere Sammlung seiner poetischen Werke gab er erst 1879 als „Dichtungen" heraus. Es ist das, nebenbei bemerkt, derselbe Tuel, dessen sich auch Justinus bediente. In dieser Sammlung finden sich Gedichte der verschiedensten Art, gar manche erinnern direkt an Justinus. Freilich, der Grundton von dessen Dichtung, der Schmerz tritt bei ihm zurück. Theobald ist eine viel zu lebensfrohe, heitere Natur, als daß eine solche Richtung bei ihm hätte durchdringen können.

1) D. h. der „Religion", das Wort bezeichnet bei Hunger noch nicht die Religionsdiener.

2) Sie blieb vielmehr allein in der Büchse der Pandora zurück, während die Uebel alle herausschlüpften. Die schöne Variation ist für die Denkart des offenbar noch nicht vom Pessimismus angekränkelten bayerischen Dichters bezeichnend.

3) Die Krähe galt bei den Römern als Augurienvogel.

Sehen wir zunächst nach seiner Liebeslyrik,[1]) so treffen wir darunter tief empfundene Gedichte, in denen der Ernst wie der Scherz zu seinem Recht kommt, wie: „Ständchen", „O wär' ich eine Nachtigall", „Eheleben". Die „Liebesqual" schildert er schön, also (letzter Vers):

> Welche Qualen schafft die Liebe:
> Sie macht traurig und allein!
> Und doch möchte ohne Liebe,
> Ohne Liebe Niemand sein!

Und von der „Liebesmacht" singt er:

> Ja, es ist der Gott der Liebe
> Flüchtiger als Luft und Licht —:
> Schloß und Riegel hilft gen Diebe,
> Gegen Liebe hilft es nicht!

Ein längeres Gedicht „Meine Else" (seine zweite Frau) schließt er mit dem Verse:

> Als mein Schutzgeist, mein Hauselfchen,
> Bleibt sie, bis ich geh', bei mir,
> Denn? — wer wird so traurig fragen! —
> Jetzt wie Kinder froh sind wir!

Lieder des Schmerzes sind, wie schon angedeutet, nur selten in der Sammlung. Voran steht unter ihnen die „Todtenklage" um den verstorbenen Vater. Da vernehmen wir die Trauerworte:

> Als im Sarg du lagst gebettet
> Auf die kalte, bleiche Stirne
> Fiel da eine heiße Thräne —
> Nicht um dich, um mich geweint.
>
> Seit du tot — ist alles worden
> Mir so fremd, als ob mich zöge
> In das Grab, ins Reich der Schatten,
> Eine liebe Geisterhand.
>
> In der Erde ruhst du, Vater!
> Vor dem Sturme sanft geborgen —
> Mehr als alle lichte Sonnen
> Ist mir jetzt die Erde lieb!

Ganz wie sein Vater fühlt sich Theobald Kerner zu Natur und Wald hingezogen. In dem Gedicht „Naturliebe" spricht er seine Ansicht aufs schönste aus:

> Willst du dich herzlich freu'n an der Natur,
> Dann schau sie an mit klaren Kinderaugen:
> Die Bücherweisheit laß zu Hause nur!
>
> Bei Pflanzen denke ans Herbarium nicht;
> Den Käfer lasse frei vorüberziehen,
> Rüst' nicht die Nadel, die ans Brett ihn sticht.
>
> Tritt nicht in die Natur hinaus als Feind;
> Sie sei dir nicht ein Buch nur zum Studiren —:
> Gib acht, wie anders sie dir dann erscheint ꝛc.

Besonders erfreut er sich am „Vogelsang" und „Vogelleben" (sein Vater schildert letzteres unter derselben Ueberschrift), den „Kuckuck", „Kuckuck und Känzchen", sowie der schwarze „Rabe" werden besungen. Und vollends der Wald! Wie versteht es da der Dichter, immer wieder neue Saiten anzuschlagen zur Verherrlichung desselben in den Gedichten: „Im Walde", „Waldlust", „Waldstrauß", „Die sterbende Waldblume", „Wohin?" ꝛc. Wie schön und treffend seine Naturschilderungen sind, möge aus ein paar Versen aus dem Gedicht „Das Gewitter" ersehen werden:

> . . . Die welken Blätter jagt der Sturm empor
> Nachtvögeln gleich — da plötzlich zischt's hervor:
> Hell flammt ein Blitz aus dunkler Wolkenspalte,
> Ein Blitz, deß Licht den bleichen Mond verhöhnt,
> Und d'rauf ein Schlag, wovon die Erde dröhnt —
> Ein dumpfes Grollen noch im fernen Walde,
> Ein Regen jetzt, und jetzt ein Blitz, ein Schlag,
> Als wär's ein Vorspiel von dem jüngsten Tag ꝛc.

Den schönsten Beweis von Theobald Kerners Naturliebe liefern zwei besondere Werke von ihm: sein köstliches „Blumenbilderbuch", „Prinzessin Klatschrose" (2. Aufl. 1893) und „Natur und Frieden" (ins Englische übersetzt als „Peace and Nature").

Abschieds- und Wanderlieder, deren der Vater so schöne gedichtet hat, finden wir in des Sohnes Sammlung verhältnißmäßig nur wenige, z. B.: „Scheiden", „Zum Abschied", „In der Fremde". Seine Wanderlust macht sich aber gelegentlich sonst in den Gedichten geltend. Dagegen fehlt es nicht an Trinkliedern. Charakteristisch ist folgendes „Trinklied":

> Der Wirth, der hat ein Fäßlein,
> Das hat so rothes Blut,
> Das hat so starkes Fieber,
> Läuft fast vor Hitze über·
> Ein Aderlaß wär' gut.
>
> Der Wirth, der ist nicht faule
> Und zapft das Fäßlein an:
> „Ihr Herren Wohlgeboren,
> Ihr lieben Herrn Doktoren,
> O schaut das Blut euch an!"
>
> „Das Blut ist sehr entzündet
> Und schmeckt und schmeckt noch — mehr:
> O köstliches Kuriren!
> O herrlich Praktiziren!
> Wer stets solch Doktor wär!"

Während Justinus eine große Anzahl von Gedichten an einzelne Persönlichkeiten, hohe wie niedere, gerichtet hat, steht sein Sohn Theobald einem solchen Personenkult ferner. Nur ein paar derartige Gedichte sind zu verzeichnen, besonders an den getreuen Grafen Alexander von Württemberg. Köstlich ist das Gedicht „An Frau Prof. W." (Mathilde Weber in Tübingen). Von ihr heißt es:

> . . . Doch als Die ihm (Justinus K.) genaht, o Weberin, welche die Fäden
> Ihrer Reisen uns hat gewoben zu köstlichem Stoffe,
> Da durchbebt' seinen Leib, den heiligen, frohes Empfinden;
> Als ob sein Leibgericht käm', so schnalzete er mit der Zunge.
> Wie eine Flädlessuppe so gut, gesund und echt schwäbisch.
> Und wie ein Gurkensalat recent und frisch ist dein Wesen!

Eine besondere Eigenthümlichkeit von Justinus Dichtung sind bekanntlich Balladen und Romanzen. Auch Theobald hat sich in dieser Gattung versucht und einige recht hübsche Stücke geliefert, so „Das Akazienmännlein", „Die Abendglocke", „Die treue Rebe" (auf dem Grabe eines Weingärtners). Ziemlich ironisch sind „Die Behexten" und „Hexenritt". Ueberhaupt kommt hier bei dieser Gattung der Humor zur Geltung im Gegensatz zur Auffassung von Justinus. An dieser Stelle sei auch noch das Gedicht „Der Keller auf Burg Weibertreu" erwähnt, in dem in köstlicher Weise die Geschichte der Burg von dem Geist eines alten Kellermeisters erzählt wird.

In religiöser wie in politischer Beziehung verrathen die Gedichte in einem gewissen Gegensatz zu Justinus eine durchaus freisinnige Richtung. Zum Beweis mögen folgende Gedichte dienen: „Unsterblichkeitsbeweise", „Wozu das Schreien?", „Daß ich's ehrlich sag'" ꝛc., ferner: „Ruthen-

[1]) Ich bespreche die einzelnen Dichtungsarten in der Reihenfolge, welche ich in einer demnächst erscheinenden Auswahl von Justinus Kerners Gedichten (Leipzig Reclam) eingehalten habe.

rich“ (Fr. List betr.), „Hohenasperg 1851“, „Unsre große Zeit“ ꝛc. Daß der Humor eine charakteristische Eigenschaft Theobalds viel mehr ist als seines Vaters, haben schon die mitgetheilten Proben aus seinen Gedichten gezeigt. Noch mehr ersehen wir dies aus den Gedichten: „Vorbereitung“, „Apotheose“ (der Gurke), „Der Dichter“, „Die Dichterin“, „Entstehung der Zensur“ (durch die Schere der Parze Atropos). Auch die Medizin kommt in den Gedichten zum Ausdruck, wie bei Justinus. Seine Anschauung hat er in den kurzen Strophen „Magnetismus“ niedergelegt:

> Wer von den Aerzten ist verlassen,
> O, der ist darum nicht allein,
> Er darf nur liebend dann umfassen
> Natur, das treue Mütterlein.
>
> Wo nicht mehr helfen Pulver, Pillen,
> Essenzen, Salben und Mixtur,
> Da heilt vereint mit festem Willen
> Die Kraft der lebenden Natur.

Der zweite Theil von Theobalds „Dichtungen“ enthält 38 kürzere poetische Erzählungen in Prosa. Hier bewährt sich der Dichter als formgewandter Erzähler, wie wir ihn besonders aus dem Buche kennen, in dem er sein Vaterhaus so trefflich geschildert hat, nämlich in dem Werke: „Das Kernerhaus und seine Gäste“ (2. Aufl. 1897. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die heterogensten Dinge sind in diesen Erzählungen geschildert. Ernstes und Heiteres wechselt miteinander ab. Das Heitere und Humorvolle, Ironische und Satirische gelingt ihm ganz besonders. Das ist sein Element. Da fühlt er sich wohl und behaglich. Dies bezeugen auch seine dramatischen Dichtungen: „Der fliegende Schneider“ (vgl. dazu Justinus' fliegenden Todtengräber in dessen „Reiseschatten“), Pastor Staber oder der neue Ahasver u. a.

In den letzten Jahren hat den greisen Dichter die Beschäftigung mit dem Briefwechsel seines Vaters, der im Jahre 1897 unter dem Titel „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden“ erschienen ist, ganz in Anspruch genommen. Dadurch wurde die poetische Produktion zurückgedrängt, was andrerseits auch durch das hohe Lebensalter Kerners begründet ist. Von der Stimmung seines Alters geben die Verse Kunde, die er mir an Weihnachten des letzten Jahres, auf einer Ansichtskarte mit dem Kernerhaus und dem „Geisterthurm“ im Garten, schrieb:

> Schon achtzig Jahre ist er alt
> Justins Sohn, der Theobald,
> Er sitzt am Geisterthurm, dem alten,
> Gespensterhafte Traumgestalten
> Der Jugendzeit umschweben ihn.

In der That hat Hofrath Kerner mit diesen Versen am besten sein Leben im hohen Greisenalter gekennzeichnet. Seine Gedanken gehen zurück auf die Jugendzeit, auf das Leben im Elternhause, in dem er am liebsten verweilt (im Winter hält er sich gewöhnlich in Baden-Baden auf). Jeder Besucher des Weinsberger Kernerhauses erfährt es zu seiner großen Freude, mit welcher Liebenswürdigkeit Th. Kerner die Fremden empfängt und sie in seinem Heim, das ein wahres Museum bildet, herumführt. Möge ihm auch ferner ein heiterer Lebensabend beschieden sein!

Mittheilungen und Nachrichten.

dm. **Neue Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg.** Wien, Karl Gerolds Sohn 1898. Dem Andenken seiner Frau, der edlen, am 22. Jan. 1890 heimgegangenen Dichterin Wilhelmine Gräfin Almásy-Wickenburg, widmet der ritterliche Gatte sein jüngstes Liederbuch. Selten ist die Klage um verlorenes Eheglück ergreifender erklungen, selten die Weise von ewiger Liebe reicher und echter modulirt erschienen. Die Eingangsworte stimmen den Grundton des schönen Cyklus In memoriam an:

> „Dein ist dies Buch, und kann's Dein Aug nicht lesen,
> Du schwebtest über allem, was ich schrieb,
> Mein höchstes Gut ist, daß Du mein gewesen
> Und — daß Dein Geist mir unverloren blieb!
>
> Nimm hin, was ich im Schmerz um Dich gesungen,
> Als mir Dein Tod die Welt gehüllt in Flor,
> Und haben hell're Töne nachgeklungen,
> Ich weiß, sie sind kein Mißklang für Dein Ohr.
>
> Was ich an Lust und Schönheit in mich sauge,
> Dir ist es in Gedanken dargebracht,
> Und heimlich quillt's mir doch aus einem Auge,
> Auch wo das andere noch heiter lacht.
>
> Und wenn ich alternd und das Herz voll Narben
> Bei guter Laune schein' und frohgesinnt,
> So zeigt der Baum nur seine hellsten Farben,
> Weil schon sein Laub zu rieseln jetzt beginnt.“

Die Variationen dieses Themas greifen ans Herz; wie der Wittwer vom Friedhof heimkehrt, das Sterbezimmer der Geliebten betritt und angesichts des letzten Buches, darin sie gelesen, der Ringe, die sie abgestreift, wieder nach dem Friedhof fortstürzt — „dein Grab war nicht so traurig wie dein Zimmer“ — dies schlichte Erlebniß tritt so anschaulich und das Innerste bewegend vor uns hin, wie die Gedenktage der Verlobung, gemeinsamer Waldgänge ꝛc. („Heut' zweiundzwanzig Jahr“. „Fünfblättriger Klee“. „Geweihter Boden“). Es ist kein kleines, daß neben diesen mächtigsten, durch und durch erlebten Stücken der „Neuen Gedichte“ eine Reihe anderer Gaben sich behauptet. An die „Tiroler Helden“ einer früheren Sammlung Wickenburgs schließen sich die markigen, historischen Genrestücke „Das letzte Aufgebot“, „Der Tharer Wirth“, „Des Sandwirths Heimkehr“ ebenbürtig an. Die „Altwiener Geschichten und Figuren“, die seinerzeit in unsrer Beilage nach Verdienst gewürdigt worden, finden glückliche Nachfolge („Herr Walther in Wien“. „Alle Neun!“ „Wind und Regen“. „Der Wiener Meerfahrt“. „Die Beichtmutter“. „Küß' den Pfennig“). Hier und in anderen munteren Eingebungen („Ein Bürger von Kaltern“, „Verfehlter Weg“. „Herrgottsthränen“ ꝛc.) ist der Volkston sicher getroffen; dabei ist die künstlerische, sangbare Form in den meisten dieser Humoresken, unscheinbar und doch für jedes schärfer aufmerkende Ohr erkenntlich, so überzeugend gewahrt, daß Sprechkünstler wie Lewinsky und Possart gut thäten, das eine und andere dieser „Erzählenden Gedichte“ in den Kreis ihrer Vorträge zu ziehen. Auch unter den „Vermischten Gedichten“ ist kein überflüssiges Blatt. Der ehrliche deutsche Patriot meldet sich siegreich in den Versen „Auf dem Kyffhäuser“. Der feine, neidlose Kenner gibt in den Festgedichten „An Hieronymus Lorm“ und „An P. K. Rosegger“ so liebreiche und zugleich so treue Bildnisse seiner beiden Freunde, daß sie Mühe haben werden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Desto erfreulicher, daß uns Albrecht Graf Wickenburg absichtslos mit seinem Selbstbildniß beschenkt hat: in seinen „Neuen Gedichten“ steht der ganze wackere Mann und Künstler vor uns, wie er leibt und lebt: ein reiner, tapferer, treuer, grundguter und wahrhaftiger, wahrhaft adeliger Mensch.

* **Freiburg i. B.** Prof. Dr. A. Schröer hat den vor Schluß des vorigen Sommersemesters an ihn ergangenen Ruf als Lehrer für englische Philologie an der Universität Würzburg abgelehnt.

* **Leipzig.** Die Bibliothek des Leipziger Philologen Prof. Dr. Ribbeck ist an die Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H. in Leipzig, verkauft worden. Nachdem die werthvollen philologischen Bibliotheken von Sauppe, Hertz, Curtius ungetrennt nach dem Auslande gewandert sind, wäre es wünschenswerth, wenn diese außerordentlich werthvolle Bibliothek, in der die besten und werthvollsten Ausgaben in seltener Reichhaltigkeit, viele hochbedeutsame Fachzeitschriften in großen Serien und ein unschätzbar werthvoller philologischer Hand-

apparat enthalten sind, nicht dem Schicksal so mancher bedeutenden Gelehrtenbibliothek verfiele, in alle Winde zerstreut zu werden, sondern ungetrennt einer öffentlichen deutschen Bibliothek oder einem philologischen Institut gewonnen werden könnte. Der Gesammtumfang der Bibliothek beträgt zirka 7000 Bände und Abhandlungen. Die Buchhandlung Gustav Fock ist gern bereit, Interessenten näheres mitzutheilen. Ein Katalog über die Bibliothek wird nur angefertigt, wenn ein Gesammtverkauf sich nicht ermöglicht.

* **Jena.** Am Dienstag fand die feierliche Eröffnung der neuerbauten Universitätsaugenklinik statt.

* **Berlin.** Der Kammergerichtsrath Geheimer Justizrath Keyßner wurde zum Ehrendoktor der juristischen Fakultät hiesiger Universität promovirt. — Der Oberverwaltungsgerichtsrath Dr. Ferdinand v. Martitz wurde zum ordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt.

* **Bonn.** Der „Voss. Ztg.“ zufolge erhielt der außerordentliche Professor für englische Philologie, Dr. Max Förster, einen Ruf an die Universität Würzburg; der tit. Professor der Geschichte Dr. Richard Schmitt in Greifswald wurde an die Universität Bonn versetzt.

* **Wien.** Bei der Rektors-Inauguration am letzten Montag konstatirte der abtretende Rektor Prof. Dr. Toldt mit Genugthuung das rege fortschreitende wissenschaftliche Leben an der Wiener Universität und führte als Beweis hiefür an, daß eine bisher unerreichte Zahl, nämlich zwölf Studirende, als Kandidaten für die Promotio sub auspiciis Imperatoris aufgetreten seien. Im Wintersemester betrug die Zahl der ordentlichen Hörer 4861, gegenüber 4715 des Vorjahrs. Im Sommersemester belief sich die Zahl der ordentlichen Hörer auf 4425, gegenüber 4199 des Vorjahrs. Im Wintersemester waren als außerordentliche Hörer 1951, im Sommersemester 1285 inskribirt. Das im Berichtsjahr inaugurirte Frauenstudium an der philosophischen Fakultät berührend, bemerkte Redner, daß im Wintersemester 3 ordentliche und 34 außerordentliche, im Sommersemester 3 ordentliche und 26 außerordentliche Hörerinnen inskribirt waren und überdies an allen drei weltlichen Fakultäten einzelne Vorlesungen von Hospitantinnen gehört wurden. Die Zahl der Lehrpersonen hat sich gegenüber dem Vorjahr um 14 vermehrt. Mit großer Anerkennung gedachte der Prorektor des volksthümlichen Universitäts-Unterrichts. Den Doktorgrad erlangten 516 Kandidaten, gegen 555 des Vorjahres; unter diesen war eine Promotio honoris causa (König Oskar II. von Schweden). Ungewöhnlich zahlreich seien leider die Verluste, welche die Universität durch den Tod hervorragender Mitglieder des Lehrkörpers erlitten hat; noch nie habe das Verhängniß binnen Jahresfrist so zahlreiche und so klaffende Lücken gerissen. Es starben die Juristen Dr. Franz Hofmann und Dr. Johann Adolf Tomaschek, die Mediziner Dr. Salomon Stricker, Dr. Franz Kretschy und Hofrath Dr. Leopold Ritter v. Dittel, schließlich die Philosophen Dr. Albrecht Schrauf, Dr. Franz Cölestin Ritter v. Schneider, Hofrath Dr. Georg Bühler, Hofrath Dr. Friedrich Müller, Hofrath Dr. Anton Kerner Ritter v. Marilaun und Hofrath Dr. Robert v. Zimmermann. — Anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph glaubte der akademische Senat seine Huldigung in die Form einer Festschrift kleiden zu sollen, welche die Geschichte der Wiener Universität während der letzten 50 Jahre zum Gegenstand hat. Das Erscheinen der Festschrift zu dem festgesetzten Zeitpunkt ist, wie Prof. Toldt mittheilte, sichergestellt.

* **Prag.** Am Sonntag wurde das neue Botanische Institut der deutschen Universität feierlich eröffnet.

E.R. **Aus Rußland.** Der russische Schriftstellerverband in St. Petersburg hat Stellung zum Anschluß Rußlands an die Berner Literaturkonvention genommen, und zwar hat eine Versammlung dieses Verbands mit einer „erdrückenden“ Majorität folgende Resolution angenommen: 1. Die Interessen der russischen Schriftsteller leiden in keiner Weise bei dem jetzigen Stand der Dinge. Für das Interesse der russischen Schriftsteller ist es durchaus nicht erforderlich, das Uebersetzungsrecht in irgend einer Weise zu beschränken. 2. Der Abschluß einer literarischen Konvention würde den zahlreichen russischen Uebersetzern wesentlich schaden. 3. Die russischen Verleger würden in den meisten Fällen durch eine Konvention verlieren, und nur die wenigen Verlagsfirmen, denen große Mittel zur Verfügung stehen, hätten vielleicht einen Nutzen davon. 4. Für die russischen Leser würde der Abschluß einer Konvention eine neue Ausgabe bedeuten, denn der Preis der Bücher würde in die Höhe gehen und viele würden so theuer werden, daß sich die wenigsten Leute deren Anschaffung leisten könnten. 5. Der Abschluß einer literarischen Konvention wäre für die Kulturentwicklung Rußlands ein fühlbarer Rückschritt, denn es würde sofort und unvermeidlich zur Folge haben, daß das Lesen ausländischer Werke einen Rückgang erfahren müßte. Dieser Umstand würde auch darauf wirken, daß (aus Mangel an Anregung) die Zahl der russischen Arbeiten nicht wachsen würde. Besonders fühlbar würde sich das auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur machen. 6. Eine literarische Konvention würde den ausländischen Autoren in weit geringerem Maß zugute kommen als den ausländischen Verlegern. 7. Das Urheberrecht, auf dessen Schutz die Idee der Konventionen begründet ist, schließt in Wirklichkeit den Privatbesitz von literarischen Erzeugnissen nicht in sich ein. Das Urheberrecht muß die Beschränkung erfahren, daß der Autor nur eine Entschädigung für den Originaltext erhält. 8. Die Aenderungen, die für die Berner Konvention vorgeschlagen sind, können nicht ihren schädlichen Folgen in genügender Weise vorbeugen. 9. Der Abschluß einer Konvention könnte der juridischen Lage der russischen Literatur in Bezug auf Zensurschwierigkeiten gar keinen Nutzen bringen und wäre an und für sich mit der Lage der russischen Literatur nicht in Einklang zu bringen. In Anbetracht dieser Erwägungen hält der Verband es für nicht wünschenswerth, irgend eine literarische Konvention mit ausländischen Staaten abzuschließen, denn das Interesse der russischen Gesellschaft und der russischen Literatur verlangt die Erhaltung des jetzigen Zustands. — Das Institut für orientalische Sprachen in Wladiwostok, über das wir schon neulich kurz berichteten, wird von der russischen Regierung in großartigem Stil angelegt werden. Zu den Unterrichtsfächern gehören die chinesische, japanische, koreanische, mongolische, englische und französische Sprache, Theologie, die Neuzeit aus der Geschichte China's, Japans und Korea's in Verbindung mit der Lehre von den gegenwärtigen Staatseinrichtungen dieser Länder, Handelsgeographie, Statistik des östlichen Asiens, russisches Staatsrecht, internationales Recht, politische Oekonomie, Handelsrecht, Waarenkunde und Buchführung. Die Fächer sind auf vier Jahreskurse vertheilt.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 27. Oktober. Nummer 244.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Joseph Joachim in Weimar.[1]

Von Andreas Moser.

I.

Das kunstsinnige Fürstenhaus, das in dem traulichen Städtchen an der Ilm residirt, hat es von jeher verstanden, große und bedeutende Geister an seinen Hof zu fesseln. Joh. Seb. Bach war fast 10 Jahre lang Hoforganist und Konzertmeister in Weimar gewesen, und durch den Aufenthalt und das Wirken unsrer größten Dichter daselbst wurde die kleine thüringische Residenz zu einer Musenstadt, deren Ruhm die ganze gebildete Welt erfüllte. Während der letzten zehn Lebensjahre Goethe's wirkte Joh. Nep. Hummel als Hofkapellmeister in Weimar; doch vermochte es Mozarts Schüler nicht, der Kunststätte ein höheres Ansehen zu verleihen. Zu hell leuchtete das Licht, das von unsern Dichterheroen ausgegangen war, noch in der Erinnerung der überlebenden Zeitgenossen, als daß ein bescheideneres Lämpchen, wie das seine, dagegen hätte aufkommen können.

Mit der Uebersiedelung Franz Liszts nach Weimar (1847) aber richteten sich wieder die Augen der gebildeten Welt in erwartungsvoller Spannung auf die kleine Stadt, denn es hatte ganz den Anschein, als ob Weimar nun in musikalischen Dingen das werden sollte, was es früher für die Literatur gewesen war.

Die musikalische Epoche, in die wir eintreten, unterscheidet sich äußerlich von allen früheren dadurch, daß die meisten der nun in Erscheinung tretenden Tonkünstler neben ihrer musikalischen Wirksamkeit auch literarisch thätig waren, um entweder für ihre Werke einzustehen oder ihre Stellung zu den musikalischen Fragen der Zeit zu kennzeichnen. — Robert Schumann hatte mit der Gründung der „Neuen musikalischen Zeitschrift“ den Reigen eröffnet, indem er den künstlerischen Fortschritt predigte, gegen die Oberflächlichkeit und den Schlendrian in der Kunstübung herzog, dem musikalischen Philisterium heftigste Fehde ansagte. Kurz darauf signalisirte Richard Wagner mit seinen ersten Opern den Anbruch einer neuen Aera auf dem Gebiete der Tonkunst, und mit dem Erscheinen seiner Schriften befinden wir uns mitten in der Kunstrevolution, die an Heftigkeit kaum ihresgleichen hat in der Kunstgeschichte. — In Frankreich hatte Hector Berlioz die Frage der Programmmusik wieder auf die Tagesordnung gesetzt, und von den verschiedensten Seiten wurde die Forderung erhoben, daß der Chromatik und Enharmonik ein größerer Spielraum zugestanden werden müsse, als es bisher der Fall gewesen sei. Die letzten Beethoven'schen Werke zum Ausgangspunkt einer höheren Entwicklung der Tonkunst zu machen und, auf ihnen fortbauend, der Musik neue Wege zu erschließen, wurde zum Losungswort und Feldgeschrei einer Anzahl von jugendlichen Stürmern und Drängern, die in ihrem Ueberschwang sich nicht entblödeten, die Instrumentalmusik des vorigen Jahrhunderts als „eitel Tongeklingel“ und „überwundenen Standpunkt“ in die Rumpelkammer zu verweisen.

Die für alles Neue und Geistreiche so ungemein empfängliche Künstlernatur eines Franz Liszt war mit ihrer kosmopolitischen Vielseitigkeit wie geschaffen dazu, für solche Neuerungen einzutreten, sie gewissermaßen als persönliche Angelegenheiten zu behandeln, um schließlich die Welt mit einer Anzahl von Werken zu überraschen, in denen er das Facit seiner Kunstanschauung niedergelegt hat.

Als der größte Klaviervirtuose aller Zeiten, den die Welt mit Ehrungen und Auszeichnungen überschüttet hatte, wie keinen anderen Künstler vor und nach ihm, trat Liszt sein Kapellmeisteramt in Weimar an. Es erscheint selbstverständlich, daß ein solcher Feuergeist, wie er, kein Genüge darin finden konnte, einfach seine Hofkapellmeisterfunktionen in althergebrachter Weise auszuüben. Vielmehr war es ihm darum zu thun, die neuen Ideen zu fördern, den reformatorischen Bestrebungen in der Musik einen festen Stützpunkt zu bieten, vor allem aber den Werken Richard Wagners eine Zufluchtsstätte zu gewähren. Mit der Umsicht eines erfahrenen Feldherrn ging er zunächst daran, sich einen Stab von gleich denkenden und strebenden Mitarbeitern zu sichern, mit denen er unter der Fahne der „neudeutschen Kunstrichtung“ seine Ideale zu verwirklichen hoffte; und es ist eine Freude, zu sehen, wie die jungen Talente von nah und fern herbeieilten, um dem genialen Meister ihren künstlerischen Fahneneid zu leisten. Während der 12 Jahre, die Liszt ohne längere Unterbrechungen in Weimar zubrachte, sehen wir fast alle Tonkünstler, die später von sich reden machten, nach der Altenburg pilgern, wo Liszt mit der Fürstin Wittgenstein seinen Musenhof aufgeschlagen hatte. Und wenn auch ein großer Theil von ihnen dem in jugendlichem Enthusiasmus abgelegten Fahneneid im Laufe ihrer eigenen künstlerischen Entwicklung nicht treu geblieben ist, so ist doch der Eindruck, den eine so faszinirende Persönlichkeit auf sie gemacht hat, unverkennbar oder gehört wenigstens zu den Erinnerungen, die sie nicht gern missen würden.

Das wichtige Ereigniß des Sommers 1850 wurde durch folgenden Brief, den Richard Wagner im April an Liszt schrieb, eingeleitet:

„Lieber, soeben las ich etwas in der Partitur meines „Lohengrin“ — ich lese sonst nie meine Arbeiten. Eine ungeheure Sehnsucht ist in mir entflammt, dies Werk aufgeführt zu wissen. Ich lege Dir hiermit meine Bitte an das Herz: Führe meinen Lohengrin auf! Du bist der Einzige, an den ich diese Bitte richten würde. Niemand als Dir vertraue ich die Kreation dieser Oper an: aber Dir übergebe ich sie mit vollster, freudigster Ruhe . . . . .“

[1] Aus einem demnächst im Verlag von B. Behr (E. Bock), Berlin W, erscheinenden Buche „Joseph Joachim. Ein Lebensbild“ von Andr. Moser.

Und Liszt erfüllte die Bitte seines in der Schweiz im Exil lebenden Freundes mit der ersten Aufführung des „Lohengrin“ an Goethe's Geburtstag, am 28. August 1850. Zu dieser Aufführung waren von außerhalb Hunderte von Besuchern gekommen, die Zeugen der bedeutsamen Begebenheit sein wollten, von der alle Welt sprach. Auch Joachim war von Leipzig hinübergefahren und als Zuschauer anwesend, nicht, wie Richard Pohl mittheilt, als Konzertmeister im Orchester mitwirkend.[1]) Wie nicht anders zu erwarten, hat der „Lohengrin“ auf den Leipziger Vizekonzertmeister einen geradezu überwältigenden Eindruck gemacht, und voll gab er sich dem romantischen Zauber dieser eigenartigen Musik hin, die im Verein mit den dichterischen Schönheiten des Textbuches auf jeden Künstler ihre Wirkung ausüben muß, der unbefangen und ohne Vorurtheil an sie herantritt. Mit einem Schlage war Joachim durch den „Lohengrin“ zu einem begeisterten Anhänger der Wagner'schen Musik geworden, und mit Freuden fand er sich bereit, die Neuerungen auf dem Gebiete der Oper auf das thatkräftigste fördern zu helfen, trotz der Prophezeiung Bülows, „daß man in Leipzig darüber großen Lärm schlagen werde“.

So sehen wir ihn denn im Herbst 1850 seinen Konzertmeisterposten in Weimar antreten, erfüllt von den schönsten Hoffnungen und Erwartungen, die sich an den stetigen Verkehr mit einer von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Persönlichkeit wie Liszt knüpfen ließen.

Von Leipziger Bekannten und Berufsgenossen traf er zunächst nur den ausgezeichneten Cellisten Coßmann an, der ihm ein hingebender Partner in der Pflege der Kammermusik werden sollte; doch währte es nicht lange, und er war in ein nahes Freundschaftsverhältniß zu Joachim Raff getreten, der Liszt nach Weimar gefolgt war, um ihm bei der Instrumentirung seiner neuen Orchesterwerke behülflich zu sein. Da Liszt bis dahin nur für Klavier geschrieben hatte, war er mit der Orchestertechnik so wenig vertraut, daß beispielsweise die Begleitung seines Es-dur-Konzertes von Anfang bis zu Ende von Raff orchestrirt wurde. Erst im Laufe der Zeit eignete sich Liszt jene virtuose Behandlung des komplizirten Orchesterapparats an, die man später in so hohem Maße an ihm bewundern sollte.

Als Dritter im Bunde erschien bald darauf Bülow auf der Bildfläche, der auch nach Weimar gekommen war, um bei Liszt seine pianistischen und musikalischen Studien zu betreiben. Er trat zu dem Meister nach kurzer Zeit schon in vertraute freundschaftliche Beziehungen, und in seiner glühenden Verehrung Liszts, dessen Schwiegersohn er später wurde, war er als Schriftsteller, Pianist und Dirigent bis zum letzten Jahrzehnt seines Lebens einer der eifrigsten Verfechter der Weimarer Kunstrichtung. Sein excentrisches Wesen und das Sprunghafte in seinen künstlerischen Neigungen einerseits, sein vielseitiges Wissen und das eminente musikalische Können andrerseits erschweren es ungemein, sich von dieser eigenartigen Künstlerpersönlichkeit ein abgerundetes Gesammtbild zu machen. In seinen Briefen, deren Lektüre nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann, lernt man den Menschen und Künstler von der sympathischsten Seite kennen; tragen sie doch ein wesentliches dazu bei, für so viele seiner Extravaganzen wenn schon keine Entschuldigung, so doch eine Erklärung zu finden. Speziell von Joachim spricht Bülow in seinen Briefen mit einer Liebe, Hochachtung und Verehrung, die geradezu herzerfreuend wirkt, besonders wenn man der weit auseinander gehenden Wege gedenkt, die beide im Verlauf ihrer Entwicklung eingeschlagen haben, bis sie sich schließlich in ihrer Freundschaft und Verehrung für Johannes Brahms, als auf gemeinschaftlichem Boden stehend, wieder die Künstlerhände reichen konnten.

Raff, „sein Vorname“ und Bülow waren während der ganzen Zeit, die Joachim in Weimar zubrachte, die drei Unzertrennlichen, die sich gegenseitig an den Idealen ihrer Kunst begeisterten, fleißig miteinander musizirten, vor allem aber in regem Gedankenaustausch der neuen Kunstrichtung ihre ganzen Sympathien entgegenbrachten. Die eingehende Bekanntschaft mit den Wagner'schen Opern und Schriften, das Studium der Orchestersachen von Berlioz und die häufigen Besuche auswärtiger Künstler boten ihnen Stoff in Hülle und Fülle dazu. Vor allen Dingen war Joachim als Konzertmeister bemüht, die Leistungen des zwar kleinen, aber trefflichen Orchesters von Aufführung zu Aufführung immer noch mehr zu heben. Speziell in den zahlreichen Proben für die Wagner'schen Opern konnte er sein eminentes Geschick als Anführer des Streicherchors glänzend bethätigen und Liszts begeistertes Lob ernten.

Zunächst hatte es ganz den Anschein, als ob Joachim einer der tapfersten Kämpen der neuen Richtung werden würde, und Bülow äußerte seine lebhafte Freude und Genugthuung darüber, wie sehr er sich „entleipzigert“ oder vielmehr schon „verweimaranert“ habe! Was Wunder auch, daß ein so empfänglicher Künstlersinn wie der des jungen Joachim, von der Neuheit der Erscheinungen bestrickt, den verlockenden Schlagworten von dem Beginn einer neuen Aera in der Musik gegenüber nicht unempfänglich bleiben konnte. Losgelöst von der sicheren Scholle der Leipziger Traditionen, sah er sich in seinen jungen Jahren zum erstenmal ganz allein auf sich selbst gestellt, inmitten eines bunten Getriebs von reformatorischen Ideen, umgeben von jugendlichen Neuerern und Brauseköpfen, die, wie besonders Bülow, Tod und Teufel nicht fürchteten. Dazu die bezaubernde Liebenswürdigkeit Liszts, der an dem Treiben seiner jüngeren Kunstgenossen die hellste Freude hatte, sie stetig in seine Nähe zog, mit ihnen in seiner unvergleichlich geistreichen Weise plauderte, für ihre musikalischen Leistungen stets ein warmes Wort der Aufmunterung und Anerkennung übrig hatte — kurz, ihnen ein väterlicher Freund und künstlerischer Berather war, zu dem sie in enthusiastischer Verehrung aufschauten!

Joachims Konzertmeisterpflichten waren indessen keineswegs so zeitraubend, um ihm nicht reichliche Muße zu anderweitiger musikalischer Beschäftigung und stetiger Vervollkommnung seiner bereits zu hoher Entwicklung gelangten Künstlerschaft zu gewähren. Neben seinen kompositorischen Arbeiten, die zu jener Zeit selbstverständlich von der Luft beeinflußt waren, die ihn umgab, bot ihm namentlich die günstige Gelegenheit, mit tüchtigen Künstlern Quartett zu spielen, die reinste Freude. Im Verein mit den trefflichen Geigern Stör und Walbrül und dem ausgezeichneten Cellisten Coßmann veranstaltete er theils in seiner Wohnung, theils auf der Altenburg häufig Kammermusikaufführungen, über deren künstlerische Reife und vollendete Ausführung nur eine Stimme herrschte. Neben Liszt war Joachim damals schon die bedeutendste und angesehenste Künstlerpersönlichkeit in Weimar, und der hohe Rang, den er in der musikalischen Welt als ausübender Tonkünstler einnahm, ist durch die ausgesuchte Hochachtung, ja Verehrung, die ihm trotz seiner Jugend allseitig entgegengebracht wurde, deutlich genug ausgedrückt. In der Erinnerung an jene Weimarer Tage sagt Bülow später von sich, „daß er das Beste, was in ihm als Künstler lebt, eigentlich dem Vorbilde Joachims zu verdanken habe“. — Auch Meister Liszt behandelte seinen jugendlichen Konzertmeister als einen ihm

[1]) Ebensowenig hat Liszt Joachim erst „entdeckt“; denn ein Künstler, der in Leipzig schon so hervorragende Stellungen eingenommen, im Gewandhaus einige Dutzendmal öffentlich gespielt, in London unter Mendelssohn und in Paris unter Berlioz geradezu sensationelles Aufsehen erregt hatte, brauchte füglich nicht mehr „entdeckt“ zu werden.

völlig ebenbürtigen „Kollegen von der anderen Fakultät“, spielte ihm seine Sachen vor und gab viel auf des jüngeren Kunstgenossen Meinung und Urtheil. Das häufige Musiziren mit Liszt und die damit verbundenen künstlerischen Anregungen sind überhaupt das bedeutungsvollste Moment für Joachims Aufenthalt in Weimar. Abgesehen von seiner unerreichten und beispiellosen Virtuosität auf dem Klavier, besaß Liszt die Fähigkeit, musikalisch zu charakterisiren wie kein Anderer. Jeder musikalische Gedanke gewann unter seinen Fingern eine eigene Physiognomie, jede Phrase einen besonderen Ausdruck, was, verbunden mit seinem modulationsreichen Anschlag und ergänzt durch seinen feurigen Rhythmus, dem ganzen Spiel des genialen Virtuosen das Gepräge musikalischer Plastik verlieh, seinen Vorträgen in ihrem grellen Wechsel von Licht und Schatten, geheimnißvollem Weben und mächtiger Tonentfaltung den Stempel dämonischer Leidenschaft aufdrückte. Und wenn er auch in diesem Drang, zu charakterisiren, oft zu weit ging, die Grenzen des künstlerisch Erlaubten manchmal überschritt, so wußte Joachims feiner Sinn stets diese Grenze wahrzunehmen und seinem eigenen Temperament und Empfinden ein „bis hieher und nicht weiter!“ zuzurufen, wenn es galt, dem älteren Meister etwas beim gemeinschaftlichen Musiziren nachzumachen oder zuvorzuthun. Stets hat ihn sein Schönheitssinn und ein merkwürdig früh gereifter Geschmack davor bewahrt, Extravaganzen zugunsten unmittelbarer Wirkung zu begehen; vielmehr war er schon als Jüngling stets bestrebt, sich liebevoll in den Geist des zu reproduzirenden Kunstwerks zu versenken, um es, hindurchgegangen durch das Medium seines tiefen, künstlerischen Empfindens, in seiner ganzen Reinheit und Schöne vor dem Hörer wieder erstehen zu lassen. Das hat seinen Vorträgen die sprichwörtlich gewordene Vornehmheit und Vollendung, die abgeklärte Ruhe und poetische Weihe gegeben, wie sie in gleichem Maß bei keinem anderen ausübenden Tonkünstler vorkammen.

Mittlerweile hatte sich die Kunde von Joachims herrlichem Quartettspiel unter den Bewohnern Weimars so sehr herumgeredet, daß von Musikliebhabern der Stadt die Aufforderung an ihn herantrat, an diesen Kunstgenüssen auch weitere Kreise theilnehmen zu lassen. So veranstaltete er also vom Winter 1851 ab mit seinen Genossen ständige öffentliche Quartettabende, in denen neben der hauptsächlichsten Pflege der Klassiker auch die Mitlebenden zu ihrem Recht kamen. Bülow schreibt im November 1851 über diese Konzerte an seine Mutter:

„Le 2 Décembre je me produirai pour la première fois comme pianiste-artiste (jusqu'ici ce n'était que comme pianiste-amateur) dans la seconde soirée des quators que Joachim, Cossmann et autres musiciens ont commencé à danner aux Weimarois, à un prix inaui pour Weimar, mais fixé par Liszt à un Thaler par soirée et trois pour les quatre dans l'abonnement. Il n'y assiste, par conséquent, que la bonne société, mais en assez grand nombre; la conr entière, la famille grand-ducale s'y rend également. Je jouerai le Quintuor de Schumann, un morceau pas trop brillant, mais d'un effet sûr et facile à comprendre.“

Auch die „Kreutzer-Sonate“ von Beethoven hat Joachim mit Bülow zu wiederholtenmalen in Weimar zu Gehör gebracht. Von neueren Komponisten kamen besonders Raff und Volkmann mit ihren ersten Klaviertrios zu Worte. Ueber das letztere sagt Bülow: „Wenn Liszt einem ihn besuchenden Fremden einmal einen recht exquisiten Genuß verschaffen wollte, so spielte er ihm mit seinem Landsmann Joachim und dem Violoncellisten Coßmann das Trio von Volkmann vor.“

Selbstverständlich benutzte Joachim seine dienstfreie Zeit auch zu kleineren und größeren Konzertausflügen, die nur dazu beitragen konnten, seinen Namen in immer weitere Kreise zu bringen. Speziell nach Leipzig zog es ihn immer wieder, hatte sich das Publikum des Gewandhauses doch daran gewöhnt, dem in seiner Entwicklung rastlos fortschreitenden Künstler wenigstens einmal in jedem Winter applaudiren zu dürfen. Aus jener Zeit schreibt Moritz Hauptmann: „Joachim ist einzig, bei dem ist nicht die Technik und nicht der Ton und nichts von allem, was man sagen kann, sondern daß das alles zurücktritt, sich gar nicht bemerkbar macht, daß man eben nur die Musik hört — bei aller Tiefe eine Bescheidenheit des Vortrags, wie sie einem nicht wieder vorkommt, und doch ebenso wirksam, daß er überall anerkannt wird ohne Aufdringlichkeit irgend einer Art.“

Auch nach England machte Joachim von Weimar aus eine mehrmonatliche Kunstreise, doch vermochte er es zunächst, trotz großer künstlerischer Erfolge, noch nicht, jenseits des Kanals festen Fuß zu fassen. Erst nach wiederholten Besuchen des Inselreiches gelang es ihm, sich daselbst jene Stellung zu erringen, wie sie in gleicher Dauer und Stetigkeit wohl noch keinem fremden ausübenden Tonkünstler eingeräumt worden ist.

Durch das Hinzutreten der liebenswürdigen und feinsinnigen Künstlererscheinung von Peter Cornelius erfuhr das Freundschaftstrio Raff-Joachim-Bülow die angenehmste und erfreulichste Erweiterung zum Quartett, das sich in fortwährender geistiger Anregung die Weimarer Tage gegenseitig zu köstlichen Erinnerungsstunden verwandelt hat.

Aber auch von anderer Seite her gestaltete sich Joachims Aufenthalt in Weimar zu einem höchst angenehmen und gehaltreichen für den inneren Menschen, als Bettina von Arnim mit ihren reizenden Töchtern Armgart und Gisela zu längerem Aufenthalt nach der thüringischen Residenz kam. Herman Grimm befand sich in ihrer Gesellschaft, zu dem der jugendliche Konzertmeister bald in vertraute freundschaftliche Beziehungen trat, die sich im Laufe der Jahre zu einer innigen Freundschaft verdichteten und bald auf ein halbes Jahrhundert ihres Bestehens zurückblicken können.

Mit Bettina verbrachte Joachim gar manche Stunde in anregenden Gesprächen, die, von der geistvollen Freundin Goethe's und Beethovens in ihrer unnachahmlichen Weise geführt, auf das so ernst und tief veranlagte Künstlergemüth Joachims nachhaltigen Eindruck machen mußten. Ueber diese Unterhaltungen und die sich daran knüpfenden Folgerungen soll bald ausführlicher gesprochen werden; jetzt richten wir unsre Blicke wieder auf die beiden anmuthigen Töchter Bettina's, die mit dem Zauber ihrer mädchenhaften Holdseligkeit unsre jungen Künstler ganz gefangennahmen. Das ist ein fortwährendes Kommen und Gehen, ein Lachen und Fröhlichsein, ein Schwelgen und Schwärmen in den Schönheiten der Natur und Kunst, daß auch einem Griesgram dabei wohl ums Herz werden muß! Bülows Mutter, die gewiß nicht leicht zu bestricken war, schrieb darüber an ihre Tochter:

„. . . . . Freitag hatten wir einen Abend bei Liszt; herrliche Musik: zwei Quartette, dann spielte er ein Duo von Schubert mit Joachim und erschien mir wieder in der ganzen wunderbaren Macht seines Genius oder Dämons.“ (Vor Weihnachten.)

„. . . . . . Arnims haben sich zuletzt doch noch entschlossen, und wir haben einen großen Tannenbaum, nur mit vielen Lichtern angesteckt; für Hans und Joachim mit Bonbons, Oblatenschachteln, Feuerzeug aufgebaut. Joachim und Hans erhielten ganz gleiche, einfache, in Streifen geschliffene Krystallgläser mit den drei Namen: Bettina, Armgart, Gisela, ein sehr hübscher Gedanke; im letzten Augenblicke wurden noch überall hübsche, theils ernste, theils scherzhafte Verse angebracht. Zuletzt wurden Lampen und Lichter ins Neben-

zimmer gebracht, damit der Vollmond allein herein schiene." (26. Dezember.)

„Den letzten Tag waren wir noch alle bei Liszt, der mit Joachim wundervoll spielte (Kreutzer-Sonate); um Mitternacht brachten sie mich zu Haus, halb 4 Uhr früh ging ich schon wieder zu Arnims, brachte sie auf die Eisenbahn, wo Liszt mit Joachim und Hans kam und alle sechs in einem Coupé fuhren." (29. Dezember.)

Nach dem bisher Mitgetheilten möchte es fast scheinen, als ob die Künstler in Weimar das reine „Leben voller Wonne" geführt hätten, ganz so, wie sich romantische Naturen ein Künstlerdasein denken und träumen. Aber die Wirklichkeit ist rauher und sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Zunächst mußte es sogar ein Liszt erfahren, daß selbst der gefeiertste Künstlername und die glänzendste gesellschaftliche Stellung nicht unabhängig genug machen, um ungestört eigene Wege gehen zu können. Sowohl in einflußreichen Höflingskreisen, wie im Publikum machte sich allmählich eine theils versteckte, theils offene Opposition gegen ihn geltend, weil er in seiner Wirksamkeit der neuen Musikrichtung einen allzu großen Raum gewährte. Andrerseits beschuldigten die Gegner Liszt als Tonsetzer der Inkonsequenz, welche in der That von seiner näheren Umgebung nicht nur zugestanden werden mußte, sondern gelegentlich auch freimüthig ausgesprochen wurde. Auf der einen Seite hatte er sich völlig mit den Neuerern identifizirt, die alles, was nach Schablone aussah oder schmeckte, in die Rumpelkammer geworfen wissen wollten, und die dem faden Geklingel der Opernphantasien Krieg bis aufs Messer geschworen hatten; andrerseits aber fuhr er einstweilen unbeirrt fort, über beliebte Themen aus Meyerbeer'schen Opern Phantasien und Paraphrasen für den Konzert- und Salongebrauch zu schreiben.

II.

Die persönlichen Beziehungen zwischen Liszt und Mendelssohn waren im allgemeinen derart gewesen, daß der unbetheiligte Beobachter annehmen konnte, sie beruhten auf gegenseitiger Hochachtung und Werthschätzung. In der That war Mendelssohn einer der größten Bewunderer des Klaviervirtuosen und geistreichen Menschen Liszt. Letzterer wieder trug wenigstens eine Zeitlang äußerlich einen gewissen Respekt vor dem „spezifischen" Musikergenie und den Dirigentenfähigkeiten Mendelssohns zur Schau. In ihrem tiefsten Innern jedoch, das heißt in ihrem künstlerischen Wesen, waren die Beiden viel zu heterogene Naturen, als daß sie sich zu einander so hätten hingezogen fühlen können, wie etwa Schumann zu Mendelssohn oder später Joachim zu Brahms. Der durch seine unerhörten Triumphe als Virtuose so verwöhnte Liszt war, unbeschadet seiner sonstigen großen Eigenschaften, im Vergleich mit Mendelssohn immerhin geneigt, den äußerlichen Erfolg und Glanz über das eigentliche Wesen der Kunst zu stellen. So konnte es wohl geschehen, daß, wenn ihm etwa nach dem Vortrag einer Beethoven'schen Sonate der Applaus nicht die gewohnte Stärke zu haben schien, er unmittelbar darauf ein nichtssagendes Tonstück folgen ließ, in dem er seine pianistischen Hexenkünste zu zeigen Gelegenheit fand — und der Erfolg war da, die Virtuosenehre gerettet!

Mendelssohn hingegen war eine ganz innerliche musikalische Natur, die stets auf den Kern der Sache ging, nicht auf den äußerlichen Schein. Ob er das Werk eines alten Meisters interpretirte oder einen Zeitgenossen zu Worte kommen ließ, stets war es ihm heiliger Ernst und Gewissenspflicht, nicht sich, sondern das Kunstwerk in den Vordergrund zu stellen. Ein Beispiel wird das Gesagte illustriren:

Liszt hatte Mendelssohn den Wunsch ausgesprochen, dessen kürzlich erst im Druck erschienenes Klavierkonzert in G-moll im Gewandhaus zu spielen. Mendelssohn war natürlich entzückt von dem liebenswürdigen Angebot und freute sich schon im voraus, sein Opus von dem genialen Klaviermeister interpretiren zu hören. Nach der verbindlichsten Begrüßungsscene in der Generalprobe setzte sich Liszt an den Flügel und spielte das Konzert — vom Blatt! Das war nun allerdings eine verblüffende Leistung für diejenigen, die Liszts fabelhaftes a vista-Spiel noch nicht kannten, aber der Komponist hatte allen Grund, verstimmt zu sein. Hatte er doch mit Recht vorausgesetzt, daß Liszt dem Werke wenigstens so viel Interesse entgegenbringen werde, um es im Sinne und Geist seines Schöpfers vorzutragen, nicht aber, um zu zeigen, daß er imstande sei, ein Mendelssohn'sches Klavierkonzert vom Blatt zu lesen. Es passirten eben in der Generalprobe und bei der Aufführung Sachen, die nicht vorgekommen wären, wenn sich Liszt das Konzert vorher ein wenig angesehen und zurechtgelegt hätte.

Ein schönes Gegenstück hiezu liefert die folgende Erzählung Joachims: In einem Konzert in London, am 5. Juni 1844, sollten Joachim und Hanrock mit Mendelssohn dessen D-moll-Trio spielen; aus Versehen waren jedoch nur die Violin- und Violoncellstimmen ins Konzert gebracht worden. Mendelssohn konnte natürlich sein Opus auswendig; um aber vor seinen Partnern, die aus Noten spielen mußten, nichts voraus zu haben, ließ er sich irgend ein anderes Notenheft bringen, legte es aufs Klavier und bat einen Bekannten, er möge von Zeit zu Zeit ein Blatt umwenden, damit es nicht so aussähe, als spielte er auswendig. Mit seinem bescheidenen Sinn verzichtete er lieber darauf, wegen seines Gedächtnisses bewundert zu werden, als daß er seine Kollegen zurückgesetzt hätte.

Viel Aehnlichkeit mit den Beziehungen zwischen Mendelssohn und Liszt liegt in denen des Letzteren zu Schumann, für dessen Erstlingswerke, in denen sich das ungestüme Hinbrausen einer ungefesselten Künstlerphantasie ausspricht, Liszt das wärmste Interesse bekundet hatte. Aber Schumann war eine zu klar blickende Natur mit echtem Kunstverstand, um nicht allmählich einzusehen, daß auch die reichste Phantasie sich ins Ziellose verläuft, wenn ihr nicht durch Form und Gesetz Zügel angelegt werden. Hauptsächlich beeinflußt durch das Vorbild Mendelssohns, lenkte er bald mehr und mehr in die Bahnen ein, die dem Gesetz entsprechen, „wonach die Rose blüht", und hat aufs neue den oft erbrachten Beweis geliefert, daß für wirklich schöpferische Gedanken die Regel kein Zwang, vielmehr eine logische und künstlerische Nothwendigkeit ist.

In dem Schumann der frühesten Periode seines Schaffens hatten die „Neudeutschen" geglaubt, einen der Hauptkämpen ihrer Richtung sehen zu dürfen; in der Folge jedoch betrachteten sie ihn als einen Abtrünnigen, der die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht verwirklicht hat. Liszt an der Spitze, sprachen sie in geringschätziger Weise von den Leipziger Philistern, Pedanten und „Absolute Musik-Machern", die, in Norddeutschland wenigstens, zum überwundenen Standpunkt gehörten.

Allein Schumann war nicht der Mann, Sottisen, die ihm oder dem von ihm so hoch verehrten Mendelssohn galten, schweigend einzustecken. In einer Abendgesellschaft bei Schumann in Dresden sprach Liszt einmal in so wegwerfendem Ton von Mendelssohn, daß ihm Schumann, an allen Gliedern vor heftiger Erregung zitternd, in Gegenwart Richard Wagners ins Gesicht sagte: „Wie können Sie sich erlauben, über einen Künstler wie Mendelssohn, der so hoch über Ihnen steht, in so abfälliger Weise zu reden?!" Und vergessend, daß er der Gastgeber sei, verließ er in seinem edlen Zorn das Zimmer.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserm

Weimarer Künstlerkreise zurück, der selbstverständlich den lebhaftesten Antheil nahm an den Kunst- und Streitfragen, die damals alle Welt in Aufregung hielten. Bei dem lebhaften Temperament unsrer jungen Freunde darf es nicht wundernehmen, wenn im gegenseitigen Meinungsaustausch gelegentlich Ansichten zutage traten und Worte fielen, die den Einen oder Anderen unter ihnen verstimmen mußten. Besonders Bülow huldigte in seinen Kunstanschauungen einem Radikalismus, über den selbst die ihm Nächststehenden die Köpfe schüttelten. Mit seinem berüchtigten Artikel über Henriette Sonntag war er wirklich zum enfant terrible der musikalischen Kritik geworden, und auch seine folgenden schriftstellerischen Leistungen gingen in ihren Ausfällen gegen Althergebrachtes so weit, daß sie ihm von Seiten der „Grenzboten“ zu seinem Gaudium den geschmackvollen Beinamen eines „betrunkenen Eckenstehers“ eintrugen. Vor allem hatte er es auf die Leipziger abgesehen, und es war für ihn stets ein Festtag, wenn er einem der alten Herren etwas am Zeuge flicken konnte. So faßte er seine Ansichten über Moscheles, der nach Weimar gekommen war, um „seinen Liebling Joachim, den Großherzog unter den Geigern“, zu besuchen und bei Hofe zu spielen, in den Satz zusammen: „Der Mann ist immer noch so eitel, sich für einen lebenden Künstler zu halten.“

Das folgende Stimmungsbild, einem Artikel Bülows vom Jahre 1858 (an Felix Draeseke) entnommen, beleuchtet die Situation von der anderen Seite: „Vielleicht erinnern Sie sich noch des charakteristischen Ausspruchs, den vor einer Reihe von Jahren Kapellmeister Tauberl über Wagners ‚Lohengrin‘ zu Herrn Konzertmeister Joachim gethan und der eine gewisse Unvergeßlichkeit beansprucht. Eine längere Diskussion mit dem damals Wagner-enthusiastischen Freunde Franz Liszts wurde durch die denkwürdige Aeußerung des Gegners abgeschnitten, daß er Wagners Textbücher recht hübsch, sogar poetischer als andere finde, und demnach, wenn er nichts besseres zu thun hätte, sehr geneigt sei, den ‚Lohengrin‘ noch einmal zu komponiren.“

(Schluß folgt.)

Schopenhauer und die indische Philosophie.[1])

Man darf sich billig wundern, daß ein solches Buch nicht schon viel früher geschrieben worden, denn die Parallele, die in diesem Titel ausgesprochen ist, lag denn doch gar zu nahe. Wir machen auf sie um so lieber und eindringlicher aufmerksam, als es wirklich schade wäre, wenn dieses treffliche Buch übersehen würde. Freilich, die Anregung, die Parallele zu ziehen, mag erst durch die jüngsten deutschen Erscheinungen auf dem Gebiete indischer Religionsgeschichte und Philosophie stärker geworden sein; ist es ja nicht gar so lange her, daß der deutsche Forscher vornehmlich, um nicht zu sagen ausschließlich — von den nicht Jedem zugänglichen Originalquellen abgesehen — auf die grundlegenden Arbeiten englischer Forscher auf diesem Felde angewiesen war. Erst in dem letzten Jahrzehnt hatte sich die wissenschaftliche und populäre Literatur deutscher Zunge nach dieser Richtung auffallend vermehrt, und zumal der letzteren droht sogar ein Zuviel, das eher geeignet ist, Mißverständniß als Verständniß zu fördern. Trotzdem wird man fast bedauern müssen, daß der Verfasser das Erscheinen zweier Werke nicht noch abgewartet hat, oder vielleicht, daß er nur nicht in der Lage war, diese schon zu benutzen. Dr. Hecker citirt in den Parallelen mit dem Brahmanismus die Upanishad-Stellen, die er eben braucht, nach dem 1883 erschienenen „System des Vedânta“ Dr. Paul Deussens, beim Buddhismus in erster Linie Oldenbergs grundlegendes Buch, dann auch Hardy. Nun liegen aber seit Mai 1897 „Sechzig Upanishads des Veda“ in der meisterhaften Uebertragung aus dem Sanskrit von P. Deussen,[1]) und seit 1896 das erste Halbhundert der „Reden Gotamo Buddho's“ (Leipzig, W. Friedrich) aus dem Pâli von K. E. Neumann, die ich an anderer Stelle besprochen, vor. Der Verfasser hätte hier sein Material vielfach weit bequemer und vor allem vollständiger vorgefunden.

Dieses letztere Werk kann ich übrigens nicht nennen, ohne dem weiteren Bedauern Ausdruck zu geben, daß derlei großangelegte Arbeiten bei uns gar zu oft mitten in ihrem Erscheinen stecken bleiben und dem Käufer und Interessenten dadurch eine schwere Enttäuschung bereiten. Zwei Jahre sind seit der Publikation des schönen ersten Bandes verflossen, aber wie man hört, besteht nicht die mindeste Aussicht, daß die beiden weiteren Bände, die noch Hundert „Reden“ umfassen sollten, in absehbarer Zeit erscheinen werden.

Doch das nebenher. Das Buch Heckers ist mit seinen 254 Seiten in 8⁰ trotz der Unkenntniß der beiden genannten Vorarbeiten ein Kompendium der Schopenhauer'schen, der Vedanta- und der buddhistischen Philosophie, wie bisher in ähnlicher Knappheit und dabei Klarheit keines vorlag. Höchstens könnte man es mit Deussens prächtigen, aber ein anderes Ziel verfolgenden „Elementen der Metaphysik“, der besten und knappsten Darstellung der Kant-Schopenhauer'schen Philosophie, vergleichen. Ohne zu ermüden, gelingt es Hecker, die Parallele zwischen Schopenhauer und der indischen Philosophie bei jedem Kapitel immer wieder aufs neue aufzunehmen; denn da er die Scheidung zwischen Brahmanismus und Buddhismus, wie sie der heutige Stand der Wissenschaft gibt, wie sie aber Schopenhauer noch nicht bewußt geworden, streng durchführt, ist er gezwungen, jede seiner Untersuchungen fächerförmig nach den drei Richtungen: Vedanta, Buddhismus, Schopenhauer auszubreiten.

Nach einer trefflichen und recht übersichtlichen Einleitung untersucht der Verfasser unter dem nicht ganz glücklichen Gesammttitel Mysticismus „die Welt des Objects“ und „die Welt des Subjects“, immer vom Standpunkt der genannten zu vergleichenden drei Richtungen. Die Unterabtheilungen des nächsten Kapitels: „Die Welt des samsâra“ und „Die Welt des nirvâna“ sind ebenfalls zutreffender benannt als dieses selbst, denn inhaltlich fiele auch das letzte, Metaphysik und Asketik betitelte Kapitel unter den Begriff der Ethik, also unter den Titel des vorigen Kapitels. Man kann sich übrigens keinen besseren Führer durch die Wirrsale des Vedanta wünschen, als den Verfasser. Von Paragraph zu Paragraph werden sowohl die Wege wie die Ziele der Schopenhauer'schen Philosophie auf der einen, der indischen auf der anderen Seite klarer. Wollen wir mit dem Verfasser nicht darüber rechten, ob Schopenhauer die letztere, die indische Philosophie, schon rudimentär gekannt habe, als er sein unsterbliches Hauptwerk schrieb, sicher ist doch, und das ist vielleicht das Interessanteste an der ganzen Parallele, daß der „Lavoisier des Selbstes“ meist ganz andere Wege gegangen ist, als der „Buddhaismus“, wie er ihn nannte, um am Ziel doch mit diesem zusammenzutreffen. Schopenhauers Metaphysik zeigt wesentlich brahmanisches, die Ethik buddhistisches Gepräge. Seine Metaphysik ist die pantheistische Identitätslehre des Vedanta, seine Ethik die „Vernichtung des Durstes“, die Buddha lehrt. „Ich ordne an, ihr Jünger,“ sagt Buddha, ‚daß ein Jeder in seiner eigenen Sprache das Wort Buddha's lerne‘ — das Abendland kann sie in der Sprache Arthur Schopenhauers lernen“ — die, setzen wir hinzu, zum Glück in ihrer klassischen Klarheit weit genießbarer und verständlicher ist, als die üppige Stilistik des Vedanta und der Upanishads. Da die Blüthe jeder Philosophie die Ethik ist, legt der Verfasser sichtlich besonderen Werth auf die Ausdeutung jener Wege, die Schopenhauer zum Schluß mit der buddhistischen Ethik zusammenführen mußten.

[1]) Schopenhauer und die Indische Philosophie. Von Dr. phil. Max F. Hecker (Köln, Hübscher u. Teufel, 1897).

[1]) Leipzig. F. A. Brockhaus. Vergl. meine Besprechung Beil. Nr. 144 v. 2. Juli 1897.

Darüber ist aber die fesselnde Kongruenz, die sich da und dort bei einem Vergleich zwischen dem Kant'schen Ding an sich, dem Schopenhauer'schen Willen und dem vedantistischen Brahman ergibt, durchaus nicht vernachlässigt.

Vollkommen ignorirt, und mit Recht, sind die Parallelen, die sich etwa mit der christlichen Ethik ergeben hätten. Im Thema selbst lag keine Veranlassung dazu vor, auch sind sie, selten mit Glück, von anderer Seite bereits gezogen worden. Die Vedânta-Philosophie und selbst die Ethik des Weisen von Kapilavatthu haben mit dem Christenthum, womit natürlich von vornherein nicht das kirchliche gemeint ist, ohnehin weniger Berührungspunkte, als unsre modernen Theosophen uns glauben machen wollen, während unser großer Frankfurter Philosoph sich stets nur geschmeichelt gefühlt hätte, wenn man die Summe seiner Ethik mit jener der „Vergottung“ bei Meister Eckhart und dem Verfasser der „Theologia deutsch“, dem alten „Francforter“, dem er so gern gegenüber wohnte, in eine Parallele gesetzt haben würde.

Dr. Hecker erweist sich erfreulicherweise durch sein Buch auch äußerlich als würdiger Schüler Schopenhauers, denn dieses ist durchaus in sehr gutem, flüssigem Deutsch geschrieben, was bei Werken dieser Art nicht überflüssig ist, eigens zu bemerken. Es ist aber auch sehr objektiv geschrieben: Licht und Schatten sind gleichmäßig vertheilt, so daß man kaum merkt, auf welche Seite der Verfasser mit seinem Herzen hinneigt. Zuletzt macht man freilich mit einiger Ueberraschung — nur einige Citate bereiten schon früher darauf vor — die Beobachtung, daß der Autor, wenn er sich schon ganz einem zu eigen geben möchte, weder dem Vedânta, noch Buddha, noch aber auch Schopenhauer sich ganz anvertrauen möchte, sondern — dessen unglücklichem Schüler Philipp Mainländer, dem genialen Individualisten. Wir können ihm, was die Ausgestaltung des Schopenhauer'schen Systems nach der individualistischen Seite betrifft, nicht so ganz unrecht geben, was aber Mainländers soziale Ethik anbelangt, scheint uns in derselben in Hinsicht auf die Praxis so viel verborgenes Gift zu liegen, daß wir die Schopenhauer-buddhistische Ethik des Mitleids gleichwie das vedantistische Tat tvam asi mindestens für ungefährlicher halten.

Heckers Buch hat mit Ausnahme der die Literaturbelege bringenden Anmerkungen guten, lesbaren Druck. Der Verfasser citirt Schopenhauer noch nach den alten Frauenstädt'schen Ausgaben, obwohl er die neue, in den Jahren 1893—1895 erschienene und damals von mir an dieser Stelle angezeigte Grisebach'sche kennt, die nicht bloß nach Kuno Fischer die beste ist. Im übrigen werden, wie schon gesagt, fast nur Oldenberg und Deussen, manchmal auch Hardy genannt.

In einem Druckfehlerverzeichniß protestirt der Verfasser durch eine Serie von Korrekturen drastisch gegen den Ersatz des c durch z. Er hat recht. Wir haben aber ein paar schmerzlichere Errata gefunden, u. a. den in jüngster Zeit in unserm Zeitungsdeutsch beinahe stehend gewordenen mißverständlichen Gebrauch von „wie“ statt „als“ und umgekehrt. Diese Verwechslungen kommen aber nicht so häufig vor, daß sie Einem etwa den großen Genuß des geist- und kenntnißreichen Buches verbittern könnten, das unendlich höher steht als die schnell fertige Arbeit eines Kompilators und populären Philosophasters, wie solche gerade in jüngster Zeit auf dem Gebiete des sogenannten esoterischen Buddhismus dutzendweise entstanden sind.

Ja, der esoterische Buddhismus! Auch das ist ein Verdienst unsres Autors, daß er diese schon von Max Müller u. A. beleuchtete Fabel nebenher abthut, indem er dieses Prädikat der höheren Vedânta-Philosophie, die nicht Gemeingut geworden und der es einzig gebührt, zuweist. Der aufmerksame, nicht voreingenommene Leser der oben angeführten schönen Sammlung der „Reden Gotamo Buddho's“ kann ohnehin ebensowenig von esoterischem Buddhismus reden, wie der Leser der Evangelien von esoterischer Christus-Lehre. Solche Verwechslungen waren, wie die Vermischung vedantistischer mit buddhistischen Lehren noch begreiflich in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, zur Zeit Schopenhauers, der bei seinem vergötterten Oupnek'hat auf eine *lateinische* Uebersetzung einer persischen angewiesen war, nicht aber jetzt, wo uns die Pali- und Sanskrittexte in meisterhaften englischen und neuerdings auch deutschen Uebertragungen vorliegen. So lange daneben noch solch lebensvolle systematische Darlegungen entstehen, wie das Buch Heckers eine ist, braucht uns wegen des vielbejammerten Rückgangs der Philosophie nicht bange zu sein — ebensowenig wie um die Schätzung Arthur Schopenhauers, über den wir heute noch in so Vielem nicht hinausgekommen sind, wie über Kant, und dem wir uns, trotz Nietzsche und dessen aphoristisch stammelnder Modephilosophie, immer wieder nähern werden.

Alfred v. Mensi.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ski. **Ueber Leibnizens Vorfahren** macht Dr. Ernst **Kroker**, Stadtbibliothekar in Leipzig, im „Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde“ eine bemerkenswerthe Mittheilung. Vielfach wird der Name des Philosophen für polnisch oder slavisch gehalten und für eine andere Form des polnischen Lubeniecz, was Leibniz selbst in seiner kurzen lateinischen Selbstbiographie durch seine Angabe: Leibniziorum sive Lubeniecziorum nomen Slavonicum .... verschuldet hat. Selbst Kuno Fischer, der in seiner Geschichte der neueren Philosophie Leibniz gegen die Behauptungen französischer Gelehrter als echten Deutschen in Anspruch nimmt, schreibt noch: „Der Familienname unsres Leibniz ist slavischer Abkunft.“ Die Angaben, die wir in allen neueren Biographien Leibnizens über seine Vorfahren lesen, gehen auf das Funeralprogramm seines Vaters, des Leipziger Professors Friedrich Leibniz, zurück. Nun ist es aber Dr. Kroker gelungen, einen handschriftlichen Stammbaum Leibnizens, der in Vogels Privilegium Genealogicum Lipsiense auf der Leipziger Stadtbibliothek erhalten ist, aufzufinden. Der Vogel'sche Stammbaum führt nun drei Generationen höher als das Funeralprogramm hinauf, etwa bis zum Jahre 1450, und es ergibt sich daraus, daß seit dieser Zeit die Familie in Mitteldeutschland ansässig ist, und zwar nachweislich immer in derselben Gegend, in dem Lande zwischen Elbe und Saale. Hienach dürfte sich die Erzählung von der Herkunft der Familie Leibniz aus Polen und ihrer Verwandtschaft mit den polnischen Lubeniecz nicht mehr halten lassen. Denn wenn man dagegen sagen wollte, die Familie sei noch früher aus Polen eingewandert, so fehlen erstens hiefür alle Beweise, sodann käme man mit dieser Behauptung in eine so hohe Zeit hinauf, daß jeder Hinweis auf die angeblich slavische Abstammung des Philosophen inhaltslos würde. Dr. Kroker geht aber noch weiter, indem er zeigt, daß Leibniz gar kein wirklicher Familienname, sondern ein Ortsname ist, einer der vielen ursprünglich slavischen Ortsnamen, die in Sachsen im späteren Mittelalter zu deutschen Familiennamen geworden sind. Die älteren Leipziger Steuerbücher wimmeln von solchen Namen, wie Colditz, Connewitz, Reudnitz u. s. w. Diese Ortsnamen sind ja slavischen Ursprungs, aber die Männer, die sie als Familiennamen trugen, waren, wie ihre Vornamen beweisen, entweder selbst Deutsche oder ihre Familie war doch schon seit langer Zeit germanisirt; denn sie waren sämmtlich in sächsischen Städten als Bürger ansässig, während die Wenden wohl nirgends das Bürgerrecht erhielten. Ebenso bezeichnet Leibniz einen Mann, dessen Vorfahren aus einem Ort namens Leibniz oder Leubnitz stammten. In dem Gebiet zwischen Elbe und Saale gibt es mehrere Ortschaften dieses Namens.

* **Coronium.** Die Dämpfe und Gase, welche die Solfatara bei Puzzuoli, ein seit etwa 700 Jahren ruhender Vulkan, ausströmt, sind, wie die „K. Z.“ berichtet, von den italienischen Forschern **Nasini**, **Anderlini** und **Salvadori** in jüngster Zeit spektroskopisch untersucht worden. Es ergab sich, daß diese Gase das in England von Lord Rayleigh vor mehreren Jahren als Bestandtheil unsrer Lufthülle entdeckte Argon ebenfalls enthalten. Außerdem wurde nachgewiesen, daß im Spektrum der Solfatarngase eine helle Linie sichtbar ist, die ihrer Lage nach genau mit der hellen Linie übereinstimmt, die man im Spektrum der Sonnencorona sieht. Es ist bis dahin kein irdisches Element bekannt, das eine gleiche Spektral-

linie zeigte, und man hat den unbekannten Stoff, dem sie angehört, einstweilen Coronium genannt. Nach den Angaben der genannten Forscher würde also das Coronium doch auch auf der Erde vorkommen, obgleich bis heute noch kein Chemiker es darzustellen vermag. Außer der Coronalinie zeigt das Spektrum der Solfataragase ebenso wie das Spektrum der am Vesuv aus den Laven aufsteigenden Dämpfe (Fumarolen) noch andere Linien, die bekannten Stoffen nicht zuzuschreiben sind, so daß vermuthlich jene Gase noch unbekannte Elemente enthalten, mit deren Untersuchung die genannten Forscher zur Zeit beschäftigt sind.

* **Ein magnetisches Observatorium auf den Azoren** hat Prinz Albert von Monaco erbauen lassen, das jedenfalls als ein Musterinstitut seiner Art bezeichnet werden kann. Es gibt dort nämlich weder die von dem Potsdamer Observatorium so sehr gefürchteten elektrischen Bahnen, noch überhaupt irgend eine Anlage für elektrisches Licht rc., deren Leitung eine Störung oder Ablenkung der so empfindlichen Apparate herbeiführen könnte. Auch die geographische Lage der Azoren, zwischen Europa und Amerika, bietet große Vorzüge, weil dadurch wichtige Vergleiche mit den Observatorien der beiden Erdtheile möglich sind.

* **Nürnberg.** Germanisches Nationalmuseum. Infolge Vermittelung des Frhrn. v. Leonrod, Bischofs von Eichstätt, hat Papst Leo XIII. „als eifriger Förderer aller ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen" der Bibliothek des Museums den Katalog der vatikanischen Bibliothek, elf Bände, als Zeichen seines besonderen Wohlwollens zum Geschenk gemacht. Ein weiteres Geschenk ist der Bibliothek dadurch zutheil geworden, daß das Finanzkomitee des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", das seinerzeit von dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich begründet wurde, ein Exemplar der deutschen Ausgabe dem Museum gestiftet und die bis jetzt erschienenen achtzehn Bände übersendet hat.

* **Würzburg.** Als Privatdozent für römisches und deutsches bürgerliches Recht wurde Dr. jur. Julius Binder von hier in die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität aufgenommen.

* **Heidelberg.** Von der auf fünf Abtheilungen berechneten Edition der großen Heidelberger Liederhandschrift, welche von Dr. Fr. Pfaff, Universitätsbibliothekar in Freiburg, mit Unterstützung des badischen Unterrichtsministers in getreuem Textabdruck bewerkstelligt wird, ist die erste Abtheilung erschienen, der eines der schönsten Bilder der Handschrift, das des Grafen Rudolf von Neuenburg am See, in Farbendruck beigegeben ist. Die berühmte Liedersammlung besteht aus 426 Pergamentblättern von 0.355 m Höhe und 0.25 m Breite.

* **Leipzig.** Die Ernennung des Professors Dr. Hölder in Königsberg zum ordentlichen Professor der Mathematik an hiesiger Universität ist amtlich bestätigt worden. Prof. Dr. Hölder tritt sein Lehramt hier am 1. April 1899 an.

yp **Berlin,** 23. Okt. Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hielt gestern unter dem Vorsitze Geheimrath Virchows ihre erste Monatssitzung im Studienjahr 1898/99 ab. Der Vorsitzende widmete den heimgegangenen Forschern Prof. Arzruni, dem Kenner des Nephrit und Jadeit, Gabriel de Mortillet, Georg Ebers, wie den jüngst verstorbenen Mitgliedern der Gesellschaft ehrenvolle Worte der Erinnerung und gedachte des greisen, nunmehr völlig erblindeten deutschen Forschers Rudolf Philippi in San Jago de Chile anläßlich dessen 80. Geburtstags mit Anerkennung für seine noch nicht unterbrochene wissenschaftliche Thätigkeit. Für den verstorbenen Botaniker Baron v. Müller in Melbourne soll daselbst ein Denkmal errichtet werden. Von den Emissären der Gesellschaft zur Erforschung des Kaukasus, Dr. Belt und Dr. K. F. Lehmann, liegen aus Van günstige Nachrichten vor. Die Forscher beabsichtigen nunmehr eine Untersuchung des Urmia-Sees in maritimer Beziehung, wie auch seiner Ufergebiete hinsichtlich der dort auffindbaren prähistorischen Reste. Von Prof. Roesler liegen Mittheilungen über neuere Funde aus dem Kaukasus vor. Prof. Brinton, ein amerikanischer Forscher, sendet eine Kritik ein, die er in Bezug auf die Klassifikation der anthropologischen und prähistorischen Disciplinen in dem beabsichtigten „Internationalen Katalog der wissenschaftlichen Literatur" geübt hat, und fordert die Gesellschaft auf, diese Kritik zu prüfen und eventuell auszudehnen. Vom Massachusetts-Institute ist der erste Band der Forschungen über den Ursprung der Rassen von Europa eingegangen, ebenso liegen neue Publikationen zur Kenntniß der brasilianischen Sambaquis, d. i. der dortigen Kjökkenmöddinger, der Gesellschaft vor. Dr. Polakowsky ging auf die erneute Erörterung der Frage nach der Bedeutung der verstümmelten altperuanischen Bildwerke ein, die er im vorigen Jahre als Darstellungen bestrafter Verbrecher gedeutet hatte, während andere Erklärer darin die Darstellung präcolumbischer Lepräsen gefunden zu haben glaubten. Die Versuche, durch peruanische Forscher Näheres aus der Literatur zu erfahren, ob man in diesen Figuren wirklich bestrafte Verbrecher zu erkennen hat, sind dem Vortragenden fehlgeschlagen, zumal sich die Gewährsmänner, an die er sich gewendet hatte, als unzuverlässig erwiesen haben. Es scheint indessen nach Forschungsergebnissen, die in dieser Frage erzielt wurden, als stellten die Figuren keine Lepräsen dar, zumal sich auch eine Autorität wie der Amerikaner Ashmiti gegen die Existenz einer präcolumbischen Lepra in Amerika ausspricht; wenn man aber gewisse Stellen der Ueberlieferung nach Angaben deutet, die der peruanische Forscher Ximenes de la Espada dem Vortragenden gemacht, und diese Stellen mit den Beobachtungen zusammenhält, die durch Dr. Bandelier auf seinen Reisen in Bolivia gemacht worden sind, so scheint man es in den fraglichen Figuren mit Darstellungen einer endemischen Form von Lupus zu thun zu haben. Geheimrath Virchow trat dieser Erklärungsweise entschieden entgegen. Er betonte, wie schwer es für Laien sei, eine Lupusart mit Sicherheit zu konstatiren, und wie gerade Lupus so mannichfache Erscheinungsformen aufweise, daß selbst Aerzte diese Krankheit eingehend studiren müßten. Diese Deutung bringe die Frage danach, was in diesen altperuanischen Figuren eigentlich dargestellt sei, zu keiner befriedigenden Lösung. Virchow versprach über die Angelegenheit noch weitere Mittheilungen unter Demonstration besonders markanter Fälle von Lepra und Lupus geben zu wollen. Prof. Krause aus Gleiwitz sendet einen Beitrag zur Erklärung der jüngst auf dem Palatin in Rom gefundenen Tafel, die in roher Zeichnung eine Darstellung der Kreuzigung Christi zeigen soll. Es erscheint nach der gegebenen Erläuterung möglich, als sei diese Tafel ein Produkt altchristlicher Kunst, die vielleicht durch einen Krieger aus Palästina nach Rom gebracht worden war. Nach einem Hinweise des Admirals Strauch auf Sparbüchsen in der Form von Schweinchen, die noch im Gebrauch auf dem Lande sind, sprach Dr. v. Martens über die Färbung der Baumwoll- und Wollgespinnste mit dem Safte der Purpurschnecke, die sich bei den Indianern an der Küste von Costa Rica findet. Ein Analogon dazu ist das Färben mit murex, das uns aus dem Alterthum her in den Mittelmeerländern bekannt ist. Die Spanier haben den Eingeborenen diese Kunst des Färbens nicht gebracht, sie haben vielmehr, wie die Ueberlieferung angibt, das sogenannte „Tuch von Segovia" durch Indianer purpurn färben lassen. Auch der Gebrauch der Muschel der Trompetenschnecke als eines Blasinstruments ist eine Eigenheit der Eingeborenen Amerika's und ebenfalls nicht durch die Europäer bei ihnen heimisch gemacht. Der Gebrauch eines solchen Blasinstruments läßt sich bis 1589 zurück in Brasilien nachweisen, er findet sich ebenso in Japan, Neu-Guinea und wird durch Cook von Otahiti berichtet. Endlich haben auch die Eingeborenen der Neuen Welt lange vor Columbus, wie der Vortragende des näheren ausführte, den Werth der Perlen und deren Verwendung als Schmuck des Körpers gekannt. Die Darlegungen des Dr. v. Martens bilden einen interessanten Beitrag ältester Kulturgeschichte auf ethnographischer Basis. Professor v. Luschan übergab der Gesellschaft eine Abhandlung über die Zeremonien, wie sie bei den Bantu-Stämmen, speziell den Suaheli, bei der Geburt und beim Eintritt der Pubertät beobachtet werden. Die durch den Konservator Buchholz aus dem „Märkischen Museum" u. a. vorgelegten Bronze-Artefakte sind kunsthistorisch ebenso interessante Dinge, wie sie nach ihren prähistorischen Lagerstätten weitere Schlüsse zur Urgeschichte der Marken nahelegen. Es sind Gefäße, Messer zu Opferhandlungen, Ringe und Spangen,

Armbänder und sonstige Schmuckgegenstände, die zum Theil aus einem Brandgrabe, zum anderen Theil von einer alten Wohnstätte herrühren, während mehrere dieser Gegenstände einem Depotfund entnommen worden sind, den man jedenfalls der Furcht ihrer ehemaligen Besitzer vor Beraubung verdankt. Die Deutungen, die der Vortragende den einzelnen Stücken zu geben versuchte, stießen auf keinen Widerspruch, obgleich sie wohl nicht als absolut zutreffend angesehen werden dürfen. Der unermüdliche Prof. Bastian hat kurz nach seiner Rückkehr in die Heimath ein sechstes umfangreiches Heft seiner „Losen Blätter aus Indien" edirt, das nicht mehr wie die früheren Hefte dieser Serie in Batavia, sondern in Berlin gedruckt worden ist. Zum Schluß berichtete Geheimrath Virchow in zusammenfassenden Worten über die Braunschweiger Anthropologenversammlung wie über die Düsseldorfer Naturforschertagung, die er beide als wohlgelungen bezeichnete. Er konnte der Gesellschaft ein Geschenk des Prof. Kollmann (Basel) vorlegen, die Kopie des durch diesen Forscher restaurirten neolithischen Frauenkopfes, dessen Schädel, der jüngeren Steinzeit zugehörend, dem Grunde des Neuenburger Sees entstammt. Dieser Kopf ist unter dem Namen des „Frauenkopfes von Auvernier" zuerst in Braunschweig den Anthropologen vorgestellt worden. Auch über seinen Besuch in Kronstadt (Siebenbürgen) bei Gelegenheit der Honterusfeste sprach Virchow eingehend. Er betonte namentlich den sympathischen Eindruck, den ihm das freie Gemeindeleben dieser leider an Volkszahl so wenig starken Siebenbürger Sachsen gemacht hatte, und legte der Gesellschaft einige von ihm auf Exkursionen an den Marosch gefundene prähistorische Manufakte vor, an deren Betrachtung er einige Bemerkungen über die älteren Bewohner dieser Siebenbürger Gebiete anknüpfte.

* **Münster i. W.** Der „Magdb. Ztg." zufolge erhielt der Geschichtsprofessor Finke, Direktor des Westfälischen Alterthumsvereins, einen Ruf an die Universität nach Freiburg in Baden.

* **Königsberg i. Pr.** Der bisherige ordentliche Honorar-Professor D. Dr. Friedrich Giesebrecht zu Greifswald wurde zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der Universität Königsberg ernannt.

* **Bonn.** In der philosophischen Fakultät hiesiger Universität habilitirte sich als Privatdozent für Geschichte Dr. Karl Hampe aus Bremen.

* **London.** John Morley ist mit der Ausarbeitung der Lebensbeschreibung Gladstone's betraut worden. Es dürfte keinen Zweiten geben, der der schwierigen Aufgabe in jeder Beziehung so gewachsen wäre als der Verfasser des „Lebens von Cobden" und „Voltaire".

* **Paris.** Die Umfrage des „Temps" über die Nachfolge Stéphane Mallarmé's in der Würde eines französischen Dichterfürsten ist am 20. Oktober abgeschlossen worden und hat das vorausgesagte Ergebniß gehabt. Léon Dierx ist der Auserkorene. Eine absolute Mehrheit hat er freilich nicht erhalten. Die Redaktion des „Temps" hatte 60 ältere und jüngere Dichter um ihre Meinung befragt. Neunzehn wichen einer bestimmten Antwort aus, 15 stimmten für Dierx. Sieben Stimmen fielen auf den Akademiker Heredia, 6 auf seinen Schwiegersohn Henri de Régnier, 4 auf Moréas, 3 auf den Akademiker Sully-Prudhomme, 2 auf den provençalischen Dichter Mistral; die übrigen 4 Stimmen zersplitterten sich. Léon Dierx ist, wie sein mittelbarer Vorgänger Leconte de l'Isle, auf der Insel Réunion geboren. Es ist überhaupt merkwürdig, wieviel Exotismus in dieser Dichterschaar zu finden ist. Mallarmé und Verlaine waren Antipoden, die nur das eine gemein hatten, daß sie englischen Unterricht ertheilten. Heredia ist ein geborener Spanier von Cuba, Moréas stammt von griechischen Eltern, Stuart-Merril ist ganz und Vielé-Griffin zur Hälfte englischer Abkunft; Rodenbach und Verhaeren sind ursprünglich Vlamländer, Lorenzi di Bradi stammt aus Italien. Daraus erklärt sich einigermaßen, warum in der heutigen französischen Poesie die Künstelei im ganzen viel größer ist als die Kunst. Für Léon Dierx gilt dieser Vorwurf weniger als für manche Andere. Seine Poesien, die er in den Jahren 1889 und 1890 in zwei mäßigen Bänden vereinigte, zeigen bei aller Formvollendung meist natürlichen Ausdruck. Melancholische Naturbetrachtung mit Rückblicken auf eigene Seelenzustände ist fast immer der Gegenstand dieser Dichtungen.

* **Krakau.** Der Privatdozent Dr. Stanislaus Ritter v. Krzyzanowski wurde zum außerordentlichen Professor für historische Hülfswissenschaften und Geschichte des Mittelalters an der Universität Krakau ernannt.

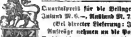
* **St. Petersburg.** Die Verwaltung und das Organisationskomitee des ersten allrussischen Kongresses für Klimatologie, Hydrologie und Balneologie hat bereits das Programm der auf den allgemeinen und den Sektionssitzungen zur Berathung gelangenden Fragen entworfen. Wie der „Praw. Westn." bemerkt, wird sich die Sektion für Klimatologie und Klimatotherapie vornehmlich mit der Erforschung des Klimas der verschiedenen Gebiete des Reichs beschäftigen, besonders derjenigen, die zu klimatologischen Stationen geeignet sind; die Sektion für Hydrologie hat sich zur Aufgabe gesetzt das Studium der russischen Mineralwasser und indifferenten Wasser, der Quellen, Meere, Limane, Salzseen und Schlammfundorte, die Material liefern, das zu Heilzwecken geeignet ist. Die Sektion für Balneologie wird sich beschäftigen mit der Erforschung und Beschreibung der verschiedenen vaterländischen Mineralbäder, mit dem Studium der Wirkung der Mineralwasser und indifferenten Wasser auf den gesunden und kranken Organismus und mit der Feststellung derjenigen Kurorte, die für gewisse Krankheiten heilkräftig sind. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung von Gegenständen verbunden sein, die im Zusammenhang mit den Arbeiten des Kongresses stehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Wolf v. Tümpling: Erinnerungen aus dem Leben Hermanns v. Boyen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Dr. Thilo Krieg: Wilhelm v. Doering. Ein Lebens- und Charakterbild. Ebd. 1898. — Franz Studniczka: Die Siegesgöttin. Entwurf der Geschichte einer antiken Idealgestalt. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Gustav Billeter: Geschichte des Zinsfußes im Griechisch-Römischen Alterthum bis auf Justinian. Ebd. 1898. — Ludwig Günther: Keplers Traum vom Mond. Ebenda. 1898. — Friedrich Hultsch: Die Geschichte des Alterthums. Ebd. 1898. — Dr. W. Bröcking: Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Wiesbaden, Lützenkirchen u. Bröcking 1898. — Friedrich Hottenroth: Deutsche Volkstrachten vom 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M., Heinrich Keller 1898. — Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen des Konzertsaals. Von E. Humperdinck, Gustav Erlanger, A. Glück u. A. Mit einer Einleitung über die „Entwicklung und Bedeutung dieser Kunstformen" von A. Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Spiritismus und Religion und Wissenschaft.

Von Paul Garin.

Es hat zu allen Zeiten im Geistesleben der Menschheit Strömungen gegeben, welche mehr oder minder tief unter der Oberfläche verlaufend, schwer sichtbar und kaum begreiflich, anscheinend widerspruchsvoll und bedeutungslos, selbst ruhige Beobachter verwirrend und abstoßend, doch einen wichtigen Bestandtheil in der gesammten Geistesbewegung der Epoche bilden. Bei näherem Zusehen fügen sie sich nicht nur wohlverständlich in das Gesammtbild der Zeit ein, sondern sie geben vielmehr über die wichtigsten Fragen der jeweiligen geistigen Verfassung der Menschheit tieferen und überraschenderen Aufschluß als manch andere markante und offenkundige Züge, in welchen sich das ganze Wesen einer Zeit auszuprägen scheint. Eine geistige Strömung dieser Art ist die spiritistische Bewegung unsrer Tage. Ohne irgendwo wirklich in das freie Licht, in welchem die Kämpfe und Mühen in Familie und Gesellschaft, in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft sich abspielen, hervorzutreten, durchdringen doch ihre Schwingungen alle Schichten mit solch unausweichlicher Allgegenwart und so anspruchsvoller Kraft, daß ein Jeder die Nothwendigkeit empfindet, sich mit der Sache zurecht- und abzufinden.

Die moderne spiritistische Bewegung ging von Amerika aus und feiert in diesem Jahre das 50jährige Jubiläum ihres Beginns mit der Erinnerung an die Klopflaute, vermittelst welcher die Schwestern Fox in Hydesville in Nordamerika im Jahre 1848 mit den Geistern verstorbener Menschen zu verkehren behaupteten. Hieran schloß sich die Periode des Tischrückens, in welcher sich die Beschäftigung mit diesen Erscheinungen schnell über die zivilisirte Welt verbreitete. In rascher Folge wurde nun die ganze lange Reihe von sogenannten spiritistischen Erscheinungen von dem automatischen Schreiben bis zu den Materialisationen und Dematerialisationen durchlaufen. In den Untersuchungen von Sir William Crookes, Alfred Russel Wallace, Cromwell Varley, Zöllner, Fechner u. A. erreichte die ernsthafte Beobachtung in den 60er und 70er Jahren einen ersten Höhepunkt. Im Jahre 1882 wurde in London die Psychical Research Society gegründet, deren Präsident für 1896 Sir William Crookes war, während als Vizepräsidenten und im Ausschuß u. A. A. J. Balfour, Prof. Barrett, R. Hutton, Prof. James, Prof. Langley, Lord Raleigh, Prof. Sidgewick, Prof. Oliver Lodge, Frank Podmore und Fr. W. H. Myers thätig waren. Das bedeutendste Werk der Gesellschaft ist bis heute deren Phantasms of the living geblieben, ohne daß freilich, wie schon hier bemerkt werden soll, durch dasselbe die im Bewußtsein der Menschheit bereits vorhandene Evidenz irgend erheblich vergrößert worden wäre. In den übrigen Ländern ist das Studium der Erscheinungen an die Namen Hellenbach, Du Prel, Hübbe-Schleiden, Wittig, Eduard v. Hartmann, Alexander Aksakow, Buttlerow, Cowes, Richet, Janet, de Rochas, Schiapparelli, Lombroso, Finzi, Ermacora, Brofferio u. A. geknüpft und heute finden sich fast in jedem Lande um den einen oder anderen hervorragenderen Mann der Wissenschaft in großer Anzahl Forscher geschaart, welche sich mit der Sache unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten beschäftigen. Daneben interessirt sich allerwärts eine kaum zu übersehende Menge von Liebhabern und Neugierigen praktisch und theoretisch mit der Fülle der Erscheinungen, so daß die Schätzung der Wortführer, die Zahl der Anhänger betrage zur Zeit in der ganzen Welt gegen 15 Millionen, nicht allzu weit von der Wirklichkeit sich entfernen dürfte. Legion ist die Zahl der privaten und öffentlichen Vereinigungen mit mehr oder minder deutlich ausgesprochenen spiritistischen Zwecken. Die Buch- und Zeitschriftenliteratur wäre geradezu unübersehbar, wenn dieselbe nicht bis auf einen überaus kleinen Bruchtheil durch eine wohlthuend homogene, völlige Werthlosigkeit vor jeder Betrachtung gesichert wäre. Die Bewegung im ganzen genommen trägt aber unverkennbar einen Zug, als ob es sich um ein neues Evangelium handelte, und ist zweifellos bedeutend genug für einen Versuch, über die Ueberschätzung und Unterschätzung von Freund und Feind zu einer unbefangenen Würdigung zu gelangen.

Nicht, daß nicht eine jede der Erscheinungen schon von altersher bekannt gewesen wäre, und so zwar, daß bald die eine, bald die andere Gruppe von Phänomenen in den Vordergrund trat. Was jedoch den Spiritismus unsrer Zeit durchaus von dieser vieltausendjährigen Vorgeschichte trennt, sind zwei hervorstechende Merkmale: der bald religiöse, bald wissenschaftliche Anspruch und die Zusammenfassung der Erscheinungen. Wenn wir sehen, daß die spiritistische Bewegung die weiteste Verbreitung und die tiefste Wirkung in den nördlichen Ländern von Europa und Amerika gewonnen hat, so bleibe es dahingestellt, ob und wie weit das mit einer größeren Häufigkeit und Deutlichkeit der Erscheinungen infolge von klimatischen und ethnologischen Verhältnissen des Nordens zusammenhängt. Daß wir im äußersten Norden im Schamanismus und im äußersten Süden im Fetischismus die stärksten Aeußerungen jenes Geisterglaubens beobachten, scheint für die Wirklichkeit eines solchen Zusammenhangs zu sprechen. Für den engen Rahmen dieser Betrachtung fällt hauptsächlich der Umstand ins Gewicht, daß Ausgang und stärkste Verbreitung der Bewegung in den protestantischen Ländern der Kulturwelt beobachtet wurden, wie auch der Kampf gegen dieselbe hier von den Vertretern der Wissenschaft am heftigsten geführt wird. Von Swedenborg bis Andrew Jackson Davies war es jedoch in diesen Ländern das religiöse Interesse an der Sache, welches das wissenschaftliche um ein unschätzbares Vielfache übertraf. In den

katholischen Gegenden blieb dagegen die religiöse Seite der Frage beinahe völlig belanglos. Es läßt sich hieraus auf eine geistige Prädisposition zur Aufnahme jener Vorstellungen, wie sie sich allmählich und für den weitaus größten Theil der Anhänger zu einer Art religiösen Systems aus den spiritistischen Erscheinungen zusammengefunden hatte, bei der nordischen Kulturmenschheit schließen, eine Prädisposition, deren Ursachen vor allem in der geistigen Vergangenheit derselben gesucht werden müssen.

Die Reformation war die Betonung des individuellen Lebens gegenüber dem Gesammtheitsleben eine durchaus nothwendige und unvermeidliche Betonung, nachdem die äußerlichen Formen, der materielle Rahmen der Gemeinsamkeit den Forderungen der Zeit nicht mehr gewachsen waren. Da die treibenden Kräfte derartiger grundstürzender Bewegungen der Erkenntniß und geistigen Verarbeitung derselben weit vorauszueilen pflegen, so sehen wir die letzten Folgen erst in unsern Tagen jenen äußersten Ausdruck annehmen, welcher deutlich das Ende zeigt und eine Umkehr ankündigt. In der Philosophie bedeutet Kant dieses Ende. Er that den letzten und tiefsten, den entscheidenden Schnitt, den erkennenden Menschen von seiner Vergangenheit und von seiner Umgebung loszulösen. Indem er sich und die Anderen zwang, den menschlichen Intellekt, den geistigen Apparat an sich und unter Ausschluß aller anderen Beziehungen zu betrachten, mußte er zu Grenzen des menschlichen Erkennens gelangen, an welchen für die wichtigsten Fragen des Daseins ein unerbittliches Ignoramus et ignorabimus stand. Der Gedanke, daß das, was der kurzen und kleinen Kraft der Einzelnen unmöglich, der großen, aus langer Vergangenheit hergeholten der Gesammtheit vielleicht möglich sei, war durch jene freiwillige und willkürliche Einschränkung des Blickes ausgeschlossen. Und doch ist jene Einschränkung nicht nur unzulässig, sondern im Grunde unmöglich. Der Einzelintellekt kann gar nicht aus seinem Zusammenhang mit Vergangenheit und Umwelt herausgenommen und für sich betrachtet werden. Gänzlich unstatthaft aber ist es, durch solches Herausnehmen nothwendigerweise erst eine Anzahl seiner Eigenschaften außer Betracht zu lassen und dann das verstümmelte Organ der Allgemeinheit zuzuschreiben. Aus diesem Grunde gelten die von Kant gezogenen Grenzen menschlichen Erkennens nicht nur nicht für das Individuum, sondern auch nicht und noch weniger für die Gesammtheit. Man braucht hiebei noch gar nicht an ein gemeinsames, alle Einzelintellekte umspannendes Organ der Erde im Sinne Fechners zu denken. Es genügt die Einsicht, daß der Wald in Beziehungen zur Gesammtheit steht, an welcher der einzelne Baum nothwendigerweise theilnimmt, welche aber nicht dadurch verschwinden, daß man einen einzeln auf der Heide stehenden Baum derselben Gattung ins Auge faßt. Es genügt die Erkenntniß, daß das Individuum in seinem Zusammenleben mit der Gesammtheit an deren Erfahrungsschatz unwillkürlich und nothwendig theilnimmt und so über Einsichten gebieten kann, welche persönlich zu gewinnen durch die Kürze des Einzeldaseins unmöglich wäre. Der Einzelintellekt ist eben kein aus dem Nichts auftauchendes, unbeschriebenes Blatt, sondern ein Erbe, in dessen Inhalt die ganze Vergangenheit der ganzen Menschheit zum Ausdruck kommt und das um so reicher vermehrt auf die Nachwelt übergeht, je größer die Lebensgemeinschaft ist, in welche eingegliedert dessen Träger die Erfahrungen des individuellen Daseins in sich aufnimmt. Indem die der Reformation folgende Entwicklung die Lebensgemeinschaft des Einzelnen immer mehr und mehr verkleinerte bis zum Uebermenschen, verzichtete sie nicht nur auf einen großen Theil des geistigen Erbes, sondern trat in direkten Gegensatz zu der vom Fortschritt geforderten Vermehrung des Erkenntnißschatzes der Gesammtheit. Indem das Erbe nicht mehr vermehrt wurde, wurde es nothwendigerweise ganz wie ein wirthschaftliches Erbe aufgezehrt, und wie jedes Erbe nur seinen Sinn von der Allgemeinheit erhält, verlor es davon umsomehr, je mehr es sich von dieser Allgemeinheit ablöste.

Das Trümmerfeld, das Kant in der Philosophie hinterließ, nachdem er die letzten noch aufrechten Säulen des früheren Gebäudes zerschlug, ist noch nicht aufgeräumt, an einen neuen Grundriß kann noch nicht einmal gedacht werden und selbst Herbert Spencers Riesenwerk ist nur ein Gespenst und nicht einmal ein Vorspuk. Was sich auf dem Felde der Philosophie begab, das wiederholte sich auf den übrigen Gebieten des Kulturlebens. Die exakten Wissenschaften, welche auf einen kurzen Augenblick den Anschein boten, als wollten sie Philosophie und Religion zusammen ersetzen, strebten auseinander wie die Sprengstücke einer Granate, in Literatur und Kunst läuft ein Jeder in einer anderen Richtung davon, und im Gesellschaftsleben sind wir — zwar nur theoretisch — beim Uebermenschen, Bettler und Bestie in einer Gestalt, angekommen. In dieses Wirrsal widerstreitender, richtungsloser, vereinzelter, abgerissener und neu aufgenommener Bewegungen fügt sich die spiritistische ein, wohlverständlich sowohl als Ergebniß wie als Symptom, als ein Theil der zusammengehörigen auslaufenden Bewegungen der Vergangenheit und als ein Theil der anhebenden der Zukunft.

Der Kern der spiritistischen Lehre ist folgender: Der Mensch besitzt eine unsterbliche Seele, welche sich im Tode vom Leibe trennt. Dieselbe ist imstande und häufig auch gewillt, nach der Trennung nicht nur auf die noch mit dem Körper verbundenen Seelen der Zurückgebliebenen, sondern auch auf materielle Körper nachweisbar zu wirken. Den Beweis für diese Thatsachen kann sich Jeder durch persönliche Erfahrung verschaffen. Der Verkehr zwischen Diesseits und Jenseits, wie ihn die spiritistische Praxis ermöglicht, steht übrigens erst im allerersten Anfang der Entwicklung und es ist nur eine Frage der Zeit, daß derselbe einen bisher ungeahnten Umfang annehme und für das ganze Dasein des Menschengeschlechts ungeahnte Resultate zeitige. Hier trennen sich die Wege der Bekenner mit religiösem und jener mit wissenschaftlichem Anspruch. Die Ersteren fahren fort: Da wir mit den Seelen der Verstorbenen verkehren können, gelangen wir durch deren Mittheilungen direkt zu Einsichten in die letzten Dinge des Menschen, welche zu vermitteln bisher die Religion beanspruchte. Wir bedürfen daher weder dieser Vermittelung mehr, noch der historisch gewordenen äußeren Formen derselben, der Kirchengemeinschaften. Die persönliche Erfahrung des Einzelnen genügt, um die ganze Vergangenheit der Menschheit hinsichtlich der Erkenntniß jener Dinge zu ersetzen. Jeder Einzelne trägt daher für sich Quelle und Recht seines Glaubens in sich und ist in dieser Beziehung von seinen Mitmenschen völlig unabhängig, wie er von den Erfahrungen der Vergangenheit unabhängig ist, da dieselben nichts enthalten, was er nicht durch seine persönliche Bemühung erfahren könnte und würde. Ein Jeder ist imstande und berufen, sich seine Religion selbst zu bereiten.

Der Anspruch der Anhänger mit wissenschaftlichen Bestrebungen ist weniger umfangreich.

Sie fahren folgendermaßen fort: In vielen mit allen Vorsichtsmaßregeln exakter Experimentirkunst angestellten Versuchen ereignen sich Vorfälle, welche nur dem Wirken intelligenter, für gewöhnlich unsichtbarer Wesen zugeschrieben werden können. In einzelnen Fällen sind diese Aeußerungen derart, daß sie nur der entkörperten Seele dieses oder jenes bestimmten Verstorbenen beigemessen werden können. Aus dem so geführten Identitätsnachweis ist der wissenschaftliche

Beweis der individuellen Fortdauer des Menschen nach dem Tode erbracht.

Betrachten wir zunächst diesen beschränkteren Anspruch. Es entsteht vor allem die Frage, ob der erwähnte Identitätsbeweis überhaupt möglich ist. Diese Frage ist zu verneinen. Die menschliche Individualität ist ein Komplex von Erscheinungen, in welchem die Körperlichkeit und das mit derselben untrennbar verbundene Leben derart integrirende Bestandtheile sind, daß für uns mit deren Verschwinden zugleich jede Möglichkeit der Identifizirung mit verschwindet. Identifiziren heißt eben das Ganze wiedererkennen, was zur Unmöglichkeit wird, wenn es in Bruchtheile zerfallen ist. Der besonnenere Theil der wissenschaftlichen Spiritisten gibt auch diese Unmöglichkeit unumwunden zu und zieht sich auf die Behauptung zurück, daß die Identität in gewissen Fällen so wahrscheinlich sei, daß wir, handelte es sich um Aeußerungen abwesender lebender Personen, keinen Anstand nähmen, sie als gewiß, als erwiesen zu betrachten. Um eine Vorstellung zu geben, welchen Grad der Wahrscheinlichkeit die Identifizirung erreichen kann, sei es erlaubt, ein Beispiel aus der jüngsten Zeit anzuführen. Ein Fräulein in Berlin, durchaus ungläubig, macht den ersten Versuch automatischen Schreibens. Die Hand, mit dem Bleistift ruhig aufs Papier gelegt, begann bald leicht zu zittern und auf und ab zu fahren. Plötzlich wird sie im Krampf heftig hin und her geschleudert. Das Papier bedeckt sich anfänglich mit geraden, dann gekrümmten Linien und fängt an zu schreiben. Dann erschien in unbekannter Schrift ein W, dann der Name „Weber", hierauf der Satz „Weber ist da." Auf die Frage: „Wer bist du," schrieb die Hand: „Weber war früher ein Mensch und ist jetzt ein Geist." — „Wo wohntest du?" — „In Potsdam." — „Was warst du?" — „Weber war ein Kaufmann und verkaufte Eßwaaren." — „Wo lag dein Geschäft?" — „In der Berlinerstraße." — „Wo bist du geboren?" — „In Neuendorf bei Potsdam." Später machte „Weber" noch eine Reihe von Angaben über sein angebliches Erdenleben, daß er Norwegen und England bereist habe, nicht verheirathet gewesen sei, aber eine Geliebte gehabt habe, sein Vorname Otto sei u. s. w. Die Zirkelsitzer, Mutter, Tochter und Sohn, aus Potsdam gebürtig, haben dort nie einen Kaufmann Weber gekannt. Deren Bemühungen, die Angaben der Handschrift zu prüfen, blieben zunächst erfolglos. Auf dem Heimwege von einem Vortrage der spiritistischen Vereinigung „Sphinx" trafen die beiden Damen in einem Restaurant mit dem Sohne zusammen, welcher in Gesellschaft eines oberflächlich bekannten Herrn sich befand. Im Gespräch über den Vortrag warf der Fremde hin, daß auch er einmal eine merkwürdige Spukerei erlebt habe, und zwar bei einem verstorbenen Verwandten in Potsdam. Auf die Frage: „Bei wem" erwiderte Jener: „Bei einem Herrn Weber in einem Hause der Berlinerstraße." — „Wie hieß er mit dem Vornamen?" — „Otto." — Der Fremde bestätigte nun im weiteren, daß die Angaben der Handschrift mit dem übereinstimmten, was er über seinen verstorbenen Verwandten Kaufmann Otto Weber in Potsdam wußte. Einmal fragte die Mutter: „Weber, woher kam eigentlich die Spukerei, von welcher dein Verwandter uns erzählte?" — „Das veranlaßte ein früherer Besitzer des Hauses, der sich erhängt hat", schrieb die Hand. Im Herbste darauf bat jener Verwandte „Webers", dem man inzwischen nur ein paarmal flüchtig begegnet war, einer Sitzung beiwohnen zu dürfen. In dieser stellte er plötzlich von selbst die obige Frage der Mutter und erhielt die gleiche Antwort. Er erklärte hierauf, daß sich in der That ein früherer Besitzer des Hauses erhängt habe.[1])

Bedenkt man nun, daß der vorstehende Fall einer der besten ist, daß die gesammte spiritistische Literatur kaum ein Dutzend von ähnlicher Güte aufweist und daß auch diese verschwindende Zahl in ihrer beweisenden Kraft völlig von der Glaubwürdigkeit der Berichterstatter abhängt, so wird es begreiflich, daß in den Kreisen mit dem Streben nach wissenschaftlichem Erfassen der Erscheinungen der Identitätsbeweis als Ziel und Waffe immer mehr an Werthschätzung einbüßt. Allenthalben in den wissenschaftlichen Vereinigungen dieser Bestrebungen treten Geisterforschung und Geisterhypothese immer mehr in den Hintergrund, und die Hoffnung, durch das Studium der einfacheren Erscheinungen den verwickelteren besser nahe zu kommen, gibt jenen Bemühungen heute schon ein ziemlich verändertes Aussehen. Selbst in den Namen, welche sich die einzelnen Gesellschaften beilegen, kommt der Umschwung zum Ausdruck und was sich früher zur Begründung einer wissenschaftlichen Unsterblichkeitslehre vereinigte, das beansprucht heute nur mehr „wissenschaftliche Psychologie", „den Occultismus", „die weniger bekannten Phänomene des Seelenlebens" in gemeinsamer Arbeit zu erforschen. Den letzten Ausdruck der Bestrebungen, vor allem die Basis zu vergrößern, stellen in Deutschland die Bemühungen du Prels, in England für die ganze englisch sprechende Welt jene des Herausgebers der Review of Reviews, des früheren Herausgebers der Pall Mall Gazette, W. T. Steads dar. Aber selbst du Prels heroischen Anstrengungen, in die erdrückende Mannichfaltigkeit des Stoffes Einheit und Zusammenhang zu bringen, blieb der Erfolg versagt. Und Stead hat die Herausgabe seines „Borderland", einer Vierteljahrschrift, die mit einer staunenerregenden journalistischen Geschicklichkeit und unerschöpflichen Energie geleitet und von einer beinahe universellen Mitarbeiterschaft und Leserschaft unterstützt und getragen, in planvoller Gliederung des Arbeitsfelds und gründlicher Bearbeitung der Einzelfragen Unübertroffenes geleistet, mit Beginn dieses Jahres unterbrochen, auf kurze Zeit, wie er sagt, auf immer, wie zu vermuthen. Denn nichts hätte es so eindringlich und klar wie die glänzende Kraft und Leistung Steads beweisen können, daß die Unfruchtbarkeit und Aussichtslosigkeit in der Sache selbst stecken müssen. In der That geht jeder Versuch der wissenschaftlichen Erforschung jener Erscheinungen von dem zwar gerade in unsrer Zeit besonders verzeihlichen Irrthum aus, als könne, ja müsse jede von dem Einzelnen irgendwie gemachte Beobachtung, irgendwie erreichbare persönliche Erfahrung Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein. In Wirklichkeit aber gibt es eine Wissenschaft an sich ebensowenig wie eine Kunst an sich. Daher ist jede neue Beobachtung, jede Erkenntniß eines neuen Zusammenhangs nur dann ein Gegenstand der Wissenschaft einer Zeit, wenn sie sich von dem Stande derselben zu dieser Zeit nicht allzuweit entfernt, wenn sie eine gewisse zeitgemäße Handgreiflichkeit hat. Trotz allen Zusammenhangs mit der Vergangenheit und allen Versprechens für die Zukunft ist die Wissenschaft doch im Wesen eine Sache der Gegenwart, und das wird durch die Unendlichkeit ihres Gegenstandes, die Unendlichkeit der Welt der Thatsachen und Erscheinungen nicht widerlegt, sondern begründet. Ein hellseherischer Gelehrter mag vermöge seines Studiums und seiner Gabe eine genaue Einsicht in die Natur der Planetenbewohner gewinnen. Diese Einsicht ist aber für die Wissenschaft trotz aller Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit völlig belanglos, solange nicht die Mehrzahl der gelehrten Zeitgenossen ebenfalls hellsehend oder die Erkenntniß auf gewöhnlichem Wege zugänglich geworden. Und nun betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die spiritistischen oder, wie man heute lieber sagt, occulten Erscheinungen näher. Drei Merkmale fallen besonders in die Augen: Sie sind an sich selten, schwer zu beobachten und dem exakten Experiment unzugänglich,

[1]) Psychische Studien 1898, Heft 6.

d. h. der Eintritt der Erscheinung ist an Bedingungen geknüpft, welche wir nicht im Sinn des physikalischen Versuchs beherrschen. Die Methode der Forschung ist damit der Hauptsache nach auf eine statistisch-deskriptive eingeschränkt, ähnlich wie in den beschreibenden Wissenschaften, deren Gegenstände sich dem Experiment entziehen. Diese Einschränkung trifft natürlich im einzelnen die Erscheinungen um so härter, je seltener sie sind und je größer das Gewicht des Beweises ist, dem sie dienen sollen. In der That nehmen jene Erscheinungen, an welche sich einigermaßen Schlüsse über ein Hereinwirken der intelligenten übersinnlichen Welt in das Diesseits anknüpfen ließen, ihrer Art nach in der ungeheuren Masse der occulten Beobachtungen einen verschwindend kleinen Platz ein und sind im besonderen derart selten, daß selbst Forscher, welche Dezennien unermüdlichen und umfangreichsten Studiums aufgewendet haben, nur über ein minimales, persönliches Erfahrungsmaterial dieser Art verfügen. Dazu kommt, daß einerseits das Hauptgewicht der Beweiskraft dieser Erscheinungen auf deren sinnenfälligen Bestandtheil gelegt wird, andrerseits der Eintritt derselben an die seltenste und abnormalste körperliche Verfassung der vermittelnden Versuchspersonen, der Medien, gebunden ist. Die höchste Anforderung an die experimentelle Seite steht einem Minimum von Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung gegenüber. So drückend dieser Zwiespalt empfunden wurde und so heftig die Anstrengungen zur Abhülfe wurden, so hat sich die Zahl der Erscheinungen dieses Gebiets seit den Versuchen von Crookes und Zöllner trotz der außerordentlichen Zunahme der Forscher eher vermindert als vermehrt. Die Abnahme wird aber weiter gehen, je mehr sich die Erkenntniß Bahn bricht, daß die Versuche den Medien häufig körperlich und geistig verhängnißvoll werden, daß sie von widerwärtigen, auch die Beobachter schädigenden Beimischungen nicht frei gehalten werden können und daß ihre beweisende Kraft unerbittlich auf die Versuchstheilnehmer nothwendig beschränkt bleiben muß.

Da können auch die Vergangenheit und noch so zahlreiche und wohlbeglaubigte Berichte nicht helfen, vielmehr nur die Ueberzeugung von der Aussichtslosigkeit der Bemühungen verstärken. Denn das gesammte Thatsachenmaterial ist seit Jahrtausenden bekannt und trotzdem niemals Gegenstand der Wissenschaft geworden. Daß man heute den Erscheinungen andere Namen gibt, ändert nichts an ihrer wissenschaftlichen Unverwerthbarkeit. Zu diesem Ergebniß war eigentlich a priori zu kommen. Es genügte die Erwägung: Wenn eine vieltausendjährige Betrachtung des normalen Menschen, des stets und unbeschränkt verfügbaren Objekts so wenig wissenschaftlichen Aufschluß gegeben, daß die Unendlichkeit des Unbekannten keinerlei Minderung erfahren, daß z. B. selbst in den einfachsten Funktionen seines Körpers die Medizin, soweit sie über die einfache Beschreibung hinausgeht, im wesentlichen Kunst geblieben ist, so ist zu erwarten, daß das überaus unsichere Studium jener seltenen und überaus weit auseinander liegenden und weit ausholenden Erscheinungen des anormalen Menschendaseins über dessen tiefste Fragen keine wissenschaftlich zu nennende Erkenntniß bringen werde. Der Kern des Mißverständnisses aber liegt in einem zu weit gefaßten Begriff der Wissenschaft. Schon ein einzelner Gelehrter, dem Genie, Umstände, Fleiß und langes Leben sonst unzugängliche Einsichten, wenn auch auf dem gewöhnlichsten Wege eröffnet haben, tritt leicht aus dem Rahmen jenes Begriffs. Seine Resultate können soweit vorauseilen, daß sie nach Art und Gewicht von der Wissenschaft seiner Zeit nicht mehr aufgenommen werden können. Mit dem höchsten und vollendetsten Theil seiner Arbeit nähert er sich so der Arbeit des Künstlers, und dem Zweifel und der Ablehnung hat auch er nichts anderes entgegenzusetzen als ein resignirtes, 'tis we' musicians know. Für den occulten Forscher aber gilt dies für den weitaus überwiegenden Theil seiner Bemühungen, und nur mit einem verschwindend kleinen Rest derselben findet er einen bescheidenen Platz. Daß sich hierin in absehbarer Zeit Erhebliches ändern werde, scheint völlig ausgeschlossen, wenn man bedenkt, daß der Stand der Dinge sich in einer vieltausendjährigen Vergangenheit kaum wahrnehmbar geändert und daß auch eine starke und rasche Zunahme der Erfahrungsquellen wenig wahrscheinlich ist. So bleibt der occultistische Forscher ein Häretiker der Wissenschaft, der, seinem individuellen Wissensdurste folgend, seine Kraft an allzuweit abgelegene Aufgaben wendet und damit darauf verzichtet, die Allgemeinheit zu fördern und von ihr gefördert zu werden, mag der individuelle Erfolg seiner Arbeit, die moralische Förderung der eigenen Person durch die unvermeidlichen Leiden und Enttäuschungen dabei so groß wie nur immer ausfallen. Das kann uns jedoch im einzelnen Fall nicht hindern, Muth und selbstlose Hingabe manches Forschers aufs höchste zu bewundern und anzuerkennen, daß seine Leistung auf höherer Ebene als die Wissenschaft liegt und in höherem Sinn doch der Allgemeinheit dient.

Anders liegt die Sache bei den Anhängern mit religiösen Ansprüchen. Hier ist die Absonderung um so unbegründeter, als der Anspruch über jenen wissenschaftlichen unendlich weit hinausreicht. Hier bedeutet der Verzicht auf den Zusammenhang mit der Allgemeinheit und mit der Vergangenheit wirklich die Vernichtung. Wenn die persönliche Erfahrung des Einzelnen Maß und Inhalt seines Glaubens bildet, dann gibt es so viele Religionen wie es Individuen gibt, oder vielmehr es gibt keine Religion mehr. Denn deren Wesen besteht eben in der Uebereinstimmung der Vorstellungen ihrer Bekenner.

In der That, wenn man die buntscheckige Unendlichkeit der „Geisteroffenbarungen“ überblickt, an welche heute geglaubt wird, so erscheint die Blüthe des früheren Sektenwesens noch als die reine Katholizität. Himmel und Hölle und jede Frage des Diesseits und Jenseits werden von den „Geistern“ mit der gleichen tödlichen Sicherheit behandelt, und jeder Zuhörer erhält von seinem Berichterstatter ein anderes Bild, in dem von Himmel und Hölle nichts und alles eine Spiegelung der Vorstellungen der Versuchspersonen ist. Mit dem Glauben aber an „seinen Geist“ zerreißt der Beobachter das letzte geistige Band, das ihn mit der Mitwelt verbindet. Nicht mehr Gewissen, Religion, womit er der Allgemeinheit angehört, sondern der eigene Geist, womit er sich angehört, wird Regel und Motiv des Seins und Handelns. Dem Losgelösten aber schwinden mit dem Zusammenhang zugleich Kraft und Haltung, Stütze und Sicherheit und die unveränderliche Richtung der Entwicklung. Von dem Zufall hängt es ab, von welcher der zahllosen durcheinanderwirbelnden Strömungen der Zeit der Einzelne ergriffen, abgelenkt, aufgehalten und oft genug auch für immer in die Irre geführt wird. So sind die moderne Mystik, die Theosophie, der europäische Buddhismus und wie die zentrifugalen Bewegungen in dem Geistesleben der Gegenwart alle heißen mögen, lauter Erscheinungen, welche mit dem Spiritismus Ursprung, Daseinsbedingungen und Wirkungen theilen und zeigen, bis zu welchem Grade die Zerstreuung der Geister gediehen ist. Bewußt und unbewußt, eingestanden und uneingestanden, steht den Zerstreuten der Uebermensch, der die Menschheit zu seinem Fußschemel macht, als Ideal vor den Augen, als glückhindernd aber der Gottmensch, der sich der Menschheit opfert. Der Spiritismus ist durchaus unchristlich. Er leugnet die Verbindlichkeit des Christenthums aus völligem Verkennen derselben. Er sieht nicht, daß sie eine historische ist, daß sie in dem Strom der

Ereignisse, in den ein Jeder von uns untrennbar eingefügt, durch die Zeiten getragen wird, liegt, daß wir Christen sein müssen, nicht weil wir die Wahl haben, sondern weil wir keine Wahl haben, weil unsre Eltern Christen waren und unsre Kinder Christen sein werden. Er übersieht, daß uns jene Verbindlichkeit nicht zum Erfassen irgendwelcher unfaßbaren Realität, sondern zur vollen Hingabe der individuellen Kraft an das Leben der Allgemeinheit verpflichtet, daß wir die Vergangenheit nicht diskursiv zu erfassen haben, sondern sie widerstandslos in uns wirken und so lebendig werden lassen müssen. Er ist unchristlich, weil er nicht nur die Vergangenheit, sondern auch den Zusammenhang mit der übrigen Menschheit für entbehrlich erklärt. Indem er so die Basis seines Diesseits willkürlich und grundlos eingeengt, hat er damit zugleich das Bild seines Jenseits verzerrt und zerrissen, zum Bedauern dürftig, abstoßend, ja lächerlich gemacht. Zur Begründung einer Moral, dem letzten und eigentlichen Ziele aller Religion, ist er völlig unfähig. Somit fehlt dem Spiritismus auch das letzte und entscheidende Merkmal einer Religion nicht nur, sondern er schlösse in seinen letzten Konsequenzen jede Religion aus, denn er führt in letzter Linie zum philosophischen Materialismus, in welchem der „eigene Geist" herrscht, zurück, wie der wissenschaftliche Spiritismus zu dem physikalischen Materialismus, in welchem das Atom herrscht, zurückführt, zu Anschauungen unausweichlich zurückführt, von welchem beide Arten von Bestrebungen hergekommen mit der aufrichtigen und oft auch nur vorgeschützten Absicht, sie zu überwinden.

Hätte es sich in den vorstehenden Betrachtungen um mehr als eine flüchtige Skizze gehandelt, so wäre noch manches Wichtige zur Begründung anzuführen gewesen für das folgende Ergebniß: Der Spiritismus ist keine Religion, er ist auch keine Wissenschaft. Es besteht nicht nur keine Aussicht, sondern die Unmöglichkeit, daß er eines von beiden werde. Seine Bedeutung liegt nicht in dem, was er ist, sondern in dem, was er über die geistige Verfassung der Kulturmenschheit am Ende des 19. Jahrhunderts verräth.

Man hat mehrfach schon das Wesen unsrer Zeit in ihren Hauptzügen damit zu zeichnen gesucht, daß man sie mit dem Charakter Hamlets verglich. Nicht ganz mit Unrecht. Die heutige Ueberschätzung von Kunst und Wissenschaft, des individuellen Lebens gegenüber dem Gemeinsamkeitsleben, der sinnlichen Welt gegenüber der Welt des Geistes ist ein gemeinsames Zeichen auslaufender Kulturperioden. Hamlet, der gelehrte Schüler Wittenbergs, der feinsinnige Kunstfreund, der Schwärmer in Liebe und Freundschaft, der überempfindsame und überanspruchsvolle Nervenmensch, beladen mit einer wirkungslos gewordenen Legitimität, im Irrthum über seine Aufgabe gegenüber der aus den Fugen gerathenen Welt, in welcher der Untergang sein Loos, nicht das Einrenken seine Bestimmung, der Geisterseher und Geistergläubige steht am Ausgange der Renaissance, ein Bild der Ueberreife wie der Kulturmensch von heute am Ende des Jahrhunderts steht. Auch dieser sieht Gespenster und glaubt Phantomen, buchstäblich und bildlich, weil sein Auge trüb und sein Glaube an den Nächsten und an das Ganze stumpf geworden. Auch er sieht sich unentrinnbar verstrickt in ein Gewebe unheimlicher, unbekannter Gewalten, in ein Wirrsal widerstreitender Kräfte, in eine schuldbeladene Vergangenheit und in eine aussichtslose Gegenwart, niedergedrückt von einem phantastisch-chaotischen Bild der Zukunft und dem Gefühl der eigenen Ohnmacht. Ihm ist, wie dem Dänenprinzen, der Boden unterwühlt, auf dem er steht, und vergiftete Degenspitzen richten sich auf seine Brust, wo immer er an den Vorhang rührt. Und noch sieht er keinen Aufräumer der blutigen Bühne nahen, von dem er sterbend und getröstet sagen könnte: th' election lights on Fortinbras.

Vor kurzem wurde für die merkwürdige Erscheinung der plötzlich neu aufleuchtenden und nach flüchtigem Glanze wieder erlöschenden Sterne eine überaus ansprechende Erklärung, wenn ich nicht irre, von Seliger in München, gegeben. Danach sind die Ursache Meteorschwärme, welche in die Atmosphäre dunkler Sterne eintreten, durch die Reibung in leuchtende Gluth gerathen und nach dem Verlassen der Nähe des Sterns diesen in Finsterniß zurücklassen. Mit solch dunklem Stern könnte man den Spiritismus vergleichen, den ab und zu ein Schwarm versprengter Geister zu kurzem, folgenlosem Leuchten bringt, ein wahres Gegenspiel zur Sonne und dem ewig niederfließenden Sternenlicht, deren die Menschheit bedarf.

Joseph Joachim in Weimar.

Von Andreas Moser.

(Schluß.)

Liszt hatte sich anfänglich all diesen Streitfragen gegenüber diplomatisch kühl und reservirt benommen, allmählich aber wurde er offener in seinen Meinungsäußerungen und energischer in seiner Parteinahme für die neue Sache. Bülow schreibt im Jubel darüber an die Schwester, daß seine Devise „honnête et exalté" den Sieg über die „politique et modéré" davongetragen. Liszt war nämlich aus den Stadien seiner Vorarbeiten in die Periode des wirklichen Schaffens getreten und überraschte bald nachher die erstaunte Welt mit einer stattlichen Reihe von umfangreichen Werken, die er „Symphonische Dichtungen" nannte. Es sei hier der Nachdruck auf die glückliche Erfindung der Bezeichnung „Symphonische Dichtungen" gelegt, denn die Programmmusik als solche ist weder von Liszt, noch von seinem Freunde Berlioz erfunden worden, sondern, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, weit älteren Ursprungs.

Joachim war nun einer der Ersten von den Auserwählten, denen Liszt seine neuen Arbeiten zeigte und vorspielte, und da er viel von den musikalischen Fähigkeiten und dem Kunstverstand des jungen Konzertmeisters hielt, so wollte er auch dessen Urtheil hören. Dommers Ausspruch: „Ein einmaliges Hören ist nicht geeignet, ein Urtheil, sondern nur eine Meinung zu begründen," wird Joachim noch nicht bekannt gewesen sein, aber innerlich wird er ihn wohl als der ernste Künstler, der er war, empfunden haben. Obzwar in den Traditionen der Klassiker herangewachsen, hatte er sich doch dem romantischen Zauber der Wagner'schen Musik nicht verschließen können, und für die Werke des geistvollen Berlioz hat er sich Zeit seines Lebens auf das lebhafteste interessirt; aber bei Liszts symphonischen Dichtungen wurde er stutzig, und trotz oftmaligen Hörens konnte er ihnen nicht nur keine Sympathien abgewinnen, sondern die Abneigung vor denselben steigerte sich im Laufe der Zeit bis zum Widerwillen. Ueber Liszts musikalische Impotenz, die Armuth seiner Erfindung und den gänzlichen Mangel an schöpferischer Kraft würde er schließlich noch weggesehen haben, denn Gedankenreichthum, musikalische Erfindung und schöpferische Gestaltungskraft müssen angeboren sein; sie können durch Studium, Erziehung und Ausbildung nur weiter entwickelt, zu künstlerischer Reife gebracht werden. Daß aber das Nichtvorhandensein dieser nothwendigen Eigenschaften durch den raffinirtesten Aufwand von blendenden Orchestereffekten verdeckt werden, eine unerhört prätenziöse mise-en-scène den Hörer anweisen sollte, innere Hohlheit und Gedankenleere für höhere künstlerische Offenbarungen zu nehmen, das war es, was Joachim so heftig von den

Liszt'schen Kompositionen zurückstieß. All das ging so sehr gegen sein musikalisches Empfinden, stand mit dem, was er für gut und schön hielt, in so heftigem Widerspruch, daß er schwere innerliche Kämpfe mit sich durchzumachen hatte. Liszt, für den er sonst so viel Verehrung und Dankbarkeit im Herzen trug, konnte er die volle Wahrheit nicht eingestehen, denn er fühlte sich noch nicht reif und selbständig genug, um dem überlegenen Geist des gewandten und vielerfahrenen Mannes mit seinen Ansichten entgegenzutreten. Er gab bloß seiner Ueberraschung und seinem Erstaunen über gewisse harmonische Wendungen in Liszts Kompositionen unverhohlenen Ausdruck, fragte auch hier und da in bescheidener Weise, warum das Einfache und Natürliche zugunsten des Gekünstelten und Raffinirten zurückstehen müsse, kurz, wand sich hin und her, verweilte mit Fragen bei nebensächlichen Dingen, um seine Antipathie vor dem Ganzen nicht eingestehen zu müssen. Liszt merkte übrigens bald, daß Joachim keine innerliche, künstlerische Befriedigung an seiner Musik empfand, und unterbrach einmal ein Privatissimum mit den Worten: „Na, lieber Freund, ich sehe schon, daß Ihnen meine Sachen keine Freude machen."

Mit seinen Alters- und Kunstgenossen mochte sich Joachim über die Liszt'schen Kompositionen auch nicht aussprechen, denn die waren so im Zauberbann von Liszts Persönlichkeit befangen, daß sie darüber ihr eigenes Urtheil vollständig eingebüßt hatten; nur bei Raff zeigte sich noch eine gewisse Selbständigkeit in der Beurtheilung der Liszt'schen Musik, und in manchen wesentlichen Punkten theilte er Joachims Ansichten über dieselbe.

Wie eine Erlösung mußte es Joachim demnach empfinden, daß er in Bettina v. Arnim wenigstens ein Wesen fand, dem er seine Gewissensnoth beichten, in ernster Rede und Gegenrede seine künstlerischen Ansichten offen entwickeln konnte. Er gestand ihr seine Unfähigkeit, sich in den Geist und das Wesen der Liszt'schen Musik einzuleben, da sie mit seinen Idealen ganz unvereinbar sei, sein Unvermögen, an einer Kunst Gefallen und Befriedigung zu finden, die in krankhafter Phantastik und gespreizter Unnatürlichkeit sich vermesse, Stoffe zu illustriren, deren Schilderung ganz außerhalb des Ausdrucksvermögens der Instrumentalmusik läge.

Die geistreiche Frau besaß zwar in musikalischen Dingen kein handgreifliches oder berufsmäßiges Können, aber ein glücklicher Instinkt ließ sie bis zur positiven Gewißheit empfinden, was groß und schön, ernst und erhaben im Reiche der Kunst sei. Sie war neben E. T. A. Hoffmann die Erste gewesen, die die ganze gewaltige Größe eines Beethoven, des Beethoven, wie wir ihn heute anstaunen und bewundern, erkannt hat; und es wirkt geradezu verblüffend, mit welcher Sicherheit sie in ihren Briefen an Goethe die dereinstige Bedeutung und Stellung des Tonhelden in der Kunstgeschichte vorhergesagt hat. Aber auch mit anderen Musikern hat sie in Verkehr gestanden, so mit Schumann und Brahms, welch Letzterer ihr sein erstes Heft Lieder gewidmet hat.

Bettina v. Arnim bestärkte nun Joachim so sehr in seinen Kunstanschauungen, daß sich allmählich die widerstreitenden Empfindungen in seiner Brust zu klären anfingen. Joachims große Verehrung und Liebe für Mendelssohn hatte in Weimar manchen Stoß erdulden müssen, der tiefer ging, als Liszt und seine Anhänger ahnen mochten. Durch die Geringschätzigkeit, mit welcher sie von dem ihm so theuren Meister sprachen, einerseits, und durch das, was er dafür eintauschen sollte, andrerseits sah er sich vor die Frage gestellt, ob er in den Werken Liszts und der neuen Richtung eine ähnliche künstlerische Befriedigung finden würde, wie sie ihm die Schöpfungen Mendelssohns und Schumanns gewährt hatten. Und die Beantwortung dieser Frage konnte für ihn nur so ausfallen, daß er den Idealen seiner Jugend treu bleiben wollte, da sie sein künstlerisches Sein ausfüllten, daß er sie nur mit noch größerer Liebe und Hingebung zu pflegen beschloß, da sie ihm alles das, boten, was er durch Erziehung und Bildung gelernt hatte für hehr und schön zu halten.

So rang er sich schließlich zu der Erkenntniß durch, daß er wohl zu unterscheiden habe zwischen dem genialen Virtuosen, ausgezeichneten Dirigenten und hochherzigen Menschen Liszt und dem Tonschöpfer in ihm. Von dem Letzteren trennte ihn von Anfang an eine so tiefe Kluft, daß deren Ueberbrückung für Joachim gleichbedeutend gewesen wäre mit künstlerischer Selbstvernichtung.

Zwar machte er zunächst den betheiligten Kunstgenossen keinerlei Mittheilungen über die Umwandlungen, die in seinem Innern vorgegangen waren, allein Liszt und seine Freunde werden wohl schon damals empfunden haben, daß ihnen Joachim als Parteigenosse nicht das halten werde, was sie anfangs gehofft und gewünscht hatten.

Es sei aber ausdrücklich betont, daß die persönlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Joachim und Liszt durch alles das keinerlei Trübung erfuhren. Liszt war eine viel zu vornehme und elastische Natur, ein zu einsichtsvoller Weltmann, als daß er einem Künstler von dem Range und der Bedeutung des jungen Joachim das Recht versagt hätte, sich über seine Musik eine eigene Meinung zu bilden; und aus seinen Briefen geht zur Evidenz hervor, daß seine Werthschätzung des jugendlichen Meisters gerade in der fraglichen Zeit eher zu- als abgenommen hat. Umgekehrt fand Joachim, trotz seiner Abneigung vor den Liszt'schen Kompositionen, so viele andere verehrungswürdige Eigenschaften an dem älteren Freunde zu bewundern, daß die nächsten Jahre nur noch eine Steigerung des Freundschaftsverhältnisses zwischen den beiden großen Künstlern herbeiführten.

Mitten in diese eigenthümliche Situation fiel in der Hälfte des November 1852 die Nachricht, daß Joachims früherer Mitschüler in Wien, Georg Helmesberger, als Konzertmeister in Hannover gestorben sei, und kurz darauf wurde die Nachfolgerschaft in der erledigten Stelle Joachim angetragen. Da die Bedingungen, unter denen seine Anstellung in Hannover erfolgen sollte, im Vergleich zu Weimar geradezu glänzend genannt werden konnten, sich ihm überdies in den größeren Verhältnissen daselbst ein weiterer künstlerischer Wirkungskreis eröffnete, so zögerte Joachim nicht lange mit der Zusage. Sein Entschluß versetzte nun zwar Liszt und die jüngeren Kunstgenossen in aufrichtige Betrübniß, allein in Anbetracht der schönen Zukunft, die ihm allem Anschein nach in Hannover beschieden war, billigten sie Joachims Weggang von Weimar vollkommen, und Liszt selbst befürwortete seine Uebersiedelung nach der hannoverischen Residenz in uneigennützigster Weise.

Liszt und seine Freunde überboten sich in Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten, um Joachim die letzten Wochen seines Aufenthalts in Weimar so angenehm wie möglich zu gestalten, und gegenseitig trennte man sich mit dem Vorhaben, die anregenden Beziehungen zu einander auch in Zukunft aufrecht zu halten und eifrig zu pflegen.

Von Kompositionen, die in Weimar entstanden sind, hat Joachim die beiden „Phantasiestücke" und „Frühlingsphantasie" gemeinschaftlich mit der in Leipzig geschriebenen kleinen B-dur-Romanze als op. 2 veröffentlicht. Der Kenner wird, wenn er die drei Stücke miteinander vergleicht, reichlich Gelegenheit finden, zwischen Leipziger und Weimarer Luft zu unterscheiden. Wie sehr Joachim sich in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Weimar „entleipzigert" hatte und wie stark er damals von der „neudeutschen" Kunstrichtung beeinflußt war, läßt sich nirgends besser nachweisen, als an der „Frühlingsphantasie", deren ganzer Habitus,

Harmoniefolgen und Klavierbegleitung deutlich das Vorbild Liszts erkennen lassen. Und trotzdem steckt in dem Stück mancher Zug, woraus zu merken, daß der Schüler Hauptmanns und Mendelssohns nur betäubt, nicht ganz abgethan ist.

Als op. 3 ist sein Violinkonzert in G-moll im Druck erschienen, das Liszt zugeeignet und von diesem mit der Dedikation seiner Rhapsodie hongroise in Cis-moll beantwortet wurde. Es ist ein ebenso beredter Zeuge für Joachims damalige Kunstanschauungen und die Einflüsse, die auf ihn eingewirkt haben. Aber Niemand wird den künstlerischen Ernst und das hohe Streben leugnen können, die der Arbeit zugrunde liegen; verräth sie doch überall den geschmackvollen, denkenden Musiker, der zwar der Sologeige die immensesten Schwierigkeiten zugedacht, darüber aber das Kunstwerk nicht vergessen hat. Joachim hat das Stück in jüngeren Jahren häufig und erfolgreich öffentlich gespielt, dann aber ganz liegen lassen, da es seiner nachnachmaligen Kunstrichtung nicht mehr entsprach und von den späteren Violinkonzerten vollständig in Schatten gestellt wurde.

Die Ergebnisse von Joachims Aufenthalt in Weimar waren, alles in allem genommen, derart, daß er alle Ursache hatte, mit denselben zufrieden zu sein. Bildeten doch diese Jahre für ihn den Uebergang vom Jünglings- in das Mannesalter. Er hatte einen tiefen Blick gethan in die Bestrebungen der „Neudeutschen“, war in vertraute Beziehungen zu einem ihrer Hauptführer getreten, hatte eine große Anzahl von bedeutenden Persönlichkeiten kennen gelernt, war vor allem als Künstler und Mensch freier und selbständiger geworden. In seinem eigentlichen Beruf als Geiger war er damals schon so weit gediehen, daß er als vollendeter Meister seines Instruments überall anerkannt wurde, wo er seine Geige erklingen ließ. Von jetzt ab ist es immer ein künstlerisches Ereigniß, wenn der Name „Joachim“ ein Konzertprogramm ziert; und dieser Name bürgt in gleicher Weise für die sorgsame, echt künstlerische Auswahl der vorzutragenden Stücke, wie für die vollendetste Wiedergabe derselben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* XVII. Plenarsitzung der Badischen Historischen Kommission. Am 21. und 22. Oktober d. J. fand in Karlsruhe die XVII. Plenarsitzung der Badischen Historischen Kommission statt. Den Vorsitz führte als Vorstand Professor De. Erdmannsdörffer, der vor Eintritt in die Tagesordnung dem verstorbenen Geh. Rath Prof. De. Knies, Mitglied der Kommission seit ihrer Gründung, einen ehrenden Nachruf widmete. Ueber die einzelnen wissenschaftlichen Unternehmungen der Kommission wurden Berichte erstattet und Beschlüsse gefaßt, welche im folgenden zusammengestellt sind. Für die Fortführung der Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz war De. Cartellieri weiterhin thätig. Der wachsende Stoffandrang und die veränderte Berufsstellung des Bearbeiters machen die Unterstützung durch einen Hülfsarbeiter nothwendig, dessen Anstellung beschlossen wurde. Kurt Schmidt wird die begonnenen Arbeiten im vatikanischen Archiv fortsetzen. Professor De. Witte in Hagenau hat die im vorigen Jahre übernommenen Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg wesentlich gefördert, unterstützt von dem Hülfsarbeiter für die allgemeinen Zwecke der Kommission, De. Hölscher, der sich vornehmlich dem Register für den ersten Band widmete. Reiche Ausbeute lieferten Witte's archivalische Reisen im Elsaß, in der Schweiz, in Baden, Tirol und Bayern. Die Regesten der Pfalzgrafen bei Rhein werden von Professor De. Wille weitergeführt. Von den Oberrheinischen Stadtrechten ist das von Geh. Hofrath Professor Dr. Schröder und De. Köhne bearbeitete vierte Heft der ersten Abtheilung (Fränkische Rechte) ausgegeben worden. Es umfaßt die Orte Miltenberg, Obernburg, Hirschhorn, Neckarsteinach, Weinheim, Sinsheim und Hilsbach. Erschienen sind ferner De. Beyerle's Konstanzer Ralhslisten des Mittelalters, die mit Unterstützung des Stadtraths von Konstanz von der Kommission in Druck gegeben wurden. Professor De. Schulte hat über seine Arbeit: Geschichte des mittelalterlichen Handels zwischen Westdeutschland und Italien unter Ausschluß Venedigs, eingehende Disposition vorgelegt. Das Werk wird einen Band Darstellung und einen Band Urkunden umfassen. Das Material für den fünften (letzten) Band der durch Geh. Hofrath Professor De. Erdmannsdörffer und Archivrath De. Obser bearbeiteten Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden hat durch längere Thätigkeit De. Obsers in Pariser Archiven eine namhafte Bereicherung erfahren. Die Vorarbeiten zum zweiten Band der Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwalds und der angrenzenden Landschaften hat Professor De. Gothein mit Durchsicht einer Reihe kleinerer Archivbestände in Baden nahezu beendigt. Für die Korrespondenz des Fürst-Abtes Martin Gerbert von St. Blasien waren, wie bisher, Geh. Rath De. v. Weech und De. Brunner thätig. Einen merklichen Zuwachs zu der Stoffsammlung brachte De. Brunners Arbeit im Stadtarchiv zu Augsburg. Das durch Archivrath Dr. Krieger bearbeitete Topographische Wörterbuch des Großherzogthums Baden ist mit der Ausgabe der fünften und sechsten Lieferung zu Ende geführt worden. Von dem Oberbadischen Geschlechterbuch, bearbeitet von Oberstlieutenant a. D. Kindler v. Knobloch, ist mit der siebenten Abtheilung der erste Band abgeschlossen. De. Immichs Quellenpublikation Zur Vorgeschichte des Orleans'schen Krieges; Nuntiaturberichte aus Paris und Wien 1685—1688 ist gleichfalls erschienen. Die Sammlung und Zeichnung der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden wurde fortgesetzt. Die Vorarbeiten für die Geschichte der badischen Verwaltung hat Privatdozent Dr. Ludwig, die für den zweiten Band der Geschichte des schwäbischen Kreises vom westfälischen Frieden bis zu seiner Auflösung De. Frhr. Langwerth v. Simmern fortgeführt. Von der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Neue Folge) ist der 13. Band unter der Redaktion von De. Obser und De. Wiegand erschienen. Das Neujahrsblatt für 1898, „Römische Prälaten am deutschen Rhein 1761—1764“, von De. v. Weech ist im Januar ausgegeben worden. Für das Jahr 1899 wird Professor De. Gothein das Neujahrsblatt bearbeiten, das Johann Georg Schlosser, einen der hervorragendsten Räthe Karl Friedrichs, behandeln soll.

KC. Besteigung des Sorata. Sir Martin Conway, der durch seine früheren Bergbesteigungen berühmte Alpinist (seine bekannteste Leistung ist die Ersteigung der Karakorum-Himalaya-Spitzen), hat nach monatelangen Vorbereitungen und wochenlangen Strapazen schließlich den Sorata, einen der höchsten Bergriesen, bis zu einer von ihm auf 24,000 Fuß vermessenen Höhe erklommen, ohne aber seine höchste Spitze zu erreichen. Er selbst sandte über diese interessante und mühevolle Bergbesteigung folgenden Kabelbericht aus La Paz (Bolivia) vom 20. d. M.: „Vom 19.—23. September machte ich eine Reihe von Versuchen, den Sorata zu ersteigen. Diese begannen damit, daß wir allerhand nothwendige Vorräthe an Lebensmitteln, Feuerung, Instrumenten u. s. w., auf Schlitten einen schwierigen Gletscher hinauf bis zu einer Höhe von 20,000 Fuß schleppten. Nachdem wir uns hier auf die eigentliche Besteigung vorbereitet und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, brachen wir um 2 Uhr morgens des folgenden Tages auf, hatten aber kaum eine Höhe von 21,000 Fuß erreicht, als ein schwerer Schneesturm uns ins Lager zurück und schließlich selbst aus diesem vertrieb. Im vollen Sturm und unter Beschwerden aller Art mußten wir unser Gepäck und unsre Vorräthe zurücklassen und den ganzen schwierigen Weg zurücksteigen; wir waren dermaßen mitgenommen, daß wir einer zweiwöchentlichen Ruhe bedurften. Am 9. Oktober begannen wir von neuem unser Werk und gelangten auf demselben Wege, wie das erste Mal, zu unserm höchsten Lager. Am folgenden Morgen (10. Oktober) brachen wir wiederum um 2 Uhr morgens bei Laternenschein auf und überschritten in 3 Stunden den Hauptgletscher bis zum Fuße der eigentlichen Bergspitze. Hier harrte unser eine überaus schwierige und aufreibende Aufgabe: 2 Stunden des

schwierigsten und ermüdendsten Kletterns über mürbe, steile und sehr gefährliche, schneebedeckte Klippen. Schon glaubten wir unsre Aufgabe gelöst, als wir uns plötzlich vor einer riesigen Felsspalte befanden, welche hier den Berg in seiner ganzen Breite zu zerreißen schien und jedenfalls so lang war, als unser Auge reichte. Auf den ersten Blick war es uns klar, daß von dieser Seite des Berges wenigstens an eine vollständige Erklimmung des Sorata nicht zu denken war. Wir nahmen deßhalb so gut wir konnten unsere Vermessungen vor, nach denen der von uns erreichte höchste Punkt sicher über 23,000 und wahrscheinlich bei 24,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt; ohne den Muth zu verlieren, gingen wir zurück und versuchten einen anderen Weg, trafen aber auch auf diesem, nachdem wir fast die gleiche Höhe wie vorher erreicht, denselben oder wenigstens einen ganz ähnlichen Felsenriß, der uns auch hier den Weg absolut sperrte. Die Temperatur während dieser Besteigung war 2 Grad Fahrenheit oder — 30 Grad R. und wir Alle litten schwer; auch meine schweizerischen Führer wurden vom Frost hart mitgenommen. Ich machte noch einige Versuche, der Spitze des Sorata näher zu kommen, gewann aber die Ueberzeugung, daß dies unmöglich sei, und kehrte so zur Ebene zurück....“ Der Sorata, auch Illampa genannt, ist vulkanischen Ursprungs und liegt in der östlichen Cordillera der Anden Bolivia's, 60 Meilen nord-nord westlich von dessen Hauptstadt La Paz. Conway hat auch diesmal die von ihm selbst in einer seiner jüngsten Arbeiten festgestellte, als die für den Durchschnittsmenschen erreichbare Höhengrenze von 24,000 Fuß nicht überschritten. Nach seinen Angaben scheint der Sorata viel höher zu sein als bisher angenommen wurde, denn in den meisten geographischen Büchern figurirt derselbe mit 21,500 Fuß und seine Schneegrenze bei 17,200 Fuß. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß es sich bei Conway's Angaben nur um ungefähre Schätzung handeln kann, da er seine Vermessungen lediglich mit dem Aneroid-Barometer vorgenommen hat, dessen Unzuverlässigkeit bei eiligen Messungen bekannt ist. Whymper, einer der ersten Autoritäten für Benutzung des Aneroids, hat bekanntlich festgestellt, daß letzteres auf sehr bedeutenden Höhen wenigstens eine Woche lang auf derselben Stelle belassen werden muß.

* Der vorjährige englische **Feldzug gegen die Afridis** ist auch für die **Erdkunde** nicht ergebnißlos gewesen. Das in Betracht kommende Gebiet faßt man unter dem Namen „**Tirah**“ zusammen. Es liegt an der indischen Nordwestgrenze gegen Afghanistan zwischen dem Kheiberpaß im Nordosten und dem Kuram (Nebenfluß des Indus) im Südwesten und war bisher noch fast völlig unbekanntes Land, weil die schwer passirbare Samarakette im Süden die europäischen Reisenden vom Eindringen abhielt. Der Feldzug hat eine ziemlich detaillirte Aufnahme ermöglicht, die in einer interessanten **Karte** (in 1 : 250,000) im Oktoberheft des Londoner „Geographical Journal“ veröffentlicht worden ist. Die Thäler des wilden Gebirgslandes werden von zahlreichen Flüssen und Bächen durchzogen, die entweder nach Westen zum Kuram oder nach Osten und Südosten zu den anderen rechtsseitigen Nebenflüssen des Indus abströmen. Es wurde die Höhe einer Reihe von Gipfeln und Pässen gemessen, die sich meist zwischen 1800 und 2700 Meter hält, während die im Norden das Ländchen abschließende Sefidkette Höhen bis zu 4600 Meter aufweist, und die Routen der dem Expeditionskorps folgenden Vermessungsoffiziere überziehen die Gebirge und Thäler mit einem dichten, viele topographische Einzelheiten bietenden Netz. Die Aufnahmearbeit, um die sich besonders Oberst Sir T. H. **Holdrich** verdient gemacht hat, war recht schwierig, da sie oft unter dem feindlichen Feuer ausgeführt werden mußte. Auch der bekannte Kheiberpaß hat eine Neuaufnahme erfahren.

* **Die richtige Deutung des Todes bei einigen niedrigen Organismen** ist Gegenstand einer Untersuchung des italienischen Physiologen Angelo **Andres** gewesen. Man schreibt darüber der „Köln. Ztg.“: Schon der berühmte deutsche Forscher Johannes Müller hat die Ansicht ausgesprochen, die lebende organische Materie besitze in sich selbst keinen Grund zum Sterben, sie dauere als solche ewig und nur ihre Modalität als Individuum sterbe. Die Thatsache, daß die Lebewesen, nachdem sie einmal auf der Erdoberfläche aufgetreten waren, alle Umwälzungen derselben überdauerten, ohne zugrunde zu gehen, so daß sie sich noch kräftigten, ausbreiteten und höher emporarbeiteten, beweist, daß die lebende Materie in sich selbst nicht die Ursache des Todes trägt, und ebenso wird dieses bewiesen durch den Umstand, daß alle Generationen in direktem, ununterbrochenem plasmotischen Zusammenhang stehen. Die Gesammtheit aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Lebewesen ist nichts anderes, als eine einzige Plasmamasse, die sich in zahlreichen Individuen darstellt, aber stets eine einzige und kontinuirliche ist. Wie die Mineralsubstanz, ist sie unvergänglich, natürlich solange die entsprechenden irdischen Verhältnisse dauern; aber sie unterscheidet sich von jener durch eine viel komplizirtere Zusammensetzung. Dann aber auch durch die charakteristische Erscheinung, daß in ihr die Molekeln und Atome sich beständig ändern, indem neue in den Organismus eintreten und die alten ausscheiden. Diese beständige Umsetzung, der Wechsel der Atome und Molekeln im Organismus, ist der Angelpunkt des Lebens, ist das Leben selbst. So lange dieser Wechsel dauert, lebt die organische Materie, das Aufhören desselben bezeichnet den Tod; im Leichnam findet keine Nahrungsaufnahme und Umbildung derselben mehr statt. Die Unsterblichkeit der organischen Substanz ist also an den Wechsel der Atome und Molekeln gebunden und erlischt, wenn sie die Fähigkeit hiezu einbüßt. Eine Ursache hiezu ist die organische Differenzirung, die im allgemeinen allerdings eine größere Vollkommenheit erzeugt und die gegenseitige Lage der Molekeln im Plasma verändert, so daß der Wechsel der Atome und Molekeln sich verlangsamt und zuletzt aufhört. Die Richtigkeit dieser Auffassung hat Angelo Andres an dem Verhalten einer Reihe niedriger Organismen näher geprüft und bestätigt gefunden, besonders bei Algen, die sich für diese Untersuchungen vorzugsweise eignen. Es ergab sich, daß bei diesen die Ursache des Todes die organische Differenzirung sein kann, die zu komplizirterem Bau und zu einer Spezialisirung der Funktionen, also, physiologisch betrachtet, zu höherer Vervollkommnung führt, aber eben dadurch den Tod zur Folge hat. Aber auch bei einzelligen Algen bildet die Differenzirung die Ursache des Todes, denn sie verlangt eine Veränderung der Struktur oder der Funktion des Plasmas, die ihrerseits Verlangsamung und schließlich Stillstand jenes Wechsels der Atome und Molekeln herbeiführt, ohne den das Leben nicht mehr bestehen kann. Dasselbe gilt natürlich auch von anderen Organismen und kann folgerichtig auf alle Lebewesen Anwendung finden. Sonach erscheint die lebende Materie als eine an und für sich unvergängliche Daseinsform, die nur durch äußere Umstände dem Tode anheimfällt. Das Leben hat hienach eine allgemeine kosmische Bedeutung gleich der Materie selbst, und in der That müßte man sich vergebens nach dem Zweck der Welt fragen, wenn nicht das Leben unvergänglich wäre wie sie.

* **Braunschweig.** Hier starb im Alter von 85 Jahren der Geh. Hofrath Professor Dr. **Louis Philippe Sy**, der 54 Jahre lang (bis 1892) dem Lehrerkollegium der hiesigen technischen Hochschule als Dozent für französische und italienische Sprache angehört hatte.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 29. Oktober. Nummer 246.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Heinrich Abeken.

I.

Noch ist die Trauerkunde aus Friedrichsruh kaum verhallt; das deutsche Volk steht an der Bahre seines größten Staatsmannes und erinnert sich gern an all das, was der große Kanzler gethan und erreicht hat; mit Spannung sieht man der Veröffentlichung seiner Memoiren entgegen. Ueber ihn und den ganzen Gang preußischer und deutscher Politik erhalten wir auch aus einem soeben erschienenen Werke interessante Mittheilungen, welches die Briefe und den Nachlaß Heinrich Abekens[1]) veröffentlicht, des Mannes, der lange Jahre unter Bismarcks unmittelbarer Führung im Auswärtigen Amt gearbeitet und ebenso mit ihm wie mit Kaiser Wilhelm I. in engster persönlicher Beziehung gestanden hat.

Es ist ein vielbewegtes Leben, das uns durch die Briefe vor Augen gestellt wird, die Wirksamkeit eines Mannes, dem es vergönnt gewesen ist, in nächster Nähe die großen Ereignisse zu durchleben und mit zu beeinflussen, die in der Einigung des Deutschen Reiches ihren Höhepunkt haben.

Heinrich Abeken wurde am 19. August 1809 zu Osnabrück geboren und verlebte dort auch seine Jugend; seine Erziehung wurde schon früh durch seinen Onkel Rudolf Abeken beeinflußt, der als Goethe-Forscher und Herausgeber der Werke Justus Mösers, des Osnabrückischen Geschichtschreibers, als feinsinniger Gelehrter bekannt ist. Mit einer Rede über den Historiker seiner Vaterstadt nahm Heinrich Abeken vom Gymnasium Abschied und bezog die Universität Berlin, um sich hauptsächlich der Theologie zuzuwenden, brachte es jedoch durch außerordentliche Vielseitigkeit seines Geistes fertig, daneben sich auch mit philologischen, archäologischen und philosophischen Fragen eifrigst zu beschäftigen. Durch Empfehlungen wurde er mit bedeutenden Berliner Familien bekannt, so mit Humboldt, Schleiermacher und besonders dem Staatsmann Frhrn. v. Bunsen, der später einen so großen Einfluß auf seinen Lebensgang ausüben sollte. Nach kleineren Seminararbeiten über die älteste Form des griechischen Verbums, über die Donatisten, die aber auch wieder seine Vielseitigkeit zeigen, löste er die Preisaufgabe „Locus de baptismo secundum doctrinam biblicam et ecclesiasticam dogmatice exponatur“ zur großen Freude seines Vaters. 1831 bestand er sein Licentiatenexamen und reiste im Herbst des Jahres nach Italien, dem Lande seiner sehnsuchtsvollen Wünsche. Dort gewann Bunsen einen maßgebenden Einfluß auf ihn; er beschäftigte ihn mit theologischen Fragen und führte ihn in den deutschen Kreis Roms ein; hier lernte er Gerhard, den Gründer des archäologischen Instituts, und einen ganzen Kreis von Malern und Bildhauern kennen, unter denen Thorwaldsen, Overbeck, Schnorr, Cornelius besonders zu nennen sind.

Diese römische Zeit war für Abeken von entscheidender Bedeutung; Bunsen, der seinen Werth und seine Bedeutung erkannte, schlug ihn zum Nachfolger des Predigers der preußischen Gesandtschaft in Rom vor, der aus Gesundheitsrücksichten eine Versetzung wünschte; die Anstellung verzögerte sich jedoch noch einige Zeit, und so bot ihm Bunsen an, als Erzieher seiner Kinder in sein Haus zu ziehen; in dieser poesievollen und von wissenschaftlichem Geist getragenen Umgebung lebte Abeken in der Bunsen'schen Villa in Frascati bis zu seiner Ernennung zum Gesandtschaftsprediger, die von Friedrich Wilhelm III. selbst ausging, den Bunsen, ebenfalls mit theologischen und besonders liturgischen Arbeiten beschäftigt, auf seinen Schützling besonders aufmerksam gemacht und um seine Protektion gebeten hatte. So war die gemeinsame Arbeit mit Bunsen für Abeken von höchster Bedeutung geworden; er gewann damit mehr als ein festes Amt; er zog die Aufmerksamkeit des Königs selbst auf sich und legte dadurch den Grund zu der außerordentlichen Vertrauensstellung, die er zu zwei preußischen Königen gehabt hat.

Trotz seiner verhältnißmäßig jungen Jahre war die erste Zeit seines römischen Aufenthalts reich an Trübsal; im Bunsen'schen Hause hatte er eine junge Engländerin, Miß Mary Thomson, kennen gelernt; mit ihr verlobte und verheirathete er sich, trotzdem sie keine Hoffnung auf Genesung von schwerer Krankheit hatte, gerade um der Geliebten im eigenen Heim Trost und Stütze sein zu können. Seine Ehe dauerte nur kurze Zeit; fast gleichzeitig mit seiner Schwester, die in blühender Jugend dahinging, verlor er auch seine Mary nach kurzen, trotz aller Leiden glücklichen Monaten. Die wenig später sehr stark in Rom auftretende Cholera riß Abeken aus seinem gewaltigen Schmerze auf und stellte die höchsten Anforderungen an seine Predigerthätigkeit. Die Anerkennung blieb nicht aus; er erhielt zum Lohne für seine geradezu grenzenlose Aufopferung vom Könige den Rothen Adler-Orden.

Noch ein großer Verlust stand Abeken bevor; Bunsen wurde aus Rom abberufen und ging 1838 nach London. Hiemit verlor Abeken einen treuen Berather und an seiner Frau eine mütterlich besorgte Freundin; der Briefwechsel mit Beiden mußte die Entfernung überbrücken. Schwierigkeiten im Amt folgten dem Weggange Bunsens von Rom. Die protestantische deutsche Kapelle in der heiligen Stadt war in Gefahr, geschlossen zu werden. Aus diesem Grunde verblieb Abeken, obschon die Zeit abgelaufen war, für die er sein Amt übernommen hatte, in Rom, da er sich durch genaue Kenntniß aller Verhältnisse gewachsen fühlte, den Kampf aufzunehmen. Aber auch diese Jahre sollten durch einen Trauerfall noch erschwert werden: der Vater Abeken wurde nach einem Spaziergang todt aufgefunden. Dadurch wurde Abekens Gesundheit untergraben, und er wurde gezwungen, Urlaub zu nehmen und nach Osnabrück und dann

[1]) Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Mit einem Bildniß und einem Faksimile. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung 1898. VIII, 544 S.

nach Berlin zurückzukehren. Gleichzeitig kam auch Bunsen, durch Friedrich Wilhelm IV. aus der Schweiz abberufen, nach Berlin; der König hatte sich von Anfang seiner Regierung an mit der Idee eines Bisthums von Jerusalem getragen: er wollte eine Erneuerung der Kreuzzüge, der christlichen Kirche aller Bekenntnisse eine Heimath auf Zion selbst gründen. So phantastisch diese Idee war, so eifrig wurde sie damals von Vielen aufgenommen, und selbst der nüchterne Moltke interessirte sich dafür. Auch Abeken beschäftigte sich lebhaft mit dieser Frage und wurde aus diesem Grunde von Bunsen Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt, der sich mit ihm mehrmals sowohl über liturgische Fragen, wie besonders über das Bisthum in Jerusalem eingehend unterhielt und in ihm eine brauchbare Kraft zur Verfechtung seiner Ideen erkannte. Er sandte ihn daher im Herbst 1841 nach London, um englische kirchliche Verhältnisse zu studiren und mit der englischen Kirche in Verbindung zu treten. Als Frucht dieser Reise veröffentlichte Abeken neben kleineren Abhandlungen seine Schrift: „Das Evangelische Bisthum in Jerusalem. Geschichtliche Darlegung mit Urkunden.“ (Berlin, W. Besser 1842.) So war er der geeignete Mann, der sich auf den Wunsch des Königs der berühmten Lepsius'schen Expedition nach Aegypten anschließen sollte, um vom theologischen Standpunkte diese Länder zu durchforschen und auf der Rückreise über Jerusalem über die Lage und die Schicksale des Bisthums eingehend Bericht zu erstatten. Der Weg der Lepsius'schen Reise ist bekannt. Mitte September 1844 trennte sich Abeken von Lepsius, weil ihm die Expedition zu langsam reiste und er andere Pläne verfolgte, und zog auf kürzerem Wege zum Sinai, wo er auf der ganzen Halbinsel Forschungen über die Geschichte des Volkes Israel anstellte. Das Ergebniß von diesen ist vollständig nicht im Druck erschienen; in seinem Nachlasse fanden sich drei Abhandlungen vor: 1. Der Isthmus von Suez und der Auszug der Israeliten. 2. Der Zug der Kinder Israel bis zum Sinai. 3. Einreihung der Kinder Israel in die ägyptische Geschichte. Alle drei sind in den Jahren 1847—1848 zusammengestellt. Abeken vertrat in den beiden ersten die von Lepsius abweichende Ansicht, daß der Zug der Israeliten sich durch die Enge zwischen den Bitterseen, welche zu Moses' Zeit das Ende des Rothen Meeres bildeten, und der jetzigen Nordspitze des Schilfmeeres hindurchbewegt habe. Benutzt hat Abeken seine Forschungen später noch in zwei Vorträgen im Evangelischen Verein in Berlin über das Aegyptische Museum in Berlin (erschienen 1856) und über das religiöse Leben im Islam (erschienen 1854). Besonders durch letzteren erregte er von neuem die Aufmerksamkeit des Königs, der persönlich zugehört hatte und nun dadurch veranlaßt wurde, Abeken des öfteren zu sich nach Potsdam zu bitten, wo er in kleinem Kreise seine theologischen und besonders liturgischen Fragen und Thesen erörterte.

Von Sinai zog Abeken nach Jerusalem, dem Ziel seiner Wünsche; er schildert begeistert den tiefen Eindruck, den „die hochgebaute Stadt“ auf ihn gemacht und rühmt die würdige Feierlichkeit in der evangelischen Kapelle auf Zion gegenüber dem äußerlichen Pomp der griechisch-katholischen Kirche des heiligen Grabes, wo er auf dem Stein, auf dem nach der Tradition der Leib des Herrn gesalbt worden, die türkische Wache rauchend, Kaffee trinkend, plaudernd angetroffen hatte. Seine Erwartungen für die Wirksamkeit des Bisthums wurden übertroffen durch das, was er vorfand. Daß es recht schwer war, aus Deutschen, Engländern und Juden eine Gemeinde zu bilden und die drei Nationalitäten zu einem Bisthum zu vereinen, war klärlich ein schwieriges Unterfangen. Nur der ehrwürdigen Persönlichkeit des Bischofs Alexander war es gelungen, das Ganze zusammenzuhalten und zu heben. Leider starb der für das Unternehmen so außerordentlich wichtige Mann plötzlich auf der Reise nach England, wo er seine Erfahrungen und Wünsche vortragen wollte.

Ueber Italien reiste Abeken nach Berlin zurück.

Mit der Loslösung von Italien geht das Aufgeben des praktischen Theologenberufes Hand in Hand. Abeken sah zu seinem eigenen tiefen Schmerze, daß er dazu nicht taugte. Er sehnte sich nach einer zusagenden Thätigkeit und wurde über diese Zeit innerer Unruhe und Unsicherheit nur durch die Liebenswürdigkeit des persönlichen Verkehrs mit dem König hinweggehoben, der ihn häufig zweimal in der Woche nach Sans-Souci hinausbefahl. Eine Professur anzutreten lag nicht in seinem bescheidenen Sinn; seine Freunde glaubten ihn für das Generalkonsulat in Aegypten bestimmt; doch dachte er nicht daran, sich so weit von dem geistigen Leben des Vaterlandes wegrücken zu lassen. „Begeisterung könnte ich nur für echtes politisches Leben in höherem Sinne des Wortes haben,“ schreibt er an einen Freund und damit ist der spätere Gang seines Lebens vorgezeichnet.

Das Jahr 1848 brachte neue Wirrungen und ließ zunächst Abekens eigene Sorgen hinter denen des Vaterlandes zurücktreten.

Die Briefe jener Zeit schildern ausführlich und anschaulich die Vorgänge in Berlin, deren Augenzeuge Abeken meist selbst gewesen ist. Er beurtheilt die Sachlage mit klarem Blick und sicherem Takt und erzählt in ruhiger Weise, wie zuerst die Zusammenrottungen in „den Zelten“ einen mehr harmlosen Charakter zeigten. Ein Publikum von Literaten, Künstlern und Handwerkern hatte sich dort zusammengefunden, es wurden Reden über Preßfreiheit, Sozialismus und Sorge für die Arbeiter gehalten, ohne daß aber irgendwelche thätliche Angriffe versucht wurden. Am 17. März schreibt er an Bunsen:

„Man ließ alle diese Sachen ruhig gehen und verbot nicht einmal die Versammlungen. Da bemächtigte sich am Montag eine plötzliche Furcht unsrer höheren Behörden; man bildete sich ein, die Arbeiter beabsichtigten einen Aufstand, das Schloß und die Häuser der Prinzen seien in Gefahr; und nun trieb man die Versammlung im Thiergarten auseinander, halb mit Güte, halb mit Gewalt; einige Steinwürfe fielen dabei auf das Militär, das indeß dort keinen Anlaß fand, von irgend einer Waffe Gebrauch zu machen. Gerade durch dieses Einschreiten führte man herbei, was man hatte verhindern wollen: die aus dem Thiergarten weggetriebene Masse zog sich nach dem Schloß, sang tolle Lieder, verhöhnte die dort aufgestellten Posten, warf auch hie und da einen Stein nach einem Soldaten und Offizier, und so bekam die Kavallerie, um den Platz zu säubern, Befehl zum Einhauen, wobei denn, wie es immer geht, nur unbetheiligte Neugierige verwundet wurden, namentlich einige Kinder. Es war ein großer Fehler, die Versammlung aus dem Thiergarten in die Stadt zu treiben. Ich begegnete den Hineinziehenden, die sehr aufgeregt waren, blieb aber dann draußen, wo die kleinere Hälfte noch versammelt und sehr ruhig war; wahrscheinlich wäre Alles ruhig geblieben, wäre man nicht eingeschritten. In der Stadt war das Einhauen des Militärs, bloß um den Platz zu säubern, ehe wirklich Exzesse vorgefallen waren, ein zweiter Fehler. Dadurch war das Volk am Dienstag schon sehr erbittert und suchte Gelegenheit, sich am Militär zu reiben, drängte sich abends auf dem Schloßplatz und in den Straßen gegen den Petriplatz hin in dichten Haufen zusammen, verhöhnte das Militär, warf mit Steinen danach und warf hie und da eine Planke von den Rinnsteinen um, um die Passage der Pferde zu hemmen, was denn Volk und Behörden mit gleicher Liebe zur Emphase Barrikaden nannten! Die Kavallerie mußte wieder einhauen — und wieder traf es ruhige Bürger, die durch reinen Zufall, aus den Häusern von Freunden tretend, zwischen die Massen geriethen. Dies erregte nun eine furchtbare Erbitterung unter den Bürgern gegen das Militär; am Mittwoch waren den ganzen Tag der Schloßplatz und die umgebenden Straßen voll von einer

aufgeregten Menge, unter der man eine schreckenerregende Anzahl roher und gemeinster Kerle sah, aber auch viele anständige Bürger mit Indignation sich gegen die Anwendung des Militärs aussprechen hörte. In kleineren Gruppen wurden sehr aufreizende Reden gehalten, dagegen aber auch beschwichtigende, und eine Proklamation verlesen, welche Untersuchung des Vorgefallenen und vorsichtige Anwendung des Militärs nur bei wirklicher Gefährdung des Eigenthums versprach. Aber die Erbitterung gegen das Militär war so stark, daß das Volk dasselbe mit Steinen und Knütteln geradezu angriff, die Wache am köllnischen Rathhause stürmte, in den naheliegenden Straßen kleine Barrikaden errichtete und das Aeußerste versuchte ohne irgend einen bestimmten Zweck und ohne einen anderen Grund als Erbitterung und verhaltenen Ingrimm. Bürger, die sich zu einer Schutzkommission gebildet, mit weißen Binden um den Arm, wurden verhöhnt. Dazu sei es jetzt zu spät, damit hätte man früher kommen sollen; jetzt wolle man Rache haben an den Soldaten &c. So wurde das Militär zum Feuern geradezu gezwungen, und an jenem Abend wird seine Kaltblütigkeit sehr gerühmt. Es ist freilich manches Blut geflossen, doch wurde natürlich durch das Feuer die Masse zerstreut und alles ruhig. Gestern war die Aufregung noch sehr groß; ihr Herd hatte sich aber vom Schloßplatz nach den Linden, in die Gegend der Universität, gezogen, wo den ganzen Tag dichte Gruppen standen, darunter recht wilde Physiognomien. Indeß fing man nun doch an, die „Schutzkommission" der Bürger etwas besser zu organisiren.

Unter dem gemeinsten Volk trieben sich einige Aufwiegler umher, man glaubt zum Theil Polen; es ist Geld ausgetheilt worden, um die Leute zu Exzessen aufzureizen, man weiß nicht recht von welcher Seite. So kam es denn gestern Abend noch einmal zu einem Konflikt; man hatte das Palais des Prinzen von Preußen und die Hauptwache gefährdet geglaubt, und in dieser Gegend ist wieder auf die Masse, die sich nicht rasch genug auflöste, geschossen worden, wobei drei wieder ganz Unschuldige gefallen sind. Damit war es indeß zu Ende. Heute Abend ist Alles vollkommen ruhig.

Von politischen Motiven war nicht die Rede; kaum in den ersten Versammlungen im Thiergarten, bei denen aber auch bald ein gedankenloses Rufen nach Arbeit vorwaltete. Während der letzten unruhigen Tage war auch nicht eines von den mancherlei politischen Stichworten, die jetzt die Welt bewegen, zu hören; ich habe bei Tag und bei Abend viel bei den Gruppen umhergehört; nicht ein Wort von Politik, auch nicht einmal der Name eines unpopulären Ministers, gegen keinen unsrer Prinzen etwas gesagt. So ist auch kein Fenster eingeworfen, kein Laden, kaum eine Laterne durch Zufall beschädigt, kein Versuch zur Plünderung oder Brandstiftung, wie man hätte vermuthen können, gemacht!"

Auch die Ereignisse des für die Berliner so wichtigen 18. März schildert Abeken in einem längeren Briefe an Bunsen, den wir deßhalb hier folgen lassen:

„Am Sonnabend, den 18. März, hatte sich das Gerücht von der Proklamation verbreitet, noch ehe sie erschien; gegen 2 Uhr strömte eine gemischte Menge nach dem Schlosse und stand vor dem hinteren Portal, der Wohnung des Königs zunächst, Hurrahs und Jubel mit Ausdrücken des Zweifels und der Forderung der Entfernung des Militärs aus dem Schlosse mischend. Ich war mitten drunter; ich weiß nicht, welche trübe Ahnung mich verhinderte, irgend eine Hoffnung auf den Schritt des Königs zu setzen. Da kam aus dem anderen Schloßportal ein Theil der Infanterie heraus; die Menge in meiner Nähe glaubte, sie komme, um abzuziehen, und stürzte sich unter Jubel und Hüteschwenken dahin, um sie abziehen zu sehen. Statt dessen macht sie Halt, stellt sich auf, macht eine Schwenkung vorwärts. Zugleich kommt um die Ecke des Schloßplatzes herum eine Abtheilung Dragoner der andringenden Volksmasse entgegen, die entsetzt umkehrt; verständige Augenzeugen versichern mich, sie hätten gesehen, daß eingehauen sei, und doch glaube ich es nicht. Ich habe es nicht gesehen; ich habe die Kavallerie nur vorrücken, und zwar zuerst langsam vorrücken sehen, um den Platz zu säubern, was vielleicht in dem Augenblick nicht nothwendig war. Ich floh mit der auseinanderstäubenden Menge; ich kam in ein Haus in der Stechbahn; ich war wenige Augenblicke auf dem Flur gewesen, da hörte ich deutlich die zwei einzelnen Schüsse losgehen; in dem Augenblick schlug ich die Hände zusammen und rief aus: „Alles ist verloren, Alles!" Gleich darauf war der Schloßplatz vollkommen leer, das Militär an den Seiten aufgestellt, einzelne Patrouillen ritten darüber hin, Holzsägende vor den Hausthüren hatten schon wieder ihre Arbeit begonnen; als ich aus der Thür heraus trete, sagten die draußen Stehengebliebenen: „Es ist kein Schaden geschehen, es ist nur hoch gefeuert worden." Ich ging rasch die Linden entlang nach dem Radziwill'schen Palais zu Wildenbruchs; unterwegs sah ich viele drohende Gruppen, Droschken in Carriere; ich war nicht 10 Minuten bei Wildenbruchs gewesen, so kamen Nachrichten von Offizieren, die auf der Straße insultirt worden, und an den Straßenecken umher standen die Barrikaden. Gegen 5 Uhr begann der eigentliche Kampf, näher dem Schlosse wohl schon früher. Vor Mitternacht war er der Hauptsache nach beendet; kleine Scharmützel fanden noch hie und da bis zum Morgen statt. Die Truppen hatten den ganzen Stadttheil in der Gewalt, den zu besetzen und von Barrikaden zu reinigen ihnen befohlen war. Mit Mühe fand ich ein Stündchen Schlaf in der Nacht. Am Sonntag Morgen erschien die Proklamation, welche Zurückziehung der Truppen versprach, wenn die Bürger sich unterwürfen."

Das war die Situation am Sonntag, den 19. März, morgens. Auch Abeken sieht in den Operationen der Truppen einen vollständigen Sieg, er nennt das Militär vom bestem Geiste beseelt. Trotzdem mußten sich die Soldaten auf Befehl des Königs zurückziehen, und es folgten jene Vorgänge im Schloßhofe, als die Leichen der Gefallenen dorthin gebracht worden und der König gezwungen ward, auf den Balkon zu treten und sie anzusehen. „Der Name desjenigen," schreibt Abeken, „der den König überredet hat, es zu thun, soll nicht über meine Lippen kommen; aber vergessen werde ich es nie." — All das Schwere, was Friedrich Wilhelm IV. in jenen Tagen durchzumachen hatte, kann in Abeken die Liebe zum König nicht mindern, er fühlte die Bedrängniß jener Zeit doppelt mit ihm:

„Und nun wird unser lieber König in ganz Deutschland als der Mörder und Schlächter seines Volkes angeklagt, während sein Fehler zu große Gutmüthigkeit war, die das Königthum der Erhaltung seiner Stadt aufopferte! Ich sage unser lieber König. Denn meine Liebe zu ihm ist nicht geringer geworden, aber mein Vertrauen zu ihm ist freilich hin. Er wird nicht mehr an der Spitze Deutschlands stehen!"

Auch in der Beurtheilung der Ursachen der Berliner Märzereignisse sieht er durchaus klar:

„Es stellt sich immer mehr heraus, wie der Aufstand vorbereitet gewesen, wie Tag und Stunde bestimmt worden (18., 2 bis 3 Uhr Nachmittag). Für die Barrikaden war alles vorbereitet, auf den Böden der Häuser haben sich zum voraus hinaufgetragene Steine in Menge gefunden, Verbindungen von Haus zu Haus in den Bodenräumen, durch Matratzen &c. verstopft; im Augenblick, wo die Katastrophe auf dem Schloßplatz stattfand, haben sich rings umher bewaffnete Leute gezeigt; über die Kunst des Barrikadenbaues ist 2 Tage vorher in der Zeitungshalle eine Vorlesung gehalten! Der hiesige belgische Gesandte, v. Nothomb, hat offiziell angezeigt, wie ihm von Belgien aus unter der Hand geschrieben, er möge seine Familie für den 19. in Sicherheit bringen."

Im April dieses Jahres wurde Abeken als Hülfsarbeiter in das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten berufen, wo er von dieser Zeit an fast ununterbrochen thätig gewesen ist. Gleich von Anfang an hatte er in der schleswig-holsteinischen Frage zu arbeiten, die ihm auch 1864 vorgelegen hat; sie bildeten sozusagen die Grundlage seiner späteren Laufbahn. Inzwischen wechselte Minister auf Minister in jener bewegten Zeit und Abeken war es recht schwer, sich jedesmal wieder von neuem in

ein anderes Regime einarbeiten zu müssen. Festen Bestand hatte nur das Ministerium Brandenburg. Mit den Kämpfen in der Frankfurter Natianalaersammlung gingen die Dinge in deu Herzogthümern ihren Gang weiter. Die Briefe und Tagebuchnatizen jener Zeit werfen ein grelles Licht auf alle diese Zustände, auf die beginnenden Eifersüchteleien zwischen Preußen und Oesterreich und die Widerhelligkeiten der übrigen Staaten Deutschlands. Abeken wurde wiederum besanders zur Bearbeitung der schleswig-halsteinischen Sachen in Anspruch genommen; so hat er z. B. den Artikel über die am 5. April 1849 bei Eckernförde genammene Fregatte „Gefion“, die Oesterreich um keinen Preis in preußische Hände gerathen lassen wollte, für den „Staatsanzeiger“ geschrieben.

Schan in dieser Zeit wurde Abeken als Begleiter des Ministers auch für wichtigere Sachen herangezogen. Er war bei der Olmützer Kanferenz im November 1850 mitthätig, nachdem er im September desselben Jahres wegen seiner „unermüdeten Thätigkeit und ausgezeichneten Brauchbarkeit“ zum Wirklichen Legationsrath ernannt worden war. Er empfand das Schwere der Uebereinkunft von Olmütz und das Erniedrigende für Preußen, das wir jetzt von entfernterem Standpunkt besonders fühlen, schan damals außerordentlich tief und schrieb im Dezember 1850 an eine Freundin:

(Aus dem Englischen übersetzt.)

„. . . Die Angelegenheiten meines Vaterlandes sind sa tief gesunken, daß ich fürchte, daß olles Streben nach wahrer Freiheit, nationaler Ehre und Macht für den Augenblick aufzugeben ist, damit es nach dem Willen Gottes einst wieder gebaren werde, was wir vielleicht nicht mehr erleben. Aber spreche ich nicht gleich wieder von Politik! — Dach wer thäte das jetzt nicht! In unsern Tagen hat die Palitik einen geheiligten (sacred) Sinn. Sie bedeutet den Kampf zwischen Freiheit und Tyrannei, Ziailisation und Barbarei, nicht wie in alter Zeit zwischen streitenden Parteien und kleinlichen Interessen der Kabinette und Minister.

Ich wünschte, ich hätte Ihnen an Ihrem Geburtstag geschrieben — aber an dem Tage war ich fern van Berlin in Olmütz, wahin ich den Minister begleitet hatte wegen eines Versuches, den Frieden zu erhalten und den Krieg abzuwenden. Nun, der Krieg ist abgewandt. Mittel und Wege zu weisen, um ihn abzuwenden, daran hatte ich mehr Theil, als ich sagen möchte; ich bereue es jetzt. Denn was ich für das Beste zu rathen meinte, ist so ausgeführt worden, daß ein beinah größeres Unheil daraus entstanden ist, als selbst der schwerste Krieg es hätte bringen können. Das ist eine schmerzliche Erfahrung, eine sehr demüthigende; aber wenn wir dankerfüllt annehmen, daß Gatt unser Böses zum Guten wendet, sa müssen wir uns auch mit Ergebung unterwerfen, wenn das Gegentheil eintritt, und warten in Glauben und Geduld.“

In den Jahren 1851—1853 wurde Abeken weniger in der politischen Abtheilung verwendet und hatte deßhalb Zeit und Muße, sich wieder der kirchlichen Wissenschaft zu nähern. Er schrieb als Entgegnung auf die Schrift von Ida Hahn-Hahn „Von Babylon nach Jerusalem“ sein Sendschreiben „Babylon und Jerusalem“ (1851), in dem er sich gegen die katholisirende Richtung der genannten Schriftstellerin wendel und Gelegenheit nimmt, seinen Ansichten über das Verhältniß beider Kirchen einmal einen klaren und scharfe Ausdruck zu geben. Das Büchlein ist viel gelesen und besprochen worden und erregte unter Anderen auch die Aufmerksamkeit Ludwig Tiecks, mit dem er in den letzten Jahren des öfteren verkehrt hatte, nach kurz vor dessen Tode; Abeken schätzte den Dichter außerordentlich hoch und nennt ihn in einem Briefe den letzten Repräsentanten jener schönen Zeit des Werdens der Literatur. In die Studien früherer Tage führte Abeken die am 8. April 1853 gehaltene Vorlesung über „den Gattesdienst in der alten Kirche“, die ebenfalls Aufsehen erregte. Auch in den folgenden Jahren beschäftigten ihn literarische Arbeiten; es waren jene bereits erwähnten beiden Barträge im Berliner Evangelischen Verein, die ihn Friedrich Wilhelm IV. nahebrachten. Sein Vertrauen zeigte ihm der König ferner 1856 durch Uebertragung eines liturgischen Gutachtens für die kirchliche Konferenz, die er nach Berlin berief, wozu auch Bunsen geladen war.

In diese Zeit fallen die häufigeren Erkrankungen Friedrich Wilhelms IV., die Abeken mit lebhafter Antheilnahme in seinen Briefen erwähnt und bespricht.

„Durch die Erkrankung unsres Königs kam eine trübe Zeit, die auf allen guten Preußenherzen schwer lastete und am allerschwersten auf allen denjenigen, die, wie es mir zutheit geworden, öfter das Glück gehabt, in nähere persönliche Beziehung zu ihm zu treten. Gerade die Natur der Krankheit war und ist leider sa besanders schmerzlich; daß ein so reicher, umfassender, praduktiver Geist, ein Geist, wie er seit Friedrich II. auf keinem Thran gesessen, seine Spannkraft verlieren und in seiner Klarheit getrübt werden sollte! Eine bloß körperliche Krankheit hätte man ja viel leichter ertragen. Von dem Zauber seiner Persönlichkeit und Liebenswürdigkeit, der Güte seines Herzens, der sprudelnden Fülle seiner Gedanken und Ideen kann sich Niemand einen Begriff machen, der nicht in seine Nähe gekommen.

Die Genesung ist bis jetzt glücklich fortgeschritten, die Klarheit, wenn auch nicht die Kraft und Elastizität des Geistes wiedergekehrt, aber von jeder Aufregung und Anstrengung muß man einen Rückfall befürchten, der ihn sicher hinraffen wird. Wenn das nun bei einem geliebten Menschen schon so traurig ist, wie viel mehr bei einem Fürsten, von dessen leiser Handbewegung ast das Wohl und Wehe so vieler Menschen abhängt. Darum leben wir nach immer in ängstlicher Spannung und sehen besargt in die Zukunft.“

Interessant ist die Schilderung, die Abeken van der Verhandlung über die Uebertragung der Regentschaft an den Prinzen von Preußen gibt.

„Ich war in der kurzen und dach so denkwürdigen Sitzung der aereinigten beiden Häuser am Mantag gegenwärtig und ich werde die drei erhebenden Mamente, die ihren kurzen und raschen Verlauf bildeten, niemals vergessen. Zuerst nach verlesenem Bericht der Kommissian und der Erklärung des Präsidenten: „Ich eröffne die Diskussion“, das feierliche beredte Schweigen, die athemlase Stille der Erwartung (denn bis auf den letzten Augenblick war man nicht sicher, ob nicht irgend ein Einzelner auftreten und durch unüberlegte Worte den Anlaß zu endlosem, fruchtlosem und verderblichem Streit geben würde), bis der Präsident wieder aufnahm: „Da Niemand sich zum Wart gemeldet hat, sa schließe ich die Diskussion.“ Dann, als der Antrag der Kammissian: Die Nothwendigkeit der Regentschaft, gemäß der königlichen Botschaft, anzuerkennen — der überwältigende Eindruck, den das gemeinsame Erheben der ganzen, aus 525 Personen bestehenden Versammlung, die wie ein Mann mit einem Male aufstand, daß der Präsident selbst mit zitternder Stimme sagte: „Der Antrag ist einstimmig angenommen.“ Endlich das begeisterte donnernde Lebehoch, welches dem König und dem Prinz-Regenten gemeinsam, Beide hier zum erstenmal in einer Oaation aereinigt, aon der Versammlung und dem zahlreich anwesenden Publikum gebracht wurde, ausgerufen von dem Präsidenten, der in schönen Warten ausgesprochen hatte, daß der Segen des verklärten Königs, des Vaters dieses Brüderpaares, des Vaters des Königshauses und des Landesaaters, auf dieser Stunde geruht habe.“

Am 2. Januar 1861 starb der König. Abeken verlor an ihm einen Gönner und Förderer und hat es selbst mehrfach mit dem Goethe'schen Citat:

Wenn vor deiner Vielgeliebten
Oder var des Kaisers Thrane
Je dein Name wird genannt,
Sei es dir zum höchsten Lohne!

ausgesprochen, wie sehr ihn gerade die Anerkennung von dieser Stelle aus gefreut hat.

Kurz vor dem Tode des Königs hatte Abeken noch einen ihn außerordentlich tief betrübenden Verlust durch den Tod Bunsens. Was ihm dieser Mann gewesen, welch eine Wichtigkeit er vorzüglich für seinen römischen Aufenthalt gehabt hat, ist bereits früher angedeutet worden. Abeken übernahm es, seine Biographie in kurzen Zügen für Brockhaus zu schreiben, die dann 1861 erschienen ist. Die Darstellung dieses vielbewegten Lebens fand fast allgemeine Anerkennung; auch König Wilhelm und Königin Augusta sandten Dankesworte an Abeken.

Die enge Verbindung mit dem Königshause war für Abeken durch den Tod Friedrich Wilhelms IV. nicht abgeschnitten. Mit der Thronbesteigung König Wilhelms beginnt eine Zeit hoher Ehren für ihn. Er wurde auch ferner zu den kleinen Theeabenden zugezogen, die die Königin Augusta veranstaltete und schildert eine solche Gesellschaft in humoristischer Weise:

„Da bin ich aus der Theebüchse wieder heraus, glücklich und mit ungequetschten Gliedmaßen, es waren diesmal auch nur zehn Personen darin, darunter freilich vier, aber mäßige Krinolinen, während sonst zwölf, ja bisweilen vierzehn hineingequetscht werden; und nun kann ich vor Schlafengehen noch ein wenig mit Dir plaudern und Deine Briefe durchgehen.

Gewiß fragst du jetzt nach der Theebüchse nicht wahr? Das ist der scherzhafte Name für die kleine enge Stube, in welcher die Majestäten abends im engsten Cirkel den Thee nehmen, den die Königin selbst macht und einschenkt; sie haben bisweilen die Gnade gehabt, mich dazu einzuladen. Es ist eigentlich ganz hübsch; heut waren die beiden Fürsten und Fürstinnen Radziwill dabei und der Minister v. Auerswald, außerdem nur ein Kammerherr und eine Palastdame; das Gespräch war ganz belebt; eine arabische Schale, die der Königin geschenkt war, brachte es auf den Orient. Die Majestäten sind sehr freundlich und gnädig zu solchen Zeiten; die Königin intelligent und geistig angeregt, der König von einer natürlichen Güte und Liebenswürdigkeit, daß man sich ihm gegenüber ganz frei fühlt."

Am 8. Oktober 1862 übernahm Bismarck die Leitung des Staatsministeriums und damit der preußischen Politik; Abeken verblieb unter seinem Regime in seinem alten Amt und ist bis zu seinem Tode in unmittelbarer Berührung mit dem großen Kanzler gewesen. Er brachte ihm von Anfang an die größten Hoffnungen und das größte Vertrauen entgegen: „Es sind keine bedeutenden Männer unter den Ministern, mein Chef, Hr. v. Bismarck, ausgenommen!" schreibt er am 23. Oktober 1862 an seinen Onkel Rudolf. Auch unter Bismarck hatte Abeken besonders die schleswig-holsteinische Angelegenheit zu bearbeiten, die neben dem Verfassungskonflikt in Kurhessen in diesen Jahren in den Vordergrund trat. Er begleitet infolgedessen die Entwicklung dieser Dinge auch in seinen Briefen mit lebhaftem Interesse.

Der Krieg war 1864 unvermeidlich geworden. Die glänzenden Erfolge gerade der preußischen Truppen und die Anerkennung selbst bei den fremdländischen Militärbevollmächtigten werden von Abeken deutlich hervorgehoben:

„Ich mag nicht viel davon reden, denn die Sache ist so, daß die einfachste Erzählung des Herganges schon wie Ruhmredigkeit aussieht; so glänzend über alles Erwarten ist alles gegangen. Aber die athemlose Spannung kannst Du denken, in welcher wir waren.

Am Sonntag Abend hörte ich noch von einem hochstehenden Offizier, daß es doch noch wohl einige Tage dauern könne, während schon das Telegramm des Königs von hier abgegangen war, welches dem Prinzen Friedrich Karl den Siegeswunsch des Königs zum Gelingen des beabsichtigten Sturmes aussprach. Das erfuhr ich am Montag früh — dann um Mittag fuhr der König, vom Kreuzberg kommend, durch die Wilhelmstraße. Er hielt vor unserm Ministerium und ließ einem am Fenster stehenden Beamten zurufen: „Der Sturm sei gelungen, die Schanzen genommen." So erfuhren wir es; es war gerade der zweite österreichische Konferenzbevollmächtigte bei uns, der sich doch ehrlich mitfreute. Leid thut es uns nur, daß nicht gerade der englische Botschafter da war, den wir gar zu gern vor Aerger hätten grün und gelb werden sehen! Der König fuhr dann weiter unter die Linden, wo er einem verwundeten Offizier begegnete und ihm die Sache mittheilte. Nun folgte sich Telegramm auf Telegramm, die immer größere Erfolge meldeten; Niemand hatte gedacht, daß in etwas mehr als 2 Stunden das ganze Terrain inklusive des Brückenkopfes unser sein würde. Der französische Militärbevollmächtigte, Graf Clermont, hatte noch kurz zuvor dem Kaiser geschrieben, man würde bei dem ersten Sturm gar nicht mehr nehmen können als die erste Schanzenreihe und dann ginge ein langes Belagern von neuem an; er hat aber auch nachher gesagt, es sei l'affaire la plus brillante et la mieux menée qu'il ait vue — und er hat den Krimkrieg und die italienischen Kampagnen mitgemacht."

Vom Jahre 1864 ab war Abeken zum ständigen Begleiter des Königs ausersehen. Er hat mit Bismarck zusammen, öfters auch allein, wenn der Kanzler im Bade war, alle die Reisen mit dem König mitgemacht, die in die folgenden Jahre fallen, nach Karlsbad, Gastein, Württemberg u. s. w., und wurde dadurch dem König ein vertrauter Rathgeber. Oft war er auf der Promenade der Begleiter des Königs auch im außerdienstlichen Gespräch, und der König liebte es beim Begegnen, den treuen Diener mit einem Scherz zu begrüßen; so schreibt Abeken 1864:

„Heut Nachmittag nach einem langen Spaziergang blieb mir kaum Zeit zu einigen Depeschen. Ich hatte auch ein so böses Gewissen, daß ich gar keine Antwort fand, als mir der König auf dem Spaziergang begegnete und mit seiner gewöhnlichen drohenden Gebärde sagte: „Was! Sie haben Zeit spazieren zu gehen statt zu arbeiten — warten Sie, ich werde Ihnen ein größeres Pensum geben!" Der König ist so guter Laune, daß es eine wahre Freude ist."

Auch die Königin Augusta begegnete Abeken mit großer Leutseligkeit; er bezeichnet sie als „eine edle, vielfach verkannte Frau; von großem Verstande und einer sehr ernsten Gesinnung, welche die realen Verhältnisse versteht und sich ernstlich und eingehend mit den Dingen beschäftigt. Ihr Einfluß ist im Augenblick nicht groß, weil sie sich unglücklicherweise zu den gegenwärtigen Ministern nicht gut gestellt hat, was zum Theil auf persönlichen Verhältnissen beruht, da die vorangegangenen, sehr wohlmeinenden, aber wenig thatkräftigen und von Doktrinen beherrschten Minister ihre persönlichen Freunde waren."

Dr. Willy Scheel.

Topographisches Wörterbuch des Großherzogthums Baden.

Zu den allerersten Hülfsmitteln einer gedeihlichen landesgeschichtlichen Forschung gehört ohne Zweifel eine das gesammte einschlägige historische Material verwerthende Topographie. So weit nun auch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Werkes in den leitenden Kreisen geschichtlicher Arbeit verbreitet ist, so wenig ist doch thatsächlich bis heute zur Durchführung des Unternehmens geschehen. Von all den zahlreichen historischen Kommissionen und Vereinen Deutschlands, die durch höchst achtbare Publikationen und durch dankenswerthe Anregungen mancherlei Art sich entschiedene Verdienste erworben haben, hat eine einzige nur diesem Bedürfniß Rechnung getragen: Die badische historische Kommission besitzt in dem vor kurzem abgeschlossenen „Topographischen Wörterbuch des Großherzogthums Baden"[1]) thatsächlich die erste und einzige auf

[1]) Herausgegeben von der badischen historischen Kommission, bearbeitet von Albert Krieger. Heidelberg, Winter 1898.

die neuesten Forschungsergebnisse gegründete Topographie in Deutschland — unter ihren sonstigen werthvollen Veröffentlichungen unstreitig eine der bedeutsamsten. Nicht nur, daß dadurch an sich jenem ausgesprochenen Bedürfniß für das Großherzogthum Baden Genüge geschehen ist: die ganze Anlage und Durchführung des Werkes verdienen die vollste Anerkennung. Trotz mancher vorhandener Mängel, die übrigens zum guten Theil in der völligen Neuheit des Unternehmens ihre Erklärung und meist auch ihre Entschuldigung finden, darf Kriegers Wörterbuch als eine Musterleistung auf dem Gebiete wissenschaftlicher Ortslexikographie gelten. Es stellt eine kostbare Materialsammlung dar, ein Nachschlagewerk von eminentem praktischen Werth für den Gelehrten wie für den Dilettanten und Alterthumsfreund. Jedem, der mit der Geschichte des jetzt badischen Gebietes zu thun hat, ist das Buch ein unentbehrlicher Rathgeber, der ihn fast nirgends im Stiche läßt. Bei dem großen Kreise der an diesem reichen geschichtlichen Arbeitsfelde interessirten Forscher und bei seiner vorbildlichen Bedeutung als erstes Unternehmen dieser Art wird das Werk von vornherein aus den ihm gesteckten lokalen Grenzen hinausgehoben und in breitere Oeffentlichkeit gerückt. Eine eingehende Würdigung desselben gerade an dieser weithin sichtbaren Stelle erscheint daher um so mehr angebracht, als mit diesem Hinweis ohne Zweifel manchem Suchenden ein bequemes Hülfsmittel an die Hand gegeben wird, zugleich aber auch — und darauf legen wir den Hauptwerth — eine nachdrückliche Mahnung an die Vertreter heimathlicher Geschichtsforschung in den übrigen deutschen Landestheilen ergeht, es der badischen historischen Kommission nachzuthun, und an ihrem Theil beizutragen zu dem großen Werk einer gesammten deutschen Topographie, die freilich lange noch ein Ideal bleiben wird.

Bald nach ihrer Konstituirung im Jahre 1883 hat die badische historische Kommission die Herausgabe eines topographischen Wörterbuchs — für diese Wahl des Titels war G. Stoffels Topographisches Wörterbuch des Oberelsasses vorbildlich — in Angriff genommen und die Bearbeitung Albert Krieger übertragen. Unendlich mühsam war die Stoffsammlung. Im Jahre 1893 konnte die erste Lieferung ausgegeben werden. Gleich zu Anfang erfreute sich die Arbeit sowohl der Anerkennung durch die Kritik wie seitens der betheiligten Fachkreise lebhaften Interesses und thätiger Beihülfe, die sich von einer Lieferung zur anderen steigerten und das Werk bis zu seiner unlängst erfolgten Vollendung begleiteten, ein Umstand, der dem Buch natürlich zu großem Vortheil gereichen, zugleich aber auch eine merkliche Verschiedenheit der späteren von den früheren Abschnitten mit sich bringen mußte. Man sieht von Lieferung zu Lieferung, wie der Bearbeiter in seinen Plänen und Zwecken gewachsen ist, wie er dem gewaltigen Andrang des Stoffes gegenüber allmählich die anfängliche Reserve aufgegeben und sich Anforderungen zugänglich erwiesen hat, die ursprünglich nicht im Plane des Unternehmens lagen, die aber dennoch ihre volle Berechtigung haben und in ihrer Berücksichtigung nur den Werth des Werkes erhöhen. Diese Ungleichheit ist kein Nachtheil. In der Pädagogik gilt der alte Satz, daß der Lehrer beim Lehren am meisten lerne. Auch der wissenschaftliche Arbeiter darf und muß diese Praxis üben. Und es gereicht ihm zur Ehre, wenn auf einem nur wenig oder gar nicht versuchten Gebiet seine Arbeitsleistungen eine beständige qualitative Steigerung aufweisen. Krieger hat bei seiner Arbeit viel gelernt. Das wird er in einer Neuauflage seines Wörterbuchs, die sich, wie wir hören, infolge großer Nachfrage bald als nothwendig erweisen dürfte, dem Ganzen zugute kommen lassen. Sein Arbeitsprinzip aber hat sich durchaus bewährt. Wir wünschen es auch weiterhin unverändert festgehalten.

Der ursprüngliche Plan für das Buch ging dahin, mit Ausscheidung jedes anderen Stoffes, auch der Flur- und Gewannnamen, die urkundlichen Formen der Namen der bestehenden wie der ausgegangenen Wohnorte im heutigen Baden festzustellen. Diesen allerdings engbegrenzten Rahmen überschritt der Herausgeber bereits bei der Stoffsammlung, die ihm am Karlsruher Generallandesarchiv, wie leicht begreiflich, so reiche Mittel an die Hand gab, daß er sich nicht entschließen konnte, jenem ersten Entwurf zuliebe auf die werthvollsten Früchte seiner umfassenden Vorarbeiten zu verzichten, auf die Mittheilung noch anderer Dinge als der bloßen Namensformen. Und gerade dafür sind wir ihm dankbar. Die Komission erweiterte denn auch ihren ersten Plan und beschloß, außer den Ortsnamen auch die Namen der alten Gaue, der Flüße und Berge, und — was sehr wichtig ist — diejenigen Flurnamen aufzunehmen, die der Form nach Wohnorte bezeichnen, auch wenn kein Urkundenbeweis für das Vorhandensein eines ehemaligen Wohnortes an dieser Stelle existirt.

Ferner wurde den Wohnorten in ihren urkundlichen Namensformen die nähere Bezeichnung als villa, oppidum, statt ꝛc. beigefügt. Dazu kommen noch werthvolle Notizen — immer mit quellenmäßigen Angaben begründet — über Burgen, Kirchen, Klöster, Adelsgeschlechter und Besitzverhältnisse, namentlich ist der Anfall an Baden berücksichtigt. Für die Kirchengeschichte hat Krieger, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in diesen Angaben überaus schätzbares Material niedergelegt. So enthält das Wörterbuch z. B. bei den Klöstern fast immer die ganzen Abtsreihen, soweit sie festzustellen waren, ja sogar die Namen wichtiger Mönche; ähnlich ist's bei den Kirchen, wo vielleicht noch die Angabe der Patrone wünschenswerth erschiene. Und so haben wir hier in gewissem Sinn sogar eine „Badenia sacra“. Vielleicht läßt sich unter diesem Gesichtspunkt, der ja für den Hauptzweck des Werkes durchaus nur nebensächlich ist, späterhin noch manche Lücke ohne viele Mühe ausfüllen. Für alle Quellencitate, die mitunter auch zu ganzen Sätzen sich erweitern, gibt Krieger sorgfältige Nachweise, vielfach auf gedruckte Literatur, sehr oft aber auch auf Archivalien Bezug nehmend, wodurch zugleich eine Erschließung des außerordentlich reichen Generallandesarchivs im großen Stil angebahnt ist. Daß gerade in diesem Punkt die auch keineswegs erstrebte Vollständigkeit mangelt, liegt auf der Hand. Denn eine Bewältigung des gesammten Urkundenbestonds von Karlsruhe mußte für den Bearbeiter von vornherein ausgeschlossen sein. Gleichwohl steht zu hoffen, daß auch diese Abschnitte bei einer Neubearbeitung manche Bereicherung erfahren werden. Denn inzwischen haben die, wie es scheint, rasch voranschreitenden großen Ordnungsarbeiten im Generallandesarchiv manches neue, wohl zu verwerthende Material zutage gefördert, dessen Ausbeute sich der Verfasser nicht entgehen lassen wird.

Wichtig, auch vom sprachgeschichtlichen Standpunkt, ist die genaue Datirung der einzelnen vorkommenden Namensformen. Berücksichtigt ist ferner die lokalgeschichtliche Literatur, doch begreiflicherweise nicht vollständig, sondern nur, soweit dies zur allgemeinen Orientirung erforderlich schien. Zu begrüßen sind die kurzen Mittheilungen über vor- und frühgeschichtliche Funde, umsomehr, als diese völlig freiwillige Zugabe nicht im Pflichtkreis der Aufgabe Kriegers lag. Endlich seien noch die knappen etymologischen Erklärungen der Namen erwähnt. Auch diese sind als Zugaben nebensächlicher Art zu betrachten und vermindern, wenn sie nicht immer, streng genommen, das Richtige treffen, den Werth des ganzen Buches in keiner Weise.

Ueber die äußere Anordnung des Buches wäre noch einiges Wenige zu sagen. Die Schreibweise der Namen ist im allgemeinen nach Maßgabe der durch die Staatsbehörden geübten Praxis durchgeführt, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der modernen Schulorthographie. Alle Abweichungen davon sind in Verweisungen wiedergegeben, deren Reichhaltigkeit die Brauchbarkeit des Werkes noch wesentlich erhöht. Alles in allem genommen hat Krieger mit seinem Wörterbuch der Wissenschaft thatsächlich einen großen Dienst geleistet. Die Ausstellungen, die wir da und dort gemacht, sollen nicht im entferntesten den Werth seiner Arbeit herabsetzen. Sie sind als sachliche Wünsche aufzufassen für eine Neubearbeitung, wie auch als Fingerzeige für Unternehmungen ähnlicher Art, die, hoffen wir,

in anderen Ländern nicht mehr lange auf sich warten lassen werden. Eines sei hier noch bemerkt: die Landesangehörigkeit der Orte ist meist nur für die Zeit unmittelbar vor dem Uebergang an Baden angegeben. Uns scheint die Erweiterung dieses Abschnitts dahin, daß der gesammte Wechsel in den Besitzverhältnissen kurz berücksichtigt werde, wenig Mühe, aber um so größeren praktischen Nutzen mit sich zu bringen. Es handelte sich nur um Angabe der wichtigsten Zahlen und Namen. Damit wäre zugleich ein Gerippe für die Lokalgeschichte jeden Ortes gegeben, ein Vortheil, den man neben verschiedenen anderen in diesem Werke so en passant gern mit in den Kauf nehmen würde. Bei einer Neuauflage wird der wachsende Stoffandrang und die Berücksichtigung verschiedener Desiderien wohl die Ausgabe zweier Bände rathsam erscheinen lassen anstatt des einen, jetzt schon über 60 Bogen starken Bandes. Die Veröffentlichung in Lieferungen, die ja allerdings den Vortheil hat, daß die Verwerthung der aufgespeicherten Arbeitsleistung rascher ermöglicht wird, hat sich doch gerade hier recht nachtheilig erwiesen: die oben berührten Ungleichheiten in Kriegers Arbeit wären sicher zumeist vermieden worden, wenn nach Abschluß der ersten Thätigkeit eine gleichmäßige nochmalige Ueberarbeitung des Ganzen hätte stattfinden können. Auch darauf wäre vielleicht für die Zukunft ein Augenmerk zu richten. Dr. —u—

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. In zweiter neubearbeiteter Auflage ist soeben im Verlag von C. H. Beck, München, die von dem kgl. bayerischen Oberregierungsrath Rudolf Schreiber herausgegebene Handausgabe der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich erschienen, und zwar in der Fassung der Bekanntmachung vom 1. Juli 1883 mit den weiteren Abänderungen einschließlich des Gesetzes vom 26. Juli 1897, sowie den Vollzugsvorschriften für das Deutsche Reich und das Königreich Bayern. Das vornehm ausgestattete und übersichtlich angelegte Buch, das keinen Kommentar der Gewerbeordnung geben, sondern nur den beim Vollzug der Gewerbeordnung zunächst in Bayern betheiligten Beamten, Industriellen und Gewerbetreibenden eine Handausgabe bieten will, die in möglichst knapper Fassung das wichtigste der bis jetzt bekannten Auslegungsbehelfe enthält, ist gemäß den mehrfachen wichtigen Aenderungen, welche die Gewerbeordnung seit Herausgabe der ersten Auflage dieses Handbuchs erfahren hat, in einzelnen Theilen einer sorgfältigen Umarbeitung unterzogen worden, die auch theilweise eine beträchtliche Erweiterung der Anmerkungen, sowie im ganzen eine Vergrößerung des Umfangs der Handausgabe nöthig machten. Das Werk wird auch in seiner neuen Gestalt, zumal in Juristenkreisen, willkommen geheißen werden.

K. O. XII. Allgemeine Konferenz der internationalen Erdmessung. Die internationale Erdmessung hat in den Tagen vom 3. bis 12. Oktober d. J. im benachbarten Stuttgart ihre XII. allgemeine Konferenz abgehalten und hiebei ein ungewöhnlich umfangreiches und wichtiges Arbeitspensum erledigt. Es dürfte sich verlohnen, auf einige der dort abgehaltenen Vorträge und gefaßten Beschlüsse hier in Kürze zurückzukommen. Wir schicken voraus, daß sich zu der erwähnten Konferenz im ganzen 35 Theilnehmer aus fast allen Ländern Europa's (einschließlich Englands, das erfreulicherweise der internationalen Association nunmehr ebenfalls beigetreten ist), sowie aus den Vereinigten Staaten von Amerika, aus Japan und aus Mexico eingefunden hatten und daß Mr. Faye, Direktor des Pariser Längenbureaus, den Vorsitz führte. Prof. Albrecht (Potsdam) berichtete in der zweiten Sitzung über die vom Zentralbureau der internationalen Erdmessung ausgeführten Vorbereitungsarbeiten für den internationalen Polhöhendienst. Bekanntlich besitzt die momentane Drehungsachse der Erde keine vollkommen feste Lage im Innern der Erde, sie führt vielmehr um die Hauptträgheitsachse derselben Oscillationen aus, die in erster Linie in Schwankungen der Polhöhe zum Ausdruck kommen und deren Amplitude nach den bisherigen Erfahrungen den Maximalbetrag von rund ± 0.3 Bogensekunden erreicht, was einer linearen Verschiebung des Erdpols von etwa ± 10 m entspricht. Bisher wurden die Beobachtungen zur Ueberwachung, bezw. Bestimmung dieser schon von Bessel (1844) vermutheten, aber erst von Prof. Küstner in Berlin (1885) thatsächlich nachgewiesenen Polbewegung auf einer größeren Anzahl über beide Hemisphären ziemlich unregelmäßig zerstreuter Sternwarten ausgeführt. Die bevollmächtigten Delegirten der Stuttgarter Konferenz haben nunmehr mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen, daß aus Mitteln der internationalen Erdmessung [1]) zunächst auf die Dauer von 5 Jahren auf vier in der Länge möglichst gleich weit voneinander abstehenden und auf demselben Breitenkreise liegenden Stationen durch ununterbrochene Polhöhenbestimmungen die Bewegungen des Momentanpols, bezw. der Rotationsachse der Erde verfolgt werden sollen. Die unter Berücksichtigung der meteorologischen, seismischen und wirthschaftlichen Verhältnisse ausgewählten Beobachtungsstationen liegen (um überall die gleichen Sterne beobachten zu können) sämmtlich sehr nahe dem Parallelkreis von 39° 8' nördl. Breite und sind in Länge wie folgt vertheilt:

	von Greenwich	
San Pietro (Insel westlich von Sardinien)	8°	östlich
Midsusawa (Japan)	141	„
Ukiah (Californien)	123	westlich
Gaithersburg (Maryland)	77	„

Auf Vorschlag von Prof. Albrecht sollen diesen vier Stationen noch zwei weitere hinzugefügt werden, die auf demselben Parallelkreis liegen, nämlich Cincinnati (84° westl. von Greenwich) und Tschardjui am Amu-Darja in der Bokhara (64° östl. von Greenwich). General v. Stubenrauch (St. Petersburg) theilte jedoch mit, daß die zuletzt angegebene Station möglicherweise nicht benutzt werden kann und daß es sich in diesem Falle empfehlen würde, statt derselben eine etwa 6° westlicher, am Rande der Wüste Kara Kum gelegene Beobachtungsstation zu wählen, was, wie auch Geheimrath Helmert (Potsdam) konstatirte, der Sache nur günstig sein würde. Noch hatte die Konferenz festzusetzen, ob bei den möglichst bald in Angriff zu nehmenden Beobachtungen die visuelle oder die photographische Beobachtungsmethode zur Anwendung gelangen solle. Die photographische Methode liefert bei Benutzung von sehr empfindlichen Platten etwas genauere Resultate als die visuelle Methode; da aber die Beschaffung solcher Platten nicht minder wie deren Aufbewahrung Schwierigkeiten unterliegt, wurde die Anwendung der visuellen Methode beschlossen. Es werden demgemäß sämmtliche Stationen mit vollständig gleich großen und gleichgebauten Zenithteleskopen, sowie mit guten astronomischen Pendeluhren ausgerüstet, nur in Midsusawa wird wegen allenfalls zu befürchtender seismischer Störungen ein Marinechronometer als Beobachtungsuhr dienen. Die Beobachter wird jedes der betheiligten Länder selbst stellen, ihre Besoldung, sowie die Bestreitung aller übrigen entstehenden Kosten erfolgt jedoch durch die internationale Erdmessung.

Schon oben wurde erwähnt, daß die gemeinschaftlichen Polhöhenbeobachtungen zunächst nur auf die Dauer von 5 Jahren sich erstrecken sollen. Nun geht aber aus umfangreichen Untersuchungen des amerikanischen Astronomen Chandler in Cambridge bei Boston mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß die Gesammtbewegung des Momentanpols der Erde in zwei Bewegungen zerfällt: in eine kreisförmige von 14monatlicher und in eine elliptische von 12monatlicher Periode, beide Bewegungen lagern sich übereinander, so daß ein vollständiger Cyklus erst in 7 Jahren zustande kommt. Es steht demnach zu hoffen, daß nach Ablauf von 5 Jahren die Beobachtungen nicht abgebrochen, sondern wenigstens auf die Dauer von 7 Jahren fortgeführt werden.

Eine wichtige Mittheilung machte Geheimrath Förster (Berlin) über die bis jetzt mit der Guillaume'schen Nickelstahl-Legirung erzielten Resultate. Durch Legirung von Stahl mit 36 Proz. Nickel ist es gelungen, ein Metall herzustellen, dessen Wärme-Ausdehnungskoeffizient nur $^1/_{50}$ des-

[1]) Jeder stimmberechtigte Staat leistet einen jährlichen Beitrag, dessen Höhe nach der Einwohnerzahl fest bemessen ist; das Deutsche Reich zählt hiebei als ein Staat.

jenigen des Stahls, praktisch genommen also null ist. Ein aus diesem Metall hergestellter Stab von 1 m Länge ändert nämlich seine Länge, wenn er beispielsweise um 100° C erwärmt wird, nur um 0.02 mm, während bei einem Stahlstab von der gleichen Länge die entsprechende Aenderung bereits 1.04 mm beträgt. Da zu befürchten stand, daß das neue Metall diesen geringen Ausdehnungskoeffizienten infolge von elastischen Nachwirkungen auf längere Zeitdauer nicht behalten würde, wurden auch in dieser Hinsicht ausgedehnte Versuche angestellt, welche zu dem erfreulichen Resultat führten, daß nennenswerthe Aenderungen des Ausdehnungskoeffizienten nicht konstatirt werden konnten. Es steht somit der Verwendung der neuen Metalllegirung in der Praxis nichts mehr im Wege und es werden hinfort die Pendelstangen von Pendeluhren, die Balanciers der Chronometer, Basismeßstangen, Nivellirlatten u. s. w., bei denen bisher die Aenderungen, welche sie durch die Einwirkung der Temperaturschwankungen erfuhren, meist nur unvollkommen oder gar nicht beseitigt werden konnten, mit großem Vortheil aus der Guillaume'schen Legirung hergestellt werden.

In der nächsten Sitzung beantragte Prof. Preston (Nordamerika) eine mit modernen Instrumenten und Meßwerkzeugen auszuführende Wiederholung der vor mehr als 150 Jahren von den französischen Akademikern Bouguer und La Condamine ausgeführten peruanischen Gradmessung. Diese Gradmessung ist die einzige südlich vom Aequator ausgeführte, und da zur Ableitung der Erddimensionen ihre Ergebnisse stets mit denen der nördlichen Gradmessungen kombinirt wurden, haben dieselben auf die heute gültigen Werthe der Erddimensionen einen beträchtlichen Einfluß ausgeübt. Die Ausführung der im Prinzip gutgeheißenen Neumessungen in Peru wurde im schönen Wettstreit von den amerikanischen, französischen und spanischen Geodäten gleichzeitig beansprucht, es wurde deßhalb zunächst eine aus den HH. Bassot (Frankreich), Preston (Ver. Staaten) und Sagasta (Spanien) bestehende Spezialkommission gebildet, welche hierüber der Konferenz weitere Vorschläge unterbreiten sollte. Der von dieser Kommission in einer späteren Sitzung gestellte Antrag lautete dahin: Die Konferenz wolle beschließen, daß der peruanische Bogen mit der größten gegenwärtig erreichbaren Genauigkeit neu gemessen und daß zur Ausführung der hiezu nöthigen Vorbereitungsarbeiten einstweilen die Summe von 16,000 M. (20,000 Fr.) aus den Mitteln der internationalen Erdmessung bereitzustellen seien. Dieser Antrag fand ebenfalls die Genehmigung der Konferenz. Da eine Einigung hinsichtlich der Uebernahme der erwähnten Neumessung auch in der Kommission nicht erzielt werden konnte, wurde beschlossen, daß das Zentralbureau der internationalen Erdmessung eine Entscheidung hierüber auf diplomatischem Wege herbeiführen solle.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Schweremessungen berichtete in einer der letzten Sitzungen Geheimrath Helmert (Potsdam). Seit dem österreichischen Oberst Hrn. v. Sterneck die Konstruktion des nach ihm benannten invariablen Halbsekundenpendels gelungen ist (1887), haben die Schweremessungen, die wegen ihrer Umständlichkeit und Subtilität bis dahin nur selten zur Ausführung gelangten, einen enormen Aufschwung genommen. Es wurden im letzten Dezennium nicht nur fast in allen Ländern Europa's, sondern auch in allen übrigen Erdtheilen — einschließlich zahlreicher Inseln — Pendelbeobachtungen ausgeführt, insbesondere ist, dank der Bemühungen des Hrn. v. Sterneck, Oesterreich mit einem dichten Netz von Pendelstationen überzogen. Bis 1895 betrug nach den Mittheilungen des Hrn. Helmert die Gesammtzahl aller Pendelstationen rund 1000, seitdem ist sie auf etwa 1400 angewachsen. Eine Aenderung der von dem Vortragenden bereits im Jahre 1884 auf empirischem Wege abgeleiteten Pendelformel erscheint zur Zeit nicht opportun, eine solche wird aber vielleicht nothwendig werden, wenn die in Amerika ausgeführten Pendelbeobachtungen an die europäischen angeschlossen sind und wenn ferner die Ergebnisse der in den letzten Jahren auf Grönland und in Sibirien ausgeführten Schweremessungen in endgültiger Form vorliegen. Zum Schluß seines Vortrags stellte Hr. Helmert den Antrag, das Zentralbureau der internationalen Erdmessung solle ermächtigt werden, die Verbindung der Hauptpendelstationen untereinander durch Gewährung von Subventionen zu unterstützen, welcher Antrag einstimmige Annahme fand. — Die nächste allgemeine Konferenz der internationalen Erdmessung wird, wie schließlich noch bemerkt sein möge, voraussichtlich im Jahre 1900 in Paris abgehalten werden.

* **Jena.** Augenklinik, Neubauten. Am 25. Okt. erfolgte die Einweihung der neuerbauten stattlichen Universitäts-Augenklinik. Zur Feier waren mehrere Vertreter des weimarischen Ministeriums erschienen, die akademischen Behörden, die Mitglieder der medizinischen Fakultät und manche andere Gäste waren zugegen. Den Haupttheil der Feier bildete eine lichtvolle Rede des Direktors der Klinik, Prof. Dr. Wagenmann, über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Augenheilkunde. Es erfolgte dann eine Besichtigung aller Räume, deren vortreffliche, allen Forderungen der modernen Technik entsprechende Ausstattung allgemeinen Beifall fand. Es darf bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß überhaupt in Jena für Neuerrichtung und Ausbau der Institute sehr viel geschehen ist, weit mehr, als draußen oft angenommen wird. 1887 erfolgte eine Erweiterung des archäologischen Museums und die bauliche Einrichtung für das hygienische Institut, 1888 der Neubau der Sternwarte, 1889 ein solcher des Motorhauses für das physikalische Institut und der Desinfektionsanstalt in den Landesheilanstalten, 1890 des Isolirhauses daselbst und eines Stallgebäudes für das hygienische Institut. Das Jahr 1893 brachte das neue chemische Laboratorium und das physiologische Institut, einen Um- und Erweiterungsbau der Anatomie, einen Umbau des germanischen Museums, 1895 einen Erweiterungsbau der Universitätsbibliothek und des physikalischen Instituts, 1896 einen Neubau in der Veterinäranstalt, 1897 einen Erweiterungsbau der medizinischen Klinik, 1898 den Neubau der pädagogischen Seminarschule — in ihrer Art wohl einzig in Deutschland —, der Augenklinik und eines Warmhauses im botanischen Garten. Eine Erweiterung der pathologisch-anatomischen Anstalt ist im Bau begriffen. Alles zusammen zeigt deutlich genug, daß man auch in Jena nicht stillsteht, sondern unermüdlich bestrebt war, den wachsenden Ansprüchen der wissenschaftlichen Arbeit zu genügen und sich auch in den Einrichtungen auf der Höhe der Zeit zu halten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsraths-Mitglieder. Jahrgang 1898/99. Hggb. von H. Arends und C. Moßner. Berlin, Verlag der Korrespondenz Gelb 1898. — Max Morris: Goethe-Studien. II. Bd. Berlin, K. Skopnik 1898. — Cotta'scher Musenalmanach 1899. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1898. — Schweitzers alte und neue Konkursordnung. München, J. Schweitzers Verlag (Arthur Sellier). — Führer durch Queensland. Hggb. v. E. Mühling. Brisbane, Verlag der „Nord-Australischen Zeitung“ 1898. — P. Stursberg: Im Unkraut. Roman. Leipzig, C. F. Müllers Verlag 1898. — Karl Borchardt: Die Remscheider Stauweiheranlage, sowie Beschreibung von 450 Stauweiheranlagen. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — Oswald Kuhnhardt: Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmanns. Eine Reise um die Erde in 1000 Tagen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). — Willy Hermann: Das große Buch der Kartenkunststücke. Berlin, Hugo Steinitz 1898. — Else v. Rauch: Das große Buch der Gesellschaftsspiele. Ebd. 1898. — Franz Sernnes: Gährungen. Roman aus dem Leben unsrer Zeit. Dresden, Leipzig, E. Reißner 1898. — Die Apokryphen und Pseudoepigraphen des Alten Testaments. In Verbindung mit mehreren Fachgelehrten übersetzt und hggb. von Prof. E. Kautzsch. 1. Lfg. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. — B. O. T. Schasler: Hohe Politik. Kritische Randbemerkungen zum internationalen Leben der Gegenwart. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. — Gustav Schmoller: Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — J. Bannel: Ring und Schwert. Historischer Roman. Hamburg, Neuer Verlag des Rauhen Hauses 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 31. Oktober. Nummer 247.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Allerheiligenfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Mittwoch.

Uebersicht.

Weisheit und Schicksal.

Während das politische Paris neuen Stürmen, Verwicklungen und Zersetzungen entgegengeht, ist das Paris des Geistes wiederum mit einem jener weltfernen, hochvergeistigten und hochgeistigen Bücher beschenkt worden, die sich gänzlich von dem lärmenden Alltag der Politik fernhalten. Es ist ein Buch,[1]) das so gar nichts mit Politik zu thun hat und zu thun haben will, wie die höchsten Geistesblüthen unsrer klassischen Literatur, die auf einem ähnlich „düsteren Zeitgrunde" sich erschlossen. Und doch hat sein Verfasser Maurice Maeterlinck, der bisher vornehmlich als symbolischer Dramatiker bekannte Vlamländer, ein Schriftsteller, dem jeder politische Instinkt fehlt, in diesem neuen Buche die Weisheit des Alltags gepredigt. „Der Weise soll inmitten aller menschlichen Leidenschaften wohnen" und nichts menschliches soll ihm fremd sein; er soll sich, wenn ihm auch die Dinge, um die der Alltag kämpft, völlig fern liegen und nebensächlich dünken, doch nicht dünkelhaft von den Menschen abheben wollen, die sich mit diesen Dingen befassen. Dies ist dasjenige, was ihn uns menschlich näher bringt und um dessentwillen seine „neue Weisheit" uns so anspricht. Er lebt über den Menschen und doch mit ihnen. Seine Gedanken sind kein Stoicismus mehr, sie sind durch das Christenthum hindurchgegangen, von dem sie „eine edle Demuth" gelernt haben, um sich dann auch über das Christenthum souverän hinauszuschwingen.

„Die Weisheit," heißt es in seinem Lobliede auf sie, „nimmt noch mehr Antheil am Leben, als an der Gerechtigkeit oder Tugend. Und wenn es vorkommt, daß sie eine zu abstrakte Tugend einem Leben gegenüber findet, das sich nur zwischen engen Mauern abspielt, wird sie es vorziehen, sich aufmerksam über das kleine Leben zu neigen, statt über die große, unbewegliche, hochmüthige und einsame Tugend. Vor allem mißachtet sie nichts; es gibt für sie vielleicht nur Ein Ding auf Erden, das völlig zu mißachten ist, das ist die Mißachtung selbst. Die Denker sind nur zu oft geneigt, die zu mißachten, welche durchs Leben gehen, ohne zu denken. Gewiß ist das Denken von hohem Werthe, und man sollte vor allem danach streben, so viel und so gut zu denken wie möglich. Aber es liegt eine gewisse Uebertreibung darin, zu glauben, daß ein bißchen mehr oder weniger Geschicklichkeit in der Handhabung einer gewissen Anzahl allgemeiner Gedanken eine endgültige Scheidewand zwischen den Menschen aufrichtete. Alles in allem besteht zwischen dem größten Denker und dem schlichten Kleinstädter oft nicht mehr Unterschied, als zwischen einer Wahrheit, die zuweilen ihren Ausdruck findet und einer Wahrheit, die sich nie auf annehmbare Weise formulirt. Dies ist viel; dies ist ein tiefer Graben aber es ist kein Abgrund. Je mehr der Gedanke sich erhebt, desto willkürlicher und vergänglicher erscheint ihm die Grenze zwischen dem, was noch nicht denkt, und dem, was immer denkt. Der Kleinbürger ist voller Vorurtheile, scheinbar lachhafter Neigungen, enger, kleinlicher und oft ziemlich niedriger Begriffe; und doch wird es, wenn man ihn neben den Weisen in die wesentlichsten Lebenslagen versetzt, wenn man ihn vor den Schmerz, den Tod, die Liebe, das wirkliche Heldenthum stellt, mehr als einmal vorkommen, daß der Weise sich an seinen schlichten Gefährten wie an den Hüter einer Weisheit wendet, die ebenso menschlich, ebenso gewiß ist, wie die seine. Es gibt Augenblicke, wo der Weise die Eitelkeit seiner geistigen Schätze erkennt, wo er gewahr wird, daß ihn von den anderen Menschen kaum einige Gewohnheiten und Worte trennen, wo er an dem Werthe dieser Worte irre wird. Dies sind die fruchtbarsten Augenblicke der Weisheit. Denken heißt oft sich täuschen, und der Denker, der sich verirrt, muß, um seinen Weg wieder zu finden, oft dorthin zurückkehren, wo die Nichtdenkenden um eine schweigsame, aber nothwendige Wahrheit treulich sitzen geblieben sind. Sie hüten den Herd der Art; die Anderen tragen ihre Fackeln herum; und wenn die Fackel in verdünnter Luft zu flackern beginnt, ist es klug, sich wieder dem Herde zu nähern. Dem Anschein nach wechselt dieser Herd nie die Stelle; das macht, er rückt zugleich mit den Welten vor, und seine kleine Flamme bezeichnet die wirkliche Stunde der Menschheit. Man weiß genau, was die träge Kraft dem Denker verdankt; aber man zieht nie in Rechnung, was der Denker der Kraft der Trägheit schuldet. Eine Welt, in der es nur Denker gäbe, würde vielleicht mehr als einer unerläßlichen Wahrheit verlustig gehen. In Wirklichkeit hört der Denker nur dann nicht auf, recht zu denken, wenn er nie die Fühlung mit den Nichtdenkenden verliert. Es ist leicht, gering zu schätzen; es ist weniger leicht, zu begreifen; und doch gibt es für den wahren Weisen nicht eine Geringschätzung, die sich nicht früher oder später in Erkenntnisse umsetzte. Jeder Gedanke, der die große stumme Schaar geringschätzig übergeht, jeder Gedanke, der in dieser Schaar nicht tausend schlummernde Brüder und Schwestern erkennt, ist nur zu oft ein verderbliches oder unfruchtbares Hirngespinnst. Es ist bisweilen gut, sich zu erinnern, daß in der geistigen wie in der äußeren Atmosphäre ohne Zweifel viel mehr Stickstoff als Sauerstoff sein muß, damit sie zu athmen bleibt."

„Nichts ist so ewig sich selbst gleich, wie ein kleines Leben; und doch verändert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert nichts abgründlicher, als der Dunstkreis, der es umgibt. Die gleichen Geberden unter verschiedenen Himmeln, aber Himmel, die man nicht als verschieden erkennen würde, wenn die Geberden nicht die gleichen wären. Eine große Heldenthat lenkt unsern Blick auf sich selbst; aber

[1]) Sagesse et Destinée von Maurice Maeterlinck. (Paris. Bibl. Charpentier. E. Fasquelle.)

unbezeichnende Worte und Bewegungen lenken unsre Aufmerksamkeit auf den Horizont, der sie umgibt, und befindet sich der Blickpunkt der menschlichen Weisheit nicht immer am Horizonte? Besieht man doch die Dinge mit dem Gefühl und der Vernunft der Natur, so kann die allgemeine Mittelmäßigkeit eines solchen Lebens gar nicht wirklich mittelmäßig sein, eben weil sie so allgemein ist. Im übrigen ist es vergeblich, sich hierauf zu stützen: man kennt eine Seele immer nur bis zu der Höhe, bis zu der man die seine kennen gelernt hat; und es gibt kein Wesen, so klein es anfangs auch erscheinen mag, das nicht so weit aus dem Schatten tritt, als der Schatten um uns abnimmt. Nicht was man sieht, muß man vergrößern, um es zu lieben; was man nicht liebt, muß man beleuchten, indem man die Flamme hebt, bis man auf gleiche Höhe mit der Liebe kommt. Alles, was wir wünschen müssen, ist, daß jeden Tag ein Strahl aus unsrer Seele tritt. Er wird sich, gleichgültig auf was, legen. Es gibt kein Ding, auf das ein Blick, ein Gedanke sich senken könnte, das nicht mehr Schätze enthält, als diese beleuchten können; kein Ding auf dieser Erde ist so klein, daß es nicht viel größer wäre, als alles Licht, das eine Seele ihm geben kann."

„Ist nicht im gewöhnlichsten Schicksal, in einer Fülle von Einzelheiten, welche die Aufmerksamkeit ermüden, das Wesentlichste des menschlichen Geschickes niedergelegt? Ein großer moralischer Kampf auf den Höhen ist ein schönes Schauspiel; und der aufmerksame Beobachter wird lange einen wunderbaren Baum auf kahler Hochfläche bewundern; aber am Schluß seiner Betrachtung wird er in den Wald zurückkehren, wo die Bäume nicht wunderbar, aber unzählig sind. Möglich, daß der unermeßliche Wald nur aus mittleren Aesten und Stämmen besteht; aber ist er nicht tief, und hat er nicht recht, weil er der Wald ist? Das letzte Wort wird nie dem Ausnahmsweisen gehören; und das sogenannte Erhabene sollte nur ein deutlicheres und durchdringenderes Bewußtsein des Normalen sein. Es ist heilsam, sich oftmals die auf den Höhen Kämpfenden anzusehen; aber es ist ebenso nöthig, der Nichtkämpfenden im Thale nicht zu vergessen. Indem man sieht, was denen zustößt, die nicht kämpfen, indem man sieht, wie viel man selbst gekämpft haben muß, um ihr enges Glück vom Glück der abseits Kämpfenden zu unterscheiden, legt man dem Kampfe vielleicht weniger Bedeutung bei, aber man liebt ihn mehr. Je verschwiegener die Belohnung ist, desto wünschenswerther ist sie. Nicht als ob man, wie ein unaufrichtiger Höfling, die Gunst des Glückes lieber im geheimen genösse, sondern weil die Freuden, die es uns derart gewährt, vielleicht die einzigen sind, die es nicht von dem Antheil unsrer Brüder weggenommen hat. Dann sieht man nicht mehr zu jenen Geringsten hin, um sich zu sagen: „Wie bin ich doch diesen Menschen fern!" sondern man kann sich endlich einfältiglich gestehen: „In dem Maße, wie ich mich erhebe, scheint es mir, daß ich mich weniger von meinen zahlreicheren und geringeren Gefährten entferne; und ich zähle die Schritte, die ich nach einem ungewissen Ideal hinmache, an den Schritten, die mich Jenen näher bringen, die ich in der Ungewißheit und Eitelkeit der ersten Tage mißachtet hatte."

„Was ist im Grunde ein kleines Leben. Wir nennen so ein Leben, das nichts von sich weiß, ein Leben, das sich zwischen vier oder fünf Personen auf der Stelle abspielt, ein Leben, dessen Gedanken, Gefühle, Leidenschaften und Wünsche sich um unbezeichnende Dinge drehen. Doch für Jeden, der es betrachtet, wird — eben dadurch, daß er es betrachtet — jedes Leben groß. Ein Leben ist an sich weder groß noch klein; es wird mehr oder weniger groß gesehen, das ist alles. Und ein Dasein, das allen Menschen hoch und weit erscheint, ist ein Dasein, das die Gepflogenheit angenommen hat, sich selbst mit weitem Blicke zu messen. Wenn man sich nie leben sieht, wird man nothwendig in der Enge leben; aber wer uns so leben sieht, wird just in der Mittelmäßigkeit unsres Winkels gleichsam die Elemente des Horizonts und einen festeren Stützpunkt finden, von dem sich sein Denken mit menschlicherer und gewisserer Kraft aufschwingen wird. Auf den ersten Blick scheint es ringsum nur eingeschnürte, verschlossene und eintönige Wesen zu geben; nichts scheint das Leben einer alten Jungfer, eines Beamten von beschränktem Geiste, eines von seinem Gelde besessenen Geizhalses mit unsrer Seele, einem andauernden Gefühle, einem ewigen Interesse und unerschöpflicher Menschlichkeit zu verbinden. Aber es braucht nur Einer mit offenen Augen und gespanntem Ohre unter sie zu gehen, und das Gefühl, das in einer armen, guten Stube der Kleinstadt entsteht, wird sich so weit ausdehnen, wird das ganze Menschenleben bis zu so tiefen und so mächtigen Quellen aufwühlen, wie die erhabenste Leidenschaft, die in der Geschichte eines Großkönigs vom Throne herniederstrahlt."

„Man muß das Licht nicht immer um seiner selbst willen lieben, sondern darum, weil es leuchtet. Ein großes Feuer auf den Gipfeln ist trefflich, aber es gibt wenig Menschen auf den Gipfeln; und eine kleine Flamme inmitten einer Menge wird oftmals von größerem Nutzen sein. Zuletzt sehen auch die Großen ihren Urstoff am besten in den kleinen Existenzen; und wenn man sich die engen Gefühle ansieht, kommt man dahin, die seinen zu erweitern. Nicht als ob die engen Gefühle ein abstoßendes Aussehen annähmen, sondern weil sie immer weniger im Einklang mit der Größe der Wahrheit erscheinen, die uns durchdringt. Es ist erlaubt, ein besseres Leben als das gewöhnliche zu erträumen, aber es ist, denke ich, nicht erlaubt, dieses Leben mit Grundsteinen aufzuführen, die sich nicht im gewöhnlichen Leben finden. Man behauptet, daß es gut sei, über das Leben hinwegzusehen; aber vielleicht ist es noch besser, seine Seele daran zu gewöhnen, gerade vor sich hinzublicken und nicht auf andere Gipfel zu zählen (um zuletzt seine Wünsche oder Träume darauf zu setzen), als auf die, welche sich deutlich von den Wolken unterscheiden, die den Horizont erhellen."

Heinrich Abeken.

II.

Sein Verhältniß zu Bismarck war das denkbar beste. „Er ist ein ganzer Mann," schreibt er einmal, „seine Politik eine echt preußische (und dadurch auch eine echt deutsche) Politik, der ich von Herzen beistimme, wenn ich auch im einzelnen einmal verschiedener Ansicht bin, was natürlich bei jedem Beamten vorkommen kann und die freudige Arbeit nicht hindert."

Im Jahre 1865 hatte Abeken, wie oben angedeutet, in Abwesenheit Bismarcks den König allein nach Baden-Baden zu begleiten; zuerst war ihm diese isolirte Stellung etwas drückend, doch schildert er das leutselige Entgegenkommen des Königs:

„Ich habe hier keinen schweren Dienst und wenig, zu wenig eigentliche Arbeit; Du hast auch recht, daß ich einem freundlichen Herrn diene und oft die Lieblichkeit empfinde von dem „Gruß des Herrn, der befehlen konnte". Auch habe ich keine eigentliche Verantwortung, und doch machen mich die Beziehungen zur höchsten Stelle etwas ängstlich, und die Stille im Gartenhaus oder die Arbeit auf dem Bureau wäre mir homogener als all das viele Gute und Schöne, was mir hier zutheil wird. Zusammennehmen muß man sich immer, vor allem, daß man nicht ein Wort zuviel sage; es ist immer besser (wenngleich auch nicht recht!), zu wenig zu sagen, was

mir hoffentlich öfter passirt; es ist the safer side. Ich glaube, meine Sünden sind meist Unterlassungssünden. König und Königin sind Beide von der größten Güte und Freundlichkeit, sowohl im geselligen Verkehr als Ersterer bei Vorträgen. Dabei hat der König eine wunderbare, nur durch die Verbindung langer Gewohnheit mit dem klarsten gesunden Verstande erklärliche Sicherheit im Auffassen des punctum saliens in jeder Sache, so daß es leicht und angenehm ist, ihm Vortrag zu halten und seine Befehle entgegenzunehmen. Einen humaneren Monarchen kann es nicht geben."

Mit dem Jahre 1866 beginnt für Abeken ein neuer Lebensabschnitt. Er hatte bereits seit den 40er Jahren im Hause des Generaldirektors der kgl. Museen, Ignaz v. Olfers, verkehrt und heirathete nun 1866 die jüngste Tochter des Hauses, Hedwig. Nicht lange nachher rief ihn der Krieg in das Hauptquartier nach Böhmen. Damit beginnt die fortlaufende Briefreihe Abekens bis 1872, die die letzten beiden großen Kriege 1866 und 1870/71 begleitet und eine Fülle von Zügen aus dem großen Hauptquartier gibt und das Leben dort, besonders die verehrten Gestalten des Königs und Kanzlers, vielfach neu beleuchtet und charakterisirt.

Der Siegeslauf unsrer Armeen durch Böhmen ist bekannt; oft war das Hauptquartier so weit in die Operationslinie eingerückt, daß Gefahr für den König nicht ausgeschlossen war; aus Schloß Sichrow berichtet Abeken:

„Als ich gerade höchst behaglich im Bette lag, kam Keudell herein, um mir zu sagen, er gehe noch auf den Bahnhof, um zu sorgen, daß die Pferde gesattelt blieben, weil der Minister sehr ängstlich sei, daß ein Handstreich vom Feinde versucht werden möchte, um den König zu fangen; es könne plötzlich Allarm geblasen werden, und wir müßten fort. Da zog ich mich denn geschwind wieder an, schloß alles zu und legte mich in den Kleidern aufs Bett, um auf jeden Wink bereit zu sein. Die Nacht verging aber ganz ruhig, nur doch in einer gewissen Aufregung und ohne viel Schlaf; der Minister sagte mir aber heute Morgen, ich habe gut gethan, denn er hätte dem König versprochen gehabt, daß ich mit dem Depeschenkasten bei dem ersten Allarm gleich zu ihm aufs Schloß kommen solle."

Die Truppen bewährten sich außerordentlich gut und erregten auch hier die Bewunderung der ausländischen Bevollmächtigten, besonders des Grafen Benedetti, der sich auf den Kriegsschauplatz begeben hatte und dort freilich nicht gerade mit freundlichen Augen angesehen wurde, da Frankreich durch die Vermittlung für Oesterreich nach der Schlacht bei Königgrätz Preußens Erfolge zu stören drohte. Benedetti äußerte sich folgendermaßen: „Il paraît que les Prussiens sont tellement supérieurs aux autres nations qu'il ne faut pas les laisser devenir leurs égaux en nombre et territaire!" „Und daran soll er uns doch nicht hindern!", setzt Abeken hinzu.

Bereits am 11. Juli rückte das Hauptquartier nach Nikolsburg ab.

„Wir gehen langsam und sicher, aus militärischen und politischen Rücksichten; ich kann immer nur wiederholen, daß ich mich freue, bei dem Minister Besonnenheit mit Festigkeit und Energie gepaart zu sehen; er geht schrittweise und macht keine Sprünge, wozu z. B. der sonst so kluge und wirklich geniale Moltke viel eher imstande ist. Aber Moltke ist das eigentlich belebende Prinzip aller unsrer militärischen Operationen; er hat sich im Entwerfen und Ausführen gleich genial gezeigt; dabei ist er unermüdlich, immer auf dem Fleck, durch keine persönlichen Bedürfnisse, Neigungen, Seitengedanken abgelenkt, sondern immer nur seine Aufgabe im Auge. So hoch, wie er sich in diesem Feldzuge gezeigt hat, hatte ihn doch bei aller Achtung Niemand geschätzt. Wir bedauern eigentlich Alle, daß der König ihm nicht neulich gleich nach der Schlacht den Schwarzen Adlerorden gegeben."

In der Enge der Quartiere in Feindesland schlossen sich die Bande des Verkehrs selbst mit den höchsten Herrschaften enger, als es in der Heimath möglich gewesen wäre; bezeichnend dafür ist folgende Schilderung:

„Der Minister sitzt mit Majestät und Kronprinz in meiner Stube, er kommt auf einen Augenblick hinein und sagt mir „le Roi se repose sur la chasteté de votre lit!" Der französische Botschafter und sein Sekretär hatten bei uns dinirt, deßhalb war das Diner in der Empfangsstube des Ministers; während wir noch bei Tische sitzen, lassen König und Kronprinz sich melden, und der Minister läßt sie in meine Stube führen und geht zu ihnen, wir vollenden unser Diner, trinken unsern Kaffee, dann schleicht sich Einer nach dem Andern weg, Keudell, Bismarck-Bohlen, der französische Sekretär, nur ich konnte mich nicht wegschleichen, da ich keine Stube hatte, und bleibe mit dem Botschafter allein, der sich auf den Tisch setzt und mit den Beinen baumelnd mir ägyptische Geschichten erzählt. Der Minister kommt ab und zu herein, um uns zur Geduld zu ermahnen; endlich fällt es dem Bene-Maledetti glücklicherweise ein, daß er noch an seine Frau schreiben wollte, und daß er, um den Minister zu sprechen, auch nachher mit ihm spazierenfahren könne; er läuft davon, und während die hohen Herrschaften noch meine Stube occupiren, kann ich wenigstens am Tisch des Ministers ein paar Zeilen an Dich schreiben. Das ist die äußere Situation, die innere ist, das weißt Du wohl, immer dieselbe. . . .

Heut Morgen mußte ich dem König einen Auftrag ausrichten; es war gerade, ehe er den österreichischen Unterhändler Graf Karolyi empfing; und wie tief rührte es mich, wie er mir sagte, es setze ihn in eine so peinliche Verlegenheit, jetzt als Sieger den Grafen Karolyi zu empfangen, den er so oft in Berlin unter anderen Verhältnissen gesehen. Ich erwiderte ihm, das sei ein schönes und edles menschliches Gefühl, aber Graf Karolyi sei doch in einer noch viel peinlicheren Lage, und wir dankten Gott, daß es so und nicht anders sei. Ja, sagte er, aber es sei ihm doch immer peinlich; es thue ihm auch in anderen Verhältnissen immer weh, wenn er Jemandem gegenübertreten müsse, der Unrecht gegen ihn gehabt, gegen den er Recht behalten habe. — Solche reinen, menschlichen Züge sind doch wahrlich hinreißend und knüpfen ein Band zwischen dem König und Allen, die in seine Nähe kommen, das durch nichts zerrissen werden kann."

Dem raschen Kriege folgte ein schneller Frieden und Abeken konnte bereits im Anfang August nach Berlin zurückkehren, ohne freilich seinen höchsten Wunsch, den Einzug preußischer Truppen in Wien, erfüllt zu sehen.

In Berlin erwarteten Abeken schwierige Arbeiten; die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten, Bayern, Hessen-Darmstadt, Württemberg und Baden nahmen seine Zeit ebenso in Anspruch, wie die Arbeiten für Hannover und Hessen-Nassau, die neuen Provinzen. Auch dem Kronprinzen trat Abeken in dieser Zeit näher, derselbe hatte schon während des Feldzugs oft zu ihm geredet und seinen Werth als Mensch und Beamter erkannt. Er rühmt es als Erfolg der letzten Zeit, daß Friedrich Wilhelm auch seinem Chef Bismarck näher gekommen und wenigstens in der äußeren und deutschen Politik sehr mit ihm einig geworden sei.

Die folgenden Jahre bringen uns wiederum die Reisen Abekens mit dem König und Bismarck nach Ems, also in die neuen Provinzen. Von einem Ausfluge nach Nassau schreibt er:

„In Nassau ist das Wohnhaus des alten Hrn. v. Stein mit dem von ihm zum Gedächtniß der Jahre 1813 bis 1815 angebauten Thurme, in welchem sein Arbeitszimmer. In diesem stillen, bescheidenen Raum, in welchem der greise Minister gewiß oft genug gedacht, gegrübelt, sich gegrämt, gewettert, auch wohl geflucht, öfter noch gebetet hat um Deutschlands Zukunft, mit Graf Bismarck zu stehen, der mehr als irgend ein Anderer Steins Werk fortgeführt, fast vollendet hat, war ein ergreifender Moment, in welchem man den Gang

der Geschichte zu hören und zu sehen glauben konnte; zwei Geister, zwei Zeiten reichten sich da die Hand, der Deutsche und der Preuße, 1813 und 1866 — Beide Einer des Anderen würdig."

Freilich wurde gerade in diesen Jahren das Gefühl, daß es zum Kriege mit Frankreich doch in kurzem kommen würde, immer allgemeiner. „Alle sind einig," schreibt Abeken bereits 1867, „daß weder Louis Napoleon noch das französische Volk den Krieg will. Aber die Elemente, die an die Oberfläche kommen und dort treiben und drängen, sind weder das Volk, noch hängen sie von dem Willen des Kaisers ab, und so fürchte ich, we drift into a war." Die spanischen Wirrnisse des Jahres 1868 beschäftigten jedoch Napoleon nach einer andern Seite.

„Für den Augenblick kann Napoleon mit dieser spanischen Fliege im Nacken natürlich an keinen Krieg mit Deutschland denken; wenngleich er wohl schwerlich wagen wird, in Spanien zu interveniren, selbst nicht gegen einen Orléans oder eine Republik, muß er doch nach jener Seite hin beobachtend und gerüstet stehen. Möglicherweise kann die spanische Angelegenheit selbst ein freundliches Verhältniß zu Napoleon anbahnen, wenn wir ihm dort nicht feindlich entgegentreten und seine Gegner nicht begünstigen."

Diese am 4. Oktober 1868 ausgesprochene Hoffnung Abekens sollte freilich nicht in Erfüllung gehen. Das Jahr 1869 ist voll von Kriegsgerüchten und Mißtrauen der Völker untereinander. 1870 brachte die Entscheidung. Der Beginn des Jahres 1870 zeigt uns Abeken wiederum in des Königs Umgebung in Ems, auch diesmal ohne Bismarck, der zur Kur in Karlsbad weilte. Die Berufung des vatikanischen Konzils und die Verhandlungen über das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes nehmen zuerst großen Raum in den Tagebuchnotizen Abekens aus dieser Zeit ein; bald werden sie aber durch die Hohenzollernkandidatur in Spanien abgelöst.

Die diplomatische Verwicklung an sich ist bekannt: Mit der Verzichterklärung des Prinzen Leopold fiel jeder Grund für Frankreich fort, irgendwelche Schritte gegen Deutschland zu thun. Weniger bekannt ist aber die Rolle, die Abeken gerade in dieser wichtigen Zeit gespielt hat. Auf ihm ruhte in jenen wichtigen Tagen die ganze Arbeitslast und Verantwortlichkeit; freilich vertrat er nur den Kanzler, ohne in dessen Rechte einzutreten; es war ihm also unmöglich, die zudringlichen Besuche des Grafen Benedetti, der aus Wildbad angekommen war und immer von neuem den Versuch machte, den König zu sprechen, von Amts wegen zurückzuweisen. Als der Verzicht des Erbprinzen am 12. Juli bekannt wurde, suchte Abecken auf jede Weise ein Gespräch zwischen dem König und Benedetti zu vermeiden, damit es nicht so aussähe, als ob König Wilhelm dem Botschafter durch die Mittheilung der Sachlage eine Erklärung abgegeben hätte. Als die bekannte Depesche von Werther aus Paris eintraf, die zuerst einen Brief an Napoleon forderte, trug sie Abeken im Einverständniß mit dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, dem König nicht offiziell vor, und traf damit durchaus Bismarcks Absichten, von dem kurz nachher ein Telegramm dieses Inhalts ankam.

Auch mit dem bekannten Zwischenfall auf der Kurpromenade am 13. Juli steht Abeken in Zusammenhang. Ein Extrablatt der „Kölnischen Zeitung" vom 12. Juli theilte noch einmal den Verzicht Leopolds und seine Gründe mit. Dieses Blatt gab Abeken an König Wilhelm, und dieser ließ es durch seinen Adjutanten, den Prinzen Anton Radziwill, an Benedetti bringen, der gerade diesen Anlaß benutzte, um den König auf der Promenade anzusprechen und von ihm im Auftrag seiner Regierung die Versicherung zu fordern, niemals eine solche Kandidatur zu unterstützen.

Abeken berichtete darüber ausführlich an Bismarck; da der Inhalt mehrfach zum Gegenstand von Streitigkeiten gemacht worden ist, mögen hier beide Depeschen mitgetheilt werden:

„Seine Majestät der König schreibt mir: ‚Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich mich für alle Zukunft verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.'

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe mit Rücksicht auf die obige Zumuthung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Euer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedetti's und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als der Presse mitgetheilt werden sollte."

Umgestaltet von Bismarck lautet das Telegramm: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und denselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen zu lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Bis zum 15. Juli blieb der König noch in Ems, dann reiste er nach Berlin, Abeken in seiner Begleitung, der wiederum gewaltige Massen von Telegrammen auch während der Eisenbahnfahrt zu erledigen und dem Könige vorzutragen hatte. Die Arbeitslast war so überwältigend, daß keine Zeit zum Essen blieb und der König eigenhändig für Abeken und die beiden Hofräthe seines Bureaus Butterbrote bereitete, die er den Vielbeschäftigten durch den Prinzen Radziwill während ihrer Arbeit zureichen ließ. Der Lohn jener aufregenden Zeit war der Rothe Adler-Orden 2. Kl. mit Eichenlaub, den König Wilhelm Abeken bei der Ankunft in Berlin eigenhändig überreichte.

Der Ausbruch des Krieges führte Abeken bald wieder aus Berlin heraus in das Hauptquartier des Königs.

Bereits in Mainz, wo der König bis zum 6. August blieb, trafen die ersten Siegesnachrichten ein; in den Briefen dieser Zeit werden wir mitten in das Leben des Hauptquartiers hineinversetzt; Abeken schildert, wie die Kunde von Wörth erst um Mitternacht und dann trotzdem nicht vollständig klar in die Hände des Königs gelangte. Der Kronprinz hatte zwei Telegramme abgesandt, von denen das zweite zuerst ankam, also ganz unverständlich blieb. Auch hatte König Wilhelm in einem Telegramm der Königin statt „Du kannst auf Deinen Sohn stolz sein," „auf Deine Sache" gelesen und die Worte für eine Beglückwünschung im allgemeinen gehalten. — Interessant für die Urtheile in damaligen maßgebenden Kreisen ist eine Bemerkung Abekens über den Sturm auf die Spicherer Höhen:

„Indessen gingen die Franzosen bald wieder aus der Stadt heraus und verschanzten sich auf den Höhen eine halbe Stunde von der Stadt, hauptsächlich auf dem sogenannten Spicheren-Berge — und da erstürmten denn am 6. (am Tage der Schlacht bei Wörth) unsre braven Truppen diese verschanzten Anhöhen mit, ich möchte beinahe sagen, ebensoviel Dummheit als Kühnheit, mit vollständigem glänzenden Erfolg, aber mit fürchterlichen und unnöthigen Verlusten, alle Stabsoffiziere zu Pferde in den ersten Sturmreihen, daher denn fast auch alle Stabsoffiziere durch die bequemen Schüsse der Franzosen aus ihren Verschanzungen heraus getödtet sind. Es ist besonders das 40. Regiment, dann die Königshusaren, welche entsetzlich gelitten haben. Aber auch unsre Leute haben gut gezielt; und es ist merkwürdig, daß die meisten schwer Verwundeten Franzosen sind."

Auch am Tische des Königs wurde beim Diner eine ganz ähnliche Ansicht geäußert:

„Interessant war, was man noch über den Schauplatz des hiesigen Gefechts vom Sonnabend hörte, daß keine große Schlacht wie die am selben Tage vom Kronprinzen bei Wörth gewonnen war, aber eine der glänzendsten (leider auch unsinnigsten) Waffenthaten, welche die Geschichte kennt. Alle, welche heute Morgen draußen waren auf den Höhen, eine starke halbe Stunde von der Stadt, sind einig darüber, daß es nach diesem Vorgang keine uneinnehmbare Position mehr gibt; die steile Höhe, auf welcher die Franzosen im Walde verschanzt waren, sei wie eine sturmfreie Festung, und diese erstürmten unsre Soldaten (39., 40., 48. und 12. Regiment) mit vollem Gepäck nach 7stündigem Marsch! —
Die Franzosen sind außer sich; sie hätten es nie für möglich gehalten, aus einer solchen Position herausgeworfen zu werden; dagegen könnten sie nicht an!"

All die blutigen Kämpfe des August fanden Abeken in nächster Nähe des Schauplatzes. Nach der Schlacht von Mars la Tour schildert er ausführlich den Vorbeimarsch der Truppen, besonders der Kavallerie-Regimenter, in denen er voll Angst und Sorge liebe Freunde und Verwandte gesucht und wohlbehalten gefunden hatte. Die furchtbaren Verluste jener Tage machten einen gewaltigen Eindruck auf alle Betheiligten; rührend schildert Abeken, wie besonders der König selbst außerordentlich bewegt gewesen wäre; „er wisse nicht," sagte er zu Abeken, „ob er sich des Sieges freuen dürfe, die Opfer seien zu groß! Er danke Gott, daß er mit reinem Gewissen in diesen Krieg gezogen wäre." Dabei drückte er ihm mit solcher Innigkeit und Herzlichkeit die Hand, „daß Abeken beinahe die Fassung verlor."

Die folgende Zeit, besonders die Tage vor Sedan, nahmen Abekens ganze Arbeitskraft in Anspruch. Er schildert in seinen Briefen ausführlich die Ereignisse und beklagt es, daß er den eigentlichen weltgeschichtlichen Moment verpaßt habe und erst am Abend des 1. September den König hätte sprechen können. Er rühmt mehrfach die einfache Würde des Königs, der ohne jede Ueberraschung oder Ueberhebung die Wichtigkeit des errungenen Erfolgs mit den Worten hervorhob: „Ja, das können Sie in Ihre Akten legen; das ist in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen." Dafür hatte Abeken aber am Morgen des 2. September den unvergeßlichen Anblick der Entrevue zwischen Bismarck und Napoleon vor Donchery und auch der Zusammenkunft Napoleons mit König Wilhelm bei Fresnois. Ueber letztere, die, wie auch später, zum Gegenstand von Erfindungen geworden war — die französischen Blätter brachten einen tollen Artikel über die Friedensbedingungen, die Guillaume dans la conversation avec son misérable vaincu festgestellt hätte — berichtet Abeken die eigenen Worte des Königs: „Wir haben natürlich kein Wort von Politik gesprochen, am wenigsten von Friedensbedingungen."

Am Abend des Tages von Sedan ereignete sich ein Zwischenfall beim Umritt des Königs, der leicht hätte gefährlich ablaufen können.

„Es war dunkel geworden, als wir von den letzten Truppen Abschied nahmen; es regnete und wurde rasch so finster, daß man Mühe hatte, seinen Vordermann zu sehen. Wir hatten noch Meilen vor uns nicht nur bis zum Nachtquartier, sondern bis zu dem Ort, wo die Wagen für den König und einen Theil des Gefolges standen, und Niemand wußte ganz sicher den Weg dahin. Ein kürzerer Weg führte durch die übergebene Festung Sedan, aber es war durchaus nicht wünschenswerth, in diesen von 80,000 Kriegsgefangenen und über ihre Gefangenschaft wüthenden, zuchtlosen, ihren eigenen Offizieren nicht mehr gehorchenden Franzosen erfüllten Hexenkessel hineinzusollen. Wir ritten also um Sedan herum, ziemlich aufs Gerathewohl in der Richtung, bald auf Umwegen, bald auf einer großen Straße, bald im tiefsten Dunkel, bald wie zwischen einer meilenweiten Illumination von den Biwakfeuern auf den Höhen rings umher; in einem Orte mußte Halt gemacht und Licht geholt werden, um die Karten zu studiren. Eigentlich darf man alles dies nicht erzählen — denn es ist doch unverantwortlich, den König solche Wege machen zu lassen! Die Herren vom Generalstabe waren zu Haus geblieben, weil sie zu thun hatten, und so war kein ordentlicher Führer da; freilich hatte Niemand geahnt, daß der König seinen Ritt bis ins Dunkle fortsetzen würde; in zwei bis drei Stunden glaubte man alles abgethan, und nun wurden für den König fünf bis sechs Stunden und für uns Anderen über acht Stunden Ritt daraus! Als wir uns doch endlich zu den Wagen hingefunden hatten, etwa gegen 9 Uhr, da hielt nun Alles zu Pferde und zu Fuß um die Wagen herum, in dichter Mêlée; der König war abgestiegen, wir Anderen zu Pferde geblieben und schrien uns immer gegenseitig an, um uns nicht zu verlieren. Graf Hatzfeld neben mir fragte endlich ganz entrüstet: ‚Aber wo fährt der König denn eigentlich hin?' — ‚Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, würde ich selbst sehr froh sein!' antwortet mit Lachen und dem besten Humor von der Welt eine Stimme, die wir gleich für die des Königs erkannten, der unmittelbar vor uns stand, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten. Er hatte also seinen Humor nicht verloren. Nun bestieg er den Wagen, hinter dem wir Anderen, der Minister mit, noch etwa 1½ Stunden herzureiten hatten. Als endlich der König nach Vendresse abbog und wir nur noch eine halbe Stunde nach Donchery zu reiten hatten, da wurde es wieder besser, denn nun konnte man auf guter, breiter Chaussee die Pferde lustig austraben lassen und fühlte sich wie neu geboren."

Längere Zeit hindurch blieb das Hauptquartier in Ferrières, wo auch die ersten Verhandlungen mit Jules Favre stattfanden. Hier traf Abeken mitten in vollster Thätigkeit ein leichter Schlaganfall, der Vorbote jener Krankheit, der der unermüdliche Mann bald nach dem Kriege unterliegen sollte.

Im September und Oktober wurde der eiserne Ring um Paris geschlossen. Abeken wohnte mit Bismarck und v. Keudell zusammen in einem hübschen Hause in Versailles und wurde, da während der Belagerung die Quartiere die gleichen blieben, des öfteren zur Tafel des Königs herangezogen. Hier in Versailles häuften sich gewaltige Arbeitslasten: die Verhandlungen mit Paris, die bald begannen, wurden durch Konferenzen von badischen, bayerischen und württembergischen Ministern „in der deutschen Sache" abgelöst; dazu kamen politische Anfragen Englands und auch Rußlands. Bismarck war infolgedessen durch seine leichte Reizbarkeit oft nicht imstande, persönlich mit dem Könige zu reden, und da wurde Abeken als geeignetste Persönlichkeit von ihm mit den persönlichen Mittheilungen und Vorträgen betraut.

„Bismarck war zu angegriffen, um heut selbst zum König zu gehen, und ließ für mich anfragen; da bestimmte der König gerade 6 Uhr, ohne zu wissen, daß das unsre Eßstunde ist. Der Vortrag dauerte bis 7 Uhr, länger als ich gedacht, da ich ihm einige Entschließungen ablocken mußte, die ihm gar nicht angenehm waren; es war eine etwas peinliche Stunde; aber es war mir diesmal lieb, daß ich sie zu überstehen hatte,

nicht Graf Bismarck, der in dieser Zeit furchtbar nervös ist, und den nichts so sehr angreift, als wenn er dem König Vortrag halten muß über Sachen, die dem Letzteren nicht ganz angenehm sind. Der König gibt zwar immer zuletzt nach; aber in der Ueberwindung dieses Widerstandes erschöpfen sich die Kräfte des Ministers, und wir sind manchmal recht um ihn besorgt. Es ist dann kein Wunder, wenn er uns gegenüber recht reizbar ist und an uns ausläßt, was ihn von oben her quält und drückt."

Aber gerade diese Vorträge bildeten wiederum eine sehr angenehme Seite in Abekens Stellung und Amt, worüber er sich oft rühmend ausspricht.

Die Belagerung von Paris zog sich länger hin, als man anfänglich selbst geglaubt hatte; hatte doch Bismarck bei den ersten Verhandlungen mit Thiers im November als Schreckmittel die Dauer der Einschließung bis zum 31. Januar geschätzt, ohne selbst daran zu glauben! Im Januar 1871 begann das Bombardement der Stadt, auf das auch die militärischen Kreise schon mit Sehnsucht gewartet hatten; im Januar fanden auch die diplomatischen deutschen Verhandlungen in der Kaiserproklamation von Versailles ihren schönsten Abschluß.

Ende Januar bereits begannen wiederum Verhandlungen mit Favre und Thiers, über die Abeken, der durch Bismarck informirt wurde, dem Könige regelmäßig Bericht zu erstatten hatte; über die Genesis der Konferenzen berichtet er ausführlicher:

„Freitag den 24., war der materiell entscheidende Tag; um 3 Uhr nachmittags fuhr ich zum König, um seine Genehmigung einzuholen zu den Bedingungen, über die Bismarck mit Thiers und Jules Favre einig geworden; wenn Seine Majestät die Genehmigung ertheile, könne am folgenden Tage unterzeichnet werden. Es waren 5 Milliarden und die von uns verlangten Territorialabtretungen, aber ohne die Festung Belfort; die Franzosen hätten lieber Belfort gegeben und Metz behalten; da wir das nicht wollten, mußten sie wenigstens Belfort behalten; beide Thore Frankreichs konnten sie nicht öffnen. — Den König fand ich nicht, er war eben ausgefahren; nach 4 Uhr ging ich wieder hin, wartete eine kurze Zeit im Vorzimmer, bis er wieder kam und mich gleich hineinnahm, worauf ich dann meinen Spruch vortrug. Der König war überrascht, erkannte aber gleich, daß man um Belforts willen, welches für uns keine wesentliche strategische Bedeutung hat und ganz französisch ist, den Krieg nicht wieder anfangen dürfe, und gab seine Zustimmung, wenn Moltke keine zu schweren Bedenken habe. Das war nun nicht der Fall; und General Moltke, der inzwischen bei Bismarck gewesen war, ging noch am Abend zum Könige, um ihn dessen zu versichern. Der König war sehr bewegt, sehr freundlich, drückte mir vielfach die Hand, dankte mir und Allen, die mitgeholfen hätten."

Sehr interessant ist es zu hören, daß Thiers es bei diesen Verhandlungen geglückt ist, den Einzug größerer deutscher Truppenmassen in Paris und die projektirte Ablösung derselben nach 48 Stunden durch andere Abtheilungen zu hintertreiben. Er stellte Bismarck gegenüber die Annahme der Friedenspräliminarien bei der Versammlung in Bordeaux als außerordentlich schwierig und langwierig dar, beeilte sich jedoch mit dem Austausche der Ratifikationsurkunden so sehr, daß es nicht mehr möglich war, mehr von der Armee nach Paris hineinzubringen. „Es ist eigentlich Bismarcks Schuld," schreibt Abeken, „der immer nur seinem eigenen Kopf folgt, alles allein macht, die Sache nie bespricht, keinen Menschen fragt und doch nicht immer alles allein bedenken kann. Indeß ist alles nur Nebensache gegen die große Hauptsache, die er gut gemacht hat." Der König freilich war sehr über den vereitelten Eintritt in Paris verstimmt.

Am 17. März kehrte Abeken im Gefolge des Kaisers und Königs nach Berlin zurück.

Am Schluß des großen Krieges möge eine Betrachtung Abekens über den Gang des Feldzuges Platz finden, die uns wie in allen seinen Briefen den klaren und scharfen Blick für alle ihn umgebenden Verhältnisse zeigt, der ihn auszeichnet.

„Wenn ich so auf den Krieg zurückblicke, machen mir seine verschiedenen Phasen immer einen eigenthümlichen Eindruck, mit dem Menschenleben und mit dem Lauf des Jahres vergleichbar. Der Monat August bis zum Tage von Sedan mit seinen furchtbar blutigen Kämpfen — die Tage von Mars la Tour am 16. und von Gravelotte am 18. waren und bleiben doch die schwersten von allen! — ist gleichsam die Jugendzeit, die frische Heldenzeit, der Uebermuth der Jugend (auch wirklich in der Gesinnung und dem Gefühl der Armee selbst, die in jenen Tagen immer nur gerade drauflos ging, oft viel zu sehr), gewissermaßen der stürmische, aber farbenprächtige, in blutrothen Siegesblumen erblühende Lenz. Dann kam in der Belagerung von Metz und von Paris, den sich immer erneuernden, nie abschließenden Kämpfen unsrer Loire-Armee, unsrer Nord-Armee, unsrer Süd-Armee, die Manneszeit, die Zeit der Ausdauer, der schweren, harten, nicht immer, wie in der frischen Jugendzeit, augenblicklichen Erfolg bietenden Arbeit; es war der heiße Sommer des Krieges, wo die Kniee und die Hände oft hätten laß werden mögen; nun ist mit dem Waffenstillstand für den Krieg eine stille Herbstzeit, ein ruhiges Alter gekommen, aus dem der Krieg sich nicht wieder erholen wird; der Winter des Krieges aber ist zu Ende: der Friede, für uns zugleich der schönste neue Frühling. Natürlich hinken diese Gleichnisse wie alle Gleichnisse, aber etwas passendes ist auch darin. Namentlich in der langen und langsam fortschreitenden Zeit der Cernirung und Belagerung von Paris mußte ich oft an die ersten und raschen Erfolge und Siege des August zurückdenken, die wie mit einem Nimbus, einer Gloriole umgeben dastanden und etwas wie Jugendzeit und heroisches Zeitalter an sich hatten."

Das Jahr 1871 zeigt uns in Abekens Leben ein letztes Aufleuchten glücklichen, durch die Liebe einer edlen Frau und Gattin gesegneten Erdenlebens. Auch 1871 folgte er dem Könige nach Ems und Gastein, nach Salzburg, zur Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich, und nach Baden-Baden. Bereits das folgende Jahr erneuerte sich die Krankheit, die in Ferrières eingetreten war. Trotzdem der Leibarzt des Kaisers, v. Lauer, den Kranken neben anderen Aerzten behandelte, schwanden die Kräfte immer mehr und trotz einer kleinen scheinbaren Besserung trat am 8. August 1872 die Auflösung ein.

Die Depesche des Kaisers an Frau Abeken zeigt die große Anerkennung, die er dem Verewigten zollte; sie enthält zugleich eine außerordentlich treffende Charakteristik von Abeken.

„Mit tiefem Schmerz empfing ich die Trauerbotschaft! Ihr verklärter Gemahl stand mir als einer der bewährtesten Rathgeber in so vielen wichtigen Augenblicken zur Seite, so daß sein Verlust mir unersetzlich ist. Das ganze Vaterland verliert in ihm einen seiner treuesten, edelsten Menschen und Beamten. Gott stärke Sie, sich seinem Willen in Ergebung zu fügen! Wilhelm."

Gleicherweise urtheilt der Kaiser in einem Briefe an Frau v. Olfers:

„Selten wird man einen klareren, arbeitsfähigeren, treueren Staatsdiener antreffen, der mit so viel Gemüth, Herz und Geist zugleich begabt war.

Diese selten gepaarten Eigenschaften stellten ihn mir und meinem Vertrauen daher so nahe, daß ich in ihm stets, und namentlich in den letzten Jahren und in den entscheidenden Tagen und Stunden in Ems 1870, den rathenden Vertrauensmann fand. Daß Abeken auch meiner noch in der letzten Zeit und selbst den letzten Tagen freundlich gedachte, hat mich tief ergriffen und beweist mir, wie wir uns verstanden."

Auch Bismarck hat seines treuen Gehilfen gern gedacht; als er 1873 das Amt des Ministerpräsidenten niederlegte, begründete er dies mit den Worten:

„.... Es kam dazu, daß ich gerade in dem Auswärtigen Amte, welches ich vorzugsweise als meine spezielle Aufgabe betrachte, eine Hülfe hatte, deren ich gern bei dieser Gelegenheit gedenke, es war der Geheimrath Abeken, der seitdem verschieden ist. Ich habe mich nach und nach überzeugen müssen, daß es ganz unmöglich ist, diesen bedeutenden Umfang der Geschäfte, der mir oblag, in der Weise zu übersehen, daß ich jederzeit mich darüber entschließen kann, ob ich die Verantwortung für das Einzelne tragen will oder nicht."

Auch in der Presse fand Abekens Hinscheiden eine allgemeine, über Deutschlands Grenzen hinausgehende Theilnahme. Sein Freund Legationsrath Meyer schloß in dieser Zeitung (25. September 1872) seinen warmempfundenen Nachruf mit den Worten:

„So darf Abeken der Beamte gewiß beanspruchen, daß das große Gedächtniß aller der letzten glorreichen Ereignisse auch für ihn ein Denkmal bleibe und daß sein Name angeschmiegt an den seines Kaisers und seines Ministers für immer fortlebe in der deutschen Geschichte eines Umschwunges, dessen diplomatische Triumphe er hat erfechten helfen und unter dessen Siegern er mit gefallen ist!"

Dr. Willy Scheel.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Kgl. preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 20. Oktober. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Dames las über ein Exemplar von Stereosternum (Mesosaurus) tumidum Cope von Villarica in Paraguay. (Ersch. später in den Abh.) Die geologische Bedeutung des Fundes liegt darin, daß die Sandsteine, welche Stereosternum enthalten, bisher gemeinhin als tertiäre angesprochen worden sind, während sich nunmehr ihr ober-paläozoisches Alter feststellen ließ. In paläontologischer Hinsicht bietet das Stück von Paraguay insofern Neues, als es den Schädel von oben und die Entwicklung der Schwanzwirbelsäule zuerst beobachten läßt. Es ergibt sich daraus, daß die öfters befürwortete Verwandtschaft mit den Nothosauriden in Wahrheit nicht besteht. 2. Hr. Klein legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. E. Cohen in Greifswald vor: Ueber ein neues Meteoreisen von San Cristobal, Antofagasta, Chile. Das Meteoreisen (Fe = 73.56; Ni = 25.44; Co = 1.00) zeichnet sich durch einen hohen Gehalt an Nickel und durch eine eigenthümliche Struktur aus; es bildet unter den Ataxiten eine besondere Gruppe. 3. Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. L. Will in Rostock vor, als Bericht über eine mit Unterstützung der Akademie ausgeführte Untersuchung: Ueber die Verhältnisse des Urdarms und des Canalis neurentericus bei der Ringelnatter. Das von Hoffmann bei der Ringelnatter beobachtete späte Auftreten des Canalis neurentericus schließt das von Kupffer behauptete Vorkommen einer typischen Gastrulainvagination nicht aus. Der Widerspruch zwischen beiden Autoren erklärt sich, wie lückenlose Beobachtungsreihen ergeben, dadurch, daß (wie bei Platydactylus) die Einstülpungsöffnung des Urdarms nicht kontinuierlich in den späteren Canalis neurentericus übergeht, sondern frühzeitig zum Verschluß kommt, um erst viel später von neuem durchzubrechen und zu dem genannten Kanal zu werden. 4. Hr. Möbius legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. Max Lühe in Königsberg i. Pr. vor: „Beiträge zur Helminthologie der Berberei. Dieselbe bildet einen Theil des Berichts, welchen der Verfasser über eine mit Unterstützung der Akademie ausgeführte Forschungsreise in Nordafrika erstattet. Es werden Taenien und Trematoden des Flamingo und Dipylidien aus der Zibethkatze beschrieben. 5. Hr. Hertwig legte eine Mittheilung des Hrn. Professors Schauinsland in Bremen vor: Zur Entwicklung von Hatteria. Hr. Schauinsland hat an einem reichen Material von Eiern und Embryonen, welches ihm auf einer mit Unterstützung der Akademie ausgeführten Forschungsreise einzusammeln gelang, die verschiedensten Entwicklungsstadien (die Gastrulation, die Anlage von Chorda, Medullarrohr und mittlerem Keimblatt, die Bildung des Parietalauges u. s. w.) genauer untersucht. 6. Hr. E. van Beneden, korrespondirendes Mitglied der Akademie, übersendet sein Werk: Les Anthozoaires de la „*Plankton-Expedition*". Kiel und Leipzig 1898, welches einen Theil des II. Bandes des Berichts der Plankton-Expedition der Humboldt-Stiftung bildet. 7. Hr. Dr. A. v. Voeltzkow übersendet das II. Heft der Wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen in Madagascar und Ostafrika, enthaltend: „Die Ostracoden. Von G. W. Müller", und „Hydrachniden-Fauna von Madagascar und Nossi-Bé. Von F. Koenike in Bremen". — Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär Hr. Diels. 1. Hr. Sachau las: Ueber das Dogma der Ibaditen. Ausgehend von der Ermordung des Khalifen Othman als der ältesten Quelle der Spaltung im Islam, besprach er den Ursprung der Sezession, der Sekte der Charigiten und ihre älteste Geschichte, um sich dann derjenigen Form der Sezession zuzuwenden, welche von Abdallah Ibn Ibâd herrührt. Ihre staatsrechtlichen Anschauungen wurden auf Grundlage der in dem Kešf-elghumma überlieferten Korrespondenz zwischen dem Khalifen Abdelmelik und Ibn Ibâd dargelegt und darauf die Besonderheiten ihres Religionsgesetzes in Theologie, Ceremonialgesetz und Recht besprochen. Ein besonderer Abschnitt wurde den Differenzen zwischen dem Ibaditischen und Sunnitischen Islam auf dem Gebiete der Eschatologie gewidmet. 2. Hr. Kirchhoff legte eine Abhandlung des Hrn. Professors Dr. Max Fränkel vor: Eine Inschrift aus Argos. Eine mehrfach, aber ganz unzulänglich herausgegebene Inschrift (zuerst C. I. Gr. 1145), die der Verfasser im Museum von Argos aufgefunden hat, erweist sich als eine äußerst wichtige historische Urkunde: das Schulddokument über die Erstattung der von den Arkadern in der 104. Olympiade (der sogenannten Anolympias, 364 v. Chr.) in Olympia geraubten Tempelschätze. 3. Herr J. Bekker in Heidelberg sandte ein: Ueber die natürliche Beschaffenheit der Objekte unsrer dinglichen Rechte. Es wird versucht, die naturwissenschaftliche Auffassung der Stoffe als Kraftzentren zur besseren Erfassung und Weiterbildung des geltenden Rechts zu benutzen. Der Unterschied von körperlichen und unkörperlichen Sachen wird festgehalten. Die beweglichen und die unbeweglichen Sachen werden begrifflich scharf gesondert. Die ersteren sind lediglich Kraftzentren; die Gewalt über sie besteht in der Ausbeutung der in ihnen liegenden Kräfte. Grundstücke dagegen umfassen zweierlei Herrschaftsobjekte: den begrenzten Raum und die in diesen Raum hineingehörenden Sachen. Die Folgerungen aus diesem Unterschied zwischen Mobilien und Grundstücken für Erwerb und Rechtsschutz werden gezogen. Dingliche Rechte können gestört werden durch Vernichtung der beherrschten Sache oder durch Entziehung oder durch Ausnutzung der in der Sache enthaltenen Kräfte durch einen Unbefugten. In den ersten beiden Beziehungen ist durch alte und neue Rechtsordnungen ausreichend für den Schutz des Verletzten gesorgt. In der dritten aber hat man den römischen Rechtsschutz (das Furtum usus) fallen lassen. Das hat sich in neuerer Zeit beim sogenannten Diebstahl an Elektrizität gerächt. Die Entscheidung des Reichsgerichts ist nach geltendem Rechte unanfechtbar, zeigt aber die Unzulänglichkeit dieses Rechts. Von diesem Standpunkt aus erscheinen die sog. immateriellen Güterrechte parallel zu den dinglichen Rechten. Es sind hier Rechtssätze in Frage, die den einzelnen Menschen in der Verwerthung von Naturkräften schützen, die im Bereich seiner physischen Herrschaft liegen. 4. Hr. Dilthey macht Mittheilung über den Inhalt und Werth der von der Familie Hagen der Akademie für die Kant-Ausgabe gütig zur Benutzung überlassenen Handschriften, welche Hr. Mommsen in einer früheren Sitzung vorgelegt hat. Unter diesen Handschriften befinden sich zwei Abhandlungen Kants, welche ebenso wie die über Kästners Aufsätze von Kant abgefaßte, die H. Dilthey früher herausgegeben hat, von Kant als Material für die Schultz'sche umfangreiche Recension des zweiten Bands des Eberhard'schen Magazins geschrieben worden sind. In

einer anderen Handschrift liegt das Manuskript des Auszugs der Naturgeschichte des Himmels vor, welchen Gensichen in Kants Auftrag abfaßte; in dasselbe sind Kants Aenderungen eingetragen; das letzte Kapitel ist in dem Druck durch eine Darstellung ersetzt, welche eine spätere Theorie Kants über einen wichtigen Punkt seiner mechanischen Erklärung enthält; dieses ganze Sachverhältniß sichert urkundlich die Authentizität des von Gensichen in Abweichung von Kants Schrift als dessen spätere Ansicht Vorgelegten. 5. Der Vorsitzende legte vor: Psychologische Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage von Benno Erdmann und Raymond Dodge. Halle a. S. 1898.

w **Japanische Wunderspiegel.** Die Anfertigung von Metallspiegeln bildete einst bei den alten Etruskern einen ausgedehnten Kunstzweig, der sich zu großer Blüte entwickelte. Aber während hier der wichtigste Theil der Arbeit in den in die Rückseite eingegrabenen Darstellungen und Verzierungen besteht, liegt bei den Erzspiegeln der Chinesen und Japaner die Bedeutung in dem wiedergestrahlten Bilde. Diese Erzeugnisse ostasiatischer Kunst hatten schon seit Alexander v. Humboldts Zeiten die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten erregt. Doch waren die Stücke nur schwer zu erlangen und noch schwerer zu erklären. Erst in neuerer Zeit sind diese Dinge dem allgemeinen Verständniß nähergebracht worden, wozu nicht wenig ein eingehender Vortrag von R. Milchner in Berlin beigetragen hat, der nun in dem letzten Hefte der „Zeitschrift für Ethnologie" zum Abdruck gekommen ist. Die Metallscheiben, die etwa 20—30 cm im Durchmesser haben, sind außerordentlich dünn (etwa 1 mm), auf der Rückseite sind sie mit erhabenen Figuren versehen. Läßt man nun die Scheibe auf eine weiße Fläche wiederspiegeln, so erscheinen dort die Bilder der Rückseite in hellerem Lichte. Die Chinesen erklärten dies damit, daß das Metall die Lichtstrahlen in verschiedener Weise durchlasse, besser ist man im Abendlande der Ursache auf die Spur gekommen. Die Vorderseite der Spiegel ist nämlich mehr oder weniger eingebogen, weniger, wie man bei genauem Zusehen bemerkt, an den Stellen, die der erhabenen Arbeit auf der Rückseite entsprechen. Dadurch werden Lichtstrahlen von verschiedener Stärke hervorgerufen, die dann in dem Gegenbilde zum Ausdruck kommen. Dies ist an sich nichts ungewöhnliches. Indessen geht Milchner nach einer Erklärung des Kunstgriffs, durch den der japanische Metallverfertiger es bewirkt, daß die Erhöhungen der Vorderseite genau an Stelle der Bilder der Rückseite erscheinen, zu einem merkwürdigeren Stücke, das er selbst erworben hat, über. Es zeigt auf der abgewandten Seite von oben nach unten laufende Buchstaben, die etwa „Verehrung sei dem Amitaba-Buddha" bedeuten, doch strahlt die Vorderseite nicht diese Zeichen, sondern das mit einer Strahlenkrone umgebene Bild Buddha's wieder. Diese räthselhafte Erscheinung wird dadurch erklärt, daß der Spiegel (er hat die ungewöhnliche Dicke von etwa 5 mm) aus zwei Platten zusammengesetzt ist, sodaß auf der verborgenen Innenseite der nach vorn liegenden Platte die erhabene Arbeit, das fragliche Bildniß darstellend, ausgeführt ist. Daß diese höchst seltenen Stücke dem Anhänger des Buddha als besonders verehrungswerthe Zaubergegenstände erscheinen mußten, ist klar, und Milchner verfehlt nicht, darauf hinzuweisen, wie die Priesterschaft jene Wunderdinge ihren Zwecken dienstbar gemacht hat.

* **Würzburg.** Es wurde die Errichtung einer außerordentlichen Professur für englische Philologie an hiesiger Universität genehmigt und hiefür Dr. Max Förster, bisher außerordentlicher Professor an der Universität Bonn, ernannt.

W. H. **St. Petersburg.** Soeben erhalten wir die Nachricht, daß Graf Leo Tolstoj einen Roman beendet hat, an dem er angeblich mehrere Jahre gearbeitet haben soll. Der Titel lautet „Woskressenje", das kann „Sonntag", kann aber auch „Auferstehung" bedeuten. Man berichtet ferner, eine Verlagshandlung habe dem Verfasser 1600 Rubel Honorar für den Druckbogen geboten und Graf Tolstoj wolle den Ertrag zu Wohlthätigkeitszwecken verwenden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 2. November. Nummer 248.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XLI.

Fünfter Brief zur Centenariumsfeier Savonarola's.

„Das Leben eines bedeutenden Menschen ist nichts anderes als die Verwirklichung eines großen Gedankens, der dessen Geist von früher Jugend an beschäftigt hat.“

Alfred de Vigny.

VIII.

Florenz, 20. Okt. Das Verhältniß des Frate zu Alexander VI. ist durch die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung in unserm zweiten Centenarbriefe bereits im wesentlichen klargestellt worden. Die herausfordernde, heftige Sprache des Mönches konnte und mußte dem Papst Anlaß und äußeren Vorwand zum Einschreiten gegen ihn geben. Der tiefere Grund der Erbitterung Alexanders mag in den Angriffen Savonarola's auf sein Privatleben, auf seinen Nepotismus, sein simonistisches Treiben gelegen haben. Es lag vielleicht noch mehr in der Wahrnehmung, daß dieser Mönch mit seiner ganzen Reformidee ein bedeutendes Hinderniß für die Durchführung der Borgia'schen Hauspolitik sein mußte. Mit seiner Gegnerschaft gegen die Medici und seiner Betreibung der französischen Allianz hatte er sich vollends zu einem politischen Gegner ausgewachsen, der beseitigt werden mußte. Der Untergang des Frate war ein Postulat der Politik Alexanders. Das hat auch Ranke durchaus zugestanden. Wenn er S. 278 meint, das vornehmste Motiv seines Vorgehens gegen den Frate habe in der „Behauptung der höchsten geistlichen Autorität, wofür er jetzt wieder auf eine städtische Partei in Florenz rechnen konnte“, gelegen, so glauben wir nicht, daß, wie Pastor anzunehmen scheint (Zur Beurtheilung Savonarola's S. 61, A. 2), Ranke damit habe sagen wollen, daß Alexander sich hier nur oder in erster Linie von theologisch-kirchlichem Interesse und der pflichtmäßigen Sorge für Wahrung des kirchlichen Lehramts habe leiten lassen. Die Wahrung der äußeren kirchlichen Autorität konnte auch Alexander nicht versäumen, wollte er seiner politischen Stellung nicht den Boden unter den Füßen entfallen lassen. Luotto's Versuch, die Absicht des Papstes geradezu als eine gute darzustellen; die Behauptung, derselbe habe nicht aus bösem Willen, sondern auf Anstiften von Verleumdern gehandelt, ist einfach läppisch; wie Brosch (S. 264 f.) sehr richtig betont, scheitern alle diese Rettungsexperimente an der furchtbaren Ungerechtigkeit des Todesurtheils und der Hinrichtung, der gegenüber alle Extravaganzen in Savonarola's Sprache und Auftreten ernstlich nicht in die Wagschale fallen können. Wenn Alexander in seinem Schreiben an die Signorie vom 17. April 1498 (Gherardi, S. 242) Savonarola iniquitatis filius, perditionis alumnus, populi seductor nennt, die Anwendung der Tortur gegen ihn verlangt und den Herren von der Signorie die Erlaubniß gibt, sich einen geeigneten Beichtvater zu wählen, der sie von den in diesem Prozeß verwirkten Zensuren freispreche — so ist und bleibt das die höchste Leistung pfäffischer Ruchlosigkeit, pharisäischer Verdrehung des Rechts und greulichen Mißbrauchs der kirchlichen Heilmittel. Was weiter von der angeblichen Mißbilligung der Exkommunikation seitens des Papstes, seiner Absicht, dieselbe zurückzuziehen u. s. f. gefabelt wird (Centen. X 152), kann man ruhig auf sich beruhen lassen. Das sind kleine Künste derjenigen, welche kleine Höflichkeitsrücksichten nehmen müssen, wie sie dem ernsten Historiker fern liegen und fern liegen müssen. Vollends lächerlich aber ist, wenn uns Luotto glaubhaft machen will, Alexander sei einer Reform nicht abgeneigt gewesen. Es ist wahr, daß der Papst nach der gräßlichen Ermordung seines Sohnes, des Herzogs von Gandia (14. Juni 1497), erschüttert war und „sogar“ seine Absicht aussprach, künftighin keine Benefizien mehr zu verkaufen, den Kardinälen nur mehr ein Bisthum und 6000 fl. Einkünfte zu lassen und deren Hofhaltung einzuschränken, ja daß er dem König von Spanien gegenüber von seiner Abdankung sprach. Aber die Reformkommission wurde bald wieder aufgelöst, weil sie die Freiheit des hl. Vaters beschränke. Es blieb alles beim alten, und es mußte dabei bleiben, weil, wie Reumont sich ausdrückt, bei Alexander „höhere moralische Gesichtspunkte, wie die Fähigkeit der Auffassung der aus seiner geistlichen Würde entspringenden Pflichten gänzlich außerhalb seines Kreises lagen.“ (Gesch. d. St. Rom III, 1, 249.)

Aber das alles erledigt die Frage nicht, ob Savonarola's Verhältniß zu dem Papst, seine Opposition, seine Weigerung, sich in Rom zu stellen, das Predigen aufzugeben, endlich die Nichtachtung der Exkommunikation und die Betreibung eines allgemeinen Konzils behufs Absetzung des Papstes sich entschuldigen und gar rechtfertigen lassen, oder ob dies ganze Verhalten eine schwere Verschuldung in sich schließe und den Frate als einen kirchenfeindlichen Rebellen erscheinen lasse. Wir sehen hier gänzlich ab von der Anschauung derer, welche jede Auflehnung gegen die kirchliche Auctorität als einen Beweis von Geist und Charakter ansehen; es handelt sich für uns nicht darum, wie diese Dinge sich aus dem Gesichtswinkel des Akatholiken ausnehmen, sondern wie sie vom Standpunkte des kirchlichen Bewußtseins und von der gesammten Anschauungsweise seines Zeitalters aus beurtheilt sein wollen; denn danach hat sich das historische Urtheil über Savonarola's Stellung und das Maß seiner Verantwortlichkeit zu richten.

Luotto's Versuch, alle diese Schwierigkeiten theils durch Leugnung des offenbaren Thatbestandes, theils durch Verwechslung des subjektiven und des objektiven Moments

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 222 vom 1. Oktober d. J.

aus der Welt zu schaffen, muß als gänzlich verunglückt beiseite gelassen werden. Aber auch Pastors Ausführungen schießen mehrfach über das Ziel hinaus. So irrt der Innsbrucker Historiker entschieden, wenn er in der Geschichte der Päpste (III 379) meint: „als Priester wie als Ordensmann war Savonarola eidlich zum Gehorsam verpflichtet gegenüber dem Oberhaupt der Kirche“. In dem Sinne, wie das hier gemeint ist, legt weder der Priester, noch der Predigermönch einen Eid des Gehorsams gegen den Papst ab; das thun nur die Professen des Jesuitenordens, nicht einmal die Koadjutoren desselben. Dieser Umstand fällt in die Wagschale hinsichtlich der Weigerung Savonarola's, die seiner tiefen Ueberzeugung nach unheilvollen und verderblichen Anordnungen Alexanders betreffs der Einordnung des Klosters von S. Marco in die lombardische und später in die römisch-toscanische Provinz ohne Zustimmung der betheiligten Ordensgenossen durchzuführen. Der Ungehorsam des Frate in diesem Punkte ist von Rom aus in ungebührlicher Weise aufgebauscht und zu einem Vorwand der Exkommunikation gemacht worden. Was wir von des Frate Weigerung, sich in Rom zu stellen, zu halten haben, ist seinerzeit hinlänglich klargelegt worden. Weder sein Gesundheitszustand, noch die Rücksicht auf seine Sicherheit, noch endlich die Lage der Republik gestatteten 1495, geschweige denn später, die Reise nach Rom. Der Fall des Erzbischofs von Cosenza, des päpstlichen Geheimschreibers Floridus, konnte ihm schließlich nur eine Warnung mehr sein.[1]) Daß Savonarola prinzipiell und theoretisch die kirchliche Autorität in keiner Weise leugnete oder bestritt, ist außer Zweifel.[2]) Die von Pastor (III 382) angezogene Stelle aus den Predigten von 1496 („der Papst kann mir nichts befehlen, was der christlichen Liebe oder dem Evangelium widerspricht; ich glaube nicht, daß er es jemals wird thun wollen, aber wenn er es thäte, so würde ich ihm sagen: In diesem Augenblick bist du nicht Hirt, nicht römische Kirche, sondern du irrst“) ist von ihm und Anderen ganz irrthümlich so aufgefaßt worden, als ob hier der Frate die subjektive Ueberzeugung gleichwie Hus zum Maßstab des kirchlichen Gehorsams mache. Es war nicht nöthig, eine Wolke von theologischen Zeugen dafür zusammenzubringen (so Schnitzer, Hist.-pol. Bl. 1898, S. 986 f.), daß uns das kanonische Recht zur Ausführung eines sündhaften oder ungerechten Befehls des Papstes selbst unter Androhung der Excommunicatio latae sententiae nicht verpflichtet. Das ist eine allen gebildeten Katholiken geläufige Binsenwahrheit, daß jeder Befehl irgend eines Obern, eine positive sündhafte Handlung zu leisten, an der Mauer des persönlichen Gewissens scheitert. Aber diese Wahrheit hat gar nichts zu thun mit der unzweifelhaften Verpflichtung des Klerikers, sich in statu excommunicationis jeder kirchlichen Funktion zu enthalten, selbst wenn die Zensur nicht zu Recht besteht. Leugnet man dies, so stellt man allerdings das subjektive Befinden über die Autorität und durchbricht die gesammte kirchliche Ordnung. Demnach sind wir der Ansicht, daß Savonarola verpflichtet war, auch eine seiner Ueberzeugung nach ungerechte und illegitime Zensur in foro externo zu respektiren und sich so lange jeder priesterlichen Handlung und des Predigens zu enthalten, bis die Exkommunikation aufgehoben wurde.[1]) Er konnte vollkommen überzeugt sein, daß Alexander unrechtmäßiger Papst war, und daß das von ihm betriebene allgemeine Konzil Jenen des Pontifikats entsetzen werde; aber nachdem Alexander von der Allgemeinheit der Kirche als Papst anerkannt war und die ganze Christenheit ihm Obedienz leistete, stand es Savonarola nicht zu, seine subjektive Erkenntniß, möge sie auch noch so begründet gewesen sein, an die Stelle des allgemeinen kirchlichen Urtheils zu setzen und der Entscheidung des Konzils also vorzugreifen. Der Spectator nimmt für sich und seine Brüder alle Freiheiten in Anspruch, welche Dogma und kanonisches Recht einräumen und übrig lassen: aber der Durchbrechung der kirchlichen Ordnung kann er nie das Wort reden, und er kann es nie gut heißen, wenn die Wahrung des persönlichen Gewissens verwechselt wird mit dem, was er einen Akt unberechtigter Auflehnung nennen muß. In diesem Falle aber befand sich unsres Erachtens Savonarola, als er, von der Exkommunikation betroffen, gleichwohl die Kanzel wieder betrat, das hl. Opfer am Weihnachtsfest 1497 wieder darbrachte und seinen Brüdern und Anhängern eigenhändig das Sakrament spendete. Wir verurtheilen dies Verhalten nach seiner objektiven Seite so unumwunden wie möglich. Die Frage kann nur mehr sein, ob sich subjektive Entschuldigungs- oder Rechtfertigungsgründe zugunsten des Frate beibringen lassen, welche uns veranlassen können, ihm die bona fides bei diesem ganzen Verhalten zuzuerkennen und damit von dem Vorwurf freizusprechen, wissentlich eine Schuld auf sich geladen zu haben.

Man hat die Haltung Savonarola's früher damit zu erklären gesucht, daß er von Anfang an Alexander VI. wegen der bei seiner Wahl zum Nachfolger Innocenz' VIII. begangenen Simonie nicht als rechtmäßigen Papst anerkannt habe. Diese Annahme ist nicht haltbar. In allen Ausschreiben des Frate an Alexander, von dem ersten (1495, 31. Juli; Villari I, Doc. XXIV) bis zum letzten (1498, 13. März; Meier, S. 381; Quétif II, 281; Villari II², 129) wird dieser als rechtmäßiger Papst behandelt, auch in keiner Weise ein Vorbehalt gemacht. Auch in den Briefen an die Fürsten, wo Savonarola das Konzil betreibt, wird nirgends die bei der Wahl von 1492 begangene Simonie als eigentlicher Grund der Absetzung betrachtet. Die Frage, wie sich Savonarola prinzipiell zu dieser Angelegenheit stellte, bleibt also offen. Pastor hat die Meinung vertreten, die simonistische Papstwahl sei erst durch Julius II. 1505 für ungültig erklärt worden. Sowohl Kraus („Lit. Rundsch.“ 1898, Nr. 3) als Grauert (Wiss. Beil. z. „Germania“ 1898, Nr. 39) haben die Unzulässigkeit dieser Annahme hervorgehoben, und namentlich Grauert ist näher auf die verschiedenen Auffassungen dieses Gegenstandes eingetreten. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß schon das Dekret Nikolaus' II. 1058 die Ungültigkeit einer durch Geld und Bestechung erkauften Wahl deklarirt hat. Später hoben die

1) Floridus, einst der erste Günstling Alexanders, war der Fälschung von Dispensen angeklagt und seine Bestrafung von Spanien verlangt. Im Sept. 1497 eingekerkert, wurden ihm Bekenntnisse abgelockt, die Alexander verwerthete. Dann warf man ihn in den San Marocco, das ist das Verließ der Engelsburg, eine Brunnenversenkung in der inneren Gruft des Hadrian, wo er nur Wasser und Brot, einen Krug Oel mit Lampe, ein Brevier und die hl. Schrift erhielt und am 23. Juli 1498 starb. Vgl. Gregorovius VII³, 413.

2) Dieser Ueberzeugung war auch der Florentiner Dominikaner Fra Tommaso Neri in seiner bisher in der Verhandlung über die Savonarolafrage viel zu wenig benutzten, äußerst selten gewordenen Apologia in difesa della Dottrina del R. P. F. Girolamo Savonarola, welche an den Kanonikus Francesco di Arezzo gerichtet und als durchaus rechtgläubig von der Inquisition approbirt war (Fiorenza appresso i Giunti 1564).

1) Wie das kirchliche Alterthum und, man darf ruhig hinzusetzen, alle echt kirchlich gesinnten Kreise über den Fall gedacht haben, wo „auch fromme Männer durch die Agitationen fleischlich gesinnter Menschen von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen werden“, sagt uns Augustinus De vera Religione c. 4, § 11 (Ed. Opp. Venet. I, 955) und De Baptism. c. Donatist. l. I, c. 17, § 26 (ebd. XII, 121): „sie ertragen diesen Schimpf mit aller Geduld um des kirchlichen Friedens willen; sie bilden keine abgesonderten Gemeinden, sie vertheidigen bis zum Tode und unterstützen durch ihr Zeugniß den Glauben, von welchem sie wissen, daß er in der katholischen Kirche verkündet werde.“ Möhler, welcher diese Aeußerung nicht ganz genau citirt (Die Einheit in der Kirche, Tüb. 1825, S. 321) setzt hinzu: „welch unendliche Liebe trägt das Gemüth in sich, das also sprechen kann.“

Vertreter des extremsten Kurialismus, wie Juan Torquemada und der Panormitanus nach dem Vorgang des Agostino Trionfa (De pot. eccl. Qu. II, a. 5, ed. Ram. 1584, p. 22; qu. V, a. 3, p. 51) die Regel aufgestellt, der Papst könne wegen Simonie nicht abgesetzt werden. Indessen hat die Mehrzahl der Theologen und Rechtslehrer, fußend auf dem Dekret Alexanders III., die bei der Wahl begangene Simonie als Hinderniß einer „kanonischen" Wahl zu betrachten fortgefahren. Johannes Gerson, das größte Licht der Theologie im 15. Jahrhundert, war sicher dieser Ansicht, wenn er den Satz verficht: simaniacus quilibet excammunicatus est ipso jure und wenn er weiter ausführt papam nan salum pro haeresi sed pro qualibet notoria crimine deponi posse. Es ist anzunehmen, daß auch der hl. Antoninus († 1459) derselben Meinung war, als er die Ambitian und Präsumption als mit der kanonischen Wahl unvereinbar darstellte. Darauf kommt es indessen weniger an, obgleich wahrscheinlich ist, daß auch in diesem Punkte Savonarola sich der Auctorität des von ihm oft citirten Gerson und derjenigen des ehemaligen Priors von S. Marco anschloß, denn wie gesagt, es liegt kein Beweis vor, daß er die Wahl Alexanders gerade wegen der bei ihr begangenen Simonie anfocht. Dagegen geht mit Klarheit aus den an die Fürsten gerichteten Briefen hervor, daß der Frate aufgehört hatte, Alexander als den rechtmäßigen Papst zu betrachten, weil derselbe durchaus ungläubig und in seinen Lastern unbußfertig sei (Brief an den Kaiser, bei Meier S. 352: ... nan è cristiano e non crede esser alcun Dia, il che trapassa il calma d'agni infedeltà. Ed a tutta il manda a tempa e luaga apportuno scaprirò altri suai occulti vizii, come adesso il Signore mi ha commandato). Es ist mehr als einmal gesagt worden, daß, wenn es Savonarola gelungen wäre, die Christenheit von der Richtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen und ein Konzil zur Absetzung des Alexander zu bewegen, er als der größte Mann des 15. Jahrhunderts dastände, und noch neulich hat Grauert die ebenso durch Sachkenntniß wie verständiges Urtheil ausgezeichneten Seiten, welche er der Untersuchung dieser Materie widmete, mit dem Ausspruch geschlossen: daß Savonarola, wäre ihm jenes Unternehmen gelungen, heute von der Kirche gleich einem hl. Bernhard von Clairvaux als Heiliger verehrt würde.

Daß ein ungläubiger und lasterhafter Papst abgesetzt werden könne, war eine von Gerson und Antoninus, den großen Lehrern des Frate, vorgetragene, durch das Beispiel des Konstanzer Konzils bestätigte Doktrin, der man beipflichten konnte und mußte, auch ohne daß man sich zu dem Konstanzer und Basler Satz von der Superiorität des Konzils über den Papst bekannte. Selbst die strengsten Kurialisten erklären, daß der als Ungläubiger oder Häretiker erkannte Papst ipsa facta aufgehört habe, Papst zu sein[1]): es urtheilt also ein Konzil, welches über diesen Thatbestand sich ausspricht, nur über ein individuelles Faktum, dessen Konsequenzen sich von selbst ergeben. Wir können daher der Ansicht unsres verehrten Freundes F. Tocco nicht beitreten, wenn derselbe sagt: „Savonarola täuschte sich, indem er glaubte, eine bereits in Basel verlorene Partie spielen zu können.[2])" Der Frate konnte in gutem Glauben, wenn er von der Richtigkeit seiner Beschuldigungen überzeugt war, Alexander VI. die innere Unterwerfung verweigern und auf dessen Entfernung hinarbeiten. Dabei bleibt aber vollkommen bestehen, daß er, so lange das Konzil, bezw. der Episkopat den Sachverhalt nicht herausgestellt, so lange im Gegentheil Alexander sich der allgemeinen Anerkennung als Papst erfreute, er diesem in fora externa hinsichtlich der Ausübung kirchlicher Funktionen zu gehorchen hatte. Es ist viel zu weit gegangen, wenn Ranke (S. 291) die sonderbare Behauptung aufstellt: „Der Exkommunikation zu widerstehen, war eine Anbahnung der allgemeinen Reform, mit der er umging." Aber wenn Savonarola in der Predigt auf Quinquagesima 1498 (Villari II[2] 93) meint: eine ungerechte Exkommunikation binde nur, insofern ihre Uebertretung Aergerniß hervorrufe: hier aber sei kein Aergerniß mehr zu fürchten, da seine Unschuld anerkannt sei und man doch nicht zugeben könne, ein schlechter Papst dürfe ungehindert die ganze Kirche verwüsten, so täuschte er sich doch. Es gab offenbar viele brave Gläubige, welche an seinem Vorgehen Aergerniß nahmen, wie wir das sowohl aus Nardi (I 120), als aus den Aufzeichnungen Landucci's wissen.[1]) Seit Weihnachten 1497, wo Savanarola wieder die Funktionen ausübte, sprach er in den Predigten von dem Papste als einem zerbrochenen Eisen — ferro rotto. Es drängt sich die Frage auf, wann Savonarola zu der Ueberzeugung von dem Unglauben und der Illegitimität Alexanders gelangt ist. War dieser für ihn längst ferra ratta, wie konnte er noch später, am 13. März 1498, ihn als Papst anreden und in seinem Schreiben als solchen behandeln? Waren diese Dinge ihm auch nur zweifelhaft, wie konnte er vor allem Volk wiederholt ausrufen, lieber solle ihn die Hölle verschlingen, als daß er die Lösung von diesem Bannfluch ansuche?

Das sind alles Fragen, denen gegenüber bisher jeder Versuch einer vollkommen befriedigenden Erklärung gescheitert ist. Ohne eine befriedigende Antwort steht man bisher vor der schmerzlichen Frage: wie konnte es geschehen, daß ein im geistigen Leben so tief gefesteter, edler, nur den höchsten Zielen dienender Ordensmann sich zu so zahlreichen Maßlosigkeiten, zu so leidenschaftlichen Ausbrüchen, zu solchen Inkonsequenzen in seiner kirchlichen Haltung und Führung, zu solch bedauerlichem Aergernisse hinreißen ließ? Wie vereint sich so unbestreitbare Hoheit, solch unleugbarer Adel christlicher Gesinnung mit solchen Handlungen, die, mögen sie subjektiv noch so gerechtfertigt gewesen sein, nach ihrer objektiven Seite das Gefühl der kirchlich gesinnten Gläubigen nothwendig verletzen und heute noch schmerzlich berühren müssen?

Das ist das psychologische Problem, welches uns in dem Leben des Frate entgegentritt und mit dem wir uns zum Schlusse noch zu beschäftigen haben.

IX.

In Alexanders VI. erstem Schreiben an Savonarola vom 21. Juli 1495 wird der Mönch nach Rom citirt, weil er zukünftige Dinge als durch göttliche Offenbarung enthüllt auf der Kanzel verkündigt habe. In allen folgenden Verhandlungen und in den drei Prozessen spielt diese Anklage eine Hauptrolle. Das heutige Urtheil über den Frate wird wesentlich bestimmt werden durch die Antwort auf die Frage: was von Savonarola's visionären Zuständen und seinem Prophetenthum zu halten ist. Die weitläufige, aber ziemlich konfuse Untersuchung Rudelbachs (S. 281) konnte diesen Gegenstand wenig fördern. Es ist das Verdienst Döllingers und nach ihm auch F. Tocco's, die Visionen und Prophezeiungen des Frate in den richtigen Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Prophetenthum

[1]) *Aug. Triumph.* De Pot. Eccl. Qu. V, a. 1 (ed. Rom. p. 50): „Papa si clare sit haereticus seque emendare nolit, ipso facto est depositus."

[2]) *F. Tocco* in Cultura, 1898, XVII, No. 10, 156.

[1]) Landucci war sonst ein glühender Verehrer des Frate. Sein Diario Fiorentino dal 1450 al 1516, pobl. do Jodoco del Badi erschien Flor. 1883. Vgl. das. S. 161 f. 163, die auch von Pastor (Zur Beurth. S's. S. 77) angeführte Stelle. „Man sprach viel von dem Exkommunizirten. Viele Leute gingen nicht in seine Predigt, indem sie sagten: Ob gerecht oder ungerecht, die Exkommunikation ist zu achten."

gesetzt zu haben. Auch hier konnte nur der Weg der geschichtlichen Untersuchung zum Ziele führen. Doch haben auch sie das letzte Wort hinsichtlich dieses Punktes nicht gesprochen.

Savonarola beantwortete den Brief des Papstes mit der Abfassung des Compendium Revelationum, welches uns die ganze Entwicklung seines visionären Wesens vorlegt. Später (1497) ergänzte er diese Darlegung durch den Dialogo della verità profetica. Das sind die beiden wichtigsten Urkunden, aus denen sich jener eigenthümliche Seelenzustand studiren läßt, der von den Einen als Beweis seiner göttlichen Sendung, von Anderen als Erweis seiner Narrheit oder seines Betrugs angesehen wurde.

Er habe, erzählt Savonarola (Comp. Rev. ed. Quétif I, 226 f.) seit 1489 (soll heißen 1490) in Florenz über die Erneuerung der Kirche, das kommende Strafgericht, das baldige Eintreffen dieser Dinge gepredigt, indem er zuweilen ein Gesicht verwerthet habe, aber nicht als prophetische Vision, sondern als oratorisches Hülfsmittel (in morem parabolae). Angesichts des sich daraufhin erhebenden Widerspruchs habe er dann davon abgelassen, solche Visionen zu erzählen; sei aber unter diesem Zwang, den er sich auferlegt, immer größerer Unruhe und Verdrossenheit anheimgefallen. Eine große, für den zweiten Fastensonntag 1490 (91) im Dom vorbereitete Predigt über solche Visionen habe er unterdrücken und Anderes predigen wollen. Da sei ihm in der völlig schlaflosen Nacht vorher, wo er bei Tagesgrauen ganz erschöpft gewesen, gesagt worden: Wahnsinniger, siehst du nicht, daß es Gottes Wille ist, daß du solche Dinge verkündest? Alsbald sei ihm auf anderem Wege als dem des Studiums der Schrift durch (direkte) göttliche Eingebung Gewißheit über diese Offenbarungen geworden. Vom Himmel aus ging ihm (1492) die Vision zu, da er eine Hand mit dem Schwert am Himmel sah, auf dem die Worte standen: Gladius domini super terram u. s. f. Eine furchtbare Stimme rief die Erde zur Buße auf, dann drehte sich auf einmal alles im Kreise um (totus conspectui meo orbis insinuari visus est), die Engel stürzen vom Himmel auf die Erde u. s. f. Mit Gewißheit habe er dann Deo pariter inspirante den Zug des neuen Cyrus (Karls VIII.) nach Italien, den baldigen Tod Innocenz' VIII., Lorenzo's de' Medici, die bevorstehende Verfassungsänderung in der Stadt geweissagt. Am darauffolgenden Allerheiligenfest habe er, körperlich völlig erschöpft, Italien und Rom jenes kommende Strafgericht angesagt, auch die in unsrer Zeit bevorstehende Bekehrung der Türken und Mohren zum Christenthum. In der Charfreitagnacht von 1492 habe er dann die große Vision von den zwei Kreuzen gehabt, dem einen, das schwarz und entsetzlich mitten über Rom aufstieg mit der Inschrift crux irae Dei, dem andern, das goldig und blumengeschmückt sich über Jerusalem erhob, die crux misericordiae Dei. Inzwischen habe sich der Umschwung in Florenz vollzogen, über den er in langen Gebeten nachgedacht, und da sei ihm in Gestalt eines hochbetagten bärtigen Eremiten der Versucher (tentator) erschienen. Es folgt nun ein Dialog mit diesem Tentator, wo Letzterer, d. i. der Satan, alle nur erdenklichen Einwendungen gegen das politische und kirchlich-reformatorische Werk des Frate vorbringt — Seiten, welche uns ein merkwürdiges Bild der Selbstkritik geben, die der Frate an sich und seinem Unternehmen ausübt. Man wird an Luther auf der Wartburg erinnert. Das Ganze schließt dann mit der prächtigen Vision der von Blumen angefüllten, von köstlichen Quellen durchzogenen Paradieseswiese, in deren Mitte der Thron Salomons steht. Am Schlusse versichert Savonarola, der König von Frankreich sei von Gott in ministrum divinae justitiae erwählt, womit der Anfang der Reformation Italiens und der Kirche gemacht werde; befolge der König, was ihm aufgetragen, so sei ex inspiratione Dei gewiß, daß er siegen werde. Ebenso habe er aus göttlicher Inspiration öffentlich gepredigt, daß jeder Versuch eines Florentiners, sich der Tyrannis in der Stadt zu bemächtigen, gräßlich bestraft werde u. s. f. Viele werden ihn verspotten, es sei aber wahr, was er geschrieben, und kein Jota werde unerfüllt bleiben.

Die Schrift Dialogo della verità profetica hat einen allegorischen Charakter, indem der Verfasser hier mit sieben Interlokutoren, das sind die sieben Gaben des hl. Geistes, über die Realität seiner prophetischen Gaben und Enthüllungen disputirt (vgl. Villari I³ 335).

Wenn hier und da Savonarola sagt, er sei kein Prophet, so kann nach dem oben Vorgelegten doch kein Zweifel daran bestehen, daß er sich mit voller Bestimmtheit prophetische Erkenntniß der Zukunft beigemessen und von den ihm gewordenen göttlichen Offenbarungen subjektiv überzeugt war.

Den Zusammenhang der Savonarola'schen Prophezeiungen mit denjenigen des hohen Mittelalters wird man nicht verkennen können. Die Vorstellungen von Rom als der großen Meretrix, die Erwartung eines Papa angelico, wie sie seit dem 14. Jahrhundert umgingen, klingen hier durch. Insbesondere sind es die Gesichte Joachims von Floris, die des sogenannten Cyrillus und namentlich die des Telesphorus, welche den Frate sicher beeinflußt haben. Schon in letzteren wird das Imperium auf einen französischen König Karl übertragen, und dieser stellt in Verbindung mit dem Papa angelico die Kirche her, Sarazenen und Tartaren werden zu Christus bekehrt. Es hing damit die Erwartung der baldigen Ankunft des Antichrist zusammen, welche wir im 14. Jahrhundert bei Heinrich von Langenstein, der den Telesphorus widerlegte, bei Niccolo Oresme, bei Vincenz Ferrer treffen. Savonarola erklärt in seinem oben erwähnten Dialog mit dem Versucher, er habe wohl die Weissagungen der hl. Brigida und des Abts Joachim kennen gelernt, da dieselben aber nicht unter die heiligen Canones (!) gezählt würden, wolle er ihre Glaubwürdigkeit weder bejahen, noch verneinen. Anderwärts spricht er auch von den Gesichten der hl. Caterina von Siena, deren ganzes Auftreten gleich dem des Kardinals Latino und des Erzbischofs Antoninus ihm Vorbilder für seine Betheiligung an der Politik bilden. Man kann wohl sagen, daß mit Savonarola diese politische, beziehungsweise kirchenpolitische Prophezie des Mittelalters ausklingt, denn die geistlosen Vaticinien des Pseudo-Malachias und die halbverrückten Utopien Tommaso Campanella's (st. 1639) sind einem ganz anderen Boden entwachsen und haben einen total verschiedenen Charakter als jene von den besten und edelsten Hoffnungen eines ganzen Volkes getragenen Erwartungen, Ahnungen und Weissagungen, deren letzter Träger der Frate von S. Marco war. Wenn Döllinger (Kl. Schr. II, 549) meint, „mehr und mehr werde es doch erkannt werden, daß dieser außerordentliche Mann, wie es der beste seiner Biographen, Villari, ausgesprochen, wirklich eine eigenthümliche Gabe der Divination besessen", so kann man dem insofern beipflichten, als in Savonarola sich der beste und edelste Theil der italienischen Volksseele jener Zeit reflektirte. Aus seinem Munde sprach die Sehnsucht der ganzen Christenheit nach Erneuerung, nach Reform. So ein großes, gewaltiges Sehnen einer Volksseele ist immer eine Art von Vorwegnahme der Zukunft; es macht den, welcher es ausspricht, was Millionen denken und empfinden, unbewußt zum Seher. Der ideale Katholizismus ferner Jahrhunderte, dem wir heute noch zustreben, er projizirte sich in den Geist dieses Mönches, und insofern, wir wagen es zu hoffen und zu glauben, gehört Savonarola in die Reihe jener Propheten der Ecclesia spiritualis, die mit Francesco d'Assisi

anhebt und — in Italien — mit Antonio Rosmini ausklingt.

Savonarola sagte einmal, aus dem tiefen Meer, auf das er hinausgetrieben sei, wünsche er in den Hafen zurückzukehren; aber es sei nicht mehr möglich. Hatte er selbst die Empfindung, daß sein poetisch-divinatorisches Empfinden zwar im großen und ganzen richtig sei, aber im einzelnen sich verirrt habe? Solch ein allgemeiner Zug wird nie vor Irrthum bewahrt bleiben, wenn er zur Spezialisirung übergeht; er ist immer in Gefahr, fehlzugreifen und zur Superstition auszuarten. Und so sehen wir, daß auch Savonarola's Prophezeiungen zum guten Theil unerfüllt blieben. Da, wo sie das Ergebniß natürlicher Einsicht oder sorgfältiger Erkundigung sind oder sein konnten, fanden sie Bestätigung. Aber die allgemeine Vernichtung Roms, wie er sie angekündigt, ist nie eingetreten, und die Reform, welche er alsbald nach dem Flagello zu erwarten hieß, ist nie in diesem Sinne erfolgt. Vor ihm hatten Pier Damiani, Gregor VII., Bernhard von Clairvaux, dieser betreffs des Kreuzzuges von 1147, Weissagungen ausgehen lassen, die sich nicht bestätigten, so daß die Theologen versichern mußten, die Heiligkeit schütze nicht vor Selbsttäuschung und eine Prophezie könne richtig von Gott gegeben, aber von dem menschlichen Organ falsch reproduzirt werden.

Prüfen wir aber den Bericht unbefangen, welchen uns der Frate über die Entwicklung seines visionären Zustandes hinterlassen hat, so werden wir nicht daran vorbeikommen, in ihm alle Indizien einer vollkommenen Autosuggestion zu finden. Die kirchliche Reform, die Ueberzeugung, daß er als Werkzeug derselben berufen sei, hatte sich im Geiste dieses Mönches festgesetzt und zur fixen Idee entwickelt. Er brachte sie offenbar im Keime schon 1490 mit nach Florenz. Dort lebte er in einer Atmosphäre, welche völlig visionär war. Sein Ordensgenosse Maruffi, der einen großen Einfluß auf ihn gewann, hörte Engelstimmen und war ein vollendeter Visionär. Daß solche Dinge anstecken, weiß man. Ein Jahrhundert vorher hatten wir in Deutschland, im Zeitalter unsrer großen Mystiker, ganze weibliche Konvente, wie die von Unterlinden in Colmar, Adelhausen u. s. f., welche total in und von Visionen lebten. Die Luft des Klosters mit dessen Kasteiungen, Nachtwachen, Fasten ist eine vortreffliche Vorbedingung für hysterische Erkrankungen, bei denen ein gesteigertes religiöses Empfinden jeden Augenblick mentale Hallucinationen hervorrufen kann und zu allen Zeiten, bis herab auf unsre Gegenwart, hervorgerufen hat. Nichts war verkehrter als die Alternative, welche schon der gute Benivieni und nach ihm Luotto gestellt: Savonarola müsse ein gottbegnadeter Prophet oder ein betrügerischer Schurke gewesen sein. Wir urtheilen heute anders über diese Dinge. Die hl. Teresa, die große spanische Nonne, der Mittelpunkt der katholischen Gegenreformation Spaniens im 16. Jahrhundert, war unzweifelhaft eine Heilige und zudem eine Frau von außerordentlichem Verstand — das hat nicht gehindert, daß sie Visionärin war. Ein belgischer Jesuit hat vor einigen Jahren ein ganzes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß Teresa an hochgradiger Hysterie litt, und Prof. Charcot hat ihre Zustände aus einem Herzleiden abgeleitet. Wir nehmen bei Savonarola eine ähnliche krankhafte Ueberreizung an: nur so ist man imstande, die Maßlosigkeiten seiner Sprache, die Inkonsequenzen seiner Haltung Alexander VI. gegenüber, den bedauerlichen Trotz gegen die Zensuren bei einem Mann zu erklären, der geistlich und sittlich so hoch und verehrungswürdig dasteht. Er war nichts weniger als ein Betrüger, ebensowenig ein Narr (pazzo, wie er selbst von sich in dem dritten Verhör unter der Tortur aussagt; Villari II², p. CLXXXVII); aber eine edle große Seele, die in der unzuverlässigen Hülle eines kranken Körpers wohnte.

Dazu stimmt auch die körperliche Erscheinung des Frate. Wir besitzen zwei zeitgenössische Schilderungen desselben, eine von seinem glühenden Anhänger Fra Benedetto,[1]) die andere von einem bitteren Gegner, dem Astrologen Bartolommeo della Rocca (Coclite).[2]) Mit diesen Beschreibungen stimmen im wesentlichen die bis jetzt bekannten Portraits des Frate.[3]) Savonarola war von sanguinisch-cholerischem Temperament, von Statur klein, von Gesundheit delikat, das Antlitz war nichts weniger als schön, aber die Hände durchleuchtet zart. Fra Benedetto gibt ihm einen Bart, der auf den Portraits fehlt. Diese zeigen die untere Gesichtspartie weit über Gebühr entwickelt, einen häßlichen Mund mit schmalen Lippen, weit hervorspringender Adlernase, niedriger, stark zurückfliehender, tiefgefurchter Stirn, glühende, vielmehr stechende Augen. Aus diesen Zügen spricht nichts weniger als ein großer, freier Geist, nichts von dem, was uns an den „Propheten der neuen Bildung", den „Begründer der heutigen Zivilisation" (Villari II², 254 f.) glauben machen könnte. Diese Züge, wie sie Fra Bartolommeo uns aufbewahrt, geben der Auffassung des ausgezeichneten Biographen Savonarola's durchaus unrecht. Wir lesen aus ihnen vielmehr einen unfreien, von klösterlicher Aengstlichkeit, mönchischem Fanatismus nicht ganz freien, eingeengten, ja beängstigten und kummervoll bewegten Geist heraus. Wir würden uns nicht wundern, wenn ein Irrenarzt aus ihnen die Anzeichen geistiger Umnachtung nachweisen wollte. Die Berliner Terracotta zeigt uns den Frate ungleich milder; das ist der Kopf des leidvollen, trauernden, aber liebevollen povero fratello. Der Stich Marc Antons zeigt einen ekstatischen Visionär, der dem Wahnsinn verfallen ist.[4])

Wir sind also freilich der Ansicht, daß man bei Savonarola von einer Psychose sprechen kann. Krankhafte Anlage, Ueberreizung durch den Anblick eines jedes redliche Gemüth entsetzenden Zustandes der Kirche hatten in ihm eine Disposition geschaffen, aus der sich alles erklärt: sowohl seine Autosuggestionen hinsichtlich der Prophetengabe und der eigenen Mission, als die Maßlosigkeiten und Extravaganzen im Kampfe gegen Alexander VI., nicht minder die Vorstellung, es lasse sich Florenz in ein Kloster verwandeln, oder, was einst Cosimo als Ding der Unmöglich-

---

[1]) Vgl. *Marchese:* Arch. stor. Ital. VII App. Die betreffenden Stellen des Cedrus Libani übersetzt bei Gregorovius: Wanderjahre I³, 279 f.

[2]) Vgl. *Bartol. della Rocca:* Chyromantie ac Physionomie Anastasia, Bol. 1523, Libr. II, qu. 11, abgedr. bei *Bongi*, Arch. stor. Ital. N. S. IX App. 116: (cum oculi secundum longum fuerint situati, callidum et deceptorem insinuant). Vgl. betr. des Aussehens Savonarola's Villari I², 21, Pastor, P. G., III, 134, Meier S. 16. Auch Pica: Vita S., S. 5, Burlamacchi S. 3.

[3]) Außer dem vorzüglichen Corniol des Giovanni delle Corniole (Uffiz.) und Fra Bartolommeo's Bild in der Accademia di Belle arti in Florenz ist am bekanntesten das „bellissimo ritratto", welches derselbe Fra Bartolommeo nach dem Zeugniß Vasari's (Ed. Mil. IV, 179) schuf, das dann nach Ferrara, von dort zurück nach Florenz in den Besitz der Casa Salviati, von da in die Zelle der hl. Caterina de' Ricci in Prato kam, wo es bis 1810 blieb. Nach Aufhebung des Klosters S. Vincenzo gelangte es in den Besitz eines Hrn. Ercolai Rubieri in Prato, der 1879 starb. Das Portrait war eine Zeitlang in der Zelle des Savonarola ausgestellt, ist aber längst zurückgezogen und durch eine treffliche Kopie ersetzt. Dazu kommt das bemalte Thonmedaillon des Berliner Museums, welches sich vor den Medaillen durch künstlerische Frische auszeichnet und wahrscheinlich einem Mitgliede der della Robbia'schen Familie angehört. Es ist publizirt von Bode, Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstsamml. 1887, Heft IV. Von neuen Savonarola-Bildnissen sind diejenigen Bastianini's und Dupré's zu erwähnen. Vgl. noch *Citadella* im Anhang zu La Nobile Famiglia Savonarola, wo die Medaillen und Bilder des Frate verzeichnet sind; *Rubieri*, Il ritratto di Fra Gir., Fir. 1855. E. Frantz, Fra Bartolommeo, Rgsb. 1879, S. 94—98. Betr. der Savonarola-Portraits in den Holzschnittwerken des 15. und 16. Jahrhunderts *Gruyer*, Les Illustrations de Jérome Savonarole etc. Paris 1879.

[4]) *Al. Heiss:* Les Médailleurs de la Renaissance. Paris 1885. V. Danoch v. Fabriczy, Ztschr. f. bild. Kunst XX, 147, Fig. 8.

keit bezeichnet, mit einem Paternoster regieren. Die täglich steigenden Aufregungen, die Diskrepanz der in der Politik nothwendigen Mittel mit seinen sittlichen Grundprinzipien kamen hinzu, um ihn zu verwirren und dem Untergang entgegenzuführen.

Und nun! Was bleibt von diesem Mann?

Es bleibt vor allem als leuchtendes Beispiel sein Mannesmuth in einer Zeit, die den Begriff eines solchen verloren hatte.

Es bleibt seine gänzliche Hingabe an den Dienst einer großen Idee: welch Beispiel für eine Zeit, die nicht mehr zu wollen weiß!

Es bleibt seine tiefe Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform. Es bleiben, der Beachtung auch heute noch werth, seine Ansichten über die Quellen des Uebels und die Mittel der Heilung.

Diese Ansichten bewegen sich im strengen Anschluß an Johannes Gerson, den guten Genius des 15. Jahrhunderts. Savonarola hat sie hauptsächlich in seiner großen Predigt della Rinnovazione (1495) auseinandergesetzt; ausführlich analysirt sie Domenico Benivieni in seinem Trattato (c. 9). Wir haben dessen Ausführungen seinerzeit vorgelegt. Gerson erblickt die Quellen und die Manifestationen des Verderbens in folgenden zehn Punkten: 1. in der Rebellion der römischen Kirche im Zeitalter des Schisma; 2. der Schamlosigkeit, mit der Geistliche vor aller Welt sündigen; 3. in der maßlosen Ungleichheit der kirchlichen Stände; 4. in dem unbeschreiblichen Hochmuth der Prälaten; 5. in der Tyrannei und Ungerechtigkeit geistlicher und weltlicher Herren; 6. in der Unruhe und Zerfahrenheit, die sich bei Fürsten und Völkern herausstelle; 7. in der Unbußfertigkeit und verstockten Sündhaftigkeit der Prälaten; 8. in der Hinwendung der Geistlichen von dem Fundament der heiligen Schrift zu Fabeln und menschlichen Erfindungen; 9. in der von den Grundsätzen der Gerechtigkeit abgefallenen Verwaltung und Regierung Roms; 10. in der Zerstörung der soliden und ehrlichen Studien.

Die „Signori" von heute sind freundlichst eingeladen, über diese zehn Punkte eine öftere Gewissenserforschung zu halten; denn es will uns dünken, als ob diese Gravamina plebis christianae auch heute noch nicht ganz erledigt seien. Das Studium derselben könnte zu der Einsicht dessen verhelfen, was Gerson und Savonarola auch für die Gegenwart noch bedeuten, und wenn diese Einsicht durchbräche, so wäre der Hauptzweck unsrer Centenariumsbriefe erreicht. Im 15. Jahrhundert scheiterte Savonarola's Reform und mußte sie scheitern, weil das Gros der italienischen Nation, welche Roms Einfluß und das Geld der übrigen Christenheit brauchte, für eine Reform nicht zu haben war, deren Kern in der Zurückführung auf die semplicità interiore (Prediche von 1493, f. 155), in der Rückkehr von übertriebenem Zeremoniendienst und der grauenhaften Veräußerlichung der Kirche bestand. Und sie mußte scheitern, weil Florenz in erster Linie ein großes Bankgeschäft war und damals wie zu allen Zeiten die Mehrheit der Italiener stets auf der Seite eines diese Geschäfte fördernden Regimen Ecclesiae gestanden hat.

Es war ein ungeheurer Irrthum, die sittliche Erneuerung der Welt und die Reform der Kirche durch die Politik erreichen zu wollen; und es war ein zweiter ungeheurer Irthum, die Demokratie idealisiren und zur Trägerin der Reformbewegung machen zu wollen. Und es war ein dritter, vielleicht der verhängnißvollste Irrthum, das kirchliche Reformwerk von den Diktaten des gesunden Menschenverstandes zu trennen.

Der gesunde Menschenverstand, der bon sens, wie die Franzosen dies Ding kurz und bündig nennen, die ruhige, vernünftige Erwägung des thatsächlich Gegebenen und des faktisch Erreichbaren — er war leider nie die starke Seite des politischen Katholizismus. Er ist es heute weniger als je, wie ein Blick in die Literatur und Presse des Ultramontanismus lehrt. Ein Defizit, das nachgerade den Charakter einer erblichen Belastung angenommen hat. Der religiöse Katholizismus, weil in seiner Absicht rein, in seinem ganzen Wesen durchströmt von dem Lichte der Gottheit, hat den Bund mit dem gesunden Menschenverstand weder gescheut, noch von sich gestoßen. Er hat die Nothwendigkeit verständiger Erwägung auch da anerkannt, wo er sich zu den Höhen der Ekstase erhob: „Ajustate con tu propria razon en orden à poner en execucion para el camino del Cielo todo quanto te dictare: que esto te aprovecharà mas para delante de Dios, que todo quanto pudieras hazer fin esta reflección, y que todos los favores espirituales que pudieras recibir."

Das hat wohl, werden unsre Gegner sagen, irgend ein „liberaler Katholik" geschrieben: nein, liebe Freunde, das schreibt der hl. Juan de la Cruz an die hl. Teresa.[1])

Wir ziehen das Facit unsrer Betrachtungen. In Savonarola zeigt uns die Geschichte das tragischste Beispiel dessen, was ein Priester von hoher Begabung, großer Seele, tiefer Kenntniß der heiligen Schrift und der Theologie, wunderbarer Höhe des asketischen Ideals, seiner Empfindung für die Forderungen des Gewissens werden kann und werden muß, wenn all diese Gaben nicht in den ausschließlichen Dienst der Religion gestellt, sondern zur Verfolgung irdischpolitischer Zwecke verwerthet werden. Auch wo diese nur als Mittel zum höchsten Zweck verfolgt werden, müssen sie, weil von der Natur des religiösen und inneren Lebens abliegend, jene herrlichen Gaben auf die Dauer in ihrer Wurzel angreifen und vergiften; sie werden früher oder später den Inhaber derselben stets auf einen Weg zwingen, wo die Auswüchse der Leidenschaften, die Konflikte mit der Idee des Christenthums, der kirchlichen und der staatlichen Auctorität wie Unkraut am Wege wachsen. Auf solchem Weg wird der Fuß auch des Besten und Reinsten, von den Disteln blutig gerissen, schließlich straucheln. Das ist Savonarola's Geschichte. Er bleibt ein Typus für alle Zeiten, dem Viele gefolgt sind, ohne ihn an Zauber der Persönlichkeit, an Größe des Gedankens, an Macht der Empfindung und des Wortes zu erreichen. Sein innerster Kern ist rein und unantastbar: aber an seinem Kleide kleben Flecken, die der von einem Borgia angezündete Scheiterhaufen in der Erinnerung der Guten wegbrennen sollte. Niemand hat das Recht, sein Andenken zu schmähen, denn er war ein Israelita in quo dolus non fuit; ihn als Heiligen oder Märtyrer der „katholischen Demokratie" auf den Altar zu erheben, wäre der sonderbarste Irrthum.

Savonarola ist die beste Intelligenz, das edelste Herz, in welches der politische Katholizismus jemals die Nacht beginnenden Wahnsinns hineingeworfen; die schönste Perle, die er entweiht, indem er sie dem goldenen Kalb der Volksherrschaft an den Hals gehängt; der köstlichste Edelstein, den er jemals zerbrochen hat. Sein Centenar ist eine ernste Lehre, und das traurigste an dieser Trauerfeier ist, daß von all denen, welche diesem Ereigniß ungewiß, fragend zuschauen, nur Wenige ahnen, was der Scheiterhaufen von 1498 im Grunde bedeutet, was er uns heute zu predigen hat. Hätte der Spectator vor vierhundert Jahren gelebt, er hätte sich sicher nicht zu den Arrabiaten gehalten, aber er hätte auch den Piagnonen nicht überallhin folgen können. Er kann sich auch heute nicht zu den geistigen Nachkommen der Letzteren stellen, aber er vermag dem Andenken des armen Frate eine Thräne wehmuthsvoller

1) Sentencias del B. Padre *Juan de la Cruz* etc. Brusselas 1682.

Bewunderung und verständnißvoller Theilnahme nimmer zu versagen.[1])

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat November (gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr Abends). Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem, gegen Norden zu offenem Bogen vom östlichen zum nordwestlichen Horizont, in mondfreien Nächten ist sie als glänzendes Band hoch am Himmel wahrzunehmen. Um den Scheitelpunkt herum, den sie mit ihrem südlichen Rande eben noch streift, gruppiren sich die bekannten, in ihr liegenden Sternbilder der Eidechse, der Cassiopeja und des Perseus (mit dem merkwürdigen kurzperiodisch veränderlichen Stern Algol), zu denen südlich der Milchstraße noch das Dreieck und die Andromeda hinzutreten. Die Frage, ob in dem großen Nebel der Letzteren neuerdings wieder eine Verdichtung eingetreten, also abermals ein neuer Stern im Aufleuchten begriffen ist, ist immer noch nicht endgültig entschieden, doch hat es den Anschein, daß die in der letzten Zeit gemachten diesbezüglichen Wahrnehmungen auf einer Verwechslung beruhen.

Die Sternbilder des Schwans, des Adlers und der Leier mit ihren hellen Sternen Deneb, Altair und Wega, sowie das Sternbild des Delphins stehen im westlichen Arm der Milchstraße und nunmehr schon ziemlich tief am nordwestlichen Horizont. Westlich der Andromeda und mit ihr fast in gleicher Höhe erblicken wir das Sternbild des Pegasus, noch weiter westlich, schon theilweise im Untergang begriffen, die Sternbilder des Füllens und des Wassermanns, während am südwestlichen Horizont der südliche Fisch schon fast vollständig untergegangen ist und nur noch der hellste Stern desselben, Fomalhaut, an dieser Stelle des Himmels durch sein lebhaftes Farbenspiel unser Auge erfreut.

Im Süden hat das langgezogene Sternbild des Walfisches mit dem bekannten, ebenfalls sehr merkwürdigen, veränderlichen Stern Mira (o Ceti) bereits zur Hälfte den Meridian passirt; vom östlichen Ende des Walfisches aus zieht das Sternbild des Widders in nordwestlicher Richtung sich bis zum Dreieck und zur Andromeda hin.

Im Osten ist das glänzende Sternbild des Orion, mit seinem „Jakobsstab" das Wahrzeichen unserer Winternächte, bereits aufgegangen, den weiten Raum zwischen ihm und dem Widder füllt fast vollständig das Sternbild des Stiers aus, in dem wir außer dem Stern 1. Größe Aldebaran (in der Gruppe der „Hyaden") noch den bekannten Sternhaufen der Plejaden bemerken. Am nordöstlichen Horizont, jenseits der Milchstraße, ist der Kleine Hund und der Krebs eben im Aufgang begriffen; höher stehen daselbst schon die Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux und der Fuhrmann mit der am nördlichen Rand der Milchstraße glänzenden Capella. Der Große Bär und der Drache stehen noch immer tief am nördlichen Horizont.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats November abermals um mehr als 7° in Deklination nach Süden und ist am Schluß des Monats von ihrer südlichsten Stellung nur noch um etwa 1.5° entfernt. Die Kulminationshöhe der Sonne beträgt um die Mitte des Monats nur noch 22.5°, ihre Entfernung von der Erde nimmt im November um weitere 125,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe wächst demzufolge von 32′ 14.9″ auf 32′ 26.9″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

November	Aufgang	Untergang
1.	6 h 59 m früh	4 h 55 m nachm.
8.	7 10 „	4 45 „
15.	7 21 „	4 36 „
22.	7 31 „	4 29 „
30.	7 43 „	4 22 „

Die Tageslänge nimmt somit im Laufe des Monats November um reichlich $1\frac{1}{3}$ Stunden ab, am Schluß des Monats beträgt sie noch (ohne Dämmerung) 8 Stunden 39 Minuten.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat November sind folgende:

4. November	2 h	nachm.	Erdferne
6. „	3	„	Letztes Viertel
14. „	1	nachts	Neumond
16. „	9	vorm.	Erdnähe
20. „	6	abends	Erstes Viertel
28. „	6	früh	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

November	Aufgang	Untergang
1.	6 h 29 m abends	10 h 13 m vorm.
8.	12 38 nachts	1 54 nachm.
15.	9 16 vorm.	5 29 „
22.	1 28 nachm.	1 5 nachts
30.	6 9 abends	9 43 vorm.

Merkur durchläuft in rascher rechtläufiger Bewegung die Sternbilder der Waage und des Skorpions, um am Schluß des Monats bereits im Schützen anzukommen. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Lauf des Monats von 28.8 auf 22.0 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe wächst in der gleichen Zeit von 4.7″ auf 6.2″ an. Merkur steht am 5. November im Aphel seiner Bahn und erreicht am 26. November seine größte südliche heliozentrische Breite. Am 20. November (zwischen 8 und 9 Uhr vormittags) kommt er in Konjunktion mit Venus zu stehen, wobei beide Planeten nur in 1.3° Abstand voneinander vorübergehen. Merkur geht in der zweiten Hälfte des Monats durchschnittlich $\frac{3}{4}$ Stunden nach der Sonne unter, so daß er in dieser Zeit tief am südwestlichen Horizont als Abendstern sichtbar wird.

Venus bleibt bis zum 11. November noch rechtläufig, wird aber von diesem Tage an rückläufig im Sternbild des Skorpions. Ihre Annäherung an die Erde dauert fort, am Schluß des Monats beträgt ihre Entfernung von derselben noch 5.3 Millionen Meilen. Im Durchschnitt ist ihre Scheibe nur noch zu etwa 8 Prozent beleuchtet, der scheinbare Durchmesser derselben steigt im Monat November von 44.4″ auf 63.4″ an. Venus geht in der ersten Hälfte des Monats durchschnittlich $\frac{3}{4}$ Stunden nach der Sonne unter, ist also ebenfalls nach Sonnenuntergang auf kurze Zeit am südwestlichen Himmel als Abendstern sichtbar. In mittleren Fernrohren ist ihre stark sichelförmige Gestalt jetzt gut wahrzunehmen. In der zweiten Hälfte des Monats wird sie wegen zu großer Annäherung an die Sonne unsichtbar.

Mars setzt seine langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild des Krebses fort. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Monat November von 21.4 auf 17.0 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 90 Prozent beleuchteten Scheibe wächst dementsprechend von 8.9″ auf 11.2″ an. Mars geht durchschnittlich um $9\frac{1}{4}$ Uhr Abends

---

[1]) Seit diese Blätter geschrieben sind, erschien auch die an dem verspäteten Savonarola-Fest auf Anlaß der Società Dante Alighieri am 10. Juni von Pasquale Villari gehaltene Rede im Druck (*P. Villari,* Girolamo Savonarola e l'ora presente, Estr. dalla Rivista d'Italia, I, Fasc. 7, Roma 1898). Zu der Savonarola-Frage wird hier kein neuer Beitrag geliefert; Villari beharrt bei seinem Urtheil: daß das am 23. Mai 1498 gespielte Drama uns „l'uomo giusto vittima dell' uomo ingiusto, l'uomo onesto sacrificato dall' uomo disonesto" darstelle. Er fügt (S. 11) hinzu: „in questo caso, mi pare, è il diritto canonico che deve pensare ai casi suoi, il Savonarola è perfettamente corazzato dinanzi alla coscienza del genere umano." Villari ergeht sich dann hauptsächlich in politischen und kirchenpolitischen Betrachtungen, zu denen die Centenarfeier Anlaß gibt, und auf die wir, als auf eine bedeutsame und höchst beachtenswerthe Kundgebung, seinerzeit zurückzukommen beabsichtigen.

Von sonstiger Savonarola-Literatur, die seither erschienen, wäre höchstens noch M. Glaßners: Savonarola als Apologet und Philosoph. Eine philosophie-geschichtliche Studie, Paderborn 1898, zu nennen. Als Zusammenfassung der theologischen und spekulativen Ansichten Savonarola's ist die Schrift dankenswerth. Die geschichtlichen Quellen kennt der Verfasser offenbar nicht, er citirt nur aus zweiter Hand. Von der Renaissance hat Hr. Glaßner eine äußerst geringe Meinung, und ihren glänzendsten Repräsentanten schlachtet er mit dem einem oberflächlichen Franzosen entlehnten Citat ab: der Kopf Lorenzo's habe bei Eröffnung seines Grabes die denkbar thierischste Bildung gezeigt.

auf, steht also gegenwärtig, da er fast die ganze Nacht hindurch in verhältnißmäßig großer Höhe am Himmel sichtbar ist, für die Beobachtung schon recht günstig.

Jupiter verfolgt seine langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau noch weiter und nähert sich dabei beständig der Erde. Seine Entfernung von dieser beträgt am 1. November 129.5, am 30. November 125.2 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 29". Jupiter geht um die Mitte des Monats bereits $2^1/_2$ Stunden vor der Sonne auf, ist also in den frühen Morgenstunden als hellstrahlender Stern am östlichen Morgenhimmel sichtbar.

Saturn bleibt fortgesetzt langsam rechtläufig im Sternbild des Skorpions. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats November von 219.7 auf 222.8 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 14". Saturn geht um die Mitte des Monats 1 Stunde nach der Sonne unter, ist also noch für kurze Zeit am südwestlichen Abendhimmel sichtbar.

Uranus steht ebenfalls noch im Sternbild des Skorpions, kommt aber am 26. November in Konjunktion mit der Sonne und ist daher unsichtbar.

Neptun bewegt sich äußerst langsam rückläufig im Sternbild des Stiers und nähert sich dabei der Erde um weitere 5 Millionen Meilen, so daß er am Schluß des Monats noch 584 Millionen Meilen von ihr entfernt ist. Er geht durchschnittlich um 6 Uhr Abends auf, kann also (nur mit optischen Hülfsmitteln) die ganze Nacht hindurch beobachtet werden.

Kometen. Der **Wolf'sche** Komet wird schon recht schwach und ist nur größeren Instrumenten zugänglich. Der neue **Brooks'sche** Komet, über dessen am 20. Oktober erfolgte Entdeckung schon in Nr. 241 dieser Beilage berichtet wurde, wird seinen kleinsten Abstand von der Sonne (sein Perihel) mit rund $^3/_4$ Erdbahnradien am 23. November erreichen. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. November etwa 0.7 Erdbahnradien (14 Millionen Meilen), sie nimmt aber rasch zu, so daß der Komet voraussichtlich allmählich wieder lichtschwächer werden wird. Da er überdies eine so beträchtliche, nach Südosten gerichtete Bewegung besitzt, daß er um die Mitte des Monats bereits den Aequator überschreiten wird, wird er nur in der ersten Hälfte des Monats ein geeignetes Beobachtungsobjekt bilden. Die Bahn dieses neuen Kometen besitzt einige Aehnlichkeit mit der des Kometen 1881 IV.

Sternschnuppen. Außer zahlreichen vereinzelten, aus verschiedenen Gegenden des Himmels, insbesondere aus dem Großen Bären ausstrahlenden Sternschnuppen ist zwischen dem 10. und 15. November ein Vorläufer des unter dem Namen „**Leoniden**" bekannten periodischen Sternschnuppenschwarms zu erwarten, dessen zeitenweise besonders glänzende Erscheinungen bereits vor 1000 Jahren beobachtet wurden. Die Erde passirt auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich um die angegebene Zeit die elliptische Bahn dieses Sternschnuppenschwarms, die, wie zuerst Schiaparelli gezeigt hat, mit der des Kometen 1866 I zusammenfällt. Die Umlaufszeit des Sternschnuppenschwarms um die Sonne beträgt, wie die des zugehörigen Kometen, $33^1/_3$ Jahre; es findet demnach in Zwischenräumen von je einem Dritteljahrhundert eine Begegnung der Erde mit diesem Schwarme statt, die jedesmal einen „Sternschnuppenregen" im Gefolge hat. Die nächste Begegnung wird im November 1899 stattfinden, doch darf man auch heuer schon auf sehr reichliche Sternschnuppenfälle aus dem Löwen (Radiationspunkt ist der Stern 2. Größe γ Leonis) rechnen, die um so besser sichtbar sein werden, als in der angegebenen Zeit der Mond ihrer Erscheinung keinen Eintrag thun wird.

Ein zweiter periodischer Sternschnuppenfall (die **Andromediden**), der alle 7 Jahre ein Maximum erreicht und dessen Radiationspunkt in der Andromeda liegt, wird in der Zeit vom 23. bis 27. November eintreten; die glänzende Erscheinung dieses Sternschnuppenschwarms vom November 1885 ist wohl noch in Aller Erinnerung. Auch dieser Sternschnuppenschwarm wird übrigens erst im nächsten Jahre sein Intensitätsmaximum erreichen.

-rt-

* **Goethestandbild in Straßburg.** Das kommende Jahr 1899 bringt den 150. Geburtstag Goethe's. Goethe zu feiern hat **Straßburg** ein besonderes Anrecht. Die Universität nennt ihn ihren berühmtesten Studenten. Das Münster ist von ihm zuerst wieder als ein Denkmal wahrer und großer Kunst gepriesen worden. Straßburg und das Elsaß hat er als Greis noch in einer Schilderung voll Liebe und Schönheit verherrlicht. Hier hat Goethe die Vollkraft seiner Jugend erlangt. Hier ist er als Dichter von zierlicher Tändelei zu stürmischer Empfindung fortgeschritten. Hier hat er Götz und Faust geplant. Längst und von verschiedenen Seiten erwogen, ist der Gedanke, dem jungen Goethe in Straßburg ein Standbild zu errichten im vergangenen Juni neu angeregt und jetzt mit vereinten Kräften in Angriff genommen worden. Mit der Bitte um Beiträge dazu wendet sich der unter dem Protektorat des Großherzogs **Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach** stehende Denkmalsgesammtausschuß, dem eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten angehört, an das deutsche Volk. Beiträge werden bei der Bankkommandite Kauffmann, Engelhorn u. Co. in Straßburg, sowie bei der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt und deren Filiale in Frankfurt a. M., ferner bei Bankier Alexander Meyer Cohn in Berlin, Unter den Linden 11, und Kommerzienrath Dr. Moritz in Weimar, bei Buchhändler Konegen in Wien; für England bei der Dresdner Bank in London EC, 65 Old Broad Street, für Nordamerika bei dem Bankhouse Ladenburg, Thalmann u. Co. in New-York, 46 Wall Street, in Empfang genommen. Ueber das Ergebniß der Sammlung wird rechtzeitig öffentlich Bericht erstattet werden. Das Weitere bleibt dem Gesammtausschuß vorbehalten.

* **Heidelberg.** In der juristischen Fakultät hiesiger Hochschule habilitirte sich Dr. Julius **Hatschek** aus Czernowitz.

* **Leipzig.** Professor **Scheibner** an der hiesigen Universität hat dieser Tage sein 50jähriges Doktorjubiläum gefeiert. Ohne Unterbrechung hat er 91 Semester mathematische und astronomische Vorlesungen an dieser Hochschule gehalten.

* **Berlin.** Der älteste Professor der Berliner Universität, D. Franz Ludwig **Steinmeyer**, der Senior der theologischen Fakultät, blickt heute auf eine 50jährige Zugehörigkeit zu unsrer Alma Mater zurück. — Am Seminar für orientalische Sprachen tritt mit diesem Winterhalbjahr eine neue Sprache zu den bisher dort gelehrten hinzu. Dr. **Lippert**, der Dozent für den Unterricht in der Haussasprache, macht bekannt, daß er einen Kursus in der **Duallasprache** abzuhalten gedenkt. Die Duallasprache wird bekanntlich in Kamerun gesprochen. — Die **Bibliothek** des verstorbenen Strafrechtslehrers ord. Prof. Dr. **Bennecke**, Breslau, ist an die Firma Max Perl hier verkauft worden; die Sammlung ist reich an Seltenheiten aus der kriminalistischen Literatur. Ein Katalog befindet sich in Vorbereitung.

* **Bonn.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Karl **Crome** zu Berlin wurde zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Bonn ernannt.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der Physiologie und Pathologie an der Universität Wien, Dr. Heinrich **Obersteiner**, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. — Der Fachvorstand an der Staatsgewerbeschule im ersten Wiener Gemeindebezirk, Richard **Engländer**, wurde zum außerordentlichen Professor für allgemeine Maschinenkunde, Eisenbahnbetriebsmittel und Maschinenzeichnen an der Technischen Hochschule in Wien ernannt.

* **Bern.** Dieser Tage hielt Fräulein Dr. **Tumarkin** an der Universität ihre Antrittsvorlesung als Privatdozent der Philosophie. Der Vortrag hatte zum Gegenstand: „Goethe über das Wesen des Dramas". Fräulein Tumarkin ist die erste Dame, die an der Berner Hochschule als Privatdozent lehrt.

* **London.** Seit 19 Jahren wird an dem gedruckten **Katalog** der Bücher und Schriften des **Britischen Museums** gearbeitet. Vor Ende 1900 dürfte die Riesenarbeit vollendet sein. Der Katalog wird dann aus etwa 600 Quartbänden bestehen, von denen jeder ungefähr 250 Spalten enthalten wird.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 3. November. Nummer 249.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Literatur über die Sprachenkämpfe.

Von Hugo Schuchardt.

I.

Nirgends begegnen wir mehr und stärkeren inneren Widersprüchen als in den Darstellungen und Erörterungen, die sich, sei es näher, sei es weiter, auf die Sprachenkämpfe beziehen. Man betrachtet das, was gewesen ist und was ist, man entschleiert das, was werden wird, vom Standpunkt dessen aus, was sein soll. Dieser Standpunkt ist als fester und einheitlicher denkbar und dann im Bereich der Sittlichkeit zu suchen; der Name Gerechtigkeit knüpft sich an ihn. Die Bestimmungen der Gerechtigkeit ergeben sich allerdings nicht ohne weiteres aus ihrem Begriff. Zwischen welchen Parteien — von den Weltsprachen an bis zu den dürftigsten Idiomen herab — soll sie theilen? Soll sie, nach Matth. 20, 14, für ungleiche Leistungen Gleiches gewähren? Vermag sie in jedem einzelnen Fall vollkommene Gleichheit durchzuführen? Indessen haben diese Erwägungen heutzutage einen geringen praktischen Werth; sie liegen hoch über den besonderen Standpunkten, die für das, was sein soll, gelten. Mit anderen Worten, die Nationen — ich meine damit zunächst nicht die Staats-, sondern die Sprachgemeinschaften, die mit jenen allerdings zusammenfallen können — die Nationen üben keine Gerechtigkeit gegeneinander, und jede hat einen guten Grund dafür in dem Verhalten der anderen. Hier kann keine Nation sich rühmen, eine Ausnahme zu bilden — es sei denn aus Mangel an Gelegenheit. Die eine wird jetzt bedrückt und hat einst bedrückt; die andere wird hier bedrückt und bedrückt dort; die dritte hebt flehend die Hände empor, und man sieht an ihnen schon die Krallen herauswachsen, die bereit sind, sich in fremdes Fleisch zu senken. Nur in der Art der Bedrückung zeigen sich die größten Unterschiede. Langsam werden die Nationen heranreifen für den Wahlspruch „Weder Hammer noch Ambaß“, vorderhand heißt es allgemein „Entweder Hammer oder Ambaß“. Der Selbsterhaltungstrieb sieht ringsumher Gefahren, denen er auf jede Weise vorzubeugen sucht; die nationale Selbstsucht, die man mit dem Beiwort „gesund“ zu schmücken pflegt, bestimmt das nationale Handeln. Ueberall ruht die Erscheinung auf derselben natürlichen Grundlage, und somit ist auch der Widerstreit zwischen den Nationen etwas natürliches. Das wird vielfach verkannt oder geleugnet, indem man das eigene Verhalten als sittlich, das fremde als unsittlich darstellt. Hierin liegt der erste und größte der Widersprüche, die ich vor Augen habe. Man gibt vor, nicht bloß dem nationalen Interesse, sondern zugleich einem allgemeineren oder dem allgemeinsten zu dienen. Man verweist besonders auf das Interesse des Staates, aber dieses deckt sich ja ganz mit dem der herrschenden Nation, für die er nur als der Organismus Werth besitzt, in dem sie sich voll ausleben kann. Wenn ihr Bestreben berechtigt ist, andere Nationen oder Bruchtheile solcher, die innerhalb der Grenzen desselben Staates leben, sich anzugleichen oder in sich einzuschmelzen, so ist der Widerstand dieser Gruppen dagegen ganz ebenso berechtigt, da ihren nationalen Interessen eben der Staat nicht entspricht oder vielmehr widerspricht. Etwas annehmbarer erscheint der Verweis auf das Interesse der Kultur; aber auch hier dürfte, mit entsprechender Umwandlung, das Wort Friedrichs des Großen Geltung beanspruchen: „Es möge Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Der Werth jeder einzelnen Kultur und die Werthfolge aller wird von den verschiedenen nationalen Standpunkten aus sehr verschieden bestimmt. Die Selbstsucht einer Nation wird immer vom höchsten Selbstgefühl begleitet; jede Nation, ob groß, ob klein, vermag sich eine Zukunft der Menschheit gar nicht vorzustellen, in der sie selbst keinen Platz mehr hätte; sie würde es aber nur als eine ganz natürliche Entwicklung empfinden, wenn sie alles an sich heranzöge und in sich aufnähme. Jede schreibt sich eine besondere Sendung zu und sieht sich durch sie zur gewaltsamen Beglückung anderer Nationen veranlaßt. Wie die Nationen einander ungerecht behandeln, so beurtheilen sie einander auch ungerecht, und gerade kleine Abschattungen fallen dabei als große Verschiedenheiten auf. Eine Nation tadelt die andere als hartherzig oder hochmüthig oder eitel, nicht als ob sie selbst es nicht wäre, sondern weil sie es in anderer Weise ist. Den Franzosen, welche von der Brutalität Bismarcks reden, scheint jede Empfindung für die Brutalität Napoleons abzugehen. Und bis auf das Grobkörperliche erstreckt sich dieser Nationalismus; Messerstiche, Steinwürfe, Knüppelschläge haben in den einzelnen Ländern eine verschiedene sittliche Taxe, und aus der Ernährungsweise Bismarcks hat man im Ausland allen Ernstes geschlossen, daß er ein Barbar war. Also reine Geschmackssache! Wenn nun eine Nation die Hemmungen, die ihren selbstsüchtigen Bestrebungen von Seiten einer anderen Nation entgegentreten, schon im allgemeinen als unsittlich zu betrachten geneigt ist, so wird die nationale Würze, die dazu kommt, sie ihr noch unsittlicher erscheinen lassen. Es ist nur zu bedauern, wenn auch leicht zu begreifen, daß sich in den Berichten, welche die Tagespresse über die Sprachenkämpfe bringt, der falsch moralisirende Ton so fest eingebürgert hat. Warum nicht dem Beispiel wirklicher Kriegsberichte folgen, in denen doch auch die Niederlagen, Zurückdrängungen, Umgehungen der eigenen Truppen nicht mit Schmähungen und Entrüstungsrufen gegen die feindlichen glossirt zu werden pflegen? Solche pathetische Auslassungen sind überflüssig, wenn nicht schädlich; wir finden sie oft da, wo wir die Ursachen der gegnerischen Erfolge, die Mittel zur Wettmachung derselben oder die Schutzmaßregeln gegen drohende Gefahren vergebens hoffen erörtert zu sehen.

Diese Zwiespältigkeit bleibt nun keineswegs innerhalb der angegebenen Grenzen, sie strahlt auf alle möglichen Gebiete aus, das historische, ethnologische, juristische, pädagogische, und wiederum in allen möglichen Formen, als Beobachtung, Schlußfolgerung, Vorschrift, Bewerthung, Benennung — und dabei ist es meistens unmöglich, die Grenze zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Fälschung zu ziehen. So werden von der nationalen Geschichtsschreibung die Ereignisse bald im Vergrößerungs-, bald im Verkleinerungsspiegel gezeigt und die verbindenden Fäden bald von der einen, bald von der anderen Farbe gewählt. Unendlich viele Meinungen bestehen darüber, inwieweit das Vergangene für das Gegenwärtige maßgebend sei. Ueber „historische Rechte“ denkt der Russe anders, wenn es sich um sein eigenes Land, als wenn es sich etwa um die Länder der Wenzelskrone handelt. Der Franzose stimmt dem Grundsatz zu, daß tschechische und slovenische Kinder von den Eltern nicht in deutsche Schulen geschickt werden sollen, und würdigt unter anderen Einwänden der Deutschen auch den nicht, daß die slovenischen Volksmundarten von der neuslovenischen Schriftsprache so abweichen, daß von ihnen aus die Erlernung dieser kaum leichter sei als die des Deutschen. Aber das Alemannische der Schweiz und des Elsasses ist in seinem Auge nur ein Patois, auf welches die Eltern als die höhere Sprache anstatt des Deutschen das Französische setzen dürfen, ganz so, wie wenn dies Patois ein französisches wäre. Auf nationalpolitische Wortbildungen und Wortverwendungen habe ich in meiner kleinen Schrift Tchèques et Allemands (Paris, Welter, 1898) mehrfach hingewiesen. Neuerdings sind mir zwei neue Belege für die hiehergehörige Vermengung der weiteren Landes- und der engeren Volksbezeichnung begegnet, ein ganz gewöhnlicher und ein recht lustiger. In der „Politik“ wird darüber Klage geführt, daß in der böhmischen Stadt Eger (einer rein deutschen Stadt) das Böhmische (lies: das Tschechische) keine Geltung haben solle. Und im „Budapesti Hirlap“ wird einer Reihe von Personen, die (behufs Ehescheidung und aus gleichwerthigen Gründen) das ungarische Bürgerrecht erworben haben, darunter Girardi, dem Liebling der Wiener, eingeschärft, daß sie nun Ungarn (= Magyaren) seien und nichts mehr mit den Deutschen zu schaffen hätten (also nicht einmal mit den Deutschen Siebenbürgens?).

II.

Man sollte meinen, daß sich für die Sprachenkämpfe eines bestimmten Gebietes und vor allem der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Ferne leicht unbefangene Beurtheiler finden würden. Das ist nicht der Fall. Sprachenkämpfe gibt es fast überall, wenn auch nur im Keime oder in Miniatur; selbst die Lappen im äußersten Norden Europa's scheinen Sprachenverordnungen zu begehren. Indessen ist es kaum die Analogie zwischen den Verhältnissen, vielmehr die Sympathie zwischen den Parteien, welche das Urtheil beeinflußt. Auch beim Zeugen interessirt es den Richter nicht, ob er jemals in einer ähnlichen inneren oder äußeren Lage war wie der Angeklagte, sondern ob er mit ihm verwandt, verschwägert, befreundet ist. Die Reichsdeutschen pflegen das Verhältniß der Siebenbürger Deutschen zu den Magyaren nicht an dem Verhältniß der Polen oder der Dänen zu ihnen selbst zu messen, sondern von dem Standpunkt der Stammesverwandtschaft aus zu würdigen. Und so die Franzosen vom Standpunkt des politischen Interesses aus das Verhältniß der Deutschen zu den slavischen Nationen. Davon will ich ganz schweigen, daß in gewissen Zeitungen, wie dem „Temps“, sich offenbar bestimmte persönliche und vermuthlich auch materielle Einflüsse geltend machen. Nicht selten bezeichnen die Verfasser von Schriften, die sich auf die österreichisch-ungarischen Angelegenheiten beziehen, die Erweiterung des französisch-russischen Bündnisses zu einem französisch-slavischen so unumwunden als ihr Leitmotiv, daß sie selbst ihnen damit den Werth unparteiischer und gründlicher Darstellungen aberkennen. Sie denken nicht daran, „die volle Wahrheit zu sagen und nichts als die Wahrheit“; sie bauen nicht von festen Grundmauern in die Höhe, sie bauen von luftigen Zinnen in die Tiefe.

In die Zahl solcher Schriften gehört der schon vor längerer Zeit erschienene Aufsatz von Pierre Dareste: La question tchèque (Revue des deux mondes, 1. Aug. 1895). Er beginnt damit auf den Aufsatz La question tchèque et l'interêt français zurückzudeuten, den Saint-René Taillandier gerade 26 Jahre früher (1. Aug. 1869), also vor dem deutsch-französischen Kriege, ebendaselbst veröffentlicht und in dem er ausgerufen hatte: „Es handelt sich um uns!“ Dareste sagt: „Der Feind, den die Tschechen bekämpfen, welches auch die Form ihres Kampfes sein mag, die politische oder die ethnographische, ist der alte Erbfeind der slavischen Rasse, es ist der Deutsche. Nun dieser Feind ist auch der unsere“ (S. 671). Danach dürfen wir uns nicht wundern, wenn er von der Thätigkeit der tschechischen Matice hofft, daß „mehr als ein rein deutscher Bezirk durch langsame Einsickerung zum mindesten in zweisprachiges Land umgewandelt werde“ (S. 665), und wenn er sich an einer Betrügerei erfreut, nicht einer geistreichen, sondern einer ganz plumpen, vermittelst deren die Matice bei ihren Bestrebungen ein Hinderniß überwand (S. 663).

Dahin gehört ferner das Buch von Charles Loiseau: Le Balkan slave et la Crise autrichienne (Paris, Perrin, 1898). Es mag in Bezug auf die Südslaven manches Neue und Wahre enthalten; wo aber die Rede von den Deutschen ist, erweist es sich als eine Blüthenlese von Entstellungen, Verschweigungen und Widersprüchen. Wo es paßt, wird Oesterreich als vorwiegend slavisches Reich genommen, und wo es paßt, als deutsche Vormacht mit dem „Drang nach Osten“, als ob die endgültige Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in Cisleithanien nicht eine starke Schwächung von dessen Deutschthum bedeuten würde. Die deutschen Einwanderer im Occupationsgebiet, welche Handel, Gewerbe oder Ackerbau treiben, befördern das Aufblühen der Länder, ohne für die Nationalität der Alteingesessenen eine ernstliche Gefahr zu bilden. Im Gegentheil pflegen solche deutsche Kolonisten früher oder später in dem sie umgebenden Element aufzugehen; sie dienen, um den beliebten Journalistenausdruck zu gebrauchen, als Kulturdünger. Auch der Verfasser, der die Deutschen in jeder Gestalt und unter allen Umständen als Feinde und Schädiger der Slaven betrachtet, gesteht ein, daß die Slaven sich nicht germanisiren lassen, wohl aber die Deutschen slavisiren. Freilich irrt er sehr, wenn er glaubt, deutschen Namen hervorragender Slaven, wie Grégr, Kaizl, Bleiweiß könnten keine slavischen Namen hervorragender Deutscher gegenübergestellt werden (S. 123). Der Vorstoß der Deutschen in die der Kultur noch so bedürftigen südslavischen Länder mißfällt ihm, nicht der Vorstoß der Tschechen ins deutsche Wien. Vom Tschechen gegenüber dem Deutschen sagt er: „Er verdankt ihm nichts und er belästigt ihn nicht“ (S. 241). Den Tschechen, den Slovenen, den Serben ist es erlaubt, sich wie und wozu immer zu vereinigen; aber wenn die Deutschen von der böhmischen Grenze bis in den Süden der Steiermark sich in einem Protest gegen die Badeni'schen Sprachenverordnungen zusammenfinden, so muß das als eine „pangermanische Agitation qualifizirt werden“ (S. 228), und das beste Mittel, um diesen Pangermanismus in Schranken zu halten, würde das sein, daß man Prag und Agram zu Hauptstädten

zweier neuen Königreiche machte (S. 165). Hier wird, wie so häufig, Taschenspielerei mit Worten getrieben. Der politisch befangene Leser wird es natürlich finden, daß dem Panslavismus als dem guten Prinzip der Pangermanismus als das böse gegenübergestellt wird, aber, wenn er nicht ganz oberflächlich denkt, wird er doch das Mißverhältniß zwischen der hier beliebten Anwendung des einen und der allgemein angenommenen Bedeutung des anderen Ausdrucks wahrnehmen. Der blinde Deutschenhaß verführt den Verfasser zu lächerlichen Irrthümern. So lesen wir S. 233 folgende Behauptung, für die sich die kalvinistischen Magyaren bedanken mögen: „Man kann die Bedeutung dieses (deutschen) Einwanderungsstromes nach der furchtbaren Zunahme der Zahl der Siebenbürger Protestanten beurtheilen. Schon die Statistik von 1890 verzeichnete im Gebiet des Stephansreiches 2,225,126 Kalvinisten und 1,204,400 Lutheraner. Zusammen bilden sie heute eine Masse von mehr als 4,200,000 Personen. Es gab eine Zeit, da das patriotische Ungarn gegen eine solche Ueberfluthung protestirt haben würde."

Was in solchen Schriften ein Wort wie Gerechtigkeit bedeutet, weiß ich nicht. Vortheilhaft sticht von ihnen ab das ebenfalls erst kürzlich erschienene Buch von Bertrand Auerbach: Les Races et les nationalités en Autriche-Hongrie (Paris, Alcan, 1898); es ist ein anständiges und wissenschaftliches Buch. Nicht nur hat der Verfasser ein gründliches Quellenstudium betrieben und den Stoff mit Umsicht bearbeitet, allerdings nicht ohne sich einiger Mängel und Irrthümer schuldig zu machen[1]) (die beigegebene Karte befriedigt wenig; u. a. reicht das Tschechische neben dem Slovakischen weit nach Ungarn hinein); er ist auch redlich bestrebt gewesen, sich jeder Parteilichkeit für irgend eine Nation zu entschlagen, auch für die ihm seiner Abstammung nach am nächsten stehende. Allein ganz ist ihm das nicht gelungen; nicht umsonst lebt und lehrt er in dem sokolistenfreundlichen Nancy. Er sagt am Schluß des V. Kapitels: „Durch seine geographische Lage bildet Böhmen eine Schranke zwischen den Deutschen Deutschlands und den Deutschen Oesterreichs; es verhindert die Vollendung der deutschen Einheit, es ist das Bollwerk Europa's gegen die preußische Hegemonie. Wir dürfen in Frankreich das Interesse an dem Geschicke dieses Landes nicht verlieren" (S. 157). Was seine Auffassung der „böhmischen Frage" anlangt, so weist er S. 156 auf die Antinomie hin, welche zwischen dem von den Tschechen vertretenen historischen Rechte und dem von den Deutschen vertretenen Rechte der Nationen bestehe. Aber er übersieht, daß diese Antinomie, wie ich in jener Flugschrift ausgeführt habe, eine solche im strengsten Sinne des Wortes ist, daß sie nämlich von einer und derselben Partei aufgestellt wird, und zwar von den Tschechen selbst, die ja ebenso die Rechte der Nationen wie die Rechte der Länder verwirklicht sehen wollen. Warum aber nimmt er, der sich gegen das Dogma von der Nothwendigkeit des einen und untheilbaren Ungarns als eine an Philipp II. und Ludwig XIV. erinnernde veraltete Theorie so entschieden äußert (S. 331), nicht eine gleiche Stellung gegen die Lehre von dem einen und untheilbaren Böhmen ein? Warum erblickt er in der administrativen und politischen Trennung des deutschen und des slavischen Gebietes nicht die einzige natürliche und dauernde Lösung jener Frage? Er läßt es sich angelegen sein, die Bedenken gegen die Wiederherstellung des Wenzelsreiches zu verringern, und sich dabei zu der Behauptung verleiten, daß die Dynastie durch Personalunionen mehr gestärkt als geschwächt werde (S. 19). Andrerseits fragt er: „Wenn sich jemals das Ideal der tschechischen Patrioten verwirklicht, wird das eine Lösung sein? Ist dieser halbirte Staat, in dessen Schoß zwei Nationen von gleicher Stärke sich die Stirne bieten werden, nicht zum Bürgerkrieg verdammt?" (S. 158). Und bestimmter spricht er sich im Vorwort aus: „Wir zweifeln sehr, daß in Böhmen die Wiederherstellung des Wenzelsreichs und der Triumph des historischen Rechts der Tschechen diesem Lande, das zwischen zwei gleich starken Nationen getheilt ist, den Frieden und die Brüderlichkeit bringen wird" (S. 6). An diesem Frieden liegt freilich Franzosen von dem Schlage der Dareste, Bourlier, Loiseau gar nichts, im Gegentheil, mit seinem Eintreten würde alle ihre Theilnahme für die Tschechen erlöschen; sie sind offene Feinde der Deutschen, versteckte Feinde Oesterreichs, für das sie nur eintreten, um die Loyalität der Deutschen zu verdächtigen, und falsche Freunde der Tschechen selbst.

(Schluß folgt.)

[1]) Wenn S. 15 Anm. die Literatur der französischen Schweiz und die des wallonischen Belgiens als originell und national bezeichnet werden, während in der Literatur des deutschen Oesterreichs der spezifisch österreichische Charakter fehle, so ist das nach beiden Seiten hin ganz falsch. Man beachte u. a., was E. Stilgebauer im „Litterarischen Echo" vom 1. Okt. 1898, S. 47 sagt und ausführt: „eine eigentlich nationale französisch-schweizerische Literatur wird man noch immer vergeblich suchen. . . ."

Die Wiederbelebung der musikdramatischen Kunst G. F. Händels.[1])

Von Bruno Schrader.

Wie im politischen Leben Völker auftauchen, die Oberherrschaft gewinnen, sich ausleben und dann wieder zurücksinken, so übernehmen auch in der musikgeschichtlichen Entwickiung die Nationen abwechselnd die Führung. Die Forschung unsrer Tage hat für die grauen Zeiten des Mittelalters England als Lehrmeister nachgewiesen. Von ihm lernten die Niederländer, deren letzter, Orlando di Lasso, seine erhabene Rolle in München spielte. Von diesen wieder die Italiener, die das musikalische Scepter bis in die Tage Mozarts hinein behielten. Jetzt herrschen bekanntlich wir Deutsche in der musikalischen Welt und haben infolge des gegenwärtig allenthalben so stark entwickelten historischen Sinns das Bestreben, auch den Werth der Schätze unsrer musikalischen Vergangenheit eindringlich ins Bewußtsein zu bringen. Viel ist darin schon geschehen, mehr noch bleibt zu thun übrig. Und zwar keineswegs bloß für die alten Meister zweiten Rangs, sondern selbst für manche der wenigen Koryphäen, die einst die führenden Genies ihrer Epochen waren. Zu ihnen gehört G. F. Händel, dessen Kunst trotz der ihr einwohnenden musikalischen Kraft und sittlichen Größe sich bislang keineswegs der Pflege erfreute, welche ihr gebührt. Wie das kam und wie das jüngst besser ward, soll im nachfolgenden kurz gezeigt werden.

Händel lebt heute noch im Bewußtsein Vieler nur als Oratorienkomponist; ja Manchen schwebt er wohl gar nur in dem verschwommenen Dunste eines Kirchenkomponisten vor, er, der nur verhältnißmäßig wenig für den Kultus geschrieben hat. Diesen gegenüber kann gar nicht genug betont werden, daß der große Meister in erster Linie Opernkomponist war, und zwar der größte, welcher im Glanze der italienischen Schulen vor Gluck überhaupt gedieh. Und weiter, daß Händel sich erst dann dem Oratorium, das sich von der um das Jahr 1600 in Florenz erfundenen Oper abzweigte, ernstlich zuwandte, als er mit der Theaterei verschiedentlich Schiffbruch gelitten hatte. Dann hat er allerdings das Oratorium zu einem Koloß von so schwindelnder Höhe ausgebaut, daß bis auf die Gegenwart hin, Liszts eigenartige Versuche vielleicht ausgenommen, nichts

[1]) Auszug aus dem Artikel desselben Verfassers „The Handel Revival in Germany" in der Monatsschrift „The Forum", New York.

wesentliches mehr daran unternommen werden konnte. In dieses Oratorium hat sich Händels musikdramatische Kunst, die in der Oper naturgemäß den Reiferen, Neueren weichen mußte, hinübergerettet; in ihm ist sie Herrscherin geblieben und doch — wie viele von den oratorischen Meisterwerken traf man bis vor kurzem im Konzertleben an? Von 22 kaum ein halbes Dutzend — die übrigen wurden nicht einmal von allen Musikern gekannt, geschweige denn vom bloßen Musikfreunde. Und dann wurde, was noch schlimmer war, jenes halbe Dutzend noch in stillosen Zerrbildern aufgeführt. Auch darin fängt es jetzt an zu tagen. Uns Deutschen gebührt auch hier wieder die Krone. Zwar hat England von jeher vieles aufgeboten, seinem größten Tondichter — denn als solchen betrachtet es Händel nicht ganz mit Unrecht — würdige Opfer zu feiern, den wahren Stil in der Vorführung von Händels Kunst wußte es aber bald ebensowenig mehr zu treffen als andere Völker. Und doch hätte gerade in England die richtige Tradition nicht erlöschen dürfen.

Nach des Meisters Heimgang lag die Pflege seiner Kunst in den sichersten Händen. Händel hatte sich in Christopher Smith, dem Sohne seines alten Universitätsfreundes und Amanuensis Christoph Schmidt, einen Dirigenten herangebildet, der alle Geheimnisse seiner Kunst genau kannte. So konnte 1784 die große Säkularfeier in London — Händel wurde 1685 geboren — noch stilvoll und würdig ausfallen. Der englische Musikhistoriker Burney hat uns in seinem Werke „An account of the musical performance in Westminster-Abbey“ rc. (London 1785) darüber einen genauen Bericht geliefert, aus dem hervorgeht, daß man damals Händel noch in seiner ganzen Vielseitigkeit zu erfassen vermochte. Es entstand auch um diese Zeit, auf Anregung König Georgs III., die erste, leider inkorrekte Gesammtausgabe von Händels Werken.

In Deutschland stand hingegen schon damals die Sache schlecht. Man weiß nur von wenigen Aufführungen, besonders des „Messias“, die dann lange Zeit hindurch als die ersten auf deutschem Boden galten. Joh. Adam Hiller hielt sich wahrscheinlich für den, der die deutsche Premiere des berühmten Werks geleistet hätte; wenigstens veröffentlichte er eine besondere Schrift darüber: „Nachricht von der Aufführung des Händel'schen Messias in der Domkirche zu Berlin, 19. Mai 1786“. Professor O. Kade hat hingegen festgestellt, daß die ersten deutschen Messiasaufführungen schon früher stattfanden, nämlich 1775 in Hamburg, 1777 in Mannheim und 1780 in Schwerin. Das Interesse für die Werke Händels blieb in Deutschland weiterhin schwach. Während der Kriege gegen Napoleon I. tauchten, mehr in politischer als in künstlerischer Absicht, einige jener Oratorien auf, welche die Befreiung des Volkes Israel von der Knechtschaft zum Gegenstand haben — das war alles. Gleichwohl gab es unter den Besten der Nation Leute, welche die Größe Händels wohl zu schätzen wußten. Herder und Goethe sind dafür bekannt, und in Wien waren Mozart und Haydn durch die Händel'schen Oratorien mächtig angeregt worden. Auch Beethoven lernte noch in den letzten Jahren seines Lebens Händel kennen, pries ihn und wählte für eine seiner Ouverturen (op. 124) ein Thema „im Händel'schen Stile“. Dennoch drang Händel in Wien weniger durch denn anderswo. Das wird noch eigenartig durch die Thatsache illustrirt, daß daselbst erst 1873 das Oratorium „Saul“ als Premiere erschien. In der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts beherrschten Mendelssohn mit seinen Oratorien und die sich an sie anlehnenden Schöpfungen Anderer die Situation. Mendelssohn selbst zwar hatte erst seine eigene Kunst durch das Studium der Händel'schen erlernt und war als Dirigent stets eifrig bemüht um die Verbreitung der Oratorien seines großen Vorbildes. Trotzdem aber kam es mit der Verkennung und Unkenntniß der Händel'schen Werke bald so weit, daß sonst ausgezeichnete Musiker die letzteren unwidersprochen für veraltet und keiner Beachtung werth erklären durften. Und das große Publikum wußte schon ohnehin nicht mehr, daß Händel noch etwas anderes als Oratorien komponirt hatte.

So war die Kenntniß der Werke nach und nach fast verloren gegangen, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß das meiste überhaupt nie in Deutschland bekannt geworden war. Aber auch in England war das Repertoire immer kleiner und einseitiger geworden. Ganz verloren war hingegen schon weit länger der Stil, in welchem sie aufzuführen waren, und das muß uns nach dem, was wir oben über eine zuverlässige Tradition sagten, fast unbegreiflich scheinen. Schon Mozart wußte nicht mehr, was er mit Händels Oratorienpartituren, die man für bloße Skizzen hielt, anfangen sollte. Er instrumentirte deßhalb einige von ihnen, darunter auch die des „Messias“, um und streute damit eine verhängnißnißvolle Saat aus, die nachher die schlimmsten Früchte hervorgebracht hat. Das sieht man am besten an der an sich interessanten, aber doch völlig verfehlten Bearbeitung des „Messias“ durch R. Franz, die sich auf diejenige Mozarts stützt. Mosel, Mendelssohn, Hiller und Andere segelten natürlich in demselben falschen Fahrwasser. Und dabei haben sie alle nicht einmal für die Hauptsache Verständniß gezeigt. Sie beschränken sich mehr oder weniger darauf, das Orchester Händels zu modernisiren und ihm Klangfarben aufzupfropfen, die für Händels Zeit unmöglich und auch an sich gar nicht nöthig sind. In naiver Logik pflegen die Anhänger eines solchen Unfugs dann zur Vertheidigung die Bemerkung zu machen, daß Händel, wenn er in unsrer Zeit gelebt, auch in der Manier unsrer Zeit instrumentirt hätte. Ja Händel hat nun einmal nicht in unsrer Zeit gelebt! Mit dem Grunde könnte man auch Mozarts und Beethovens Partituren übermalen oder alte Bilder mit den modernen Farben unsres Pleinaires korrigiren. Und daß andrerseits das unverbesserte Originalorchester Händels künstlerisch vollständig befriedigende Wirkungen erzielt, davon wird noch weiter unten zu reden sein.

Die erste Wendung zum Bessern trat um das Jahr 1859, bei der säkularen Rückkehr des Todestages des Meisters ein. So war der große Tondichter denn doch noch in Erinnerung geblieben, daß man ihm, allerdings zum größten Theile aus den Beiträgen englischer Verehrer, jene Portraitstatue errichtete, die heute den Marktplatz seiner Vaterstadt Halle ziert. Es sollte nun auch ein würdigeres und aus deutschen Kräften geschaffenes Denkmal entstehen. Seit der von Mendelssohn geleisteten denkwürdigen Wiederaufführung von Seb. Bachs Matthäus-Passion (Berlin 1829) hatte sich die Kunst des größten Thomaskantors in Deutschland einer Morgenröthe erfreut, die den gegenwärtig leuchtenden Tag eines wahren Bach-Kultus gebar. Als die Säkularfeier von Bachs Todestag begangen wurde (1850), gründete man die Bachgesellschaft, welche sich eine kritische Gesammtausgabe der Werke ihres Meisters zum Ziel setzte und dies Ziel heute erreicht hat. Diese Gründung regte zwei von dem Werthe der Händel'schen Kunst felsenfest überzeugte Männer zu einer ähnlichen für die Werke des Oratorienmeisters an. Das waren der Literaturprofessor Gervinus und der Musikgelehrte Dr. Friedrich Chrysander. Letzterer stand damals im 30. Jahre seines Lebens und war mit Händels Kunst und Leben schon so vertraut geworden, daß er den ersten Band seiner berühmten Händel-Biographie erscheinen lassen konnte. Chrysander und Gervinus assoziirten sich zum Zweck der Realisirung ihres Planes noch mit den angesehenen Musikprofessoren Dehn (Berlin) und Hauptmann (Leipzig). Für das Geschäftliche ward das Haus Breitkopf und Härtel

gewonnen. Dieses „Direktorium" der „Händel-Gesellschaft" erließ nun einen Aufruf zur Subskription auf die herauszugebenden Werke, über den es zunächst nicht wesentlich hinauskam. Denn bei den Berathungen darüber, wie nunmehr zu Thaten übergegangen werden sollte, brach sogleich Streit aus. Es zeigte sich, daß nur Chrysander und Gervinus wirklich an die Sache glaubten, Hauptmann aber sogar ein Feind Händels war, der des Meisters Werke einer Gesammtausgabe gar nicht für werth hielt. Trotzdem hatte er den Aufruf unterzeichnet, welcher der deutschen Nation den Nutzen und die Nothwendigkeit einer solchen Ausgabe in dringenden Worten auseinandersetzte! Einen Bundesgenossen erhielt Hauptmann an Rietz, dem Nachfolger Mendelssohns in Leipzig, der an des heimgegangenen Dehn Stelle ins „Direktorium" trat. Glücklicherweise trat er bei seiner Uebersiedelung nach Dresden wieder aus. Nach langem Zwist und Hader kamen dann endlich drei Jahreslieferungen zustande, doch erst nachdem der vermögende Gervinus die Kosten der Herstellung bezahlt hatte. Denn infolge der Machenschaften des mit dem Nimbus musikalischer Unfehlbarkeit umleuchteten Hauptmann hatte auch das Haus Breitkopf und Härtel das Vertrauen zu der Sache verloren. Chrysander war nicht in der bequemen Vermögenslage wie Gervinus, doch brachte auch er große materielle Opfer. Der unsrer Kunst durch die politischen Ereignisse des Jahres 1866 zu früh entrissene König Georg V. von Hannover hatte seine Gunst dem stillen, bescheidenen Musikforscher zugewandt und ihm auf eine Reihe von 12 Jahren hin eine jährliche Pension von 1000 Thalern zur persönlichen Förderung ausgesetzt. Dieses Geld überwies Chrysander der sogenannten Händel-Gesellschaft und — erntete schmählichen Undank dafür. Das Nähere darüber, wie überhaupt über die Geschichte des ganzen Unternehmens findet man zuverlässig dargestellt in Professor E. Krause's Buch „Didaktisches" (Hamburg 1893), Abschnitt VIII. Wir können hier die Hauptmomente nur kurz berühren. Eine neue Krisis trat ein, als Hauptmann an Stelle von Rietz den Musikprofessor und Thomaskantor E. F. Richter ins „Direktorium" haben wollte. Da Chrysander und Gervinus glücklicherweise nicht darauf eingingen, trat der Querkopf demonstrativ aus. Das Haus Breitkopf und Härtel folgte ihm. Nun wurde die Buchhandlung von W. Engelmann in Leipzig mit der geschäftlichen Vertretung der Sache betraut und sie besorgt den Vertrieb heute noch. Die beiden übrig gebliebenen Direktoren aber standen mit ihrer Händel-Gesellschaft gänzlich als Privatunternehmer da. Ihre Lage wurde mißlich, als Preußen Hannover annektirte und trotz der Existenz des „Welfenfonds" die Subvention an Chrysander nicht weiter zahlen wollte. Das konnte Letzterer erst nach unglaublichen Mühen und Scherereien durchsetzen. Das Unternehmen fiel mit allen seinen Lasten ganz auf seine Schultern, als Gervinus 1871 starb. Chrysander mußte nun weitere persönliche Opfer bringen und dazu noch mancherlei Anfechtung erleiden. Schon seit 1864 ließ er Stich und Druck in seiner Wohnung besorgen, zuerst in Lauenburg an der Elbe, dann in Bergedorf. Ihm allein ist es zu danken, daß wir in Kürze den 100. Band der Werke erhalten werden und damit das große Ziel erreicht sehen. Der Begriff einer Händel-Gesellschaft aber im Sinne des der Bach-Gesellschaft ist eine Chimäre: l'état c'est moi, die Händel-Gesellschaft bin ich — das könnte Chrysander in gerechtem Stolze aussprechen.

Chrysander hat aber nicht nur die Werke, sondern auch den Stil ihrer Aufführung gerettet. Das that er, indem er direkt auf die Maximen der Händel'schen Zeit selbst zurückging. Wichtige Entdeckungen, die ihm in London glückten, halfen ihm dabei. Dazu gehört z. B. die Auffindung des authentischen Stimmenmaterials zum „Messias", worüber der Forscher im zweiten Jahrgange des Jahrbuches der Musikbibliothek Peters (Leipzig 1895) ausführlich Bericht erstattete, und die von zahlreichen Notenblättern, auf welchen Händel die Ausführung der Arien für schwächere Sänger skizzirt hatte. So konnte Chrysander nicht nur das alte originale Händelorchester wiederherstellen und den Irrthum widerlegen, daß dessen überlieferte Partituren nur der Zuthat bedürftige Skizzen seien, sondern auch die Sologesänge restauriren, die nun — was Niemand, selbst R. Franz nicht, geahnt hatte — ihrerseits als bloße Skizzirungen entlarvt wurden. Was das Orchester betrifft, so fallen an ihm zunächst die den Streichinstrumenten ähnliche, chorische Besetzung der Blasinstrumente, die Reduzirung der fast nur noch in den Chören anzutreffenden Orgelstimme und die Wiedereinfügung des Klaviers auf. Letzteres, das alte Cembalo, war das eigentliche Direktionsinstrument, denn der Taktstock war in Händels Zeiten unbekannt. Der Cembalist begleitete die Recitative, nur durch einen Violoncellbaß verstärkt, ganz allein — eine Praxis, die noch in Mozarts Opern zu finden ist — die Arien im wesentlichen und gab auch den Chören die rhythmische und harmonische Stütze. Seine Stimme bestand hingegen nur aus einem bezifferten Basse (Generalbaß), welchen auszusetzen heute Sache des Bearbeiters ist, da die Kunst des Generalbaßspieles leider nicht mehr geübt wird. Das Gleiche gilt auch von der Stimme des Organisten. Die Klangwirkung dieses alten Originalorchesters hat sich bei den modernen Aufführungen in einem so vortheilhaften Lichte gezeigt, daß sie nicht nur Skeptiker, sondern sogar frühere prinzipielle Gegner für sich gewann.

Nicht so glatt ging es bezüglich der Wiederbelebung der alten Sologesangspraxis ab. Hier stand einerseits die Unfähigkeit der modernen Gesangskünstler entgegen, welche sich der Mühe der Zurückgewinnung eines bis dahin verloren Gewesenen unterziehen müssen, und andrerseits der Widerstand einer modernen Gruppe von Musikern, die, jedes historischen Sinnes bar, die für sich und unsre Zeit richtigen Prinzipien der Wagner-Liszt'schen Kunst auch den Tondichtungen vergangener Jahrhunderte aufpfropfen möchten. Kurz, es ist dort die Unfähigkeit zum produktiven Belcanto, hier die Feindschaft gegen den Koloraturgesang, was die Schwierigkeiten schafft. Die Form der Sologesänge in Händels Oratorien ist die der Arie der altitalienischen Oper, der sog. Dacapo-Arie, welche von dem napoletanischen Maestro Alessandro Scarlatti der Händel direkt unterwiesen hatte, nicht erfunden, aber doch auf den ersten klassischen Höhepunkt gebracht wurde. Sie besteht aus drei Theilen, deren letzter die Repetition des ersten ist, daher der Name. Nun brachten aber die altitalienischen Gesangsvirtuosen in diesem letzten Theile ihre Künste in improvisatorischer Weise zur Geltung, so daß ihnen die Aufzeichnung des Komponisten nur als skizzirte Unterlage diente. Aber auch sonst wurden gewisse Stellen in den anderen Theilen der Arie nach ganz bestimmten Regeln und Traditionen improvisatorisch verziert, worauf der Komponist bei der Niederschrift seiner Ideen bestimmt rechnete. So geschah es auch bei Händel: wir sind aber nach und nach in den Irrthum gerathen, seine bloßen Skizzirungen für baare Münze zu nehmen, und haben uns deßhalb das ganze Jahrhundert hindurch mit stillosen Stümpereien begnügt. Chrysander hat hier Wandel geschafft, nachdem er die Regeln des alten Belcanto an ihren Quellen studirt hatte. Die Resultate dieser Studien findet man zusammengefaßt in der Abhandlung, welche der unermüdliche Forscher in der „Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft" über „Lodovico Zacconi als Lehrer des Kunstgesanges" veröffentlichte. Einen vorzüglichen Beitrag zur Klärung der Sachlage lieferte dann auch der Mainzer

Händelfestkapellmeister F. Volbach durch seinen Aufsatz „Die Grundzüge der Anwendung und Bedeutung der Koloratur bei Händel und Chrysanders Stellung zu derselben“ im laufenden Jahrgang von Leßmanns „Allgemeiner Musikzeitung“. Auf ihn sei behufs bequemerer Information verwiesen.

Besonders wichtig für die Wiederbelebung von Händels musikdramatischer Kunst war indessen die Berücksichtigung der Thatsache, daß der große Oratorienmeister im besten Sinne Gelegenheitskomponist gewesen ist. Er richtete sich bei seinen Aufführungen ganz nach den jeweiligen äußeren Umständen, schuf in den zu gebenden Werken neue Nummern hinzu, ließ ältere fort, komponirte andere um, nahm beliebt gewordene Stücke aus früheren Opern und Oratorien in neuere auf u. s. f. So glichen sich selten selbst zwei Aufführungen eines Werkes. Chrysander folgte dieser Praxis, indem er bei seinen Oratorieneinrichtungen die Nummern auswählte, welche die Entwicklung der zugrunde liegenden dramatischen Idee schnurstracks zum Ausdruck brachten, und indem er alles Episodenhafte, Verzögernde und Verwischende beiseite schob. Nie ließ er sich durch bloß musikalische Rücksichten leiten. So hat er es fertig gebracht, daß Oratorien, denen man nach bloßer Kenntniß ihrer Partituren keine Wirkung prophezeite, das Publikum in Begeisterung versetzten. Diese Wirkung wurde dann noch verstärkt durch eine neue, musterhafte Uebersetzung der englischen Originaltexte, welche genau darauf sah, daß sich nicht nur Wort- und Tonaccent, sondern auch Wort- und Toninhalt genau deckten. Denn daß Händel in dieser Beziehung ein so gewissenhafter Deklamator war, wie Lully vor ihm und Gluck nach ihm, wurde bisher fast allgemein übersehen. Auffällig ist es, wie durch Chrysanders Verfahren besonders das bis dahin allgemein für langweilig gehaltene Händel'sche Recitativ plötzlich eine ungeahnte Lebenskraft entfaltete.

Diese wiedergewonnene echte Kunst Händels hätten wir nun schon lange im modernen Musikleben vorfinden können, wenn die maßgebenden Musiker gewollt hätten. Aber es fehlte ihnen nicht nur an gutem Willen, sondern auch an Verständniß und an Energie, sich aus einem jahrzehntelangen Schlendrian herauszuarbeiten. So geschah es erst vor wenigen Jahren, daß sich der wahre Händel aufs neue Bahn brach. Der musikverständige König Georg V. von Hannover hatte allerdings den Plan gehabt, der Kunst des Hofkapellmeisters seiner Ahnen eine ähnliche Pflegestätte zu verschaffen, wie sie unser unvergeßlicher König Ludwig II. von Bayern derjenigen Richard Wagners gegeben hat. Aber das Jahr 1866 zerstörte auch diese erhabene Idee. Und dann verging eine lange Zeit, ehe man den wiedergewonnenen alten Händelstil in vereinzelten Aufführungen dem modernen Musikleben zu vermitteln suchte. Als aber endlich 1895 in Mainz — allerdings wieder unter der Protektion englischen Geldes — das erste deutsche Händelfest zustande kam, schmolz das Eis, und die Bewegung zugunsten der Wahrheit schwoll so an, daß wir jetzt einen Rückfall in die Verkennung kaum mehr zu befürchten haben. „Messias“, „Esther“, „Deborah“ und „Herakles“ sind die Namen der Oratorien, welche sich bisher in der stilreinen Gestalt gezeigt haben. Das zweite von den genannten war in Deutschland bis dahin gar nicht und die letzten beiden fast gar nicht bekannt. Jetzt aber gehört z. B. „Deborah“ zu den in Deutschland am meisten gegebenen Werken seiner Gattung. Ueber den praktischen Verlauf der Angelegenheit Näheres mitzutheilen, kann an dieser Stelle nicht unsre Sache sein; wir sind ihm im Feuilleton unsrer Allg. Ztg. nichts schuldig geblieben. Den sich wesentlich aus den Liszt- und Wagnerkreisen rekrutirenden, noch hier und dort vorhandenen Gegnern der Wahrheit aber rufen wir mahnend die Worte des Bayreuther Gewaltigen zu:

Ehret eure Meister,
Dann bannt ihr gute Geister!

Und zu den Meistern gehören außer dem heute so stark gespielten Trio Bach-Beethoven-Wagner auch Händel und Mozart. Das sollte nie vergessen werden!

Mittheilungen und Nachrichten.

W. **Der Training des Pferdes für Sport-, Zucht- und Gebrauchszwecke.** Von Arnold Schlüter, kgl. Gestütsdirektor in Gudwallen, Rittmeister a. D. Zweite durchgesehene Auflage mit 18 Tafeln. Berlin, Paul Parey 1898. — Der Verfasser, welcher, bevor er seinen jetzigen Posten antrat, mehr als ein Jahrzehnt hindurch einer unsrer schneidigsten und erfolgreichsten Herrenreiter war, hielt sich für verpflichtet, seine zahlreichen Erfahrungen, die er rücksichtlich der Vorbereitung der Pferde für die Rennen und Distanzritte gemacht hat, Pferdezüchtern und Reitliebhabern mitzutheilen. Als Gestütsdirektor ist er zu der Ansicht gelangt, die deutschen Landwirthe würden bessere Resultate in der Pferdezucht erzielen, wenn sie die jungen Thiere in geeigneter Weise, z. B. so wie es in England geschieht, für spätere Gebrauchszwecke vorbereiteten. Zunächst für diejenigen, welche den kleinen Sport ausüben wollen, geschrieben, bietet das Buch nicht minder für alle Züchter edlerer Pferde, auch für kleinere Landwirthe nützliche Rathschläge in Fülle. Im ersten Kapitel erklärt der Verfasser mit knappen Worten, was der Training eines Pferdes sei und welchen Vortheil für den Gebrauch er gewähre; in den folgenden spricht er über den Stall, die Pflege und über die Trainirung unter dem Reiter und im Wagen, sowie über die beim Trainiren entstehenden Fehler und Schäden, um sich im letzten über die Bildung von Renn- und Jagdvereinen zu verbreiten, die er als nothwendig zur Förderung einer edlen Pferdezucht anerkennt. Achtzehn Tafeln mit vorzüglichen Abbildungen schmücken das Werk, dessen Ausstattung dem Verlag alle Ehre macht.

* **Von der deutschen Tiefsee-Expedition** ist vor kurzem der erste Bericht eingegangen, dem wir nach den „Hamb. Nachr.“ folgendes entnehmen: Zunächst sind mit dem Le Blanc'schen Lothapparat eine Anzahl Lothungen ausgeführt worden. Davon verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden, die zwischen den Faröer-Inseln und dem Rockoll-Felsen gemacht worden sind und die dortigen Tiefenverhältnisse aufklären. Es ergaben sich dort Tiefen bis zu 1750 m. Es wurde auch ein fortlaufendes meteorologisches Journal angelegt, in welchem Tag und Nacht, alle 4 Stunden, die Beobachtungen eingetragen wurden. Die Registririnstrumente für Luftdruck, Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit arbeiteten bisher vorzüglich. Von dem Navigateur wurden nach den von der Direktion der Seewarte ertheilten Instruktionen die Ortsbestimmungen durchgeführt unter ständiger Kontrole aller Kompasse. Im bakteriologischen Laboratorium gelangte das Vorkommen von Spaltpilzen in größeren Meerestiefen zur Feststellung. Was die zoologischen Untersuchungen betrifft, so wurde mit der Grundnetzfischerei bereits auf der Fahrt durch die Nordsee begonnen, so daß man beim Herablassen der Netze in der Gegend der Faröer schon eine gewisse Uebung erworben hatte. Drei Züge mit der Dredsche wurden in der Nähe des sogenannten Thomson-Rückens vorgenommen. Einer hievon, der am 7. August gemacht wurde, ist besonders bemerkenswerth wegen des erstaunlichen Reichthums an Tiefseeschwämmen (Hexactinelliden). Dazwischen fanden sich auch Seelilien, Schlangensterne, Tiefseespinnen und Tiefseekrebse. Es war nicht möglich, dieses reiche Material vollständig zu konserviren, weil z. B. von Schwämmen allein 4000 Exemplare erbeutet wurden. Südlich vom Thomson-Rücken kam das Schleppnetz dreimal in verkehrter Stellung an die Oberfläche und lieferte nur geringe Ausbeute. Um diesem Mißgeschick zu entgehen, mußte an Bord ein neues Netz von etwas veränderter Konstruktion geschmiedet werden, welches auf der weiteren Fahrt erprobt werden soll. Die feineren Planktonnetze konnten erst bei

ruhigerem Seegang verwendet werden. Die senkrechten Züge brachten jedesmal eine Fülle von schwimmenden Organismen an die Oberfläche. Auch die Fänge mit dem Schließnetz waren ergebnißreich. Sämmtliche Mitglieder der Expedition, welche mit mikroskopischen Arbeiten vertraut waren, mußten sich mit der Untersuchung der Schließnetzfänge beschäftigen und registriren, welche Organismen noch lebend in großer Tiefe flottiren, resp. abgestorben oder, nur an ihren Schalenresten kenntlich, von der Oberfläche auf den Grund sanken. Hievon sind wichtige biologische Aufschlüsse zu erwarten. Am 17. August wurde mit 1780 m die Josephinenbank angelothet, doch gelang es nicht, die flachste Stelle dieser in ihrer Position nicht sicher bestimmten Bank aufzufinden. Mehr Erfolg hatte die Anlothung der östlich von Madeira gelegenen Seinebank, die steil aus einer Tiefe von 4000 m bis zu 150 m unter der Oberfläche aufragt. Auf ihr wurden am 18. August eine Serie von Lothungen, Temperaturmessungen und zwei Dredschezüge gemacht. Letztere lieferten einen großen Reichthum von Crinoiden (Haarsterne) und Polypenstöcken (Hydroiden und Antipathiden). Nachdem noch zahlreiche Temperaturermittelungen bis 2000 m stattgefunden hatten und das Vertikalnetz in dieselbe Tiefe hinabgesenkt worden war, sollten die Canarischen Inseln besucht und dort Tiefenreusen ausgesetzt werden. Dann war beschlossen, die Fahrt nach Kamerun fortzusetzen und unterwegs den Golf von Guinea zu untersuchen.

R. **Vom Kilimandscharo** berichtet Dr. Hans Meyer am 26. September, daß es ihm neuerdings geglückt ist, den Berg zu ersteigen, die Gletscher- und Firnverhältnisse zu prüfen und mit den bei seiner ersten Besteigung im Jahre 1889 gefundenen zu vergleichen. Außerdem hat er den alten Krater des Kilimandscharo durch eine Besteigung des Mawensi näher kennen gelernt und untersucht, die Südseite des Kibo, die meist vereiste, auf ihre Eisverhältnisse geprüft und durch eine Umwanderung des ganzen Berges über der Waldregion die heutige Eisbedeckung und die Spuren älterer, ausgedehnterer Vergletscherung festgestellt. Ein Vorstoß nach Westen hat über die von Kibo ausgehende Westspitze und die nach Westen auslaufende Schirakette Klarheit verschafft. Trotzdem Dr. Hans Meyers Begleiter, der Kunstmaler Ernst Platz aus München, durch wiederholte Fieberanfälle gehindert war, sich an allen Ausflügen zu betheiligen, bringt die Expedition doch eine große Anzahl von Zeichnungen und Photographien, geologische, botanische und ethnographische Sammlungen mit. Dr. Hans Meyer hofft, Ende Oktober von seiner Reise, der vierten, die er nach Deutsch-Ostafrika unternommen, zurückzukehren. Möchte im Interesse der Erforschung der deutschen Schutzgebiete sein Beispiel wohlvorbereiteter, mit Opfer und Ausdauer durchgeführter Expeditionen in Deutschland Nachahmung finden.

* **Schutzserumlymphe gegen Maul- und Klauenseuche.** Die auf Reichskosten im kaiserlichen Gesundheitsamt vorgenommenen Untersuchungen zur Erforschung der Maul- und Klauenseuche haben den dabei betheiligten Professor Löffler-Greifswald zur Entdeckung einer Schutzserumlymphe gegen Maul- und Klauenseuche geführt, die jetzt unter dem Namen „Seraphthin“ in der bakteriologischen Abtheilung der Farbwerke vorm. Meister, Lucius u. Brüning in Höchst hergestellt wird. Das Seraphthin besteht aus einer Mischung des Blutserums immunisirter Thiere mit virulenter Lymphe und wird in Dosen von 10, 15 und 20 ccm sowohl zum Schutz gegen die Maul- und Klauenseuche als auch schon erkrankten Thieren eingespritzt. Die Einspritzung erfolgt bei Rindern intravenös, am besten am Hals in die Vena jugularis mittelst einer Pravaz'schen Spritze. Bei Schweinen macht diese Einspritzung in der Praxis Schwierigkeiten; man macht sie daher bequemer in die Muskulatur des Hinterschenkels. Die Erfolge der Seraphthin-Behandlung sind recht günstig. Was die Dauer der Immunität anbelangt, so haben sich mit Seraphthin behandelte Thiere 3 Monate nach der Behandlung gegen Einspritzungen virulenter Lymphe in die Blutbahn immun erwiesen. Voraussichtlich wird die künstliche Immunität ebenso lange dauern wie die natürliche Immunität, deren Dauer nach den bisherigen praktischen Erfahrungen zu einem bis mehreren Jahren ermittelt ist.

* **Eine wichtige Temperaturbeobachtung** hat man durch den am 25. August in Paris aufgelassenen Pilot-Ballon erhalten, worüber der bekannte französische Luftschiffer Gustave **Hermite** der Pariser Akademie der Wissenschaften eine kurze Mittheilung überreicht hat. Die Aufzeichnungen der selbstthätigen meteorologischen Instrumente ergaben, daß der Ballon eine Höhe von 7300 m erreicht hatte und daß das Thermometer in 6250 m Höhe — 60° Celsius gezeigt hatte. Bisher ist noch niemals in solcher Höhe eine so niedrige Temperatur gefunden worden. Bei früheren Versuchen hatte der Ballon fast doppelt so hoch steigen müssen, um eine Temperatur von — 60° aufzufinden.

* Ein interessantes **religionsgeschichtliches Dokument** ist nach einem Bericht der „Revue critique“ von dem **Herzog de la Trémouille** in dem Archiv seines Hauses aufgefunden worden. Es sind die Protokolle von den Sitzungen der **Pariser theologischen Fakultät aus den Jahren 1505 bis 1533.** Seit der Zeit Ludwigs XIV. waren sie verschwunden. Diese Sitzungsberichte sind für die Religionsgeschichte in den ersten 18 Jahren der Regierung Franz' I. von unschätzbarer Wichtigkeit. Von Tag zu Tag kann man mit ihrer Hülfe die Kämpfe verfolgen, die damals zwischen den Vertheidigern der alten orthodoxen Lehre und den Anhängern der Reformation ausgefochten wurden. Die Bewegung, die dieser erbitterte Kampf überall heraorbrachte, hat in den Diskussionen und Beschlüssen der Fakultät tiefe Spuren hinterlassen. Mit der Kritik verdächtiger Schriften, mit der Prüfung von Werken, die ängstliche Autoren oder Buchhändler nicht ohne vorherige Autorisation drucken lassen wollten, mit Zensur und der Verurtheilung als irrthümlich bezeichneter Behauptungen, besonders in Predigten, sind ganze Sitzungen ausgefüllt. Die Berathung der Schritte, die man ergreifen müsse, um der Unterstützung des Hofes sicher zu sein, nehmen einen breiten Raum ein. Von den Schriften Luthers, Erasmus' und Berquins ist viel die Rede. Man erhält auch Aufschlüsse über mehrere Vorfälle, die in den Jahren 1530 und 1533 ganz Paris in Aufregung versetzten; über die Prüfung der Frage, ob die erste Ehe Heinrichs VIII. von England gültig war, über die Untersuchung gegen den Prediger Gerard Roussel wegen dessen Predigten im Louvre, auch darüber, daß das Buch der Königin von Navarra „Der Spiegel der sündigen Seele“ in Gefahr war, von der Zensur verboten zu werden. Bemerkenswerth ist auch, wie oft Franz I., seine Mutter und seine Schwester ihren Einfluß auf die Fakultät geltend zu machen suchen, freilich in sehr verschiedenem Sinne, das eine Mal, um sie zu energischem Handeln anzuspornen, öfter jedoch, um Verfolgte zu schützen. Die Protokolle sind jetzt der National-Bibliothek überwiesen.

H. **Leipzig.** Am 26. Okt. hielt der ordentliche Professor für Nationalökonomie Dr. phil. et oec. publ. W. **Stieda**, der im vorigen Semester von Straßburg an die hiesige Hochschule übersiedelte, seine Antrittsvorlesung über das Thema „**Die Methoden der Volkswirthschaftslehre**“. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satze, daß bislang eine einheitliche Methode der Volkswirthschaftslehre nicht gefunden worden sei. Die Methode Adam Smiths, die sogenannte psychologisch-deduktive Methode, d. h. die allgemeine Annahme des Bestrebens, mit möglichst wenig Anstrengung in möglichst kurzer Zeit unter Anwendung möglichst geringer Mittel Reichthum zu erwerben, sei durch die Erfahrung abgethan worden, indem sich herausstellte, daß die angenommene Grundlage nicht zutreffend sei. Dieser deduktiven Methode sei die induktive gefolgt, die, von der Wirkung ausgehend, Schlüsse auf deren Ursache zu machen suche. Hülfsmittel der induktiven Methode seien die Statistik und historische Forschung. Die Statistik an und für sich sei keine Wissenschaft, sondern nur eine Methode; sie werde zur Wissenschaft, wenn man sie auf die Massenerscheinungen der Gesellschaft zur Anwendung bringe. Wenn der vielfach angenommene Grundsatz, daß man auf statistischem Wege die Bedürfnisse des Volkes wirklich ermitteln könne, richtig wäre, so sei es leicht, die erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Jedoch sei dazu die Statistik nicht geeignet; auf empirischem Wege lasse sich das Geheimniß der Wirthschaftslehre nicht ergründen, weil die Kräfte, welche den äußeren Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens zugrunde liegen, dadurch nicht aufgedeckt würden. Trotz dieses Mangels habe aber die Statistik für die Kenntniß der sozialen und

wirthschaftlichen Thatsachen, für die Beurtheilung der Erfolge von Reformen u. s. w. ganz hervorragende Bedeutung erlangt. Vom historischen Standpunkt müsse die Nation als geschlossenes Ganzes betrachtet werden. Ohne aprioristische Grundsätze anzunehmen, bestrebe man sich, die Grundsätze der Volkswirthschaftslehre aus der historischen Entwicklung abzuleiten. Soziale Bewegungen würden von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und gewissen Gesetzen, die sich aus der Betrachtung der Thatsachen ergäben, eingeordnet. Die nothwendige Ergänzung sei bei dieser Art der Auffassung die Statistik, welche die Auffindung und Ordnung des gegebenen Materials besorge. Entgegen der psychologisch-deduktiven und der induktiven Methode sei man in neuester Zeit dazu übergegangen, zum Ausbau der Nationalökonomie gewisse philosophische Hypothesen als Grundlagen anzunehmen. Eine einheitliche Methode gäbe es zur Zeit nicht; jedoch würde eine angemessene Vereinigung der bisher aufgestellten Methoden dem empfindlichsten Mangel abhelfen. — Außer dem bestehenden rühmlichst bekannten geographischen Seminar (Direktor Prof. Dr. Ratzel) wird an der hiesigen Universität ein besonderes **historisch-geographisches Seminar** unter Leitung des Hrn. Prof. Dr. **Sieglin** errichtet werden.

* **Berlin.** Wie die „Nat.-Ztg." vom **Helmholtz-Denkmal**-Komitee erfährt, wird die Aufstellung des **Denkmals** erst im Laufe des nächsten Jahres erfolgen; ein bestimmter Zeitpunkt ist noch nicht festgesetzt. Die in Laaser Marmor ausgeführte Statue geht ihrer Vollendung entgegen. Ueber die Platzfrage ist jetzt endgültig entschieden. Das Komitee hatte als Standort die Mitte des Hauptweges im Universitätsgarten gewählt und hiefür die Zustimmung des akademischen Senats gefunden. Es machte sich jedoch in den Kreisen der Professoren dagegen eine Strömung geltend, die zu einer Immediateingabe an den Kaiser führte. Der Kaiser, von dem, wie man weiß, die erste Anregung zum Helmholtz-Denkmal ausgegangen ist, hat im Sinne des Komitees entschieden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Endlich ist der neue Professor für Gynäkologie an der Universität **Utrecht** ernannt worden, nämlich Dr. B. J. **Kauwer**, bisher Arzt in Haarlem. Die Entscheidung hat lange gedauert und es wurde in Zeitungen des In- und Auslandes mancher Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit der Regierung und der Universitätskuratoren auf diesen oder jenen Mann zu lenken. Das „Berliner Tageblatt" ging sogar so weit, daß es die falsche Nachricht verbreitete, eine Dame, Fr. Buszchenbroek, sei zur Professorin ernannt worden. — An der **Polytechnischen Schule**, die dieses Jahr mehr Studenten zählt, als je zuvor, nämlich über 600, wurde die neue Abtheilung für „**Elektrochemie**" unter Leitung des Prof. Dr. **Behrens** eröffnet. — Der verstorbene Professor Dr. G. F. **Baehr** hat, wie die Zeitschrift „De Ingenieur" mittheilt, sein ganzes Vermögen, ca. 100,000 Gulden, der Polytechnischen Schule zu Stipendienzwecken vermacht. — Im Verlage von H. de Buzzy zu Amsterdam ist eine werthvolle **Handelskarte van Java und Madura** im Maßstab von 1:500,000 und in einer Größe von 70 × 210 cm in Farbendruck erschienen, worauf alle Interessenten aufmerksam gemacht werden.

* **London.** In den nächsten Tagen wird eine kleine, aber gut ausgerüstete Expedition von London nach **Sokotra** segeln, um diese 150 englische Meilen ostnordöstlich vom Kap Guardafui liegende, fast noch ganz unbekannte Insel wissenschaftlich zu erforschen. Die Expedition zählt den Zoologen Ogilvie Grant vom Britischen Museum, den Direktor des Liverpooler Museums, Dr. Forbes, und den Taxidermisten Cutmore, gleichfalls von Liverpool, zu seinen Mitgliedern. Die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, die kgl. geographische Gesellschaft und die British Association haben einen Theil der Geldmittel für die Reise aufgebracht. Der Zug wird von Aden auf dem indischen Wachtschiff „Elphinstone" nach seinem Bestimmungsort gebracht werden. Die Erforschung der Fauna Sokotras bildet den Hauptzweck der Expedition.

* **St. Petersburg.** Der Professor der St. Petersburger Universität A. M. **Posdnjew** ist von seiner Forschungsreise nach **Tibet** zurückgekehrt. Seine Untersuchungen haben sich namentlich auf die tibetanische Heilkunst erstreckt und ihm reichhaltige Sammlungen ermöglicht. — Am 30. Okt. verstarb hier 78 Jahre alt der russische Dichter Jakob Petrowitsch **Polonskij**, einer der namhaftesten Lyriker Rußlands aus der nachpuschkin'schen Periode.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Hultsch: Die Gewichte des Alterthums. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — **Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898**, erläutert von Emil Dorner. 1. Abtheilung. Karlsruhe, J. Lang 1898. — **Karl Kraus**: Eine Krone für Zion. Wien, Moriz Frisch 1898. — Dr. **Ludwig Beck**: Die Geschichte des Eisens. 4. Abtheilung: Das 19. Jahrhundert. 5. Lfg. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898. — **Meyers Kleines Konversations-Lexikon**. 1. Bd. 20. bis 28. Lfg. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. — **L. Walther**: Alltagsbilder mit Oberlicht. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1898. — **Patricius Junius** (**Patrick Young**). Mittheilungen aus seinem Briefwechsel. Hggb. von Joh. Kemke. Leipzig, M. Spirgatis 1898. — **August Fuchs**: Das deutsche Vormundschaftsrecht. Berlin, Franz Vahlen 1899. — **Fischer**: Das Verfahren der Zwangsversteigerung, an einem Rechtsfall dargestellt. Ebd. 1898. — **Adine Gemberg**: Der dritte Bruder. Roman. Ebd. 1898. — **Ernst Brausewetter**: Eifersucht. Eine Liebesnovelle. Ebd. 1898. — **S. Hoechstetter**: Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung. Die Geschichte einer Jugend. Roman. Ebd. 1898. — **Thassilo v. Scheffer**: Die Eleusinien. Gedichte. Ebd. 1898. — **Adolph Donath**: Tage und Nächte. Gedichte. Ebd. 1898. — **Wilhelm Arminius**: Die Amtmännin von Oranienburg. Sittengeschichtlicher Roman. Berlin, O. Janke 1898. — **Agnes Harder**: Im Kaleidoskop. Roman. 3 Bde. Ebd. 1898. — **Felix v. Stenglin**: Die Landpomeranze. Eine heitere Familiengeschichte. Berlin. Ebd. 1898. — **Rudolf v. Gottschall**: Aus meiner Jugend. Erinnerungen. Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel) 1898. — **H. Hansjakob**: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Illustrirt von W. Hasemann. Stuttgart, Adolf Bonz u. Cie. 1898. — **Rußland in Asien.** Bd. I. Transkaspien und seine Eisenbahn. Bearbeitet von Dr. O. Heyfelder. 2. Aufl.; Bd. III. **Krahmer**: Sibirien und die große sibirische Eisenbahn. Leipzig, Zuckschwerdt u. Cie. 1897. — **Carl Justi**: Winckelmann und seine Zeitgenossen. II. und III. Bd. 2. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Jesuitische Belletristik.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz in Passau.

Der konfessionelle Gegensatz in unserm Volke vertieft sich ganz sichtbar mehr und mehr. Schon lange ist er nicht mehr auf das religiöse Gebiet allein beschränkt, in bedenklicher Weise hat er in andere, allen Staatsbürgern gemeinsame Gebiete des Denkens und Handelns übergegriffen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der moderne Ultramontanismus es ist, der durch eifrige Agitation sich bemüht, zwischen Katholisch und Protestantisch eine Scheidewand aufzurichten, auch da, wo sie gar keine Berechtigung hat. Das Ziel dieser Arbeit geht naturgemäß auf immer größere Verschiedenheit zwischen katholischer und evangelischer Lebensanschauung auf allen Gebieten aus. Dieses Streben tritt stark zutage auch in der Literatur, nicht nur in der wissenschaftlichen, etwa in ultramontaner und nichtultramontaner Geschichtsauffassung, auch in der schönen Literatur, die doch sicherlich ein neutraler Boden für beide Theile sein sollte. Der Katholik, natürlich nur der, der den Anschauungen des politischen und religiösen Ultramontanismus huldigt, soll auch seine eigene Unterhaltungsliteratur haben, die, wie wir sehen werden, von der allen Erholung suchenden, das ästhetisch Schöne und den Kunstgenuß liebenden Menschen gemeinsamen streng sich unterscheidet. Wie überall, wo es sich um den Kampf der ultramontanen Ideen gegen die moderne Gesellschaft und ihre Kultur handelt, stehen auch da die Väter der Gesellschaft Jesu im Vordertreffen und stellen ihre besten Kräfte, kenntnißreiche Männer und fleißige Arbeiter, in den Dienst einseitiger Entfremdung des Katholiken von der gemeinsamen Nationalliteratur. Wir brauchen nur an den Hauptvertreter dieser Richtung, an A. Baumgartner S. J. und sein Werk über Goethe zu erinnern. Unter seinen Mithelfern an der Arbeit, den Katholiken auch praktisch in der schönen Literatur durch Schaffung einer eigenen korrekt ultramontan-jesuitischen den nicht ultramontan denkenden Kreisen des Volkes zu entfremden, steht neben anderen Jesuiten, wie Kreiten, Diel u. A., besonders an der Spitze sein Ordensgenosse P. Joseph Spillmann. Er ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der sich hohen Lobes seitens der ultramontanen Presse, wie der „Germania“, erfreut. Für die Jugend hat er eine Reihe von Büchern über Afrika, Asien und Amerika verfaßt, für die Erwachsenen verschiedene Romane, so einen historischen Roman aus den letzten Tagen Jerusalems „Lucius Flavus“ und einen anderen „Die Wunderblume von Woxindon“, dessen Handlung in den Tagen Maria Stuarts spielt; ferner hat er unter dem Titel „Tapfer und Treu. Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI.“ das Schicksal der Schweizergarde während der Revolution dargestellt, und seine Geschichte: „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses“, frei nach einer wahren Begebenheit erzählt, ist nach dem Ausspruch seines Lobredners in der „Wissenschaftlichen Beilage der Germania“ „ein Meisterwerk“.

In fünfter Auflage bereits — ein Beweis, wie sehr es ihm und seinen Gesinnungsgenossen gelingt, ihre Tendenzen und Anschauungen unter das Volk zu tragen, wenn schon man zur rechten Einschränkung annehmen darf, daß der römische Klerus ein gut Theil seiner Leser stellen wird — ist seine zweibändige Novellensammlung „Wolken und Sonnenschein“ erschienen. (Freiburg i. B., Herder 1898, 6 M.)

Gerade an ihrem Inhalt läßt sich die Eigenart Spillmanns und überhaupt die von ihm und seinen Genossen vertretene literarische Richtung auf ihren Werth prüfen.

Anlage, Charakter, Werth und Ziel der Erzählungen sind durchaus verschieden. Einzelne, wie „Der lange Philipp“, der „Narrenpeter“ sind allgemein menschliche, harmlose, einfache Geschichten, die durchaus nicht über das Mittelmaß solcher Erzählungen irgendwie hinausgehen. Andere, wie z. B. „Traurige Weihnacht“, verwenden mit Geschick ethische Motive und bilden eine recht ansprechende Lektüre. Aber weder sie, noch die ergreifende Familiengeschichte „Das Paradieszimmer“ rechtfertigen das übermäßig hohe Lob, das dem Verfasser von gewisser Seite gespendet wird.

Indeß liegt das Schwergewicht seiner Thätigkeit in dieser Novellensammlung, ihr eigentlicher natürlich relativer Werth, ihr Ziel als Bildungsmittel und Werkzeug zur Beeinflussung des Lesers nicht in diesen — sagen wir neutralen Erzählungen. Sein eigentliches Arbeitsgebiet ist die streng römisch-katholische, ultramontan-jesuitische Belletristik und seine Eigenart auf diesem begrenzten Gebiet, das Ziel, das er da unter dem Schein der Unterhaltung des Lesers verfolgt, tritt in aller Schärfe zutage in den Novellen: „Aus sturmbewegten Tagen“, „Lady Nithsdale“, „Großvater und Enkel“ und der „Judenknabe von Prag“.

Hier ist Spillmann ganz in seinem Element. Die geistige Atmosphäre, die uns da entgegentritt, ist die streng römisch-kirchliche Gesinnung des römischen Katholizismus mit seiner ganz spezifischen Frömmigkeit, die etwas gekünstelt ihre Anhänger immer sich als treue Bekenner und gehorsame Söhne der „heiligen römischen und apostolischen Kirche“ bekennen läßt, für die sie gern ihr Blut verspritzen und der sie in allen Stücken äußerer Zucht, wie z. B. dem Fasten, direkt untergeben sind, da „der Ungehorsam gegen die von Gott eingesetzte Kirche den Menschen verunreinigt“ Aber es drängt sich in diese streng römische Kirchlichkeit auch das Element hinein, das wir als religiös-ultramontanes ansehen können, das mit den einfachen Glaubenssätzen des Christenthums auch in ihrer katholischen Ausprägung und praktischen Anwendung sich nicht zufrieden gibt, das Element, das in den letzten Jahrhunderten namentlich auch durch die Thätigkeit der Gesellschaft Jesu mehr und mehr im abendländischen Katholizismus zur Herrschaft gebracht wurde, die spezifisch ultramontane

Bigotterie mit ihren kultischen Auswüchsen, mit den Forderungen, die sie an das Denk- und Urtheilsvermögen der Christen bis zum vollendeten sacrificia dell' intelletto stellt.

Der römische Katholizismus, der in Spillmanns Helden verherrlicht wird, ist nicht der der Durchschnittskatholiken des Endes des 19. Jahrhunderts, nicht die katholische Welt- und Lebensanschauung von Leuten, die auch an modernem Geist geschult, gewöhnt sind, in friedlicher Berührung und mancher Gemeinsamkeit der Ideen, in weitgehender Interessengemeinschaft mit Andersgläubigen und in dem und jenem Punkt Andersdenkenden zusammenzuleben. Es ist der ganz einseitig, starre religiöse Ultramontanismus von Menschen, die geistig von ihren nicht ultramontanen Mitbürgern tief geschieden sind, deren religiöses Denken, oder, besser gesagt, Empfinden ausgefüllt wird mit Wundergeschichten, wie von einem „süßen, wunderbaren Dufte", das aus dem Grabe eines Märtyrers für seinen katholischen Glauben hervorgeht, oder von Marienbildern, die, „wie das bei anderen Gnadenbildern glaubwürdig geschehen ist", zu dem Frommen reden 2c. Und es wird zugleich in den Gestalten früherer Tage dem Leser unsrer Zeit der politische Ultramontanismus gepredigt, nach dessen Anschauung „der erste Trinkspruch sonder Zweifel Seiner Heiligkeit Innocentio XII., unserm glorreich regierenden Papste, und Seiner kaiserlichen und apostolischen Majestät Leopoldo I. gebührt, der zweite aber unserm allergnädigsten Landesherrn, Seiner katholischen Majestät Carolo II. von Hispanien".

Indeß dieses überaus strenge Betonen des einseitigen Konfessionalismus wäre für den nichtultramontanen Leser noch zu ertragen, er würde die salbungsvolle Sprache, den Stil des vulgären römischen Gebetbuches schließlich hinnehmen, auch an solchen Punkten, wo ihn eine allgemeine christliche Empfindungsweise und nicht gerade in so engen kirchlichen Schranken sich bewegende Sprache eines frommen Herzens mehr ergreifen würde. Auch manche Geschmacklosigkeiten spezifisch römischer Bigotterie, wie „Gott und seine gnadenreiche Mutter", statt „Jesus und seine Mutter" könnte man dem eng begrenzten religiösen Horizont des Verfassers zugute halten, und über die Wundergeschichten würde man weggehen mit der Erinnerung an die Worte, die der größte Prediger der Lehre Christi, Paulus, von den „Schwachen im Glauben" spricht. Die Novellen wären dann noch immer anziehend zu lesen, da sie einen guten Einblick gewähren in das spezifisch römisch-kirchliche Glaubensleben; manche Seite römischer Frömmigkeit mit ihrem so viel auf das empfängliche Gemüth des Menschen berechneten Wesen würde dem Leser verständlich, er würde auch darin ein christliches Geistesleben zu schätzen wissen, und in dieser Hinsicht könnten Spillmanns Erzählungen bei nicht römisch-katholischen Lesern gut wirken und zu gegenseitigem Verständniß der Konfessionen vielleicht etwas beitragen.

Aber Spillmann bleibt bei dieser Art von römischem Konfessionalismus leider nicht stehen. Seine streng kirchliche Darstellung dient ihm neben nicht nur zur Glorifizirung der „heiligen römischen Kirche", sondern zu Angriffen gegen die Andersgläubigen. Das ist das bedauerliche Moment, das die Novellen eben für den nichtultramontanen Leser aus einer Unterhaltungsschrift zu einer absichtlichen Polemik gegen Akatholiken macht. Die Erzählungen, in denen dieses Moment als das eigentliche Ziel der Spillmann'schen Belletristik scharf und unzweifelhaft hervortritt, spielen in den Tagen der Kampfe zwischen den zwinglianisch und den römisch gesinnten schweizerischen Kantonen um 1530, zur Zeit der Königin Elisabeth von England und des Kampfes der schottischen Katholiken für das Haus Stuart und gegen den protestantischen König Georg I. von Hannover am Anfang des 18. Jahrhunderts. Es ist natürlich selbstverständlich, daß die Handlung und Darstellung ganz getragen und durchzogen ist von der modern ultramontanen Geschichtsauffassung, die in den schweizerischen Kämpfen z. B. alle Schuld den Protestanten zumißt, während die Katholiken nur aus Nothwehr zur Vertheidigung ihres alten Glaubens handeln, nicht etwa zur Ausrottung der neuen Lehre. Dieser Darstellungsweise entspricht es, wenn die Mißstände, die zur Reformation führten, abgeschwächt werden als solche, „welche die Kirche wirklich entstellten, oder ihr in jenen Tagen massenhaft (dieses Beiwort fehlt bei ‚entstellten') angedichtet wurden". Schlimmer aber als diese ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten, die bei einem so berufsmäßigen Vertheidiger des Romanismus und geborenen Feind des Protestantismus erklärlich und somit auch verzeihlich erscheint, ist die direkte Gehässigkeit gegen den konfessionellen Gegner. Sie kommt unschön zur Geltung, wenn Spillmann von der Person des schweizerischen Reformators Zwingli und seinen „ebenso heirathslustigen" Mitarbeitern spricht, die in allen Tonarten mit ihren Anhängern als „vom Glauben abgefallen" gebrandmarkt werden. In nicht minderem Maße führt direkter konfessioneller Haß dem Verfasser die Feder, wenn er die Personen und das Verhalten der anglikanischen Prälaten und Bischöfe charakterisirt. Dabei sind doch Spillmann und seine Ordensgenossen zu kenntnißreiche Leute, als daß sie nicht auch den wahren Sachverhalt kennen und durchschauen könnten. Und was, wie manchem seiner Ordensgenossen bei der Behandlung Andersgläubiger auch einem anderen Jesuitenhistoriker par excellence, dem Innsbrucker Emil Michael, nicht ohne Grund vorgeworfen wurde: „er habe wider bessere Erkenntniß geschrieben", das darf man auch Spillmann entgegenhalten. Die Anklage wiegt aber um so schwerer, als es sich in den Novellen nicht nur um eine kleine Geschichtsverbesserung, sondern bei der Art des Leserkreises der Novellen ganz direkt um erfolgreiche Predigt des konfessionellen Hasses in dem Gewand einer scheinbar harmlosen, aber dafür um so sicherer wirkenden Novelle handelt.

Diese Tendenz tritt in unangenehmer Weise ferner dadurch hervor, daß der „Protestant" durchweg dem „Katholiken" gegenüber als der moralisch minderwerthige, sittlich verkommene Mensch erscheint. Und das ist ein bekanntes und auch in unsern Tagen so beliebtes Mittel des Ultramontanismus, die Gründe für eine Abkehr von ihm, römisch gesagt, für den „Abfall vom wahren Glauben" in niedrigen Leidenschaften des Menschen zu suchen und diese öffentlich als die Triebfeder des Abfalls zu erklären. Dieses schöne System befolgt auch Spillmann in der Charakterisirung seiner Protestanten, deren Geistliche natürlich ebenso sehr moralisch verkommener sind, wie die protestantischen Laien, wie der römische Priester an Tugenden über seinen Gläubigen steht. Die Geschichte predigt auf allen Blättern bis in unsre neueste Zeit hinein, welches Geschick der Romanismus im Bekehren Andersgläubiger entwickelt, wie skrupellos er vorgeht in der Wahl materieller wie geistlicher Mittel, wie er alles nimmt vom Kind bis zum Greis, hoch und nieder, reich und arm, mit Vorliebe aber — wenigstens war das eine Spezialität der Gesellschaft Jesu — die besseren Klassen. Hier bei Spillmann ist es natürlich der böse Protestant, der Bekehrungen macht, der „seinen eigenen Bruder in die evangelische Kirche schleppen läßt", der mit der Haselruthe einen katholischen Knaben unter fortgesetzten Roheiten zur Annahme „des neuen Glaubens" zu bewegen sucht, dessen Peinigung aber nur den Heldenmuth der Katholiken weckt und solches Aufsehen erregt, daß „mehrere zur alten Kirche zurücktreten, während manche wankende Katholiken in ihrem Glauben gestärkt wurden". Immer sind nur die Protestanten „fanatisch", nie die Katholiken.

Zu dieser Art der Darstellung paßt auch die Sprache Spillmanns bei Behandlung des Gegners; auch sie läßt

keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er unter der Maske der Unterhaltung nur Haß und Verachtung gegen den konfessionellen Gegner predigt. Ganz so niedrig gemein, wie bei dem Meister aller römischen Pamphletisten auf dem Gebiet des Romans, dem berüchtigten Konrad von Bolanden, ist sie allerdings gerade nicht.

Aber die Gesinnung ist die gleich niedere, wie sie sich auch in der Kaplanspresse und den ultramontanen Volksschriften zum Ekel breit macht, wenn Spillmann von dem anglikanischen Bischof als vom „Afterbischof" redet, der, „in hohem Grade charakterlos", „nur den einen Wunsch hat, das reiche Einkommen seines Bisthums in Ruhe zu verzehren" und der „mit näselnder, schnarrender Stimme" seine „Tiraden gegen das Papstthum losläßt". Und dieser „in hohem Grade charakterlose" Mann ist bei Spillmann das „Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre neugeschaffene Staatskirche wünschte".

Gegenüber Redewendungen, wie „die sogenannte jungfräuliche Elisabeth" und dem ganzen Geist, der die Erzählungen durchweht, will es wenig bedeuten, wenn die Mutter ihr Kind, das „für die Königin, welche die Priester hängen läßt, nicht beten mag", dazu ermahnt, „weil wir auch unsre Feinde lieben müssen". Die konfessionelle Feindesliebe findet sonst bei Spillmann einen eigenartigen Ausdruck.

Kurz, die ganze Sprache, die ständige Gegenüberstellung von „heiliger Kirche" und „Irrlehre" von „Sonne der (natürlich katholischen) Wahrheit" und „Nacht des Irrthums", läßt keinen Zweifel, daß der eigentliche und Hauptzweck der Novelle die Predigt des konfessionellen Hasses, das wirksame Mittel hiezu das moralische Verächtlichmachen des Gegners ist.

Daß darauf die jesuitische Belletristik, wie sie Spillmann und Genossen verstehen, hinausläuft, zeigt auch die Wahl des Themas.

Wenn Spillmann nur die römische Kirche verherrlichen will, so kann er das auch im Gewand der Novelle ganz gut, ohne daß er den Gegner so beschimpft. Er fände in der Geschichte der katholischen Kirche Stoffe genug, durch die er die Tugenden der Katholiken in das hellste Licht setzen könnte und brauchte nicht solche Themata zu wählen, die, da sie den konfessionellen Kampf zum Inhalt haben, ohnehin sehr heikler Natur sind. Daß er sie aber wählte, zeigt eben, worauf es ihm im Gewand der unterhaltenden Erzählung ankommt.

Und nicht das absprechende Urtheil über den Protestantismus, die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten ist häßlich, sondern die Art, wie Spillmann den Protestanten verächtlich zu machen sucht, wie er ihn dem Katholiken gegenüber als sittlich minderwerthig, moralisch verkommen darstellt. Der Ton und die Sprache niederer konfessioneller Hetze sind es, die uns in diesen doch sicherlich für ein Publikum aus den sogenannten gebildeten Ständen geschriebenen Erzählungen entgegentreten, und in wirksamer Weise appellirt der Verfasser an die niedrigeren Seiten des menschlichen Gefühlslebens.

So haben wir also in diesem Muster römisch-konfessioneller Unterhaltungslektüre kein reines Kunstwerk, das uns einen wirklichen ästhetischen Genuß vermitteln könnte, vor uns. Selbst das edelste Gefühl, die Religion, wird zur Erregung niederer Leidenschaften, wie Haß und Verachtung, mißbraucht.

Und das ist die geistige Nahrung, die dem deutschen Römisch-Katholiken zu seiner Erholung und Erhebung des Gemüths als mustergültige Leistung angepriesen und dargeboten wird!

Zur Literatur über die Sprachenkämpfe.

Von Hugo Schuchardt.

(Schluß.)

III.

Ein besonderes Interesse muß die, sei es von einem cisleithanischen, sei es von einem transleithanischen Standpunkt aus vorgenommene Vergleichung der Nationalitätsverhältnisse in den beiden Reichshälften gewähren. Daher hat auch, obwohl in magyarischer Sprache verfaßt, die Flugschrift des ungarischen Reichstagsabgeordneten Láng Lajos: A nemzetiségek Magyarországon és Ausztriában (Die Nationen[1]) in Ungarn und in Oesterreich; Budapest, Kilián, 1898) in weiteren Kreisen Beachtung gefunden. Sie besteht im wesentlichen aus dem Wiederabdruck zweier älteren Vorträge, von denen der eine, ein kurzer, über die Nationen in Ungarn, am 7. September 1894 auf dem internationalen hygienischen und demographischen Kongreß zu Budapest (wohl in deutscher oder französischer Sprache), der andere, ein längerer, über die Nationen in Oesterreich, am 11. November 1895 in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gehalten worden war. Wenn wir den Grundgedanken Längs herausheben, so werden wir ihm zugeben, daß die Lage der Dinge in Oesterreich und in Ungarn nicht so ähnlich ist wie man bisher gern angenommen hat, wir werden ihm aber bestreiten, daß sie so verschieden ist wie er annimmt.

In Bezug auf die österreichische Reichshälfte ist sein Blick klarer und eindringender. Der Rückgang des Deutschthums und der Aufschwung des Slaventhums, besonders des Tschechenthums, ist allgemein anerkannt und den einzelnen Thatsachen nach bekannt; gleiches kann man von den Ursachen und Ursprüngen dieser Doppelerscheinung nicht sagen. Láng zeigt, daß sie nicht mit dem Taaffe'schen System beginnt, sondern daß sie in die Glanzzeit des Absolutismus zurückreicht, daß „die Erstarkung der slavischen Nationen schon damals, unter dem Einfluß wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Faktoren, langsam, aber sicher vorschreitet" (S. 40) und daß „dieser alte und fortwährend im Gang begriffene Prozeß, bis zu einem gewissen Grad, auf natürliche Weise das neuere Regierungssystem nach sich zog" (S. 42 f.). Ich will den Auseinandersetzungen des Verfassers nicht folgen, sondern nur für die Deutschen Oesterreichs die Moral daraus ziehen. Die Meisten unter ihnen erwarten in der Sprachenfrage alles Heil oder Unheil von der Thätigkeit und den Entschließungen des Parlaments und der Regierung; sie blicken unverwandt nach oben. Aber dort geschieht nicht alles, nicht einmal das Wichtigste; dort kann nur gehemmt oder beschleunigt werden, die eigentlichen Entscheidungen vollziehen sich in langsamer und großentheils geräuschloser Weise unten. Die Nationen messen nicht an einzelnen in die Augen fallenden Stellen, sondern in ihrer ganzen Ausdehnung ihre Kräfte miteinander. Dabei haben wir ein äußeres und ein inneres Moment zu unterscheiden. Jenes besteht in der Vermehrung und der Ausbreitung einer Nation. Die Vermehrung beruht zunächst auf der individuellen Fruchtbarkeit, sodann auf der nationalen, indem diese nicht bloß von jener sondern auch von der Zahl der Heirathsschließungen abhängt, die wiederum durch Wirthschaftsverhältnisse, Gesetzgebung u. s. w. bedingt ist. Die Ausbreitung ist allerdings eine natürliche Folge der Vermehrung, wird aber nun durch verschiedene Umstände unterstützt, mag sie mehr eine räumliche oder mehr eine gesellschaftliche sein. Je

[1]) Eig. Nationalitäten. Aber wie ich am anderen Ort auseinandergesetzt habe, genügen überall die Wörter Nation (in ethnischer Beziehung) und Volk (in politischer Beziehung); ein dritter Ausdruck, Nationalität, ist überflüssig, zweideutig, verwirrend.

kräftiger, zuverlässiger, genügsamer ein Arbeiter (man möge dies Wort im weitesten Sinne nehmen), um so leichter wird er Unterkunft finden. Es kommen aber nicht bloß die Befähigungen — unter ihnen ist die Zweisprachigkeit eine der wichtigsten —, sondern auch die Neigungen in Betracht. Láng theilt mit, daß bei der Zunahme der Tschechen in Wien die Schuster in auffälligem Grad betheiligt sind (S. 41), und so wird man denn vielleicht dereinst den tschechischen Schuster als Pionier der tschechischen Kultur feiern, etwa wie seinerzeit den preußischen Schullehrer als Sieger von 1866. Aber auch viele von den höheren Berufen werden von den Tschechen bevorzugt, von den Deutschen vernachlässigt. „Beim Wiener Obersten Gerichtshof waren 1890 angeblich unter 44 Hofräthen nur 10 deutsche, in Böhmen zur selben Zeit unter 257 Gerichtsauskultanten 31 und unter 46 Staatsanwaltschaftsbeamten nur zwei deutsche“ (S. 41 f.). Von größerer Bedeutung aber als alles andere ist das verhältnißmäßig starke Uebergewicht der Tschechen im katholischen Klerus. Nun müssen Vermehrung und Ausbreitung nicht ohne weiteres der eigenen Nation, sie können auch einer fremden Nation zugute kommen; so ist ein starker Bruchtheil der Deutschen gerade infolge ihrer Ausbreitung nach allen Seiten hin von anderen Nationen aufgesaugt worden. Zu dem äußeren Moment muß noch das innere hinzutreten; ein starkes und immer reges Nationalgefühl muß alle, auch die verstreutesten Glieder der Nation eng miteinander verbinden und sie nicht nur widerstands-, sondern auch angriffsfähig machen. Das ist ein Gebiet, auf dem ein einfacher Privatmann, z. B. durch nationale Stiftungen, tiefere und dauerndere Wirkungen zu erzeugen vermag als der hervorragendste Parlamentarier. In allen jenen Punkten, nicht bloß in denen, wo ich mich ausdrücklich auf sie bezogen habe, sind die Tschechen den Deutschen gegenüber im Vortheil. So setzt sich die tschechische „Hochfluth“ aus den mannichfachsten Quellen zusammen. Die Deutschen sollen, statt aller der leeren Proteste, sie entweder wie einen unabänderlichen Naturprozeß ruhig über sich ergehen lassen, oder um sie zu brechen, sich selbst umändern, geradezu umschmieden. Sie dürfen es den Tschechen nicht verdenken, daß sie so thun, wie sie thun; sie müssen sich selbst vorwerfen, daß sie nicht ebenso thun, oder sich bedauern, daß sie nicht so thun können. Denn es kommen dabei allerdings Eigenschaften ins Spiel, die entweder überhaupt nicht oder nur in langen Zeiträumen sich erwerben lassen. Das Nationalgefühl kann ja rasch emporflammen und um sich greifen; aber ohne die Hülfe anderer Eigenschaften wird es keine nachhaltigen und allseitigen Erfolge zu erringen vermögen. Eine Nation hat — man muß nur genau hinsehen — im öffentlichen Leben keine anderen Vorzüge und Fehler als im privaten. Wenn jüngst die Gemüthlichkeit mit allem Fug und Recht als eigentliches Lebensprinzip der Wiener feierlich verkündet worden ist und wenn sich an diese liebenswürdige Göttin alle möglichen kleinen Untugenden anschmiegen, wie Gedankenlosigkeit, Unzuverlässigkeit, Mangel an Ausdauer, vorwiegendes Interesse für „Brot und Zirkusspiele“, Byzantinismus, wie dürfen wir erwarten, daß diese sich in der Hitze des politischen Kampfes zu den entgegengesetzten Heldentugenden umwandeln werden? „Der echte Wiener kann nicht untergehen“ —, dieses Selbstgefühl beschleunigt außerordentlich den Untergang des echten Wieners und die Eroberung Wiens durch die Tschechen. Láng sagt S. 74 f. folgendes: „Es finden sich nicht nur slavische, sondern auch deutsche Propheten, welche weissagen, daß im 20. Jahrhundert Wien ebenso eine slavische Stadt sein werde wie das goldene Prag im 19. Jahrhundert slavisch geworden ist. Alle bemerkenswertheren Baudenkmäler Prags, Dome, Thore, Brücken, tragen das allereigenste Gepräge einer mittelalterlichen deutschen Stadt an sich, und die späteren privaten und öffentlichen Gebäude lobpreisen die berufensten Meister der deutschen Renaissance und des deutschen Barockgeschmacks. Ist es nach alledem ein Wunder, wenn jene ununterbrochene Reihe von Wiens schönen und gewaltigen Bauwerken, welche den Glanz und den Ruhm der deutschen Kultur gerade in dem letzten Jahrzehnt so laut verkündet, zwar die große Menge in dem Glauben bestärkt, daß Wien Wien bleiben wird und sein Deutschthum nie untergehen kann, aber zu derselben Zeit doch in Anderen, wenn auch Wenigeren, den Gedanken erweckt, daß manchmal die prächtigste Entfaltung der Baukunst nur die Vorläuferin des nahen Niedergangs war und daß damals, als man in der Lagunenstadt die schönsten Marmorpaläste baute, Venedigs Staats- und Handelsmacht schon den Keim des Verfalls in sich trug?“ Láng bezeichnet diese Prophezeiungen als übertrieben; aber das an anderer Stelle (S. 64) berührte Argument von der Ueberlegenheit der deutschen Kultur ist wohl in seinen eigenen Augen ein sehr schwaches, es reimt sich nicht recht zu dem was er sonst vorbringt. Es ist nicht unmöglich, daß die Wiener durch Reden wie die, welche kürzlich der tschechische Reichstagsabgeordnete B. Kurz bei Einweihung des tschechischen Vereinshauses in Wien gehalten hat, sich ihrerseits angespornt fühlen, „in den Kampf ihrer Brüder einzugreifen“, „zu agitiren und zu organisiren“, „sich zu vermehren wie der Sand im Meer und sich hier in der Metropole des Reichs immer mehr als Nation zu fühlen“; es ist nicht unmöglich, daß sie den Tschechen, die Prag zu einer tschechischen Stadt und den Magyaren, die Budapest zu einer magyarischen Stadt zu machen verstehen, einige Kunstgriffe absehen, um Wien als deutsche Stadt zu erhalten. Es ist nicht unmöglich, aber ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Weit weniger befriedigt das, was Láng über die ungarischen Verhältnisse sagt. Unter den Thatsachen, welche er für den Aufschwung des Magyarenthums anführt, figuriren sehr mit Unrecht die dem Unterrichtswesen entnommenen (S. 30 ff.), dessen Einrichtung ja im schroffen Gegensatz zu den Wünschen und wirklichen Bedürfnissen der anderen Nationen steht. Und besonders unzulässig ist die Vergleichung mit dem nach ganz anderen Grundsätzen geleiteten Unterrichtswesen Oesterreichs. Láng scheint das selbst gefühlt zu haben; denn er fährt fort: „Es gibt einen noch glänzenderen Beweis für die Herrschaft der magyarischen Intelligenz, weil er von der Gesellschaft allein, ohne Einwirkung des Staates, geliefert wird, nämlich der durch die periodische Presse gewährte“ (S. 33). Es erhebt sich für uns die Hauptfrage: inwieweit kann man aus dem bisherigen Wachsthum der Magyaren auf ihr ferneres schließen? Steht es ganz fest, daß „mit unaufhaltsamer Kraft die magyarische Nation vermittelst ihrer eigenen Erstarkung zu immer vollständigerer Konsolidirung des ungarischen Staates vorschreitet“ (S. 20)? Das Wachsthum kann mit beschleunigter, es kann aber auch mit verlangsamter Geschwindigkeit erfolgen; es kommt eben darauf an, sozusagen die Gleichung für die Kurve zu finden. Láng erblickt die Ursache des Aufschwungs der Magyaren in der Kraft des magyarischen Stammes und die Ursache dieser — er verräth damit „ein Geheimniß, das noch so Wenige kennen“ (S. 29) — in dem einheitlichen Charakter des früher mit der Führung betrauten ungarischen Adels; in Oesterreich habe nie eine einheitliche Aristokratie bestanden. Das erachte ich nicht für ganz richtig; der ungarische Adel ist großentheils nichtmagyarischer Herkunft, und der österreichische fühlte sich im vorigen und noch in diesem Jahrhundert vorwiegend als deutscher Adel. Wie dem auch sei, der in Rede stehende Faktor, die Kraft des magyarischen Stammes, ist ein sehr zusammengesetzter, und was noch

größere Bedeutung hat, es ist nicht der einzige Faktor, mit dem wir zu rechnen haben; der zweite ist die geringe Widerstandskraft, wohl gemerkt, nicht der Gesammtheit der anderen Nationen, sondern gewisser weicher und zerstreuter Bruchtheile, die von ihnen abbröckeln und dem Magyarenthum zufallen. Vor allem sind das die Juden, aus denen ihm die leidenschaftlichsten Vorkampfer erwachsen. An solchen Elementen wird es noch für geraume Zeit nicht fehlen. Die ethnographische Buntheit Ungarns gewährt den Magyaren, im Vergleich zu den Deutschen Oesterreichs, einen außerordentlichen Vortheil. Aber auch sie werden schließlich auf Grenzen stoßen, über die hinaus ihnen das Vordringen sehr erschwert sein wird. Sie müssen sogar auf einen Rückschlag gefaßt sein, und ganz ohne Vorbedeutung für sie ist der in Oesterreich eingetretene Rückschlag nicht. Zwar brauchen sie, wenn auch die Nichtmagyaren im Parlament nicht immer so schwach vertreten sein werden wie jetzt, kaum zu fürchten, hier je die Majorität zu verlieren. Aber wenn die Magyarisirung vor allem die Städte ergreift und hier von den oberen Schichten zu den mittleren und unteren vorschreitet, so hatte ja in Oesterreich die Germanisirung ganz denselben Weg eingeschlagen; und wenn nun hier von der niederen Bevölkerung der Städte und der hereinströmenden der ländlichen Umgebung die Reaktion ausgegangen ist, warum sollten die Magyaren vor einer solchen sicher sein? Sie werden sich doch nicht darauf berufen, daß in Bezug auf die Kultur ihr Verhältniß zu den Nichtmagyaren für sie ein günstigeres sei und bleiben werde, als für die Deutschen Oesterreichs ihr Verhältniß zu den Nichtdeutschen gewesen ist? Eine Nation täuscht sich sehr, wenn sie die Ueberzeugung hegt, daß, je mehr sie ihr eigenes Nationalgefühl anfache, es um so leichter auf andere Nationen überspringe; vielmehr wird das nur dazu dienen, bei diesen das angestammte Nationalgefühl zu gleichem oder höherem Wärmegrad zu steigern. Die Magyaren übersehen, daß auch die anderen Nationen Ungarns, wenigstens zum Theil, innerlich erstarken. Wenn sie, und sie haben ja dazu einigen Grund, eine Belehrung von Seite Oesterreichs ablehnen, so mögen sie eine solche von Seite des Deutschen Reiches annehmen, auf das sie sich ohnehin gern berufen. Wir sind, sagen sie, als kleine Nation darauf angewiesen, uns aus anderen Nationen zu verstärken; eine große Nation, wie die deutsche, könnte eher davon absehen und thut es dennoch nicht. Gut, es sei so; aber für eine kleine Nation ist auch die Arbeit viel schwieriger als für eine große. Oder glauben die Magyaren wirklich, sie wären imstande, sich eher die Rumänen, als die Deutschen sich die Polen anzugleichen? Die Lehre, daß nur ein einsprachiger Staat ein vollkommener sei, ist sehr gefährlich; denn die Aufgabe, die Vielsprachigkeit eines Staates zu beseitigen, ist immer noch einer anderen Lösung fähig, und vom höchsten Standpunkt aus müßte diese als die einfachere erscheinen. Ja es kann Fälle geben, in denen selbst von dem des „gesunden" Nationalismus aus eine Gebietsverminderung, diese im allgemeinen von den Nationen höchst bewerthete Einbuße, nicht als wirklicher Nachtheil zu betrachten ist. Hätten z. B. die Deutschen den schmalen dänischen Landstrich im Norden Schleswigs an das kleine Dänemark abgetreten, das in der Kultur so hoch steht und mit ihnen durch so enge geistige Bande verknüpft ist, so würde die bedauerliche, nur durch dynastische Verhältnisse hervorgerufene Entfremdung zwischen den beiden Nationen behoben oder doch gemildert worden und die Deutschen nun nicht genöthigt sein, die dortigen Dänen, deren Zahl im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches von keinem Belang ist, im Schweiße ihres Angesichts in Deutsche umzuarbeiten. Unter den nichtmagyarischen Nationen nehmen die Rumänen und die Slovaken die stärksten Stellungen ein; sie haben den Rücken, jene durch die Rumänen des Königreichs, diese durch die Tschechen gedeckt. Es scheint, daß sie selbst jetzt, unter dem Hochdruck, der vermittelst der Staatsmaschine ausgeübt wird, die Magyaren hier und da zurückdrängen, was die Magyaren, um dabei doch etwas zu gewinnen, als Beweis für das Nichtvorhandensein jenes Hochdrucks anführen. Was ich in den Zeitungen über die Rumänisirung von Magyaren und die Magyarisirung von Rumänen gelesen habe, hat mir kein klares Bild davon hinterlassen, auf welcher Seite der Vortheil ist. Die Fortschritte der Slovaken zeigt uns in gründlichster Weise mit einer Fülle interessanter Einzelheiten der ausgezeichnete Statistiker Körösy József in seinen Studien über „die Slovakisirung Oberungarns" (A folvidék eltótosodása), von denen erst der auf den Preßburger und den Neutraer[1]) Bezirk bezügliche Theil erschienen ist (Budapest, Grill, 1898). Auf den beiden beigegebenen Karten werden die alten slovakischen und magyarischen, dann die in älterer Zeit und endlich die während der letzten hundert Jahre slovakisirten und magyarisirten Gebiete durch Farbe und Begrenzung voneinander geschieden und die auf beiden Seiten ursprünglich deutschen Gebiete durch die Buchstaben der Namen hervorgehoben. Ich hätte nur gewünscht, daß einer Schrift dieser Art die Sentimentalität fern geblieben wäre; die Grabkreuze, die der Verfasser den häufigen Verlusten des Magyarenthums setzt, und die Lorberkränze, die er dessen selteneren Eroberungen flicht, die weibliche Häufung der Ausrufungszeichen, alles das muthet einen Leser, der zu einer der beiden anderen hier betheiligten Nationen gehört, wunderlich an und beirrt ihn in der ruhigen Betrachtung der Thatsachen.

Láng hat die beiden unpolitischen Vorträge mit einer politischen Einleitung versehen. Er sagt, die Hegemonie der Magyaren stehe in keiner näheren Beziehung zu der Hegemonie der Deutschen in der anderen Reichshälfte; sie wurzle viel tiefer und fester. Wenn Oesterreich sich jetzt im föderalistischen Sinne ausgestalte, so erwachse den Magyaren daraus keine Gefahr, und sie hätten keinen Anlaß, wie sie das früher gethan haben, hemmend einzuschreiten; sie dürften sich die österreichischen Slaven nicht auf künstliche Weise zu Feinden machen: „je vollständigere Neutralität wir den Oesterreichern gegenüber wahren werden, um so sicherer können wir sein, daß die österreichischen Slaven keine Lust haben werden, sich in unsre Angelegenheiten einzumischen" (S. 15.). Offenbar schweben ihm hier nur offizielle und offiziöse Einflüsse vor; aber es gibt ja auch breite Unterströmungen. Er sagt: „Ueberschätzen wir die Anziehungskraft nicht, welche die Ausbreitung der slavischen Elemente des fremden Staates auf unsere Slaven ausüben kann" (S. 18.). Er konnte mit gleichem Rechte sagen: „Unterschätzen wir sie nicht." Wiegt er sich wirklich in dem Wahne, daß für die Entwicklung der ungarischen Nationalitätsverhältnisse die der österreichischen ganz gleichgültig sei? Nehmen wir an, Oesterreich sei zu einem Nationenbund geworden; jede Nation erfreue sich der größten Selbständigkeit, sie schütze selbst ihre nationalen Interessen und sorge für sie innerhalb ihrer eigentlichen Grenzen nicht nur, sondern auch bei allen in fremdem Gebiete verstreuten Minderheiten, so daß der unablässige Zank um die gleichmäßige Vertheilung der Staatsgaben aufgehört hätte und auch die Gemeinden nicht mehr in widersinniger Weise genöthigt würden, den Interessen fremder Nationen Opfer zu

[1]) Ich denke, wir Deutsche sollen an den alten deutschen Namen magyarischer Orte, besonders solcher mit deutscher Bevölkerung, festhalten. Wir können uns hierin die Magyaren zum Vorbild nehmen. Keinem von ihnen würde es nur im Traum einfallen, für „Wien" anders als Bécs zu sagen und zu schreiben; wir haben rasch „Ofen-Peß" zugunsten von „Budapest" aufgegeben.

bringen, was sie unter den jetzigen Umständen mit der Empfindung thun, Schlangen an ihrem Busen zu nähren. Würde sich Ungarn mit einer solchen chinesischen Mauer umgeben lassen, daß der Widerschein dieses Völkerfriedens nicht belebend und ermunternd auf die nichtmagyarischen Nationen fiele, denen man in Einem fort die Unmöglichkeit eines von Rechts wegen vielsprachigen Staates predigt? Würden sich z. B. die Slovaken davon überzeugen lassen, daß zwischen ihnen und ihren Brüdern, den Slovenen Oesterreichs eine solch tiefgehende Verschiedenheit besteht, daß darin die Verschiedenheit ihrer Geschicke begründet wäre? Das Nationalgefühl ist überall zu Hause und kaum irgendwo auszurotten; es mag besser gedeihen, bestrahlt von dem „unauslöschlichen Zauber einer tausendjährigen Vergangenheit“ (S. 13) und im weichen Boden einer höheren Kultur; aber es trotzt auch den rauhesten Winden und schafft sich auf felsigem Gestein sein eigenes Erdreich. Ich bin hier auf schon Gesagtes zurückgekommen; aber vielleicht ist die Wiederholung solcher Wahrheiten nicht überflüssig, die hartnäckig verkannt werden. Die Kurzsichtigkeit, welche in dieser Hinsicht die Magyaren verrathen, wiegt alle die politischen Fehler auf, wegen deren sie die Deutschen Oesterreichs bemitleiden.

Von den Tschechen sind die Auslassungen Längs beifällig aufgenommen worden. Karel Kramář, der für einen der fähigsten Köpfe unter ihnen gilt, hat im Juni- und im Juli-Heft des ersten, und zwar laufenden, Jahrgangs der von Prokop Podlipský redigirten Ceská Revue jener Flugschrift einen recht schwächlichen Artikel unter dem gleichen Titel (Národnosti v Uhrách a Rakousko) gewidmet. Er preist, was Láng sagt, als „politische Mathematik — kühl und realistisch“ (soweit Ungarn in Betracht kommt, beschränkt sich die Mathematik auf die vier Spezies — die höhere Analysis ist ausgeschlossen); er selbst fügt keinen neuen Gedanken hinzu, vertieft keinen alten. Wir hören das ewige Lied: Oesterreich möge seinen Nationen wie seinen Ländern gleichermaßen gerecht werden — ohne ein Wort darüber, wie die zum Ueberdruß dargelegte Antinomie dieser Forderungen zu lösen wäre. Die von der Verfassung vorgeschriebene Gleichberechtigung der Nationen und das der Verfassung zuwiderlaufende böhmische Staatsrecht — dies erinnert wahrlich an die „Republik mit dem seligen Großherzog an der Spitze“. Haben die Tschechen ein unabweisbares Bedürfniß nach einem „vollen staatlich-nationalen Leben“ (S. 1155), was brauchen sie zu dessen Befriedigung ein paar Millionen Deutsche, die dadurch ihres doch ebenso berechtigten Anspruchs auf ein volles staatlich-nationales Leben in engster Verbindung mit den übrigen Deutschen Oesterreichs verlustig gehen würden? Ist diese tschechische Auslegung des „Gleiches Recht für Alle“ nicht ein blutiger Hohn auf alle Logik? Und die Einwilligung hierein den Deutschen zuzumuthen, ist das nicht politická naivnost?

Die Palacký-Feier hat den Verfasser zu einem beschwichtigenden und berichtigenden Nachwort veranlaßt. Er erklärt darin das, was wir — nicht er — Panslavismus nennen, als „eine tiefe, oft ungeklärte, unbewußte Sehnsucht, daß alles, was der Nation das theuerste ist, ihre geistigen und sittlichen Bestrebungen, ihre Kulturarbeit breitere Welten für sich finden möge, in Stammesüberlieferungen, Fehlern und Vorzügen verwandte Welten. Wenn uns nicht immer die anderen Nationen verstehen, so glauben und hoffen wir, daß das, was wir wünschen und wozu uns unser Geschick berufen, diejenigen verstehen, welche mit uns eines Blutes sind, mag auch die Geschichte uns nach Sprache, Glaube und der politischen Form der verschiedenen Staatsgebilde getrennt haben. Und daran lassen wir uns von Niemandem hindern, und auch die anderen slavischen Völker lassen sich nicht daran hindern. Im Gegentheil, das Unbewußte und Ungeklärte wird klar und bewußt, und dann diese geistige und sittliche Solidarität der Slaven zu einem Kulturelement ersten Grades werden. Das erfordert allerdings viel Zeit und viel Arbeit — wird aber kommen, da die slavischen Nationen ihre Kulturmission einfach erfüllen müssen.“ (S. 1159). Ist das nicht hübsch gesagt von Jemandem, der sich als einen entschiedenen Gegner der Phrase gibt? Wäre der Panslavismus wirklich eine so innere Angelegenheit wie sie hier dargestellt wird, so würden wir die Sache auf sich beruhen lassen; aber gerade bei jener Feier ist er in so gewaltige Fanfaren gegen das Deutschthum ausgeklungen, daß unsere Neugierde, worin eigentlich die besondere Mission der Slaven bestehe, wohl zu entschuldigen ist. Ist denn die Gemeinsamkeit zwischen den slavischen Nationen eine anders geartete als die zwischen den germanischen? Sie ist nicht einmal eine engere. Wie es sich mit der Gemeinsamkeit des Blutes bei den Slaven verhält, darüber haben sich die Anthropologen zur Genüge geäußert. In politischer und konfessioneller Hinsicht sind die Gegensätze hier größer als bei den Germanen. An vielseitigen und innigen Wechselbeziehungen stehen die slavischen Literaturen den germanischen nach. Die tschechischen Erzeugnisse, die ins Deutsche übersetzt worden sind, machen auf den deutschen Leser keineswegs einen sehr fremdartigen Eindruck und rechtfertigen bis zu einem gewissen Grade die Ansicht von Russen, daß die Tschechen im Grunde slavisch redende Deutsche seien. Und was endlich die Liebe der Slaven zu einander anlangt, von der so viel Aufhebens gemacht wird, so haben, wenigstens in gesitteten Jahrhunderten, Slaven von Deutschen bei weitem nicht so Schlimmes zu erdulden gehabt, wie von Slaven selbst, und schon deßhalb ist die neuerdings öfter gethane Behauptung, die Slaven hätten nie unterdrückt, eine der erstaunlichsten Lügen. Wenn die oft sehr voneinander verschiedenen Stämme einer großen Nation das Verwandtschaftsgefühl zwischen sich zu heben und fruchtbar zu machen bemüht sind, so begreift und begründet sich in folgerichtiger Weise ein Bestreben, welches verwandte Nationen einander näher bringen soll; wir brauchen deßhalb noch nicht den ganzen Stammbaum herabzuklettern. So gibt es einen friedlichen Pangermanismus, als dessen Anhänger sich noch jüngst Björnson bekannt hat; an dem friedlichen Charakter des Panslavismus aber hat man allen Grund zu zweifeln.

Gotha, im Oktober.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt **Weibliche Menschen.** Naellen van **Georg Frhrn. v. Ompteda.** Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — Hübsche unterhaltliche Geschichten, die, flott geschrieben, das zierliche und anmuthige Gepräge tragen, das der literarischen Physiognomie des Verfassers entspricht. In der größten Naelle des Bandes, „Die Principessa“, wird ein rätselhafter Frauencharakter dargestellt, eine kaum 16jährige Prinzessin mit dem „diable au corps“, die es darauf anlegt, den Männern die Köpfe zu verdrehen und sich dann über sie lustig zu machen. Das Getriebe auf einem herzoglichen Schlosse bei einer großen Jagdgesellschaft ist offenbar mit voller Sachkenntniß geschildert, und die Gefühle, aan denen die Herzen der jungen Lieutenants bewegt werden, sind in überzeugender Echtheit wiedergegeben. Die Nachlaßblätter „Weibliche Menschen“ sind das bedeutendste Stück der Sammlung, die übrigens in „Die schöne Cadaranerin“ und „Ein Wiedersehen“ zwei ergreifende Geschichten enthält, und in „Selma“ auch satirische Kraft des Autors zeigt.

se. **Georg Hermann: Die Zukunftsfrohen.** Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — „Neue Skizzen“ nennt der Verfasser die zur Mehrzahl ganz kurzen Geschichten, die den Inhalt des Buches bilden, und es sind in der That, wie in den „Modellen“ (vgl. Beilage vom 20. August 1897, Nr. 186) wieder nur Skizzen, nicht ausgeführte Kunstwerke. Aber sie

geben ein verheißungsvolleres Bild von dem Können ihres Urhebers. Namentlich die erste, nach der die Sammlung den Titel trägt, die Schilderung der heruntergekommenen Hülfsarbeiter, die einmal bessere Tage gesehen haben und auf deren Wiederkehr hoffen, zeugt von scharfer Beobachtung und der Fähigkeit kurzer, treffender Charakteristik. Der Besuch des Erzählers bei dem schwindsüchtigen Freunde und die lebendige Veranschaulichung des Milieus ist von einem Realismus, der zugleich poetisch und ergreifend wirkt. Auch andere unter den kleinen Geschichten sind bemerkenswerthe Kraftproben des Autors, die Skizze „Letzte Gluthen“ in ihrer Knappheit und Präcision wäre eines Maupassant nicht unwürdig.

* Geographische Gesellschaft zu München. In der allgemeinen Versammlung vom 27. Oktober eröffnete der Vorsitzende Prof. Dr. Oberhummer die diesjährige Reihe der Zusammenkünfte, indem er zunächst des Ablebens eines der hervorragendsten Mitglieder, des kgl. Oberbergdirektors Geheimrath Dr. Ritter v. Gümbel, gedachte, dessen bekannte hohe Verdienste um die geologische Durchforschung Bayerns in der nächsten Sitzung von berufener Seite eingehend geschildert werden sollen. Der Vorsitzende theilte ferner das Ausscheiden des bisherigen überaus thätigen ersten Schriftführers Hrn. Gymnasialprofessors Dr. Zimmerer aus der Vorstandschaft infolge Versetzung nach Ludwigshafen mit. Privatdozent Dr. E. Naumann, z. Z. in Frankfurt a. M., berichtet sodann über seine Reisen im mittleren und nördlichen Mexico während der Jahre 1897 und 1898. Vortragender begab sich dorthin zum Zwecke geologisch-bergmännischer Gutachten, indem er den Seeweg über New-York nach Vera Cruz einschlug. Die Bedeutung des mexicanischen Golfs für die meteorologischen Verhältnisse des Atlantischen Ozeans glaubte er drastisch vor Augen zu haben, als man sich der Küste von Campeche näherte: die Tropenschwüle hatte ein mächtiges Gewitter zusammengebraut, schwere Wolkenmassen, wie eine schwarze Mauer zusammengethürmt, lagen über dem Berglande der Küste, von Blitzen durchzuckt. Auch wer schon vieles gesehen, hätte sich kaum einen großartigeren Empfang auf mexicanischem Boden denken können. Ueber dem vom fernen Pic von Orizaba überragten Vera Cruz schwebt die Erinnerung an Cortez und an den fanatischen Pater Bartolomeo von Toledo, der von Vera Cruz aus den spanischen Conquistadorenzügen das Kreuz vorausgetragen hat. Wie Redner meint, hat das Christenthum in Mexico eine große Kulturarbeit vollbracht; die meisten ansässigen Indianerstämme seien brauchbare Arbeiter, im Gegensatz zu den Erfahrungen, welche man im allgemeinen in der nordamerikanischen Union gemacht habe. Der Indianer hält viel auf religiöse Gebräuche, was ihn aber nicht hindert, sich, so oft er bei Geld ist, bis zur Arbeitsunfähigkeit zu betrinken. Redner schilderte die Tracht der Leute, welche besonders bei den Männern viel Sinn für Prunk und bunte Farben erkennen läßt, wenigstens dann, wenn der Arbeiter sich in den Sonntagsstaat wirft. Einfacher ist die Kleidung der Frauen; zierliches Schuhwerk spielt bei jeder noch so armen eine Hauptrolle in der Toilette. Ein besonderer Fehler der Indianer ist ihr Mangel an haushälterischem Talent, der denn auch von den Händlern aufs schmählichste ausgebeutet wird. Man kann in Mexico deutlich zwei Indianertypen unterscheiden, einen solchen mit länglicher Gesichtsform, der den Indianern Nordamerika's verwandt ist, und einen anderen mit mehr gerundeter, die Nachkommen der alten aztekischen Völkerschaften. Beide erinnerten den Redner, der selbst bekanntlich jahrelang im östlichen Asien geweilt hat, sehr an die mongolischen und sonstige asiatische Typen, so daß auch er eine Einwanderung der amerikanischen Urbewohner aus Asien für sehr wahrscheinlich hält. Zwar gibt es gegenwärtig noch etwa 20 lebende Indianersprachen, aber nur einige Stämme Yukatans machen ausschließlich von ihrer Sprache Gebrauch, während im übrigen das Spanische allgemein verbreitet ist. Man hat von jeher in Mexico drei klimatische Zonen, die tierra caliente, templada und fria, die einander von der Küste her folgen sollen, unterschieden. Scharf ausgeprägt ist eigentlich nur der Unterschied zwischen der tropischen Küstenzone und dem Hochland: dort üppige Urwälder, reiche Zucker-, Kaffee-, Vanille-, Bananen- und Tabakplantagen, großer Wasserreichthum, hier eine häufig öde Ebene, aus der allenthalben wieder mächtige Gebirgsformationen aufsteigen. Im Süden fehlt es diesem Plateau nicht an Wasser, im Norden liegt indessen der Grundwasserspiegel oft erst in 300 m Tiefe. Die charakteristische Pflanze dieser Region ist die Agave, die eine sehr werthvolle Pflanzenfaser liefert; außerdem ist der Indianer schon seit langer Zeit dahinter gekommen, daß sich aus dem Saft ihrer jungen Blattschößlinge ein berauschendes Getränk bereiten läßt. Ferner tragen zum Landschaftscharakter die abenteuerlich gestaltete Yucca mit ihren schönen weißen Blüthen und die massenhaften und mannichfaltigen Cacteen bei, deren wichtigste und gewaltigste die Opuntia ist, die sich auch in Südeuropa bekanntlich eingebürgert hat. Aus der Thierwelt sind die Taranteln, die Skorpione, die Tausendfüßler und die Klapperschlangen als mehr oder weniger gefährliche Landplagen zu nennen. Im schroffen Gegensatz zur Hochebene steht ihr westlicher Steilabfall zum Pacifischen Ozean, die Sierra Madre. So unmittelbar senkt sie sich nach der Küste zu, daß es bis jetzt erst gelungen ist, die beiderseitigen Küsten an der engsten Stelle durch den Tehuantepec-Schienenweg zu verbinden. Die Sierra Madre ist dort, wo sie Redner kennen lernte, reich an landschaftlichen Schönheiten; insbesondere tragen die mannichfachen Erosionserscheinungen an den aus Lavaströmen bestehenden Thalgehängen viel dazu bei. Redner hat sich längere Zeit in Mapimi (Durango), in Piñas (zwischen San Luis Potosi und Aguas Calientes) und in Carmen (in der Sierra Madre, an der Grenze der Staaten Chihuahua und Durango) aufgehalten und berichtet Einzelheiten besonders über die bergbaulichen Verhältnisse von Mapimi, deren alte Blei-Silbergruben unter der hervorragend tüchtigen Leitung eines deutschen Ingenieurs, des Hrn. Riedl aus Nürnberg, sich zu einer Musteranlage entwickelt haben. Mit Genugthuung erwähnt der Vortragende, daß an dem Aufblühen Mexico's, das heute vor den meisten spanisch-amerikanischen Republiken eine bevorzugte Stellung einnimmt, deutsche Intelligenz einen hervorragenden Antheil habe. Deutsche trifft man ja in Amerika überall und in allen Ständen, Redner wurde z. B. in einem Städtchen Yucatans von einer Loosverkäuferin auf gut sächsisch angesprochen; es darf aber unser Stolz sein, daß gerade der Deutsche wegen seiner Sprachkenntnisse und Gewissenhaftigkeit als Beamter in den verschiedensten Stellungen dort gern gesehen ist. — Für die nächste allgemeine Zusammenkunft stellte der Vorsitzende einen vom Generallieutenant von der Goltz Pascha in Berlin über Epirus und Thessalien zugesagten Vortrag in Aussicht.

* Der bekannte und in seiner engeren Heimath Schlesien überaus populäre Dialektdichter Max Heinzel ist in Schweidnitz im Alter von 66 Jahren gestorben. Von seinen zahlreichen Werken sind eine Sammlung „Gedichte“, die „Humoristischen Genrebilder“, „A frisches Richel“, „Maiglöckel“ in erster Linie zu nennen. Großen Erfolg hatte er auch mit seinem humoristischen Volkskalender „Der gemittliche Schläsinger“, der mehr als ein Dutzend Jahrgänge erlebt hat. Trotzdem ist es übrigens Heinzel, der anfangs als Schauspieler, dann als Redakteur, endlich als unabhängiger Schriftsteller lebte, leider niemals gelungen, seine Existenz sorgenfrei zu gestalten.

* Kürzlich ist unter dem merkwürdigen Titel: „Die Müdigkeit bei unbelebten Wesen“ in den Vereinigten Staaten eine eigenartige Abhandlung erschienen. Es ist etwa 30 Jahre her, daß der berühmte britische Physiker Lord Kelvin, damals Sir William Thomson, feststellte, daß Metalldrähte, die gewissen Erschütterungen, z. B. durch den elektrischen Strom, unterworfen werden, sich ganz verschieden nach einer längeren Zeit der Benutzung und nach einer Ruhezeit verhalten. Dies läßt sich z. B. an Telegraphendrähten nachweisen, die nach der Sonntagsruhe am Montag für den elektrischen Strom besser leitend sind als in der Mitte der Woche. Gewährt man einem Drahte eine Ruhe von drei Wochen, so erhöht sich die Leitungsfähigkeit um 10 Prozent. Die neue amerikanische Veröffentlichung über diesen Gegenstand stützt sich auf die Ergebnisse zahlreicher Experimente, die am Franklin-Institut unternommen wurden. Es geht daraus hervor, daß wiederholte Erschütterungen die Leistungsfähigkeit der Metalle schwächen, daß sie dieselbe aber nach einer kürzeren oder

längeren Zeit der Ruhe in der früheren Höhe wieder gewinnen. In dieser Beziehung ist es in der That angängig, von einer Ermüdung der Metalle zu sprechen, die durch eine entsprechende, in gleichem Sinne etwa als „Schlaf“ zu bezeichnende Ruhezeit überwunden wird.

* **Verflüssigte Luft im Dienste der Medizin.** Wie Röntgens Entdeckung hauptsächlich in der Medizin praktische Verwerthung bis jetzt gefunden hat, so dürfte auch die jüngste großartige Entdeckung der Verflüssigung der Luft durch Prof. Linde zu hygienischen und Heilzwecken mit besonderem Nutzen verwendet werden können. Der amerikanische „Medical Record“ verspricht sich geradezu fabelhafte Erfolge von der Anwendung der flüssigen Luft in der Medizin. Nach diesem Fachblatt soll die flüssige Luft nichts geringeres leisten können, als überall da, wo es nöthig ist, eine bakterienfreie Luft zu schaffen, dadurch, daß man eine größere Menge flüssiger Luft in dem Raume verdampfen läßt. Der Nutzen kann noch dadurch erhöht werden, daß man der flüssigen Luft beliebige Mengen an flüssigem Sauerstoff oder Ozon zusetzt und so der Atmosphäre jede beliebige den Bedürfnissen entsprechende Zusammensetzung gibt. Weiter ist von Wichtigkeit, daß die verdampfende flüssige Luft kalt ist und eine kühlende Wirkung ausübt, wodurch Krankenzimmer und namentlich die großen Säle in den Krankenhäusern bis zu jedem gewünschten Grade abgekühlt werden können. Da sehr viele Bazillen eine niedrige Temperatur nicht vertragen, so leuchtet die günstige Wirkung einer solchen Abkühlung bei den durch sie hervorgerufenen Infektionskrankheiten von selbst ein. Namentlich in den Tropen wird Jeder mit Vergnügen sein Quantum flüssiger Luft verbrauchen, um die Temperatur seines Zimmers in mäßigen Grenzen zu halten. Auch zur Fortbeizung äußerlicher Geschwülste hält das genannte ärztliche Fachblatt die Anwendung der flüssigen Luft für geeignet, da die ätzende Wirkung der Kälte bessere Dienste in dieser Beziehung leisten soll als der bisher angewandte Höllenstein. Endlich sollen auch Asthmatiker und Schwindsüchtige von der künstlich erzeugten kalten und keimfreien Luft wesentliche Erleichterung erwarten dürfen.

* **Karlsruhe.** Die Badische Historische Kommission hat in ihrer 17. Plenarsitzung den Archivar der Stadt Freiburg im Breisgau, Dr. Peter Albert, zum außerordentlichen Mitglied gewählt.

* **London.** Sir Charles Dilke wird demnächst im Verlage von Chatto u. Windus ein Werk über „Das britische Reich“ veröffentlichen. Zweimal hat Sir Charles die Reise um die Welt zurückgelegt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Felix Szkalny und Hugo Cora: Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Probebogen. Berlin, Struppe u. Winckler 1898. — Protestantisches Mönchthum. Stuttgart, G. Geiger 1898. — Saulus: Der Protestantismus als Weltmacht. Ein Begleitwort zur Palästinafahrt des Deutschen Kaisers. Preßburg, Leipzig, G. Heckenasts Nachfolger. R. Drodtleff 1898. — Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Mathematisch-physikalische Klasse. 1898. Heft 3; Philologisch-historische Klasse. 1898. Heft 3. Göttingen, Lüder Horstmann 1898. — C. W. Allers und Hans Kraemer: Unser Bismarck. Gedächtniß-Ausgabe. 3. u. 4. Lfg. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1898. — Dr. Johann Loserth: Der Huldigungsstreit nach dem Tode Erzherzog Karls II. 1590 bis 1592. Graz, Styria 1898. — Henry de Varigny: Der Tod. Physiologie des Todes. Ueberfetzt von Soph. Wiarda. Minden, Wilhelm Köhler 1898. — Dr. Siebert: Grundriß der Physik. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Prof. Max Johannessohn: Französisches Lesebuch. Unter- und Mittelstufe. Ebd. 1898. — Dr. Rudolf Wessely: Kurzer Abriß der deutschen Grammatik für die Mittelklassen höherer Lehranstalten. Ebd. 1898. — J. v. Verdy du Vernois: Studien über Truppenführung. I. Theil: Die Infanterie-Division im Verbande des Armeekorps. Neu bearbeitet von v. Goßler. Ebd. 1898. — Paul Schubring: Altichiero und seine Schule. Ein Beitrag zur oberitalienischen Malerei im Trecento. Leipzig, K. W. Hiersemann 1898. — Dr. Elisabeth Horriet Denio: Nicolas Poussin. Ebd. 1898. — Der praktische Rechtsbeistand: Ein Führer durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch. Hggb. von einem Richter. München, C. Haushalter 1898. — Henry S. Landor: Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet. Leipzig, F. A. Brockhaus 1898. — Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Pèrcopo: Geschichte der italienischen Literatur. 1. Lieferung. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 5. November. Nummer 251.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Dogma von der Alleingültigkeit der Kausalität.[1]

Von Paul Nikolaus Coßmann.

Bekanntlich sind die theoretischen Erfahrungswissenschaften gegenwärtig basirt auf die Annahme von Kausalgesetzen, und zwar auf die Annahme universeller Kausalgesetze: auf jedem Gebiete, bei jeder Erscheinung wird angenommen, daß der Eintritt eines neuen Zustandes mit Nothwendigkeit bestimmt ist durch einen vorhergegangenen Zustand, die Ursache. Diese Lehre, die Lehre von der **Allgültigkeit der Kausalität**, kann als gesicherter Besitz der Wissenschaft betrachtet werden; denn sie stützt sich nicht auf irgend eine einzelne Erfahrung, sondern vielmehr auf das allgemeine Kausalgesetz (im Gegensatz zu den speziellen Kausalurtheilen); das allgemeine Kausalgesetz besagt, daß wir bei allen Erscheinungen nach speziellen Kausalgesetzen fragen können; das heißt, daß jede Erscheinung mit Nothwendigkeit auf vorhergehende folgt; wir sind genöthigt, das anzunehmen, es ist uns nicht möglich, anders zu denken; ferner sind wir genöthigt, ebenso wie Raum und Zeit auch die Kausalreihe als unendlich zu denken. So bildet das allgemeine Kausalgesetz die Grundlage, die Erkenntniß spezieller Kausalgesetze das Ziel der gegenwärtigen Forschung; jene ist das Problemschema, diese sind die Problemlösungen.

Offenbar ist die Lehre von der Allgültigkeit der Kausalität scharf zu trennen von der Anschauung, welche man Lehre von der Alleingültigkeit der Kausalität nennen könnte. Diese, häufig als mechanistisch bezeichnete Naturauffassung nimmt an, es könne nur kausale Zusammenhänge in der Natur geben; wenn der Anschein andersartiger Zusammenhänge nicht geleugnet werden könne, müßten sie, wie man es nennt, auf kausale „zurückgeführt“ werden. Die gemeinte Anschauungsweise drückt sich in einer Ungenauigkeit des Sprachgebrauchs aus, welche wohl auch zuweilen mit einer Ungenauigkeit im Denken verbunden ist: die Begriffe des nothwendigen Zusammenhanges, des Gesetzes, der Erklärung werden nämlich häufig den Begriffen des Kausalzusammenhangs, des Kausalgesetzes, der Kausalerklärung einfach gleichgesetzt; andrerseits wird dann der Zufall nicht, wie es richtig wäre, als Gegensatz zur Nothwendigkeit oder Abhängigkeit, sondern als Gegensatz zu der Kausalität behandelt. Selbst Mach, der in der Abhandlung „Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit“ (1872) an einer Stelle (S. 46) treffend als Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Untersuchung die „Annahme der Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander“ bezeichnet, „welche gar nicht mit der mechanischen Auffassung der Natur zusammenhängt, sondern sich überhaupt mit jeder Anschauung, sobald sie nur die strenge Gesetzmäßigkeit festhält, vertragen würde“, begeht an einer anderen Stelle derselben Abhandlung (S. 35) jene Ungenauigkeit mit der Aeußerung, das Kausalgesetz sei „hinreichend charakterisirt, wenn man sagt, es setze eine Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander voraus“. Stände es so, daß Abhängigkeit und Kausalität identisch wären, dann wären freilich auch empirische Wissenschaft und Kausalitätsforschung ein und dasselbe.

In der Biologie ist die sogenannte mechanistische Auffassung ziemlich jung; seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa ist sie zu großem, zeitenweise fast unbestrittenem Einflusse auf die biologische Forschung, vor allem aber auf die biologische Theorie gelangt. Einzelne Ausnahmen unter den Forschern waren allerdings immer vorhanden; eine ausgebreitetere Gegenbewegung entstand etwa im neunten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts und scheint in stetigem Anwachsen begriffen zu sein. Manchen Biologen jedoch führt seine Ueberzeugung von der Alleingültigkeit der Kausalität dazu, schon die Möglichkeit andersartiger Gesetzmäßigkeiten in der lebenden Natur abzulehnen und, in diesem Punkte sich der Empirie verschließend, in seinen Gedanken dem Organismus einen physikalischen Apparat zu substituiren, welcher dem Organismus so nahe kommt, wie es unsre physikalischen Kenntnisse erlauben. Das heißt der Natur Gewalt anthun; die naturgemäße Methode ist eine andere. Dabei scheint die Lehre von der Alleingültigkeit der Kausalität bei ihren Anhängern leicht einen dogmatischen Charakter anzunehmen; denn man versucht nicht, sie zu begründen, sondern an Stelle des Beweises wird die Behauptung immer wieder ausgesprochen; und nicht als Hypothese, welche durch weitere Forschung bestätigt oder umgestoßen werden könnte, sondern als durchaus sichere, keiner Prüfung bedürfende Thatsache.

Nun ist die Lehre von der Alleingültigkeit der Kausalität aber nicht etwa eine solche, welche dogmatisch ausgesprochen werden dürfte wegen der Fülle der ihr zugrunde liegenden Erfahrung oder wegen einer ihr innewohnenden unmittelbaren Evidenz; bei ihr stehen wir nicht wie bei der Lehre von der Allgültigkeit der Kausalität vor einer Denknothwendigkeit; es sind also ihre Wurzeln wo anders zu suchen. Wenn wir uns fragen, ob sie eine anthropomorphe Anschauung sei, müssen wir zunächst die Vorfrage erörtern, was unter einem Anthropomorphismus zu verstehen ist.

Man hat neuerdings in einem solchen Umfange von Anthropomorphismen, von anthropozentischen Auffassungen und dergleichen gesprochen, daß man vielleicht eher fragen möchte: was ist nicht anthropomorph? Irgend eine Beschränkung muß doch diesem Begriffe, wenn er einen Tadel besagen soll, gegeben werden; denn es ist ja klar, daß das Material aller Wissenschaften letzten Endes menschliche Vorstellungen sind, und daß die Urtheile, welche das Resultat der Wissenschaft bilden, menschliche Urtheile sind. Diese Selbstverständlichkeiten bringen es mit sich, daß in einem gewissen Umfange die Wissenschaft anthropomorph sein

[1] Aus dem demnächst in Zimmers Verlag (Stuttgart) erscheinenden Werke: **Elemente der Empirischen Teleologie.**

muß — wenn man diesen Begriff weit genug faßt. So ist ohne weiteres zuzugeben, daß der Begriff der Nothwendigkeit, des nothwendigen Zusammenhangs, aus unserm Seelenleben stammt, und daß es Wesen geben kann, für die er nicht existirt; für solche Wesen gibt es eben dann keine Erfahrungswissenschaften; sie können Wissen besitzen, aber das Spezifische des wissenschaftlichen Wissens, der wissenschaftlichen Erfahrung, nämlich die Erkenntniß von Naturgesetzen, geht ihnen ab. Deßhalb werden wie den Begriff der Nothwendigkeit doch nicht als anthropomorph, wenigstens nicht als anthropomorph im tadelnden Sinne, als anthropomorphes Vorurtheil bezeichnen müssen; es mag ja sein, daß die Nothwendigkeit zuweilen als etwas betrachtet wurde, das in den Gliedern des Zusammenhanges irgendwie darin ist, das der Materie der Zusammenhänge angehört; so wird sie aber neuerdings wohl kaum mehr aufgefaßt, sondern als etwas zur Relation zwischen den Gliedern, als etwas zur Form des Zusammenhanges gehöriges; und so ist sie das Voraussetzungsminimum. Ein solches kann aber nicht gemeint sein, wenn man innerhalb der Wissenschaft in tadelndem Sinne von Anthropomorphismen redet; denn man hat nur die Wahl, entweder jenes Minimum zuzugeben oder wissenschaftliche Empirie überhaupt abzulehnen. Auch daß wir genöthigt sind, ein Glied eines Zusammenhanges vor dem anderen ins Auge zu fassen, daß wir zum Beispiel beim einzelnen Thatbestande die jeweils bekannten Glieder ins Auge fassen, um dann erst aus ihnen die unbekannten zu erschließen, oder daß wir zuerst an die Ursache denken und dann an die Wirkung, weil diese eben das Spätere ist, das kann gleichfalls nicht als anthropomorph getadelt werden; denn auch ohne Zeit gibt es keine Wissenschaft, wie überhaupt kein Denken. Es muß also ein Mehr von Voraussetzungen vorliegen, wenn jener Vorwurf berechtigt sein soll; und bekanntlich zeigt die Geschichte aller Wissenschaften häufig ein solches Mehr.

Als wissenschaftliche Vorurtheile werden wir Voraussetzungen bezeichnen, die zum Zustandekommen der Wissenschaft nicht unbedingt erforderlich wären; aber nicht jede solche Voraussetzung ist ein Vorurtheil; eine unberechtigte Hypothese, sofern man sie mit dem Bewußtsein aufstellt, daß sie eine Hypothese ist, wird man kaum als Vorurtheil bezeichnen können; Hypothesen, die man mit Einsicht in ihre Herkunft und ihren hypothetischen Charakter aufstellt, haben an dieser Einsicht ein Korrektiv, falls sie unrichtig sind, und sind für die Wissenschaft ebenso unentbehrlich wie ungefährlich; das Gefährliche des Vorurtheils liegt wohl gerade darin, daß es nicht als Hypothese vorgestellt wird, sondern daß wir es unwillkürlich als etwas selbstverständliches in unser Denken aufnehmen. Wenn wir den Begriff des Anthropomorphismus nicht so weit fassen wollen, daß er alle Vorurtheile umschließt, dann werden wir ihn auf diejenigen beschränken, bei welchen eine unwillkürliche Verlegung menschlicher Verhältnisse in außermenschliche Verhältnisse, unter Umständen auch in andere Theile des menschlichen Körper- oder Seelenlebens stattfindet, welche Verlegung für andere Zwecke förderlich sein kann, den wissenschaftlichen jedoch entgegenwirkt. Naturgemäß zerfallen die Anthropomorphismen ihrer Herkunft nach in animistische, bei welchen eine Analogie zu Daten des menschlichen Seelenlebens wirksam ist, und aktionalistische, bei denen die Analogie zu menschlichen Handlungen einwirkt; es ist klar, daß sich diese beiden Klassen im allgemeinen auf zwei verschiedene Gattungen von Gegenständen beziehen werden; es werden nämlich in der Regel die animistischen Vorstellungen sich auf die Materie, die aktionalistischen auf die Form der naturgesetzlichen Zusammenhänge beziehen; animistische Vorstellungen werden veranlassen, Elemente des menschlichen Seelenlebens da anzunehmen, wo Anwendung wissenschaftlicher Methoden zu einer solchen Annahme nicht führen würde, und aktionalistische werden die zwischen den Erscheinungen anzunehmenden Relationen modeln nach dem Vorbilde menschlichen Thuns.

Mehrfach ist von Anderen bereits auf den engen Zusammenhang zwischen dem populären Kausalbegriff und den menschlichen Willenshandlungen hingewiesen worden. Das Verhältniß von Ursache und Wirkung kann dazu verführen, es in aktionalistischer Weise nach dem Bilde des Verhältnisses: Wollendes Subjekt — gewollte Handlung, zu denken. Das ist der kausale Antropomorphismus. Wenn eine Neigung vorhanden ist, die Wirkungen nach Analogie unsrer beabsichtigten Thätigkeiten zu denken, dann ist es begreiflich, wieso wir glauben können, ein ganz besonderes Verständniß für die kausale Form des Zusammenhangs zu haben, daß wir meinen, ganz vertraut damit zu sein, wie die Wirkung aus der Ursache „hervorgeht", hervorgehen muß, so wie uns ja unsre beabsichtigten Handlungen ihren Antecedentien nach einer anderen, genaueren Weise bekannt sind, als die Handlungen anderer Wesen. Ferner werde ich von der Handlung, die ich jetzt vollbringe, sagen wir von einer Hebung meines linken Armes, welche ich jetzt ausführe, weil ich sie ausführen will, die also zeitlich nach rückwärts in einem nothwendigen Zusammenhange steht mit mir bekannten psychischen und physischen Bedingungen nicht erwarten, daß sie etwa auch abhänge von einem späteren Vorgange oder von Vorgängen an einem anderen Orte, kurz von irgendwelchen anderen Zuständen, als denen des handelnden Subjekts; ich würde es zum Beispiel für Zufall halten, wenn jene Hebung meines Armes einen Dieb, von dessen Anwesenheit ich nichts wußte, aufschrecken und verrathen würde. Findet nun eine Hineinverlegung des Verhältnisses des Wollenden zum Gewollten in das Verhältniß der Ursache zur Wirkung statt — man sagt ja auch zuweilen von einem leblosen Körper, er wolle diese oder jene Bewegung ausführen, nicht ausführen — dann wird man geneigt sein, es für eine Absurdität zu halten, daß die, ihrer Herkunft nach anscheinend so genau bekannte Wirkung als abhängig gedacht werden sollte von irgend etwas in der Welt außer von ihrer Ursache. Es entsteht daher leicht der Anschein, als ob die Kausalität etwas zu beobachtendes sei, während jede andere Ordnung etwas in die Beobachtung hineingelegtes wäre; dieser Schein verschwindet, sobald man aufhört, die Ursache als das zu betrachten, was bei unsern Willenshandlungen unser vorausgehendes Verhalten und Fühlen ist.

Es findet also mit der Lehre von der Alleingültigkeit der Kausalität eine Beschränkung des Gebiets der Erfahrungswissenschaften statt, welche weder in deren Begriff, noch im Wesen der Kausalität begründet ist; es ist nicht einzusehen, weßhalb die Glieder der kausalen Naturordnung durch andere als kausale Zusammenhänge nicht verbunden sein könnten. Die Kausalität ist nicht, wie es unser einer Willenshandlung vorhergehender Zustand für uns ist, d i e Erklärung, nicht eine absolute Erklärung sondern vielmehr eine relative, nämlich eine in Beziehung auf gewisse andere Erscheinungen: es gibt keinen Grund, weßhalb dieselbe Erscheinung nicht verschiedenen Zusammenhängen eingeordnet werden könnte, je nachdem, mit welchen anderen Erscheinungen wir sie zusammenhalten. Eine wirklich vorurtheilslose Naturauffassung wird zunächst der Natur sozusagen jede beliebige Art von Zusammenhängen zutrauen, der Erfahrung aber die Entscheidung überlassen, welche Arten anzunehmen sind; wo Regelmäßigkeiten der Koexistenz oder Succession beobachtet werden, besteht eine gewisse mathematisch festzustellende Wahrscheinlichkeit für die Zufälligkeit oder Nothwendigkeit jenes Zusammentreffens; sie haben wir zu ermitteln.

Unter den Elementen der gegenwärtig dominirenden Kausalitätstheorie ist daher das eine, die Lehre von der Allgültigkeit der Kausalität, durchaus berechtigt, weil in den Gesetzen unsres Denkens begründet; das andere hingegen, das Dogma von der Alleingültigkeit der Kausalität ein altionalistischer Anthropomorphismus, von welchem, wie von jedem Vorurtheile, möglichst reine Empirie am sichersten befreit.

Agrarisches aus Rußland.

Wenn bisher von Zeit zu Zeit und beinahe in regelmäßigen Jahresintervallen Meldungen bei uns eingingen, daß im Osten des europäischen Rußland eine Mißernte oder Hungersnoth — mindestens aber ein intensiver Nothstand — eingetreten sei, so war man schon so sehr daran gewöhnt, daß man das eigentlich nicht mehr als ein Ereigniß oder etwas neues auffaßte, sondern als etwas unvermeidliches ansah, das mit einer unabwendbaren Naturnothwendigkeit eintreffen mußte und schon gar nicht mehr sehr beachtet wurde. Das einem Nothstand folgende fruchtbare Jahr machte alles wieder wett, und damit waren die überstandenen Gefahren vergessen. Wohl kam es vor, daß Fachleute sich fragten, wie es zugehen möge, daß gerade in jenen Ländern, die infolge ihrer Fruchtbarkeit als das gelobte Land der Hirtenvölker galten, wo Milch und Honig fließt, so häufig Mißwachsjahre sich einstellen konnten; aber bis zur Erforschung der Ursachen gelangte man nicht.

Es war auch wirklich etwas rätselhaft, denn die Fruchtbarkeit des Landes war so außerordentlich, daß es als die russische Kornkammer gilt und von den mohammedanischen Nomaden — den ehemaligen Herren des Landes — als ihr Paradies ausgegeben wurde. Als einst Allah die Länder der Erde an die Völker vertheilte — behaupten sie —, da gab er unsern Vätern die herrlichen Steppenländer zwischen Wolga und Ural und jenseits der großen Berge, damit wir für ewige Zeiten glücklich werden sollten.

Es erging aber den Erben Allahs nicht viel besser als dem auserwählten Volk Jehovahs im gelobten Land Kleinasiens. Was einst den Vätern verliehen wurde, hat Allah den Enkeln wieder genommen. Gegenwärtig sind die Russen die Besitzer der osteuropäischen Steppenparadiese, und auch die Mißwachsjahre häufen sich derart, daß man selbst bei uns anfängt, sich dafür zu interessiren, welche Ursachen diese merkwürdigen Erscheinungen in jenen uns wirthschaftlich so nahe stehenden Ländern veranlassen können. Besonders die neuesten offiziellen Nachrichten sind bedenklich, daß man wohl zum ernsteren Nachdenken herausgefordert werden kann, denn während bei uns — mit ganz geringen Ausnahmen von Wetterschäden — die Berichte über den diesjährigen Ernteertrag kaum viel erfreulicher ausfallen könnten, ist der ganze Osten des europäischen Rußland abermals von einer totalen Ausfallernte infolge Dürren heimgesucht worden, so daß selbst die russische Regierung nicht ohne Besorgniß auf den bereits eingetretenen Winter hinsieht. Die Felder und Steppen gewähren einen erbarmungswürdigen Anblick, und der Verlust, der durch den Mißwachs in diesen weiten Gebieten des Reichs entsteht, wird von dem Finanzministerium sehr hoch veranschlagt.

Noch trüber lauten aber die Privatnachrichten aus diesen Gegenden, die einen Winter wie den von 1892 in Aussicht stellen. Die Möglichkeit ist um so weniger ausgeschlossen, als schon im vorigen Jahre eine Mißernte vorlag und mithin von Vorräthen nicht die Rede sein kann. Es ist dies ein so außerordentlicher Fall, wie er mir während einer langen Reihe von Jahren noch nicht vorgekommen ist und wohl auch in so unmittelbarer Aufeinanderfolge der dort lebenden Generation noch nicht erinnerlich sein mag. Daß diese Situation höchst peinlich sein muß, darf man aus einer Meldung schließen, die in den letzten Tagen aus St. Petersburg einging und derzufolge der Minister des Innern bereits nach den Nothstandsgebieten abgereist ist. Es würde dies aber wohl kaum geschehen sein, wenn nicht eine dringende Nothwendigkeit vorläge; und was die Gefahr noch mehr illustrirt, ist der Umstand, daß eine Staatshülfe für erforderlich gehalten wird und Rußland gegenwärtig sich geradeso wie im Jahre 1892 in die Lage versetzt sieht, eine Anleihe aufzunehmen, um der nothleidenden Bevölkerung die unerläßliche Unterstützung gewähren zu können.

Wie nun zwar mitgetheilt wird, ist auch der diesjährige Mißwachs wie alle früheren durch Dürre verursacht worden, und das würde scheinbar ja eine ganz natürliche und ausreichende Erklärung sein; allein — wie schon bemerkt — wiederholen sich die Mißernten immer häufiger und in so unheimlicher Weise, daß selbst unter der nur schwer von ihrer Scholle zu verdrängenden russischen Bevölkerung sich eine auffallende und bis jetzt noch nicht dagewesene Auswanderungslust zu erkennen gibt, welche selbst die Aufmerksamkeit weniger pessimistisch veranlagter Naturen erregen mußte. — Es ist daher kaum noch um die Frage herumzukommen, ob nicht auch noch andere Ursachen als die klimatischen vorliegen mögen, welche die letzteren mit verschärfen helfen; und diese Frage muß entschieden bejaht werden.

Es geht das schon daraus hervor, daß der ewig heitere Himmel der Steppenländer, solange wir denken können, vorhanden gewesen ist und die Sonne immer mit derselben Feuergluth ihre Strahlen auf die Felder herabsandte, die man freilich nicht mit einem Schattenspender schützen konnte. Aber diese kosmischen Einflüsse, welche allerdings die Hauptrolle spielen, sind doch nicht die einzigen und gehören in ein anderes Kapitel, auf das wir zurückkommen werden. Hier soll nur von solchen nebenbei bestehenden Uebelständen die Rede sein, die sich wohl beseitigen ließen und die doch sehr wesentlich dazu beitragen, die Kalamitäten zu begünstigen und herbeizuführen; und das sind die agrarischen Uebelstände, die bis in die Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft zurückdatiren und je länger sie dauern, desto härter empfunden werden.

Es ist hinreichend bekannt und leuchtet auch dem nicht berufsmäßigen landwirthschaftlichen Fachmann ein, daß durch Fleiß und Kultur der geringwerthigste Boden sehr erheblich verbessert und umgekehrt der fruchtbarste Boden durch mangelhafte Bearbeitung, übermäßige Ausnutzung oder Vernachlässigung endlich erschöpft werden kann. Es ist auch gar keine Frage, daß in jenen russischen Gebieten die Ländereien bedeutend widerstandsfähiger gegen Sonnenbrand gemacht und dadurch das Uebel erheblich gemildert werden könnte. Das letztere würde namentlich damit erreicht werden, daß — wie ich mich an Ort und Stelle selbst überzeugt habe — dem ausgenutzten Boden hinreichende Mengen von natürlichem Dünger zugeführt würden, um den Acker bindungsfähiger und zur Aufsaugung atmosphärischer Feuchtigkeit, wie nächtlichen Thau u. s. w. geeigneter zu machen.

Aber gerade in diesem Punkt wird beinahe alles unterlassen, was allein gegen elementare Abnormitäten Schutz gewähren könnte. Freilich würde es sehr ungerecht sein, wenn man lediglich der Trägheit der Bewohner alle Schuld dafür aufbinden wollte, sondern, wie die Verhältnisse liegen, wird man es auch dem russischen Landmann, bezw. Bauer, nicht verdenken können, wenn sich derselbe zu Meliorationen der Ländereien nicht angeregt fühlen kann.

Wenn in der Bodenkultur Erfolge erzielt werden und dieselbe überhaupt gedeihen soll, dann ist vor allen Dingen unerläßlich, daß ein geordnetes Besitzverhältniß besteht.

Allein von einem solchen kann leider nicht die Rede sein, sondern so wie in den 50er Jahren zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft die Neuordnung geregelt wurde und die Ländervertheilung erfolgte, blieb dieselbe bis zum heutigen Tage erhalten, so daß eigentlich der kleine Landmann oder Bauer in Bezug auf den Ackerbau ungünstiger gestellt ist, wie zur Zeit, da er noch Leibeigener war. Damals waren Ländereien in Fülle vorhanden, und wenn die in Kultur genommenen abgetragen hatten, wurden frische genommen, die ohne weitere künstliche Nachhülfe durch Dünger wieder die üppigsten Früchte trugen, so mangelhaft auch die Bearbeitung des Bodens gehandhabt werden mochte. Das hörte aber sofort auf, als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde und den Bauern eine bestimmte Länderfläche überwiesen ward, die der ehemalige Herr und Gebieter abtreten mußte. Es geschah das in der Weise, daß diese bäuerlichen Felder nicht an die einzelnen Bauern selbst, sondern an die Gemeinden überwiesen wurden, so daß der frühere Leibeigene wohl frei war, aber der Einzelne ein Eigenthum oder Grundstück doch nicht besaß, sondern nur als Gemeindemitglied an dem Gesammtbesitz partizipirte, wie es dem Sozialdemokraten als Ideal vorschwebt.

Die ganze Neuordnung glich im übrigen auffallend den Verhältnissen, wie sie früher bis zum ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts auch bei uns bestanden und bis in die 40er Jahre fortdauerten. Ein Unterschied fand nur insofern statt, als bei der deutschen Separation die Ländereien meist definitiv an die einzelnen Bauern vertheilt wurden, obschon auch in besonderen Fällen eine Enteignung des Besitzers stattfinden konnte. Ebenso wurde dem deutschen Bauer auch eine mehr oder weniger große Parzelle an Forst zugewiesen, während der russische Bauer weder an Land noch an Forst persönliches Eigenthum erhielt; wenn auch hier und da im Reiche Ausnahmen stattfanden, wie z. B. auf den kaiserlichen Domänen und Kronländereien oder in Polen u. s. w.

So sehr nun auch — wie es scheint — die neuen Verhältnisse zum Nachtheil der bäuerlichen Bevölkerung geregelt wurden, dürfte aber doch der Regierung durchaus kein Vorwurf zu machen sein, sondern wie die Dinge damals lagen, waren die getroffenen Arrangements zunächst nicht nur vollkommen ausreichend, sondern als Uebergang sogar sehr weise zu nennen. Mit der Ueberweisung der Ländereien als Gemeindeeigenthum wollte die Regierung ohne Zweifel den zur Trägheit und Trunksucht neigenden Bauer zur Selbständigkeit erziehen und denselben an regelmäßige Thätigkeit gewöhnen, und in dieser Beziehung verdienten die Maßnahmen der Regierung die höchste Anerkennung, denn es wurde dadurch unberechenbares Unglück verhütet. Was geschehen wäre, wenn der Bauer sofort seine Ländereien als persönliches Eigenthum erhalten haben würde, das er hätte nach Belieben veränßern können, ist gar nicht abzusehen, aber jedenfalls ist soviel sicher, daß 75 Prozent der gesammten bäuerlichen Bevölkerung dem Trunk und Müßiggang anheimgefallen und in kürzester Zeit ihres Besitzthums verlustig gegangen, der Erlös dafür aber in die Kabaken gewandert sein würde. Was aber eine solche Völkermasse dann für den russischen Staat bedeutet haben würde, kann man sich kaum vorstellen, und es beruht entweder auf Unverstand oder Unkenntniß der Sachlage, wenn man der Regierung damals den Vorwurf der Unfähigkeit oder Böswilligkeit entgegenschleuderte; davon ganz abgesehen, daß es eine Riesenaufgabe war, über die damaligen Schwierigkeiten hinwegzukommen und allen Parteien gerecht zu werden. Der nie zu befriedigende Bauer hatte nicht genug erhalten, der allerdings vielfach durch eigene Unfähigkeit zum Ruin gebrachte ehemalige Herr und Gebieter aber zu viel verloren, so daß es das Genies eines Gottes bedurft hätte, um die widerstrebenden Interessen beider Parteien einer friedlichen und versöhnlichen Lösung entgegenzuführen.

Wer mithin den ungeheuren Wirrwarr der damaligen Umwätzung aus eigener Anschauung beobachten konnte, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß ein besserer und weiserer Ausweg gar nicht gefunden werden konnte, als den Bauer in der erwähnten Form vor dem Untergang zu bewahren und die Ländereien als Gemeindeeigenthum zu erklären. Auf diese Weise war der Bauer vollständig frei, aber in wirthschaftlicher Beziehung doch noch in einem Abhängigkeitsverhältniß geblieben, das wieder beiden Theilen, sowohl dem ehemaligen Herrn wie dem befreiten Leibeigenen, höchst zweckdienlich war.

Um nun aber auch unter den Bauern jeden Schein einer Ungerechtigkeit zu vermeiden, stand an der Spitze der Gemeinde ein Oberhaupt (Golowoi oder Dorfrichter) mit weitgehender Amtsgewalt, unter dessen Oberleitung die Ländereien an die einzelnen Gemeindemitglieder vertheilt wurden, und zwar geschah dies wieder durch das Loos, so daß eine Begünstigung des Einen zum Nachtheil des Andern ausgeschlossen war. Da aber doch einzelne Felder vor anderen den Vorzug verdienten, so war die Bestimmung getroffen, daß alle 2 Jahre eine neue Verloosung stattfinden mußte.

So gut diese Anordnungen auch gemeint sein mochten, so hatten sie doch mit der Zeit ihre ungeheuren Nachtheile. Für den Augenblick zwar ging es dabei ganz gut, und wenn dieses provisorische Verhältniß — wie es sicherlich berechnet war — in ein definitives Besitzverhältniß hinübergeleitet worden wäre, so hätte dieses Zwischenstadium gewiß seine segensreiche Wirkung nicht verfehlt; allein — wie sich die Dinge später gestalteten, wuchsen die Ereignisse der Regierung über den Kopf, abgesehen davon, daß höchst zweifelhafte Elemente, wie der Minister des Innern Timaschew, vorübergehend zum Einfluß gelangten und grenzenlose Verwirrung im Lande anrichteten, die Unzufriedenheit nach Möglichkeit schürten und die besten Absichten des Zar-Befreiers durchkreuzten, so daß es bis zum heutigen Tage bei dem Provisorium verblieb; wenn auch — wie bereits angedeutet — in einzelnen Theilen des Landes je nach Lage der Verhältnisse und der Dichtheit oder Verschiedenheit der Bevölkerung wesentliche Modifikationen stattfanden.

In den fruchtbaren Wolga- und Uralgouvernements galt aber die oben angeführte Norm der Ueberweisung von Landparzellen an die Bauern. In mehreren von mir bewohnten Orten gab es Hofbesitzer, die bis 12 Deßjätin und mehr (oder ungefähr 50 Morgen) Ackerland erhielten, die bei guter Bearbeitung hinreichen würden, um auch der stärksten Familie eine auskömmliche Existenz zu verbürgen, und wohlhabende Bauern erwarben auch neben dem Kommuneland noch käufliche Grundstücke als definitives Eigenthum hinzu. Bei der landesüblichen Art, die Feldwirthschaft zu betreiben, schien aber auch ein derartiger Ackerkomplex erforderlich, wenn der Landwirth nach Abführung der nicht unbeträchtlichen Steuern noch so viel für sich erübrigen sollte, um mit den Seinen gegen Mangel geschützt zu sein, zumal sich die Landwirthschaft in der Hauptsache nur auf den Anbau von Getreidearten, wie Weizen, Gerste, Hafer, Spelz, Korn und Hirse 2c. beschränkt, andere Feldfrüchte aber so gut wie gar nicht gebaut werden. Da nun immer Halmfrüchte einander ablösen, so ist es selbstverständlich, daß der Boden auf die Dauer nicht vorhalten kann, auch wenn er besser bearbeitet würde, als es der Fall ist. Zu einer rationellen oder sachgerechten Behandlung desselben kann sich der bäuerliche Landwirth aber nicht verstehen, um die erschöpfte Urkraft zu ersetzen. Mit großer Zähigkeit hält vielmehr der Enkel an den Grund-

sätzen seiner Väter fest, und wie der Großvater und Vater es dem Sohn lernten, so verfährt auch derselbe noch heutigen Tages. Vor 50 und noch vor 30 Jahren machte sich auch die Nothwendigkeit nach einer Aenderung oder Neuerung dieser Methode nicht fühlbar, denn damals trug der jungfräuliche Steppenboden mühelos goldene Aehren, und wenn er nicht mehr tragen wollte, ließ man ihn liegen, bis er wieder gekräftigt war. Zum Theil ist das — wie bemerkt — auch jetzt noch der Fall, und wenn einmal oder zweimal im Sommer ein ergiebiger Regen eintritt, hat es keine Noth, aber in dürren Jahren äußern sich die Folgen sehr bitter in einer Fehlernte. Zu dieser längst nicht mehr zeitgemäßen Methode des Ackerbaues und der daraus resultirenden Erschöpfung des Bodens kommt noch hinzu, daß die verschwindenden Uebergänge der Jahreszeiten eine sorgsame Ackerung überhaupt sehr erschweren. Vor Anfang Mai russ. Zeitrechnung ist nicht daran zu denken, die Feldarbeit zu beginnen, ist aber der Boden soweit durchgethaut, daß mit der Bestellung begonnen werden kann, dann wirkt auch die schon hoch stehende Sonne so intensiv, daß sich die Vegetation wie im Treibhaus rapid entwickelt und den Landmann derart in Anspruch nimmt, daß er Tag und Nacht auf dem Felde liegen muß, um die Arbeit zu bewältigen. Wenn man bedenkt, daß der russische Bauer in jenen Gegenden in ungefähr zwei Wochen mit der ganzen Ackerbestellung fertig sein muß, wozu dem deutschen Landwirth eine viermal so lange Zeit eingeräumt wird, und daß auch der letzte Hafer schon wieder bei Schneegestöber eingefahren zu werden pflegt, dann kann man leicht begreifen, daß auch zu einer regelrechten Bearbeitung des Bodens keine Zeit übrig bleibt und, da es an Hülfskräften fehlt, an eine Zuführung von Dünger kaum zu denken ist. Trotzdem wäre es aber möglich, eine Einrichtung zu treffen, daß in dieser Beziehung etwas mehr geleistet werden könnte.

Unter den gegenwärtigen Umständen ist das jedoch ausgeschlossen. So lange der Bauer kein Eigenthum besitzt, wird auch von einem derartigen Kulturfortschritt nicht die Rede sein dürfen, und das wird man Niemanden verargen können. Ein Jeder ist sich selbst der Nächste und baut seinen Acker nur für die Zeit, die er denselben besitzt, also auf zwei Jahre. Für weiter hinaus zu sorgen, wäre thöricht, und keinem Menschen wird es einfallen, Zeit, Mühe, Fleiß und Geld auf die Verbesserung seiner Felder zu verwenden, damit sein Nachfolger nach einem Jahr oder zwei Jahren den Nutzen davon trägt.

Dieser große Uebelstand, der sich natürlich desto fühlbarer macht, je länger es dauert, wird aber noch unerträglicher dadurch, daß sich die russische Bevölkerung seit der Aufhebung der Leibeigenschaft verdoppelt und mithin das ursprünglich vollkommen ausreichende Kommuneland nicht mehr dem Bedarf entspricht, dasselbe wird also auch doppelt stark ausgebeutet und kann nicht mehr genügend ruhen, um sich so wieder zu kräftigen, und die Folge davon ist der immer häufiger auftretende landwirthschaftliche Mißerfolg und Nothstand. Die Zustände sind seit 40 Jahren ganz andere geworden, und früher ganz zweckmäßige Einrichtungen erweisen sich jetzt als unhaltbar und verderblich. Noch in den 60er Jahren konnte von einem ländlichen Proletariat in diesen Theilen des Reichs kaum gesprochen werden, denn ein Jeder hatte seine Hütte und etwas Land, und wenn er etwas thun wollte, auch hinreichenden Verdienst, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; heute ist auch dort schon ein zahlreiches Proletariat nachgewachsen, und wenn das so fortgeht, wird es rasch überhandnehmen und für den Staat leicht zu einer Gefahr werden.

Zum Glück ist Rußland in dieser Hinsicht so gut situirt, wie kaum ein anderer Staat. Unermeßliche Bodenflächen harren auf die Besiedelung, so daß es nicht allzu große Schwierigkeiten haben dürfte, die Gemeinden um das Plus des jüngeren Theiles der Bevölkerung zu entlasten und diesem zur Selbständigkeit und einem häuslichen Herd zu verhelfen. Wenn dann gleichzeitig auch die Besitzverhältnisse geregelt werden und damit Hand in Hand gehend die ackerbautreibende Bevölkerung über landwirthschaftliche Vortheile u. s. w. etwas aufgeklärt wird, dürften sich manche klimatischen Unzuträglichkeiten und Härten mildern und ausgleichen lassen.

Der junge Zar Nikolaus II. berechtigt zu der Hoffnung, daß er auch in dieser Richtung Abhülfe schaffen wird, und so dürfte es wohl nur eine Frage der Zeit sein, daß die agrarischen Uebelstände behoben sein werden und das große Reformwerk des Zar-Befreiers seinen endgültigen Abschluß gefunden hat. F. W. G.

Eine wissenschaftliche Expedition nach Südarabien.

Zur Abwehr.

In Nr. 240 der Beilage vom 22. d. M. ist der Versuch gemacht worden, meinen Namen mit den unter englischer Patronanz vor sich gehenden Arabienreisen des Grafen Landberg in Verbindung zu bringen, indem man meine angeblich unerträgliche Haltung in Bezug auf die Veröffentlichung von Inschriften- und anderem Material als Veranlassung der Reisen des genannten Herrn bezeichnet.

Da hiedurch die vielfach verbreitete, aber irrige Ansicht, als konnte und könne es sich dem Grafen Landberg absolut um nichts anderes als um die ideale Förderung der Wissenschaft handeln, eine Bekräftigung erhalten könnte, so sehe ich mich veranlaßt, wenigstens für meinen Theil auf Grund meiner Kenntniß der Verhältnisse und Vorgänge in Arabien und der Person des ehemaligen schwedischen Generalkonsuls und diplomatischen Agenten der Vermuthung Raum zu geben, daß Graf Landberg in Arabien, wenigstens bisher, in erster Linie Anspruch darauf zu haben scheint, als gewandter Kolonialpolitiker betrachtet zu werden. Die Erweiterung des politischen Einflusses Englands in Südarabien, besonders im heurigen Jahre, dürfte zum nicht geringen Theil eine indirekte Folge der freundschaftlichen Beziehungen sein, welche Graf Landberg zu zahlreichen Häuptlingen angeknüpft hat, die ja, wie er selbst öffentlich behauptet, häufig seine Gäste waren, wohl in Aden oder in anderen englisch-arabischen Küstenstädten, da Graf Landberg persönlich bisher nicht in das Innere des Landes gegangen ist. Bei der bevorstehenden fünften Reise wird wohl die Wissenschaft den größten Theil, wenn nicht die ganze Thatkraft des Grafen in Anspruch nehmen, besonders wenn er diesmal wirklich persönlich mit ins Innere des Landes geht.

Seine meiner Meinung nach bisher erst in zweiter Linie stehenden wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen werden durch obige Bemerkungen in keiner Weise geschmälert. Ebensowenig soll sie der bedauerliche Umstand verkleinern, daß sein angeblich 320 Seiten starker Band Aradica V keinem der Interessenten, die ich fragen konnte, bisher zugänglich ist. Selbst Anfragen beim Verleger waren erfolglos. Wie es scheint, wird das Werk überhaupt nicht in den Buchhandel kommen. Das ist ja die reinste Publikationspolitik, die einen über Ziel und Inhalt des vielleicht nur für bestimmte Personen und zu bestimmten Zwecken geschriebenen Buches stutzig machen muß, die aber vorzüglich in den Rahmen der diplomatisch gehaltenen Notizen paßt, mit welchen über Graf Landbergs fünfte Reise verschiedene Zeitungen beglückt wurden. Durch diese Bemerkung kann aber kein wissenschaftliches Verdienst Landbergs geschmälert werden, auch nicht, wenn ich behaupte, daß zwischen mir

und Graf Landberg **niemals** wissenschaftliche Berührungspunkte bestanden und daß meine Thätigkeit oder Unthätigkeit sonach auf keinen Fall die Veranlassung zu irgend einer der Reisen Landbergs gewesen sein kann. Den Anlaß zur bevorstehenden fünften Reise glaube ich vielmehr in Landbergs vermuthlicher Annahme erblicken zu sollen, daß die gesammte Inschriftengegend nunmehr genügend an sein (oder an Englands?) Interesse gefesselt sei, um als verhältnißmäßig gefahrlos bereisbares Land betrachtet werden zu können. Ob die Herren hierin nicht doch ein wenig zu optimistisch denken, das muß die nächste Zukunft lehren. An der Küste bei den Verhandlungen mit den Scheikhs nehmen sich die Dinge nämlich ganz anders aus, als später im Innern in der Wirklichkeit, wo gar mancher Emir und Scheikh eingestehen muß, daß er nicht der einflußreiche, mächtige Mann sei, als den er sich angesichts der Meereswellen ausgegeben, und selbst die Berufung auf alle Großmächte zusammengenommen vermag dann vorkommendenfalls einem solchen Erbärmling und seinen „Unterthanen“ gegenüber den Reisenden nicht zu retten, selbst wenn dieser der Landessprache vollkommen mächtig und der größte Diplomat des Jahrhunderts wäre, geschweige denn, wenn es sich um Europäer handelt, die des Arabischen, d. h. der Konversationssprache, unkundig sind, wie die meisten Mitglieder der Reisegesellschaft des Grafen Landberg. Dazu kommt, daß in Bezug auf gewisse Distrikte, z. B. Baihân, Harîb, Mârib und El Djauf, selbst Graf Landberg kein rechtes Vertrauen zu haben scheint, da er ängstlich vermeidet, von ihnen zu reden, obgleich aus allem, besonders aus auswärtigen Nachrichten, hervorzugehen scheint, daß sie vor allen anderen Punkten direkt von Aden aus aufgesucht werden dürften.

Ebensowenig, wie seit geraumer Zeit mit Graf Landberg selbst, hatte oder habe ich irgendwelche Beziehungen zu den von ihm seit Ende vorigen Jahres in gewisse Gegenden des östlichen Jemen entsandten Forschungsagenten, die seitens der türkischen Behörden merkwürdigerweise als zu mir gehörend betrachtet oder gar mit mir selbst identifizirt wurden, was (kurz vor Ausbruch der großen, fast das ganze Vilajet umfassenden Insurrektion im heurigen Frühjahr) eine zweimonatliche Einkerkerung meines Sanaaner Vertreters und die Konfiskation meiner gesammten an ihn adressirten Korrespondenz sowie meiner Inschriftenabklatsche zur Folge hatte. Offenbar glaubten die Behörden, daß ich oder mein Sendling, von Aden kommend, dem Lande in den Rücken fallen wolle, eine allerdings völlig neue Erscheinung im Jemen.

Mit den österreichischen Gelehrten, also meinen Landsleuten, die, neben einigen Engländern, diesmal den Grafen begleiten, stehe ich zwar auch völlig außer Kontakt; daß sich diese aber selbstverständlich nur um ihre Wissenschaft kümmern werden, brauche ich wohl nicht erst zu betonen und wünsche ich ihnen den besten Erfolg, der nicht ausbleiben wird, nota bene wenn sie sich an jene Distrikte halten, deren Zugehörigkeit entweder zur englischen Interessensphäre oder zum türkischen Verwaltungsgebiet zweifellos feststeht, dagegen strittige Gebiete meiden, da diese erfahrungsgemäß die gefährlichsten sind. Als strittig zu bezeichnen ist das gesammte Aufstandsgebiet im nördlichen und östlichen Jemen und einige angrenzende Distrikte, solange nicht offiziell festgestellt wird, ob oder daß sie in das englische Protektoratsgebiet einbezogen wurden. Persönliche Beziehungen irgend eines Europäers zu einzelnen Häuptlingen sind selbstverständlich gerade in solchen Gegenden nicht ausreichend, schon mit Rücksicht auf die durch die Stammeszersplitterung stets wach erhaltene Eifersucht der einzelnen Gruppen und Familien untereinander. Hinsichtlich solcher Gegenden wird es wohl das beste sein, sich noch mit Geduld zu wappnen, bis die Verhältnisse im Jemen geklärt sein werden, die, so viel ich sehe, entweder einer genauen Abgrenzung der türkischen und der englischen Interessensphären oder, was viel wahrscheinlicher ist, der gänzlichen Besitzergreifung des Landes durch die Engländer, und zwar mit geradezu unheimlicher Geschwindigkeit, zuzutreiben scheinen. Das ist das Mahnwort eines Kundigen, das die Herren vor ihrem Aufbruch ins Innere des Landes in ernsteste Erwägung zu ziehen gut thun dürften.

Mehr habe ich über die Reisen des Grafen Landberg nicht zu sagen und halte es insbesondere für überflüssig, die ebenso unzutreffenden wie verletzenden Bemerkungen, die seitens des Münchener Semitisten in diesen Blättern gegen mich gemacht worden, zu widerlegen. Die wissenschaftliche Welt kennt mich nicht erst seit gestern, und der vollständige Frontwechsel eines Kritikers, bei dem heute plötzlich alles schwarz ist, was seinem Auge seit vielen Jahren in blendender Weiße erschien, zeugt lediglich von einer eigenthümlichen Trübung des Kritikerblicks, die nur den Kritiker getroffen hat, nicht mich.

München, 26. Oktober 1898.

Dr. Eduard Glaser.

Hiezu bemerkt der Verfasser des in Rede stehenden Artikels folgendes:

Die oben abgedruckte „Abwehr“ Dr. Glasers geht von durchaus unrichtigen Voraussetzungen aus. Der einzige Vorwurf, den ich Dr. Glaser machte und den er ganz mit Unrecht als einen verletzenden Angriff meinerseits empfunden zu haben scheint, war der, daß er von den Materialien seiner vierten Reise immer noch nichts veröffentlicht hat. Dagegen macht er mir den Vorwurf eines Frontwechsels, während ich doch, genau wie früher, die hohe Bedeutung von Glasers Verdiensten hervorhob und gerade deßhalb mit vielen Anderen umsomehr es beklagen muß, daß Glaser durch das Zurückhalten seiner Inschriften die ganze sabäistische Forschung hemmt, statt ihr neue, bisher nur von ihm aufgefundene Quellen zu eröffnen. Er darf überzeugt sein, daß, sowie er einmal die Schleusen aufmacht, er auch heute noch in mir einen stets begeisterten Herold seiner Veröffentlichungen finden wird. Kommt ihm freilich, was gut möglich ist, die Wiener Akademie und Graf Landberg zuvor, dann wird der gleiche Enthusiasmus für Südarabien — den, wie ich schon oft ausgesprochen, seinerzeit Glaser in mir entfacht und genährt hat — meine Feder veranlassen, für jene den Herold zu machen.

Auch in Bezug auf Graf Landberg, dessen große wissenschaftlichen Leistungen ja auch Glaser von jeher anerkennen mußte, hat der österreichische Forschungsreisende meinen Artikel durchaus mißverstanden. Wenn ich sagte, daß durch die gelegentlichen Mittheilungen Glasers über die heutigen Dialekte Südarabiens Landberg auf den glücklichen Gedanken kam, diesen letzteren fortan seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so meinte ich damit doch selbstverständlich die in Glasers Schriften niedergelegten Mittheilungen und nicht etwa den zwar einst gewesenen, aber längst abgebrochenen persönlichen Verkehr der beiden Gelehrten. Und ferner sagte ich nicht, daß Glasers „Unthätigkeit“ die Veranlassung zu Graf „Landbergs Reisen“ war, sondern klar und deutlich, daß Glasers Nichtpubliziren die eben nach Südarabien aufgebrochene Expedition der unter Landbergs Leitung stehenden Wiener Akademie veranlaßt hat. Darüber bin ich gut unterrichtet, während Glaser mit den betreffenden Kreisen längst keine Fühlung mehr hat, also auch nicht ihre Motive kennen kann.

Endlich aber, um zum Schluß zu kommen, glaube ich ebenso bestimmt versichern zu können, daß Glaser sich täuscht, wenn er Graf Landberg für einen politischen Agenten Englands hält. Eine solche Annahme darf man übrigens nicht

ohne Beweise aussprechen, ich muß es aber Graf Landberg überlassen, sich, falls er eine ausdrückliche Widerlegung einer so seltsamen Behauptung für nöthig hält, mit Dr. Glaser darüber öffentlich auseinander zu setzen.

München, 29. Oktober 1898.

Prof. Dr. Fritz Hommel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Altenglische Dichtungen (Beowulf, Elene u. a.) in wortgetreuer Uebersetzung von **H. Steineck**. Leipzig 1898. O. R. Reisland. 151 S. — Wenn Jemand eine Uebersetzung unternimmt, so sollte man eigentlich voraussetzen, daß er sowohl die betreffende fremde Sprache als seine Muttersprache wenigstens einigermaßen versteht. Bei Hrn. Steineck ist aber weder das eine noch das andere der Fall. Wollte man dies ausführlich beweisen, so käme ein Vademecum heraus, das seine ganze Uebersetzung an Umfang sicherlich überträfe. Darum hier nur wenige bezeichnende Proben, zunächst für seine Unkenntniß des Angelsächsischen: Beow. 67: him on môd bearn... übersetzt Hr. Steineck „ihm brannte in die Seele, daß er ein Hallengebäude .... herstellen lassen wollte"; leider kommt aber bearn von be-irnan = be-rinnan, und der Satz heißt: Es kam ihm in den Sinn! — In 472 verwechselt er ealde mit ealle und übersetzt „Alles Schmuckwerk". In 657 weiß er nicht, daß hebban nur „heben", nicht „haben" bedeuten kann und scheut sich trotz der Sinnlosigkeit nicht vor der „Uebersetzung": „Solange ich Hand und Schild haben konnte." — In 720 erkennt er heardran nicht als Komparativ. — Von solchen Fehlern, die Unkenntniß selbst der einfachsten Grundlagen des Angelsächsischen verrathen, wimmelt der Beowulf, während in der Elene allerdings ein Fortschritt zur Besserung nicht zu verkennen ist; dafür ist sie aber auch leichter. — Mit der Beherrschung des Deutschen steht es nun leider ebenso schlecht, wenn nicht noch schlechter. In der Vorrede erklärt Hr. Steineck: „Soweit es der Sinn zuließ, ist das Bestreben dahin gegangen, für jedes altenglische Wort das etymologisch entsprechende neuhochdeutsche, wenn vorhanden, einzusetzen. So ist die Uebersetzung zugleich ein sprachgeschichtliches Werk." Dieses Bestreben ist auch durchgeführt — nur nicht die Rücksichtnahme auf den Sinn — und daneben noch ein bedenklicheres, nämlich das, die altenglische Wortfolge streng beizubehalten. Von einer metrischen Kunstform oder einer guten Prosa ist dagegen nichts zu finden. Daher kommt nun auch statt des sprachgeschichtlichen Werkes nur eine Interlinearversion zum Vorschein. Auch hier einige Beispiele: Beow. 445 ff. lauten: „Keineswegs brauchst du Mein Haupt begraben (!), sondern er wird mich haben Mit Blut bedeckt, wenn mich der Tod dahinrafft, das Schlachtfeld trägt, zu schmausen gedenkt, frißt der einzelne (!) Wandelnde ohne Bedauern, Die Schlupfwinkel des Moores zeichnet"; — 836/7: „da war ganz zusammen Von der Tatze Grendels unter dem geräumigen Dach." Ist das deutsch, oder auch nur zu verstehen? Schön ist auch der Anfang der Elene: „Da war vergangen im Umschwung der Jahre Zweihundert und drei gezählter Zahl, Wie auch dreißig der Zeitbestimmung Winter vor der Welt, seitdem ..." So siehts auf jeder Seite aus. Besonders schätzenswerth für die Sprachgeschichte soll es gewiß sein, wenn Hr. Steineck in seiner „wortgetreuen" Wiedergabe die Wörter „Etikette, Parole, Ritus, Stubenhocker, schneidig" verwendet oder schöne Neubildungen schafft, wie z. B. den anmuthigen Superlativ „der Himmlischste der Könige" (öfter in der El. = cyninga wuldor) oder gar ein ganz neues Adjektivum in Beow. 1270: „Wo das teuflische Wesen ihm angriffig wurde." — Auf den Inhalt kommt es Herrn Steineck auch nicht sehr an; wo kein Pronomen im Text steht, schreibt er ruhig er, auch wenn sie, Grendels Mutter, gemeint ist (1280, 1498, 1502). Reizend ist auch seine Auffassung von Beow. 2899: se the næs gerâd; das heißt natürlich „der über das Vorgebirge ritt", Hr. Steineck aber übersetzt: „der nicht klug war". — Ebenso wie um seine sprachliche Schulung ist es auch um seine allgemeine wissenschaftliche und philologische Bildung bestellt; wählt er doch als Grundlage für seine Uebertragung die alterältesten Ausgaben, die er auftreiben konnte. Er nimmt Heyne's ersten Beowulf von 1863, von dem Heyne selbst schon im Jahre 1879 sagt, daß ein unveränderter Abdruck dieser Ausgabe geradezu eine Untreue gegen das Publikum wäre. Auch die Walderefragmente übersetzt er nach der ed. princeps von Stephens, ohne sich hier ebenso wie auch bei Beowulf nur im geringsten um die reiche spätere Literatur zu kümmern. Bei Zupitza's Elene ist dieser Fehler wegen der geringeren Unterschiede der Auflagen nicht so bedeutend. Zu diesen sachlichen Mängeln kommen nun noch äußere. Wie sorgfältig muß nicht Hr. Steineck seine Korrekturen gelesen haben, wenn er gar nicht merkt, daß ihm der Setzer in der Elene (Text V. 608, in der Uebers. nach 604) einen ganzen Vers unterschlagen hat; zur Entschädigung dafür finden wir allerdings im Beowulf die zweite Hälfte von 1414 auch schon in 1413! Der Name von Beowulfs Vater ist fast ausschließlich zu Ecgpeow verunstaltet; nöthige Kommata findet man nicht immer. Von Druckfehlern sind einige Seiten frei, dafür gibts auf manchen vier bis fünf.

Außer den genannten Dichtungen übersetzt Hr. Steineck noch Caedmons Hymnus, Beda's Sterbegesang und Widsid, um „dem Bedürfniß einer wortgetreuen Wiedergabe altenglischer Denkmäler" zu genügen. Liegt aber solch ein Bedürfniß wirklich vor? Vielleicht für die Elene; dann müßte aber die Uebersetzung besser sein. Wer die letztgenannten Gedichte oder Waldere lesen will, nimmt schon den Urtext; auch für den Beowulf ist keine Rede davon. Zu den etwas schwerfälligen, weniger bekannten älteren Uebersetzungen und der mehr billigen als guten im Reclam'schen Verlage kam Anfang dieses Jahres die zweite Auflage von Heyne's inhaltlich wie sprachlich fast tadelloser Uebertragung in fünffüßigen Jamben. (Vgl. meine Anzeige in Kölbings „Engl. Stud.", Bd. 25, 271). — Endlich sei noch unsrer Verwunderung Ausdruck gegeben, wie der sonst so rühmlich bekannte und gerade um die englische Philologie so wohlverdiente Verlag ein solches Buch übernehmen konnte. Nun, hoffentlich folgt ihm keine Fortsetzung.

Breslau. Dr. H. Jantzen.

* **Den urgeschichtlichen Alterthümern des Königreichs Sachsen** soll künftig mehr als bisher Beachtung und Fürsorge zutheil werden. Das sächsische Ministerium des Innern hat deßhalb, wie die „K. Ztg." mittheilt, eine „Belehrung und Anweisung" verbreiten lassen, die verhüten soll, daß die noch vorhandenen Reste aus der Zeit vor dem Eintritt des Landes in die Geschichte zerstört werden und verschwinden, ehe sie zur Kenntniß wissenschaftlicher Kreise gelangen. Ueber die Behandlung der Alterthümer nach der Auffindung wird dabei besondere Anweisung ertheilt. Der Beachtung der Landesbewohner werden nicht bloß die im Boden sich findenden beweglichen Alterthümer, wie Beile, Hämmer, Waffen, Geräthe und Schmucksachen, sondern namentlich auch die Spuren ältester Ansiedelungen, Befestigungen und Wälle, Werkstätten, Gräber, Gottesdienst- und Opferstätten, alte Straßenzüge, Spuren alten Berg- und Ackerbaues anempfohlen. Für die Aufsuchung und Aufzeichnung solcher Bodenalterthümer ist man in neuester Zeit besonders im sächsischen Vogtland mit Erfolg thätig gewesen. Es hat sich herausgestellt, daß sich dort zahlreiche noch leidlich gut erhaltene Ueberreste ehemaliger kleiner Wasserburgen finden, die planmäßig über das Land vertheilt und in Seitenthälern der Hauptflüsse so angelegt waren, daß ihre breiten und tiefen Ringwälle mit Wasser gefüllt werden konnten. Sie liegen sämmtlich auf ehemals steuerfreiem Rittergutsboden und werden für die Uranfänge der Rittergüter und als die ersten Niederlassungen wehrhafter Deutscher in dem von Sorben schwach besiedelten Land anzusehen sein.

* In den Tagen vom 8. bis 14. August nächsten Jahres wird zu **Baden-Baden** der **VII. Internationale thierärztliche Kongreß** tagen. Die badische Regierung hat soeben die Genehmigung hiezu ertheilt und das Auswärtige Amt in Berlin ersucht, den in Betracht kommenden Regierungen davon Mittheilung zu machen. Der Kongreß behandelt eine Anzahl gegenwärtig ganz besonders brennend gewordener Fragen, so z. B. die Schutzmaßregeln gegen die Verbreitung von Thierseuchen im Gefolge des internationalen

Viehverkehrs, die Bekämpfung der Tuberkulose unter den Hausthieren und die Verwerthung des Fleisches und der Milch tuberkulöser Thiere. Im Anschluß hieran werden die neuesten Anforderungen an eine wirksame Fleischbeschau, ferner die Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche, sowie der Schweineseuchen, die Erweiterung des thierärztlichen Unterrichts und die Errichtung von Seuchenversicherungsanstalten erörtert werden.

* Payer über Andrée's Ballonfahrt. In einem letzter Tage zu Teplitz gehaltenen Vortrag äußerte sich Julius v. Payer unter anderem über Andrée's Ballonfahrt. Er ist der Ansicht, daß dieselbe, abgesehen davon, daß Ballonfahrten in den Polargegenden niemals reussiren werden, solange nicht lenkbare Luftschiffe zu Gebote stehen, mit unzulänglichen Mitteln ins Werk gesetzt worden sei, daß Andrée — nach der einzigen verbürgten Taubenpost zu schließen — in eine Wirbelströmung gerathen sein dürfte, die ihn nach einigen Tagen nordöstlicher Fahrt wieder gegen Südosten getrieben habe, und daß der Ballon vielleicht auf Franz Josephs-Land, und zwar an der Ostküste, niedergegangen sei. Daß dort bisher noch keine Spur von Andrée's Expedition aufgefunden werden konnte, erkläre sich aus der ungeheuren Ausdehnung des abzusuchenden Gebiets. Auf weiten und gefahrvollen Wegen über ewiges Eis, Eisseen und offenes Meer könnte Andrée vielleicht von Franz Josephs-Land gegen die Küste Sibiriens vordringen, aber sollte es ihm auch geglückt sein, diese zu erreichen, so hätte er doch nach weite beschwerliche Märsche die zugefrorenen Flußläufe entlang bis in das bewohnte Innere des Landes zurückzulegen. Und habe Andrée wirklich diese Route eingeschlagen und alle Schrecknisse und Gefahren des höchsten Nordens überwunden, so könne es doch immer noch bis zum nächsten Herbst dauern, ehe wir von ihm Kunde erhalten.

* Schnelltelegraphie. Einer englischen Blättermeldung zufolge kündigt der Chef des Signaldienstes in Washington, General Greely, in seinem Jahresbericht an, daß zwei Bundesbeamte, Prof. Crehore und Oberstlieutenant Squier, eine Methode erfunden haben, mittelst welcher es möglich ist, bedeutend mehr Worte als bisher innerhalb einer gegebenen Zeit auf einem unterseeischen Kabel zu telegraphieren. Bei einem kürzlichen Versuche sollen über eine Linie von 1100 englische Meilen 3000 Worte in der Minute abgesandt und in Empfang genommen worden sein. Bestätigung bleibt abzuwarten.

* Die Pikrinsäure hat eine Zeitlang allgemeines Interesse erregt, nämlich als dieser Stoff in Frankreich zur Herstellung der Melinitbomben benutzt wurde. Jetzt tritt im Pariser „Bulletin Médical" die ehemals zu einem Sprengstoff verwandte Säure als ein friedliches Heilmittel auf, und zwar gegen sogenanntes Ekzem oder die nässende Flechte, einen gelegentlich recht bösartigen Hautausschlag, der mit diesem neuen Mittel behandelt werden soll. Eine Lösung von 1 Theil Pikrinsäure auf 86 Theile reinen Wassers soll, auf die erkrankte Hautfläche aufgepinselt, das schmerzhafte Jucken sofort stillen, es bildet sich über der wunden Stelle eine Art von schützender Hülle, unter der die Heilung und Vernarbung sich rasch vollzieht.

* **Tübingen.** Prof. Dr. Hettner, der erste Lehrer auf dem neuerrichteten Lehrstuhl für Geographie, hat, dem „Schw. M." zufolge, einen Ruf an die Universität Würzburg angenommen.

* **Heidelberg.** Professor Karl Schäfer aus Karlsruhe, unter dessen Leitung gegenwärtig die Restaurationsarbeiten am Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses ausgeführt werden, veröffentlicht im „Zentralblatt der Bauverwaltung" einen Aufsatz, in welchem er unter anderem die Behauptung aufstellt, daß auf dem hiesigen Schlosse sämmtliche Bauten, ob nun ihre Außenflächen ganz aus Quadern oder aus Quaderarchitektur mit Bruchstein dazwischen bestanden hätten, von der Erbauungszeit her bemalt gewesen seien, sowohl was die Fronten nach dem Hofe hin, als was die anderen Fronten betreffe. Speziell beim Friedrichsbau habe die Grundlage der farbigen Behandlung ein hellrother Anstrich gebildet, welcher gleich nach Vollendung der Façaden aufgebracht worden sein müsse, weil er hinter den berühmten Fürstenstandbildern der Südfront in den diese Standbilder aufnehmenden Nischen durchgehe. Auf dem hellrothen Grunde seien diese Standbilder realistisch bemalt gewesen; gewisse Schmucktheile an den Rüstungen hätten Vergoldung getragen. Die Inschrifttafeln seien schwarz gefärbt, die Buchstaben darauf vergoldet gewesen. Auch die aus den giebelförmigen Fensterverdachungen herausschauenden Köpfe hätten nachweislich eine realistische Bemalung getragen: fleischfarbene Haut, braunes Haar, rothe Lippen, die Augäpfel weiß mit dunkler Pupille. Hieraus lasse sich auf die Polychromie auch der anderen Schmucktheile schließen. Der Schäfer'sche Aufsatz, welcher ganz neue Gesichtspunkte bringt, wird jedenfalls zu vielfachen Diskussionen Anlaß geben. Uebrigens bemerkt Professor Schäfer am Schlusse seines Aufsatzes, er wolle nicht vorschlagen, daß man das Heidelberger Schloß in der von ihm geschilderten alten Art aufs neue bemalen solle.

* **Leipzig.** Gestern feierte Geh.-Rath Dr. Adolf Schmidt, ordentlicher Professor für römisches Recht an hiesiger Universität, seinen 80. Geburtstag.

* **Gießen.** Der charakterisirte außerordentliche Professor der Mathematik, Dr. Robert Haußner, ist, nach der „Voss. Ztg.", zum außerordentlichen Professor bei der philosophischen Fakultät der Universität Gießen ernannt worden.

* **Wien.** Am 1. November feierte in aller Stille der Vorstand des elektrotechnischen Instituts an der technischen Hochschule, Hofrath Professor Dr. v. Waltenhofen, den 50. Jahrestag des Antritts seiner Lehramtsthätigkeit. v. Waltenhofen begann seine akademische Laufbahn am 1. Nov. 1848 als Assistent an der Grazer Universität. Er scheidet mit Schluß des gegenwärtigen Studienjahres aus dem Lehramte.

* **London.** Letzten Samstag starb, 76 Jahre alt, der englische Elektriker Latimer Clark. Lange Jahre ist er der technische Direktor der „Electric Telegraph Company" gewesen und hat als solcher die Legung einer großen Anzahl englischer Telegraphenlinien geleitet. 1860 verband er sich mit Sir Charles Bright und gründete ein Geschäft zum Bau von unterseeischen Telegraphenleitungen. Beide legten 1861 in ihrer Abhandlung über „Elektrische Maßeinheiten" die Grundlage zu dem jetzigen System. Mit Sabine zusammen hat Clark seine Sammlung „Elektrischer Tabellen und Formeln" verfaßt.

N. C. **Rom.** Ein interessanter Fund ist vor kurzem von dem hiesigen Archäologen Dr. Pollak gemacht worden. Es handelt sich um eine antike Miniaturnachbildung des Laokoonkopfes im Umfang, wie sie etwa die modernen Nachbildungen als Briefbeschwerer rc. zu haben pflegen. Bisher war eine antike Kopie des Laokoonkopfes überhaupt nicht bekannt.

* **Athen.** Als Opfer seiner Wissenschaft starb am 27. Okt. infolge von Blutvergiftung der durch zahlreiche wissenschaftliche Werke auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene ordentl. Professor der Pathologie, Konstantin P. Delijiannis.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Wilhelm v. Krais: Handbuch der inneren Verwaltung im diesrheinischen Bayern. 6. Lfg. 4. Aufl. München, C. H. Beck (O. Beck) 1898. — Karl Hron: Abrüstung, Panslavismus und Deutschthum. Wien, F. Schalk 1898. — A. Graf Wickenburg: Neue Gedichte. Wien, C. Gerolds Sohn 1898. — Daheim-Kalender für das Deutsche Reich 1899. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — Arnold Schlüter: Training des Pferdes. 2. Aufl. Berlin, Paul Parey 1898. — Adolf Philippi: Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 7, 3. Bd., 1. Lfg. Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. I. Buch: Das 15. Jahrhundert. Leipzig, E. A. Seemann 1898. — Hausschatz. Moderne Kunst. Heft 11—13. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 1898. — Kunstgeschichte in Bildern. Abth. III. Die Renaissance in Italien, bearbeitet von G. Dehio. Leipzig, E. A. Seemann 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 7. November. Nummer 252.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Johann Jacob Reiske.

Von Dr. Siegfried Reiter (Prag).

I.

Spät ist dem armen Reiske eine Genugthuung zutheil geworden. Mehr als 100 Jahre nach seinem Tode (14. Aug. 1774) ersteht der „unterdruckte Rechtschaffene", der seinen Namen durch unvergängliche Leistungen ins goldene Buch der arabischen und griechischen Philologie eingezeichnet hat, durch die Veröffentlichung seiner Briefe[1] zu neuem Leben. Niemand würde erstauntere Augen machen, als Reiske selbst, der sein Lebelang einen harten Strauß mit dem „dummen, ungelehrigen, halsstarrigen Volk der Buchdrucker" zu bestehen hatte, die nicht zu bewegen waren, seine Schriften zu verlegen, wenn er sich in diesem prächtigen Bande auf gutem, reinlichem Papier, wo die Buchstaben gar stattlich nebeneinander stehen, gedruckt sähe. Gleich einem antiken Schriftsteller, deren Reiske so viele herausgegeben, erscheint er selbst vor uns in sorgsamer Edition, versehen mit Einleitung, Anmerkungen und Register, dank der Bemühung eines Mannes, der nach eigenem Bekenntniß schon seit langem Liebe und Bewunderung für den unvergleichlichen Gelehrten hegt, und dem die Versenkung in den starken und edlen Geist, der sich in diesen Briefen ausspricht, eine Erquickung gewesen. Und vollends hat die sächsische Gesellschaft der Wissenschaften durch die bereitwillige Förderung dieses monumentum pietatis sich selbst umsomehr geehrt, als sie hiedurch den todten Reiske für all die Unbill entschädigte, die er zeitlebens von den akademischen Mandarinen seines Heimathlandes zu erdulden hatte.

Dem rühmenswerthen Sammelfleiße des Herausgebers ist es geglückt, mehr als 400, der Mehrzahl nach lateinisch geschriebene Briefe zusammenzubringen, die von Reiske's Studentenzeit bis zu seinem Tode reichen und einen Zeitraum von 38 Jahren (1736—1774) umspannen. Abgesehen davon, daß in diesen Briefen eine Fülle wissenschaftlichen Gutes aufgespeichert und eine reiche Quelle für die Gelehrten- und Universitätsgeschichte Deutschlands und Hollands im vorigen Jahrhundert erschlossen ist, bilden sie vor allem einen fortlaufenden, wegen der Unmittelbarkeit der Empfindung besonders werthvollen Kommentar zu „Reiskens von ihm selbst aufgesetzter Lebensbeschreibung" (Leipzig 1783). Denn während in jener Historia calamitatum, wie man diese unsäglich treuherzige und rührende Bekenntnißfibel nennen könnte, die Deutlichkeit mancher Begegnisse durch die Länge der Zeit verdunkelt ist,[1]) so löst sich, um ein Wort Goethe's anzuführen, was den Briefschreiber freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt um so wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Erst durch die Veröffentlichung seiner Briefe lernen wir Reiske ganz kennen, ohne daß jene fatale Perspektive sich ergäbe, welche „große" Männer um so kleiner werden läßt, je mehr man sich ihnen nähert.

Merkwürdig genug, von der geraden Linie abweichend und durch seltsame Krümmen sich bewegend ist Reiske's Studiengang und Lebenslauf, dem wir an der Hand der Briefe zu folgen uns bemühen wollen. Als Sohn eines Lohgerbers am 25. Dezember 1716 in Zörbig (unweit Halle a. d. S.) geboren, besuchte der kränkliche Knabe bis ins 10. Jahr die Stadtschule seines Heimathortes, worauf er ein Jahr lang im Hause seines mütterlichen Großvaters private Unterweisung genoß, die ihn so weit brachte, daß er den Cornelius Nepos so ziemlich exponiren und im Griechischen die vier Evangelisten verstehen und analysiren konnte. Darauf kam er nach Halle aufs Waisenhaus, wo er fast fünf Jahre (bis 1732) blieb, von welcher Schule er einen guten Grund im Lateinischen, sonst aber nicht viel mehr wegbrachte. Wenn er gleich allezeit mit Freude und Dankbarkeit an Halle zurückdenkt und es in seinem Herzen segnet, so meint er doch, daß die dort herrschende Klosterzucht seinem von Haus aus traurigen, leutescheuen und hypochondrischen Wesen, das er wohl von seiner schwermüthigen Mutter geerbt hatte, keineswegs förderlich gewesen sei.

Sechzehn Jahre alt, kam Reiske (1733) nach Leipzig und ließ sich als Studiosus der Theologie, für die er übrigens keine Neigung hatte, an der Universität inskribiren. Dort lebte er in planlosem Autodidaktenthum sehr kümmerlich für sich, studirte nach seiner Phantasie immer darauf los, hörte keine Collegia, hatte keinen Lehrer, keinen Freund, der ihn hätte berathen können, so daß er selbst gesteht, der größte Theil der 5 Jahre, die er als Student in Leipzig zugebracht, sei für ihn verloren gewesen. Er las einige

[1]) Johann Jacob Reiske's Briefe, herausgegeben von Richard Förster. XVI. Band der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1897. S. Hirzel. XVI u. 928 S.

[1]) Wie wenig vollständig das Bild ist, das Reiske von seinem eigenen Leben entworfen hat, mag man daraus ersehen, daß ein Ereigniß in seinem Leben, die Unterredung mit Friedrich dem Großen, darin mit keinem Worte berührt wird. Leider bieten hier auch Reiske's Briefe keinen Ersatz, da sie nach des Herausgebers Versicherung verloren gegangen sind. Nur aus den mageren Notizen in den Antwortschreiben von Reiske's Vetter Gottlieb Werndorf in Danzig (vom 28. Februar 1762 und vom 20. August 1763, abgedruckt „Lebensbeschreibung" S. 771 ff. und 784 f.) erfahren wir einiges über den Inhalt jenes Kolloquiums. Te, o terque quaterque beatum, heißt es dort, cui magnitudinem tanti viri contueri et tam facundo contigit ore frui. Isque maximus rex, doctrina, dubium, valtdisne potentior armis, totum te cepisse videtur, idque merito. Der König scheint Reiske's Bemühungen um die Erforschung der arabischen Sprache und Geschichte anerkannt und ihn zu weiteren Studien auf diesem Gebiete aufgemuntert zu haben.

griechische Schriftsteller, ohne selbst einen Lehrer des Griechischen zu haben; denn in Leipzig wurden damals, wie man mit Staunen hört, keine griechischen Collegia gelesen. Bald wurde er der griechischen Autoren, die ihm zu schwer waren, überdrüssig, und eine brennende Begierde, Arabisch zu lernen, ein wahrer sitis Orientalis, „verdrang und verschlung“ alle anderen Neigungen und Gedanken. Aus dem letzten Jahre seines Leipziger Aufenthalts (1736—1737) liegen sechs Briefe an den Pastor Johann Christoph Wolf in Hamburg vor. In einem von diesen bringt der Zwanzigjährige seine unstillbare Sehnsucht nach der Fremde zum Ausdruck. Es ekelt ihm, noch länger unter Menschen zu leben, die zwar im Rufe stehen, die Wissenschaften zu fördern, die ihn aber eher Hungers sterben ließen, als unterstützten. Wenn er doch zu Hamburg eine passende Stellung fände! Welch ein Genuß wäre es für ihn, zu Leiden oder Oxford in den Bücherschränken der Bibliotheken zu wühlen! Die Heimath sei ihm verhaßt, in der Fremde möchte er leben — sterben! In einer „bösen Stunde“ verfiel er auf ein rabbinisches Manuskript, das eine Streitschrift wider die christliche Religion enthielt, und wollte es zum Abdruck bringen. Er bekam rechtzeitig Wind davon, daß man das Opus durch ein Spezialedikt verbieten wolle, wenn er sich nicht zur Streichung der anstößigen Stellen entschlösse. Reiske legt aber lieber seinen Plan beiseite mit der für ihn bezeichnenden Begründung, daß es einem Autor gegenüber keine größere Unbill, kein größeres Verbrechen gebe, als ihn zu verstümmeln und gegen dessen Fleisch zu wüthen. Auch sonst gehen ihm allerlei weittragende und phantastische Gedanken durch den Sinn: als Bibliothekar oder Professor möchte er cum Deo et die nach dem Beispiele eines Thomas van Erpe (Erpenius) eine Druckerei errichten und ausgewählte Anekdota hebräischer, arabischer und griechischer Schriftsteller herausgeben. Eine Frucht seiner arabischen Studien in Leipzig ist die Probe vom Werke des Sprachkünstlers Hariri, die er mit einer lateinischen Uebersetzung und dem arabischen Scholiasten herausgab (1737). Diese Erstlingsarbeit nennt der zur Meisterschaft herangereifte Reiske in seiner Lebensbeschreibung (S. 14) eine elende Schülerprobe, deren er sich jetzt schäme.

Da er in Leipzig im Arabischen weiter nichts lernen konnte, kehrte er diesem den Rücken und trat im Mai 1738, allen Warnungen zum Trotze, ohne Geldmittel seine Reise nach Holland an. In Amsterdam besuchte er den Professor Jacob Philipp d'Orville, an den er ein Empfehlungsschreiben vom Pastor Wolf aus Hamburg mitbrachte. Das Anerbieten d'Orville's, mit einem Gehalt von 600 holländischen Gulden in seine Dienste als Amanuensis zu treten, schlug Reiske aus; denn Leiden wollte, mußte er vor allem sehen, um die arabischen Manuskripte der dortigen Universitätsbibliothek sich zunutze zu machen. So ist er zum „Märtyrer der arabischen Literatur“ geworden.

Am 6. Juni 1738 kam er in Leiden an, wo er nunmehr 8 Jahre verblieb. Durch Vermittlung des Orientalisten Albert Heinrich Schultens, dessen Vorlesungen er nachher besuchte, sowie d'Orville's und Peter Burmanns verdiente er sich nothdürftig seinen Unterhalt mit Korrekturen und Unterricht holländischer Studenten, die sich bei ihm im Lateinischsprechen oder Griechischen üben wollten. Schultens und den edel- und großmuthigen d'Orville nennt Reiske unter seinen Beschützern an erster Stelle. Freilich zerren und rupfen ihn in dem Zwangsarbeitshause, in das ihn sein Geschick verstoßen, die täglichen Sorgen um des Lebens Nothdurft und ziehen ihn von einer erfolgreichen Pflege seiner Studien ab. Ueberdies ist seine Liebe zwischen Arabismus und den griechischen Musen getheilt. Während er sich unter Tags mit der Katalogisirung der arabischen Handschriften der Leidener Bibliothek abmüht, studirt er in den Abendstunden griechische Grammatik, läßt sich von Plutarch und Plato fesseln und erfrischt seinen von den arabischen Studien ermüdeten Geist an Sophokles, woraus wohl auch jene später (1743) an Valckenaer übersendeten Emendationen hervorgegangen sind, die der große Gräzist scharfsinnig und sehr elegant nennt (S. 112), indem er noch das aus solchem Munde besonders schwerwiegende Urtheil beifügt, daß er oft den Sophokles glücklich gepriesen habe, weil er in Reiske's heilbringende Hände gekommen sei. (S. 114.)

Indessen hatte er sich durch eigenes Verschulden sein leibliches Fortkommen verscherzt. In dem Petron Peter Burmanns, dessen Korrektur ihm vom Verleger übertragen worden war, hatte er sich „naseweis, aus Unverstande, jugendlicher Hitze und Eitelkeit gar zu viel herausgenommen“ und eigenmächtige Aenderungen erlaubt. Diese Jugendsünde wurde von Peter Burmann dem Sohne öffentlich bekannt gemacht und schadete Reisken so sehr, daß d'Orville jeglichen Verkehr mit ihm abbrach und sein wahnwitziges Vorgehen ganz offen kundthat. Außerdem versagte der Buchdrucker dem „ungetreuen Verwalter fremdes Gutes“ das schuldige Geld, und die Schüler fielen von ihm ab. Eine Tragödie in vielen Akten, schreibt der Unglückliche an Valckenaer, könnte er erzählen, wenn er von seiner Lage sprechen wollte. Das Drama dränge zur Katastrophe und heische einen Deus ex machina. Er sucht indessen die Versöhnung mit d'Orville, dem er zu Neujahr 1743 demüthig sein Pater peccavi bekennt, und bittet, ihm in der Nacht, in der er wandle, neuerdings das Licht seiner Gunst strahlen zu lassen. Der Brief verfehlte nicht seine Wirkung; denn d'Orville unterstützte Reisken weiter und sorgte in den letzten Leidener Leidensjahren beinahe allein für dessen Unterhalt.

Schließlich änderte Reiske, des elenden Verdienstes durch Korrigiren und Informiren überdrüssig, seine Studienrichtung, da sein Lehrer Schultens ihm vorhielt, daß er mit den Sprachen allein nicht würde durch die Welt kommen, und ergab sich der Medizin, die er in der zweiten Hälfte seines Leidener Aufenthalts mit nicht geringem Fleiße trieb. Er besucht medizinische Collegia, studirt medizinische Bücher und nimmt in seiner Wohnung anatomische Sektionen vor, liest daneben zur Erholung seine griechischen Autoren, hauptsächlich ethische Schriftsteller, wartet d'Orville's Geschäfte ab und vernachlässigt auch seine Araber nicht ganz. Seine Lage hat sich allerdings nicht gebessert. Im Winter 1743 ist sie vielmehr so verzweifelt, daß er einen Theil seiner sauer erworbenen Bibliothek verstoßen muß. Mit tiefer Ergriffenheit lesen wir es, wie er dem stets hülfsbereiten d'Orville sein kummervolles Herz ausschüttet. Er wisse nicht, wohin sich wenden. So viele Leiden umwogten ihn, so viele Lebensstürme würfen ihn zu Boden. Je mehr er sich um die Menschen mühe, desto mißfälliger werde er, und wohin immer er sich gleich dem Wurme wende und winde, nirgends könne er seinen Zehrpfennig zusammenbringen. Oft bereue er, Lateinisch, Griechisch und Arabisch gelernt zu haben; denn ohne Bücher sei ihm jede Möglichkeit zu weiterem Fortschreiten abgeschnitten. Ein hartes Loos sei es, mit der Pflege der Studien die Sorge um das tägliche Brot vereinen zu müssen. Durch ihn (d'Orville) allein stehe und falle er. In seiner Trauer und Verzweiflung müsse er entweder Hungers sterben oder werde, wenn Jener ihm helfe, für immer glücklich sein. Er wolle seine medizinischen Studien beenden und dann, wenn er diesen ihm stiefmütterlichen Boden ausgekostet, in seine Heimath zurückkehren. Einer weniger traurigen, vielmehr zu allerlei Projekten aufgelegten Stimmung entspringt der ein Jahr darauf (1745) an Valckenaer gerichtete Brief. Des einsamen, unsteten Lebens satt, will er erst nach Erlangung der Laurea medica sich für das Vaterland oder

sein ferneres Verbleiben in Holland entscheiden. Wenn er hier einer schönen, begüterten Chloë gefiele, die ihm zugleich zu einer — Bibliothek der besten arabischen Handschriften verhülfe, so ließe er sich hier leicht mit goldenen Ketten zurückhalten. Sonst aber will er in seine Heimath wandern, alle Griechen und Araber in einen dumpfen Winkel werfen, sie zu ewigem Dunkel und ewiger Vergessenheit verdammen und sich ganz der Tödtung des Menschengeschlechts widmen.

Am 6. Mai 1746 wurde der viel- und schwergeprüfte Leidensschüler auf Grund der Dissertation: Miscellaneae aliquot observationes medicae ex Arabum manumentis zum Doctor medicinae promovirt. Schon der Titel der Arbeit zeigt deutlich, daß der Arabist sie dem Mediziner in die Feder diktirt hat. Aber auch in der ersten der zur Disputation vorgelegten Thesen weiß der philologische Mediziner und medizinische Philologe reizvolle Berührungspunkte zwischen seinen beiden Wissenschaften herauszufinden. Die These, die man mit Interesse liest, lautet: Quod in studio litterarum est ars critica, id est medicina in humana corpore. Et quem fautrix natara finxit criticum, eundem quoque medicinae faciendae fecit aptissimum. Utraque conjecturalis est.

II.

Am 10. Juni 1746 verließ der 30jährige Medicinae doctor Holland, an das er stets mit einem bittersüßen Gefühle zurückdachte. „Ach wollte Gott," schreibt er in seiner Autobiographie, „daß ich dich nie gesehen oder daß ich dich nie verlassen oder doch wenigstens, daß ich dich besser und weislicher genützt hätte! ... Ein Pfeil ging durch meine Seele, als ich dich verlassen mußte. Mein Herz ward zerrissen, als ich von dir gerissen ward." Anfang Juli kam Reiske in Leipzig an, wo er nunmehr, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, bis zu seinem Tode verblieb. Die in diesen 28 Jahren geschriebenen Briefe — die stattliche Zahl von 341 hat der Spürsinn des Herausgebers aufzubringen gewußt — nehmen den größten Theil des starken Bandes ein.

Bald genug mußte der Ankömmling die traurige Erfahrung machen, daß man ihn auf dem heimathlichen Boden als unbequemen Eindringling betrachtete. Von den dortigen Aerzten, deren Schüler er nicht war, konnte er sich keinen Beistand versprechen und sich selbst auch weder durch seine äußerlichen Gaben, noch durch seine praktische Erfahrung ein Ansehen verschaffen. Er ging nach seinem Geburtsorte Zörbig mit dem offen eingestandenen Zwecke, eine vortheilhafte Heirath zu thun und dort den ärztlichen Beruf auszuüben. Weil es aber auch damit nicht gehen wollte, begab er sich „wider seinen Willen und schweren Herzens, gleichsam van kummervollen Ahndungen der Leiden, die seiner zu Leipzig warteten, gedrückt", dahin. Er hange zwischen Furcht und Hoffnung oder wenigstens langer Erwartung, schreibt er an Peter Wesseling in Utrecht. Medizinische Praxis hat er keine, wie er d'Orville berichtet; denn in Leipzig laufen zahllose Medici und Medicastri herum. So lebte er in Dunkelheit und Dürftigkeit theils von der Unterstützung seiner Eltern, theils mußte er sein Brot durch Privatunterricht, Bücherschreiben, Arbeiten an Zeitschriften, Uebersetzungen aus anderen Sprachen ins Deutsche, Ausbessern oder Registermachen verdienen.

Im Jahre 1747 wurde ihm gegen kärgliche Entlohnung die arabische Professur an der Universität in Aussicht gestellt. Aber erst nachdem er sich in einem Bittgesuche an den König Friedrich August II. von Sachsen gewendet, soll er zwar den Titel eines Professors der arabischen Sprachen, jedoch ohne Gehalt, bekommen, da es bei Hofe an Geld fehlt. Aber an Titeln ist ihm nichts gelegen. Er hält überhaupt nicht viel von dem „Leipziger Winde" und kann sich auch nicht „resolvieren, denen Herrn Geheimden Räthen darum s. v. hintenein zu kriechen".

> Will man ein kleines Amt und schlechte Gagen kriegen,
> So muß man Tag vor Tag in Antichambren liegen,
> Ein unterthänger Knecht des Herrn Schuhputzer sein,
> Ihm öfters in die Büchse blasen,
> Und endlich führt man doch nur einen bei der Nasen
> Und schmiert ihm zwar das Maul, gibt aber nichts hinein,

heißt es in der Probe eines stachligen Gedichts, das ihm die Entrüstung eingegeben und durch dessen Veröffentlichung er sich an Jenen rächen will, die ihm einen Stein in den Weg seiner Beförderung gelegt haben. Die Herren Geistlichen hat er hiebei vor allem in Verdacht:

> Die schreien gleich: der Mensch gehört zur Ketzerzahl,
> Seit soviel Jahren kommt er nicht zum Abendmahl,
> Wir haben nie von ihm Beichtpfennige bekommen,
> An ihm nie Gottesfurcht und Tugend wahrgenommen,
> Er kommt nie zu uns in unser Gotteshaus,
> Stößt gegen Gottes Wort verwogne Reden aus.

Das Carmen, dessen Herausgabe er auf den Rath seines getreuen Freundes Johann Stephan Bernard, Arztes in Amsterdam, wohlweislich unterdrückt hatte, schließt mit den Worten:

> Es müßte mich morbleu der Teufel reiten,
> Wenn ich von abgeschmackten Leuten
> Mich länger enjoniren ließ.

„Hole der Teufel Leipzig," ruft er aus, „wenn es ehrliche Leute, die ihm ihre Studia zum Dienst und Nutzen anbieten, nicht besser accommodiert." Er ist gewiß bald in Paris, London, oder Hamburg, wofern man ihn nicht durch eine ansehnliche Versorgung hier anbindet. Hätte er seine Leipziger, die ja dienstfertig μέχρι γε ῥημάτων seien, die vieles versprechen, nichts erfüllten, vordem so gekannt wie jetzt, er würde sich in acht genommen haben, ihnen zu nahe zu kommen. Dami hospes ago, meldet er Bernard. Mitten in diesem Hangen und Bangen hat er, wie wir mit Staunen vernehmen, eine deutsche Tragödie mit Chören in gereimten Versen ausgearbeitet, die den Titel „Mankberni" führt. Den Stoff, der der Geschichte des heldenmüthigen Sultans Gelaleddin mit dem Beinamen Monkberni entnommen ist, hat der Orientalist Reiske dem „Dramatiker" in die Hände gespielt. Das Stück, nach dem Urtheile eines Kenners (wahrscheinlich Gellerts) an sich zwar gut, hat weder das Licht der Bühne erblickt, noch ist es überhaupt jemals in Buchform erschienen.

Nachdem Reiske ein zweites Gesuch an den König, überdies ein solches an das Oberkonsistorium in Dresden gerichtet hatte, wird ihm die Professur der arabischen Sprache mit dem schmalen Jahresgehalt von 100 Thalern zuerkannt. Doch die Praceres academiae, jene „Cunctatores Fabii", wissen den Antritt seines Amtes unter dem Vorwande alter Statuten und „altväterischer Handwerksgebräuche" hinauszuschieben, da er nicht den Titel eines Magister philasophiae erworben habe. Erst als sie durch königlichen Erlaß den Auftrag erhalten, Reisken von der Promotion zum Magister der Philosophie zu dispensiren, kann er endlich am 21. August 1748 mit einer Rede, die das Studium der arabischen Sprache empfiehlt, sein neues Amt antreten.

So bleibt Reiske in Leipzig nicht minder wie in Leiden ein Stiefkind des Glückes. In der Wahl der Mittel, sein Leben zu fristen, darf er, wo die Noth ihn drückt, nicht wählerisch sein. Er denkt daran, eine kritische Monatsschrift herauszugeben, worin er philologische Bücher, griechische und lateinische Autoren, alte Geschichte, Arabisches u. dergl. behandeln will. Damit will er der herrschenden „Libello-

menstruomnnin“ nachgeben: denn Quaerenda pecunia primum, virtus post nummos, sagt er mit Horaz. Er müsse mit dem Geschmack der Menge rechnen, könne nicht nur auf die Gelehrten und die Nachwelt Rücksicht nehmen; sonst laufe er Gefahr, Hungers zu sterben. Arabisches und Griechisches verlange Niemand seiner Landsleute. Die Medizin bringe ihm nichts ein, er habe wenigstens, wie er mit bitterer Selbstironie sagt, noch keinen Menschen getödtet. Den Dienst eines famulus apothecarius, wie dies hier üblich, mag er nicht thun. Die Natur habe ihm ein ingenium ἐμποριχόν καὶ χρηματιστικόν versagt. Ideo friget apud me forum medicum et academicum quoque. Die schuldige Besoldung werde ihm nicht ausbezahlt, er lebe in glänzendem Elend; so gehe es in Leipzig, das er wieder mit der Lauge seines Spottes überschüttet: O quantum caput, nomen, titulus, o quam splendida vestis, sed pecuniam non habet! Vanitas vanitatum hic regnat et titulomaniae pestilens aër, a quo, qui huc accedit, etiamsi sanus afficitur. Um sich vor dem drohenden Schiffbruch zu bewahren, muß er die ihm theuersten Waaren, seine Bibliothek, über Bord werfen. An Wesseling wendet er sich mit der Bitte, ihm in Holland ein seiner würdiges Amt zu verschaffen. Ekel vor der Heimath, Sehnsucht nach Holland erfaßt ihn neuerdings. Zum drittenmal taucht das Heirathsprojekt auf: denn nicht fehlt es an wohlhabenden Mädchen, die er heimführen könnte, aber wiederum — man weiß nicht, soll man es lustig oder rührend nennen — kreuzen sich seine Heirathsgedanken mit seiner Liebe zur Wissenschaft, und die Ausgabe des Abulfeda liegt ihm mehr am Herzen als die reiche Ehe.

(Schluß folgt.)

Fünfzig Jahre innere Mission.

Der Zentralausschuß der inneren Mission hat zur Erinnerung an seine 50 jährige Festfeier im September 1898 in letzter Zeit eine von zwei Mitgliedern des Ausschusses, den beiden Pastoren Nahlenbeck in Schöneberg und Fritsch in Berlin, verfaßte Denkschrift herausgegeben, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, zu berichten, was jene Sammelstelle für die Rettungsarbeit der evangelischen Kirche an ihren verlorenen Gliedern in jenen 50 Jahren organisirt, angeregt und zur Ausführung gebracht hat. Zugleich läßt sie aber auch erkennen, wie vieles noch unerledigt geblieben ist und wie noch große und schwierige Theile des Werkes ihrer Lösung harren.

Es ist in der That eine sehr verdienstliche, mit liebevoller Wärme, aber besonnen und nüchtern gehaltene instruktive Schrift, die uns, wie kaum eine andere, eine klare Darstellung dieser geistigen Bewegung gibt, welche die beste Seite der neuesten Kirchengeschichte repräsentirt und in der That, auch wenn nicht alle Blüthenträume reiften, doch hervorragende Erfolge seither erzielt hat. Eine Fülle von Glaubens- und Liebeskräften, die sonst in den Gemeinden latent gelegen waren, sind durch diese innere Mission entbunden oder neu befruchtet worden. Eine ganze fast unübersehbare Reihe von Rettungs- und Wohlthätigkeitsanstalten hat sie ins Leben gerufen, fast alle Gebiete des sozialen Lebens mit in ihren Bereich gezogen und eine Presse und Literatur geschaffen, die, sei es in populären oder wissenschaftlichen Formen, zur Ausbreitung und Pflege der inneren Mission selbst unablässig heute noch mitwirkt. Der dieser Denkschrift beigegebene Ueberblick über die Arbeit der verschiedenen Kongresse dieser inneren Mission vom ersten Kongreß in Wittenberg, 1849, an bis zum 29. vorigen Jahres in Bremen, sowie über die Denkschriften und sonstige bedeutendere Veröffentlichungen des Zentralausschusses von der ersten Schrift Wicherns an: „Die innere Mission der evangelischen Kirche, eine Denkschrift an die deutsche Nation“, bis zum neuesten Bericht des Zentralausschusses über das Jahr 1897 und das letzte Flugblatt, den Warnungsruf an junge Mädchen und alleinstehende Frauen, zeigt uns die unermüdliche Arbeit, die liebevolle Hingebung und das praktische Verständniß der Mitglieder des Ausschusses. „An Vielseitigkeit, Ausdehnung und Intensität ist dieses Werk der inneren Mission,“ wie einer ihrer Matadore, der verstorbene treffliche Oldenberg, einst geschrieben hat, „seit dem ersten Wittenberger Kirchentage in reichster Fülle gewachsen und doch ist bei aller Mannichfaltigkeit die Einheit des Geistes nicht verleugnet worden. Die Krippen- und Kleinkinderschulen, die Rettungshäuser und Erziehungsvereine, die Armen- und Krankenpflege, die Pflege der Idioten und Epileptischen, die Sonntagsschulen und Kindergottesdienste, die Lehrlings-, Gesellen- und Jünglingsvereine, die Herbergen zur Heimath, die Bildungsanstalten für weibliche Dienstboten und die Mägdeherbergen, die umfassende Arbeit der Stadtmission, die Fürsorge für die fluktuirende Arbeiterbevölkerung, der Kampf gegen den Bettel, gegen die Trunksucht, gegen die Sonntagsentheiligung, gegen die Prostitution, die Magdalenenpflege, der Dienst an den Gefangenen und ihren Familien und der an den entlassenen Strafgefangenen — und dann die Bibel-, Traktat- und Schriftenvereine, die Volksbibliotheken und die Kolportage — die Fürsorge für die evangelische Diaspora, für die evangelischen Deutschen im Auslande, für Auswanderer und für Ausgewanderte, ihr Friedensdienst im Kriege — und neben dem allen und in diese Bestrebungen hineingreifend die in reichstem Segen wirkenden Bruderanstalten und Diakonissenhäuser mit dem weiten Netz der von ihnen ausgegangenen Liebesarbeiten — welch eine Welt christlichen Dienens, in dem gläubige Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen ihres allgemeinen Priesteramtes warten und die ihnen anvertrauten Charismen zum Bau der Gemeinde, der Kirche und des Reiches Gottes verwerthen!“

Es bildet einen eigenthümlichen Reiz, an der Hand dieser Denkschrift zu sehen, wie dieser Baum der inneren Mission seine Wurzeln immer weiter ausdehnt, wie er Blüthen und Früchte trägt, von der Zeiten Gunst und Ungunst beeinflußt, aber doch stets eine große Geistesmacht, die heute noch ungelöste Aufgaben zu vollbringen hat, aber auch in dankbarer Gesinnung auf das Erreichte zurückschauen darf.

Wir dürfen wohl drei Perioden dieser Geschichte der inneren Mission, wie sie diese Denkschrift uns vor Augen stellt, unterscheiden: die Periode des ersten begeisterten Anfangs, der „ersten Liebe“, die Periode einer gewissen Erschlaffung und die der Wiederbelebung und Auffrischung derselben. Durch Wicherns gewaltige Persönlichkeit wuchs seit seinem begeisternden Auftreten in Wittenberg, seit 1849, der Strom der inneren Mission, der seither mehr in kleinen Bächlein geflossen war, an Breite und Tiefe und breitete seine Arme, allen kirchlichen und sittlichen Nöthen des Volkes folgend, über das ganze evangelische Deutschland, ja weit über dasselbe hinaus. Die Erneuerung des christlichen Volks- und Familienlebens, die seelenrettende Liebe in Wort und Werk, die Heranziehung aller Stände dazu, die Lösung der auf kirchlichem, allgemein sittlichem, staatlichem und gesellschaftlichem Gebiete vorhandenen brennenden Aufgaben, die organisirte Bekämpfung des Materialismus in allen Kreisen des Volkslebens — das war das klare, wuchtige Programm, das Wichern selbst, als Vater dieser inneren Mission, aufgestellt hatte. Die Sammelstelle aller dazu bereiten Kräfte war und ist heute noch der Zentralausschuß. Die drei ersten Kongresse, 1849 in Wittenberg, 1850 in Stuttgart, 1851 in Elberfeld, zeigen uns den frischen,

lebenskräftigen Beginn, dem sich immer mehr Thüren aufschließen, der schlummernde Kräfte wachruft und die Einheit der verschiedenen Arbeitszweige vertritt. Auch die folgenden Jahre mit den Kongressen in Bremen, Berlin, Frankfurt a. M., Lübeck und Stuttgart lassen noch die ersten gewaltigen Impulse erkennen. Als aber im Jahre 1857 Wichern von König Friedrich Wilhelm IV. als Oberkonsistorialrath und Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths und zugleich als vortragender Rath im Ministerium des Innern für die Angelegenheiten der Strafanstalten und des Armenwesens nach Berlin berufen wurde, konnte er bei seiner Ueberarbeitung nicht mehr als erster Steuermann sein Schifflein selbst durch alle Stürme hindurchführen. Denn an Stürmen fehlte es jetzt nicht mehr. Der Haß gegen den vermeintlichen Pietismus in der Verwaltung kam in der linksstehenden Presse immer unverhüllter zum Ausdruck. Gleichzeitig mehrten sich die Angriffe im konfessionellen und partikularistischen Lager gegen den „Oberkonsistorialrath der unirten preußischen Landeskirche“ und seinen Zentralausschuß. Auch ließ unter den Mitarbeitern weit und breit die Gluth der Hingebung und der Schwung der Schaffenslust nach, und Manche, die allzu hochgespannte Erwartungen in kirchenpolitischer und kirchenföderativer Beziehung gehegt hatten, traten enttäuscht zurück. Es trat eine gewisse Ebbe ein, wenn es auch nie zu völliger Windstille kam, und wenn auch manche segensreiche That, wie z. B. die Berufung eigener Reiseprediger, die Pastorirung evangelischer Deutscher in der Fremde, die Fürsorge für das Jünglings- und Gesellenwesen, für die österreichische und serbische Diaspora in diese Zeit fällt. Der Krieg von 1866 zeigte gerade die **Friedensarbeit** der inneren Mission wieder in hellem Lichte. Er führte zur Gründung der Felddiakonie und später zur dauernden Organisation eines im Frieden geschulten Pflegerkorps. Auch auf die Gäste von Bade- und Kurorten dehnte der Zentralausschuß sein Missionswerk vom Jahre 1864 an aus. Auf dem 14. Kongreß in Stuttgart 1869 behandelte Wichern selbst die Aufgabe der evangelischen Kirche, die ihr entfremdeten Angehörigen wieder zu gewinnen, und Professor Dr. Nasse in Bonn regte durch seinen Vortrag: „Der Antheil der inneren Mission an der Lösung der Arbeiterfrage“ diese von jetzt an immer mehr am Horizont hervortretende brennende Frage der Zeit an. Dr. Adolf Wagner und Wichern besprachen gemeinsam auf dem 15. Kongreß in Berlin 1871 die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart, dieser unter dem Gesichtspunkt der inneren Mission, jener unter dem der ethischen Prinzipien der politischen Oekonomie. Bald nachher wird Wichern, das leitende Haupt und der allzeit belebende Mittelpunkt des Zentralausschusses, schon vorher überangestrengt, durch einen Schlagfluß ein traurig dahinsiechender Mann. Oldenberg, der geschäftsführende Sekretär, „die verkörperte Tradition, voll reicher Erfahrung, grundsätzlicher Klarheit und literarischer Kraft“, führt sein Werk weiter. Stadtmission, Sonntagsfrage, die soziale Frage, der Kampf gegen die öffentliche Sittenlosigkeit, die Fürsorge für verwahrloste Kinder und die Jugend unsres Volkes überhaupt, aber auch die Pflege der christlichen Kunst und die Herbergen zur Heimath bilden stets neue Objekte der Arbeit. Ein frischerer Luftzug kam zu einer Zeit, wo das religiös-sittliche Volksleben von dem zersetzenden Einfluß des Materialismus am tiefsten bedroht war, durch das epochemachende Auftreten des Hofpredigers Stöcker seit der Eiskeller-Versammlung 1878. Der Staat selbst raffte sich zu energischerer Abwehr der verderblichen Strömungen auf und begann seine neuere Gesetzgebung einer Sichtung zu unterziehen. So fand denn zu Anfang der 80er Jahre der Ruf der inneren Mission wieder weiteren Wiederhall. Pastor v. Bodelschwingh ging mit seinen Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen voran, die Armenpflege wurde nach ihrer Organisation in der Lokalgemeinde ins Auge gefaßt, Pfarrer Disselhof in Kaiserswerth arbeitete nachdrücklich für die weibliche Diakonie, Hofprediger D. Baur in Berlin für die Bruderanstalten. Die evangelische Kirche rang danach, wieder **volksthümlicher** zu werden durch Vortrags-, Gesangs- und Familienabende. Es bildeten sich Vereine zur Hebung der Sittlichkeit; der Kampf gegen die Prostitution wurde mit neuer Energie aufgenommen und der Zentralausschuß gab im Jahre 1874 seine kräftige Denkschrift heraus: „Die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart.“ In zwei Jahren erschien sie in vier Auflagen mit 9000 Exemplaren und wurde ins Russische und Französische übersetzt. Auch die Seemannsmission wurde in Angriff genommen und Seemannsheime begründet, der Kampf gegen die Trunksucht eröffnet und die Fürsorge für die Strafgefangenen ins Werk gesetzt.

Das letzte Jahrzehnt trägt seine Signatur vor allem durch die **soziale Wirksamkeit**. Die sozialen Bestrebungen der Gegenwart werden immer wieder erörtert, Fühlung mit den evangelischen Arbeitervereinen und der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin genommen und neue mächtige Anregung durch die kaiserlichen Erlasse zur Sicherung des Arbeiterwohles im Jahre 1890 geschöpft. Die Abhülfe der Wohnungsnoth, die Bekämpfung des Wuchers durch Empfehlung der Raiffeisen'schen Darlehenskassenvereine, die Eingabe an den Bundesrath, betreffend den Entwurf eines Trunksuchtsgesetzes und eines Promemorias über die Lokalisirung der Prostitution kennzeichnen vor allem die Thätigkeit der nächsten Jahre. Die Rettungshausverbände und Erziehungsvereine sammeln sich auf eigenen Konferenzen zum erstenmale am 15. Januar 1895 in Berlin. Die jugendlichen Fabrikarbeiter werden wieder der Gegenstand besonderer Fürsorge, Gefängnißaufseherinnen werden herangebildet, aber immer fehlt es hiezu noch an den erforderlichen Mitteln. Dagegen entfaltet der Ausschuß in hervorragender Weise zur sittlichen Erneuerung des Volkslebens eine unermüdliche Thätigkeit in der Verbreitung von Schriften, von Flugblättern, Festartikeln und guten Feuilletons. Auch hier ist freilich, klagt die Denkschrift, noch viel zu thun, um tüchtige Volksschriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen. Im Jahre 1894 übernahm mit Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers Prinz Heinrich von Preußen das Protektorat über die deutsche Seemannsmission, mit der sich die deutsche Flußschiffermission verband. Auch Kinderheime mit Sommerpflegen werden zugleich mit Ferienkolonien und Erholungsstätten in erfreulicher Weise ins Leben gerufen und die Frauenfrage wird jetzt in Angriff genommen. Auf dem Kongreß zu Bremen 1897 wurde ein Vortrag darüber gehalten, welche Ziele und Schranken das Evangelium der Frauenbewegung setze. Daß es sich bei allen diesen Aufgaben vor allem um die Gewinnung der geeigneten persönlichen Kräfte handelt und daß dies auch ferner die Lebensfrage der inneren Mission bilden wird, wurde wiederholt ausgesprochen und zu diesem Zwecke auch Instruktionskurse für innere Mission eingerichtet. Damit mußte natürlich auch die Altersversicherung der Berufsarbeiter der inneren Mission ins Auge gefaßt werden. Doch wurde hier vor allem der Anschluß an bereits bestehende und bewährte Versicherungskassen anempfohlen und dann ein Pensionsverband begründet, der nun gegen 500 Mitglieder zählt.

Am 31. Dezember 1894 entschlief J. Oldenberg, den die Fakultät der Friedrich Wilhelms-Universität im Jahre 1894 am Reformationsfeste noch zum Doctor theologiae ernannt hatte. Im Jahre 1898 wurde Goebel, Präsident des Reichsversicherungsamts, einmüthig zum Präsidenten

des Zentralausschusses gewählt, und der Wirkliche Oberkonsistorialroth Professor D. Weiß nahm die erledigte Stelle des Vizepräsidenten ein.

Damit ist die Denkschrift bis auf die unmittelbare Gegenwart gekommen. Ueber ein reiches Feld segensreicher Wirksamkeit hat sie ein helles Licht geworfen und recht dankenswerthe Ueberblicke gegeben. Wir stimmen aus vollem Herzen mit ein in das Losungswort, das sie selbst im Blick auf die Zukunft ausspricht: „50 Jahre Gottes Segen, das ist die Geschichte der inneren Mission bis auf diesen Tag. Fröhlichen Glaubens laßt uns weiter arbeiten in der unerschütterlichen Gewißheit, die uns der Wahlspruch Wicherns gibt: ‚Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!‘“ λ.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. P. **Unter drei russischen Kaisern.** Von N. Flerowsky, Berlin 1898, Verlag Siegfried Cronbach. — Wie wir hören, soll das Buch von Flerowsky mit ganz besonderem Fleiß und besonderer Neugierde gelesen werden. Wenn es wahr ist, so beweist das keinen üblen Geschmack. Denn selten bekommt man über Rußland ein Buch zu lesen, welches, wenn es einen historischen Stoff behandelt oder Kulturgemälde zeichnet, sich nicht in mehr oder minder pikantem Anekdotenerzählen gefiele, dabei außer acht lassend, daß das „recht Amüsante,“ das jeder, sogar der loyalste Russe von den höchsten und leitendsten Sphären zu erzählen weiß, sehr oft den rechtgläubigen Bewohnern des heiligen Zarenreichs Blut und Leben kostet. Inhaltsreich — das Werk behandelt eine Geschichtsperiode, welche eine Zeitspanne von 80 Jahren mit drei abwechselnden Regierungssystemen in Anspruch nimmt —, in plastischer Anschaulichkeit und objektiver Ruhe gehalten, bietet das Buch eine höchst wünschenswerthe Ergänzung zu all dem Skizzenhaften und Zufälligen, was bezüglich der Geschichte der politischen und geistigen Entwicklung Rußlands in Eile angebracht wird, um dem sich in letzter Zeit in ungewohntem Maße geltend machenden Interesse für das Russische mit journalistischer Dienstfertigkeit entgegenzukommen. Das Buch ist lehrreich, lehrreich für Jeden, für den, der eine Einsicht in das ihm unbekannte Land gewinnen will, und für den, der eine falsch gewonnene abzulegen und durch eine neue, bessere, wahrheitsgetreuere, ernstere zu ersetzen fähig ist.

Es ist wirklich erstaunlich, wenn man die über Rußland gefällten Meinungen hier sowohl, im Auslande, wie in Rußland selbst belauscht, welch große Verwirrung und Unwissenheit man in Gesellschaftskreisen antrifft, wo man es am wenigsten erwarten könnte. „My was schapkami sakidajam“ (wir werden sie mit Hüten bewerfen), drückt sich der russische Chauvinist dem Westen gegenüber (hauptsächlich den Deutschen und Engländern gegenüber) aus und macht sich gern darüber lustig, wie der „njemez“ (Deutsche; das Volk bezeichnet übrigens mit diesem Namen alle Ausländer. „Njemez“ heißt eigentlich der „Stumme“ und will so viel sagen, daß jeder Ausländer in Rußland stumm ist, da er die Sprache nicht kennt) nie die Gelegenheit vorübergehen läßt, nach Rußland zu kommen, um seinen Hunger zu stillen, stutzt aber und weiß sich nicht zu helfen, wenn er durch die Logik der selbsterlebten und selbstgelesenen Thatsachen und durch das mit Bienenfleiß gesammelte statistische Material darüber belehrt wird, daß fast 30 Millionen Russen einer chronischen Hungersnoth, Pest, Cholera und aller Art epidemischer Krankheiten preisgegeben sind, daß sie sogar in besseren Zeiten von Quaß, Zwiebel und Schwarzbrot leben und von einem annähernd menschlichen Dasein keine Ahnung haben. Das Salongespräch hält sich auch nicht ungern über das Thema auf, daß nach höchster Wahrscheinlichkeit einst die Russen über Europa kommen werden, „denn, denken sie, das Reich ist doch so riesengroß“ ...; man begreift nur nicht die Nihilisten, in denen man doch im stillen eine abwehrende Kraft sehen will und von denen man, beiläufig gesagt, eine haarsträubende phantastische Vorstellung hegt.

Dieselbe Ansicht theilt auch die Bierbankpolitik. Flerowsky's Werk wird Viele über vieles belehren. Zweifellos wird es auch der fleißigen Presse willkommen sein, denn nachdem Rußland in den letzten Jahrzehnten so große literarische Eroberungen im Westen Europa's gemacht hat, ist auch — so will es scheinen — das Bedürfniß eingetreten, sich mit den allgemeinen russischen Zuständen genauer zu beschäftigen. Das vorliegende Buch ist sehr geeignet, diesem Bedürfnisse zu entsprechen.

Flerowsky ist ein alter Mann, fast ein Greis. Ein angesehener Staatsmann im Anfang seiner Laufbahn, verließ er nach langjähriger Thätigkeit den Staatsdienst, um als viel gelesener und einflußreicher Publizist und Schriftsteller freier wirken zu können, war aber als Revolutionär fortwährenden Verfolgungen ausgesetzt und entschloß sich vor einigen Jahren, nach England überzusiedeln, nachdem er sein Vaterland zum Theil freiwillig, zum Theil unfreiwillig durchquert und durchkreuzt hatte. Er ist ein feiner Beobachter, ein klarer, europäisch gebildeter Denker und ein unermüdlicher Kämpfer für das Wohl seines heißgeliebten Volkes. Ein intimer Kenner des inneren politischen Lebens Rußlands in dessen mannichfaltiger Wiederspiegelung und Beeinflussung des gesammten kulturellen Niveaus seiner Heimath, läßt er nichts unerwähnt, was zur vielseitigen, gerechten und unparteiischen Beleuchtung des russischen Lebens, von den regierenden Sphären angefangen bis herab zu den verschiedenen Volksschichten und bunt zusammengesetzten Völkerschaften, beitragen könnte. Erlebnisse, Studien und Beobachtungen in natürlichem Bunde vereinigen sich in interessanter Weise, um das Werk im besten Sinne des Wortes, wie die Russen sagen, zum wahren Tagebuch „kalter Beobachtungen der Vernunft und schmerzlicher Notizen des Herzens“ zu machen. Es ist aus dem vollen russischen Leben geschöpft und wer das kennt, der wird nicht die geringste Veranlassung haben, an der geschichtlichen Treue der entworfenen Schilderungen irgendwie zu zweifeln, wenn auch durch das traurige und düstere Gemälde, das in dem vorliegenden Buche vor unsern Augen entrollt wird, ein tiefes Mitgefühl in uns wachgerufen wird.

B. **Münchener anthropologische Gesellschaft.** Am 28. Oktober fand die erste ordentliche Sitzung für das Wintersemester statt. Der Vorsitzende, Prof. Dr. J. Ranke, eröffnete dieselbe mit der Mittheilung, daß die nächste Generalversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lindau stattfinden wird. An dieselbe soll sich eine Besichtigung der Schweizer Museen anschließen. Wahrscheinlich werde die Wiener anthropologische Gesellschaft gemeinsam mit der deutschen tagen. In das Programm der nächstjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München wird auch eine anthropologische Sektion aufgenommen, in die der Vorsitzende gewählt wurde. Dr. F. Birkner, Assistent der anthropologisch-prähistorischen Sammlung des Staates, trug vor über „Zwergenwuchs“. Er besprach nur die Körperproportionen der Zwerge. Zwei Hauptgruppen von Zwergenwuchs sind anzunehmen: der individuelle und der rassenhafte Zwergenwuchs. Ersterer zerfällt wieder in den totalen und den partiellen Zwergenwuchs, letzterer umfaßt die sog. Zwergvölker oder Pygmäen. Von den drei verschiedenen Arten von Zwergenwuchs wurden in den letzten Jahren Vertreter im Münchener Anthropologischen Institut gemessen, zur ersten Gruppe des totalen Zwergenwuchses gehörten die beiden birmesischen Zwerge Smann und Fatma, welche seinerzeit in Hammers Panoptikum weilten, sowie eine 15jährige Zwergin Josephine Prinz, die vor einigen Jahren im Bamberger Hof auftrat. Hieher sind auch aus der im vergangenen Jahre im Panoptikum ausgestellten Truppe von Singhalesenzwergen zwei zu rechnen: der 50 Jahre alte Maricon und der 25jährige Dingria. Der „totale Zwergenwuchs“ ist, wie die Messungen und die Photographien zeigen, charakterisirt durch normale Proportionen von Rumpf und Bein, der Rumpf ist kürzer als die Beine, die Arme sind relativ etwas kürzer als bei normal gewachsenem Menschen, der Kopf dagegen ist relativ größer, als dies bei letzteren der Fall ist. Zur zweiten Gruppe des Zwergenwuchses, zum „partiellen Zwergenwuchs“, der theilweise durch pathologische Verhältnisse bedingt ist, gehörten die drei anderen Zwerge aus der Singhalesentruppe Verannno, Geregoeis und Kira. Ferner konnte der Vortragende die Photographien einer Familie aus Danzig, die auf dem Danziger Anthropologenkongreß von

Sanitätsrath Lissauer vorgestellt, von Dr. Hanff gemessen und untersucht wurde, vorlegen. Der Vater ist ein rhachitischer Zwerg, die Mutter normal, von den Kindern sind zwei normal, drei zeigen rhachitischen Zwergwuchs. Der „partielle Zwergwuchs“ zeigt einen relativ langen Rumpf, kurze Beine (der Rumpf ist länger als die Beine), die Arme sind etwas kürzer als beim normalgewachsenen Menschen, der Kopf ist relativ groß. Bei dieser Gelegenheit hob der Vortragende den Mißstand hervor, daß bis jetzt jeder Forscher nach einer anderen Methode mißt. Die Frage nach den „Zwergvölkern oder Pygmäen“ ist noch nicht ganz gelöst. In Afrika sind solche Zwergvölker sicher konstatirt und beschrieben. So die Ewwe im Nordosten der Congowälder und die Akka im Quellgebiet des Nil, erstere von Stuhlmann (1891), letztere von Schweinfurt (1870). Vertreter dieser Völker über 140 cm sind nach Emin Pascha schon als Mischlinge verdächtig. Andere Völker von geringer Körpergröße im eigentlichen Congogebiet sind von Stabsarzt Wolf beschrieben worden, die Buschmänner im Süden von Geheimrath Fritsch. Auch im Hinterland von Kamerun wurden Zwergvölker beobachtet. Ob alle diese kleinen Stämme zusammengehören und versprengte Reste der ursprünglichen Bevölkerung bilden oder ob sie degenerirte Neger sind, ist noch nicht ausgemacht. Jedenfalls ist die Thatsache ihrer Existenz sehr interessant. Alle kleinen Völker außerhalb Afrika's, z. B. in Asien, sind, soweit Messungen vorliegen, größer als die Ewwe und Akka und können nicht zu den Zwergvölkern gerechnet werden. Der Vortragende schlägt vor, die Völker der Erde hinsichtlich der Körpergröße in drei Gruppen einzutheilen: große, kleine und zwerghafte Völker. In neuester Zeit ist es Prof. Kollmann in Basel gelungen, unter den am Schweizersbild bei Schaffhausen aus der neolithischen Zeit ausgegrabenen Menschen neben hochgewachsenen auch kleine zu konstatiren, die er als Pygmäen bezeichnet. Prof. Sergi in Rom will aus einem großen Prozentsatz von kleinen Männern (Rekruten) unter 155 cm und von kleinen Schädeln den Nachweis führen, daß es jetzt noch Ueberbleibsel einer pygmäenhaften Urbevölkerung in Italien gibt. Aber die geringe Körpergröße allein genügt nicht, sie ist theilweise bedingt durch Vererbung von der stets kleineren weiblichen Bevölkerung, theils auch durch pathologische Einflüsse; bei dem von Sergi angeführten Beispiele, Italien, kommt dann noch weiter dazu, daß die Italiener an und für sich ein kleines Volk sind. Auch die geringe Schädelgröße an und für sich kann nicht als Beweis gelten für die Abstammung von Pygmäen, weil es auch große Menschen gibt mit relativ kleinem Kopfe, ohne daß die geistige Thätigkeit wesentlich darunter leidet. Extreme Kleinheit der Körpergröße oder des Kopfes kann umsoweniger für die Frage nach der Abstammung von den Pygmäen entscheidend sein, wenn sie mit den mittleren Werthen durch allmähliche Uebergänge verbunden sind. Der Vortragende kam zu dem Schlusse: Es ist nothwendig, die wirklich als Pygmäen anerkannten Völker genau zu studiren und besonders auch die Körperproportionen dabei zu berücksichtigen, damit man auf diese Weise den Pygmäen eigenthümliche, für den Vergleich verwendbare Merkmale erhält. Der Vortragende legte die Photographien der besprochenen Zwerge der Gesellschaft zur Illustration seines Vortrags vor. Dr. Karl E. **Ranke** sprach über **Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungsbewegung bei den Indianern Zentral-Brasiliens.** Er hob hervor, daß im Quellgebiet des Xingu die Verhältnisse für Bevölkerungsstatistiken sehr günstig liegen, weil jedes einzelne Xingudorf in seinem Bestande nur von der Zahl der in ihm selbst vorkommenden Geburten und Sterbfälle abhängt, ein Volk für sich bildet, so daß einzelne Beobachtungen an Indianerdörfern schon Werth besitzen, auch wenn die Zahl der Beobachtungen gering ist. Die Volkszählung hatte bei der Aengstlichkeit der Kinder große Schwierigkeit; schließlich gelang es dem Vortragenden dadurch, daß er sich denjenigen oder diejenigen vorführen ließ, die in **einer** Hängematte schliefen. Die Beobachtungen haben sich einerseits mit dem Bevölkerungsstand in seiner Gliederung nach Alter, Geschlecht und Familienstand beschäftigt, andrerseits lassen sie auch einen Schluß zu auf die Hauptphänomene der Bevölkerungsbewegung, auf das Wachsen derselben durch die Fruchtbarkeit und das Abnehmen infolge der Mortalität. 31 Prozent der Gesammtbevölkerung fallen auf das erste Lebensjahrzehnt, 21.6 Prozent aufs zweite, 19.2 Prozent aufs dritte, 11.8 Prozent aufs vierte und nur 13.3 Prozent überleben das vierzigste Lebensjahr. Die Indianer sind kurzlebiger als z. B. die Deutschen. Sie zeigen einen ziemlich erheblichen Männerüberschuß (12.1 Proz.). Die meisten über 15 Jahre sind verheirathet (88.7 Proz.). Bei Bestimmung der Fruchtbarkeit hat sich der Vortragende nicht darauf beschränkt, nur die noch lebenden Kinder zu zählen, sondern er bezog auch die schon gestorbenen mit ein. Er fand 4.19 Geburten und 1.64 lebende Kinder auf eine verheirathete Indianerin. Da das Deutsche Reich mit Ausnahme von Ungarn und dem europäischen Rußland die höchste Geburtsziffer hat, die Indianer Deutschland gleichkommen, besonders hinsichtlich der Ehen von 20—25jähriger Dauer (5.33 Indianer, 5.203 Deutschland, Berlin), so übertrifft der Indianer in seiner Fruchtbarkeit die übrigen germanischen und noch mehr sämmtliche romanischen Völker. Es steht auch in dieser Beziehung wieder den Völkerschaften mongolischen Ursprungs sehr nahe, die mit Ausnahme von Japan ebenfalls die europäischen Völker an Fruchtbarkeit übertreffen. Die Mortalität ist bei unsern Indianern sehr groß; besonders im Kindesalter und jenseits des 40. Jahres; das Durchschnittsalter beträgt beim Indianer nur 17 Jahre 8 Monate, gegen 25 Jahre 8 Monate beim Deutschen. Da am Xingu Aussatz, Syphilis, Tuberkulose ganz fehlen, ist die hohe Sterblichkeit wohl zurückzuführen auf die aufreibende Lebensweise, die Unzulänglichkeit der allgemeinen hygienischen Verhältnisse und auf Malaria, die dort herrscht. Unterstaatssekretär z. D. Professor Dr. v. **Mayr** beglückwünschte den Vortragenden zu dem werthvollen Beitrage, den er in methodologischer Hinsicht sowohl wie nach dem Inhalt der gewonnenen Ergebnisse zur bevölkerungsstatistischen Erkenntniß der Naturvölker unter den schwierigsten Umständen beigebracht habe. Wenn man früher das sogenannte Gesetz der großen Zahl als ein Hinderniß fruchtbarer Verwerthung eng umgrenzter Ermittelungen angesehen habe, so sei darin in neuester Zeit ein Umschwung eingetreten, wie z. B. aus der kürzlich erschienenen Schrift von L. v. Bortkewitsch über das Gesetz der kleinen Zahlen hervorgehe. Unter gewissen Bedingungen seien auch kleine Zahlen wohl verwerthbar, und diese Bedingungen seien bei dem Beobachtungsmaterial des Vortragenden gegeben, der außerdem bei dessen demologischer Ausnutzung durchweg mit aller Umsicht und Sachkenntniß vorgegangen sei.

* **Praktische Versuche mit Tropon.** Ein Bericht über die Versuche, die mit dem **Tropon** des Professors Finkler in den größten Krankenhäusern und Anstalten Deutschlands, so in der Charité zu Berlin, im Friedrich Wilhelm-Hospital zu Bonn, im Hamburg-Eppendorfer Krankenhause und in der bekannten Lungenheilanstalt zu Görbersdorf, gemacht worden sind, läßt erkennen, daß diesem neuen Präparat nicht nur auf dem Gebiet der Krankenernährung, sondern auch als Volksnahrungsmittel eine wichtige Rolle beschieden ist. Eine besonders interessante Probe ist in Görbersdorf gemacht worden: 4 Wochen hindurch wurden hier 18 Personen, Gesunde und Kranke, an einem besonderen Tisch mit Tropon ernährt und zwar so, daß bei einem Theil derselben, den sogenannten strengen Troponisten, die gesammte tägliche Fleischportion, bei einem anderen Theil die halbe tägliche Fleischportion durch Tropon ersetzt wurde. Die Troponisten fühlten sich ganz besonders frisch und subjektiv wohler als sonst, und als ihnen nach Ablauf der 4 Wochen die Wahl freigestellt wurde, verlangte nur ein einziger nach dem Fleisch zurück, während die anderen 17 dem Tropon treu blieben. Dabei war eine durchschnittliche Gewichtszunahme von 2 Pfund erzielt und von der Anstalt eine erhebliche Ersparniß gemacht worden. Der Bericht hebt hiebei die allgemeine volkswirthschaftliche Bedeutung einer Verminderung der Kosten bei Erhöhung des Nährwerths hervor.

* **Zur Aetiologie der Malaria.** Der „N. Fr. Pr.“ wird aus **Rom**, 4. Nov., gemeldet: Im bakteriologischen Laboratorium des Heiligen Geist-Spitals wurde eine für die Feststellung der Aetiologie der Malaria entscheidende Entdeckung gemacht. Professor **Grassi** stellte im Jahre 1896 die Hypothese auf, das Malariafieber könne auch durch Impfung erzeugt und besonders durch den Stich einer Art

Sumpfmücken dem menschlichen Körper mitgetheilt werden. Professor Koch bestätigte den wissenschaftlichen Werth dieser Hypothese. Impfversuche an Thieren blieben aber stets erfolglos. Vor vier Tagen bot sich nun ein Patient Namens Colla zu einem Versuche an seinem Körper an. Er sei sich, sagte er, der möglichen Folgen wohl bewußt, wolle aber den Professoren des Spitals seine Dankbarkeit bezeigen. Colla wurde nun dem Stiche von Sumpfmücken unterworfen, und Tags darauf fieberte er. Gestern zeigten sich in seinem Blute Malariabazillen. Er erhielt eine starke Chinindosis. Man hofft nunmehr zuversichtlich, den Weg zur Herstellung eines immunisirenden Malariaserums gefunden zu haben.

* Nachdem es lange Zeit über Marconi's Telegraphie ohne Draht still gewesen ist, kommt jetzt die Kunde von jenseits des Kanals, daß die Gesellschaft, die sich zur Ausbeutung der Erfindung gebildet hat, nunmehr ernstlich an die praktische Anwendung der Telegraphie ohne Draht geht. Die Versuche, die in den letzten Monaten ausgeführt worden sind, sollen so gute Resultate ergeben haben, daß man nun zur Verwendung im großen übergehen zu dürfen glaubt, und zwar zunächst als Warnungssignal auf offener See, um die Zahl der Schiffskollisionen zu verringern, resp. sie ganz unmöglich zu machen. Von allen Mitteln, die man zur Erreichung dieses Zieles schon versucht hat, gebührt der drahtlosen Telegraphie ganz entschieden der Vorrang, denn selbst das stärkste Licht vermag nicht den Nebel zu durchdringen und auch die Sirenen und Nebelhörner sind fast werthlos, weil sie keine genaue Unterscheidung der Richtung ermöglichen. Augenblicklich sollen die Verhandlungen wegen der probeweisen Einführung der drahtlosen Telegraphie System Marconi mit einer großen englischen Dampfergesellschaft kurz vor dem Abschluß stehen, so daß man voraussichtlich sehr bald schon in der Lage sein wird, durch praktische Versuche entscheiden zu können, ob sich das System bewährt oder nicht.

* **München.** Dr. phil. Ernst Sieper aus Durchsholz wurde als Privatdozent für englische Philologie in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Jena.** Die Vorarbeiten für das Schriftstellerheim hierselbst, das auf dem dem deutschen Schriftstellerverbande von einem dortigen Mitgliede überwiesenen Grundstück in der Westvorstadt Jena's errichtet werden soll, sind so weit gediehen, daß man nunmehr mit dem Unternehmen an die Oeffentlichkeit treten kann. Zunächst soll ein Ortsausschuß gebildet werden. Die Gemeindebehörden haben bereits ihre Sympathie für die Schöpfung dargethan, und der Großherzog hat sich bereit erklärt, das Protektorat über das Schriftstellerheim zu übernehmen.

* **Leipzig.** Die Nachricht, Prof. Adolf Schmidt feiere in diesem Jahre seinen 80. Geburtstag, dürfte, wie man uns schreibt, in Verwechselung damit entstanden sein, daß der berühmte Rechtslehrer mit 13. Dezember d. J. 50 Jahre ordentlicher Professor ist.

* **Berlin.** An Stelle des in das Landwirthschaftliche Ministerium berufenen Geh. Reg.-Raths Prof. Dr. Fleischer hat Prof. Buchner aus Tübingen das Lehramt für Chemie an der Berliner landwirthschaftlichen Hochschule übernommen. Geh. Rath Fleischer wird aber insofern der Hochschule erhalten bleiben, als er auch ferner im Nebenamt über Moorkultur lesen wird.

* **Münster i. W.** Prof. Dr. Finke hat den an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg i. B. für das Lehrfach der Geschichte angenommen.

* **London.** Dieser Tage geht unter der Leitung George Murray's, des Vorstehers der botanischen Abtheilung des Britischen Museums, eine Expedition zur Tiefseeforschung ab, wofür die Geographical Society, die Drapers und die Fishmongers Companies die Mittel geliefert haben. Mehrere Naturforscher, V. H. Blackman, Dr. Gregory, J. E. S. Moore und Dr. Sambon, und der Künstler Highley bilden den Stab. Der Dampfer „Oceana“ wird von der Kabelgesellschaft in Silvertown ausgerüstet. Der Zweck der Expedition ist, zu untersuchen, ob in den mittleren Tiefen des Meeres eine Fauna ist; Professor Alexander Agassiz hat die Ansicht verfochten, daß sich die Fauna auf die untersten und obersten Tiefen beschränkt, während die mittleren Tiefen ohne Thiere seien, weil seine Schließnetze aus dieser Tiefe immer leer aufgezogen worden sind. Die gegentheilige Meinung vertreten Sir John Murray, der die Fahrt des „Challenger“ mitmachte, Professor Cheon und der Prinz von Monaco. Dr. Gunther hat das von Sir John Murray verfolgte Verfahren empfohlen, das von der neuen Expedition verfolgt werden wird. Der Dampfer „Oceana“ wird am 5. November in See gehen und die Arbeit am Rand des 100 Faden tiefen Meerestheils 30 Seemeilen westlich von der Dingley-Bai an der Küste von Irland beginnen; von hier wird der Dampfer langsam 10 Grad westwärts fahren, bis die Tiefe von 2000 Faden erreicht ist, wo 38 offene Schleppnetze gebraucht werden sollen. Auch das von Tanner erfundene selbstschließende Netz, dessen sich Prof. Agassiz bediente, wird des Vergleichs wegen verwendet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Baukunst. Herausgegeben von R. Borrmann und R. Graul. Heft X. Prof. Dr. H. Holtzinger: Die Sophienkirche und verwandte Bauten der byzantinischen Architektur. Berlin, Stuttgart, W. Spemann 1898. — Der Kynast: Ostdeutsche Monatsschrift für Volksthum und Kunst. Hggb. von Ernst Wachler. 1. Jahrg., 1. Heft. Oppeln und Leipzig, G. Maske 1898. — Prof. Dr. W. Windelband: Geschichte der Philosophie. 2. Aufl. 1. Lfg. Freiburg i. Br., Leipzig, Tübingen J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 8. November. Nummer 253.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Einige Bemerkungen über amerikanische Verhältnisse während des Krieges.

Von einem Augenzeugen.

Alle Leute, welche von amerikanischen Verhältnissen etwas verstehen, haben es als einen großen Schaden für die deutschen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten bezeichnet, daß Publikum und Presse in Deutschland so wenig Sympathie, ja sogar direkte Abneigung gegen Amerika und so gar kein Verständniß für amerikanische Verhältnisse und die Volksempfindungen dort im Lande bezeigten. Man beurtheilt die Amerikaner bei uns gar zu gern nach den New-Yorkern und den sicherlich zum Theil sehr anrüchigen Persönlichkeiten, welche dort leitende Politiker sind. Man glaubt auch, daß die große Masse dort in allen Dingen so berechnend sei, wie wir es von den Eisenbahn- und Petroleummillionären wissen. Gerade das Gegentheil davon ist aber der Fall. Die Amerikaner sind in politischen Dingen von einer geradezu unglaublichen Naivetät; die Zeitungen können sie alles glauben machen, es mag noch so unwahrscheinlich sein; ein Umstand, der, wie man sagt, von englischer Seite im spanischen Kriege ja gehörig ausgenutzt wurde.

Der Amerikaner ist überaus begierig, die neuesten Ereignisse so schnell wie möglich zu erfahren; wirklich lächerlich wirkte auf einen unbefangenen Zeugen der Entrüstungssturm, der sich in den Staaten erhob, als die Ministerien in Washington sich weigerten, über alle Truppen- und Flottenbewegungen sofort Auskunft zu ertheilen; dabei bedachte kein Mensch, wie großen Schaden diese Oeffentlichkeit des gesammten Kriegsplanes einem ebenbürtigen Gegner gegenüber verursacht hätte. In San Francisco, in Chicago, Washington, New-York und in allen großen und kleinen Städten, welche ich berührte, waren beständig die Zeitungsgebäude von tausendköpfigen Menschenmengen belagert; alle lasen mit Begier die Depeschen, welche sofort nach dem Eintreffen mit großen Buchstaben auf riesige Landwandstreifen gemalt wurden, die letzteren waren an den Häuserfronten der meist thurmartigen Zeitungsgebäude ausgespannt.

Dabei fiel auf, wie sehr alle Depeschen bemerkt und kommentirt wurden, welche die Haltung Deutschlands zu den Staaten betrafen. Und besonders in den ersten Wochen des Krieges war es auffallend, in allen Zeitungen zu lesen und von allen Leuten zu hören, wie viel man auf die Meinung Deutschlands gab. Es ist ein sehr schöner Zug an den Amerikanern, selbst bei ganz einfachen Leuten, daß sie vor Kulturgröße sehr viel Ehrfurcht empfinden. Kunst und Wissenschaft sind ihnen, auch wenn sie gar nichts davon verstehen, heilige Begriffe, vor denen sie Respekt haben. Es ist das eine Eigenthümlichkeit, welche sehr auffallend zutage tritt und auch unserm Volke in etwas höherem Grade zu wünschen wäre. Aus dieser Eigenthümlichkeit erklären sich auch viele jener Millionenstiftungen für Kunst und Wissenschaften, welche oft von Leuten gemacht werden, die ihr Lebelang diesen Dingen fernstanden und es auch für immer bleiben. Und so hat sich in weiten Kreisen ein Theil der Sympathien, welche man für die deutsche Kultur hegt, auch auf das deutsche Volk übertragen. Dabei ist wohl zu merken, daß dies nur gegenüber den europäischen Deutschen gilt. Die Deutsch-Amerikaner — als große Menge betrachtet, selbstverständlich auch mit den berühmten Ausnahmen — sind nicht so hoch geachtet, und das mit Recht. Denn das berüchtigte schnelle Aufgeben der Nationalität bei denselben ist nur eine der vielfachen Erscheinungsweisen der Engherzigkeit, Unselbständigkeit und Spießbürgerlichkeit, welche eine große Anzahl derselben auszeichnet. Eine überraschende Ausnahme machen davon die ausgewanderten Sozialdemokraten und Demokraten. Nicht so sehr überraschend nach der Seite hin, daß die Leute, die sich hierzulande nicht ducken wollten, es dort auch nicht thun, sondern vielmehr daß sie, welche hier frei dem Internationalismus huldigten, dort die stärksten Bewahrer deutschen Volksthums sind. Alle diese kräftig an Deutschland festhaltenden Männer waren sehr betrübt über das Verhalten der deutschen Oeffentlichkeit gegen Amerika, während die Angehörigen der besprochenen ersten Kategorie auf die alte Heimath in der empörendsten Weise losschimpften.

Ich war zufällig in S. José in Californien, als dort die Delegirten der sämmtlichen deutsch-amerikanischen Turnvereine einen großen Bundestag abhielten. Das Fest leitete sich ein, wie wir es in Deutschland von derartigen Festen gewohnt sind, mit einigen Zuthaten, welche der „ferne Westen“ geliefert hatte. Ich wollte einmal einen Abend in Deutschthum schwelgen, denn ich dachte mir „Turner“ und einen etwas übertrieben prononzirten Patriotismus als unzertrennlich. So begab ich mich abends in die festlich geschmückte Halle, welche von Sternenbannern über und über bedeckt war. Aber kein auch noch so kleines Stückchen von farbigen Bändern oder Fahnentuch verrieth, woher die meisten dieser Männer oder doch wenigstens ihre Väter gekommen waren. Ich dachte mir, das ist vielleicht hier nicht üblich, und begann ein Gespräch mit einem beliebigen Mann. Der überraschte mich nun durch eine sehr herbe Kritik des gesammten Festes in echt spießbürgerlicher Weise und schloß mit den Worten: Wissen Sie, wir in Sacramento hätten das viel besser gemacht u. s. w. Ich wandte mich einem Anderen zu, und um anzuknüpfen, stellte ich ihm eine Frage wegen jenes oben bemerkten Mangels von deutschen Farben, worauf er mir zur Antwort gab: Deutschland hat uns während des jetzigen Krieges so behandelt, daß wir Amerikaner gar keinen Grund haben, den einstigen Zusammenhang mit „jenem Land“ irgendwie kundzuthun. — Ich hatte genug und brach damit meine Betheiligung am deutschen Turnertag in Amerika ab.

Für die Ansicht über die Stellung zu Deutschland, wie sie bei vielen Amerikanern gang und gäbe war, ist folgendes kleine Erlebniß belehrend. Als ich gerade über die mexicanische Grenze nach den Vereinigten Staaten gekommen war, traf ich einen alten Prediger, einen Presbyterianer, welcher mir in einem Gespräch seine Ansichten folgendermaßen entwickelte: Ich und viele Amerikaner, sagte er, sind der Ansicht, daß sich die weißen Rassen gegen die drohende Gefahr von Seiten der schwarzen Rassen verbünden sollten.

Auf meine Frage: Was verstehen Sie unter schwarzen und was unter weißen Rassen? schaute er mich zunächst verwundert an, dann sagte er:

Nun selbstverständlich die Amerikaner, die Deutschen, die Engländer, Holländer und Skandinavier!

Und die Schwarzen?

Die Schwarzen, das sind die Neger, die Spanier, die Südamerikaner, die Italiener, die Franzosen, die Russen, die Chinesen und die Japaner!!

Ich war zunächst über diese Zusammenstellung etwas überrascht, kam aber doch bald dahinter, daß der gute Geistliche hier in seinem Sinne einen Bund der „Christen" gegen die „Heiden" erfand.

Trotzdem diese Geschichte der Lächerlichkeit nicht entbehrt, ist sie ein Beispiel für die Gesinnung Vieler. Besonders zu Beginn des Krieges konnte man viel hören und lesen von einer „Teutonic alliance". Alle Leute gaben mir dann sehr gern zu, daß das sehr schwer möglich sein werde, ohne von England übers Ohr gehauen zu werden, sie meinten aber, es müsse doch einmal gehen. Ein neuer Beweis dafür, daß die Politik des Volkes doch nicht so sehr von materiellen Fragen beherrscht wird. Zum Vergleich weise ich auf den auflodernden Enthusiasmus hin, welcher späterhin die Pläne einer „Anglo-Saxon Alliance" begleitete.

Daß die deutsche öffentliche Meinung Amerika ungünstig gesinnt war, kann man ja begreifen. Denn zunächst war man über die Gründe des Kriegs sehr mangelhaft unterrichtet. Man glaubte gar zu sehr an einen zentralen Herd, von dem aus das Kriegsfeuer allmählich zum Lodern gebracht worden sei. Es wirkte jedoch eine solche Fülle von Einzelumständen dabei mit, daß deren Gesammtheit kaum festzustellen ist; jedenfalls waren aber die Gründe, welche die große Menge des amerikanischen Volkes zum Kriege drängten, nicht unedler Natur. Diese Beobachtung mußte sich jedem Augenzeugen der Ereignisse aufdrängen.

Er ist ja nicht zu leugnen, daß von der einen Seite die gestörten Handelsbeziehungen zu Portorico und besonders Cuba in weiten Kreisen zu einer Abänderung der Verhältnisse reizten; das war sicher die eine der Kriegsursachen. Ebenso sicher ist, daß von den Politikern in Washington Machenschaften aller Art angezettelt wurden und sie schließlich das Unglück mit der „Maine" als willkommene Gelegenheit benutzt haben, die Dinge auf die Spitze zu treiben.

Dazu kommen aber noch eine ganze Menge ideeller Gründe. Ich weiß mich sehr wohl noch der Wuth zu erinnern, die ganz allgemein über den butcher (Metzger) Weyler herrschte. Wenn dieser spanische General es heute noch wagte, den Boden der Vereinigten Staaten zu betreten, so würde er sicher gelyncht werden. Und dieselbe Entrüstung über sein System des Blutes und der Greuel traf ich wie in den Städten, so bei ganz einfachen Farmern in den einsamsten Wäldern Californiens.

Jetzt ist ja allmählich auch das deutsche Publikum von der unglaublichen spanischen Mißwirthschaft unterrichtet worden. Viele Details, von denen wir aber heute auch noch keine Nachricht haben, waren bereits lange vor dem Ausbruch des Krieges dem ganzen amerikanischen Volke geläufig. Die verschiedenen kreolischen „Juntas" sorgten dafür, daß jede spanische Greuelthat — und deren kamen thatsächlich genugsam vor — sofort in ganz Amerika bekannt wurde. Die Prediger in den Kirchen sprachen über die cubanischen Zustände, und philanthropische Gesellschaften sandten eigens Mitglieder nach Cuba, um über die dortigen Zustände Berichte zu veröffentlichen. Als ich von Westindien kurz nach dem Ausbruch des Krieges abreiste, traf ich in St. Thomas mit einer ganzen Anzahl Creolen von Portorico zusammen, welche „nach Washington reisten, um die dortigen leitenden Kreise über die Verhältnisse in Portorico zu unterrichten".

Kurz, es arbeiteten im Volke eine Menge von philanthropischen Ideen, die, so unklar und unfertig sie auch waren, doch eine so große Bewegung hervorriefen, daß sie die Regierung zum Handeln drängten. Es waren Ideen ähnlicher Art, wie sie einst zur Sklavenemanzipation führten. Dieser Philanthropismus, der ja einst ganz Europa in der Spezialform des Philhellenismus beherrschte, ist eine Macht, welche ganz besonders über die angelsächsischen Völker Gewalt besitzt. Er macht z. B. allen jenen Leuten unbegreiflich, warum man nicht seinerzeit in Europa für die Armenier Partei ergriff; ebenso sind ihnen die deutschen Sympathien für die Türken zu ungunsten der Griechen gänzlich unverständlich. So fand ich auch in den Vereinigten Staaten eine große Menge von Leuten, welche jederzeit begeistert wären für einen Kampf gegen Rußland, das sie als Hort der Tyrannei und Zentrum aller Kulturfeindlichkeit betrachten, das man im Interesse des Menschenthums bekämpfen müsse.

So kommen wir zu dem Schluß, daß die verschiedenartigsten Gründe zum Krieg beitrugen; ich erwähnte bisher noch nicht eine sicher vorhandene große Rassenantipathie zwischen beiden Völkern. Es mögen in New-York hauptsächlich Handelsinteressen, in den Südstaaten Hoffnung auf Gewinn, in Boston Philanthropie (dort eine Bedingung der Gesellschaftsfähigkeit), in Washington politische Intriguen, im Westen Abenteuerlust mit im Spiel gewesen sein, jedenfalls war im Volk eine solche Summe von Unwillen aufgespeichert, daß ein Einschreiten in der cubanischen Frage für die Regierung nicht zu vermeiden war.

Ich komme noch einmal auf die obige Bemerkung zurück, daß nämlich die europäischen Völker viel mehr Nützlichkeitspolitik treiben, als die Amerikaner. Um dies zu thun, bedarf es viel größerer politischer Reife, als die Menge der Amerikaner sie besitzt. Alle politischen Anschauungen sind dort so unfertig, so sehr leicht von heute auf morgen verändert. Das Volk ist sehr leicht zu beeinflussen, sehr leicht in eine Situation hineingedrängt, aus der es sich nicht mehr ohne Gewalt herauszusetzen weiß.

Was den jetzt aufgetauchten Annexionshunger der siegreichen Amerikaner anlangt, so kann man eigentlich die folgenden Sätze, welche mir ein Amerikaner vorlegte, nicht so gar unlogisch finden: 1. Jedermann ist überzeugt, daß die Kolonien nicht in die Hände der verrotteten Spanier zurückfallen dürfen. 2. Die meisten der in Betracht kommenden Völker sind noch nicht fähig, sich selbst zu regieren. 3. Wenn nun ein Volk diese Kolonien besitzen soll, wer ist mehr dazu berechtigt, als dasjenige, welches den bisherigen Besitzer im Krieg besiegt hat? — Wenn es sie viel Blut und Geld kostet, diesen Besitz zu bewahren, so ist das ihre Sache, in die wir uns nicht einmengen wollen.

Daß man die allgemeinen Verhältnisse bei diesem Kriege so schwer durchschauen konnte, liegt außer an der Kompliziertheit derselben auch daran, daß wir von den amerikanischen Politikern eine gerade und schöne Politik nicht gewohnt sind. Und mit vielen einsichtigen Amerikanern

können wir diesem uns so nahestehenden Volke für seine gute Zukunft nur wünschen, daß in der Folge sich mehr und mehr edle und wohlgesinnte Männer zur Führung und Leitung seiner Politik „hergeben“. D.

Johann Jacob Reiske.

Von Dr. Siegfried Reiter (Prag).

(Schluß.)

Der vorerwähnte Plan Reiske's, eine kritische Monatsschrift zu gründen, ist nicht zustande gekommen, wird auch in den Briefen mit keinem weiteren Worte erwähnt. Dagegen war er ein treuer und fleißiger Mitarbeiter an den von Friedrich Otto Mencke herausgegebenen Acta Eruditorum, an den zuverlässigen Nachrichten und der britischen Bibliothek. Für seine Beiträge in der erstgenannten Zeitschrift versichert er, keinen „Scherf“ an baarem Gelde je gesehen zu haben. Nur die Freiheit, seine Galle auszulassen, wollte er als Lohn für seine Arbeit gelten lassen, da er sonst keinen hätte. Amicus Plato, sed magis amica veritas, mit diesen Worten könnte man sein kritisches Credo zusammenfassen. Als unbestechlicher und unerbittlicher Wahrheitssucher, ja sogar Wahrheitsfanatiker kennt er kein persönliches Verhältniß zwischen dem Autor und dem Recensenten, denkt nur an das, was er seinen Lesern schuldig sei, die ein Recht darauf hätten, zu verlangen, daß das Kind beim rechten Namen genannt werde. Niemand zuliebe, Niemand zuleide schreibe er, sondern einfach „τὸ ἔμοιγε δοκοῦν“. Denn Gedanken- und Redefreiheit müsse im Reiche der Wissenschaft herrschen und die „purlautere“ Wahrheit bei wem immer obsiegen. Indem er so mit grausamer Offenheit auch jene durchstriegelte, denen er dankverpflichtet war, mußte er am eigenen Leib die traurige Erfahrung machen, daß veritas odium parit. So entzweite er sich mit seinem alten Wohlthäter, Föderer und Lehrer Schultens. Längst schon hatte der Schüler kein Hehl daraus gemacht, daß die Art, wie sein Lehrer das Arabische treibe, ihm nicht die richtige dünke. Es dürfe nicht zu einer Magd der Theologie erniedrigt, sondern die Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medizin müßten daraus aufgeklärt und bereichert werden. Und vollends verschärft Reiske seine Angriffe in den Acta Eruditorum. Schultens blieb die Antwort nicht schuldig. In zwei Epistolae ad Menckenium sandte er seine Pfeile nach Leipzig und ließ jene an die Professoren aller Fakultäten vertheilen. Abgesehen davon, daß der „wüthende Schulmeister“ Reisken als Atheisten ausschrie, warf er ihm ein ganzes Schimpflexikon an den Kopf, worin es an Ausdrücken, wie Tollhäusler, Ausreißer, Esel, Räuber nicht fehlte. In Leipzig scheinen übrigens diese Schmähungen wegen ihrer allzukrassen „Thrasoniasmen“ nicht die gewünschte Wirkung gemacht zu haben. Nur der Herausgeber Mencke gab Reisken preis, da dieser der Bosheit, Verleumdung, Scheelsucht vor der Wahrheit die Ehre gegeben habe. In Holland dagegen gerieth alles in Aufruhr gegen Reiske. Sie mögen nur schreien und ihn beschimpfen, schreibt er an Bernard, so viel sie wollten. Wenig liege ihm daran, von Unwissenden und Gewohnheitsschmeichlern getadelt zu werden. Er vergleicht sie mit Orgelpfeifen, die an sich stumm und leblos, nur tönen, wenn ein starker Wind in sie hineinblase. Er sei kein Herold, der zum Loben sich dingen lasse wie Klageweiber zum Weinen.

Der Tod Schultens', der bald darauf (Januar 1750) einem heftigen Fieberanfalle erlag, enthebt Reisken der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, aber heilig und in Ehren will er in Zukunft das Andenken des Mannes halten, der wie ein Vater an ihm gehandelt hätte. Welch tiefen Eindruck übrigens der ganze Vorfall, bei dem durch Uebertreibung auf beiden Seiten gesündigt wurde, auf Reiske's Gemüth gemacht hat, zeigt sein reuvolles und treuherziges Selbstbekenntniß in der Lebensbeschreibung, daß eine tödliche Wunde in seinem Gewissen zurückgeblieben sei. Nie könne er ohne reuvolles Nagen an sein Unrecht denken; was er gegen Schultens erinnert habe, sei zwar alles wahr und werde ewig wahr bleiben, nur hätte es ein Anderer und nicht er sagen sollen. So spricht Reiske etwa 20 Jahre später, nachdem er durch Schaden gelernt hatte, daß die „Aussaat der Brennesseln nichts taugt, nichts einbringt“. Von welch unergründlicher, kindlicher Naivetät zeugt es hingegen, wenn Reiske, kaum daß sich über Schultens das Grab geschlossen, in einem Schreiben an Johann Jakob Schultens, den Sohn, es ausspricht, daß seine Unbesonnenheit vielleicht gar den Tod des Mannes beschleunigt haben könnte, und in demselben Athem Jenen bittet, ihn für das vom Vater bekleidete Amt eines Konservators der orientalischen Handschriften der Leidener Universitätsbibliothek zu empfehlen. Damit aber hatte Reiske, wie begreiflich, nur Oel ins Feuer gegossen. Schultens der Jüngere scheint den Brief nicht einmal einer Antwort gewürdigt zu haben, und Bernard faßt die Wirkung des Briefes in die knappen Worte: *Βδελύττονται τὴν σὴν ἀναίδειαν* Leidenses. Aber auch die gelehrten Schulhäupter der holländischen Universitäten, Wesseling in Utrecht, Valckenaer in Franeker, David Ruhnken in Leiden, scheinen sich aus demselben Grunde von dem förmlich Boykottirten zurückgezogen zu haben, und nur schüchtern klopft dieser bei den alten Bekannten aus den Leidener Lehrjahren an und sucht wissenschaftliche Anknüpfungspunkte. Mit den beiden Erstgenannten gelingt es ihm zu seiner überschwänglichen Freude, und bis zu Reiske's Tode bleibt dieser lebhafte briefliche Verkehr mit den zwei großen Gräcisten, der nur ab und zu im Briefwechsel mit Valckenaer durch einige scharfe Worte hüben und drüben gewürzt ist, im ganzen ohne Störung erhalten. Mit besonderem Interesse liest man Reiske's Urtheile über zwei seitdem zu *κτήματα εἰς ἀεί* gewordene Bücher Valckenaers Ausgabe der euripideischen Phönissen (S. 559) und Wesselings Herodot-Edition. (S. 651.) Ruhnken dagegen läßt Reiske's Brief vom 20. Aug. 1752 unbeantwortet, da er mit jener perfida bestia nichts zu schaffen haben möge, wie er an Valckenaer schreibt, und in Haß getaucht sind auch die wenige Monate später an Ernesti gerichteten Worte Ruhnkens, daß Reiske's Animadversiones ad Sophoclem (1753) in Leiden mit allgemeinem Gelächter aufgenommen worden seien und daß, abgesehen von zwei literarischen Proletarien, Abresch und Bernard, Jedermann sich hüte, Reiske's Namen in einem Buche auch nur zu nennen, aus Furcht, sich damit zu besudeln. (S. 788.)

All diese literarischen Fehden wurden von dem unverdrossenen Reiske zu einer Zeit ausgefochten, wo er, weit entfernt von goldener Unabhängigkeit, vielmehr mit der bittersten Noth zu kämpfen hatte. Umso erstaunlicher ist die Produktivität des darbenden Gelehrten gerade in den 10 Jahren von 1748—1758, und die reiche Arbeitskraft dieses *Χαλκέντερος*, wie ihn Erich Schmidt treffend nennt (Lessing II 254), steht in umgekehrtem Verhältniß zu der „schmätigen“ Dürftigkeit, unter der er immerwährend schmachtet. Wir verfolgen in den Briefen seine Wehen bei der Arbeit an den bis dahin ungedruckten Büchern „Von der Hof- und Zeremonienordnung des byzantinischen Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos“ (912—959). In dieser Ausgabe hat Reiske, dem beim Wälzen jenes „sisypheischen Steines“ seine arabischen Studien trefflich zu Hülfe kommen, den bis dahin unbebauten Boden der Byzantinistik, auf dem sich heute so viele rüstige Arbeiter regen, mit unermüdlicher Kraft als Erster bepflügt. Von diesem Autor er

crassissima barbarie erholt er sich an Sophokles, Euripides, Aristaphanes, der griechischen Anthalagie, an Prosailern, wie Diodor, Dio Chrysostomus und Dia Cassius. Paradox ist sein vernichtendes Urtheil über Euripides, den er einen saxeus poëta nennt, dessen Diktion, namentlich in den Chören, die der Dichter wohl selbst nicht verstanden habe, hart, gezwungen und gewunden sei, während sie in den Dialagpartien von Salöcismen strotze und dem Leser fast das Fieber verursache. Balckenaer, der dieses seinem Lieblingsdichter angethaue Weh fast wie ein eigenes empfindet — me meosque amores tot iniuriis gravissimis vexaverns schreibt er (S. 678) —, verweist Reiske dieses ketzerische Urtheil in einer vom Herausgeber dankenswerth herangezagenen ruhigen und sachlichen Erwiderung. (S. 505, S. 678 f.)

III.

Die Lage Reiske's stand mit Ausbruch des dritten schlesischen (7jährigen) Krieges (1756), der besanders in Sachsen wüthete, auf einer gefährlichen Klippe. Selne ahnehin knappe Pension wird ihm „übel und unrichtig" bezahlt, und er sah sich genöthigt, das Anerbieten Ernesti's, der ihm freien Mittagstisch gab, anzunehmen. Wenn Gott nicht bald eine Aenderung mache, schreibt er an den Theologen Johann David Michaelis in Göttingen am 28. Dez. 1756, so werde er der bitteren Nothwendigkeit nicht entgehen können, das Joch eines Schullehrers an einem unedlen Orte oder eines „gelehrten Gassenfegers" (Correctoris) auf sich zu nehmen. „Und dann würde ich vollends gar zum Viehe werden. Die Unruhe, der Kummer, die Unzufriedenheit, das Murren und die Sehnsucht nach einer Stelle, die meiner qualicunque scientiae gemäß ist, welche mein Gemüth Tag und Nacht durchwühlen und zerreißen, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Wende Gatt ab, daß ich nichl darüber unglücklich werde. . . . Ein Leben ist für mich unschmackhaft, ja herbe und bitter, wo ich die Früchte meines Fleißes verfaulen sehen muß. . . . Das γόνυ χλωρόν ist bei mir vorbei. Es ist leider verwelkt, mehr durch anderer Menschen Schuld als durch die meine."

Als nun zu Beginn des Jahres 1758 das Rektoral der Nikolaischule in Leipzig frei wird, beairbt sich Reisle beim Rathe der Stadt um dieses Amt. Wiederum sind es allerlei Verleumdungen und Intriguen, die er zu „zernichten" hat. Zuerst wollte man seine Religian in ein übles Geschrei bringen. Andrerseits mochte man ihm, der immer über den Büchern liege, die erforderliche Geschicklichkeit, einer Schule vorzustehen, nicht recht zutrauen. Besonders hat er unter dem Kaltsinn und Widerwillen des in Leipzig allgewaltigen Theologen und Philolagen Johann August Ernesti zu leiden, der ihm dach kurz vorher „so kräftig und großmüthig" unter die Arme gegriffen hatte. Jener „ludi magister und pedanta", bis 1759 Rektor der Thamasschule, mit dem Reiske vor Jahr und Tag ein Hühnchen gepflückt hatte, wollte offenbar den nicht aus seiner Schule gekommenen, selbständigen Geist lieber in der Unterthänigkeit und Abhängigleit von sich erhalten, als ihn neben sich als Rektor in Aml und Würden sehen.

Schließlich erhielt Reiske, allen gegnerischen Machinationen zum Trotze, das erstrebte Rektorat der Nicolaischule und wurde am 1. Juli 1758 in ein Amt eingeführt, woran er in seinem Leben vorher nie gedacht hatte. Jetzt zum erstenmale schien dem nicht auf der Sonnenseite des Glücks Geborenen ein freundliches Geschick lächeln zu wollen, jetzl zum erstenmal glaubte der Zweiundvierzigjährige sein Schifflein im sicheren Hafen geborgen, als er sich plötzlich von einem viel ärgeren Sturme auf die hohe See zurückverschlagen siehl und zu versinken fürchtet. Seine Einkünfte reichen bei der durch die kläglichen Kriegsläufte verursachten unglaublichen Theuerung kaum für die nothwendigen Bedürfnisse hin. Die allgemeine Noth wirkt auf das Gedeihen der Schule zurück, deren Besuch sich immer mehr verschlechtert. Seine Amtsgenossen, der Konrektar an der Spitze, die in ihrem Schulprotzenthum mit neidischer Geringschätzung auf die wissenschaftlichen Leistungen ihres schwer gelehrten Rektars herabsahen, betrachteten ihn als Eindringling, der ihnen die Möglichkeit, vorzurücken, benammen habe, die Knaben geben dem Neuling im Schulamte durch ihre Schelmerei, ihren Leichtsinn und Trotz viel zu schaffen — kurz, seine Würde wird ihm zur schweren Bürde. Man wird wahl auch sagen dürfen, daß der durch körperliche und seelische Leiden, durch Sorgen aller Arl vergrämte, leicht reizbare Mann — bekennt er doch selbst, den Schulstab, allerdings nicht mehr als einmal, gebraucht zu haben — als Pädagoge nicht auf seinem Platze stand. Als Universitätslehrer hätte der sa vielfach Angeregte mil seiner gewaltigen Gelehrsamkeit, die in durchaus beispielloser Weise die arabische und griechische Literatur beherrschte, Schule machen können, als Verwalter einer reich ausgestatteten öffenllichen Bibliathek würde er mit wahrem Behagen in handschriftlichen Schätzen gewühlt, diese selbst benutzt, zugleich aber auch Anderen graßmüthig genützt haben. Den Bibliothelsstaub hätte er sicherlich lieber geschluckt als den leidigen Schulstaub, der ihm jeden freien Athem verwehrte. Trotzdem er sich bewußt ist, sein Amt mit redlichstem Fleiße zu versehen, muß er sich vom Superintendenten im Beisein des Konrektors, den ihn bei diesem angeschwärzt hatte, einen scharfen Verweis gefallen lassen. Er wäre ein Zänler, ein Satyricus, eine Heide, er würde nimmermehr ins Himmelreich kommen; er schimpfe auf Christum und die Apastel, wofür man sagar Schüler als Zeugen wider ihn auftreten lassen könne. Ueber seinem Bucherschreiben vernachläßige er sein Aml. Sogar mit der Einziehung der Besaldung wird ihm gedraht. Dies alles, weil er nicht vor dem Baal Ernesti seine Knie beugte, der zur Rache hiefür Himmel und Hölle in Beaegung setzte. Er sitze, schreibt Reiske, hier in keinem Rosengarten. Werde allen Schullenten ihr Amt so vergället, ihr Fleiß so schändlich vergolten wie ihm, so sollte es einem rechtschaffenen Manne grauen, ein Schulmann zu werden; so sei leine mühseligere Lebensart unter der Sonne.

In dem Zeitraume von 16 Jahren, während dessen Reiske in den Schulkäfig gesperrt ist, bleibt er seiner Wissenschaft mit gleich ehernem Fleiße treu. Die Griechen beschäftigen ihn vor allem, während das Arabische daneben zurucktritt; denn er mag nichl nur für Ratten und Mäuse oder Materialisten schreiben. In diesen Jahren erscheinen zu dem bereits veröffentlichten ersten Bande weitere vier Bände Animadversianes ad auctares graecos, nämlich zu Lysias und Plutarch, zu Thukydides, Herodad und Aelius Aristides, zu Polybius, endlich zu Libanius, Artemidorus und Kallimachus. Diese Schriften häll er selbst für die besten, die er jemals verfaßt habe, „sie sind flas ingenii mei", und seine zuversichtliche Prophezeiung, man werde sie, so wenig ihr Werth jetzt erlannt weide, doch einmal suchen und ihnen Gerechtigleit widerfahren lassen, wenn Neid, Parteilichleit und Affekten todt sein würden, ist buchstäblich eingetroffen. Bei diesen Büchern sowahl wie bei der in acht Bänden erschienenen monumentalen Ausgabe der Oratores graeci (1770—1773) mußte er selbst mit leeren Händen und ohne Aufmunterung die geldfressende Rolle eines Verlegers wider seinen Willen spielen und gerieth dadurch in die größten Bedrängnisse. Nur mit einem kurzen Worte sei hier seine Verdeutschung der Reden des Demasthenes (Lemga 1764) erwähnt, die erste deutsche Uebersetzung dieses Redners überhaupt, die ihm ob der

Ungelenkheit und mancher Wunderlichkeiten im Ausdruck[1]) nicht bloß den Tadel von „unverständigen, naseweisen Splitterrichtern, die sein Deutsches anbellten“, wie z. B. von dem „Windbeutel, dem Narren, dem Schalksrath Klotzen, dem Schandfleck unsrer Zeiten und aller Orten“ zugezogen, sondern auch das scharfe Urtheil Lessings (in einem Briefe an Heyne vom 28. Juli 1764) über „diesen Pedanten“ herausgefordert hat, der den edelsten Redner in einen niederträchtigen Schwätzer, die Svada in eine Höckerfrau verwandelt habe. Liebevoller und aufmunternder spricht Lessing wenige Jahre später über dieselbe Uebersetzung und rühmt bei anderer Gelegenheit Reisken, den er indessen als Gelehrten und Menschen schätzen gelernt hatte, „diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit (es handelt sich um den von Reiske besorgten arabischen Text des Abulfeda) auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind.“

Dem verschüchterten Reiske ist die Freundschaft mit dem „großen“ Lessing („denn Ihr bloßer Name ist doch wohl mehr als alle Titel werth“) eine Entschädigung für all die Demüthigungen und Zurücksetzungen, die er von den geistigen Chauvinisten daheim zu erdulden hatte, und auf alle Beweise derselben thut er sich etwas zugute. Voll Stolz schreibt er an den Bibliothekar Oefele in München (21. Februar 1773): Est in amicis meis, quem summi facio, Lessingius, poëta ille nobilis, scenae Germanicae Sophocles idemque Aesopus vernaculus. Reisken, der Lessing stets Dank dafür weiß, daß er ihn und andere brave Leute an dem gemeinschaftlichen höllischen Feinde Klotz gerächt hat und als Bibliothekar in Wolfenbüttel mit „ungemeiner Güte und Willjährigkeit“ ihm die Schätze der Bibliothek überläßt, war es ein innerstes Herzensbedürfniß, seine Begeisterung für Lessing, den dienstfertigen Freund, durch die Zueignung des dritten Bandes der griechischen Redner (1771) öffentlich zum Ausdruck zu bringen.

Im Jahre 1764 war übrigens in Reiske's Lebensverhältnissen eine entscheidende Wandlung eingetreten, da der eheschene, kränkliche und nur an den Umgang mit Büchern gewohnte Gelehrte am 22. Juli Ernestine Christine Müller aus Kemberg (unweit Wittenberg) heimführte. Er 47, sie 29 Jahre alt. Die göttliche Güte, schreibt er am 9. Juli 1764 an Hermann Samuel Reimarus, scheine sich endlich einmal seines widrigen Schicksals erbarmen zu wollen. Zu den sonstigen Vortheilen, die der Friede nach den Greueln des Krieges gebracht, sei noch der Verkehr mit der theuersten Gattin hinzugekommen, der ihn in noch höherem Maße erfreue. Seine Hoffnung, daß sie neben den häuslichen Besorgungen auch seine Studien unterstützen werde, täusche ihn nicht. Täglich liest er mit ihr französische und deutsche Bücher, denn die Stunden sagt er, welche ein Vater auf die Bildung der Herzen seiner Kinder und ein Mann auf die Unterweisung seines Weibes wendet, sind so fruchtbar und so anmuthig unterhaltend, daß nebst der Führung des Amtes, welchem man vorsteht, wohl schwerlich andere mehr Segen und mehr Vergnügen bei sich führen können. Sie hat ihm zwar keinen Pfennig zugebracht, aber ihren Mangel an Geld ersetzt sie durch andere gute Eigenschaften, und ihrer Armuth ungeachtet liebt und ehrt er sie nicht weniger. Nach 4 Jahren hat sie es unter Anweisung ihres Gatten so weit gebracht, daß sie Französisch und Englisch, etwas Latein und noch mehr Griechisch versteht. Ohne ihre Mithülfe hätte er, schreibt er an Valckenaer, niemals so viele griechische Handschriften mit den Drucken vergleichen können. Eine sotters et nava studiorum socia nennt er sie in einem schönen Briefe, worin er sein eheliches Glück schildert, aus dem freilich, wie Erich Schmidt witzig bemerkt, nicht liberi, sondern libri hervorgingen (Lessing II 288). Mit vollem Rechte erscheint daher das Medaillonbild „seiner getreuen und arbeitsamen Gehülfin bei seinen gelehrten Arbeiten“ im ersten Bande der griechischen Redner. Sie war es, die ihrem schon verzweifelnden Gatten, der bei der Drucklegung des Werkes überall taube Ohren und verschlossene Thüren gefunden und nur zwanzig Thaler an Pränumerationsgeldern eingenommen hatte, Trost zusprach und ihn überredete, ihr Geschmeide zu versetzen, da zu ihrer Glückseligkeit keine glänzenden Steinchen nöthig wären. Die vom Herausgeber mitgetheilten 42 Briefe der Reiskin, die mit ihrem unglücklichen Gatten in 10jährigem Beisammensein die Lasten des Lebens wacker getragen hatte, sind ein Parergon, für das wir Dank wissen.

Sorgsam sichtet die Wittwe den druckfertigen Nachlaß ihres Gatten, überwacht die Drucklegung und läßt manche selbstgefertigte Uebersetzung aus dem Griechischen erscheinen. Daneben machen freilich bald genug nach Reiske's Tode „Liebesgrillen“ der keineswegs pruden vierzigjährigen Wittib den Kopf bisweilen schwindlich. Sie habe gar nicht mehr, schreibt sie an Daniel Wyttenbach in Amsterdam, die Heiterkeit des Gemüths, die sonst ihr Erbtheil gewesen. Sehr viele Partien würden ihr angetragen, allein keine fürs Herz. Sie hat bekanntlich die „allerunglückseligste, die allerhoffnungsloseste“ Leidenschaft für Lessing gefaßt, der sie wiederholt „meine beste Freundin“ anredet, ihr ob ihrer Gelehrsamkeit allerlei „Flatterien“ machte und sie sogar über die Dacier stellte. „Wenn man,“ fährt sie in dem genannten Briefe fort, „sein Herz unwiderruflich an den würdigsten, den vortrefflichsten, den liebenswürdigsten Gegenstand gefesselt sieht und auf immer von ihm entfernt leben, sich immer nach seinem Umgang sehnen muß, gar nichts hoffen darf — in einer solchen Lage findet man nirgends Trost.“ In der traurigen Erkenntniß, daß Lessings Herz nicht mehr frei sei, mußte sie ihre unglückliche Neigung wohl oder übel niederkämpfen. Ihre Zukunft indessen ist gesichert, da die königliche Bibliothek zu Kopenhagen den reichen handschriftlichen Nachlaß Reiske's ankauft und der Wittwe lebenslang eine jährliche Pension von 200 Thalern nebst anderen Vortheilen zusichert. Gewohnt, etwas zu haben, für das sie mit mütterlicher Liebe sorgte, hatte sie bald nach Reiske's Tode einen zu Leipzig studirenden jungen Edelmann „zum Pflegesohn“ zu sich genommen, ein Schritt, der bösen Zungen mancherlei zu zischeln gab. Mit diesem siedelte sie im Jahre 1780 nach Bornum bei Helmstädt über, wo sie sich in den Geschäften der Landwirthschaft begrub. Dreiundsechzigjährig starb sie am 27. Juli 1798 in ihrem Geburtsorte Kemberg, wo sie die letzten vier Lebensjahre verbrachte.

Das Mißgeschick, mit dem Reiske zeitlebens in hartem Kampfe gelegen hatte, schien auch nach seinem Tode nicht von ihm weichen zu wollen. Kein Geringerer als Lessing wollte das Leben seines Freundes in drei Bänden darstellen, und mit froher Zuversicht darf die Wittwe ausrufen, daß gewiß noch keines Gelehrten Leben vollständiger, besser und schöner beschrieben worden sei, als dieses werden würde. Lessings Plan ist nicht zur Ausführung gelangt, und die von der Wittwe mit einigen Zusätzen herausgegebene Lebensbeschreibung Reiske's kann hiefür keinen Ersatz liefern. Wiederholt ist seither die Forderung nach einer Biographie erhoben worden, zuletzt von einem Stimmführer der heutigen philologischen Wissenschaft, v. Wilamowitz-Möllendorff, der das bedeutsame Wort ausspricht, daß die Nach-

[1]) Förster führt in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ als bezeichnendes Beispiel die Uebertragung der Worte ὄλεθρος Μακεδών an, wie Demosthenes den Philipp nennt (Phil. III 31): „Der makedonische Racker aus dem Lande aller Schelmen und Spitzbuben.“

welt Reiske in der Geschichte des geistigen Lebens unsres Volkes einen Platz neben Lessing geben müsse. Die Herausgabe der Briefe ist gewiß eine That, aber eine That, die verpflichtet: denn das kleine Gebirge dieses Briefbandes von über 900 Seiten ist nicht ohne Beschwerde zu überschreiten. Möge sich daher Richard Förster nach dieser mühe- und entsagungsvollen Vorarbeit dazu entschließen, dem lange Verkannten das längst gewünschte biographische Denkmal zu errichten. Dem trefflichen Kenner Reiske's wird es eine Freude und Ehre zugleich sein, seinen Namen in das Postament eines der größten Philologen aller Zeiten eingraben zu dürfen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Vorträge und Abhandlungen von F. X. v. Wegele. Herausgegeben von R. Graf Du Moulin-Eckart. Leipzig 1898. — Der Herausgeber dieser letzten Schrift des am 17. Okt. 1897 verstorbenen Würzburger Historikers v. Wegele hat sich durch diese Veröffentlichung ein großes Verdienst erworben. Wegele selbst hatte, wie in der Vorrede berichtet wird, die Absicht, die größeren Aufsätze u. dgl. über fränkische Geschichte zusammenzustellen und zu revidiren, um sie drucken zu lassen, doch blieb die Arbeit liegen und schließlich nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Ebenso ist die beabsichtigte Fortsetzung der Geschichte der Universität Würzburg unterblieben. v. Wegele war von dem Senate von neuem gebeten worden, die im Jahre 1882 im Auftrage des kgl. akademischen Senats von ihm in zwei Bänden erschienene Geschichte der Universität Wirzburg fortzusetzen. Die sehr fleißige, mit urkundlichen Beilagen versehene Arbeit behandelte die Epoche von der Gründung der Universität bis 1806. Wir würden bei der ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Würzburger Historikers und bei seiner Vertrautheit mit akademischen Verhältnissen gerade für die neueste Periode einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte erhalten haben. Aus dem von dem Herausgeber der Vorträge mitgetheilten chronologischen Verzeichniß der von Wegele veröffentlichten Schriften ersieht man, welchen Umfang das Arbeitsgebiet des Verewigten gehabt hat. Schon die 1885 erschienene Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus, die er auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern, herausgegeben durch die historische Kommission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften, bearbeitet hatte, wurde als ein wichtiges und gründliches Werk anerkannt. Die akademische Thätigkeit Wegele's (1848—1857) an der thüringischen Hochschule hatte seine historische Thätigkeit der thüringischen Geschichte zugewendet, er gab 1854 namens des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde die Annales Reinhardsbrunnenses und 1855 das Chronicon ecclesiasticum Nicolai de Siegen O. S. B. ebenfalls namens des Vereins für thüringische Geschichte heraus, und 1870 erschien Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen, und die Wettiner seiner Zeit (1247—1325). Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Reichs und der wettinischen Länder. Nördlingen 1870. Als Wegele 1857 dem Rufe nach der fränkischen Universität Würzburg gefolgt war, wendete sich sein historisches Interesse der neuen Heimath zu. So geschah es, daß wir in dem uns vorliegenden Bande Stoffe aus der thüringischen, fränkischen und bayerischen Geschichte behandelt finden. Wir heben hier besonders die schöne Abhandlung: Die heilige Elisabeth und die über den Abenteurer Wilhelm von Grumbach (1503—1567) hervor. Schon 1850 hatte er eine ansprechende kurze Biographie des Großherzogs Karl August veröffentlicht. Ganz besonders sind die auf die Würzburger Hochschule sich beziehenden Vorträge: Die Reformation der Universität Würzburg; Der Frauenkrieg an der Universität Würzburg (1885) von Interesse. Sehr anziehend ist die Abhandlung über Alexis v. Tocqueville, die zuerst in der v. Sybel'schen Zeitschrift zu lesen war (1868). Speziell Bayerisches finden wir in den zuerst in dieser Zeitung erschienenen Ausführungen (1881): Die Töchter des Hauses Wittelsbach (1881) und König Max II. von Bayern und Leopold v. Ranke. Die Abhandlung zur Kritik der neuesten Literatur über den Rastadter Gesandtenmord (1890), die gegen Böhtlingk gerichtet ist, bietet ebenso wie die über Eulogius Schneider, der, erst Mönch, dann nach einem wechselvollen Leben begeisterter Anhänger der französischen Revolution, am 1. April 1794 die Guillotine besteigen mußte, wichtige Beiträge zur neueren Geschichte. Von den übrigen Schriftstücken heben wir besonders hervor: Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten, Kaiser Friedrich I. Barbarossa, Die Sage von der Wiederkunft Friedrichs II., Die deutsche Memoirenliteratur, Frau Baron v. Oberkirch, Franz Oberthür u. a. m. Vor allen Dingen werden die Ausführungen über Götz von Berlichingen die Freunde unsres größten Dichters sehr anziehen. Wegele nennt die „Aufzeichnungen" Götzens, die, vom historischen Gesichtspunkte betrachtet, sehr viel zu wünschen übrig lassen, so und nicht Selbstbiographie, weil sie zu lückenhaft und unvollständig sind, als daß man ihnen einen anderen Namen geben dürfte: es ist ihm doch in der Hauptsache nur um eine Erzählung der verschiedenen Kriege und Fehden zu thun, die er im fremden und eigenen Namen auszufechten hatte. Die wohlwollende Aufforderung Dritter hat ihm, wie er in der Einleitung selbst erwähnt, den Gedanken eingegeben, erst im hohen Alter hat er das Werk unternommen und es wahrscheinlich einem guten Freunde und Nachbarn, etwa dem Pfarrherrn von Neckarzimmern, in die Feder diktirt. Götz ist von einem apologetischen Zweck geleitet: er will die mancherlei Beschuldigungen, die ihm bei verschiedenen Veranlassungen erwachsen waren und die, wie er meint, nur Neid und Mißgunst gegen ihn erhoben hatten, zurückweisen und widerlegen; das ist ihm, wie Wegele wohl mit Recht meint, keineswegs überall gelungen (S. 143). Die Nation, so schließt der Würzburger Historiker, wenn sie ihre großen oder groß angelegten Söhne mustert, wird ihn nimmer in deren Mitte suchen, und alles in allem genommen, wird es als ein unverdientes Glück zu betrachten sein, daß, während so mancher Achill seinen Homer nicht gefunden hat, unser größter Dichter ihn aus dem Bereiche des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen, wohin er unbedingt gehört, mit den Schwingen seines Genius in die Höhe des Außerordentlichen emporgehoben hat. Auch die übrigen Abhandlungen und Vorträge werden Alle, die sich für wissenschaftliche Darlegungen interessiren, gern lesen. L.

γ Die unter dem Titel „Scriptores rei rusticae" vereinigten lateinischen Schriften bildeten in den beiden ersten Jahrhunderten nach dem Entstehen des Humanismus einen Gegenstand eifrigen Studiums nicht nur für die Philologen von Beruf, sondern auch für dem praktischen Leben angehörende Leserkreise. Dann geriethen sie allgemach in Vergessenheit, aus der sie auch nicht die schwerfällige, freilich für ihre Zeit ausreichende kritische Hauptausgabe von J. G. Schneider am Ende des vorigen Jahrhunderts entriß. Erst in den 80er Jahren begann hier ein Wandel, indem Heinrich Keil die erste wissenschaftliche Ausgabe von dem kleinen Büchlein Cato's „Vom Landbau" (nebenbei dem ältesten Denkmal der lateinischen Prosaliteratur) und von den drei Büchern des Polyhistors Varro über die Landwirthschaft in einer dem Standpunkt heutiger Wissenschaft entsprechenden Weise herausgab. Der dritte Schriftsteller, der der ersten Kaiserzeit angehörende Columella, wurde neuerdings fast zu gleicher Zeit von einem deutschen und einem schwedischen Gelehrten in Bearbeitung genommen; eine Gesammtausgabe wird in allernächster Frist zu erwarten sein. Den Beschluß jener Sammlung bildet das von Palladius in 14 Büchern verfaßte „Werk über den Landbau". Auch dies liegt nunmehr in einer Neuausgabe vor: Palladii Rutilii Tauri Aemiliani viri illustris opus agriculturae ex recensione J. C. Schmittii (Leipzig, Teubner). Die handschriftliche Grundlage jenes Werkes war bislang in keiner Weise klargelegt; erst durch Schmitt erfahren wir, daß sich die Ueberlieferung in vier Aeste spaltet, von denen der wichtigste durch drei dem 9. oder 10. Jahrhundert angehörige und erst vom letzten Herausgeber herangezogene Handschriften gebildet wird. Die beiden anderen Klassen enthalten in höherem oder geringerem Maße willkürliche Aenderungen der Abschreiber, der letzte Zweig ist so gut wie werthlos. In der Beurtheilung der verschiedenen

Familien wird man sich auf Schmitt verlassen können; ob ihm dagegen nicht die eine oder andere wichtigere Handschrift entgangen ist, können erst die Nachforschungen Anderer lehren. Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob mit der vorliegenden Ausgabe das Bild der Ueberlieferung, soweit sie erhalten ist, hinlänglich wiedergegeben sei. Die Textesgestaltung selbst ist vorsichtig gehalten, sie schließt sich eng an die beste Klasse an. Unter anderem war dabei auch folgende Frage zu beantworten: sind die der niedrigeren Volkssprache angehörigen Wortformen beizubehalten oder nicht? Schmitt glaubte, die Frage verneinen zu müssen, wobei er aber nicht genügend in Betracht zieht, daß Palladius, ein Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, in der Einleitung ausdrücklich erklärt, er werde eine von rhetorischem Schmuck freie, dem gemeinen Mann verständliche Sprache schreiben. Und wenn zum Beispiel transiebant S. 65_{19} in fast allen alten Handschriften steht, so braucht man wohl kein Bedenken zu tragen, die Form in den Text zu setzen. Griechisches ev wird in der Ueberlieferung vorherrschend mit qui wiedergegeben, vergl. coloquintu coloquintidus und opon quirenaicon; mit Recht hat hier, wie es scheint, der Herausgeber die gewöhnlicheren Bildungen vorgezogen. Wenn man nun auch gern hier und da die handschriftliche Lesung mehr zur Geltung gebracht sähe (z. B. crocodilli S. 40), so hat das doch nichts zu sagen gegenüber der Gewissenhaftigkeit, womit Schmitt alle Abweichungen verzeichnet. Und so ist denn auch für eine andere Arbeit ein genügender Grund gelegt, indem nämlich nun die späteren Hinzufügungen und Ueberarbeitungen zum Gegenstand einer eingehenden Arbeit genommen werden können, eine Arbeit, die vielleicht das Urtheil Schmitts nicht in allem billigen wird. Man vermißt das in Teubner'schen Ausgaben gebräuchliche Wortverzeichniß. Und wenn nun auch so das vorliegende Werk gewissermaßen des Abschlusses entbehrt, so muß man es doch als eine fleißige, gediegene Gabe willkommen heißen, die dem Sprachgelehrten und dem Kulturforscher in gleicher Weise dienlich sein wird. Das Werk des Palladius ist nach Monaten abgetheilt: sollte nicht mancher Landwirth, der noch die Kenntniß des Lateinischen einigermaßen aus seiner Jugendzeit herübergerettet hat, Lust dazu empfinden, den in leichtverständlicher Sprache redenden Römer mit den heutigen Landwirthschaftskalendern zu vergleichen und daraus ein anschauliches Bild zu gewinnen von dem Wandel sowohl, als auch von den immer gleich bleibenden Bedürfnissen in den Mitteln, die Gaben der Erde zu erschließen?

* **Kunstgeschichte in Bildern.** Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst ꝛc. 1. Heft. Leipzig, E. A. Seemann 1898. — Mit diesem „Werk wird eine dem jetzigen Stand der Wissenschaft und den Fortschritten der Illustrationstechnik entsprechende Zusammenstellung von Kunstdenkmälern dargeboten, die für Kunstgeschichte (!) von markanter Bedeutung sind". Unzweifelhaft sind die „kunstgeschichtlichen Bilderbogen", die hiemit ersetzt werden sollen, veraltet, und sicherlich wird in dem neuen Unternehmen manches schöne Blatt geboten, das die Konkurrenz aufnehmen kann mit den Blättern des „Museums" oder des „Klassischen Bilder- und Skulpturenschatzes". Allein vom Standpunkt des guten Geschmacks aus muß gleichzeitig aufs schärfste dagegen protestirt werden, daß hier wirklich durchweg eine „den Fortschritten der Technik entsprechende Zusammenstellung" dargeboten sei. Man vergleiche doch einmal die Reproduktionen nach Tuschzeichnungen gleich auf dem dritten Blatt mit guten Photographien! Die halbmalerischen Holzschnitte auf dem folgenden Blatt sind nur ein Nothbehelf. Auch bei Architekturen sind photographische Aufnahmen oder streng schematische Darstellungen der Konstruktion vonnöthen. Vollends aber bei der Wiedergabe von Gemälden ist heutzutage ein Holzschnitt ganz unleidlich; trotzdem figurirt hier die Dreieinigkeit Masaccio's aus Sta. Maria Novella in einem xylographischen Zerrbild schlechtester Art, und auch das herrliche große Freskobild desselben Meisters in der Brancaccikapelle ist wiedergegeben durch ein uraltes Cliché, das sich schon in einem halben Dutzend bekannter Bücher findet. Am schlimmsten aber steht es um die Skulpturen. Es wird dem Herausgeber wehe thun, wenn er seinen Namen einer solchen Sammlung vorgesetzt sieht: verantwortlich dafür kann er unmöglich sein und man gestatte dem Recensenten, sich einmal allein an den Verleger zu halten. — Was hat dieser früher so verdiente Verlag dem Publikum in der letzten Zeit alles zu bieten gewagt. Die neue Auflage der Kunstgeschichte von Anton Springer, die in Tausenden von Exemplaren verbreitet wird, wimmelt noch von geradezu verletzenden Clichés und die dritte Auflage von des gleichen Verfassers Rafael und Michelangelo brachte noch im Jahre 1895 Holzschnitte, die jeder Beschreibung spotten; dafür hat „der Verleger durch die Beigabe von einer Anzahl Heliogravüren dem Buche auch als Illustrationswerk eine erhöhte Bedeutung zu geben versucht"; jawohl — aber was soll man zu der jämmerlichen Verfälschung sagen, die dabei die Figuren des Lorenzo-Grabes erfahren haben; muß nicht jedem Kunstfreunde die Schamröthe ins Gesicht schlagen, wenn er die hohe Reinheit der sogenannten Aurora durch den albernsten Gewandzipfel beschimpft sieht? Gleichwohl sind diese selben verfälschten Ansichten, die den Schein der Treue haben, in ein noch neueres Verlagswerk übernommen (Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen 5); ja vier der zum Ueberfluß nochmals in Holzschnitt reproduzirten Figuren des Springer'schen Werkes kehren sogar in unsrer „Kunstgeschichte in Bildern" wieder. Sie füllen da ein Blatt, dessen Werthlosigkeit durch eine schematische, aber fehlerhafte Darstellung der ganzen Grabkapelle nur noch erhöht wird; denn die Anordnung des Grabes im unverkürzten Raum gibt einen ganz falschen Begriff von der Wirkung der Denkmäler. — Einmal aufmerksam geworden auf die Wiederkehr derselben Clichés ist man in der Lage, das unerfreulichste Verlagsgebahren zu beobachten. Auf diesen paar Blättern findet sich noch der Christus aus Sta. Maria sopra Minerva, der bei Philippi (S. 665) wiederkehrt, und der David, der bereits bei Philippi (S. 525) und bei Springer (I, 24) aufgenommen war; das Buch von Philippi, bei dem die Technik des Lieferungswerkes in nicht gerade geschmackvoller Art geübt wird, hat seine Abbildungen fast zu einem Drittel aus dem Springer entnommen, wie sich in einzelnen abmessen läßt, und selbst unter diesen mehrfach gebrauchten Illustrationen finden sich schlechte Holzschnitte; das Wandbild unter der Allegorie der Gerechtigkeit in der stanza della segnatura (S. 597) hat sogar beschnitten werden müssen, damit es nur ja in das kleinere Format des Philippi passe; hätte doch der Herausgeber auch die Unterschrift abgeschrieben, statt die unzutreffende: „Stärke, Weisheit und Gerechtigkeit" darunter zu setzen!

Marburg. **Brandi.**

R. Löwenfeld: Die Volksunterhaltung. Berlin, Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1898. 136 S. — In der vorliegenden Schrift sind die Vorträge und Reden, die auf dem Kongreß für Volksunterhaltung (November 1897 in Berlin) gehalten wurden, nach stenographischen Aufzeichnungen ziemlich ausführlich abgedruckt. Der Kongreß bezweckte, einen Meinungsaustausch über die Frage anzubahnen, wie die Aufgabe der modernen Gesellschaft, sich nicht nur um das leibliche Wohl der wirthschaftlich Schwächeren zu kümmern, sondern auch dem Bedürfniß von Hunderttausenden nach Bildung und geistiger Anregung nachzukommen, am besten gelöst werden könne. Es liegt in dem Büchlein eine reichhaltige Sammlung von Vorträgen vor, die sich theils mit der prinzipiellen Bedeutung des Gegenstandes, theils mit praktischen Spezialfragen beschäftigen. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß noch eine gewisse Unklarheit über dem Unternehmen schwebt, daß andrerseits die Erörterungen zum Theil eine allzu akademische Färbung tragen. Um so dankenswerther sind die Mittheilungen über bereits gemachte praktische Erfahrungen. Das positive Resultat des Kongresses war der Beschluß, drei Zentralstellen — in Berlin, Frankfurt a. M. und Wien — zu schaffen, die untereinander in enger Verbindung bleiben und im wesentlichen folgende Aufgaben haben: die Förderung der Volksunterhaltung durch Vorführung von Werken der Dichtung, der Musik und der bildenden Kunst, die Propaganda für Volksschauspielhäuser und für die Volksoper, endlich der Austausch von Programmen und die Vermittelung von solchen an die einzelnen Vereinigungen und Persönlich-

leiten, die sich dem Werk der Volksunterhaltung widmen. Es sind bereits die ersten Schritte zur Schaffung der Zentralstellen in Frankfurt a. M. und in Wien gethan. Die Bestrebungen des Kongresses, die unleugbar einen höchst wichtigen Punkt des sozialen Lebens betreffen, verdienen Förderung — durch praktische Bethätigung; auf diese allein kommt es an, wenn die theoretischen Erwägungen von positivem Nutzen sein sollen. H. Brömse.

∞ Der VIII. Jahrgang des von Karl Glossy geschmackvoll geleiteten Grillparzer-Jahrbuchs setzt mit Jodls Vortrag „Grillparzer und die Philosophie“ ein; Alfred v. Berger knüpft an Grillparzers Entwurf „Der Purpurmantel“ dramaturgische Erörterungen; Eduard Castle charakterisirt Zedlitz; Mary Necker gibt Proben aus einer größeren Studie über die Ebner; Wolfgang v. Wurzbach bringt eine Abhandlung „Das spanische Drama am Burgtheater zur Zeit Grillparzers“. J. Minor erfreut durch eine Würdigung der Wolter. Alexander v. Weilen theilt eine Reihe von Briefen Dingelstedts an Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen) mit, die bezeugen, wie früh und wie energisch er an seine Berufung an das Wiener Burgtheater dachte. Unter den kleinen Beiträgen sind von besonderer Bedeutung zwei Briefe Grillparzers an Marie v. Ebner-Eschenbach; der eine kritisirt Gustav Freytags „Verlorene Handschrift“ recht ablehnend; der andere äußert sich sehr ermuthigend über die dichterischen Erstlinge der jungen Marie Gräfin Dubsky, die heute Marie Ebner heißt.

* Die mittlere Dichtigkeit der Erde. Nunmehr liegen die von Franz Richarz und Otto Krigar-Menzel mit höchster Sorgfalt angestellten Untersuchungen über die Größe der Gravitationskonstante und die mittlere Dichtigkeit der Erde in den Abhandlungen der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit allen Einzelheiten vor. Damit ist eine Arbeit zum Abschluß gelangt, deren Anfänge in das vorige Jahrzehnt hinausreichen und auf deren Durchführung die deutsche Wissenschaft stolz sein darf. Wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, lieferte den ersten Anstoß zu dieser wichtigen Arbeit eine 1884 von Franz Richarz und A. König angegebene durchgreifende Verbesserung der von Jolly vorgeschlagenen und angewandten Wägungsmethode. Diese kann man sich in allgemein verständlicher Weise wie folgt vorstellen. An den Schalen einer auf einem Tische stehenden sehr empfindlichen Waage befinden sich Drähte von 2¼ m Länge, die durch Oeffnungen in der Tischplatte hindurchgehen und unten nochmals Schalen tragen. In Ausführung der Methode werden nun Wägungen gemacht, bei denen sich nahezu gleiche Massen einmal auf den Waagschalen links oben und rechts unten befinden, dann die Masse von links oben nach rechts unten und die Masse von rechts unten nach links oben gebracht wird. Da die unteren Schalen sich dem Erdmittelpunkt näher befinden, so ist bei diesen die Beschleunigung durch die Schwere und damit das Gewicht der darin befindlichen Masse größer als für die oberen Schalen. Dieser Gewichtsunterschied ist bei feineren Waagen durchaus merkbar; um aber sehr genaue Ergebnisse zu erhalten, wurde nach der neuen Methode eine schwere Bleimasse zwischen den oberen und unteren Schalen angebracht. Infolge dieser Anordnung erscheint die Schwere am Orte der oberen Waagschalen um die Anziehung des Bleies vermehrt, am Orte der unteren aber um dieselbe vermindert. Durch geeignete Anordnung der Wägungen kann man die Attraktion der Bleimasse allein mit großer Genauigkeit ermitteln, und der Vergleich derselben mit der Attraktion der Erde liefert dann die gesuchten Werthe für die Masse und mittlere Dichtigkeit der letzteren. Helmholtz legte diese neue Methode in der Sitzung vom 18. Dezember 1884 der königlich preußischen Akademie vor, die auf seinen Antrag auch die Mittel zur Ausführung der Versuche bewilligte. Von Wichtigkeit war dabei die Beschaffung einer möglichst großen Metallmasse. Das königlich preußische Kriegsministerium erklärte sich sofort bereit, eine Bleimasse von 100,000 kg Gewicht aus den Beständen der Geschützgießerei in Spandau zur unentgeltlichen Benutzung zu überlassen und bewilligte ferner eine der erdgedeckten Kasematten in der Citadelle von Spandau als Arbeitslokal. Das ist in kurzen Zügen die Vorgeschichte der wichtigen Versuche, an denen A. König bis zum Sommer 1889 theilnahm, während Krigar-Menzel 1887 als Mitarbeiter in die Untersuchung eintrat. Richarz arbeitete, seitdem er sich 1888 in Bonn habilitirt hatte, zunächst während der Universitätsferien in Spandau, ließ sich aber auch mehrfach, im ganzen für drei Jahre, vom Abhalten von Vorlesungen dispensiren, um sich ganz den Versuchen widmen zu können. Die ersten Eintragungen in die Beobachtungsprotokolle datiren vom 26. September 1890, die letzten vom 1. Dezember 1894. In der nun vorliegenden Veröffentlichung der preußischen Akademie der Wissenschaften werden alle Einzelheiten bezüglich der Instrumente, der Beobachtungen, der Rechnungsmethoden u. s. w. mitgetheilt und zuletzt die Endergebnisse gegeben. Von diesen sei hier angeführt, daß sich die mittlere Dichte der Erde zu 5.505 ergab, oder mit andern Worten, daß die Erde eben so vielmal schwerer ist als eine gleich große Kugel von reinem Wasser. Dieses Ergebniß steht in vortrefflicher Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der genauesten ähnlichen Arbeiten, welche die letzten Jahre aufweisen, doch hat es vor den frühern die größere Genauigkeit voraus. Die angegebene Ziffer für die durchschnittliche Dichte ergibt als Gesammtgewicht des Erdballs den Werth von 5690 Trillionen Tons, jede zu 1000 kg. Die Unsicherheit dieses Ergebnisses dürfte schwerlich 60 Trillionen Tons übersteigen, was verhältnißmäßig nicht viel ist, absolut genommen aber wohl 25,000 mal so groß ist, als das Gewicht des ganzen Hymalayagebirges, oder nahezu 45 mal so viel, als das Gewicht aller irdischen Meere beträgt.

* **Zürich.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Hochschule hat sich Dr. Theodor Hitzig als Privatdozent für innere Medizin habilitirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Adolf Maule: Die Baukunst als Steinbau. Basel, B. Schwabe 1898. — Gartenlaube-Kalender 1899. Leipzig, E. Keils Nachfolger 1898. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. VII. Jahrg. 1898. Heft III und IV. Stuttgart, W. Kohlhammer 1898. — Wilhelm Weimar: Das Rheingold. Bilder zu Richard Wagners gleichnamigem Werke. Mit Sang und Sage von Hans Paul v. Wolzogen. Leipzig, Georg Wieland 1898. — Dr. Th. Kroschel: Die Abfassung der Urtheile in Strafsachen. 2. Aufl. Ebd. 1899. — G. Eichhorn: Das Testament. 3. Aufl. Ebd. 1899. — Kalender für den Süddeutschen Baumeister 1899. II. Jahrgang. Süddeutsche Verlagsanstalt München 1899. — Georg Obst: Wechsel-ABC. Die wichtigsten Bestimmungen der Wechselordnung ꝛc. Stuttgart. Strecker u. Moser 1898. — Dr. A. Düringer und Dr. M. Hachenburg: Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 auf Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuches erläutert. 1. Buch: Handelsstand. 3. Lfg. Mannheim, J. Bensheimer 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 9. November. Nummer 254.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber die utopischen und phantastischen Elemente in der deutschen Dichtung.

Von Dr. Kohlfeld.

I.

In einer Zeit, wo die sozialistischen Reformbestrebungen und Zukunftsperspektiven alle Welt beschäftigen, kann es nicht auffallend sein, daß auch historische Untersuchungen über frühere ähnliche Ideen immer zahlreicher werden. Besonders haben oft die utopischen Dichtungen, Dichtungen vom besten Staat, Staatsromane u. dgl. in neuerer Zeit Bearbeiter gefunden, denn gerade in diesen halb wissenschaft-schaftlichen, halb poetischen Schilderungen sind die Reformideen früherer Jahrhunderte, wo sowohl nationalökonomische Studien als politisirende Zeitungen und Zeitschriften selten waren, am besten, wenn nicht bisweilen ausschließlich zum Ausdruck gekommen. Es ist natürlich, daß derartige Halbdichtungen in erster Linie Kulturhistoriker und Staatswissenschaftler angezogen haben und ebenso natürlich, daß diese Forscher sich vorzugsweise an diejenigen utopischen Dichtungen gehalten haben, die wenigstens im großen und ganzen mögliche und realisirbare staatliche Organisationen und Verhältnisse vorführen, während erdichtete Welten mit anderen Naturgesetzen, mit Wundern und Zaubereien in solchen Darstellungen keinen Platz gefunden haben. So berechtigt und zweckmäßig eine solche Betrachtung unzweifelhaft ist, so verdienen diese Dichtungen doch noch eine andersartige Behandlung, nämlich eine solche, die die psychologischen und ästhetischen Momente beachtet und betont. Dabei wird sich dann allerdings zeigen, daß die utopischen von manchen anderen phantastischen Dichtungen nicht getrennt werden können und daß in den Kreis einer derartigen Betrachtung alle jene Dichtungen fallen würden, von denen man bildlich wohl sagen könnte, daß sie eine sonnige Phantasie auf dem Keimboden der Sehnsucht, der über alle engen, düstern Wirklichkeitsschranken hinausdrängenden Sehnsucht der Menschenseele emporwachsen und sich gestalten läßt. Zwar sind wohl Sehnsucht und Phantasie die Triebkräfte aller Kunst und Poesie, indem sie erst den Dichter und Künstler fähig machen, in das Empfinden der Individuen und der Natur einzudringen und mitzuleben in der Seele des „Anderen“; aber sie wirken nach zwei Richtungen in der Art des schönen Jean Paul'schen Vergleichs: sie können Glück und Sonnenschein schaffen, indem sie in den winzigen schwankenden Grashalm der Ackerfurche versetzen und indem sie die Gedanken mit dem Lerchensang emporheben über die Wolken, ja über die Sterne, daß alle Erdwirklichkeit weit unten vergessen liegen bleibt. Aus einem solchen Drängen und Verlangen nach dem Fernen und Unbekannten, aus der Lust am ungehemmten Wirken und Wachsen der bunten Gedankengebilde sind die utopisch-phantastischen Dichtungen entstanden, und sie haben einen so guten und festen Grund in der menschlichen Natur wie die Dichtungen, die die wirkliche Welt und die wirklichen Dinge umspannen und durchleuchten. Ihr Hervor- und Zurücktreten aber in den verschiedenen Epochen im Leben eines Volkes ist großen Schwankungen unterworfen, die natürlich die Aufmerksamkeit des Historikers ebenso wie andere Aeußerungen und Vorgänge erregen müssen. Die vorliegende kleine Skizze möchte nur im allgemeinen die Stellung dieser Dichtungsart in der deutschen Literatur schildern, soweit das ohne weitschweifige Anhäufung von Büchertiteln und Citaten und auf dem Raum einiger Zeitungsspalten möglich ist, und zwar richtet sie ihr Augenmerk hauptsächlich auf die poetischen Schilderungen ersehnter oder erträumter Zustände, in denen die Menschen mit anderen als den gewohnten und wirklichen Bedingungen des Seins und Handelns umgeben sind, während rein prosaische, mehr oder weniger wissenschaftliche Konstruktionen von Idealstaaten, sowie andrerseits phantastische Spielereien einer tollen Dichterlaune dem hier gesteckten Kreis nur zuweilen so nahe liegen, daß sie nicht unerwähnt bleiben können. Auch Schilderungen von einem jenseitigen Leben, von Gottheiten und den dienstbaren Geistern der Gottheiten können hier nur in Betracht kommen, wenn eine freischaffende Phantasie des Dichters sie über den Rahmen der feststehenden religiösen Dogmen und Vorstellungen hinaushebt. Ueberhaupt aber wollen diese wenigen Zeilen keineswegs alle Dichtungen, in denen sich Motive aus der reichen Scala des Phantastischen und Unwirklichen finden, namhaft machen, sie sind sogar weit davon entfernt, auch nur die hauptsächlichsten dieser Art besprechen zu wollen, sie beschränken sich darauf, im großen und ganzen den Umfang und die Intensität dieser Vorstellungen in den verschiedenen Literaturperioden kurz anzudeuten.

Vorstellungen und Dichtungen von einer weit in der Vergangenheit zurückliegenden goldenen Zeit und von den seligen Gefilden im zukünftigen Jenseits fehlen, wenn überhaupt, gewiß nur sehr wenigen Völkern. Den alten Germanen winkte im Jenseits die goldglänzende Walhall, wo die Helden in golddelaubten Hainen wandeln und bei Mahl und Spiel dauernden Glücks sich erfreuen. Solchen Glücks waren in ferner Vergangenheit die tapfern Vorjahren, die in der Sage fortlebten, schon auf der Erde theilhaftig geworden: damals waren die Jahre fruchtbar, es gab nicht Habsucht noch Neid, und sicher vor Dieben und Mördern lebten die Menschen glücklich und zufrieden. Es ist wohl ohne literarische Belege zweifellos, daß derartige in Mythus und Sage erhaltene Vorstellungen auch in den Liedern zum Ausdruck kamen, die am Herd und am Lagerfeuer gesungen wurden, denn die Erinnerung an die großen Helden der Vorzeit war gewiß die Seele aller alten Lieder. Ueberhaupt lebte die Vergangenheit als große und ruhmvolle Zeit in den Gedanken der Germanen fort: in ihr gab es noch Riesen

und Ungeheuer, und gute und böse Geister standen mit den Menschen in Verkehr, mit den Menschen, die gleichfalls gewaltig gewesen waren an Wille und Kraft. Zeugniß hiefür sind alle Dichtungen der alten Heldensage. Die Fassung, in der sie uns jetzt vorliegen, datirt zwar, wie bekannt, zum größten Theil aus nachheidnischer Zeit, aber die großen Bilder und Gestalten der Dichtung lebten Jahrhunderte vorher in der Phantasie des Volkes, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Heldensage im großen und ganzen ein zuverlässiges Bild von den Anschauungen und Vorstellungen, die während eines Jahrtausends oder länger noch unter den Germanen herrschend waren, gewährt. In allen diesen Heldendichtungen findet sich nun eine Fülle des Wunderbaren und Phantastischen, und Scenerien wie Lebewesen ragen weit über die Alltagswirklichkeit hinaus. Da gibt es Götter und Erdgeister, Riesen und Drachen, Zwerge, Elfen und Feen, Zauberringe und Tarnkappen, Verwünschungen und Verwandlungen und eine Fülle von gewaltigen übermenschlichen Heldenthaten. Diese ganze Welt der Dichtung, die sich auf dunklen geschichtlichen und mythologischen Vorstellungen aufbaut, hat andere Formen, andere Gesetze als die Welt der Wirklichkeit; es ist eine Art Utopie. Derartige, wenn man so sagen darf, utopische Vorstellungen nehmen im Leben und Denken der alten Germanen den weitesten Umfang an: neben der Heldendichtung gab es, wie von allen Literarhistorikern angenommen wird, schon in ältester Zeit eine Thiersage, und wie den Thieren so hauchte die Phantasie der flur- und waldfrohen Germanen auch dem Baum und der Blume, dem Felsblock und dem Wasserquell Leben und Seele ein. Die so geschaffenen Gestalten lebten im Mythus und sind im Märchen bis in unsre Tage hinein lebendig geblieben. Und wie reich an Wundern ist diese ganze erdichtete Welt, dies Reich des Unwirklichen! Die Berggipfel sind versteinerte Riesen, im Wasserfall und Bergsee lebt die Nixe und der Wassermann, in den Felsklüften hausen Zwerge und Kobolde, unter der Baumwurzel die Elben und Wichtelmännchen; wenn der Frühling kommt, zieht Frau Holle mit ihrem Heer von Heimchen — den Keimen des neuentstehenden Lebens — durch die Luft. Feld und Wald, Meer und Fluß voller Gestalten, die in tausend verschiedenen Farben und Verhältnissen in den unzähligen Märchengeschichten wirken und weben! Auch mit den Menschenkindern verkehren diese Wunderwesen; Gutes und Schlimmes bringen sie. Mit banger Scheu und sehnender Neugier steht darum der Mensch vor dem geheimnißvollen Glanz dieser Geisterwelt. Dem Glücklichen ist wohl bisweilen ein flüchtiger Einblick vergönnt: da thun sich dann ewig blühende, paradiesische Gefilde den erstaunten Blicken auf, die tief im Innern des Berges die Fee hütet; und unter dem Meer liegen weite grüne Wiesen, wo schöne Jünglinge mit goldenen Sicheln das Gras mähen und das Lob schöner Frauen singen; die Zwerge wohnen in einem Wunderland mit prächtigen Zaubergärten unter einem Himmel voll strahlender Juwelen, Kähne in Schwangestalt tragen sie zu herrlichen Inseln mit goldenen Wäldern und Vogelsang; oder ein Sonntagskind gelangt ins Erdinnere und findet hier mitten im Winter die grüne Pflanzenwelt, die im Herbst unter die Erddecke entrückt ist. Alles erdichtete Welten! Oder die mannichfaltigen Wunschmärchen, in denen ein bevorzugter Mensch durch die Gunst mächtiger Geistwesen in den Besitz von Zaubergegenständen gelangt! Leicht ist er nun imstande, sich über alle lästigen Schranken der alltäglichen Wirklichkeit hinwegzusetzen: ein Mantel oder ein Siebenmeilenstiefel trägt ihn in Sekunden über Welt und Länder; ein Hut macht ihn unsichtbar, ein Schwert unüberwindlich, ein Beutel ist stets mit Goldstücken gefüllt und der Tisch mit den herrlichsten Speisen besetzt. Auch das Glück und die Freuden einer langentschwundenen Jugend sind nicht für immer dahin; in den Vorstellungen von Jungbrunnen, Altweibermühlen und Glücksrädern lebt die Hoffnung auf ihre Wiederkehr.

Zu allen diesen, der frühesten Vorzeit angehörenden Phantasiegebilden tritt nach der Einführung des Christenthums noch die Legende hinzu. Viele Züge entlehnt sie den alten heidnischen Vorstellungen, viele sind neu. Bis ins 13. Jahrhundert wachsen die legendarischen Erzählungen in Dichtung, Predigt und Geschichtschreibung zu einer fast unübersehbaren Fülle an. Eine neue Welt der Wunder, die dem Himmel näher steht als der Erde, thut sich hier auf: wüstes Land wird zum Paradies unter dem Fuß des Heiligen, fromme Einsiedler werden bei Lebzeiten schon in die Seligkeit des Himmels entrückt und erwachen nach hundert Jahren wieder unter den Erdenmenschen; die heilige Nothburga hängt, wenn sie in der Ernte ausruht, ihre Sichel an einen Sonnenstrahl, und reine, gottfürchtende Frauen schreiten trockenen Fußes über den Fluß, um in einsamer Kapelle ihre frommen Gebete zu sprechen; Engel und Dämonen vermitteln überall zwischen diesseits und jenseits.

Die Masse der bisher angedeuteten Sagen-, Märchen- und Legendenstoffe ist im frühen Mittelalter im ganzen Volke lebendig. Daß indessen nicht gerade alle hieher gehörigen Motive in den uns erhaltenen frühmittelalterlichen Dichtungen zu finden sind, ist in keiner Weise auffallend, denn die Kunst des Schreibens war damals nur sehr Wenigen bekannt, bekannt fast ausschließlich den Geistlichen, die eben kein besonderes Interesse daran haben konnten, die alten, aus heidnischer Zeit stammenden Vorstellungen in der Erinnerung festzuhalten. Immerhin ist den schreibkundigen Geistlichen die Erhaltung vieler sagenhafter und ähnlicher Stoffe zu verdanken, während anderes in späterer Zeit erst aus dem Volksbewußtsein heraus Eingang in die Literatur findet. Die eigene Dichtung der Geistlichen hält sich zumeist an biblische, legendarische und chronikartige Stoffe und trägt einen vorwiegend lehrhaften Charakter, aber auch sie hat des Wunderbaren genug sowohl in den Reimchroniken wie in den Bibel- und Legendenbearbeitungen. Ob diese geistliche Dichtung als solche in schwächerem oder stärkerem Maße in das Volk gedrungen ist, ist hier nicht von großer Bedeutung; sicher ist jedenfalls, daß in den Köpfen dieser frühmittelalterlichen Deutschen eine Menge von Vorstellungen lebendig war, die, zum Theil in enger Beziehung zu religiösen Gedankenkreisen stehend, einer hinter der Wirklichkeit liegenden eigenen Phantasiewelt angehören, sicher auch, daß derartige Vorstellungen sie tief und anhaltend beschäftigten — leicht erklärlich für den, der einen Blick auf die Lebensverhältnisse jener Zeiten wirft: die Menschen verschwenden damals noch nicht Nachdenken und Arbeit an allerlei Geräthschaften und Utensilien, wie sie das Handwerk schafft, ihre Gedanken drehen sich weder um verwickelte private, noch öffentliche Wirthschaftsfragen und -sorgen, sie leben nicht in großen Gemeinschaften, in denen sich Urtheil an Urtheil klärt und in denen in gemeinsamem Denken und Schaffen das Wirkliche nach Ursache und Wirkung erkannt, verknüpft und beherrscht wird. Diese Menschen einer fernen Vergangenheit leben in Sommer und Winter, beim Glanz der Mittagssonne und im Dunkel der Nacht in der großen, weiten Natur, deren Gesetzmäßigkeit sie noch wenig erkannt haben und deren Geheimnisse und Räthsel ihre Phantasie mächtig anregen. Und bei Allen ist Leben und Denkweise sehr gleichartig; es gibt keine erheblichen Bildungsunterschiede, auch die Vornehmen und sogar die Geistlichen mit ihrer lateinischen Kultur ragen gewiß nicht weit über das allgemeine Empfinden hinaus, so daß man alle vorhin besprochenen Vorstellungen ohne Zweifel als Gemeingut sämmtlicher Volksgenossen ansehen muß.

Hauptsächlich seit dem 12. Jahrhundert, der Zeit der Städtegründungen und des mächtig werdenden Ritterthums, nehmen die Dinge ein anderes Aussehen an. Für den Gang der Dichtung ist zunächst das Emporkommen dieses neuen Herrenstandes, der aus den politischen und lehnsrechtlichen Verhältnissen herauswuchs, von Bedeutung. Während der Kreuzzüge hatte das Ritterthum innere Festigkeit und im ganzen Abendlande anerkannte Rechte und Ehren erlangt, es erstreckte sich nun wie ein einziger großer Orden mit gleichen Sitten, Anschauungen und Lebensgewohnheiten über alle christlichen Länder. Tonangebend für die neue Standessitte und Denkweise, die in ausgesprochenem Gegensatz zu den übrigen Gesellschaftsschichten stand, war der Westen, besonders Frankreich. Von dort kommt mit dem sonstigen Zeremoniell auch die Mode der ritterlichen Dichtung, die neue Formen und Stoffe bringt und weder mit der früheren volksthümlichen, noch mit der geistlichen Poesie zu vergleichen ist. Hauptstoff dieser höfischen Kunstdichtung ist das rittermäßige Leben und Treiben der Helden und ihre Liebesgeschichten. Natürlich sind es nicht alltägliche, sondern außerordentliche und wunderbare Thaten, die die Helden ausführen, Thaten, bei denen übermenschliche und übernatürliche Hindernisse zu überwinden sind. Die alten Wunder des Mythus und der Sage verquicken sich — in mehr oder weniger veränderter Form — mit den Wundergeschichten, die in der Phantasie der Kreuzfahrer lebten, und so führt der höfische Dichter seine Helden durch ein oft erschreckend weitschweifiges Gewirre von natürlichen und unnatürlichen Abenteuern. Kurz spricht daher in seiner Literaturgeschichte von einer „damals herrschenden Sucht, alles in das Gewand des Wunderbaren einzukleiden". Und Gödeke sagt: „Mit der Aventiure kam auch das willkürliche Zauberwesen, wobei man sich die Köpfe abhacken läßt, um sie wieder aufzufangen und wieder anzusetzen; dies Wirken durch Ringe, Steine, Gürtel und Lappen. Ein wenig Wasser aus einer Quelle auf einen Stein gegossen, erzeugt ein Donnerwetter, als ob die Welt vergehen soll. Der Wald verdorrt, die Vögel fallen todt nieder und gleich darauf ist alles wieder in schönster Ordnung...." Nimmt man zu solchen Zügen, an denen alle großen und kleinen Dichter der Zeit reich sind, noch die mystischen Geheimnisse des geistlichen Ritterthums hinzu, wie sie besonders bei Wolfram von Eschenbach im Vordergrund stehen, die gehäuften Legendenwunder eines Konrad von Fußesbrunnen u. a., die mit allerlei fabelhaften Scenerien ausgestatteten antiken Stoffe, die jetzt in der Art von Heinrichs von Veldecke Aeneide Eingang finden — so sieht man, daß auch hinter allen diesen Poesien des Ritterthums eine Welt des Unwirklichen und Phantastischen steht, die zwar oft nur als Spielball der Dichterlaune erscheint und nicht immer so ernst gemeint ist wie die erdichteten Wundergestalten des vorhergehenden Zeitraums, die aber der ganzen ritterlichen Dichtung oder doch dem höfischen Epos erst ihr eigenartiges Gepräge gibt.

Seit dem 14. und schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts sinkt mit dem Ansehen und der Machtstellung des Ritterthums auch die höfische Dichtung mehr und mehr. Diesem Verfall steht ein schnelles Emporblühen städtischer Wohlhabenheit und Bildung gegenüber. Ein breiter Laienstand wächst in den Städten heran, der schulmäßigen Unterricht genossen hat und der in allseitigem Wetteifer Erfindungen und Verbesserungen aller Art schafft; der Gesichtskreis erweitert sich; die Verhältnisse des Handwerks, des des Handels und der gelehrten Schulen drücken dem Jüngling und dem Manne den Reisestab in die Hand; überall gibt es Neues und Nachahmenswerthes, das bürgerlicher Fleiß und Witz geschaffen hat, zu sehen, überall gibt es zu lernen. Der Sinn für das Thatsächliche wird schärfer; Neugier und Wissensdurst tritt an die Stelle des Träumens und Phantasirens, Kritik an Stelle des Staunens und Bewunderns. So ist es natürlich, daß auch in der Dichtung dieser Zeit das Moment des Phantastischen sehr zurücktritt. Allegorie, Fabel und Spruchgedicht, die mit Vorliebe von den bürgerlichen und gelehrten Dichtern gepflegt werden, sind trocken und didaktisch. Lehrhaften Charakter trägt auch die Legende und das geistliche Schauspiel, und eine moralisirende Tendenz haben meistens die Schwänke und Fastnachtsspiele, die in derber, realistischer Art die vielen lächerlichen Seiten des alltäglichen Lebens und Treibens schildern. Die alten Heldenstoffe werden zwar noch mehrfach aufgenommen — schon in den ersten Jahrzehnten nach der Erfindung des Buchdrucks entsteht das Heldenbuch, in dem mehrere von den alten Stoffen zusammengefaßt werden —, aber „es drängt sich," wie Gödeke bei ihrer Besprechung sagt, „in die phantastische Dichtung ein realistischer Zug auf die Geschichte". Natürlich sind die Reimchroniken und auch manche andere Dichtungen dieses Zeitraums nicht ohne alle fabelhaften Episoden, aber im Gesammtbild der poetischen Literatur, das hier noch durch die nicht zahlreichen Dichtungen der Mystiker sowie die Nachdichtungen und satirischen Schilderungen der ersten Humanisten zu vervollständigen ist, fällt die Thatsache scharf ins Auge, daß die Dichter sich immer seltener in phantastische Welten versenken und immer mehr auf die Betrachtung des wirklichen Lebens hinlenken. Daneben darf allerdings nicht übersehen werden, daß in den breiten Volksschichten die alten Vorstellungen immer noch und auch in viel späterer Zeit noch in Liedern und Erzählungen fortleben, worauf schon bei Gelegenheit der Märchenstoffe hingewiesen wurde.

So sehr in der bisher flüchtig skizzirten Dichtung des Mittelalters im ganzen das Phantastische überwog, so kann doch von eigentlichen Utopien, sofern darunter poetische Schilderungen von Idealstaaten und -Ländern verstanden werden, durchaus noch nicht die Rede sein.[1] Es könnte das auffallend erscheinen, da das Alterthum bekanntlich an solchen Dichtungen keinen Mangel hatte, aber der spätere mittelalterliche Mensch — um hier von den heidnischen Germanen ganz zu schweigen —, dessen Ideale und Weltanschauung im Christenthum wurzelten, fühlte sich als selbstverständliches Glied in den großen selbstverständlichen und unvergänglichen Institutionen Kirche und Monarchie, und erst in den reich und mächtig werdenden Städten beginnt man dann über vernünftige und gerechte Organisationen in Staat und Gemeinde anhaltender nachzudenken. Aber auch in den Städten sind solche Reformbestrebungen ohne viel Schwärmerei meist auf ein paar weitere Privilegien für Zunft, Gemeinde oder sonstige Vereinigungen gerichtet, und wo sich im Mittelalter Ideen und Wünsche finden, die mit Schwärmerei und Begeisterung festgehalten werden, sind sie wie die chiliastischen Hoffnungen und die Lehren verschiedener Sekten immer überwiegend religiöser Natur. — Utopien anderer Art, nämlich Berichte über allerlei Gold- und Wunderländer, sind in den mittelalterlichen Dichtungen nicht selten: beim Märchen ist oben schon auf derartiges hingewiesen; im Alexanderlied kommt der Held in das Wunderland am Ende der Welt, wo schöne Mädchen auf Blumenkelchen wachsen und wo die Lebenstage schmerzlos und sonnig sind; der hl. Brandan gelangt auf seiner Fahrt in ein seliges Land mit einem Krystallberg voller Schätze und Reize und sieht sonst noch viele seltsame Länder, ebenso Herzog Ernst auf seiner wunderbaren Reise; im Faustbuch (von 1486) schaut der gelehrte Zauberer vom Kaukasus aus in die seligen Fernen des Paradieses und seine Kunst trägt ihn auf weit entlegene

[1]) Ansätze dazu könnte man wohl in dem alten Thierepos finden.

fremdartige Himmelskörper. Auch Schlaraffenland-Vorstellungen finden sich schon in den ältesten Fastnachtspielen und reichen gewiß in die frühesten Zeiten zurück.

Die auf das Thatsächliche und Naheliegende gerichtete Denkweise des ausgehenden Mittelalters, besonders der aufblühenden städtischen Bevölkerung, herrscht auch im Reformationszeitalter vor und drängt hier hin zu kirchlichen und sozialen Verbesserungsbestrebungen, die „in Luther dann einen zauberisch wirkenden Mittelpunkt finden“. Die gesammte Literatur steht unter dem Druck dieser kirchlichen Kämpfe und trägt so neben aller Tendenz zum Realistischen einen stark ausgeprägten Zug zum Theologisch-Metaphysischen. Luthers Kampfmittel ist das Bibelwort, „die Bibel ist fortan die Quelle alles Wissens und die Ausbreitung des biblischen Inhalts ist die eigentliche Thätigkeit aller Schriftsteller, namentlich aller Dichter des 16. Jahrhunderts“. Mehr oder weniger unter biblischen Einflüssen stehen auch die uns hier interessirenden Dichtungen des Phantastischen und Unwirklichen, von denen sich wohl drei Hauptgruppen unterscheiden lassen: zunächst die eigenartige Gruppe der visionären Schriften, dann die mit den kirchlichen und sozialen Wirren zusammenhängenden Schilderungen idealstaatlicher und kommunistischer Verhältnisse, und endlich die besonders für diese Zeit charakteristische Dämonen- und Teufelliteratur; hinzunehmen könnte man noch viele der satirischen Dichtungen mit ihren grotesken und phantastischen Uebertreibungen.

Hinsichtlich der visionären Literatur genügt es hier darauf aufmerksam zu machen, daß sie von außerordentlich großem Umfang war; in die Dichtung gehören nur wenige dieser Schriften, wie etwa Gengenbachs Nollhart; das meiste liegt auf theologischem Gebiet. Die ganze Richtung ist wohl am besten mit den Worten zu charakterisiren, die Gödeke in seiner Gengenbach-Ausgabe gebraucht: „Ich habe,“ sagt er, eine „Reihe von Schriften durchgelesen und durchzuarbeiten versucht, von denen jede einzelne schon angreift, wenn in all dem verworrenen Gerede über zukünftige Dinge ein Faden gefunden und festgehalten werden soll. Die Masse dieser visionären, zum Theil in der übelsten Sprache abgefaßten Bücher übt eine wahrhaft abspannende Wirkung, so daß man ungeduldig abbricht.“ Ebenso braucht an die häufigen Schilderungen von Himmel und Hölle in der damaligen Zeit hier nur erinnert zu werden. Eine große Rolle spielt im 16. Jahrhundert die sog. Teufelliteratur. Man versteht darunter im engeren Sinne gewöhnlich die allegorisch-satirischen Dichtungen, welche die Hauptlaster der Zeit in besonderen dämonischen Personifikationen vorführen, wie man sie sonst als Narren personifizirt hatte. Es gibt Geiz-, Spiel-, Kleider-, Tanzteufel und viele andere derartige allegorische Dämonengestalten. Die meisten der hieher gehörigen halb poetischen, halb theologischen Elaborate hat Osborn neuerdings in einer interessanten Monographie zusammengestellt, die zugleich ein Bild von der Beliebtheit und weiten Verbreitung dieser Stoffe gibt. In allen diesen Satiren überwiegt das Verstandesmäßige, dagegen hat die Phantasie in einem anderen Zweige der Teufelliteratur einen weit geöffneten Spielraum, in den Dichtungen nämlich, welche den Teufel selbst oder seine Gesellen im Verkehr mit den Menschen schildern, und welche von Gespenstern, Hexen und Zaubereien zu berichten wissen. Die Köpfe sind im 16. und 17. Jahrhundert voll von solchen Vorstellungen; Luther und andere Reformatoren glaubten bekanntlich an fortwährende Eingriffe des persönlichen Teufels in das Alltagsleben; der Teufel rückte in immer grellere Beleuchtung; die Menschen des Mittelalters waren im Schoße der großen, gnadenreichen Kirche im allgemeinen ihrer Seligkeit wohl versichert gewesen, jetzt sah man Tausende und Millionen Andersgläubiger unfehlbar der ewigen Verdammniß verfallen; die Macht der Hölle war hier im Spiel, der Teufel steckte hinter allem Bösen und mit ihm seine Trabanten, die Hexen und Zauberkünstler. Seine Diener überschüttete der Höllenfürst mit allen Arten irdischen Glücks, daher verkauften sich in seinen Bann und Dienst Alle, die einen unersättlichen Durst nach Gütern, Schätzen und Genüssen hatten. Wie sehr diese Teufels- und Dämonenvorstellungen die Gemüther der damaligen Zeit beherrschten, ist aus allen kultur- und literaturgeschichtlichen Schilderungen zu ersehen, „in kunstgerechten Dichtungen indessen,“ um mit den Worten W. Menzels zu reden, „oder auch nur in zusammenhängender, romanhafter Erzählung, wie in dem Buche von Faust und einigen anderen berühmten Zauberern, ist nur wenig aufgespeichert worden, desto mehr in Sammlungen, die den Stoff nur roh zusammenhäufen, in der zahlreichen Literatur über Hexerei und in fast allen Chroniken, Relationen der Tagesgeschichte und Ortsbeschreibungen der Zeit. Die alten Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts wimmeln davon.“ Es ist nicht nöthig, hier näher auf den Fauststoff und die Faustbücher einzugehen; auch die astrologischen und naturphilosophisch-alchimistischen Bemühungen, die für jene Zeit bezeichnend sind, brauchen hier nur gestreift zu werden, denn es ist Niemand unbekannt, daß das Reformationszeitalter die Blüthezeit der Alchimie und Astrologie ist, daß damals die gelehrtesten Männer sich mit Magie, Goldmacherei und dem Suchen nach dem Stein der Weisen beschäftigen, und daß andrerseits in den unteren Volksschichten der Glaube an Freikugeln, Liebeszaubermittel, Glückswürfel u. dgl. m. allverbreitet war.

Vielfache Berührungspunkte mit der dämonologischen Literatur hat die Satire mit ihren grotesken Zügen, sowie der Schwank und das Fastnachtsspiel mit den oft phantastischen Tollheiten. Die Satire nimmt im 16. Jahrhundert einen unverhältnißmäßig großen Raum in der Literatur ein: unser Gebiet streifen außer den vorhin erwähnten Lasterteufel-Allegorien besonders die zahlreichen Narrenbeschwörungen, die Spottschriften einiger Humanisten, die ihren Standpunkt in der Art von Huttens Inspicientes und Phalarismus in der Welt der oberen oder unteren Götter nehmen, ferner die satirischen Schilderungen, in denen, wie in Rollenhagens Froschmäuseler, das Menschentreiben unter dem Bilde der Thierwelt vorgeführt wird, und endlich alle jene Dichtungen, deren phantastische Uebertreibungen und Unmöglichkeiten die Richtung von Fischarts Gargantua einschlagen und deren Charakter bisweilen schon aus den Titelzusätzen, die den Fischart'schen „Utopien“, „Jedewelt und Nienenreich“, „Nullenstein und Nirgendheim“ ähnlich sind, zu erkennen ist. In die eben angedeutete Richtung gehören noch die Eulenspiegelstreiche, die Schwänke von den „hinder Utopien“ gelegenen Schildbürgern, der Finkenritter, der „drithalb hundert jar, ehe und er geboren ward, vil land durchwandert, und selzam ding gesehen“ und andere Volksbücher, die neben den alten Helden- und Ritterromanen aufkommen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Ueberhaupt hat das Zeitalter eine Vorliebe für allerlei anekdotenhafte, neuartige und phantastische Motive, eine Vorliebe, die große Aehnlichkeit hat mit der bekannten Handwerksburschenmanier, überall das Seltsame, Nochniedagewesene hervorzuziehen und den staunenden Hörern aufzutischen; Schilderungen aus der verkehrten Welt, Lügenmärchen und eine Masse seltener, auf den Kopf gestellter Dinge finden sich daher sowohl in den chronik- und tagebuchartigen wie in den verschiedenen Unterhaltungsschriften jener Zeit. — Wenn es sich bei den zuletzt genannten Thematen meist um allerhand kuriosen Unterhaltungsstoff handelte, so ist an letzter Stelle noch eine Literaturgattung zu betrachten, die mit sinnendem Ernst an die Aufgaben des Lebens herangeht. 1516 erscheint die Utopia des Thomas Morus

Nach den platonischen und neuplatonischen Schilderungen von Idealstaaten ist sie die erste ausgesprochene utopische Dichtung und auch diejenige, die zuerst die Bezeichnung Utopie trägt. Morus, der zu den Humanisten gehört, hat sein Utopien dem Plato nachgebildet, angetrieben im übrigen durch die sozialen und kirchlichen Gährungen seiner Zeit und stark beeinflußt durch die Entdeckungsgeschichten, die allerlei Paradiesisches aus dem neuen Erdtheil zu berichten wußten. Seine Schilderung des kommunistischen Gemeinwesens auf einer fernen Insel ist auch heute wohl noch Vielen bekannt. Im 16. Jahrhundert wurde die lateinische Schrift des Morus natürlich auch in Deutschland überall gelesen und fand bereits im Jahr 1524 einen deutschen Uebersetzer. Auffallenderweise aber fehlt es, von ein paar skizzenhaften Anläufen einiger Humanisten abgesehen, gänzlich an eigentlichen Nachahmungen der Morus'schen Utopie in Deutschland. Das Meiste des hieher gehörigen Materials wird wohl in der Masse der Reformations-Flugschriften, die im ganzen noch nicht genügend bekannt gemacht sind, stecken. Die sozialen Reformbestrebungen, die mit den Bauernunruhen in Zusammenhang stehen, ebenso wie die kommunistischen Projekte, die überall verquickt mit kirchlichen und biblischen Vorstellungen auftauchten, mußten auch in der Literatur zum Ausdruck kommen und sind wahrscheinlich nicht selten auch in der Form von poetischen Schilderungen idealer und utopischer Einrichtungen und Zustände aufgetreten. Alle kleinen derartigen Schriften zu sammeln und zu schildern, würde indessen die Aufgabe einer besonderen Abhandlung sein, denn die Zahl der ans Utopische streifenden Projekte aus allen Lagern und Parteien, besonders von Seiten der Wiedertäufer und ähnlicher Sektirer mit Heiligen und Propheten, ist sehr groß. Eine der bekanntesten Schriften dieser Art ist der noch neuerdings wieder gedruckte Bundsgenoß des Oberlin von Günzburg, der in mehr verstandesmäßiger als phantasievoller Weise eine Reihe von Gesetzen aufzählt, die in dem Lande „Wolfaria“ in Kraft sind oder sein sollen.

Die vlämische Sprache in Französisch-Flandern.

In Nr. 190 d. J. der Beilage haben wir den ersten Theil des Buches vom Lütticher Universitätsprofessor G. Kurth über den amtlichen Sprachgebrauch in den alten Niederlanden, das, wie dort angeführt, den zweiten Band seiner ausführlichen Geschichte der belgischen Sprachverhältnisse bildet, eingehend analysirt. Die historischen Thatsachen, die sich aus dieser Untersuchung ergeben, faßt der Verfasser selbst folgendermaßen zusammen:

1. So weit man in der Geschichte der belgischen Provinzen germanischer Zunge zurückgehen kann, bestätigt es sich, daß das Französische sich stets einer großen Beliebtheit und Verbreitung in den oberen Gesellschaftskreisen erfreut. Stets hat es denselben als eine zweite Muttersprache gegolten.

2. Die Belgier vlämischer und deutscher Zunge haben sich in allen Kundgebungen des öffentlichen Lebens des Französischen bedient, ein Jahrhundert bevor sie zu ihrer Muttersprache griffen. Im 13. Jahrhundert waren die Höfe von Brügge und Luxemburg französische Höfe, gerade wie im 18. Jahrhundert die von Berlin und Baden.

3. Erst die demokratische Bewegung des 14. Jahrhunderts hat die germanischen Sprachen zu Ehren gebracht. Ohne das Französische zu verdrängen, gelang es ihnen, ihren rechtmäßigen Platz neben demselben zu erobern und sie theilten mit demselben die verschiedenen Verwaltungszweige des Gemeinwesens.

4. Die Vereinigung der Niederlande unter dem Scepter einer und derselben Dynastie hat dem Französischen wieder eine gewisse Oberherrschaft verliehen. Es wurde wieder die Sprache der allgemeinen Interessen, während das Deutsche und Vlämische die der provinzialen und kommunalen Interessen blieben. Die Regierung jedoch, trotzdem sie das Französische gebrauchte, hat die germanischen Sprachen nicht im mindesten bedrängt und selbst in ihren Beziehungen mit den germanischen Völkerschaften sich der Muttersprache derselben bedient.

5. Das große internationale Obergewicht, welches das Französische im 18. Jahrhundert erlangte, hat diese Sachlage nach und nach zu ungunsten der germanischen Sprachen geändert. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Regierung dahin gelangt, keine andere Sprache als die französische mehr zu gebrauchen.

6. Von der französischen Republik wurde nun dieser stillschweigend angenommene ausschließliche Gebrauch der französischen Sprache gesetzlich festgestellt.

7. Die holländische Regierung begann eine Reaktion und versuchte das Niederländische zur allgemeinen nationalen Sprache des Königreichs der Niederlande zu erheben. Sie scheiterte in diesem Bestreben am Widerstande der wallonischen Bevölkerung und selbst an dem eines beträchtlichen Theiles der vlämischen.[1])

Der zweite Theil des Kurth'schen Buches[2]) berichtet nun über die Geschicke der vlämischen Sprache in dem vom Mutterlande losgetrennten Französisch-Flandern.

Der glückliche Aufschwung, den die Volkssprachen Belgiens infolge der Ausdehnung der kommunalen Freiheiten im 14. Jahrhundert nahmen, sollte den Frankreich einverleibten Provinzen vlämischer Zunge nicht beschieden sein. Hier stieß der natürliche Lauf der Dinge, welcher das Obergewicht des Französischen von Jahr zu Jahr verstärkte, auf keinen Widerstand. So mußten sich denn hier mit der Zeit ganz andere Sprachverhältnisse entwickeln, als in den belgischen Provinzen.

Die allgemeine Beliebtheit, deren sich im 12. und 13. Jahrhundert das Französische in Vlämisch- und Deutsch-Belgien erfreute, war selbstverständlich eine ebenso starke in Französisch-Flandern, das dazumal in die Grafschaften von Boulogne und Guines zerfiel. Die ältesten Nachrichten, die wir in sprachlicher Hinsicht von diesen Landen haben — und deren der Verfasser verschiedene anführt — liefern den unzweideutigen Beweis, daß seit unvordenklichen Zeiten an diesen Höfen und im Adel das Französische als eine zweite Muttersprache galt, und dies noch viel mehr in der Grafschaft Boulogne als in der Grafschaft Guines. Auch der städtischen Bürgerschaft war das Französische ganz geläufig. Die ältesten Urkunden der deutschen Stadt St. Omer sind in französischer Sprache. In allen merkwürdig gut erhaltenen amtlichen Kundgebungen dieser Stadt vom 12. bis zum 19. Jahrhundert findet sich kein einziges das vlämisch verfaßt wäre. Der Adel und die Bürgerschaft sprachen zwei Sprachen, das Volk kannte nur das Vlämische. Darauf mußte Bezug genommen werden, insofern als die Anschlagzettel und das Gerichtswesen zweisprachig gehalten wurden.

Das Beispiel von St. Omer ist typisch für alle Städte Französisch-Flanderns. In Dünkirchen, Kassel, Calais rc. waren die Sprachverhältnisse ganz dieselben.

---

[1]) Die Darstellung des Verfassers reicht nur bis zum Jahre 1830, dem Datum der Gründung der belgischen Unabhängigkeit. Seitdem haben ja bekanntlich die germanischen Sprachen Belgiens einen neuen Aufschwung erlebt, das Vlämische infolge der um 1835 begonnenen vlämischen Bewegung, worüber ich die Leser der Beilage nächstens zu unterrichten gedenke, — das Deutsche infolge der erst ganz kürzlich von Prof. Kurth selbst begründeten deutschen Bewegung, worüber die Beilage bereits berichtet hat. S. Nr. 292, Jahrg. 1896; Nr. 79 und 99 dieses Jahrgangs.

[2]) De l'emploi officiel des langues dans les anciens Pays-Bas. Bruxelles 1898. Société belge de librairie.

Bald blieb der germanischen Volkssprache nur mehr der häusliche Herd und die Straße übrig. Hätte sie sich darin behaupten können, so wäre dies schon viel gewesen. Der Nachäffungsgeist jedoch, der zu allen Zeiten die niederen Gesellschaftsklassen auf die Spur der oberen getrieben, brachte es auch hier bald mit sich, daß auch das Volk eine Vorliebe für die herrschende Sprache affektirte und in der Geringschätzung für seine Muttersprache mit den höher Gestellten wetteifern wollte. So entsteht eine unglückselige Strömung, die das Gleichgewicht zwischen zwei Sprachen bald aufhebt. Die neue macht immer größere Fortschritte, die andere wehrt sich mühsam.

Eine derartige Sachlage hätte jedoch noch Jahrhunderte lang fortdauern können, ohne der Volkssprache den Todesstoß zu geben, wenn die politischen Ereignisse die Entscheidung nicht beschleunigt hätten. Im Augenblick, wo das Vlämische nur mehr durch die Macht der Gewohnheit geschützt war, erklärt die öffentliche Gewalt demselben plötzlich den Krieg und überrascht es in einem so schwächlichen Zustande, daß ein siegreicher Widerstand ganz hoffnungslos ist.

Die oppressive Gewalt der Gesetze kann einer Sprache nichts anhaben, die, von der öffentlichen Meinung unterstützt, von der Mehrheit der Nation gesprochen, in der vollen Blüthe ihrer Entwicklung ist. Dann ist sie unüberwindbar, und alle gesetzliche Unterdrückung hilft nur dazu, die wunderbare Spannkraft zu vermehren, mit welcher sie immer wieder zu ihrem natürlichen Zustand zurückkehrt. Die vlämische Sprache in Frankreich, vom Mutterlande losgetrennt, dem großen französischen Sprachkörper einverleibt, nur mehr vom Volke gesprochen, das kein nationales Mißtrauen gegen das Französische hegte und seiner zum Dialekt gewordenen Muttersprache gegenüber gleichgültig geworden war, war nicht mehr imstande, einem Angriff der gesetzgeberischen Macht zu widerstehen.

Es war Ludwig XIV., dieser ideale Zentralisationskönig, der durch ein Edikt vom Jahre 1684 der vlämischen Sprache den ersten Schlag gab. Er entzog dadurch der Volkssprache das ihr bis dahin noch zur Hälfte überlassene Gebiet des Gerichtswesens: „Défendons à cette fin," lautete auszugsweise dieses Edikt, „à tous les avocats et procureurs, de se plus servir de la langue flamande, soit pour les plaidoyers, soit pour les écritures ou autres procédures, et aux magistrats des dites villes et châtellenies de le souffrir, ni de prononcer leurs jugements qu'en langue française, à peine de nullité et de désobéissance."

Bald folgten ähnliche Erlasse für den Elsaß und für die Länder katalonischen Dialekts. Der Zweck der französischen Regierung war offenbar, die sprachliche Einheit als Sinnbild der politischen zu bewerkstelligen.

Das französische Konvent setzte das Werk Ludwigs XIV. fort. Das Gesetz vom 2. Thermidor des Jahres II lautete:

Art. 1er. A compter du jour de la publication de la présente loi, nul acte ne pourra, dans quelque partie que ce soit du territoire de la République, être écrit qu'en langue française.

Art. 2. Après le mois qui suivra la publication de la présente loi, il ne pourra être enrégistré aucun acte, même sous seing privé, s'il n'est écrit en langue française.

Gegen diese drakonischen Maßregeln erhob sich keine Einsprache in Französisch-Flandern. Elsaß allein protestirte, es erhielt eine Aufhebung des Gesetzes. Und doch überlebte das Vlämische diese schweren Prüfungen. Es blieb die Sprache der Kirche, und in der Schule wurde es auch noch gelehrt. Vlämische Buchhandlungen bestanden in Dünkirchen bis 1734, in Bergues bis 1712, in St. Omer bis 1772.

Neue Prüfungen sollte die französische Revolution der Volkssprache auferlegen. Indem sie alle Schulen des alten Regiments zerstörte, legte sie eine der Quellen trocken, woraus die verarmte und verstümmelte Sprache noch einige Nahrung sog. Und bei der Wiedereröffnung der Schulen ward nur mehr das Französische in denselben geduldet. Die vlämische Schule verschwand als ein Ueberrest der alten Ordnung der Dinge. Die Generation des Revolutionszeitalters sprach gewiß noch vlämisch, trug es jedoch nicht mehr unversehrt auf die folgende über; und mit Hülfe der immer fortschreitenden Zentralisation verschwand es langsamerweise gänzlich. Es ist keine leichte Aufgabe, die letzten Phasen dieses Todeskampfes zu erzählen: der Anfang und das Ende der Dinge sind in Nebel gehüllt, die eine genaue Feststellung des Augenblicks vom Uebergang des Lebens in den Tod unmöglich machen. Den örtlichen Forschern muß es überlassen bleiben, uns zu sagen, wie sich in jedem Dorf das allgemeine Gesetz bewahrheitet hat, wie eine Volkssprache stufenweise vernachlässigt, verdrängt, vergessen wurde, wie sie aufgehört hat, in der Kirche gebraucht zu werden, wie es dahin gekommen, daß die Mütter, die noch Vlämisch kannten, darauf verzichtet haben, es mit ihren kleinen Kindern zu sprechen, und wie sie ihnen eine französische Erziehung haben zutheil werden lassen. Vom allgemeinen Gesichtspunkte aus ist diese Geschichte überall dieselbe; in einigen besonderen Zügen ist sie von Kreis zu Kreis, ja von Dorf zu Dorf verschieden. Auf der äußersten sprachlichen Grenzlinie blühte das Vlämische noch zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts. In Dünkirchen z. B. sprachen zu Ende des 18. Jahrhunderts nur die Regierungsbeamten und die Soldaten französisch; am Vorabend der Revolution bestand dort noch eine vlämische Rederijkerskammer. Eine Menge Grabsteine bezeugen, daß noch im Anfang des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Zahl von Ortschaften an der Volkssprache festhielt.

Nachdem, wie gesagt, die Revolution das Vlämische aus der Schule vertrieben hatte, fand es seine letzte Stütze an der Kirche, die so lange wie möglich an der Volkssprache, worin sie mit Recht eine Schutzwehr gegen den rationalistischen Geist der französischen Zivilisation sah, festhielt.[1]) Schließlich mußte auch diese Stütze mit der immer mehr zunehmenden Französirung zusammenbrechen, und auch die Kirche gab endlich den Gebrauch des Vlämischen auf.

Die inzwischen von der vlämischen Bewegung erzielten Erfolge und die allgemeine Bewegung, die in der neuesten Zeit die Völker zu ihrer Muttersprache zurückführt, konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf die französischen Vlamen. Die Wiederauflebungsversuche der Volkssprache in Französisch-Flandern datiren von der Mitte dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1853 wurde in Dünkirchen die Maatschappij van Vlaamsche Letterkunde gegründet und bald nachher das Comité flamand de France. Auch wurde eine Zeitschrift „Ons oud Vlaamsch", mit der bedeutungsvollen Devise: Mij dunckt dat Vlaminghen seyndt, ins Leben gerufen, und drei Rederijkerskammern, Het Bollewerk in Dünkirchen, Sinte-Barbara in Berguen und De Blauwers in Kassel. Einen energischen, streitbaren Charakter hat diese Reaktion bis jetzt aber nicht angenommen; sie geht vielmehr von einem archäologischen und literarhistorischen Interesse für die Vergangenheit des Landes aus. Es sind dort nur einige Gelehrte, die sich für die alte Muttersprache interessiren. Ihre Arbeit hat gewiß dem Verfall des Vlämischen

[1]) Ganz dieselbe Verfahrungsweise hat die katholische Geistlichkeit in Deutsch-Belgien befolgt, dessen Schicksale mit denen Französisch-Flanderns überhaupt große Aehnlichkeit aufweisen. Es sei hier daran erinnert, daß Prof. Kurth die Geschicke der deutschen Sprache in Belgien in der die deutsche Bewegung in Belgien begründenden Broschüre: „Das deutsche Belgien und der Areler deutsche Verein". Arel und Aubel, A. Willems 1896, beschrieben hat.

Einhalt gethan, aber die Gefahr eines völligen Unterganges nicht beschworen. Die bisherigen Anzeichen lassen noch keine begründete Hoffnung auf eine Neubelebung der vlämischen Sprache in Frankreich aufkommen. Es wären dazu viel bedeutendere Kräfte nothwendig als die jetzt vorhandenen. Ein solches Resultat könnte nur mit einem Preise erkauft werden, den die französischen Vlamen in ihrer jetzigen Stimmung schwerlich daran setzen würden.

Lüttich. Prof. Heinrich Bischoff.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. Das vor kurzem erschienene dritte Heft des laufenden Bandes der von Prof. Dr. Frhr. v. Danckelman herausgegebenen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ enthält wieder eine Reihe wichtiger Karten und sonstiges wissenschaftliches Material über Kamerun und Togo. Vor allem zu nennen ist die von Dr. R. Kiepert und Moisel im Maßstab von 1:150,000 bearbeitete große Karte des deutsch-englischen Grenzgebiets zwischen dem Rio del Rey und den Fällen des Calabar (Croßflusses), die u. a. die Aufnahmen des Hauptmanns v. Besser, des deutschen Mitglieds der deutsch-englischen Kommission zur Festsetzung der Grenze Kamerun-Nigerküstenprotektorat, in vollem Umfange wiedergibt. Die Arbeiten der Kommission fielen in die Monate Oktober und November 1895; man fuhr den Calabar bis zu den Fällen hinauf, wo die deutsch-englische Grenze den bekannten Knick macht, und ging dann auf dem Landwege durch deutsches Gebiet wieder zur Küste zurück. Die Landroute verläuft in bisher fast durchweg unbekanntem Gebiet und wird nur an einer Stelle von dem Wege des Engländers Casement gekreuzt. Die Konstruktion stützt sich auf 9 Breiten Bessers. Leider war er nicht in der Lage, die für den Verlauf der Grenze so überaus wichtige, bislang schwankende Länge der Calabarfälle astronomisch festzulegen; trotzdem dürfte die auf anderem Wege ermittelte Position derselben, 8° 50′ östl. Länge, der Wirklichkeit sehr nahe kommen. Bisher wurde deren Länge auf 9° 6′ Ost angenommen. Es ergibt sich daraus eine Verschiebung von rund 30 km nach Westen, mithin auch eine nicht unerhebliche Verschiebung der ganzen Grenzlinie zugunsten des deutschen Besitzes. Eine endgültige Festlegung der deutsch-englischen Grenze zwischen dem Calabar und der Küste, die sich an topographische Verhältnisse anlehnt, dürfte nicht die Aufgabe der Kommission gewesen sein. Das bleibt einer hoffentlich nahen Zukunft vorbehalten. Die Grenze verläuft also nach wie vor geradlinig. Das Grenzgebiet ist stark bergig und die Aufnahmethätigkeit war deßhalb nicht leicht; trotzdem wird viel Detail geboten. — Mitverwerthet für die Karte wurde ferner eine Aufnahme v. Bessers vom Mai und Juni 1895 von der Küste ins Stromgebiet des Ndian über die Nordwest-Ausläufer des Kamerungebirges hinweg. An sonstigem Material lagen hier für die Karte die älteren schwedischen Aufnahmen und die Zenner'schen und Zintgraff'schen Routen, sowie ein Theil von Conrau's Route vor. Letztere — aus den Jahren 1896 und 1897 — wird im Maßstab von 1:250,000 in ihrer ganzen Ausdehnung auf einer besonderen Karte des vorliegenden Heftes veröffentlicht. Sie geht vom Dibombe im Osten um die Nordabhänge des Kamerungebirges herum nach Bibundi (Küste) und berührt den Elefanten-, Soden- und Rickard-See, erschließt außerdem im Osten und Nordosten manch unbekanntes Terrain. In einem kurzen Aufsatz bringt Conrau einige neue Mittheilungen über die Stämme vom Munga bis nach Bali hinauf. Von Interesse sind namentlich die Bemerkungen über die Fetisch-Gesellschaften der Bakundu. Daß diese Gesellschaften der Anthropophagie huldigen, wird von Conrau kurz erwähnt. Diese Ansicht ist bereits von Zintgraff ausgesprochen, aus eigener Anschauung aber noch nicht belegt; auch Conrau scheint nur vom Hörensagen zu berichten, da die Fetischgesellschaften ihr Thun natürlich mit dem Schleier des Geheimnisses umziehen. — Noch nicht sicher bekannt war seither die Höhe des höchsten Kamerungipfels, da die älteren Angaben nach Flegel, Johnston, Burton u. A. um ca. 200 m von einander abwichen. Im März 1898 ist dem Botaniker Dr. Preuß eine Messung gelungen, die aus verschiedenen Gründen als definitiv acceptirt zu werden verdient; er fand eine Höhe von 4075 m. — Es folgen dann meteorologische Beobachtungen aus verschiedenen Orten des Schutzgebietes Kamerun und aus Dar-es-Salaam; die Tabellen sind sehr reichhaltig. — Nachdem bereits im dritten Hefte des Jahrgangs 1896, also vor 2 Jahren, von der großen, im Maßstabe von 1:200,000 entworfenen Sprigade'schen Karte des Schutzgebiets Togo das südliche Blatt erschienen ist, steht der nördliche Theil noch aus; wahrscheinlich deßhalb, weil das Material noch immer reichlich fließt und ein vorläufiger Abschluß der Konstruktion darum nicht rathsam erscheint. Zum Theil wird sie aber bereits fertig sein; wir schließen das wenigstens aus einer dem Hefte noch beigegebenen Manuskriptkarte in 1:200,000, die die Gegend östlich vom Volta bei Kete Kratye umfaßt. Wir erkennen daraus ein dichtes Netz von Routen, unter denen die von Gruner (1894), Klose (1894—95), von Doering (1895), von Carnap und Graf Zech (1896) die wichtigsten sind. Letzterer hat u. a. den vielgewundenen Unterlauf des Oti, eines linken Voltazuflusses, sorgsam aufgenommen.

* **Gothische Schmuckgegenstände** sind kürzlich in **der Ukraine** gefunden worden. Wie Th. **Volkow** der **Pariser Anthropologischen Gesellschaft** mittheilte, sind diese Funde besonders deßhalb wichtig, weil die Gothen, die schon Ende des vierten Jahrhunderts durch die Hunnen aus der Ukraine verdrängt wurden, hier sehr wenig Spuren ihrer Kunstfertigkeit hinterlassen hatten. Die Gegenstände sind von Choopka bei dem Dorfe Paslerke in einem Distrikte des Gouvernements Kijew ausgegraben worden. Es sind zwei Spangen, drei Ohrringe von sehr eigenartiger Form, ein nicht geschlossener Fingerring und die Spitze eines Pfeils.

Goethe-Denkmal in Straßburg. Bekanntlich hat sich vor kurzem zu dem Zwecke, dem jungen Goethe in Straßburg ein Denkmal zu errichten, ein Ausschuß gebildet, dem die hervorragendsten Männer in ganz Deutschland beigetreten sind. Der Gedanke hat in ganz Deutschland freudigen Anklang gefunden, doch eine herzlichere Aufnahme als im Elsaß wurde ihm nirgends bereitet. Man weiß im Elsaß, was man Goethe schuldet. Hat doch niemals Jemand dies schöne Land und seine biederen Bewohner mehr verehrt und mehr geliebt als er! Hat doch niemals Jemand deren Eigenart wärmer, köstlicher geschildert als er! Und war er es doch, der zuerst wieder mit voller Bewunderung das herrliche Münster, Straßburgs Stolz, als ein Denkmal wahrer und großer Kunst pries! Wäre Straßburg heute den Deutschen, was es ist, ohne die Gestalt des jugendlich schönen, genialen Dichterjünglings? Drum hat der Gedanke, diesem Jüngling, dem strebenden, nach Entwicklung ringenden, hoffnungsfrohen Studenten Goethe ein Denkmal zu setzen, im Elsaß allseitig Beifall gefunden. Der geschäftsführende Ausschuß in Straßburg entfaltet eine rege Thätigkeit, überall auf das zuvorkommendste unterstützt. Altelsässer und Altdeutsche reichen sich bei diesem schönen Werk die Hand, aus allen Theilen des Landes, selbst aus Lothringen, kommen zustimmende Kundgebungen, und die Presse aller Parteien befürwortet den Plan aufs wärmste. Der Landesausschuß hat noch vor seinem Auseinandergehen eine Sammlung veranstaltet, die einen erheblichen Ertrag abwarf. Die größte Hingabe aber zeigte, wie sich's ja auch gehört, die Straßburger Universität für die Ehrung ihres größten Sohnes. Eine Anzahl der angesehensten Professoren, gründliche Goethe-Kenner, hat beschlossen, zur Förderung des Planes eine Reihe **öffentlicher Vorträge über Goethe** zu halten. Den Reigen eröffnete gestern Abend Prof. Dr. **Martin** mit dem Vortrage: „Goethe über die Weltliteratur.“ Der Vortrag war zahlreich besucht, auch der kaiserliche Statthalter nebst Gemahlin war anwesend, und die Zuhörerschaft blieb von dem anregenden, gedankenreichen Vortrage hochbefriedigt. Am nächsten Sonntag spricht Professor Dr. **Henning** über den jungen Goethe. Die Professoren haben die Absicht, diese Goethe-Vorträge zum Besten des Goethe-Denkmals auch noch an anderen Orten zu halten.

(Im Anschluß an diese Einsendung bemerken wir nochmals, daß auch in **München** Sammellisten für die Beiträge

zur Errichtung des Goethe-Denkmals in Straßburg aufliegen, und zwar bei Hrn. Hofbuchhändler Th. Ackermann, Promenadeplatz, und in der Expedition der Allgem. Zeitung. — D. Red.)

* In diesem Wintersemester haben sich bis jetzt an der Berliner Universität 160 Frauen einschreiben lassen. Der Nationalität nach gehört die große Mehrheit dem preußischen Staate an. Es studiren nicht weniger als 102 Preußinnen; aus dem übrigen Deutschland widmen sich nur eine Sächsin und eine Mecklenburgerin dem Studium an der Berliner Universität. Aus Rußland kommen 26 studirende Frauen, aus Amerika 21, England sandte 3, Oesterreich 2, Schweden, Dänemark, Rumänien, Bulgarien sind je durch eine Dame vertreten. Von 160 studirenden Frauen sind 101 protestantisch, 7 katholisch, 47 jüdisch, 5 gaben ihre Religion nicht an. Zwölf von den 160 Studentinnen sind verheirathet. Aus der Uebersicht über das gewählte Studium kann man wohl schließen, daß eine große Anzahl Lehrerinnen sich der Vervollkommnung ihrer Studien in den Schulfächern widmen. Es fällt auf, daß sieben studirende Frauen sich als Theologinnen haben einschreiben lassen; es sind ohne Ausnahme evangelische Preußinnen, die wahrscheinlich ihr Oberlehrerinnenexamen auch in Religion ablegen wollen. Nur drei Medizinerinnen zählt die Berliner Universität, was sich aus den Schwierigkeiten erklärt, die man wegen des anatomischen Studiums macht. Drei Damen studiren die Rechtswissenschaften, sechs Staatswissenschaften; die übrigen Damen gehören der philosophischen Fakultät an, und zwar studiren hier die größte Anzahl Philologie, Literatur, Philosophie, Geschichte, Kunstgeschichte. Als besonderes Fach hat nur eine Dame Archäologie gewählt, eine andere studirt Alterthumswissenschaft, eine Dame widmet sich ausschließlich der Nationalökonomie. Der Mathematik und den Naturwissenschaften haben sich 18 Damen zugewandt, eine studirt Astronomie und Mathematik, eine andere Botanik, eine dritte endlich Geographie.

* **Tübingen.** Wie alljährlich, fand am 6. November in dem vollständig renovirten Festsaale der Universität die Vertheilung der akademischen Preise für das laufende Studienjahr statt. Es gelangten im ganzen (außer den öffentlichen Belobungen) zwölf Preise für die eingereichten Bearbeitungen der gestellten Preisaufgaben zur Vertheilung. Die meisten Preise ertheilte, wie gewöhnlich, die katholisch-theologische Fakultät (fünf), dann folgt die evangelisch-theologische mit drei Preisen. Die juristische, die medizinische und die naturwissenschaftliche Fakultät waren nicht in der Lage, ihre Preise zu vertheilen; den beiden letztgenannten Fakultäten waren überhaupt keine Preisbewerbungen eingereicht worden. Interessant ist, daß auch der Preis der staatswissenschaftlichen Fakultät (für Bearbeitung des Themas „Die Bestrebungen zur Organisation des Handwerks im heutigen Deutschen Reiche") von einem katholischen Theologen davongetragen wurde; da außerdem auch die Preise der fürstbischöflich Speyer'schen und der freiherrlich Palm'schen Stiftung katholischen Theologen zufielen, erhöht sich die Zahl der Preisgekrönten aus der katholischen Fakultät auf acht.

* **Gießen.** Am 7. d. M. konnte der Rabbiner Benedikt S. Levi, der Vater des Generalmusikdirektors H. Levi, den Tag seines 70jährigen Doktorjubiläums begehen. Der Dekan der philosophischen Fakultät der hiesigen Hochschule, Prof. Dr. Behrens, überreichte dem Jubilar eine Tabula Gratulatoria. Dr. Levi hat sein 92. Lebensjahr bereits überschritten und erfreut sich für sein Alter seltener geistiger Frische und des besten Wohlbefindens.

* **Rostock.** Der außerordentliche Professor Dr. Franz Erhardt in Jena ist zum ordentlichen Professor der Philosophie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Lausanne.** An der hiesigen Universität hat der Professor der klinischen Medizin de Cérenaille sein Amt niedergelegt. Seinen Lehrstuhl und die Leitung der Klinik wird Prof. L. Bourget, bisher Professor für Arzneimittellehre, übernehmen. Die hiedurch frei werdende Professur ist dem Prof. Rabow, bisher außerordentlicher Professor der Irrenheilkunde, übertragen worden. Rabow ist Reichsdeutscher und ein Schüler v. Leydens.

* **Kopenhagen.** Am 7. November ist hier der bekannte Kunsthistoriker Friedrich Meier im Alter von 64 Jahren gestorben.

* **New-York,** 7. Nov. Der amerikanische Nationalökonom David A. Wells ist, 71 Jahre alt, gestorben. Er hatte sich besonders durch seine vorzüglichen Berichte über die Bundeseinnahmen und durch volksthümliche nationalökonomische Werke einen Namen gemacht und war Mitglied der französischen Akademie der politischen Wissenschaften.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Eduard Loewenthal: Grundzüge zur Reform und Kodifikation des Völkerrechts (Vorlage für die vom Kaiser von Rußland einberufene Friedenskonferenz). Berlin, Otto Dreyer 1898. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 310. Galizien: 26. Heft. Wien, Alf. Hölder. — Dr. Josef v. Körösy: Einfluß der Konfession, des Wohlstandes und der Beschäftigung auf die Todesursachen. Uebersetzung aus dem Ungarischen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. — Benno Erdmann und Raymond Dodge: Psychologische Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage. Halle a. S., Max Niemeyer 1898. — Cl. v. Oertzen: Armenpflege in Deutschland nach Theorie und Praxis. 2. Aufl. Gotha, F. A. Perthes 1898. — *Onorato Roux:* Infanzia e giovinezza di illustri Italiani. Milano, Ulrico Hoepli 1898. — Maximilian Schmidt: Gesammelte Werke. Volksausgabe. Lfg. 1—4. — Karl Bleibtreu: Der Zar-Befreier. Ein Wort für Volkswehr gegen stehendes Heer. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1898. — Dr. M. Wilhelm Meyer: Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin. Eine populäre Astronomie der Fixsterne. 3. Aufl. Leipzig, Hermann Haacke 1898. — Dr. H. Thoden van Velzen: Die zwei Grundprobleme der Zoologie. 1. Der Ursprung thierischer Körper. 2. Der Instinkt der Thiere. Aus dem Niederländischen übersetzt und verbessert vom Verfasser. Ebd. 1898. — W. H. Riehl: Geschichten und Novellen. Gesammtausgabe. Lfg. 1. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. — Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Hggb. von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1899. — Kleists Hermannsschlacht — ein Gedicht auf Oesterreich. Anläßlich der Aufführungen im Kaiserjubiläum-Stadttheater erläutert und eingerichtet von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, C. Graeser 1898. — Carl Eduard Rey: Neue Reimereien des alten Grünrocks aus der Pfalz. Straßburg, K. J. Trübner 1898. — Svetozar Manojković: Gusla und Leier. Gedichte. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1898. — Prof. Dr. E. Bleuler: Die allgemeine Behandlung der Geisteskrankheiten. Zürich, Ed. Rascher (Meyer u. Zellers Nachfolger) 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 10. November. Nummer 255.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber die utopischen und phantastischen Elemente in der deutschen Dichtung.

Von Dr. Kohlfeld.

II.

Bekanntlich scheiterten die sozialen Umsturzbestrebungen des 16. Jahrhunderts gänzlich, die Bauernbewegung wie die kommunistischen Anläufe der Wiedertäufer fanden ein Ende mit Schrecken, und Unterdrückung und Rache waren so nachdrücklich, daß sich für lange Zeit keine ähnlichen Gedanken wieder an die Oeffentlichkeit wagten. Der Gesichtskreis scheint in den sich mehr und mehr abschließenden Kleinstaaten mit ihrem straffen Fürsten- und Theologenregiment ein immer engerer zu werden. Vielleicht gibt es bis Andreae hin, außer manchen satirischen Aufsätzen, keine Schrift, die durch dichterische Schilderung idealstaatlicher Verhältnisse von einem im deutschen Volk lebendigen Sehnen und Hoffen Zeugniß ablegen könnte, jedenfalls keine derartige Schrift, die sich eines größeren Einflusses oder Ansehens erfreut hätte. Letzteres ist dagegen zweifellos der Fall bei den in die letzten Jahre des Reformationszeitalters fallenden Schilderungen Joh. Val. Andreae's, obwohl die Veranlassung zur Entstehung dieser Schriften zunächst etwas äußerlich und zufällig zu sein scheint. Ein Freund nämlich des Thomas Campanella, von dem im Jahr 1620 wieder eine echte Utopie im Sinne des Plato und Morus, der Sonnenstaat, erschien, machte Andreae in Tübingen mit den Schriften und Manuskripten seines Meisters bekannt und gab ihm den Anstoß zur Nachbildung dieser italienischen Utopie. Andreae's Werk konnte bereits im Jahr 1619 veröffentlicht werden. Es trug den Titel: Reipublicae Christianapolitanae descriptio. Der geschilderte Idealstaat liegt auch hier auf einer fernen Insel, auch hier ist der Himmel auf Erden, es gibt kein Privateigenthum, keine Habsucht, keine Laster. Aber dies Glück verdankt man nicht geschickten äußerlichen Einrichtungen und Gesetzen; christlicher Glaube allein und christliche Sitten der wahrhaft evangelischen Bewohner sind die Ursache davon. Das gesammte Staatsbild ist das Ideal eines protestantischen Pfarrers, eines Pfarrers, der im übrigen von der strengen Zucht und Sitte der Calvinisten, unter denen er in Genf längere Zeit lebte, vieles angenommen und in seinen Gedankenstaat verpflanzt hatte. Noch eine zweite Schrift Andreae's, die Christenburg, handelt in 40 Gesängen von einem solchen christlichen Phantasiestaat; im Mittelpunkt steht hier der Sieg der christlichen Utopier, den sie durch wunderbares Eingreifen des göttlichen Gerichts über die ihr Land angreifenden Feinde davontragen.

Im Jahre 1641 nimmt Andreae zum drittenmal dasselbe Thema auf, die Schrift hat den Titel: Reise nach der Insel Capher Salama oder Beschreibung der Republik Christianburg. Andreae's Hauptzweck ist in diesen wie in allen seinen sonstigen Arbeiten und Schriften praktisches Christenthum; er ist, wie Menzel sagt, unermeßlich populär gewesen.

Betrachtet man die europäische Literatur des 17. Jahrhundert im ganzen, so fällt die große Reihe von utopischen Schilderungen auf, man hat daher die ganze Zeit auch geradezu als das Zeitalter der Utopien bezeichnet. Die Hauptschriften dieser Art sind außer dem schon genannten Andreae: Bacons Nova Atlantis aus dem Anfang des Jahrhunderts, Campanella's Civitas solis vom Jahre 1620, Barclay's Argenis 1621, Harringtons Oceana 1656, die anonyme Histoire des Sévarambes 1677 und das Königreich Ophir vom Jahre 1699; eine ziemliche Anzahl weniger bekannter und bedeutender Schilderungen könnte hieran noch angeschlossen werden. Allerdings ist auf deutschem Boden von den genannten Utopien nur die letztere entstanden; aber die ausländischen blieben nicht ohne Einfluß; sie wurden im Original und in Uebersetzungen gelesen, und von mehreren derselben gilt wohl das, was der Verfasser der Schlaraffia politica von Harringtons Oceana sagt, „daß sie enormes Aufsehen machte und Jahre hindurch eine Fluth von Broschüren veranlaßte“. Die Sehnsucht nach einem kommenden Reich des Glückes und des Friedens war damals in den weitesten Volkskreisen stärker als je, eine Stimmung, die nach all den furchtbaren Leiden und Greueln des langen Krieges wohl begreiflich ist und die in der bekannten Stelle des Simplicissimus so hell beleuchtet wird, wo die Soldaten sich im Lager von dem teutschen Helden, der da kommen werde, um den kläglichen Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen, einen allgemeinen Frieden zu gebieten und Deutschland zu einem „Schlaraffenland“ zu machen, unterhalten. Durch die ganze Dichtung des Zeitalters geht ein Zug des Sehnens aus all dem unseligen Kriegselend heraus nach friedlichem Genießen und Glück. Idyllisch-romanhafte Scenerien sind neben religiösen Motiven die Hauptangelegenheit aller Dichter des Jahrhunderts; alle Dichtungsgattungen der Zeit von der Lyrik bis zum Drama sind unter diesem Gesichtswinkel anzusehen. In der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule und besonders unter den Pegnitzschäfern erreicht die Idylle ihren Gipfelpunkt. Mit dem Boden der Wirklichkeit hängt diese ganze Dichtung nur noch sehr lose zusammen: es handelt sich hier in der That um Utopisches. Schon die Landschaft mit ihren Lorbergebüschen und Cypressenhainen hat nichts von deutscher Wirklichkeit; die Menschen, die darin wohnen, sind Schäfer und Bauern, empfinden und denken aber wie Menschen des Parkettbodens, sie füllen ihre glücklichen und friedlichen Tage ohne Arbeit mit hundert Liebeleien und Spielereien aus; Götter und Göttinnen, Faunen und Nymphen, die ebenfalls keine wichtigeren Angelegenheiten als Liebeln und Tändeln haben, stehen mit ihnen in Verkehr; unmögliche Lebewesen, bei

denen das Kostüm die Hauptsache ist, agiren oder gleiten marionettenhaft an Drähten über diese Tapetenwelt. „Und doch liegt in all dieser Unnatur und Affektirtheit," um die Worte eines bekannten Literarhistorikers zu gebrauchen, „ein natürliches Gefühl, die Sehnsucht aus den blutigen Greueln der Schlachten und Verwüstungen und aus der Arglist der Diplomatie heraus zur Ruhe, zum Frieden, zum Genuß des Lebens." Wie die Schäfereien und dramatischen Fest- und Gelegenheitsspiele besonders an den Höfen in Blüthe stehen, so finden sie dort um die Wende des Jahrhunderts eine Art Fortsetzung im Singspiel und in der Oper, die nun diese ganze seltsame Welt in phantastischer Theaterbeleuchtung und unter Mithülfe zauberhafter Maschinerien vorführen. Eine Reaktion gegen das schwächlich Idyllische erfolgt bekanntlich in der zweiten schlesischen Dichterschule. Man strebt nach Kraft und Natürlichkeit. Aber letztere wird selten erreicht. Wie vorher das Pendel zu sehr nach Seiten des Matten und Weichlichen ausschlug, so jetzt nach Seiten des Grotesken, Ungeheuerlichen. So sind wir hier wieder in der Welt des Phantastischen: zeitlich und räumlich fernliegend, spielen sich in den meisten dieser Erdichtungen die Begebenheiten ab, denn nur in so fremdartiger Umgebung konnten die Dichter es wohl wagen, diese zehnfach vergrößerten Laster und Tugenden, diese seltsamen, ungeheuerlichen Empfindungen und Handlungen zu schildern.

Die Eigenart der beiden schlesischen Schulen, wie überhaupt der Dichter dieses Zeitraums kommt besonders im Roman zur Geltung, einer neuen Dichtungsgattung, die nach verschiedenen romanähnlichen Geschichten älterer Zeit durch die Amadisromane am Ende des 16. Jahrhunderts inaugurirt wird und während des 17. Jahrhunderts immer mehr in den Vordergrund tritt. Der Roman von Amadis enthält wie die alten Stoffe der Volksbücher noch eine Fülle von abenteuerlichen Ritterkämpfen mit Riesen- und Drachenhindernissen und Zauberzugaben aller Art. Ihm folgen die modischen Schäfergeschichten und der heroisch-galante Roman. Beide werden viel gelesen, wenn sie auch mit ihren ausländischen Formen und gelehrten Zusätzen nur für ein kleineres, gewähltes Publikum berechnet sein konnten. Alle schon oben gebrauchten Epitheta passen auch hier beim Roman: was er schildert, berührt sich nur wenig mit der Wirklichkeit der täglichen Umgebung, die Helden sind aus den fernsten Erdstrichen und Jahrhunderten herbeigeholt, die Handlungen seltsam und abenteuerlich, die Empfindungsweise unnatürlich und gespreizt, die Oertlichkeiten fremdartig und barock. Die Motive sind im übrigen bei allen sehr gleichartig. „Insgemein," sagt Heidegger, ein zeitgenössischer Schriftsteller, dessen allerdings etwas langathmige, summarische Charakteristik hier statt aller weiteren Ausführungen Platz finden mag, „werden beschrieben Schönheiten, lüsterne Brunsten, Sehnungen, Eifersuchten, Rivalitäten oder (teutsch mit ihnen zu reden) Samthoffnungen, Liebes-Liste, Nacht- und Hinder-Thür oder Fenster-Visiten, Küsse, Umarmungen, Liebes-Ohnmachten, Butzwerk, Hahnreyen, Buhler-Träume, Gärten, Palläst, Lust-Wälder, Schilderey, Götzen-Tempel, Musiken, Tänze, Schau- und Ritter-Spiele, Entführungen, Irr-reisen, Verzweiflungen, begonnene und vollbrachte Selbstmorde, Zweykämpfe, See-Stürme, Gefangenschaften, Kriege, Blutbäder, Verkleidungen, Helden, Heldinnen, Wahrsagereyen, Beylager, Krönungen, Feste, Triumphe etc."

Unabhängig von diesen Romanschriftstellern steht Grimmelshausen mit seinen simplicianischen Schriften, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein großes Lesepublikum fanden. Während jene Dichter als gelehrte Männer aus tausend Werken ihre Stoffe und Farben zusammensuchen, steht Grimmelshausen in der engsten Beziehung zum Leben und zur Wirklichkeit, und seine Schriften geben der Hauptsache nach, wenn er auch die Lektüre beim eigenen Schaffen benutzt, seine selbsterlebten bunten Schicksale und Erfahrungen. Aus den unteren Volksschichten stammend, lebt der Dichter lange Zeit mit diesen zusammen, in den mannichfachen Kriegs- und sozialen Wirren wird er mit seinesgleichen überall umhergeschlagen und ist nur nothdürftig in der Lage, sich hier und da einige Schulgelehrsamkeit anzueignen, aber überall betrachtet er Welt und Dinge mit hellem Auge und warmer Theilnahme. So haben wir in den simplicianischen Schriften ein vortreffliches Bild der Wirklichkeit und der Zeitverhältnisse, so daß diese Dichtungen eigentlich nicht in den Rahmen der vorliegenden Betrachtung hineingehörten, wenn nicht ein Umstand sie wesentlich zu unsrer Dichtungsgattung in Beziehung setzte: Grimmelshausen schildert wohl die Wirklichkeit, aber die seiner Zeit, und dazu gehören auch all die Vorstellungen von Zauberei, Geisterwesen, Teufelsspuk, Wahrsagerei u. dgl. Wenn andere Quellen fehlten, so könnte man aus dem Simplicissimus ersehen, in wie außerordentlich hohem Grade derartige Vorstellungen die Köpfe im 17. Jahrhundert beschäftigten; wer diese Züge nicht bei Grimmelshausen selbst zusammensuchen will, findet sie in einer Abhandlung von Amersbach (Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmelshausen 1892/93) vereinigt. Aber auch direkt utopische Einkleidungen fehlen bei Grimmelshausen nicht. Er führt seine Leser in die Hölle, in den Mummelsee, unter die Erde und hinauf in den Mond. Und was hier die Hauptsache, seine Schilderungen sind farbiger und belebter, als die vielen ähnlichen Scenerien, die zeitgenössische Schriftsteller als gefälligen äußerlichen Rahmen für ihre moralisirenden und satirischen Betrachtungen nach Art der Philander'schen Gesichte einzuführen lieben.

In Beziehung zu Grimmelshausen steht die große Gruppe der Robinsonvorläufer, der in Masse fabrizirten abenteuerlichen Wander- und Reiseromane à la Happel u. a. Sie streifen aber ebenso wie die zahlreichen satirischen Schriften mit ihren gelegentlichen phantastischen oder utopischen Zügen nur hier und da unser Thema.

Die poetischen Richtungen des 17. Jahrhunderts ragen zum großen Theil noch mehr oder weniger weit in das 18. hinein. Opern- und Hofpoeten liefern noch genug in dem Genre der alten idyllischen und schäferlichen Festdichterei. Von großem Umfang ist die Uebersetzungsliteratur. Der Kampf um den französischen und englischen Einfluß entbrennt in den 20er Jahren. Von den Dichtern des einen wie des anderen Geschmacks kommt hier nur wenig in Betracht. Nimmt man noch einige Vorboten der klassischen Periode in den nächsten Abschnitt hinüber, so bleibt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts für unsern Zweck wohl nur eine einzige Dichtungsart von Bedeutung: die Robinsonaden. Die besondere Veranlassung zum Entstehen dieser massenhaften Inselschilderungen war bekanntlich der Robinson Crusoe des Engländers Defoe vom Jahre 1719, der in allen zivilisirten Ländern ungeheures Aufsehen machte. Alles war den literarischen Erscheinungen dieser Art in damaliger Zeit günstig. Wenn die Reiseromane schon vorher sehr beliebt waren und Schilderungen ferner paradiesischer Länder einen großen Reiz ausübten, wenn Grimmelshausen seinen Simplicissimus endlich auf einer einsamen Ozeaninsel die langersehnte Ruhe finden ließ, so kam die neue Zeit- und Geistesrichtung, die am kürzesten durch den Namen Jean Jacques Rousseau's zu charakterisiren ist, diesen Inselpoesien mit noch größerem Interesse, ja mit Begeisterung entgegen, denn wenn auch das Auftreten Rousseau's selbst erst nach dem Erscheinen des Defoe'schen Robinson erfolgt, so ist doch, wie Bobertag sagt, „die enge Verwandtschaft der Robinsonaden mit dem Gedankenkreis Rousseau's eine

Thatsache, welche zu allgemein anerkannt und zu deutlich ist, als daß darüber mehr gesagt zu werden brauchte". Die größte Verbreitung der Robinsonnachahmungen fand in Deutschland die Insel Felsenburg von L. Schnabel, welche 1731—1741 und dann öfter gedruckt wurde. Der Grundgedanke des weitschweifigen, mit unzähligen abenteuerlichen Lebensgeschichten überladenen Werkes ist sehr einfach. Ein Ehepaar bevölkert eine fruchtbare Insel der Südsee unter Beihülfe mehrerer nach und nach an der Küste strandender Europäer, so daß sich hier bald eine ansehnliche Gemeinde bildet; alles lebt in eitel Glück und Zufriedenheit unter der patriarchalischen Regierung des Altvaters. Standes- und Religionsunterschiede, die die Menschen des 18. Jahrhunderts am empfindlichsten drückten, gibt es bei dem kleinen, in einfacher Natürlichkeit und christlich fromm lebenden Volke nicht. Die sozialen Einrichtungen erfordern unter solchen Umständen auch kein großes Kopfzerbrechen, sie sind selbstverständlich. Unter Uebergehung der vielen, oft sehr kuriosen Robinsonaden, die auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch nicht an Interesse verlieren, muß hier noch auf die Dichtung eines Ausländers hingewiesen werden, die auch in Deutschland großes Ansehen erlangte, es ist Niels Klims unterirdische Reise von dem Dänen Ludwig Holberg. Dies Werk ist wieder eine Utopie im eigentlichen Sinne, und zwar enthält es eine Fülle von humor- und phantasievoll geschilderten utopischen Völkern und Einrichtungen, wie wohl keine frühere derartige Dichtung. Alle diese Völkerschaften, die Klim auf dem Planeten des Erdinnern antrifft, sind mit ihren einseitigen oder hochgradigen Fehlern und Vorzügen vortrefflich charakterisirt; wahres Glück und musterhafte Ordnung ist aber nirgends zu finden, und man hat mit dem endlich wieder in Norwegen anlangenden Klim das Gefühl, daß es sich unter all unsern althergebrachten irdischen Uebeln am Ende doch wohl am besten lebt; so ist der Roman eine gelungene Satire auf die übertriebene politische Reform- und Experimentirsucht, die aber überall Fingerzeige zu vernünftigen und vorsichtigen Verbesserungen durchblicken läßt. Auch einige andere ausländische Dichtungen, die unserm Gebiete naheliegen und größere Beachtung fanden, müssen hier noch genannt werden, diejenigen nämlich, welche in der Form der Biographie gelegentlich auch ideale und utopische staatliche Einrichtungen schildern, und die hauptsächlich durch Fénélons Telemach, Ramsay's Reisen des Cyrus und des Abbé de Terrason Sethos vertreten sind. Die bekannten, viel gelesenen „Gespräche im Reiche der Todten" dagegen, die um die Mitte des Jahrhunderts in Mode sind, können hier übergangen werden; sie enthalten nur einige dürftige metaphysische Einkleidungen und Unterweltscenerien, und beschränken sich sonst darauf, die Meinungen und Urtheile aller möglichen historischen Persönlichkeiten in großer Breite und Umständlichkeit aufzutischen.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die klassische Zeit unsrer Dichtung, wird charakterisirt durch die großen führenden dichterischen Persönlichkeiten, die durch das Studium der alten Kunstwerke und durch Herausbildung ihrer eigenen Individualität im Sinne der Humanität geeignet waren, die wirkliche Welt klaren Geistes und starken dichterischen Empfindens aufzufassen und nach den Maßen und Regeln echter Kunst zu gestalten. Das Phantastische tritt zurück, wenn man nicht Dichtungen, wie die Jugenddramen Schillers, den Faust Goethe's, der schon in die Zeit der Romantik hineinragt, oder gar den Messias Klopstocks dahin rechnen will. Wohl liegt in Klopstocks Begeisterung für die hohen Ideen der Religion und des Vaterlandes, in Schillers Sehnsucht nach der sittlichen und ästhetischen Vervollkommnung des Menschen, in Goethe's inniger Naturauffassung, in Herders Humanitätsidealen, ja in Lessings Wahrheits- und Vernünftigkeitsdrang ein Streben über die handgreifliche Wirklichkeit hinaus, und es ist nur natürlich, wenn aus solchen Gedankenkreisen auch utopische Vorstellungen und Dichtungen herauswachsen. Sie fehlen in der That dieser Zeit so wenig, daß Menzel gerade den Umstand hervorhebt, daß die Gebildeten sich damals mehr als früher Utopien und unerreichbare Ideale geschaffen hätten. Er gibt als Grund dafür an, daß man schon zu sehr verbildet und an fremde Muster oder philosophische Abstraktionen gewöhnt gewesen sei; eine allseitige Erklärung dieser Gedankenrichtung ist damit wohl nicht gegeben, aber der Ausspruch paßt doch auf viele dieser Dichtungen, die im Zeichen der Zeitideen, Humanität und Aufklärung stehen. Es mögen hier einige der wichtigeren mit ein paar Notizen folgen: Nicolai's: Leben und Meinungen Bunkels enthält vieles über musterhafte staatliche und kirchliche Institutionen auf entlegenen glückseligen Inseln. Chr. Fr. Sintenis': Hallo's glücklicher Abend schildert ähnliche utopische Verhältnisse. In Benjamin Noldmanns: Geschichte der Aufklärung in Abessynien von Knigge wird der Rousseau'sche Staat verherrlicht. Romane wie v. Meyerns: Dya-Na-Sore malen auf den Hintergrund idealer oder utopischer Landschaften Bilder von großen idealen Menschen, die nach Freiheit und Vollkommenheit streben. Stolbergs: Insel handelt von der besten Republik, die drei Romane Hallers: Usong, König Alfred, Fabius und Kato, von den idealsten Formen der Despotie, beschränkten Monarchie und Aristokratie. Das Schlußkapitel in Heinse's Ardinghello schildert utopische Inselverhältnisse, in denen schöne, freie Menschen das Leben nach antik-griechischer Weise genießen. Heinse's Vorbild Wieland hat manche ähnliche Scenerien in seinen Dichtungen, sowie sonstige utopieartige Ideen und Projekte. Auch an den Weltbund und die Reformpläne in Goethe's Wilhelm Meister, wie an Klopstocks Gelehrtenrepublik muß an dieser Stelle wenigstens erinnert werden. Wenn in allen diesen Dichtungen die Hoffnung auf Umgestaltung und Verbesserung der menschlichen Angelegenheiten die Feder des Schreibenden gelenkt hatte, so überspringt die Phantasie anderer Dichter alle Schranken des Erdenlebens überhaupt, eröffnet wie bei Lavater, Jacobi, Jung-Stilling u. A. Aussichten in die Ewigkeit und das Reich der Geister und träumt von einem jenseitigen goldenen Zeitalter. Daneben fehlt es auch in dieser Zeit nicht an solchen Dichtungen, die in den bunten Wechsel der Scenen und Bilder allerlei phantastische Züge und Motive zum Ergötzen der Leser einfließen lassen. Um eine Fülle derartiger zauberhafter und wunderbarer Scenerien in Jedermanns Erinnerung wachzurufen, braucht man nur den Namen Wielands nennen. Und zahlreich sind die Nachahmer Wielands; zahlreich auch die sonst naheliegenden ähnlichen Stoffe: Scenen aus dem Geister- und Fabellande in den Feenmärchen, die von Frankreich her in Mode kommen und in den Idyllendichtungen der älteren Manier, phantastische Züge aus der verkehrten Welt in den Geschichten à la Münchhausen, groteske Bilder aus der idealen Räuber- und Barbarenwelt mit gelegentlichen Weltverbesserungsprojekten in den massenhaft geschriebenen und gelesenen Romanen der Cramer, Spieß, Vulpius u. A. Utopische Dichtungen im engeren Sinn hat auch in dieser Periode das Ausland mehrere aufzuweisen. Die bekanntesten darunter, die in Deutschland Interesse erregten und zum Theil übersetzt wurden, sind zunächst mehrere Schriften von Morelly, in denen ideale kommunistische Gemeinwesen gezeichnet werden, ferner eine Dichtung des Rétif de la Bretonne, die Mylius im Jahre 1784 unter dem Titel: „Der fliegende Mensch" übersetzte, und endlich ein Roman, in welchem unser Utopien zum erstenmal in ein bestimmtes Zukunftsjahr verlegt wird, nämlich Merciers von F. Chr. Weiße

übersetztes „Jahr 2440". Dagegen ist die anonyme Schrift „Die glückliche Nation oder der Staat von Felizien, ein Muster der vollkommensten Freiheit unter unbedingter Herrschaft der Gesetze. Aus dem Französischen. Leipzig, 1794", die unter dem Einfluß der kantischen Philosophie steht, wohl auf deutschem Boden entstanden. Die Ereignisse der französischen Revolution bringen dann die Utopien eine Zeitlang ebenso außer Kurs, wie es im 16. Jahrhundert die so kläglich gescheiterten Unternehmungen der Bauern und Wiedertäufer gethan hatten.

Gleichzeitig gegen die Aufklärungsbestrebungen und gegen die nach antiken Mustern mit Maß und Berechnung schaffende klassische Dichtung reagirt bereits am Ende des 18. Jahrhunderts ein Gefühl von der Unzulänglichkeit alles Verstandesmäßigen und von der wunderbaren Tiefe des Empfindungslebens im einzelnen wie in der Volksseele. Es ist die Strömung der Romantik, die nicht bloß die Dichtung, sondern das gesammte Leben und Denken der Zeit charakterisirt. Die ganze Welt und Wirklichkeit ist Poesie und soll als Poesie empfunden werden. Dürre, armselige Begriffe und mühselige Verstandesarbeit führen nicht ins Reich des Lichts und der Erkenntniß. Als lebendiges empfindendes Glied des Naturganzen ist der Mensch „eingeweiht in die Geheimnisse der Natur und versteht die Sprache der Pflanzen- und Thierwelt und der fernen Sternenkörper". Indem die Phantasie des Dichters so das Fernste und Innerste zu fassen und das All in unmittelbarem Empfinden zu ergreifen sucht, schafft sie eine eigenartige Traumwelt, in der nur selten schärfere Körperumrisse zu erkennen sind, eine Welt, in der das Wirkliche zum Wunder und das Wunder zur Wirklichkeit wird. Es ist nicht auffallend, daß die Romantiker bei einer solchen Lebens- und Weltauffassung sich mit Vorliebe in eine Zeit hineinträumten, in der eine kindliche Naturanschauung Märchen-, Mythen- und Sagengebilde schuf, oder in der schlicht-gläubiger Sinn die Mysterien des Göttlichen anbetend verehrte. Und es ist natürlich und nothwendig, daß, wie vorher die Antike in der Dichtung wieder aufgelebt war, so jetzt die Welt des Mittelalters von neuem entsteht mit all ihren phantastischen, wunderbaren Wesen und Dingen. „Phantastische Dichtung" überschreibt auch Gödeke das Buch, in welchem er diesen Zeitraum schildert. Die Bezeichnung trifft sehr gut die Hauptrichtung der Bewegung. Sie paßt für die eigentlichen Führer der Romantik, für die Schlegel, Novalis, Tieck, Arnim, Brentano, für die dämonistische Dichtung, die in E. T. A. Hoffmann ihren Höhepunkt hat, für die Schicksalstragödien, für die romantischen Ritter- und Räuberromane und auch für einen Dichter wie H. v. Kleist, der bei aller Realistik im einzelnen eine Vorliebe für gigantisch-übermenschliche Empfindungen und Thaten hat. Die Fülle des Phantastischen in der überall über die Wirklichkeit hinausdrängenden romantischen Dichtung kann hier natürlich nicht weiter verfolgt werden; utopistische Dichtungen im engeren Sinne hat die Schule der Romantiker trotz mancher hier und da auftauchender Reformtendenzen kaum aufzuweisen, wenn man nicht die wenigen, sowohl nach Umfang als Inhalt unbedeutenden Skizzen dahin rechnen will, in denen einmal ein Mann aus dem Mond oder dem Orion, aus der Unterwelt oder aus Utopien berichtet, um ein paar satirische Ausfälle oder amüsante Einfälle zum Besten zu geben.

Ausläufer der Romantik reichen weit in unser Jahrhundert, selbst bis in die letzten Jahrzehnte hinein. In diesen Zusammenhang gehört davon an erster Stelle die österreichische volksthümliche Theaterdichtung, die sich an den Namen Ferdinand Raimund knüpft. Die Hauptdichtungen Raimunds sind wohl auch heute noch in weiteren Kreisen bekannt und geschätzt. Sie sind voll goldener, echter Poesie. Sie schildern das kleine gewöhnliche Leben der Menschen, aber gleichsam emporgehoben aus der Enge des Erdballs in ein lichtes Poesieland, wo die stummen Naturkräfte und -erscheinungen, mit denen wir täglich zusammenleben, nicht mehr stumm sind, sondern Gestalt annehmen und reden und handeln, helfend und hemmend als gütige und neckische Geister. Eine wunderbare Mischung von Erdwirklichkeit und Geisterreichphantastik, von keckem Werktagshumor und wehmüthigem, sinnendem Ernst gibt den zahlreichen Bühnenwerken Raimunds einen eigenartigen Reiz und wird ihnen immer einen hervorragenden Platz unter den Dichtungen sichern, die uns in diesen Spalten beschäftigen, unter den Dichtungen, die, indem sie den Blick in eine neue wunderbare Gedankenwelt richten, zugleich auch auf die Oberfläche der irdischen Dinge ein helles, klärendes Licht fallen lassen.

Den breitesten Raum in der deutschen Literatur der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts nimmt die patriotische Dichtung der Freiheitskriege und die daran anknüpfende politische und revolutionäre Dichtung ein. Auch sie haben enge Beziehungen zur Romantik. Daneben ist die Romantik in anderer Hinsicht von großem Einfluß auf das deutsche Denken und Dichten. Ihre Betonung des Volksthümlichen, sowie ihre Sehnsucht danach, die ganze Welt in poetischem Lichte erstrahlen zu lassen, hatte das Studium zeitlich und räumlich fernliegender Literaturen begünstigt. Die aufblühende Philologie erschloß mit jedem Jahre neue Schätze der Poesie. So hatten die Dichter außer den alten und neuen klassischen Vorbildern bald alle möglichen Muster der Weltpoesie vor Augen, und es ist verständlich, daß die Literatur dieses Zeitraums ein Allerweltsgepräge annimmt und weniger als in früheren Perioden eine Hauptströmung und -richtung erkennen läßt.

Seit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts kann man allerdings mehr und mehr eine solche hervorstechende Richtungslinie bemerken, nämlich ein Hinneigen zu intimerer Beobachtung und künstlerischer Gestaltung des wirklichen Menschenlebens, besonders in seinen mannichfachen bürgerlichen und wirthschaftlichen Kämpfen und Sorgen. Es ist die Zeit des emporstrebenden liberalen Bürgerthums, vielfacher wirthschaftlicher Verbesserungen und Umgestaltungen und praktischer Lebensfragen. Die klassische und romantische Dichtung hatte, wie Brandes sagt, „von der umgebenden Wirklichkeit Abstand genommen und sich von den politischen und sozialen Verhältnissen der Zeitgenossen ferngehalten; weder die eine, noch die andere dieser Literaturgruppen hatte direkt eine Umformung derselben erzielt. Das Ideal schwebte entweder im tiefblauen Aether Griechenlands oder in dem katholischen Himmel des Mittelalters. Jetzt wurde es resolut zur Erde heruntergezogen. Vor den Augen der Träumenden und Strebenden erschien das moderne Ideal, das kein mystisches Element mehr hatte". Der Ausspruch gilt zunächst von dem sogenannten jungen Deutschland, von Heine, Börne und anderen Modernen, die ihre Dichtung in den Dienst der Zeitbestrebungen stellen und in scharfem Gegensatz zu der Kloster- und Hirtenlyrik und anderen Resten der alten Romantik stehen. Mit diesen Modernen überwiegt bis zur Mitte des Jahrhunderts in der Dichtung ein oft sehr stürmisches Drängen nach politischen Reformen und Neuerungen, während von da an eine ruhigere künstlerische Gestaltung des Wirklichen von Dichtern wie Hebbel, O. Ludwig, Freytag u. A. in den Vordergrund tritt. Großer Beliebtheit erfreuen sich die Dorfgeschichten, und der realistische und historische Roman in der Art Walter Scotts verdrängt immer mehr die am Anfang des Jahrhunderts massenhaft fabrizirten romantischen und halbromantischen Unterhaltungsschriften. Das Interesse richtet sich auf alles Sachliche, auf das Psychologische, auf die Charakteristik der Persönlichkeiten und wohl auch auf das Lokalkolorit. Alle großen Roman-

schriftsteller, an welchen die Zeit reich ist, schaffen in dieser Weise. Sie schildern alle Seiten des täglichen Lebens und Viele wenden sich der Dialektdichtung ausschließlich oder gelegentlich zu, um dem Ideal der Naturtreue näher zu kommen. Die Bewegung ist in dieser Richtung bis in die neueste Zeit fortgeschritten, Realistik wurde immer lauter bald mit guten, bald mit schwachen Gründen als Parole für jegliche Dichtung ausgerufen; gleichzeitig wuchs die Theilnahme am Leben gerade der untersten großen Volksmassen mit seinen Leiden und Freuden und ist wohl noch im Wachsen begriffen, eine Theilnahme, die in engem Zusammenhang mit den überallhin wirkenden sozialen Theorien und Bestrebungen der Gegenwart steht. Für die realistische wie für die soziale Bewegung waren mächtige Einflüsse von Frankreich her, das in diesen Fragen um ein paar Dezennien vorausgeeilt war, von der größten Wichtigkeit. Ausländische Einflüsse sind auch bei den utopischen Schilderungen dieser Zeit, die uns hier interessiren, im Spiel. In Frankreich war bereits in den 40er Jahren eine kommunistische Utopie, die Reise nach Icarien von Cabet, die dort Tausende für die neue Lehre gewann, erschienen, sie wurde in Deutschland weniger beachtet und hat wohl erst in den letzten Jahren zugleich mit anderen utopischen Schilderungen und soziologischen Untersuchungen auch bei uns einen größeren Leserkreis gefunden, in den Jahren nämlich, wo Schriften über erträumte und erdichtete Staaten geradezu Modesache geworden waren. Es ist allbekannt, daß diese außerordentlich umfangreiche Literatur zum guten Theil dem Erscheinen einer einzigen kleinen Schrift, dem Rückblick aus dem Jahre 2000 von Bellamy, ihr Dasein verdankt. Von Seiten der Wissenschaft und der politischen Parteien versuchte man immer von neuem wieder, sich mit dem Bellamyschen Zukunftsstaat abzufinden, und häufig bediente man sich derselben Form romanhafter Darstellung und berichtete mit ähnlichen oder anderen Farben und Tendenzen aus der neugestalteten Welt. Und nicht bloß die staatlichen Einrichtungen liebte man so unter dem Sehwinkel der Zukunft auszumalen; von nicht geringerem Reiz war es, Bilder von der durch allerlei gewaltige naturwissenschaftliche Erfindungen und Fortschritte veränderten künftigen Lage der Dinge zu entwerfen, zu schildern, wie damit auch das Denken und Empfinden der Menschen sich wandle u. dergl. Wer alle hieher gehörigen Stoffe sammeln wollte, würde nicht allein in der Buchliteratur eine reiche Ausbeute und manche vielgelesene Schriften, wie beispielsweise die bekannten Laßwitz'schen Schilderungen, finden, er würde sehen, daß dies Thema in tausend Zeitungen und Zeitschriften, auf großen und kleinen Bühnen, bei Festlichkeiten, Maskeraden, im Bilde und im Gespräch in mannichfachster Weise angeschlagen wird. Allerdings rühren die meisten derartigen utopistischen Darstellungen und Skizzen nicht von eigentlichen Dichtern, sondern von mehr oder weniger phantasiebegabten Männern her, die sich wissenschaftlich, politisch oder sonst gelegentlich mit den einschlägigen staats- und naturkundlichen Fragen befaßt haben; sie geben aber auch in dieser Form einer in größeren Volkskreisen lebendigen Stimmung Ausdruck. Die Poesie bleibt gerade in unsern Tagen zumeist schen an der Schwelle dieses Zukunftslandes stehen, die Zeit ist für sie noch nicht gekommen, das Neuland der Zukunft, in dem wohl eitel Frieden und Glück herrschen soll, ist heute noch durchtobt vom Kampf der Meinungen und Parteien, und Reflexion und Witz sind die Waffen in diesem Kampf, nicht dichterisches Träumen und Phantasiren. Dagegen führt die Poesie auch noch jetzt in der Epoche der realistischsten Dichtung in ein anderes Land der Hoffnung und der Wünsche, in ein Land, wo die Dichter von jeher ein Heimathsrecht gehabt haben, in das alte Traumland der Wunder und der Geister. Und es scheint, als ob gerade in der Zeit, wo die Schöpfungen der realistischen Kunst am lautesten gepriesen und als dauernde Musterbilder hingestellt werden, die wunderbare Welt der Phantasie um so eindringlicher sich der Gemüther bemächtigt. Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden, und der scheinbare Widerspruch ist, genauer besehen, kein Widerspruch, denn seiend und thatsächlich ist ja auch die Empfindung und die Einbildungskraft mit ihrem Inhalt. Es muß hier genügen, an ein paar allbekannte neue Erscheinungen dieser Art zu erinnern: an die Märchendramen, die vor wenigen Jahren in üppiger Blüthe standen, an so charakteristische Dichtungen wie Hauptmanns „Versunkene Glocke“, an den Zug des Symbolistischen auf dem Gesammtgebiete der Kunst, an die naturentsprossenen und doch übernatürlichen Gestalten der Künstlerphantasie, wie sie in den seelenvollen Bildern Böcklins und seiner Schule leben, und an die wunderbaren Gebilde der alten Mythenwelt in Wagners Musikdramen, deren Zauber von Jahr zu Jahr größere Kreise in ihren Bann zieht.

Die Tendenz zur Beseelung und Personifizirung der Naturgewalten und -erscheinungen, die Lust, sich in wunderbare Phantasiewelten zu versenken, wie sie schon die Gemüther uralter Vorfahren bestrickten, ist niemals erloschen gewesen und lebt auch in den Zeiten, in welchen der Wirklichkeitssinn aufs schärfste ausgeprägt ist. Ein vollständiges Bild von dem Verhältniß aller dieser phantastischen Elemente zu einander wie zu anderen Richtungen in der Literatur kann natürlicherweise nur in einer umfangreichen Geschichte der ganzen poetischen Entwicklung gegeben werden; die wenigen Striche, die hier versucht sind, können nichts weiter wollen, als hier und da ein paar wichtigere Konturstellen hervortreten zu lassen, und sie können auf die nicht neue, aber perspektivenreiche Thatsache hinweisen, daß, wenn auch das Denken und Handeln der Menschen sich immer energischer auf die Ergründung und Beherrschung aller Wirklichkeit richtet und richten wird, so doch die Phantasie und die Dichtung zu allen Zeiten den begeisterten Ikarusflug unternimmt, um über alle Schranken hinweg hineinzugelangen in das ungewisse und doch gewisse Land der Lebensquellen, der Zukunft und des Jenseits, in das Land des Lichts, des Glücks und der Vollkommenheit.

Ein Jahrbuch der Photographie.[1]

Jeder Tag bringt neue Fortschritte auf dem Gebiete der Photographie und ihrer Anwendungen in Sport, Wissenschaft und Kunst. Das Problem der Farbenphotographie harrt einer nahen Lösung; die Technik der X-Strahlen erweitert das sinnfällige Gebiet der photographischen Thätigkeit; eine Fülle neuer ästhetischer und technischer Probleme meldet sich zum Worte; selbst bange juristische Zweifel beschatten, wie sich jüngst gezeigt hat, das lichtbedürftige Dasein des Photographen. Angesichts dessen muß mit lebhaftem Danke ein Jahrbuch begrüßt werden, welches es uns gestattet, die wichtigsten „Photophänomene“ der letztvergangenen Zeit in Kürze zu durchmustern. Das Buch von Hrn. Marc Le Roux tritt wohl ohne Anspruch auf lückenlose Vollständigkeit auf, doch ersetzt es durch vornehm illustrirte Ausstattung des Vorhandenen reichlich, was ihm etwa an geringfügigem Detail abgehen mag.

Aus dem Gebiete der physikalischen Anwendungen der Photographie ist hervorzuheben, daß es Hrn. Decombe im letzten Jahre gelungen ist, photographisch die Schwingungen der Hertz'schen Wellen zu registriren. Auf einer Gelatine-Exemplatte fixirte er u. a. Schwingungen, deren Dauer weniger als $^1/_{5.000.000}$ Sekunde beträgt. Mari-

[1] *Marc Le Roux:* Annuaire général et international de photographie. Paris 1898.

chelle und **Hemerdinguer** photographirten die Furchen einer Phonographenwalze und gelangten auf diese Weise zu interessanten Ergebnissen über die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Töne. **Charpy** und **M. Osmond** benützten endlich die Mikrophotographie zum Studium der inneren Struktur von Metallen und Legirungen. Es stellte sich hiebei heraus, daß gewisse metallische Legirungen, die man bis jetzt als innige chemische Verbindungen betrachtet hatte, auf einer Nebeneinanderlagerung zahlreicher feiner Lamellen beruhen.

Von größerem Interesse für das weitere Publikum sind die Vereinfachungen in der Konstruktion des **Kinematographen**, welche von Hrn. Demeny vorgenommen wurden. Es ist darnach nicht unwahrscheinlich, daß der Kinematograph in Kürze ebenso geläufig von dem Amateur gehandhabt werden wird, als es jetzt beim photographischen Apparat der Fall ist. Die furchtbare Katastrophe des Wohlthätigkeitsbazars in Paris, welche bekanntlich durch den Funken eines Kinematographen veranlaßt wurde, hat den industriellen Erfolg dieser Apparate auf die Dauer nicht verhindert. Man hat aus der traurigen Erfahrung Nutzen zu ziehen versucht; leider ist es bis jetzt nicht gelungen, bei der Konstruktion des Kinematographen das brennbare Celluloid völlig zu vermeiden und durch ein sonst gleichwerthiges, aber unbrennbares Material zu ersetzen. Hr. Lumière hat andere Vorsichtsmaßregeln eingeführt: an Stelle der bisherigen Kondensatoren, welche aus gewöhnlichen Glaslinsen bestehen und demnach nicht nur die Licht-, sondern auch die Wärmestrahlen vereinigen, gebraucht er mit Wasser gefüllte Glasballons, welche optisch dieselben Dienste leisten, aber die Wärmestrahlen durch die schlecht leitende Wasserschicht aufhalten. Ferner ist es in letzter Zeit dem berühmten französischen Physiologen Marey, welcher als einer der Ersten die Bewegungen der Thiere durch den Kinematographen analysirt hat, gelungen, bei seinen Apparaten das lästige Zittern der Bilder fast völlig zu vermeiden. Wir erfahren ferner aus dem „Annuaire" des Hrn. Marc Le Roux, daß für die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 großartige Vorstellungen, welche auf der kombinirten Wirkung des Kinematographen und Phonographen beruhen sollen, geplant sind.

Auf dem Gebiete der **Farbenphotographie** hat die sogenannte indirekte Methode letzthin abermals einen Vorstoß versucht. Wenn auch die farbigen Bilder bis jetzt eine große Expositionszeit erfordern und nicht unmittelbar kopirfähig sind, so sind doch die erhaltenen Resultate bereits ganz beachtenswerth. Bekanntlich geht die Herstellung farbiger Bilder auf indirektem Wege darauf zurück, daß unsre Farbenempfindungen als Mischungen dreier Grundfarben: roth, grün und blau betrachtet werden können. Man stellt nun mittelst sogen. orthochromatischer Platten drei Bilder eines Gegenstandes in der Weise her, daß man einen rothen, grünen und blauen Schirm vorsetzt. Mittelst eines besonderen Apparates, der den Namen Photopolychromoskop führt, ist es ermöglicht, diese drei Bilder wieder durch die entsprechenden Schirme an ein und derselben Stelle zu sehen, wodurch man den Eindruck des Gegenstandes in seinen natürlichen Farben erhält.

Das eben geschilderte Verfahren erfordert drei Aufnahmen durch drei Schirme. Der Engländer **Joly** hat nun dasselbe letzthin dadurch wesentlich vereinfacht, daß er die drei Aufnahmen gleichzeitig vornimmt. Er muß also gewissermaßen gleichzeitig in den Gang der Lichtstrahlen einen rothen, grünen und blauen Schirm setzen; natürlich kann dies nicht hintereinander geschehen, wohl aber nebeneinander, und zwar in der Weise, daß ein Schirm roth-grün-blau gestreift wird. Die Herstellung des Schirmes wird vorläufig noch geheim gehalten. Eine durch einen solchen Schirm aufgenommene Photographie sieht nicht anders aus, als eine gewöhnliche Photographie. Betrachtet man sie aber wieder durch einen Schirm oder entwirft sie mittelst eines Projektionsapparates durch einen solchen, so erscheint sie in den natürlichen Farben.

Im Salon der graphischen Künste in Paris hat Herr **Blanc** Photographien ausgestellt, die er nach der direkten oder interferenziellen Methode von Lippmann unter Anwendung eines neuen, von ihm selbst erfundenen Albuminpräparates dargestellt hat, und welche den strengsten Anforderungen Genüge leisten sollen. Bekanntlich zeigen die nach der direkten Methode hergestellten Bilder ohne weiteres die natürlichen Farben. Auf den ersten Blick erscheint es unmöglich, durch irgend ein Verfahren direkt farbige Bilder zu erhalten, da ja durch Lichtstrahlen jeder Farbe Silber abgeschieden, also die Platte geschwärzt wird. Die Entstehung eines farbigen Bildes beruht auf der Interferenz der Lichtstrahlen, also auf derselben Ursache, durch welche die an sich farblosen Seifenblasen ihre schönen Farben erhalten. Das zugrunde liegende Prinzip ist folgendes:

Wenn Lichtwellen senkrecht auf einen Spiegel fallen, so werden sie in der gleichen Richtung reflektirt. Durch Interferenz (interférence = Durchkreuzung) der direkten und reflektirten Wellen entsteht ein System von stehenden Wellen, die in Abständen von einer halben Wellenlänge Knoten und Bäuche haben. Gehen solche stehende Wellen durch eine lichtempfindliche Substanz, so erfolgt, wie Wiener in Straßburg nachgewiesen hat, die Wirkung vor allem in den Schwingungsbäuchen gar nicht in den Knotenpunkten. In einer rückwärts durch einen Spiegel begrenzten lichtempfindlichen Schicht müssen daher bei senkrechtem Auffall von Lichtstrahlen einer bestimmten Wellenlänge in einer Schaar von dem Spiegel parallelen Ebenen, welche unter sich einen Abstand gleich der halben Wellenlänge haben, Silberausscheidungen stattfinden. Gehört die angewandte Wellenlänge einer bestimmten Nuance des Roth an und wir belichten nachher die Platte mit demselben Roth, so werden die Lichtwellen in den verschiedenen Silberebenen reflektirt; die reflektirten Strahlen befinden sich daher alle in gleichem Schwingungszustande und sind daher wieder roth. Würden wir aber die Platte mit anderen Strahlen belichten, z. B. mit Grün, so befinden sich die austretenden Lichtstrahlen in verschiedenem Schwingungszustande und würden sich daher schwächen und aufheben. Belichten wir mit Weiß, so gilt das letzte für alle Strahlen mit Ausnahme der rothen; auch jetzt wird die Platte roth erscheinen. Photographirt man nun einen farbigen Gegenstand, so werden die Silberausscheidungen auf der Platte der jeweiligen Farbe entsprechend in verschiedenen Abständen erscheinen; bei der Belichtung mit weißem Licht wird dann das Bild in seiner natürlichen Farbe zum Vorschein kommen. Zur Herstellung solcher Bilder braucht man nun vor allem Platten, deren lichtempfindliche Substanz durchsichtig ist. Becquerel bediente sich des Silbersubchlorids, konnte aber die entstandenen Bilder nicht fixiren. Lippmann wendete eine brom- und jodsilberhaltige Collodiumalbuminschicht an, deren Bilder sich fixiren lassen. Bei der Herstellung der Bilder ist zu berücksichtigen, daß die Einwirkung der verschiedenfarbigen Strahlen verschieden groß ist. Man muß daher verschiedenfarbige Strahlenhalter anwenden und mit rothem Lichte bis zu einer Stunde, mit grünem mehrere Minuten, mit blauem einige Sekunden belichten. Noch ist einer Eigenthümlichkeit des so erhaltenen Bildes Erwähnung zu thun. Oben war nur von senkrecht einfallenden Strahlen die Rede. Die Erscheinung ist aber dieselbe bei schief auffallenden Strahlen, nur sind die Farben andere, da die Lichtstrahlen von Schicht zu Schicht einen längeren Weg zurückzulegen haben. Ein auf diese Weise aufgenommenes Portrait würde also unter Umständen erröthen, wenn man es schief ansieht. Es bleibt nun abzuwarten, ob das Albuminpräparat des Hrn. Blanc thatsächlich die Eigenschaft besitzt, die Fixirung wesentlich zu erleichtern und die Expositionszeit abzukürzen, womit zwei wichtige Uebelstände, welche bis jetzt der Lippmann'schen Methode anhaften, behoben wären. Die größte Unvollkommenheit würde allerdings noch bestehen bleiben; die nach der Lippmannschen Methode dargestellten farbigen Bilder sind nämlich, wie ja aus der Natur des Verfahrens hervorgeht, nicht kopirfähig und demnach der Vervielfältigung unzugänglich.

Ist die Photographie eine Kunst? Denjenigen, die seit altersher gewöhnt sind, die Photographie der Kunst als schroffen Gegensatz gegenüberzustellen, wird die Fragestellung paradox, vielleicht unsinnig erscheinen. Und

dennoch lautet die Antwort, welche Robert de la Sizeranne, einer der gründlichsten Kenner des modernen Photographiewesens, in dem „Annuaire" auf diese Frage ertheilt hat: „Sie kann es sein."

In seiner geistreichen Abhandlung läßt Sizeranne zunächst die Einwände Revue passiren, welche von den Gegnern der Photographie erhoben werden. „Sie hat tausend Fehler, durch welche sie die Kunst verleugnet, ohne sich übrigens der Natur zu nähern. Sie verunstaltet die Perspektive, sie verwischt die Farben, sie vernachlässigt die Wahrheit in allen für den Künstler wesentlichen Punkten. Hingegen ist sie von einer indiskreten Genauigkeit in allen unwesentlichen Punkten. Sie zählt läppischerweise alle Kieselsteine des Ufers, nachdem sie den Strom selbst nicht anders denn als einen grauen Haarbündel darstellen konnte. Sie führt Statistik über die Blätter der Bäume, welche sie von der umgebenden Luft wie mit einem Rasirmesser wegschneidet." — All diese Vorwürfe sind nach Sizeranne in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle vollauf berechtigt. Aber an wen sollten sie gerichtet sein? An die Photographie? Oder nicht vielmehr an die Stümper, welche sie gemeinhin ausüben?

Lange Zeit galt, wie Sizeranne ausführt, dasjenige Cliché als ideal, welches die meisten Details und in deutlichster Weise hervorbrachte („net"). Hingegen erschien das sogenannte „weiche Cliché" („flau") der Amateurphotographen als unbrauchbar.

Darf man nun die Fehler der Photographie dem Objektiv zuschreiben? Nein, antwortet Sizeranne, sie hängen mit dem subjektivsten Wesen des Photographen zusammen: mit seiner falschen Schönheitsempfindung. Man gebe diesem Photographen einen Stift; er wird beim Zeichnen dieselben Fehler begehen. Man gebe dasselbe Objektiv einem Künstler; er wird diese Fehler zu vermeiden wissen. Er wird sie zu vermeiden wissen durch die Wahl eines entsprechenden Vorwurfs, eines geeigneten Clichés, einer passenden Beleuchtung, durch die sorgfältige Auslese der Begleitumstände — und darin wird sich seine persönliche, künstlerische Eigenart offenbaren.

Sizeranne schließt mit folgenden beredten Worten, die vielleicht in der Geschichte der Photographie epochemachend sein werden. „Mit Recht mußten die Künstler die Proben verdammen, welche ihnen vorgelegt wurden, aber sie gingen wohl zu weit, wenn sie voreilig schlossen, daß die Photographie nichts anderes und besseres hervorbringen könne. Am Tage, wo Männer von künstlerischer Empfindung die bisherigen photographischen Dogmen fallen ließen, erschienen Werke, wie sie der Salon der graphischen Künste aufweist, Werke von innigster, zartester Wirkung. Die Künstler suchten in der Photographie nicht das Detail, sondern den Gesammteindruck, nicht die Häufung der Einzelthatsachen, sondern die Vereinfachung der Idee hervorzubringen. Sie wählten nicht die sonnenstrotzenden Stunden, wo alles gesehen wird, sondern jenes zauberhafte Dämmerlicht, wo ein gewisses Etwas, das wir Stimmung nennen, sich von den Erscheinungen loslöst und erhaschen läßt. Der unbestimmte ‚Flouismus' des Künstlerphotographen verhält sich zum ‚Nettismus' der gewöhnlichen Amateure ebenso, wie sich die künstlerische Wahrheit zur brutalen, nackten Realität der Dinge verhält."

Eduard Sokal.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Ueber eine interessante, im Golf von Suez beobachtete Naturerscheinung hat der Kommandant des französischen Paketbootes „Ernest-Simons", M. H. De Maubeuge, an die Pariser Akademie der Wissenschaften wie folgt berichtet: Als die Sonne am 19. September gegen 6 Uhr früh hinter dem Massiv des Sinai aufging, beleuchtete sie im ersten Moment ihres Erscheinens die ganze Landschaft mit völlig klarem, smaragdgrünem Licht. Die Höhe des Gebirges über dem Horizont betrug etwa 10 Grad, die Luft war trocken und außerordentlich rein. M. De Maubeuge hat die gleiche Erscheinung schon früher einmal unter ähnlichen Umständen beobachtet, er ist der Ansicht, daß das beobachtete Phänomen völlig objektiv ist (ein Dutzend anderer Personen hat dasselbe unabhängig von ihm ebenfalls beobachtet), und daß ferner der Meereshorizont auf das Zustandekommen desselben keinen Einfluß ausübt. Vielmehr schreibt er die Erscheinung dem Umstande zu, daß die Sonnenstrahlen infolge von momentanen Gasausbrüchen in der Photosphäre stark gelb oder röthlich und dann beim Durchgang durch die sehr dichte, bläuliche Atmosphäre grün gefärbt wurden.

G. Eine neue französische Monatsrevue „Souvenirs et Mémoires", von der soeben die vierte Nummer erschienen ist, macht es sich zur Aufgabe, die interessantesten und lehrreichsten Denkmale der Memoirenliteratur zu veröffentlichen. Die ersten drei Hefte enthalten „Erinnerungen Dumouriez', Briefe von Carnot, Berthier, Marbot und Lassalle und den ersten Theil der berühmten Memoiren der Madame d'Epinay", die nun zum erstenmal vollständig zum Abdruck kommen. Demnach, schreibt das „Journal des Débats", wird es jetzt auch möglich sein, die authentischen Originaltexte der Memoiren mit den auf Diderots Veranlassung von der Verfasserin vorgenommenen Abänderungen zu vergleichen. Indem Paul Bonnefon, Bibliothekar am Arsenal, diese neue Revue ins Leben rief, trug er der Vorliebe der Franzosen für geschichtliche Belehrung in dieser Form Rechnung. So haben denn auch die Memoiren der verschiedenen Generale des ersten Kaiserreichs während der letzten Jahre mehr Leser gefunden als alle Werke der berufsmäßigen Geschichtschreiber zusammengenommen.

* **Hannover.** Dem Privatdozenten an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Karl Wehmer, ist das Prädikat „Professor" ertheilt worden.

* **Berlin.** Die Hundertjahrfeier der hiesigen Technischen Hochschule ist bis zum Herbst nächsten Jahres hinausgeschoben. Auch dieser Termin hat eine Berechtigung. Die Hochschule ist, wie man weiß, aus der Vereinigung der Bauakademie mit der Gewerbeakademie hervorgegangen. Die Bauakademie entstand im Jahre 1799. Im Frühling genehmigte der König den Entwurf dieser Anstalt und die ihm vorgelegten Grundsätze zu ihrer Errichtung; am 1. Oktober 1799 wurde alsdann der Unterricht in der damaligen „neuen", später alten Münze am Werder'schen Markt eröffnet. Zur Feier der Hochschule wird eine Festschrift vorbereitet. Gleichzeitig soll im Lichthof eine Denkmalsbüste des Geh. Regierungsraths Professor Hermann Wiebe enthüllt werden. Auch werden gelegentlich der Hundertjahrfeier vor der Rampe der Hochschule die Denkmäler für Alfred Krupp und Werner Siemens eingeweiht werden. Das erste hat Professor Herter, das andere Bildhauer Wandschneider herzustellen.

* **Prag.** Regierungsrath Dr. Speinzl, Professor der Dogmatik an der deutschen Universität in Prag, ist am 8. d. M. gestorben.

* **Brüssel.** Am 6. November starb hier, im Alter von 88 Jahren, der in allen gebildeten Kreisen Brüssels und auch auswärts wohlbekannte Schriftsteller Felix Delhasse, der Herausgeber einiger bibliographischen Sammelwerke, der Begründer und eifrige Mitarbeiter mehrerer fortschrittlichen Zeitungen. Im Besitz eines großen Vermögens, spielte er in den Bewegungen des Jahres 1848 eine große Rolle und machte später einen gewissen Beruf daraus, den unzähligen politischen Flüchtlingen, die aus aller Herren Ländern nach Belgien kamen, in seinem Hause Schutz zu gewähren und ihnen ein weiteres Fortkommen zu ermöglichen.

> **Kopenhagen,** 4. Nov. Im westlichen Himmerland in Jütland hat man in diesen Tagen einen archäologischen Fund von ganz außerordentlichem Interesse konstatirt, nämlich eine Hofstätte aus der Eisenzeit ca. 3—400 Jahre n. Chr. Himmerland und besonders die Gemeinden Aars und Giver, müssen in grauer Vorzeit verhältnißmäßig dicht bevölkert gewesen sein, nach dem Reichthum an Funden aller Art zu schließen, die man dort gemacht in den mächtigen und zahlreichen Kökkenmöddinger, Grabkammern und in Mooren und Feldern. Hier fand man vor etlichen Jahren die prächtige, große, silberne Schale, der Stolz des Nationalmuseums und neben den berühmten Goldkörnern, von denen wir leider jetzt

nur mehr Abgüsse besitzen, die Originale wurden bekanntlich seinerzeit gestohlen, das köstlichste Kleinod der Sammlung. In demselben Jahre, in dem die silberne Schale in einem Moore in Aars gefunden wurde, fand man in dem dicht benachbarten Giver auf einem Acker zwei ziemlich große Bronzeschalen, die jetzt gleichfalls im Nationalmuseum aufbewahrt werden. Auf demselben Acker nun stieß man in diesem Jahre beim Pflügen auf eine geordnete Menge großer und kleiner Steine, die vermuthen ließen, daß es sich hier um einen Fund von archäologischem Interesse handelte und das Nationalmuseum ließ daraufhin Ausgrabungen vornehmen, die eine große Hofstätte zu Tage förderten. Das Hauptgebäude war gegen 26 Ellen lang und 10—11 Ellen breit, in zwei fast gleich große Räume eingetheilt und mit einer Haupt- und einer Hinterthür versehen. Vor der letzteren fand man die Asche und Düngergrube mit einer Menge Scherben &c., auch der Zahn eines Wiederkäuers ward hier gefunden. Durch die Hinterthür gelangte man in die Küche, den Wohnraum; der Herdplatz ist deutlich erkennbar, die Hauptthüre führte in die größere Halle und zwischen diesen beiden Räumen erhob sich, halbrund aus der Mitte der Façade hervorspringend, ein Thurmbau. Eine genaue Untersuchung der gefundenen Scherben ergab deren Alter; sie stammen aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. und damit ist auch das Alter des Gebäudes festgestellt. Nur die Umrisse desselben und der solide und ziemlich ebene Boden aus mächtigen Feldsteinen sind noch sichtbar, aber das Haus war ohne Zweifel damals ein recht ansehnliches, wahrscheinlich die Wohnung eines Häuptlings, und mit Hülfe eines anderen Fundes läßt sich sogar eine recht annehmbare Vermuthung aufstellen, wer dieser Häuptling war. Vor etwa 3 Jahren fand man, halb bedeckt mit Erde, an der Kirche von Giver einen Runenstein, der aus derselben Zeit stammt, wie die nun entdeckte Hofstätte. Die alte, sehr deutliche Runenschrift im ältesten Runenalphabet lautet übersetzt: „Kali setzte diesen Stein über Thurson, seinen Vater, einen sehr guten Häuptling." Es liegt also nahe, anzunehmen, daß Thurson und sein Sohn Kali in dem Hause mit dem Thurm gewohnt haben. Uebrigens hat man in der Umgebung der ausgegrabenen Bauställe ähnliche Steinanordnungen gefunden, die vermuthen lassen, daß wir vor einem größeren Gehöfte mit mehreren Seitengebäuden stehen. Der Direktor des Nationalmuseums, Sophus Müller, wird im kommenden Sommer persönlich die weiteren Ausgrabungen und Untersuchungen dieses einzig dastehenden Fundes leiten. Bis dahin wird die Stätte, die wieder mit Erde bedeckt wurde, unberührt liegen bleiben.

** **Aus Rußland.** Auf dem Gebiete der byzantinischen und russischen Kunstarchäologie ist in den „Denkmälern der alten Schriftkunde" von Prof. Pokrovskij eine bemerkenswerthe Arbeit publizirt worden. Die altrussische Heiligenbildmalerei, viele Jahrhunderte der einzige Zweig der Malkunst in Rußland, ist ganz aufgebaut auf byzantinischer Grundlage und hielt sich an die byzantinischen Typen. Pokrovskij hat nun eine Sammlung von solchen Abbildungen und Zeichnungen herausgegeben, die als Originaltypus aus der Heiligenmalerei in klösterlichen Malschulen des 17. Jahrhunderts im Gebrauch war. Zu den Typen und Mustern hat er außer ihrer Beschreibung auch eine archäologische Erklärung der Gegenstände der Typen und Muster geschrieben. Die Publikation ist bei der geringen Zahl derartiger instruktiver Werke aus dem Gebiete der Archäologie der russischen Kunst mit lebhaftem Interesse begrüßt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Josef v. Körösy: Die Bauthätigkeit in Budapest in den Jahren 1885—1895. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. — Ernst Böhme: 350 Jahre Jenaischer Theologie. Jena, O. Rassmann 1898. — Statistisches Jahrbuch der Haupt- und Residenzstadt Budapest. Redigirt und bearbeitet von Prof. Dr. Gustav Thirring. Budapest, C. Grill; Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. — Dr. Josef v. Körösy: Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1891. 3. Bd. Ebd. 1898. — E. Petersen: Vom alten Rom. Mit 120 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann 1898. — G. Pauli: Venedig. Mit 128 Abbildungen. Ebd. 1898. — Ernst Wichert: Vom alten Schlage. Roman. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898. — Konrad Telmann: Tod den Hüten. Roman. Ebd. 1898. — Wilhelm Jensen: Das Bild im Wasser. Ebd. 1898. — Dr. Max Blankenhorn: Das Todte Meer und der Untergang von Sodom und Gomorrha. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 11. November. Nummer 256.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das modernisirte Florenz.

Ein Warnungsruf, der für Viele zugleich wie ein Wehschrei klingen wird, schallt aus der Stadt der Mediceer hinaus in die gesammte gebildete Welt: das Innere von Florenz, dieses so charakteristische Häusergewirr, aus dem die Erinnerung an die große Vorzeit dem Dahinwandelnden auf Tritt und Schritt entgegenströmt, soll noch weiter „modernisirt“ werden! Nicht genug, daß man den Mercato Vecchio mit einem Radikalismus, der seinesgleichen sucht, vom Erdboden weggeräumt hat, nicht genug, daß die Leitungsdrähte der elektrischen Straßenbahn schon die schöne Via dei Servi überspannen und wohl auch bald an irgend einer Ecke des Domes oder des Battistero angeknüpft sein werden, soll jetzt auch ein banaler breiter Straßenzug die Via delle Terme durchqueren und also vernichten, soll die eine Seite der Via Por Sa. Maria ihrer alten Paläste entkleidet werden, soll vielleicht selbst der Ponte Vecchio eine im modernen Sinne „verschönernde“ Umgestaltung erfahren. So wenigstens lauten die beunruhigenden Gerüchte, die über die neuesten von der florentinischen Stadtverwaltung gehegten Pläne in die Oeffentlichkeit dringen und die durch schon begonnene Häuserniederlegungen in der Via Romana einen gewissen Grad von logischer Wahrscheinlichkeit erhalten. Denn die erweiterte Via Romana würde diesseit des Arno in der That ihre geradlinige Verlängerung in einem Straßenzuge finden, der vom Ponte Vecchio nach der dem Palazzo Strozzi zuwendeten Seite des so grausam „modernisirten“ Zentrums der Stadt führte.

Es darf die einheimischen Florentiner nicht wundern, wenn sich den Stimmen, die sich in ihrer Stadt selbst und in dem übrigen Italien gegenüber solcher „Verschönerungssucht“ der Stadtbehörden warnend erheben, auch Stimmen aus dem Auslande zugesellen. Die Stadt der Mediceer ist mit ihren historischen Erinnerungen und ihren Kunstschätzen in idealer Hinsicht Gemeingut aller Gebildeten aller Nationen. Beraubt eine unverständige, banausische Modernisirungswuth dieses „gioiello“ eines guten Theiles seines Zaubers, so hat die gesammte gebildete Welt ein Recht, ja die Pflicht, entrüstet dagegen zu protestiren. Und es darf die baugewaltigen Herren am Arno ferner nicht wundern, daß man überall, wo noch das Gefühl lebendig ist für die feineren Töne in einem Städtebilde, für den historischen Duft, der jene alten Straßen und Paläste umweht, ein begründetes Mißtrauen in ihre Umgestaltungspläne setzt. Die Art, in der das Zentrum der Stadt modernisirt wurde, schreit laut genug zum Himmel. Wir gehören nicht zu jenen fanatischen Schwärmern für das Alte, die von einer Aufräumung des Florentiner Marcato Vecchio überhaupt nichts wissen wollten. Die sanitären und polizeilichen Gründe, die es nothwendig machten, daß in jenes schmutzige und winklige Gewirr einiges Licht und einige Ordnung gebracht wurde, waren einleuchtend genug selbst für den, dessen Blick sich nun einmal lieber an einem solchen Gewirr, und sei es noch so schmutzig, als an einer geradlinigen, nichtssagenden Häuserfaçade weidet. Gewiß mußte in jenem Zentrum der Stadt etwas aufgeräumt werden; gewiß würden auch in den bisher unberührten Straßen und Winkeln manche Korrektionen und Einbauten angebracht sein. Aber Aufräumen ist nicht gleichbedeutend mit Zerstören; Ordnung nicht gleichbedeutend mit durchaus kunst- und verständnißlosem Wiederaufbau. In die enge Piazza Vittorio Emanuele, die an die Stelle des Marcato Vecchio getreten ist und deren architektonische Umrahmung heute den Gipfel des künstlerischen Unvermögens darstellt, ragen jetzt von hüben und drüben her der Campanile des Giotto und der Thurm des Palazzo della Signoria wie trauernd herein über solchen Verfall des Geschmacks. Kein Hinweis auf den „fluthenden Strom des modernen Lebens“, der jetzt, nach dem Urtheil mancher gedankenloser Einheimischen, jene Stätte erfüllt, vermag über diese grausame Entstellung uns zu trösten. Jeder einigermaßen feinfühlige Besucher der Arnostadt wendet sich enttäuscht von dieser Stelle hinweg, an der so Vieles aus der großen Zeit doch zu schonen und mit verständnißvoll Neugebautem in Einklang zu bringen gewesen wäre.

Exempla docent! Die Erfahrung, die man an diesem umgestalteten Zentrum der Stadt gemacht hat, ist es in erster Linie, die jetzt in den weitesten Kreisen, bei allen denen, die je in Florenz den Zauber der alten Stadt gefühlt haben, die Besorgniß wachruft, daß auch die ferneren Pläne zur Weiterführung der „Modernisirung“ des inneren Florenz ein gleich trauriges Ergebniß zeitigen werden. Vielleicht ist es noch Zeit, diese Pläne zu hindern oder wenigstens so zu beeinflussen, daß nicht noch mehr von dem „alten Florenz“ aufgeopfert und achtlos beiseite geräumt werde!

In der mit so feinem, natürlichem Gefühl für das Historische und für die Kunst begabten Bevölkerung der Arnostadt hat jene Besorgniß und die damit verknüpfte Hoffnung jetzt schon zur Gründung einer „Società per la Difesa di Firenze Antica“ geführt. Aber diese Gesellschaft wird wenig vermögen, wenn sie nicht auch vom Auslande her durch möglichst viele, ihren Bestrebungen beipflichtende Stimmen unterstützt wird. Diese Zeilen haben den Zweck, solche Aeußerungen, die — deß sind wir gewiß — an maßgebender Stelle nicht ungehört bleiben werden, gerade weil sie aus dem Auslande kommen, auch in unsern Kreisen anzuregen. Möge Jeder, der Florenz kennt und die Stadt in ihren Eigenthümlichkeiten schätzt, ein Wort für die Erhaltung dieser schönen Eigenthümlichkeiten einlegen. Die bekannte englische Schriftstellerin Miß Paget (Villa Majano bei Florenz), die am Arno ihre zweite Heimath gefunden, hat sich in anerkennenswerther Weise bereit erklärt, die aus dem Auslande einlaufenden Zustimmungserklärungen zu den auf Erhaltung des wirklich Werthvollen gerichteten Bestrebungen jener Florentiner Gesellschaft zu sammeln und

zu veröffentlichen. Auch wir werden gern alle in diesem Sinne uns zugehenden Aeußerungen an diese Sammelstelle übermitteln. O. B.

Theodor Fontane's letzter Roman.

Der letzte Roman! Indem wir das Wort niederschreiben, denken wir wehmüthig der Hoffnungen, die so manches Mal während der vergangenen Jahre neu erregt und verstärkt wurden, wenn der frische Greis wieder durch Früchte seiner Lebens- und Schaffenskraft die Welt erfreut und überrascht hatte. Die Neugestaltung in der ganzen literarischen Physiognomie Theodor Fontane's während seines letzten Lebensviertels war etwas so einzig dastehendes, dieser blüthenreiche Frühling, der zur Winterszeit begann, etwas so merkwürdiges, daß man darüber ganz der Gesetze der Zeitlichkeit vergaß, der alles unterworfen ist. Die frische Trauer darüber, daß der Mund plötzlich verstummt ist, der Worte der Weisheit und Erfahrungsfülle in so liebenswürdig gemüthlichen Plauderton zu kleiden wußte, wird gemildert durch den Gedanken an den harmonischen Abschluß eines schön und reich erfüllten Lebens, an das sanfte Ausklingen, wie es Fontane selbst sich nicht anders wünschen mochte.

Nach seinem Tode ist manches gute und kluge Wort über ihn geschrieben worden, und auch die Bücher, die etwa von „Irrungen und Wirrungen“ bis zu den Lebenserinnerungen erschienen sind, haben verständnißvolle und tief eindringende Würdigung gefunden. Fontane's Bücher sind eben wie jene Elemente, die bei der Berührung Elektrizität hervorbringen, sie haben es an sich, daß sie Geist erzeugen, zugleich starke „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“ und Anregungen für den „Verstand und Witz“ sind. Die Persönlichkeit des Verfassers ganz besonders, die zwischen den Zeilen den Leser freundlich und fröhlich, zuweilen auch ein bißchen ironisch anlächelt, mußte auf Jeden anziehend wirken. Es ist nicht zu viel, wenn auf das Verhältniß eines recht ansehnlichen Theiles des Lesepublikums zu Fontane das Wort angewandt wird: „Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von ihm redet.“

Obgleich Fontane sich noch mit neuen literarischen Plänen getragen hatte, so ist doch der Roman „Der Stechlin“[1]) auch in dem Sinne sein letztes Buch, als er sichtlich vieles darin unterzubringen trachtete, was ihm auf dem Herzen lag und was er gern noch sagen wollte. Es ist ein Vermächtniß, ein politisches Testament des Verfassers, seine Stellung zu vielen Fragen des öffentlichen Lebens und der Zeitgeschichte entwickelnd. Damit schließt sich der Roman eng an das Bekenntnißbuch „Von Zwanzig bis Dreißig“ an, ja greift zuweilen ganz unmittelbar auf dieses zurück. Von seinen politischen Anschauungen redend, die allerdings „immer etwas wackelig“ gewesen seien, sagt er in diesen Lebenserinnerungen einmal, daß sie sich meist mit dem Nationalliberalismus gedeckt haben, und daß er in seinen alten Tagen immer demokratischer geworden sei. Dann fährt er fort: „Wohin ich auch noch geschoben werden mag, ich werde immer zwischen politischen Anschauungen und menschlichen Sympathien zu unterscheiden wissen, und diese menschlichen Sympathien habe ich ganz ausgesprochen für den märkischen Junker. Die glänzenden Nummern unter ihnen — und ihrer sind nicht wenige — sind eben glänzend, und diese nicht lieben zu wollen, wäre Dummheit; aber auch die nicht glänzenden — und ihrer sind freilich noch mehrere — haben trotz Egoismus und Quitzowthum oder auch vielleicht um beider willen, einen ganz eigenthümlichen Charme, den herauszufühlen ich mich glücklich schätze. Die Rückschrittsprinzipien als solche sind sehr gegen meinen Geschmack, aber die zufälligen Träger dieser Prinzipien haben es mir doch nach wie vor angethan. Vielleicht weil ich — ich glaube manche gut zu kennen — an den Ernst dieser Rückschrittsprinzipien nicht recht glaube. Sie könnten eines Tages total umschlagen.“ Es mag unerörtert bleiben, wie weit hier Fontane mit den Augen der Liebe und Güte gesehen hat und wie die Wirklichkeit sich zu dem Bilde verhält. Dem Chronisten und Sänger der Mark und ihrer Schlösser sind die altmärkischen Junker jedenfalls immer von ihrer menschlichsten und liebenswürdigsten Seite entgegengetreten, und es ist gewiß auch ein Stück ästhetischen Wohlgefallens, das sein Urtheil beeinflußt hat. Anderen mochten und mußten sie anders erscheinen.

Der hier angeführten Liebeserklärung für seine premières amours hat Fontane eine noch wirksamere folgen lassen in der Kernfigur des alten Dubslav v. Stechlin. Der ist wirklich eine „glänzende Nummer“ seines Standes.

Was ist nun der Inhalt dieses neuen Romans? Eigentlich steht nur ganz wenig drin, vielleicht noch weniger, als in der allerliebsten Milieuschilderung „Die Poggenpuhls“. Die Personen treten uns fertig entgegen und erfahren im Verlauf der Handlung keine Entwicklung. Auch fehlt jede Verwicklung, jede Spannung und Aufregung, jeder Konflikt, ja, käme es nicht einmal zu einem heftigen Wortwechsel zwischen dem schnurrigen Musikdoktor Wrschowitz — einem Tschechen, der sich's in den Kopf gesetzt hat, jede Anspielung auf das Slavische als eine persönliche Beleidigung anzusehen — und dem immer feierlich dozirenden Maler Cujacius, zwei famosen Episodenfiguren, dann könnte man sagen, daß es in dem ganzen Roman ohne jedes laute Wort hergeht.

Woldemar v. Stechlin, Rittmeister bei den Ulanen, kommt mit zwei Freunden, dem frischen, leichtblütigen und gutartigen Hauptmann Czako und dem steifleinenen, kirchlich angehauchten Assessor Rex, zum Besuch des Vaters nach Schloß Stechlin. Beide Namen sind wohl so ein Stückchen Fontane'scher Neckerei, und beide sind lebendig charakterisirt, wenn in einem späteren Gespräche Czako zu Rex sagt: „Das sagen Sie so spöttisch und überhebtich, weil Sie glauben, klatschen sei was inferiores und für mich gerade gut genug. Aber da machen Sie meiner Ansicht nach einen doppelten Fehler. Denn erstlich ist klatschen überhaupt nicht inferior und zweitens klatschen Sie gerade so gern wie ich und vielleicht noch ein bißchen lieber. Sie bleiben nur immer etwas steifer dabei, lehnen meine Frivolitäten zunächst ab, warten aber eigentlich darauf.“ „Schloß“ ist eine etwas euphemistische Bezeichnung, der Besitzer nannte es nur einen alten Kasten und sprach oder schrieb nur vom „Haus Stechlin“. Um so stolzer war er auf seinen See, „den Stechlin“, der dem Buch den Namen gibt. „Der Stechlin“ ist die größte Sehenswürdigkeit der Gegend. Gewöhnlich ist's da ganz still. Doch zuweilen wird's lebendig. „Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe.“ Dieser See mit seinen vornehmen geheimnißvollen Beziehungen wird den Besuchern des alten Herrn v. Stechlin als pièce de résistance der Gegend gezeigt und es werden mancherlei tiefsinnige Betrachtungen über das Hineinragen der Weltereignisse in die entlegensten Stätten und anderes daran geknüpft. Doch wird es dem Leser überlassen, die gewiß bedeutsame Symbolik des Sees sich auszuspinnen, sich die Wechselwirkung zwischen den Dingen, den Zusammenhang der großen mit der kleinen Welt hineinzudeuten. Der erste Besuch, der auf dem Schlosse gemacht wird, gibt in

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

zwanglaser Weise Gelegenheit, uns mit dem alten Stechlin und seinem treuen Engelle, mit dem engen Zusammenhalt zwischen dem Schloßherrn und den Dorfbewohnern bekannt zu machen. Wir lernen den altruistischen Idealisten Pastor Lorenzen kennen, den wir später durch die begeisterte Schilderung, die Waldemar von ihm macht, liebgewinnen. Lorenzen stellt seinen Mann und macht aus seinen zuweilen vermessenen Gesinnungen kein Hehl. Sein Ideal ist: „Einen Brunnen graben just an der Stelle, wo man gerade steht. Innere Mission in nächster Nähe, sei's mit dem alten, sei's mit etwas neuem.“ Der saunische Superintendent Koselegger mit der weichen Hand, der dem selbstlosen Lorenzen gegenüber die minder sympathische Pastarenart darstellt, erscheint erst später. Wir sehen noch den Emporkömmling Gundermann und seine aufgedonnerte Gattin, auch Katzler, der stattliche Oberförster, kommt zu dem Mahle, das Stechlin seinen Besuchern gibt, während die Oberförsterin, die geborene Prinzessin von Ippe-Bürenstein, wieder einmal, wie regelmäßig seit sieben Jahren, seitdem sie einem Bürgerlichen die Hand gereicht hat, beruflich verhindert ist. Das hält sie eben für ihre Pflicht, weil sie mit dieser Ausgiebigkeit jede Einwendung, daß sie immer noch Prinzessin sein wolle, gründlich zu widerlegen glaubt. Auch der originelle Schulmeister Kripenstappel, der Autadidakt, der sich so manche Kenntnisse und Fertigkeiten zu eigen gemacht hat, erscheint, und in einer gelehrten Unterhaltung kommt das stolze Selbstbewußtsein des aus eigener Kraft zu Wissen und Können gelommenen Mannes vornehmer Ausgeblasenheit gegenüber zum Vorschein. In einem vertraulichen Gespräch zwischen dem alten Stechlin und seinem Sohne wird die Frage gestreift, wie es denn bei ihm mit dem Gedanken ans Heirathen stehe. Und da Woldemar erst mit der Sprache nicht recht heraus will, dann aber sagt, seine Wünsche hätten ein bestimmtes Ziel und ihn beschäftigten diese Dinge, da klammert sich der Alte erzürnt an dieses Wart. „‚Beschäftigen!‘ Ich bin nicht fürs Poetische, das ist für Gouvernanten und arme Lehrer, die nach Görbersdorf müssen, aber diese Wendung ‚sich beschäftigen‘, das ist mir denn doch zu prosaisch. Wenn es sich um solche Dinge wie Liebe handelt, so darf man nicht sagen, ‚ich habe mich damit beschäftigt‘. Liebe ist dach 'schließlich immer was forsches, sonst kann sie sich ganz und gar begraben lassen, und da möcht' ich denn doch etwas von dir hören, was ein bißchen wie Leidenschaft aussieht. Es braucht ja nicht gleich was schreckliches zu sein. Aber sa ganz ohne Stimulus, wie man, glaub' ich, jetzt sagt, so ganz ohne so was geht es nicht; alle Menschheit ist darauf gestellt, und wo's einschläft, ist so gut wie alles vorbei.“ Da haben wir den ganzen Stechlin, schnadderig und burschikos in der Redeweise, aber ein ganzer Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Und ein heiter in die Welt blickender Mensch ist er auch. Später äußert er einmal: „Etwas ganz besonders schönes im Leben ist doch das Vertrauen, und wenn's auch bloß ein Piepvagel ist, der's einem entgegenbringt. Einige haben eine schwarze Milz und sagen: alles sei van Anfang auf Mard und Todschlag gestellt. Ich kann es aber nicht finden.“ Und er ist dann sehr zufrieden, da er von Woldemar hört, daß die van ihm Erwählte etwas vornehmes ist. „Falsche Vornehmheit ist mir ein Greuel; aber richtige Vornehmheit — à la bonne heure.“ Und er kann auch zufrieden sein, denn Melusine und Armgard, die beiden Töchter des Grafen Barby, zwischen denen Waldemar hin und her zu schwanken scheint, sind prächtige, hochsinnige Naturen. Melusine war ganz kurze Zeit an den Grafen Ghiberti verheirathet und wurde dann van dem Unwürdigen geschieden, sie hat sich trotz dieses Schicksals das heitere Gemüth bewahrt, hat ein kluges, scharfes Auge, Welt- und Menschenkenntniß und ein gut Theil von der Fontane'schen Verstandesklarheit. „Melusine gefällt fast immer. Aber Manchem gefällt sie freilich auch nicht. Es gibt sa viele Menschen, die haben einen natürlichen Haß gegen alles, was liebenswürdig ist, weil sie selbst unliebenswürdig sind. . . . Solche beschränkte und aufgesteifte Individuen fühlen sich durch Personen wie Melusine gekränkt und verletzt,“ sagt einmal der Vater von ihr. „Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu. So müssen Weiber sein,“ sagt sich Dubslav „still in seinem alten Herzen“, da sie bei ihm zu Gast ist. Armgard ist mit dem ganzen Zauber der frischen, unberührten Mädchenhaftigkeit ausgestattet, eine warmherzige, innerliche Natur mit klarem, klugem Kapfe. Beide Schwestern prägen sich uns in ihrer so verschiedenartigen, jede für sich so reizevollen Wesenheit lebendig ein, ahne daß sie besanders geschildert würden. Sie sind da, und wir sehen sie. „Die wahre Kunst kümmert sich so wenig um das Entstehen eines Charakters wie das Leben, sie führt ihn ein und läßt ihn sich selber erklären durch seine Thaten und Warte,“ sagt Karl Hillebrand in seiner vorzüglichen Studie „Vom alten und neuen Roman,“ warin er auch die Verse Mussets auf Manon Lescant citirt, „die so lebendig wirkt, weil sie nicht beschrieben, analysirt und erklärt wird, sondern einfach erscheint und wirkt“. An dem entzückenden Schwesternpaare hätte der feine Kenner bei all seiner Abneigung gegen die neueren Romane seine Freude gehabt.

Alle Glieder der Familie Barby sind freie, echte Adelsmenschen mit einem weiteren Blick als die Stechline. Der Graf war mit einer Graubündnerin, einer geb. v. Planta, verheirathet und hatte lange in England gelebt, wo Melusine heranwuchs und Armgard ihre Kinderjahre verbrachte. Der alte Graf ist mit großer Liebe gezeichnet, er bildet die Folie zum alten Stechlin, dem er in mancher Hinsicht ähnelt. Hat er die größere Weltkenntniß, die umfassendere Bildung, so ist Stechlin, der immer an der Scholle haftete, nie weit aus der Mark herauskam, die urwüchsigere Natur mit dem natürlichen, man möchte sagen, dem Bauernverstand, und nicht umsonst ist es am Stechlinsee gespürt warden, wenn's in der weiten Welt rauschte und wogte. Auch politisch sind sie nicht so gar weit auseinander. „Der alte Graf ist lange nicht sa liberal, und dee alte Dubslav lange nicht so junkerlich, wie's aussieht. Dieser Barby, dessen Familie, glaub' ich, vordem zu den Reichsunmittelbaren gehörte, dem steckt noch so was von „Gattesgnadenschaft“ in den Knachen, und das gibt dann die bekannte Sorte van Vornehmheit, die sich den Liberalismus glaubt gönnen zu können. Und der alte Dubslav, nun, der hat dafür das im Leibe, was die richtigen Junker alle haben: ein Stück Sozialdemokratie. Wenn sie gereizt werden, bekennen sie sich selber dazu.“ Bei der Hochzeit treten die beiden Schwäher einander recht nahe, auf der Heimkehr erkrankt der alte Stechlin, es scheint eine Zeitlang besser zu gehen, aber es scheint nur. Der Arzt Sponholz ist verreist und sein Vertreter ist Dubslao zuwider; nicht lange, und so geht es zu Ende. Wie ist dieser Augenblick so schlicht und ahne alle Feierlichkeit doch tief ergreifend dargestellt. Das Kind, das mit Engelke im Krankenzimmer war und an dessen Anblick Dubslao sich in seinen letzten Tagen erfreut hatte, fürchtete sich, da schickte Engelle sie hinaus, ein paar Blumen zu pflücken. Dann trat sie wieder in das Zimmer, wo Dubslav saß. . . . „Engelke, die Hände gefaltet, stand neben seinem Herrn. Das Kind trat heran und legte die Blumen dem Alten auf den Schoß.“ „Dat sinn die ihrsten,“ sagte Engelle, „un wihren woll de letzten sinn.“ Da liegt in den Worten „die Hände gefaltet“, die ganze Schilderung des Todes. Woldemar, der mit seiner jungen Frau in Italien ist, erfährt die Nachricht erst, da schon das Begräbniß vorüber ist. Und in herrlichen, warmen Worten,

frei von allen Uebertreibungen, hatte die Grabrede Lorenzens Dubslavs Bild gezeichnet. „Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. . . . Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind.“ So war der Mann nach dem Herzen Fontane's und so war er selbst. Ein Mann und ein Kind.

Es geht also wenig in dem Buche vor. Begegnungen, Ausflüge, Verlobung, Hochzeit und Tod. Alles einfach und ohne Aufwand, wie es das Leben bringt. Auch eine Wahlkampagne im Bezirk Rheinsberg-Wutz machen wir mit, bei der der alte Stechlin sich aufstellen läßt, aber dem sozialdemokratischen Kandidaten, dem Feilenhauer Torgelow gegenüber, unterliegt. Das nimmt er dann mit der „Wurschtigkeit“ hin, die seiner Natur aufgeprägt ist und die man ebensowohl auch die hohe Goethe'sche Lebenskunst nennen könnte. Eine Episode von allerliebstem Reiz ist der Besuch Woldemars in Kloster Wutz, bei dessen Ausarbeiten es wohl gar oft um die Mundwinkel des Verfassers gezuckt haben mag. Das ganze Milieu ist mit unnachahmlich humorvoller Feder dargestellt, die gestrenge Domina Adelheid, die 10 Jahre ältere Schwester Dubslavs, die diesem immer ein Gefühl des Unbehagens bereitet, und die er in den paar Worten: „halb Königin Elisabeth, halb Kaffeeschwester, das is 'ne Melange, mit der ich mich nie habe befreunden können“, so trefflich einführt, auch die schmachtende Schmargendorf und die nur vorbeihuschenden anderen Insassen. Die Domina ist ein Prachtstück realistischer Darstellungskunst, diese angesäuerte Heilige, bei der die Grazien leider ausgeblieben sind. Ergötzlich ist ihr Zusammenprallen mit den schönen und guten Weltdamen, ein Kabinetstück der Brief, den sie dem Neffen übers Heirathen schreibt, und ganz famos die Art, wie der kranke Dubslav sie fortgrault, indem er sich die kleine Agnes, die Tochter der schlimmen Karline, ins Zimmer setzte. Den Ton der Leute in der Portierloge, in der Küche und im Dorf weiß der Verfasser so vorzüglich wiederzugeben, daß man hievon das Gefühl der vollen Naturtreue hat, und sie Alle, der Schulze Kluckhuhn, der Kutscher Robinson, die Jimmes, die so oft „wechselnde“ Hedwig und andere theils recht schnurrige Gestalten, Alle haben sie echtes Gepräge. Die vornehmen Leute aber reden bei aller scharfen Individualisirung doch zum Theil etwas gleichmäßig die weisheits- und erfahrungsvolle Fontane'sche Sprache. Diese klingt nicht nur aus dem Munde des alten Dubslav und des alten Barby, wir hören auch Fontane selbst, wenn der junge frische Hauptmann Czako bei dem Vorbeireiten vor dem Hohenlohe-Denkmal auf dem Cremmer Damm die Geschichte dieses Vorfahren der heutigen Hohenlohe, der bei dem Eroberungszug des Nürnberger Burggrafen zuerst fiel, erzählend hinzufügt: „Oder glauben Sie, daß der alte Fürst, der jetzt dran ist, daß der zu seinem Spezialvergnügen in unser sogenanntes Reichskanzlerpalais gezogen ist, drin die Bismarck'schen Nachfolger, die sich wahrhaftig nicht danach drängten, ihre Tage vertrauern? Ein Opfer ist es, nicht mehr und nicht weniger, und ein Opfer bringt auch der alte Fürst, gerade wie der, der damals am Cremmer Damm als erster fiel.“ Und Fontane selbst spricht zu uns, wenn Melusine, da sie hört, daß Woldemar bei Beginn der Hochzeitsreise die Sixtinische Madonna in Dresden ansehen will, sagt: „Jedenfalls — das ist nicht wegzudisputiren — fährt unser Woldemar jetzt in das Land der Madonnen hinein und will da muthmaßlich mit leidlich frischen Kräften antreten; wenn er sich aber schon in Deutschland etappenweise verthut, so wird er, wenn er in Rom ist, wohl sein Programm ändern und im Café Cavour eine Berliner Zeitung lesen müssen, statt nebenan im Palazzo Borghese Kunst zu schwelgen.“ Auch die so wahre und tiefe Bemerkung Woldemars, die an die Schwärmerei Lorenzens für die Jenny Lind anknüpft, ist über seine Jahre hinaus reif und weise: „Nur die Armen bringen die Mittel auf für das, was jenseits des Gewöhnlichen liegt; aus Begeisterung und Liebe fließt alles. Und es ist etwas sehr schönes, daß es so ist in unserm Leben. Vielleicht das schönste.“ Woldemar ist ein vortrefflicher, liebenswerther Mensch, ein durch und durch vornehmer Charakter, aber er hat nicht den Charme seines Vaters, es fehlen ihm dessen Schwächen, die das Gesammtbild menschlicher und liebenswürdiger machen. Bis ins hohe Alter hat Fontane sich die Freude an vielem erhalten können, und in dem wunderschönen Gedicht: „Was mir gefällt“ unter so manchem, woran er sich immer neu erfreute, auch „Den alten Moltke, den alten Kaiser . . .“ angeführt. Dem „alten Kaiser“ ist im „Stechlin“ manches herzliche und gute Wort gewidmet. „Und so muß ich denn sagen,“ sagt der Graf Barby, „es war doch was erquickliches, den alten Wilhelm so jeden Tag vor Augen zu haben. Hab' ihn freilich immer nur flüchtig gesehen, aber auch das war schon eine Herzensfreude. Sie nennen ihn jetzt den „Großen“ und stellen ihn neben Fridericus Rex. Nun, so einer war er sicherlich nicht, an den reicht er nicht ran. Aber als Mensch war er ihm über, und das gibt, mein' ich, in gewissem Sinne den Ausschlag, wenn auch zur „Größe“ noch was anders gehört.“ Und bei der Hochzeit wird der Hofprediger Frommel von Dubslav gefragt: „Sie waren ja mit unserm guten Kaiser Wilhelm, dem letzten Menschen, der noch ein wirklicher Mensch war, immer in Gastein zusammen und viel an seiner Seite. Jetzt hat man statt des wirklichen Menschen den sogenannten Uebermenschen etablirt; eigentlich gibt es aber bloß noch Untermenschen, und mitunter sind es gerade die, die man durchaus zu einem „Ueber“ machen will.“ Und da erzählt Frommel, wie er den alten Herrn in Gastein in seinem Zimmer Teppiche und Läufer zusammenschleppen sieht, und als der Kaiser sein Erstaunen wahrnimmt, sagt er ihm: „Ja, lieber Frommel, da unter mir liegt ein Kranker; ich mag nicht, daß er die Empfindung hat, ich trample ihm da so über den Kopf hin.“ Noch manches gute und bedeutende Wort, besonders auch aus den prachtvollen Gesprächen vor Woldemars Reise nach London ließe sich anführen. Notirt sei davon eine Liebenswürdigkeit für die Süddeutschen, von Melusine über die Baronin Berchtesgaden gesagt: „All die Süddeutschen sind überhaupt viel netter als wir, und die nettesten, weil die natürlichsten, sind die Bayern.“ Vieles aus diesen Gesprächen wäre ja, ohne daß der organische Bau des Romanes darunter litte, wegzudenken, aber um ihrer selbst willen werden sie uns lieb. Ueber das Wesen und die Denkweise des Helden hinausgehend und ganz dem Verfasser angehörend, ist die kühne Betrachtung Dubslavs, der er sich auf seinem letzten Lager hingibt: „Auf dem Sinai hat nun schon lange keiner mehr gestanden, und wenn auch, — was der liebe Gott da oben gesagt hat, das schließt eigentlich auch keine großen Räthsel auf. Es ist alles sehr diesseitig geblieben: du sollst, du sollst, und noch öfter: du sollst nicht. Und klingt eigentlich alles, wie wenn ein Nürnberger Schultheiß gesprochen hätte“, und ganz menschlich ist das Angstgefühl: „Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang.“

Als der Unterzeichnete vor ein paar Jahren „Die Poggenpuhls“ an dieser Stelle besprach und seiner Freude

über dieses liebenswürdige Büchlein Ausdruck gab, da wurde ihm von hochverehrter und — wie kaum eine zweite — berufener Seite vorgehalten, daß in dieser Kritik nicht im Namen einer höheren Kunst gegen das Uebergewicht des Milieus, die bloße Stimmung, den Mangel einer in sich geschlossenen Komposition und folgerichtigen Entwicklung Protest erhoben wurde. Alles das läßt sich gegen das neue Buch auch einwenden, und es wird viele Leser geben, die im Namen der Gesetze der Kunst diesen Mangel nachdrücklich betonen zu müssen glauben, die an den vielen Mosaikbildchen, wie schön, ja entzückend sie auch sein mögen, doch auszustellen haben, daß es eben Mosaiken sind. Und dennoch ist es ein Buch, das man liebgewinnen und liebbehalten wird. Darf „Frau Jenny Treibel“ als das künstlerisch abgerundetste Werk Fontane's bezeichnet werden, ist Effi Briest dasjenige seiner Bücher, in dem er das Menschliche mit der siegreichen Kraft der Liebe und Barmherzigkeit behandelt und in dessen Heldin er eine der interessantesten Figuren der neueren erzählenden Dichtung, eine Persönlichkeit voll tiefsten Reizes geschaffen hat, so ist „Der Stechlin“ sein allerpersönlichstes Buch, in dem der Verfasser selbst am direktesten und deutlichsten zu uns spricht. Kein Buch, das man mit heißen Wangen, mit fliegendem Athem liest, ein Buch, das man jederzeit ohne Anregung zuklappen und aus der Hand legen kann, aber — und das ist das beste, was man von einem Buche sagen kann — ein solches, das man auch jederzeit gern wieder zur Hand nehmen und an dem man sich immer wieder aufs neue erfreuen wird.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

Antimoralisches Bilderbuch. Ein Beitrag zu einer vergleichenden Moralgeschichte. Von **Gustav Naumann.** Verlag von H. Haessel in Leipzig 1898. — Die Zwillingssterne, welche dem Entstehen dieses Buches geleuchtet haben, sind Stirner und Nietzsche. Obwohl dieser den größeren Theil in den Ausführungen und Anführungen des Verfassers einnimmt, bekennt Naumann sich im innersten Kern zur Gefolgschaft Stirners und jenes Mottos seines berühmten Buches: Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt! Nicht neue Tafeln will er aufhängen, nicht neue moralische Werthe geben, wie sie Nietzsche aus all seiner Negation als positives Ziel in seiner Herren- und Tschandala-Moral gewinnen will. Sein Buch soll ja nichts beweisen, als daß für die Moral unbedingt das πάντα ῥεῖ gelte, daß es bleibende Werthe überhaupt nicht gebe, sondern daß die Moral aus einer Reihe der verschiedenartigsten Moralen bestehe, die rein den biologischen Verhältnissen entsprechend sich ausbilden. Also auch der Uebermenschentraum Nietzsche's würde in diesen lebendigen Wechsel der moralischen Bedürfnisse, die sich, wie Naumann eingehend nachzuweisen sucht, oft in Jahrhunderten ändern, Satzungen, moralische Werthe hineinbauen, die schließlich das Schicksal aller anderen überlebten Moralen theilen würden. Naumann ist also moralischer Nihilist, Verneiner jedes allgemeinen feststehenden sittlichen Werthes. Er verlegt den Schwerpunkt der Moral lediglich ins Individuum. Dem Geschmack des Individuums muß die moralische Schätzung und Abmessung der Handlungen anheimgestellt werden. Zu diesem Geschmack aber muß der Einzelne erzogen sein. Er ist jedenfalls nicht Besitzthum Vieler oder Aller, sondern einzelner Wenigen. Auf so eine Art aristokratische oder Herrenmoral spielt es also doch auch bei Naumann heraus. Nur mit dem Unterschied von Nietzsche, daß er die Feststellung positiver moralischer Werthe, neuer Tafeln, perhorreszirt: es gibt keine solche; es gibt lediglich subjektive Anschauungen und Werthschätzungen des Einzelmenschen. „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt. . . .“

Dies in knappen Zügen die Tendenz des Buches, das uns wesentlich Neues der Idee nach nicht bringt. Dennoch dürfte das Buch zur Genealogie der Moral, zu einer vergleichenden Sittengeschichte eine Fülle höchst schätzbaren Materials darbieten. Auch der moralische Radikalismus zeigt da, wo er nicht lediglich mit Phrasen arbeitet — wovon hauptsächlich Stirner, der über Gebühr Geschätzte, nicht freizusprechen ist —, sondern wo er an der Hand moralgeschichtlicher Thatsachen zu beweisen sucht, sich als brauchbares Agens zur Förderung und Festigung unsrer moralischen Werthmesser. Er wirkt purgirend; er ist Sauerteig, der die Masse der so leicht infolge der allgemeinen Indifferenz ins Stocken kommenden Moral zum Gähren bringt. Zieht man weiterhin in Betracht, daß Naumann seinen Stil nicht wie einen schwerfälligen Haudegen, sondern als das blitzende Florett behandelt, daß das Buch wirklichen Esprit athmet, so darf man trotz der ätzenden Schärfe der Ideen, diese Bilder aus dem Sittenleben verschiedenartigster Zeiten und Völker mit ihrer feinen Analysirung dankbar begrüßen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Georg Mertz: Die Pädagogik der Jesuiten nach den Quellen von der ältesten bis in die neueste Zeit. Heidelberg 1898, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. VIII u. 191 S. 8°. — Während sich unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die sich im Laufe dreier Jahrhunderte mit der Gesellschaft Jesu beschäftigt haben, weitaus die meisten auf die religiöse und politische Stellung des Ordens bezogen, ist seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung verhältnißmäßig selten und ungenügend behandelt worden. Gewiß ist dafür nicht nur die Schwierigkeit, gerade hier wissenschaftlich unparteiisch zu bleiben, der Grund gewesen. Erst jetzt, im Zeitalter der erschlossenen Archive, erst jetzt, nachdem im Jahr 1896 der Jesuit Bernhard Duhr die „Studienordnung der Gesellschaft Jesu“ herausgab und mit der Einleitung dazu alle bisherigen Arbeiten über das Schulwesen des Ordens von nichtjesuitischer Seite in den Hintergrund drängte, vor allem aber erst jetzt, wo Duhrs Ordensgenosse Pachtler in den Monumenta Germaniae Paedagogica auch alle früher ungedruckten und nur schwer zugänglichen Quellenschriften von der ältesten bis in die neueste Zeit herausgab, ist überhaupt eine genaue Darstellung der Pädagogik der Jesuiten möglich geworden. Hierin liegt die Bedeutung der Schrift des Dr. Mertz: sie sucht all jenes Material im Zusammenhang zu verarbeiten und die Ergebnisse zu übersichtlicher Darstellung zu gliedern. Der Verfasser ist wohlgerüstet an diese Aufgabe herangetreten, hat er sich doch schon mit der früher veröffentlichten Studie über die Stellung und den Betrieb der Rhetorik in den Schulen der Jesuiten als trefflich beschlagen in der intimen Kenntniß des weitschichtigen Materials erwiesen. Er ist evangelischer Pfarrer, aber zum guten Glück merkt man davon in seinem Buch recht wenig. Der Versicherung im Vorwort, es läge ihm vollständig fern, die Jesuiten einseitig oder auf Kosten der Wahrheit beurtheilen zu wollen, darf man gern glauben, ja an manchen Stellen steht Mertz der Schulthätigkeit des Ordens freundlicher gegenüber, als z. B. Weicker und Vangenmann es thun: ein Sieg des Strebens nach wissenschaftlicher Objektivität. Wenn der Verfasser trotzdem in manchen Einzelheiten scharfen Widerspruch gegen den Schulbetrieb der Jesuiten erheben und im ganzen das Verdikt fällen muß, der Orden habe in keiner Weise Schritt gehalten mit den Errungenschaften auf dem Gebiete des Schulwesens und der Wissenschaften, so kann ihm der Historiker der Pädagogik kaum widersprechen, aber uns Deutsche mag **ein** Umstand freuen: unter allen Jesuiten haben die deutschen am rührigsten praktischen Reformen des Unterrichts das Wort geredet, auch ein Beweis für die hervorragende Anlage der gebildeten Kreise unsres Volks zu pädagogischer Wirksamkeit.

Mertz hat sein Buch nach einer guten Methode geschrieben; auch im einzelnen geht er historisch vor, und indem er die Kritik mit der Angabe zahlreicher Details verbindet, gibt er dem Leser Gelegenheit, die Gründe für sein Urtheil genau zu kontroliren. Vielleicht aber wäre es nützlich gewesen, daneben mehr **vergleichend** zu verfahren: der Verfasser würde dann z. B. häufiger auf Uebereinstimmungen zwischen der Jesuitenpädagogik und der wissenschaftlichen Pädagogik Herbart-Stoy-Zillers haben aufmerksam machen können,

die recht interessant sind, weil die Lebensfähigkeit der betreffenden Sätze der wissenschaftlichen Pädagogik durch ihre jahrhundertelange Anwendung in den Jesuitenschulen praktisch bestätigt ist.

Das Buch von Mertz war ein Bedürfniß, ein lange schon empfundenes. Und weil es das war und brauchbar genannt werden darf, ist es mit Dank zu begrüßen. Vor allem ist es ein doppelter Gewinn, den es der Wissenschaft zuführt: für Spezialarbeiten wie die vor kurzem erschienene Studie Scheids „Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann des 17. Jahrhunderts“ ist jetzt erst ein guter kritischer Maßstab gewonnen, sofern es wahr ist, daß das Einzelne nur an der Gesammtheit richtig gemessen werden kann. Und auch die Beurtheilung der ganzen Stellung des Ordens überhaupt ist durch das Mertz'sche Buch wesentlich erleichtert, denn in keiner ihrer Thätigkeiten spricht sich das innerste Wesen der Gesellschaft Jesu so klar und anschaulich aus wie gerade in ihrem Wirken auf dem Gebiet des Unterrichts und der Erziehung.

Hans Zimmer (Leipzig).

n. **Herbart in England.** Von dem Erscheinen einer Introduction to the Herbartian principles of teaching von Miß Catherine Dodd (London, Swan Sonnenschein and Co.) wird man auch in Deutschland gern Notiz nehmen. Das Buch, zu dem Professor Rein eine Einleitung geschrieben hat, ist eine durchaus tüchtige Leistung. Es hebt in systematischer Darlegung die Hauptpunkte der Herbartischen Pädagogik klar und treffend hervor, es zeigt zugleich großes Geschick in der Auswahl typischer Beispiele. Auch bekundet es nicht nur eine genaue Kenntniß der einschlägigen deutschen Literatur, sondern auch eine warme Liebe zu deutschem Land und Wesen. So läßt sich nur wünschen, daß es in England zu ausgedehnter Wirkung gelangen und zu einer Annäherung der englischen Erziehung an die deutsche beitragen möge.

* *Die hystorie van die seuen wijse mannen van romen.* Bewerkt door *A. J. Botermans.* Haarlem, de Erven F. Bohn. — Das in den Typen des Originals gedruckte Werk ist, wie der Herausgeber auf dem Titelblatt bemerkt, der Abdruck des einzigen bekannten Exemplars der editio princeps vom Jahre 1479, welches sich auf der Göttinger Bibliothek befindet. Der Text selbst bietet die holländische Uebertragung der im Mittelalter so außerordentlich beliebten und weitverbreiteten Historia septem sapientum Romae nebst der damit verknüpften Amiens-Legende. Der Druck ist sauber und korrekt, und man muß dem Herausgeber Dank wissen, daß er durch vorliegende Veröffentlichung die älteste holländische Version dieser Sage allen Freunden vergleichender Literaturgeschichte leicht zugänglich gemacht hat. h-r.

Raphaels Zeichnungen. Von Oskar Fischel. Straßburg, Trübner 1898. — Raphaels Handzeichnungen stellen ein außerordentlich großes, kritisch aber längst noch nicht vollkommen durchgearbeitetes Material dar. Von Passavant und Ruland sind sorgsame Kataloge hergestellt worden, die dem neuen Standpunkt der Forschung indessen nicht mehr genügen. Durch Anton Springer, vornehmlich aber durch Morelli's kühne Kritik ist viel gewonnen worden. Der Gewinn bestand darin, daß die zahlreichen Kopien und Studien nach den fertigen Bildern und die große Menge von Schülerarbeiten ausgeschieden wurden, und so die für Raphael in Betracht kommenden Blätter auf eine kleine Anzahl zusammenschrumpften. Wenigstens hatte man damit das wirklich echte und der Untersuchung würdige Material ausgelesen. Die Kenntniß der Schüler, des Giulio Romano, Penni, Peruzzi u. A., war dadurch wesentlich erweitert, ihr Verhältniß zum Meister klargestellt. Um jedoch zu einem letzten Schluß zu gelangen, wenn er überhaupt möglich ist, war ein Kompendium erwünscht, das aus der gewaltigen Literatur alle Urtheile zusammenfaßte. Auf Grund eines solchen Nachschlagebuchs könnte dann wohl einmal ein wissenschaftlicher Kenner vor den Originalen selbst wirkliche Entscheidungen fällen. Diese mühsame und aufopferungsvolle Vorarbeit ist auf Anregung Georg Dehio's durch Oskar Fischel gut und sachkundig geleistet worden. Er gibt einmal ein Verzeichniß aller vorhandenen Abbildungen Raphaelischer Blätter, zum zweiten citirt er die Ansichten der Berufenen und drittens fügt er seine eigenen Urtheile hinzu, die den vollen Anspruch besitzen, gehört zu werden. Denn bei dem langjährigen Verkehr mit dem Meister und seinen Werken hat er sich zu einem selbständigen Raphael-Forscher ausgebildet, dem nur zu wünschen wäre, daß er in die Lage käme, die an den Photographien geübte Kennerschaft durch das Studium der Originale zu befestigen.

Die Resultate seiner Forschung zu kritisiren, ist hier nicht der Ort. Das gehört in Fachzeitschriften. Wohl aber muß hier dankbar hervorgehoben werden, welch werthvolles Hülfsmittel die Kunstgeschichte durch Fischels „Kritisches Verzeichniß“ erhalten hat. Dadurch ist ein Baustein gewonnen, der die wissenschaftliche Grundlage der Raphael-Forschung beträchtlich sichern wird.

München. Artur Weese.

hr. **Der praktische Rechtsbeistand.** Ein Führer durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch mit übersichtlichem Sachregister. Herausgegeben von einem Richter. Preis 1 M. München, Karl Haushalter. — Der Verfasser will, wie er in der Einleitung bemerkt, dem Leser ein volksthümliches Rechtsbuch und damit vor allem das an die Hand geben, was er in den Rechtsverhältnissen des täglichen Lebens zu wissen braucht. Um diesen Zweck zu erreichen, war es natürlich nothwendig, unter den 2385 Paragraphen, die das Bürgerliche Gesetzbuch aufweist, eine Auswahl, und zwar derart zu treffen, daß dem Nichtjuristen nunmehr durch eine übersichtliche, das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidende Darstellung das Verständniß des Bürgerlichen Gesetzbuchs eröffnet und vermittelt werde. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser den genannten Zweck innerhalb der vorgestreckten Grenzen durchaus erreicht hat, zumal auch sein Bemühen, das Buch in klarer, einfacher und leicht verständlicher Sprache zu schreiben, von erfreulichem Erfolg begleitet ist. Das Werk umfaßt das ganze Privatrecht (im engeren Sinne) und berücksichtigt auch das neue Reichsgesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit. Zur raschen Orientirung trägt sehr viel die Anordnung bei, daß alles, was Ausnahmen minder wichtiger Art, sonstige Nebenpunkte und gelegentliche Hinweisungen auf einzelne Gesetzesparagraphen betrifft, in Form von Anmerkungen gesetzt ist, und daß ferner Beispiele, die durchweg aus dem praktischen Leben gegriffen sind, durch eingerückten Satz kenntlich gemacht sind. Besonders wichtige, sowie namentlich neue Bestimmungen sind durch gesperrten Druck hervorgehoben. Ein übersichtliches und reichhaltiges Schlagwort- und Sachregister ist dem Büchlein beigegeben, dessen praktischer Werth ihm gewiß eine weite Verbreitung sichern wird.

* **Dr. M. W. Meyer: Die Lebensgeschichte der Gestirne. Eine populäre Astronomie der Fixsterne.** 3. Auflage. Leipzig 1898. Bei H. Haacke (209 Oktavseiten, mit 48 Illustrationen. Preis 4 M.). An populär geschriebenen Büchern astronomischen Inhalts ist heutzutage wahrlich kein Mangel, man könnte somit die Frage aufwerfen, ob das soeben erschienene Buch einem thatsächlich vorhandenen Bedürfniß entgegenkommt. Die beste Antwort auf diese Frage liegt aber wohl in dem Umstand, daß dieses in der Form von „Briefen an eine Freundin“ geschriebene, allen Freunden der Astronomie längst bekannte Werk des Verfassers nunmehr bereits die 3. Auflage erlebt hat und daß seit dem Erscheinen der 2. Auflage kaum 6 Jahre verflossen sind. In der That gewährt die Lektüre des durch Eleganz der Darstellung, Anschaulichkeit der meist auf das glücklichste gewählten Vergleiche und nicht zum wenigsten durch die Schönheit seiner Sprache ausgezeichnete Buch dem Leser, mag er nun Fachmann oder Laie sein, einen hohen Genuß. Was den sachlichen Inhalt des Buches anlangt, so hat der Verfasser, ohne sich bei seinen Plaudereien an eine der hergebrachten, systematischen Reihenfolgen zu halten, in 25 Briefen so ziemlich unsre gesammte Kenntniß von dem Aufbau des Weltgebäudes in großen Zügen niedergelegt. Als die wichtigsten Gegenstände der einzelnen Briefe möchten wir hier, der vom Verfasser eingehaltenen Reihenfolge entsprechend hervorheben: Angaben über Zahl, Vertheilung und Entfernung der Fixsterne; Beschreibung der Milchstraße, sowie der wichtigsten Nebelflecke und Sternhaufen; Beschreibung von verschiedenen Doppelsternen und mehrfachen Sternsystemen, sowie Angaben über die Bewegungsverhältnisse in denselben;

Beschreibung der Sonne und der auf ihrer Scheibe beobachteten Vorgänge, kurze Darlegung der Grundzüge der Spektralanalyse, endlich Aufzählung und Besprechung der bekanntesten veränderlichen und der sogenannten neuen Sterne; zahlreiche Bemerkungen und Betrachtungen naturphilosophischen Inhalts finden sich dazwischen hinein eingestreut. Ueber die Haltbarkeit dieser oder jener in den einzelnen Briefen enthaltenen Hypothese wird man mit dem Verfasser nicht weiter rechten, indessen möchten wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir mit der im vorletzten Briefe vorgetragenen Erklärung der Entstehung der „neuen Sterne" (durch Zusammenstoß zweier Himmelskörper) nicht einverstanden sind, weil nicht diese, sondern einzig und allein die von Prof. Seeliger in München vor einigen Jahren aufgestellte Hypothese (Durchgang eines dunklen Himmelskörpers durch eine kosmische Nebelmasse) die während der Sichtbarkeit, insbesondere beim Aufleuchten und Wiederverschwinden solcher Sterne beobachteten Erscheinungen einwandsfrei zu erklären gestattet. — Im übrigen war der Verfasser in anerkennenswerthester Weise bemüht, sein Buch durch Aufnahme der neuesten Forschungsergebnisse nach jeder Richtung hin (selbst die „Röntgenstrahlen" fehlen nicht) zu erweitern und umzugestalten. Die äußere Ausstattung desselben entspricht vollkommen seinem inneren Werthe: großer, schöner Druck mit Kopfleisten, sowie gute Ausführung der Illustrationen geben dem Buch ein gefälliges, um nicht zu sagen elegantes Aussehen. Wir stehen nicht an, dasselbe dem Leserkreis dieser Beilage auf das wärmste zu empfehlen. -rt-

Th.- **Ueber die zunehmende Bedeutung der anorganischen Chemie.** Vortrag, gehalten auf der 70. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Düsseldorf von J. H. van 't Hoff, Hamburg u. Leipzig. Verlag von Leopold Voß 1898. — Die Tendenz des Schriftchens, — wenn bei einer exakt wissenschaftlichen Auseinandersetzung überhaupt von Tendenz gesprochen werden kann — ist bereits durch den Titel gegeben. Während in den letzten Jahrzehnten die organische Chemie sich der größten Bevorzugung erfreute, haben die Fortschritte in der elektrischen Technik, besonders die Erzeugung hoher Temperaturen der anorganischen Chemie, einen neuen Anstoß gegeben, und zwar sowohl im großen auf dem technischen, als auch im kleinen auf dem analytischen Gebiet. — Auch die Affinitätslehre, wonach eine chemische Umwandlung nur dann vor sich geht, falls sie imstande ist, eine positive Arbeitsmenge zu leisten, ist vornehmlich auf die anorganischen Reaktionen anwendbar, da auf organischem Gebiet der zu große Formenreichthum und die größere Reaktionsträgheit eine geeignete Auswahl von Reaktionen schwieriger macht.

b-l **Karl Domanig: Die Fremden.** Ein Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, Roth 1898. — Domanig hat sich bisher hauptsächlich durch die Trilogie „Tiroler Freiheitskampf", sowie durch die poetische Erzählung „Der Abt von Viechl" bekannt gemacht. Er bietet jetzt in prosaischer Form ein Werk, das eine brennende Tagesfrage seiner tirolischen Heimath angreift und jedenfalls originell ist. Die Grundüberzeugung, von der er ausgeht — und er besitzt ohne Zweifel eine in sich konsequente Weltanschauung —, ist die, daß Tirol die höchste Kultur hat; genauer: das deutsche Tirol, und zwar die Dörfer, nicht etwa Innsbruck oder Meran. Das wird durch Handlung erläutert, indem sich Vertreter des norddeutschen und des Wiener Lebens, angezogen durch die idyllischen Früchte des patriarchalischen Dorfsystems, zu vollem Tirolerthum, namentlich auch in religiöser Hinsicht, bekehren. Aus Pommern kommt eine Gräfin, die in Zösdorf (d. h. Oetz, beim Kasselwirth, mit frischen Lokalfarben ausgemalt) ihren Wohnsitz aufschlägt, das Volk lieben lernt, daher ihre streng protestantische Zofe zurückschickt, eine Villa sich baut und zum Katholizismus übertritt. Aus Wien kommt ein junger Arzt, Tiroler zwar von Herkunft, aber durch den Verkehr mit den Medizinern in der Donaustadt und durch eine Braut jüdischer Art dem heimathlichen Wesen entfremdet; auch er gelangt durch die Einsicht in die edlen Dorfverhältnisse, die ihm zugleich durch den iro-amerikanischen Kollegen O'Reilly gelobt werden, zu dem Entschluß, sich in Zösdorf niederzulassen, befreundet sich mit dem Pfarrer, wird Gemeindedoktor und vertauscht die schlechte Wiener Braut mit einer guten Tirolerin. Von wissenschaftlichen Bedenken, die ihn zurückhalten könnten, ist keine Rede, sondern die Sitten und das Leben bekehren ihn. Wirthschaftlich erwartet sich Domanig von den Fremden nicht viel, weil sie zu wechselnde, unzuverlässige Wandervögel seien; einen weit größeren Segen erwartet er von dieser Mode der Alpenreisen für die Menschheit, wenn die Fremden und Fremdgewordenen in den tirolischen Thälern solche Kulturförderung gewinnen: dies ist offenbar seine redliche Ueberzeugung.

fb. **Richard Dehmel: „Erlösungen".** Berlin, Schuster u. Loeffler 1898. — Nur mit Widerwillen, wie ich offen gestehen muß, bin ich an die Lektüre dieser Gedichtsammlung gegangen. Ich erwartete nach dem, was ich von ihm bereits früher gelesen hatte, wieder ein Buch, in dem phantastische, leidenschaftliche Ueberschwänglichkeit des Empfindens und eine nackte, brutale Sinnlichkeit sich paarten, um wahre Orgien zu feiern. Umsomehr freut es mich, konstatiren zu können, daß diese meine Befürchtung sich nicht bewahrheitet hat. Dehmel hat strenge Selbstzucht und Selbstkritik geübt in den 7 Jahren seit dem Erscheinen seiner „Erlösungen", die jetzt in zweiter Auflage vorliegen. Viel Ungesundes und Ungenießbares ist ausgemerzt, die grell und rücksichtslos aufgetragenen Farben, die eine reine Freude an seinem doch immerhin schon damals sich zeigenden beachtenswerthen Talent nicht aufkommen ließen, treten nun gedämpft vor unser Auge, doch ist immerhin noch manches Krasse und durch die unverhüllte Ausmalung erotischer Gefühle Abstoßende nicht gestrichen: Gedichte wie „Erste Begierde", „Nachtgebet der Braut", „Es werde" wären besser fortgeblieben. Im Uebrigen offenbart sich in Dehmel jetzt, wo er reifer und geklärter vor uns tritt, ein starkes, urwüchsiges Talent von ausgesprochener Eigenart. Seine Balladen, von denen hauptsächlich „Die Buße" und „Glaube, Liebe, Glaube" beredtes Zeugniß seiner gewaltigen Gestaltungskraft, seiner virtuosen Beherrschung der Sprache und nicht zuletzt seiner Tiefe der Empfindung ablegen — die ergreifenden Schilderungen, die er vom sozialen Elend der Großstadt entwirft und die sich, reich an feinen psychologischen Details, besonders in „Zu eng" und „Vierter Klasse" zu erschütterndster Tragik erheben —, alle diese Schöpfungen tragen das Gepräge hoher künstlerischer Vollendung. Dasselbe Lob läßt sich seinen Märchen und Kinderliedern spenden, welche beweisen, daß er nicht nur die Sprache des Affekts beherrscht, sondern auch warme, kindlich reine und weiche Töne anzuschlagen weiß, wie in der seelenvollen und gemüthstiefen Mär vom „Vogel Wandelbar" und in „Knecht Ruprecht und die Christfee" — zwei Gedichte, die jeder Anthologie zur Zierde gereichen würden. — Dehmels Entwicklung ist dem Anschein nach noch nicht abgeschlossen; seine „Erlösungen" lassen erhoffen, daß seine Muse uns noch Gaben bescheren wird, die auch der strengsten Kritik gegenüber in Ehren bestehen können. — Uebrigens scheint Dehmel schon Schule gemacht zu haben. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß ich unmittelbar nach der Lektüre der „Erlösungen" eine, „Seltene Stunden" betitelte Gedichtsammlung (Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1898) in die Hand bekam, deren Verfasser, Thassilo v. Scheffer, unzweifelhaft von Dehmel, und zwar leider nach der schlechten Seite hin, stark beeinflußt ist. Was die „Erlösungen" in ihrer früheren Gestalt an schwülstigen Phrasen, an unreifen Gedanken, an krassen und obscönen Schilderungen, an maßlosen Uebertreibungen in sich bargen, kehrt hier wieder — ja, Scheffer übertrumpft sein Vorbild noch um ein Bedeutendes. So viel haarsträubenden Unsinn, so viel überspanntes Zeug habe ich noch kaum je in einem Buch vereint gefunden. Und doch enthält diese Sammlung, so seltsam und überraschend es nach dem Vorhergesagten auch erscheinen mag, ein paar Gedichte — kaum ein halb Dutzend, ich nenne nur „Wiedersehen", „Sturmwunsch", „Abendklarheit", „Gedanken" — von so hohem poetischen Gehalt und so wunderbarer Schönheit, daß man Scheffer trotz allem Negativen eine ganz ungewöhnliche Begabung nicht absprechen kann. Ob es ihm, wie Dehmel, gelingen wird, sich zur Klarheit durchzuringen, steht dahin; nach den Beweisen von selbständigem Können, die er geliefert hat, ist jedenfalls nicht alle Hoffnung aufzugeben; man wird gut daran thun, ihn in Zukunft nicht ganz aus dem Auge zu lassen.

-nn- **Aus Baden** sind einige kunsthistarische Funde zu verzeichnen. Im Chor der Kirche von Nieder-Eggenen bei Müllheim wurde eine Reihe werthvoller Freskobitder mit Darstellungen aus der Religions- und Heiligengeschichte bloßgelegt. Im ganzen sind es elf Gemälde, welche dem 15. Jahrhundert zuzuweisen sein dürften. Sie sind gut erhalten und können in ihrer trefflichen Ausführung als eine dankenswerthe Bereicherung unsrer Kenntniß spätmittelalterticher Kunst am Oberrhein getten. — Die „Alte Stadtkanzlei" in Ueberlingen, ein stolzer Giebetban der deutschen Renaissanee mit prächtiger Steinornamentik am Portal und am Giebelwappen, die für den Kunsthistariker manch werthvolle Schätze birgt, ist durch die Blaßlegung von kostbaren Wandgemälden nun auch mit reicher Innendekoration ausgestattet worden. Die Bilder stammen aus der Zeit der Erbauung der Kanzlei ca. 1800 und sind zu Anfang dieses Jahrhunderts, als das Gebände in Privatbesitz kam, übertüncht worden. Die Restaurationsarbeiten finden unter Leitung eines Lehrers der Karlsruher Baugewerkschule statt.

* Die österreichische Forschungsexpedition in Bulgarien, die im Auftrage und auf Kosten der Balkankommissian der Wiener Akodemie der Wissenschaften, von Oberst d. R. Heinrich Harll und Dr. Arthur Stein in diesem Herbst unternommen wurde und sich besonders mit der Ermittlung und Untersuchnug der alten römischen Stadtbefestigungen der Provinz Moesia inferior im heutigen östlichen Bulgarien beschäftigte, ist jetzt nach Wien zurückgekehrt. Die Resultale der äußerst erfalgreichen Forschungen sollen in einer Abhandlung der Akademie vorgelegt werden.

* Der nächste Balneolagen-Kongreß wird unter Vorsitz des Geh. Medizinalraths Prof. Liebreich wieder in Berlin tagen, nachdem der diesjährige Kongreß in Wien stattgefunden hatte. Für den Kongreß sind die Tage vom 3. bis 7. März bestimmt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Der Entwurf eines Hypothekenbankgesetzes. Kritisch beleuchtet von einem Praktiker. Berlin, Verlag der Expedition des „Deutschen Oekonomist" 1898. — Kart P. Geuter: Meran und seine Umgebung. 2. Aufl. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt. Nr. 41 u. 42.) Darmstadt, K. P. Geuter 1898. — C. A. Hennig: Fideles Radler-Album. Illustrirt oon H. Schwindrazheim. 2. Lfg. München, C. Andelfinger 1898. — Aerztliche Rechts- und Gesetzkunde. Unter Mitwirkung von Dr. J. Schwalbe-Berlin hggb. von Dr. O. Ropmund und Dr. E. Dietrich. 1. Lfg. Leipzig, G. Thieme 1898. — Hans Benzmann: Sommersonnenglück. Neue Gedichte. Bertin und Leipzig, Schnster u. Löffter 1898. — Prof. Dr. Victor Böhmert: Fürst Bismarck und die Arbeiterfrage. (Sonderabdruck aus „Der Arbeiterfreund", Zeitschrift für die Arbeiterfrage.) — R. v. R.: Brandfackeln, geworfen ins Lageo der Korruption. I. Heft. Goldau, C. O. Knorr 1898. — Alexander Cartellieri: Philipp II. August, König von Frankreich. I. Buch. Bis zum Tade Ludwigs VII. Leipzig, Friedrich Meyer; Paris, H. Le Soudier 1898. — Dr. P. Thimm: Lehre und Pflege der Schönheit des menschtichen Körpers. Leipzig, G. Thieme 1898. — Dr. L. H. Grothe: Tripolitanien und seine Zukunft ats Wirthschaftsgebiet. (Sonderabdruck aus dem Oktoberheft der Geographischen Zeitschrift.) 1898. — Friedrich Spielhagen: Herrin. Roman. Leipzig, L. Staackmann 1898. — Paul o. Roth: Bayerisches Zivilrecht. 3. Theil. 1. Abth. 2. Aufl. Tübingen, H. Loupp 1898. — Otto Wachs: Schlaglichter auf das Mittetmeer. Berlin, E. S. Mittler 1898. — Dr. Cart Müller-Raftatt: In die Nacht! Ein Dichterleben. (Friedrich Höldertin.) Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs 1898. — Ferdinand Slraube: Ueber Volksspiele und Valksfeste. — Praf. A. Hettmeßen: Der neue Stil im Kunsthandwerk. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge 239—241.) Prag, Fr. Härpfer 1898. — Prof. Hartmann Grisar S. J.: Geschichle Roms und der Päpste im Mittelatter. 2. Lfg. Freiburg i. B., Herder 1898. — Deutsch-Oesterreichische Literatnrgeschichte. Hggb. von Dr. J. W. Nagl und Prof. J. Zeidter. 13. und 14. Lfg. Wien, C. Fromme 1898. — Stephan Kekule v. Slradanitz: Ahnentafel-Atlas. Lfg. 1. Berlin, J. A.



Stargardl 1898. — Kalender für Eisenbahn-Techniker pro 1899. 26. Jahrgang. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898. — Kalender für Straßen- und Wasserbau- und Kultur-Ingenieure pro 1899. Ebd. 1898. — H. B. Grube: Fürst Bismarck. Ein Lebensbild des großen Kanzters in ernsten und heiteren Episoden. Minden, Wilhelm Köhler 1898. — Otto Hübner: Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek 1898. — Ernst Pasqué und Eduard v. Bamberg: Auf den Spuren des französischen Votksliedes. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1899. — Dr. R. Tümpet: Die Geradflügler Mittelenropa's. 3. Lfg. Eisenach, M. Wilckens 1898. — Prof. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 8. Aufl. 4. und 5. Lfg. Straßburg, Karl J. Trübner 1898. — Ars nmandi. Goethe-Byron-Heine-Lenau. Hggb. von Richard Nordhansen. Mit Illustratianen van Franz Staßen. Berlin, Fischer u. Franke 1898. — Die Famitienstiftungen Deutschtands und Deutsch-Oesterreichs. IV. Theil. München, Eduard Pohl 1898. — H. o. Müller: Die Thätigkeit der deutschen Festungsortillerie dei den Belagerungen, Beschießungen und Einschtießungen im deutsch-französischen Kriege 1870/71. I. Band: Die Belagerung von Straßburg. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898.



Jahrgang 1898. München, Samstag, 12. November. Nummer 257.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker.

Von H. Simonsfeld.[1]

I.

Es mag auffallen, daß ich zum Thema der heutigen Rede einen Mann gewählt, dessen bereits in der üblichen Weise am letzten Stiftungstag unsrer Akademie durch den Sekretär der historischen Klasse gedacht wurde — und zwar, wie die Eigenart Riehls treffender und präziser kaum gezeichnet werden kann.

Nur ist hiebei und in anderen, ausführlicheren Nekrologen eine Seite Riehls vielleicht etwas zu kurz gekommen, welche uns hier am meisten interessiren dürfte: seine Thätigkeit als Kulturhistoriker.

Ottokar Lorenz hat ihn vor 12 Jahren in seinem Buche über „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ als den Hauptvertreter der „Kulturgeschichte“ hingestellt — eine Stellung, die ihm jüngst von Steinhausen zugunsten Gustav Freytags und Jakob Burckhardts streitig gemacht worden ist.

Und allerdings: Riehl hat wohl eine Anzahl sehr verbreiteter kulturgeschichtlicher Schriften und Novellen, aber kein epochemachendes Werk, wie etwa „Die Kultur der Renaissance in Italien“ verfaßt. Aber er ist neben Burckhardt in Basel der einzige ordentliche Professor der Kulturgeschichte an einer deutschen Universität gewesen. Er hat als solcher große Kollegien über Kulturgeschichte des Mittelalters, der Renaissance und Reformation und des 18. und 19. Jahrhunderts gelesen. Er hat ein Jahrzehnt die Redaktion des Raumer'schen „Historischen Taschenbuches“ in ausgesprochen kulturgeschichtlichem Sinne geleitet — wahrlich Anreiz genug, der verlockenden Aufgabe näher zu treten, einmal genauer zuzusehen, wie denn eigentlich Riehl über Kulturgeschichte und Kulturgeschichtschreibung gedacht, wie er diese seine Wissenschaft methodisch betrieben wissen wollte, wie er sie selbst gehandhabt, und vollends, welche Stellung er einnimmt in der sturm- und drangvollen Bewegung, welche die Geschichtswissenschaft augenblicklich erfaßt hat und gerade in der Frage nach der Bedeutung der Kulturgeschichte mit gipfelt — eine Bewegung, welche weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus die Gemüther der Gebildeten auf das lebhafteste beschäftigt. In Aller Mund ist der Name des Leipziger Universitätsprofessors, der den Streit im Lager der Historiker entfesselt hat; alle Welt fragt: Was will Karl Lamprecht? Was wollen seine Gegner?

Es ist hier weder der Ort noch die Zeit, auf diesen mit unerquicklicher persönlicher Leidenschaft geführten Streit näher einzugehen. Nur die Hauptpunkte, um die er sich dreht, können kurz berührt werden. Es ist auch nicht nöthig, die neuere Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung hier im Detail vorzuführen und daran die neueste Phase derselben anzuknüpfen. Ist dies doch jüngst öfters geschehen; Lamprecht selbst hat darüber auf dem letzten Historikertage in Nürnberg einen Vortrag gehalten, der alsbald in der „Beilage“ zur hiesigen Allgemeinen Zeitung zum Abdruck kam.

Es genüge also, daran zu erinnern, daß im vorigen Jahrhundert Voltaire, Herder und Andere der Kulturgeschichte im Gegensatz zur rein politischen Geschichte der „Haupt- und Staatsaktionen“ ihr besonderes Augenmerk schenkten, daß aber in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts die politische oder Staatengeschichte wieder in den Vordergrund trat. Entschieden ist dies doch auch in Ranke's ersten Werken der Fall, welche die schwierige Erforschung der neueren Zeit zum Gegenstand hatten, wo nach dieser Seite hin noch alles zu thun war, nämlich in der Feststellung des rein Thatsächlichen ohne moralisirende, teleologische Hintergedanken früherer Zeiten, lediglich auf Grund objektiver, kritischer Quellenforschung!

Unfraglich auch, daß das politische, staatengeschichtliche Moment überwiegt in den Werken eines Sybel, eines Treitschke, wennschon gerade der Erstere in seiner Marburger Rede 1856 darauf hinwies, wie inzwischen die Kulturgeschichte durch Anregung von verschiedenen Seiten her einen neuen Aufschwung genommen hatte. Und seitdem erfreute sie sich ja, dank vieler populärer, wenn auch oft minderwerthiger Arbeiten, immer größerer Beliebtheit — derart, daß Dietrich Schäfer sich vor 10 Jahren in einer akademischen Antrittsrede veranlaßt fühlte, als das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte mit allem Nachdruck die politische hinzustellen. Der Streit, der sich daran knüpfte, indem Gothein dagegen die „Aufgaben der Kulturgeschichte“ in den Vordergrund rückte, während Schäfer in der Erwiderung seinen Standpunkt festhielt, hat wohl wesentlich dazu beigetragen, das Interesse an der Kulturgeschichte auch in Fachkreisen zu erhöhen.

Während ferner Ranke selbst vorzüglich die neuere Geschichte behandelte, hatten unter seiner seminaristischen Leitung die besten seiner Schüler sich der kritischen Erforschung des Mittelalters zugewendet, welcher die großen „Monumenta Germaniae historica“ und manche Aufgaben der hiesigen „Historischen Kommission“ bedeutend Vorschub leisteten. Eben von dieser hat Riehl 1876, die stets wachsende Macht der seminaristischen Studien betonend, gerühmt, daß sie in den 20 Jahren ihres Bestehens selbst zu einer Art „von großem Seminar für jüngere Historiker aus allen deutschen Landen geworden sei“.

[1] Festrede, gehalten am 12. November 1898 in der öffentlichen Festsitzung der kgl. b. Akademie der Wissenschaften. Dieselbe erscheint demnächst in etwas erweiterter Gestalt und mit Anmerkungen in dem Verlag der kgl. Akademie. Hier sei nur kurz verwiesen auf die einschlägigen Aufsätze von J. Friedrich (Sitzungsberichte der kgl. b. Akademie Phil. u. hist. Kl. 1898), E. Gothein (Preußische Jahrbücher Bd. 92), F. Muncker (Westermanns illustr. Monatshefte 1898, Maiheft), G. Steinhausen (Zeitschrift für Kulturgeschichte, N. F. Bd. V und Neue Jahrbücher für das klass. Alterthum, Gesch. und deutsche Literatur und für Pädagogik I. Jahrg. I. und II. Band 6/7. Doppelheft).

Es war aber unter allen historischen Seminaren in den 60er und Anfang der 70er Jahre eines, das von Georg Waitz in Göttingen geleitete, welches eines ganz besonderen Zulaufs sich erfreute und lange als die eigentliche Hochschule für jüngere Historiker galt. Ja, wenn Riehl (noch 1885) von der Ranke'schen Schule bemerkt, daß sie geraume Zeit die Herrschaft in der historischen Wissenschaft in der Form der Diktatur geübt habe, so gilt dies noch viel mehr von der Herrschaft der Waitz'schen Schule, welche getragen wurde von der imponirenden, ja überwältigenden Persönlichkeit ihres Herrn und Meisters Waitz. Und damit war zugleich die Vorherrschaft der mittelalterlichen Studien gegeben: ihnen galten vorzugsweise die zahlreichen Arbeiten der Waitzer Seminaristen. Unbestreitbar, daß diese oft etwas schablonenhaftes, handwerksmäßiges zeigten, sich scheinbar in Quisquilien verloren und damit der Werthschätzung der ganzen mittelalterlichen Geschichtsforschung bei Vielen erheblich Abbruch thaten.

Aber auch Diktaturen haben noch nie für alle Ewigkeit gedauert! Wie viel auch hier von der Persönlichkeit abhängt, zeigte sich deutlich bei dem zu frühen Heimgang von Waitz. Unleugbar gerieth seitdem jene Diktatur und Herrschaft der Schule nicht bloß, sondern mehr noch die der mittelalterlichen Studien ins Wanken; und Manche, welche früher eine Opposition kaum gewagt, waren nun rasch fertig mit ihrem geringschätzigen Urtheil über die „mittelalterlichen" Historiker — unterstützt durch die Zeitströmung, welche, wie Riehl zeigt, dem Mittelalter überhaupt abgeneigt wurde. „Die Herrlichkeit des Mittelalters", bemerkt er 1885, „ist uns verblaßt und zerronnen. Wir leben in einer höchst realistischen Zeit" — in einer Zeit, in welcher eben nach Erfüllung des politischen Programms der Wiedererrichtung des deutschen Reichs andere, realistische Interessen materieller, wirthschaftlicher Art so gebieterisch in den Vordergrund traten.

Und von dieser Seite endlich erfolgte noch ein Ansturm gegen die, kurz gesagt, Ranke'sche Schule und Geschichtschreibung.

1883 wurden nach dem Tode des Verfassers die drei Bände von Nitzschs Geschichte des deutschen Volkes veröffentlicht, worin zum erstenmal der Versuch gemacht war, die deutsche Geschichte vom wirthschaftlichen Standpunkt aus darzustellen; und der Versuch fand ebensosehr begeisterte Zustimmung wie kühle Ablehnung. Die wirthschaftlichen Thatsachen haben ja nach Riehl „das wunderbar Anregende, daß auch die kleinste derselben sich nicht einfach erklären läßt, sondern daß man die Motive in allen Wurzeln unsrer physischen und geistigen Existenz suchen muß."

Von dieser Seite ist nun auch Lamprecht zur Geschichte gekommen. Der französischen Wirthschaftsgeschichte, dem Wirthschaftsleben des Mosellandes und am Mittelrhein im Mittelalter galten seine ersten Arbeiten. Seine deutsche Geschichte aber soll neben der politischen und geistigen insbesondere auch die materielle Entwicklung in deren innerem Zusammenhang darlegen. Mancherlei berechtigte Ausstellungen an diesem noch nicht abgeschlossenen Werke gaben ihm dann Veranlassung, in zahlreichen Broschüren und Aufsätzen mit der Methode und den Prinzipien der Geschichtswissenschaft überhaupt sich eingehender zu befassen; und folgendes sind etwa seine Hauptgedanken.

Habe Ranke gefragt, wie es gewesen sei, so müsse vielmehr die Fragestellung lauten: wie ist es geworden? Die bisherigen Historiker bevorzugen die politische, die Staatengeschichte, die in ihrem Kern Personengeschichte ist; und daher sind die bisherigen Historiker Individualisten. Sie suchen die Gründe des historischen Geschehens hauptsächlich und prinzipiell in den singulären und konkreten Zwecken der einzelnen (großen) Individuen. Diese individualistische Richtung ist abzulösen von der kollektivistischen. An Stelle der politischen, der Personengeschichte muß die Geschichte der Zustände, die Kulturgeschichte treten.

Die Zustände aber erklärt Lamprecht — auf Grund der modernen psychologischen Betrachtungsweise der Geschichte — als die psychischen Massenerscheinungen, als die Veränderungen der psychischen Massenaffekte, als die sozial- oder gesammtpsychischen Faktoren, wie sie (außer im Staate) in Sprache und Recht, Sitte und Manier, Wirthschaft und Kunst sich äußern. Es sind Kollektivkräfte, die nicht etwas passives, sondern aktive Kräfte sind. Sie sind die Ursachen (nicht die Bedingungen) geschichtlichen Werdens; immanent, nicht transscendent (wie nach Lamprechts Anschauung Ranke's Ideen). Sie sind auch viel stärker, als die individualpsychischen Faktoren, sie beherrschen schließlich die letzteren. Ihr Uebergewicht ist so bedeutend, die Freiheit des Individuums daneben so gering, daß die Frage nach der Möglichkeit gesetzmäßiger Entwicklungsstufen der Kultur bejaht werden muß. Karl der Große hätte z. B. in seinem naturwissenschaftlichen Zeitalter keine Geldwirthschaft aus dem Boden stampfen, keine Reichsbank gründen können, Bismarck uns nicht wieder zu Nomaden zu machen vermocht.

In der Entwicklung dieser gesammtpsychischen Faktoren verläuft (nach Lamprecht) das geschichtliche Leben, „so weit es nicht eminent individualistisch angelegt ist" — meines Erachtens, nebenbei bemerkt, die Achillesferse von Lamprechts System. Die gesammtpsychischen Entwicklungsstufen sind die Entwicklungsstufen des geschichtlichen Lebens im Verlauf der nationalen Geschichte überhaupt. Und zwar geht innerhalb derselben Nation infolge des beständigen Wachsthums der psychischen Energie des nationalen Wirkens immer die eine Entwicklungsstufe kausal aus der anderen hervor.

Die weltgeschichtliche Entwicklung aber kommt nach Lamprecht zustande, indem bei Eintritt bestimmter Bedingungen psychische Errungenschaften der einen Nation auf die andere übertragen und in dem Entwicklungsgang der aufnehmenden Nation zu anderen Formen integrirt werden.

Der Nachweis aller dieser Vorgänge ist die Aufgabe der Kulturgeschichte, die mithin definirt wird als die vergleichende Geschichte der sozialpsychischen Faktoren, die mit den spezifischen Methoden der vergleichenden Wissenschaften, mit der induktiven Zusammenfassung, Vergleichung und Verallgemeinerung zu operiren und sich des statistischen Verfahrens bei dem Nachweis der Entwicklungsstufen zu bedienen habe.

Dieser Versuch, die Geschichte unter das Joch allgemeiner Naturgesetze zu beugen, ist nicht neu. Auch im Detail ist manches nicht neu, was Lamprecht vorbringt. Aehnliches findet sich schon bei dem viel älteren Riehl. Neu ist, aber bedenklich, die von einem Historiker auf das schroffste verlangte Uebertragung der evolutionistischen Methode auf alle Gebiete der Geschichte.

Wie Riehl zur Kulturgeschichte gekommen, erzählt er uns selbst. Ohne den Kunst und Musik liebhabenden Vater, ohne das Jugendleben in Biebrich, meinte Riehl selbst, wäre er weder ein Novellist, noch ein Kulturhistoriker geworden. Die Jugendeindrücke verstärkte die Studentenzeit. Die Kirchengeschichte, welche der junge Kandidat der evangelischen Theologie auf den Universitäten Marburg, Gießen, Tübingen hören mußte, ward ihm zur Religions- und diese zur Kulturgeschichte. „Literatur und Kunstgeschichte," sagt er, „standen anfangs der 50er Jahre selten in den Lektionskatalogen, Kulturgeschichte vollends gar nicht. Wer das Geistesleben der Völker in seinem historischen Prozesse wollte kennen lernen, der mußte Geschichte der Philosophie oder Kirchengeschichte neben der politischen hören: ich hörte beides und kam dadurch auf die kulturgeschichtliche Fährte."

Die entscheidende Wendung erfolgte dann ja in Bonn, wo der junge Predigeramtskandidat der Theologie den Rücken kehrte. Besonders fesselten ihn dort Ernst Moritz Arndts Vorträge über vergleichende Völkergeschichte. Durch Dahlmanns Vorlesungen über Politik ward er auf die Nothwendigkeit engster Beziehungen zwischen Staatskunst und Volksgeist, durch die literarischen Arbeiten Franz Kuglers und Anderer auf den Zusammenhang zwischen Kunst- und Kulturgeschichte aufmerksam gemacht.

Seine Hinwendung zur Kulturgeschichte fand Nahrung in der Zeitströmung, die er selbst gekennzeichnet und Steinhausen durch einige nicht unwesentliche Züge vervollständigt hat. Neben der politischen (liberalen, demokratischen), volkswirthschaftlichen, naturwissenschaftlichen Richtung der Zeit ist es besonders die Romantik mit ihrer starken Betonung des Volksthümlichen und die aus ihr hervorgegangene germanische Philologie, welche von Anfang an die deutsche Kulturgeschichte ganz außerordentlich gefördert haben. In der Gründung des „Germanischen Museums“ zu Nürnberg und der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ (1852 und 1856) erhielten diese Strömungen einen sichtbaren Ausdruck und einen gemeinsamen Mittelpunkt.

Aus diesem Milieu ist Gustav Freytag, ist Riehl hervorgegangen, deren Lebenslauf so manche Parallele bietet: Beide eine Zeit lang Journalisten und Universitätslehrer — nur in umgekehrter Folge. Charakteristisch und folgenreich, daß Freytag deßhalb noch als Privatdozent aus seiner akademischen Laufbahn gerissen wurde, weil ihm die Breslauer Fakultät die Erlaubniß zu einer Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte verweigerte, während Riehl aus der Redaktionsstube der Allgemeinen Zeitung in Augsburg von König Maximilian II. 1854, bezw. 1859, auf den hiesigen Lehrstuhl für Staatswissenschaften und Kulturgeschichte berufen wurde, der er sich (neben der Statistik) nun offiziell widmen konnte und sollte.

Und mit um so größerem Eifer setzte er nun seine Studien zur Erforschung des deutschen Volksthums wie der Kunstgeschichte in seiner bisherigen Weise fort. Denn die Nothwendigkeit, daß auch der Kulturhistoriker, gleich jedem anderen Historiker, beständig im einzelnen forschen und bestimmte Spezialitäten arbeiten müsse, hat er immer, insbesondere auch in seinen Vorlesungen, auf das nachdrücklichste betont und hiebei eben die „ethnographische Untersuchung der Volksgeschichte und die Kunstgeschichte“ als seine Spezialfächer in der Kulturgeschichte bezeichnet. Ueberraschend früh reif und fertig, wie er war, schreibt er schon 1858: „Aus der Verbindung der Volkskunde und Kunstgeschichte miteinander und mit dem Gesammtbild der Gesittung erwächst mir ein besonderer Standpunkt der Kulturgeschichte,“ die er von Anfang an als Geschichte der Gesammtgesittung der Völker definirte.

Wie er zunächst die Volkskunde auffaßte, von der auch Freytag und Burckhardt, dem Pulsschlage der Zeit folgend, ausgegangen sind, hat Riehl in seinem Aufsatz: „Die Volkskunde als Wissenschaft“ näher ausgeführt, indem er zugleich einen höchst lehrreichen Ueberblick über deren geschichtliche Entwicklung gibt.

Der Vater der Volkskunde ist ihm der Vater der abendländischen Geschichtschreibung, Herodot, wegen der ethnographischen Tendenz seines Geschichtswerks. „Aber so lange ein Wissenszweig blos dient,“ bemerkt Riehl, „ist er überhaupt keine Wissenschaft; er wird dies erst, indem er sein Zentrum in sich selbst findet, d. h. indem er frei und selbständig auftritt, seine Gesetze, seine Methode aus sich selber heraus entwickelt. Ebenso war die Volkskunde bei Pausanias, Strabo nur eine Schwester der Geographie.“ Dagegen preist er Tacitus als den Propheten der selbständigen Volkskunde, der seiner „Germania“ durch die Erkenntniß der Naturgesetze des Völkerlebens die Gliederung und innere Nothwendigkeit eines organischen Gebildes verliehen habe. Im Mittelalter versiegt die Quelle wiederum. Erst Justus Möser verkündet durch den Nachweis des Zusammenhangs der Sitte des Volks mit der Sittlichkeit eine neue Epoche des Volksstudiums. Weiter haben dann auf die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Volkskunde eingewirkt: „die Begründung und Fortbildung der Statistik seit Achenwall, die Neugestaltung der Nationalökonomie seit Adam Smith, Heerens bahnbrechende Verdienste um die Kulturgeschichte durch die Verbindung von Geographie, Ethnographie und Geschichte, die Arbeiten der rechtshistorischen Schule, die Reform der Geographie durch Ritter, endlich besonders die mythologischen, antiquarischen und philologischen Forschungen der Germanisten, voran der Gebrüder Grimm.“

Und zwar konstatirt Riehl hiebei einen doppelten Fortschritt der Volkskunde: einen quantitativen und einen qualitativen. Quantitativ, indem nicht mehr bloß die äußere Existenz des Volkes, sondern das ganze Leben der Nation in den Kreis der Beobachtung gezogen werde. Denn „zur wissenschaftlichen Untersuchung einer deutschen Volksgruppe“, sagt er, „gehören jetzt ebensogut kirchengeschichtliche und kunstgeschichtliche Vorstudien wie volkswirthschaftliche und statistische“. Den qualitativen Fortschritt der Volkskunde aber erblickte Riehl darin, daß dieselbe, freigesprochen von ihrer alten Dienstbarkeit der Geographie und Geschichte, in ihrer Ausdehnung auf das geistige und sittliche Leben der Völker die tiefsten ethischen Zielpunkte neu gefunden; indem sie ferner vom Studium örtlich und zeitlich fern liegender Volkspersönlichkeiten immer tiefer vorgedrungen sei in das Studium des eigenen gegenwärtigen Volksthums und das bloße Beobachten und Stoffsammeln nur noch als Mittel erkenne zu ihrem höchsten wissenschaftlichen Problem, der Ergründung der Naturgesetze des Volkslebens. „Denn die bloße Kenntniß des Volkslebens,“ bemerkt er, „gibt niemals eine Wissenschaft vom Volk. Wissenschaft ist Erkenntniß. Erkenntniß aber ist ein Begreifen der Dinge nach ihrem Wesen und Gesetz, nach ihrer inneren Nothwendigkeit. Deßhalb muß zu der Thatsachenkenntniß die Erkenntniß der Gesetze des Volkslebens hinzukommen, wodurch die Volkskunde zugleich einen philosophischen Inhalt bekommt und einen Theil dessen in sich begreift, was man früher noch unter die Philosophie der Geschichte rubrizirte.“ „Die moderne Ethnographie soll nicht bloß das dürre Wissen von der äußeren Erscheinung des Volkes sein; sie erhält vielmehr die Weihe einer echten Wissenschaft erst dadurch, daß sie das Volksleben in seiner inneren Nothwendigkeit erkennt und die äußeren Thatsachen desselben darstellt als das Produkt aller organischen Entwicklungen der Natur wie der geistigen und materiellen Kultur eines Landes.“

Was nun aber jene Naturgesetze des Volkslebens anbelangt, so bezeichnet Riehl als oberstes Grundgesetz im Leben der Nationen den niemals endenden Kampf zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. „Die Urbedingungen des Völkerlebens sind in der Natur gegeben, von Gott geordnet; der Mensch kann sie frei entwickeln, aber nicht aufheben.“ Er erinnert an den Spruch Salamonis, den er dahin umändern möchte: „Der Herr gibt den Völkern den Weg an, aber der Völker Geist schaffet, wie er fortgehe.“

„Dreifach sind die Völker kraft der göttlichen Weltordnung gebunden. Ihr äußerer nationaler Bestand ist mitbedingt durch den Boden, darauf sie erwachsen. Ihre innere materielle Entwicklung ist geboten, geleitet und begrenzt durch Naturgesetze des wirthschaftlichen Lebens, die ewig nothwendig sind, weil sie ruhen auf dem unabänderlich Gemeinsamen in der Menschennatur; denn die letzten Pfeiler der Nationalökonomie sind nicht mehr zu

beweisende Axiome der Mathematik, der Logik und der Psychologie. Aber auch die innere ideelle Gestaltung des Völkerlebens geht auf die unabänderlichen und nothwendigen Grundlagen des Menschengeistes zurück. Aus der Ergänzungsbedürftigkeit des Individuums wächst der Grundbau der Familie, der Gesellschaft, des Staates und der Kirche hervor als eine Thatsache, die wir frei weiterbilden, aber nicht aufheben können. . . .“

Aufgabe der Volkskunde ist es nach Riehl, „objektiv zu untersuchen, was der unantastbare Urgrund menschlicher Gesittung bei den Völkern und was unser eigenes, freies und wechselndes Gebilde ist, welches sich auf jenen Granitpfeilern aufbaut und nach welchen historischen Motiven sich auch wieder jedes einzelne Volk individuell bewegt.“

Die Methode der Volkskunde aber ist ihrer Natur nach die vergleichende: aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze. „Sie ist aber,“ betont Riehl, „als Wissenschaft nicht denkbar, solange sie den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen nicht in der Idee der Nation gefunden hat.“ „Wenn ein Volk sich eins weiß in der Naturgrundlage seines Bestandes, in Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung, so erblüht ihm das Nationalbewußtsein und durchdringt all sein Denken, Empfinden und Handeln. Das sind die vier großen S: Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung, der Grund alles lebendigen Lebens, ein Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert und erst mit dem letzten Athemzuge des Volkes in Trümmer fällt. Mit dem geweihten Namen der deutschen Nation bezeichnen wir ein Naturvolk, welches verbunden ist durch die Gemeinsamkeit des Stammes, der Sprache, der Sitte und des historischen Bodens, auf dem es erwuchs, in dem es wurzelt,“ und dessen weltgeschichtlicher Ruhm nach Riehl seine Arbeitskraft, seine Arbeitslust ist, wie er denn die Kenntniß der Arbeit und ihrer Gesetze für unerläßlich zur Beurtheilung der Psyche einer Nation hält.

Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung aber sind nach Riehl innig miteinander verbunden, voneinander abhängig. „Die Naturbedingung der Bodengestalt führt uns auf wirthschaftliche Nothwendigkeiten und diese wieder auf nothwendige Gestaltungen des Volksthums. So bedingt ein topisches, ein wirthschaftliches Moment das andere, und aus den ökonomischen Zuständen wachsen wieder soziale Bestimmungen des Volksthums hervor.“

Auf diesen Anschauungen beruht seine bekannte „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ in vier Bänden, welche unabhängig voneinander entstanden, zuletzt ein Ganzes bilden sollten. „Ich hatte mir,“ sagt er darüber selbst, „von Anbeginn das Ziel gesteckt, den Zusammenhang von Land und Volk als das Fundament aller sozialen und politischen Entwicklung, als Ausgangspunkt aller sozialen Forschung nachzuweisen.“

Der Grundgedanke Riehls hiebei ist der von der dreifachen Gliederung der deutschen Bodenoberfläche in 1. deutsches Tiefland, 2. mittelgebirgiges und 3. hochgebirgiges Deutschland. Dieser dreifache Gegensatz zieht sich ihm durch die innere Welt des sozialen und religiösen Volkslebens, wie er in der äußeren Staatenbildung zutage tritt. Ihm entspricht ebenso die Dreitheilung der deutschen Wasserlinien und die Dreitheilung des Klimas, welche verschiedene Ernährungsweise, Lebensart und Sitte verursacht. Ihm entsprechen ebenso drei Gruppen der deutschen Pflanzengeographie: Weide- oder Graswechsel-, die alte Dreifelderwirthschaft im Norden und Süden, die vollendetste, geschulteste Bauart des Fruchtwechsels in Mitteldeutschland; deßgleichen die Vertheilung der Volksmassen und die geschichtliche Entwicklung der drei Volksgruppen. Und ebenso wie in Siedelung und Sitte ist Deutschland nach Riehl auch kirchlich dreifach gegliedert. Ja bis in die kleinsten Details, sogar bis in die Küche, kann man diese Dreitheilung verfolgen, die ihn dann bei weiterer Betrachtung zur Scheidung zweier großer Gruppen deutscher Landschaften und Volksstämme führt, nämlich zentralisirter, d. i. gleichheitlich geeinigter (oberdeutsche Hoch- und niederdeutsche Tiefebene) und individualisirter, d. i. vielgestaltig gesonderter (Mitteldeutschland) — eine Scheidung, die man wohl bemängelt, aber durch nichts besseres ersetzt hat.

Neben der Volkskunde hat Riehl selbst, wie erwähnt, die Kunstgeschichte als sein spezielles kulturgeschichtliches Arbeitsgebiet bezeichnet. Auch hier spiegelt sich die Anregung, die er in jungen Jahren empfangen hatte, wieder in den besonderen Zweigen der Kunstgeschichte, die er erwählte: einerseits der Musikgeschichte, zu welcher ihn die im elterlichen Hause gepflegte, von ihm stets hochgehaltene und selbst schöpferisch betriebene Hausmusik führte, andrerseits der eigentlichen Kunst-, besonders Baugeschichte, mit welcher ihn die Universitätszeit bekannt gemacht.

„Alle Kunstgeschichte,“ betont er, „ist ein Stück Kulturgeschichte. Erziehung durch die Kunst zugleich ein Hauptelement der gesammten Volksbildung“. Die Musik speziell ist ihm kein geringer Bruchtheil unsrer gesammten Kultur. „Ihre Geschichte in ihrem organischen Zusammenhang zu fassen mit der übrigen Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte und der gesammten Kulturgeschichte,“ äußert er schon 1853 in den „Musikalischen Charakterköpfen“ als seine Absicht und bezeichnet es, wohl als der Erste, als Aufgabe des Musikhistorikers an der Universität, als Kunsthistoriker mitzuarbeiten an der Kunstgeschichte.

„In der Gesittung des 18. und 19. Jahrhunderts,“ sagt er z. B., „ist die Musikgeschichte ein ebenso gewaltiger Faktor, wie Poesie und bildende Kunst und Wissenschaft; ja in der Periode von Händel bis Beethoven ist der deutsche Geist bei den Musikern in einer Tiefe und Kraft und Reinheit hervorgebrochen, die nur in den größten Kunstepochen aller Zeiten und Völker ihresgleichen findet.“

In Spontini und Weber sieht er zwei große volksgeschichtliche Gegensätze musikalisch verkörpert: „das französische Römerthum der Napoleonischen Zeit und die tiefsinnige schwärmerische Romantik des deutschen Volksthums, welches jene neueste Parodie antiker Größe zermalmt hatte.“

Die Leistungen auch der geringeren Genossen der Wiener Tonschule findet er kulturgeschichtlich deßhalb so anziehend, weil sie es wagten, was vorher für eine grobe künstlerische Plumpheit und Trivialität gegolten hätte, sich unmittelbar an den Grundton des Volksgesanges anzulehnen. „Ja die besten, wie Mozart und Haydn, gingen noch weiter: sie pflanzten das Volkslied (in dem wir ja gleichfalls das Gemüth des Volkes belauschen) mitten hinein in die instrumentale Kunst.“

Und wie gerade die Geschichte des Volksliedes neben der literargeschichtlichen auch ihre soziale Seite hat und darum ein so äußerst dankbarer Stoff für den Kulturhistoriker ist, das hat er in dem Aufsatz: „Die Zopfperiode des deutschen Liedersatzes“ nachgewiesen, indem er ausführt, wie die gesellschaftliche Sitte in jener Periode des Verfalls nicht wenig mit zur Verkümmerung und Mißachtung des Liedes wirkte, wie in Norddeutschland das Volkslied verdrängt wurde durch die Konzertarie, während im katholischen Süddeutschland das Kloster der Kirchen- und Kammermusik breiteren Boden gewinnen half.

Für die Verkettung der musikalischen Entwicklung mit der literarischen, der man noch viel zu wenig nachgeforscht, führt er in dem Aufsatz: „Das musikalische Ohr“ die wichtige kulturgeschichtliche Thatsache an, daß die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts noch kein Ohr für das sentimentale weibliche Adagio hatte, sondern erst in derselben Zeit, wo die Werther- und Sigwart-Periode in der Literatur em-

getreten ist, die Laien bei uns ein Ohr für das Adagio gewinnen.

Der Essay „Das musikalische Ohr“ ist das Seitenstück zu dem „Landschaftlichen Auge“ — beides wahre Perlen feinster kulturgeschichtlicher Betrachtung, entsprungen aus einer klaren Erkenntniß der mannichfaltigen Aufgaben des Kulturhistorikers. Wenn Steinhausen von Freytag rühmt, daß er der erste hervorragende Bearbeiter der Geschichte des deutschen Gemüthes sei und selbst wiederholt den Wunsch nach einer umfassenden solchen Geschichte des deutschen Gemüthes ausspricht, so sagt Riehl ähnlich: „Es ist eine der reizendsten, aber auch schwierigsten Aufgaben der Kulturgeschichte, die gleichsam persönliche Empfindungsweise, welche jedes Zeitalter besonders kennzeichnet, den Ton, auf welchen dasselbe gestimmt ist, zu belauschen, im Unterschied von der Erkenntniß seiner ausgesprochenen Thaten und Gedanken“, eine Aufgabe, „die unlösbar wäre, wenn nicht die Kunstgeschichte einen Schlüssel dazu gäbe“. „Es fehlt,“ bemerkt er treffend, „dem kulturgeschichtlichen Charakterbild der letztvergangenen Jahrhunderte jener eigenthümliche seelische Lichtglanz, jener geheimnißvolle, kleine, leuchtende Punkt, der aus dem Auge eines gut gemalten Portraits dem Beschauer entgegenschimmert, wenn nicht auch solche Dinge, wie die Erkenntniß des landschaftlichen Auges und des musikalischen Ohres der Zeit, unter die Züge des Charakterbildes aufgenommen sind. Die kulturgeschichtlich so wichtige Erscheinung, daß jedes Zeitalter mit anderem Auge sieht, mit anderem Ohre hört, läßt sich nirgends schärfer beobachten, als bei der jeweiligen Auffassung der Naturschönheit und der Grundformen musikalischer Darstellung. Auch sie gibt uns ein Material zur Psychologie des Volkes.“

Und dies war ja sein Standpunkt auch gegenüber der sonstigen Kunstgeschichte. Er erzählt uns, wie er zuerst in Marburg 1842 mit einem kleineren Kreis gleichgesinnter, gleichstrebender Studiengenossen durch Schnaase's „Niederländische Briefe“ auf den Zusammenhang der alten Kunstdenkmale mit dem Volksthum aufmerksam gemacht wurde. „Ein zündender Gedanke,“ fährt er fort, „leuchtete in uns auf. Wir faßten die Kunstwerke als Quellen der Kulturgeschichte, als Urkunden des Volksgeistes; Schnaase hatte künstlerische Eigenthümlichkeiten aus dem Volksthum erklärt: man konnte ja auch umgekehrt des Volkes Art aus der Kunstweise seiner Denkmale erweisen“, ein Gedanke, der noch immer, meint er 1885, seiner vollen wissenschaftlichen Ausbeutung harrt.

Was nun aber die kulturgeschichtlichen Studien Riehls jener Zeit, die volkskundlichen wie eigentlich kunstgeschichtlichen, auszeichnend unterscheidet, ist die von ihm dabei — zu allererst und vorbildlich — angewandte spezielle, ihm eigenthümliche Methode. Seine Schriften sind, wie er selbst sagt, „erwandert“. Und in dieser Kunst, mit der er als Knabe begonnen, die er als Student und unabhängiger Journalist systematisch fortgesetzt und auch als wohlbestallter Professor mit gleicher Begeisterung unentwegt geübt hat, in dieser Kunst hat er es zu einer vollendeten Meisterschaft gebracht. Und daß infolge dieses Wanderns, dieser unmittelbaren Berührung mit dem Volksleben ein frischer Hauch alle seine Schriften durchzieht und sie mit einem köstlichen, würzigen Dufte belebt, weiß Jeder, der sich der genußreichen Lektüre derselben hingegeben.

Andrerseits hat er sich, indem er das „Erwandern“ so stark betonte, damit selbst vielleicht nicht wenig geschadet. Denn allzuleicht vergißt man dabei, daß diese durch eigene Anschauung persönlich gewonnene Kenntniß von Land und Leuten doch nicht die einzige Quelle ist, aus welcher Riehl geschöpft. Seine Schriften sind ebenso auch erarbeitet, und ihm, wie nach Steinhausens richtigem Urtheil Gustav Freytag, thun Jene in gleicher Weise unrecht, die über Beide als Gelehrte glauben die Nase rümpfen zu dürfen. Auch Riehls Schriften entbehren keineswegs des gelehrten Untergrundes. Mit dem Wandern allein ist es ja nicht gethan. Das Beobachten und Verwerthen des Beobachteten ist dabei die Hauptsache. Soll dies aber richtig geschehen, so muß man mit allem, was man an Eigenthümlichkeiten beobachtet, vorher schon innig vertraut sein, um es historisch richtig zu würdigen. Hiezu gehört nothwendig eine immense, aus Büchern geschöpfte Detailkenntniß, eine Unsumme literarischen Wissens.

Bildet aber diese empirisch naturalistische Methode Riehls bei der Erforschung des deutschen Volksthums einen Vorzug oder (auch nach Steinhausen) mindestens eine hochwillkommene Ergänzung zu der Kulturgeschichtschreibung Freytags und Burckhardts, so ist Riehl diesen Beiden in einem anderen Punkte gleich ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Wenn Steinhausen als Haupteigenschaft des Kulturhistorikers an Freytag und Burckhardt jene „feinfühlige Beobachtungsgabe rühmt, die in dem scheinbar Bedeutungslosen ein wichtiges Moment erkennt und es in großem Zusammenhang richtig zu verwerthen versteht“; wenn Riehl selbst es als eine der eigensten Aufgaben des Kulturhistorikers bezeichnet, „aus dem Schlamm Goldkörner zu waschen“, so hat er auch nach Gotheins Urtheil diese Kunst in reichstem Maße besessen.

Die deutsche Schule in Konstantinopel.

Die Berichte der Konstantinopeler Festtage wußten zu erzählen, daß hunderte deutscher Schulkinder auf buntbewimpelten Schiffen den Deutschen Majestäten auf dem Bosporus entgegenfuhren, daß Se. Majestät das unlängst erbaute neue Schulhaus in Pera eingehend besichtigte und an dem Wachsen und Wesen der dortigen Schuleinrichtungen regstes und huldvollstes Interesse bekundete. Die deutsche Schule in Konstantinopel ist somit verdientermaßen in die öffentliche Aufmerksamkeit gezogen, und es dürfte auch im nationalen Interesse eine Betrachtung über die Geschichte und den Organismus derselben wohl angezeigt erscheinen.

Ein geregelter Unterricht in deutscher Sprache wurde zuerst im Jahre 1861 ertheilt, und zwar, wie an vielen Stellen des Orients, von kirchlicher Seite, nämlich durch eine evangelisch-lutherische Kirchenschule. Gerade in den östlichen Mittelmeerländern beginnt das sogenannte „Levantinerthum“, die geistige und moralische Schlaffheit, das Anspruchsvolle, Hastige, Flatterhafte des Auftretens, das diese halbzivilisirte, stark mit asiatischen Elementen durchsetzte Volksschicht kennzeichnet, die Nachkömmlinge eingewanderter Nationen merkwürdig rasch zu durchseuchen und so der nationalen Eigenart zu entfremden. Daher traten Anfang 1867 die Ansässigen deutscher Zunge, in der Hauptzahl Reichsdeutsche und Schweizer, zum Schutz der nachfolgenden Geschlechter zu einer Schulgemeinde zusammen. Am 1. Mai 1868 wurde eine eigentliche deutsche Schule eröffnet, und zwar mit zwei Lehrern und 23 Schülern. In Anbetracht des Grundzwecks der Schule und ihres Einheitsziels, Aufgaben, welche die Schulen im Auslande in allererster Linie zu erfüllen haben, war ihr unter Zurückschiebung aller konfessionellen Unterschiede ein rein paritätischer Charakter gegeben worden. Die Anstalt gedieh über Erwarten schnell, der moralische Erfolg der deutschen Siege von 1870/71 erstreckte sich auch auf das Wachsen der deutschen Schule in Konstantinopel. Im Jahre 1872 zählte sie bereits 133, 1873 147 Schüler. Weitere Zunahme stellte sich durch ihre Vereinigung mit der schon genannten evangelischen Kirchenschule ein, die Ende 1873 erfolgte. Zu Schluß des letzten Schuljahres wies das Verzeichniß 465 Schüler auf, 302 Knaben und 163 Mädchen, von denen 135 deutsche Reichsangehörige sind, 97 Oesterreicher oder Ungarn, 25 Schweizer. Wie

stark die *Angehörigen nicht deutsch sprechender Gebiete in der deutschen Schule von Konstantinopel vertreten sind*, beweisen folgende Ziffern: man zählt 132 *Türken* (28 *Proz. der Gesammtschülerzahl*, allerdings zum größeren Prozentsatz Deutsche, Oesterreicher oder Schweizer, die die türkische Staatsangehörigkeit annahmen), 31 Griechen ($6\frac{3}{5}$ Proz.), 14 Engländer, 14 Italiener, 5 Rumänen, je 4 Perser, Russen und Bulgaren, je 2 Franzosen, Spanier, Holländer. Die Religionsverhältnisse gestalten sich folgendermaßen: $73\frac{1}{5}$ Prozent der Schüler sind Christen, (161 Evangelische, 103 Katholiken), $26\frac{4}{5}$ Proz. Nichtchristen und zwar 119 Juden ($25\frac{1}{5}$ Proz.) und 7 Mohammedaner.

Die finanziellen Opfer, die der Ausbau des deutschen Schulwerks am Bosporus erforderte, waren recht bedeutend. Im Jahre 1874 gewährte Kaiser Wilhelm der I. 60,000 M. und 2 Jahre später nochmals 30,000 M. Die Schweizer Unterstützungsgesellschaft Helvetia spendete 12,000 Mark. Da nach Tilgung der Baukosten des ursprünglichen Schulgebäudes, das nahe dem Galatathurm in der Peraſtadt gelegen war, der Bestand der Schulen durch die Einnahmen, bei $5\frac{1}{2}$—12 M. monatlichem Schulgeld, etwa 30,000 M. das Jahr, noch nicht gesichert war, gewährte das Reich einen jährlichen Zuschuß von 21,000 M., der jedoch bald auf 12,000 M. und schließlich auf 9000 M. gemindert wurde. Das Erdbeben des Jahres 1894 brachte dem ersten Schulhause, das längst schon zu eng geworden war, empfindliche Risse und Schäden. Das Ereigniß war insofern günstig, als man sich nun zu einem würdigeren und praktischeren Neubau aufraffte. Abermals entstanden finanzielle Sorgen und Schwierigkeiten. Die Kaufsumme für das neue Grundstück, das im Mittelpunkt der Stadt in der Nähe des Tunnels an lichter und luftiger Stelle Stelle liegt, etwa 50,000 Pfund türkisch, wurde wohl innerhald Jahresfrist von der deutschen Kolonie aufgebracht. Die Aufführung des Neubaus aber war von den Baumeistern Kapp und Wülfing auf 200,000 M. geschätzt worden, und es wäre sicher eine längere Pause in der Fertigstellung des neuen Werks eingetreten, wenn nicht Baumeister Kapp hochsinnig die zum Bau nöthigen Gelder aus eigener Tasche vorgeschossen hätte. So ist durch die Opferwilligkeit dieses Herrn in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Erbauung des Schulhauses möglich geworden, dessen Einweihung im September vorigen Jahres unter allgemeiner reger Betheiligung festlich begangen wurde.

Es sei uns gestattet, noch einige Einzelheiten über den Organismus der Schule, die Verwaltung, den Lehrplan, die Lehrkräfte zu geben. Die Satzung vom 23. Nov. 1873 regelt die Verwaltungsfragen. Aus sämmtlichen Mitgliedern der Schulgemeinde, d. h. denjenigen Deutschen und Schweizern, die regelmäßige Beiträge zum Schulfonds entrichten, wird ein Schulrath von neun Gliedern gewählt. Dieser Schulrath vertritt die Schulgemeinde nach außen, verwaltet das Gemeindevermögen, ernennt und entläßt das Lehrerpersonal, stellt die Gehälter fest, führt also vollkommene Oberaufsicht über die Schule. Die Anstalt trägt den amtlichen Titel „Höhere Bürgerschule für Knaben und Mädchen". Obwohl zu Anfang dieses Bestehens einige humanistisch gesinnte Leiter ihr den Charakter eines Progymnasiums geben wollten, kam man doch, namentlich durch den Einfluß des Direktors Mühlmann, auf die lateinlose Realschule oder höhere Bürgerschule zurück. Man diente damit den örtlichen Bedürfnissen. Die Mehrzahl der Besucher einer derartigen nationalen Auslandsschule will nicht für den Besuch einer höheren Lehranstalt in Deutschland oder in der Schweiz vorbereitet werden, sondern will sich das Maß höherer Bildung und die Summe praktischer Kenntnisse aneignen, die in den Orientländern zum Eintritt in das kaufmännische oder technische Erwerbsleben befähigen. Den modernen Verkehrssprachen, Französisch und Englisch, wird nach dem Schulplan große Aufmerksamkeit geschenkt. Die in der Schule erworbenen Kenntnisse dürften ungefähr dem Bildungsgrad entsprechen, wie er in Deutschland als Ausweis für die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst gefordert wird. Die Konstantinopeler Lehranstalt ist das erste der im Ausland bestehenden Schulinstitute, welcher kürzlich das Recht ertheilt wurde, nach der Schulprüfung ihren Besuchern das *zum einjährig-freiwilligen Dienst befähigende Zeugniß* auszustellen. Daß mit dem Vorenthalt solcher Anerkenntnisse durch das Reich dem Ansehen der Schulen im Ausland wie dem Deutschen Reich selbst wenig gedient ist, liegt für jeden Kenner ausländischer Verhältnisse auf der Hand. Denn eine gute Zahl der im Ausland ansässigen Deutschen entzieht sich andernfalls, um den Kosten und den Mühen einer Prüfung im Inlande auszuweichen, selbst wenn sie auf einer derartigen Lehranstalt den nöthigen Bildungsgrad erworben haben, einfach ihrer Dienstpflicht durch Erwerbung fremder Staatsangehörigkeit.

Der Stand der deutschen Schule in Konstantinopel weist gegenwärtig 3 Vorschulklassen, 6 Realschul- und 4 Mädchenklassen, sowie ein Lehrpersonal von 15 Personen auf. Die Gehälter sind nicht sonderlich hoch, 2000—3300 M. außer der freien Dienstwohnung, aber jedenfalls auch nicht schmal zu nennen. Bemerkenswerth ist die Einrichtung der Vorbereitungsklasse. In ihr wird den Kindern fremder Nationalität gegen besonderes Entgelt, etwa 9 M. monatlich, so lange Unterricht ertheilt, bis sie durch eine vor dem Rektor abzulegende Prüfung eine derartige Kenntniß des Deutschen nachweisen, daß sie dem Schulunterricht in den Lehrklassen zu folgen vermögen. Alle Lehrer und Lehrerinnen erhalten im Seitengebäude des Schulhauses behagliche Wohnräume. Kinder, die in der Mittagspause das Elternhaus nicht aufsuchen wollen oder können, empfangen vom Oekonomen der Anstalt gegen Zahlung von 35 Pf. ein kräftiges Mittagsmahl.

Alle diese Einzelheiten zeigen, zu welcher Stufe der Vervollkommnung die deutsche Schulpflege an diesem hochwichtigen Punkte des Auslands nach 30jähriger Arbeit gelangt ist. Nicht nur der wachsende politische Einfluß Deutschlands in der Türkei, sondern nicht minder die deutsche Pädagogik hat daran Antheil, daß in Konstantinopel das Deutsche neben Englisch und Französisch als Geschäftssprache sich mehr und mehr geltend macht. Nicht allein in den großen Geschäftsläden der Europäerstadt, auch in den engen Bazaren der Türkenviertel sind heute zahlreiche Verkäufer des Deutschen mächtig und zeigen sich häufig Waaren-Anpreisungen, die in deutscher Sprache gefaßt sind. Angesichts der beachtenswerthen Bestrebungen und der günstigen Ergebnisse der deutschen Schule in Konstantinopel steht zu hoffen, daß daß Deutsche Reich der Organisation des deutschen Schulwesens im Ausland erhöhte Aufmerksamkeit leiht und in weitesten Kreisen sich die Ueberzeugung Bahn bricht, daß an vielen Orten des Auslands zur Bewahrung des Deutschthums und zum intellektuellen Machtzuwachs Deutschlands in zivilisationsarmen Gebieten eine thatkräftige Unterstützung nationaler Auslandsschulen noth thut.

Eines ist in Konstantinopel glücklich überwunden, was an vielen anderen Stellen des Orients, so in Syrien, namentlich aber in Palästina, nachtheilig zutage tritt, die Haltung des deutschen Elementes in der Organisation der Schulanstalten durch den *Konfessionalismus*. Einer starken Entwicklung wahrhaft nationaler Schulen arbeitet dieser im Auslande geradezu entgegen. In Palästina z. B. gestattete man sich in mehreren Städten, die zahlreiche deutsche Kolonisten zählen, den Luxus, *zwei* (Haifa, Sarona), ja *drei* (Jaffa und Jerusalem) deutsche Schulen verschiedener Konfessionsrichtungen nacheinander zu begründen. Abgesehen davon, daß die Orientalen auf Grund solcher Erscheinungen einen eigenthümlichen Begriff von der Einheit des Deutschen Reichs sich bilden, werden den Anstalten der einzelnen Konfessionen und den Eltern der die Schulen besuchenden Kinder Lasten auferlegt, die von allen Deutschen gemeinsam spielend getragen würden. Solange die Deutschen im Auslande eines politisch nationalen Rückhaltes ermangelten, liehen die Kirchenschulen den im Auslande aufwachsenden Generationen nothwendige und hochbedeutsame Stützen und Sammelpunkte. Heute aber, wo ein starkes Deutsches

Reich schützend hinter den deutschen Interessen steht, muß fortan in Schul- und Erziehungsfragen die nachhaltigste Pflege der einigenden Nationalität und die Zurückdrängung der trennenden Konfessionalität die alleinige Richtschnur bilden. Die Unterstützungen von Seiten des Reiches sollten darum künftig möglichst an die Bedingung geknüpft werden, daß die Reichs- und nicht die Glaubensangehörigkeit das erste Anrecht zur Aufnahme in die deutschen Auslandsschulen geben soll. Auf diesem Wege dürfen wir uns allmählich dem System der reinen Staatsschule im Ausland zuwenden, das von anderen Nationen, in vollkommenster Weise von Italien, durch die „scuole regie“ längst gehandhabt wird. Der Grundsatz der nationalen Auslandsschule muß heute maßgebend sein für jeden Staat, der daran denkt, seine außerhalb des Staatsgebietes lebenden Rasse- und Sprachangehörigen im Wege des Unterrichts zu sammeln und dauernd an sich zu fesseln. In Anbetracht der im Orient sich immer schärfer entwickelnden politischen und wirthschaftlichen Interessen der europäischen Staaten dürfen wohlüberlegte Maßnahmen zur Behauptung der dort ansässigen Kolonien und ihrer Sprachgebiete unbedingt wünschenswerth erscheinen. Und zugleich mit der Verbreitung ihrer intellektuellen Machtsphäre vermag eine Nation allezeit in gering zivilisirten Ländern eine bedeutende, von Egoismus freie Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Mission kultureller Wirksamkeit. H. G.

Mittheilungen und Nachrichten.

γα. **Berlin,** 6. Nov. Die Novembersitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“ ward mit einem sehr ehrenvollen Nachrufe auf den spanischen Geographen Don Francisco Coello durch den wiedergewählten Vorsitzenden, Baron v. Richthofen, eröffnet. Der Verstorbene war namentlich als Kartograph allgemein anerkannt; so gehört sein Atlas von Spanien und dessen Kolonien zu den besten Arbeiten auf diesem Gebiete, und besonders erwähnenswerth sind die Karten der Gesammtgruppe der Philippinen, die in der Weise bisher noch nicht von neuem aufgenommen worden sind. — Es liegen an literarischen Neueingängen vor neben Landors sensationeller Beschreibung seiner Tibetreise, Dr. Karl Dove: Vom Kap zum Nil, Erzherzog Franz Salvator: Ustica und einige neuere Karten. — Einer Mittheilung des Vorsitzenden zufolge findet der Internationale Geographenkongreß vom 28. Sept. bis zum 4. Okt. 1899 in Berlin statt. Man hofft auf Zuspruch aus Frankreich, England, Rußland, Nordamerika und sonst her. Mit dem Kongresse werden Exkursionen nach dem Norden und dem Süden Deutschlands verbunden werden. Reich, Staat und Stadt lassen den Vorbereitungen zu dieser Zusammenkunft reichliche Unterstützung zutheil werden. Die Hamburger Geographische Gesellschaft beabsichtigt, den Kongreß seinerzeit nach Hamburg einzuladen. — Der Maler Adolf Obst hat den Sitzungssaal der Gesellschaft mit einer großen Anzahl künstlerisch ausgeführter, kolorirter Studien aus China und Japan geschmückt, die die Frucht einer im letzten Frühjahr nach Ostasien unternommenen Studienreise sind. Man sieht hier zum erstenmal in der Farbe die Hafenbilder von Kiautschou und lernt den Landschaftscharakter der chinesischen Gebirgsregion besser kennen, als dies nach Photographien möglich ist. Indem stellen eine Reihe der ausgestellten Blätter Landschaftsbilder und Volkstypen aus dem Gebiete dar, das von dem Westfluß, dem Sikiang, durchströmt wird, und bilden so eine Illustration zu dem instruktiven Vortrage, den der erste Redner des Abends hielt. Dr. Schumacher sprach über den Westfluß und dessen wirthschaftliche Bedeutung. Der Vortragende hat im letzten Frühjahr die Gebiete, die von dem Westflusse (Sikiang) und seinem weitverzweigten Stromgebiete durchflossen werden, als Mitglied einer sachmännischen Kommission von Technikern und Kaufleuten besucht, die den Zweck hatte, die Gebiete der Kwang-Provinzen, des westlichen Kwang-si und des östlichen Kwangtung handelspolitisch zu exploriren. Der Westfluß, dem zahlreiche Nebenflüsse von Norden und von Süden zuströmen, bildet mit allen diesen und einem System von Kanälen die Hauptverkehrsstraße in den Theilen des großen chinesischen Reiches, die südlich vom gewaltigen Yangtse und nördlich zur Küste Südchina's gelegen sind. Zwei Bewegungen haben nach den Ausführungen des Vortragenden neuerdings das gesteigerte Interesse der europäischen Industriestaaten für China erregt. Es gilt zunächst, beim schwindenden amerikanischen Markte für die europäische Industrie neue Absatzgebiete sich zu schaffen, und damit steht in Zusammenhang, daß man namentlich seit dem Frieden von Shimonoseki begonnen hat, die Freihandelshäfen im Zusammenhang mit dem chinesischen Wirthschaftskörper zu betrachten, auf den Rußlands Einfluß vom Lande her ein bedeutenderer geworden ist, als der englische, von der See her geübte Einfluß. Ein Gebiet, anderthalbmal so groß als Deutschland, stellt dies Stromgebiet des Westflusses dar. Der Westfluß selbst entspringt auf dem Plateau von Yünan und fließt von Nordwest nach Südost dem Meere zu. Die vom Westflusse durchströmten Gebiete sind im Vergleich zu den Geländen am Yangtse verarmt und bringen wenig mehr an landwirthschaftlichen Produkten hervor, als sie für ihren Eigenbedarf nöthig haben, zumal sie noch heute an dem Schaden laboriren, der ihnen durch den Taipingaufstand vor 30 Jahren zugefügt worden ist. Das Deltagebiet, in das der Sikiang aus dem Gebirge strömt, ist in seiner Bedeutung genügend durch die Namen Kanton, Macao und Hongkong gezeichnet, und eben diese Punkte, deren Verbindung mit dem Norden des Reiches bis nach Peking hin der Westfluß bildet, der dann seinerseits mit dem Stromgebiet des Yangtse in Verbindung tritt, gestatten einen Schluß auf den Lohn, den eine Entwicklung der Schiffahrt nach europäischer Art auf dieser Wasserstraße und damit die Entwicklung und Hebung der betreffenden Gebiete selbst bieten kann. Chinesische Schiffe gelangen noch 1100 km stromaufwärts, während nur 320 km stromaufwärts für europäische Schiffe von 7 Fuß Tiefgang befahrbar sind. Es wird sich empfehlen, vom heutigen Endpunkte der europäischen Schiffahrt aus eine Schleppschiffahrt einzurichten, da Dampfer heute noch nicht auf genügende Rückfrachten aus den Gebieten von Kwang-si rechnen können. Bei der Eröffnung des Sikiang für den Fremdhandel im letzten Jahre wurde auch die Bestimmung getroffen, daß nur die auf Dampfern verladenen Waaren der fremden Zollbehörde unterstehen sollten. Die Ausfuhr ist heute aus dem Gebiet des Westflusses noch sehr spärlich. Zuzug aus dem Delta in die gebirgigen Gegenden ist kaum bemerkbar. Holz, Harz und Reis sind die Hauptprodukte des Landes. Der daselbst produzirte Zucker ist einer Konkurrenz mit dem Javazucker oder dem Zucker von den Philippinen auf den Märkten von Kanton nicht gewachsen. Neben einer recht unbedeutenden Theekultur produziren indessen die Kwangprovinzen Spezialitäten wie Anisöl und Kassiarinde, etwas Indigo und Tabak, die immerhin Absatz nach der Küste hin finden. Die Bevölkerung ist nicht sehr zahlreich. 25—50,000 Einwohner zählen die bedeutendsten Städte des gesammten, vom Westflusse durchströmten Gebiets. Zunächst ist Pese der Stapelplatz für die Waaren aus den Provinzen Yünan und Kweitschou, Opium findet neben Thee, Zucker und Kupfer von hier aus seinen Weg nach Südchina. Der Werth des durch Pese gehenden Opiumquantums ist jährlich auf 15 Mill. M. zu schätzen, und dieser Verkehr kann bedeutend gehoben werden. Daneben ist Lungtschou eine Stadt mit 22,000 Einwohnern. Diesen Platz streben die Franzosen längst mit Hanoi in Verbindung zu bringen und beabsichtigen deshalb einen Bahnbau von Hanoi dorthin. Nanning ferner, am Zusammenfluß zweier Nebenflüsse des Sikiang gelegen, stellt sich als die zweitgrößte Handelsstadt in Kwang-si dar. Es ist der Hauptsitz chinesischer Großkaufleute. Hieher strömen große Opium- und Anisölsendungen zusammen für den Export, und stellen sich als Rimessen dar gegenüber dem Import englischer Baumwollenfabrikate und indischen Baumwollgarns. Wutschou ist erst seit dem letzten Jahre dem Fremdhandel geöffnet und ist jetzt wohl der wichtigste Reismarkt des gesammten Stromgebietes, das der Sikiang beherrscht. Daneben ist das kleinere Samschui, etwas näher dem Delta zu gelegen, auf der Grenze zwischen Gebirgsland und Delta, zur Waarenvertheilungsstätte gut geeignet. Die Intelligenz und Gewandtheit der in Kanton, Hongkong und Macao lebenden Chinesen überragt die ihrer Landsleute im Innern des betreffenden Gebiets so bedeutend, daß Frhr. v. Richthofen

die Vermuthung ausgesprochen hat, man habe es an der Küste mit einer durch Mischung früherer maritimer Kolonisten mit der einheimischen Bevölkerung hervorgegangenen besonderen Rasse zu thun. Englischer Fleiß und europäische Energie, nicht ohne kräftige Mitwirkung deutscher Kaufleute, haben Hongkong aus einem Fiebernest zum bedeutsamsten Hafen Ostasiens gemacht. Hoffen wir, daß es gelingen werde, auf den eingeschlagenen Bahnen weiter Gutes zu erringen und China der westlichen Kultur und dem europäischen Gewerbefleiß zu erschließen. — Darauf gab Korvettenkapitän Rüdiger einen Bericht über die unter seiner Leitung im letzten Sommer ausgeführte **Deutsche Nordmeer-Expedition** an Bord des Dampfers „Helgoland". Die Erforschung der Fauna des Meeresgrundes und des Planktons der nordischen Meere hatte sich die Expedition zur Aufgabe gestellt. Es galt nun, zahlreiche Sammlungen zoologischer Art zu veranstalten, daneben sollten bakteriologische Dinge erforscht werden, gewisse Parasitenfamilien sollten untersucht und zu allem noch geographische Beobachtungen zur Verbesserung der Karten jener nördlichen Meeresregionen angestellt werden. Ein Maler, der sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, hoffte Motive aus dem Leben der nordischen Fauna zu gewinnen. Die Eisverhältnisse und das Wetter waren nun in diesem Sommer äußerst günstig, nur ab und zu bekam die Expedition jene schweren Stürme zu spüren, die, verbunden mit Nebel, für die Schiffe in den Eisregionen ungemein gefahrdrohend sind. Die Nebel waren der Jagd nach Eisbären und Thranthieren auch sonst bisweilen nicht förderlich. Von Tromsö aus ging es am 8. Juni zum Storefjord in den aus Gesteinstrümmern im Meere bestehenden „Archipel der tausend Inseln", die von einer großen Zahl von Möven und Eidergänsen als Brutstätten benutzt werden. Es wurde nunmehr der Plan ausgeführt, Spitzbergen im Osten zu umfahren und möglichst weit nördlich bis zur festen Eiskante zu gelangen, die man auch auf 81° 32′ nördlicher Breite erreichte. Die an dieser Stelle vorgenommene Lothung ergab 1100 m Meerestiefe. Auf dieser bisweilen durch Eisblöcke und Stürme wie durch Nebel beeinträchtigten Fahrt gelang es den Reisenden, außer der Erlangung einer reichen zoologischen Beute noch die Inseln des „König Karls-Landes", Schwedisch-Vorland und die „Jena-Insel" geographisch genauer zu bestimmen, obgleich das Meteoreisen, das sich auf diesen Inseln in großer Menge findet, die Magnetnadel hier nicht unbedeutend beeinflußt, ein Umstand, der als Grund für die falsche geographische Fixirung der betreffenden Inseln anzunehmen ist. Die Expedition konnte im ganzen als höchst gelungen von dem Vortragenden bezeichnet werden.

* **Ueber die Entstehungsursache des Sumpffiebers** (Malaria) schreibt man dem „B. B.-C." aus **Rom**: In Deutschland soll — wie die italienischen Blätter melden — die Nachricht von einer neuen Entdeckung des Prof. **Robert Koch** großes Aufsehen erregt haben. Der berühmte Bakteriologe soll infolge seiner in Rom gemachten Studien zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß das Sumpffieber durch den Stich einer „zanzara" (Schnake, Mücke) verursacht werde, die ein Gift einspritze. Unser gelehrter Unterrichtsminister Prof. **Baccelli** bekämpft diese Theorie. Dagegen wird von anderer Seite für die italienische Wissenschaft die Priorität der Entdeckung in Anspruch genommen. Prof. **Grassi** von der Universität Rom hat schon vor Koch die Zanzaren als Krankheitsträger bezeichnet; aber noch fehlte das „experimentum crucis" zur Bestätigung der Entdeckung. Dieses Experiment wurde nun jüngst von dem Dr. **Bignami** gemacht; Prof. Grassi hatte ihm zu diesem Zweck eine besondere Art Schnaken aus der Malariagegend geliefert. Das Malariafieber entwickelte sich bei einem gesunden Individuum, das man von den erwähnten Schnaken an einem durchaus malariafreien Ort hatte stechen lassen. Die „Tribuna" ist in der Lage, über Grassi's Studien nähere Mittheilungen zu machen. Grassi kam zu dem Schluß, daß es drei Arten von Schnaken gibt, die das Sumpffieber einimpfen können. Das Individuum, das sich zu dem Experiment hergab, ist der alte Armenhäusler Abele Sola, der seit 6 Jahren im S. Spirito-Hospital liegt, da er nervenleidend ist; mit der Malaria hatte er noch nie etwas zu thun. Er unterwarf sich freiwillig den Versuchen. Man ließ ihn von den Zanzaren stechen und konstatirte, daß er Dienstag, 1. Nov., von heftigem Fieber befallen wurde; am 3. Nov. wurden zum erstenmal in seinem Blut die Malariaparasiten festgestellt. Darauf wurde der Kranke sofort mit Chinin behandelt. Eine andere Entdeckung verdankt man dem Dr. **Dionisi**, der bei einigen Säugethieren (den Fledermäusen) eine malarische Infektion konstatirt hat, die durch Krankheitsträger verursacht wird, welche den Parasiten der menschlichen Malaria sehr ähnlich sind. So hat die Malaria, die in Rom bereits — selbst in den verzweifeltsten Fällen — ihre Therapie gefunden hatte, jetzt auch ihre Aetiologie erhalten. Schließlich wollen wir jedoch noch melden, daß ein „hervorragender Gelehrter" einem genuesischen Blatte schreibt, daß weder Koch noch Grassi die Entstehungsursache der Malaria zuerst entdeckt haben. Die Schnacken-Theorie sei vielmehr englischen Ursprungs und schon 12 Jahre alt. Dr. **Mejers** habe in China die nächtliche Arbeit der Zanzaren und eines anderen Kerbthiers, der „filaria sanguinis", beobachtet. Die Theorie wurde damals durch zahlreiche Versuche und mikroskopische Beobachtungen unterstützt, besonders von dem bekannten Dr. **Manson**, der jetzt das Seemannshospital in London leitet.

* Wie wir hören, soll Mitte dieses Monats **Brockhaus' Lexikon in einer neuen Ausgabe** erscheinen, die dem Ideal eines Konversations-Lexikons um einen wesentlichen Schritt näher kommt. Alle 17 Bände sollen **an einem Tag** in neuer Bearbeitung veröffentlicht werden, modern von A bis Z. Bisher pflegten zwischen dem Erscheinen des ersten und des letzten Bandes eines Konversations-Lexikons 5 Jahre zu verstreichen. Die Folge war, daß der Inhalt der mittleren Bände dem Stande der neuesten Forschung nicht mehr recht entsprach und der Inhalt der ersten Bände zum Theil geradezu veraltet war, wenn man den letzten Band in die Hände bekam. Dies wird in der **Revidirten Jubiläums-Ausgabe** des Brockhaus' anders sein. Diese Ausgabe ist aus **einem** Guß und vom Anfang bis zum Ende der jüngsten Gegenwart entsprechend. Nachdem wir die Revidirte Jubiläums-Ausgabe selbst durchgesehen haben werden, behalten wir uns vor, an dieser Stelle unser Urtheil über das Geleistete bekannt zu geben.

-g. **Karlsruhe,** 11. Nov. Schon nach der am Mittwoch stattgehabten zweiten **Immatrikulation an der Universität Heidelberg** beträgt der Stand des Besuchs 1115 Studirende, eine Frequenz, die während eines Wintersemesters in Heidelberg noch nie erreicht worden war. Die Gesammtzahl der in den beiden ersten Immatrikulationen erfolgten Anmeldungen beträgt 323. Die letzte Immatrikulation findet am 19. November statt.

-x- **Leipzig,** 11. Nov. Der Professor der Veterinärmedizin an der Leipziger Hochschule, Hofrath Dr. **Zürn**, tritt nach 26jähriger hervorragender Thätigkeit am 1. April in den Ruhestand. Neben seiner Thätigkeit als Lehrer und als Leiter des landwirthschaftlichen Instituts der Universität entfaltete er eine reiche schriftstellerische Thätigkeit. Von seinen Arbeiten sind besonders zu nennen: „Handbuch der thierärztlichen Geburtshülfe", „Anatomie und Physiologie der Haussäugethiere", „Die Schmarotzer in und auf dem Körper der Haussäugethiere (thierische und pflanzliche Parasiten)", „Die Lehre vom Hufbeschlag", „Die Tuberkulose der Hausthiere" und „Thierärztliche Heilmittellehre für Landwirthe".

* **Bern.** Der Privatdozent und Prosektor am anatomischen Institut der hiesigen Hochschule, Dr. K. W. **Zimmermann**, wurde zum außerordentlichen Professor der Anatomie ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Schweiz im 19. Jahrhundert. 6. Lfg. Lausanne, F. Payot; Bern, Schmid u. Francke 1898. — **Haus- und Landwirthschafts-Kalender des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern für 1899.** Herausgegeben v. Bayerischen Landwirthschaftsrath. München, Pössenbacher 1898. — **Alfred Dove**: Ausgewählte Schriftchen, vornehmlich historischen Inhalts. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 14. November. Nummer 258.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker.

Von H. Simonsfeld.

II.

„In der Volkskunde, wie in der Naturwissenschaft,“ bemerkt Riehl einmal, „gibt es überhaupt keine kleinen Stoffe.“ „Von dem Abgrund des Einzelstudiums des Volkslebens“ gilt ihm dasselbe „tiefe Wort, welches Goethe von dem Einzelstudium der Kunst gesprochen: „Wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag!““

Und welch eine Fülle geistvollster Detailbeobachtungen hat Riehl nun auf allen seinen Arbeitsgebieten hinterlassen!

Auch Gothein, der ihm meines Erachtens mit Unrecht die Eigenschaft eines Kunsthistorikers abspricht und ihm nur ein — allerdings fein gebildetes — Auge zuerkennt, das nicht eigentlich künstlerische, aber kulturgeschichtliche Nuancen und Verwandtschaften leichter entdecke als das des Fachmanns — auch Gothein rühmt von ihm, daß er das Kunstwerk immer im Rahmen seiner Umgebung als Ausdruck einer besonderen landschaftlichen oder städtischen Eigenart geschildert und z. B. früher als ein Anderer der scheinbar gleichgültigen Form der Dorfkirchen sein Augenmerk zugewendet habe. „Auch die alten Dorfkirchen,“ bemerkt Riehl, „sind wenigstens ein Bruchstück volksthümlicher Kunst. Wenn uns die charaktervollen Bauernhäuser die schöpferische architektonische Kunstrichtung des Volkes darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die nachbildende. Denn in ihnen spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höheren Kunststil sich aneignete.“ Die Hunderte gleichgebauter Thürme, Schiffe und Chöre der Dorfkirchen zwischen Iller und Isar (auf bayerischem und schwäbischem, sonst so getrenntem Stammesgebiet) sind ihm zugleich „ein imponirendes Denkmal der zentralisirenden Gewalt der Kirche“.

Auch der altbayerische Thurm gehört ihm in seiner rohen, trotzigen Breite und Festigkeit zu den echten Volksalterthümern des Gaues.

Und wie überraschend und für uns hier von speziellem Interesse ist der Vergleich, den er zwischen unsrer Frauenkirche und den gothischen Kirchen der deutschen Ostseeländer zieht, die „eine so ganz eigenthümliche, in der Natur von Land und Volk, in der Art des Baumaterials, des Backsteins, begründete Eigenart gothischen Stils darstellen“. „Weite Länderstrecken,“ bemerkt er, „liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands; nirgends ist eine örtliche Vermittelung, nirgends ein Uebergang: und doch baute man in München in derselben, weil dem Volksgeist, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise, wie an der fernen Ostseeküste“ — für Riehl zugleich ein Zeugniß für die Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen.

Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist ihm überhaupt noch eine stattliche Aufgabe für einen Kulturhistoriker. „Die Gegensätze,“ betont er, „welche sich auf diese entscheidenden Rohstoffe der Zivilisation gründen, erweitern sich bei geschichtlichem Rückblick in riesigem Maßstabe. Aus dem örtlichen Gegensatze wächst ein weltgeschichtlicher auf; der Orient des Alterthums, der, wie Babylon durchaus oder Indien zum großen Theil, auf den gebrannten Thon hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestdeutschen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum — überall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.“

So weiß Riehl überall mit wunderbarem Instinkt in den unscheinbarsten Dingen, wie den Hausmitteln der Bauern, der volksschildernden Anekdote, den Tauf- und Familiennamen u. s. w. den Geist des Volkes und Mittel zur Erkenntniß des Volksthums zu finden und in originellster Weise aus sonst unbeachteten Gegenständen, wie den langen Lindenalleen vor den Herrenhäusern, der Wegefreiheit sogar für das liebe Vieh, wie er sagt, der Tracht der Holzschuhe und dergleichen höchst charakteristische Folgerungen für die Kulturgeschichte zu ziehen. Daß Riehl der Volkstracht überhaupt stets ein besonderes Augenmerk widmet, da er in ihr mit Recht „nichts launenhaftes und willkürliches, vielmehr etwas nothwendig und organisch aus dem örtlichen Bedürfniß und dem Volkscharakter hervorgewachsenes, ein Stück von dem organischen Leben des Volkes, das Symbol der Landesnatur und zugleich der Volksnatur und Volksgeschichte“ erblickt, ist fast selbstverständlich.

Besonders reich an solchen Betrachtungen ist auch sein Buch: „Die Pfälzer“, welches 1857 in besonderem Auftrage König Maximilians II. verfaßt ist und an einem speziellen Beispiel praktisch zeigen sollte, was er in den bis dahin erschienenen ersten drei Bänden seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ mehr theoretisch vorgebracht hatte.

Die Pfalz schien ihm hiezu besonders geeignet, weil hier fast alle örtlichen Hauptzüge der deutschen Ethnographie in leise abgestufter Andeutung auf einer Strecke von wenigen Stunden Weges nebeneinander nachweisbar seien. Und überdies fühlte er zu der psychologischen Charakteristik gerade dieser deutschen Volksgruppe sich besonders deßhalb berufen, weil er aus einer pfälzischen Familie stammte und so schon von Kindheit an tausend Züge des pfälzischen Volksthums miterlebt und mitempfunden hatte, in die sich auch der gründlichste fremde Beobachter nach seiner Meinung schwerlich so unmittelbar hineinzuarbeiten vermocht hätte — Beobachtungen, die er in seiner eigenen Weise vor Beginn der

Arbeit auf dreijährigen, durch die Freigebigkeit seines königlichen Auftraggebers ermöglichten Fußwanderungen durch das ganze Land auf das reichhaltigste hatte vervollständigen können. „Mit unübertrefflicher Feinheit“ ist hier nach dem Urtheil Gotheins „die Landesart, sind die großen Verschiedenheiten in ihr geschildert und mit den Naturbedingungen, die das wirthschaftliche Leben gestalten, in Verbindung gebracht. Die einzelnen Zonen der Rheinniederung, der korn- und tabakbauenden Ebene, des weinbauenden Bergrandes, des Waldgebirges im Westrich und des mannichfaltig gegliederten Hügellandes, das sich nach Lothringen neigt, ziehen an uns vorüber.“

Gleichfalls aus einer Anregung König Maximilians II. hervorgegangen und zunächst für ihn verfaßt ist Riehls Kulturstudie über Augsburg, das er ja durch einen längeren Aufenthalt gründlich hatte kennen lernen. Und wie vorzüglich ist ihm da sein Vorhaben gelungen, den „Genius Augsburgs in Begriff und Wort zu fassen“! Mit wie weitem Blick überschaut er gleichsam aus der Vogelperspektive die Stadt und ihre Geschichte, und wie tief dringt dann wieder sein Auge in alle Ecken und Winkel der alten Lechstadt! Wie geschickt weiß er schon aus der kleinen Wasserkarte des Bauraths Kollmann den Charakter Augsburgs als Handels- und Gewerbestadt, als strategischer Mittelpunkt und beherrschende Fabrikmetropole des oberen Donaulandes, als letzter großer städtischer Vorposten des hochgebirgigen Oberdeutschlands gegen Mitteldeutschland abzuleiten! Wie scharf und dabei mit wie ergötzlichem Humor zeichnet er aus dem Stadtplan den dreitheiligen Grundriß der Einwohnerschaft: auf der Höhe des Perlachberges die Patrizier, an der Höhe die Zünfte, unten in der Thalsohle die Vorstadt, die Fuggerei, das Viertel der kleinen Leute und Proletarier! Und wie richtig bestimmt er die kulturgeschichtliche Bedeutung Augsburgs durch dessen Stellung zur Renaissance. Nicht bloß, weil es künstlerisch und architektonisch ihm „das deutsche Pompeji der Renaissance ist, sondern weil es alle die bewegenden Ideen der Renaissance — die großen Erfindungen und Entdeckungen, den Humanismus, die Reformation u. s. w. — wie in einem Brennpunkte sammelte, festhielt und im kleinen charaktervoll verkörperte“, erhielt es nach Riehl „die Signatur einer eigenartigen, einer wirklich weltgeschichtlichen Stadt“.

Nennt Gothein diese Studie Riehls Meisterstück, so bleiben meines Erachtens andere Skizzen dahinter keineswegs zurück. Ich erinnere an den gleich vollendeten Aufsatz über Freising, das ihm wohl richtig die geistlichste Stadt Deutschlands, der reinste Typus dieser Gattung ist, dessen Charakter ihm sich schon in der durchaus geistlichen Spezialliteratur leuchtend und kulturgeschichtlich bedeutsam wiederspiegelt. Wie schlagend rechtfertigt er wiederum die Wahl des Domberges für die Residenz der Bischöfe aus dessen natürlicher Lage! Wie klar zeigt er das geistliche Gepräge der Stadt an ihren Bauten, Kirchen, Stiftungen, an der im ganzen unbedeutenden Gewerbegeschichte, an dem friedsamen Dasein und dem Gehorsam der Bewohner gegen die geistlichen Herren der Stadt!

Und wohin wir Riehl nun auch begleiten: ob auf seinem Gang durch das stille Tauberthal, der ihm mit seinen historischen Erinnerungen an die Staufer und andere Kaiser, an die Deutsch-Ordenshochmeister, Heinrich Toppler und den Bauernkrieg zu einem Gang durch die Geschichte des Deutschen Reiches wird, mit dessen politischer Zertrümmerung auch die selbständige Herrlichkeit des Tauberthales zugrunde ging; oder auf seinem Gange durch das Gerauer Land mit seinen Kaiserstätten Tribur und Kamba; oder durch die Holledau, an der er zeigt, wie die Methode des Anbaues des Landes und der damit entstehende Handel umbildend auf des Volkes Art und Gesittung wirkt; oder nach dem Leithawinkel zu Joseph Haydns Geburtsort Rohrau und seiner wichtigsten Wirkungsstätte Eisenstadt, der „Wiege des deutschen Quartetts und der deutschen Symphonie“, mit dem fürstlich Esterhazy'schen Schloß, aus deren Oertlichkeit Riehl den Entwicklungsgang dieses seines Lieblingskomponisten und dessen charakteristische Verbindung von Volksthümlichem, Klassisch-Vornehmem und Naturpoetischem feinfühlig ableitet — oder ob wir Riehl bei seinen Wanderungen in jene Grenz- und Uebergangsgebiete folgen, welche wegen ihrer Mischung im Volkscharakter und ihrer Vereinigung von Gegensätzen ihn — den Liebhaber geistreicher Antithesen — besonders anzogen, wie jene Grenzgebiete deutschen und niederländischen Wesens am Niederrhein und in Ostfriesland; oder nach dem Rheingau am fränkischen Mittelrhein, wo er wieder zeigt, wie aus der Topographie die soziale Gliederung erwächst und die eigenartigen Wirthschaftsformen des Mittelalters mit den alten Rechten und Freiheiten zusammenhängen; oder in das Elsaß, „das Grenzland zweier grundverschiedener Nationen, Speditions- und Transitland zugleich der internationalen Kultur“, wie Riehl es nennt: immer und überall werden wir an der Hand des kundigen, auf allen Gebieten heimischen Führers sorgfältigst auf alle natur- und kulturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten und Eigenheiten von Land und Leuten aufmerksam gemacht und kehren mit reicher Belehrung und noch reicherer Anregung dankbar für die mit ausgesuchtem Geschmack bereiteten Genüsse in die Heimath zurück.

Man möchte Riehl einen kulturgeschichtlichen Feinschmecker nennen, wenn er nicht selbst den Ruhmestitel eines „kulturgeschichtlichen Genremalers“ vorzöge, der ihm par excellence gebührt. Wir haben in diesen Aufsätzen in der That meisterhafte Kabinetsbilder vor uns, die auch stilistisch die verwöhntesten Ansprüche zu befriedigen imstande sind. Das war ja auch nach Gothein „seine eigentliche Kunst, daß er gerade den uninteressantesten Gegenden und Volksstämmen, an denen sonst kein Mensch etwas besonderes gefunden hätte, ihre Eigenart abgewann“.

Wenn aber Gothein meint, an der „allzu dürftigen historischen Begründung“ dieser Studien Riehls zur Volkskunde Anstoß nehmen zu müssen, so vermißt man dafür den vollen Beweis. Höchstens möchte ich sagen, daß aus der eigenartigen naturalistischen Betrachtungsweise Riehls von Land und Leuten sich die politische Gestaltung der einzelnen Theile und des Ganzen nicht in gleich genügender Weise erklären läßt, weil hierauf noch andere, theils individual-persönliche, theils international-weltgeschichtliche Einflüsse bestimmend einwirken, auf welch letztere hingewiesen zu haben eines der unvergänglichen Verdienste Leopold v. Ranke's bleiben wird.

Aber selbst diesen Mangel zugegeben, zugegeben auch daß Riehl öfter in den Fehler allzu raschen Generalisirens verfallen — eines ist doch gewiß! Alle diese Studien Riehls werden eben wegen ihrer Eigenart, weil auf Augenschein beruhend, für die Kenntniß der vaterländisch-deutschen Verhältnisse um die Mitte unsres Jahrhunderts selbst eine historische Quelle ersten Ranges, ja oft die einzige, unschätzbare Fundgrube für den künftigen Kulturhistoriker dieser Zeit bilden.

Und zwar nicht bloß, wie man nach Steinhausen meinen könnte, für die Verhältnisse des Bauernstandes allein, der für Riehl allerdings die historische Hauptquelle der Erkenntniß des deutschen Volksthums ist, weil er in ihm den historischen Typus des deutschen Menschenschlages erblickt, und der ihm besonders ans Herz gewachsen ist, da er das ursprünglichste Volksthum am treuesten bewahrt hat, dessen Gesinnung er auch nach Gotheins Ausspruch so feinsinnig geschildert, wie es damals keinem Anderen möglich gewesen wäre. Allem der gewiegte Sozialpolitiker, der ausdrücklich

im Gleichgewicht aller wirthschaftlichen und sozialen Mächte die reichhaltigste Lebenskraft der Nation erkannte, dessen Verdienst um die Selbständigmachung der Soziologie erst jüngst Lamprecht gewürdigt, Riehl hat auch für die Kenntniß der übrigen Klassen und Stände des deutschen Volkes wie der damaligen Zustände überhaupt werthvolles Material überliefert. Wie fein ironisirt er das Bürgerthum von 1848 mit seinen ängstlichen Zweifeln und unklaren, sich widersprechenden, revolutionären Tendenzen! Wie köstlich schildert er die Abart des Bürgerthums, das Philisterthum in den Kleinstädten jener Zeit! Seine Scheidung des Proletariats in ein aristokratisches und das der Geistes- und der materiellen Arbeit darf klassisch genannt werden. Und hat er nicht in der Zeichnung der industriellen Arbeiter als der natürlichen Ruhestörer der Gesellschaft gegen den jungen Treitschke völlig recht behalten?

Wenn Steinhausen nur in der Schilderung des damaligen Bauernvolkes Riehls besonderes Verdienst um die Kulturgeschichte erkennt, wird er ihm aber auch aus einem anderen Grunde nicht voll gerecht. Er übersieht dabei, daß Riehl, wie Gothein treffend sagt, der geistvolle „Wanderer nicht bloß durch die Mitwelt, sondern auch durch die Vorwelt“ gewesen ist.

Allerdings wird dabei in seinem Leben zwischen zwei Perioden zu scheiden sein. Wenn Riehl selbst betont, daß er auch als Professor den Wanderer nie verleugnet habe, so trägt doch seine Wanderschaft später einen anderen Charakter. Früher, das heißt bis zum Beginn etwa der 70er Jahre, überwiegt seine Wanderschaft durch die Mitwelt, der wir eben die prächtigen Studien über Land und Leute, die Pfälzer, das Wanderbuch verdanken. Er hat zwar auch hiebei die Vorwelt niemals unbeachtet gelassen und fortwährend eine Menge brauchbarster Bausteine zur deutschen und allgemeinen Kulturgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit geliefert. Später aber wird das Verhältniß umgekehrt. Da wandert er weniger durch die Mitwelt, als zur Mitwelt. Er wandert im Deutschen Reiche umher mit den modernen Mitteln des Verkehrs, indem er als vielbegehrter und mit Recht bewunderter Meister der Rede freie Vorträge über kulturgeschichtliche Themata der Vorzeit hält und damit das Interesse für die Kulturgeschichte in die weitesten Kreise des deutschen Volkes trägt.

Und soweit diese und seine reiche berufliche Thätigkeit sowie die Nothwendigkeit immer neuer Auflagen seiner Schriften es ihm erlaubt, liebt er es noch in anderer Weise in der Vorwelt sich zu ergehen. Immer wieder kehrt er zu seiner ältesten, nie vernachlässigten Liebe, zu der kulturgeschichtlichen Novelle zurück, als deren eigentlicher Begründer (im Anschluß an Jeremias Gotthelf) er gelten kann. „Für die historische Novelle,“ sagt Gothein, „hat Riehl recht eigentlich die Bahn gebrochen,“ und Riehl selbst hat einmal diese seine Novellen als „das Dauerhafteste“ bezeichnet, was er nach seiner Meinung geschrieben habe, die in der gleichen Weise ein Hausbuch sein sollten, wie seine „Familie“.

Es sind ebenfalls sozusagen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ — 50 Novellen, welche sich über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren deutscher Geschichte erstrecken. „Mein Plan war,“ bemerkt er dazu in den „Lebensrätseln“ (1888), „als Novellist einen Gang durch tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte vom 9. Jahrhundert bis ins 19. zu machen. Jede meiner Novellen ist für sich nur ein kleines Genrebild, aber eine jede hat ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund, und so verbinden sich alle schließlich doch zu einem großen historischen Gesammtgemälde.“

Gerade in diesen Novellen, deren Abfassung sich über fast sein ganzes Leben erstreckt, über deren dichterischen Werth ich mir kein Urtheil erlaube, hat Riehl dasselbe versucht und erreicht, was Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ nach Steinhausen so besonders gelungen: nämlich Typen der Zeit zu entwerfen. „Riehls Geschichten,“ urtheilt Matthias, „enthüllen von den mannichfachsten Seiten alle Eigenarten der deutschen Volksseele: Treue bis in den Tod und Liebe bis zur Selbstüberwindung, deutsche Gemüthstiefe und Glaubensinnigkeit, Freimuth und Unabhängigkeitsdrang, ungeschminkte Wahrhaftigkeit und derbe Kernhaftigkeit, schlichte Heldengröße und unerschütterlichen Duldersinn, freilich auch rechthaberischen Eigensinn und vertrauensselig leichte Hingabe an alles Fremde.“

So spricht eben, dürfen wir sagen, auch aus diesen Novellen, wie aus allen Schriften Riehls, zu uns der durch und durch deutsche Charakter des Mannes, der deutsch dachte und fühlte vom Scheitel bis zur Sohle, der deßhalb, wie er sagt, „stets auf deutschem Boden mit seinen Novellenstoffen blieb, weil wir am liebsten von dem erzählen, was uns lieb ist, und lieb ihm vor allem war unser deutsches Land und Volk,“ an dessen „Unverwüstlichkeit und Zauberkraft der Verjüngung“ er unverbrüchlich glaubte!

Den angeführten Wanderungen zur Mitwelt verdanken die zwei Bände „Freier Vorträge“ ihre Entstehung, an denen, wie an seinen Schriften überhaupt, kein Historiker achtlos vorübergehen sollte. Man mag es bedauern, daß Riehl später auf den von ihm bebauten Gebieten der Musik- oder Kunstgeschichte oder der Volkskunde nicht weiter als Spezialist gearbeitet hat. Dagegen dehnt sich hier in diesen „Vorträgen“ sein Blick ins allgemeine.

Der große Aufsatz: „Nord und Süd in der deutschen Kultur“ kann fast als eine kleine deutsche Kulturgeschichte in nuce bezeichnet werden. Er soll uns das weltgeschichtliche Problem des geographischen Frontwechsels deutscher Kultur- und Staatsmacht, die Verschiebung der Kulturachse, die Verlegung des politischen Zentrums vom Südwesten nach dem Nordosten darlegen. Er ist voll der interessantesten, schlagendsten Parallelen zwischen den einzelnen Städten und Stämmen Nord- und Süddeutschlands und enthält manche bedeutsame Streiflichter auf höchst aktuelle Tagesfragen. Schon 1885 schreibt er: „Unser neues Reich bedarf und schafft sich eine Marine; denn jede vollgültige europäische Großmacht muß heute zugleich Weltmacht sein.“

Durchwandern wir in „Nord und Süd“ mit ihm die deutsche Kulturgeschichte, so bietet „der Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ einen vorzüglichen Ueberblick über die allgemeine Geschichte und die Kulturgeschichte von der Zeit des ausgehenden theokratischen Absolutismus durch die Aufklärungsperiode hindurch bis zur französischen Revolution und zur Wiedererhebung Deutschlands. Mit meisterhafter Geschicklichkeit hat Riehl hier in dem Vater, dem Sohn und dem Enkel, deren freierfundene Geschichte er uns erzählt, und in den sie umgebenden Personen gleichfalls höchst gelungene Typen ihrer Zeit dargestellt und zugleich auf Grund eingehender Detailstudien die ganzen Zeitverhältnisse hell beleuchtet, in der Gegenüberstellung der deutschen und französischen Freiheitsauffassung insbesondere einen sehr schätzbaren Beitrag zur Völkerpsychologie liefernd.

Eben hier, in diesen „Freien Vorträgen“, hat Riehl zuletzt 1885 nochmals, wie schon früher anderwärts, seine Ansichten über Wesen und Aufgabe der Kulturgeschichte entwickelt.

Der Verfasser der „Religiösen Studien eines Weltkindes“ steht selbstverständlich — gleich einem Ranke — auf einem prinzipiell religiösen Standpunkt. Nicht bloß der Einzelne ist ein Werkzeug Gottes, auch die Völker

„stehen unter der Hand einer ehernen Nothwendigkeit, der göttlichen Vorsehung"; und als „die tiefste Idee der Geschichte" bezeichnet er „die Erkenntniß der gerechten und allmächtigen Hand Gottes in den Geschicken der Völker".

Gleichwie er ferner als Student, dem Geist der Zeit, d. h. der ausklingenden philosophischen Epoche entsprechend, in der Philosophie „das gemeinsame Band der verschiedenen Wissenschaften und die eigentliche Zentralwissenschaft" erblickte, so hat er auch der Kulturgeschichte als höchste erstrebenswerthe Stufe die Stellung einer „wahren, modernen Philosophie der Geschichte" zugesprochen. Es ist dies geradezu ein Lieblingsausdruck Riehls, den er schriftlich wie mündlich immer und immer wieder gebraucht hat. „Die Kulturgeschichte," sagt er z. B., „welche die Gesittungszustände des Volkes im einzelnen ergründet, um sie dann in ihrer Wechselwirkung zu begreifen, damit der Geist der Völker in seinen eigenen Werken von sich selbst Zeugniß gebe, die Kulturgeschichte wird durch diese ihre Methode recht eigentlich die moderne Philosophie der Geschichte."

Denn Philosophie ist Riehl „die Erkenntniß des Wesens des Geistes aus den Werken des Geistes, gleichviel ob diese Werke dem Denken, Fühlen und Wollen des Einzelnen oder der Völker entsprangen". „In der fortschreitenden Gesittung der Völker aber, welche selbstbewußt sich selbst zu ergründen sucht, stellt sich der Geist der Menschheit dar; und so wird sich die Kulturgeschichte zuletzt auch zur wahren Philosophie der Geschichte erweitern und vertiefen."

Kulturgeschichte ist Riehl also, wie erwähnt — und wir können uns dieser Definition durchaus anschließen — „die Geschichte der Gesammtgesittung der Völker, wie sich dieselbe in Kunst, Literatur und Wissenschaft, im wirthschaftlichen, sozialen und politischen Leben (und dazu allerdings auch in Privatalterthümern, fügt er hinzu) ausspricht." Allerdings auch in Privatalterthümern — „denn früher dachte man," sagte er an einer viel citirten Stelle, „bei diesem Worte Kulturgeschichte an eine Schilderung von alten Waffen, Kleidern und Töpfen, von Moden, Sitten und Gebräuchen und Kuriositäten, an eine bunte Rumpelkammer von Privatalterthümern. Vorn im Buche kam die Kunst der Staats- und Kriegsaktionen und hinten das Spiel der Kultur; auf einen Band politischer Geschichte traf dann etwa ein halber Bogen solcher Kulturgeschichte als Zuwage. Allein die Töpfe führten allmählich zum Töpfer, zum Bildner, zum Künstler, zur Kunst; der Rock führte zum Mann und der Mann zum Volk; die Sitte führte zur Gesittung, und so erwuchs die Kulturgeschichte zuletzt zur Darstellung der gesammten Gesittungszustände der Völker von Periode zu Periode und zur Ergründung der Gesetze, nach denen die Gesittung keimt, blüht, reift und stirbt. . . . Da Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel zuletzt doch nur Faktoren der Gesammtkultur sind, so umfaßt und vereinigt sie alle historischen Spezialfächer in ihren Resultaten, auch die politische oder Staatengeschichte."

Denn die übliche Unterscheidung zwischen politischer und Kulturgeschichte war ja auch ihm geläufig. Die „politische Geschichte", bemerkt er 1871 bei Uebernahme der Redaktion des „Historischen Taschenbuches", „stellt das Drama der Staatsaktionen voran, sie erzählt und motivirt Ereignisse (ohne darum nebenbei die Lokaltöne kulturgeschichtlicher Schilderung zu verschmähen), die Kulturgeschichte dagegen schildert in erster Linie Zustände; sie sucht die Ergebnisse des Geschehenen in der tausendfältigen Aussprache der jeweiligen Volksgesittung (wobei sie dann auch ihrerseits wieder oft genug des erzählenden Vortrags zur genetischen Begründung bedarf)." Hat Riehl damals (1871) beide Disciplinen sehr hübsch als „Schwesterdisciplinen" bezeichnet, so hat er später einen förmlichen Rollenwechsel vorausgesagt. Von „der Art Dualismus zwischen Staaten- und Kulturgeschichte, zu dem man gelangt sei, indem die politische Geschichte als das Hauptfach, gestützt durch die überlieferte Würde, befestigte Schule, Reichthum und Gehalt der Literatur ihr altes, erworbenes Vorrecht behaupte — wogegen die jugendlich emporstrebende Kulturgeschichte, begünstigt durch die natürliche Allianz aller der Spezialgeschichten, aus denen sie erwachsen, gehoben durch den Reiz ihrer farbenvollen Stoffe, nach neuer Schule, neuem Boden, innerer Autonomie ringt" — von einem Dualismus von Staat und Kultur will Riehl nichts wissen. Er ist ihm „an sich unlogisch und dem modernen Bewußtsein ganz besonders widersprechend, welches den Staat als eine sehr vielseitige und weittragende, ja als die höchste Kulturmacht anerkennt und andrerseits selbst in den politischen Formen das ganz bestimmte Resultat der jeweiligen Volkskultur erblickt." „In einer Zukunft," fügt er hinzu, „die vielleicht noch ferne liegt, aber doch ohne alle Prophetengabe verheißen werden kann, wird sich darum das jetzige Verhältniß von Staaten- und Kulturgeschichte völlig umkehren. Der Dualismus wird verschwinden: die Kulturgeschichte wird der Hauptstamm werden, die Staatengeschichte aber, die Kirchengeschichte, Kunstgeschichte und alle die anderen Disciplinen verwandter Art werden als Aeste und Zweige jenes Stammes erscheinen." „Und weit entfernt, daß man die Weltgeschichte als gar zu groß und weit streichen wird vom wissenschaftlichen Programm der Historiker, wird man sie vielmehr noch großartiger und reicher fassen, denn bisher: nämlich als eine Universal-Kulturgeschichte, von welcher die alte Weltgeschichte der Staaten und Reiche nur einen Theil bildet." Letztes Ziel aber dieser Universal-Kulturgeschichte ist ihm die „Erkenntniß des Geistes in der Geschichte".

Bei aller Entschiedenheit, mit der so Riehl zugunsten der Kulturgeschichte eintritt, hat er doch noch vor 13 Jahren (1885) sich nicht verhehlt, daß dieselbe noch in ihren ersten Anfängen stehe, und wenn auch jugendfrisch, doch noch jugendlich unfertig sei. Und so bestimmt er sich über die Aufgabe der jungen Wissenschaft ausspricht, als welche er „die wissenschaftliche Erkenntniß des gesammten Volksgeistes, die Ergründung der Gesetze für die Entwicklung der Gesammtgesittung der Völker" bezeichnet, die Methode hiefür schien ihm auch damals (1885) noch nicht sicher gefunden.

Allerdings betont ja auch er entschieden die genetische Begründungsart der Kulturgeschichte. „Die wissenschaftliche Erkenntniß der Geschichte," pflegte er in den Vorlesungen zu sagen, „ist nicht ein Wissen von Einzelheiten, die Geschichte ist das Wissen von der Entwicklung der Thatsachen und Zustände." Aber sonst hat er — hierin später etwas zurückhaltender als früher — mehr negativ zur Frage der Methode sich geäußert.

Entschieden weist er Du Bois-Reymonds Wort zurück, daß „alle Kulturgeschichte eigentlich nur die Geschichte der Pflege der Naturwissenschaften, die steigende und fallende Kenntniß der Natur der einzig sichere Barometer für den Stand der Gesittung" sei. „Kunst, Religion, Staat und ähnliche Kleinigkeiten," entgegnet Riehl treffend, „sind doch auch ganz schätzbare Produkte und Gradmesser der Kultur, ohne ins Reich der Naturwissenschaften zu gehören".

In dem gedankenreichen Aufsatz über den „Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit" schreibt er den entscheidenden Sieg der modernen Naturwissenschaft bereitwillig ihrer Methode zu, deren Meistergeheimniß er im „voraussetzungslosen Beobachten, im mathematisch-exakten Erfassen des Beobachtungsresultates, im Bauen der Schlüsse nur auf erwiesene Thatsachen" erblickt. „Manche meinten," fährt er fort, „das sei die wahre Methode jeglicher Wissenschaft. Allein im weiten Gebiete der Wissenschaft vom Geiste ist

eine mathematische Grundlage gar häufig nicht zu finden; die statistische Formel trügt oder versagt, und an die Stelle des Zählens, Messens und Wägens muß die schildernde Beobachtung treten."

Er gesteht an anderer Stelle, der Gedanke sei „verführerisch zeitgemäß," daß die Kulturgeschichte eigentlich nichts anderes sei, als die Summe der Folgerungen, welche man aus dem Fortgang der Volksstatistik auf den Fortgang der Volksgesittung ziehe. Die historische Methode werde immer statistischer; und während unsern philosophischen, bei weitem schlechter statistisch geschulten Vätern die Kulturgeschichte ein Roman gewesen, sei sie uns ein Rechenexempel — ein Wort, das durch nichts drastischer illustrirt wird, als durch eine vor mehreren Jahren (1889) erschienene übersichtliche Tafel von Ernst Sasse: „Das Zahlengesetz in der Weltgeschichte. Eine Anregung zur mathematischen Behandlung der Weltgeschichte" — wonach der Gang aller Geschichte in letzter Linie statistisch nachweisbar von dem Einfluß der Sonnenflecken abhängig sein soll.

Dem gegenüber sind es nicht bloß die von Riehl gut charakterisirten Mängel der Statistik, welche ihn mißtrauisch gegen eine solche Behandlungsweise der Geschichte machen — er spricht sich besonders aus einem höheren Grunde dagegen aus. „Wenn die öffentliche Meinung," bemerkt er, „im Glauben und Aberglauben an die Zahl das Verständniß für die unberechenbaren Größen der sittlichen und intellektuellen Welt verliert, wenn das Recht des Individuellen geleugnet wird gegenüber einem doch oft nur scheinbar höheren Rechte der Gesetzmäßigkeit und der großen Durchschnittszahlen . . . dann erblicke ich darin bedenkliche Symptome der statistischen Krankheit." „Die Gesetzmäßigkeit in der numerischen Bewegung der Massen ist eine große Wahrheit, aber die unberechenbar freie That der genialen Persönlichkeit eine nicht minder große. In unsrer Zeit herrscht auf den verschiedensten Gebieten die Gesammtheit wie nie zuvor; und in unsrer Zeit herrscht auf den verschiedensten Gebieten der thatkräftige einzelne Mann mehr denn jemals. Wer diese Widersprüche richtig zu verbinden weiß, der besitzt den Schlüssel zu vielen Rätseln der neueren Kulturgeschichte" oder, sagen wir, der Geschichte überhaupt.

Ueber diese, bereits früher gestreifte, wohl schwierigste und wichtigste aller geschichtlichen Fragen, das Verhältniß also des Individuums zur Masse, hat sich Riehl des öfteren noch ausgesprochen, ohne, wie auch Andere, z. B. selbst Ranke, zu einem ganz bestimmten, unverrückbaren Resultat zu gelangen, ja nicht ohne sich dabei sogar zu widersprechen.

Betont Treitschke in seiner „Politik" energisch, daß „nur Männer es sind, welche die Geschichte machen, Männer, wie Luther, Friedrich der Große, Bismarck," und fügt er hinzu, „wie es zugehe, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das werde uns Sterblichen immer ein Geheimniß bleiben, die Zeit bilde das Genie, aber sie schaffe es nicht": so rühmt der nämliche Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" an Ranke's „Päpsten" die an den Altmeister Goethe erinnernde wissenschaftliche Grundanschauung, die „alles historische Werden aus dem Zusammentreffen der allgemeinen Weltverhältnisse und der freien persönlichen Kräfte erklärt".

So bemerkt auch Riehl einmal: „Hier wie überall in der Welt entscheidet doch zuletzt die Persönlichkeit. „Er spricht von den „schöpferischen Genies, welche die Epochen machen". Fast unvermittelt aber steht daneben der Satz: „Größer als jeder Einzelne ist seine Epoche, von welcher er immer nur einen Theil bildet." „Die Zeit", sagt er wieder anderwärts, „schafft den schöpferischen Mann, damit dieser hinwiederum seine Zeit schaffen helfe; jeder epochemachende Geist ist zugleich Kind und Vater, Jünger und Meister seiner Zeit. Denn was bedeutet dieses vielsagende Wort „Zeit" hier anderes als die Summe der gegenwärtigen Kulturentwicklungen, die auf uns einströmen und unsern Geist bezwingen und beugen und bilden?" Riehl meint, daß man diesen Satz der Lebensgeschichte von Staatsmännern und Helden, von Dichtern und Philosophen im großen Stil (gleichsam als Motto) vorausschicken könne, was wir freilich für die genialen Erfinder und die großen Religionsstifter — übereinstimmend mit Kaemmel und Kohler — nicht zugeben können.

Fragen wir nun also schließlich nach der Stellung Riehls zur heutigen Bewegung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, zur modernen Kulturgeschichtschreibung, so ist sicher, daß bei keinem der anderen, älteren Kulturhistoriker, speziell Burckhardt und Freytag, sich so viele Reminiscenzen an Lamprecht oder vielmehr umgekehrt Anklänge Lamprechts finden. Hätte also Riehl die Zukunft, von der er den Sieg der Kulturgeschichte erwartete, mit Lamprecht bereits erreicht gedacht?

Er hat sich selbst darüber leider nicht mehr geäußert. Ob aber in diesem Falle das „Schweigen" ein „Zustimmen" bedeutet, ist fraglich. Von Lamprechts Theorie trennt ihn doch meines Erachtens eine zu tiefe Kluft: seine religiöse und philosophische Richtung, seine Anschauung von der Bedeutung des Individuums, seine Stellungnahme gegen die statistische und naturwissenschaftliche Methode, besonders in der späteren Zeit, seine in seinem ganzen versöhnlichen Naturell begründete Abneigung gegen jede schroffe Einseitigkeit, die ihn an sich schon zum Gegner einer überwiegend kollektivistischen Richtung gemacht hätte.

Eine größere Uebereinstimmung finde ich zwischen ihm und jener kulturgeschichtlichen Richtung, welche Gothein und Steinhausen vertreten. Wenn Steinhausen als der Kulturgeschichte zugehörig erklärt: die Erforschung der äußeren und der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, wie des inneren Lebens der Vergangenheit, so ist das ein Programm, wie es ebenso — nur unter stärkerer Beiziehung der politischen Verhältnisse — auch Riehl schon für die Kulturgeschichte aufgestellt hat. Und wenn Gothein sagt: „Kulturgeschichte in ihrer reinsten Form ist Ideengeschichte" und Steinhausen dazu bemerkt, daß man so in letzter Linie eine allgemeine Kulturgeschichte als eine allgemeine Menschheitsgeschichte gewinne, so können wir hier erst recht eine weitgehende Uebereinstimmung mit jener Forderung Riehls einer Universalkulturgeschichte behufs „Erkenntniß des Geistes in der Geschichte" feststellen. Daß aber eine solche allgemeine Kulturgeschichte jetzt noch kaum als Fachwissenschaft gelten kann, weil ihr Begriff zu ausgedehnt, darin werden wir Steinhausen recht geben müssen, wenngleich prinzipiell nichts gegen sie einzuwenden sein dürfte. Meines Erachtens kann sie nur beruhen auf dem festen Untergrund der durch empirische Einzelforschung hinsichtlich der verschiedenen nationalen Entwicklungen gewonnenen Resultate, bei deren Vergleichung und Zusammenstellung die Frage nach dem Fortschritt der Kultur, d. h. also der Gesammtgesittung der Menschheit, stets eine Hauptrolle spielen wird.

Als spezielles, selbständiges Arbeitsgebiet wird man mit Steinhausen (und ja auch mit Riehl) die Kulturgeschichte im engeren Sinne zu bezeichnen haben und darf es freudig begrüßen, daß Steinhausen hier bereits energisch die Hand angelegt hat, indem er es als nächste Aufgabe hingestellt, mehr als bisher die spezifisch kulturgeschichtlichen Quellen zu erschließen, „Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte" zu veröffentlichen — eine Aufgabe, mit deren Inangriffnahme unsre hiesige historische Kommission sich ein neues Ruhmesblatt erwerben könnte, wie sie ja die Herausgabe von Briefen bayerischer Humanisten bereits in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hat.

Und welche Fülle von Material liegt hier noch allerwärts aufgespeichert! Wie viele hochinteressante kulturgeschichtliche Spezialthemata hat Riehl selbst in seinen Schriften noch angedeutet! Wie viel ist noch für die Kenntniß mittelalterlicher Kulturverhältnisse aus den alten „Briefstellern und Formelbüchern“ zu gewinnen, auf deren Verwerthung Riehl selbst schon in seinen „Kulturstudien“ hingewiesen! Welch reiche Ausbeute harrt der Verwaltungsgeschichte noch aus der Urkundenlehre! Wie wenig ist noch die Handelsgeschichte selbst bedeutenderer Staaten im Detail erforscht, die doch sicherlich der Wirthschaftsgeschichte an geschichtlicher Bedeutung nicht nachsteht, ja dieselbe vielleicht sogar übertrifft. Scheint es doch auch die Neuzeit zu bestätigen, daß es zumeist die handelspolitischen Interessen sind, welche den Hauptanstoß zu den so wichtigen überseeischen Unternehmungen gegeben haben und geben.

Daneben soll die politische Geschichte nicht verkürzt werden. Die Arbeitstheilung wird sich für den Geschichtsforscher von selbst ergeben. Für die Zeiten, deren politische Geschichte bereits mehr aufgehellt ist als das Mittelalter, wird der kulturgeschichtlichen Forschung ein breiterer Raum zukommen, während für die neuere Zeit die Erforschung der politischen, staatengeschichtlichen Entwicklung noch lange im Vordergrund stehen wird.

Denn deren ausschlaggebende Bedeutung zu verkennen, erscheint gerade in der Gegenwart im Hinblick auf die Weltereignisse und in einem Zeitpunkt unmöglich, wo noch immer der Hingang unsres größten deutschen Staatsmannes nachzittert, ohne dessen politische That wir trotz aller vorhergegangener materieller und geistiger Einigung doch kein neues Deutsches Reich erhalten hätten.

Aber freilich: so gewiß man sagen kann, daß bei Sedan der deutsche Schulmeister gesiegt, ebenso hat der Historiker in dem beklagenswerthen allgemeinen Niedergang Spaniens und dem thatkräftigen Aufsteigen der Union die Ursachen des Ausganges des letzten ungleichen Kampfes darzulegen. Auch bei der politischen Geschichte müssen, wie Lamprecht mit Recht verlangt, alle geschichtlichen Faktoren mehr als bisher berücksichtigt werden.

Muß also der Geschichtsforscher nothwendig Spezialist sein, und scheint es, als ob in der Bewerthung der Spezialstudien, speziell auch der mittelalterlichen, sich ein Umschwung vorbereitet — der Geschichtschreiber muß immer weiter ausgreifen. Ob er in der „Vergleichung der sozialpsychischen Faktoren“ oder in der „Erkenntniß des Geistes in der Geschichte“ oder in dem Auffinden der „Ideen“ (die wir die Seele der Geschichte nennen möchten) das Hauptziel der Geschichtswissenschaft erblickt: immer wird er, die Einzelresultate der Kärrnerarbeit zum königlichen Bau zusammenfassend, allen Seiten des Staats- und Völkerlebens sein Augenmerk zuwenden müssen, allen geschichtlichen Kräften gerecht zu werden, Individualitäts- und Massenwirkung ins rechte Gleichgewicht zu setzen versuchen müssen. „Keiner,“ sagt Riehl, „wird ein großer Geschichtschreiber sein, der bei allem Quellenstudium, bei aller Kritik nicht zugleich vom philosophischen Geiste getränkt und vom göttlichen Hauche der Poesie berührt ist.“

Beides trifft auf ihn selbst zu. Mögen Andere gelehrter gewesen sein: der universellste und anregendste, durch seine öffentliche und schriftstellerische Thätigkeit weitaus wirksamste deutsche Kulturhistoriker, dessen Rede Hunderttausende für die Kulturgeschichte begeistert und aus dessen Schriften Unzählige kulturgeschichtliche Belehrung geschöpft haben und schöpfen werden, der an seinem Theil redlich und erfolgreich mitgearbeitet hat an der Erfüllung der erhabenen Devise unsrer Akademie, der Erkenntniß der Vergangenheit, Kärrner und Baumeister zugleich, war

Wilhelm Heinrich Riehl.

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse in den Sommermonaten Juni, Juli, August, September 1898.

Br. Seit einer langen Reihe von Jahren waren die Witterungsverhältnisse in den Sommermonaten nicht so bedeutend von den normalen abweichend, wie in diesem Jahre. Während im langen Durchschnitt der Jahre unter den Sommermonaten der Juli und der August als die heißesten, der Juni und September als die kühleren Monate aufgeführt werden, zeichneten sich in diesem Jahre der Juli als der kälteste, der August und September als die wärmsten Monate aus, welch letztere sich noch durch den Umstand auffallend machten, daß ungewöhnlich hohe Temperaturen, bis weit über 30.0° C. hinaus und längere Zeit hintereinander, vom 6. August bis 10. September, ohne wesentliche Niederschläge und mit nur kurzen kühleren Intervallen, im größten Theile Mitteleuropa's vorherrschten. Andrerseits sank die Temperatur im Juni bis 4.3° C. (am 4. Juni in München) und überstieg auch im Juli nur selten das vieljährige Mittel gegen die Mitte des Monats, um bald wieder abzusinken und selbst zu Ende des Monats im Minimum die Temperatur von 10.0° C. nur wenig zu überschreiten. Diesem seltenen Witterungszustande entsprachen auch der Gesundheitsstand und die Sterblichkeitsverhältnisse. Insbesondere gestaltete sich das Vorkommen von akuten Entzündungen der Athmungsorgane und von akuten Darmkrankheiten, die ja ganz besonders von den Witterungsverhältnissen beeinflußt werden, den Temperaturverhältnissen entsprechend. Im Juni und Juli blieben akute Entzündungen der Athmungsorgane vorherrschend, und akute Darmkrankheiten wiesen nur unbedeutende Steigerungen gegen den Mai auf, dagegen nahmen die ersteren dieser Krankheitsformen im August und September ab, während akute Darmkrankheiten gerade in diesen Monaten in außergewöhnlich zahlreichen Fällen zum Vorschein kamen und bis Ende September noch immer eine ungemein große Zahl von Opfern forderten. Daher kam es denn auch, daß die allgemeine Sterblichkeit in den Monaten Juni und Juli für deutsche Orte außerordentlich gering, in den Monaten August und September dagegen ungewöhnlich hoch war. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) war im Juni größer als im Mai (45 gegen 36) und stieg im Juli auf 58, sank alsdann im August auf 9 und im September auf 8. Zu den Orten, die sich solch günstiger Sterblichkeit erfreuten, gehörten für Juni unter anderen Erlangen, Kaiserslautern, die meisten Vororte Berlins, Charlottenburg, Frankfurt a. M., Hannover, Kassel, Kiel, Minden, Osnabrück, Stendal, Pirna, Wurzen, Stuttgart, Rostock, Wismar, Braunschweig, Gotha. Für den Juli auch noch Ansbach, Elberfeld, Potsdam, Stendal, Freiberg i. S., Zittau, Konstanz, Schwerin i. M. und Weimar. Im August gehörten zu diesen Orten Wilmersdorf, Groß-Lichterfelde, Geestemünde, Hameln, Kiel, Mühlhausen i. Th., Osnabrück, Jena und Gotha, für den September Aschaffenburg, Celle, Neisse, Neunkirchen, Schöneberg, Wilhelmshaven, Zittau und Güstrow. Im Gegensatz hiezu blieb die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pr. M.) im Juni und Juli gering (5, bezw. 9), stieg aber im August auf 39 und war auch im September nicht viel kleiner, 32. Hohe Sterblichkeitsziffern lieferten für den Juni: Straubing, Alt-Zaborze, Grabow a. O., Langenbielau und Zaborze. Im Juli traten zu Straubing, Grabow und Zaborze die Orte Hörde, Königshütte, Lipine, Quedlinburg, Stettin und Löbtau; im August hatten von den bayerischen Städten Fürth, Pirmasens und Regensburg eine Sterblichkeit über 35.0 pr. M., Beeck, Buer, Gelsenkirchen, Herne, Wanne, Zaborze, Werdau eine Sterblichkeit über 50, Giebichenstein und Wattenscheid eine über 60.0 pr. M. Im September stieg das Maximum der Sterblichkeit noch höher; Buer und Wattenscheid meldeten eine Sterblichkeit über 60.0, Beeck und Braubauerschaft sogar über 70.0 pr. M. Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (unter 20.0 pr. M.) bot das entgegengesetzte Bild dar. Im Juni betrug die Zahl derselben 100, im Juli 91, im August sank sie auf 47 und stieg im September nur wenig (auf 55). Von bayerischen Städten waren es im Juni

und Juli Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Erlangen, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Landshut, Passau; ferner seien Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Flensburg, Halberstadt, Krefeld, Magdeburg, Potsdam, Trier, Wiesbaden, Dresden, Leipzig, Zwickau, Cannstatt, Eßlingen, Ulm, Karlsruhe, Darmstadt, Offenbach, Schwerin i. M., Weimar, Altenburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, Hagenau i. E. und von nichtdeutschen Orten: Amsterdam, Antwerpen, Christiania, Kopenhagen, London, Lyon, Odessa, Paris, Rom, Stockholm, Venedig, New-York erwähnt, die sich einer günstigen Sterblichkeit erfreuten; im August und September, wo die Zahl dieser günstigen Orte erheblich geringer war, seien hier nur Aschaffenburg, Bayreuth, Erlangen, Kempten, Landshut, Passau, Barmen, Bromberg, Bielefeld, Charlottenburg, Flensburg, Frankfurt a. M., Kassel, Kiel, Nordhausen, Potsdam, Tilsit, Meißen, Zittau, Stuttgart, Ulm, Rostock, Schwerin i. M., Weimar, Bremen, Coburg, Lübeck, Metz und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Edinburg, Glasgow, Rom, Stockholm und Wien genannt. Es hat also das kühle und regnerische Wetter im Juni und Juli, ob dessen anhaltender Dauer manche, namentlich unter den Sommerfrischlern, in gelinde Verzweiflung geriethen, vielen Tausenden von kleinen Kindern das Leben erhalten, während die heißen Tage der Monate August und September unzähligen Kindern das Dasein verkürzten.

Durch das infolge der kühleren Witterung im Juni und besonders im Juli auffällig seltenere Vorkommen von akuten Darmkrankheiten, die erfahrungsgemäß bei uns in den Sommermonaten unsre Kinderwelt heimsuchten und die einzuschränken bis jetzt, trotz aller sanitären Maßnahmen, nur in sehr unbedeutendem Maße gelungen ist, war in den ersten Sommermonaten die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit gering und stieg erst in den letzten beiden Monaten erheblich. Während von je 10,000 Einwohnern (aufs Jahr berechnet) im Juni in Berlin 52, in Dresden 53, in Hamburg 56, in Stuttgart 57, in München 99 Säuglinge starben, stiegen die Ziffern für die betreffenden Städte (in derselben Reihenfolge) auf 60, 66, 59, 74 und 103 im Juli, auf 120, 116, 100, 79 und 149 im August, und betrugen im September für Berlin, Dresden, Hamburg 104, 110 und 136, während sie in Stuttgart und München auf 89 und 171 weiter anstiegen. Fast in allen großen und kleineren Orten des Deutschen Reiches sowohl wie des Auslandes hat die Zahl der Opfer an diesen Krankheitsformen zugenommen und zeigte erst Ende September einen ersichtlicheren Rückgang, obwohl, besonders in süddeutschen Städten, die Zahl der Sterbefälle vielfach, selbst zu Ende September, noch eine sehr beträchtliche war. Besonders groß war die Zahl der Sterbefälle an diesen Krankheitsarten, namentlich im August und September, in Augsburg, Fürth, Kaiserslautern, Ludwigshafen, München, Nürnberg, Regensburg, Aachen, Altona, Barmen, Beeck, Berlin, Breslau, Charlottenburg, Danzig, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Frankfurt a. M., Görlitz, Halle, Hannover, Herne, Kassel, Köln, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Braunschweig, Gera, Hamburg, Metz, Mülhausen und Straßburg i. E., Amsterdam, Antwerpen, Budapest, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Rom, Stockholm, Venedig, Warschau, Wien, New-York. Die Zahl der Sterbefälle an Darmkrankheiten stieg per Monat meist in die Hunderte, mehrfach sogar in die Tausende. Dagegen war die Sterblichkeit in den höheren Altersklassen in den Sommermonaten geringer; zumeist wohl infolge der im allgemeinen seltener vorkommenden, die höheren Altersklassen mehr befallenden, akuten Entzündungen der Athmungsorgane und des milderen Verlaufs derselben. Auch Erkrankungen an Influenza wurden seltener beobachtet und die Zahl der durch sie bedingten Todesfälle war nur klein. Im Juni kamen mehrfache Todesfälle an Influenza aus Bremen, Braunschweig, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Amsterdam je 2, aus New-York 3, aus Berlin 5, aus Paris 6, aus Moskau 11, aus St. Petersburg 16, aus London 47 zur Mittheilung; im Juli sank diese Zahl, es wurden nur aus Hörde, Oldenburg und Amsterdam je 2, aus Berlin und Moskau je 6, aus St. Petersburg 4, aus London 26 gemeldet; im August aus Berlin 3, aus Moskau 6, aus St. Petersburg 5, aus London 22; im September aus Berlin und Halberstadt je 2, aus Köln 3, aus Moskau 5, aus St. Petersburg 11, aus London 15. Auch Todesfälle an Lungenschwindsucht erfuhren in den Sommermonaten eine erfreuliche Abnahme.

Ueber den Gang der großen Volkskrankheiten lauteten die Nachrichten bezüglich der *Cholera* günstig. Es lagen allerdings nur Mittheilungen über das Auftreten derselben in ihrem Heimathlande, aus Calcutta und Madras, vor. In Calcutta erlagen derselben vom 22. Mai bis 24. September 183 Personen. In Madras trat die Seuche heftiger als sonst auf. Um Mitte August stieg die Zahl der wöchentlichen Todesfälle bis 91; sie scheint aber Ende August wieder abgenommen zu haben. Die Nachrichten über das Auftreten der *Pest* meldeten für Bombay und Karachi im Mai und Anfang Juni einen erheblichen Rückgang. Doch stieg die Zahl der Pestfälle in Bombay besonders um Mitte Juli wieder erheblich; in den 6 Wochen (vom 13. Juli bis 30. August) wurden 421, in der ersten Septemberhälfte 343 Todesfälle gemeldet. In Calcutta erlagen der Pest vom 28. August bis 24. September 12 Personen. Auch in Hyderabad ist die Seuche wieder von neuem ausgebrochen, sowie im Punjab und in einzelnen Ortschaften der Präsidentschaft (Bangalore, Guntakal u. a.). In Hongkong wüthete die Pest heftig; Ende Mai sollen derselben täglich über 1000 Personen erlegen sein; Ende Juni war jedoch eine erhebliche Abnahme ersichtlich. Auch in Swatow herrschte die Pest im Mai, nahm im Juni ab und soll im Juli erloschen sein, herrschte aber in der Swatow nahe gelegenen Stadt Kilyang. — Durch die aus Cuba zurückkehrenden nordamerikanischen Truppen ist das *Gelbfieber* nach den Vereinigten Staaten gebracht worden. Schon Ende Mai zeigten sich in Mac Henry und in Encutta (Mississippi) vereinzelte Fälle, in Parkinston eine verdächtige Erkrankung; bis Mitte Juni mehrten sich die Fälle allmählich. In der zweiten Hälfte des Juni kamen dort auf Schiffen, die aus den Häfen von Para, Panama und Santos kamen, 6 Todesfälle an Gelbfieber vor. Um Mitte August zeigte sich die Seuche schon an vielen Orten, so in der See-Quarantäne Montauk Point (Long Island); in Franklin, Key West, in Tortugas und in der Südatlantic-Quarantäne. Von Tampico (Mexico), von wo im August eine größere Zahl von Fällen gemeldet wurde, ist die Seuche nach Monterey verschleppt worden. Auch in Vera Cruz wurden im August eine größere Zahl von Erkrankungen, sowie Anfang September in Taylor (Mississippi), Orwood und Oxford festgestellt. In Houma, New-Orleans, Jackson, Waterford wurden gleichfalls Mitte September Gelbfieberfälle festgestellt. In Bahia wurden im Juni und Juli vereinzelte Fälle von Gelbfieber beobachtet. Ueber das Gelbfieber in Cuba kamen erst nach Beendigung des Krieges wieder zuverlässigere Mittheilungen. In Havanna, sowie in sämmtlichen dem Verkehr geöffneten Häfen Cuba's herrschte Gelbfieber, jedoch nicht in größerer Verbreitung; dagegen traten auf Cuba Unterleibs- und Flecktyphus, Ruhr und Malaria sehr häufig und in bösartiger Form auf. In Rio de Janeiro herrscht das Gelbfieber in mäßigem Grade; in Port Limon (Costa Rica) und in San Salvador (San Domingo) wurden im Juni, Juli und August Gelbfieberfälle mehrfach beobachtet.

Von den in Europa in größerer Verbreitung vorkommenden Infektionskrankheiten Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus, Genickstarre, Keuchhusten und Pocken, zeigten sich die schon in den ersten Monaten des Jahres an vielen Orten auftretenden *Masern* im Juni häufiger, nahmen aber in den folgenden Monaten allmählich ab, so daß im September das Vorkommen von Masern relativ seltener wurde. Durch größere Masernepidemien wurden heimgesucht Bonn, Breslau, Kattowitz, Köln, Leipzig, Magdeburg, Plauen, Quedlinburg, Köthen, Heilbronn, Hamburg, Colmar i. E., Budapest, Edinburg, Glasgow, London, Lyon, Moskau, Paris, St. Petersburg, Prag, Warschau, Wien, New-York. Zahlreiche Erkrankungen kamen auch, besonders im Juni aus München und aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Königsberg, Posen, Schleswig, Stade, Wiesbaden und aus dem Herzogthum Braunschweig zur Mittheilung. — Das *Scharlachfieber* nahm im Juni ab, gewann aber im August und September

wieder größere Verbreitung und forderte in Berlin, Breslau, Giebichenstein, Königshütte, Magdeburg, Stettin, Ueckendorf und im September in München, Buer, Braubauerschaft, Halle, Wattenscheid, Budapest, London, Moskau, St. Petersburg, Prag, New-York viele Opfer. Mit besonderer Heftigkeit grassirte das Scharlachfieber in Warschau, wo es in den 4 Sommermonaten über 450 Todesfälle zur Folge hatte. — Diphtherie und Croup zeichneten sich in diesem Sommer, namentlich in deutschen Städten durch selteneres Vorkommen und milderen Verlauf aus. Immerhin war jedoch die Zahl der Sterbefälle an Diphtherie in München, Berlin, Buer, Dresden, Gelsenkirchen, Hamburg, Köln ziemlich groß. Bedeutend heftiger trat aber Diphtherie in einigen Städten des Auslandes auf, und zwar war die Zahl der Todesfälle an Diphtherie in Budapest, London, Moskau, St. Petersburg, Stockholm, Warschau, New-York besonders im August und September recht ansehnlich. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb während dieses Sommers in deutschen Orten eine Seltenheit; nur in Königsberg stieg im Juli, in Weimar im August, in Paderborn im September die Zahl der Sterbefälle auffällig. Dagegen hat in vielen Städten des Auslandes, wie in Budapest, Kopenhagen, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Prag, Rom, Venedig, Wien, New-York in diesen Monaten die Zahl der Sterbefälle an Unterleibstyphus zum Theil erheblich zu-, in St. Petersburg abgenommen. Das Auftreten von Flecktyphus blieb sowohl im allgemeinen, wie im besonderen in den deutschen Städten ein seltenes. Vereinzelte Erkrankungen wurden aus Plauen und aus den Regierungsbezirken Königsberg (Juni), Erfurt und Düsseldorf (August), sowie mehrfache aus St. Petersburg und im September aus Braunschweig (13 Erkrankungen) mitgetheilt. Todesfälle gelangten während der ganzen Zeit aus Herne und Paris je 1, aus Odessa 4, aus Moskau 5, aus Alexandria 8, aus Warschau 10, aus Kairo und Mexiko je 62 zur Anzeige. — In vielen Großstädten herrschte Keuchhusten; er verlief in Berlin, Glasgow, London, Paris, New-York nicht selten tödlich. — Pocken kamen in deutschen Orten selten vor. In den 4 genannten Monaten gelangten aus den Regierungsbezirken Düsseldorf und Schleswig je 1, aus Hamburg 3, aus Nürnberg 5, aus Berlin (infolge nachgewiesener Einschleppung aus Russisch-Polen) 8, im Regierungsbezirk Münster 14 Erkrankungen, von ausländischen Orten: aus Wien 2, aus Christiania 16, aus Antwerpen 18, aus Paris 90, aus St. Petersburg 176 Erkrankungen zum Bericht; doch hat in den beiden letztgenannten Städten seit Juli eine erhebliche Abnahme stattgefunden. Todesfälle an Pocken wurden aus Charlottenburg, Frankfurt a. O. und Lemberg je 1, aus Recklinghausen, Budapest, Christiania und Paris je 2, aus Berlin 3 (Windpocken), aus Genf 4, Odessa 9, aus Antwerpen und Mexico je 11, aus St. Petersburg 24, aus Moskau 38, aus Warschau 115 mitgetheilt. Im Juni herrschten Pocken in Buenos Aires und auch in mehreren Orten der südafrikanischen Republik (Johannesburg, Prätoria, Heidelberg) traten Pocken zutage, die aber im Juli wieder abnahmen. — Von den in Deutschland seltener vorkommenden Infektionskrankheiten sind zunächst Todesfälle an Tollwuth zu erwähnen. Es wurden deren aus Posen, St. Petersburg, Rom, Wien, Madrid, New-York, Buenos Aires, Rio de Janeiro je 1, aus Bukarest 4, aus Moskau 10 mitgetheilt. An Milzbrand kamen aus dem Regierungsbezirk Stade 1, aus Wien 2 Erkrankungen, aus Frankfurt a. O. und St. Petersburg je 1, aus Moskau 2 Todesfälle zur Meldung; aus St. Petersburg wurden 2 Todesfälle an Rotz, aus Breslau (Juni) 4 Erkrankungen der bei uns seltenen Erkrankungen an Lepra mitgetheilt. In Stettin wurden 1, in Hannover 3, im Regierungsbezirk Marienwerder 34 Erkrankungen an Trichinosis festgestellt, letztere ereigneten sich nach dem Genuß trichinöser Fleischwaaren in Culm (Westpreußen).

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein interessanter „Kantfund“ ist vor kurzem in Pillau beim Abbruch eines alten Hauses gemacht worden. Es sind dies nach einer Mittheilung in den „Kantstudien“ eine Anzahl Manuskripte über Vorlesungen Kants. Ein Manuskript, sorgfältig von einer Hand geschrieben, enthält Kants Vorlesung über „physische Geographie“, die er im Sommer 1784 gehalten hat, und vor dem Titelblatt ein Portrait des Philosophen, das mit dem ältesten Kantbildniß, dem Becker'schen, große Aehnlichkeit hat. Ein zweites Manuskript, augenscheinlich von derselben Hand wie das erste geschrieben, enthält Kants Vorlesung über „Anthropologie“, die er sowohl im Winter 1783/84 wie 1784/85 gehalten hat. Von diesen Vorlesungen sind Nachschriften bis jetzt nicht bekannt. Die übrigen kürzeren Manuskripte enthalten „Prolegomena Logices“, „Prolegomena Psychologiae“, eine „Kurze Darstellung der praktischen Philosophie“. Sämmtliche Manuskripte sind dem Geh. Hofrath Professor Dr. Heinze in Leipzig übergeben worden, welcher von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit der Herausgabe der Vorlesungen Kants betraut worden ist.

S. **Dorpat.** Am 8. November (27. Oktober) verstarb nach längerem Leiden der emeritirte Professor der hiesigen Universität, Wirklicher Staatsrath Dr. jur. Karl Erdmann. Geboren am 25. Mai 1841 zu Dorpat als Sohn des Professors der Therapie und Klinik Johannes Erdmann, stammte er aus einer Literatenfamilie, deren hervorragendstes Mitglied der vor wenigen Jahren in hohem Alter verstorbene Philosoph Joh. Eduard Erdmann in Halle war. Nachdem er seine akademische Bildung auf der Heimathsuniversität im Jahre 1863 mit dem Grad eines Cand. jur. abgeschlossen, setzte er seine Studien in Heidelberg fort, verwaltete bis 1869 das Amt eines Stadtsekretärs in Mitau (Kurland) und wurde dann als Universitätssyndikus nach Dorpat berufen, wo er zugleich, nachdem er die akademischen Grade des Magisters und Doktors der Jurisprudenz erworben, von 1870 bis 1872 als Dozent der juristischen Fakultät Vorlesungen hielt. Im Jahre 1872 wurde er als Nachfolger C. v. Rummels zum Professor des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen und der juristischen Praxis ernannt. Dieses Amt bekleidete er bis 1894, in welchem Jahr er im Zusammenhang mit der Russifikation der Universität Dorpat nach 25jähriger Dienstzeit entlassen wurde. Die von ihm veröffentlichten wissenschaftlichen Schriften beziehen sich alle auf das ostseeprovinzielle Privatrecht. (Die Wirkung der Resolutivbedingung nach dem Provinzialrecht Liv-, Est- und Kurlands. Dorp. 1870; Das Güterrecht der Ehegatten nach dem Provinzialrecht L., E. und K.'s. Dorp. 1872; System des Privatrechts der Ostseeprovinzen. Band I—IV. Riga, 1889—1894. Eine Reihe von populär-wissenschaftlichen Gelegenheitsvorträgen sind in einer Sammlung (Dorpat 1896) erschienen. Mit Erdmann ist wiederum einer von den wenigen noch nachgebliebenen Vertretern der alten deutschen Universität Dorpat aus dem Leben geschieden. — Die von verschiedenen deutschen Zeitungen gebrachten Gerüchte von einer bereits vollzogenen oder doch bevorstehenden Dienstentlassung des Professors für deutsche und vergleichende Sprachforschung, Leo Meyer, und der Ernennung eines Nachfolgers bestätigen sich nicht.

* **Como.** Bei Gelegenheit der Feier der Erfindung der Volta-Säule, welche hier in der Geburtsstadt Volta's im nächsten Jahre in würdigster Weise veranstaltet werden soll, wird nicht bloß eine große internationale elektrische Ausstellung vom Mai bis Oktober 1899 stattfinden, sondern auch ein Kongreß der Elektriker abgehalten werden, auf dem sich hervorragende Männer der Wissenschaft und der Industrie zusammenfinden werden, um das Andenken Volta's zu ehren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. **Ztg.** sind folgende Schriften eingegangen:

Otto Swoboda: Die kaufmännische Arbitrage. 10. Auflage. Berlin, Haude u. Spener 1898. — Richard Batka: Musikalische Streifzüge. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs 1899. — Ernst Eckstein: Die Hexe von Glaustädt. Roman. Berlin, G. Grote 1898. — Georg Bötticher: Balladen, Legenden und Schwänke. Leipzig. R. Maeder 1898. — Prof. Dr. K. E. F. Schmidt: Experimental-Vorlesungen über Elektrotechnik. Halle a. S., Wilhelm Knapp 1898. — Dr. med. Otto Thilo: I. Die Körperformen der Fische und Seesäugethiere. II. Die Größenverhältnisse zwischen Männchen und Weibchen im Thierreiche.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 15. November. Nummer 259.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Deutsche Herrscher im heiligen Lande.

Von Clemens Klein.

I.

In friedlicher Kreuzfahrt hat Kaiser Wilhelm II. den Boden des heiligen Landes betreten, dem deutschen Protestantismus dort eine bleibende Stätte zu weihen. Und es ist merkwürdig genug, wie trotz des Wandels der Zeiten die Erinnerung zu den kriegerischen Heerfahrten voll heißer Glaubensbegeisterung und ritterlichen Thatendranges zurückschweift, die einstmals mit dem ganzen Abendland auch die reckenhaften Söhne unsres Volks zu den heiligen Orten führten; nicht so todt, wie man wohl glauben konnte, scheint in unsrer sonst so gründlich unhistorischen Zeit die größte Bewegung des Mittelalters zu sein, da man ein Aufsehen erregendes Unternehmen unsrer eigenen Tage überall aus innerem Empfinden, wie es den Anschein hat, und nicht bloß in gelehrter Tradition an jene Bewegung anknüpft. Des uralten welthistorischen Gegensatzes zwischen Orient und Occident wird man sich eben stets von neuem bewußt, welche Formen auch immer das wechselnde Ringen zwischen beiden Hälften der alten Welt annimmt, wie verschieden geartet auch das Vordringen sein mag, in dem der eine Theil dem andern Boden abzugewinnen sucht.

Immer noch liegt dabei für uns der Zauberglanz der Romantik auf dem Mittelalter. Aber so wenig wir Werden und Wachsen des eigenen Volksthums wie des ganzen modernen Europa in jenen fernen Zeiten gering achten und zu deren Werthung Maßstäbe anlegen dürfen, die nicht ihre eigenen waren und sein konnten, so ist es doch nützlich genug, eine Schätzung auf das richtige Maß zurückzuführen, die uns im anderen Falle verleitet, uns selbst und unser Können in der Vergleichung mit Entschwundenem gering zu achten, und uns hindert, der besten Fähigkeiten und Kräfte unsrer Tage bewußt und froh zu werden. Gerade in den Kreuzzügen blendet viel äußerer Schimmer, und nirgends schwindet dieser Glanz gründlicher vor dunkeln Schatten, als wenn wir den Schritten derjenigen Herrscher des alten deutschen Reiches nachgehen, die dermaleinst das heilige Land betraten, wie jetzt der junge Kaiser des neuen.

Wohl war das Mittelalter zu großem Wollen, zu begeisterten Stimmungen fähig, wohl auch zu heldenhaften Thaten, wenn Stimmung und Wollen ausreichten, sie zu vollbringen. Und die Gleichheit der Massen, die Einförmigkeit der Verhältnisse, der Mangel an Individualität machten solche Stimmungen und Willensäußerungen der Allgemeinheit imposanter, unwiderstehlicher, elementarer, als das heutzutage möglich wäre. Aber was jenen Zeiten fehlte und fehlen mußte, war planvolle Zusammenfassung aller Kräfte auf ein einziges Ziel. Kleinstaaterei ist Mittelalter, hat man in anderem Zusammenhange gesagt; nur im Engen, Begrenzten, vermochten die Kräfte jener Jahrhunderte zu wirken, und wo, nicht aus den Bedürfnissen der Empfindungen der eigenen Zeit geboren, sondern aus den Traditionen einer reicheren, umfassenderen Kultur überkommen, höhere Ideen fortlebten und zu den Zielen der Weltreligion, der Weltmonarchie leiteten, da fehlte außerhalb der Stellen, die Träger und Bewahrer jener Traditionen waren, der Päpste, der Kaiser, jeder wirksame Anreiz, wenn nicht zur Erfassung, so doch zur Durchführung großer gemeinsamer Aufgaben. Die Kirche zwar hatte noch rechtzeitig eine Uniformirung und Disciplinirung der Geister herbeizuführen vermocht, die sie ihren geistlichen Zwecken und Ansprüchen hinreichend dienstbar machte. Dagegen die Idee des nationalen oder gar die im Kaiserthum verkörperte des universalen Staates schwebte so lange in der Luft, als das wirkliche genossenschaftliche, öffentliche Leben sich innerhalb der Nationen in den engsten Kreisen bewegte, das wirthschaftliche und mit ihm das Gemeinsamkeitsinteresse überhaupt in dem heimischen Thal, in der nachbarlichen Dorfflur beschlossen blieb und sich darüber hinaus höchstens zu den Aufgaben des Gaues und des Stammes erhob. Hier liegt der Grund der Mißerfolge des mittelalterlichen Kaiserthums, das als blaße Idee ohne die nothwendigen realen Machtstützen und Grundlagen über einer Unzahl vereinzelter und noch gar nicht einigungsbedürftiger Kräfte sich erhob, einem Dache vergleichbar, das man auf schwanken Pfählen über tief im Boden verborgenen Grundmauern errichtet, ohne vorher das Haus zu bauen, das es stützt und trägt. Und ebendaher erklärt sich das Scheitern der Kreuzzüge, die von der Herrin der Geister angefacht, die gewaltigste Bewegung der Geister darstellen, welche das Mittelalter gesehen, aber der Möglichkeit einer wirksamen Zusammenfassung der Leiber auf das erstrebte Ziel ermangelten. Keine staatliche Macht reichte aus, um auch nur einer der zahlreichen Heerfahrten in den Osten, die oftmals alle verfügbaren Kräfte des Abendlandes aufboten, zu dem ersehnten Erfolge zu verhelfen, und gleich der erste Kreuzzug hatte ein nur ganz kümmerliches Ergebniß im Hinblick auf die gewaltige Machtentfaltung, mit der Europa ihn begann. Statt zu einer nachhaltigen Zurückdrängung der seldschuckischen Türken, des Islam überhaupt, aus Vorderasien, führte er lediglich zur Besetzung eines schmalen syrischen Gebiets, in das Reste der Herrschaft der Moslems überall hineinragten, und selbst dieser bescheidene Erfolg wäre unmöglich gewesen ohne die Zerfahrenheit der damaligen islamitischen Welt, die des großen Horizontes nicht minder entbehrte als der Occident und an Stelle gemeinsamer Ideale die Sonderinteressen kleiner Dynastien und einzelner Sekten pflegte. Die gepriesene Herrlichkeit des Königreichs Jerusalem aber beginnt (1099) in so engen, kleinen Verhältnissen, daß jede halbwegs kraftvolle Aktion des Islam ihr das Lebenslicht auszublasen vermocht hätte.

Wenige hundert Ritter haben damals, als Rest des Aufgebot des ganzen Occidents, unter Führung Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin das heilige Land gehalten und oftmals bis zur äußersten Erschöpfung ihrer Kräfte behauptet. Daß sich dann doch allmählich aus diesen kleinsten Anfängen eine nicht unbeträchtliche Blüthe entfaltete, ergab sich aus dem Umstande, daß hier, an der Berührungsstelle zweier bis dahin so gut wie gänzlich getrennter Kulturen, mit der Zeit ein friedlicher Austausch sich herausbildete, der das damalige Syrien zum Zentrum des Weltverkehrs, zur wichtigsten Handelskolonie des Westens machte. Die heißeste Erregung ihrer religiösen Gefühle trieb freilich unausgesetzt die Franken in diesen zwei Jahrhunderten gen Osten; aber in den Häfen Syriens wandelte sie sich oft in sehr weltliche Wünsche und Stimmungen um. Daher denn das Kreuzzugsfieber am ehesten bei den Bewohnern Palästina's selbst erlischt, die sich viel wohler dabei fühlten, in dem zunehmenden Reichthum und der Ueppigkeit einer kolonialen Kultur dahinzuleben, als in fortwährendem Lanzenbrechen und Schädelspalten mit den nächsten Nachbarn die Voraussetzungen dieser Kultur selbst zu untergraben. Die Hoffnung aber, über die engen Grenzen des einmal Erworbenen hinaus sich Luft zu schaffen, schwand schon nach wenigen Jahrzehnten; zwei Menschenalter nach Boëmund und Gottfried sah man sich bereits mehr und mehr eingeschränkt durch die zunehmende politische und militärische Konsolidirung des Islam. So war der trotzdem stets hochgehaltene und gepflegte kriegerische Geist, waren Heldenmuth und Ritterthum in ihrer Bethätigung gebunden genug; und wurden sie frei, so kam man selbst hier, wo Zusammenfassung und Einigkeit alles bedeutet hätte, über die mittelalterliche Zersplitterung in kleinste Kreise nicht hinaus, ja bildete auf einem Boden, der dafür so wenig geeignet war wie möglich, das politische System des Feudalismus, wie es den wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen der Heimath wenigstens folgerichtig entsprungen war, mit einer Feinheit durch, daß darüber die Zentralgewalt von vornherein gelähmt werden mußte, sobald nur die ersten stärksten Impulse der Bewegung etwas nachließen. So begann, nachdem etwa um 1140 ein gewisser Höchststand erreicht und trotz mancher Verluste und Gefährdungen noch etwa eine Generation hindurch festgehalten worden war, das Sterben, das sich nicht dank den Anstrengungen des Westens, sondern infolge der Schwäche des Ostens, noch über ein Jahrhundert lang hinzog. Auch diese zweite Epoche der Kreuzzüge brachte, wenn die Kämpfe ruhten, innerhalb der kümmerlichen Reste christlichen Besitzes in regem Austausch zwischen Abendland und Morgenland noch manche Kulturblüthe zur Entfaltung, aus der besonders für Europa reiche Frucht erwuchs; zu nachhaltigen staatlichen und kriegerischen Leistungen aber erwies man sich außerstande, und den gleichen Schiffbruch erlitten alle Anstrengungen des Abendlandes, seinem mehr und mehr gefährdeten Außenposten zuhülfe zu kommen. Vom zweiten Kreuzzug an sind, nachdem der erste zwar keinen angemessenen, aber doch wenigstens einen Erfolg gehabt hatte, alle die ferneren „heiligen Kriege" nichts weiter, als große Tragikomödien der Weltgeschichte. Und die edelsten Seelenregungen mittelalterlichen Geistes, die äußersten Anstrengungen seiner Thatkraft und seines Heldenthums, strahlende Ritterherrlichkeit und leuchtende Glaubensbegeisterung verpuffen, einem Brillantfeuerwerk gleich, nutzlos — für den erstrebten Zweck nutzlos — in die Luft. Die Zeit war noch nicht reif, solche Aufgaben zu lösen.

So bildet denn auch das Eingreifen der deutschen Herrscher in die Verhältnisse des syrischen Landes keineswegs ein besonderes Ruhmesblatt unsrer Geschichte, das der Gegenwart als Muster vorgehalten werden dürfte. Wir beschränken uns, wenn wir in den folgenden Spalten auf diese Episoden deutscher Geschichte etwas näher eingehen, um unsre Betrachtung nicht allzuweit auszudehnen, wesentlich auf die beiden Herrscher des Deutschen Reiches, die den Boden des heiligen Landes wirklich betreten haben, — König Konrad III. und Kaiser Friedrich II.

II.

Ein glückliches Ungefähr bietet den Kreuzzugsstudien die nachhaltigste Förderung gerade in dem Augenblick, wo über den Kreis der Fachmänner hinaus das allgemeine Interesse auf den Gegenstand gelenkt ist. In ungewolltem Zusammentreffen ist Reinhold Röhrichts „Geschichte des Königreichs Jerusalem (1100—1291)" gerade zu Beginn dieses modernen Kreuzzugsjahres 1898 ans Licht getreten (Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, XXVIII u. 1105 S. gr. 8°). Das Jahrhundert, das eine neue historische Methode begründet, hatte in Deutschland zwar eine große Anzahl bahnbrechender Einzelstudien und epochemachender Sonderdarstellungen auf dem Gebiet der Kreuzzugsgeschichte hervorgebracht, aber seit Friedrich Wilkens großer „Geschichte der Kreuzzüge" (1807 bis 1832) eine zusammenfassende Bearbeitung rein gelehrten Charakters nicht mehr geliefert. Jetzt liegt eine solche in dem mächtigen Bande Röhrichts vor, das Ergebniß einer durch Jahrzehnte fortgesetzten echt deutschen Gelehrtenthätigkeit, eines Forscher- und Sammlerfleißes, wie er selbst im Lande der Forscher und Sammler selten ist. Und dies Lebenswerk ist dem „recht bescheidenen Maß literarischer Muße" abgerungen, über die der Verfasser neben der Berufsarbeit eines vielbeschäftigten Gymnasialprofessors verfügt! Die Spezialisten des Faches kennen Röhricht seit einem Vierteljahrhundert als den emsigsten Arbeiter, der unermüdlich am Werke ist, die Bausteine zu ihren Studien herbeizuschleppen und Anderen mit den Resultaten sorgsamen Sammelns und Sichtens die Lasten der Forschung zu erleichtern; nun ist auch weiteren Kreisen, denen es um ernste wissenschaftliche Belehrung zu thun ist, Gelegenheit geboten, die Früchte dieser Mühewaltung zu genießen. In schlichter, ungeschmückter Darstellung läßt Röhricht die Dinge und Gelegenheiten selbst sprechen; er verschmäht es, mit eigenem Raisonnement hervorzutreten und dem Leser ein Urtheil aufzunöthigen, wie es auch schon bei bloßen Schilderungen des Zuständlichen durch die alsdann erforderliche Zusammenfassung von selbstgewählten Gesichtspunkten aus der Fall wäre. So führt der Verfasser Personen und Ereignisse einer fernen und wunderbaren Zeit ernst und gewissenhaft an uns vorüber und überläßt es uns, die letzten Ergebnisse selbst zu ziehen: gerade deßhalb können wir uns keinem treueren Führer anvertrauen. Das Gleiche gilt, in beschränkterem Rahmen, für eine soeben im gleichen Verlag erschienene kurze „Geschichte der Kreuzzüge im Umriß" (IV, 272 S. 8°), eine übersichtliche Skizze, die doch auch in ihrer Art eine Ergänzung des großen Werkes bildet, da sie dessen engeren, durch das Königreich Jerusalem begrenzten Gesichtskreis auf die gesammte Kreuzzugsbewegung im Orient und Occident von den frühesten Pilgerfahrten zum hl. Grabe an ausdehnt.

Nach Röhrichts Darstellung folgen wir den Spuren deutscher Herrscher im heiligen Lande.

Bekanntlich hat die Fluthwelle der Kreuzzüge in erster Linie die romanischen Nationen, vor allem die Franzosen, nach dem Orient getragen und die syrischen Frankenstaaten immer mehr und mehr zu französischen Kolonien umgebildet. Als im ersten Kreuzzuge sich die Schaaren der Franzosen, Provencalen, italienischen und französischen Normannen gen Osten wälzten, hatte Deutschland fast nur in seinen untersten

Volksschichten an der Bewegung Antheil und sah diese ungeordneten zügellosen Haufen schneller Auflösung und Vernichtung preisgegeben, lange ehe sie ihr Ziel erreichten; an dem organisirten Heereszug nahmen von Angehörigen des Reichs nur die halbfranzösischen Lothringer theil, erhielten aber freilich dank der Reckenkraft der Gottfriede und Balduine auf längere Zeit hinaus die Führung in dem Königreich des Morgenlandes. Das offizielle Deutschland jedoch blieb unberührt — verschollen fast saß sein Kaiser Heinrich IV. mitten unter den Wirren des Investiturstreites in einem Winkel Oberitaliens, während die Völkerfluth durch sein Land brauste. Stärker war bereits der Antheil der Deutschen an der kläglich mißglückten Heerfahrt von 1101. Das Reich als solches aber tritt erst im zweiten Kreuzzug auf den Plan, nach dem Falle Edessa's durch den furchtbaren Imad-ed-din Zenki (1144), als die begeisternde und erschütternde Predigt des hl. Bernhard von Clairvaux nach Frankreichs König Ludwig VII. auch den widerstrebenden Staufer Konrad III. bestimmte, das Kreuz zu nehmen. Aber wenig kann davon die Rede sein, daß nun auch eine echte rechte Reichsherrlichkeit der Heerfahrt des Herrschers äußeren Glanz und inneren Halt gegeben hätte. König Konrad war, um den ihm aufgedrungenen Kreuzzug durchzuführen, genöthigt, das Land in der gefährlichsten Gährung, in den unsichersten Zuständen zurückzulassen. Wohl wird uns berichtet, wie seit der Kreuzespredigt tiefer Gottesfrieden herrschte, andächtige Stille über Deutschland lagerte, wie es als ein Verbrechen erschienen sein würde, öffentlich andere als Christi Waffen zu tragen: doch jeder Kenner der realen Mächte des Lebens wird sich sagen müssen, wie wenig dergleichen von Dauer sein konnte. Und nun hatten unter Konrads schwacher Regierung jahraus jahrein wilde Kämpfe getobt, den Volkswohlstand, die Volksseele zerrüttet, ein zuchtloses Kriegsvolk und verbrecherisches Gesindel emporgebracht, das jetzt begierig dem lockenden Ruf in die Weite folgte und den tüchtigen Kern des Ritterheeres verdarb. Der deutsche Kreuzzug war deßhalb von vornherein von der Gefahr des Mißlingens bedroht, abgesehen davon, daß alle möglichen internationalen Verwicklungen und Konflikte ein planvoll gemeinsames Operiren mit den Franzosen von Anfang an verhinderten. So ist denn in der That das Unternehmen Konrads, nach den üblichen Mißverständnissen und Händeln mit den Byzantinern, die es an wirksamer Unterstützung fehlen ließen, 1147 in Kleinasien zuerst durch das Schwert der Seldschucken, dann durch Hunger, Noth und Seuchen jämmerlich vereitelt worden. Wenige vereinzelte Abtheilungen entrannen dem allgemeinen Verderben; von ihnen kehrten die meisten in die Heimath zurück, da es mit ihrer Lust am heiligen Kriege gründlich vorbei war. Nur eine kleine Schaar war noch entschlossen, mit König Konrad einen neuen Versuch zur Fortsetzung des Kreuzzuges zu machen. Aber auch dieser Versuch, mit dem inzwischen angelangten französischen Heer gemeinsam den Durchzug durch Kleinasien zu forciren, schlug fehl. Das Gros dieses ungleich disciplinirteren, in sich geschlossenen, von kräftiger Hand geleiteten Heeres ist den Kampfen und Beschwerden des Marsches erlegen, der Rest der Deutschen ging noch einmal nach Konstantinopel zurück, auch König Ludwig brachte nur Trümmer seiner Streitmacht in einen Hafen an der Südküste. Schließlich mußten beide Könige sich darauf beschränken, mit den kleinen Schaaren, die ihnen geblieben, zur See das heilige Land zu erreichen und sich dort durch Nachzügler und vereinzelt landende Pilgerflotten zu verstärken. Für die Franken Syriens hätte trotz alles Unglücks der Zuzug noch ausgereicht, um mit vereinten Kräften an große Unternehmungen zu gehen. Aber nun machten sich einmal ihre Eigensucht und ihr Sondergeist, die ein zielsicheres Zusammenwirken fast ausschlossen, zur unheilvollsten Stunde geltend — dann aber verhinderte vor allem das in der That den Zwecken des Kreuzzuges zuwiderlaufende Lebensinteresse der syrischen Kleinstaaten ein einmüthiges Vorgehen und den alsdann sicheren Erfolg. Mitte April 1148 betrat König Konrad mit den bescheidenen Resten der deutschen Heerfahrt in Akkon den Boden Palästina's und ging alsbald nach Jerusalem, von dem König Balduin III., der hohen Geistlichkeit und einer zahlreichen Volksmenge feierlich empfangen. Er nahm im Hause der Templer Wohnung und besuchte sodann alle heiligen Orte in und bei der Stadt. Hier in Jerusalem kam man nun auf den unglückseligen, leider alsbald auch von dem französischen König aufgenommenen Gedanken, anstatt gegen Edessa oder Haleb, die gefährlichsten feindlichen Stützpunkte, gegen Damaskus zu ziehen, gerade diejenige Stadt des Moslems, mit der man bis dahin fast immer in gutem Einverständniß gelebt hatte, weil auch sie sich von der andringenden Macht der Atabeken-Sultane von Haleb und Mosul bedroht fühlte. Die Einsicht, daß man daran ging, ein Bollwerk zu zerstören, das bislang ohne Zuthun der Franken, ohne Mühen und ohne Kosten für sie, den gefährlichsten Feind von ihrem Leibe abgehalten hatte, scheint denen von Jerusalem erst gekommen zu sein, als das thörichte Unternehmen in vollem Gang war. In sengender Julihitze rückte man vor Damaskus; in heißen Kämpfen unter den Mauern der Stadt, von der Westseite her, wo dichte Obstgärten sie noch heute umgeben, bewährte die deutsche Reckenkraft ihren alten Ruhm, und dem König Konrad, der im dichtesten Handgemenge an der Spitze war, wird einer jener Schwabenstreiche nachgesagt, der seit dem Beginn der Kreuzzüge zum eisernen Bestand ihres Nachrichtenschatzes an Heldenthaten gehört; mit einem Hiebe soll er einem gepanzerten Feinde die linke Achsel, Kopf und rechten Arm abgeschlagen haben, so daß sein Schwert erst wieder über der rechten Hüfte aus dem Körper herauskam. Als aber trotz alles Heldenthums der tüchtige Wesir von Damaskus Muin-ed-din Anar durch seine umsichtigen Anordnungen die Uebergabe zu verzögern verstand und die Söhne Imad-ed-din Zenkis, Nur-ed-din von Haleb und Saif-ed-din von Mosul herbeirief, um ihnen die Stadt auszuliefern, wurde man im Lager der syrischen Franken bedenklich. Man war im Begriff, sich die gefährlichsten Feinde geradezu auf den Hals zu ziehen, während man sich bis dahin mit Damaskus stets leicht verständigt hatte. So wurde es denn Muin-ed-din Anar nicht eben schwer, mit seinen alten Freunden im Christenheer insgeheim anzuknüpfen; kaum wird es erst noch der klingenden Ueberzeugungsgründe bedurft haben, die von den hintergangenen Abendländern später als selbstverständlich vorausgesetzt wurden. Die Jerusalemiten leisteten dem Wesir den gewünschten Dienst; sie setzten im Kriegsrath die Verlegung des Lagers nach dem Osten der Stadt durch unter dem Vorgeben, daß die Belagerung dort schneller zum Ziele führen würde, da dort keine Gärten den Sturm erschwerten und die Mauern niedrig und schwach seien. Die Christen räumten also die mit schweren Verlusten erkämpfte und gut befestigte Stellung und zogen nach der Ostseite, wo sie sofort mit Entsetzen erkannten, daß die Gegend dort völlig wasserlos, sandig und unfruchtbar, die Mauer aber weder niedrig noch schwach war; zurückzukehren schien unmöglich, da die Damascener die Gärten sofort besetzt hatten. Die Wuth der occidentalischen Könige und Pilger war grenzenlos; es war zu deutlich, daß sie durch die syrischen Christen, auf deren Hülferuf sie die Heimath verlassen hatten, verrathen waren — aber es ist charakteristisch für die wahre Lage der Dinge, daß nicht einer der maßgebenden syrischen Führer und Großen der Anklage entging, hervorragenden Antheil an der Judasthat gehabt zu haben. Mit Wuth

im Herzen mußte man die Belagerung aufheben; wie gering aber die Streitkräfte waren, die nicht nur hier, sondern bei jeder derartigen Unternehmung ins Feld geführt wurden — und diesmal waren es die vereinten Kräfte der Franzosen, der Deutschen und der Syrer — beweist die Thatsache, daß beides, Lagerwechsel und Abzug, einschließlich der leidenschaftlichen Erörterungen, die dem letzteren vorangingen, im Lauf einer einzigen Nacht (27./28 Juli), vom Abend bis zum Morgengrauen, erfolgte. — Kein Wort weiter von dem schimpflichen, vom Feinde bedrohten Rückzug auf Jerusalem, von den vergeblichen Versuchen, irgend eine andere gemeinsame Kriegsfahrt, etwa gegen Askalon, das damals noch ägyptische, zustande zu bringen. Mit Ingrimm und Ekel verließ König Konrad im September Akkon, um über Konstantinopel in die Heimath zurückzukehren. Bald folgte ihm auch Ludwig VII. von Frankreich. Der zweite Kreuzzug war kläglich gescheitert, das Aufgebot der beiden mächtigsten Reiche des Westens hatte nicht den kleinsten Erfolg errungen, und zumal Deutschland hat wenig Grund, sich seines Antheils an dieser Fahrt zu rühmen.

(Schluß folgt.)

Die neue Prüfungsordnung für die württembergischen Neuphilologen.

Nachdem bereits durch Verfügung vom 21. März d. J. die neue Prüfungsordnung für die Kandidaten des humanistischen Lehramts in Württemberg genehmigt und bekannt gegeben worden, sind ihr nun, ziemlich genau ein halbes Jahr hinterher, auch die „Bestimmungen betreffend die Dienstprüfung für das realistische Lehramt" gefolgt. Der Zufall hat es gefügt, daß fast um dieselbe Zeit auch die neue preußische Prüfungsordnung für Kandidaten des Lehramts an höheren Schulen publizirt wurde, so daß zur Beurtheilung der neuen Bestimmungen für die künftige Prüfung der württembergischen Neuphilologen ein reiches Material vorliegt. Offiziell ist es zwar nicht ganz korrekt, von „Neuphilologen" in Württemberg zu reden, da die Bestimmungen nur Kandidaten des realistischen Lehramts kennen und diese lediglich noch in solche der sprachlich-historischen und solche der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung unterscheiden. Aber so wenig auch hierzulande der Begriff „Neuphilologe" als eines Fachlehrers oder Spezialisten beliebt und so wenig auch der württembergische Lehrer der neueren Sprachen noch mit Mathematik und anderen ihm fern liegenden Lehrgegenständen liirt ist, so darf doch auch hier die Meinung als durchgedrungen gelten, daß der „Kandidat des realistischen Lehramts sprachlich-historischer Richtung" in erster Linie Neuphilologe ist, und gerade seine Stellung in der neuen Prüfungsordnung fordert zu einer gesonderten Betrachtung heraus, da es sich hinsichtlich seiner Vorbildung und der an ihn zu stellenden Anforderungen um Fragen handelt, die schon viel diskutirt worden sind und auf allgemeines Interesse rechnen dürfen.

Will man der neuen Prüfungsordnung gerecht werden und ihre guten Seiten kennen lernen, so muß man sie mit der bisher geltenden Ordnung vergleichen, gegen die sie im ganzen unzweifelhaft einen Fortschritt bedeutet. Schon längst war es in den Kreisen der Lehrenden selbst als störend empfunden worden, daß — wie übrigens bei den „Humanisten" auch — zwei Klassen von Lehrern existirten: die höhergeprüften „Professoren" und die niedergeprüften „Reallehrer", die dementsprechend auch eine verschiedenartige Vorbildung genossen. Durch die neue Ordnung ist das mit Fächern überladene und darum wenig in die Tiefe dringende „Reallehrerexamen", ebenso wie vorher das entsprechende humanistische „Präceptoratsexamen", kurzerhand abgeschafft. Die Lehrer der neueren Sprachen nehmen also künftighin alle den gleichen Bildungsgang, was natürlich in erster Linie dem Unterricht zugute kommt, aber auch für den Stand der realistischen Lehrer, ihr Solidaritätsgefühl und ihr Ansehen von Vortheil sein muß. Es ist ferner, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, dem wissenschaftlichen, historischen Studium der neueren Sprachen die ihm zukommende Stellung angewiesen worden, indem Kenntniß der Sprachgeschichte und der älteren Literatur, sowie die Beschäftigung auch mit älteren Literaturdenkmälern gefordert wird. Es ist weiter eine Anpassung an die entsprechenden Bestimmungen in den Prüfungsordnungen anderer Bundesstaaten, sowie an die württembergische, humanistische Prüfungsordnung durch die Einführung einer häuslichen, wissenschaftlichen Abhandlung erfolgt, von deren Beurtheilung die Zulassung zur eigentlichen Prüfung abhängt. Gleichfalls nach dem Vorbild anderer Bundesstaaten hat man ein praktisches „Vorbereitungsjahr" — mit dem preußischen „Probejahr" resp. „Seminarjahr" zu vergleichen — eingeführt, das die Zeit zwischen der ersten, wissenschaftlichen und der zweiten, vorzugsweise praktischen Dienstprüfung füllen soll. Endlich ist die mathematische Ergänzungsprüfung, die bisher als eine Art Vorprüfung im Beginn des Studiums in der Regel etwa am Schlusse des dritten Semesters erledigt wurde, in die zweite Dienstprüfung verlegt worden, wodurch der Neuphilologe von Anfang an für seine Hauptfächer frei wird.

Alle diese Neuerungen bedeuten ebensoviele Vorzüge der neuen Prüfungsordnung, wenn man auch mit der Art der Regelung nicht in allen einzelnen Punkten einverstanden sein wird. Die Abschaffung der Reallehrer ist doch wohl nicht so ganz spurlos vor sich gegangen, vielmehr hat es den Anschein, als habe sie auf das Berechtigungswesen eingewirkt und den lateinlosen Realschulen die Berechtigung zum Professoratsexamen erwirkt, die sie nach den alten Bestimmungen nicht besessen. Die wissenschaftliche Abhandlung dient nach jenen Prüfungsordnungen, welche sie bereits seit langem kennen, nicht nur dem Nachweis wissenschaftlicher, methodischer Durchbildung, sondern namentlich auch dem der Fertigkeit im schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache, muß also nach den preußischen Bestimmungen, je nach dem Hauptfach des Kandidaten in lateinischer, französischer oder englischer Sprache, auch bei den württembergischen klassischen Philologen in lateinischer Sprache geschrieben sein. Der württembergische Neuphilolog hingegen schreibt seine wissenschaftliche Abhandlung in deutscher Sprache, so daß auf Erreichung jenes zweiten Nachweises von vornherein verzichtet ist. Man kann dabei allerdings darauf hinweisen, daß im eigentlichen Examen soviele schriftliche Klausurarbeiten verlangt werden, (Diktat, Uebersetzung aus der Fremdsprache ins Deutsche, aus dem Deutschen in die Fremdsprache und endlich noch ein Aufsatz in der fremden Sprache), daß dieselben einen genügenden Prüfstein für die Befähigung des Kandidaten im schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache bilden. Aber gerade der hiedurch entstehenden Ueberlastung des Examens mit schriftlichen Arbeiten und infolge dessen des Examinators mit einer Unmenge Korrekturen, die binnen kurzer Zeit erledigt sein wollen, hätte wenigstens etwas vorgebeugt werden können, wenn man für die wissenschaftliche Abhandlung die Fremdsprache obligat gemacht und dafür dem Kandidaten den Klausuraufsatz in der betreffenden Sprache erlassen hätte. Die Anwendung der fremden Sprache wäre umsomehr geboten gewesen, als die Abhandlung ja gerade eine Entscheidung über die Zulassung des Kandidaten zum Examen ermöglichen soll und ein Urtheil über die praktische Befähigung des Kandidaten aus der deutschgeschriebenen Abhandlung nicht gewonnen werden kann. Auch erscheint es auffällig, daß die von den Kandidaten gewählten Themata nicht der Genehmigung der Prüfungskommission, sondern der Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen unterliegen, die doch an und für sich mit der Prüfungskommission nichts weiter zu thun hat, als daß sie für dieselbe den Vorsitzenden stellt, der kein Fachmann zu sein braucht und gar nicht für alle in Betracht kommenden Fächer Fachmann sein kann. Die Beurtheilung der wissenschaftlichen Abhandlung muß aber doch dem betreffenden Fachreferenten der Prüfungskommission

vorbehalten bleiben. Wie nun, wenn sich dieser veranlaßt sieht, eine von Kandidaten eingereichte Abhandlung deßhalb als ungenügend zurückzuweisen, weil dieser sich im Thema vergriffen? Soll dann der arme Kandidat dafür büßen, daß sein Thema von der Behörde approbirt worden ist? Oder muß der Fachreferent von vornherein sein Urtheil über die Wahl des Themas dem der Kultministerialabtheilung unterwerfen? Oder soll diese selbst etwa das Gutachten über die wissenschaftliche Abhandlung abgeben? Die Bestimmungen enthalten darüber nichts. Wenn schließlich die Abhandlung nicht mehr als vier Bogen gewöhnlicher Schrift umfassen soll, so wird es schwer halten diesen äußeren Anforderungen entsprechende Themata zu „wissenschaftlichen Abhandlungen“ zu finden, denn damit werden diese Probearbeiten unter das Niveau gewöhnlicher Seminararbeiten herabgedrückt.

Das sind Bedenken, die sich gegen die Ausführung einzelner Bestimmungen richten und in der Praxis eventuell leicht behoben werden könnten. Schwerer wiegen aber andere, die sich namentlich beim Vergleich mit der humanistischen Prüfungsordnung und der neuen preußischen aufdrängen. Es wird dem, welcher nicht Württemberger ist, oder die württembergischen Verhältnisse nicht kennt, schon aufgefallen sein, daß hier ein Unterschied zwischen einer humanistischen, d. i. klassisch-philologischen, und einer realistischen, d. i. neuphilologisch-mathematisch-naturwissenschaftlichen Prüfungsordnung besteht, und daß, will man einmal trennen, man nicht die philologischen Fächer, inklusive der neueren Sprachen, zu einer Gruppe vereinigt und den beschreibenden Wissenschaften gegenübergestellt hat. Mag sich hierin auch manches aus den spezifisch württembergischen Verhältnissen erklären, so liegt doch der Hauptgrund dieser Trennung in der Unmöglichkeit, die allzu ungleichen Anforderungen an die humanistischen Kandidaten einerseits und die realistischen andrerseits auf eine gemeinsame Formel zu bringen: *der württembergische Neuphilolog ist gegenüber dem württembergischen Altphilologen und ebenso gegenüber seinem norddeutschen Kollegen außerordentlich überlastet.* Man hat in Württemberg bekanntlich einen starken Horror vor dem norddeutschen Fachlehrersystem, vielfach ohne sich eine genügende Rechenschaft über die Bedeutung dieses vielgebrauchten Schlagwortes zu geben. Nach den jetzigen — gegen früher ermäßigten — Anforderungen braucht ein norddeutscher Philologe zwei Fächer für Mittelklassen und mindestens ein Fach für Oberklassen, will er aber ein Zeugniß ersten Grades haben, sogar zwei für Oberklassen, dazu als allgemeine Fächer Philosophie und Pädagogik, deutsche Literatur und Religionslehre, das macht alles in allem sechs bis acht verschiedene Fächer, zum Theil mit sehr hohen Anforderungen, wozu auch die zwei in der Regel ziemlich umfangreichen wissenschaftlichen Hausarbeiten zu rechnen sind. Dem gegenüber ist der württembergische Altphilologe mit Latein und Griechisch als obligaten Fächern und einem dritten Wahlfach (Deutsch, Geschichte oder Französisch) der krasseste Spezialist oder Fachlehrer, den man sich denken kann; in der zweiten Dienstprüfung kommt nur eine mündliche Prüfung in Philosophie und Pädagogik, sowie ein deutscher Aufsatz hinzu. Man sieht wohl, daß es sich hier gar nicht um einen prinzipiellen Gegensatz zwischen Preußen als Vertreter des Spezialistenthums und Württemberg als Hüter der encyklopädischen Bildung handelt. Vergleichen wir aber nun mit dem so glücklich gestellten Altphilologen Württembergs den Bruder Neuphilolog, so erscheint dieser in der That als das Mädchen für alles: unerläßliche Fächer für diesen sind Deutsch, Französisch und Englisch, dazu als viertes Hauptfach nach Wahl des Kandidaten Geschichte oder Geographie und fünftens als Nebenfach je nach der vorher getroffenen Wahl Geographie oder Geschichte, in Summa also vier Hauptfächer und ein Nebenfach gegen die drei Fächer des Altphilologen. Und diese Mehrbelastung des Neuphilologen erscheint noch um so schwerer, wenn man bedenkt, daß er gerade in der praktischen Sprachfertigkeit noch ein Plus zu bewältigen hat, das für Kandidaten anderer Fächer überhaupt nicht oder nur ganz entfernt in Betracht kommt. Aber auch damit ist es noch nicht genug: bei der zweiten Dienstprüfung hat der neuphilologische Kandidat, abgesehen von einem deutschen Aufsatz, noch eine schriftliche Prüfung in Arithmetik und Planimetrie, eine mündliche in elementarer Physik zu bestehen und zuguterletzt noch seine Fertigkeit im Freihandzeichnen — Herstellung korrekter Umrisse nach Modellen (Ornament oder Körper) — nachzuweisen!

Es liegt auf der Hand, daß es auf diese Weise dem württembergischen Neuphilologen sehr schwer gemacht ist, bei seinen wichtigsten Fächern einigermaßen in die Tiefe zu gehen und sich eine wahrhaft wissenschaftliche Grundlage für seinen künftigen Unterricht zu erwerben. Die Vielheit wie das Vielerlei der obligaten Fächer wird schwer auf ihn drücken, und dieser Druck wird sich um so empfindlicher bemerkbar machen, als der Neuphilologe ja gar keine Wahlfreiheit in der Kombination der Fächer hat. Diese Ueberbürdung wird aber zu einer doppelten Ungerechtigkeit, wenn man die in dieser Hinsicht an die klassischen Philologen gestellten Anforderungen vergleicht. Im wesentlichen dienen ja diese verschiedenen Nebenfächer dem Zweck, daß der Neuphilologe an den kleinen Landschulen wie an den unteren Klassen von Vollanstalten den gesammten Klassenunterricht zu ertheilen vermag. So gut wie aber der klassische Philologe an den kleinen Lateinschulen des Landes in die Lage kommt, derartigen elementaren Unterricht in Fächern zu ertheilen, in denen er nicht geprüft ist und in denen man auch nach der neuen Prüfungsordnung keine Lehrbefähigung von ihm fordert, so gut hätte man auch dem Neuphilologen auf Grund seines Abiturientenzeugnisses die Befähigung zusprechen können, dieselben Fächer auf den elementaren Stufen ohne besonderen Befähigungsnachweis zu unterrichten. Man braucht durchaus kein Freund eines Unterrichts zu sein, der nicht auf dem Nachweis einer Lehrbefähigung ruht, aber was dem Einen recht ist, das ist dem Andern doch wohl billig. Nach alledem fragt es sich sehr, ob diese Ueberlastung der Neuphilologen überhaupt nothwendig war: für den elementaren Unterricht der kleinen ein- bis vierklassigen Landschulen dürften in den hier in Betracht kommenden Nebenfächern die Abiturialkenntnisse des Neuphilologen wohl ebenso gut als ausreichend betrachtet werden, wie die des Altphilologen. An den größeren Anstalten aber, bis zu den sechsklassigen herab, könnten Neuphilologen wie Mathematiker völlig ausreichend in ihren eigentlichen Fächern beschäftigt werden. Denn auch die Mathematiker und Naturwissenschaftler haben jetzt der Vielseitigkeit ihren Tribut zu entrichten, indem sie eine Ergänzungsprüfung in Französisch und Englisch bestehen müssen. Daß in dieser Bestimmung nicht nur eine schwere Belastung der davon betroffenen Mathematiker und Naturwissenschaftler, sondern auch eine Gefahr für den neuphilologischen Unterricht selbst liegt, braucht nicht erst gesagt zu werden, denn gerade die für den Anfangsunterricht unbedingt nothwendige Korrektheit und Sicherheit in der Aussprache läßt sich doch nicht so nebenher während des Vorbereitungsjahrs zwischen erster und zweiter Dienstprüfung erwerben, und noch weniger dürfte hier die beim Abiturium nachgewiesene Fertigkeit als hinreichend gelten. Aussprachemängel aber, die dem Schüler nicht von Anfang an verwiesen werden und dadurch zur festen Angewohnheit bei ihm werden, lassen sich später nur mit der größten Mühe wieder beseitigen.

Diese Ueberlastung der Neuphilologen und theilweise auch der Mathematiker und Naturwissenschafter mit zu vielen und theilweise weit abliegenden Lehrfächern ist nicht der einzige und vielleicht nicht einmal der schwerste Vorwurf, den man gegen die neue Prüfungsordnung erheben kann. Das *Berechtigungswesen* ist in derselben zweifellos viel weniger befriedigend geregelt, als es in der alten Ordnung der Fall war. Es ist jetzt außer den Abiturienten der Gymnasien, sowie der „niederen Seminare“, die etwa den vier obersten Gymnasialklassen gleichzurechnen sind, und der Realgymnasien die Zulassung zum realistischen Examen sprachlich-historischer Richtung auch den Abiturienten der zehnklassigen (lateinlosen) Realanstalten

freigegeben, unter der Bedingung, daß dieselben eine Ergänzungsprüfung in Latein an einem Gymnasium oder Realgymnasium leisten. Das ist ein sehr bedenklicher Schritt, denn alle Einsichtigeren werden zugeben, daß ein in möglichst kurzer Zeit lediglich für Examenszwecke zusammengefaßtes lateinisches Wissen eine 9jährige, zu sicherem und dauerhaftem Besitz führende Beschäftigung mit dem Latein nicht zu ersetzen vermag; daß der humanistische Unterricht, wie er im Lehrplan des Gymnasiums verkörpert und wenigstens theilweise noch in dem des Realgymnasiums angestrebt ist, die beste Vorbereitung für den künftigen Neuphilologen bildet; daß eine Schule, welche wie die lateinlose Realanstalt in erster Linie die Vorbildung von Technikern und Studirenden der beschreibenden Wissenschaften im Auge hat, nicht zugleich auch als Vorbereitungsanstalt für Philologen gelten kann. Denn ein „Philologe" ist der Lehrer der neueren Sprachen nun einmal, und wenn er es in Württemberg bisher nicht war, sondern so gut wie ausschließlich nach seinen praktischen Fähigkeiten (im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der fremden Sprache) geprüft und beurtheilt wurde, so hat gerade die neue Prüfungsordnung ihn durch die Forderung sprachgeschichtlichen und literarhistorischen Studiums zum Philologen erhoben. Ist es denn aber nicht ein eklatanter Widerspruch, wenn dieselbe Prüfungsordnung, welche die Ansführungen an das wissenschaftliche Studium des Kandidaten so wesentlich erhöht, gleichzeitig die Anforderungen hinsichtlich der für dies Studium nothwendigen Vorbildung herabsetzt? Der Widerspruch ist ebenso greifbar wie der, daß ein junger Mann, der zwar kein Griechisch, wohl aber 9 Jahre lang an einem Realgymnasium Latein getrieben hat, zum medizinischen Studium untauglich ist, daß aber der, welcher sich in derselben Zeit weder mit Griechisch noch Lateinisch beschäftigt hat, frischweg das Studium der neuen Philologie beginnen darf.

Denn das ist noch das gefährlichste bei dem ganzen Experiment: nach den vorliegenden Bestimmungen braucht der von der lateinlosen Realanstalt kommende Kandidat sein Ergänzungszeugniß in Latein erst beim Examen selbst nach vollendetem Studium vorzulegen. Es genügt also, wenn er das Ergänzungsexamen gelegentlich im Laufe des Studiums ablegt, und so kann er thatsächlich sein Studium ohne jegliche Kenntniß von Latein beginnen. Die Folge davon kann keine andere sein, als daß er Vorlesungen über Sprachgeschichte, Interpretationen älterer Literaturdenkmäler u. a. zunächst überhaupt nicht besucht, oder, wenn er es doch thut, keinen Nutzen davon hat. Einmal versäumte Vorlesungen kehren aber während der Dauer seines Universitätsstudiums in der Regel nicht wieder, und so sind große, tiefe Lücken in der Ausbildung dieses Kandidaten ganz unvermeidlich. Selbst wenn er gleich die ersten Semester auf die Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung verwendet, geht ihm doch eine erhebliche Zeit für sein eigentliches Studium völlig verloren. Hätte man wenigstens verlangt, daß der lateinlose Realabiturient, wie ich ihn kurz nennen will, seine Spezialprüfung in Latein vor Beginn des Studiums ablegen müsse! Man hätte ihm selbst und seinem Studium mit einer solchen Zwangsbestimmung den größten Dienst erwiesen.

Mit der Zulassung der lateinlosen Realabiturienten steht die württembergische Prüfungsordnung so gut wie isolirt. Weder in der alten noch in der neuen preußischen Prüfungsordnung findet sich eine ähnliche Bestimmung. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie nicht sachlichen Erwägungen, sondern lediglich praktischen Rücksichten ihre Einführung verdankt. Die lateinlosen Realabiturienten besaßen nach der früheren Ordnung die Berechtigung, zum niederen Examen, der sog. Reallehrerprüfung, zugelassen zu werden — wenn hie und da davon geredet wird, sie hätten auch die Berechtigung zum höheren „Professorenexamen" gehabt, so entspricht das nicht den Bestimmungen der Prüfungsordnung von 1864. Dadurch, daß die Reallehrerprüfung überhaupt abgeschafft wird, würden den lateinlosen Realanstalten natürlich die Schüler, welche Absichten auf das neuphilologische Studium haben, verloren gehen. Im Interesse der Sache wäre das nicht zu bedauern gewesen, denn die Realanstalten sind, wie gesagt, keine Vorbildungsanstalten für gelehrte Fächer, wie sie auch die württembergische Nomenklatur thatsächlich von den Gymnasien, Realgymnasien, Lyceen, Lateinschulen und Reallateinschulen streng zu scheiden pflegt, die man ihrerseits als „Gelehrtenschulen" zusammenfaßt und jenen lateinlosen „Realanstalten" gegenüberstellt. Nun aber regten sich bei der Erörterung über den im Vorjahre veröffentlichten Entwurf der neueren Prüfungsordnung die Realschulen; die realistische Landesversammlung forderte die Zulassung der Realabiturienten zum neuphilologischen Studium, und man glaubte dieser Stimmung Rechnung tragen zu müssen. Selbstverständlich sind auch andere Gutachten eingefordert und eingegeben worden, aber wenn man auch annehmen darf, daß die Universität als solche, sowie die der Prüfungskommission angehörenden Universitätsprofessoren sich mit aller Entschiedenheit gegen die Ausdehnung der Berechtigung auf die lateinlosen Realanstalten ausgesprochen haben, so hat sich dieser sachliche Einspruch gegenüber den Selbstinteressen der lateinlosen Realschule kein Gehör zu schaffen vermocht. Die Behörde hat sich damit freilich den Dank der realistischen Lehrer Württembergs verdient, wie er alsbald nach dem Erscheinen der neuen Prüfungsordnung in einem Artikel des „Schwäbischen Merkur" zum Ausdruck gekommen ist, aber dieser Dank ist mit einem Opfer erkauft, welches das neuphilologische Studium und damit auch der Unterricht in den neueren Sprachen zu tragen haben wird.

Noch bei einer weiteren Bestimmung hat es den Anschein, daß die in der Sache selbst liegenden Interessen des neusprachlichen Studiums durchkreuzt worden sind durch Rücksichten, die man anderen, außerhalb liegenden Faktoren schuldig zu sein glaubte: nämlich da, wo es sich um Dauer und Ort des Studiums handelt. Hier scheint Württemberg gegen die preußischen Anforderungen zunächst sehr im Vortheil zu sein: Württemberg verlangt acht, Preußen nur sechs Semester Hochschulstudium. Die Gründe, weßhalb sich Preußen auch in der neuen Prüfungsordnung offiziell noch immer mit dem Triennium begnügt, können hier unerörtert bleiben. Aber Thatsache ist, daß es schon unter dem früheren Reglement kaum möglich war, den wirklichen Anforderungen mit einem Studium von sechs Semestern zu genügen, und dadurch, daß in der neuen Prüfungsordnung auf die praktischen Fähigkeiten noch mehr Gewicht gelegt wird, als bisher, und demgemäß künftighin auch den preußischen Neuphilologen ein Aufenthalt im Ausland vor Ablegung des Staatsexamens kaum erspart bleibt, wird die bisherige Dauer des Studiums jedenfalls nicht verkürzt werden. In praxi hat somit auch der preußische Neuphilologe mit einem Studium von acht Semestern zu rechnen. Trotzdem nun die württembergische Prüfungsordnung offiziell die acht Semester fordert, die sich dort erst durch die Praxis herausgebildet haben, steht Württemberg doch gegen Preußen zurück, weil es neben der Universität das Polytechnikum als gleichberechtigte Anstalt zur Ausbildung der künftigen Lehrer der neueren Sprachen gelten läßt. Die Bestimmungen besagen zunächst ganz allgemein, daß bei der Meldung zum Examen der Nachweis eines mindestens vierjährigen Studiums auf einer deutschen Universität oder Technischen Hochschule zu erbringen ist, des weiteren, daß von den acht obligaten Semestern vier — also gerade die Hälfte — an Universitäten zugebracht sein müssen, zwei im Ausland verbracht werden können. Für die zwei restirenden Semester bleibt ein Vacuum, das der Kandidat beliebig ausfüllen kann, er kann bestimmungsgemäß diese zwei Semester auf das Studium am Polytechnikum verwenden, und da auch die zwei für den Aufenthalt im Ausland reservirten Semester aus naheliegenden Gründen nicht obligat sind, hindert nichts den württembergischen Neuphilologen, volle vier Semester, das heißt die Hälfte seiner gesammten Studienzeit, am Polytechnikum zuzubringen. Man vergleiche damit die anscheinend so niedrig gestellten preußischen Forderungen: es sind hier offiziell freilich nur

sechs Semester verlangt, aber diese müssen sämmtlich an der Universität absolvirt sein, und wenn ein Aufenthalt im Ausland in diese Studienzeit eingerechnet werden soll, muß es wieder eine „Hochschule“ sein, welche der Kandidat aufsucht und die ihm zugleich die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien ermöglicht.

Auch hier spielen deutlich wieder Sonderinteressen herein: nach dem bisherigen Usus brauchten die sogenannten „Reallehrer“ nur am Polytechnikum zu studiren und thaten es natürlich auch, und selbst die „Professoratskandidaten“ hielten es für nützlich, sich ein oder zwei Semester ihren künftigen Examinatoren zu zeigen — etwa die Hälfte der im realistischen Examen sprachlich-historischer Richtung prüfenden Examinatoren gehört ja dem Lehrkörper des Stuttgarter Polytechnikums an, der Rest setzt sich aus Universitätsprofessoren und praktischen Schulmännern zusammen. Durch die Abschaffung der Reallehrer gehen dem Polytechnikum nunmehr die getreuesten Neusprachler verloren, so wollte man wenigstens die Professoratskandidaten mit einigen Semestern für dasselbe retten. Anders kann man sich die Sache nicht erklären, denn sachliche Gründe lassen sich für das Studium des Neuphilologen am Polytechnikum wahrhaftig nicht geltend machen. Ich glaube, keine andere deutsche Prüfungsordnung kennt eine ähnliche Bestimmung, und namentlich die preußische Prüfungsordnung, die alte wie die neue, weiß nichts von einer derartigen Ausbildung von Neuphilologen durch die technische Hochschule. Das Polytechnikum mit seiner Abtheilung für allgemein bildende Fächer kann und soll lediglich die praktische Ausbildung seiner Schüler in den modernen Sprachen betreiben. Die Universität hingegen sorgt gleichzeitig sowohl für die praktische Ausbildung durch den Lektor, als auch für die wissenschaftliche durch den entsprechenden Fachprofessor. Darum ist der Platz des Neuphilologen ganz naturgemäß an der Universität, wo er allseitige Ausbildung genießt, und nicht am Polytechnikum, wo er einseitig erzogen wird.

Noch verdient ein Punkt Erwähnung, in welchem man sich gleichfalls nicht genügend von dem bisherigen Usus emanzipirt hat: das ist die mangelnde Abstufung der Lehrbefähigung. Bisher wurde das Ergebniß der Prüfung dadurch festgestellt, daß die Resultate in sämmtlichen Fächern und Unterabtheilungen der Prüfung addirt und daraus eine Durchschnittszensur berechnet wurde. Ergab diese die Note „genügend“ oder mehr, so erhielt der Kandidat damit die Lehrbefähigung in sämmtlichen Prüfungsfächern. Es war also möglich, mangelhafte Kenntnisse in dem einen Fach durch bessere in einem ganz anderen Fach zu kompensiren, und so ist es denn thatsächlich vorgekommen, daß Kandidaten ihre Lehrbefähigung in neueren Sprachen ihren Leistungen in Deutsch und Geschichte verdankten — was übrigens bei ähnlicher Berechnungsmethode auch anderwärts vorkommen soll. Das Bedürfniß, hier eine Einschränkung eintreten zu lassen, hat sich wohl fühlbar gemacht, und diesem Gesichtspunkt verdankt wohl die Schlußbestimmung des § 11 ihre Entstehung. Dieselbe lautet: „Für Oberklassen ist die Lehrbefähigung des Kandidaten auf diejenigen Fächer und für die zwei obersten Klassen auf diejenigen Hauptfächer beschränkt, in welchen er auf Grund dieser Prüfung für befähigt erkannt worden ist.“ Diese nicht ganz klare und nur auf Grund der erwähnten Verhältnisse verständliche Bestimmung besagt zunächst wohl, daß der Kandidat, um irgend ein Fach in den Oberklassen (7.—10. Klasse, entsprechend den beiden Primen und Secunden anderwärts) oder ein Hauptfach in den zwei obersten Klassen lehren zu dürfen, nicht bloß das Examen im allgemeinen bestanden, sondern auch in dem betreffenden Fach selbst die Zensur „genügend“ erreicht haben muß. Das ist eine ganz einleuchtende und selbstverständliche Bestimmung. Ihre Kehrseite aber ist doch die, daß der Kandidat, welcher diesen Anforderungen nicht genügt, immer noch bis zu den Mittelklassen (inkl. sechster, resp. achter Klasse, d. i. Obertertia, resp. Obersekunda) in dem betreffenden Fach unterrichten darf, denn sonst brauchte man für die oberen und obersten Klassen nicht ausdrücklich die Bedingung der nachgewiesenen Lehrbefähigung in dem betreffenden Fach zu stellen. Mit anderen Worten: dadurch, daß ein Kandidat in einem Fach komplett durchfällt, indem er die Note „genügend“ nicht erreicht, erwirbt er sich die Lehrbefähigung in demselben Fach für untere und mittlere Klassen. Die einzig richtige Praxis kann gar keine andere sein als die, einem solchen Kandidaten einfach die Lehrbefähigung in diesem Fach zu verweigern und ihn zu einer Wiederholung der Prüfung wenigstens in diesem einen Fach aufzufordern. Weßhalb man vor einer solchen Bestimmung zurückscheut, ist nicht recht ersichtlich, im Interesse des Unterrichts läge sie gewiß.

Der Unterzeichnete ist sich wohl bewußt, daß es keine dankbare Aufgabe ist, eine neue Verordnung, wie die hier besprochene, einer unbefangenen Betrachtung zu unterziehen, und wenn er es dennoch thut, so geschieht es, um der Sache selbst einen Dienst zu leisten. Wenn man bedenkt, daß eine solche Neuordnung in der Regel auf Jahrzehnte hinaus die Entwicklung des Studiums und damit auch des Unterrichts an den Schulen selbst bestimmt, wenn man sich ferner die große Bedeutung vergegenwärtigt, welche die neueren Sprachen heutzutage in den Lehrplänen fast aller Mittelschulen haben, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn man bei einer solchen Betrachtung nicht nur das Gute lobt, sondern auch auf das hinweist, was der Sache selbst zu schaden geeignet ist. Es wäre dringend zu wünschen und zu hoffen, daß wenigstens die am greifbarsten hervortretenden nachtheiligen Bestimmungen der neuen Prüfungsordnung abgeändert würden, ehe sie sich einwurzeln und auf diese Weise einen Schein von Daseinsberechtigung gewinnen.

Tübingen, den 26. Oktober 1898.

Prof. Karl Voretzsch.

Mittheilungen und Nachrichten.

> **Kopenhagen**, 8. Nov. Die hiesige „Kommission zur Untersuchung der geologischen und geographischen Verhältnisse Grönlands“ sandte in diesem Frühjahr eine Expedition, bestehend aus dem bekannten Geologen und Grönlandforscher Dr. K. J. V. Steenstrup, dem Maler Grafen H. Moltke und dem Botaniker Kand. Morten Petersen nach unserm nördlichen Nebenland mit dem hauptsächlichen Ziel, die Eisverhältnisse und die Flora der Insel Disko zu untersuchen. Die Reise, die an Bord der der kgl. grönländischen Handelsgesellschaft gehörigen Brigg „Thorwaldsen“ gemacht wurde, dauerte infolge von Windstille und Eishinderungen über 2 Monate, doch ermöglichte das stille, klare Wetter reichliche Untersuchungen der Planktonmenge des Seewassers und ihr Verhältniß zur Farbe desselben. Schon auf früheren Fahrten, besonders 1874, hatte Dr. Steenstrup sich mit diesbezüglichen Untersuchungen beschäftigt, aber erst mit den jetzt von ihm erfundenen Apparaten und mittelst einer neuen Methode gelangen ihm Forschungen, die die strengsten wissenschaftlichen Forderungen erfüllen. Die Insel Disko, die ungefähr von der Größe Seelands ist, war bisher, trotzdem sie das häufigste Ziel wissenschaftlicher Grönlandexpeditionen war, im Innern noch so unbekannt, daß man z. B. nicht wußte, ob die tiefen Fjorde und Thäler der Küste sich durch die ganze Insel erstrecken und miteinander in Verbindung stehen, oder ob das Innere von Eis bedeckt ist. Als Mitglied der „Commission international des glaciers“ hatte Dr. Steenstrup ein ganz besonderes Interesse, sich mit den Eis- und Gletscherverhältnissen auf Disko zu beschäftigen, und wenn ihm gleich die kurze Zeit und die primitiven Beförderungsmittel, die ihm zu Gebote standen, eine erschöpfende und vollständige Lösung aller hieher gehörigen Fragen nicht ermöglichten, so hat er doch endgültig feststellen können, daß Disko im Innern ein von Eis bedecktes Hochland ist und daß keines der tiefen Küstenthäler durch die ganze Insel geht, daß diese Thäler vielmehr alle durch Gletscher oder steile Felswände geschlossen werden. So weit es möglich war, wurden diese Gletscher und Felswände genau gemessen, geologisch untersucht, photographirt oder gezeichnet, und die reichhaltige Sammlung Graf Moltke's, darunter eine Anzahl vorzüglicher Aquarelle und Bilder,

die zum Theil unter den größten Schwierigkeiten hergestellt wurden, illustrirt in ausgezeichneter Weise eine der geologisch allerinteressantesten Gegenden Grönlands. Die botanischen Untersuchungen des Kandidaten Petersen umfaßten vorzüglich Moose und Süßwasserplankton. Während der Seereise ward die qualitative Zusammensetzung des Planktons der Oberfläche untersucht als Ergänzung der quantitativen Untersuchungen Dr. Steenstrups, mit besonderer Rücksicht auf die biologischen Verhältnisse der Planktonorganismen, ihre Abhängigkeit von Temperatur, Licht, Strömung u. s. w. Gegen 160 Proben von Seeplankton wurden mit heimgeführt. An Land bestand die Arbeit des Botanikers im Einsammeln eines möglichst vollständigen floristischen Materials; außerdem wurde die Zusammensetzung der Vegetationsformen, ihre Verbreitung und ihre biologischen Existenzbedingungen untersucht, sowie auch die bisher fast unbekannte Vegetation der Elve und Seen. Das Ergebniß war eine Sammlung von mehr als 2000 Herbariumspflanzen und 600 Gläser Spirituspräparate namentlich von Kryptogamen.

* Dem gestrigen Artikel über „Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse in den Sommermonaten 1898" lassen wir heute noch nachstehende Tabelle folgen, die wegen Raummangels gestern nicht angefügt werden konnte:

Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Sommermonaten 1898

in einer Anzahl Städten des In- und Auslandes (pro Mille und aufs Jahr berechnet):

	Juni	Juli	August	September
Augsburg	22.6	22.5	23.2	26.0
München	25.5	22.5	28.5	29.5
Nürnberg	26.2	20.6	31.9	35.7
Würzburg	24.2	20.7	24.7	28.2
Altona	20.1	16.4	22.3	22.2
Berlin	16.7	16.1	22.7	21.9
Breslau	25.8	24.7	28.9	24.2
Frankfurt a. M.	18.3	14.7	19.7	17.3
Hannover	15.4	18.3	24.5	27.5
Köln	19.4	22.5	37.6	31.3
Königsberg	23.4	25.4	30.2	23.6
Magdeburg	20.6	21.4	33.9	32.0
Stettin	18.4	29.3	30.0	24.4
Dresden	20.1	17.7	22.2	20.8
Leipzig	17.5	19.0	30.0	27.5
Stuttgart	19.0	18.1	18.8	19.7
Karlsruhe	18.3	19.2	27.3	22.5
Braunschweig	15.8	14.7	22.8	27.6
Homburg	20.3	17.5	20.9	34.3
Straßburg i. E.	21.0	25.3	27.5	20.7
Metz	21.7	19.9	27.6	18.5
Mülhausen i. E.	27.2	19.9	29.7	22.3
Amsterdam	15.8	14.8	18.9	19.2
Antwerpen	15.4	16.4	23.9	19.7
Brüssel	20.9	14.9	21.6	18.2
Budapest	20.9	22.3	22.5	22.3
Christiania	19.8	13.4	14.9	15.8
Edinburg	20.6	19.5	17.2	19.4
Glasgow	21.8	20.0	19.3	20.4
Kopenhagen	19.0	16.1	14.8	18.9
London	15.0	15.1	21.1	21.1
Lyon	17.3	18.5	20.3	18.8
Moskau	38.4	41.2	32.4	27.8
Odessa	18.3	26.0	25.2	19.8
Paris	17.9	16.5	21.2	18.3
St. Petersburg	26.6	24.9	23.0	23.1
Prag	24.9	22.4	23.6	20.7
Rom	15.7	18.4	15.1	?
Stockholm	19.5	17.7	15.2	16.4
Triest	25.8	31.8	30.7	29.2
Venedig	19.2	21.9	24.8	21.1
Warschau	23.7	26.9	30.5	35.0
Wien	20.7	18.8	18.7	18.5
New-York	17.0	23.1	22.5	22.1

γ **Das römische Koblenz.** Während in der ehemaligen römischen Kaiserstadt Trier fast jeder tiefere Spatenstich neue Reste aller Herrlichkeit zu Tage fördert, ist in dem wohl nicht viel jüngeren Koblenz der Erfolg angestellter Nachforschungen meist sehr vom Zufall abhängig. Waren hier nun auch die Ergebnisse bis jetzt nicht sehr bedeutend, so lohnte es sich doch, sie übersichtlich zusammenzustellen, welcher Aufgabe sich Oberlehrer Dr. Bodewig aus Oberlahnstein im dritten Heft des laufenden Jahrgangs der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" mit dankenswerther Gewissenhaftigkeit unterzieht. Er gibt zunächst die schriftlichen Denkmale auf Stein, einige wenige Inschriften, meist von Grabsteinen und Weihungen, dazu spärliche Ziegelstempel (es werden mehrere Legionen, darunter zweimal die 22.) und Fabrikzeichen. Nachdem dann die bildlichen Reste angeführt werden, kommt Bodewig zu den Münzen, welche im Verhältniß den wichtigsten Bestand aller Funde bilden. Indessen überwiegt das Erzgeld in hohem Maße, edlere Münzsorten sind fast gar nicht vertreten; die Stücke reichen von Augustus bis ins 5. Jahrhundert. Es folgen andere Kleinfunde, zumeist Bronzegegenstände, dann erfahren wir Genaueres über die Grabstätten und Verkehrswege, endlich werden die aus römischer Zeit stammenden Mauerreste von Koblenz an der Hand einer Abbildung erläutert. Den Beschluß bildet ein Ueberblick über die Geschichte der Stadt unter römischer Herrschaft. Und was die Funde darthun, sagt auch die Geschichte: Koblenz (Confluentes) ist nie mehr gewesen als eine römische Provinzialstadt untergeordneter Bedeutung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. S. Ißleib: Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 301 u. 302.) Hamburg, Verlag vorm. J. F. Richter 1898. — P. Stühlens Ingenieur-Kalender für 1899. Hggb. von Fr. Bode. 34. Jahrg. Essen, G. D. Baedeker 1898. — *Albert Delacour:* Le Roy. Roman. Paris, Société du Mercure de France 1898. — J. Penzler: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. 7. (Schluß-) Band. 1. Januar 1896 bis 2. August 1898. Leipzig, Walther Fiedler 1898. — Graf Hochbergs Parade- und Fest-Vorstellungen im Neuen Königl. Opern-Theater. Sommersaison 1898. Berlin, Deutscher Autoren-Verlag 1898. — Joh. Nep. Metzler: Die Klöster, die Asyle der Religion oder der heilige Philipp Neri und seine Kongregation. Wien, A. Opitz 1898. — Dr. C. H. Stratz: Die Schönheit des weiblichen Körpers. Stuttgart, Ferdinand Enke 1898. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche. XXII. Jahrgang. Hggb. von Gustav Schmoller. 4. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Philipp Spitta: Lieder aus der Jugendzeit. Leipzig, C. G. Naumann 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine wissenschaftliche Ballonfahrt.

Von Dr. C. Heinke (München).

Die zahlreichen Versuche, das Problem des lenkbaren Luftschiffes, wenn auch nicht sogleich dasjenige des Fliegens, zu lösen, haben sich in den letzten Jahren stark in den Vordergrund gedrängt. Uneingeweihte, welche nur immer und immer wieder in den Tagesblättern von neuen derartigen Projekten lesen, können daher leicht zu der Meinung geführt werden, daß die gegenwärtigen Freifahrten im einfachen Ballon keinen erheblichen Werth besitzen, weil die Insassen ein Spiel der Luftwellen, bezw. der Winde sind. Fast jeder Luftschiffer wird es erfahren haben, daß ein Laie in der Regel das Gespräch sogleich auf die Lenkbarkeit bringt und durchblicken läßt, die letztere sei doch wohl die conditio sine qua non dafür, daß nicht nur ganz besonders waghalsig angelegte Leute sich dem Luftgefährt anvertrauen. Nun hegen zunächst gerade diejenigen, welche am meisten Erfahrung in der Luftschifftechnik besitzen, den größten Zweifel, ob eine wirklich allgemeiner brauchbare Lösung der Frage des lenkbaren Luftschiffes in näherer Zeit zu erwarten steht, ferner ist die Gefahr unliebsamer Zwischenfälle vorläufig bei Ballons ohne Lenkvorrichtung offenbar geringer, und endlich muß jene erwähnte Ansicht über die geringe Bedeutung der simplen, völlig ungelenkten Ballonfahrten als unrichtig bezeichnet werden. Von dreierlei verschiedenen Gesichtspunkten aus muß vielmehr bereits heute diesen Ballonfahrten eine erhebliche Bedeutung zugeschrieben werden. Für die kulturelle Entwicklung der Gegenwart wird dies vielleicht später mehr als jetzt erkannt werden. Diese drei Hauptgesichtspunkte sollen zunächst besprochen werden; sie mögen als der wissenschaftliche, der strategische und der touristische bezeichnet sein.

Am bekanntesten, wenn auch vielerorts noch nicht hinreichend gewürdigt, dürfte die Bedeutung der Ballonfahrten in wissenschaftlicher Beziehung sein. In erster Linie steht hier die Meteorologie. Wiederholt ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß für die Förderung dieser schwierigen Wissenschaft, die allem Anschein nach noch in einem frühen Entwicklungsstadium sich befindet und in mehrfacher Hinsicht noch sehr der Klärung bedarf, Beobachtungen im freien Ballon große Bedeutung besitzen. Der Beweis dafür ist in dem Umstand zu suchen, daß noch so sorgfältige und zahlreiche Beobachtungen auf dem Grund des Luftmeers für eine eindeutige Erklärung der meteorologischen Erscheinungen und eine sichere Rekonstruktion der ganzen Wetterlage nicht ausreichen, was auch sehr erklärlich ist. Diesen frühzeitig erkannten Mangel hat man zunächst durch eine möglichst zusammenhängende Kette von Hochstationen, welche an oder besser noch auf Bergen belegen in die höheren Schichten der Atmosphäre oder jenes Luftmeeres hinaufragen, zu beseitigen versucht. Durch die stets noch in der Erweiterung begriffene Anwendung dieses Hülfsmittels hat die meteorologische Wissenschaft auch thatsächlich eine sehr erhebliche Förderung erfahren. Gleichzeitig hat sich aber auch gezeigt, wie dies bei näherer Ueberlegung nicht wundernehmen kann, daß die so gewonnenen Aufschlüsse doch keine beliebige Verallgemeinerung auf dieselben Luftschichten der freien Atmosphäre zulassen. Die Beobachtungen in der letzteren, sei es mit Fesselballon oder Freiballon oder auch mit den neuerdings für meteorologische Zwecke wichtig gewordenen Drachen, erfahren zwar durch die Beobachtungen der Hochstationen, welche klippenartig erhobenen Boden, aber doch immerhin Boden des Luftmeeres darstellen, eine werthvolle Ergänzung, aber im allgemeinen keinen Ersatz. Temperatur-, Feuchtigkeits- und Luftströmungsverhältnisse werden in den höheren Schichten bei ebenem Boden erklärlicherweise erheblich andere sein können als bei Schichten von gleicher Meereshöhe, aber durchsetzt von Bodenerhebungen mit schluchtförmigen, eingerissenen Thälern. Thatsächlich ist im letzteren Falle auch die indirekte Wirkung der Bodennähe, namentlich infolge der vom Boden ausgehenden überall vorhandenen Erwärmungs- und Abkühlungseinflüsse, beträchtlich. Die ein direkteres und daher reineres und sichereres Bild der Wetterlage gebenden Beobachtungszahlen werden in der freien Atmosphäre und in ausgedehntester und zuverlässigster Weise durch Freifahrten zu erhalten sein. Natürlich genügt hier gewöhnlich nicht eine einzelne Fahrt, um Theorien mit praktischem Werth aufstellen zu können; vielmehr wird das Beobachtungsmaterial vieler, unter den verschiedensten Verhältnissen angestellten Fahrten erforderlich sein, um wirklich fördernde Schlüsse zuzulassen. Immerhin sind bereits recht interessante Ergebnisse, wie z. B. die Stützung der Gewittertheorie von Sohncke[1]) u. a. aus dem Beobachtungsmaterial der Freifahrten hervorgegangen. Die theilweise Organisation derselben durch die internationalen wissenschaftlichen Fahrten[2]) hat den Werth derselben jedenfalls erhöht.

Eine weitere Klasse von Ballonbeobachtungen, welche auch wissenschaftlichen Charakter trägt, aber deren Schwerpunkt auf strategischem Gebiete liegt und die sonach gleichzeitig zu diesem Gesichtspunkt hinüberleitet, ist topographischer Natur. Bei den für das Militär, besonders den Aufklärungsdienst so wichtigen Fesselballonbeobachtungen, die jetzt namentlich durch die sogenannten Drachenballons von Riedinger-Parseval-Sigsfeld angestellt werden, dürfte die direkte Gesichtswahrnehmung die erste Rolle spielen. Das Ergebniß der Beobachtungen wird hiebei mittelst am Fesselseil herabgelassener und von einem eigenen Beobachtungsposten durch dessen Ruf „ein Täschchen“ angekündigter schriftlicher Uebermittlungen dem Oberkommando bekanntgegeben. Anders bei Freifahrten. Hier wird die

---

1) Vgl. Gewitterstudien auf Grund von Ballonfahrten von Leonhard Sohncke, bayer. Akad. der Wiss. München 1894.

2) Vgl. hiezu das Referat über die letzte derselben in der Beilage Nr. 236 d. J.

Hauptbedeutung der Ballon-Photographie zufallen. Solche während der Freifahrt vom Ballon aus aufgenommene Photographien — hinreichend klares Wetter vorausgesetzt — besitzen, abgesehen von ihrem reizvollen vogelperspektivischen Anblick, zunächst rein wissenschaftlich betrachtet einen topographischen Werth, falls sie mit geeigneten, photogrammetrisch verwendbaren Apparaten und Vorrichtungen aufgenommen sind. Derartige Aufnahmen, welche rückwärts für die Bestimmung der jeweiligen räumlichen Lage des Ballons benutzbar sind, wurden gerade bei der unten beschriebenen Fahrt in größerer Zahl gemacht und bildeten die Hauptbestimmung derselben. Diese ganz junge und in ihrer ersten Entwicklung begriffene Verwendung der Ballon-Photogrammetrie verdanken wir vornehmlich dem auch sonst um die Photogrammetrie höchst verdienstvollen Forscher Prof. S. Finsterwalder.[1]) Strategisch spielen aber die Aufnahmen, welche bei einer in der Nähe einer belagerten Festung oder dergl. ausgeführten Freifahrt mit einer großen, möglichst guten Camera gemacht werden, die Hauptrolle. Auf diesem Gebiet sind bereits sehr bemerkenswerthe Resultate erzielt worden, so daß es möglich ist, auf den in der Entfernung von einigen Kilometern gemachten Aufnahmen nicht nur alle Details der Befestigungswerke, sondern sogar bei Zuhülfenahme der Lupe jeden Mann am Geschütz zu erkennen. Für besondere Zwecke, wie Aufnahmen einzelner Objekte auf mehrere Kilometer Entfernung, stehen dann noch die Teleobjektive, d. h. die Fernrohrphotographie, zur Verfügung. Die Gefahr, welcher der Beobachter in solchem Fall ausgesetzt ist, kommt ja im Ernstfalle erst in zweiter Linie und spielt naturgemäß beim Militär eine untergeordnetere Rolle.

Der dritte Gesichtspunkt, welchem der Verfasser eine Bedeutung zuschreibt, ist der touristische. Kulturell ist jede Beschäftigung oder Bethätigung von Bedeutung, welche das Gefühls- und Gemüthsleben bereichert, und zwar positiv oder in gutem Sinne des Wortes kulturell, soweit es sich nicht um krankhafte, den Organismus schädigende Uebertreibungen handelt. So wird wohl Niemand bestreiten, daß z. B. der gegenwärtige Aufschwung der Alpinistik im allgemeinen eine kulturelle Bereicherung darstellt. Ebensowenig wird man den Eisenbahnen, abgesehen von ihrer sonstigen Verkehrsbedeutung, eine kulturelle Bedeutung insofern absprechen wollen, als durch sie eine größere Anregung und Bereicherung der Reisenden durch Sinneswahrnehmungen ermöglicht und auch vorhanden ist. In gewisser Beziehung stehen nun allerdings die Freifahrten im unlenkbaren Ballon im Gegensatz zu den anderen Reisen, weil letztere immer ein bestimmtes Ziel vor Augen haben und es wohl kaum Jemand einfällt — auch dort, wo dies durch Fahrkarteneinrichtung wie Kilometerbillets ermöglicht wäre —, sich blindlings in einen Zug zu setzen und abzuwarten, wohin derselbe ihn entführt. Bei den Ballonfahrten besitzt aber, vom touristischen Standpunkt aus, gerade dieser Umstand einen ganz besonderen Reiz, soweit der Verfasser von sich zu urtheilen vermag. Gerade dieser Gegensatz zu allen sonstigen Reisen, dieses Sichentführenlassen nach einem bei der Abfahrt völlig unbekannten und ungewissen Ziel hat für den Ballonreisenden als Touristen etwas von dem Reiz einer Forschungsreise. Dazu diese unvergleichlich sanfte Art der Fortbewegung, dieses Schweben nicht am Grunde, sondern inmitten des Luftbereiches — ein ungekanntes Gefühl des Aufgelöstseins im All überkommt den über die aufgerollte Landschaft oder über einem Wolkenmeer Dahingleitenden. Jeder, der zum erstenmal diese Eindrücke, bei Abwesenheit oder nach Ueberwindung des Angstgefühls, auf sich hat voll wirken lassen, wird dieselbe als eine Bereicherung seines Empfindungslebens ansehen. Wenn auch verwandt mit den Gefühlen eines von der Bergspitze Herabblickenden, so sind dieselben doch erklärlicherweise noch wesentlich verschieden von den Eindrücken beim Besteigen eines noch so hohen und spitzen Berges. Fällt einerseits ein mit der verbundenen Anstrengung in Verbindung stehender Reiz fort, so ist dafür der Nervenzustand wesentlich anders gestaltet und wohl zumeist der Aufnahme von Eindrücken günstiger. Auch das nahezu unbeschränkte und merkwürdigerweise doch nicht schwindelerregende Abwärts- und Untersichblicken hat etwas eigenartiges. Daß diese Reize und Empfindungen nicht nur für den Verfasser bestehen, sondern in ähnlicher Weise auch bei Anderen vorhanden sind, dafür spricht wohl am besten der Umstand, daß die Zahl derjenigen Bemittelten stark im Wachsen ist, welche es vorziehen, an Stelle einer längeren irdischen Reise mit bestimmtem Ziel sich unter Aufwendung nicht unbeträchtlicher Kosten den Genuß einer solchen kurzen ziellosen Luftreise zu verschaffen. Abwechslungsreiche Bilder und das namentlich bei uns so herrliche Gebirgspanorama — vorausgesetzt, daß kein boshafter Bodennebel die Ebene hartnäckig versteckt oder undurchdringliche Wolkenmassen Berg und Ballon umfangen — bieten während der Fahrt Anregung und ästhetischen Genuß; dazu die mancherlei interessanten fahrtechnischen Erscheinungen, wie die Ausbreitung des ausgeworfenen Ballastes in Form einer immer durchsichtiger werdenden, sich, von oben gesehen, quallenförmig fortbewegenden Sandwolke, der in seiner aureolenartigen, hellen Umrandung über die bethaute Landschaft wandernde Ballonschatten oder der farbigen wahren Aureole bei sonniger Fahrt über einer Wolkendecke, das Verhalten ausgeworfener Papierschnitzel, die vom Registriranaeroid aufgezeichnete vertikale Fahrkurve, welche den jeweiligen Luftdruck und die damit in Zusammenhang stehende Meereshöhe angibt, das Verfolgen der horizontalen Fahrkurve an der Projektion des Schlepptau-Endes auf die Landschaft und ihre Eintragung in die mitgeführten Karten u. dergl. m.

Eine ganz neue Klasse von Reizen gewährt alsdann die Landung selbst. Erst der Landungskampf, beziehungsweise der Kampf gegen den während der Fahrt so einträchtig mit Insassen und Wind dahintreibenden Ballon. Fast könnte es Einem grausam erscheinen, wie man nun mit dem bisher so treuen Gefährten ringt und nicht eher ruht, bis man ihn, durch „Aufreißen" der tödlichen Wunde bezwungen, machtlos und zusammengeschrumpft zu seinen Füßen liegen sieht. Aber die in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit muß auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, entscheiden. Was Wunder, wenn der Ballon im Todeskampfe sich einmal rächt und, unterstützt von seinem getreuen Winde, eine tolle Schleppfahrt versucht und, solange ihn die Kraft nicht verlassen hat, die Insassen über allerhand unliebsame Hindernisse hinwegschleift, sie unsanft durcheinander schüttelt und ihre Lebensgeister zuweilen mehr aufregt, als ihnen lieb ist. Dann heißt es festhalten, den Kopf nicht verlieren und den Todeskampf des Ballons so rasch wie möglich zu Ende führen. Im allgemeinen bilden aber bei dem gegenwärtigen Stande der Fahrtechnik diese gefürchteten „Schleppfahrten", die natürlich nicht als gefahrlos bezeichnet werden können, die Ausnahme, wenn sie sich bei starkem Bodenwind auch nicht völlig vermeiden lassen. Im großen Ganzen kann das Ballonfahren aber keinesfalls als ein gefährlicher Sport bezeichnet werden, namentlich wenn man in der Lage ist, sich das Wetter für die Fahrt etwas auszusuchen. Alsdann würde der Verfasser sich oder Andere jederzeit viel lieber einem gut geführten Ballon als einem Gespann feuriger Pferde anvertrauen.

Wie reizvoll ist ferner nach dem Landen das Beobachten des Verhaltens der herbeigeeilten Leute; wie ver-

[1]) Vgl. hiezu „Herbsttage auf den Zugspitzgletschern". Beilage 1896, Nr. 166.

schieden in den einzelnen Fällen, je nach der Gegend und den Umständen. Welche Fülle von Studien bieten in psychologischer und lokal-ethnographischer Beziehung die Fragen und Ausrufe der Einheimischen, von den zuweilen recht verständig Fragenden und leicht erkennbaren Intelligenzen bis herunter zu den heulend Fliehenden, welche in ihrer Beschränktheit entweder das Hereinbrechen des Weltuntergangs, das Herabfallen des Mondes oder die Rückkehr abgeschiedener Geister aus dem Fegefeuer vermuthen! Welchen Beigeschmack von Komik die Gesichtsausdrücke und Unterhaltungen der nach der Landung Herumstehenden und die einzelnen Ballontheile oder das Instrumentarium häufig mehr Anstarrenden als Anstaunenden! Dann der Durchbruch des Interesses an dem außerordentlichen Ereigniß in Gestalt der meist vorhandenen großen Bereitwilligkeit zur Beihülfe bei den Bergungsarbeiten, bestehend im Lösen der Auslaufleinen des Ballonnetzes vom Ringe, Auslösen des Ventils, Abstreifen des Netzes von der Hülle, Ausbreiten und Zusammenlegen der letzteren durch Uebereinanderlegen der „Bahnen", hierauf folgendes Zusammenrollen, Verpacken im Tuch und Versenken in den Korb, welcher auch alles weitere noch in sich aufnimmt, wie das zusammengelegte Netz, den ebenfalls vom Korb gelösten Ring u. dergl. Häufig folgt alsdann die einer Prozession gleichende Verbringung der auf den Wagen geladenen, meist über 5 Zentner schweren Ballonlast, sowie der Fahrttheilnehmer nach der nächsten Bahnstation, nicht ohne daß vorher das große Ereigniß des Tages, das in der Umgegend des Landungsplatzes wohl noch längere Zeit nachzittert, im Wirthhaus feierlich begangen und durchgesprochen worden wäre. Auch dieses letztere, gewöhnlich den Abschluß der Fahrt bildende Moment — die Heimfahrt mit der Bahn wie bei Bergfahrten als nothwendiges Uebel betrachtet — pflegt nicht ohne Reize zu sein.

Zum Schluß noch einige Angaben über die spezielle, oben erwähnte freie Fahrt, welche am 27. Oktober d. J. vom Uebungsplatz der kgl. Militär-Luftschiffer-Abtheilung in München aus mit dem größten vorhandenen Militärballon von 1550 cbm unter militärischer Führung stattfand, aber als wissenschaftliche Vereinsfahrt photogrammetrische Aufnahmen und meteorologische Beobachtungen zum Ziel hatte. Die Ausrüstung bestand für den ersten Zweck aus drei für photogrammetrische Zwecke verwendbaren Apparaten verschiedener Größe, wovon einer mit zum erstenmale verwendeter Zielvorrichtung versehen, mittelst Libelle und Spiegel Aufnahmen in einer ganz bestimmten Lage des Apparates gegen die Horizontale, hier 45° geneigt, gestattete. Außer einer zweiten, mit photogrammetrischen Marken versehenen Handcamera für Aufnahmen unter beliebiger, aber unbestimmter Richtung gegen die Horizontale war noch eine größere, für militärische Zwecke bestimmte Camera, wenn auch nur wenig, in Thätigkeit. Die Aufnahmen der beiden letztgenannten Apparate gestatteten bei bekannter Brennpunktentfernung durch mitphotographirte, vertikal hängende Schnüre die nöthige Orientirung; 16 rings um den Ballon angebrachte Schnüre von 50 m Länge waren mit Uhrgewichten beschwert worden, um die Abweichungen von der Vertikalen bei dem etwaigen Zusammenwirken von Ballonbeschleunigung und Windströmungen noch hinreichend klein zu halten. Die meteorologische Ausrüstung bestand neben dem großen Fahr- und zwei Registriranaeroiden zur Bestimmung der Meereshöhen, aus zwei Psychrometern, eins für normalen Betrieb, ein zweites zur Reserve im Falle des Versagens der Sauerstoffaspiration bei jenem. Diese aus je zwei Thermometern, einem trockenen und einem feuchten, bestehenden Apparate haben den Zweck, Temperatur- und Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu ermitteln, und müssen zu diesem Zweck von dem stark fälschenden Strahlungseinfluß der Sonne geschützt sowie möglichst rasch auf die zu messende Temperatur gebracht werden. Dies wird einerseits durch vernickelte und polirte Metallschutzhüllen, andrerseits durch anhaltendes Vorbeisaugen der umgebenden Luft bei den Quecksilberkugeln innerhalb jener Hüllen erreicht. Bewirkt wurde dieses Vorbeisaugen bei dem Reserveinstrument durch einen kleinen Saugventilator, welcher mittelst zeitweilig aufgezogener Feder in Thätigkeit versetzt werden kann. Diese ältere, aber wegen des Instrumenteinholens und Aufziehens etwas unbequemere Saugvorrichtung war bei dem Normalinstrument durch ein bequem im Korbe zu bethätigendes Gebläse ersetzt. Die Energiequelle für diese als Luftstrahlgebläse wirkende Ansaugevorrichtung bildete ein im Korbe befindlicher, mit Reduzirventil versehener Behälter mit komprimirtem Sauerstoff, wie solche gegenwärtig zu mäßigem Preise im Handel zu haben sind. Die bei jedem der beiden Instrumente zeitweitig erforderliche Benetzung des feuchten Thermometers muß einige Minuten vor der Ablesung erfolgen, um vor einer Fälschung des Resultats durch die ursprüngliche Wassertemperatur sicher zu sein.

In wenigen Minuten war der bereits gefüllte Ballon aus der 22 m hohen Halle herbeigeschafft und damit seine bereits wegen Ungunst des Wetters einen Tag längere Haft beendet, ebenso schnell die Verbindung mit dem schon am Korb befestigten Ring mittelst Schlingen und Riegel hergestellt. Dann folgte die Befestigung der Instrumente, das Besteigen des Korbes seitens der drei Fahrttheilnehmer, das Abwägen des Ballons zur Regelung des anfänglichen Auftriebes mit dem befriedigenden Resultat: 24 Sack Ballast à 12 kg, und hinauf ging es durch die über München liegende Nebel- und Dunstschicht in reinere Höhen (10° 21′ vorm.). Kräftig strahlte die Sonne auf uns und unsre für diesmal aus Vorsicht zu warm gewählte Kleidung hernieder, da nicht wie bei der vorjährigen Fahrt des Verfassers (vgl. „Ueber den Wolken", „M. N. N." 1897, Nr. 487) erst kalte, dicke Wolkendecken zu durchdringen waren, ehe wir den blauen Himmel über uns sahen. Klar leuchtete vielmehr alsbald das Gebirge vom Dachstein bis zur Zugspitze und darüber hinaus zu uns herüber, und weit dehnten sich unten die von Eisenbahnen und Kanälen durchschnittenen, von Bächen durchwundenen Gefilde. Erst langsam nach Nordwesten, dann nach Norden und schließlich nach Osten umbiegend, überstrichen wir den ausgedehnten Exerzirplatz und Schießplatz, eifrig nach günstigen photographischen Objekten ausspähend, dann die Isar unweit Unter-Föhring. Die nun folgende östliche Ballonrichtung brachte nach Ueberwindung des Aschheimer Mooses manch reizende Ortschaft vor und auf unsre Platten. Nach Süden Schwaben, nach Norden Dorfen und Ampfing wurden aufs Korn genommen, besonders aber weiterhin das nahezu senkrecht in einer relativen Höhe von etwa 2500 m überflogene Mühldorf mit den Innwindungen, sowie das von der Projektion des 150 m langen Schlepptaues gerade durchschnittene Neu- und Alt-Oetting.

Die Temperaturen erwiesen sich in Anbetracht der Jahreszeit in den oberen Luftschichten als außergewöhnlich hoch, eine den föhnigen Charakter der Wetterlage anzeigende Erscheinung. Die tiefste in der Höhe von etwa 3000 m über dem Meere beobachtete Lufttemperatur (am trockenen Thermometer) betrug noch + 3.2° C, während der mittlere Temperaturgradient nach dem Boden zu etwas unter 0.5° C auf 100 m war, wenn man kleinere Unregelmäßigkeiten in den Temperaturverhältnissen der unteren Schichten außer acht läßt. Diese mit den abweichenden Windrichtungen in Zusammenhang stehenden Unregelmäßigkeiten rührten zum Theil wohl auch von der Kältewelle her, die von dem bei Nacht durch Ausstrahlung unterkühlten Boden ausgeht. Auf Grund dieses kleinen Temperaturgradienten kann die damalige Wetterlage als recht stabil bezeichnet werden, da

Instabilität in Gestalt aufsteigender Luftströme, wie z. B. vor Gewittern, erst bei dem Werth von etwa 1° C eintritt. Der in den oberen Schichten verminderte Feuchtigkeitsgehalt ergab sich für dieselbe Höhe aus der Angabe des feuchten Thermometers (— 0.8° C) zu 2.83 g Wassergehalt auf den Kubikmeter. Da für die Lufttemperatur 3.2° mit 6.1 g auf den Kubikmeter eintritt, so ergibt dies eine relative Feuchtigkeit $RF = \frac{2.83}{6.1} = 46.5\%$. Ein Minimum dieses Werthes lag, sowohl beim Auf- wie Abstieg, etwa in der Höhe von 1500 m und betrug nur 25%, gegen 70% am Boden bei Abfahrt und bei Landung.

Nachdem das Bedürfniß an photographischen Aufnahmen gedeckt und auch die Schaulust während der bei abermaliger Annäherung an den Inn in der Nähe von Marktl bereits mehr als vierstündigen Fahrt gestillt war, wurde trotz der noch vorhandenen 11 Sack Ballast der Ballon seinem langsamen Falltrieb überlassen, um nicht jenseits der in Gestalt der Salzach deutlich kenntlichen Grenze in weniger günstige Gegenden hinsichtlich der Transportverhältnisse und Bahnverbindungen zu gelangen. Bis hieher ergab sich die mittlere Fahrgeschwindigkeit in der rein östlichen Luftströmung von der Ueberschreitung des Schwabinger Baches unterhalb Alt-Freimann bis zu derjenigen des Inn bei Marktl zu 88 km durch 3 Stunden 8 Minuten oder 7.8 m in der Sekunde. Dies würde auch gleichzeitig die in jener Zeit zwischen den Höhengrenzen von 1300 und 3000 m vorhandene mittlere Windgeschwindigkeit sein, da merkliche Differenzgeschwindigkeiten zwischen Ballon und Wind, wie gewöhnlich, nicht bemerkbar waren. In der Thalweite hinter Marktl wurden aber bei weiterem Fallen die Ballonbewegungen in horizontaler Richtung langsamer und langsamer, schließlich blieb er ganz stehen und bewegte sich unter dem Einfluß eines schwachen Boden-, beziehungsweise Thalwindes wieder über den Inn zurück. Mit Hülfe der Ausgabe eines Sackes Ballast wurde die etwas unbequeme Nähe des breiten Innbettes überwunden und ein günstiger Landeplatz erreicht. Herbeieilende Bauern faßten auf unser Anrufen das schleifende Schleppseil und sanft wurden wir auf ein Kleefeld unweit Holzhausen hinuntergezogen. Dem offenbar nicht kampflustig aufgelegten Ballon wurde ohne Gegenwehr die Todeswunde durch Abschälen der Zerreißbahn beigebracht, worauf ein der obigen Schilderung ähnliches Landungs- und Bergungsschauspiel mit einem anregenden Nachspiel im Marktler Gasthaus zur Post folgte, bis die Stunde daran mahnte, durch die mondbeleuchtete Ortschaft nach dem Bahnhof aufzubrechen.

Deutsche Herrscher im heiligen Lande.

Von Clemens Klein.

(Schluß.)

III.

Als Jerusalem seinem Schicksal verfallen war (1187), stand Kaiser Friedrich der Rothbart, der einst als junger Herzog von Schwaben seinen Oheim Konrad auf dem Unglückszuge von 1147/48 begleitet hatte, auf der Höhe seiner Macht. Sein Entschluß, das Kreuz zu nehmen und mit dem stolzesten Heere, das je nach Osten gezogen, den Franken Hülfe zu bringen, schien für diese in der That die Rettung, für ihre mohammedanischen Gegner die Vernichtung zu bedeuten. Und doch schien es nur so. Die konzentrirteste Kraft des alten Reiches hat selbst in seinen glänzendsten Zeiten niemals zu wirklichen Großthaten ausgereicht, auch unter Friedrich Barbarossa nicht. Voll ängstlicher Spannung lauschte Sultan Saladin auf Nachrichten von dem Heranzuge der Deutschen; ihren Rüstungen gegenüber glaubte er sich verloren; ein arabischer Chronist schrieb späterhin: „Wenn Gott durch eine gnädige Fügung für uns den deutschen Kaiser nicht hätte in dem Augenblick sterben lassen, als er in Syrien einfallen wollte, so hätte man in späteren Tagen von Syrien und Aegypten sagen können: hier regierten einst die Muselmänner." Aber was der einen glänzenden Persönlichkeit vielleicht möglich gewesen wäre, der Macht des Reiches, der Kraft seiner Organisation an sich war es undurchführbar. Was denn anderes besagt die Katastrophe in Cilicien? Schon ist es bezeichnend genug, daß auch diesmal der Durchzug durch Kleinasien nur mit Mühe und Noth erkämpft und nicht, wie von so gewaltiger Heerfahrt zu erwarten stand, das Reich der Seldschucken von Rûm (Ikonium) einfach über den Haufen geworfen wurde: offenbar hielt allein die Person des Kaisers die schon desorganisirten Massen zusammen. In sich besaßen sie keine Kraft, geschlossen einem gefürchteten Feinde entgegenzutreten; als das Unglück im Kalykadnus eintrat, zerfiel das deutsche Heer „wie ein verwesender Leichnam"; was übrig blieb und von des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, schließlich vor Akkon gesammelt wurde, entsprach der Würde des deutschen Reiches und Namens nimmermehr.

Vielleicht der größte Realpolitiker unter den deutschen Kaisern außer dem Salier Konrad ist des Rothbarts Sohn und Nachfolger, Heinrich VI., gewesen. Er war von dem Schrote, zum Ziele zu führen, was Andere nur planten und hofften, hätte es nur nicht das Schicksal anders gewollt. Es erschien Heinrich als Ehrenpflicht, das unvollendete Werk seines Vaters zur Ausführung zu bringen, und so rüstete er mit Macht zu einem neuen Kreuzzuge. Diplomatische Vorbereitungen brachten das Königreich Cypern ebenso wie Armenien in den Lehnsverband des Reiches, und als 1197 Amalrich von Cypern mit der Hand der Erbin von Jerusalem auch dessen Königskrone in partibus erhielt, konnten die Trümmer des syrischen Staates als ein deutsches Reichslehen gelten. Aber während inmitten der ersten kriegerischen Erfolge der vorausgesandten deutschen Schaaren im heiligen Lande Amalrich in Beirut zum König gekrönt wurde, war Kaiser Heinrich, der alsbald nach Palästina hatte nachfolgen wollen, bereits eine Leiche. Am 28. September 1197 hatte ihn zu Messina ein jäher Tod ereilt, und mit den Hoffnungen Deutschlands sanken auch die Jerusalems ins Grab. Von planvollem Vorgehen des deutschen Pilgerheeres war schon vorher keine Rede gewesen: man gewinnt die eine und andere Burg und Stadt, ohne festes Ziel, ohne einheitliche Leitung; wie so oft in diesen Zeiten, verbeißt man sich schließlich vor einer einzelnen feindlichen Feste, Tibnin, und vermag selbst dieses leichte, militärisch bereits gewonnene Unternehmen vor lauter Zerfahrenheit und Kopflosigkeit nicht zum Ende zu führen: und als dann die Nachricht von des Kaisers Tode eintrifft, läuft man kindisch und schimpflich davon. Die endgültige Einsetzung des deutschen Ritterordens in Akkon war das einzige dauernde Ergebniß auch dieser verunglückten Heerfahrt.

Und nun war Deutschland anderthalb Jahrzehnte lang dem furchtbaren Bürgerkriege der Gegenkönige und Parteien verfallen, so daß auch nicht einmal der Gedanke gefaßt werden konnte, von Reichs wegen in die Nöthe des heiligen Landes helfend einzugreifen. Versprechungen König Philipps des Staufers, die Kreuznahme Otto's des Welfen waren nichts als eine leere Form.

Dennoch hat wohl zu keiner Zeit in den zwei Kreuzzugsjahrhunderten der Gedanke des heiligen Krieges so unablässig die Gemüther des Westens erfüllt und die öffentlichen Verhältnisse Europa's beherrscht, wie in diesen Tagen des gewaltigen Papstes Innocenz III. Zwei große Heer-

fahrten sind aus seiner unermüdlich spornenden Initiative hervorgegangen. Der vierte, vorwiegend französische Kreuzzug (1202—4) war nicht minder sein Werk wie noch nach seinem Tode der fünfte (1218—21), an dem bereits wieder große deutsche Pilgerschaaren hervorragenden Antheil nahmen. Aber der Kreuzzug der Franzosen wurde sehr wider Wunsch und Willen des Papstes durch die Venetianer auf Konstantinopel abgelenkt und führte zu der kurzlebigen Gründung des lateinischen Kaiserthums im Griechenreiche, und der 1218 verständigerweise gegen Aegypten, die Wurzel der muslimischen Macht, geführte erwies nach günstigen Anfängen wieder einmal die ganze mittelalterliche Unfähigkeit, verschieden geartete Interessen unter einen Hut zu bringen und eine solche Heerfahrt einheitlich zu leiten; auch er ging kläglich verloren. Und nun war die ganze Hoffnung der Christenheit auf den jungen Staufer gerichtet, der inzwischen sein väterliches Erbe, des Reiches Krone, gewonnen hatte; für Friedrich II., Papst Innocenz' III. Mündel und Schüler, war die Anlegung des Kreuzes eine selbstverständliche Handlung gewesen, sowie er deutscher König geworden war: unmittelbar nach der Krönung zu Aachen 1215 gab er den Entschluß kund, die alte Schuld seines Hauses einzulösen. Dann aber verging doch manches Jahr, ehe die Zustände Deutschlands und Italiens es dem Herrscher gestatteten, sich ernstlicher der Vorbereitung des heiligen Krieges zu widmen. Immer wieder nöthigte ihn die Herstellung der Ordnung in seinen Reichen, bei der Kurie den Aufschub seines Gelübdes nachzusuchen, und nach der Ansicht Mancher, die sich Papst Honorius III. zu eigen machte, trug diese beständige Verzögerung bereits einen nicht geringen Theil der Schuld am Mißlingen des ägyptischen Kreuzzuges; die Flotte, die der Kaiser im Sommer 1221 voraussandte, traf erst ein, als das Unglück geschehen und nicht wieder gut zu machen war.

Wir können bei der Geschichte der folgenden Jahre, in denen Friedrich wieder und wieder zum Kriege rüstete, und ihn wieder und wieder hinausschieben mußte, nicht verweilen; erwähnt sei nur, daß er 1225 mit der Hand der Isabella, einzigen Tochter des Königs Johann von Brienne, die persönliche Anwartschaft auf die Krone des heiligen Landes gewann und daß des Kaisers Sohn Konrad (IV.), geboren 1228, König von Jerusalem schon in der Wiege war: so war der Rechtstitel erworben, in die Verhältnisse Syriens nicht nur als Lehnsherr, sondern mit vollem Herrschaftsanspruch einzugreifen. Aber bessere Einsicht wohl als irgend ein anderer Herrscher der mittleren Zeiten besaß Friedrich II., dieser fast moderne, klare, frei denkende Fürst, der Schüler arabischer Weisheit, von den realen Machtfaktoren seiner Tage. Neben seinen Rüstungen gingen schon früh Verhandlungen mit dem Sultan von Aegypten, Malik-el-Kamil, einher, der zur Zeit des kaiserlichen Kreuzzuges auch Jerusalem und Palästina besaß, mit Ausnahme der Küstenstriche, die noch den Christen gehörten. Offenbar wußte Friedrich die vereinte Kraft Deutschlands, Italiens und seines in straffer, damals noch einzig dastehender Verwaltung organisirten Erbreiches Sizilien richtig einzuschätzen: im Sinne rein kriegerischer Machtentfaltung war sie nach allen Erfahrungen des Kreuzzugszeitalters trotzdem werthlos. Und der Kaiser war froh, die Thronstreitigkeiten der ejubitischen Sultane, der Nachfolger Saladins, ausnutzen zu können und durch friedliche Verständigung anstatt durch Waffengewalt zum Ziele zu gelangen. Selbst der gewiß mäßigen Anstrengungen, deren es unter diesen Verhältnissen des Orients bedurft hätte, um den ganzen ehemaligen christlichen Besitz zurückzugewinnen, konnte ein ausnahmsweise klar blickender Kaiser des Abendlandes nicht in so hinreichendem Maße sicher sein, daß er nicht die Verhandlungen vorgezogen hätte, die zwar nur einen Theil des Erstrebten in seine Hände brachten, aber auch einen Theil jener Anstrengungen entbehrlich machten. . . . Und dann kam, als er die Fahrt nach den syrischen Küsten in der That schon angetreten hatte, durch Krankheit aber noch einmal zu ihrer Unterbrechung und zu einem letzten Aufschube gezwungen wurde, der lange drohende Konflikt mit der Kurie, mit dem eifervollen Papste Gregor IX. hinzu. Friedrich verfiel dem Bann, den er selbst auf sich genommen hatte, falls er die Abfahrt nochmals verzögern würde — und da sie nun doch zur Thatsache wurde, betrat er, von der offenen Feindschaft der unversöhnten Kirche geleitet, in seinem Rücken vom Einfall päpstlicher Truppen in seine Erblande bedroht, am 7. September 1228 in Akkon den Boden des heiligen Landes.

Zurückhaltend war der Empfang des Gebannten. Schon hatte die Heimkehr vieler Pilger, die des Wartens überdrüssig geworden waren, die im Lande anwesende Streitmacht geschwächt; klein war des Kaisers eigenes Heer und sein Oberbefehl ihm durch ein päpstliches Schreiben dazu noch ausdrücklich entzogen; nur die Deutschen und wenige Italiener erwiesen sich als treu; die syrischen Franken selbst, besonders auch die von Cypern, die der Kaiser durch energische Geltendmachung seiner Lehnsherrschaft gereizt hatte, waren durchaus unzuverlässig; die Orden der Templer und Johanniter verweigerten trotzig überhaupt den Gehorsam. Aus Italien kamen schlimme Botschaften von Rüstungen des Papstes gegen Sicilien; der Boden brannte Friedrich unter den Füßen, kaum daß er ihn betreten. Und gegen die offene Meuterei der Orden und der syrischen Barone mußte er sich dazu verstehen, daß alle Befehle nur „im Namen Gottes und der Christenheit“ ohne Nennung seines, des Gebannten, Namens verkündet werden sollten. So waren die militärischen Maßregeln, mit denen der Kaiser seine Forderungen an Malik-el-Kamil unterstützen konnte, nur sehr unzureichend; und in diesem Sinne soll er gleich nach seiner Landung dem Sultan geschrieben haben: „Ich bin Dein Freund; Du weißt, wie hoch ich über allen Fürsten des Abendlandes stehe! Du hast mich hieher gerufen; die Könige und der Papst sind von meiner Reise unterrichtet. Wenn ich, ohne etwas erreicht zu haben, von hier zurückkehren würde, würde ich aller Achtung in ihren Augen verlustig gehen. Außerdem, hast Du nicht Jerusalem, das der christlichen Religion das Leben gab, zerstört? Es ist in seinen früheren armseligen Zustand zurückgekehrt. Bitte, lasse es mir so, damit ich bei meiner Rückkehr mein Haupt unter den Königen erheben kann! Ich verzichte im voraus auf alle Vortheile, die ich daraus ziehen könnte.“

Es ist begreiflich, daß gegenüber dieser Sprache der Sultan sich mit seinen Zugeständnissen nicht übereilte. Erst nach mehreren Monaten kam, herbeigeführt doch wohl nur durch Rücksichten auf die inneren Zustände des Islam, die wir nicht mehr durchschauen können, der ersehnte Vertrag zustande. Der Kaiser erhielt Jerusalem mit Ausnahme des den Mohammedanern besonders heiligen Tempelbezirkes, der in der Obhut muslimischer Beamter unter deren eigener Gerichtsbarkeit blieb und dem Besuch der Pilger beider Religionen frei stand, ferner Bethlehem, Nazareth und eine Reihe von Burgen und Ortschaften, deren Besitz den Christen die Straßen von der Küste zu den heiligen Stätten überlieferte. Alle Gefangenen sollten herausgegeben werden, der Kaiser und der Sultan verpflichteten sich gegenseitig zur Hülfe gegen jeden Feind, auch gegen Christen; die Städte Nordsyriens, Antiochien, Tripolis und die dortigen Burgen der Templer der Johanniter waren von dem Vertrage ausdrücklich ausgenommen, dessen Dauer auf 10 Jahre, 5 Monate und 40 Tage, vom 24. Februar 1229 an festgesetzt wurde.

Das ist alles, was der Macht des römischen Kaisers, des Königs von Deutschland, Burgund und Italien, von Sicilien und Jerusalem damals erreichbar war, und selbst daß er sich diese Zugeständnisse hatte abringen lassen, zog Malik-el-Kamil in der islamitischen Welt argen Tadel zu. Friedrich aber verließ am 7. März Jaffa und erschien am 17. März, dem Sonnabend vor Oculi, vor dem Thore von Jerusalem. Dort erwartete ihn ein Kadi, um ihm die Stadt zu übergeben, die von den meisten Mohammedanern unter Wehklagen und Verwünschungen geräumt worden war. Der Patriarch hatte unter hartem Tadel des Vertrags den Besuch der heiligen Stadt verboten; die treuen Deutschen aber achteten des angedrohten Bannes nicht; sie zogen voll Jubel in Jerusalem ein, sangen ihre Kriegslieder und erleuchteten abends die Häuser. Friedrich bezog seine Wohnung im Palast der Johanniter; dann zog es ihn zur gegenüberliegenden Kirche des heiligen Grabes. Aber auf das feierliche Hochamt am folgenden Tage, dem Sonntag, mußte er verzichten; allein, da kein hoher Prälat anwesend war, setzte er sich „zu Ehren des ewigen Königs“ die Krone aufs Haupt. In einer Erklärung, die Hermann von Salza, der Deutschordensmeister, verlas, erzählte er die Geschichte seines Kreuzzugsgelübdes und entschuldigte in versöhnlichen Worten den zürnenden Papst. Aber mitten in dieser Stimmung der Freude und Versöhnung erschien am 19. März im Auftrage des Patriarchen der Erzbischof von Cäsarea in Jerusalem und verhängte über die heiligen Stätten selbst das Interdikt. Tief erbittert sahen die Pilger „die Stadt gebannet, darinnen der Herr Jesus Christ wurde gemartert und begraben“; Friedrich empfand, daß hier seines Bleibens nicht länger war; wortlos, in heftiger Erregung, ohne Abschied, ohne die nothwendigsten Anordnungen, so schnell, daß ihm seine Begleiter mit Mühe folgen konnten, verließ er die Stadt und sprengte zum Thore hinaus gen Jaffa. Schaarenweise folgten ihm in hastigem Zuge die Pilger.

In Akkon, wohin es nun zurückging, setzte sich der Hader zwischen den Organen der Kirche und dem Kaiser weiter fort; Friedrich sah sich in all seinen Schritten gehemmt, in all seinen Versuchen gehindert, noch etwas zum Besten des Landes zu wirken. In den Kirchen von Akkon kam es zu wüsten Scenen; die Bettelmönche, damals die treueste Leibgarde der Kurie, verwünschten den Kaiser als den Feind der Kirche, und die Zuhörer, die das beständige Fluchen von den Kanzeln herab nicht mehr ertragen wollten, rissen die Prediger herunter und peitschten sie durch die Straßen; Friedrich seinerseits aber mußte, ehe er abreiste, die Rohheiten einer fanatisierten Bevölkerung über sich ergehen lassen. Die Hiobsposten aus Italien trieben ihn nach Hause: vom Boote aus erwiderte er die freundlichen Abschiedsworte des Seigneurs Johann von Beyrut, grüßte dann mit lauter Stimme die am Ufer stehende Menge und empfahl das Land dem Schutze seiner Baillis.

Er hat es nie wiedergesehen; ebensowenig hat sein Sohn Konrad den Boden seines Erbreiches je betreten. In ständiger Gährung, in ewigen Händeln und Wirren blieb das christliche Syrien zurück; schon nach 15 Jahren waren alle Errungenschaften Friedrichs wieder verloren, ein kleines Litorale nur übrig geblieben, und damit begann das langsame Sterben der Kolonie, eine Agonie, die sich unter Zuckungen noch ein halbes Jahrhundert lang hinzog. Der Kaiser aber errang noch einmal den Sieg über die Kurie, ein Jahr nach seiner Rückkehr löste ihn der Papst vom Bann, und für das römische Reich kam eine kurze Pause des Aufathmens von den Stürmen, die es zeitlebens heimsuchten, bis unter Papst Innocenz IV. der Vernichtungskampf gegen Friedrich II., den Antichrist, entbrannte. Es war der Anfang vom Ende auch von des Reiches „Herrlichkeit“.

Auch jetzt haben vor den Thoren Jerusalems die Bevollmächtigten des „Beherrschers der Gläubigen“ Kaiser Wilhelm II. begrüßt; türkischen Eskorten geleiteten ihn zu den Stätten christlicher Erinnerungen und des Sultans Bataillone standen vor dem deutschen Herrscher in Parade. Derweil aber genießt die ferne Heimath alle Segnungen festgegründeter Ordnung; ihre stolze Macht deckt den Fürsten im fremden Lande, ohne daß es eines Heerbanns bedürfe; Waffengeklirr, strahlende Rüstung, glänzender Flimmer sind einer schlichteren Zeit entbehrlich geworden. Haben wir einen Grund, uns zurückzusehnen nach des alten Reiches verklungener Herrlichkeit, zu bedauern, daß die Tage der Kreuzzüge für immer vorbei sind mit ihrem Schimmer und Flitter, mit ihrer glänzenden Ritterlichkeit und persönlichen Bravour? Ihnen fehlte das Beste, was die Nationen stark macht und ihren Erfolgen Dauer gibt: bewußtes Staatsgefühl, Freiheit nicht in der Zersplitterung, sondern in der Einheit als gewollter Nothwendigkeit.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. Dr. Kerler: Die Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg in ihrer frühesten Fassung. Würzburg, Stahel 1898. — Als im Jahre 1882 Wegele seine „Geschichte der Universität Würzburg“ schrieb, galten die ältesten Statuten der philosophischen Fakultät dieser 1582 vom Fürstbischof Julius neugegründeten Universität als verloren. Erst vor wenigen Jahren sind sie wieder zum Vorschein gekommen und liegen nun in erster, von dem verdienten Oberbibliothekar der Universität besorgten Ausgabe vor uns. Daß der langjährige Mitarbeiter an den „Deutschen Reichstagsakten“ einen vollkommen korrekten Text der Statuten bieten würde, ist selbstverständlich. Nicht minder ist er seiner alten, guten Gewohnheit treu geblieben, dem Text eine dessen Verständniß erleichternde treffliche Einleitung vorauszuschicken. Ueber Entstehungszeit und Beschaffenheit der Vorlage, insbesondere aber über Inhalt und Geist der — ganz dem Charakter der jesuitischen „catholica academia“ angepaßten — Statuten unterrichtet uns Kerler in eingehender Weise und entwirft, unter Heranziehung bisher unbekannter Lektionskataloge, Verzeichnisse der Promovirten und handschriftlicher Quellen ein klares, die Darstellung Wegele's ergänzendes Bild des Lehrgangs der philosophischen Fakultät in den ersten Jahren ihres Daseins.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. ξ. Gesammtsitzung vom 27. Oktober. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Fischer las: „Ueber das Purin.“ 2. Hr. Sachau legte den ersten Jahrgang der „Mittheilungen des Seminars für Orientalische Sprachen. 1898“, drei Bände: Ostasiatische, Westasiatische und Afrikanische Studien, vor. 3. Ferner wurden vorgelegt: „Die Lebensgeschichte Spinoza's in Quellenschriften, Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten“, mit Unterstützung der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Prof. Dr. J. Freudenthal. Leipzig 1899; das 3. Heft von Band II der vom Kaiserlichen Archäologischen Institut herausgegebenen „Antiken Denkmäler“, und zwei Separatabdrücke: „Le Calendrier du Lac d'Antre“ von dem korrespondirenden Mitglied der Akademie Hrn. Héron de Villefosse“, und „Notes sur une monnaie gauloise“ von dem Korrespondenten des Archäologischen Instituts, Hrn. A. Bertrand in Moulins. 4. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen sind bewilligt: von der physikalisch-mathematischen Klasse: Hrn. Dr. Albrecht Bethe in Straßburg i. E. zu Untersuchungen über die Erhaltung des Gleichgewichts bei den Thieren auf der Zoologischen Station in Neapel 1000 M.; Hrn. Prof. Maximilian Curtze in Thorn zur Herausgabe des Euklid-Kommentars des An-Nairizi in der Uebersetzung des Gherardo Cremonese 500 M.; Hrn. Dr. E. Küster in Charlottenburg zu algologischen Studien auf der Zoologischen Station in Neapel 800 M.; Hrn. Gymnasial-Oberlehrer Dr. Adolf Schmidt in Gotha zur Sammlung und Bearbeitung des neueren erd-

magnetischen Beobachtungsmaterials 2500 M.; Hrn. Prof. Dr. **Oskar Schultze** in Würzburg zur Untersuchung des Einflusses photochemischer Prozesse auf thierische Organismen 500 M.; von der philosophisch-historischen Klasse: Hrn. Prof. Dr. **Wilhelm Ahlwardt** in Greifswald zur Herausgabe einiger altarabischer Dichter 3000 M.; Hrn. Oberbibliothekar Prof. Dr. **Karl de Boor** in Breslau zu einer Reise nach Italien, Spanien und England behufs Vorbereitung einer Ausgabe des Georgios Monachos 3000 M.; Hrn. Prof. Dr. **Konrad Burdach** in Halle a. S. zur Fortführung seiner Untersuchungen über Ursprung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache und des deutschen Humanismus 1500 M.; der Verlagsbuchhandlung von R. L. Friderichs u. Co. in Elberfeld zur Drucklegung des „Deutschen Wortführers für die Bantu-Dialekte von P. H. **Brincker**" 1000 M.; Hrn. Prof. Dr. **Kühlewein** in Ilfeld zur Ausführung einiger für seine Ausgabe Hippokratischer Schriften erforderlichen Handschriften-Kollationen 750 M. — Dieselbe Klasse hat aus dem für das lateinische Inschriftenwerk zur Verfügung stehenden Fonds 1000 M. zur Vollendung des von Hrn. Prof. Dr. **Carl Pauli** in Lugano herausgegebenen „Corpus Inscriptionum Etruscarum" bewilligt. 5. Die Akademie hat den Ingénieur en chef des mines, Hrn. **Auguste Michel Lévy**, Mitglied des Instituts, in Paris und den Intendanten am Naturhistorischen Reichsmuseum, Hrn. Prof. **Gustaf Lindström** in Stockholm, zu korrespondirenden Mitgliedern in der physikalisch-mathematischen Klasse gewählt. — II. **Philosophisch-historische Klasse.** Sitzung vom 3. Nov. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. **Schmoller** las über „**Die englische Handels- und Zollpolitik des 17. und 18. Jahrhunderts**". Er suchte hauptsächlich abzuwägen, wie lange die Schutzzolltendenzen, die Navigationsakte und ähnliche Maßregeln berechtigte Gesammtinteressen Englands förderten, von wann an die Uebertreibung dieser Tendenzen, die damit sich verknüpfende Korruption und brutale Mißhandlung von Kolonien und Konkurrenten zu einer theoretischen und praktischen Reform Anlaß geben mußten. 2. Hr. **Koser** legte den von ihm bearbeiteten 72. Band der „Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven" (Leipzig, S. Hirzel 1898) vor, enthaltend den Briefwechsel Friedrichs des Großen mit dem Generalfeldmarschall v. Grumbkow und dem Akademiepräsidenten Maupertuis aus den Jahren 1731—1738, bezw. 1738—1759. — III. **Physikalisch-mathematische Klasse.** Sitzung vom 3. November. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. **Hertwig** las über „**Die Veränderungen unbefruchteter Eier von Ascaris megalocephala**". 2. Hr. **Klein** las über „**Die optischen Anomalien des Granats** und neuere Versuche, sie zu erklären". 3. Hr. Dames legte einen Bericht des Hrn. Dr. E. **Schellwien** in Königsberg i. Pr. vor über „**Die Ergebnisse einer Reise in die karnischen Alpen und die Karawanken**". Die mit Unterstützung der Akademie ausgeführte Untersuchung hatte den Zweck, das Alter der über dem Obercarbon der Ostalpen gelagerten hellen Kalkmassen festzustellen. In den karnischen Alpen ließen sich genügende Anhaltspunkte hiefür nicht gewinnen. Für die Karawanken dagegen konnte die Zugehörigkeit der betreffenden Kalke zum Permocarbon festgestellt werden. 4. Hr. Hertwig legte eine zweite Mittheilung des Hrn. Prof. **Schauinsland** in Bremen vor: „**Beiträge zur Biologie der Hatteria.**" Die Hatteria findet sich auf kleinen Felseninseln stets in Gesellschaft von Vögeln aus der Familie der Puffinidae. Sie ist ein Nachtthier und lebt mit den Vögeln in einige Meter langen, unterirdischen Höhlen, welche sie meistens nur Nachts verläßt. Die Eier werden im November außerhalb der Höhlen an geschützten, sonnigen Plätzen in Löchern abgelegt, die mit Gras, Laub und Moos bedeckt werden. Die Entwicklung der Embryonen geht in den Eiern sehr langsam vor sich. 5. Hr. Hertwig demonstrirte ferner eine große Anzahl von Zeichnungen, welche Hr. Prof. **Schauinsland** nachträglich noch zu seiner am 20. Oktober vorgelegten Mittheilung „Zur Entwicklung von Hatteria" eingesandt hat. 6. Hr. **Hertwig** überreichte die kürzlich erschienene VI. Auflage seines „Lehrbuchs der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Wirbelthiere", Jena 1898. Hr. **Landolt** überreichte die zweite Hälfte der von ihm in Gemeinschaft mit einer Reihe von Mitarbeitern herausgegebenen dritten Abtheilung der „Physikalischen und theoretischen Chemie von A. Horstmann, H. Landolt und A. Winkelmann", welche zugleich den Band I, 3 von **Graham-Otto's** „Lehrbuch der Chemie" bildet. Mit dieser, die Beziehungen zwischen physikalischen Eigenschaften und chemischer Zusammensetzung enthaltenden Abtheilung ist das Werk abgeschlossen. Hr. Virchow überreichte in einem Abdruck aus dem „British Medical Journal" seine am 3. Oktober in London als zweite „Huxley Lecture" gehaltene Vorlesung: „On Recent Advances in Science and their Bearing on Medicine and Surgery.

P. **Berlin.** **Die Herausgabe eines Werkes über die sixtinische Kapelle.** Es entspricht einem lange gehegten Wunsch der deutschen Kunstwissenschaft, daß die besonders im Laufe der letzten Jahre reich angewachsene, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreute und vielsprachige Literatur über die Entstehung, die kunstgeschichtliche und ästhetische Bedeutung der Freskencyklen der sixtinischen Kapelle des Vatikans in einem einheitlichen Werk bearbeitet werde, welches durch die Beigabe aller auf die Geschichte der Kapelle bezüglichen Dokumente und der nach einheitlichem Plan und mit Hülfe der besten modernen Vervielfältigungsverfahren hergestellten Abbildungen des gesammten künstlerischen Schmuckes den umfassenden Abschluß der seit Jahrhunderten unternommenen Studien über diese Kapitel bilden würde. Das Reichsamt des Innern hat auf eine bezügliche, von den hierüber gehörten Kunsthistorikern beifällig aufgenommene Anregung die Unterstützung eines solchen Unternehmens, das jahrelange Vorarbeiten erfordert und genauer Durchforschung der in den hauptsächlichsten Galerien und Bibliotheken Europa's befindlichen Handzeichnungen der an der Ausschmückung der sixtinischen Kapelle betheiligten Künstler der Renaissancezeit bedarf, in Aussicht genommen. Die diese Absicht begründende Denkschrift weist darauf hin, daß die sixtinische Kapelle das monumentalste Gesammtdenkmal der italienischen Renaissancemalerei darstelle, das sich in drei Hauptrichtungen zeige: in den Freskogemälden der Seitenwände (Frührenaissance), den Deckenmalereien Michelangelo's (Hochrenaissance), dem jüngsten Gericht desselben Meisters an der Wand des Hochaltars (Spätrenaissance und künstlerischer Abschluß der unter dem Namen der Renaissance zusammengefaßten Kulturepoche). Hiebei wird besonders darauf Nachdruck gelegt, daß die künstlerischen Richtungen Deutschlands in diesem Jahrhundert von den Fresken der sixtinischen Kapelle auf das stärkste beeinflußt worden sind. Die vom Reiche zu leistende Beihülfe zu diesem Unternehmen soll 75,000 M. (im Jahre 1899 hievon 25,000 M.) betragen, von denen voraussichtlich 15,000 M. aus dem Verkaufe des Werkes wieder eingenommen werden. Das Werk soll in zwei große Textbände mit reichem urkundlichen Material und zahlreichen erläuternden Abbildungen zerfallen. In einem besonderen Bande sollen die bisher weit zerstreuten, schwierig zu beschaffenden und noch nicht nach einem einheitlichen Plan aufgenommenen Abbildungen der Fresken in Lichtdrucktafeln auf Grund neuer Aufnahmen vereinigt werden. Der erste Band des Werkes und ein Theil der Lichtdrucktafeln soll bereits im Jahre 1900 erscheinen und auf der Pariser Weltausstellung Zeugniß von der Bedeutung der deutschen Vervielfältigungskunst und kunsthistorischen Forschung ablegen; in 5 Jahren wird das ganze Werk fertiggestellt sein. **Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft** (**früher Friedrich Bruckmann**) wird den Verlag des Werkes übernehmen. Der glänzende Ruf dieser Firma bürgt für seine künstlerische und tadellose Ausführung.

* **Das Südlicht.** Wie auf der nördlichen Erdhälfte von Zeit zu Zeit Nordlichter wahrgenommen werden, so auf der südlichen ganz ähnliche Erscheinungen, die folgerichtig als Südlichter bezeichnet werden. Indessen sind Beobachtungen über diese Südlichter weit spärlicher als solche über das Nordlicht, weil die südliche Halbkugel vorzugsweise vom Ozean bedeckt wird und überhaupt die Zahl wissenschaftlicher Beobachter dort nur gering sein kann. Systematische Beobachtungen über Südlichter beginnen eigentlich erst Ende der 50er Jahre mit den Aufzeichnungen Neumayers zu Melbourne. Wie die „Köln. Ztg." mittheilt, hat Dr. W. **Boller** in den letzten Jahren alles über Südlichter vorhandene Material ge-

sammelt und untersucht. Am häufigsten zeigt sich die Erscheinung im südlichen Eismeer, in der Nähe des Kap Horn. Ein Hauptverkehrsweg des Welthandels führt seit 100 Jahren an der Ostküste Amerika's vorbei, aber keine Bemerkung liegt vor, daß dort jemals ein Südlicht gesehen worden sei. Auch der östliche Theil des südamerikanischen Kontinents scheint von Südlichtern frei zu sein. In Süd-Georgien wurde während des Aufenthalts der deutschen Forscher (1882—1883) die Aurora nicht wahrgenommen, während sie im schönsten Glanze in Australien auftrat und sich durch Störungen der magnetischen Instrumente bemerkbar machte. Der magnetische Südpol liegt in der Nähe von 74° südl. Breite und 146° östl. Länge von Greenwich. Um diese Gegend herum ist das Auftreten der Südlichter nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheilt und daher müssen dieselben im Südosten häufiger erscheinen als an der anderen Seite des Südpols, also in Südwest-Australien weit zahlreicher als im südlichen Atlantischen Ozean. Die meisten Südlichter erscheinen in den Monaten März und Oktober, die wenigsten im Juni und November. Nach Dr. Boller kommt das Südlicht ebenso häufig vor als auf unsrer Hemisphäre das Nordlicht und wahrscheinlich zeigt es auch gleich diesem eine 11jährige Periode der Häufigkeit parallel der Sonnenfleckenperiode. Die Höhe des Südlichts in der Atmosphäre wurde von Dr. Boller in zwei Fällen zu 80 und 130 km berechnet, was mit den von Paulsen berechneten Höhen des Nordlichts übereinstimmt. Die Frage, ob Nord- und Südlichter gleichzeitig aufleuchten, ist noch nicht völlig entschieden, dagegen ist es Thatsache, daß häufig große Nordlichter mit Südlichtern zugleich auftreten. Südlichter sind bisweilen bis an den Wendekreis und über denselben hinaus gesehen worden und ebenso Nordlichter, so daß um die Zeit sehr starker Entwicklung des Polarlichts der größte Theil der Erdatmosphäre von leuchtenden Strahlen erfüllt ist.

-nn- **Ein großer alemannischer Friedhof** ist unlängst bei dem durch seine Pfahlbautenfunde bekannten Dorf Bodman am Bodensee entdeckt und zum Theil bloßgelegt worden. Die von dem Vorstand der Karlsruher Alterthumssammlung, Geh.-Rath Dr. E. Wagner, geleiteten Ausgrabungen haben eine Reihe werthvoller Funde ergeben, über die Wagner in einer Versammlung des Karlsruher Alterthumsvereins eingehend berichtet hat. Die Untersuchungen erstreckten sich auf 30 Gräber, deren Tiefe durchschnittlich 0.70 bis 1.60 m beträgt. Die Skelette waren durchweg gut erhalten, ebenso die den Leichen beigegebenen Gegenstände, unter denen merkwürdigerweise die Waffen fast ganz fehlen, Gebrauchs- und Schmucksachen aber um so reicher vertreten sind. Die ganze Siedelung scheint eine durchaus friedliche gewesen zu sein. Das Fehlen jeglicher christlicher Symbole läßt auf verhältnißmäßig frühe Zeit schließen, umsomehr, als eine Anzahl der Fundgegenstände unverkennbar römischen Einfluß aufweist. Es dürfte wohl das 5. Jahrhundert in Betracht kommen. Der Fund, der im wesentlichen den schon anderweitig bekannten frühgermanischen, speziell alemannischen Typus aufweist, beansprucht dadurch noch besonderes Interesse, daß wir hier einen der seltenen Fälle haben, in denen orientalische Einflüsse, ohne Zweifel durch die Römer vermittelt, den Germanen zugeführt worden sind. Merkwürdig dafür erscheint eine Bronzeschnalle mit Kerbschnitt, auf der eine stilisirte Menschenfigur deutlich erkennbar ist. Solche Arbeit war den Alemannen sicher nicht geläufig. Die Stilistik und die Linienführung weist nach dem Orient. Derartige Beispiele einer seltenen Kunstübung werden dem, der sich mit frühmittelalterlichen Kulturerzeugnissen beschäftigt, nicht unwillkommen sein. Sämmtliche Fundgegenstände sind den Karlsruher Sammlungen einverleibt worden.

* Die in den letzten Wochen im Peloponnes herrschenden Stürme und Regengüsse haben das **Museum von Olympia** beträchtlich beschädigt. Die Regengüsse sind durch das Dach in das Innere eingedrungen und haben den ganzen Westflügel unter Wasser gesetzt. Der Saal, in dem der Hermes des Praxiteles aufgestellt ist, ist überschwemmt; nicht minder die Abtheilung, welche die Sammlung der antiken Thonvasen birgt. Der schlimmsten Gefahr ist jedoch der östliche Flügel ausgesetzt, der zwei große Risse in den Wänden zeigt, so daß die Möglichkeit des Einsturzes nahegerückt ist. Wiederholt ist die Nachlässigkeit der griechischen Regierung gerügt worden, die durchaus nichts thut, um die kostbarsten Schätze des Alterthums vor Zerstörung zu schützen. Es ergibt sich immer mehr die Nothwendigkeit, die antiken Kunstschätze, statt sie in weltverlorenen Winkeln und Dörfern Griechenlands vernichten zu lassen, nach Athen zu schaffen und dort in einem gemeinsamen Museum zu vereinigen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dienstalters-Liste der Offiziere der Königlich Preußischen Armee und des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps 1898/99. Berlin, E. S. Mittler 1898. — **Kunst und Kunsthandwerk.** Monatsschrift. Herausgegeben vom A. v. Scala. 1. Jahrgang. Heft 10. Wien, Artaria u. Co. 1898. — **Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben.** Hggb. von Georg Hirth. I. Serie: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. „Alterthum“, bearbeitet von Dr. Heinrich Bulle. 10. und 11. Lfg. München und Leipzig, G. Hirth 1898. — **Prof. Dr. Sepp und Abt Haneberg:** Das Leben Jesu. IV. Aufl. 1. und 2. Buch. München, Cäsar Fritsch (Heinrich Plach). — **Stimmen aus Maria Laach.** Katholische Blätter. Jahrg. 1898. 9. Heft. Freiburg i. B., Herder 1898. — **Dr. W. Mühlpfordt:** Die Handwerkerfrage und das neue Handwerksgesetz. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch 1899. — **A. T. Mahan:** Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. Uebersetzt von Vize-Admiral Batsch. 9. Lfg. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — **Franz Grainer:** Aus freier Wildbahn. Thierstudien aus den Hochalpen in Momentaufnahmen. Begleittext von Arthur Achleitner. Berlin, Rudolf Schuster, Kunstverlag; Bad Reichenhall, Photographische Kunstanstalt Franz Grainer 1898. — **Max von Hoffeld und Dr. Lorenzen:** Ein Justizmord und andere Studenten-Geschichten. München, Seitz u. Schauer 1898. — **Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.** 9. Aufl. Heft 81—96. Leipzig, Otto Spamer 1898. — *Emil Reich:* Hungarian Literature. London, Jarrold & Sons 1898. — **Wilhelm Kaufmann:** Eine Sonderfahrt nach dem Orient. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1898. — **Julius Lohmeyer:** Die Bescheidenen. Novellen. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898. — **Carl Butcke:** Ein altes Haus. Ein Blatt der Erinnerung. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 17. November. Nummer 261.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ignaz v. Döllinger.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz in Passau.

I.

Der erste Band der Biographie über Ignaz v. Döllinger von J. Friedrich,[1] die ersten 38 Lebensjahre Döllingers umfassend, wird in diesen Tagen in die Hände des weitverzweigten großen Kreises derer gelangen, die mit Interesse und lebhafter Spannung ihr schon lange entgegensehen. Es ist damit endlich das lang gewünschte Gegengewicht gegen Michaels jesuitische Charakteristik Döllingers gegeben; eine auf seinem schriftlichen Nachlaß beruhende, möglichst objektive — dieses Prädikat darf man dem Buch Friedrichs in vollem Maße geben — und erschöpfende Darstellung seines Lebens und seines Entwicklungsganges.

Zur Schaffung dieses Werkes ist J. Friedrich geeignet und kompetent wie kein Zweiter, zumal der Mann, der nach ihm zunächst in Betracht gekommen wäre, Max Lossen, so früh der Welt und der Wissenschaft verloren gehen mußte. Im Besitze des schriftlichen Nachlasses Döllingers, konnte Friedrich seine Kenntniß und Darstellung des Lebens Döllingers aus der ersten und besten Quelle schöpfen und diese selbst noch um manches Stück — Abhandlungen, die anonym erschienen — vermehren. Zu diesem sachlichen Moment kommt das vielleicht noch belangreichere persönliche, daß Friedrich in jahrzehntelangem Verkehr mit Döllinger genaue Gelegenheit hatte, seine Person in allen ihren Seiten kennen zu lernen. Und die Person Döllingers in ihrer Entwicklung wirklich zu verstehen, dazu ist Friedrich um so besser imstande, als er ja selbst einen ähnlichen Entwicklungsgang wie Döllinger durchgemacht hat.

So wenig der Jesuit Michael in seiner Charakteristik Döllingers, ganz abgesehen von aller persönlichen Gehässigkeit, der Person Döllingers gerecht werden konnte, so sehr kann es Friedrich. Der Grund davon liegt in der bei Beiden verschiedenen Betrachtungsweise der Person und Entwicklung Döllingers.

Der Standpunkt Michaels ist der einer durchaus voreingenommenen dogmatischen Betrachtungsweise aller Dinge, und diese Betrachtungsweise macht sich bei ihm überall geltend. Der Mann, der zu Eingang seiner Arbeit den Satz aufstellt, die leibliche Himmelfahrt Mariä sei, wenn auch noch kein definirtes Dogma, doch volle Wahrheit, dem erst die Doktrin der Rahmen ist, in den die Geschichte hineinpassen muß, und dem das Dogma die Geschichte überwindet, kann unmöglich für die Entwicklung des Historikers Döllinger das rechte Verständniß haben. Dazu gehört eben die historische Betrachtungsweise, die Friedrich mit Döllinger theilt. Döllinger hat es selbst von sich gesagt: „Gewiß bin ich gleich Anderen ein leicht und viel irrender Mensch; habe auch in meinem langen wissenschaftlichen Leben gar viele Dinge, die ich für gewiß hielt, wieder aufgeben und einer besseren Einsicht Raum geben müssen. Ja, mein ganzes Leben ist ein beständiges Abstreifen von vorgefaßten Meinungen und falschen oder nur halbwahren Ideen, ein stetes, mitunter spätes Berichtigen allzu rasch gefällter Urtheile gewesen und ist dies noch immer. Aber in stets erneuter Forschung und in unablässiger Uebung der Geisteskräfte erlangt der Mensch doch zuletzt in den großen geschichtlichen Fragen, zu denen das ganze geschichtliche Material bereit und offen daliegt, eine Gewißheit und Sicherheit, welche der mathematischen gleichkommt." So sieht der Dogmatiker und jesuitische Doktrinär Michael „inneren Abfall" und Widersprüche, wo im vollsten Sinne der Döllinger'schen Entwicklung der Historiker Friedrich eben nur eine ganz logisch verlaufende Entwicklung, eine für den Historiker vollkommen verständliche und erklärliche geistige Fortbildung erblickt.

Und gerade in diesem Moment, in der Grundlage, die bei Michael wie Friedrich prinzipiell verschieden ist, liegt es, daß Friedrich wirklich ein quellenmäßig-objektives Bild Döllingers uns bietet.

Das Haus, in dem Döllinger, geboren in Bamberg am 28. Februar 1799, in Würzburg aufwuchs, war das des deutschen Gelehrten, und um seinen Vater, den berühmten Anatomen und Physiologen Ignaz Döllinger, sammelte sich ein Kreis von Männern, die ernstem wissenschaftlichen Studium mit Eifer oblagen.

Die Atmosphäre, in der Döllinger groß wurde, war also für eine freie Entwicklung seines Geistes ungemein günstig, und sein Vater sorgte selbst für die letztere durch eigene Erziehung seines Sohnes. Früh zeigte sich bei dem Knaben schon die Vorliebe für Bücher, und es ist recht bezeichnend, daß, als Döllinger Vater einmal wegen nicht befriedigender Leistungen dem Sohne drohte, er müsse ein Handwerk lernen, dieser in einer schlaflosen Nacht sich endlich die Buchbinderei als Lebensberuf suchte, für den Fall, daß sein Vater die Drohung verwirklichen würde. Frühzeitig legte auch Döllinger den Grund zu seiner ausgebreiteten Sprachenkenntniß; mit zehn Jahren las er bereits Corneille und Molière, bald lernte er am Gymnasium das Italienische dazu und von einem Schottenmönch das Englische. Das Gebiet der Mutter war die religiöse Erziehung des Knaben; stundenlang nahm sie den kleinen Ignaz mit in die Kirche, der, wie er sagt, dann betete und sich dem frommen und poesievollen Eindruck überließ, den die katholische Kirche auf das Gemüth hervorzubringen vermag. Zu Hause, wenn die Aufgaben fertig waren, mußte er ihr, statt Käfern und Schmetterlingen nachjagen zu dürfen, aus Erbauungsbüchern vorlesen, besonders aus den weitverbreiteten „Stunden der Andacht"

[1] Ignaz v. Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses, dargestellt von J. Friedrich. I. Theil: Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799—1837. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1898. 8°. X u. 606 S.

von Zschokke. Der Vater dagegen pflegte auf die theologischen Fragen seines Sohnes zu antworten: „Das weiß ich nicht," so daß der Junge auf die Idee kommen mußte, seinem Vater fehle ein Wissen, das man sich als Theologe aneignen könne. Seine Wißbegierde, die damals schon in hohem Maße lebendig war, wurde aber durch das rege wissenschaftliche Leben, dessen Zentrum sein Vater war, nur noch mehr angefeuert. Mit verschiedenen Schulpreisen und Stipendien ausgezeichnet, ließ sich Döllinger im Herbst 1816 an der Universität Würzburg immatrikuliren. Es war für ihn von großem Werth, daß es der Anschauung seines Vaters entsprach, bei der Berufswahl auf den Sohn keinerlei Zwang auszuüben; Döllingers Wissensdurst und dem Trieb, ihn auf den verschiedensten Gebieten zu stillen, war also keine hemmende Schranke gesetzt. In der That erwarb sich auch Döllinger als „Kandidat der Philosophie" Kenntnisse aus dem Gebiet der allgemeinen Wissenschaften, und selbst als er sich nach zwei Semestern als „Theologe" einschrieb, ging er noch mehr dem Studium der Philosophie und besonders der Naturwissenschaften als dem der Theologie nach und beschäftigte sich auch ernstlich mit Philologie und Geschichte.

Als Student war er ein scharfer Kritiker seiner Lehrer, die Universität Würzburg erschien ihm als eine Sammlung unbedeutender Kräfte. Eine glückliche Zeit war es für den Achtzehnjährigen, als er, natürlich ohne ein Honorar zu bekommen, einen Katalog der Bibliothek des aufgelösten Schottenklosters in Würzburg anfertigen durfte. „Ich war," sagte er, „überglücklich, zu den Auserlesenen zu gehören, welche die Bibliothek nach Herzenslust studiren und genießen durften; ich war bald das Konterfei jener Romanfigur Walter Scotts, die, stets auf Leitern zu den Bücherschränken steigend, ausrief: ‚Oh prodigious, prodigious.'" Die freie Benutzung der Bibliothek galt ihm auch später als die schönste Erinnerung an Würzburg. Als er sich als „Kandidat der Theologie" inskribirte, verlangte sein Vater, daß er neben der Theologie Jurisprudenz studire, allein er vernachlässigte bald die ihm unerträglich langweiligen juristischen Kollegien, die er hören sollte, und beschloß, nie Jurist zu werden. Die theologischen Vorlesungen belegte Döllinger auch nicht gerade übermäßig fleißig, sie schienen ihm zum Theil mangelhaft, und er hatte sich auch im Sommer 1818 schon zur Aufnahme in das geistliche Seminar nach Bamberg gemeldet. Die Nebenbeschäftigungen, Sprachen, Literatur und Naturkunde, die er besonders im Verkehr mit dem Dichter Platen pflegte, zogen ihn offenbar mehr an, als das schulmäßige theologische Studium, das er auf die Bamberger Seminarzeit verschob. Da aber seine Einberufung in das geistliche Seminar sich bis Herbst 1820 verzögerte, mußte er doch noch in Würzburg mit mehr Eifer theologische Vorlesungen hören; sie befriedigten ihn zum Theil wieder nicht, weil er selbst in manchem besser unterrichtet war als seine Lehrer. Da er in Würzburg solcherweise manches versäumt hatte, was zum theologischen Studium gehörte, mußte er in Bamberg vieles nachholen. Gleichzeitig aber fing er an, sich mit orientalischen Sprachen zu beschäftigen. Seinem Studieneifer war es zu verdanken, daß er am Schlusse des Sommersemesters 1821 den zweiten Fortgangsplatz erhielt. In Bamberg kam er auch mit dem geistlichen Rath und Wunderthäter Fürst Hohenlohe in persönliche Berührung, der vor den Kenntnissen des Studenten Döllinger schon so hohe Achtung hegte, daß er ihn bat, Döllinger möge ihm zur Abfassung einer theologischen Doktordissertation behülflich sein. Am 22. April 1822 empfing Döllinger vom Bischof von Würzburg die Priesterweihe, im Herbst 1822 wurde er als Kaplan nach Markt-Scheinfeld geschickt. Ein Jahr ungefähr blieb er dort, wie bisher eifrig mit Studien auf den verschiedensten Wissensgebieten beschäftigt.

So hatte Döllinger vor dem eigentlichen Studium der Theologie sich schon ein ziemlich umfangreiches allgemeines Wissen zu erwerben begonnen, das jedenfalls für die freie Entwicklung seines Geistes auch als Theologe von großem Werth war und die Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Kenntnisse schuf, die ihn später auszeichnete.

So wenig geregelt-schulmäßig aber sein Studium der Theologie war, soweit es im Besuch der Vorlesungen bestand, so eifrig und intensiv studirte er Theologie auf seine eigene Art.

Was ihn zur Theologie trieb, war die Liebe zur Wissenschaft mehr als die zum geistlichen Stande. „Fast allen Anderen," sagt er, „war die Theologie nur das Mittel zum Zweck. Mir dagegen war die Theologie (oder die auf Theologie gegründete Wissenschaft überhaupt) der Zweck, und die Wahl des Standes nur das Mittel."

Es ist darum erklärlich, daß, je weniger seine theologischen Lehrer und ihre Vorlesungen seinem wissenschaftlichen Trieb genügten, er umsomehr sich auf das Privatstudium warf. Zwei größere Werke bildeten da den Gegenstand und die Grundlage seines Studiums. Im ersten Jahre des theologischen Kursus hatte er sich die zwölf Bände der Annalen des Baronius gekauft und las ihn gern und begierig, allerdings ohne rechte Vorstellung von seinem kritischen Werth und der Menge seiner Irrthümer. Das zweite Werk, das großen Einfluß auf sein theologisches Denken ausübte, war die Dogmengeschichte des Petavius, und es ist begreiflich, daß einem solchen Werke und der in ihm gebotenen intimen Kenntniß der ganzen patristischen Literatur gegenüber ihn die Vorlesungen wenig befriedigten.

Für seine Geschichtsauffassung war es wesentlich, daß er Bücher wie Sarpi's „Historia del Concilia Tridentino" und M. J. Schmidts „Geschichte der Deutschen" erwarb und studirte. Die Beschäftigung mit solchen Werken bewirkte, daß er sich von dem jesuitischen System frei hielt.

Bekam Döllinger durch das Studium von Baronius und Petavius einen hohen Begriff von der katholischen Kirche, so bildete sich diese Anschauung ganz besonders nach einer Seite bei ihm aus, zur Polemik gegen den Protestantismus. Als 1817 protestantischerseits das Reformationsfest gefeiert wurde, veranstaltete man katholischerseits einen Neudruck der Schrift Luthers: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet."

Durch diese Schrift wurde Döllinger mit Luther bekannt, und ihre Lektüre wurde bestimmend für sein halbes Leben, sie gab seiner Arbeit die polemische Signatur gegen den Protestantismus. Eine große Einwirkung auf seinen Geist ging auch von der Konvertitenliteratur jener Zeit aus, und vollends wurde Döllinger in seinem Entschluß, Theologie zu studiren, bestärkt durch das Systema theologicum von Leibniz, der philosophischen Vertheidigung des Katholizismus, die ihm die Erhabenheit der katholischen Kirche, zugleich aber ihre Aufgabe in der Wissenschaft und gegenüber dem Protestantismus nur um so größer erscheinen ließ.

Das war das Resultat der geistigen Entwicklung Döllingers bis zu seinem 24. Lebensjahre. In der Aneignung der Kenntnisse ging er ganz seinen eigenen Weg. Unbefriedigt von dem, was ihm geboten wurde, suchte er seinem Wissensdrang auf eigene Faust zu genügen. In voller Freiheit entfaltete sich so sein Geist. Er selbst sagte über seine Studien: „In meinen Studienjahren gab es noch keine katholischen Kirchenhistoriker. Weder in Würzburg noch in Bamberg fand ich einen Mann, der mir hätte sagen können, wo ich angreifen sollte. Ich bin Autodidakt. Zehn Jahre meines Lebens vergingen, ohne daß ich recht eigentlich wußte, was ich Nützliches arbeiten könnte."

Die Richtung seines Geistes ging, wie gesagt, auf die

Vertheidigung der katholischen Kirche gegen den Protestantismus. Die Grundsätze aber, von denen er bei dieser Polemik gegen den Protestantismus ausging, waren durchaus nicht die modern ultramontanen mit der Ausprägung, die sie in den Dogmen des Jahres 1870 gefunden haben. „In meiner Jugendzeit,“ schrieb Döllinger 1880, „als ich in Bamberg und Würzburg studirte, galten die neuen von Pius IX. mit seinem Konzil aufgestellten Glaubensartikel als theologische Meinungen, und Viele setzten bei: schlecht begründete Meinungen.“ Das Grundprinzip, von dem Döllinger dem Protestantismus, wie später der jesuitisch-infallibilistischen Richtung in der katholischen Kirche gegenüber ausging, war das Traditionsprinzip des Katholizismus, gemäß dem eine wirklich katholisch sein sollende Lehre als schon in den ersten Jahrhunderten der Christenheit vorhanden gewesen nachgewiesen werden muß. Es wird sich zeigen, daß auch in den späteren Perioden seines Lebens und seiner Entwicklung Döllinger immer von diesem Grundsatz sich leiten ließ.

Auf Grund dieses Prinzips ersehnte er eine Wiederherstellung des Katholizismus in gereinigter Form und in alter Macht. Dabei lag es ihm fern, im gelehrten Beruf und in der Professur nach Verwirklichung seiner Gedanken zu streben. Sein Ideal war nach seinen Worten eine Pfarrei auf dem Lande, das Pfarrhaus in der Nähe des Waldes stehend und mit so viel Einkünften versehen, um sich eine Bibliothek ansammeln und in aller Stille frei von Sorgen und Abhaltungen ganz dem Studium sich hingeben zu können.

Ohne Döllingers Vorwissen sorgte sein Vater dafür, daß er im November 1823 zum Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Lyceum in Aschaffenburg mit einem Gehalt von 700 fl. ernannt wurde. Die Aufgabe, die seiner harrte, war für einen Anfänger sehr schwierig, da er zu den in der Anstellung erwähnten Fächern auch noch den Vortrag der Dogmatik übernehmen mußte, so daß er im Schuljahr 1823/24 15 Wochenstunden Vorlesungen hatte. „Ich lebte,“ meinte er später, „von der Hand in den Mund, bereitete tags zuvor erst vor, was ich am nächsten Tag vorzutragen hatte.“ Auch im Studienjahr 1824/25 mußte er außer Kirchengeschichte und Kirchenrecht noch andere Vorlesungen halten: Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums und christliche Alterthümer, außerdem ertheilte er noch in drei Wochenstunden den Religionsunterricht in der obersten Gymnasialklasse. Nachdem aber die erste Schwierigkeit des sich Einarbeitens überwunden war und Döllinger in der akademischen Lehrthätigkeit seinen eigentlichen Lebensberuf erkannt hatte, drängte es ihn, auch an seinem Theil die katholische Kirche in ihrer Wissenschaft zu heben, und zwar, wie oben betont wurde, im bewußten Gegensatz zum Protestantismus. In seinem Streben, die katholische Kirche, die „zu wenig Achtung auf Seite der Protestanten genoß“, zu höherer Anerkennung zu bringen, wurde er wohl auch angeregt durch das damals erschienene Buch Möhlers: „Die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der ersten drei Jahrhunderte“. „Das Ideal der christlichen Kirche,“ sagte er, „schien plötzlich vor unsern verwunderten Augen zu stehen, und je mehr es in seinen einzelnen Zügen durchgearbeitet werden und in seiner vollen Schönheit heraustreten würde, desto größere Anziehungskraft, glaubten wir, müßte es ausüben. Es schwebte uns als Ziel eine von den Mängeln und Mißbräuchen gereinigte, dem Ideal der alten möglichst ähnliche Kirche vor; der Aufschwung der theologischen Wissenschaft sollte nach unsrer Meinung nothwendig die Reform der Kirche nach sich ziehen.“ Dafür, daß Döllinger in seiner schriftstellerischen Thätigkeit jener Periode ganz bewußt sich zum Vertheidiger des Katholizismus gegen den Protestantismus aufwarf, legt ein Brief vom 29. April 1826 an seinen Großoheim klares Zeugniß ab. Er spricht darin von seiner Absicht „als Vertheidiger der Wahrheit und der guten Sache aufzutreten“. „Denn welchen erhabeneren Beruf gibt es als den, mündlich und schriftlich dazu beizutragen, daß die Wahrheit und Alleingültigkeit der katholischen Religion immer mehr erkannt und besonders der Vorwurf der Veränderlichkeit im Glauben, der ihr von protestantischer Seite so oft gemacht wird, abgewiesen werde. Daher habe ich mir auch Kirchengeschichte und Patristik als meine Hauptfächer gewählt, denen ich alle Zeit und alle meine Kräfte widme, damit ich auf diesem Felde einst etwas gründliches zu leisten vermöge, umsomehr, als diese so wichtigen Fächer von katholischer Seite in neueren Zeiten, wie mir scheint, zu sehr vernachlässigt worden sind.“ Diesem allgemeinen Ideal Döllingers entsprach seine erste Schrift: „Die Lehre von der Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten“, eine historisch-theologische Abhandlung, die protestantischen Auffassungen der Abendmahlslehre der ersten Jahrhunderte gegenüber die katholische Lehre als die wahre, berechtigte vertheidigen sollte. Die Fertigstellung und Verlegung dieser Schrift brachte Döllinger in persönliche Verbindung mit den katholischen Kreisen in Mainz, mit denen er die Begeisterung für die gute Sache theilte. Damals tauchte in Döllinger der in verschiedenen Briefen aus jener Zeit erweiterte Gedanke an eine theologische Encyklopädie auf, deren Realisirung ihm sehr am Herzen lag. Sie kam indeß, trotzdem Döllinger fleißig mit den Vorarbeiten für sie beschäftigt war, damals nicht zustande. Ein anderes literarisches Unternehmen, das er plante, wie die Herausgabe des Neuen Testaments mit katholischen Anmerkungen. Für die Zustände im damaligen katholischen Lager ist aber eine Briefstelle im Mai 1826 bezeichnend: „Unsre katholischen Buchhändler sind äußerst schwer zur Uebernahme einer theologischen Schrift zu bringen, selbst wenn der Verfasser auf Honorar verzichtet. Wenn nicht der protestantische Seidel zu Sulzbach wäre, wie manche gute katholische Schrift wäre ungedruckt geblieben!“

Döllingers „Eucharistie“, die bei allem Bemühen, sachlich zu bleiben, doch den Verfasser als gewandten Polemiker kennzeichnet, machte Aufsehen, sie erfuhr Anerkennung, und Döllinger erlangte durch ihre Vorlegung von der theologischen Fakultät in Landshut am 3. Juni 1826 in absentia die theologische Doktorwürde.

Im Mai 1826 war Döllinger selbst noch besorgt, daß bei der neu gegründeten Universität München „eine tüchtige theologische Fakultät zusammengebracht“ werde, und er äußerte sich dabei über die Mehrzahl der Landshuter Theologen recht abfällig. Im August schon konnte er melden, daß er zum Professor extraordinarius an der neuen Münchener Universität ernannt sei.

Damit war Döllinger an den rechten Platz gestellt, an das Zentrum wissenschaftlicher Thätigkeit. Die Schwierigkeit, die für gedeihliches wissenschaftliches Arbeiten darin liegt, wenn man fern von der wissenschaftlichen Zentrale, ihren persönlichen Anregungen, ihren Hülfsmitteln, Bibliotheken u. dgl. ist, eine Schwierigkeit, die auf die Dauer auch auf die größte Arbeitslust und das ernsteste wissenschaftliche Streben lähmend einwirkt — ihr war nun Döllinger zu seinem und der katholischen Wissenschaft Glück entgangen. War in Aschaffenburg die Gefahr nahegelegen, daß er mit seinen Arbeitsideaten und seiner katholischen Gedankenwelt allmählich vereinsamte, so wurde er in München in einen Kreis gleichgesinnter, für die katholische Kirche begeisterter Männer gestellt, von denen er stets frische Anregung empfing, wie er auf sie wiederum großen belebenden Einfluß ausübte. „Alles das“ — sagt Friedrich — „mußte auf einen jungen Gelehrten wie Döllinger, der mit dem Be-

wußtsein kam, eigens berufen zu sein, zu diesem Aufschwung (den die neue Universität München nehmen sollte) mitzuwirken und der die Kraft in sich fühlte, dazu beitragen zu können, ungemein erhebend und begeisternd wirken. Große Ziele erzeugen große Männer, und die Berühmtheiten spornen die jugendlichen Talente an, ihnen ebenbürtig zu werden, wenn sie im Kreise der an sich Gleichgestellten eine Bedeutung erlangen wollen!"

Die Arbeitslast, die auf Döllinger gelegt wurde, war sehr groß und entsprach nicht seinem Gehalt von ungefähr 800 fl. In 19 Stunden wöchentlich las er Kirchengeschichte, Patrologie mit Erklärung einzelner Kirchenväter und spezielle Dogmatik mit Dogmengeschichte verbunden. So war er außerordentlich angestrengt: „wäre nur dieses erste Jahr herum," schrieb er, „ich muß jetzt wirklich jede Viertelstunde zusammennehmen." Ueber die schwere Arbeit tröstete ihn die in der Theologie gut versehene Universitätsbibliothek, und er trug sich bald wieder mit neuen wissenschaftlichen Arbeiten. Seine Antrittsrede handelte „Von der Ausbreitung des Christenthums in den ersten Jahrhunderten".

Im Herbst 1827 wurde Döllinger an Stelle seines ins Domkapitel aufgenommenen Vorgängers Hortig ordentlicher Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht „in würdigender Anerkennung seiner bisherigen Leistungen im Lehramt, jedoch ohne Gehaltsvermehrung". Obwohl nun ordentlicher Professor, gehörte doch Döllinger der eigentlichen „inneren" Fakultät noch nicht an, hatte also an den Fakultätsgeschäften, wie Prüfungen u. dgl., keinen Antheil. Das war ein sonderbarer Zustand, der zu merkwürdigen Dingen führte und der eine Reihe von Jahren noch dauerte.

Die erste größere Arbeit, die Döllinger nun unternahm, war die von Hortig ihm 1827 übertragene Fortsetzung seiner (Hortigs) Kirchengeschichte (die Periode seit der Reformation). Am 1. August 1828 schrieb Döllinger die Vorrede zu ihr nieder. Das Werk fand günstige Aufnahme, aber es rief auch von gewisser Seite Angriffe auf die Orthodoxie Döllingers, deren er sich doch in hohem Grade bewußt war, hervor, besonders weil er behauptet hatte: „bei diesem ersten Hervortreten Luthers (durch Anschlagen der 95 Thesen) war offenbar das Recht auf seiner Seite".

Döllinger gehörte einem Kreis von gleichgesinnten Männern an, der unter dem Einfluß einerseits von Görres, andrerseits von Baader stand und der bald als jesuitische Kongregation verschrieen war. Zur Vertretung ihrer streng katholischen, aber vom heutigen Ultramontanismus weit entfernten Ideen schufen sich diese Männer im Sommer 1828 ein eigenes Organ in der Münchener Zeitschrift „Eos". Döllinger schrieb auch manche Artikel in sie und führte vor allem in ihren Spalten eine längere Fehde mit Heinrich Heine. Indeß, da auch der König Ludwig hinter der Thätigkeit der „Eos", bezw. der „Kongregation" Jesuitismus vermuthete, brachte Döllinger seine Mitarbeiterschaft an der „Eos" die Ungnade des Königs, der gesagt haben soll, „ich will keine Jesuiten und keine Eositen". Döllinger wurde nämlich im Sommer 1829 eine Professur in Breslau mit 800 Thalern Gehalt angeboten. Er wollte zwar in München bleiben, aber die Gelegenheit benutzen, eine Gehaltserhöhung zu erlangen. Der Stimmung des Königs gegen die Eositen entsprechend, erfolgte aber ein ganz ungnädiger abweisender Bescheid. Die Fakultät, der Senat legten sich ins Mittel, Döllinger selbst überreichte unmittelbar eine Vorstellung. All das reizte den Zorn des Königs noch mehr, so daß ein noch schärferer ablehnender Bescheid erfolgte. Döllinger hatte bereits beim Rektorat der Universität ein Entlassungsgesuch eingereicht, und der König hatte in seinem Aerger über den vermeintlichen Jesuitismus und die Kongregation gesagt: „Je eher Professor Döllinger meinen Dienst verläßt, desto lieber wird es mir sein," indeß wurde die Sache doch wieder beigelegt. Im nächsten Jahre, 1830, wurde Döllinger für die Professur für Kirchengeschichte in Bonn in Vorschlag gebracht, und 1831 erhielt er von der theologischen Fakultät in Freiburg i. B. einen Ruf, beidemale lehnte er ihn ab. Während dieser Zeit und wohl auch unter dem Eindruck dieser Berufungen wandelte sich die Stimmung des Königs, und außer in anderen Dingen zeigte sich das auch darin, daß Döllinger 1832 ein Gehalt von 1000 fl. und „zum Beweise allerhöchster Anerkennung" im Jahre 1835 eine Zulage von 200 fl. und die gleiche Summe auch im Jahre 1836 erhielt. Für die „Eos" hatte Peter Cornelius seine nach Dante entworfenen, aber nicht ausgeführten Bilder zum Geschenk gemacht, um durch deren Herausgabe und den Verkauf die Hülfsmittel der „Eos zu kräftigen. Döllinger schrieb im Jahre 1830 dazu eine Schrift: „Umrisse zu Dante's Paradies von P. v. Cornelius mit erklärendem Text von Dr. J. Döllinger."

Die Anschuldigungen gegen die „Kongregation" ruhten nicht, sie führten im Gegentheil im Jahre 1830—1831 zu heftigen Kämpfen auch in der Zweiten Kammer. Döllinger nahm die Anklage, daß er ein Kongregationist sei, indeß gleichmüthig hin. Um diese Zeit trug er sich mit dem Plan, ein „Handbuch der gesammten theologischen Literatur" zu schreiben, er führte den Plan aber nicht aus.

Der Streit über die gemischten Ehen, der im Jahre 1831 auch ganz Bayern in Aufruhr versetzte, veranlaßte Döllinger, seinen Standpunkt in ausführlichen Artikeln der „Eos" und in einer anonymen Schrift „Ueber die gemischten Ehen" mit aller Schärfe klarzulegen.

Dezember 1831 schloß Döllinger mit dem Verleger Manz einen Vertrag über eine neue Bearbeitung der Hortig'schen Kirchengeschichte in drei Bänden ab und traf auch Bestimmungen über das erwähnte „Handbuch der gesammten theologischen Literatur", die faktisch aber nicht zur Durchführung gelangten. In jenen Jahren war Döllinger, obwohl er, wie erwähnt, der inneren Fakultät nicht angehörte, eifrig bemüht, das geistige Niveau der Fakultät durch Berufung neuer Kräfte zu heben, allein er erfuhr von Verschiedenen, auf die er großes Vertrauen gesetzt hatte, Ablehnungen und seine Bemühungen waren im wesentlichen vergebens. Konnte er so die Fakultät nicht bessern, so sorgte er wenigstens, soweit es ihm möglich war, daß seine Schüler in wissenschaftlicher Hinsicht gefördert wurden und nahm an ihren literarischen Bestrebungen großen Antheil.

Das „Handbuch der Kirchengeschichte" erschien in seiner I. Abtheilung im Jahre 1834 und fand eine verschiedenartige Beurtheilung besonders hinsichtlich der Auffassung Döllingers von der Primatsfrage. Den zweiten Theil nahm Döllinger gleich nach Fertigstellung des ersten im Sommer 1833 in Angriff. Da stürzte er in Aschaffenburg während der Herbstferien und brach das linke Bein. Trotzdem war er im Januar 1834 wieder emsig an der Arbeit und erhielt Ende Dezember 1834 bereits seine Freiexemplare der zweiten Abtheilung. Damit lag die erste auf wissenschaftlicher Methode und Forschung beruhende katholische Kirchengeschichte vor. Unter der Hand war ihm aber das Buch zu umfangreich geworden, seine Fortsetzung in der gleichen Weise hätte, da es in zwei Abtheilungen nur bis zur Darstellung der äußeren Kirchengeschichte in der zweiten Periode (313—680) gelangt war, noch viele Bände und Jahre Arbeitszeit gefordert. Er ließ dieses Unternehmen deßhalb liegen und ersetzte es durch ein Lehrbuch der Kirchengeschichte, das in den Jahren 1836—1838 erschien. Indeß auch dieses Lehrbuch blieb unvollständig und bot die Dar-

stellung der Geschichte der Päpste nur bis zur Reformation. Eine zweite Auflage des Lehrbuches, das viel Anklang fand und ins Englische, Französische und Italienische übersetzt wurde, im Jahre 1843 war nur eine Art Wiederabdruck; der Aufforderung, in den 60er Jahren eine dritte Auflage zu veranstalten, setzte Döllinger selbst die Worte entgegen: „Das ist keine Aufgabe mehr für mich, und nach meiner gegenwärtigen geschichtlichen Auffassung dürfte keine Zeile der früheren Auflage stehen bleiben.“ In den 10 Jahren, die nun Döllinger fast schon in München wirkte, hatte er aber eine so allgemein anerkannte wissenschaftliche Bedeutung erlangt, daß ihn der protestantische Oberkonsistorialpräsident Roth, da er (Döllinger) „sich durch seine kirchengeschichtlichen Arbeiten einen ehrenvollen Platz unter den Historikern erworben hat“, mit Erfolg zum außerordentlichen Mitglied der kgl. b. Akademie der Wissenschaften vorschlug. Aber in all seiner historischen Wissenschaft vergaß doch Döllinger nicht die Neigungen seiner früheren Tage, und so finden wir ihn im Jahre 1834 lebhaft mit Entomologie beschäftigt.

In der Mitte der 30er Jahre versuchte Döllinger wieder im Gegensatz zur „inneren“ Fakultät, in die er endlich im Jahre 1834 eintrat, die Fakultät durch Berufung hervorragender Kräfte zu heben. Diesmal gelang es ihm mit Umgehung der Fakultät, die Berufung Möhlers von Tübingen im Wintersemester 1835/36 zu erwirken. Der Fakultät zuliebe, um sie zu bessern, brachte Döllinger das persönliche große Opfer, das Möhler von ihm forderte, die Vorlesungen aus den geschichtlichen Fächern ihm (Möhler) zu überlassen und dafür die Dogmatik zu übernehmen. Der spekulativen Behandlung, die die Dogmatik von Schelling und Baader erfuhr, gegenüber mußte Döllinger seine Lehraufgabe als rein geschichtliche auffassen, und die noch vorhandene Uebersicht trägt auch den Titel „Geschichtliche Dogmatik“. Nach der genaueren Kenntniß des Manuskriptes urtheilt Friedrich: „Danach ist Döllinger kein bloßer Lückenbüßer, sondern ein so hochstehender Dogmatiker, als es damals überhaupt einen gegeben haben mag; aber sicher hat ihn Keiner in diesem Jahrhundert an Kenntniß der Bibel des Alten und Neuen Testaments, der Kirchenväter und der späteren Literatur, der Kirchen- und Ketzergeschichte übertroffen.“

Mitte der 30er Jahre trat Döllinger auch in nähere Beziehungen zu den englischen Katholiken, besonders zu dem späteren Kardinal und Erzbischof von Westminster, Wiseman. Dieser besuchte Döllinger 1835 in München, und Letzterer bereiste selbst im Herbst 1836 England, dem er seitdem seine Sympathien dauernd widmete. Allen Ernstes dachte man in England daran, Döllinger, der durch die Uebersetzung seiner Kirchengeschichte in katholischen Kreisen sehr populär geworden war, nach England zu berufen. In der That wurde ihm von dem Präsidenten Newsham des Ushow-College im Frühjahr 1839 der Vorschlag gemacht, eine Professur in diesem College anzunehmen, aber Döllinger, der 1837 zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt worden war, war, wie Friedrich sagt, „schon zu sehr gewohnt, mit größeren Mitteln zu arbeiten, als die Bibliothek eines englischen Colleges sie hätte bieten können“, und lehnte den Antrag ab.

Ein Brevier des Optimismus.[1]

Von Felix Vogt (Paris).

Wer hätte vom Dichter der blutrünstigen „Princesse Maleine“, der in Todesahnungen schwelgenden „Intruse“, der führerlos herumirrenden „Aveugles“ und des einen melancholischen Quietismus predigenden „Trésor des Humbles“ ein Brevier des Optimismus erwartet? Die Ueberraschung ist groß für Alle, welche die Wirksamkeit dieses originellsten Schriftstellers des heutigen Belgiens Schritt für Schritt verfolgt haben. Maeterlinck beruft sich in seinem Vorwort auf weiblichen Einfluß, der ihm den Gedanken eingegeben habe, die Lebensweisheit (so ist wohl nach seinem Sinne das Wort „Sagesse“ am besten wiederzugeben) als Weg zum Glück, und zwar nicht etwa zum Glück der Entsagung, sondern zum wirklichen, vollen Glücksgefühl hinzustellen. Er widmet nämlich sein Buch der Sängerin Georgette Leblanc, die seit 5 Jahren abwechselnd in Brüssel, in Bordeaux und in Paris an der Komischen Oper gesungen hat, ohne bis jetzt den Ruf eines Sterns erster Größe errungen zu haben. In der „Sapho“ von Massenet erreichte sie die gesangliche Leistung ihrer Vorgängerin Calvé nicht, zeigte aber in der dramatischen Gestaltung eine merkwürdige Intelligenz und noch mehr Kühnheit als die Calvé, die das leidenschaftliche Malermodell bereits mit sehr realistischen Zügen ausgestattet hatte. Es wird uns, die wir Frau Leblanc als Sapho auf der Bühne gesehen haben, etwas schwer, sie uns im Leben als Diotima eines modernen Sokrates vorzustellen, aber die Widmung Maeterlincks zwingt uns gebieterisch zu dieser Umformung unsrer Gedanken, denn wir lesen da: „Ich widme Ihnen dieses Buch, das sozusagen Ihr Werk ist. Es gibt eine höhere und wirksamere Mitarbeiterschaft, als die der Feder; es ist die des Gedankens und des Beispiels. Ich brauchte mir nicht mühevoll die Entschlüsse und die Handlungen eines idealen Weisen vorzustellen, noch auch aus meinem Herzen die Moral eines nothwendigerweise etwas unbestimmten Traums abzuleiten. Es genügte mir, Ihren Worten zu lauschen. Es genügte mir, Ihnen mit aufmerksamem Blicke im Leben zu folgen. Ich verfolgte auf diese Art die Bewegungen, die Gesten, die Gewohnheiten der Lebensweisheit selbst.“

Der Zweifel ist also nicht mehr erlaubt. Das leuchtende Vorbild seiner Sängerin hat aus dem Dichter des geheimnißvollen Grauens, als welcher Maeterlinck berühmt geworden ist, einen lächelnden Philosophen gemacht, der den Stoicismus mit einigem Epikuräismus versetzt. Würde der Name dieser Dame nicht auf der Widmung prangen, so würden wir freilich viel eher in Maeterlincks neuer Entwicklung den Einfluß von Renan sehen, der im Verlaufe des Buches auch mehrfach citirt wird, wenn auch zuzugeben ist, daß Maeterlincks Optimismus einen positiveren, lebensfreudigeren und jugendlicheren Charakter trägt, als derjenige Renans.

Schon das Drama „Aglavaine et Sélysette“, das vor 2 Jahren erschien und in diesem Winter durch das Oeuvre in Paris aufgeführt werden wird, bezeichnete übrigens eine gewisse Umkehr Maeterlincks. Diese Tragödie der Aufopferung veranlaßte Dumur, den Kritiker des „Mercure de France“ zu dem Ausruf: „Hr. Maeterlinck hat keine Furcht mehr!“ Unklar blieb aber noch, ob der Dichter in diesem Werke vorzugsweise Worte des Trostes oder Worte der Verzweiflung sprechen wollte. Für das neueste Buch ist dagegen der neue Standpunkt nicht mehr zu verkennen. Es will ein Mittel des Trostes und der Erhebung sein und wird auch bei den meisten Lesern diesen Zweck erfüllen. Während „Le Trésor des Humbles“, der sich scheinbar an die Demüthigen und Niedriggestellten wandte, eigentlich nur ein Buch für eine kleine Elite war, richtet sich „La Sagesse et la Destinée“ an Alle, die irgend einmal über den Sinn und Zweck des Lebens, über Glück und Unglück im tieferen Sinne, über Gut und Böse nachgedacht haben, und kann, zum größeren Theil wenigstens, von ihnen Allen verstanden werden. Denn auch die Klarheit ist eine der neuen Errungenschaften Maeterlincks, die nur noch ab und zu durch unnöthige Weitschweifigkeit beeinträchtigt wird.

[1] La Sagesse et la Destinée von Maurice Maeterlinck. Wir haben kürzlich (s. Nr. 247 d. Z.) schon ein Stück aus diesem Buche, über dessen Inhalt und Entstehung der vorliegende Essay in übersichtlicher Weise berichtet (in der Uebersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski), veröffentlicht. D. Red.

Der äußeren Form nach zerfällt das Buch, wie das jetzt seit Nietzsche üblich ist, in kurze Aphorismen. Es sind ihrer 117, und wenige davon sind länger als vier Seiten. Die meisten sind zwei- oder dreiseitig. Dennoch ist der Gedankengang leicht zu verfolgen. Er dreht sich immer um den Satz, daß der Mensch durch seine geistigen und moralischen Kräfte das widrige Geschick überwinden oder sich wenigstens dagegen unempfindlich machen kann. Maeterlinck glaubt sich gleich im Eingang und später mehrmals entschuldigen zu müssen, daß er in einer Zeit, wo so viel von Noth und Elend die Rede sei, wo so schreiende Ungerechtigkeiten begangen werden, vom Glück zu sprechen wage und das Glück predigen wolle. Er sagt da u. a.: „Die Menschheit war bis jetzt wie ein Kranker, der sich ruhelos auf seinem Lager wälzt, aber das verhindert nicht, daß die einzigen, wirklich trostreichen Worte, die ihr gesagt wurden, von Leuten herrührten, die zu ihr sprachen, als ob sie nie krank gewesen. Die Menschheit ist eben dazu gemacht, glücklich zu sein, wie der Mensch zur Gesundheit gemacht ist. . . . Man thut wohl daran, zu glauben, daß etwas mehr Gedankenarbeit, etwas mehr Muth, etwas mehr Liebe, etwas mehr Wißbegier, etwas mehr Lebenskraft eines Tages genügen werden, um uns die Thore der Freude und der Wahrheit zu öffnen. Das ist auch nicht ganz unwahrscheinlich. Man darf hoffen, daß eines Tages alle Welt glücklich und weise sein wird, und wenn dieser Tag auch niemals kommt, ist es kein Verbrechen, ihn erwartet zu haben. Jedenfalls ist es nützlich, den Unglücklichen vom Glücke zu reden, damit sie es kennen lernen. Sie bilden sich so gern ein, das Glück sei etwas außerordentliches und unerreichbares! Wenn aber Alle, die sich für glücklich halten dürfen, einfach die Gründe ihrer Befriedigung darlegten, so würde man sehen, daß zwischen Traurigkeit und Freude nur der Unterschied besteht, der eine lächelnde und aufgeklärte Entgegennahme von einer feindlichen und grollenden Beugung unter das Joch, oder eine kleinliche und eigensinnige Auslegung von einer harmonischen und weitblickenden Auslegung trennt. Die Unglücklichen würden dann ausrufen: ‚Nichts weiter als das? Aber dann besitzen wir in unserm Herzen auch die Grundbedingungen dieses Glücks.‘ In der That besitzt ihr sie! Abgesehen von großen körperlichen Leiden besitzt sie alle Welt. Aber sprecht von diesem Glück nicht mit Verachtung, denn es gibt kein anderes! Der glücklichste unter den Menschen ist der, der sein Glück am besten kennt, der am tiefsten davon durchdrungen ist, daß das Glück vom Unglück nur durch einen hohen, unermüdlichen, menschenfreundlichen und muthigen Gedanken getrennt ist. Von diesem Gedanken möglichst oft zu sprechen, ist heilsam; man thue es aber nicht, um den eigenen Glücksgedanken Anderen aufzureden, sondern um allmählich im Herzen der Zuhörer den Wunsch entstehen zu lassen, auch selbst einen eigenen Gedanken dieser Art zu besitzen."

Dieses Citat wird dem Leser hinlänglich zeigen, in welchem Geiste und in welchem Tone das Buch gehalten ist. Als besonderes Merkmal ist aber noch zu erwähnen, daß sich Maeterlincks Glückslehre von allen religiösen oder gar konfessionellen Erwägungen fernhält. Oft genug ist zwar von Jesus Christus die Rede und immer mit dem Ausdruck großer Ehrfurcht, aber er dient nur als Vorbild eines wahren Weisen und wird meist in einem Athem mit Sokrates und mit Mark Aurel genannt. Im Kapitel, wo er sich über Fénelon und seine Gesinnungsgenossen ausspricht, schreibt er geradezu: „Man glaube nicht, daß ihre Frömmigkeit sie rettet und daß die Zuflucht ihrer Seelen sich nur in Gott findet. Es genügt nicht, Gott zu lieben und ihm zu dienen, so gut man kann, damit die menschliche Seele sich festige und beruhige. Man kann Gott nur mit dem Verstand und den Gefühlen zu lieben lernen, die man in der Berührung mit den Menschen erworben und fortentwickelt hat." Und im gleichen Zusammenhang: „Wenn wir eine wirklich ruhige und gesunde Seele antreffen, so dürfen wir sicher sein, daß sie ihre Ruhe und Gesundheit menschlichen Tugenden verdankt." Die bekannte Katastrophe des Pariser Bazarbrandes gibt ihm ebenfalls eine Betrachtung ein, die mit den christlichen Anschauungen von den Belohnungen des Jenseits wenig übereinstimmt. Er sagt da: „Beim geringsten Ereigniß entdecken wir, daß wir kaum über die Moralbücher der Kinder hinausgekommen sind, wo alle Verbrechen bestraft werden. Wir hätten im Gegentheil Musterbücher von bestraften Tugenden nöthig. Sie wären den wahren Seelen nützlicher und würden den Stolz und die Energie im Guten besser unterhalten. Aus der Immoralität des Zufalls muß eine schönere Moral entspringen. Je mehr sich der Mensch verlassen fühlt, umsomehr findet er seine eigene Kraft wieder. Bilden wir uns nicht ein, daß die Grundlagen der Tugend zerfallen, weil Gott uns ungerecht scheint! In der augenscheinlichen Ungerechtigkeit ihres Gottes würde die menschliche Tugend endlich ihre unerschütterlichen Grundsteine finden."

Ist es ein Mangel oder ein Vorzug von Maeterlincks Glückslehre, daß das Glück der Liebe darin einen sehr geringen Raum einnimmt? Darüber werden die Leser getheilter Ansicht sein, aber die Leserinnen werden ihm daraus einen Vorwurf machen. Das Wenige aber, was er auf den letzten Seiten hierüber sagt, gehört zu den besten Theilen des Werkes. Er bestreitet da, daß die Liebe allein einen Menschen vollständig glücklich oder unglücklich machen könne. „Ich habe mehr als ein Leben," so schreibt er, „durch die Liebe gebrochen gesehen, aber wenn es nicht die Liebe gethan hätte, so würde wahrscheinlich die getäuschte Freundschaft, die Apathie, die Ungewißheit, die Gleichgültigkeit, die Unthätigkeit diese gleichen Lebensschicksale gebrochen haben. Die Liebe bricht in einem Herzen nur zerbrechliche Dinge und wenn sie alles darin bricht, so kommt es daher, daß darin alles zu zerbrechlich war." — Er schließt denn auch mit einem Worte kräftigen Trostes für die, welche in ihrem Leben um das Glück der Liebe betrogen wurden. Er ruft ihnen zu: „Verliert den Muth nicht, was immer euer Herzensschicksal sein mag! Glaubt vor allem nicht, daß ihr, wenn ihr das Glück der Liebe nicht gekannt habt, nie das große Glück des menschlichen Daseins empfinden werdet! Mag das Glück die Form eines Flusses, eines unterirdischen Baches, eines Wasserfalles oder eines Sees annehmen, so ist seine Quelle in den verborgenen Kammern unsres Herzens doch die gleiche und der unglücklichste Mensch kann sich eine Vorstellung des größten Glückes machen. Es gibt freilich in der Liebe eine Entzückung, die er nicht kennen wird, aber diese Entzückung würde in einem ernsthaften und aufrichtigen Herzen nur eine große Schwermuth zurücklassen, wenn man in der wahren Liebe nicht etwas sichereres, tieferes, unerschütterlicheres fände, als jene Entzückung." — Das ist ein Trost, aber dieses Glück in der Vorstellung dürfte denn doch für zahlreiche Fälle nicht ausreichen.

Maeterlincks Vergangenheit als dramatischer Dichter, eine Vergangenheit, welche die Zukunft nicht ausschließt, ist ihm auch in diesem philosophischen Versuche zustatten gekommen. Die zutreffendsten Beispiele aus der dramatischen Literatur sind ihm geläufig und geben seinen Ausführungen oft eine Originalität, die ihnen sehr noththut, denn ohne diese würden sie oft als feierlich aufgebauschte Selbstverständlichkeiten erscheinen. Das Schicksal in der Tragödie wird z. B. von Maeterlinck mit Kühnheit, aber mit guten Gründen geleugnet. Er sagt darüber: „Ich glaube, daß es keine Tragödie gibt (er sollte genauer sagen, keine gute

Tragödie), wo das Fatum wirklich regiert. Ich finde keine, worin der Held das Schicksal an sich bekämpft. Im Grunde greift er nie das Schicksal, sondern die Lebensweisheit an." — Als Beispiel nennt Maeterlinck Hamlet, Lear und Macbeth und fragt, wo sich da das blinde Fatum geltend mache: „Ist das Unglück nicht begründet in der Thorheit des alten Königs, in der unvernünftigen Einbildung des jungen Prinzen und im krankhaften Ehrgeiz des Thans von Cawdor? Ist der „Denker" Hamlet wirklich ein Weiser? Sieht er die Verbrechen von Helsingör von der rechten Höhe aus an? Was würde geschehen sein, wenn er sich z. B. auf den Standpunkt eines Mark Aurel oder eines Fénelon zu erheben vermocht hätte? Was treibt den Hamlet anders, als ein blinder Gedanke, der ihm sagt, daß die Rache die einzige Pflicht sei? Bedurfte es denn aber einer übermenschlichen Anstrengung, um zu erkennen, daß die Rache nie eine Pflicht ist? Ich wiederhole es, Hamlet denkt viel, aber er ist nicht weise." — Aehnlich ist Maeterlincks Nachweis, daß die unfreiwillige Verübung des Vatermords und der Blutschande den Oedipus nicht zur Verzweiflung triebe, wenn er den Charakter eines Antoninus Pius besäße. Nur eine Ausnahme ist er zuzugeben geneigt, nämlich die Antigone des Sophokles, die in der That ohne Verschulden dem Schicksal zum Opfer falle, weil sie gegen den Befehl des Königs ihre Pflicht thue. Ich fürchte jedoch, daß er mit dieser Auslegung dem Gedanken des griechischen Dichters nicht gerecht geworden ist. Indem Antigone die Leiche ihres im Kampf gegen die Vaterstadt gefallenen Bruders bestattet, unternimmt sie etwas, was ihr nach antiker Anschauung weder als Weib noch als Bürgerin zukommt. Daß dies die Auffassung des Dichters ist, geht namentlich aus den Chorgesängen hervor. Für uns Moderne leidet die Antigone noch an einem anderen Mangel. Wir können, nachdem Eteokles einmal gefallen ist, der Frage, ob seine Leiche unter oder über der Erde modert, nicht mehr den gleichen Werth beimessen wie ein Zeitgenosse des Sophokles. Das hat sich auch in Paris bei der Aufführung gezeigt. Trotz der idealen Verkörperung durch Julie Bartet hat die Antigone auf der Bühne der Comédie Française nie den gleichen Erfolg errungen, der dem König Oedipus seit 20 Jahren treu geblieben ist. Es kommt mir daher vor, als ob Maeterlinck zu viel mit der Antigone operire und mit Unrecht für sie eine Ausnahme von der Regel der tragischen Verschuldung feststelle. „Die Geschichte der Antigone erschöpft die ganze Geschichte der Herrschaft des Schicksals über den Weisen", sagt er uns, aber wir können auch in der Antigone nur eine tragische Heldin sehen, die an einem Konflikt der Pflichten zugrunde geht, der für einen wahren Weisen im Sinne Maeterlincks nicht bestanden hätte. Wir sind in diesem Punkte „maeterlinckischer" als Maeterlinck selbst.

Mittheilungen und Nachrichten.

Georg Witkowski: Die Handlung des zweiten Theils von Goethe's Faust. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig 1898. Verlag von Dr. Seele u. Co. 46 S. — Die Ansicht, daß der zweite Theil schwerer als der erste zu verstehen sei, erklärt der Verfasser für unhaltbar. Er hat recht, wenn es für das Verständniß gleichgültig ist, ob es vorbereitet oder unvorbereitet seinen Weg findet, denn es sind mit der Zeit durch fast zahllose Bemühungen alle Schwierigkeiten, die sich dem Leser oder Zuschauer entgegenstellten, beseitigt worden. Für den Kundigen, der sowohl die Dicht- und Denkweise des alten Goethe erkannt, als auch ein ausreichendes — Witkowski sagt allzu optimistisch, „verhältnißmäßig bescheidenes" — Maß von klassisch-philologischen Kenntnissen erlangt hat, dürfte jener Satz heute richtig sein. In dem vorliegenden Heft wird zunächst eine ausführliche Entwicklung des großen Goethe'schen Lebenswerkes, sowie eine Uebersicht über den ersten Theil des „Faust" gegeben und die Fortsetzung der Dichtung im zweiten Theil als nothwendig für das Ganze erwiesen. Es folgt eine geistvolle Inhaltsangabe des zweiten Theils, in die manche ästhetisch-kritische Bemerkungen geschickt eingeflochten sind. Unter letzteren ist vor allem die Ausführung über den dichterischen Werth der Scene hervorzuheben, in der Mephisto von den Rosen streuenden Engeln im Bann gehalten wird. Von diesem Ausgang, der schon öfter Bedenken erregt hat — Goethe hatte bekanntlich zunächst eine andere Konzeption gefaßt —, urtheilt der Verfasser, daß ihm die nöthige Beweiskraft fehle, um die Entscheidung der Wette nicht zweifelhaft erscheinen zu lassen. Dies ist richtig, insofern es sich auf Mephisto bezieht, der sich allerdings für einen im Augenblick der Schwäche betrogenen armen Teufel halten muß; nicht richtig, soweit dadurch der Ausgang der Wette etwa an sich als zweifelhaft hingestellt werden soll. Diese selbst hat mit dem anmuthigen Spiel der Engel nichts zu thun. Das Büchlein, das sich durch außerordentlich klare und gewandte Darstellung auszeichnet, verdient beste Empfehlung. H. Brömse.

-t Geographische Gesellschaft in München. In der geschlossenen Versammlung vom 11. November berichtete zunächst Hr. Professor Dr. Peter Vogel über das Grönlandwerk der Gesellschaft für Erdkunde, herausgegeben von E. v. Drygalski. Da in der Beilage demnächst eine ausführliche Besprechung dieses Werkes erscheinen wird, verzichten wir hier auf die Wiedergabe dieses Vortrags. — Herr Professor Dr. Oberhummer erinnerte alsdann an die hervorragenden Verdienste unsres populärsten und bedeutendsten Kartographen, Heinrich Kiepert, der am 31. Juli sein 80. Lebensjahr vollendet hat. Schon als 9 jähriger Knabe entwarf Kiepert Karten über die von seinen Eltern bereisten Gegenden, und die große Neigung für Alterthumswissenschaft und Geographie, welche schon den Primaner ausgezeichnet hatte, fand reiche Nahrung in frühzeitigen Beziehungen zu Boeckh und Gerhardt, und vor allem zum Altmeister der heutigen Erdkunde, Karl Ritter, der während seiner Studienzeit (Berlin 1836—1840) den nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Seit 1845 war Kiepert Leiter des geographischen Instituts in Weimar, 1852 trat er dann in Beziehungen zu dem Buchhändler Dietrich Reimer. Kieperts Weltruf gründet sich auf einer nach Hunderten zu rechnenden Zahl von Karten großen und kleinen Umfangs, die vorzugsweise, seiner alten Neigung entsprechend, historischen, archäologischen und sprachwissenschaftlichen Zwecken dienten. Seine ersten Werke sind der 24 Blatt starke Atlas von Griechenland und den hellenischen Kolonien, die für den Amerikaner Robinson entworfene Karte von Palästina und eine Reihe anderer auf das Heilige Land bezüglichen Atlanten und Wandkarten, ferner die kartographische Bearbeitung der von den preußischen Offizieren (v. Moltke, Fischer 2c.) bei ihren Durchforschungen Kleinasiens gewonnenen Resultate. Diese letzteren und die Ergebnisse einer eigenen Reise nach dem westlichen Kleinasien lieferten das Material für die erste kritische Karte von Kleinasien und Türkisch-Armeniens (1842 bis 1844), welche auch heute noch für gewisse Gebiete nicht übertroffen ist. Der Orient war sein Lieblingsgebiet; er hat ihn viermal, 1841 bis 1842, 1870, 1886 und noch als Siebzigjähriger 1888, selbst bereist. Es entstanden so die „Karte des osmanischen Reichs in Asien (1844 und 1869); die „Provinces asiatiques de l'Empire Ottoman" (1884), die „Carte générale de l'Empire Ottoman" (1892) und vor allem die „Spezialkarte vom westlichen Kleinasien" (1890—92). Berühmt und Jedem bekannt, der die Lateinschule besucht hat, ist sein „Atlas antiquus", ferner seine „Formae orbis antiqui", von dem bisher eine Lieferung erschienen ist. Kiepert ist seit 1853 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, seit 1859 außerordentlicher, seit 1874 ordentlicher Professor der Geographie an der Berliner Universität; er war in Deutschland der erste akademische Lehrer für Geographie. Zu seinem 80. Geburtstage haben ihm eine Anzahl von Verehrern eine vortrefflich ausgestattete Festschrift gewidmet, welche als Titelblatt zwei Portraits des Jubilars von 1842 und 1898 zeigen.

* **Wien.** In dem sonst etwas rückständigen Wien hat das Volksbibliothekswesen einen ungeahnten Aufschwung genommen und in kurzer Zeit auf diesem Gebiete Deutschland überflügelt. Der aus dem Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsverein 1893 hervorgegangene Wiener Volksbildungsverein unterhält heute bereits 18 Bibliotheken, die im Jahre 1897 bei einem Bestande von rund 80,000 Bänden über eine halbe Million Ausleihungen hatten. Neben diese Volksbibliotheken ist nun 1897 der Verein „Bibliothek“ getreten, welcher mit dem Wiener Volksbildungsverein kooperirt. Im Laufe eines Jahres ist es ihm gelungen, durch Subskription in einem kleinen Kreise den Betrag von 100,000 Kronen aufzubringen und durch die reiche Bücherspende des Gesandten und Ministers a. D. Karl Ritter v. Scherzer außer einer Zentralbibliothek sechs weitere Filialbibliotheken auszustatten und dem Verkehr zu übergeben. Mit dem Wiener Volksbildungsverein, der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und dem juridisch-politischen Leseverein ist ein Uebereinkommen getroffen worden, daß durch die Vermittelung der Zentralbibliothek auch aus diesen großen Büchereien Ausleihungen an die Benutzer der Zentralbibliothek stattfinden können. Der gesammte Büchervorrath der so kooperirenden Vereine beläuft sich nunmehr auf ungefähr 180,000 Bände. Entsprechend ist auch die Benutzung gestiegen. Zu Ende der 80er Jahre noch entliehen die Wiener Volksbibliotheken pro Jahr 100,000 Bände aus, während Berlin 300,000 Ausleihungen erzielte. Jetzt ist Berlin auf 500,000 pro Jahr gestiegen, die Wiener Volksbibliotheken sind in diesem kurzen Zeitraum von 100,000 auf 1,300,000 Ausleihungen per Jahr vorgeschritten, eine Leistung, die auch in keiner anderen Stadt des Kontinents, Paris ausgenommen, erreicht worden ist. Dabei werden die Volksbibliotheken in Berlin durch die Stadt erhalten, während die viel höhere Leistung in Wien fast ausschließlich durch Privatmittel erzielt wird, nachdem die jetzige Kommunalverwaltung sowohl für 1897 als 1898 eine Subvention verweigert hat. Unter Mitwirkung einer Reihe von Bibliothekaren und Fachleuten hat nun der Verein einen stattlichen Katalog, welcher nur den Hauptbestand seiner und der anderen genannten Bibliotheken umfaßt, herausgegeben. Der Katalog, ein tüchtiges Zeugniß des bereits Geleisteten, ist nach amerikanischem Muster ein Schlagwortkatalog, welcher dem Bedürfniß des ungelehrten und ungeübten Benutzers trefflich entgegenkommt, und in einem Anhange sogar die Zeitschriften der übrigen öffentlichen Bibliotheken des Vereins (Universität, Oesterreichisches Museum, Technische Hochschule) verzeichnet. In seinem eigenen kleinen Lesesaale legt der Verein 200 Zeitschriften auf, die ihm von den Verlegern unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden sind. Zum Besuche desselben, sowie zur Benutzung der Bücher überhaupt ist Jeder, der ständig in Wien wohnt und die Volksschule durchgemacht hat, berechtigt. Er zahlt 20 kr. pro Monat, außerdem für belletristische Werke 1 kr., für illustrirte Zeitschriften 2 kr. pro Band. Man hat hier wie anderwärts die Erfahrung gemacht, daß auch bei nur geringem Entgelt die Bücherentlehnung eine viel stärkere ist, als wenn sie ganz unentgeltlich geschieht.

Der Verein, der nun auf die Erfolge seines Wirkens hinweisen kann, berief kürzlich eine Bibliotheks-Enquete ein, zu welcher sich Gelehrte, Professoren, Bibliothekare, Fachleute und Schriftsteller in ziemlicher Zahl eingefunden hatten. Die Universität vertraten die Professoren: Jodl, Penck und Reyer. Von den Bibliothekaren waren Donabaum, Frankfurter, Geyer, Reg.-Rath Grassauer, Himmelbaur, Kustos Meyer (Universitäts-Bibliothek), v. Geyer, Lenk (Hof-Bibliothek), Archivar Winter, Stammhammer, Poestion, Engelmann, Schalk, von Schriftstellern Bettelheim, Leisching u. A. anwesend. — Professor Reyer eröffnete die Sitzung, begrüßte die Versammlung, wies auf das bereits Geleistete hin und zeigte das Ziel, das man sich stellen müsse. Mit einer jährlichen Einnahme von 150,000 fl., zwei Drittel davon für die Büchoranschaffung, ein Drittel für die Verwaltung derselben, könne man dem Lese- und Bildungsbedürfniß einer Millionenstadt genügen, ohne daß dadurch freilich das Vorbild der amerikanischen Free libraries schon erreicht wäre. Sei man von diesem Ziel auch noch weit entfernt, so hätten doch schon im letzten Jahre die Ausgaben die stattliche Summe von 80,000 fl. erreicht. In der sich anknüpfenden Debatte wurde vornehmlich die Frage der Schaffung eines großen Lesesaales im Zentrum der Stadt erörtert, von Dr. Frankfurter, Prof. Penck ebenso lebhaft befürwortet, wie von Dr. Fürth, dem Bibliotheksreferenten des Volksbildungsvereins, von Herm. Ludwig Last, dem Inhaber der größten Leihbibliothek, auf Grund seiner langjährigen Erfahrung mit dem eigenen Lesesaal als vorläufig minder wichtig abgelehnt. Die weitere Diskussion knüpfte sich an die einzuschlagenden Wege und Mittel behufs Heranziehung der besitzenden Klassen zur Unterstützung des Unternehmens, sowie an einige bibliothekstechnische Fragen in Bezug auf den vorgelegten Katalog die von dem Schreiber dieser Zeilen angeregt wurden. Die zum Schluß über Antrag des Skriptors der Universitätsbibliothek, Dr. Himmelbaur, angenommene Resolution lautete: Die im Sitzungssaal des medizinischen Doktoren-Kollegiums (I Van Swietenhof) versammelte Bibliotheksenquete hält die Schaffung einer ganz Wien umfassenden für die breiten Schichten der Bevölkerung bestimmten Bibliothek mit Werken streng wissenschaftlichen oder populärwissenschaftlichen Inhalts für äußerst wichtig und für eine Angelegenheit von hohem öffentlichen Interesse. Sie erblickt in der vom Verein „Bibliothek“ geschaffenen wissenschaftlichen Zentralbibliothek eine Einrichtung, welche geeignet ist, den Bedürfnissen weiterer Kreise vollkommen gerecht zu werden. Sie drückt der Leitung des Vereins „Bibliothek“, welche durch Sammlungen bei Privaten ohne Unterstützung der zunächst berufenen Kreise die Mittel zur Gründung der Bibliotheken aufbrachte, ihr vollstes Vertrauen aus. Sie spricht die Hoffnung aus, daß in Hinkunft nicht nur die privaten Kreise, sondern vor allem auch die kommunalen und staatlichen Behörden dieses Unternehmen durch Geldunterstützung thatkräftig fördern mögen.“

A. L. Jellinek.

* Wir bemerken berichtigend, daß der Name des Verfassers des Aufsatzes: Ueber die utopischen und phantastischen Elemente in der deutschen Dichtung in Nr. 254 und 255 d. Beil. nicht „Kohlfeld“, wie dort infolge eines Versehens gedruckt war, sondern Kohfeldt lautet.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 18. November. Nummer 262.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ignaz v. Döllinger.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz in Passau.

II.

Was Döllinger, wie oben wiedergegeben ist, im Jahre 1826 in dem Briefe an seinen Großoheim als das Ziel seiner Arbeit, als sein kirchliches Ideal angegeben hatte, das war es und blieb es naturgemäß auch in den späteren Jahren.

Das Programm, das er in seiner geschilderten Thätigkeit verfolgte, bestand im wesentlichen in der aus der Ueberzeugung von der Erhabenheit und geschichtlichen Bedeutung des Katholizismus hervorgehenden Vertheidigung der katholischen Kirche einmal gegenüber dem ihr zu überlegen gewordenen Protestantismus, dann gegen bureaukratische Bevormundung und Einengung ihrer Lebensentfaltung. Das war auch der Geist und das Ziel der als „jesuitische Kongregation“ verschrieenen Vereinigung katholischer Männer in München, der ja auch Döllinger angehörte. Sie wie Döllinger vertraten so in Deutschland dieselben Ideen über Freiheit und Entfaltung der katholischen Kirche, für die Männer wie Abbé Lamennais, Montalembert und Lacordaire kämpften, mit denen auch Döllinger die Gemeinsamkeit der katholischen Interessen in persönliche Verbindung brachte. Dieser geistigen Richtung, die extrem katholisch zwar, doch vom modernen Ultramontanismus weit entfernt war, der Begeisterung für die „gute Sache“, der Vertheidigung des katholischen Christenthums entsprangen Döllingers scharfe Urtheile über die Unfähigkeit mancher seiner Kollegen im theologischen Lehramt, sie riefen auch den Appell an die Bischöfe hervor, dem hohen Ruf, der in dieser Zeit gebieterischer als je mahnend an sie ergangen, Genüge zu leisten. Im Organ der „Gutgesinnten“ der „Eos“, hielt Döllinger im Juni 1829 rücksichtslos den Bischöfen ihre Aufgabe vor: „Als Hüter des Heiligthums sind sie auf die Zinnen des Tempels gestellt, damit ihr wachsames Auge sich nicht täuschen lasse über die mannichfaltigen Gefahren, welche der Kirche drohen von innen und von außen, und über die Mißbräuche, die theils von altersher sich vererbt, theils neu sich anzusetzen Miene machen. Wahrlich nicht auf Rosen hat die Zeit sie gebettet, als die Vorkämpfer der streitenden Kirche dürfen sie keinen Augenblick die Waffenrüstung ablegen, dürfen nicht in unthätiger Ruhe der Entwicklung der Dinge zusehen. Sie werden daher, wir hoffen es zuversichtlich, in die volle Ausübung jener für die Regierung der Kirche so nothwendigen Rechte eintreten, welche ihnen als das unveräußerliche und unverjährbare Erbe des Episkopats überliefert worden.“ Es klingt wie scharfer Tadel über die bisherige Thätigkeit des bayerischen Episkopats, wenn Döllinger dann fortfährt: „Der angestammten, von Gott ihnen übergebenen Gewalt sich bewußt, werden sie frei und unerschrocken die Selbständigkeit der Kirche vertreten gegen jeglichen Widersacher, sie werden nicht etwa nach beliebter bureaukratischer Weise sich zu bloßen Chefs eines schreibenden und expedirenden, von Kreisregierungen und Ministerien bevormundeten Kollegiums erniedrigen (wenn auch Manche sie dazu gern machen möchten), sondern ihrer apostolischen Würde eingedenk, werden sie, wie es eben auch die Apostel und die edelsten ihrer Vorgänger gethan, weit mehr auf die Kraft des lebendigen Wortes und auf die Mittel, welche die uralten Satzungen der Kirche zu ihrer Verfügung gestellt, vertrauen, als auf die Wirkung der Schreibereien, der leeren Formeln und des todten Geschäftsmechanismus, in dessen nichtigem Zauberkreis unsre Beamtenwelt festgebannt und abgeschlossen dasteht.“ Die freie Entfaltung aller dem Katholizismus innewohnenden Kräfte, das war das Ideal, für das Döllinger lebte, und in dessen Verfolgung war er wie seine Genossen von der Kongregation gut katholisch, hyperorthodox, oder wie die außerhalb dieser Richtung Stehenden, wie Platen, der darum 1828 seine Freundschaft mit Döllinger aufgab, sagten, „pfäffisch“.

Dieser extreme Katholizismus schlug bei manchen der Genossen und Schüler Döllingers um in den Parteiultramontanismus, wie er seinen schließlichen Triumph im vatikanischen Konzil feierte, bei Döllinger aber nicht. Ihn bewahrten seine kirchengeschichtlichen Kenntnisse bei allem Eifer für den Katholizismus, bei aller Orthodoxie, vor der Hinneigung zu den Lehren und kirchlichen Anschauungen, die dem Kurialismus und Ultramontanismus wesentlich sind und in deren Sinn die katholische Kirche umgestaltet haben. Der klare Beweis für diese Behauptung ist aus den Schriften Döllingers in jener Zeit leicht zu erbringen.

Es ist naturgemäß nicht zu erwarten, daß Döllinger in den 20er und 30er Jahren sich schon über die Grundfragen der katholischen Kirche so klar war wie in späteren Jahrzehnten, als er die Geschichte der katholischen Kirche genauer studirt hatte und als das Ueberhandnehmen der kurialistischen und ultramontanen Ideen ihn veranlaßte, was er bisher für wahr und katholisch gehalten hatte, einer gründlichen Revision zu unterziehen. Und wie oben erwähnt ist, hat er ja selbst gesagt, daß sein ganzes Leben ein Abstreifen vorgefaßter Meinungen war. Aber im allgemeinen, so sehr er auch in seiner ersten wissenschaftlichen Thätigkeit wie er selbst später sagte, zu sehr Sachwalter der Kurie und der Päpste und zu wenig Historiker war, finden wir ihn in den Grundfragen der katholischen Lehre und des kirchlichen Lebens schon fest auf dem Boden stehen, auf dem er unverrückt bis zu seinem Lebensende blieb.

Oben ist schon erwähnt, daß Döllinger einerseits von Anderen als Autorität zur Vertheidigung ihrer Orthodoxie angerufen und andrerseits scharfer Gegner des Protestantismus, doch gerade in der Beurtheilung des Auftretens Luthers schon 1828 sich von der kurialistischen Auffassung der Geschichte frei zu machen suchte und darum in seiner

Orthodoxie verdächtigt wurde. Mitte der 20er Jahre war er schon in Mainz mit dem dortigen Theologenkreise in Berührung getreten, der wie sein Lehrer Liebermann Dinge wie die unbefleckte Empfängniß Mariä und die Unfehlbarkeit nur als, noch dazu schlecht begründete, theologische Meinungen behandelte. Deßgleichen ist aus seiner Studienzeit schon erwähnt, wie streng Döllinger an dem alten Traditionsprinzip der Kirche festhielt. Und in seiner Erstlingsschrift über die Lehre von der Eucharistie in den ersten drei Jahrhunderten betonte er mit allem Nachdruck: „es ist bekanntlich der erste und heiligste Grundsatz der katholischen Kirche, kein Dogma anzunehmen, welches nicht in der Tradition aller früheren Jahrhunderte vollkommen gegründet ist". Was er damals dem Protestantismus entgegenhielt als das Palladium des Katholizismus, das mußte er später gegen die ultramontan-kurialistische Partei seiner eigenen Kirche vertheidigen. Als er 10 Jahre später Moehler zulieb Dogmatik vortrug, empfahl er jene Behandlungen der Dogmatik (von Veronius, Holden, Chrisman), die über die Tradition genau so dachten wie er, die die Lehre der Kirche von den theologischen Meinungen, die der Ultramontanismus mehr und mehr mit dem Gewand des Dogmas umkleidet, genau trennten, die über die unbefleckte Empfängniß, Unfehlbarkeit und dergleichen ebenso lehrten wie er selbst.

Die jesuitisch-kurialistische Theorie von der weltlichen Gewalt des Papstes, die am Anfang der 60er Jahre der Anstoß zur entschiedenen Opposition für ihn wurde, kannte er nicht, sein Aschaffenburger Kollegienheft erwähnt da, wo es von der „Gewalt des Papstes" handelt, gar nichts von ihr. Und über Lamennais schrieb er 1826: „Ist es nicht recht ärgerlich, daß La Mennais gewiß ganz zur Unzeit die potestas papalis in temporalia regum wieder aufgewärmt hat? Wie hat der sonst so scharfsinnige Mann den Gegnern einen so willkommenen Anlaß zum Geschrei über Anmaßungen und nicht aufgegebene Prätensionen des Mittelalters geben mögen?"

Die katholische Verfassungslehre, die Döllinger im Handbuch der Kirchengeschichte vortrug, war durchaus ihrem ganzen Charakter nach fallibilistisch. Was er allerdings damals noch über die „Idee" des Primates in der Bibel und bei den Kirchenvätern lehrte, gehört zu dem, was er nach seinen Worten später abstreifte, er sah in späteren Jahren im Primat nichts als eine einfache, in ihren einzelnen Stadien leicht zu verfolgende historische Entwicklung. „Zuviele Huldigung an den Zeitgeist" wurde ihm damals, 1834, schon vorgeworfen; und daß er eine Lieblingslehre des modernen Ultramontanismus, die von der leiblichen Himmelfahrt Mariä, ablehnte, veranlaßte einen Rezensenten zum Vorwurfe, Döllinger sage Sachen, „die sich ebensogut von jeder bekehrten Buhldirne sagen ließen, und widerspreche dadurch den ehrwürdigsten Traditionen allgemeiner Uebereinstimmung der Kirche (!) und dem Brevier der Kirche".

Im Lehrbuch der Kirchengeschichte, das einige Jahre nach dem „Handbuch" erschien, hatte er seine Primatslehre schon zum Theil korrigirt, wenn er schon sich von Hefele sagen lassen mußte, er scheine in Beweisen für die alte Vollgewalt des Primates zu produktiv gewesen zu sein. Eine päpstliche Infallibilität anzunehmen, davon war er indessen weit entfernt. Noch ausführlicher redet über diese Fragen das Kollegienheft vom Jahre 1837—1839 über Kirchenrecht. Die schärfste Verdammung der Infallibilität ist es, wenn er gegenüber dem Wort Pius' IX. im Jahre 1870: la tradizione son'io sagt: „Ein Traditionsbeweis wird nicht aus der in einer gewissen Reihe eben gegenwärtigen Lehre geführt, sondern sie muß bis auf das letzte Glied, bis auf die apostolischen Zeiten zurückgehen. Die Tradition ist also keine unbestimmte Sagenreihe.... Der Glaube der Katholiken ist kein Autoritätsglaube wie die Häretiker stets ihm vorwerfen, aber er hat alle Autorität für sich; seine Uebereinstimmung mit dem Glauben aller Zeiten ist eine nothwendige Folge der Eigenthümlichkeit des Christenthums. Dieselbe Ursache erzeugt dieselbe Wirkung: Alle Gläubigen haben einen Glauben, weil eine göttliche Kraft ihn bildet. Wenn eine Lehre später aufkam, so ist sie falsch, weil sie, wenn sie eine christliche wäre, immer hätte da sein müssen, wenigstens in ihrem Keim, daher der Grundsatz: nihil nisi quod traditum. . . ."

Auch was Döllinger da über die Konzilien und deren Entscheidungen vortrug, steht im schärfsten Gegensatz zu der auf dem Vatikanum des Jahres 1870 geübten Praxis.

Und schließlich verwirft Döllinger ganz bestimmt und eigens gerade die Theorie, die auf dem Vatikanum zum Dogma erhoben wurde, daß die päpstliche Gewalt über alle Gläubigen eine unmittelbare sei.

„So lehrte Döllinger," — schließt Friedrich, — „in den Jahren, in denen er als der echteste oder als „hyperorthodoxer" Katholik galt und gefeiert wurde an der Universität. Döllinger war nicht nur kein Ultramontaner, sondern ein entschiedener Antikurialist und mußte daher nothwendig mit der später immer mehr in Schwang kommenden Jesuitenpartei zerfallen. Er konnte aber auch die Geschäftsordnung des vatikanischen Konzils nicht anerkennen und mußte die von diesem aufgestellten Glaubenssätze als Neuerungen verwerfen. Nicht er hat sich also geändert, sondern die Partei drückte ihn, als er sich ihr nicht fügte, zuerst an die Wand, um ihn schließlich, nachdem sie triumphirt hatte, zu zertreten."

Dieser geistigen Richtung Döllingers entsprach es, daß er wie ein Gegner dieses kurialistischen Systems, so auch derer war, die es hauptsächlich vertreten, der Jesuiten.

Ungerecht wollte aber Döllinger durchaus nicht gegen die Gesellschaft Jesu sein. So tadelte er im Jahre 1826 die Mitarbeiter der „Tübinger theologischen Quartalschrift": „Lächerlich ist es, wie die guten Leute sich fürchten, den Jesuiten das Wort zu reden; wenn sie gelegentlich etwas von ihnen lobend anführen, versäumen sie nicht, gleich ein Antidoton beizufügen: dies oder jenes sei zwar lobenswerth, man wolle aber keineswegs die Gebrechen des Ordens vertheidigen." Und Moehler macht 1828 Döllinger hinsichtlich der Fortsetzung der Hortig'schen Kirchengeschichte den Vorwurf: „Herr Döllinger ergreift geradezu die Partei der Jesuiten."

Aber derselbe Döllinger, der als Mitglied der jesuitischen Kongregation so verschrieen war, kämpfte 1829 in der „Eos" energisch gegen die in Bayern zunehmende Sehnsucht nach den Jesuiten. Er kannte ihre Gebrechen genau und hob sie in verschiedenen Sätzen seiner Artikel knapp und klar hervor. „Namentlich kann nicht geleugnet werden, daß in der Kasuistik und dem Probabilismus mehrere Jesuiten sich schon bis an die äußersten Grenzen des Rechten und Erlaubten gewagt, ja zum Theil diese Grenze auch überschritten hatten, als ihre Gegner, mit großer Gewandtheit diese gegebene Blöße benutzend und sich in das entgegengesetzte Extrem des Rigorismus werfend, sie nöthigten, wieder die rechte Mittelstraße zu betreten." Ferner: „Hoffen wir, daß sie fortan sich aller Einmischungen in das Gebiet des Weltlichen und Politischen entschlagen, daß sie streng jegliche Ueberschreitung des rein kirchlichen Wirkungskreises vermeiden, sich, wie es auch der Wille ihres Stifters war, fernhalten von dem glatten Boden der Höfe und Paläste, daß sie ihre Gegner und die Feinde der Kirche nie mit anderen Waffen als denen des Geistes bekämpfen; endlich, daß sie in ihren Andachtsübungen nie das Außerwesentliche an die Stelle des Wesentlichen setzen, nie den Nebenzweck zur Hauptsache machen."

So kam Döllinger zu der Erkenntniß, „es läßt sich

nicht leugnen, daß das, was von den Jesuiten seit ihrer Restauration bekannt geworden, weder zu sonderlichen Befürchtungen, noch auch zu glänzenden Hoffnungen berechtigt", und daraus ergab sich ihm die Folgerung: „Wir bedürfen der Jesuiten nicht."

Die Jesuiten wußten auch, daß Döllinger über ihre Erziehungsmethode, die sie an den jungen bayerischen Adeligen, die zu ihnen nach Freiburg i. d. Schw. geschickt wurden, bethätigten, sehr abfällig urtheilte, und der Provinzial Staudinger versuchte in einem längeren Schreiben 1835 eine Rechtfertigung der erzieherischen Thätigkeit der Gesellschaft Jesu.

In diesem Geiste rieth Döllinger seinem Schüler Haneberg, dem späteren Abt von St. Bonifaz in München, vom Eintritt in die Gesellschaft Jesu ab.

„Es ist wahrscheinlich," meint dazu Friedrich, „daß Döllinger seine Schüler nicht auf den Pfad des sogenannten Papalismus gerathen lassen wollte, den der Jesuitenorden schon damals mit seiner ganzen rasch wachsenden Macht zur ausschließlichen Geltung zu bringen strebte."

Döllinger und Leo XIII. sind die Häupter der beiden Parteien, in die sich die abendländisch-katholische Kirche im Jahre 1870 gespalten hat.

Vergleicht man ihre beiderseitige Jugend und Entwicklung (vgl. Beilage 1898, Nr. 228), so legt sich die Parallele von selbst nahe. Dort bei Leo XIII. war die geistige Atmosphäre, in der er aufwuchs, die des strengsten, einseitigsten römisch-jesuitischen Konfessionalismus, hier bei Döllinger das Haus des deutschen Gelehrten, in dem wissenschaftlicher Geist und Streben über alles geschätzt und gepflegt wurde. Bei Leo die Autorität des jesuitischen Lehrsystems, er selbst eng gebunden an die Schranke der jesuitischen Schulmeinung, ohne Bedürfniß, diese Schranke zu verlassen, bei Döllinger die Freiheit des Studiums, kein Einschnüren des Geistes auf das Prokrustesbett einer fertigen Lehre, die freie Entwicklung seines Denkens, gefördert auch durch eine umfassende allgemeine Bildung und große Sprachkenntnisse. Der Eine, Leo, ohne sonderlichen geistlichen Beruf, beseelt von dem weltlichen Moment des Ehrgeizes, in der diplomatischen Laufbahn rasch voran zu kommen, der Andere, der nur und ganz ohne jedes irdische Nebenziel sich der reinen Pflege der Wissenschaft hingeben will. Beide Kämpfer für den Katholizismus, wie Jeder ihn auffaßt, aber der Eine, Döllinger, das uralte Traditionsprinzip des Katholizismus als Schild allen Angriffen entgegenhaltend, der Andere, Leo, den hl. Thomas von Aquin als die beste Waffe im Kampfe gegen die moderne Zeit und die alte Kirche vorführend. Der Eine, Leo, durch und durch eine zu dogmatischer Betrachtungsweise erzogene Natur, der Andere, Döllinger, sich immer mehr in die historische Betrachtungsweise aller Dinge einlebend.

Beide repräsentiren so in sich das hervorragendste Merkmal der von ihnen vertretenen Richtungen des Katholizismus. Die Geschichte wird lehren, welche von beiden zum endlichen Siege gelangen wird, sie wird auch das Urtheil fällen, wer von beiden Männern der geistig größere und gewaltigere war, Döllinger oder Leo XIII.

Die Geschichte Döllingers ist zum guten Stück die innere Geschichte der katholischen Kirche in unserm Jahrhundert, und von diesem Gesichtspunkt aus ist die Döllinger-Biographie Friedrichs das Seitenstück und die Ergänzung zu seiner monumentalen „Geschichte des Vatikanischen Konzils". Der erste Band, der jetzt endlich vorliegt, ist die Basis für Döllingers späteres Leben, für seine und der katholischen Kirche innere Kämpfe. Der Jesuit Michael redet bei Döllinger von einer „guten Zeit". Friedrich bietet in seiner durchaus objektiven, nach dem Empfinden Mancher vielleicht zu objektiven Darstellung den Beweis, daß die „gute Zeit" Döllingers, allerdings nicht in Michael'schem Sinn, seine ganze Lebenszeit von Anfang bis zum Ende umfaßte.

Hoffen wir, daß der zweite und dritte Band dem ersten bald nachfolgen.

Zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

Dissertationen, welche Entwicklungsperioden des neueren deutschen Theaters und der Schauspielkunst kritisch und historisch zu beleuchten suchen, gehören heutzutage nicht mehr zu den Unmöglichkeiten. Das ist ein erfreulicher Fortschritt gegenüber der Zeit, wo der Hochmuth des akademischen Dogmas den Legitimationsschein des „Wissenschaftlichen" einer jeden Untersuchung verweigerte, die nicht zum mindesten in der Rumpelkammer längstvergangener Jahrhunderte mit dem schweren Werkzeug handschriftlicher Textkritik arbeitete. Die kritische Erforschung der Geschichte der deutschen Schauspielkunst ist nunmehr auf dem Wege, sich zu einem selbständigen Zweige der wissenschaftlichen Literaturgeschichte auszuwachsen. Und in der That: wer das verworrene, unzuverlässige, parteiisch gefärbte und in sich widerspruchsvolle Material einigermaßen kennt, das dem Forscher auf diesem Gebiete als Quelle dient, der wird begreifen, daß die Klarlegung objektiver Wahrheit hier oft nicht geringere Schwierigkeiten bietet, als die Herstellung eines echten Textes aus dem Wuste mittelalterlichen Handschriftenmaterials.

Aus einer Dissertation von **Hans Oberländer**, welche die Theorie der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert behandelte, ist nunmehr ein umfangreiches theatergeschichtliches Buch hervorgewachsen, das als 15. Band von Litzmanns theatergeschichtlichen Forschungen vorliegt und entsprechend seiner Erweiterung den veränderten Titel erhalten hat: „**Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert.**"[1]) Der Titel gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem reichen Inhalt des wissenschaftlich ebenso gediegenen wie interessanten und feinsinnigen Buches, das eine der werthvollsten Bereicherungen bietet, welche die Geschichtschreibung der deutschen Schauspielkunst seit den Zeiten ihres Altmeisters Eduard Devrient erfahren hat. Auf Grund einer umfassenden Beherrschung der einschlägigen Quellenliteratur und mit Hülfe einer vorsichtig abwägenden, aber klaren und sicheren Urtheilskraft werden von Oberländer die schwierigen und verworrenen Pfade gelichtet, welche die deutsche Schauspielkunst von den Zeiten Gottscheds und der Neuberin an durch Elias Schlegel, Ekhof, Lessing hindurch bis zum großen Schröder und weiterhin zu dem Weimaraner Dioskurenpaare durchwandelt hat. Den leitenden Gesichtspunkt bildet die Darstellung der allmählichen Loslösung der darstellenden Kunst aus den Banden des französischen Klassizismus, der steifen akademischen Manier und Unnatur, ihrer Entwicklung zur reinen Natur und zu einem die Gefahren einer rohen und platten Natürlichkeit siegreich überwindenden idealisirten Naturalismus. Unter der großen Zahl derer, die in dieser langen Entwicklungsreihe als einflußreiche und bewegende Kräfte hervortreten, erfahren vor allem der Franzose Baron, der als Erster die kühne Neuerung wagte, auch in der Darstellung der Tragödie natürliche Töne anzuschlagen, weiterhin die beiden Riccoboni in ihrem weitreichenden und bestimmenden Einflusse auf die Anbahnung einer natürlichen Schauspielkunst und ferner Rémond de Ste. Albine, dessen Theorien namentlich durch Lessing weitere Entwicklung zutheil wurde, eingehende und sachgemäße Würdigung. Auf verschiedene Theile der Entwicklung werden durch Ober-

[1]) Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Bd. XV. Hamburg und Leipzig, L. Voß 1898. 8⁰. 216 S.

länders Untersuchungen neue und interessante Schlaglichter geworfen. So wird sicherlich mit Recht gegen die aus der rein literarhistorischen Anschauungsweise sich erklärende verbreitete Meinung Front gemacht, daß Gottsched entsprechend seiner literarischen Reform auch schauspielerisch seine Künstler zu klassizistischer Darstellungsweise abgerichtet habe. Vielmehr weist eine Prüfung der theoretischen Ansichten Gottscheds über die Schauspielkunst mit Entschiedenheit darauf hin, daß er hier entgegen französischem Empfinden und französischer Tradition zur deutschen Natur hinneigte, ohne freilich die kräftige Initiative zu finden, mit der die Kunsttheoretiker der folgenden Zeit der natürlichen Richtung in der Schauspielkunst die Wege bahnten. Was Gottsched in dieser Beziehung ahnend vorbereitete, wurde weitergeführt von Elias Schlegel und von Lessing. Diderots grundlegende Kunsttheorien thaten das Ihre, um durch ihren Einfluß auch in Deutschland die angebahnte Entwicklung mächtig zu fördern. In Ekhof und dann in Schröder, der Shakespeare's Wunderwelt der deutschen Bühne erschloß, erstanden der darstellenden Kunst die großen Meister, in denen sich die Umwandlung der Theorie zur Praxis vollzog und vollendete und in denen die natürliche Schauspielkunst zum unbestrittenen Sieg über Manier und Unnatur gelangte. Auch über die in der Weimaraner Schule alsdann eintretende Reaktion, über die verschiedenen in Goethe's Schule zutage tretenden Entwicklungsphasen, über das Verhältniß Schillers zu der in Weimar gelehrten Schauspielkunst weiß uns Oberländers Buch manche neue und belehrende Fingerzeige zu geben.

Neben seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit besitzt das Buch, dem nur für einzelne Partien eine etwas knappere Zusammenfassung des Wesentlichen zu wünschen wäre, die für derartige Unternehmungen allerdings unentbehrliche Eigenschaft, daß es eine intime Vertrautheit mit der realen Bühne und der Kunst der Menschendarstellung bekundet. Der Verfasser, der selbst in praktischer künstlerischer Thätigkeit der deutschen Bühne angehört, zeigt sich in den Darlegungen seines Buches, vor allem in vielfach eingestreuten Bemerkungen über Regie- und Schauspielkunst, als einen so verständnißvollen und feinsinnigen Kenner unsrer Kunst, daß sein Werk vor allem auch den Bühnenangehörigen eine Fülle werthvoller Anregungen bieten müßte. Ob es allerdings imstande sein wird, die eingefleischte Abneigung zu besiegen, welche die meisten Jünger Thaliens erfüllt gegen alles, was nach Theorie und Gelahrtheit schmeckt, selbst wenn es die ureigensten Interessen ihrer Kunst betrifft — das möchte ich billig bezweifeln.

Wenn ich dem Buche Oberländers gegenüber einen unerfüllten Wunsch habe, so ist es der, daß der für die Schauspielkunst so unendlich wichtigen Frage des Verhältnisses des Darstellers zum Publikum, die nur an einer Stelle vorübergehend gestreift wird, größere und intensivere Beachtung zutheil geworden wäre. Die Frage, wie der Schauspieler sich dem Publikum gegenüber verhalten, ob und inwieweit er dessen Anwesenheit berücksichtigen oder ignoriren sollte, ob ein direktes Spielen und Sprechen des Schauspielers ins Publikum geboten oder verpönt, wie der Monolog und das A parte zu spielen war, diese Fragen mußten in der langen Zeit der Entwicklung von dem französischen Klassizismus zur deutschen Natur die verschiedenste und mannichfaltigste Art der Beantwortung finden. Wir wissen von Schröder, daß er niemals, wenn er auf der Bühne stand, eine Ahnung hatte, ob der Zuschauerraum gut oder schlecht besucht war. Wir dürfen daraus schließen, daß der große Künstler mit keinem Blick und keinem Augenblinzeln nach dem Publikum hinüberschielte: was auf der Bühne vorging, war ihm eine für sich bestehende, von dem Zuschauerraum abgetrennte Welt. Er folgte in der von ihm vertretenen Natürlichkeitsschule dem auch von der modernen Schauspielkunst als einzig richtig anerkannten Grundsatz einer absoluten Ignorirung des Publikums. Wir wissen auch, daß in der Weimaraner Schule eine in dieser Beziehung sehr verhängnißvolle Reaktion eintrat, die den Schauspieler anleitete, auf Kosten der keuschen Intimität der Darstellung, stets drei Viertel zum Publikum zu sprechen und nur in einem Viertel dem Mitspieler sich zuzuwenden. An den zahlreichen in diesem Punkt zusammenlaufenden Fragen, die in der Entwicklung der Schauspielkunst zweifelsohne die mannichfaltigsten Stadien durchlaufen haben, durfte eine Darstellung der Theorie dieser Kunst im 18. Jahrhundert nicht achtlos vorübergehen. Vielleicht, daß eine spätere Auflage des Werkes dem Verfasser Gelegenheit gibt, auch diesem Punkte die gebührende Berücksichtigung zu schenken. Auf alle Fälle wird Oberländers tüchtiges Buch des warmen Dankes aller derer sicher sein, die der deutschen Schauspielkunst und der Geschichte ihres Werdens ein ernstes Interesse entgegenbringen.

Eugen Kilian.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Neue Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch I.** Von den im Auftrag des Reichsjustizamts von **Achilles, Gebhard** und **Spahn** herausgegebenen Protokollen der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs zum Bürgerlichen Gesetzbuch liegen nun fünf Lieferungen vor (Verlag Guttentag, Berlin). Die sechste Lieferung soll den Abschluß, die siebente ein Register bringen. Es wird sich nach der Vollendung des Werkes, auf dessen Bedeutung ich schon früher hinwies, Gelegenheit geben, darauf zurückzukommen. Im gleichen Verlag sind nunmehr auch die **Entwürfe zum Bürgerlichen Gesetzbuch**, sowie zu dem Gesetz über die Aenderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung, der Konkursordnung und der dazu gehörigen Einführungsgesetze **in der Fassung der Bundesrathsvorlagen** erschienen. Dadurch wurde eine unangenehm empfundene Lücke in den Materialien ausgefüllt. Die Ausstattung des Bandes ist die gleiche wie jene der Protokolle. — Eine Materialiensammlung zum Bürgerlichen Gesetzbuch für die Zwecke der Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege legt **August Hofmann** vor (Ansbach, C. Brügel & Sohn 1898). Max v. Seydel hat in den „Blättern für administrative Praxis“ die bayerischen Verwaltungsbeamten eindringlich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, sich mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch, das die Gebiete der Verwaltung vielfach berührt, beizeiten bekannt zu machen. Ein Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, der in erster Linie den Bedürfnissen der Verwaltung entspräche, würde sicherlich gute Aufnahme finden. Hofmanns Werk ist kein solcher Kommentar, aber eine Vorarbeit dazu. Bei den für die Verwaltung bedeutsamen Materien, wie beim Vereinsrecht, werden die verschiedenen offiziellen Aeußerungen in breitester Ausführlichkeit wiedergegeben; im übrigen wird der Text des Gesetzes durch die entsprechenden Bestimmungen der früheren Entwürfe und durch Auszüge aus den Motiven und den Kommissionsprotokollen ergänzt. Bisher sind zwei Lieferungen da. — Fertig geworden sind **Max Hachenburgs** Vorträge zum Bürgerlichen Gesetzbuch, ein geistvolles, flott und energisch geschriebenes Werk, das anmuthet wie ein kecker Ritt durch Strauch und Busch. Die großen Gedanken, die im Gesetz liegen, bestimmt herauszuarbeiten, ist das schöne Ziel, das der Verfasser anstrebt und mit Glück erreicht. Eine Einführung in das Gesetz sind die Vorträge nicht; erst wenn man den dargestellten Stoff beherrscht, wird man sie mit Gewinn und Genuß zu lesen vermögen. — Mehr dem Anfänger entgegenkommend — und Anfänger sind ja dem Bürgerlichen Gesetzbuch gegenüber noch die meisten Juristen Deutschlands — ist die „Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs“ von **Professor F. Endemann** in Halle. (Berlin, Carl Heymann.) Die erste Auflage dieses Buches, an der damals auch Professor Gareis betheiligt war, habe ich im Jahre 1896 besprochen. Jetzt ist schon die vierte

im Druck; erschienen ist der erste, den allgemeinen Theil und das Recht der Schuldverhältnisse umfassende Band. Der Erfolg ist wohlverdient. In der gegenwärtigen Gestalt (die dritte und vierte Auflage sind gegenüber den beiden ersten völlig umgearbeitet und wesentlich erweitert) entspricht das Werk allen Anforderungen, die an ein Lehrbuch des bürgerlichen Rechts gestellt werden können. Es scheint mir schon jetzt außer Zweifel zu stehen, daß es dazu berufen ist, künftig die Stelle unserer jetzigen Pandektenlehrbücher einzunehmen und insbesondere den Jüngern der Rechtswissenschaft die Kenntniß des neuen Gesetzes zu vermitteln. Der Verfasser ist Romanist und verleugnet das nicht, aber er ist durchaus nicht, wie manche der älteren Pandektisten, in einseitiger Bewunderung des Römischen Rechts befangen. Mit jenen unsrer Germanisten, die nicht in isländischen Rechtsalterthümern Gegenstände höchster Verehrung erblicken und deren Untergang schmerzlich bedauern, sondern die ihr Ziel darin sehen, das lebende deutsche Recht zu erfassen und zu erhalten, begegnen sich diese freiblickenden Romanisten auf gemeinsamem Boden. Die Thatsache der Rezeption des Römischen Rechts, man mag sie bejubeln oder beklagen, bleibt einmal unveränderlich bestehen; das deutsche Recht hat aus dem Römischen eine Reihe von Einrichtungen herübergenommen und sich zu eigen gemacht, die aus ihm auszuscheiden ebenso unmöglich und widersinnig ist, wie die Streichung aller nicht auf germanische Wurzeln zurückführbaren Worte aus der deutschen Sprache. Ueberschätzung wie Unterschätzung dieses Umstandes ist gleichmäßig vom Uebel. Die prinzipielle Verschiedenheit der Stellungnahme dazu aber ist für die deutsche Rechtswissenschaft und insbesondere für die Behandlung des Bürgerlichen Gesetzbuchs durchaus kein Unglück; man wird einen Gegenstand stets deutlicher erkennen, wenn man ihn von zwei Seiten, als wenn man ihn nur von einer Seite ansieht. Es ist ganz gut, daß neben das treffliche Lehrbuch des Romanisten Endemann das nicht minder treffliche des Germanisten C o s a c k tritt. Ich habe desselben schon in meiner letzten Besprechung der Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch Erwähnung gethan und berichte heute nur, daß der erste Band, der die allgemeinen Lehren und das Recht der Forderungen enthält, vollständig ist. (Jena, Gustav Fischer.) — Zugleich erscheinen zwei werthvolle Werke, die das Bürgerliche Gesetzbuch in seiner Wirkung auf einzelne Rechtsgebiete betrachten, auf dem Plan. Professor H e i n r i c h D e r n b u r g behandelt das bürgerliche Recht des Deutschen Reichs und Preußens in der aus seinen früheren Arbeiten gewohnten glänzenden Art. Erschienen ist zuerst der dritte Band mit der Darstellung des Sachenrechts. (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.) Den bayerischen Juristen sehr zu Dank kommt eine Neubearbeitung von P a u l R o t h s Bayerischem Zivilrecht, einem Werk, das nun bald ein Vierteljahrhundert die bayerische Rechtsprechung vielfach gleich einem Gesetzbuch beeinflußt, aber im Laufe dieser Zeit eben auch alt geworden ist. Die Neubearbeitung, die sich einstweilen auf den zweiten Theil beschränkt, wird von H e i n r i c h B e c h e r besorgt. (Tübingen, H. Laupp.) Sie ruht damit in den besten Händen; Becher hat seine umfangreichen Kenntnisse auf dem Gebiete des bayerischen Zivilrechts und seine bewundernswerthe Schaffenskraft schon in früheren Arbeiten hervorragend bewiesen.

* J u l i u s D u b o c: D i e E m a n z i p a t i o n d e r K u n s t. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1898, 98 S. — „Daß nicht das Was, sondern das Wie den Künstler ausmache", daß die Kunst ihrem eigentlichen Wesen nach sich von jenem emanzipire, dies soll der Titel des vorliegenden Buches andeuten, sein Inhalt beweisen. Bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes nach seinem rein künstlerischen Gehalt soll man sich nur von dem „Wie" leiten lassen. Der Künstler ist als Bildner zu betrachten, nur nach seiner Tüchtigkeit als solcher zu loben oder zu tadeln. In dieser allgemeinen Form ist die Behauptung des Verfassers als richtig anzuerkennen. Indeß erscheinen bei ihm die Gebiete des „Wie" und des „Was" derart gegen einander abgegrenzt, daß die weitere Ausführung seines Grundgedankens nicht einwandfrei bleibt. Man sollte annehmen, daß als das „Was" eines Kunstwerkes der Inhalt nach seiner objektiven Seite hin, ohne Rücksicht auf die subjektive Komposition durch den Künstler, anzusehen sei, und daß diese Komposition in ihrer Gesammtheit, die besondere Prägung des stofflichen Inhaltes, seine innere und äußere Gestaltung das „Wie" ausmache. Anders bei Duboc: was hier als „Was" bezeichnet wurde, auch selbst das Motiv, rechnet er zum zweiten Falle, während er unter dem „Was" die seelischen Bedingungen des Kunstwerks, „alle Nuancen des Temperaments, der Neigungen, alle Dispositionen, alle Affekte, die nach Gestaltung verlangen", versteht. Gewiß steht dem Verfasser das Recht zu, neue Verbaldefinitionen zu bilden, doch erhebt sich aus seiner eigenen Schrift heraus gerade hier ein wichtiges Bedenken. In zwei einleitenden Kapiteln, von denen das eine „die älteren Theorien des Schönen und ihre Widersprüche", das zweite besonders gut gescheiderne „Schopenhauers Aesthetik und einige Neuere" behandelt, versucht Duboc nämlich nachzuweisen, daß es bisher noch nie gelungen sei, das, was eigentlich das „Was", d. h. der Inhalt der Kunst ist oder sein soll, bestimmt und vor allem mit Uebereinstimmung der Gelehrten festzustellen. Deßhalb solle man bei Ergründung des Wesens der Kunst das „Was" unberücksichtigt lassen und sich allein ans „Wie" halten. Bei der eigenen Begriffsbestimmung nun führt der Verfasser gerade das Element, das er ausscheiden will, gerade den streitigen Gegenstand: den Inhalt, wieder ein, nur daß dieser jetzt unter anderer Flagge, nämlich als „Wie", erscheint. Denn zu diesem gehört ja außer der nach Versinnlichung durch das Kunstwerk strebenden Stimmung des Künstlers im Grunde alles andere, jedenfalls auch „die Erfindung oder Wahl des Motivs". So erhebt sich das alte Problem, das Duboc beseitigt zu haben glaubt, indem er den Werth des Kunstwerks nur nach dem „Wie" bemessen will, in neuer Einkleidung, aber in alter Kraft. Aber auch abgesehen von diesem Widerspruch in der Darstellung ist die Abgrenzung der beiden Gebiete in der von Duboc vorgenommenen Art kaum haltbar. Der Sprachgeist wird nie aufhören, als „Was", als Inhalt den dargestellten Gegenstand, nicht nur die „versinnlichte" Stimmung des Künstlers zu betrachten. Nur auf den Gebieten der Musik und — zuweilen! — der Lyrik scheint sich beides zu decken. Vielleicht hat Duboc hier den Anfang seiner Gedankenentwicklung genommen und das hier Gefundene auf die übrigen Kunstgattungen übertragen. Seine Unterscheidung — in dieser Allgemeinheit — ist nur auf den schaffenden Künstler, nicht auf das geschaffene Kunstwerk anwendbar, aber auch dort nur mit anderer Auffassung des Motivs. Dieses ist unbedingt zusammen mit den inneren Impulsen zum „Was" zu rechnen.

Ein Buch ist zu loben, wenn es auf den Leser anregend wirkt. In diesem Sinne verdient Dubocs Schrift Lob und Empfehlung, nicht nur, weil es ein höchst interessantes Problem behandelt, sondern auch weil es reich an feinsinnigen Bemerkungen über ästhetische Fragen ist. — Auf zwei Einzelheiten sei noch hingewiesen. Auf S. 22 sind die Namen Novalis und Hardenberg — wohl infolge eines Druckfehlers — so nebeneinandergestellt, als ob sie zwei Persönlichkeiten bezeichnen. In dem Satze S. 70: „. . . wenn der Künstler alle Bezüge, die ihn nach der einen oder anderen Seite hin bewegen", steht das ebenso unrichtige wie unschöne Wort „Bezüge" augenscheinlich für „Beziehungen". H. B r ö m s e.

G o e t h e - S t u d i e n von M a x M o r r i s. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Conrad Skopnik, 1898. — Im ersten Band hatte Morris den Nachweis zu führen versucht, daß das „Märchen" in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten — „scheinbar eine unverständliche und sinnlose Aneinanderreihung bunter, wechselnder Bilder — in der That eine Maskendichtung ist, in der Goethe alles in Freude und Schönheit auflöst, was in seiner eigenen Existenz, in der seines Fürstenhauses und in den gesammten weimarischen Zuständen ihn drückt und schmerzt — der Traum eines Poeten von einer anbrechenden goldenen Zeit". Der vielfache Widerspruch, den diese Behauptung fand, hat den Verfasser nun veranlaßt, die Motive, aus denen sich das Märchen aufbaut, in früheren Dichtungen nachzuweisen. Diesen Versuch führt er in der ersten Abhandlung „Herzogin Luise in Goethe's Dichtung" durch; in „Lila", „Triumph der Empfindsamkeit" und dem diesem eingeschalteten Monodram „Proserpina", in „Amor", in „Tasso", in „Wilhelm Meister" (die

Gräfin soll hier der Herzogin entsprechen), der „Jagd“ glaubt Morris Darstellungen des Verhältnisses Goethe's zur Herzogin wiederzufinden, die sich dann in dem „Märchen“ zur zusammenfassenden Darstellung verdichten. In Betreff „Lila's“ und des „Triumphes der Empfindsamkeit“ scheint uns der Nachweis erbracht zu sein, obgleich auf der anderen Seite einzuräumen ist, daß in dem phantastischen Lichte, das über beide Dramen ausgegossen ist, die festen Umrisse fast vollständig verschwimmen. Dagegen veranschlagt unsrer Ansicht nach Morris Goethe's Dichterthätigkeit zu gering, wenn er auch die „Proserpina“ nur im Hinblick auf die unglückliche Ehe der Herzogin gedichtet sein läßt. Es erfordert doch wirklich nicht zu viel Phantasie, sich die Situation der Göttin auszumalen, wie sie sich aus der Unterwelt nach dem Lichte hinsehnt. Das scheint uns überhaupt eine der gefährlichsten Klippen zu sein, die der Goethe-Forschung drohen, in jedem Worte eine Beziehung auf thatsächliche Verhältnisse vorauszusetzen und nun so lange zu spüren, bis man eine, wenn auch noch so entfernt liegende Deutung aufgefunden hat. Die eigene erfindende Thätigkeit Goethe's wird so beinahe vollständig verflüchtigt. Das Wort Goethe's von seiner „Generalbeichte“ hat hier viel Unheil angerichtet. — Eine zweite Klippe scheint uns in dem Bestreben zu liegen, die sittlichen Schwächen und Verirrungen Goethe's als Kräutchen Rührmichnichtan zu betrachten. Zu dieser Bemerkung sind wir durch eine Aeußerung Morris' in der zweiten Abhandlung „Christiane Vulpius in Goethe's Dichtung“ veranlaßt. Ueber „Alexis“ heißt es nämlich: „Dieser Elegie gegenüber kann man nichts thun, als sehen und erschüttert begreifen“. Wir müssen gestehen, wir betrachten die Sache kühler. Man braucht kein Moralphilister zu sein, um anzuerkennen, daß, wer den sittlichen Anforderungen der Gesellschaft so in das Gesicht schlägt, wie es Goethe in seinen Beziehungen zu Christiane gethan hat, auch die unvermeidlichen inneren und äußeren Kämpfe mit in den Kauf nehmen muß, den ein solches Verhältniß mit sich bringt. Der Versuch, auch hierin zu vertuschen, scheint uns geradezu auf eine Fälschung des sittlichen Urtheils hinauszulaufen, dem auch die Größten unterworfen sind. Wir wollen Goethe nicht zum „Uebermenschen“ im modernen Sinn hinaufsteigern, den es gar nicht gibt; wir wollen uns des Menschen und des Dichters Goethe erfreuen, dessen Größe es nicht bedarf, daß man über seine Verirrungen schweigend hinweggeht. Was Morris an dem Vers in „Gefunden“: „Wie Aeuglein schön“ auszusetzen findet, daß er eine so wortreiche Rechtfertigung des Ausdrucks „Aeuglein“ für nöthig erachtet, ist uns nicht recht klar. Das Deminutivum ist doch ganz gebräuchlich und ebenso der Vergleich einer Blume mit den Augen der Geliebten. Sehr interessant ist der dritte Aufsatz, „Die Faust-Paralipomena“, in dem Morris nachweist, wie sich mit Hülfe der Bruchstücke „eine weit reichere Dichtung aufbaut, als die, welche uns jetzt als Faust entzückt“. — Den Schluß bildet eine Abhandlung, „Weiteres zu den Weissagungen des Bakis“, der sich Miscellen anreihen. — Alles in allem genommen, bilden die „Goethe-Studien“ einen sehr werthvollen Beitrag zur Goethe-Literatur. Große selbständige Urtheilsfähigkeit und fließende, licht- und geschmackvolle Darstellung zeichnen sie gleicherweise aus. Paul Seliger (Leipzig).

Zur polnischen Geschichte. In der Plon'schen Verlagsbuchhandlung zu Paris ist kürzlich ein Buch erschienen, das mit der Lebensbeschreibung einer auf den polnischen Königsthron erhabenen Französin einen beachtenswerthen Beitrag zur politischen wie zur Kultur- und Sittengeschichte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liefert. Der Titel des von K. Waliszewski verfaßten Werkes kennzeichnet die Heldin nach Namen, Abstammung und Lebensstellung: „Marysienka, Marie de la Grange d'Arquien, Reine de Pologne, femme de Sobieski, 1641—1716.“ Die vielverschlungenen Wege, auf denen die Tochter eines Pariser Gardekapitäns bei den „Franzosen des Nordens“ eine hochbedeutsame Rolle spielte, nachdem sie zuerst mit einem polnischen Magnaten, einem Grafen Zamoyski, dann mit dem tapferen Feldherrn und späteren Wahlkönig Johann Sobieski das eheliche Bündniß geschlossen; die eigenartige Weise, in der die schöne und verführerische „Marysienka“ in oft sehr verwickelten Verhältnissen unter der Szlachta an der Weichsel und gegenüber dem Hofe Ludwigs XIV. ihre hohe Stellung ausfüllte und wie sie, die Mutter von 16 Kindern, nach dem Tode des ruhmreichen Türkenbesiegers, der ihr durch alle Fährlichkeiten als getreuer Seladon eine romantische Zärtlichkeit bewahrte, in minder rühmenswerther Haltung zu Rom nach dem Vorgang der schwedischen Königin Christine ihre Matronentage verbrachte, bis sie zuletzt in der alten französischen Heimath ein stilles Ende fand — dieser ganze wechselreiche Auf-, Hoch- und Niedergang bietet eine bunte Reihe greller, pikanter und belehrender Einblicke in die sozialen Zustände und die internationalen Beziehungen der damaligen Zeit. Die lebensvolle, anschauliche Darstellungsweise des Autors ist nicht die gewöhnliche des Historikers, sie trägt mehr feuilletonistisches, zuweilen fast poetisches Gepräge. Hr. Waliszewski hat sich, wie er selbst sagt, bei seinem „Metier“ den großen Staatsmann Neudeutschlands zum Muster genommen, der von seiner Arbeit sagte, sie sei mehr Kunst als Wissenschaft. Bei dem Lebensbilde seiner Heldin hält er das künstlerische Element nicht bloß für erlaubt, sondern auch für durchaus angezeigt. Bei der praktischen Anwendung dieser Auffassung greift er in seiner geschichtlichen Erzählung oft zur Form des mündlichen oder brieflichen Dialogs, wie sie sonst mehr im Roman üblich ist. Mit diesem Mittel glaubt er sein Ziel: menschliche Typen der Vergangenheit wahrhaft lebendig zu machen, eher zu erreichen, als wenn er uns bloß die Ergebnisse seiner Forschungen im todten Aktenkram der historischen Dokumente vorlegen würde. Daß er es übrigens auch an der Durchstöberung der archivalischen Schätze nicht hat fehlen lassen, die sich in Polen und Frankreich erschließbar zeigten, ist vom Verfasser glaubwürdig und dankbar nachgewiesen. Wie sich von selbst versteht, benutzt er als patriotischer Pole auch die Gelegenheit, mit seiner Marysienka deren vielfach sympathischen Lebensgefährten und seine vaterländische Geschichte bestens zu illustriren. Chr. Pz.

br. Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl (1845—1876), herausgegeben von Bruno v. Frankl-Hochwart. Berlin, Concordia, 1897 IX., 400 S. — Der Briefwechsel zwischen diesen wienerischen Freiheitsdichtern der Halbvergangenheit, dem steierischen Grafen, der Schriftsteller wurde, und dem deutsch-böhmischen Schriftsteller, der Ritter wurde, schien ein wesentlich literarisches Interesse zu haben; und in der That erfahren wir daraus manche neue Thatsachen und viele beachtenswerthe Urtheile, auch über Lenau und Grillparzer, Hamerling und Halm, Gilm, Saar u. A. Thatsächlich aber ragen die politischen Aeußerungen weit über alle anderen hervor; daher denn der Herausgeber gerade auf ihre Erläuterung mit Recht das Hauptaugenmerk gerichtet hat. Auersperg-Grün, der Dichterkavalier, hat die Kenntniß, die er als Mitglied der hohen Aristokratie und als führender Abgeordneter (in Frankfurt, Wien und Laibach) von den maßgebenden österreichischen Regierungsfaktoren gewann, mit dem Weitblick und Freimuth des Poeten zum Ausdruck gebracht, so daß viele seiner Sätze wie auf die Gegenwart gemünzt klingen, bald als Vorahnung, bald als patriotischer Rath oder als Warnung für die deutschen Landsleute. Einige Proben mögen wörtlich folgen. Den 26. Juli 1866, also kurz nach Königgrätz, klagt er: „Nicht die Größe des Unglücks und die Schmach, die uns betroffen, sondern die tiefe Ueberzeugung von der Unverbesserlichkeit der Lenker unsrer Staatsgeschichte ist es, die mir jene trostlose Ueberzeugung (Finis Austriae) aufnöthigt. Das alte Nichts-gelernt und Nichts-vergessen.... Wenn es uns durch unser Verschulden recht schlecht erging, dann bekennen wir uns reumüthig zu den ererbten Uebelständen; sobald aber das drohende Wetter einigermaßen sich verzogen hat, halten wir wieder mit aller Zähigkeit und allen Mitteln an denselben ererbten Uebelständen fest, als ob sie unsre Existenzbedingung wären. Mit den alten verbrauchten Mitteln, Bureau, Säbel und Kanzel, wird man das durch eigene alte Schuld Verlorene wieder zu erlangen fort und fort bestrebt sein. Wir Deutschen werden unter der magyarisch-slavischen Suprematie (losgerissen von unseren Stamm- und Kulturgenossen) uns nimmermehr heimisch fühlen können und als die neuesten

Schmerzenskinder dem großen homogenen Element zusteuern, und es wird eine Zeit kommen, wo der Patriot dieses Streben mit aller sittlichen Kraft wird fördern müssen, in der Erkenntniß nämlich, daß dort, wo Freiheit und Bildung nicht das einigende Band bilden, dynastische Interessen allein in diesem Jahrhundert viel zu schwach sind, um den Kitt des Zusammenhalts abzugeben. . . . **Man hat Treu und Glauben aus unserm öffentlichen Leben verbannt:** eine natürliche Folge davon ist die **allgemeine Demoralisation**, von welcher unser Staatskörper angefressen ist, und jene Gesinnungslosigkeit der Wiener, über welche Sie klagen, ist nur ein dort lebhafter an den Tag tretendes Symptom jenes allgemeinen und sittlichen Siechthums." Die Betonung der sittlichen Verhältnisse ist hiebei das für Auersperg Charakteristische; er war nicht ein oberflächlicher, sondern ein ernst religiöser Mann, der wenige Jahre vorher seinem Freunde, dem Sekretär der israelitischen Kultusgemeinde in Wien, „die kostbare Gabe des Glaubens" auseinandersetzte, „die gerade dem kommenden Zeitalter doppelt noth sein dürfte, als verläßlichste Stütze auf dem ringsum schwankenden Boden" (S. 95). Zugleich begegnen uns viele Beweise für sein dauerndes Festhalten an obigen politischen Ueberzeugungen, die man sonst leicht als Blasen einer vorübergehenden Aufwallung unmittelbar nach der Katastrophe ansehen könnte. Im Jahre 1867 fand er die Begegnung seines Kaisers mit Napoleon in Salzburg viel demüthigender, als den Schlag von Königgrätz. Ueber die Berufung des Bürgerministeriums urtheilt er: „Selbst die momentanen, scheinbar liberalen Velleitäten können mich nicht bestechen und meine Hoffnungslosigkeit nicht beseitigen, ich glaube nicht an den Ernst." Mit besonderer Treffsicherheit kritisirte er 1871 die leichtfertig diplomatische Großthat Beusts: „Sein ungarischer Ausgleich ist und bleibt doch des Endes Anfang, und mit Recht nannte ihn Graf Eugen Kinsky den Grafen Finis Austriae." Und so ließe sich noch viel citiren, um das Buch, das uns mit zwei guten Menschen und repräsentativen Schriftstellern bekannt macht, auch dem Beobachter der politischen Vorgänge in Oesterreich wärmstens zu empfehlen.

T-o **Roscoe-Schorlemmers Kurzes Lehrbuch der Chemie.** Von **E. Roscoe** und **A. Classen.** Elfte Auflage. Braunschweig (Vieweg) 1898. — Das Buch, das ja längst einen gefestigten Namen und bedeutende Verbreitung besitzt, umfaßt das ganze Gebiet der anorganischen und organischen Chemie in kurzer und klarer Darstellung. Es ist mit vielen Illustrationen versehen. Es enthält am Schluß noch einen kurzen Abriß der physiologischen Chemie, einiges über „Athmung und thierische Wärme", Nahrung der Pflanzen und schließlich noch ein Kapitel über die künstliche Darstellung organischer Verbindungen. Das Gepräge des Werkes ist, wie bekannt, streng wissenschaftlich; man kann wohl sagen, daß es in möglichst engem Raum das Wichtigste aus der chemischen Wissenschaft bringt. Es ist daher ebenso sehr für Jünger der Chemie wie auch für Mediziner zur Benutzung beim Studium aufs wärmste zu empfehlen.

* **Naturwissenschaftliche Plaudereien** von Dr. E. **Budde.** Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Georg Reimer, 1898. — Der Verfasser der bekannten „Naturwissenschaftlichen Plaudereien" der „Kölnischen Zeitung" gibt hier eine Auswahl seiner dort erschienenen beliebten Aufsätze, in denen er Einzelfragen aus verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, insbesondere aus dem eigentlich Biologischen in Zoologie und Botanik, zum Gegenstand seiner Darlegung macht. Die reiche Erfahrung und direkte Beobachtung, die den „Plaudereien" zugrunde liegt, gibt ihnen eine lebhafte Anschaulichkeit und Frische, die durch den nicht selten angeschlagenen humoristischen Ton noch gesteigert wird; sie knüpfen in der Regel an irgend ein besonders merkwürdiges oder auch von der Volksphantasie mit geheimnißvollen Zügen ausgestattetes Phänomen an, um daran in abgerundeter Form Betrachtungen über Wesen und Ursache dieser und verwandter Erscheinungen anzuschließen. Das rasche Erscheinen dieser zweiten Auflage beweist, daß der Verfasser mit dieser Auswahl aus seinen „Plaudereien" einem Wunsch vieler Kreise entgegenkam. C. S.

w. The War of the Worlds by *H. G. Wells.* Verlag von Bernhard Tauchnitz, Leipzig. — Der Verfasser hat sich in wenigen Jahren einen großen Leserkreis erworben. Kein Wunder! Versteht er es doch, Unterricht zu geben in der Kunst des Gruselns, in der Erweckung jener behaglich-schauerlichen Gefühle, die den Pulsschlag des Herzens steigern und ein angenehmes Rieseln den Rücken hinabsenden. Seine Phantasie ist ein echtes Kind der Gegenwart mit lebhaftem Interesse für Physik und Naturwissenschaft, mit gründlicher Kenntniß der neuen technischen Entdeckungen und kräftiger Fühlung der sozialen Fragen unsrer Zeit. Ihr Flügelrad neuester Konstruktion — den uralten Pegasus hat sie beiseite geschoben — erhebt uns zu unsrer Belustigung, Erfrischung und Belehrung aus dem Staube und der Hitze des Alltagslebens in eine Märchenwelt, in der alles originell und seltsam uns anmuthet, die aber dennoch aus der Wirklichkeit folgerichtig herausgewachsen zu sein scheint. Der Verlag von B. Tauchnitz hat drei Werke dieses Schriftstellers aufgenommen: „The Stolen Bacillus", „The Invisible Man" und das vorliegende „The War of the Worlds". Der Welten-Krieg erzählt von einem Kampf zwischen den Bewohnern des Mars und der Erde. Der Mars ist älter als unser Planet. Sein Abkühlungsprozeß ist bereits weit vorgeschritten. Die Zeit rückt heran, da alles Leben auf ihm unter dem Einfluß der entsetzlichen Kälte für immer erlöschen muß. In Todesangst vor diesem entsetzlichen Schicksal kommen die hochentwickelten, technisch uns überlegenen Marsbewohner auf den Gedanken, sich auf die noch lebensfrisch grünende, fruchtreiche Erde hinabzulassen. Die Ausführung dieser Idee und die Ankunft einer Zahl von Marsbewohnern auf der Erde ist brillant geschildert. Noch vorzüglicher ist die Erstürmung Londons gezeichnet und die Panik, die das Menschengeschlecht erfaßt. Die Kinder der Erde sind völlig ohnmächtig im Kampf mit den neuen Feinden. Allein in dieser Noth naht sich ihnen ein Heer von winzigen Bundesgenossen, die in kurzer Zeit die gewaltigen Fremdlinge zu Boden werfen. Was die Menschenhand und der Menschengeist nicht vermag, das vollbringen jene Legionen von Krankheitserregern, Bazillen genannt, gegen die wir Erdbewohner durch vieltausendjährigen Widerstand verhältnißmäßig immun geworden sind, gegen die aber die an eine bazillenfreie Nahrung und Luft gewöhnten Marsbewohner sich nicht zu wehren vermögen.

D-n. **Kreuzigt ihn!** — Roman von **E. v. Czatkowski** — ist interessant und zielbewußt geschrieben. Der Verfasser hat sich seinen Stoff auf das festeste begrenzt, die Typen aufs klarste vorgeschrieben und ist bei der Ausarbeitung nicht einen Moment von dem gewollten Wege abgewichen. Darin liegt die Stärke und zugleich die Schwäche des Buches. Die Tragik des Schicksals dessen, der seine ganze Kraft daran setzt, das Loos der Unterdrückten und Enterbten zu heben, und dafür Undank, Verfolgung und Vernichtung erntet, wird in all ihrer Unerbittlichkeit entwickelt, aber ebenso das nicht zu zerstörende Fortwirken der Idee losgelöst vom Geschicke ihres Denkers. In derselben umfassenden, großzügigen Art wird die Judenfrage behandelt, und die Vornehmheit der Auffassung, die Klarheit der Darlegung verdient ehrliche Bewunderung. Nur von einem hohen Standpunkt und mit mehr als dem üblichen Takt läßt sich heutzutage diesem Gegenstande nähertreten, dessen bloße Erwähnung bei den meisten Lesern eine fast krankhafte Voreingenommenheit und Gereiztheit hervorruft. Weniger glücklich ist der Autor bei dem novellistischen Theil seines Buches. So fein beobachtet und scharf gezeichnet seine Figuren auch sind — jede in ihrer Art typisch, der Aristokrat des Geistes und der der Geburt, der herabgekommene Edelmann und der Parvenü —, so wenig gelingt es ihm, sie uns zu Gestalten von Fleisch und Blut zu machen. Hier, wo es sich darum handelt, durch dem Leben abgelauschte Schilderung uns in die Illusion zu versetzen, daß sich wirkliches lebendiges Menschenschicksal vor unsern Augen abspielt, wirkt die Geschlossenheit seiner Darstellung hindernd. Selbst die Liebesgeschichte erwärmt wenig, nur da, wo das tragische Element in den Vordergrund tritt, findet der Verfasser echte, erschütternde Töne. Das Buch ist nicht im heutigen Sinn modern, trotz theilweiser feiner Einzelbeobachtung, aber der große Zug, der hindurchgeht, zeigt uns, daß wir es mit einem beachtenswerthen Talent zu thun haben.

München. Kgl. Akademie der Wissenschaften. (November-Sitzungen.) I. In der philosophisch-philologischen Klasse gedachte der vorsitzende Klassensekretär Geheimrath v. Christ in ehrender Rede des verstorbenen Mitglieds G. Ebers und führte dann Rektor Ohlenschlager, dem durch die Versetzung von Speyer nach München wieder die direkte Betheiligung an den Arbeiten der Klasse ermöglicht ist, in die Sitzung ein. Prof. Wölflin legte von dem Archiv für lateinische Lexikographie das Register zu Bd. I—X, Prof. Krumbacher das dritte und vierte Heft der „Byzantinischen Zeitschrift" und das erste Heft des „Byzantinischen Archivs" vor, welches als Ergänzung der Zeitschrift zu gelten hat, während Rektor Wecklein von seiner kritischen Ausgabe des Euripides Heft I, 5—7 und II, 1 unterbreitet. Sodann hielt Prof. Furtwängler einen Vortrag 1. über neuere Fälschungen von Antiken. Der Vortragende macht auf die wachsende Kühnheit und Geschicklichkeit der Fälscher von Antiken aufmerksam und führt eine Reihe von Beispielen aus verschiedenen Techniken an. Von Fälschungen, die in öffentliche Sammlungen übergegangen sind, verweist er auf die bekannte Tiara des Saitaphernes im Louvre und auf einen seit kurzem in der Antikenabtheilung des Berliner Museums aufgestellten, überlebensgroßen weiblichen Kopf von Marmor in archaischem Stile, den er, ebenso wie einige neu erworbene Terrakotten desselben Berliner Museums, als Fälschungen erklärt, die noch nicht einmal zu dem Besten gehören, was die heutigen Fälscher vermögen; 2. sprach Furtwängler über griechische Originalstatuen in der Sammlung Jakobsen zu Kopenhagen, namentlich über zwei Statuen, welche er für Niobiden und Figuren eines Giebels vom Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. erklärte. Die beiden Vorträge werden in den Sitzungsberichten erscheinen. — II. Mathematisch-physikalische Klasse. Der Klassensekretär v. Voit gab bekannt, daß im Auftrag der Akademie Prof. Königs bei der Feier des 100jährigen Geburtstags Berzelius' durch die schwedische Akademie zu Stockholm einen Lorberkranz am Denkmal des großen Chemikers niederlegte und eine von Geheimrath v. Baeyer verfaßte Adresse überreichte. Radlkofer legte die erste Lieferung der mit Unterstützung der Akademie von Solereder herausgegebenen „Systematischen Anatomie der Dikotyledonen" vor. Seeliger überreichte den auf Kosten der Akademie gedruckten III. Band der neuen Annalen der Sternwarte zu München. v. Zittel bespricht eine umfassende Untersuchung des Privatdozenten Bergeat über „Die aeolischen Inseln (Stromboli, Panaria, Lipari, Vulcano, Filicuri und Alicuri) geologisch beschrieben" und empfiehlt deren Aufnahme in die Denkschriften. v. Lommel überreicht eine Abhandlung Eberts: „Unsichtbare Vorgänge bei elektrischen Gasentladungen"; sie wird in den Sitzungsberichten erscheinen. — III. In der historischen Klasse legt der Sekretär das von dem korrespondirenden Mitglied G. Schmoller in Berlin eingesandte Werk: „Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte, besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert" vor, worauf v. Oefele einen Vortrag über „Briefe von und an Konrad Peutinger" hielt, der in den Sitzungsberichten gedruckt wird.

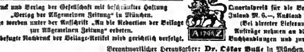
h. **London,** 15. Nov. Auf der am Freitag, 11. Nov., abgehaltenen Generalversammlung des Aegyptian Exploration Fund wurde mitgetheilt, daß der zweite Band der Publikationen des von den HH. Grenfell und Hunt in Oxyrhynchus entdeckten Papyri in Vorbereitung sei; es wird neben Fragmenten des Johannesevangeliums (aus dem 3. Jahrhundert) und solchen des ersten Korintherbriefes und eines apokryphen Evangeliums auch ein Fragment von Menanders *περικειρομένη*, Scholien zu Ilios XXI von dem Grammatiker Ammonius und Fragmente einer Tragödie, die das Geschick der Niobe behandelt und vielleicht von Sophokles herrührt, enthalten. Derselben Versammlung berichtete Prof. Flinders Petrie über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in Dendereh. Er legte den Friedhof bloß und fand dabei auch Denkmäler aus einer der dunkelsten Partien der ägyptischen Geschichte, der Zeit von der sechsten bis zum Beginn der elften Dynastie. Die ältesten aufgedeckten Gräber stammen aus der Zeit der dritten Dynastie, viele aus der der siebenten, achten, neunten und zehnten. Die nächsten wichtigeren Funde gehören erst der Ptolemäerzeit an.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Anton E. Schönbach: Studien zur Erzählungs-Literatur des Mittelalters. I. Theil: Die Reuner Relationen. Wien, C. Gerolds Sohn 1898. — Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen. Ein Rückblick am Schlusse des XIX. Jahrhunderts. 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Historisches Literaturblatt. Kritisch-bibliographisches Organ für Geschichte und ihre Hülfswissenschaften. Hggb. von August Hettler. 1. Jahrgang. Nr. 1—3. Leipzig, A. Hettler 1898. — Dr. E. Weinschenk: Der Graphit, seine wichtigsten Vorkommnisse und seine technische Verwerthung. Hamburg, Verlagsanstalt vormals J. F. Richter 1898. — Professor Dr. Max Runge: Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart. 3. Aufl. Berlin, Julius Springer 1898. — Paul Lindenberg: Fritz Vogelsang. Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiau-tschou. Berlin, Ferd. Dümmler 1899. — Eduard Engel: Geschichte der englischen Literatur. 4. Aufl. 1. Heft. Leipzig, J. Baedeker 1897. — Emil Schlegel: Paracelsus-Studien. Dresden, Wilhelm Baensch 1898. — Hans Klaeber: In und vor Verdun während der Belagerung der Festung im Jahre 1870. Bearbeitet von Hans Klaeber. Dresden, C. Heinrich 1898. — H. Tödter: Heiderose. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger 1898. — Alfons Thieberg: Märchen aus dem deutschen Dichterwalde. Berlin, Ernst Kummer u. Karl Hinstorff 1898. — Franz Wollmann: Ueber politisch-satirische Gedichte aus der schottischen Reformationszeit. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller 1898. — Theodor Lipps: Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1898. — Max Krämer: Stimmungen und Sehnsuchtsklänge. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson 1898. — Björnstjerne Björnson: Ueber den hohen Bergen. Bauerngeschichten. 2 Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. — Zacharias Nielsen: Die Kohlenbrenner. Erzählung. Uebersetzt von Pauline Klaiber. Ebd. 1898. — Luise Glaß: Im Mund der Leute. Erzählung. Ebd. 1898. — *Munroe Smith:* Bismarck and German Unity. New York, The Macmillan Company 1898. — Dr. Johannes Wernicke: Umsatzsteuer und Konsumvereine. Berlin, J. Guttentag 1898. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. VIII. Band: Hegels Leben, Werke und Lehre. 2. Lfg. Heidelberg, Carl Winter 1898. — Theodor Jean Feilner: Beiträge zur Geschichte der Kultur und Kunst. Philosophische Aphorismen. Braunschweig, Richard Sattler 1899. — Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. Hggb. von Dr. Jul. v. Staudinger. 6. Auflage. München, C. H. Beck (O. Beck) 1898. — P. Ehmann: Die Sprichwörter und bildlichen Ausdrücke der japanischen Sprache. Theil IV. Tokyo, Tokyo Tsukiji Type Foundry 1898. — Museum Francisceum. Annales 1897. Brünn, R. M. Rohrer 1898. — Prof. Dr. Wolfgang v. Oettingen: Friedrich Geselschap. Gedächtnißrede. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Deutscher Kalender für Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger auf das Jahr 1899. Hggb. von Dr. George Meyer. Frankfurt a. M., J. Rosenheim 1898. — *Auguste Beaure:* Théorie et pratique de la monnaie. 1. Bd. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht; London, Effingham Wilson; Paris, Guillaumin u. Cie. 1898. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Galizien. 27. Heft. 311. Lfg. Wien, Alfred Hölder 1898. — Berichte der Deutschen graphologischen Gesellschaft. 2. Jahrg. Heft 9 u. 10. München, 1898. — Germania. Tijdschrift voor Vlaamsche Beweging, Letterkunde, Kunst, Wetenschap, Onderwijs, Staathuishoudkunde, Handel, Nijverheid en Verkeer. 1. Heft. Brüssel, H. Diez 1898. — Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Hggb. von E. Jörg und F. Binder. 122. Bd. 9. Heft. München, Literarisch-artistische Anstalt 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 19. November. Nummer 263.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.


Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Frauenstudium im Ausland.[1]

Von Dr. med. Otto Neustätter (München).

III.

England und die übrigen überseeischen Kulturstaaten.

Der Ausgangspunkt der geistigen Gleichstellung der Frauen war bekanntermaßen Amerika, und da sich derartige Bewegungen immer weiter entfalten und vertiefen, so wird es uns nicht wundernehmen, dort einen sehr fortgeschrittenen Standpunkt, ja die volle Gleichberechtigung in fast allen Zweigen der akademischen Studien und Berufe, selbst den höheren staatlichen Stellen vorzufinden. Von Amerika schritt dann die Bewegung auf England fort, und dieses wieder wurde der Ausgangspunkt für das übrige Europa: zunächst Holland, Skandinavien, Frankreich; aber auch nach Deutschland drangen fast ausschließlich von dort die Ideen der Möglichkeit der Zulassung von Frauen zu den akademischen Studien, indem Engländerinnen es waren, die an einzelnen Universitäten, zuerst in Göttingen und Heidelberg, Zulassung begehrten. Nach der Schweiz dagegen kam der Anstoß hauptsächlich durch Russinnen und von der Schweiz allerdings auch, aber in auffallend wenig nachwirkender Weise, wieder nach Deutschland, offenbar weil dort die ganze Zulassung der Frauen zum Studium weniger der Ausfluß einer großen, organischen, nach allen Richtungen ihre Sprossen treibenden Bewegung, sondern eine einzelne Maßregel von Seite der Universitäten war, die in ihrer Einsicht der allgemeinen Anschauung zu weit voraus war, als daß in breiteren Schichten der Gedanke Würdigung und damit einen Untergrund für weitere befruchtend wirkende Ausbreitung gefunden hätte.

Soweit man nun auch gegenwärtig in Amerika und England vorgeschritten ist — so weit, daß der Gegensatz zwischen dort und Deutschland geradezu entmuthigend auf diejenigen wirken kann, die ein gleiches Ziel für uns im Auge haben und sehen, wie schwer es gemacht wird, auch nur die kleinsten Schritte vorwärts zu thun —, es ging auch dort nicht ohne schwere Kämpfe, ohne Stillstände, ohne Enttäuschungen für die Freunde der Sache ab. Wenn man es jetzt in diesen Ländern um so unverzeihlicher findet, den Frauen gleiche Bildungsmöglichkeiten zu verwehren, je höher der Kulturstand ist, so gab es auch dort Zeiten, wo man fürchtete, dieser würde durch die Zulassung der Frauen zu den höheren Berufen geradezu auf ein niedereres Niveau gedrückt werden.

Von besonderem Interesse ist es für uns, den Entwicklungsgang der Bewegung in England zu betrachten, ihr allmähliches Anwachsen trotz zahlloser Schwierigkeiten, ihr siegreiches Vordringen auf dem schrittweise zu erkämpfenden Terrain und die nachträgliche Bewunderung für die Vorkämpfer sowie das Verwundern darüber, daß man einer so selbstverständlichen Sache mit so gewaltigen Mitteln entgegengearbeitet hat. All dies ist um so interessanter für uns, als die Bewegung so große Aehnlichkeit mit der in Deutschland hat; als auch die Engländer zäh an dem Hergebrachten hängen — ist doch jetzt, obgleich praktisch den Frauen alle Studien eröffnet sind, noch ein hartnäckiger Kampf nöthig, um ihnen auch die ideell gleiche Stellung zu erwirken, d. h. ihren Zutritt zu den wenigen noch nicht gleicherweise eröffneten Universitäten und zu allen Privilegien der Männer, nicht des Broterwerbes halber, sondern um dem Gefühl der gleichen Berechtigung des Weibes zu genügen —; als dort, man kann sagen Wort für Wort dasselbe über Unweiblichkeit, Unausführbarkeit und Gesundheitsschädlichkeit des Frauenstudiums vorgebracht worden, was jetzt bei uns — allerdings 50 Jahre später — immer wieder widerlegt werden muß, weil es sich immer wieder zeigt, daß die Aufklärung noch nicht in genügend weite Kreise gedrungen ist; als schließlich die großen Erfolge, welche man in England für die Frau errungen, gerade bei dem heftigen Widerstand doppelt ermuthigend sind für diejenigen, welche die Sache in Deutschland verfechten. Denn sie zeigen, was mit Eifer, Ausdauer, Ueberzeugung, Enthusiasmus, vereinten Kräften und namentlich dadurch zuwege gebracht wurde, daß die Frauen durch Thaten bewiesen, daß man ihnen die Fähigkeit zu einer höheren Ausbildung und zur Ausübung der akademischen Berufe wohl absprechen könne, daß sie dieselben aber doch besitzen. Von diesem Gedanken: „wir wollen durch die That beweisen“ — da die Engländer, wie Emerson in seinen English-Traits sagte, gottlos in ihrem Skeptizismus einer Theorie gegenüber sind, aber den Boden küssen vor einer Thatsache — ließen sich im Jahre 1869 einige begeisterte Freundinnen des Frauenstudiums, an der Spitze Miß Davies, leiten, als sie, ohne Rücksicht auf die bevorstehenden Schwierigkeiten, um den nöthigen Unterricht für die Schülerinnen, die Zulassung derselben zu den Examen und ihre Anerkennung als Studentinnen zu erlangen, die Grundlage zu dem jetzigen Girton College in einem gemietheten Haus in Hitchin legten. Es war die in einem Memorandum von allem Anbeginn ausgesprochene Absicht der Gründerinnen, nicht nachzulassen, bis es gelungen wäre, Girton College zu einem Theil der Universität Cambridge zu machen, so daß die Frauen in ihm die gleiche wissenschaftliche Ausbildung genießen und schließlich die gleichen Examen machen und die gleichen Diplome wie die Männer erhalten könnten. Newnham College, das bald darauf (1870) gegründet wurde, hatte nicht diesen ausgesprochenen Zweck, sondern wollte nur Frauen, welche die sogenannte Local Examinations (von der Universität Cambridge 1869 zuerst ausgeführte Prüfungen von Frauen, die

[1] Vergl. die Nummern 237 und 238 d. J. der Beilage.

ihre auf irgendwelchem Wege erlangten Kenntnisse durch ein Examen belegen und abschließen wollten) zu mochen beabsichtigten, Gelegenheil zu höherem Unterricht au Ort und Stelle geben. — Einige der ersten Universitätsprofessoren, die den kühnen Muth unterstützen wollten, erklärten sich trotz der großen Opfer an Zeit und Bequemlichkeit bereit, nach dem College hinüberzukommen und dort Unterricht zu ertheilen. Denn das Ansinuen, Frauen in die „Hochburg der Männlichkeit", die alle Universität, einzulassen, war schroff abgewiesen worden. Als abee nach einem Johr die ersten fünf Schülerinnen das little-go-Examen[1]), zu dem sie durch den Einfluß der befreundeten Professaren von der Universität zugelassen worden, sehr gut bestauben und dadurch das Recht erlangten, für die höheren Examen weiter zu studiren, von denen mou ihnen allerdings nur das schwierigere Hanor-Degree eröffnete — do fing man an, die Bestrebungen mit mehr Beachtung und Sympathie zu betrachten. Diese stieg, als nach 3 Jahren dieselben Schülerinnen mit Ehren die schweren Examen[2]) bestanden. Nach und nach ließ man dann die Franen anch zn einzelnen Vorlesungen an der Universilät, dann auch an den Männercolleges zu; 1881 wurde durch die hervorragenden Leistungen der jetzigen Malhemalik-Professorin Miß C. A. Scott das Ansehen von Girton College so gesteigert, daß ein Gesuch um offizielle, nichl nue gestattete Zulassung zu den Examen und um Ertheilung der „Grade" (= Doktortitel) in seinem ersten Theil wenigsteus bewilligt wurde — allerdings nur für die schwereren (Tripos), nicht die einfachen Pass-degree-Examinatians. Die Titel B. A. und M. A. erhalten Fronen noch heute nichl, sondern nur ein thatsächlich die Erlangung bestätigendes Zertifikat — und der Kampf um die endliche vollkommene Gleichstellung dauert noch immer fort, indem die Universität dieselbe hortnäckig verweigert. In Oxford ist es den Bemühungen der Assaciatian far the Educatian of Wamen seit 1865 zwar gelungen, nachdem auch hier zuerst nur aus Gefälligkeil einzelne Professoren Frauen Unlerricht ertheilt hatten, sich von 1880 an allmählich fost sämmtliche Colleges (mit Ausnahme der medizinischen Fächer) unler gewissen Bedingungen zu erschließen, sich 1893 offizielle Anerkennung und domit auch seinen Mitgliedern — alle Frouen, die in Oxford studiren, sind entweder ihre Mitglieder oder stellen sich wenigstens unler ihren Schutz — gewisse offizielle Rechte zu erringen, nomentlich auch die Examen für den Doktortitel (BA) und nach und nach auch für die verschiedenen übrigen Grade (1884—1894, Hanor moderatians, Respansions, Hanar Schaal in Jurisprudenz, Doktor der Musik, Theologie, Orientalische Studien) zugänglich zu mochen; aber sie konnte es nicht dohin bringen, doß Studium und Examen auch in der Medizin eröffnet wurden, daß den Frauen Titel oder Diplome verliehen, daß sie überhaupt irgendwie von dee Universität anerkannt werden. Es ist zwor, nachdem alle anderen Universitäten, anch (1878) London University mil den schwersten Examen, den Frauen sämmtliche Rechte wie den Männern eingeräumt haben und alle Berufe ihnen eröffnet worden sind, innerhalb des letzlen Jahrzehnts, die praktische Bedeutnng nicht mehr so groß. Immerhin muß mon bedenken, daß, nicht einmal mit Recht, aber thatsächiich doch gerade Oxford und Cambridge ein unverhältnißmäßig großes Prestige für ihre Studenten im Gefolge haben, das in dem Ansehen, welches dieselben im späteren Leben genießen, auch eine praktisch nicht zu unterschätzende Bedeutnng hal, während andrerseils Frauen auch in den Kolonien und sogar in England wegen Mangels des Titels Schwierigkeiten finden, so doß es eine recht bedeutsame Ehrenfrage für die Frauen ist, für ihre gleichen Leistungen die gleichen äußeren Würden hier auch noch zu erlangen, da bis dahin es immer uoch aussehen wird, als wären sie „durch ein Hinterthürchen unrechtmäßig hereingekommen und deßholb nicht gleichwerthig".

Während es sich hier um den Kampf um eine ideale Slellung handelte, wae der um die Zulassung zum medizinischen Studium mehr von praktischen Gründen getragen und uoch heftiger, dagegen auch früher beendet.[1])

Als 1858 die erste Dame Medizin studiren wollte, konnte sie in keine medizinische Schule, in kein Hospital Zutritt erlaugen, keine dee zahlreichen Prüfungsbehörden ließ sich herbei, die Zulassung zum Examen zu gestatten. Erst 1865 entschloß sich die Apothecaries' Society ausnahmsweise dieselbe zuzulassen, verweigerte aber Nachfolgerinnen ein gleiches, so daß sich diese ins Ausland (Frankreich, Schweiz) begeben mußten. Ebenso erging es Anderen, die in Edinburg 1869 den Versuch machten, Zulassung in die Schule und das Hospital zu erlangen. Ihre Anstrengungen waren vergeblich; so entschlossen sie sich, 1875 zur Gründung der School af Medicine far Women, gute Lehrer waren gewonnen, zahlreiche Studentinnen da, aber kein Hospilal mit 160 Betten und allgemeiner Praxis, wie dies vorgeschrieben, wollte sich ihnen erschließen. Da griff endlich das Parlament 1876 ein, auf das ebenso, wie auf die Regierung die öffenlliche Meinung entsprechend eingewirkt hatle. Die Prüfungsbehörden wurden „ermächligt", Frauen zu examiniren; aber zunächst machle nur die irische College of Physicians Gebrauch davon, dann eröffnete sich das Roy-Free-Hospital in London den Frauen und darauf entschloß sich auch die University of London, Frauen zum ärztlichen Examen zuzulassen.

Von der Zeit an ging es dann rascher vorwärts, obgleich es an jeder Universilät noch immer einen besanderen Kampf kostete und namenllich die Körperschaften mit Examinationsrecht sich gegen die Prüfung der Frauen sträubten und sie noch von ihrer Mitgliedschaft ausschlossen. Immerhin haben sich in jüngster Zeit auch der Conjaint Board in London (aus dem R. C. af Physicians, R. C. of Surgeons und Apothecaries Hall), in Edinburg, Glasgow und Dublin schon früher, zur Prüfung entschlossen, und außerdem prüfen sieben Universitaten: London, Durham, Wales, Aberdeen, St. Andrews, Glasgow, Ireland Frauen für die Ausübung des ärztlichen Berufes, und statt des einen sind acht autorisirte Hospitäler mit allgemein medizinischer Schule ihnen geöffnet. Die Zohl der von Frauenärzten geleitelen odee theilweise mit weiblichen Aerzten versehenen Spiläler ist dorin natürlich nicht eingerechnet; deren gibt es 17. Natürlich sind die Frauen zu jeder ärztlichen Thätigkeit zugelassen und werden, wie die Männer, wenn sie die vorgeschriebenen Examen passirt hoben, „eiuregistrirt" (registered). Die Zahl diesee beträgt jetzt an 350. Die meisten haben das Examen in Edinburg (L. R. C. P. and S. Edin) und London (B. M.) gemacht und praktiziren in Großbritannien, Indien, China, Amerika, Australien ꝛc., auch in Freiburg ist eine in England approbirte Aerztin, ebenso in Bern, Cannes. Nicht

---

[1]) Latein, Griechisch, Euklid (!), Arithmetik, Algebra, Trigonometrie oder Französisch oder Deutsch.

[2]) Diese „Tripos" genannten Examen gelten mit den Oxforder und denen der London University als die schwierigsten in England; besonders das Mathematical Tripos hat einen solchen Ruf. Dieses wurde seit 1881—1896 von 203 Frauen bestanden. In der gleichen Zeit bestanden das

Classical Tripos	181
Moral Sciences Tripos	57
Natural Sciences Tripos	139
Theological Tripos	1
Law	3
Historical.	126
Oriental Languages	1
Mediaeval and Modern Languages .	95

[1]) Vergl. Dr. med. et phil. Schaibte: Die höhere Frauenbildung in Großbritannien.

zugelassen sind Frauen zur medizinischen Prüfung an Trinity College, von dem Frauen überhaupt ausgeschlossen sind, und in Victoria University, da sie in den zugehörigen Colleges die medizinische Schule nicht besuchen können. In Edinburg bedarf es an der Universität für das Examen der Erlaubniß der einzelnen Professoren, die aber fast nie verweigert wird; dagegen ist das Studium der Medizin, bis die nöthigen Neueinrichtungen getroffen, auf die Physiologie beschränkt.

Bei den übrigen Fakultäten waren die Schwierigkeiten nicht so groß; sie sind, wir schon erwähnt, praktisch (mit Ausnahme der theologischen an einigen Universitäten) den Frauen ganz eröffnet. Examen können sie in ihnen ebenfalls machen, und von akademischen Berufen sind ihnen das Lehramt an sämmtlichen, auch den Hochschulen, der ärztliche Beruf, seit kurzer Zeit auch der von Rechtskonsulentinnen, eröffnet. Selbst als geprüfte Geistliche können Frauen wirken; meistens aber wenden sie sich dem Religionslehrfach zu. Daß in vielen Verwaltungssparten (Armenpflege, Schulangelegenheiten, Fabrikinspektion 2c.) Frauen, und natürlich solche mit der entsprechenden Vorbildung, mit Vorzug ein Feld der Thätigkeit finden, ist bekannt.

Da die englischen Universitäten etwa unsern obersten Gymnasialklassen und dem sogenannten philosophischen Jahr auf der Universität entsprechen, da ferner die Zulassung zu diesem für gewöhnlich nicht auf Grund eines Abgangszeugnisses von einer Mittelschule, sondern durch eine Aufnahmeprüfung erfolgt, da sogar die meisten Universitäten solche Abgangszeugnisse als keinen Ersatz ansehen, sondern höchstens die Higher Local Examinations von Oxford und Cambridge, die in ganz England abgehalten werden, als ganzes oder theilweises Aequivalent für ihr Aufnahmeexamen betrachten, und da der Lehrgang immer auf körperliche Ausbildung gerichtet ist, die Vorbereitung für Examen als etwas nebenher besonders zu betreibendes angesehen wird, so haben die Mittelschulen nicht die Bedeutung wie bei uns. Viele Eltern ziehen kleine Privatschulen vor. Erst seitdem das College of Preceptors 1856 als erste öffentliche Erziehungskorporation die Prüfungen und Beaufsichtigungen auch von Mädchensekundärschulen übernahm — Cambridge und Oxford führten erst 4 Jahre danach ihre Local Examinations ein, hielten sie lange Zeit nur für freiwillig sich Stellende und ließen erst 1863 Mädchen zu — kam ein etwas einheitlicherer Zug in dieselben, namentlich auch durch die von der Zeit an einheitlicher, von dem College vorgebildeten Lehrerinnen, die früher gar keine Examen ablegten, und durch die bestimmten Anforderungen an die zu Prüfenden. Seit der Zeit sind auch noch andere Prüfungsbehörden, theilweise von den Universitäten, theilweise von privaten Assoziationen für höhere Mädchenschulen, und natürlich zahlreiche Mittelschulen für Mädchen, die denjenigen für Knaben sehr nahe, theilweise ganz entsprechen, ins Leben gerufen worden. Die ältesten höheren Mädchenschulen, die den späteren als Muster dienten und auch dann ihren Lehrplan nicht oder unwesentlich zu ändern brauchten, als den Frauen der Zutritt zu den Universitäten gestattet wurde, waren Bedford College for Ladies (1848), Queens College (1853), Cheltenham College (1853), die wahre Pioniere für die damals in England unverhältnißmäßig tiefstehende Frauenbildung wurden. Das neueste ist R. Holloway College (1883), das sich in eine Universität umzuwandeln trachtet, woraus am besten der nahe verwandte Charakter von Mittel- und Hochschule sich ergibt. Es sind in England die Verhältnisse außerordentlich komplizirt dadurch, daß eben nicht für alle Anstalten bindende Vorschriften von Staats wegen existiren. Sicher ist, daß dadurch eine bedeutend leichtere Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse der Zeit, so auch an das Bedürfniß des Frauenstudiums möglich ist; andrerseits ist ein derartiger in den verschiedensten Phasen stehender Rechtszustand mit diesen zahllosen lokalen Schattirungen eben auch dadurch bedingt gewesen. Da die erste Eigenschaft des englischen Unterrichtssystems den Frauen die Möglichkeit geboten hat, so rasch sich ihren Zutritt zu dem höheren Studium zu erobern, können sie über die andere Seite getrost hinwegsehen, da sicher in einigen Jahren die nur noch auf Formenkram beruhende geringfügige Ungleichheit in ihrer Behandlung weichen wird, und wenn nicht, können sie es bei dem jetzigen Zustand, der ihnen praktisch alle Rechte gibt, ruhig bewenden lassen.

Einige Zahlen[1]) mögen noch die Betheiligung der Frauen am Studium beleuchten (dieselben beziehen sich auf Ende 1896 bis Anfang 1897, also etwa Wintersemester 1896/97). In Klammern steht die Zahl der männlichen Studenten.

Cambridge 275 (2500)
(Girton 109. Newnham 166)

von denen 260 auf ein Triposexamen hinarbeiten. Diese sind seit 1881 von 806 Frauen bestanden worden, von denen etwa ein Fünftel die erste Note erhielten.

Oxford (1884 formell eröffnet für Frauen) 194 (3256)

Somerville College (seit 1879) .	73
Lady Margaret Hall (seit 1879) .	48
St. Hugh's Hall (seit 1886) . .	24
St. Hilders Hall (seit 1893) . .	17
Home students	32

Von den 300 Frauen, die bis jetzt Examen abgelegt haben, hat ein Sechstel die erste Auszeichnung erhalten.

London University (seit 1878) prüfte in
Arts 769, Medicine 82.

In den ihr unterstellten Colleges studirten

University College	310 (720)

in Medizin dazu noch 296 männliche, während die Frauen ihre medizinische Ausbildung erhalten in

London School of Medicine for Women 162.

Für die Prüfung an der London University bereiten auch noch die drei Frauencolleges in einzelnen Fächern vor (Arts, Science), nämlich:

Bedford College	192
Westfield College	44
Roy. Holloway College (1897/98)	111

An der Victoria University wurden seit 1880, wo sie für Männer und Frauen eröffnet wurde, geprüft.

Frauen	120 (1011)

Die drei zugehörigen Colleges hatten

Owens College	102 (862)
Yorkshire College	104 (353)
University College Liverpool .	97 (462)

Frauen können an keinem derselben Medizin studiren.

In Durham University (1895)

Theological School, geschlossen für Frauen	
College of Medicine	7 (196)
College of science	133 (204)

Die University of Wales 1893 (für beide Geschlechter unter gleichen Bedingungen gegründet) hatte weibliche Studenten in den Colleges von

Aberystwyth	175 (212)
Cardiff	110 (285)
Bangor	141 (176)

[1]) Nach C. S. Bremner in „Transactions of the Womens Institute", No. 1.

In Schottland halten

St. Andrews University 74 (175)
Glasgow University 257 (1466)
Aberdeen University 71 (6557)
Edinburgh University 206 (2607)

Alle die schottischen Universitäten ließen 1892 Frauen zu Examen und Titelerlangung zu.

In Irland, wo 1884 Frauen von der 1880 gegründeten University of Ireland zugelassen wurden, prüfte diese Ende 1896 333 Frauen. Es studirten in den zugehörigen Colleges

Queens College Belfast 12 (368)

Es ist hier noch Victoria College einzureihen, in dem gleichzeitig Mittel- und Hochschulunterricht ertheilt wird und wo eine größere Anzahl Frauen sich für die Examen der R. Univ. of Ireland vorbereitet (1896 73).

Queens College Cork 8 (206)
Queens College Galway . . . 2 (105)
Alexandra College Dublin . . 87
(University of Dublin nicht zugänglich).

Amerika, das Tochterland Englands, wurde in Frage des Frauenstudiums sein Vorbild. Die erste Zulassung von Mädchen zu einer „freien Schule“ erfolgte 1789 in Boston. Es wurde eine vierkursige Lateinschule für Knaben über 10 Jahre gegründet zur Vorbereitung auf das Universitätsstudium. Diese nun konnten die Mädchen während der Zeit vom 20. April bis zum 20. Oktober besuchen, während sie den Knaben das ganze Jahr übee offen stand. Aber im allgemeinen war noch lange der Unterricht im Elternhaus, namentlich durch die Mutter, die Hauptbildungsquelle für die Mädchen. Im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erhielt die weibliche Erziehung dann einen höheren Aufschwung, namentlich durch die Bemühungen des Vorstandes der Akademie in Byfield (Mass.), Mr. Emerson, der 1822 eine Zeit voraussagte, in der höhere Unterrichtsanstalten für Frauen ebenso nöthig sein würden, wie für Männer, und einer Frau, Emma Hart Willard. Durch ihre Anregungen und die ihnen verdankte Gründung des Troy-Female-Seminary kam es zu einer allgemeineren Einführung höherer Mädchenbildung. Das erste Institut mit einem Lehrplan, wie er füe die Aufnahme in ein College nöthig ist, war das von Mary Lyon organisirte Mount Holyoke Seminary (1836), das in jüngerer Zeit durch ein Dekret von 1888 wegen seiner Verdienste ermächtigt wurde, die gleichen Grade wie eine Universität seinen Schülerinnen zu ertheilen. In den westlichen Staaten war zwischen Knaben- und Mädchenerziehung von den frühesten Zeiten an so wenig Unterschied gemacht worden, daß man von eigentlichen Mädcheninstituten nichts findet. Die Anstalten, in denen die Knaben unterrichtet wurden, waren auch den Mädchen zugänglich. Von 249 höheren Instituten sind jetzt 209 für gemeinsame Erziehung eingerichtet; aber dieses Sechstel erfreut sich lange nicht des Rufes, auch nicht der guten Einrichtungen, Lehrkräfte und des Interesses wie die übrigen.

Im allgemeinen waren es die Methodisten, welche darauf hinwirkten, daß Frauen zu den Colleges zugelassen wurden, und sie eröffneten zuerst die unter ihrer Kontrole stehenden Anstalten dem Besuche durch Frauen. Es war um das Jahr 1840, daß diese Bestrebungen von ihrer, aber auch anderer Seite in größerem Maßstab praktisch zur Geltung kamen, im Westen und im Süden wie auch im Norden. Erwähnt sei hier das 1834 von den Methodisten in North-Carolina gegründete Greensborough Female College, das vom Beginne an durch einen liberalen und fortschrittlichen Geist charakterisirte Cincinnati Wesleyan Womans College, das Georgia Female- (jetzt Wesleyan Female-) College (1839) in Macon, das von seiner Gründung an das Recht hatte, Titel zu verleihen und in dem schon 1840 elf Damen den B. A. erhielten. Allerdings soll es im Anfang die Bezeichnung als College nue der „Höflichkeit der Gesetzgebung in Georgia“ verdankt haben. Im gleichen Jahr wurde durch die Baptisten das Judson Institute in Alabama gegründet. In Maryland wurde 1840 das Frederick Female Seminary, 1842 in Raleigh (Nordcarolina) die St. Mary's School eröffnet. Im Süden war dieses Vorgehen besonders beachtenswerth, weil dort die Vorurtheile am stärksten waren und sich auch am längsten die Ansicht erhielt, daß es „gar nicht wünschenswerth sei, den Mädchen eine andere Erziehung angedeihen zu lassen, als die, welche es ihnen ermöglichte, eine gute Hausfrau und angenehme, nicht zu kritische Genossin ihres Mannes zu werden“. Im übrigen war die Gründung dieser höheren Frauenschule auch noch in anderer Richtung bedeutsam: durch die Anforderungen bei der Aufnahmeprüfung hob sich das Niveau in den vorbereitenden niederen Schulen, und dieser günstige Einfluß wurde von allen pädagogischen Kreisen sehr willkommen geheißen. Die Zulassung zu den Universitäten des Südens, die mit Ausnahme des Womans College of Baltimore alle auf dem coeducational-System insofern wenigstens fußen, als alle Anforderungen und Rechte für beide Geschlechter gleich sind, wenn auch hier und da Vorlesungen getrennt gehalten werden, besteht erst seit kurzem in Kraft. Am meisten sind von Frauen besucht: die University of Texas, die Tulanx-University, die University of Mississippi und die Columbian University. Nachdem also auch im Süden die alten Vorurtheile immer mehr verdrängt werden, kann man sagen, daß der jetzige Stand des Frauenstudiums in den Vereinigten Staaten praktisch auf dem Standpunkt der Gleichberechtigung in allen Theilen angelangt ist. Gegenüber England ist es namentlich charakteristisch, daß man ebenso wie in den Mittelschulen und einem großen Theil der Volksschulen, besonders im Westen, zum gemeinsamen Unterricht (coeducation) der beiden Geschlechter hinneigt. Die Zahl der ausschließlich für Frauen bestimmten selbständigen Universitäten ist sehr geringe: 4 von 32 (nämlich Bryn Mawr, Smith, Wellesley, Vassar) und ebenso der an Männer-Universitäten angefügten Frauencolleges mit getrenntem Unterricht, aber gemeinsamen Examen: Radcliffe College an der Harvard University und Women College an der Western Reserve University. Die übrigen Universitäten haben gemeinsamen Unterricht, gemeinsame Examen und gewähren die gleichen Rechte. Ausgeschlossen sind Frauen nur von der Princeton University; ausnahmsweise nur werden sie an der Vanderbilt University und Yale University zugelassen. Nicht zur medizinischen Fakultät sind sie an der Pennsylvania, Vermont, Washington, Columbian University zugelassen, während sie an der bekannten John Hopkins University nur zu dieser zugelassen sind. Daß diese wenigen Einschränkungen bei der großen Zahl von Universitäten keine praktische Bedeutung haben, ist schon von vornherein anzunehmen. Außerdem aber macht die bedeutsamste Instanz, die University of the State of New-York, eine Prüfungs- und Administrationsbehörde für den Staat New-York, keinerlei Unterschied für beide Geschlechter in allen ihren (academic, higher, professional und technical) Examen. Die Ausschließung ist aber auch nicht von ideeller Bedeutsamkeit, da zu den zugänglichen Universitäten mit die besten gehören, andrerseits die nicht zugänglichen kein derartiges Prestige um sich haben, wie die altenglischen, weßhalb auch ihre Unzugänglichkeit nicht den Reiz der verwehrten äußeren höchsten Ehren für Studirende, wie dort auf die Gemüther ausübt, wenngleich gesagt werden muß, daß die Frauen

sehr dringlich alle Fakultäten an John Hopkins eröffnet zu haben wünschen.

Am besten erhellt übrigens die Bedeutungslosigkeit aus den Zahlen, welche die von Frauen ausgeübten akademischen Berufsarten aufweisen: Es gab 1892 schon 1235 Predigerinnen, 688 Reporter, 208 Advokatinnen, 735 Professorinnen in Colleges und University, 4555 Aerztinnen, 337 Zahnärztinnen, 219 Verlagsbuchhändlerinnen. Im offiziellen Regierungsdienst waren 4075 Frauen angestellt. Es wird hieraus einerseits die Zulassung zu sämmtlichen akademischen Berufen ersichtlich, und andrerseits, daß praktisch keine Schwierigkeiten für das Studium dieser Berufe bestehen können. 1897 gab es mehr als 20,000 Studentinnen in Universitäten und Colleges. Dieselben bilden aber auf den eigentlichen Hochschulen nur einen relativ niederen Prozentsatz aller Studenten (höchstens 25.4 Proz.). Sehr beachtenswerth ist übrigens, daß in allen Schilderungen, welche Beobachter der englischen und amerikanischen Studentinnen entwerfen, diese letzteren weit weg von aller Blaustrumpfähnlichkeit sind und als alles eher denn hohlwangige, abgearbeitete, bleiche Seminaristinnen erscheinen, und daß eine sehr große Zahl derselben nach vollendetem Studium heirathen und Haushalt führen, worauf sie auch dadurch ganz wohl vorbereitet sind, daß sie schon während ihrer Studienzeit meist zu mehreren in einem Haus wohnen und die Hausarbeit mit besorgen. Ja es ging jüngst durch die Zeitungen eine Notiz, man dächte in Amerika nach dem Wunsche eines Schuldirektors daran, den Lehrerinnen beim Beginn ihrer Laufbahn das Versprechen abzunehmen, daß sie Amors Pfeilen widerstehen wollten, denn man müsse es im Interesse des Erziehungswesens verhindern, daß so Viele von ihnen jährlich ihre Stellung niederlegen, um sich zu verheirathen. Im Durchschnitt bliebe keine länger als 6 Jahre im Dienst, so beliebt seien die Lehrerinnen als Heirathskandidatinnen. Dieser halb scherzhafte, halb ernste Bericht, sowie die Thatsache, daß 55 bis 60 Proz. aller studirten Frauen heirathen, möge zur Beruhigung derer dienen, die bei einer höheren Bildung der Frauen die Welt schon ganz mit unerträglichen Blaustrümpfen angefüllt sehen, mit denen kein Mann mehr leben könnte. Wenn man also jetzt in Amerika das Frauenstudium als etwas ganz selbstverständliches betrachtet und kaum mehr eine vereinzelte Stimme gegen dasselbe auftaucht, vielmehr in den vielen Diskussionen über Frauenstudium durch die Erörterung, ob Coeducation oder Separate education das richtigere System sei, immer das Frauenstudium als etwas vollkommen natürliches und berechtigtes vorausgesetzt ist, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß sich im Anfang ein Widerstreben der Männer auch dort geltend machte, daß auch dort, wie Annie Nathan Meyer in Womans Work in America sagt, „die grausame Besorgtheit herrschte, daß die Frauen nicht selbst arbeiten müßten, vielmehr für sie gearbeitet werden sollte, daß ihr Einfluß überall fühlbar sein würde, sie selbst aber weder auftreten, noch sprechen sollten, daß sie alles in sich aufnehmen, für alles offenes Auge, Ohr und Herz haben, aber nicht sich bethätigen dürften, daß sie wohl eine Bildung sich aneignen, aber diese nicht zu selbständiger Thätigkeit, nur zum größeren Wohlgefallen für den Mann besitzen würden." Alles dies gehört jetzt nur noch einer sagenhaften Erinnerung an. Daß gerade die Amerikaner mit ihrem ausgeprägt praktischen Sinn ihre Vorurtheile gegen die Frauenthätigkeit auf allen Gebieten abgelegt haben, darf mit zu dem Schluß führen, daß alle theoretischen Einwände gegen die Unfähigkeit und Minderwerthigkeit der studirten Frauen hinfällig sind.

(Schluß folgt.)

Rudolf v. Gottschall. [1])

Von Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Auf dem deutschen Büchermarkte machen sich seit längerer Zeit die Selbstbiographien bedeutender Männer bemerklich. Dies bezeugt deutlich den geschichtlichen Sinn unsrer Zeit, von dem nicht nur die Historiker von Fach beseelt sind, und bildet ein erfreuliches Gegengewicht gegen die Bestrebungen, die geschichtliche Entwicklung bei der Gestaltung unsrer politischen und sozialen Verhältnisse vollständig außer acht zu lassen. Man kann auch nicht behaupten, daß sich darin eine gewisse Erschlaffung des Zeitgeistes kundgibt, der, anstatt Neues zu schaffen, sich mit der Betrachtung des Geschaffenen begnügte; denn naturgemäß sind die Selbstbiographen Männer, die ihr redliches Theil Lebensarbeit hinter sich haben, und die es nun drängt, sich und Anderen den Gang ihrer Entwicklung klarzulegen, darzustellen, welche Momente förderlich, welche hemmend auf diese eingewirkt haben. Bei den gewaltigen Ereignissen, die im Laufe unsres Jahrhunderts das Aussehen unsres Erdtheils verändert haben, wird es Wenige unter ihnen geben, die nicht in der einen oder der anderen Richtung dadurch beeinflußt worden sind. Jedes dieser Werke wird daher auch in kulturgeschichtlicher Beziehung werthvollen Aufschluß geben. Ganz besonders aber wird dies bei Männern der Fall sein, die ein reich bewegtes Leben hinter sich haben und selbst in mannichfacher Weise, sei es handelnd, sei es durch Wort oder Schrift, bestimmend in den Lauf der geschichtlichen Entwicklung eingegriffen haben.

Die vorliegenden „Erinnerungen" von Rudolf v. Gottschall gehören zu dem Besten, was in dieser Literaturgattung erschienen ist. In sehr lebendiger und geistvoller Darstellung weiß der Verfasser seine individuellen Erlebnisse mit den großen Fragen der Zeit, namentlich den politischen, in Verbindung zu setzen. Eine Fülle von meisterhaft gezeichneten Charakterköpfen tritt uns entgegen: so Martin Eduard Simson, der „geborene Präsident", Rosenkranz, Schön, Johann Jacoby, der Mann der „vier Fragen", Wilhelm Jordan, Georg Herwegh, Ludwig Walesrode, Nees von Esenbeck, Hoffmann von Fallersleben, Branift, Julian Schmidt, Albert Dulk, Lassalle, Gustav v. Moser, Bruno und Edgar Bauer, Kaspar Schmidt (Max Stirner), Luise Aston, zu der Gottschall eine leidenschaftliche Neigung faßte, Robert Blum, Itzstein, Heinrich v. Gagern, Hecker, Ronge, Friedrich v. Raumer, Theaterdirektor Woltersdorff, Frau Schröder-Devrient, Alexander Jung, „der hochgewachsene Idealist, der etwas weltfremdes in seinem ganzen Wesen hatte und die Dinge dieser Welt aus einem Gesichtswinkel ansah, der an die Anschauungsweise des Spinoza sub specie aeterni erinnerte", Rüstow, Arnold Ruge, Lothar Bucher, Hoftheaterintendant v. Küstner, Frau Birch-Pfeiffer, Fedor Wehl, Rötscher, Bogumil Dawison, Julius Campe, Varnhagen v. Ense, bei dem Gottschall Alexander v. Humboldt und den Fürsten Pückler sah, Ludmilla Assing, mit der er lange Zeit in persönlichem und brieflichem Verkehr stand, und die auch später seiner Gattin näher trat, Marie v. Colomb, die erste deutsche Aerztin und Begründerin der Wasserheilanstalt Görbersdorf; ganz zuletzt noch — der Band schließt mit der Hochzeit Gottschalls im Jahre 1852 — tauchen Heine, Victor Hugo und Napoleon III. auf.

Das Buch zerfällt äußerlich in drei Abschnitte: „Aus meiner Knabenzeit", „Aus meiner Studentenzeit", „Von der Promotion bis zur Heirath".

Der liebenswürdige Humor des Verfassers, dem auch ein gut Theil Selbstironie und ab und zu scharfe Stacheln

[1]) Aus meiner Jugend. Erinnerungen von Rudolf v. Gottschall. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel) 1898.

nicht fehlen, zeigt sich gleich auf der ersten Seite, wo er erwähnt, daß er am 30. September 1823 als Sohn des Premierlieutenants der reitenden Artillerie, Gottschall, zu Breslau geboren wurde und zwar Mittags, während die Glocken läuteten. „Dies soll ja ein Zeichen sein, daß das Knäblein ein berühmter Mann werden wird, und auch bei Goethe war es der Fall gewesen. Doch die Kirchenglocken irren sich öfters, haben doch auch die Kirchen selber sich oft genug geirrt. Ein Offiziersohn — das Milieu, in welchem das Kind und der Knabe aufwuchs, war das militärische; kein Wunder, daß ich Alle, die keine Uniform trugen, für untergeordnete Menschen ansah; in späteren Jahren bemerkte ich allerdings, daß ich mit dieser Ansicht, die ich eine Zeitlang für kindisch hielt, nicht allein stand und daß große Gesellschaftskreise sie mit dem heranwachsenden Knaben theilten."

Der Vater, ein geborener Ostpreuße, von den unter Friedrich Wilhelm I. angesiedelten Salzburgern abstammend, hatte den russischen Feldzug von 1812, sowie die Befreiungskriege mitgemacht. Die schriftstellerische Begabung war von ihm auf den Sohn übergegangen. Seine sorgfältig geführten Tagebücher enthalten eingehende, sehr lebhafte Schilderungen des Kriegslebens, der Märsche und Schlachten. Besonders anschaulich ist ein Kampfbild aus der Schlacht bei Möckern, das der Sohn mittheilt.

Bald siedelte die Familie nach Neisse und sodann nach Koblenz über. Waren naturgemäß die Aufzeichnungen über die ersten Knabenjahre in Breslau sehr lückenhaft, so gewinnt die Darstellung jetzt einen reicheren Fluß. Sehr reizvoll weiß der Dichter von den kleinen Freuden und Leiden seiner glücklichen Kindheit zu plaudern. Köstlich ist die Geschichte, wie er in der Sexta auf die Frage des Lehrers, ob Jemand den großen Monolog aus der Jungfrau von Orleans kenne, sich meldet und nun beginnt:

> Lebt wohl, ihr Verse, du jeliebte Hammelheerde,
> Die Hanne sagt euch jetzt adjes!
> Ob ick noch mal zurückekommen werde,
> Wer weeß, wer weeß!

Und so deklamirte er zum Gaudium des Lehrers und der Klasse das „pseudoschillersche Prachtstück" bis zu den Schlußworten:

> Ick lange an zu wühlen und zu rasen,
> Die Pferde böhmen sich und die Trompeterich blasen!

Früh regte sich der literarische Trieb in dem Knaben; zu ebenderselben Zeit, wo er den verunglückten Schillervortrag hielt, dichtete er unter der Bank ein Drama, „Wilhelm von Oranien", wenig später übersetzte er den Phädrus in deutschen Reimen und verfaßte ein zweites dreiaktiges Trauerspiel „Caius Gracchus", das in fünffüßigen Jamben geschrieben war. Die Mutter war natürlich davon entzückt und fertigte eine saubere Abschrift an. Der Dichter theilt daraus die vier Verse mit, die ihm allein im Gedächtniß haften geblieben sind:

> Stolz blickt jetzt der Patrizier herab
> Und denkt nicht an des Glückes Wankelmuth,
> Das bald den Herrn zum Knecht, den Knecht zum Herrn,
> Den stolzen Sieger zum Besiegten macht.

Der Vater wurde später nach Mainz versetzt, und hier entstand der „Treffer" in Gottschalls Gymnasialzeit, „Cerigo", von dem einige Scenen 1839 in den Mainzer Unterhaltungsblättern gedruckt wurden, und die ein ganz erstaunliches Können in so jungen Jahren verrathen. Im ganzen hatte der junge Dichter bis dahin sieben fünfaktige Trauerspiele geschrieben, die aber seiner Angabe nach alle bis auf das erwähnte Bruchstück aus „Cerigo" verloren gegangen sind. Um so dankenswerther ist die Wiedergabe des Geretteten in den „Erinnerungen".

Im Jahre 1839 nahm der Vater seinen Abschied und siedelte wiederum nach Ostpreußen über auf ein kleines Gut in der Nähe von Rastenburg; der Sohn besuchte das Gymnasium in dieser Stadt. Hier entstand das Trauerspiel „Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst", das erste Stück des jungen Dichters, das gedruckt wurde, allerdings um sofort einer „zerfleischenden Kritik" zu verfallen, die im Königsberger „Freimüthigen" erschien und in der Prima von Bank zu Bank ging. Doch tröstet sich der Verfasser mit gutem Humor: „Ich selbst sollte in meiner späteren literarischen Thätigkeit noch viele hundert zerfleischende Kritiken erleben; keine aber habe ich indeß auswendig gelernt wie jene erste; die anderen wurden bald wieder vergessen, nachdem ich sie durchgelesen hatte, und so oft ich auch todtgeschlagen worden, ich freute mich immer wieder meines Lebens."

1841 bezog Gottschall die Universität Königsberg; und dies ist der Zeitpunkt, von dem an seine „Erinnerungen" allgemeineres Interesse erwecken. „Vormärzliche Zeit — wie Wenige der jetzt Lebenden kennen sie und vermögen nachzuempfinden, was damals die Gemüther bewegte. Vorzügliche Geschichtsschreiber, wie Heinrich v. Treitschke, welche die Chronik jener Jahre gewissenhaft aufzeichnen, mögen wohl ein getreues Geschichtsbild geben, aber für das rechte Stimmungsbild fehlen ihnen doch die Farben. Zwei Generationen sind seitdem ins Grab gesunken, das jetzige Geschlecht ist gänzlich anders gestimmt und geartet. Damals streute man singend im goldenen Frühschein die Saat in die Furchen; heute erntet man in Hemdsärmeln in der heißen Sonne und prügelt sich gelegentlich beim Erntefest."

Gleich am ersten Tage, wo der junge Student seinen Fuß in die Albertina setzte, half er demonstriren, und zwar gegen einen ungenannten Professor der Theologie, Havernick, der der orthodoxen Richtung angehörte, „was damals genügte, um ihn mißliebig zu machen," außerdem sollte er sich in Halle bei den Intriguen gegen Wegscheider und Gesenius betheiligt haben. Alle, Alle kamen in sein Kolleg; aber kaum hatte er angefangen zu sprechen, „da entleerte sich der Saal mit lawinenartiger Geschwindigkeit; die Studirenden aller Fakultäten polterten die Treppen herunter und nicht zwei mildthätige Seelen blieben zurück, um ein Kollegium bilden zu helfen."

Der Kneipkomment in der Landsmannschaft der „Masuren" behagte dem jungen Studenten nicht; er folgte einer Einladung der „Gothia". „Hier herrschte ein Ton, der mir weit besser behagte. Wenn man einem dieser tapferen Gothen auf die Bude rückte, so klangen einem alsbald Herwegh'sche Verse entgegen:

> Reißt die Kreuze aus der Erden!
> Alle sollen Schwerter werden,
> Gott im Himmel wird's verzeihn!

Dergleichen war Wasser auf meine Mühle, und so sprang ich denn alsbald bei der Gothia ein und trug drei Semester hindurch ihr goldgesäumtes blaues Band."

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, den Dichter durch allen Sturm und Drang seiner jungen Jahre hindurch zu begleiten. Polizeiliche Maßregelungen, denen er aber vielfach kühl lächelnd Trotz bot, aber auch die Begründung seiner literarischen Stellung, der zuliebe er die juristische Laufbahn bald aufgab, sowie Ausbrüche heißer Liebesleidenschaft liegen auf diesem Wege. Besonders farbenreich ist die Schilderung des Jahres 1848, das er abermals in Königsberg verlebte, wo von jeher die liberalen Ideen einen Hauptsitz gehabt hatten.

Die Kunde von der Märzrevolution in Berlin und den Zugeständnissen des Königs gelangte nach der altpreußischen Hauptstadt, „wir beklagten, daß es zum blutigen Straßenkampf gekommen war, aber doch war uns zu Muthe wie bei einem Sonnenaufgang: das blutrothe Frühlicht schwand ja bald, dann war dem freien Preußen, dem einigen Deutschland ein heller Tag beschieden! Unbeschreiblich war die Aufregung jener Tage; man hatte das Gefühl einer vollständigen Wiedergeburt wie die alten Aegypter, wenn der leuchtende Sirius ein neues Weltjahr begann. Wer an diese Zeit nur zurückdenkt als an eine trübe Epoche des Umsturzes, der Anarchie, der Straßenkämpfe, der hat die Stimmung nicht begriffen, welche damals die Gemüther beherrschte und mit Begeisterung und Rührung erfüllte, und auch die Historiker, welche vom Standpunkte einer verspäteten Reflexion die Chronik jener Tage schreiben, geben nur eine irrige und verfälschte Darstellung derselben, indem sie über den Krämpfen und Zuckungen dieser Geburtswehen die schöpferische Lebenskraft, die in ihnen zutage trat, hervorzuheben versäumen.“ Das ist ein schönes und tapferes Zeugniß für eine Zeit, die jetzt von so Vielen verleugnet wird, trotzdem sie vollständig in ihr und ihren Ergebnissen wurzeln.

Am 13. April 1862 vermählte sich Rudolf Gottschall mit Fräulein Marie v. Seherr-Thoß, die ihm 1896 nach 44 jähriger glücklicher Ehe durch den Tod entrissen wurde. „Das ist wohl der geeignetste Abschluß für die Odyssee meiner Jugend, der es nicht an Stürmen jeder Art, nicht an herzkränkenden Leiden gefehlt hatte, auch nicht an Zauberinnen, Nymphen und Sirenen, vor deren Gesang ich mein Ohr nicht hinlänglich verstopft hatte.“

Möge es dem Dichter bald gefallen, der deutschen Lesewelt in der Fortsetzung seiner „Erinnerungen“ ein ebenso schönes Geschenk zu machen wie in dem vorliegenden Buche! Der Leser, der bisher nur den Dichter geliebt hat, wird so auch Gelegenheit finden, den Menschen Gottschall in sein Herz zu schließen, der die seltene Kunst versteht, Gluth und Wärme des jugendlichen Empfindens auch in das Greisenalter hinüberzuretten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Erwiderung. In No. 253 dieses Blattes (8. Nov.) unterzieht Hr. Brandi in Marburg, dessen Namen ich auf dem kunstwissenschaftlichen Arbeitsfelde bisher nicht begegnet bin, die von mir bearbeitete neue Ausgabe der früher mit Text von Anton Springer bei E. A. Seemann in Leipzig erschienenen „Kunstgeschichtlichen Bilderbogen“ (jetzt „Kunstgeschichte in Bildern“ genannt) einer überaus abfälligen Beurtheilung, die er weiterhin auf die neueren Erzeugnisse des genannten Verlages überhaupt ausdehnt. Der Rezensent bedient sich dabei der sonderbaren Vorsichtsmaßregel, mich im voraus von der Verantwortung frei zu sprechen, ja überhaupt meinen Namen nicht zu nennen, der doch deutlich genug auf dem Titel steht. Eben diese Form des Angriffs nöthigt mich zu einer Antwort. Wenn Rezensent meinen Namen in der Meinung unterdrückt hat, daß die Nennung desselben die Glaubwürdigkeit seiner Anklagen mindern würde, so darf ich ihm für dies versteckte Kompliment meinen Dank nicht vorenthalten. Aber ich muß ihn fragen: Was in aller Welt legitimirt ihn dazu, das Urtheil des Publikums über Dinge beeinflussen zu wollen, zu denen er vielleicht durch ein liebhaberisches Interesse, aber keinesfalls durch Arbeit und Erfahrung ein Verhältniß hat? Mir persönlich sind Lob oder Tadel des Rezensenten vollkommen gleichgültig, aber diesen ganz unüberlegten Angriff auf den Verleger will ich nicht dulden. Der Hauptvorwurf des Rezensenten ist, es seien zu viel alte Holzschnitte in diese neue Auflage herübergenommen; er zitirt dafür als ein besonders schreiendes Beispiel die Wiedergabe von Masaccio's Dreieinigkeitsbild in Sta. Maria Novella. Ich stelle dem gegenüber fest, daß dieses Bild (außer in einem schlechten Holzschnitt eines französischen Buches) meines Wissens noch nie publizirt ist! Leidliche Photographien nach dem stark beschädigten und an einer lichtarmen Wand befindlichen Fresko herzustellen, ist erst ganz vor kurzem gelungen. Immerhin sind auch diese nicht scharf genug, so daß der zuerst angestellte Versuch der Gewinnung eines autotypischen Clichés mißglückte. Der Verleger scheute danach die Kosten nicht, die Reproduktion einer renommirten xylographischen Anstalt zu übergeben, welche aus der Vorlage gemacht hat, was irgend zu machen war. Es ist beinahe mitleidwürdig, wie sehr sich Rezensent hier „verhauen“ hat. — Zweitens rügt er, daß ich der Tafel, die Michelangelo's Skulpturen an den Mediceergräbern gewidmet ist, eine „schematische Darstellung“ (gemeint ist: ein geometrischer Schnitt) der ganzen Kapelle beigegeben habe, wodurch „die Werthlosigkeit“ der Tafel nur „erhöht“ werde. Gegen diesen Vorwurf mich zu vertheidigen, macht mir seine Sinnlosigkeit unmöglich. Sie wird freilich noch überboten von dem, was er über meine Behandlung der Architekturabtheilung sagt. — Drittens ereifert er sich über die „jämmerliche Verfälschung“ der Figuren am Lorenzo-Grab; ihm „schlägt die Schamröthe ins Gesicht, wenn er die hohe Reinheit der sogenannten Aurora durch den albernsten Gewandzipfel beschimpft sieht“. Leider ist dieser Zipfel, eine spätere Zuthat, an dem Florentiner Denkmal wirklich vorhanden. Was kann der unglückliche Verleger dafür, daß die Photographien ihn wiedergeben? Und somit auch Anton Springers „Rafael und Michelangelo“; keineswegs indeß erst in der letzten, nach des Verfassers Tod besorgten Ausgabe, sondern schon in der ersten und zweiten. Unter den von mir gewählten Abbildungen, was Rezensent hätte bemerken müssen, befindet sich die Aurora überhaupt nicht! — Soviel zu den Einzelbeschwerden dieses Kritikers mit dem strengen Gewissen. Was den allgemeineren Vorwurf betrifft, daß in der neuen Auflage zu wenig Neues sei, so stelle ich fest: aus der alten herübergenommen sind 62 Abbildungen, neu hinzugekommen sind 416, die meisten in größerem Format als die alten. Der Rezensent schließt mit einer Anspielung auf Rafaels „Gerechtigkeit“. Er hätte sie nicht anrufen sollen.

Straßburg i. E. Dehio.

Antwort des Rezensenten. Ich sehe, daß viele meiner Ausstellungen stillschweigend oder ausdrücklich als zutreffend anerkannt, andere nicht widerlegt worden sind. Im übrigen ist die einzige rein sachliche Behauptung dieser Erwiderung unrichtig; das von mir gerügte Gewandstück auf den Reproduktionen der Aurora ist und bleibt eine Verfälschung, da es sich auf dem Florentiner Denkmal nicht findet, wie Jeder weiß, der das Werk einmal gesehen hat, aber auch nur eine Originalphotographie davon besitzt.

Marburg i/H. Prof. Dr. Brandi.

-nn- Eine neue Serie wissenschaftlicher Veröffentlichungen hat das vor 3 Jahren durch Prof. Dr. Heiner in Freiburg i. B. ins Leben gerufene Collegium Sapientiae soeben begonnen mit der Ausgabe einer dankenswerthen Monographie über den Fürstbischof Jakob Fugger von Konstanz (1604—1626) von Dr. Konstantin Holl. Das Studienhaus soll dazu dienen, unter der jungen katholischen Geistlichkeit Sinn und Eifer für wissenschaftliche Arbeit anzuregen und zu fördern. Um die Frucht dieser Thätigkeit weiteren Kreisen zu erschließen und zugleich der Oeffentlichkeit einen Beweis ihres Wirkens zu liefern, hat sich die Leitung des Instituts entschlossen, die besten Arbeiten, soweit sie allgemeineres Interesse beanspruchen, unter dem Titel „Studien aus dem Collegium Sapientiae“ in zwangloser Folge auf Kosten des Studienhauses zu veröffentlichen. Der Gedanke muß schon wegen der dadurch gegebenen Anregung als sehr glücklich bezeichnet werden. Und es ist zu hoffen, daß das Unternehmen besonders der reichen, aber noch wenig ausgebeuteten Kirchengeschichte des Oberrheins zugute kommen werde, nachdem für einen beträchtlichen Theil des Mittelalters die Quellen in der großen grundlegenden Publikation der badischen historischen Kommission „Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz“ bereits erschlossen sind und reichen

Stoff bieten zu Einzeldarstellungen. Der vorliegende erste Band der Sammlung enthält die Biographie eines hervorragenden Kirchenfürsten aus späterer Zeit, des um die Reform seiner Diözese zu Anfang des 17. Jahrhunderts hochverdienten Konstanzer Bischofs, des Fürsten Jakob Fugger. Weiteren Veröffentlichungen des Kollegiums sehen wir mit Interesse entgegen.

n. **Die kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.** Es wird selbst unter den deutschen Gelehrten manchem nicht bekannt sein, daß in Erfurt, als ein Vermächtniß der altehrwürdigen Universität, eine Akademie der Wissenschaften besteht und neuerdings unter tüchtiger Leitung einen sichtlichen Aufschwung nimmt. Diese Akademie wurde 1754 von dem Kurfürsten Johann Friedrich Karl, Erzbischof von Mainz, gegründet; um ihre Hebung erwarb sich seit 1776 Dalberg große Verdienste, am Ende des 18. Jahrhunderts befanden sich die hervorragendsten Männer Deutschlands, z. B. Herder, Goethe, Schiller, A. v. Humboldt, unter ihren Mitgliedern. Nachdem die Kriegsjahre einen Verfall gebracht hatten, wurde sie 1819 neu organisirt und in den Statuten von jenem Jahre als ihr Zweck bezeichnet die „Bearbeitung aller gemeinnützigen Wissenschaften, d. i. derjenigen Fächer der menschlichen Kenntnisse, welche unmittelbaren Einfluß auf das bürgerliche Leben haben, und Beförderung derselben für das praktische Leben“. Auch nach einer theilweisen Reorganisation von 1891 erkennt die Akademie als ihre Aufgabe die Fruchtbarmachung der Wissenschaft für das Leben. Sie wirkt für diesen Zweck durch Vorträge im engeren Kreise der ordentlichen Mitglieder, durch Veranstaltung öffentlicher Versammlungen, in denen populärwissenschaftliche Abhandlungen vorgetragen werden, durch Herausgabe von Jahrbüchern, endlich auch durch Stellung von Preisaufgaben über bewegende Fragen der Gegenwart. Zur Zeit hat die Akademie 13 Ehrenmitglieder, etwa 50 ordentliche oder einheimische, etwa 80 auswärtige oder korrespondirende Mitglieder. Die neuesten Jahrbücher von 1898 lassen deutlich erkennen, wie die Leitung der Akademie mit Eifer und Geschick bestrebt ist, Berührungen zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und dem allgemeinen Leben zu gewinnen und dabei mannichfache Interessen zu befriedigen. So erörtert z. B. medizinische Probleme Professor **Stintzing**: „Schlaf und Schlaflosigkeit“, und Obermedizinalrath **Schuchardt**: „Zur Geschichte der Anwendung des Höhenklimas behufs Heilung der Lungenschwindsucht“; einen werthvollen Beitrag zur Kirchengeschichte liefert Gymnasialoberlehrer Dr. **Martens**: „Wann ist das Erfurter evangelische Ministerium als geistliche Behörde entstanden?“; zwei Abhandlungen beschäftigen sich mit der Musik, Gymnasialdirektor **Thiele** bringt eine geistvolle Deutung von Michelangelo's Moses, und zwei, jede in ihrer Art höchst anziehende Untersuchungen sind Goethe gewidmet: Geh. Hofrath **Ruland**: „Ueber das Goethe-Nationalmuseum in Weimar“ und Prof. **Heinzelmann**: „Goethe's Odendichtung aus den Jahren 1772—1782.“ Ein solches Streben entspricht durchaus der gegenwärtig immer stärker anschwellenden Bewegung, die Ergebnisse der Wissenschaft weiteren Kreisen des Volkes zuzuführen; so kann man der Erfurter Akademie nur den besten Fortgang ihrer Arbeit und die kräftigste Unterstützung von außen wünschen.

* Die **Universität Breslau** hat den **weiblichen Studirenden der Heilkunde** günstigere Bedingungen als bisher gewährt. Sie brauchen nicht mehr Halbjahr für Halbjahr von neuem gleich den Gasthörern die Erlaubniß zum Besuch der Universitätsvorlesungen zu erbitten. Die einmal ertheilte Erlaubniß gilt fortan für die ganze Studienzeit. Viel wichtiger aber ist, daß den weiblichen Medizinstudirenden die **Theilnahme an den anatomischen Präparirübungen** gestattet worden ist. Die Erlaubniß dazu ist für die weiblichen Studirenden die erste Vorbedingung für ein gedeihliches Fachstudium. Ohne anatomisches Wissen, wie es durch die Präparirübungen und die theoretischen Vorlesungen erworben war, ist das Studium der Heilkunde undenkbar. Daß die weiblichen Medizinstudirenden in Berlin in absehbarer Zeit erlangen werden, was ihnen in Breslau zugebilligt worden ist, ist, wie die „Voss. Ztg.“ schreibt, nicht anzunehmen. Der Direktor der Berliner Anatomie, Prof. Waldeyer, begünstigt wohl das Universitätsstudium der Frauen. Er verurtheilt aber, daß weibliche und männliche Studirende gemeinsam unterrichtet werden; er verlangt die Gründung von Frauenuniversitäten. Schwerlich wird er nach dieser mehrfach kundgethanen Anschauung weiblichen Studirenden den Zutritt zu den Berliner Präparirsälen gestatten. Vor einiger Zeit wurde erörtert, wie ohne die Anatomie für weibliche Studirende eine Gelegenheit zu anatomischen Präparirübungen in Berlin beschafft werden könnte. Erwogen wurde die Einrichtung solcher Präparirübungen im pathologischen Institut des Krankenhauses am Urban. Der Leiter dieser Anstalt, Privatdozent Dr. Benda, war vor dem Eintritt in seine jetzige Stellung eine Reihe von Jahren hindurch an der anatomisch-biologischen Abtheilung des Berliner physiologischen Instituts thätig und beschäftigt sich viel mit entwicklungsmechanischen Problemen.

* **Aachen.** Prof. **Klockmann** von der Bergakademie zu **Klausthal** ist auf den Lehrstuhl für Geologie und Mineralogie an die hiesige Technische Hochschule berufen worden. Als Nachfolger von Prof. Klockmann ist Dr. **Dannenberg**, Dozent am hiesigen Polytechnikum, ein noch junger Gelehrter von Ruf, in Aussicht genommen.

** **Aus Rußland.** Das erklärliche Bestreben der russischen Regierung, die sozialen Zustände Sibiriens in materieller wie in geistiger Hinsicht zu heben, hat vor nunmehr 10 Jahren zur **Gründung der Universität Tomsk** geführt, die, wie wir in Nr. 229 d. J. berichteten, jetzt auch eine juristische Fakultät erhalten hat. Die Schwierigkeiten, unter denen die neue Gründung zu leiden hat, sind erklärlicherweise nicht gering und zum Theil solche, die unserm westeuropäischen Denken ganz fern liegen. So klagt z. B. der Universitätsbericht pro 1896, daß Tomsk wie auch die anderen sibirischen Städte schlecht gebaut, mit seiner armen, der Mehrzahl nach in halb zerfallenen Holzhäusern lebenden Bevölkerung, bis jetzt keine mehr oder weniger erträglichen Wohnungen aufweist, trotz hoher Miethspreise. Darunter leiden vor allem die der Mehrzahl noch nicht wohlhabenden Studenten, soweit sie auf Privatquartiere angewiesen sind. Das sind sie aber zum großen Theil, da die Studentenherbergen oder -Stifte der Universität nicht für alle Studenten reichen. Von Interesse für russisches Studentenleben und das geistige Niveau der Studentenschaft sind folgende Daten. Nämlich um der Universität Studenten zuzuführen, haben die Zöglinge der geistlichen Seminare, die sonst die geistliche Laufbahn ergreifen, ausnahmsweise, wenn sie das Seminar mit der ersten Note absolvirten, Zutritt zum Universitätsstudium erhalten. Es ergibt sich nun, daß unter den im Jahre 1896 immatrikulirten 172 Studenten nicht weniger als 153 Seminaristen waren, unter den am 1. Januar 1897 vorhandenen 446 Studenten 353 Seminaristen, unter den seit der Gründung im Jahre 1888 gezählten 944 Studenten 694 Seminaristen. Uebrigens ist aus den Berichten der besondere Eifer gerade dieser Studenten mit seminaristischer Vorbildung ersichtlich: unter den 194, die seit 1888 den medizinischen Kurs absolvirten, sind 147 Seminaristen, unter den 60, die den Kurs mit Auszeichnung absolvirten, sind 53 Seminaristen.

* **Dorpat.** In Sachen der **Kreirung einer estnischen und lettischen theologischen Professur** an der Universität will der „Postim.“ erfahren haben, daß das Ministerium der Volksaufklärung den Etat für die neuen Professuren aufgestellt, das zu diesem Bedarf erforderliche Geld jedoch noch nicht bewilligt erhalten hat. Darum könne man noch nicht wissen, ob diese nationalsprachigen Professuren schon im kommenden Jahre ins Dasein treten werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Andreas Moser: Joseph Joachim. Ein Lebensbild. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1898. — **F. Peters**: v. Meier mit 'nem Jot. Norddeutsches Sittenbild in Gesprächsform. Straßburg, Verlag vormals R. Schultz u. Co. 1898. — Dr. **A. Smith**: Alkohol und geistige Arbeit. Ein Vortrag. Leipzig, Chr. G. Tienken 1898. — **Wilhelm Ueberhorst**: Amethysta. Ein Versuch zur Lösung der Alkoholfrage. Ebd. 1899.

Jahrgang 1898. München, Montag, 21. November. Nummer 264.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7. —)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Schalttag und das Bürgerliche Gesetzbuch.

Wer über die Beziehung einer gewissen Einrichtung, z. B. der Schenkung, zum Bürgerlichen Gesetzbuch spricht oder schreibt, der wird als sein Thema bezeichnen: „Die Schenkung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“ oder „Die Schenkung im Bürgerlichen Gesetzbuch“, nicht aber „Die Schenkung und das Bürgerliche Gesetzbuch“. So wäre es auch, wie es scheint, logischer, wenn wir diesem Aufsatz die Ueberschrift gäben: „Der Schalttag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“. Allein dem steht das Bedenken entgegen, daß des Schalttags im ganzen Gesetzbuch und, was noch auffallender ist, in den fünf dicken Bänden der Motive mit keinem Wort Erwähnung geschieht; und wie es verkehrt wäre, z. B. über „die Einkindschaft nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“ zu handeln, nachdem das Institut der Einkindschaft durch das Gesetzbuch vollständig beseitigt ist, so scheint es auch verkehrt zu sein, von dem „Schalttag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“ zu reden. Darum haben wir die neutrale, wenn auch nicht ganz logische Ueberschrift gewählt; im folgenden soll untersucht werden, ob wir trotz dem Schweigen des Gesetzbuchs vom Schalttag als einer Einrichtung des bestehenden Rechts reden dürfen oder müssen.

Der Untersuchung sind zwei Bemerkungen vorauszuschicken, die von keiner Seite werden angefochten werden: 1. Durch das Schweigen des Gesetzbuchs sind die Bestimmungen des gemeinen römischen Rechts über die Behandlung des Schalttags aufgehoben. 2. An der Einrichtung unsres Kalenders ist durch das Gesetzbuch nichts geändert. Selbstverständlich ist durch das Gesetzbuch die Einrichtung des Schalttags nicht überhaupt beseitigt, es kann sich vielmehr nur darum handeln, ob auch in Zukunft noch besondere Rechtssätze für den Schalttag oder das Schaltjahr gelten; die Existenz des Schalttages als solcher ist, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend vom Bürgerlichen Gesetzbuch durch die Vorschrift anerkannt: „Ist ein Zeitraum nach Monaten oder nach Jahren in dem Sinne bestimmt, daß er nicht zusammenhängend zu verlaufen braucht, so wird der Monat zu 30, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet.“ Daraus ergibt sich vermöge des argumentum a contrario, daß bei einem in anderem Sinn bestimmten Zeitraum, d. i. bei einer zusammenhängenden Frist der Monat oder das Jahr auch mehr oder weniger als 30, bezw. 365 Tage haben kann; beim Jahr kommt diese Abweichung in zwei Gestalten vor: beim Schaltjahr, das 366 Tage hat, und beim kaufmännischen Jahr, das nach einer unzweifelhaften Handelsgewohnheit zum Zweck der Zinsberechnung im Kontokorrent zu 360 Tagen gerechnet wird. An der Einrichtung des Kalenders ist aber auch insofern nichts geändert, als nach wie vor der Schalttag der 24. und nicht, wie wohl vielfach angenommen wird, der 29. Februar ist. Der Gebrauch des Namenstags in der katholischen Kirche macht dies sofort anschaulich: der Katholik oder die Katholikin, die auf den Namen Mathias, Victoria, Dionysius, Leander, Romanus getauft sind, feiern ihren Namenstag, d. i. das Fest ihres Schutzpatrons, in einem gewöhnlichen Jahr am 24., 25., 26., 27., 28. Februar, in einem Schaltjahr aber am 25., 26., 27., 28., 29. Februar.

Der Namenstag hat nun freilich an sich keine rechtliche Bedeutung, wenn er eine solche auch durch die Verbindung erlangen kann, in die er mit einem Rechtsgeschäft gebracht wird; ein Erblasser verfügt z. B.: „Mein Erbe soll meinem Pathenkind Mathias X jährlich an dessen Namenstag 50 M. auszahlen“; haben die Erben des Mathias, wenn dieser am 24. Februar eines Schaltjahres stirbt, Anspruch auf die in diesem Jahr fällige Rente? — Von um so größerer Bedeutung, im Strafrecht wie im Zivilrecht, ist der Geburtstag eines Menschen, und zwar, was den Schalttag angeht, in zwei Richtungen: wann feiert von Rechts wegen[1] der in einem Schaltjahr am 24. oder an einem der folgenden Februartage geborene Mensch in einem gewöhnlichen Jahr seinen Geburtstag? und wann feiert derjenige, der in einem gewöhnlichen Jahr an einem dieser Tage geboren ist, seinen Geburtstag in einem Schaltjahre? Von der Antwort auf diese Fragen hängt unter anderem die Bestimmung der Volljährigkeit des betreffenden Menschen und damit die Gültigkeit vieler von ihm an dem kritischen Tage vorgenommener Rechtsgeschäfte und hängt die Bestimmung der Strafmündigkeit ab. Die praktische Bedeutung der Frage wird, wie leicht einzusehen ist, dadurch verfünffacht, daß der Schalttag nicht der 29., sondern der 24. Februar ist. An einem Tage werden im Deutschen Reich mehr als 4000 Kinder geboren; in jedem Schaltjahr handelt es sich also um die richtige Bestimmung des Geburtstags von 20,000, bezw. 40,000 Menschen, woraus sich ergeben dürfte, daß es wohl der Mühe werth ist, unserm Gegenstand eine kurze Betrachtung zu widmen.

Was folgt daraus, daß das Gesetzbuch den Schalttag nirgends erwähnt? Die natürliche Antwort scheint zu sein, daß für den Schalttag und das Schaltjahr die sonstigen Vorschriften des Gesetzbuchs über die Berechnung der Zeit gelten. Diese Antwort unterliegt auch keinem Bedenken, wenn es sich um Fristen oder Zeiträume handelt, die nach Tagen, Wochen oder Monaten bestimmt sind. — Für eine nach Tagen bestimmte Frist schreibt das Gesetzbuch vor, daß sie mit dem Ablauf des letzten Tages der Frist endige. Dies kann in Anwendung auf den Schalttag zu keinerlei Schwierigkeit führen: wenn eine 30tägige Frist am 26. Januar zu laufen beginnt, so endigt sie am 24. Februar — in einem gewöhnlichen Jahr am Mathiasfeiertag, in einem Schalt-

[1] Der regierende König von Württemberg ist am 25. Februar des Schaltjahres 1848 geboren; sein Geburtstag wird jahraus, jahrein am 25. Februar gefeiert — nach bestehendem Recht jedenfalls mit Unrecht; volljährig ist König Wilhelm II. seit dem 24., nicht erst seit dem 25. März 1866.

jahr am Schalttage. Die Bestimmung des römischen Rechts, die nach der herrschenden Lehre dahin geht, daß bei gesetzlichen Fristen der Schalttag nicht zu zählen oder zusammen mit dem folgenden Tag, dem 25. Februar, als ein Tag zu behandeln sei, ist zweifellos für die nach Tagen bestimmten Fristen beseitigt; die Praxis der Gerichte wird sich wohl schon seither nicht daran gekehrt haben. Ebensowenig unterliegt einem Bedenken die Anwendung der Vorschriften des Gesetzbuches auf eine Frist, die nach Wochen oder Monaten bestimmt ist: eine solche Frist soll endigen mit dem Ablaufe desjenigen Tages der letzten Woche oder des letzten Monats, welcher durch seine Benennung oder seine Zahl dem Tage entspricht, in dessen Verlauf die Frist begonnen hat, in Fällen aber, wo der Beginn eines Tages der für den Anfang der Frist maßgebende Zeitpunkt ist, mit dem Ablauf des jenem Tag vorhergehenden Tages. Dazu kommt noch die Vorschrift: „Fehlt bei einer nach Monaten bestimmten Frist in dem letzten Monat der für ihren Ablauf maßgebende Tag, so endigt die Frist mit dem Ablaufe des letzten Tages dieses Monats.“ Wird also am Montag, dem 15. Februar ein Urtheil verkündigt, gegen das binnen der Frist von 2 Wochen der Einspruch zulässig ist, so endigt diese Frist in einem gewöhnlichen Jahr mit dem Ablauf des Montags, 1. März, in einem Schaltjahr mit dem Ablauf des Montags, 29. Februar. Hat Jemand eine Wohnung auf 3 Monate, anfangend mit dem 25. oder dem 30. November, gemiethet, so endigt die Miethe in einem gewöhnlichen Jahr mit dem Ablauf des 24. oder des 28. Februar, in einem Schaltjahr im ersten Falle wiederum, ohne Rücksicht auf den Schalttag, mit dem Ablauf des 24., im zweiten Fall mit dem Ablauf des 29. Februar.

Dieselbe Berechnungsart soll aber auch platzgreifen bei einer Frist, die „nach einem mehrere Monate umfassenden Zeitraum — Jahr, halbes Jahr, Vierteljahr — bestimmt ist.“ In Anwendung auf viertel- und halbjährige Fristen macht auch diese Vorschrift, was den Schalttag angeht, keine Schwierigkeiten; streng genommen umfaßt ein halbes oder ein Vierteljahr die Hälfte oder den vierten Theil von 365 oder — in einem Schaltjahr von 366 Tagen; allein nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes ist unter einem halben Jahr eine Frist von 6, unter einem Vierteljahr eine solche von 3 Monaten zu verstehen, ohne Rücksicht darauf, ob in einzelnen Fällen das halbe oder Vierteljahr um einige Tage zu groß oder zu klein ausfällt; der Schalttag, der an den Anfang, in die Mitte oder an das Ende der Halbjahrs- oder Vierteljahrsfrist fällt, bewirkt einfach eine Verlängerung der Frist um einen Tag.

Anders verhält es sich mit einer nach ganzen Jahren bestimmten Frist. Das Jahr ist nicht bloß, wie der Monat, eine Kalendergröße, die menschliche Willkür in mehr oder weniger ungleiche Theile zerlegen kann, sondern ein jeder Beeinflussung durch menschliche Willkür entzogenes astronomisches Zeitmaß. Das Recht hat es allerdings nur mit dem Kalenderjahr zu thun, aber es trägt der Verschiedenheit zwischen Kalenderjahr und astronomischem Jahr durch die Bestimmungen über den Schalttag Rechnung. Das war seither im gemeinen Recht der Fall und ist im allgemeinen auch der Fall nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. In den meisten Fällen führen die angeführten Bestimmungen bei den nach Jahren bestimmten Fristen in gleicher Weise wie die Vorschriften des römischen Rechts zur Berücksichtigung des Schaltjahrs: auch nach dem Gesetzbuch muß der Mensch, um volljährig zu werden, nicht bloß 21×365 Tage, sondern 21×365 + 5 (unter Umständen 6) Tage zurücklegen, muß Jemand, um das Eigenthum an einer gestohlenen, von ihm in gutem Glauben erkauften Uhr zu erwerben, die Uhr 10×365 + 2 (oder 3) Tage besitzen u. s. w., die einjährige oder zehnjährige Frist, die am oder mit dem 1. Juli 1903 beginnt, endigt nach den Bestimmungen des Gesetzbuches am 1. Juli oder 30. Juni 1904, bezw. 1913, und umfaßt, ohne daß es einer besonderen Vorschrift über den Schalttag bedarf, im einen Fall 366, im andern Fall 3650 + 3 Tage. Wie aber verhält es sich, wenn Anfang oder Ende der Frist auf einen Schalttag oder einen der ihm nachfolgenden Februartage fällt?

Ein Mann ist am 24. Februar 1903 geboren; wann wird er volljährig? Der Tag der Geburt ist nach dem Gesetzbuch in dem 21jährigen Zeitraum, der bis zur Volljährigkeit verflossen sein muß, einzurechnen. Nach dem Wortlaute des Gesetzbuches wäre also unser Mann mit dem Ablauf des 23. Februar 1924 volljährig; das ist ja scheinbar unanstößig, aber bedenklich wird die Sache, wenn der Geburtstag der 28., d. h. der letzte Februar 1903 war. Nach dem Wortlaut des Gesetzes würde er volljährig mit dem Ablauf des 27. Februar 1924, er wäre schon am vorletzten Februar dieses Jahres volljährig; während sonst, damit ein Mensch volljährig wird, die Erde seit seiner Geburt 21mal ihre Bahn um die Sonne vollendet haben muß, würde hier die Volljährigkeit einen Tag vor Vollendung dieses Laufs eintreten! Der umgekehrte Fall: ein Mensch ist am 29. Februar 1904 geboren; wir nehmen unbedenklich an, daß er am 28. Februar 1925 volljährig sei, und damit scheint ja auch daß Gesetzbuch zu harmoniren nach der oben angeführten Bestimmung: „Fehlt bei einer nach Monaten bestimmten Frist rc.“ Aber nach dem Wortlaute des Gesetzes wäre auch der am 28., d. h. am vorletzten Februar 1904 geborene Mensch erst am 28., d. h. am letzten Februar 1925 volljährig, also einen Tag später, als die Erde ihren Lauf um die Sonne zum 21.mal vollendet hat! Und ist es denn richtig, daß in dem gewöhnlichen Jahr 1925 der dem 29. Februar des Schaltjahres 1904 entsprechende Tag fehle? Der Kalender sagt uns das Gegentheil: der Katholik, der am 29. Februar 1904 geboren und auf den Namen des Heiligen seines Geburtstages getauft ist, feiert seinen Namens- und Geburtstag jedes gewöhnliche Jahr am 28. Februar, denn der St. Romanus-Tag fehlt in diesem Tag so wenig wie der St. Matthias-Tag, der eine und der andere ist nur im Schaltjahr um einen Tag hinausgerückt, und was im gewöhnlichen Jahr „fehlt“, das ist nicht der 29. oder letzte Tag, sondern der Schalttag, der 24. Februar des Schaltjahres. Vom Fehlen eines Tages im gewöhnlichen Jahr zu sprechen, wäre übrigens beinahe geradeso verständig, wie wenn Jemand bei der Vergleichung zweier Menschen, von denen der eine zehn, der andere zwölf Finger hat, sagen wollte: dem einen „fehlen“ zwei Finger.

Vor einigen Jahren ist das Reichsgesetz über Einführung der mitteleuropäischen Zeit ergangen, wonach es, wenn die Sonne im Meridian von Stargard steht, in Königsberg und Koblenz Mittag sein soll. Angesichts dieser gesetzgeberischen Leistung wäre es ja nicht gerade undenkbar, daß die Urheber des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch den Schalttag ihren Bestimmungen haben unterwerfen wollen; jedenfalls aber wird es an Richtern im Deutschen Reich nicht fehlen, die, weil das Gesetz über den Schalttag nichts bestimmt, dessen allgemeine Vorschriften über Fristen und Termine anwenden wollen, wenn auch die Anwendung zu den hervorgehobenen sonderbaren Ergebnissen führt. Der Wortlaut des Gesetzes, werden sie sagen, zwinge einmal zu dieser Auslegung, und seine Entstehungsgeschichte weise nirgends darauf hin, daß der Gesetzgeber etwas anderes gewollt habe, als er sage. Das scheint ja ganz plausibel; aber wenn wir diese Verehrung des Wortlauts strenge durchführen, dann gelangen wir zu einem Ergebniß, vor dem selbst die größten Verehrer des Buchstabens zurückschrecken dürften. Wir wiederholen die schon einmal angeführte

Vorschrift des Gesetzes: „Fehlt bei einer nach Monaten bestimmten Frist in dem letzten Monate der für ihren Ablauf maßgebende Tag, so endigt die Frist mit dem Ablauf des letzten Tages dieses Monats.“ Zweierlei steht fest: erstens, daß der Schalttag auch künftig der 24. Februar des Schaltjahrs ist, und zweitens, daß für eine nach Jahren bestimmte Frist dasselbe gilt, wie für eine nach Monaten bestimmte. Und nun fragen wir wieder: wann wird nach dem Wortlaut des Gesetzes ein am 25. Februar — Matthiasfeiertag — 1904 geborener Mensch volljährig? In dem gewöhnlichen Jahre 1925 fehlt der für den Ablauf der Frist maßgebende, nämlich der dem 24. Februar 1904 entsprechende Schalttag, also — „endigt die Frist mit dem Ablaufe des letzten Tages dieses Monats“, wird unser am 25. Februar 1904 geborener Mann am 28. Februar 1925 volljährig! — daß der Gesetzgeber dies nicht hat sagen wollen, ist klar; wer aber dies zugibt, der gibt eben damit zu, daß die für die Berechnung von Fristen im allgemeinen gegebenen Vorschriften des Gesetzbuchs auf den besonderen Fall einer durch den Schalttag berührten Jahresfrist nicht anwendbar sind oder: daß das Gesetzbuch in Beziehung auf diese Fristen, die doch auch einer rechtlichen Ordnung bedürfen, eine Lücke enthält.

Wie ist diese Lücke auszufüllen? Der erste Entwurf des Gesetzbuchs verwies für Verhältnisse, über die dieses keine Vorschriften enthielt, in erster Linie auf die für „rechtsähnliche Verhältnisse“ gegebenen Bestimmungen, in zweiter Linie auf die „aus dem Geiste der Rechtsordnung sich ergebenden Grundsätze“. Das Gesetzbuch hat diese Verweisung beseitigt; auch wäre damit in unserm Falle wenig anzufangen. Wir müssen auf die „Natur der Sache“ zurückgehen, d. h. hier auf das Naturgesetz, wie es durch internationales Gewohnheitsrecht im christlichen¹) Kalender formulirt ist; daß dieses internationale Uebereinkommen durch das Gesetzbuch habe geändert werden wollen, ist nicht anzunehmen. Das Naturgesetz aber in der gedachten Formulirung lautet: „Die Erde vollendet ihren Lauf um die Sonne in (rund) 1461 Tagen viermal; darum wird je ins vierte Jahr ein Tag eingeschaltet, und zwar je ins vierte Jahr vom Beginn eines Jahrhunderts an gerechnet und je zwischen dem 23. und dem 24. Februar, dem Matthiasfeiertag, der hiedurch um einen Tag hinausgerückt wird; diese Einschaltung je in dem bezeichneten vierten Jahr, wirkt auch auf alle gesetzlichen, gerichtlichen und vertragsmäßigen (nach Jahren bestimmten) Fristen, mögen sie in einem Schaltjahr oder in einem anderen Jahr zu laufen beginnen und mögen sie 4 oder ein Mehrfaches von 4 Jahren oder mehr oder weniger als 4 Jahre umfassen“ —, wovon die Folge ist, daß dieselbe Frist je nach dem verschiedenen Anfangspunkt in einem Fall um einen Tag länger sein kann, als im anderen, daß insbesondere, wie schon oben bemerkt wurde, der Zeitraum für die Erreichung der Volljährigkeit bald 5, bald 6 Tage mehr umfaßt als 21 × 365. — Dem Gesagten zufolge endigt das mit dem 24. Februar (dem ersten Augenblick dieses Tages) beginnende oder als beginnend gedachte, einem Schaltjahr vorangehende Jahr im folgenden Schalttag nicht, wie in einem gewöhnlichen Jahr, mit dem Ablaufe des 23., sondern erst mit dem Ablauf des 24. Februar, d. i. eben des Schalttags und daraus ergibt sich, daß der von den römischen Juristen für den 24. und 25. Februar eines Schaltjahrs aufgestellte Satz, daß diese beiden Tage als ein Tag gelten, wenigstens für gewisse Fristen, insbesondere für die Volljährigkeitsfrist unrichtig ist, die, wie wir gesehen haben, nach der Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit dem Ablauf des Tags vor dem 21. Geburtstag endigt. Man könnte sich allenfalls die beiden Tage als einen verlängerten Tag denken, wenn eine nach Jahren bestimmte Frist mit dem Ablauf des dem 24. Februar eines gewöhnlichen Jahres entsprechenden Tags eines Schaltjahrs — nach dem Kalender kurz gesagt: mit dem Ablaufe des Matthiasfeiertags endigen soll, wie es bei den Verjährungs- und Ersitzungsfristen der Fall ist: wenn Jemand am 24. Februar 1901 eine gestahlene Uhr kauft, ohne von dem Diebstahl zu wissen, so wird er durch Ersitzung mit dem Ablauf des 24. Februar 1911 deren Eigenthümer; wird dagegen der Kauf am 24. Februar 1902 geschlossen, so tritt der Erwerb erst mit dem Ablauf des 25. Februar ein und hier ist es gleichgültig, ob man sagt: der 24. und der 25. Februar des Schaltjahrs werden als ein Tag, oder das letzte Ersitzungsjahr werde zu 366 Tagen gerechnet. Anders bei der Bestimmung des Lebensalters, wo der entscheidende Zeitraum nach der positiven Vorschrift des Gesetzes mit dem Ablaufe des dem Geburtstage vorausgehenden Tages endigt; hier würde bei Anwendung des römisch-rechtlichen Satzes der am 24. Februar 1903 Geborene schon mit dem Ablauf des 23. Februar 1924 volljährig, er wäre also am 24. Februar 1924 bereits volljährig, obgleich sein „Geburtstag“ auf den 25. Februar 1924 fällt, weil nach dem internationalen Gewohnheitsrecht das mit dem 24. Februar 1923 beginnende Jahr 366 Tage hat. Wollte man umgekehrt sagen: nach dem internationalen Gewohnheitsrecht sei der 24. Februar eines Schaltjahrs als Verlängerung des vorhergehenden Tags anzusehen, so käme man zwar bezüglich der Berechnung des Lebensalters zu einem richtigen Ergebniß, dagegen würde hienach die Entscheidung über das Ende der mit dem Schalttag ablaufenden Verjährungs- oder Ersitzungsfrist falsch: die Ersitzung wäre schon am Schalttag beendigt, während die 10 Jahre seit dem Kauf doch erst mit dem Ablauf des Matthiasfeiertags verstrichen sind. Am klarsten tritt die aus der Zusammenrechnung zweier Tage sich ergebende Verkehrtheit zutage bei einer gerade 4 jährigen Frist (wie sie bei der Verjährung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch eine Rolle spielt), die mit einem Schalttag anfangt oder endigt: an die Stelle der vom Naturgesetz geforderten 1461 Tage träten bei der Zusammenrechnung entweder 1460 oder 1462 Tage. — Endlich ist auch, wer an einem Schalttage geboren ist, nicht berechtigt, als den Tag seiner Geburt den Matthiasfeiertag zu bezeichnen, wenn er auch in gewöhnlichen Jahren seinen „Geburtstag“ an diesem Tage feiert. „Schalttag“ läßt sich freilich noch weniger als „Petri Kettenfeier“ oder „Mariä Himmelfahrt“ als Taufnamen verwenden, und wenn katholische Eltern ihr am Schalttage geborenes Kind nach dem Schutzpatron seines Geburtstags benennen wollen, so bleibt ihnen nichts übrig, als zu dem Patron des benachbarten Tages zu greifen; aber alle 4 Jahre fällt nichtsdestoweniger das Wiegenfest des an einem Schalttage geborenen Menschen auf den Schalttag, Namenstag und Geburtstag fallen bei ihm alle 4 Jahre auseinander; wer am Schalttag des Jahres 1904 geboren wird, ist am 24. Februar, dem Schalttage des Jahres 1920 eidesfähig, die am gleichen Tage geborene Frau ist am 24. Februar 1920 ehemündig. Unsre Juristen müssen also den in den Pandektenvorlesungen erlernten Satz: „id biduum pro uno die habetur“ vollständig über Bord werfen.

G. Pfizer.

¹) Auf die rechtlichen Folgen einzugehen, die die Verschiedenheit des Julianischen und des Gregorianischen Kalenders mit sich bringt, würde uns hier zu weit führen.

Das Frauenstudium im Ausland.

Von Dr. med. Otto Neustätter (München).

(Schluß.)

Wenden wir uns nun zu denjenigen Ländern, in denen die Kultur noch nicht so allgemeines Volksgut geworden ist, daß wir sie zu den eigentlichen Kulturstaaten

rechnen, und in denen wir daher nicht gewohnt sind, hohe Forderungen an Ausbildung erfüllt zu sehen, so finden wir gerade in ihnen eine Gleichstellung der Frauen im höheren Studium, die deßhalb auffallen könnte, weil so oft behauptet wird, die Ueberkultur bewirke das Verlangen der Frauen nach höherer Bildung. Daß die Gleichstellung z. B. in Australien, Neu-Seeland u. a. leichter war, erklärt sich daraus, daß dort keine alteingewurzelten Vorurtheile zu bekämpfen waren. Daß aber die Frauen dort, wo doch die Heirathsverhältnisse so viel günstiger liegen, sich der Mühe des Studiums unterziehen, weist darauf hin, daß dieselben gern einem natürlichen Bedürfniß folgen nach möglichst hoher Entwicklung ihrer Individualität und nach einer selbständigen Sicherheit für den Kampf ums Dasein, sofern nur dieses nicht durch Vorurtheile und Schranken künstlich niedergehalten wird; daß sie einem inneren Drang, nicht einem äußeren folgen, der ebenso wie beim Manne existirt und durchaus nicht von der „reinen", oder, besser gesagt, nach den Wünschen des Mannes zurechtgestutzten „Weiblichkeit" ausgeschlossen wird.

In Canada haben die sämmtlichen fünf Universitäten keinerlei Unterschiede in der Zulassung, dem Studium und der Prüfung der Frauen, und zwar ist dies etwa seit 15 Jahren durchweg der Fall. An zwei Universitäten ist der Unterricht getrennt, an der einen vollständig, an der anderen theilweise. Die Vorbereitung machen die Frauen theils in gemeinsamen, theils in getrennten Mittelschulen wie die Knaben durch.

In den australischen Kolonien war die University of New Zealand, die ebenso, wie z. B. die von London, Victoria, Oxford, eine Konföderation aus mehreren höheren Lehranstalten in verschiedenen Orten darstellt, die erste, welche im britischen Reiche (1870) gleich bei ihrer Gründung den Frauen genau die gleichen Rechte einräumte. Weder in dem Parlamentsakt noch in der königlichen Charter noch in den Universitätsstatuten besteht irgend eine Andeutung einer solchen. Frauen werden rite immatrikulirt, examinirt, erhalten Stipendien und Preise, besuchen die ordentlichen Vorlesungen und all dies in sämmtlichen Fakultäten (mit Ausnahme der theologischen?). Sämmtliche Grade werden gleicherweise vertheilt, auch mit ganz gleichem Wortlaut. „Dieses System war von Anfang an erfolgreich, und sämmtliche Bevölkerungsschichten zollten demselben hohen Beifall. Keinerlei Störung oder Unzukömmlichkeiten haben sich daraus ergeben", so schreibt der Sekretär.[1] In den Sekundärschulen ist die Erziehung ebenfalls vollkommen gleich für beide Geschlechter; beide sitzen gemeinsam in den Schulsälen wie später in den Hörsälen der Universität. Nur in einzelnen Orten wird der Unterricht in getrennten Schulen ertheilt. In Auckland College und Grammar School getrennt, aber unter einem Direktor. Auffallend sind die geringen Schul- und Kollegiengelder. Die Anstalten sind staatlich.

Späterhin haben auch auf dem australischen Festland, als Frauen Zutritt verlangten, die Universitäten ihnen den Zugang eröffnet (University Extension Act 1884). In Sydney existirt keinerlei Unterschied, in Melbourne können Frauen vom Studium ausgeschlossen werden, aber es ist nie von dieser Befugniß Gebrauch gemacht worden, außerdem können sie Mitglieder des Councils und Senate werden. Für Jurisprudenz und Maschinenbau hat bis jetzt keine Frau die Zulassung verlangt; versagt würde ihnen diese ebensowenig werden wie für Philosophie, Naturwissenschaft und Medizin. In Adelaide und Tasmania scheinen keinerlei Unterschiede für die beiden Geschlechter zu bestehen.

Selbst in Indien, wo die Frauen noch in einer sehr bedauernswerthen Lage sind, beginnen sich Frauen, und zwar nicht etwa nur europäische, was ja nicht so sehr zu verwundern wäre, sondern auch einheimische (1892 in Bombay 3, in Madras 5), an den Universitäten auszubilden und Examen zu machen, hauptsächlich um ihren armen Schwestern Aufklärung und Hülfe zu bringen. Die Universitäten sind examinirende Körperschaften (etwa wie London University) mit zahlreichen zugehörigen Colleges. Madras, Bombay und die Punjab University (Lahore) haben sämmtliche Unterschiede aufgehoben; in Allahabad existiren kleine Differenzen: besondere Prüfung der Frauen und geringe Unterschiede in der Wahl der Prüfungsgegenstände. In Calcutta gibt es nur im Senat keine weiblichen Mitglieder, sonst besteht volle Gleichberechtigung. Das hauptsächliche Studienziel ist der ärztliche Beruf, in dem gerade in Indien die Frauen eine sehr segensreiche Thätigkeit zu entfalten vermögen. Gehen doch auch zahlreiche Aerztinnen von England dorthin. Bekannt ist die Wirksamkeit der Zenana Medical Association, die für die Ausbildung von Aerztinnen in England für Indien sorgt, und die National Association for supplying Female Medical Aid for the Women of India", die seit 7 Jahren durch Zweigvereine (jetzt schon 11) über einen großen Theil des Landes sich ausgedehnt und durch Erbauung von Krankenhäusern und Anstellung weiblicher Aerzte (9 dirigirende und 32 Assistenzärztinnen) jährlich etwa 500,000 Indierinnen Hülfe gebracht hat. Die Vorschulung für die Universitäten besorgen 3 Colleges mit 101 Studentinnen und auch ein Theil der 419 Sekundärschulen. Wenn erst durch die immer weiter vordringenden studirten Frauen die Gesammtbetheiligung der einheimischen Bevölkerung und namentlich der Frauen eine größere wird — ein Einfluß, der schon deutlich zu erkennen ist (1891: ca. 198,000 Mädchen in Schulen und Privatinstituten, 1893: 284,000; natürlich überall Lehrerinnen, die zum großen Theil selbst Schulen gründeten; Verhältniß der privaten zu den öffentlichen Schulen ist 1:5) — so wird gerade Indien ein höchst interessantes Feld für Studien über die Fähigkeiten der Frauen zum höheren Studium darbieten.

In Japan ist die Volksschulausbildung und ebenso die in Mittelschulen für Mädchen schon wohlgeordnet; allerdings macht von diesen nur eine relativ sehr geringe Zahl Gebrauch. (Es waren 1892 in Normal schools 62 Lehrerinnen und 973 Schülerinnen, in Higher schools 180 Lehrerinnen und 2803 Schülerinnen, in den Volksschulen 967,972 Schülerinnen, in „gemischten Schulen" 15,520. Im ganzen besuchen etwa 34 Proz. aller schulpflichtigen Mädchen eine Schule.) Für das höhere Studium sind die Japanerinnen noch auf das Ausland angewiesen. Sie gehen, freilich noch in geringer Zahl, nach Amerika, auch nach England. In Bryn Mawr versuchte eine solche Japanerin, Geld für Stipendien für ihre Landsmänninnen aufzubringen, um solchen das Studium zu erleichtern, weil nur durch Einheimische eine Weiterverbreitung höherer Bildung und Aufklärung unter den japanischen Frauen möglich ist, ein Ziel, worauf auch die Frauenvereine der Samurai (-Militär)-Klasse mit aller Macht hinarbeiten.

Von China ist mir nur bekannt, daß man seit dem Frühjahr 1898 in Shanghai ein Mädchengymnasium zu errichten plant —, ich begnüge mich, dies zu erwähnen, ohne weiter auf die verlockende Parallele mit München einzugehen, und füge hinzu, daß in Futschu eine im Ausland herangebildete Aerztin als Leiterin des Siang-Hu-Hospitals angestellt ist.[1]

Ueberblicken wir noch kurz die Verhältnisse in den mittel- und südamerikanischen Staaten.[2]

---

[1] Sadlers Bericht.

[1] Die Frauenbewegung. Februar 1898.

[2] Education Report 1894/95.

In Mexico haben Frauen noch keine Zulassung zu höheren Studien verlangt. Dagegen hat man ein Lehrerinnenseminar in der Stadt Mexico eröffnet mit einem Kursus von 4 Jahren, der etwa in der Art wie bei uns die Vorlesungen an der Universität oder an den Oberlehrerinnenseminarien verlaufen sollte. Außerdem hat die Regierung ein literarisch-naturwissenschaftliches Institut gegründet mit einem Lehrplan, der Trigonometrie, Algebra, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Literatur, Geschichte, Philosophie und außerdem auch Handelswissenschaft umschließt. Ein Lyceum (Mittelschule) wurde schon 1878 gegründet und die „Vorschule“ von San Ildefonso, aus der viele hervorragende Männer hervorgegangen sind, nimmt auch Mädchen auf, welche eine gleich gründliche Bildung durchmachen wollen. Die Kunst- und Handelsschulen sind von weiblichen Schülern, auch älteren, sehr stark besucht; der Unterricht ist unentgeltlich und erstreckt sich auf eine Reihe gewerblicher Fächer: Drucken, Buchbinden, und alle speziellen weiblichen Handarbeiten, Putzmacherei &c. Auch Klavierspiel und Singen wird gelehrt; nebenher geht Elementarunterricht.

In Costa Rica, wo der Volksschulbesuch für beide Geschlechter obligatorisch und unentgeltlich vom Staate eingerichtet ist, waren 1892: 65 Frauen im Studium für das Lehramt begriffen, 11 schon diplomirte Lehrerinnen. In dem Colegio superior de Señoritas folgten 75 Frauen einem Sekundärunterricht, 16 einem solchen für ein spezielles Fach.

In Guatemala ist durch Gesetz von 1893 festgesetzt, daß in sämmtlichen Schulen, auch den mittleren und höheren, die gleichen Bestimmungen für Knaben wie Mädchen gelten sollen. Nur müssen diese nach dem Besuch der Mittelschule kein Examen ablegen, dürfen es aber und erhalten dann den Titel Graduada en Ciencias y Letras. In Honduras existiren drei Colleges (Mittelschulen) für Frauen.

In Nicaragua ist man nicht erst in den letzten Jahren auf die gründliche Ausbildung der Mädchen bedacht gewesen. Unter anderen Instituten von Mittelschulcharakter in der Stadt Granada ist z. B. ein berühmtes College, wo mehrere Hundert junge Damen inskribirt sind. Der Lehrplan ist sehr ausgedehnt, besondere Aufmerksamkeit wird der musikalischen Ausbildung gewidmet. Einige von den Damen, die das College absolvirt haben, gehen immer nach den Vereinigten Staaten, um dort Universitäten zu besuchen.

Argentinien hat sich durch das Aufgeben der althergebrachten Vorurtheile über die Stellung der Frauen an leitende Stelle unter den spanisch-amerikanischen Staaten gesetzt, auf die es eine aneifernde Wirkung ausübt. Diese neue Aera in der sozialen Entwicklung ist allerdings noch nicht sehr weit zurückzudatiren; noch vor etwa 15 Jahren waren die höchsten Ziele der Frauenbildung „die Entwicklung der Eigenschaften und Fähigkeiten, welche zum Erringen einer glänzenden Stellung im gesellschaftlichen Leben erforderlich sind“. Jetzt gehen Frauen schon zu den Universitäten; eine Dame z. B. hat an der medizinischen Fakultät von Buenos Aires nach 6jährigem Studium ihren Doktorhut erworben. Dieselbe hatte ihre Vorbildung in einem der drei höheren Seminare erhalten, von denen eines für Männer, eines für Frauen, eines für beide zusammen eingerichtet ist, und die ein gleiches Programm für beide Geschlechter aufgestellt haben, nach dessen Absolvirung sie zu Lehrern, resp. Professoren diplomirt werden und die Universität besuchen dürfen.

In Brasilien, wo früher der gemeinsame Unterricht verboten war, ist man theils zu vollständig gemeinsamem Unterricht, theils zu solchem in einzelnen Fächern übergegangen. Damit sind dann auch die Anforderungen an die Mädchen die gleichen geworden. Von Mittelschulen ist nur eine in Rio de Janeiro erwähnt, in der etwa die gleiche Zahl Mädchen und Knaben studiren. Ueber Universitäten ist nichts berichtet.

In Chile sind Frauen sogar an das juristische Studium herangegangen. In dem Istituto Nacional, dem ältesten College in Chile, das vor über 100 Jahren vom spanischen König seine Privilegien erhielt, studirten nämlich 1893 unter einer Reihe anderer Frauen auch zwei solche, die Juristinnen werden wollten.

In Uruguay wurden aus dem staatlichen Lehrerinnenseminar (von 1877—1891) 114 junge Damen mit dem Professortitel ersten Ranges, 29 mit dem zweiten Grades entlassen.

In Venezuela wurde schon 1768 eine Mädchenschule gegründet, etwas später eine Kloster-Mittelschule für Mädchen. Jetzt gibt es 14 Mittelschulen und ein Seminar für Mädchen.

Die Einrichtungen für Frauenbildung in diesen Ländern erscheinen noch auf einer niederen Stufe, wenn man die anglo-amerikanischen Verhältnisse im Auge hat. Dagegen kann man ihnen eine relativ hohe Bedeutung nicht absprechen, wenn man bedenkt, daß sie prinzipiell die gleichen Einrichtungen haben wie wir in dem doch in seiner Gesammtkultur unmöglich in Parallele zu stellenden Deutschland. Dort aber ist ja zum Theil — z. B. in Chile und Argentinien — schon die Ueberzeugung durchgedrochen, daß man den Frauen die Pforten der höheren Bildung zu verschließen kein Recht und keinen Grund habe.

Wir hätten hiemit den Ueberblick über die Studienverhältnisse der Frauen im Ausland, soweit mir das nöthige Material zur Verfügung stand, vollendet. Das Ergebniß ist für die Stellung Deutschlands leider recht wenig erfreulich. In der ganzen Kulturwelt hat man es wenigstens als ein nicht zu leugnendes Recht aller Menschen, d. h. also auch der Frauen, anerkannt, ihre geistigen Fähigkeiten auf gleiche Weise und auf allen verfügbaren Wegen zu möglichster Reife zu entwickeln. Dieses Prinzip nicht anzuerkennen, ist entschieden kein Zeichen einer zeitgemäßen Weltanschauung, und diesen Tadel muß Deutschland noch immer auf sich ruhen lassen! Alle anderen Länder haben doch diesem idealen Anspruch Genüge geleistet, die meisten aber haben auch das viel schwieriger zu lösende Problem der praktischen Konsequenzen kühn angeschnitten, indem sie weiterhin anerkannten, daß, wer die entsprechenden Fähigkeiten nachweist, auch denjenigen Berufen, zu denen er sich herangebildet, nachgehen darf, ob er nun Mann oder Frau sei. Obgleich man in allen Ländern die gleichen Gefahren für die zeitweise Erschütterung des gewohnten Gleichgewichts im Erwerbsleben voraussah und fürchtete, so hat man doch deren Erwägung und Ueberwindung jedem Einzelnen überlassen zu können geglaubt, um ein für den Staat höheres Prinzip, die Gerechtigkeit, vollauf wahren zu können. Das ist allerdings noch immer eine Anschauung, die für unsere von Männern geleiteten und von Männerideen gegründeten, ausgebauten und durchdrungenen Staaten etwas unfaßbares zu haben scheint und auf der doch die Berechtigung der Ansprüche der Frauen allein basiren: daß nämlich auch die Frau unter den Begriff Mensch fällt, unter dem man sich trotz seiner Allgemeinheit für eine große Zahl von Fällen den „Mann“ vorstellt. So sind zwar die geistige, die berufliche, die persönliche Freiheit von unsern modernen Staaten prinzipiell als für „alle Menschen“ gültige Forderungen anerkannt, sobald es sich aber um ihre Ausdehnung und Zuerkennung an die Frauen handelt, dann vollzieht sich die eigenthümliche Begriffseinengung von Mensch auf Mann. Das Ende des 18. Jahrhunderts schuf theoretisch jene Anschauung der Gleichberechtigung, das 19. Jahrhundert hat sie noch an seinem Ende nicht praktisch durchgeführt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Junge Menschen. Von Elsbeth Meyer-Förster. Leipzig, G. H. Wigands Verlag 1898. — So recht eine Lektüre für die Eisenbahn. Nichts, was sehr aufregen kann. Keine Probleme, über die man sich den Kopf zerbrechen muß. Nirgends jene Intimität des Geschauten, welche das geistige Auge anstrengt. Die Menschen, denen wir in dieser Erzählung begegnen, sind fast durchweg gute Bekannte. Man hat sie in allen möglichen Familienblättern schon getroffen und ist weder sehr erstaunt noch erfreut über das Wiedersehen, das man hier feiert. Da sind die Geschwister, die mitten in der Weltstadt Berlin sich selbst überlassen sind: ein von Edelmuth triefender Postassistent, seine Schwestern, die aufopferungsfähige, talentvolle, hübsche Ilse, und die untalentirte, arrogante, egoistische Lore, die sich zur Schauspielerin ausgebildet hat. Ein Millionär, der Soupers in ersten Restaurants gibt, etwas lüstern, aber doch ein herzensguter Kerl; eine Feuerwehrinspektorswittwe, die einen leichten Anhauch von Frau Hergentheim in der „Schmetterlingsschlacht“ zeigt; ihre Tochter Susi, ein „süßes Geschöpf“; ein schemenhafter Lieutenant, der den einzigen Zweck hat, die Heldin des Romans, Ilse, über die Richtigkeit gewisser idealer Vorstellungen aufzuklären, die sich junge Mädchen von manchen Trägern des bunten Tuchs zu machen pflegen; zwei großmüthige Theaterdirektoren, von denen der eine wohl das sehr geschmeichelte Portrait des Oberregisseurs Grube in Berlin vorstellen soll; einige Zimmervermietherinnen; endlich ein paar Provinzialen: „Beisammen sind wir, fangt an....“ Ach, es ist wenig genug, was es zu erzählen gibt. Lore, die Egoistin, wird für ihre Selbstsucht und Arroganz durch eine Lungenentzündung bestraft; just, da sie endlich das Ziel ihres Ehrgeizes, die Ophelia spielen zu dürfen, erreicht hat. Für sie — also will es die Vorsehung der Verfasserin — tritt in elfter Stunde, da der Direktor schon in Verzweiflung ist, die Schwester Ilse ein. Sie hat Lore, die gar kein schauspielerisches Talent besitzt, die Rolle oft abgehört; sie weiß sie auswendig, spielt sie und erntet Triumphe. Wie müssen die Herzen der theaterlustigen jungen Damen klopfen, wenn sie lesen, wie leicht es ist, die Ophelia zu spielen und Triumphe damit einzuheimsen! Und nun ereignet sich etwas, das so wie eine Art Ironie des Schicksals aussieht: Lore, die eitle Phantastin, wird die Frau eines schwärmerischen Provinzialen; und Ilse, die sich immer so weit unter der Schwester glaubte, bringt es wirklich zur berühmten Schauspielerin. Der edelmüthige Postassistent aber kann seine Susi heirathen; denn seine Schwiegermutter hat in der „Vossischen Zeitung“ eine Stellung als Verwalter dreier Häuser in der Müllerstraße ausfindig gemacht, die er neben seinem Postdienst bekleidet. Der reiche Binsemann, der zuerst etwas unreelle Absichten auf Ilse hatte, stirbt den Tod des vereinsamten Lebemanns. Der Lieutenant entpuppt sich aber Ilse gegenüber als ein inhaltsloser Alltagsmensch. So endet alles zur Zufriedenheit und die Verfasserin mag sich damit schmeicheln, Niemand weh, anspruchslosen Lesern und Leserinnen aber wohlgethan zu haben. Betrüblich ist nur, daß die Kollektion Wigand, die in ihren nordischen Sachen poetische und interessante Werke bietet, diesen Familienblattroman aufgenommen hat. Vielleicht handelt der Herausgeber nach dem Spruch: Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Aber es wäre doch besser gewesen, wenn er diese Tendenz anderen Herausgebern überlassen hätte!

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

* **Paris,** 14. Nov. Léon de Tinseau gilt zwar bei manchen jungen Literaten für einen altmodischen Autor, aber durch sein gefälliges Erzählertalent schaart er immer noch ein zahlreiches, dankbares Lesepublikum um sich. Sein neuester Roman, „Un Nid dans les Ruines“, der zu seinen besseren Arbeiten gehört, bietet die große Eigenthümlichkeit, daß die Deutschen, welche darin vorkommen, die sympathischen Rollen spielen, während die Franzosen als Intriguanten und Verbrecher auftreten. Das ist seit dem Krieg der erste Roman, in dem die zur Zeit der französischen Romantik so beliebte deutsche „Gretchennatur“ wieder zu ihrem Rechte kommt. Tinseau vergleicht denn auch seine Elisabeth v. Tiefendorf, die als Tochter eines deutschen Kleinstaatgesandten unter dem zweiten Kaiserreich nach Paris kommt, schon auf den ersten Seiten mit der Goethe'schen Heldin. In einem lebenden Bilde stellt sie mit dem faszinirenden Marquis de Noircombes Hamlet und Ophelia dar, aber alle Gäste des Hauses erklären, daß die Gruppe mehr an Gretchen und Mephistopheles erinnere. Die blonde Deutsche mit dem sentimentalen Herzen läßt sich von dem düster blickenden, interessanten Franzosen, der ihre französische Gesellschafterin bestochen hat, so sehr blenden, daß sie krank wird, als ihr Vater sich aus guten Gründen der Verbindung mit dem durch das Spiel ruinirten Edelmann widersetzt. Auf ärztlichen Rath gibt der deutsche Diplomat endlich doch seine Einwilligung. Eine kurze Zeit lang ist die junge Marquise auch sehr glücklich, aber gar bald nimmt der Dämon des Spiels wieder von ihrem Gatten Besitz, und nach wenigen Jahren ist sie ruinirt und muß sich, nachdem ihre Ehe getrennt worden und der als Falschspieler ertappte Marquis nach Amerika verduftet ist, mit ihrer Tochter in ihrer kleinen heimathlichen Residenz als Pensionshalterin durchhelfen. Noch einmal eröffnet sich ihr hier die Gelegenheit, ihre alte Stellung zurückzuerobern. Ein in Amerika reich gewordener Bäckerssohn der Residenzstadt verspricht ihr ein Vermögen als Belohnung, wenn sie seine Tochter bei Hof einführe und ihre Verheirathung mit einem adeligen Lieutenant durchsetze, in den die amerikanische Erbin sterblich verliebt ist. Nun will es aber das Verhängniß, daß jener Lieutenant nicht die Amerikanerin, sondern die Tochter der Marquise liebt. Wieder mischt sich hier eine intrigante Französin ein, nämlich die Gouvernante der Amerikanerin, die der Tochter der Marquise, welche sich in ihrer Vaterstadt Frau v. Tiefendorf nennen läßt, Vorstellungen macht, damit sie wegen der ihrer Mutter versprochenen Summe auf ihre Liebe verzichte. Das junge Mädchen hält es für ihre Pflicht, sich für ihre Mutter zu opfern und will ins Kloster gehen, aber nach einem schweren Kampf des Edelmuths zwischen Mutter und Tochter, worin der Liebhaber die Mutter unterstützt, wird das Kloster aufgegeben und das junge Paar vereinigt. Muthig nimmt Frau v. Tiefendorf ihre Pension für bildungsbedürftige Amerikanerinnen wieder auf und wird bis zu ihrem Tod ihr „Nest in den Ruinen“ nicht mehr verlassen. Diese rührende Geschichte verflicht der gewandte Verfasser mit allerlei humoristischen Zügen aus dem Leben und Treiben eines kleinen deutschen Fürstenhofes, wo die Etikette um so strenger ist, je dürftiger die Verhältnisse sind. Er faßt die Erzählung in die Form einer Aufzeichnung der alten Dame und hat dabei den richtigen Ton für die Geständnisse der naiven und gutmüthigen, aber durch das Schicksal gewitzigten Gretchennatur getroffen.

F. **Rückblick auf Oesterreich im Jahre 2000.** Von Probus. Leipzig, Otto Wigand 1898. 47 S. — Die Broschüre zeigt, wie Patriotismus und Pessimismus in Oesterreich heutzutage fast unzertrennlich sind; je eifriger Einer nach einem Ausweg aus der dermaligen Verwirrung sucht, um so fester setzt sich ihm die Ueberzeugung von der Unabwendbarkeit eines baldigen Auflösungsprozesses. Sollte Oesterreich noch geholfen werden, so müßte sich, meint der pseudonyme Verfasser, eine große, das gesammte Deutschthum umfassende Partei bilden, die, ohne zu paktiren, an der deutschen Staatssprache für Heer und Verwaltung festzuhalten, den Polen aber, die man auf jeden Fall aus dem Spiel bringen müßte, volle Autonomie mit eigener Verwaltung, Justiz und Kultus zuzusichern hätte. Eine solche Partei müßte den Kampf gegen die übrigen förderalistischen Elemente rücksichtslos und unablässig fortführen, mit Ungarn in vertraulichem Wege einen Ausgleich herstellen, der das politische Zusammengehen ermöglichen würde, und sich bei der Krone gebührende Geltung zu schaffen wissen. Da aber diese Partei wegen der Unentschlossenheit bei den Einen, wegen der Hinneigung zum Klerikalismus bei den Anderen und bei wieder Anderen wegen radikaler Eigenmächtigkeit nicht zustande kommen kann, so findet sich auch der Staatsmann nicht, der mit ihrer Hülfe dem Staatsgefüge seine alte Festigkeit wiederzugeben vermöchte. Deßhalb spricht der Verfasser, indem er sich um 100 Jahre vorwärts versetzt denkt, nur noch von einem bis vor etwa 50 Jahren gewesenen Oesterreich. Richtig aber ist, daß die Voraussicht einer Katastrophe den österreichischen Patrioten nicht der Verpflichtung überhebt, immer und immer

wieder sein Mahnwort erschallen zu lassen, auch auf die Gefahr hin, daß er ungehört bleibe.

* Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur. Band I für das Jahr 1896. Leipzig 1897 (Fr. Andrä's Nachfolger). — Mit der Bearbeitung dieses etwa 200 zweigespaltene Seiten in Quart umfassenden Verzeichnisses hat sich die Verlagsbuchhandlung ein wirkliches Verdienst um die Bibliographie erworben. Ungefähr 275 deutschen Zeitschriften ist der Stoff entnommen, der hier unter sachlichen Schlagworten zusammengestellt ist. Nicht weniger als 8500 Aufsätze findet man hier jeweils unter dem darin behandelten Gegenstand verzeichnet. Wie dankenswerth eine derartige Arbeit ist, wissen wohl am besten diejenigen Schriftsteller und Gelehrten, denen die häufige Benutzung einer größeren Bibliothek nicht möglich ist: aber auch der Bibliothekar und Bibliograph wird von solchen Hülfsmitteln reichen Nutzen ziehen und gern auf irgendwelche prinzipielle Vollständigkeit verzichten, wenn die Arbeit nur praktisch und zuverlässig ist. Beides darf man dem reichhaltigen Werk, das uns vorliegt, nachrühmen; dazu kommt eine sehr gute Ausstattung, vor allem ein ausreichend großer und schöner Druck, so daß der angesetzte Preis von $7^{1}/_{2}$ M. für den Band gewiß nicht zu hoch ist. Nur ein Wunsch scheint uns dringend: an die Stelle der Zahlen, mit denen die Zeitschriften bezeichnet sind, kurze Siglen treten zu lassen. Die Siglen, wenn sie praktisch gewählt sind, geben ohne weiteres die gewünschte Auskunft: was „Jahrb. f. Bot." oder „Indog. Forsch." bedeutet, bedarf keiner weiteren Aufklärung, während die Bezeichnung der betreffenden Zeitschrift durch die Zahlen 94 und 89 jedesmal zu einem Nachschlagen des Index nöthigt, in dem die Zahlen in ihrer Bedeutung enthüllt werden. Das ist so umständlich und zeitraubend, daß es den Vortheil der Zahlen, ihre Kürze, reichlich aufwiegt: und wenn wirklich der Umfang des Bandes sich um ein Zehntel erhöhen würde, so dürfte es wenig Käufer geben, die den großen Zeitgewinn mit einem entsprechenden Preisaufschlag zu theuer bezahlt fänden. Ein zweiter Wunsch wird hoffentlich ebenfalls nicht unerfüllt bleiben: daß dieser erste Band hinreichend Abnehmer finden möge, damit die Zukunft des sehr nützlichen Unternehmens gesichert sei. B-l.

G. Voltaire und der Pfarrer Allamand. Die in Lausanne erscheinende „Revue historique" des Kantons Waadt beginnt in ihrem Oktoberheft mit der Veröffentlichung von ungefähr 20 ungedruckten Briefen Voltaire's an den Pfarrer Allamand. Der Briefwechsel umfaßt den Zeitraum von 1755—1772. Allamand war Philosoph, wie seine hinterlassenen Werke beweisen; aber den Encyklopädisten war er zu gläubig und seinen Landsleuten zu voltairisch. Er war ein unabhängiger und reicher Geist und legte schließlich seine Pfarrstelle nieder und wurde Professor der griechischen Literatur an der Akademie von Lausanne. Mit Voltaire trat er gerade zu der Zeit in Briefwechsel, als derselbe seinen Wohnsitz an den Ufern des Genfer Sees aufschlug und er selbst Pfarrer in dem hübschen Dorfe Bex war. Auf den ersten Brief Allamands antwortete Voltaire mit der Schmeichelei: „Sie müssen ein liebenswürdiger Mensch sein — mit solchen Pfarrern, wie Sie sind, sollte man leben und sterben." Durch diese freundliche Aufnahme ermuthigt, gibt Allamand in seinen folgenden Briefen nur zu sehr seine innersten Gedanken preis. Das „Journal des Débats" bringt einen Brief, in dem der Bexer Pfarrer gelegentlich einer Berufung durch die Arminianer nach Holland, die er ausgeschlagen hatte, in folgender liebenswürdiger Weise über seine Pfarrkinder spottet: „Ich habe die Stelle ausgeschlagen; denn — Sektirer hin, Sektirer her — das Land Calvins ist mir ebenso lieb, und meine Bauern kümmern sich nicht um die spitzfindigen Streitigkeiten über Willensfreiheit und Prädestination, vorausgesetzt, daß ich sie vergewissere, daß sie die ewige Seligkeit erlangen, wenn sie die zehn Gebote halten." — Darauf antwortete Voltaire: „Schade, daß Sie ihr Leben in dem Neste Bex hinbringen müssen. Könnten Sie nicht ihr trauriges Amt, das Sie an ihr Dorf fesselt, mit zeitweiligem Aufenthalte in meiner Nähe vereinigen? Ich lasse soeben meine Einsiedelei von Montriond in Stand setzen, um meinen Freunden näher zu sein, und ich hoffe, daß auch Sie zu diesen gehören." — Allamand war durch den Ausdruck „trauriges Amt" etwas gereizt und vertheidigte es auf geistreiche Weise. „Nicht darüber", schreibt er an Voltaire, „habe ich mich zu beklagen. Jeder hat sein Steckenpferd, und ich bilde mir ein, daß ein Pfarrer in seiner Gemeinde das Gleiche thun kann, was die Sonne in ihrem Kreise: aufklären und erwärmen. Der Vergleich ist wohl stolz, aber das ist es, was zuweilen in unserm Amte gelingt. Was mir fehlt, ist, offen gestanden, täglich eine Stunde Unterhaltung mit Jemand, der auf gleicher Bildungsstufe mit mir steht. . . ." Darüber macht sich dann Voltaire lustig und schreibt: „Sie kommen mir vor, wie Orpheus mitten unter den Thieren. Das Schicksal treibt seinen Spott mit der Welt und versetzt einen Mann, der für alle Annehmlichkeiten des geselligen Lebens geschaffen ist, mitten zwischen Felsen hinein, in die Umgebung von Gemsen und Wölfen." — Zum Schluß noch eine hübsche Stelle über das Tusculum Voltaire's. „Man hat es „Délices" getauft, weil es eine schöne Aussicht auf den See und zwei Flüsse bietet, weil es ein Haus mit einem hübschen Erdgeschoß ist und im Garten schöne Blumen gepflanzt sind, aber es gibt keine ungetrübte Wonne für einen Kranken, der von Maurern und Zimmerleuten umgeben ist. Das schlimmste aber ist, daß das ganze Haus, so geräumig es auch ist, doch nur zwei Wohnräume hat, und man möchte doch zuweilen einem lieben Freunde ein Nachtlager bieten. Diesem Fehler lasse ich abhelfen, in der Hoffnung, Sie eines Tages ganz in meiner Nähe zu haben. Rauben Sie mir wenigstens diese Illusion nicht; denn man kann nun einmal ohne Illusion nicht leben."

-rt- Jupiter-Beobachtungen. Sen. J. Comas Solá in Catalá (Spanien) hat während der letzten in diesem Jahre stattgehabten Opposition des Planeten Jupiter mit einem 22zölligen Refraktor Oberflächenbeobachtungen desselben angestellt und die Ergebnisse derselben jüngst in den „Astron. Nachr." (Nr. 3519) veröffentlicht. Seinen Mittheilungen ist zu entnehmen, daß der allgemeine Anblick des Planeten keine wesentlichen Aenderungen gegen früher erfahren hat, wogegen im Detail allerdings solche wahrzunehmen waren. Der nördliche Aquatorialgürtel, welcher im vergangenen Jahr sehr breit und mehrfach getrennt war, erschien heuer einfach, von völlig gleichmäßiger Struktur und von tiefrother Farbe. Die Aequatorialzone zeigte röthlich-gelbe Färbung und war sehr reich an Details. Wiederholt konnten innerhalb derselben flockige Struktur, sowie dunkle rothe Flecken von verschiedener Größe wahrgenommen werden. Der südliche Aequatorialgürtel bot den gewöhnlichen Anblick, der in ihm liegende bekannte „rothe Fleck" war durchgehends sehr schwach und von grauer Färbung; trotz der Schwäche seiner Konturen konnte er übrigens stets in seinem ganzen Umfang gesehen werden. Bemerkenswerth ist noch, daß der östliche Theil dieses Flecks immer dunkler erschien als der übrige Theil und daß in dem ersteren zeitweilig ein kleiner dunkler Fleck wahrzunehmen war, dessen jovizentrische Länge im Mittel aus drei Messungen sich zu 36.6° ergab. Eine von Hrn. Solá seinem Berichte beigefügte von ihm selbst entworfene Oberflächenkarte des Planeten Jupiter enthält alle von ihm gesehenen Details.

w. Siebenbürgisches Nationalmuseum. Eine der Säulen, worauf sich das gebildete Siebenbürgen vornehmlich stützt, ist der im Jahre 1840 gegründete „Verein für siebenbürgische Landeskunde", der in diesem Jahr in Kronstadt seine 50. Generalversammlung abhielt, eine Feier, zu deren Begrüßung auch Geheimrath Professor Dr. Virchow aus Berlin erschienen war. Die etwas kurz bemessene Frist der Festversammlung ließ es nicht ermöglichen, daß ein sehr wichtiger, von Dr. H. Müller in Reps eingebrachter Antrag des längeren verhandelt wurde. So wurde er dem Ausschuß überwiesen, der ihn seinerseits einem Mitglied zur Begutachtung übergeben hat. Während das Ergebniß der weiteren Verhandlungen noch aussteht, ist inzwischen der Wortlaut von dem „Korrespondenzblatt" des obengenannten Vereins bekanntgemacht worden. Müller beantragt die Gründung eines „Sächsischen Nationalmuseums", das er in etwa folgende fünf Theile gliedern möchte: 1. Bildliche Darstellungen von den bedeutendsten sächsischen Befestigungswerken, 2. Waffen, 3. Sammlung von Schriften, welche auf das Sachsenland sich beziehen, 4. Erzeugnisse des sächsischen Kunstfleißes und 5. Bildersamm-

lung aus der Vergangenheit und Gegenwart, z. B. Volkstrachten, Bilder berühmter, um das Sachsenvolk verdienter Männer u. a. Der Urheber dieses Planes denkt nicht gleich an die Aufführung eines größeren Gebäudes, das will er erst in Angriff genommen sehen, wenn die gesammelten Bestände einen achtbaren Umfang gewonnen haben und wenn genügende Mittel bereit stehen. Aber er rechnet auf eine rege Antheilnahme aller Kreise des Sachsenlandes. Und es steht zu erwarten, daß seinem Plan, der hoffentlich bei den Berathungen im Ausschuß thatkräftige Unterstützung finden wird, auch im Mutterlande die gebührende Beachtung geschenkt werde, umsomehr, als die Bande, die den versprengten Gau mit dem Stammvolk verbinden, in den letzten Jahren eine erfreuliche Festigung erfahren haben. Wenn nur nicht der Magyar, dessen Herrschaft immer mehr zur Despotie auszuarten scheint, auch diesem harmlosen Bestreben siebenbürgisch-sächsischen Gemeinsinns in letzter Stunde den Weg verlegt!

⇄ Straßburger Universität. Die Zahl der Studirenden, die in den ersten 4 Wochen des Wintersemesters an der Kaiser Wilhelms-Universität immatrikulirt worden sind, beträgt 360 (gegen 236 im Sommer und gleichfalls 360 im vorigen Winter). Davon entfallen 26 auf die theologische, 137 auf die rechts- und staatswissenschaftliche, 96 auf die medizinische, 39 auf die philosophische und 62 auf die mathematische und naturwissenschaftliche Fakultät. — In der „Straßb. Post“ wird heute die erste Liste der Beiträge für das Goethe-Denkmal in Straßburg veröffentlicht. Die bisher eingegangenen Beiträge sind sehr zahlreich und zum Theil sehr hoch, und der Gesammtbetrag weist die sehr ansehnliche Summe von 12,164 M. auf, ein Zeichen, welchen Anklang die schöne Idee gefunden hat. Betheiligt sind bei diesen Beiträgen alle Theile des deutschen Vaterlandes, verhältnißmäßig am stärksten aber doch Elsaß-Lothringen.

* **Münster i. W.** Der frühere Professor in Freiburg in der Schweiz, Dr. Streitberg, der infolge der bekannten klerikalen Umtriebe daselbst sein Lehramt mit den anderen sezessionirenden deutschen Professoren niedergelegt hat, und jetzt als Privatdozent in Leipzig thätig war, ist zum außerordentlichen Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der hiesigen Akademie in Aussicht genommen.

* **Königsberg i. Pr.** Der Professor des Staats- und Kirchenrechts an der hiesigen Universität, Geh. Justizrath Dr. Zorn, hat den an ihn vor einiger Zeit ergangenen Ruf nach Göttingen abgelehnt.

K. **Rostock,** 16. Nov. Die großherzogliche Landesuniversität Rostock eröffnete am 26. Oktober das Wintersemester mit einer erhebenden Gedächtnißfeier für den verewigten Fürsten Bismarck in der Aula des Universitätsgebäudes. Professor Dr. Schirrmacher hielt bei dieser Feier eine ergreifende Gedächtnißrede auf den Begründer der deutschen Einheit. — Was die Frequenz an der hiesigen Universität betrifft, so wurden für das Wintersemester 1898/99 bei den vier Fakultäten 107 Studirende neu immatrikulirt, davon 15 bei der theologischen, 20 bei der juristischen, 24 bei der medizinischen und 48 bei der philosophischen Fakultät. — In den akademischen Lehrkörper neu eingetreten sind bei der Juristenfakultät Professor Dr. v. Blume, früher in Marburg, bei der philosophischen Fakultät Professor Dr. Seeliger aus Berlin (Zoologie) und Professor Dr. Erhardt aus Jena (Philosophie). — Als bemerkenswerthe Neuerung kann die Gründung eines Dozentenvereins angesehen werden. — Die akademischen Institute werden demnächst durch das Gebäude der Klinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkranke eine wesentliche Bereicherung erhalten. Die in gefälligen Stilformen aufgeführte Anstalt geht ihrer Vollendung entgegen. Die neue Klinik liegt in nächster Nähe der Frauen- und Augenklinik an der Doberanerstraße.

* **Wien.** Ende voriger Woche hat Hofrath v. Knoll die Leitung des Instituts für experimentelle Pathologie an der Wiener Universität, zu dessen Vorstande er an Stelle des verstorbenen Professors Dr. Stricker ernannt wurde, übernommen. v. Knoll, geboren in Karlsbad (Böhmen) im Jahre 1841, war seit 1879 Ordinarius für allgemeine und experimentelle Pathologie an der Prager deutschen Universität, und leitete seit 1880 das dort eigens für ihn errichtete Institut für experimentelle Pathologie. Er hat eine große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlicht, welche Athmung, Kreislauf und besonders die Innervation betreffen, und hat viele Schüler herangebildet, die der Prager Schule zur Ehre gereichen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Professor Hugo Meyer: Karl Georg v. Wächter. Eine Gedächtnißrede. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1898. — Ernst Mayer: Deutsche und französische Verfassungsgeschichte vom 9. bis zum 14. Jahrhundert. 2 Bde. Ebd. 1899. — Heinrich Kruse: König Heinrich der Siebente. Trauerspiel. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Ernst Clausen: Freimüthige Bekenntnisse. Berlin, F. Fontane 1899. — Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Berlin, Photographische Gesellschaft 1898. — Frobenius: Ursprung der Kultur. Bd. I.: Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin, Gebrüder Borntraeger 1898. — Prof. D. Karl Mirbt: Die preußische Gesandtschaft am Hofe des Papstes. Leipzig, C. Braun 1899. — Friedrich Ueberweg: Grundriß der Geschichte der Philosophie. II. Theil: Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. 8. Aufl. Hrsgb. von Prof. Max Heinze in Leipzig. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Giordano Bruno's Eroici Furori oder Zwiegespräche vom Helden und Schwärmer. Uebersetzt u. erläutert von Dr. L. Kuhlenbeck. Leipzig, W. Friedrich 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 22. November. Nummer 265.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die neuen deutschen Kreuzer 2. Klasse.[1]

Von den beiden deutschen Kriegsschiffen, welche zur Begleitung der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern" auf der Palästinafahrt unsres Kaisers in das Mittelmeer entsandt worden sind, ist der große Kreuzer „Hertha" das neueste Schiff, welches erst im Juni dieses Jahres an die Marine abgeliefert worden ist.

Unsre Leser werden sich erinnern, wie im April 1897 Ihre königlichen Hoheiten Prinz Ludwig und Prinzessin Maria von Bayern von den Alpen nach dem Oderstrand, „vom Fels zum Meer", geeilt waren, um der Einladung Seiner Majestät des Kaisers folgend, die Taufe an diesem Schiff zu vollziehen und dem Stapellauf desselben beizuwohnen. Die guten Wünsche, welche die hohen Taufpathen dem schönen Schiff beim Eintritt in sein Element mitgaben, haben sich bis jetzt verwirklicht und mögen es auch weiter geleiten. „Hertha" wurde als erstes unter den Schwesterschiffen fertiggestellt. Am 6. Juni besichtigte unser Kaiser das Schiff, als es sich noch an der Werft der Erbauerin, der Stettiner Maschinenbau-Actiengesellschaft Vulcan befand. Die hohe Befriedigung, welche dem obersten Kriegsherrn die Besichtigung gewährte, wird auch die Veranlassung gewesen sein, daß der neue Kreuzer als Begleitschiff bestimmt wurde. Nachdem „Hertha" an die kaiserliche Werft zu Kiel abgeliefert war und dort die Armirung vervollständigt und ihre Ausrüstung erhalten hatte, wurde sie Ende Juli mit voller Besatzung für die Probefahrten in Dienst gestellt, welche beschleunigt erledigt wurden, damit das Schiff am 17. September die Ausreise nach dem Mittelmeer antreten konnte.

S. M. S. „Hertha" ist der Repräsentant einer Klasse von Kreuzern, deren Entwurf bereits unter dem Einfluß der Erfahrungen aus der Seeschlacht am Jaluflusse (japanisch-chinesischer Krieg) stand, und in denen die Lehren vorweg angewendet sind, welche aus dem spanisch-amerikanischen Krieg für die Konstruktion von Kriegsschiffen gezogen werden können.

„Hertha" wurde mit zwei Schwesterschiffen („Ersatz Freya" und „L") im Herbst 1895 unter dem Namen „K" in Bau gegeben.[2]

Im Frühjahr 1896 wurden noch zwei weitere Schiffe derselben Klasse, M und N („Vineta" und „Hansa" getauft) bestellt, so daß wir im ganzen fünf Kreuzer dieses Typs besitzen werden. Die Schiffe wurden als Kreuzer 2. Klasse in Bau gegeben und rechnen zu den großen Kreuzern, von denen wir nach dem Flottengesetz zwölf haben sollen.

Die Schiffe sind ganz aus Stahl erbaut, doch unterscheiden sich die letzten beiden dadurch von ihren Schwestern, daß sie auf der stählernen Außenhaut eine Holzbeplankung haben, welche einen Beschlag aus Muntzmetall trägt. Dieser Beschlag schützt den Schiffsboden gegen das Bewachsen mit Seegras und Muscheln und dadurch gegen eine Einbuße an Geschwindigkeit, die bei starker Bewachsung 2 Seemeilen pro Stunde und mehr betragen kann. Schiffe ohne solchen Beschlag müssen in unsern Gewässern jährlich einmal, in den Tropen noch häufiger ein Dock aufsuchen, um den Boden zu reinigen, da es noch nicht gelungen ist, einen Farbeanstrich herzustellen, der den gleichen Schutz gewährt wie der Muntzmetallbeschlag. Solange wir keine Docks im Ausland haben, sind wir genöthigt, unsre Kreuzer, die für den dauernden Dienst im Ausland bestimmt sind, mit einem solchen Bodenbeschlag zu versehen.

Wegen des Muntzmetallbeschlages sind auch die Steven, der Ruderrahmen und die Wellenböcke (zweibeinige Lagerböcke, welche das Hinterende der Propellerwellen tragen) aus Bronze hergestellt. (Im Seewasser entstehen zwischen Stahl- und Kupferlegirungen galvanische Wirkungen, welche den Stahl angreifen.) Bei den anderen drei Schiffen sind die genannten Bautheile aus Stahlguß. Die Bronzetheile sind schwerer als die entsprechenden Stahlstücke. Dieser Umstand und die Holzhaut bringen ein Mehrgewicht von rund 240 t (à 20 Zentner), um welche das Deplacement (Wasserverdrängung) größer ist, als dasjenige der anderen drei Schiffe, welches 5650 t beträgt.

Im übrigen sind die fünf Schiffe nach den gleichen Plänen erbaut, welche von dem kürzlich verstorbenen verdienstvollen Chefkonstrukteur der kaiserlichen Marine, dem Wirklichen Geheimen Admiralitätsrath Prof. Alfred Dietrich, stammen.[1]

Erbaut sind „Freya" und „Vineta" von der kaiserlichen Werft zu Danzig; „Hertha" und „Hansa" von der Actiengesellschaft Vulcan in Bredow a. d. Oder, „Victoria Louise" von der Aktiengesellschaft Weser in Bremen.[2]

Die Länge der neuen Kreuzer beträgt in der Wasserlinie 109 m, die Breite (auf den Spanten gemessen) 17.4 m,

[1] Unter Benutzung des marinetechnischen Materials in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Jahrgang 1896, und der Mittheilungen der Tagespresse über die Stapelläufe der einzelnen Kreuzer.

[2] In unsrer Marine werden die Neubauten zunächst mit Buchstaben bezeichnet, sofern es sich nicht um Ersatzbauten handelt; den Namen erhalten die Schiffe erst in der Taufe beim Stapellauf, während in anderen Marinen der Name meist schon bei der Inbaugabe des Schiffes festgesetzt ist. Ersatz Freya wurde wieder „Freya" genannt, Kreuzer „L" erhielt den Namen „Victoria Louise".

[1] A. Dietrich hat der Marine über 30 Jahre angehört, darunter fast 20 Jahre in leitender Stellung. Die technische Entwicklung der Kriegsmarine ist mit seinem Wirken aufs engste verknüpft. Die Entwürfe zu den Schiffen, welche heute den Kern der Flotte bilden und für die nächste Zukunft bilden sollen, sind Dietrichs Schöpfungen. Die Bedeutung des Verstorbenen reicht indessen noch weit über den Rahmen der Marine hinaus durch die Verdienste, die er sich um die Entwicklung des gesammten deutschen Schiffbaues erworben hat.

[2] Auf den Staatswerften werden die Bauten von kaiserlichen Baubeamten geleitet. Auf den Privatwerften wird eine Kontrole ausgeübt durch Stationirung von Baubeamten, welche die Bauausführung zu überwachen und den Verkehr zwischen der Bauwerft und dem Reichsmarineamt zu vermitteln haben.

die Raumtiefe 11.25 m, vom Oberdeck bis auf den Kiel gemessen. Das Oberdeck ist bei diesen Schiffen das dritte Deck über der Wasserlinie. Vorn ist noch ein viertes Deck auf ein Drittel der Schiffslänge aufgebaut, die sogenannte Back.

Die hohe Back macht die Schiffe außerordentlich seefähig. Die Höhe des Vordertheils der Kreuzer ist fast dieselbe wie bei Schnelldampfern der doppelten Größe. Sie gibt den Geschützen eine große Feuerhöhe (die Seelenachse des vorderen 21-cm-Geschützes liegt 10 m über dem Wasserspiegel) und sichert deren Gebrauch auch in verhältnißmäßig hohem Seegang. Auf dem Hinterende der Back erhebt sich ein Aufbau mit den Kommandobrücken. Inmitten derselben steht der thurmartige Fockmast. Der mittlere Theil des Oberdecks ist von einem hohen Schanzkleid mit vielfachen Ausbauten und Einschnitten für die Geschütze umgeben. Aus demselben ragen drei mächtige Schornsteine empor, hinter denen der Großmast steht. Alles dies gibt den Schiffen ein formidables, burgartiges Aussehen, und wir dürfen hoffen, daß sie sich als feste Burgen erweisen werden.

Wenn wir den Werdegang des Schiffes auf Stapel verfolgen, so sehen wir zunächst den Kiel legen. Dann werden die Steven (vordere und hintere Begrenzungsstücke des Rumpfes), die Spanten (Rippen, Querversteifungen) und die Querschotte (wasserdichte Wände) aufgestellt und demnächst die Längsspanten (Längsversteifungen) und der Doppelboden (innerer Boden) eingebaut. Die Spanten reichen zunächst nur bis zum Panzerdeck, welches zum Schutz der Lebenstheile des Schiffes dient und zugleich einen nicht zu unterschätzenden Verbandstheil bildet. Die Herstellung des Panzerdecks erfordert ziemlich viel Zeit, da dasselbe aus drei Plattenlagen hergestellt ist, die in bestimmte Form gebogen und genau gehobelt werden müssen und dann sorgfältig miteinander verschraubt werden.

Erst nachdem das Panzerdeck gelegt ist, kann der weitere Ausbau des Schiffskörpers, das Aufstellen der Spanten und Schotte oberhalb des Panzerdecks, das Anbringen der Balken und das Legen der oberen Decks, sowie der weitere Ausbau stattfinden. Gleichzeitig wird die Außenhaut angebracht, welche bei unsern Kreuzern aus Stahlplatten von 12 und 10 mm Dicke besteht. An der Außenhaut seitlich am Schiffsboden flossenartig vorstehend, sind die Schlingerkiele zu bemerken. Dieselben dienen dazu, dem Rollen oder Schlingern der Schiffe entgegenzuwirken, diese Bewegung im Seegang zu verhüten oder doch zu mildern, damit die Schiffe eine möglichst stetige Plattform für die Geschütze bilden.

Von der inneren Eintheilung des Schiffsrumpfes ist besonders wichtig die wasserdichte Eintheilung.

Die Gefahren des Meeres in Gestalt von Untiefen und Felsenriffen oder in Gestalt von Kollisionen drohen dem Kriegsschiff so gut wie dem Handels- oder Passagierschiff. Es reicht aber nicht aus, dem modernen Kriegsschiff einen Doppelboden und etwa so viel wasserdichte Schotte zu geben, daß bei Vollaufen zweier Abtheilungen die Schwimmfähigkeit noch erhalten bleibt, wie das für Passagierdampfer gefordert wird; denn auch im Gefecht drohen der Schwimmfähigkeit Gefahren: durch das Einschlagen feindlicher Granaten in der Schwimmlinie, durch Torpedoschüsse und schließlich durch den gefürchteten Rammstoß. Das Kriegsschiff muß schon eine Anzahl Wunden tragen können, ohne denselben zu erliegen. Je weiter daher die wasserdichte Theilung durchgeführt ist, desto besser. Bei unsern Kreuzern 2. Klasse ist dieselbe in der That bis an die Grenze des Möglichen durchgeführt.

Der Schiffsraum unter dem Panzerdeck ist durch elf wasserdichte Querschotte in zwölf Hauptabtheilungen getheilt. Die fünf mittleren Abtheilungen sind durch ein Längsschott nochmals getheilt. Die in den einzelnen Abtheilungen nochmals abgetrennten Räume für Kohlen, für Munition und für andere Zwecke haben ebenfalls wasserdichte Wände, so daß sich unter dem Panzerdeck nicht weniger als 51 wasserdicht verschließbare Räume befinden. Auch der Raum zwischen innerem und äußerem Boden ist in Unterabtheilungen, in 26 Zellen getheilt, welche theilweise zum Mitführen von Trinkwasser und Kesselspeisewasser dienen. Unter Mitrechnung dieser sind es 77 wasserdichte Räume unterhalb des Panzerdecks.

Der Raum über dem Panzerdeck bis zum Zwischendeck ist in 38 Zellen getheilt. Es ist dies außerordentlich wichtig für die Erhaltung des Stabilitäts-(Aufrichtungs-)Vermögens der Schiffe, welches von der Größe der Schwimmfläche abhängt. Man theilt deßhalb nicht nur den Raum in viele Zellen, man sucht auch das Eindringen von Wasser durch etwaige Schußlöcher ganz auszuschließen durch einen Korkdamm an den Bordwänden. Ein solcher Korkdamm reicht von 1.5 m unter Wasser bis 1 m über die Wasserlinie und erstreckt sich über zwei Drittel der Schiffslänge. Derselbe ist in besonderer Manier gefüllt und hat die Eigenschaft, sich nach Durchgang eines Geschosses wieder zu schließen.

Vom Zwischendeck bis zum Batteriedeck (dem zweiten über Wasser) bestehen noch 17 wasserdichte Räume. Es sind daher im ganzen 126 wasserdichte Abtheilungen und Zellen vorhanden.

Die ganze wasserdichte Eintheilung ist nun nutzlos, wenn in den Schotten Oeffnungen vorhanden sind, welche im Falle der Gefahr unverschlossen bleiben könnten. Unter Wasser sind daher Kommunikationsthüren in den Hauptschotten grundsätzlich vermieden. Man gelangt in die Hauptabtheilungen nur von oben durch Einsteigeluken im Panzerdeck, welche überdies wasserdicht geschlossen werden können. Solche Luken und überhaupt Oeffnungen im Panzerdeck befinden sich nur in dem horizontalen, oberhalb der Schwimmlinie befindlichen Theil desselben. Diese Einschränkung in den Durchbrechungen des Panzerdecks und der wasserdichten Schotte ist einer der wichtigsten Grundsätze für die Sicherheit der Schiffe, welche der verewigte Chefkonstrukteur Dietrich zur Geltung gebracht hat.

Oberhalb der Wasserlinie, d. h. über dem Zwischendeck, sind natürlich auch in den Hauptschotten Verkehrsthüren vorhanden. Ein Verkehr im Schiff würde sonst zur Unmöglichkeit werden. Hier wird auch nie die Möglichkeit fehlen, die Thüren rechtzeitig zu schließen und den Verschluß zu kontroliren.

Die Kreuzer besitzen, wie alle Kriegsschiffe, ein ausgedehntes Drainagesystem. Die zahlreichen Munitionskammern können im Falle von Feuersgefahr durch besondere Fluthrohrleitungen unter Wasser gesetzt werden. Zum Entfernen größerer Wassermengen aus den Hauptabtheilungen dienen zwei Hauptlenzrohre. An diese Rohre sind die mächtigsten Pumpen im Schiff, die Zirkulationspumpen der Hauptmaschinen, angeschlossen, welche zusammen 1800 cbm in der Stunde bewältigen.

Für das Entfernen kleinerer Wassermengen, meist Schmutzwasser, das sich im Laufe des Tages ansammelt, dient ein kleineres Saugerohr, das Hülfslenzrohr, welches durch alle Abtheilungen entlang geht. Für die Zellen des Doppelbodens ist ein besonderes Lenzrohr angeordnet, welches nur reines Wasser führen soll.

Zum Lenzen (Leerpumpen) werden grundsätzlich nur Dampfpumpen benutzt. Außer den bereits genannten Zirkulationspumpen sind noch zehn Dampfpumpen zu diesem Zweck verwendbar. Zwei Handpumpen sind außerdem für den Nothbehelf aufgestellt.

Die Kreuzer besitzen eine Feuerlöschleitung mit Schlauchverschraubungen in allen größeren Räumen. Das Haupt-

löschrohr, sowie alle Dampfpumpen liegen unter Panzerschutz, so daß sie auch im Gefecht betriebsfähig bleiben und Feuer schon im Keime erstickt werden kann, welches durch die zündende Wirkung von explodirenden Granaten entstehen sollte.

Um dieser Brandwirkung und mehr noch einer Splitterwirkung vorzubeugen, ist man ziemlich radikal vorgegangen und hat die Verwendung von Holz beim Kriegsschiffbau fast ganz ausgeschlossen. Die Decks sind nicht mehr aus Holzplanken hergestellt, sondern bestehen aus Stahlbeplattung, welche mit Linoleum belegt ist. Selbst die Kammerwände bestehen aus dünnem Stahlblech. Um sich gegen zu schroffen Temperaturwechsel zu schützen, hat man in allen Wohnkammern an den Spanten an Stelle von Holz eine Wegerung (Verkleidung) aus Stahlblech und Korkplatten angebracht. Auch an inneren Wänden hat man Korkverkleidung angebracht, wo Wärmestrahlung verhindert oder Schalldämpfung erzielt werden soll.

An Treppen, Geländern, der Einrichtung der Vorrathsräume, ja selbst an den Kleiderspinden für die Mannschaft ist Holz vermieden. Selbst die sogenannten Rundhölzer: Maststangen, Raaen und Flaggenstöcke werden nicht mehr aus Holz, sondern aus Stahlblech gefertigt. Nur bei Tischen und Bänken und bei der Möbelausstattung der Wohnkammern hat man die Verwendung von Holz gestattet.

Bei der Einrichtung der Wohnräume ist auf allen fünf Kreuzern auf die Unterbringung eines Divisionsstabes Rücksicht genommen worden.[1]) Damit wird einem länger empfundenen Mangel an Kreuzer-Flaggschiffen abgeholfen, denn die als solche fungirenden ehemaligen Panzerfregatten „Kaiser“ und „Deutschland“ können nur als Nothbehelfe angesehen werden.

Die Wohnräume für den Admiral und für den Schiffskommandanten befinden sich im Hinterschiff. Die Kammern für die Offiziere sind im mittleren Batteriedeck (d. i. das nächste Deck unter dem Oberdeck) eingebaut. Die Deckoffiziere (Portepee-Unteroffiziere) sind im hinteren Zwischendeck untergebracht. Die Mannschaftsräume nehmen die vorderen Decks ein.

Die Besatzung der Kreuzer zählt einschließlich Offiziere und Deckoffiziere 462 Köpfe. Mit dem Divisionsstab an Bord sind es sogar 500 Köpfe. Eine so große Zahl Menschen auf so engem Schiffsraum zusammengedrängt macht natürlich besondere sanitäre Einrichtungen erforderlich. Für die Verpflegung wird in vier Küchen und einer Bäckerei gesorgt. Die Schiffsräume sind hell und gut ventilirt. Für die Räume unter dem Panzerdeck ist künstliche Ventilation eingerichtet mit elektrischem Antrieb der Ventilatoren. Die Beleuchtung ist selbstverständlich elektrisch. Sämmtliche Schiffsräume sind mit Dampfheizung versehen. Viel Aufmerksamkeit ist der Schaffung genügender Baderäume zugewandt worden. Vor allen Dingen sind für das Maschinen- und Heizerpersonal solche Räume eingerichtet, ausreichend dafür, daß das ganze Personal einer Wache, welches aus den heißen, kohlenstaubeerfüllten Räumen kommt, sich gleichzeitig reinigen und erfrischen kann. Alle Klosets, auch diejenigen für die Mannschaft, sind Wasserklosets. Für Bade- und Spülzwecke sind eine Frischwasser- und eine Seewasserleitung vorhanden, welche durch selbstthätig sich regulirende Pumpen beständig gespeist werden. Eine dritte Leitung ist für Trinkwasser vorhanden. Dieselbe führt zu den Trinkwasserfiltern in den Mannschaftsräumen, zu den Küchen und Pantrys. An Trinkwasser wird ein Vorrath von 40,000 l mitgeführt. Außerdem wird in zwei Verdampfern Frischwasser erzeugt und für Trinkzwecke filtrirt. Es ist Vorkehrung getroffen, daß das Trinkwasser bei großer Hitze gekühlt werden kann. Die Kreuzer besitzen eine Kühlanlage System Linde. Durch das Ammoniak-Gefrierverfahren wird ein isolirter Raum beständig kalt erhalten und dient zur Aufbewahrung von frischem Fleisch und anderen Eßwaaren, die sonst raschem Verderben ausgesetzt sind. Nebenbei wird die erzeugte Kälte benutzt, um das Trinkwasser abzukühlen. Auch vermag man ein mäßiges Quantum Eis herzustellen, welches für die Bedürfnisse des Lazareths und der Messen ausreicht.

Die Proviantvorräthe sind außer in dem Kühlraum ganz unten im Schiff, neben welchem noch eine Last für Salzfleisch liegt, in den Zellen zwischen Panzerdeck und Zwischendeck untergebracht. Ein Theil dieser Zellen dient auch zur Aufbewahrung von Materialvorräthen und Inventar. Soweit die Zellen über den Kesselräumen liegen, würden sie wegen der warmen Nachbarschaft für andere Zwecke schlecht zu brauchen sein und dienen daher zur Aufnahme von Brikets. Der ganze mittlere Theil des Zwischendecks dient als Kohlenbunker. Für den normalen Kohlenvorrath von 500 t reichen bereits die unter dem Panzerdeck neben und zwischen den Kesselräumen angeordneten Bunker aus. Die gesammten Bunker fassen so viel Kohlen, daß die Kreuzer damit unter Einhaltung einer Marschgeschwindigkeit von 10 bis 12 Seemeilen in der Stunde die Strecke von Brindisi bis Kiau-tschou zu durchdampfen vermöchten.

Die Kessel, welche diese Kohlenmengen verspeisen, sind in sechs Gruppen in sechs wasserdichten Räumen untergebracht. Je zwei Gruppen haben einen gemeinschaftlichen Schornstein. Die Kessel auf „Hertha“ und „Hansa“ sind Belleville-Kessel. Es sind dies Wasserrohrkessel, zu deren Anwendung in den letzten Jahren fast alle Marinen übergegangen sind, um mehr Gewicht für Panzer und Armirung zu erübrigen. Die Belleville-Kessel sind schon lange Zeit auf französischen Postdampfern in Gebrauch und sind jetzt besonders viel auf englischen, aber auch auf französischen und russischen Kriegsschiffen zur Anwendung gekommen. Auf „Victoria-Louise“ sind Wasserrohrkessel eines deutschen Systems, System Dürr, aufgestellt, während der Kreuzer „Freya“ eine deutsche Ausführung der französischen Niklausse-Kessel erhalten hat.

Die Kreuzer haben drei getrennt aufgestellte Maschinen, welche drei Propellerschrauben treiben. Die Anwendung von drei Schrauben ist für unsre Linienschiffe und großen Kreuzer allgemein eingeführt seit den günstigen Ergebnissen mit dem Kreuzer 2. Klasse „Kaiserin Augusta“, welcher als erstes Dreischraubenschiff den Atlantischen Ozean durchquerte. Es war dies gelegentlich der 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerika's im Jahre 1893.

Für die Wahl des Dreischraubensystems sind verschiedene Gründe maßgebend gewesen. Vor allem ein militärischer Grund: die größere Sicherheit im Gefecht. Weiter auch ein ökonomischer: der geringere Kohlenverbrauch infolge Verwendung nur einer der drei Maschinen bei den Fahrten mit Marschgeschwindigkeit, die 10 bis 12 Seemeilen in der Stunde beträgt und etwa nur ein Sechstel der gesammten Maschinenkraft erfordert. Nicht an letzter Stelle sind auch technische Gründe für die Dreitheilung maßgebend gewesen. Es werden durch diese die einzelnen Maschinen kleiner, lassen sich leichter herstellen und, was besonders wichtig ist, haben geringere Höhe, infolge deren sie sich bequemer unter Panzerdeckschutz bringen lassen. Würde man nur zwei Maschinen von derselben Gesammtleistung haben, so würden diese entsprechend größer sein müssen und über das Panzerdeck hinausragen. Man müßte sie dann durch

[1]) Ein Divisionschef steht meistens im Range eines Kontreadmirals. Zu seinem Stabe gehören ein Flaggleutenant, ein Signaloffizier, ein Arzt, ein Maschineningenieur, ein Zahlmeister und ein Prediger. Zum Personal des Divisionsstabes gehören außerdem Signalunteroffiziere, Signalgäste, Bootsgäste, Burschen, ein Koch und ein Kellner. Für den Divisionschef stehen von den zwölf Schiffsbooten ein Dampfboot und eine Rudergig zur Verfügung.

eine besondere „Panzerglocke“ schützen, wie dies bei unsrer „Gefion“ und bei einer ganzen Reihe englischer Kreuzer der Fall ist, da die Engländer das Dreischraubensystem bis jetzt noch nicht angenommen haben. Dagegen haben die Franzosen bereits gleichzeitig mit unsrer „Kaiserin Augusta“ einen Dreischraubenkreuzer, den „Dupuis de Lôme“ (benannt nach dem Konstrukteur des ersten französischen Panzerschiffes) gebaut. Auch ihre neuerdings in Bau gegebenen großen Kreuzer werden drei Schrauben erhalten.

Die drei Maschinen unsrer großen Kreuzer haben je vier Dampfzylinder und arbeiten mit dreifacher Expansion. Sie sollen zusammen 10,500 PS leisten und den Schiffen eine Geschwindigkeit von mindestens 18½ Seemeilen, d. h. 34 km in der Stunde, verleihen. („Hertha“ hat, allerdings nicht voll beladen, schon 19½ Seemeilen Geschwindigkeit erreicht.)

Die Maschinenanlage beansprucht den weitaus größeren Theil des Schiffsraumes unter dem Panzerdeck. An sonstigen wichtigen Räumen finden wir hier nur noch den Ruderraum, wo der Mechanismus zum Bewegen des Ruders, die Dampfrudermaschine und die Reserve(Hand)steuerräder untergebracht sind; ferner die elektrische Zentralstation, welche nicht allein den Strom zu liefern hat für die Innenbeleuchtung und für fünf Scheinwerfer, sondern auch für 29 Motoren zum Betrieb von Munitionsförderwerken und Ventilatoren. (Beiläufig erwähnt sind auf „Hertha“ an Licht- und Kraftleitungen über 25 km Kabel gelegt.) Die übrigen Räume unter Panzerdeck sind fast nur Munitionsräume, von denen nicht weniger als 16 vorhanden sind.

Die Munition der Geschütze schweren und mittleren Kalibers liegt unmittelbar unterhalb der einzelnen Geschützstände, so daß eine Munitionszufuhr auf dem kürzesten Wege möglich ist. Jedes 21 cm- und jedes 15 cm-Geschütz hat seine eigene Munitionszufuhr, die unter Panzerschutz steht. Granaten und Kartuschen oder Granatpatronen werden in der Munitionskammer auf das Förderwerk gelegt und direkt bis an das Geschütz gehoben. Die Geschütze leichten Kalibers können natürlich nicht auch jedes seine Munitionskammer und Zufuhr für sich allein haben. Für die 8.8 cm-Kanonen sind zusammen sechs, für die Maschinenkanonen drei Förderwerke vorhanden, welche die Patronenbüchsen oder Kasten bis auf das Oberdeck, auf die verschiedenen Brücken und bis in den Fockmars (Plattform auf dem vorderen Mast) fördern. Alle diese Förderwerke sind für elektrischen und für Handbetrieb eingerichtet und ihre Leistungsfähigkeit ist der Feuergeschwindigkeit der Geschütze entsprechend bemessen.

Die Armirung der neuen Kreuzer besteht nur aus Schnellladern, nämlich 20 Schnellladekanonen und 10 Maschinenkanonen. Dem Kaliber nach sind es zwei Stück 21 cm-Kanonen von 40 Kaliber Länge, acht Stück 15 cm-Kanonen von 40 Kaliber Rohrlänge und zehn Stück 8.8 cm-Kanonen von 35 Kaliber Länge, sowie zehn Stück 3.7 cm-Maschinenkanonen. Die beiden 21 cm-Kanonen, welche einzeln in Panzerdrehthürmen vorn auf der Back und hinten auf dem Oberdeck aufgestellt sind, bilden die schwere Armirung der Schiffe. Sie sind ein Uebergang zur Armirung der Panzerkreuzer. (Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck“ erhält vier 24 cm-Schnellladekanonen; die in Konstruktion befindlichen neuesten Panzerkreuzer sollen je zwei Kanonen dieses großen Kalibers bekommen.)

Die 8—15 cm-Schnellladekanonen bilden die Hauptarmirung der Kreuzer 2. Klasse. Auf unserm Typ sind sie in zwei übereinander liegenden Decks staffelförmig aufgestellt, so daß sie sich gegenseitig nicht behindern können beim Schießen. Es stehen vier Kanonen im Batteriedeck in Panzer-Einzelkasematten, und vier auf dem Oberdeck in Panzerdrehthürmen. Die 21 cm-Thürme haben hydraulische, die 15 cm-Thürme elektrische Schwenkwerke. Natürlich kann man sie auch vermittelst Handkraft drehen.

Die 8.8 cm-Schnellladekanonen und die 3.7 cm-Maschinenkanonen sind auf das Oberdeck und die Brücken-Ausbauten vertheilt. Zwei der Maschinenkanonen können auch auf die Gefechtsmarsen der beiden Masten gestellt werden, wo sich außerdem noch je zwei Maschinengewehre von 8 mm-Kaliber befinden. Alle Geschütze sind derart aufgestellt, daß sie möglichst große Bestreichungswinkel haben und daß die Schiffe nach allen Seiten hin fast die gleiche Anzahl Kanonen richten können. Bemerkenswerth ist das außerordentlich starke Bugfeuer, welches die Kreuzer abgeben können. Sie können mit einer 21-cm, vier 15 cm- und vier 8.8 cm-Kanonen in der Kielrichtung voraus feuern. In der Breitseite vermehrt sich das Feuer noch durch das Eingreifen der hinteren 21 cm- und einer 8.8 cm-Kanone. Das Heckfeuer (in der Kielrichtung nach hinten) ist wieder ebenso stark wie das Bugfeuer. Das Geschoßgewicht welches im Bugfeuer in einer Salve geschleudert werden kann, beträgt an 328 kg Im Schnellfeuer können diese neun Kanonen in der Minute einen Geschoßhagel von 1384 kg ausschütten.

Die artilleristische Armirung muß man als sehr stark und die Aufstellung der Geschütze als besonders glücklich bezeichnen, und es werden unsre Kreuzer auch größeren Gegnern damit die Spitze bieten können.

Die Torpedoarmirung besteht aus drei Lancierrohren für 45 cm-Torpedos. Es sind zwei Breitseitrohre und ein Bugrohr vorhanden. Früher wurden nur die Bugrohre unter Wasser angebracht, die Breitseitrohre befanden sich über Wasser, meist ohne jeglichen Schutz. Infolge der erhöhten Treffwahrscheinlichkeit der Schnellfeuerkanonen ist man gezwungen die Lancierrohre mit Panzerschutz zu versehen. Man hat auch gelernt, Unterwasserbreitseitrohre zu bauen und zieht diese der gepanzerten Aufstellung jetzt in den meisten Fällen vor. Auch die drei Lancierrohre unsrer Kreuzer sind Unterwasserrohre.

Der Panzerschutz der Kreuzer ist gelegentlich des Aufbaues des Schiffskörpers und der einzelnen gepanzerten Theile bereits erwähnt worden. Es erscheint jedoch angebracht, noch ein zusammenhängendes Bild desselben zu geben.

Die Panzerung erstreckt sich auf den Schutz der Lebenstheile des Schiffes, nämlich Kessel, Maschinen, Rudergeschirr, elektrische Zentrale, Munitions- und Torpedoräume, welche alle unter dem Panzerdeck liegen; auf die Kommandoelemente, welche zur Führung der Schiffe erforderlich und im Kommandothurm untergebracht sind, und auf die Hauptartillerie in den Thürmen und Kasematten nebst ihrem Munitionstransport.

Das Panzerdeck reicht über das ganze Schiff von Steven zu Steven. Es hat einen mittleren horizontalen Theil, welcher ½ m über der normalen Wasserlinie liegt. Die Seitentheile ziehen sich in doppeltem Knick bis an die Bordwand, an die sie in einer Tiefe von 1½ m unter Wasser anschließen. Der horizontale Theil ist 40 mm dick, die Seiten über Kesseln und Maschinen sind 100 mm dick. Nach vorn und hinten senkt sich das Deck auch in der Mittellinie. Ueber dem Ruderraum ist es 70 mm, über den vorderen Räumen 60 mm dick.

Die Schornstein- und Ventilationsschachte sind durch schräge Panzerfülle von 100 mm Dicke, die bis 1 m über die Wasserlinie reichen, geschützt.

Die Schachtöffnungen sind mit Panzergrälingen (rostartig) gedeckt, zwischen denen die Heizgase und die Luft durchziehen können. Die Niedergangsluken und Kohlenluken im Panzerdek sind durch schwere Panzerdeckel im Gefecht geschlossen.

Der Kommandothurm ist aus 150 mm dicken Panzerplatten erbaut. Im Thurm sind die Maschinen- und Steuer-

telegraphen, das Handrad für die Dampfsteuerung und der Steuerkompaß, Artillerietelegraphen und Torpedosignalgeber aufgestellt. Hier münden auch die wichtigsten Sprachrohre. Die Leitungen aller dieser Apparate führen durch ein Panzerrohr von 80 mm Wanddicke bis unter das Panzerdeck und dort weiter nach den Empfangsstellen. Dieses Panzerrohr ist ein besonderes Kunststück aus der Krupp'schen Panzerfabrik. Es ist in einem Stück geschmiedet, ausgebohrt und in ovale Querschnittsform gepreßt. Es ist über 10 m lang und wiegt 12000 kg.

Der Panzer der Geschützthürme und der Kasematten ist in den Vorderwänden 100 mm, in den Rückwänden 80 mm dick. Die Panzerzylinder um die Thurmunterbauten und die Panzerrohre für die Munitionsförderung haben 80 mm Wanddicke.

Die Panzerplatten bestehen aus Nickelstahl und sind von 80 mm Dicke an, soweit sie nicht Schwierigkeiten in der Form bieten, durch ein besonderes Verfahren gehärtet. Ihre Widerstandsfähigkeit wird dadurch derart erhöht, daß sie bei gleicher Dicke fast das Dreifache derjenigen Widerstandsfähigkeit bietet, wie sie die ersten Schiffspanzerplatten aus Schmiedeisen besaßen. Allerdings ist der Preis für Panzerplatten fast in noch höherem Maße gestiegen als die Widerstandskraft, nämlich von 750 M. für die Tonne für Schmiedeisenpanzer auf 2320 M. für gehärteten Nickelstahlpanzer und sogar auf 2620 M. für geschmiedete Panzerstücke, so daß allein das erwähnte Panzerrohr für die Kommandoelemente die Kleinigkeit von 31,440 M. kostet.

Das Gewicht der Panzerung eines unsrer Kreuzer beträgt 1,170,000 kg oder mehr als ein Fünftel des ausgerüsteten Schiffes. Der Preis des Vertikalpanzers allein (d. i. ohne das Panzerdeck) beträgt rund 1 Mill. M. für ein Schiff. Schiffskörper und Maschine kosten etwa $5^1/_2$ Mill. Die Gesammtkosten für einen dieser großen Kreuzer werden sich einschließlich Panzerung, Armirung und Ausrüstung auf 8 Mill. M. belaufen.

Ein rechtes Bild von den gewaltigen Fortschritten und Umwälzungen im Kriegsschiffbau in den letzten 30 Jahren gibt erst der Vergleich mit den ältesten Kreuzern der deutschen Marine. Es kann kaum ein größerer Kontrast gedacht werden, als wie er zwischen der Einfachheit jener alten Schiffe und dem komplizirten Bau der modernen Kreuzer besteht. Zu jenen ältesten „gedeckten Korvetten", welche aus der früheren preußischen, später norddeutschen Bundesmarine in die deutsche Reichsmarine übergingen, gehörten auch schon eine „Hertha" und eine „Vineta". Auch diese ersten Schiffe des Namens waren Schwesterschiffe, die im Jahre 1860 auf der damals noch königlichen Werft in Danzig in Bau gelegt wurden. Sie wurden selbstverständlich noch aus Holz gebaut. Sie waren nur 61 m lang und 12.6 m breit. Bei 5.7 m Tiefgang sollen sie ein Deplacement von 1816 t gehabt haben, also kaum ein Drittel so viel wie ihre jetzigen Namensschwestern. Ihre Maschinen leisteten 1500 Pferdestärken und erzielten $12^1/_2$ Knoten Geschwindigkeit, gegen 10,500 Indizirte und $19^1/_2$ Knoten bei den neuen Schiffen. Ruder und Ankerspill wurden auf den alten Schiffen noch durch Menschenkraft bewegt. Außer einem Destillirapparat war nichts von den zahlreichen Apparaten und Hülfsmaschinen vorhanden, welche wir heutzutage auf den großen Kriegsschiffen antreffen. An elektrische Beleuchtung oder Dampfheizung war noch gar nicht zu denken. Auch die Armirung war ursprünglich noch altmodisch und bestand aus glatten Geschützen, später allerdings aus 13 gezogenen 15 cm-Ringkanonen, 2 12 cm-Geschützen und 10 glatten 86-Pfündern. Die Besatzung war 400 Köpfe stark. Während die modernen Kreuzer rein Dampfschiffe sind, waren die alten noch ausgesprochene Segelschiffe, die weite Reisen machten, ohne ihre Maschinen zu benutzen.

Trotz ihrer Kleinheit für heutige Begriffe waren die alten Kreuzerkorvetten doch tüchtige Vertreter unsrer Flotte, die namentlich für die deutschen Interessen im fernen Osten manche Fahrt unternommen haben.

Mögen auch die neuen Kreuzer nur glückliche Fahrten machen zum Segen für die deutschen Seeinteressen, mögen sie sich als Friedenserhalter und als Kulturträger erweisen, mögen sie aber auch, wenn die Nothwendigkeit dazu herantritt, dem Feinde furchtbare und siegreiche Gegner sein, zum Ruhme der deutschen Flagge, zur Ehre des deutschen Vaterlandes!

E. Schmidt.

Veränderliche Sterne in Sternhaufen.

Eine der bestausgerüsteten Sternwarten Amerika's und wohl der ganzen Welt ist die des Harvard College in Cambridge, Mass. Sie besitzt eine Abzweigung in Peru, die nahe der Stadt Arequipa auf einem der Ausläufer der Cordilleren nicht weniger als 2450 m hoch über dem Meeresspiegel liegt. Diese unter der Leitung von Prof. Solon Bailey stehende Sternwarte kann bereits auf eine Reihe von schönen Leistungen zurückblicken. Unter anderem hat Prof. Bailey vor einigen Jahren damit begonnen, gewisse Sternhaufen, die im Fernrohr kugelförmiges Aussehen besitzen (infolge ihrer gewöhnlich völlig kreisrunden Begrenzung und stärkerer Häufung, oft auch größerer Helligkeit der einzelnen Sterne gegen die Mitte zu), auf das Vorkommen von Sternen mit veränderlicher Helligkeit systematisch zu untersuchen. Da in solchen Sternhaufen die einzelnen Sterne meist sehr dicht bei einander stehen und überdies fast durchgehends sehr lichtschwach sind, würden derartige Beobachtungen, wenn sie auf dem gewöhnlichen visuellen Wege zur Ausführung kommen sollten, sehr bedeutende Fernrohre voraussetzen und außerordentlich mühevoll sein. Prof. Bailey hat daher seine Zuflucht zur photographischen Aufnahme genommen und hat dabei, wie schon hier bemerkt werden soll, vollen Erfolg erzielt.

Im ganzen wurden bis jetzt nach einem vorläufigen kurzen Bericht von Prof. Pickering[1]) mit einem 13-zölligen Instrument von 23 solchen Sternhaufen photographische Aufnahmen gewonnen, und zwar wurde jeder Sternhaufen durchschnittlich zehnmal aufgenommen; bei besonders interessanten Objekten steigt jedoch die Zahl der Platten auf 150 und mehr. Die Anzahl der auf allen Platten auf Veränderlichkeit untersuchten Sterne beträgt 19,050; von diesen wurden im ganzen 509 als veränderlich befunden, bei denen die Helligkeitsänderungen um Beträge von 5 bis herab zu 0.5 Größenklassen schwanken; Aenderungen der Helligkeit von geringerem Betrag als eine halbe Größenklasse wurden, als nicht genügend gesichert, vorläufig unberücksichtigt gelassen. Es wurden somit im Durchschnitt etwa 3 Proz. der untersuchten Sterne als veränderlich befunden. Hieraus geht aber noch nicht hervor, daß in Sternhaufen mehr veränderliche Sterne vorkommen als außerhalb derselben. Denn wählt man von den beobachteten Sternhaufen folgende vier aus: ω Centauri, den kugelförmigen Sternhaufen in den Jagdhunden, ferner den in der Schlange und den im Pegasus (Messier Nr. 3, 5, 15), so enthalten diese auf 5700 untersuchten Sterne allein schon 393 Veränderliche, also ziemlich genau 7 Proz., während auf die übrigen 19 Sternhaufen mit zusammen 13,350 Sternen nur mehr 116 Veränderliche entfallen, also noch nicht 1 Proz.

Indessen ist doch wohl auch diese Durchschnittszahl noch größer, als die für den ganzen Himmel resultirende, denn es beträgt die Anzahl aller Sterne bis herab zur Größenklasse 9.5 nach Prof. Seeligers Abzählung der Bonner, bezw. der südlichen Durchmusterung:

für den nördlichen Himmel	315,089
„ „ südlichen „	89,684
zusammen	404,773

[1]) Harvard College Zirkular Nr 33. Astr. Nachr. Nr. 3525.

während die Anzahl aller bis jetzt bekannten veränderlichen Sterne mit 500 reichlich hoch gegriffen sein dürfte, so daß hier das Durchschnittsverhältniß beider nur etwas über 1 Promille beträgt. Es kommen somit thatsächlich (wie eigentlich ja auch a priori erwartet werden darf) innerhalb der Sternhaufen durchschnittlich mehr veränderliche Sterne vor, als außerhalb derselben.

Die Ursache davon, daß in einigen Sternhaufen, z. B. in dem bekannten großen Sternhaufen im Herkules, nur einige wenige veränderliche Sterne gefunden wurden, während in anderen der Reichthum an solchen ungewöhnlich groß ist (so z. B. bei dem Sternhaufen in den Jagdhunden, wo auf sieben Sterne bereits ein veränderlicher trifft), sucht Hr. Pickering darin, daß nach seiner Ansicht die verschiedenen Systeme oder einzelnen Sterne in den Sternhaufen eine Umdrehung, sei es nun axial oder in einer Bahn, besitzen, die für alle in der gleichen Ebene vor sich geht; je nachdem die Sehlinie von der Erde aus diese Ebene unter einem sehr spitzen oder unter einem nahezu rechten Winkel trifft, müssen wir dann nach seiner Ansicht viel oder wenig veränderliche Sterne in dem betreffenden Sternhaufen wahrnehmen. Wie derartige Rotations- oder Bahnbewegungen innerhalb der Sternhaufen zustande kommen sollen, ist allerdings nicht recht einzusehen und so wird man wohl besser thun, diese Frage vorläufig noch als eine offene zu betrachten.

Durch Vervielfachung und zweckmäßige Vertheilung der photographischen Aufnahmen ist es nun ferner gelungen, auch die Perioden und Lichtkurven für eine größere Anzahl der neu aufgefundenen veränderlichen Sterne aufzustellen. So wurden z. B. von dem Sternhaufen Messier 5 in der Schlange am 1. Juni 1895 in fünf aufeinanderfolgenden Stunden photographische Aufnahmen gemacht. Für einen beliebig herausgegriffenen Veränderlichen dieses Sternhaufens ergaben sich hiebei die korrespondirenden Helligkeiten in Größenklassen wie folgt:

14.8; 13.5; 13.8; 13.9; 14.3

Am 9. August desselben Jahres wurden die Aufnahmen dieses Sternhaufens fortgesetzt, in vier aufeinanderfolgenden Stunden lieferten sie die Helligkeit des gleichen Sterns zu

14.2; 14.6; 14.8; 15.0

Am meisten vorgeschritten sind diese Untersuchungen für den Sternhaufen ω Centauri, den Prof. Pickering als den schönsten Sternhaufen am Himmel bezeichnet. Er liegt innerhalb der Milchstraße und erscheint dem unbewaffneten Auge als ein nebliger Stern vierter Größe. Im Fernrohr dagegen besitzt er etwa 40 Bogenminuten im Durchmesser und zeigt sich aus mehr als 6000 einzelnen Sternen zusammengesetzt, von denen die hellsten jedoch nur achter Größe sind. Im ganzen wurden 150 Aufnahmen von diesem Sternhaufen gemacht, die sämmtlich ausgemessen sind. Von den 3000 Sternen, die hell genug sind, um auf Veränderlichkeit untersucht werden zu können, sind nicht weniger als 125 veränderlich. Bei 106 derselben ist auch schon die Periode bestimmt und es ergab sich hiebei die bemerkenswerthe Thatsache, daß dieselbe bei 98 Sternen weniger als 24 Stunden beträgt. Die längste Periode umfaßt 475 Tage, die kürzeste 6 Stunden 11 Minuten. Von den 8 Sternen mit längerer Periode erreicht dieselbe für

2	Sterne	die	Dauer	von	1—2	Tagen
2	„	„	„	„	2—3	„
1	„	„	„	„	4	„
1	„	„	„	„	15	„
1	„	„	„	„	150	„
1	„	„	„	„	475	„

Prof. Pickering theilt die in diesem Sternhaufen vorkommenden veränderlichen Sterne in vier Klassen. Die erste Klasse ist gut repräsentirt durch einen Stern (Nr. 74), dessen Periode 12 Stunden 4.3 Minuten beträgt, während die Helligkeitsänderung zwei Größenklassen umfaßt. Der Lichtwechsel erfolgt wahrscheinlich kontinuirlich, indessen erfolgt die Zunahme der Helligkeit vom Minimum zum Maximum sehr rasch, sie bedarf eines Zeitraums von nur ein Fünftel der ganzen Periode. In einigen Fällen, wahrscheinlich auch bei diesem Stern, bleibt die Helligkeit während des Minimums eine Zeitlang konstant, man hat es also hier offenbar mit veränderlichen Sternen vom Algoltypus zu thun, bei dem die Helligkeitsänderungen, wie Prof. H. C. Vogel in Potsdam zuerst nachgewiesen hat, dadurch entstehen, daß um den hellen Hauptstern sich ein dunkler Begleiter herumbewegt und ihn in regelmäßigen Intervallen theilweise verdeckt.

Eine zweite Klasse enthält Sterne mit einem sekundären Lichtmaximum. Die Lichtkurve ist ähnlich der von kurzperiodischen Veränderlichen, wie z. B. der von β Lyrae, bei welchem Stern, wie wir durch die schönen Untersuchungen Belopolsky's wissen [1]), der Lichtwechsel dadurch entsteht, daß der helle Hauptstern von einem lichtschwächeren Begleiter umkreist wird, der von der Erde aus gesehen, bald vor dem Hauptstern (1. Minimum), dann nahe links neben ihm (1. Maximum), dann hinter ihm (2. Minimum) und endlich nahe rechts neben ihm (2. Maximum) steht. Die dritte Klasse wird repräsentirt durch Sterne, bei denen die Zu- und Abnahme des Lichtes in gleichen Zeiträumen erfolgt. Als Typus der vierten Klasse endlich erwähnt Prof. Pickering einen Stern, bei dem die Periode des Lichtwechsels 11 Stunden 6 Minuten beträgt, wovon aber nicht weniger als zwei Drittel allein für die Zunahme des Lichts nothwendig sind. Die langsame Lichtzunahme fällt hier umsomehr auf, als bei den meisten Sternen dieses Sternhaufens die Zunahme des Lichts sehr rasch vor sich geht und kaum ein Zehntel der ganzen Periode in Anspruch nimmt. So erfolgt bei einem Stern (Nr. 45), der eine Periode von 14 Stunden 8 Minuten besitzt, der Lichtwechsel vom Minimum zum Maximum mit zwei Größenklassen in kaum einer Stunde, in vielen Fällen mag er noch rascher erfolgen, was aber bei Anwendung der photographischen Beobachtungsmethode wegen der nothwendigen Expositionsdauer nicht konstatirt werden kann. Man hat es bei den Sternen der beiden letzten Klassen offenbar mit veränderlichen Sternen gewöhnlicher Art zu thun, bei denen nach der gegenwärtig ziemlich allgemein acceptirten Anschauung der Lichtwechsel infolge einer mehr oder weniger vorgeschrittenen partiellen Erkaltung ihrer weißglühenden Oberfläche, verbunden mit einer Umdrehung des betreffenden Himmelskörpers um seine Hauptträgheitsachse zustande kommt.[2]) Die unregelmäßige Zu- oder Abnahme des Lichtes läßt sich in solchen Fällen, wie schon Zöllner nachgewiesen hat, durch die Gestalt und Ausdehnung der supponirten, durch Erkaltung an der Oberfläche entstandenen Flecken in zwangloser Weise erklären.

Von großem Werth wäre es, wenn die zahlreichen neuen veränderlichen Sterne oder wenigstens ein Theil derselben auch spektroskopisch untersucht werden könnte, weil erst hiedurch über die Ursache ihrer Veränderlichkeit, deren Ergründung sich doch wohl das hauptsächlichste Interesse zuwenden dürfte, Aufschluß zu erlangen ist. Es handelt sich allerdings fast ausschließlich um sehr lichtschwache Objekte. Indessen hat man unsres Wissens bis jetzt schon Sterne bis herab zur 10. Größenklasse spektroskopisch untersucht, es ist also nicht unmöglich, daß man mit den auf der Arequipa-Sternwarte vorhandenen Hülfsmitteln — Objektivprisma und photographische Aufnahme der Sternspektra[3]) — noch einige Größenklassen weitergehen und von dem größeren Theil der neu entdeckten veränderlichen Sterne den Spektraltypus wenigstens während der Lichtmaxima wird feststellen können.

Besitzen rein optische, in der Hauptsache natürlich nur mit den allergrößten Fernrohren der Jetztzeit ausführbare direkte Beobachtungen der neu entdeckten Veränderlichen an sich schon einen sehr großen Werth, so ist dies in erhöhtem Maße der Fall in Anbetracht des Umstandes, daß die photographische Aufnahme selbstverständlich nur die

[1]) Siehe diese Beilage, Nr. 113.
[2]) Ein Beispiel hievon bietet die Sonne mit ihren Flecken dar.
[3]) Siehe diese Beilage, Nr. 19.

photographische Helligkeit der beobachteten Sterne liefert, welche bekanntlich von der thatsächlichen, rein optisch wahrnehmbaren Helligkeit in allen den Fällen erheblich abweicht, in welchen das Licht der beobachteten Objekte spezifische Färbung besitzt. Letzteres ist aber gerade bei den veränderlichen Sternen, die der Mehrzahl nach zu den rothen Sternen gehören, verhältnißmäßig häufig der Fall.

Solche direkte Beobachtungen nun sind erfreulicherweise von Prof. Barnard mit dem 40zölligen Riesenrefraktor der Yerkes-Sternwarte bei Chicago in größerem Umfange bereits zur Ausführung gelangt. Aus der bis jetzt hierüber veröffentlichten kurzen Mittheilung des Hrn. Barnard[1]) sei hier nur angeführt, daß derselbe mit seinem ausgezeichneten Instrument in einem auf der Arequipa-Sternwarte mehrfach photographirten, im Sternbild der Schlange zu findenden Sternhaufen etwas südlich der Mitte desselben eine Anzahl von sehr dunklen Flecken und Streifen wahrgenommen hat, vermuthlich ähnliche Erscheinungen, wie sie die Milchstraße an verschiedenen Stellen aufzuweisen hat. Daß die photographischen Bestimmungen der Periode des Lichtwechsels im allgemeinen sehr genau zu sein scheinen, mag das folgende Beispiel zeigen, welches einen von Barnard aufs Gerathewohl herausgegriffenen Stern (Nr. 1) des obengenannten Sternhaufens betrifft. Barnard leitete aus seinen Beobachtungen die Periode desselben (ohne das Cambridger Resultat vorher zu kennen) zu 12 Stunden 31 Minuten ab, während Prof. Pickering hiefür 12 Stunden 31.4 Min. gefunden hatte. Daß übrigens die rein optische Beobachtungsmethode der photographischen gleichwohl in mehrfacher Hinsicht überlegen sein dürfte und bei einzelnen Sternen sogar ausschließlich anwendbar ist, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Letzteres ist besonders dann der Fall, wenn erhebliche Lichtänderungen in kurzen Zwischenräumen erfolgen, hier muß nothwendig die photographische Beobachtungsmethode wegen der unvermeidlichen längeren Expositionsdauer zu ungenauen Resultaten führen.

Dr. K. Oertel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Noch einmal zur Kritik des Hrn. Professors Brandi. [Vgl. Beilage vom 8. und vom 19. November.) Die literarische Sitte gewährt dem Angegriffenen das letzte Wort. Ich werde in dieser durch Hrn. Brandi's Antwort mir überaus peinlich gewordenen Angelegenheit nur noch das Dringlichste sagen. 1. Es ist nicht wahr, daß ich „viele" seiner Ausstellungen „stillschweigend oder ausdrücklich als zutreffend anerkannt" habe; ich habe vielmehr alles, was er in den wenigen Zeilen, die ihm zur Diskreditirung meiner umfänglichen Arbeit zu genügen schienen, Greifbares vorgebracht hat, widerlegt; nicht vollständig widerlegt habe ich lediglich seine Ausstellungen an den Büchern von Springer und Philippi, weil das nicht meine Sache war. 2. Mit dem Gewandzipfel der Aurora, hinter dem sich Hr. Brandi noch einmal zu decken versucht, verhält es sich einfach so: er ist seit einigen Jahren, ich weiß nicht genau, wie lange, vom Denkmal entfernt; im Jahre 1895 (Springer, dritte Auflage) aber hat der bekannte Verlag von Alinari dem Verlage von Seemann eine Photographie mit Zipfel geliefert, offenbar weil es damals noch keine andere gab. Dieselbe ist denn auch u. A. von Wilh. Bode in seinem Handbuch der italienischen Plastik (2. Aufl., S. 161) benutzt. Der vielberufene Zipfel geht mich indeß unmittelbar gar nichts an. Ich wiederhole und weiß nicht, wie laut ich es thun soll, damit Hr. Brandi es nicht noch einmal überhört: auf meiner durch jene „Fälschung" angeblich „werthlos" gewordenen Tafel kommt sie überhaupt nicht vor! 3. Endlich stelle ich fest, daß Hr. Brandi von meinem dem Mißtrauen des Publikums empfohlenen Werke um die Zeit, als er seine Anzeige schrieb, nur 10 Blatt von den angekündigten 110 gesehen hat. Diese Nichtkenntniß wäre die einzige, freilich mißliche, Entschuldigung, auf die sich Hr. Brandi berufen könnte. Er hat darauf verzichtet.

Straßburg i. E. Dehio.

Ossit: Il n'y a plus d'îles bienheureuses. Paris Alphonse Lemerre 1898. — Ein Buch des „Mitleids, des Zorns und der Ironie" nennt Alphonse Daudet in der Widmung an Gustave Flaubert die herzergreifenden Darstellungen aus dem Leben und Leiden eines unglücklichen Knaben. Die gleichen Seelenregungen treten in den meisten der kleinen, feinen, stimmungsvollen Skizzen und Novelletten hervor, die unter dem eigenthümlichen Titel: „Il n'y a plus d'îles bienheureuses" erschienen sind. Wir haben die Eigenschaften und Vorzüge der bedeutenden Frau, die unter dem Pseudonym „Ossit" schreibt, im vergangenen Jahre [Beilage Nr. 255 vom 11. November) eingehend gewürdigt. In der vorliegenden Sammlung entwickelte diese merkwürdige und fesselnde Erscheinung eine neue Seite ihres Wesens, die Gabe „im kleinsten Punkte die größte Kraft" zu entfalten. Die Menschen, die Situationen, das Milieu, die in diesen kurzen Novelletten behandelt sind, prägen sich uns mit voller Deutlichkeit ein. Wir empfinden Rührung und Mitleid mit der schwermüthigen schönen Violette Andras („Jantilement"), die ihrem ersten Lebensglück entsagt, um der Frau nicht wehe zu thun, für deren Herzensgüte sie grenzenlose Dankbarkeit fühlt, wir zürnen über die boshafte, verlogene und feige Gesellschaft, die uns da in wenigen scharfen Strichen gezeigt wird, wir beneiden die junge Frau in „Etoiles filantes" um das plötzliche Ende im Vorgefühl erfüllten Glückwunsches, und wir trauern um den armen Soldaten („Ironie"), der die Millionenerbschaft gemacht hat und, ehe er sie genießen konnte, von der Kugel hinweggerafft wird. Wir verstehen den Wandel in der Natur des jungen Mädchens, das gläubig geliebt hatte, und dessen Herz erstarrt, weil sie mit der Liebe auch den Glauben verlor („Les yeux de Marie.") Linde Wehmuth überwiegt in den meisten der kleinen Geschichten, die uns wie Blumen erscheinen, von Thränen begossen und unter ihnen erblüht. Einmal nur, in „Saint Nicolas" zeigt uns die Verfasserin, daß sie auch froh mit den Fröhlichen sein kann. Ihre satirische Kraft tritt besonders bei der Milieuschilderung „Intuitioment" hervor, und wie sie interessante Probleme mit lapidarer Kürze behandeln kann, zeigt der Ausgang der Skizze „Certitude". Die Frau, die auf den Mann herabsehen muß, die für geistige Interessen kein Verstehen bei ihm findet, das gibt in der That nicht die Grundlage für ein harmonisches Zusammenleben. Das Mitleid einer gütigen Seele mit dem Erdenschmerze, die Freude am Schönen und Edlen lösen bei der Lektüre Empfindungen in uns aus, die noch lange, nachdem wir das Buch aus der Hand gelegt, nachzittern. — Ossit hat sich durch die eifrige Beschäftigung mit deutschem Wesen manche Züge angeeignet, die wir als ganz uns ureigene zu betrachten gewohnt sind, die Gemüthswärme und den unermüdlichen Frageblick; sie vereinigt damit gallischen Esprit und den Charme der liebenswürdigen Pariser Dame.

Sigmund Schott.

H. S. **Steinkreise in Westafrika.** Steinkreise kommen in Afrika nicht häufig vor, und jeder neue Fund verdient darum einige Beachtung. Es ist neuerdings dem Kapitän Carroll geglückt, einige dieser Zeugen aus der Urzeit des Menschengeschlechts am oberen Gambia, in der Gegend von Lamin Koto und Tschamen, aufzufinden. Er beschreibt sie in einer Mittheilung an die Londoner geographische Gesellschaft (Novemberheft). Die Kreise werden von 6 Fuß hohen Steinpfeilern gebildet, die mit 2 Fuß in der Erde stecken, mit 4 Fuß herausragen. Der Durchmesser aller Kreise beträgt 18 Fuß, wie denn überhaupt alle Maße eine Mehrheit von 3 sind, während die Maßeinheit zufällig ziemlich genau dem englischen Fuß (0.305 m) entspricht. Die Pfeiler der Kreise von Lamin Koto sind kreisrund, in der Mitte dick und verjüngen sich oben und unten, während die Pfeiler von Tschamen einen rechteckigen Durchschnitt zeigen und geradlinig verlaufende Kanten haben; sie unterscheiden sich von denen bei Lamin Koto außerdem durch paarweise Anordnung. In Lamin Koto werden die noch sehr gut erhaltenen Kreise von den mohammedanischen Eingeborenen mit achtungsvoller Scheu betrachtet, und an Festtagen während des Ramadan vollzieht

---

[1]) Astron. Nachrichten. Nr. 3519.

der Oberpriester vor ihnen Gebete, während das Volk innerhalb des Steinringes steht; Gebete, die in diesen Ringen dargebracht werden, sollen stets Erhörung finden. In Tschomen, dessen Bewohner Heiden sind, finden die Steinkreise keine Beachtung, sie liegen auch ganz versteckt im Grase. Im Dorfe Polellan hatte man unter Zuhülfenahme von Stangen einen Steinkreis sehr praktisch zum Aufschichten von Getreide benutzt. In der Nähe fand Carroll auf einem Hügel, der die Umgegend beherrscht, einen größeren zugehauenen Stein von 12 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und von 6 Fuß Höhe an dem einen, von 4 Fuß Höhe an dem anderen Ende. Der Ursprung der Steinkreise ist den heutigen Eingeborenen unbekannt; sie hätten auch keine Mittel, solche Blöcke zu bearbeiten und zu transportiren. Ob das Rohmaterial für die Blöcke in der Gegend zu finden ist, berichtet Carroll leider nicht.

-rt- Ein Riesenthermometer ist vor kurzem in Winchester, Mass., aufgestellt worden. Er dient zur Bestimmung der Temperatur der Erde in größerer Tiefe unter ihrer Oberfläche, und ist nicht weniger als 70 engl. Fuß (21.5 m) lang, kann also mit den zehn- und mehrstöckigen amerikanischen „Wolkenkratzern“ erfolgreich konkurriren. Die Füllung besteht aus Alkohol, und es wurde der Thermometer auf seine ganze Länge in die Erde versenkt, so daß es die in 21.5 m Tiefe herrschende Temperatur (vermuthlich direkt an seinem oberen Ende) abzulesen gestattet. Auf der königlichen Sternwarte in München werden derartige, bis jetzt sehr vereinzelt gebliebene, in geophysikalischer Hinsicht aber sehr werthvolle Temperaturbestimmungen, die sich freilich nur auf eine Tiefe von 20 Fuß (6 m) erstrecken, auf Veranlassung des früheren Direktors, Professor J. v. Lamont, bereits seit dem Jahre 1860 (wöchentlich einmal) regelmäßig ausgeführt.

* **Münster.** Der außerordentliche Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Akademie, Dr. Adalbert Parmet, ist am 20. November im Alter von 68 Jahren gestorben.

△ **Dorpat.** Der soeben ausgegebene Personalstand der Universität weist im Lehrkörper einen Bestand von 79 Personen auf, wovon auf die theologische Fakultät 8 (5 Professoren und 3 Dozenten), auf die juristische 14 (12 Prof. und 2 Doz.), auf die medizinische 21 (17 Prof. und 4 Doz.), auf die historisch-philologische 14 (11 Prof. und 3 Doz.), auf die physico-mathematische Fakultät 17 (13 Prof. und 4 Doz.) entfallen; außerdem gehören zum Lehrpersonal noch 3 Lektoren (für Lettisch, Estnisch und Französisch), der Professor der griechisch-orthodoxen Theologie und der Turnlehrer.

Von Veränderungen im Lehrkörper ist nur zu erwähnen, daß an Stelle des emeritirten Professors der semitischen Sprachen und der alttestamentlichen Exegese Dr. W. Volck als außerordentlicher Professor der bisherige Privatdozent Mag. Alex. v. Bulmerincq ernannt ist; die medizinische Fakultät hat in dem a. o. Professor der speziellen Pathologie und Klinik, Dr. Nikolai Ssaweljew, in dem a. o. Professor der Geburtshülfe, Alex. Muratow und in dem Privatdozenten der speziellen Pathologie, Dr. Alexei Krupezky Ersatz und Zuwachs erhalten; der frühere Privatdozent der Moskauer Universität Dr. Alexei Ssewerzow ist als russisch lesender Privatdozent der Zoologie neben dem dies Fach als Professor vertretenden ordentl. Prof. Dr. v. Kennel angestellt.

Die Zahl der Studenten ist, nachdem sie im Jahre 1896 auf 832 zurückgegangen war, 1897 aber schon wieder das erste Tausend überschritten hatte (1098), für das Studienjahr 1898/99 abermals wieder bedeutend gewachsen, indem sie jetzt 1373 beträgt. Davon gehören 165 Studirende der theologischen, 337 der juristischen, 727 der medizinischen, 47 der historisch-philologischen und 97 der physiko-mathematischen Fakultät an. Die Gesammtzahl 1373 bedeutet also eine Zunahme von 275 Studenten. Zwar hat in der theologischen Fakultät die Zahl der Hörer um 5 abgenommen, dagegen in allen anderen Fakultäten zugenommen, und zwar in der juristischen um 107, in der medizinischen um 145, in der historisch-philologischen um 11, in der physiko-mathematischen Fakultät um 17. Der Zuwachs kommt also wesentlich nur der juristischen und medizinischen Fakultät zugute. Da auf ministeriellen Befehl die Neuaufnahme jüdischer Studenten neuerdings auch für Dorpat beschränkt ist, so war ein so starker Zuwachs, wie schon im vorigen Jahre, nur durch Aufnahme einer ungewöhnlich großen Anzahl (etwa 230) von Zöglingen der griechisch-orthodoxen geistlichen Seminarien zu ermöglichen, denen zur Ergreifung eines weltlichen Berufs der Eintritt in die Universitäten Tomsk und Dorpat nach Ablegung eines Examens im Lateinischen vom Minister gestattet ist. Durch diesen Zuzug aus dem Reichsinnern nimmt die Zusammensetzung der Studentenschaft einen vom früheren durchaus verschiedenen Charakter an. Noch im vorigen Jahre bildeten die aus den drei Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland stammenden Studenten in der Zahl von 450 (= 41 Proz. der Gesammtzahl) gegenüber den aus den übrigen Gouvernements Rußlands hergezogenen (644 oder 59 Proz.) fast die Hälfte, während sie jetzt auf 31 Proz (gegenüber von 68 Proz. der aus Rußland stammenden), also auf ein Drittel der Gesammtzahl zurückgegangen sind. Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß der Studirenden nach den Konfessionen auf dieser einst fast ganz evangelischen Universität. Im Jahre 1897 gehörten noch 44 Proz. der Studirenden dem evangelischen Bekenntnisse an, 26 Proz. waren griechisch-orthodox, 20 Proz. Juden, die übrigen Katholiken. 1898 haben die Griechisch-Orthodoxen mit 42 Proz. die Ueberzahl gewonnen, die Evangelischen repräsentiren nur noch 34 Proz., und auch die Juden sind auf 15 Proz. zurückgegangen. — Die Zahl der Pharmaceuten, die seit einigen Jahren nicht mehr zur Zahl der Studirenden gerechnet werden, beläuft sich auf 324 (gegen 345 im Vorjahre). Von ihnen sind 35 Proz. Ostseeprovinzialen, 65 Proz. aus Rußland stammend, 41 Proz. Evangelische, 34 Proz. Juden, 21 Proz. Katholiken und nur 4 Proz. Orthodoxe.

* Aus Auckland (Australien) wird der „Frkf. Ztg.“ gemeldet, daß der auf einer Studienreise durch die südlich vom Aequator belegenen Gegenden begriffene Professor der Anatomie an der Universität Straßburg, Dr. Georg Thilenius, sich nach der Stephens-Insel begeben hat, um dort Beobachtungen über die Lebensweise der Tuatara-Eidechse anzustellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Festzeitung für das IX. Deutsche Turnfest in Hamburg 1898. Hamburg, Otto Meißner 1898. — Allgemeine Biologie: I. Bd. Prof. Dr. Max Kassowitz: Aufbau und Zerfall des Protoplasmas. Wien, Moritz Perles 1899. — Χαρίσιος Παπαμάρκας: *Αἱ φιλοσοφικαὶ καὶ παιδαγωγικαὶ δοξασίαι τοῦ Πολυβίου.* Athen, Verlag Barth und v. Hirst 1898. — M. Plüddemann: Der Krieg um Cuba. 1. Lfg. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Ernst Fischer: Im Kampf mit den Führern der Sozialdemokratie. Berlin, Herm. Walther (Friedr. Bechly) 1898. — Alexander Lewy: Zur Genesis der heutigen agrarischen Ideen in Preußen. Stuttgart, J. G. Cotta 1898. E. P. Evans: Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte. Ebd. 1898. — Fedor v. Demelitsch: Metternich und seine auswärtige Politik. I. Bd. Ebd. 1898. — Dr. Ernst Cahn: Das Schlafstellenwesen in den deutschen Großstädten und seine Reform mit besonderer Berücksichtigung der Stadt München. Ebd. 1898. — Ludwig Holländer: Die Lage der deutschen Mühlenindustrie unter dem Einfluß der Handelspolitik 1879—1897. Ebd. 1898. — Dr. Heinrich Gomperz: Kritik des Hedonismus. Ebd. 1898. — Karl Böttcher: Kritische Glossen zur Palästinafahrt. Berlin, Hugo Beermühler 1898. — A. Döring: Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff) 1898. — Prof. Paul Natorp: Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Ebd. 1899. — Derselbe: Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf Grundlage der Gemeinschaft. Ebd. 1899. — August Trinius: Ueber Berg und Thal. Thüringer Wanderskizzen. Berlin, Fischer u. Franke 1898. — Derselbe: Kleinstadtluft. Novellen. Ebd. 1898. — Heinrich Vogeler-Worpswede: Bilder zu Hauptmanns „Versunkener Glocke“. Ebd. 1898. — Dr. T. Bödiker: Die Reichs-Versicherungsgesetzgebung. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 23. November. Nummer 266.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Frankreichs Zukunft.

Bismarck hat es oft ausgesprochen, daß wir zu unserm eigenen Besten Frankreich eine starke, angesehene, den Bedürfnissen des Landes entsprechende Regierung wünschen müssen. Es ist weiter nichts als eine Ausgestaltung und Erweiterung dieses Gedankens, wenn alle Einsichtigen in einem sittlich kräftigen, gesunden und darum zufriedenen Frankreich die beste Bürgschaft für unser eigenes Wohlergehen erblicken. Man kann vollkommen frei von jeglicher Gefühlspolitik sein, man kann sein persönliches Wohlgefallen an dem Volkscharakter und den literarischen und künstlerischen Leistungen unsrer Nachbarn gänzlich aus dem Spiel lassen und ihnen doch das Beste mit voller Aufrichtigkeit wünschen. Welche Entwicklung auch immer Frankreichs Leben auf irgend einem Gebiete genommen hat, der Rückschlag ist stets unter allen seinen Nachbarn bei uns in Deutschland am ersten und am stärksten fühlbar gewesen. Bald in feindlichem Kampfe, bald in friedlichem Wettbewerb mit ihm hat Deutschland sich entwickelt. Kein großes historisches Ereigniß der inneren oder äußeren Politik, ja der Kunst oder Literatur, auch wohl der Wissenschaft kann berichtet werden, ohne daß Frankreich in einem oder dem anderen Sinn dabei genannt wird. Daß auch das Umgekehrte der Fall ist, folgt hieraus von selbst, wenn es uns auch im Augenblick nicht darauf ankommt, dies hervorzuheben. Die Schicksale der beiden Völker sind also eng verknüpft, und wenn wir uns gegenseitig als Erbfeind bezeichnen, so treffen wir damit nur eine Seite der Sache, diejenige, die sich am stärksten und empfindlichsten aufdrängt; die andere ist die wohlthuendere: wir sind Wettbewerber, und Wettbewerb ist allerdings auch Kampf.

Aus diesem Verhältniß ergibt sich die Berechtigung der großen Aufmerksamkeit, mit der man bei uns in den weitesten Kreisen Frankreichs Entwicklung verfolgt. Wir fühlen es auch unausgesprochen, daß mit Frankreichs Zukunft auch die unsre verknüpft ist. Darum können wir auch nicht achtlos an Büchern vorübergehen, in denen der augenblickliche innere Zustand Frankreichs und seine Aussichten für die nächste Zukunft einer aufrichtigen und sachverständigen Prüfung unterworfen werden.

Solcher Bücher sind kürzlich zwei erschienen, unter einer langen Reihe von Veröffentlichungen ähnlicher Art entschieden die bedeutendsten. Das eine hat Alfred Fouillée zum Verfasser, einen Mann, der durch seine philosophischen Werke und sein Eingreifen in die brennenden Fragen der Erziehung auch bei uns wohlbekannt ist. Es heißt: Psychologie du peuple français. Das andere hat einen thätigen und strebsamen Publizisten zum Verfasser, dessen Namen in der Geschichte der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Frankreich öfter genannt ist, Gaston Routier, und nennt sich Grandeur et décadence des Français.

Die Bücher ergänzen sich. Beide Verfasser sind davon überzeugt, daß Frankreich in diesen Jahren eine schwere Krisis durchzumachen hat, und Beide stimmen sowohl in der Darlegung der Gründe wie der Anzeichen dieser Krisis überein, ohne natürlich in der Werthschätzung jedes einzelnen einander völlig gleichzukommen. Beide wissen, daß die bloße Schilderung des Nothstandes mindestens unnütz, im Hinblick auf das Ausland sogar gefährlich sein kann, und bringen darum eine ganze Reihe von Vorschlägen, wie zu helfen sei. Ein wesentlicher Unterschied liegt nicht so sehr darin begründet, daß die Aufmerksamkeit des Einen gemäß seinem besonderen Erfahrungskreise von anderen Dingen mehr angezogen worden ist als die des Anderen, sondern vielmehr in dem Ton, auf den ihre gesammte Darlegung gestimmt ist, und in dem Verfahren, das sie zur Lösung der sich bietenden Fragen einschlagen.

Fouillée gibt in den ersten Abschnitten eine Schilderung der Elemente, aus denen das französische Volk entstanden ist, und sucht die Charaktereigenschaften desselben festzustellen, um dann zu prüfen, ob dieselben in unsern Tagen eine wirklich tiefgehende Veränderung, die Volksseele Frankreichs eine thatsächlich bedenkliche Verletzung erlitten habe. Diese Darstellung französischen Wesens gehört zu dem Besten, was darüber geschrieben ist. Sie sucht zu beweisen, daß dasselbe trotz allem durch die Jahrhunderte hindurch seit Cäsars Zeiten unverändert geblieben sei, und daß somit Glück oder Unglück in Vergangenheit wie in Zukunft davon abhängig war und sein wird, ob die Volkseigenthümlichkeiten gegenüber den äußeren und inneren Verhältnissen einen Vortheil oder einen Nachtheil bedeuten. Als Grundzug nennt er die leichte Erregbarkeit, die den Franzosen bald zum Segen, bald zum Fluche wird. Wer diesen erfaßt habe, dem werde nicht leicht etwas im französischen Wesen unverständlich bleiben. Rasch wird die große Masse von irgend einer Vorstellung ergriffen, im Denken und Handeln bestimmt. Mit Vorliebe wendet sie sich zu den heiteren, glückverheißenden Vorstellungen, scheut die peinigenden und quälenden, unterliegt aber, wenn diese sich einmal doch Raum schaffen, leichter als eine andere, weniger erregbare Nation. Für Ideen, die ihm groß und heilsam erscheinen, entzündet sich der Franzose schnell, ist sofort überzeugt, daß sie allen Menschen im gleichen Lichte erscheinen müssen, macht sich zu ihrem Verkünder und Verbreiter und wird so unter Umständen für die übrige Welt leicht zu einem unbequemen Tyrannen und blind gegen die Mängel und Bedingtheit seiner eigenen Auffassung. Der heiß aufflammenden, nicht lange prüfenden Begeisterung zugänglich, kennt er nicht die langsam zunehmende, lang andauernde Leidenschaft, deren Kraft gerade mit den Hindernissen wächst, die ihn entmuthigen. Seine große Erregbarkeit macht ihn ungeduldig und oberflächlich, läßt ihn glauben, daß er genug gethan habe, wenn er auf das Aeußerliche der Dinge sich beschränkt. Sie gibt ihm aber auch das Streben nach Klarheit und Einfachheit oder läßt ihn vielmehr, wie es Fouillée ausdrückt, nur solche Dinge aufsuchen, die sich klar und einfach

lösen und darstellen lassen: in die Tiefe geht er nicht, dunkle Probleme stoßen ihn ab, unlösliche Fragen beunruhigen ihn, daß er die Augen lieber vor ihnen schließt. Infolge seiner Erregbarkeit ist der Franzose auch der geborene Theoretiker: was im Reiche der Gedanken sich leicht und gefällig fügt, das ist seine Freude und vermag ihn so zu berauschen, daß er gar nicht danach fragt, ob es sich überhaupt in die Wirklichkeit übertragen lasse. Unter allen Wissenschaften sagt ihm also Mathematik am meisten zu, die ein rein abstraktes Ineinandergreifen von Grund und Folge zu ihrem Gegenstande macht. So entwickelt Fouillée das typische Bild des Franzosen vor unsern Augen und führt die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen auf eine Einheit zurück. So begreifen wir Frankreichs große Dramatiker und die abstrakten, gleichsam in einem leeren Raum sich bewegenden Tugenden ihrer Gestalten, so deren lange und pomphafte Reden, die bei ihnen oft die Handlungen ersetzen: „Wir glauben gehandelt zu haben, wenn wir nur haben reden können," sagt Fouillée. So begreifen wir die großen Theoretiker der Revolution, die in der stürmischen Verfolgung einer Idee von deren realen Wirkungen nichts zu spüren scheinen. So, um vom Erhabenen' und Gewaltigen zum Kleinen und Grotesken zu greifen, werden uns auch Vorgänge, wie die Dreyfus-Geschichte, verständlich: breite Massen von einer Vorstellung ergriffen und von ihr derartig leidenschaftlich überzeugt, daß, wenn die Beweise für deren Richtigkeit fehlen, sie durch Fälschung hergestellt werden. Es ist gar nicht so unsinnig, wenn ein französisches Blatt die Fälschung des unseligen Henry als eine im „patriotischen Fieber" begangene That bezeichnet.

Berücksichtigt man aber nun die allgemeinen sozialen Verhältnisse, so sieht man leicht ein, daß gerade das geschilderte französische Volkswesen unter ihnen besonders schwer zu leiden hat. Bei der starken Durcheinandermischung aller Nationen, die unsre modernen Verkehrsmittel mit sich bringen, ist unleugbar eine Gleichmäßigkeit der Lebensbedingungen entstanden, wie frühere Zeiten sie nicht immer aufzuweisen haben. An dem unheilvollen Einfluß des Anwachsens der Städte, an der Sucht nach äußerlichem Wohlleben, an der Ueberschätzung des Materiellen leiden alle Völker, und Fouillée wird wohl mit der Behauptung recht haben, daß für alle eine Krisis dadurch herausgeführt werden wird. Wenn diese für Frankreich früher und heftiger eintritt, so muß das daran liegen, daß der Franzose sich weniger schnell und weniger geschickt den neuen Verhältnissen anzupassen vermag, daß er zu leicht das Neue auch für das Gute hält, daß er leichtsinnig die Augen gegen die Bedeutung der an ihn herantretenden Fragen verschließt. Aufgabe des Patrioten ist, ihm die Augen zu öffnen, ihn auf die Zustände aufmerksam zu machen, die eine wirkliche Gefahr in sich bergen und deren Abstellung darum unerläßlich erscheint. Hier ist von größtem Interesse, was Fouillée über die Entvölkerung Frankreichs sagt, und seine Angaben werden von denen Routiers eigenthümlich ergänzt. Daß Frankreichs Einwohnerzahl nur unbedeutend anwächst, wohl auch jahrweise zurückgeht, ist allgemein bekannt, nicht so allgemein einige Begleiterscheinungen dieses Vorganges. Dahin gehört das immer wachsende Eindringen von Fremden. Wenn 1881 schon auf 1000 Bewohner 27 Fremde kamen, so nach der letzten Zählung bereits 40 (gegenüber Deutschland 8, England 5), und diese Fremden haben fast ein Zehntel der nutzbaren Bodenfläche in Besitz. Ist nun die Einwanderung immerhin ein Ersatz für die Langsamkeit der Bevölkerungszunahme, so birgt sie allerdings die Gefahr in sich, daß durch ständige Beimischung fremden Blutes der Volkscharakter geändert werde. Man muß auch bedenken, daß die in Frankreich seßhaft werdenden Fremden entschieden zu den Begabteren ihrer Nation gerechnet werden müssen, weßhalb sie denn auch in einem noch größeren Verhältniß als 4:100 in die führenden Stellen einrücken. Der Grund der geringen Bevölkerungszunahme liegt, wie auch bekannt, in der zu geringen Zahl der Geburten. Man liest aber mit Erstaunen, wie groß die allgemeine Sorglosigkeit der Franzosen gegenüber diese Thatsache ist. Paris allein schickt jährlich 20,000 Kinder „en nourrice" aufs Land, wo sie dann zwei Jahre verbleiben, so daß alljährlich 40,000 kleine Pariser zwischen einem Tage und zwei Jahren draußen sind, unter denen der Tod eine erschreckend reiche Ernte abhält. Und das ist Paris allein! So geht man in Frankreich mit den Kindern um, während man ihnen eine größere Sorgfalt widmen sollte, als in irgend einem anderen Lande. Woher nun aber überhaupt die geringe Kinderanzahl? Man weiß ja, daß daran eine falsche Auffassung von der Bedeutung des Vermögens für das Fortkommen des Mannes in der Welt schuld ist, daß entsprechend eine hohe Mitgift für unerläßlich zur Verheirathung des Mädchens erachtet wird. Man kann sich auch vorstellen, daß eine Ueberschätzung des materiellen Wohlergehens in den Familien der höheren Stände eine große Kinderschaar als eine unerträgliche Last erscheinen läßt. Man vernimmt aber mit Verwunderung Routiers Versicherung, daß er auf seinen zahlreichen Reisen in Frankreich habe feststellen können, wie diese verhängnißvolle Anschauung auch in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung eine große Verbreitung gefunden hat. Wie wenig man aber über die letzten Gründe dieser Erscheinung im klaren ist, beweist die ganz abweichende Auffassung Fouillée's und Routiers. Ersterer, der Frankreich schlechthin das Land des Unglaubens nennt, steht nicht an, gegen den Katholizismus die Anklage zu erheben, daß er an der Entvölkerung und an der Entsittlichung des Landes mit Schuld trage. Er verweist nicht nur auf die Ehelosigkeit der Geistlichen, auf die Klöster, auf die Bevölkerungsverluste, die mehrfach durch katholische Unduldsamkeit herbeigeführt wurden, sondern stellt geradezu die Behauptung auf, daß der Katholizismus mit seinen äußerlichen Kirchenbußen eine schlaffe Moral erziehe. Die Lehre von der Absolution verleite zum Leichtsinn. Allerdings fordert ja auch die katholische Kirche, daß eine innere Bußfertigkeit die äußere Buße begleite, aber bei einem zum Aeußerlichen neigenden Volkscharakter kann wohl leicht die letztere als das Wesentliche angesehen werden. Fouillée steht mit dieser Auffassung unter seinen Landsleuten durchaus nicht allein, und gerade aus den Reihen derer, die sich eine Hebung Frankreichs zur Aufgabe gestellt haben, werden ähnliche Vorwürfe zahlreich gegen die katholische Kirche geschleudert. Genau von der entgegengesetzten Anschauung ist Gaston Routier beseelt und kann sich darin ebenfalls mit einer starken Partei eins wissen. Die geringe Kinderzahl in den Familien, die sträfliche Sorglosigkeit der Eltern ihnen gegenüber, kann, so meint er, einzig und allein aus einem Sinken des allgemeinen sittlichen Feingefühls erklärt werden, und dieses wiederum nur aus der Abwendung von der Kirche. Gerade über diesen Punkt möchte man sich auf eine schlichte Berichterstattung beschränken und nicht in einen Streit eingreifen, der in Frankreichs nächster Zukunft eine bedeutsame Rolle spielen wird. Ohne im geringsten einen Seitenblick auf die politische Seite der Sache werfen zu wollen, kann man feststellen, daß die Frage jetzt lebhaft erörtert wird, ob in einer Rückkehr zum Dogmatismus oder in einer endgültigen Abwendung von den Lehren der katholischen Kirche das Heil für Frankreichs Zukunft zu erwarten sei. Mächtig genug, und gerade von den Jüngsten, denen die Zukunft gehört, ist die Meinung vertreten, daß eine Rénaissance du Christianisme oder mindestens eine Rénaissance de l'Idéalisme unmittelbar bevorstehe oder schon eingetreten sei. Ihr Apostel ist auf literarischem

Gebiet Ferdinand Brunnetière, der scharfe Bekämpfer der naturalistischen Richtung. Als Symptom ist die kürzlich erfolgte Bekehrung von François Coppée, dem bekannten Dichter und Erzähler, anzuführen, der von dieser seiner Wandlung in einem besonderen Buche (La bonne Souffrance) öffentlich Rechenschaft abgelegt hat. Der Generation dieser Beiden gehört auch J. K. Huysmans an, der ebenfalls kürzlich mit einem Roman „La Cathédrale“ für seine allerdings sehr schwarzen literarischen Sünden Buße gethan hat. Eine jüngere Reihe noch wird durch den Dichter Edmond Rostand vertreten, dessen historisches Schauspiel „Cyrano de Bergerac“, wenn es diesen Winter auch uns Deutschen vorgeführt wird, deutlich zeigen wird, daß allerdings ein ganz anderer Geist in die französische Literatur eingezogen ist, ein Geist, wohl befähigt, mit all den unsauberen Geistern zu kämpfen, die in den letzten Jahrzehnten sich darin breit gemacht haben. All diese Männer werden namentlich von Routier als Bundesgenossen begrüßt, aber auch Fouillée wird sie nicht vollständig abweisen, wenn er auch eine Rückkehr zum Katholizismus weder wünschenswerth noch möglich nennt.

Unter den mannichfachen Mitteln nämlich, die er zur Ueberwindung der unleugbar eingetretenen Krisis vorschlägt, stellt er eins obenan, das mit seinen philosophischen Theorien in engem Zusammenhange steht. Frankreich, so meint er, leide in bedenklicher Weise unter der Autosuggestion, daß es unaufhaltsam dem Verfalle entgegengehe, und der erste Schritt zur Rettung wäre, wenn man an deren Möglichkeit glaube. Darin hat er nun freilich vollkommen recht und berührt sich mit den Anschauungen so hochpatriotischer Männer, wie beispielsweise Gaston Paris', der bei seiner Aufnahme in die Akademie über alle die den Stab brach, die gleichzeitig im eigenen Volke das gute Zutrauen zu den eigenen Kräften und in den Augen ganz Europa's die Achtung Frankreichs als eines sittlich kräftigen Landes herabsetzten. Frankreich muß wieder an sich glauben lernen, es muß sich von dem Alpdruck befreien, unter den es die Erfinder der unseligen Bezeichnungen fin de siècle und décadents u. a. gelegt haben.

Wie leicht es freilich geschehen kann, daß Jemand in gutem Glauben dieser lähmenden Suggestion Vorschub leistet, dafür ist ein überraschendes Beispiel Gaston Routier selbst. Der ganze erste Theil seines Buches ist eine in wahrhaft juvenalischem Stile geschriebene düstere Satire, in der ein abschreckendes Bild von den sittlichen Zuständen jenseit der Vogesen entworfen wird. „Die große Pariser Gesellschaft“, „Die Frauen in der Pariser Gesellschaft“, „Die Männer“, „Der Adel und das Bürgerthum“, „Die Wettrennen, das Spiel, die Cercles“ lauten die Kapitelüberschriften, in denen zusammengetragen erscheint, was alle Welt aus den modernen französischen Romanen kennt. Und in manchem der folgen- Kapitel werden noch Ergänzungen dieser Schilderungen geliefert, die ihnen an Furchtbarkeit nicht nachstehen. Das heißt denn allerdings die Suggestion stärken. Nun kommt noch hinzu, daß der unbefangene, nichtfranzösische Leser diese Ausführungen ständig mit dem Einwurfe begleitet, daß Routier immer nur von den Pariser Verhältnissen spricht, daß also auch er von jener unheilvollen Einbildung beherrscht erscheint, als sei Paris Frankreich. Anderthalbhundert Seiten muß man gelesen haben, bis man auf die Worte stößt: „Unsre guten französischen Provinzen sind besser als Paris, sie haben die Tugenden unsrer Rasse reiner bewahrt.“ Aber diese spärliche Anerkennung wird reichlich wieder durch Stellen wettgemacht, an denen Routier von dem bereits sehr merkbaren verderblichen Einfluß der Hauptstadt auf die Provinzen spricht.

Wir rühren damit an eine zweite Frage, von deren Lösung Frankreichs Zukunft mindestens ebenso stark beeinflußt werden wird, wie von der, ob Rückkehr zum Katholizismus oder nicht. Das ist die Frage, wer in dem Antagonismus zwischen Provinz und Hauptstadt recht behalten wird. Unter denen, die Routier als seine Freunde bezeichnet, hat Maurice Barrès kürzlich dies Thema in seinem Buche „Les Déracinés“ behandelt, in welchem Sinne, ergibt schon der Titel. Von dem äußerlich blendenden Pariser Leben angezogen, strömen die besten Kräfte der Provinzen nach Paris, um dort wie „entwurzelte Bäume“ einzugehen, während es ihre Aufgabe gewesen wäre, daheim zu bleiben und das eigenthümliche Wesen ihrer engeren Heimath hochzuhalten. Dieser Antagonismus ist ja bekanntlich fast ebenso alt wie die Republik, er gewinnt aber gerade in unsern Tagen einen besonders scharfen Ausdruck. Besonders auf dem Gebiete der Literatur ist dies der Fall, wo Norden und Süden, Bretagne und Normandie einerseits und die Provence andrerseits um eine Sonderstellung und Anerkennung ringen. Nicht alle Franzosen erblicken nun, wie es, nebenher bemerkt, Alfred Fouillée in vollem Maße thut, in der Mannichfaltigkeit des französischen Wesens einen Vorzug. Von Paris aus erheben sich warnende Stimmen, die sich oft zur Drohung steigern: all diese Bestrebungen nach Dezentralisation würden die unheilvolle Wirkung der Zersplitterung der einzig großartigen Einheit Frankreichs haben. Nun, die Franzosen haben ja die gewissermaßen patriotische Verpflichtung, über diese brennende Frage eine Meinung zu haben. Wer draußen steht, begibt sich nur ungern in die Gefahr, eine Ansicht zu äußern, die durch die kommenden Ereignisse widerlegt werden kann. Aber das darf man wohl sagen, daß die beispiellose Zentralisation, wie sie, von Richelieu geschaffen, bis in unsre Zeit bestanden hat, keineswegs stets ein Segen gewesen ist. Und wie sie in der Verwaltung durch einfache logische Entwicklung bereits gesprengt ist, so wird sie wohl auch den jetzt gegen sie anstürmenden Mächten nicht standhalten. Wohl möchte man der Meinung derer zuneigen, die eine Entthronung der Hauptstadt auf den wichtigsten Gebieten des modernen geistigen Lebens als nothwendig betrachten und Paris den Namen einer französischen Stadt streitig machen, indem sie es ein amerikanisirtes Kosmopolis nennen.

Fouillée wie Routier bringen nun noch eine Reihe von Vorschlägen, wie dem Schicksale Frankreichs eine günstigere Wendung gegeben, ihm die Ueberwindung der augenblicklichen Krisis erleichtert werden könne. Besonders der praktische Politiker Routier ist reich an solchen Vorschlägen, auf die ihn eine eingehende Betrachtung der Verhältnisse von Handel und Wandel, Heer und Flotte leitet, von der hier nicht ausführlich berichtet werden kann. Beide aber sind überzeugt, wenn es auch der Philosoph Fouillée allein mit solcher Entschiedenheit ausspricht, daß die Frage im Wesen eine rein sittliche ist, die in dem Gewissen der Einzelnen, im Schoße der Familien, zwischen Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern gelöst werden muß, niemals aber durch eine wenn auch noch so fein ersonnene Gesetzgebung erledigt werden kann. Ruft auch Fouillée die Hülfe der Staatsbehörde an, sei es nun gegen die unsittliche Literatur oder gegen die Unlust der Franzosen, Familiensorgen auf sich zu nehmen, so weiß er doch ganz genau, daß die Staatshülfe nichts zu erreichen vermag, wenn ihr nicht der gute Wille entgegenkommt. Diesen zu erwecken gilt es, die Kräfte in Bewegung zu setzen, die in den großen sittlichen Ideen schlummern, der Idee der Wahrheit und der des Vaterlandes in erster Linie. Andere Männer, wie z. B. Renan schon vor fast 30 Jahren, haben auf Deutschlands Beispiel hingewiesen, dessen Erhebung nach dem Zusammenbruch um 1806 wesentlich auf eine Läuterung des sittlichen Bewußtseins zurückzuführen ist. Trotz aller Meinungsverschiedenheiten wird wohl auch Gaston Routier

zu denen gehören, die Fouillée in den Reihen der Mitkämpfer für sein Werk zu erblicken wünscht. Denn Routier ist dem stillen und besonnenen Philosophen durch die Macht der erschütternden Rede überlegen, durch die allein seine Gedanken in die Herzen eines größeren Kreises getragen werden können, wie ja auch Routiers Wirken stellenweise mit dem eines Wanderpredigers zu vergleichen ist.

Mit dem Vorstehenden ist nur ein geringer Bruchtheil der Fülle an fesselndem Inhalte ausgeschöpft, das die beiden Werke bieten. Es galt ja auch nur auf sie hinzuweisen als auf zwei Erscheinungen, die des Studiums werth sind. Man wird sie gerade in unsern Tagen mit besonderem Interesse in die Hand nehmen, wo die Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses und die Erörterung über den hochherzigen Vorschlag des Zaren bevorsteht. Denn sowohl auf jenen unseligen Prozeß, als auch auf Frankreichs Bündniß mit Rußland nehmen Beide Bezug, und ihre Meinung darüber wird an den neuesten Ereignissen auf ihre Richtigkeit geprüft werden können. Beiden Verfassern möchten wir versichern — und daß wir bei Alfred Fouillée Glauben finden, wissen wir bestimmt — daß die Einsichtigen unter uns, wie wir das eingangs zu begründen suchten, Frankreichs Ergehen mit warmer Theilnahme und aufrichtigen Wünschen begleiten. Ueberwindet es seine Krisis und kehrt zu innerer Gesundheit und Zufriedenheit zurück, so können auch wir nur dabei gewinnen.

Erich Meyer.

Padre Luis Coloma.

Ein schöner, ernster Kopf, mit breiter Stirne, dichtem Vollbart und auffallend ausgearbeiteten Zügen, so zeigt sich uns das Bild, mit welchem sich der junge Advokat Luis Coloma wenige Tage vor seinem Eintritt in das Jesuitenkolleg von seinen Freunden verabschiedete. Ein Gesicht, das man mit seinen ernsten, beinahe traurigen Augen nicht vergißt und aus dem man herauslesen könnte wie der junge, leidenschaftliche Mann mit den Wissenschaften, schönen Künsten, mit der Gesellschaft, der Politik und den Frauen im Kampfe gelegen. Man versteht es, wie er verzweifelnd sich oft selbst verlieren konnte, um schließlich in dem berühmten Orden Ruhe zu suchen, der sich die Gesellschaft Jesu nennt. Es ist das düstere Bild eines Mannes, der über die Jahre hinaus gelebt hat, nicht in vulgärem Sinne gelebt, sondern mit dem Kopf, der Phantasie und dem Herzen. Es verlockt den Beschauer, mehr von dem Manne zu erfahren, der eine kurze Zeit lang in den vornehmsten Sälen Sevilla's glänzte, von schöngeistigen Damen bevorzugt wurde, inmitten der revolutionären Bestrebungen stand, und dann so jäh und geheimnißvoll aus der Gesellschaft verschwand. Man wollte wissen, daß Luis Coloma galante Abenteuer gehabt habe, schönen Frauen der Gesellschaft nahe gestanden, politische Intriguen durchfochten und oft im Kampfe mit seinen eigenen Leidenschaften gelegen, die ihn schließlich in verzweifelte Situationen gebracht und seiner sozialen Stellung manche Konflikte bereitet hätten. Der schöne, begehrte Mann, mit dem aristokratischen Geschmack, war wählerisch in seinem Umgang und suchte die beste Gesellschaft. Er verkehrte mit der ausgezeichneten Cecilia Böhl de Faber, besuchte die interessanten Tertulias der berühmten Cubanerin Tula Avellaneda und war Kind im Hause der damals schon greisen Fernan Caballero. Bei ihr lernte und studirte er, las ihr seine ersten von Lyrik und Sentimentalität getränkten Ergüsse, ließ sich von ihr belehren, tadeln und hätscheln. Sie war es, die sich mit ihrem großen Herzen großmütterlich seiner annahm, die ihn beeinflußte, liebte und in deren Hause er eine zweite Heimath fand. Die revolutionäre Krisis, die Entthronung Isabels, die ganze Bewegung der Restauration blieb selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf eine unruhige, von extremen Richtungen geschürte Natur wie die Coloma's. Er ergriff Partei für die Bourbonen, schrieb leidenschaftliche Artikel in „El Tiempo“ von Madrid und in „El Porvenir“ von Jerez. Die Behörden wurden aufmerksam auf seine fanatischen Bestrebungen, schöpften schließlich Verdacht und untersuchten seine Wohnung. Indessen entgingen ihnen bei der Haussuchung, dank Coloma's Vorsicht, die wichtigsten und gravirendsten Dokumente, und der Enthusiast entkam.

Luis Coloma ist noch verhältnißmäßig jung. Er wurde am 9. Jan. 1851 in Jerez de la Frontera geboren, wo sein Vater, Don Ramon Coloma, als berühmter Arzt lebte. Mit 12 Jahren verließ er das elterliche Haus und trat in die Marineschule von San Fernando. Da er indessen für diesen Beruf wenig Neigung zeigte und sich viel lebhafter für die Wissenschaften interessirte, wählte er das Studium der Rechte und ward einer der brillantesten und begabtesten Schüler an der Universität in Sevilla. Der junge Student wurde, bei den vielen Vorzügen, die ihn nach jeder Richtung hin auszeichneten, bald der gefeierte Liebling der Gesellschaft, er interessirte sich für Literatur, schrieb seine ersten novellistischen Versuche und nahm Theil an allen Bewegungen der Zeit.

In diesen politischen Abenteuern und den geheimnißvollen Galanterien, welche die Parteien verknüpften, wurzelt der Inhalt seines berühmten Romans „Pequeñeces“ (Bagatellen). Das weltliche Leben mit seinen Leidenschaften, Intriguen und Verbitterungen war bis in das tiefste Fühlen des Dichters gedrungen; er hatte zu vieles, bis auf die Hefe, ausgekostet und konnte sich nicht mehr zurecht finden in der Wirrniß der Verhältnisse, mit denen seine eigene, übermächtige und leidensfähige Natur im Kampfe gelegen. War es ein Wunder, daß er schließlich vor sich selbst floh? Das geheimnißvolle und romanhafte Ende war, daß man ihn eines Tages mit einer Kugel in der Brust in seiner Wohnung fand und ihm von den Aerzten nur noch wenige Stunden Leben zugestanden wurden.

Was die Ursache dieser That gewesen, darüber hat man sich seinerzeit in Spanien genugsam die Köpfe zerbrochen; man wollte alles Mögliche wissen, auch galante Abenteuer blieben nicht ausgeschlossen, allein seine Freunde hielten die Ansicht aufrecht, daß beim Reinigen des Revolvers die Kugel losgegangen sei. Genug, Coloma genas, trotz des Ausspruchs der Aerzte, und trat in den Orden der Gesellschaft Jesu.

Aber das, was er erlebt hatte, was er geschaut und empfunden, was seine heiße Phantasie umfaßt gehalten und er mit dichterischer Fühlung dem Leben abgetauscht, das ließ sich nicht tödten, auch nicht in der Soutane des Priesters.

Schon vor einer Reihe von Jahren predigte er als Jesuitenpadre von der Kanzel einer Kirche herab, in welcher die Damen der Aristokratie ihre Andacht zu verrichten pflegten, so laut und erbittert über die Laster dieser Gesellschaft, donnerte so leidenschaftliche Worte auf sie nieder wie sie hier noch niemals gehört worden waren. Die Aufregung war groß, und eine zu den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft gehörende Dame verließ sogar die Kirche. Das Resultat war, daß König, Nuntius und Minister übereinkamen und diese Predigten untersagten. — Aber was der Priester nicht von der Kanzel herab sagen durfte, das verkündete der Dichter in seinen Werken. Er lüftete mit verblüffender Rücksichtslosigkeit den verhüllenden Purpur der Gesellschaft, gewährte Einblick in die verborgensten Winkel ihrer Gemächer, riß die Maske von den schönen Gesichtern der Frauen und kennzeichnete diese Kreise, wie er sie in der That gefunden hatte.

Der Roman „Pequeñeces“ flog wie eine Dynamitsalve in die Gesellschaft! Man wollte die einzelnen Personen, die so wahr und lebendig geschildert waren, erkennen, man ging den Spuren gewisser Damen nach, denn eine Currita Albornoz mußte leben, und Padre Coloma hatte diese Menschen alle gekannt. Valera schrieb damals, „daß er es im Laufe seines langen Lebens niemals erlebt habe, daß ein Buch einen so berauschenden Eindruck gemacht und so eminenten Erfolg gehabt.“ Castelar, der Nüchternere, der sich diesen Rausch nicht erklären konnte, behauptete sogar, wie E. Bazán erzählt, „daß die Leser der ‚Pequeñeces‘ von einer betrübenden universellen Nervenkrankheit ergriffen seien.“ Aber darin sind sich sicherlich alle Kritiker gleich in ihrer Meinung, daß der Dichter sein Milieu gekannt habe, daß er mit unvergleichlicher psychologischer Feinheit seinen Gestalten nachgegangen und die Gesellschaft mit jener Fühlung begriffen habe, wie sie nur ungewöhnlich zart besaiteten, beinahe nervösen Naturen möglich ist.

Ueber den Gehalt dieses seines berühmtesten Romans „Pequeñeces“ ist schon viel gesagt worden, wenn auch der deutsche Leser in seinem germanischen, mehr reflektirenden Empfinden niemals den Schlüssel zu allen den Seelenvorgängen finden wird, wie sie sich in Spanien entwickeln und zutage treten. Aber darin stimmen doch auch die meisten spanischen Kritiker überein, daß der Dichter mit einem gewissen persönlichen Wohlgefallen die Laster gerade in den aristokratischen Kreisen sucht und vorzüglich den Damen der großen Welt die niedrigsten Gesinnungen und schamlosesten Handlungen unterbreitet. Und er schildert sie mit einem Realismus, bei dem man sich zuweilen fragen möchte, ob der Dichter nicht doch hier und da einen etwas weniger beleidigenden Ausdruck für gewisse Niedrigkeiten hätte finden können.

Schon in dem großen Bande der kleinen Erzählungen, die Coloma einige Jahre früher unter dem Kollektivtitel „Lecturas Recreativas“ herausgab, schildert er uns diese oberflächlichen, niedrigen, ja verbrecherischen Frauen der Aristokratie, die dem Psychiater des 19. Jahrhunderts Stoff geben könnten, ihre Kenntniß über die Unergründlichkeit der Frauennatur zu bereichern. Aber er schildert andrerseits wieder so lebenswarm, so frisch und anschaulich, daß man gefesselt bleibt und es beinahe glauben möchte, wenn er von sich selbst sagte, als man ihm den Vorwurf des Realismus der äußersten modernen Schule machte, — „daß er ehrlich aus sich heraus schreibe, wie es in ihm lebendig sei und ohne Tendenz; wenn das mit der Schule der Modernen übereinstimme, so sei es ein zufälliges Zusammentreffen“. Jedenfalls hat Coloma den Geschmack, unschöne Dinge mit angemessener Kürze anschaulich zu machen und verliert sich nicht in beleidigender beschreibender Ausführlichkeit, wie wir sie bei weniger begabten Schriftstellern der realistischen Schule finden.

In den „Pequeñeces“, denen eine herbe Satire zugrunde liegt, läßt sich indessen auch ein berechnender Realismus nicht verleugnen, nur ist es ein anderer als der Zola's, der auf philosophischer Basis aufbaut und die Konsequenzen in erster Linie aus den Eigenschaften der Menschen, aus dem Leben selbst und seinen Zufälligkeiten und Fügungen zieht. Coloma sieht in allem lediglich die Hand Gottes, die da führt und straft. Staunenswerth bleibt es immer, daß aus dem strengsten Orden der katholischen Kirche heraus solche Romane veröffentlicht werden, aber wer tiefer denkt, der weiß auch, daß jede Zeit ihr Gewand trägt und daß der Zweck, der die Mittel heiligt, sich derselben anpassen muß. Man lasse sich daher nicht täuschen: Padre Luis Coloma gehört ganz seinem Orden an, seine Bücher sind Predigten, er ist Missionar unter der Maske des Novellisten. Aber er predigt — wenigstens in den „Pequeñeces“ — so überzeugend und wahr, mit so ausgesprochenem Talent und in so origineller Sprache, daß wir kein Recht haben, die Gründe zu bekritteln. Wie Zola aus seiner weltlichen Moral heraus dichtet, so thut es Coloma aus seiner kirchlichen Ueberzeugung. Schade nur, daß seiner Satire mehr Hohn als Mitleid, mehr Verachtung als Barmherzigkeit zugrunde liegt: sie hat einen grausamen Stachel, sie verwundet, aber heilt nicht. Die Wirkung auf den Leser bleibt übrigens im wesentlichen die gleiche wie die Zola's, die Basis ist nur eine andere. Die Heldin in dem Roman „Pequeñeces“, die vorzugsweise die Handlung beherrscht — Currita Albornoz — ist mit einer Menschenkenntniß gezeichnet und mit so viel Raffinement behandelt, daß sie in keiner Weise den berühmten komplizirten Frauencharakteren eines Balzac nachsteht. Der Padre ist sich vollkommen bewußt, daß in dieser raffinirten und angekränkelten Gesellschaft der spanischen Aristokratie eine Frau nicht mehr mit den großen Mitteln wie Schönheit, Geist, Talent und Seelengröße wirken kann, daß er ein Mixtum compositum schaffen muß, eine Frau, die anzieht, abstößt, sündigt und betet, heute weint, morgen lacht, eine jener perversen pathologischen Personen, die im Wahnsinn oder im Kloster enden.

Currita Albornoz, die sich mit einem verlebten, charakterlosen Mann verheirathet, ist weder schön noch gut, nicht geistreich noch unterrichtet, sie ist kalt, schmeichlerisch, frivol und unansehnlich, aber sie herrscht, wo sie sich zeigt, sie herrscht durch ein Gemisch von Eigenschaften, durch Sanftmuth und Indolenz, durch Impertinenz und Höflichkeit, durch Eleganz und Grazie. Sie herrscht, weil sie will, weil sie kein Mittel scheut; aber die Triebfeder, neben glücklichen Hülfsmitteln der Gesellschaft, bleibt ihre grenzenlose Eitelkeit und Selbstsucht. Diese Eigenschaften verleihen ihrem Handeln eine Willenskraft, die einzig und allein solche Resultate ermöglicht. Der Dichter führt sie mit solcher Meisterschaft durch alle sozialen und politischen Wirren des zweibändigen Romans, daß dem Leser auch nicht der leiseste Zweifel an der Wahrheit kommt. Es ist eben die korrumpirte Gesellschaft, der er dieses Zwitterwesen angepaßt, die meisterhafte Zusammenführung von Menschen, die verwandte Gefühle und Bedürfnisse haben, demselben Boden entsprossen sind; die sich im Grunde genommen gegenseitig verachten, aber doch von den gleichen Ingredienzien leben und sich nicht entbehren können. Die Art wie Currita in die Gesellschaft tritt, immer die letzte, damit sie keinem entgeht, wie sie spricht und duldet und protegirt, wie sie ihren verächtlichen Mann, den sie fortwährend betrügt, in den Vordergrund zu stellen weiß, wo es ihr paßt, ihre eigenen Kinder vernachlässigt und sich fremder annimmt, das alles macht ihre Gestalt so lebenswahr und plastisch, daß wir unwillkürlich ihre Spuren auch in unsrer Nähe zu gewahren meinen. Dann ihr Benehmen unter den Alfonsisten im Grand Hôtel Boulevard des Capucins in Paris, wo sie sich, ohne irgend etwas zu thun, eine Stellung zu schaffen weiß, die staunenswerth ist. Um das zu schildern, wie es der Dichter thut, durch zwei dicke Bände hindurch, in allen nur erdenklichen Lebensphasen und kleinen und großen Situationen, dazu gehört ein Können, das trotz mancher kleiner Mängel, die dem Buche anhaften, staunenswerth ist. Nur den Schluß des Buches, den unvermittelten Eintritt der Sünderin in die Kirche, können wir nüchterneren Germanen nicht ernst nehmen, obschon sich der Padre bemüht, diese Scenen mit wahrhafter Ekstase zu schildern. Currita hat nach dem tragischen Tod ihres Knaben ihre Rolle in der Welt ausgespielt, sie ist sich dessen vollkommen bewußt, aber geändert hat sie sich nicht; das bleibt eine psychologische Unmöglichkeit. Mit der gleichen koketten, scheinbaren Ueberlegenheit, mit welcher

sie ehedem die Gesellschaft blendete, ohne nach den Mitteln, die sie gebrauchte, zu fragen, mit demselben unnatürlichen und übertriebenen Devotismus sehen wir sie, im letzten Kapitel, mit niedergeschlagenen Augen am Boden der Kirche knieen, neben dem Aermsten der Armen, wir sehen sich ihre Finger ins Weihwasser senken und diejenigen ihrer Todfeinde berühren. Aber wir sind nicht überzeugt, wir glauben ihr nicht.

Das Buch hat nach seinem Erscheinen und immensem Erfolg fast alle Federn der spanischen Kritiker in Bewegung gesetzt. Navarro Ledesma hat die „Pequeñeces" in seinem jugendlichen Feuer in „El Correo" einen der meisterhaftesten Romane genannt, die jemals in Spanien geschrieben wurden; Valera, der Gereiftere, findet das Werk hoch bedeutend in seiner Art, aber glaubt, daß der große Erfolg theilweise dennoch nur einem günstigen Zusammentreffen verschiedener Umstände zuzuschreiben sei — in erster Linie dem großen Einfluß des Ordens. Und das erleidet keinen Zweifel! Wir wissen zu gut, welche Macht in Spanien die Gesellschaft Jesu hat, wie ein Roman, noch dazu ein Roman, der in der modernen Gesellschaft spielt, mit allen menschlichen Leidenschaften und Intriguen von einem Jesuitenpadre geschrieben, zünden und wirken muß. E. Bazán sagt, „daß ein gleich werthvoller Roman irgend eines anderen namhaften Dichters nicht in 15 Jahren den Erfolg gehabt haben würde, wie dieser in einem Monat". Wie dem aber auch sei, das größte Verdienst gebührt dennoch dem Dichter, und wenn man ihm auch in der Kritik seine andalusische Sprachweise, seine Sünden an der Grammatik zum Vorwurf macht, so nehmen ihm diese Kleinigkeiten nichts von der Wirkung. Wenn seine Sprache zuweilen gegen die Grammatik verstößt, so ist sie dafür originell und reich. Er macht nirgends Phrasen und wird nur pathetisch, wo seine Darstellung mit der Kirche in Berührung kommt. Und da liegt für uns, vom rein künstlerischen Standpunkt betrachtet, der größere Fehler. Bei „Pequeñeces" tritt das weniger zutage, weil der Dichter den Inhalt selbst gelebt hat, der Stoff zu reich und üppig das Gerüst verhüllt. Aber in den folgenden Bänden, die Coloma diesem, in der Gestaltungskraft noch nicht wieder von ihm erreichten Roman folgen läßt, wirkt die Absicht der Kirche oft verblüffend und tendenziös — und somit unkünstlerisch.

Wenn man die drei Bände: „Juan Miseria" (Cuadro de Costumbres Populares), „Del Natural" (Copias varias) und „Por un Piojo . . ." (Cuadro de Costumbres) durchgelesen hat, so drängt sich Einem der Zweifel auf, ob es wirklich nur der Dichter ist, der aus sich herausschreiben muß, „was er in sich hat", wie Coloma es früher behauptete, oder ob es nicht doch der Missionär ist, der sein belehrendes Wort unter dem Gewand der Erzählung, weil er es nicht in anderer Weise kann, über die Welt verbreitet. Er thut es vornehmlich unter dem Gewand der Satire, aber seine Satire ist, wie schon erwähnt, nicht wohlthuend, sie ist zu rauh und beißend. Man soll lachen, aber mit Thränen in den Augen, soll die Menschen in ihren Schwächen verstehen, aber nicht verletzen. Ein weiteres Moment ist das totale Verwerfen aller hohen und großen menschlichen Eigenschaften, sobald sie nicht von katholisch-kirchlicher Auffassung getragen werden. So schildert er in den 20 kleinen Erzählungen der „Lecturas Recreativas" eine ganze Reihe anschaulicher Dinge, kleiner Erlebnisse und Beobachtungen mit Grazie und Geschick, aber es fehlt seinen Leuten das Bewußtsein menschlichen Könnens aus eigener Kraft heraus; alles was sie thun und leiden, ist werthlos und kommt nicht von innen heraus, es ist lediglich durch ihr Verhältniß zur katholischen Kirche bedingt. So in der kleinen Erzählung „Era un Santo". Der Verfasser zeichnet eine glückliche, mit allen weltlichen Tugenden ausgestattete Familie, die sich durch große Liebe verbunden fühlt, aber der alle übernatürlichen Dinge fremd sind. Der Dichter nennt diese Zusammengehörigkeit nur eine solche der Leiber, die mit geistiger Gemeinschaft nichts zu thun habe. In „El primer baile" begegnen wir einer widerlichen Marquese und einem brutalen Herzog, mit deren Gebahren uns die junge, unschuldige Tochter der Ersteren, die Gott, um sie aus diesem Leben zu retten, sterben läßt, kaum zu versöhnen vermag.

Die Ansicht, die Valera aufgestellt, „daß ein Theil des Erfolges von der eminenten Bedeutung des Ordens abhänge, zu welchem der Dichter gehöre", satirisirt Coloma selbst sehr klugerweise in der reizvollen kleinen Erzählung „Chist", der ein lateinischer macaronischer Sinnspruch zugrunde liegt: „Malum Eva, jesuitis credula, porrexit Adam, jesuitis credulo. Fratrem Cainus, jesuitis credulus, occidit Abel, jesuitis credulum."

Die spanische Kritik kommt immer wieder darauf zurück, daß Coloma die Modelle seiner Helden ganz genau der Wirklichkeit entlehne. So habe er in seiner Verehrung und Freundschaft, die er für Cecilia Böhl de Faber hatte, dieselbe genau kopirt in der kleinen Erzählung: „El Viernes de Dolores", die im Jahre 1887 erschien. Der Leser sieht diese Dame, so wie sie in ihrem Alter war, lebendig vor sich, in ihrer Kleidung, in ihren Mienen, ja sogar in ihrem Baby-Lächeln. Andere Erzählungen wie „La Gorriona" erinnern an Fernan Caballero, an die Art, wie sie selbst schrieb, als sie noch in der Vollkraft ihres Könnens war. Die Persönlichkeit des Dichters ist aber zweifelsohne mit den Jahren gewachsen, hat sich in der Klausur gehärtet und das Gestern seines jugendlichen Uebermuths und seiner tollen Streiche ist heute zu einer Individualität herangereift, die in der Literatur eine selbständige Stellung einnehmen muß.

Diese kleinen, vorher erwähnten Erzählungen fallen indessen in die erste Zeit seines Schaffens und halten keinen Vergleich aus mit dem ausgereiften bedeutenden Roman „Pequeñeces". Umsomehr ist man erstaunt, wenn man nach allen diesen, aus dem modernen Leben geschöpften Erzählungen sein im Jahr 1895 in Madrid in der Biblioteca de „La semana católica" erschienenes Werk „Retratos de Antaño" zur Hand nimmt und sich in die vergilbten Blätter einer Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts vertieft: ein Werk, das 536 Seiten zählt und von Anfang bis zu Ende fesselt. Wir begegnen da allen den berühmten Personen, die uns schon von der Schule an durchs Leben begleitet haben und lernen andere kennen, die mit diesen in interessanten Beziehungen standen. Coloma führt uns von Madrid nach Paris, nach Orleans, Trouville und Versailles. Wir begegnen dem Minister Choiseul, Voltaire, Madame Louise von Frankreich, Marie Antoinette, der Gräfin Du Barry u. A. Es steckt ein Quellenreichthum in dem Werke, eine Anzahl von Briefen und Notizen, wie sie nur einem so mächtigen Orden zugänglich sein können. Coloma erzählt geistreiche Anekdoten, erwähnt interessante Zusammenkünfte, charakterisirt berühmte, uns längst geläufige Namen durch kleine, intime Scenen und gibt uns ein hochinteressantes Bild der damaligen katholischen Gesellschaft. Große und kleine Intriguen, die sich an- und abspinnen, beleuchtet er mit wirklich geistreicher Satire. Wir bewegen uns ausschließlich in der Aristokratie der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und zwar in den engeren Kreisen seiner vornehmsten Vertreter. Wir sehen die Menschen en robe de chambre, ohne Toilette und Maske, wir lesen ihre Briefe, belauschen die intimsten Gespräche und fragen uns, wie es möglich ist, daß uns diese Mysterien offenbar werden? Wenn auch Coloma, angeblich, vorzüglich aus dem Familienarchiv der herzoglichen Familie Villahermosa schöpft, so müssen dem Orden, außer

seinem eigenen Archiv, nach andere geheime Quellen zu Gebote stehen, über die Andere zu verfügen kein Recht haben. Der Inhalt des Buches und wohl auch sein Zweck ist in erster Linie eine Verherrlichung der streng katholischen Familie Villahermosa und der Menschen, die mit ihr in Beziehung stehen. Die Villahermosas umgaben ihre Krone mit dem Motto: „Sanguine empta, sanguine tuebor.“ Dasjenige, welches der Dichter diesem seinem Werke voraussetzt, hat er einem Briefe der Herzogin an ihren Sohn D. José Antonio entnommen; es hat als Zusatz zu jenem die Worte: „Ponlo tú, hijo mio, alrededor de tú fé, porque comprada fué con la sangre de Jesuchristo, y con la tuya propia has de defenderla.“ (Umgib Deinen Glauben, mein Sohn, mit jenem Motto, denn er wurde erkauft mit dem Blute Jesu Christi und mit Deinem eigenen sollst Du ihn vertheidigen.)

Das Werk ist eine Verherrlichung der Familie Villahermosa und zugleich der katholischen Kirche. Es wirft interessante Streiflichter auf die Macht der letzteren und die Art, wie sie die Aristokratie in Spanien verwerthete. Wir gewinnen einen Einblick in die spanische Geschichte, und hier und da geht uns das Verständniß auf, warum das reiche, herrliche Land, mit seiner alten, stolzen Kultur, seiner Kunst und seinen Schätzen in so bejammernswerther Weise niederging.

Luis Coloma steht auf der Höhe seines Lebens und seiner geistigen Kraft; heute schon ein abschließendes Urtheil über ihn fällen zu wollen, würde vermessen sein. Sein ausgesprochenes Talent, bei kraftvoller, bedeutender Persönlichkeit, läßt noch manches erwarten, aber es liegt auch die Befürchtung nahe, daß die freie Entfaltung des Menschen, die dennoch der Sonne des Lebens und der Stürme und Wetter bedarf, um zum Durchbruch zu kommen, unter dem Zwange klösterlicher Einsamkeit gehemmt werden könne. Bei einem Besuche, den der Padre Coloma in dem Colegio de Chamartin machte, drehte sich die Unterhaltung fast ausschließlich um die Schwierigkeiten, welche ein Jesuit habe, um den modernen Roman zu pflegen. Man hegte Bedenken gegen die Schriftstellerei in der Einsamkeit und flehte den Dichter förmlich an, dahin zu gehen, wo er leidenschaftliche Konflikte studiren, wo er sein Beobachtungstalent schärfen und seine Persönlichkeit stählen könne. Der Padre neigte mit einem feinen Lächeln den Kopf und erwiderte immer wieder: „Yo soy un Misianero, no un escritor profano. De mi sotana no puede salirme.“ (Ich bin Missionär, kein weltlicher Schriftsteller. Von meiner Soutane kann ich mich nicht losmachen.)

H. Keller-Jordan.

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. **Peter Nansen: Judiths Ehe.** Ein Roman in Gesprächen. Berlin, S. Fischers Verlag 1899. — Peter Nansens Name hat längst einen guten Klang — nicht nur in seinem Vaterland, sondern auch bei uns. Die bisher erschienenen Werke des dänischen Dichters: „Eine glückliche Ehe“, „Maria“, „Julies' Tagebuch“, „Gottesfriede“, „Aus dem ersten Universitätsjahr“ offenbarten ein ungewöhnliches Talent von ausgesprochener Originalität; sie wurden viel gelesen und sind zum Theil auch in der Beilage früher einer eingehenderen Besprechung gewürdigt worden. Sein neuestes Werk, mit dem er nunmehr nach zweijähriger Pause wieder an die Oeffentlichkeit tritt, zeigt von neuem all die Vorzüge und die Reize der eigenartigen Poesie Nansens. Bisher liebte der Dichter es, für seine Romane die Tagebuch- oder Briefform zu wählen, diesmal läßt er die Handlung sich in einem Dialog abspielen, den er übrigens meisterhaft handhabt. „Judiths Ehe“ stellt einen interessanten Ehekonflikt, der mit der Trennung der beiden Gatten seinen Abschluß findet, in Gesprächen zwischen den Helden in geistreicher Durchführung und glänzender Form dar. Ist er auch theilweise ein wenig weit ausgesponnen, so ermüdet er doch nirgends, noch läßt er auch nur dann und wann das Interesse an der Handlung erlahmen. Das an psychologischen Feinheiten reiche Werk wird gewiß dazu beitragen, Nansens schriftstellerischen Ruf zu festigen und zu erhöhen.

* **Mathematische Papyri.** Nachdem 5 Jahre seit der Bekanntmachung des Akhmimpapyrus (herausgegeben in den Mémoires de la mission archéologique française au Caire IX) verflossen sind, erhalten wir von einem neuen mathematischen Papyrus Kunde, der jenen, wenn er uns in derselben Ausdehnung erhalten geblieben wäre, an Bedeutung weit überträfe. Er ist von **Edgar Johnson Goodspeed** im „American Journal of Philology“ (XIX, 1, S. 25—39) in vortrefflicher Weise veröffentlicht. Wir erfahren, daß jenes Stück schon von dem bekannten Engländer Grenfell in Kairo angetroffen wurde, daß es aber dann verschollen ist, bis es der Amerikaner Ed. F. Ayer vor 3 Jahren in Kairo wieder auffand und es sogleich erwarb; durch ihn ist es jetzt in die ägyptische Abtheilung des Field Columbian Museum in Chicago gelangt. Der Papyrus, der der bekannten Fundstätte Fayum entstammt, ist 40.5 cm lang und 21.3 cm breit; er enthält drei Schriftreihen, von denen die erste fast ganz verstümmelt ist. Die Schrift ist eine schöne Unzialschrift ohne Ligaturen, mit schmucklosen, festen, mittelgroßen Zügen. Bemerkenswerth ist das oft sehr kleine o; die länglichen Bogen des β berühren sich nicht, der obere ist in die Höhe, der untere in die Breite gerichtet; das ξ erscheint in drei verschiedenen Formen. Abkürzungen sind nicht selten; auffallend ist eine neue, 27mal wiederkehrende Form für *γίνεται*, etwa wie ein umgekehrtes C aussehend. Das ganze Aussehen des Blattes deutet auf ältere Zeit, und es wird Mahaffy der Wahrheit am nächsten gekommen sein, wenn er die Schrift dem Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. zuweist: die Aehnlichkeit der Schreibweise mit gewissen Herculanensischen Rollen ist sehr bedeutend. Den Inhalt bilden Flächenbeschreibungen, von denen zwei ziemlich gut erhalten sind; sie werden durch erläuternde Zeichnungen abgeschlossen. Aus gewissen Ausdrücken in der Darstellungsweise ist mit Recht gefolgert worden, daß man den Verfasser in der Heronischen Schule zu suchen habe, und wenn das öfter wiederkehrende Wort *ἄρουρα* einen Schluß auf die Absicht des Verfassers gestattet, so enthielt die Rolle wohl ein Uebungsbuch für Landmesser. Man darf wohl hoffen, daß der kleine Papyrus, der vorläufig unter allen Funden abgesondert erscheint, aus der Zahl der noch nicht geöffneten Oxforder Schätze einige Begleiter erhalten wird. — An dieser Stelle sei es gestattet, das Augenmerk auf einige Reste der Herculanensischen Bibliothek zu richten, deren wissenschaftliche Untersuchung noch Keiner unternommen hat. Es sind einmal die Ueberbleibsel von der Schrift des Epikuräers Demetrius über die „Geometrie“, welche der Papyrus 1061 bewahrt hat. Zwei Abschriften sind hievon gemacht worden, einmal die Oxforder, welche nunmehr in photographischer Wiedergabe vorliegt, dann die noch unbekannte Neapler Abschrift. Die Zeugen ergänzen sich gegenseitig, wenn auch nur sehr wenig vom Inhalt gerettet ist. Zwei erhaltene Figuren zeigen die Halbirung eines spitzen Winkels mit beigesetzten griechischen Buchstaben, im Text findet man Ausdrücke wie *πλευρά, γωνία, εὐθεῖα*; nur wenige Satztheile lassen sich wiederherstellen, am bezeichnendsten ist *τῆς [ἀναδιπ]λώσεως(?) ἐπ' ἄπειρον γινομένης ἐπ' ἄπειρον ἡ τομὴ ἔσται.* Mehr haben uns die Papyri 1642 und 1647 erhalten, welche, wie schon Domenico Comparetti gesehen hat, auf ein und dieselbe Rolle zurückgehen. Hier liegt mir die von den Neaplern besorgte, noch nicht veröffentlichte Abschrift vor. Die Schriftzüge sondern sich scharf ab von den anderen in den Herculanensischen Rollen angewandten Formen: am bemerkenswerthesten ist dabei die sehr augenfällige Vertheilung von Grund- und Haarstrichen. Wenn wir auch die Reste von 32 ehemaligen Kolumnen haben, so ist doch keine einzige Zeile erhalten, da bei der Oeffnung der Rolle der Schriftraum unglücklicherweise mitten durchgeschnitten worden ist. Die Worte *ἄγειν, εὐθεῖαν, γωνία, διάμετρος, ἐλαχιστοπλάσιον, κορυφή, παράλληλος, περιφέρεια, πλάτος, πλευρά*, sowie eine erhaltene Zeichnung weisen uns

auf geometrischen Inhalt hin. Sehr oft kehrt das Wort ἀπορία wieder, so z. B. ἀπορίαν συντίθ[εμι σημ]ασίας χάριν p. 1047 Fr. 4 ἡ ἀ[πορία οὖν . . κατακλείετα[ι ἐν τῶ]ι αὐτῶι ἀτόπωι Fr. 10, καὶ κατακλείεται πάλιν ὡς ἔφαμεν ἡ ἀπορία ἐν τούτωι ebenda. Der Titel und der Verfasser ist nicht erhalten: da jedoch sehr oft von den εὐθεῖαι die Rede ist, so wird vielleicht Fr. 27 zu ergänzen sein: τούτων τῶν ὑπομνημάτων κατακεχωρισμέν[ων περὶ τῆς ἰ]σότητος τῶν ε[ὐθειῶν. Die Aehnlichkeit des Inhalts legt es nahe, vorliegende Schrift dem Demetrius zuzuweisen, wenn sie nicht gar einen Theil seiner Geometrie gebildet hat. Mit dem Allerweltsnamen Dionysios, der an einer Stelle auftaucht, läßt sich nicht viel anfangen. Durch das gütige Entgegenkommen des Direktors des Neapler Museo nazionale, Giulio de Petra, sowie durch die freundliche Vermittelung der hiesigen Universitätsbibliothek ward ich in den Stand gesetzt, von den noch nicht veröffentlichten Papyri eine hinreichend genaue Abschrift zu nehmen, welche ich den eingehender forschenden Fachgelehrten bereitwilligst zur Verfügung stelle.

Halle a. d. S. Dr. W. Crönert.

* Zu den vier bisher bekannten pompejanischen Inschriften, die als militärische Wegweiser in Pompeji gedeutet werden, hat der Göttinger Archäologe H. Degering, wie er in den „Mitth. d. kais. Deutsch. archäol. Instit.“ (Röm. Abth.) berichtet, neuerdings durch systematisches Nachsuchen auf einem Pfeiler in Pompeji eine fünfte Inschrift aufgefunden, die, abgesehen von dem sprachlichen Interesse, das sie bietet, deßwegen wichtig ist, weil sie die Annahme, daß es sich bei allen diesen Inschriften um militärische Wegweiser handelt, bestätigt, während sie bisher vielfach noch als Bekanntmachungen von Droschken- oder Sänftehalteplätzen gedeutet wurden. Interessant ist, daß nach der neu gefundenen Inschrift die pompejanische Schuljugend Schreibübungen angestellt zu haben scheint. Auf dem Pfeiler, auf dem die neue Inschrift steht, befinden sich unten, gerade über dem Sockel, mancherlei Kritzeleien wirr durcheinander, die nichts anderes als Schreibübungen von Schülern sein können; einer der Schreibkünstler hat manche Buchstaben zu kleinen Bäumen ausgestaltet und dadurch unleserlich gemacht.

-rt- Mittlere Dichtigkeit der Erde. Gerade vor nunmehr 100 Jahren gelang es Lord Cavendish in London, die mittlere Dichtigkeit der Erde zum erstenmale in exakter Weise experimentell, unter Anwendung eines von Pfarrer Michell nach dem Prinzip der Coulomb'schen Drehwaage konstruirten Horizontalpendels, zu bestimmen. Ihm folgte auf dem gleichen Wege eine Anzahl von anderen Gelehrten, so Reich in Freiberg, Baily in London, Cornu und Baille in Paris und in neuester Zeit mit sehr verbesserten Apparaten Professor Eötvös in Budapest und Pater Braun, S. J. in Mariaschein (Böhmen). Professor v. Jolly in München dagegen hatte Ende der 70er Jahre damit begonnen, die mittlere Dichtigkeit der Erde unter Zuhülfenahme einer gewöhnlichen, mit den für den besonderen Zweck erforderlichen Vorrichtungen versehenen Waage zu bestimmen, und die gleiche Methode haben in neuester Zeit, wie wir schon kurz berichteten, die HH. Richarz und Krigar-Menzel in Berlin angewendet. Mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften und des preußischen Kriegsministeriums haben sie bereits 1884 (in Spandau) damit begonnen, eine Neubestimmung der Gravitationskonstante, bezw. der mittleren Dichtigkeit der Erde durch Wägungen auszuführen, über deren Ergebnisse sie nunmehr in Wiedemanns Annalen der Physik und Chemie (Bd. 66, Heft 2) berichten. An den beiden Schalen der hiebei benutzten „Doppelwaage“ hing vermittelst je einer Stange von 226 cm Länge noch eine zweite untere Schale. Zwischen die oberen und unteren Schalen wurde ein mehr als 2000 Ztr. schwerer, nahezu würfelförmiger Bleiklotz von rund 9 cbm Inhalt gebracht und die bei der oberen Waagschale zur Schwerkraft der Erde hinzukommende, bei der unteren dieselbe vermindernde Attraktion dieser Bleimasse auf die Gewichte (je 1 kg) durch genaue, alle hiebei in Betracht kommenden Faktoren berücksichtigende Wägungen bestimmt. Es würde zu weit führen, auf fernere Details hier einzugehen, wir müssen uns damit begnügen, die Ergebnisse dieser mit größter Sorgfalt ausgeführten subtilen Messungen mitzutheilen. Die Gravitationskonstante fand sich, auf die üblichen Einheiten bezogen, zu 6.685 ± 0.011; die mittlere Dichtigkeit der Erde ergibt sich hieraus zu 5.505 ± 0.009.

Es dürfte einiges Interesse bieten, das letztere Ergebniß mit den Resultaten der wichtigsten anderweitigen Beobachtungsreihen, die bisher in dieser Beziehung ausgeführt wurden, in Vergleich zu setzen.

Es erhielten

Beobachter	Zeit	Methode	Mittl. Erddichtigkeit
Maskelyne (nach James)	1775	aus Lothabweichungen	5.32
Cavendish	1798	Drehwaage	5.48
Reich	1838	"	5.49
Baily	1843	"	5.67
Reich	1852	"	5.58
Airy (nach Haughton) .	1856	Pendelapparat	5.48
Cornu und Baille . .	1878	Drehwaage	5.590
v. Jolly	1881	gewöhnl. Waage	5.692
Wilsing	1888	Pendelapparat	5.577
Boys	1889	Drehwaage	5.527
Pointing	1890	"	5.493
Eötvös	1894	"	5.529
P. Braun	1894	"	5.528
Richarz und Krigar-Menzel	1896	gewöhnl. Waage	5.505

Wie man sieht, nähern sich allmählich die Ergebnisse der verschiedenen Beobachtungsmethoden in befriedigendster Weise; der Werth 5.53 dürfte dem wahren Werth der mittleren Erddichte wohl sehr nahe kommen.

* **Bonn.** Der hiesige Privatdozent Dr. Alfred Körte hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie an die Universität Greifswald erhalten und wird zu Beginn des nächsten Sommersemesters dem Rufe Folge leisten.

* **Halle a. S.** Auch die hiesige Universität läßt Frauen zu den anatomischen Kursen zu, und es finden sich deßhalb in diesem Wintersemester in Halle 6 Studentinnen der Medizin. Im ganzen sind überhaupt 11 Damen als Hörerinnen zugelassen, 6 hören Medizin und 5 Philosophie. Davon sind 6 Deutsche, 1 Dänin, 1 Engländerin und 3 Amerikanerinnen.

* **Aus Oesterreich.** Außer der von uns schon berichteten Ernennung des Hofraths Dr. Philipp Knoll zum ordentlichen Professor für allgemeine und experimentelle Pathologie an der Universität Wien werden jetzt noch die Ernennungen des außerordentlichen Professors Dr. Richard Paltauf zum ordentlichen Professor für allgemeine Pathologie und pathologische Histologie an derselben Hochschule, sowie des Privatdozenten Dr. Ladislaus Leopold Jaworski zum außerordentlichen Professor des österreichischen Zivilrechts an der Universität Krakau offiziell bekanntgegeben.

* **London.** Am 19. November ist Sir John Fowler, der Erbauer der berühmten Forth-Brücke, im Alter von 81 Jahren verstorben. Sein Name ist mit dem Ausbau des Eisenbahnschienennetzes in England eng verknüpft. Nachdem er schon eine Menge Brücken, Viadukte und Tunnels gewissermaßen nebenbei entworfen hatte, schuf er sein bekanntestes Werk, die erwähnte Brücke über den Firth of Forth, die Baker begonnen hatte. Dieses mächtige Bauwerk hat eine Länge von 2466 m und eine Höhe von 47.7 m über dem höchsten Wasserspiegel, an den Schienen gemessen. Der Bau dauerte von 1882 bis 1889 und kostete die Summe von 50 Millionen Mark.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Chr. Eckert: Das Mainzer Schiffergewerbe in den letzten drei Jahrhunderten des Kurstaates. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Max Huber: Die Staatensuccession. Völkerrechtliche und staatsrechtliche Praxis im 19. Jahrhundert. Ebd. 1898. — Bericht über die 5. Versammlung deutscher Historiker zu Nürnberg vom 12.—15. April 1898. Ebd. 1898. — Deutsche Kunst und Dekoration. II. Jahrg. 2. Heft. Sonderheft: Karlsruher Künstlerbund. Darmstadt, A. Koch 1898. — Prof. Lutz Korodi: Die Honterus-Jubelfeier und die sächsischen Vereinstage in Kronstadt. Kronstadt, H. Zeidner 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 24. November. Nummer 267.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalspreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Volkslied und Volksgesang.

Von Dr. Franz Bachmann.

Die Quellen der Volkslieder aufsuchen heißt zugleich den Quellen allen Kunstlebens nachgehen. Die Kunst beruht auf demselben Fundamente wie das Volkslied, ja sie ist im Grunde nur ein erweitertes Volkslied. Wo sie den Boden des Volksempfindens verläßt und sich einem zeitlich und räumlich bestimmten und beengten Geistesleben einfügt, wo sie über den heute im Laufe von Jahrhunderten gewonnenen und reichlich vorhandenen Kunstmitteln in Architektur, Musik und Malerei den Ursprung ihres Seins hintansetzt und mehr mit diesen gewonnenen Mitteln, als mit den Urkräften rechnet, wird sie eine Afterkunst und fällt, wie die Geschichte aller Kunst beweist, der Werthlosigkeit für die Menschheit, für die sie aber der Interpret allgemein menschlicher Empfindungen und Gedanken zu sein die Ehre hat, anheim. So führt der Weg zur rechten Kunst, vor allem zur musikalischen, durch das Volkslied, und fußend auf dem Volksliede finden wir die rechte Stimmung und die rechte Kritik gegenüber allen Erscheinungen der selbständig gewordenen Tochter der Volksphantasie, der Kunst überhaupt. Unsre größten Dichter und Komponisten haben dem Volksliede die höchste Achtung bezeigt; es war auch ihnen ein Prüfstein für ihre künstlerische Thätigkeit, wenn sie den Ton des Volksliedes erreichten; so Goethe, so Uhland. Bekanntlich galt die Thätigkeit des Letzteren lange Jahre hindurch dem Sammeln von Volksliedern aus dem ausgehenden Mittelalter. Ein Mozart wollte seinen Ruhm hingeben für Kompositionen des religiösen Volksgesanges, des alt-gregorianischen Chorals.

Eine volksliedbildende Thätigkeit gibt es heute nicht. Von allen Freunden eines gesunden Volks- und Kunstlebens ersehnt, weicht sie leider zum Schaden beider in immer weitere Ferne, und es wird fast als ein künstlerisches Ereigniß betrachtet, so es Einem gelingt, in der Sprache des Volksliedes zu singen. Das, was heute uns als Volkslied entgegentritt, kann dem Kenner alter Lieder nur als eine höchst unvollkommene Abart erscheinen, über die man indessen nicht einfach hinweggehen darf, da sie doch besser als das reine Nichts ist. Denn wie soll der in dem Volksbewußtsein schlummernde Trieb, zu singen und zu sagen, Früchte zeitigen, wenn das Gemüth des Volkes sowohl in seiner profanen als religiösen Art zu empfinden, sich zu äußern, gehemmt, wenn die Freiheit unterdrückt, die Fähigkeit ihm genommen wird, wenn es infolge der tausend ungelösten Widersprüche, die ein verkehrtes Popularisiren wissenschaftlicher Hypothesen ihm herzuträgt, sich in stete nervöse psychische und physische Unruhe versetzt sieht: wie soll es religiös sich emporschwingen im erhabenen Lied und Gesang, wenn in seinen Glauben an den alles schaffenden gnädigen Gott Tropfen temporärer Darwinistischer Erkenntnißweise hineingemengt werden, wenn ihm von dem dargebotenen Genuß materieller Güter die Kraft zu ideeller Arbeit und die Freude daran genommen wird! Wo soll das allgemeine Volksbewußtsein herkommen, wie soll es innerlich erstarken, wenn alte Tugenden des Volkes als antiquirt über Bord geworfen und seine alten Helden als Vertreter eines gemeinen Egoismus gebrandmarkt werden! Und gerade das Gebiet, das von jeher zu Lust und Leid, zu Schmerz und Freud, zu den tiefsten Empfindungen der menschlichen Brust Anlaß gegeben hat: das der zarten, innigen, keuschen Liebe, hat in ekelhafte französische, mit germanischer Plumpheit gepaarte Sinnlichkeit sich schon vielfach bei der Jugend verwandelt. Wir sehen so, daß dieselben Erscheinungen, welche die soziale Erkrankung des Volkes kennzeichnen, welche bei allen äußeren Fortschritten des deutschen Volkes doch einem oft die Freude und die Hoffnung für die Zukunft desselben trüben, es sind, welche das Zurücktreten der Volkslieder verursachen. Das Volk, das in seinem Gemüthe keinen Halt mehr besitzt gegenüber den täglich wechselnden Erscheinungen, sich von denselben zu nervöser Gereiztheit hinreißen läßt ohne Festigkeit, ohne Ruhe, ohne Treue, ohne Liebe, stets den Stachel des individuell bestimmten, des stolzen, allein berechtigten elenden Ichs hervorkehrt, kann kein Lied dichten, kein Volkslied singen.

Dazu treten Ursachen musikalischer Art. Die traurigen Folgen einer musikalischen Verbildung des nach unsrer Meinung musikalisch nicht gerade schlecht begabten deutschen Volkes in seinen gebildeten Kreisen und in seinen Lehrern treten auch schließlich im Volke selbst zutage. Man vergleiche den trefflichen Aufsatz von Dr. Arthur Leide über musikalische Erziehung in den „Bayreuther Blättern“ vom Jahre 1894. Das Volk glaubt heute erst mit dem Erlernen irgend eines Instruments musikalisch zu werden; der schöne Gesangs- und Herzenston muß dadurch zurücktreten. Bis hinauf in die Dachkammern hat das unglückselige Klavier seinen Weg gefunden und mit seinen klappernden, unreinen, schwindsüchtigen Tönen, bei dem 50-Pfg.-Unterricht, der darauf ertheilt wird von Fingern, die in dem traurigen Kampf ums Dasein zugleich mit Stricken ihr Brot verdienen müssen, bringt es immer mehr Unsauberkeit in das tonale Empfinden des Volkes hinein und wird so von nicht zu ermessendem Nachtheil für das musikalische Leben des Volkes überhaupt.

Wie auf dem profanen Gebiete, so finden wir auch auf dem des religiösen Volksliedes heute keine Produkte, die denen der Vergangenheit des 14. und 15. und besonders des 16. Jahrhunderts sich an die Seite stellen ließen. Die heutigen Volkslieder kennzeichnet vor allem das, daß es Produkte einzelner, individueller Menschen sind, welche mehr in Anlehnung an die ursprünglichen herrlichen Vorbilder, als in der Noth des vollen Herzensdranges entstanden sind. Gerade auf religiösem Boden kann man die ungeheure Bedeutung des Volksliedes ermessen.

Die beredtesten Boten des Geistes der Reformation waren die Volkslieder, die Luther, der Mann des Volkes, in welchem sich das Gemüth und der Geist des Volkes verkörpert hatten, sei es dem profanen, sei es dem religiösen Schatz des Volkes entlehnte, die er in geistig gereinigter Form dem Volke wieder darbot. Die Begeisterung des Volkes für die religiösen Gedanken wurden geweckt und genähet durch diese Volkslieder. Hatte das Volk schon vorher Bedürfniß, in seinem feierlichen Gottesdienst zu singen, welches Bedürfniß aber durch die Bevorzugung des klerikalen Gesanges nur in geringem Maße befriedigt wurde, so wuchs dieser durch die Darbietung solcher Schätze aus alter und jüngster Zeit, und ganz Deutschland hallte wieder von dem gewaltigen religiösen Volksgesange. Noch bis ins 17., ja 18. Jahrhundert dauerte diese religiöse Volksliedbewegung, deren Bedeutung jetzt auch die katholische Kirche schätzte, indem sie in der Herausgabe von Kirchengesangbüchern dem Bedürfniß des Volkes Rechnung trug. Der evangelische Volksgesang verdankt dieser Zeit noch das in Wort und Ton unerreichte: „O Haupt voll Blut und Wunden", dessen Melodie dem weltlichen Volksliede entlehnt: „Mein Gemüth ist mir beschweret", hier seine Verklärung gefunden hat. Auch das Lied „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" entstand noch zu dieser Zeit und war musikalisch und formal textlich vom Volke bereits vorgedichtet. Und heute: mit tiefer Beschämung muß die evangelische Kirche auf das Einst zurückblicken. Rationalismus und Pietismus haben hier trostlose Zustände geschaffen. Von dem reichen religiösen Melodienschatz sind heute vielleicht noch 20—30 Lieder im Besitz einer kirchlichen Gemeinschaft, und die eifrigen Bemühungen um Hebung des evangelischen Choralgesanges haben noch nicht den Erfolg gehabt, den sie verdienen — aus Ursachen, die sich aus unsern Darlegungen von selbst ergeben. Auf katholischer Seite ist man gleichfalls heute bemüht, den Volksgesang zu heben. Ein vortreffliches Gesangbuch mit theilweise trefflichen und neuen Melodien ist das von Mohr herausgegebene „Magnificat" (erschienen in Freiburg). Wir können hier indeß noch weniger Hoffnung haben für Hebung des Volksgesanges, für die Bestrebungen dieser Art, als denselben durch die Bevorzugung des gregorianischen Chorals und Zurückdrängung des Gesanges des Volkes in der Kirche während des Hauptgottesdienstes die Spitze von vornherein abgebrochen scheint.

Dürfen wir unter diesen Verhältnissen überhaupt hoffen, mit unserm regen Interesse, mit unsern Bestrebungen noch etwas zu erreichen? Können wir bei der gewonnenen Erkenntniß der schweren und einflußreichen Ursachen des Rückgangs des Volksliedes erwarten, dem Volke etwas wiedergeben zu können, wofür es nicht mehr recht disponirt erscheint? — Warum nicht? Die Erkenntniß der Schwierigkeiten schärft nur unsre Waffen, und das herrliche Ziel gibt uns freudige Kraft. Es liegt keine vergebene Liebesmüh in der Arbeit, dem Volke die herrlichen Schätze vergangener Zeiten, das Erbe seiner Ahnen, in welchen sich typisch das deutsche Volksgemüth der Gegenwart offenbaren will, zugänglich zu machen. Eine derartige Differenz des deutschen Volkes von Einst und Jetzt in seinem Empfinden, in seinem Ausdruck existirt in der That nicht. Wir würden sonst nicht Kinder deutschen Lebens, deutschen Geistes, deutscher Art sein. Das poetisch musikalische Organ des deutschen Volkes zur Aufnahme des Alten wie zur eigenen Produktion kann infolge des Ueberwucherns von eigenartigen inneren und äußeren Einflüssen in seiner Aktion gehindert sein. Für die Freunde eines national vertieften Volkslebens, aus dem ein Volkslied entstehen kann, gilt es, dieses Organ wieder bloßzulegen, es wieder kräftig zu gestalten. Auch wir, die wir heute durchaus nicht frei sind von dem Einflusse des kalten Geistes der Zeit, sorgen doch bei uns dafür, daß dies Organ nicht ersterbe. Warum also dem Volke hier nicht in jeder Weise zu dienen suchen, das dieser Wohlthat noch viel mehr bedarf? Man verbinde auch das Volk poetisch-musikalisch mit seiner Vergangenheit, wie wir unsrerseits in künstlerisch nicht tiefen und produzirenden Zeiten, umbraust von den Sturmesfluthen eines zerfahrenen Philosophismus, in unserer Sehnsucht nach den das Herz befriedigenden Erscheinungsformen des Lebens uns an die Vergangenheit wenden und aus den Werken unsrer besten Meister, dieser individuellen Repräsentanten des höchst entwickelten Volksgeistes, uns Kraft und Freude in die Gegenwart herüber holen.

Freilich, das müssen wir uns von vornherein sagen, daß Bestrebungen, die ausschließlich von dem Volksliede bestimmt sind, d. h. die nicht das Volkslied im Rahmen des allgemeinen Volkslebens zu fassen verstehen, keinen Erfolg haben. Man darf eben nicht erwarten, Früchte von den Dornen zu lesen. Wer für das Volkslied arbeitet, muß auch für das Volk selbst arbeiten.

In welcher Weise dies zu geschehen hat, ist nicht einfach sozialpolitisch zu regeln. Es hängt von den einzelnen sittlichen Potenzen ab, über welche der Einzelne innerhalb seiner Gesellschaft verfügt. Aber was das rein Musikalische des Volksliedes, des Volksgesanges betrifft, so können wir in kurzem eine Richtschnur geben. Dazu gehört eine kurze Kritik dieser Bestrebungen nach der musikalischen Seite. Da ist zu bedauern, daß die an sich guten Bestrebungen um Restituirung des Volksliedes und Volksgesanges von solchem musikalischen Unverstand geleitet sind, daß ein Erfolg nicht eintreten kann. Der Gesangsunterricht, den das Volk von Staats wegen erhält, ebenso der Gesangsunterricht an höheren Mädchen- und Knabenschulen wird nicht von wirklich musikalischen Gesichtspunkten aus gegeben, so daß das Volk in seinem musikalischen Empfinden auch nicht gefördert werden kann. Der Gesangsunterricht für das Volk wandelt auf Bahnen der äußeren Kunstgesangsmache. Blättern wir die Gesangsliteratur durch, so finden wir, daß eine einseitige Singemethode in der menschlichen Kehle wohl Töne hervorbringen lehrt, aber keinen Gesang, der aus dem Herzen kommt. Veräußerlichung hier wie dort. Und nach solchen staatlich anerkannten und belobten Methoden wird dann der Gesangsunterricht für das Volk eingerichtet. Wir können zusammenfassend sagen, daß die gesangmusikalische Bildung des Volkes — nicht die unsrer Vorfahren — fast ausschließlich von der Tonbildung als solche ausgeht, indem sie z. B. Töne singen läßt, wie c-d, d-e, e-f, f-g aus der Tonart C-dur. Sie verfällt sofort in den Fehler, der sich aus der Veräußerlichung der musikalischen Kunst überhaupt herleitet, den Nachdruck auf den äußeren gesungenen Ton zu legen. Damit ist aber der musikalischen Bildung durchaus nicht gedient. Man muß hier wohl unterscheiden: Tonbildung und musikalische Bildung ist heute durchaus verschieden. Die jahrelang betriebene Tonbildung in Konservatorien und ebenso in der Volksschule bedingt noch lange keine musikalische Bildung. In Einfalt setzt man bei der Pflege der Tonbildung voraus, was Ziel alles musikalischen Lebens sein soll. Um eine Reihenfolge von Tönen, wie die oben angegebenen, mit musikalischer Sicherheit und Reinheit zu singen, muß schon eine musikalische Bildung vorausgehen. Das scharfe, aber nicht unwahre Wort eines bekannten Münchener Musikers bleibt sonst bei aller Musikpflege, bei allem Hören, bei allem Singen mit Recht bestehen: das Volk weiß nicht mehr dur und moll zu unterscheiden, und das, setzen wir hinzu, hat mit ihrem Singen die Lorelei gethan. Eine echte musikalische Volksbildung muß von rein musikalischen Gesichtspunkten ausgehen, nicht aber von solchen, die durch das jeweilige Instrument, hier durch das menschliche Organ

der Kehle, bedingt sind. Die letzteren sind sekundär und müssen sich den ersteren unterordnen. Das scheint mir der Fehler der gesammten Musikbildung von heute zu sein, daß das — ein Wort Rich. Wagners aus „Oper und Drama“ im allgemeineren Sinne angewendet — was Mittel zum Zweck ist, zum Zweck geworden ist und umgekehrt, was Zweck ist, zum Mittel herabgesunken ist, mit dem man klingende Kapriolen ausführt. Es ist charakteristisch, daß gerade diejenigen Instrumente, welche eine höhere Stellung im Musikbetriebe sich erworben haben, ihre Mittelstellung immer mehr abstreifen und nach einer Zweckstellung streben.

Der rechte musikalische Unterricht hat den Schüler mit dem Material, mit dem er arbeitet, nach seinem inneren Wesen genau bekannt zu machen. Der Schüler hat das rechte Tonalitätsgefühl für dur und moll, die Sicherheit der diatonischen Tonleiter von dur und moll, die Grundlagen modern-musikalischen Ausdrucks zu finden. Der Schüler muß die Beziehungen der Töne zu dem Grundton, die Beziehungen der Hauptaccorde zum Grundaccord erkennen und nachempfinden lernen. Aus Grundton und Grundaccord geht, wie aus dem Quell der Bach, der Fluß, der Strom alles musikalische Leben, alle musikalische Entwicklung hervor. Wo man bisher im Gesangsunterricht die Stärkung des Tonalitätsgefühls bezweckte, ließ man die Tonleiter singen oder man zerlegte die Tonleiter in zwei Tetrachorde und ließ in diesen Tetrachorden die einzelnen Töne zuerst in Sekundschritten, dann in Terz-, dann in Quartschritten folgen. So der bekannte Schweizer Gesangspädagog Nägeli. Man bedachte ferner dabei gar nicht, daß die einzelnen Ganztonschritte c-d und d-e schon an sich verschieden sind, daß die Existenz des Halbtonschrittes e-f dem Verständniß nahe gebracht werden muß. Es war und es ist dem Zufall völlig anheimgegeben, wenn aus diesen Uebungen im Kinde sich das sichere musikalische Gefühl für die diatonische, noch dazu in temperirter Stimmung klingende Tonart bilden soll. Mit den Tetrachorden, mit den Tonleitern wird das Wesen der Tonart eben gar nicht erfaßt. Dasselbe beruht auf der Verbindung des Grunddreiklangs, des tonischen, mit dem auf der Unterquint gebildeten Unterdominantdreiklang und mit dem auf der Oberquint gebildeten Oberdominantdreiklang. (cfr. die auf akustischen musikalischen Gesetzen aufgebaute Harmonielehre von Riemann.) Diese Dreiklänge als Fundamente aller musikalischen Entwicklung müssen einzeln, dann in der Verbindung zu zweien, dann zu dreien, resp. als Kadenz — Tonica, Unterdominante, Oberdominante, Tonica — in das musikalische Gefühl des Schülers mit voller Klarheit und Bestimmtheit eingefügt werden. Mit Nothwendigkeit wird sich daraus das moderne Tonalitätsgefühl gestalten, und mit dem Erfassen der Tonalität ist das Rückgrat geschaffen für Töne und Intervalle, die sich innerhalb einer Oktave bewegen. „Daß dieser Weg der sachgemäßere ist“, sagt der Gesangspädagog und scharf denkende Theoretiker Karl Eitz in dem Osterbericht der II. Bürgerschule zu Eisleben vom Jahre 1896, „beweist schon die einfache Thatsache, daß jeder normal veranlagte Mensch auch bei ungenügendem Unterricht dahin gelangt, daß er sich in die betreffende Tonart versetzt fühlt, deren Grunddreiklänge ihm in einer kurzen Kadenz vorgeführt werden. Das Choralvorspiel in der Kirche und seine Wirkung ist dafür der beste Erfahrungsbeweis. Wenn man aber diesen sachgemäßen Weg einschlagen will, so muß man auch den Muth haben, das alte Vorurtheil aufzugeben, daß mehrstimmige Uebungen sich nur für gereiftere Schüler schicken. Man muß dagegen so früh wie möglich den mehrstimmigen Gesang pflegen. Mir ist es bis jetzt vorzüglich gelungen, mit 8 jährigen Schülerinnen diesen Weg zu beschreiten. Sie singen bald leichte drei-, ja vierstimmige Uebungen mit großer Lust und tadelloser Reinheit und man hat dann alle Vorbedingungen gewonnen, um auch die Volkslieder mehrstimmig singen zu lassen.“ Einen wirklich vortrefflichen Weg hat Eitz[1]) in seiner Gesangmethode dafür gefunden: die Schüler singen zuerst die Töne der Dreiklänge nacheinander, zum Beispiel c-e-g und e-g-c und zwar im Dreivierteltakt, jede Note auf einen Takt, im Rhythmus $^2/_4 + ^1/_4$ (cfr. den Anfang des Liedes: Mit dem Pfeil und Bogen). Daß eine Schwierigkeit vorhanden ist für den Anfänger, diese Töne anstatt nacheinander zusammen zu singen, fühlt Jeder. Eitz führt deßhalb die Form des Kanons ein, d. h. er theilt die Schüler in drei Abtheilungen und läßt das obige c-e-g-c in der beschriebenen Weise nur eben mit nacheinander folgenden Einsätzen singen. Das c-e-g haftet bereits in dem musikalischen Gefühl der Schüler und sie lassen sich nicht durch andere Stimmen verblüffen.

Der Raum verbietet uns leider, diese gesangspädagogischen Gedanken weiter auszuführen, wir verweisen daher dringend auf den oben erwähnten Bericht. Aber wir können nicht umhin, diese Gedanken in ihrer Einfachheit genial zu nennen, und als wir zuerst denselben lasen, blitzte in uns ein Hoffnungsstrahl auf, daß die Macht der oberen Stimme als melodieführende, die sie nun gut 200 Jahre innegehabt hat zum Guten und zum Schlechten, wieder auf das richtige Maß gebracht wird, und daß das Volk auch in den unteren Schichten wieder selbständig melodisch empfinden lernt und sich halten kann; eine Hoffnung wurde lebendig, daß die alten Volkslieder und Madrigale in ihrer herzerquickenden Reinheit und musikalischen Tiefe, die zu singen heute selbst geübten Sängerchören nur mit großen Schwierigkeiten gelingt, doch noch einmal das Licht der Welt erblicken können, ja daß die Herrlichkeit des alten Kirchen- und Volksgesangs wieder erstehen kann. Und wir glauben uns nicht zu täuschen. Die musikalische Volksbildung von heute ist auf einem Punkt angelangt, daß sie nicht trauriger werden kann. Die Mißachtung wirklich musikalischer Gesetze, der Nachdruck, der auf die Beherrschung des äußeren Tones gelegt wird, trägt die Schuld daran. Eine Reaktion ist erforderlich. Hier bietet sich uns eine auf den einfachsten musikalischen Gesetzen beruhende Bildung des musikalischen Gefühls des Volkes dar, und unsre Hoffnung hat realen Boden unter den Füßen.

Die Klarheit dieser wirklich musikalischen Gesangsmethode wird noch gehoben durch eine ebenso geniale Neubenennung der Noten. Die lautsprachliche Symbolik der Noten hat bekanntlich, ebenso wie die graphische, verschiedene Stadien durchgemacht, bis sie bei dem alt-gregorianischen, durchaus nicht mustergültigen a-b-c-d-e-f-g wieder angelangt war. Heute sind der Versuche mehrere gemacht worden für eine neue lautsprachliche Symbolik der Noten, aber ohne Erfolg, weil sie nicht nach rein musikalischen Gesetzen gedacht sind. Für die lautsprachliche Symbolik der Noten von Karl Eitz müssen wir wieder auf den Bericht verweisen. Wir können hier nur die Grundgedanken, die Eitz bei der Schöpfung derselben leiteten, darlegen. Er schreibt in jenem Bericht: „Unsre Notenschrift, welche sich das Weltbürgerrecht erworben hat, in welcher die musikalischen Schätze aller Kulturvölker verewigt sind, behauptet sich siegreich gegenüber allen Anfechtungen. Es ist für die Zwecke des elementaren Unterrichts aber auch gar nicht nöthig, an derselben irgend etwas zu ändern. Die Erfahrung hat auch belehrt, daß sie sehr wohl für dieselben fruchtbar verwerthet werden kann. Sie ist es ja auch gar nicht, welche die Entwicklung der Methodik des Gesangsunterrichts aufgehalten hat. Was uns hindert, ist die für das Solfeggiren ungeeignete Benennung, an deren Stelle

[1]) Seine Vorläufer auf diesem Gebiete, freilich mehr mit Berücksichtigung des höheren Chorgesangs, hat Eitz in Hauptmann und Wüllner.

wir sangbare Namen für alle durch die Notirung bezeichneten Töne gebrauchen. Da eine solche, das ganze musikalische Tongebiet umspannende lautsprachliche Symbolik fehlt, so muß versucht werden, sie zu schaffen. Wenn seinerzeit die graphische Tonsymbolik die lautsprachliche in der Vollkommenheit der Darstellung musikalischer Gedanken überholt hatte, so wäre vielleicht jetzt zu prüfen, ob der graphischen Notirung noch Mängel anhaften, die bei Schaffung einer neuen Lautsymbolik beseitigt werden könnten. Wenn das gelänge, so kämen wir in die umgekehrte Lage, daß die graphische Symbolik hinter der lautlichen zurückstände. Es wäre durchaus nicht nothwendig, daß dadurch unsre bisherige Notirung in ihrer Wirkungssphäre irgendwie beschränkt würde. Für das musikalische Denken wäre es gewiß ein großer Fortschritt, wenn die lautsprachliche Symbolik gewisse Mängel der graphischen ergänzte. Für das musikalische Denken, wie es sich bis jetzt entwickelt hat, käme in dieser Beziehung vielleicht nur zweierlei in Betracht. Innerhalb der Oktave bilden die zwölf chromatischen Stufen feste Punkte, auf welche wir alle musikalischen Töne vertheilen. Für das Spiel auf den Klaviaturen ist es nothwendig, die chromatische Stufe jedes Tones sicher zu wissen. Darum ist diese Beziehung der Töne zu den chromatischen Stufen gegenwärtig auf das engste mit dem musikalischen Denken verwachsen. Dem gegenüber besteht nun die Thatsache, daß weder unsre Notirung, noch die gebräuchliche Benennung der Töne dafür irgend welchen Anhalt bieten. Daß z. B. dis, es, feses auf ein und derselben chromatischen Stufe stehen, ist an den Symbolen nicht erkennbar, es muß besonders gelehrt und gemerkt werden. Ein anderer Mangel steht mit diesem in enger Beziehung. In den diatonischen Leitern, d. h. den Dur- und Moll-Tonleitern, wechseln ganze und halbe Tonschritte miteinander ab. Man sehe die schwarzen Notenköpfe der C-dur- oder einer anderen Tonleiter an, man vergegenwärtige sich deren Namenreihe, wie etwa c d e f g a h c, in beiden Fällen wird man finden, daß die symbolische Darstellung uns in Bezug auf die Lage der ganzen und halben Tonschritte völlig im unklaren läßt und daß hier ein im Laufe längerer Erfahrung erworbenes Wissen ergänzend einzugreifen hat. Das ist thatsächlich ein bemerkenswerther Mangel unsrer Tonsymbolik. Man muß von ihr verlangen, daß sie wesentliche Unterschiede, die auf die Geläufigkeit des Denkens einen fördernden Einfluß üben können, auch sinnbildlich veranschauliche." Möchten diese einfachen klaren Worte von Eitz zum Nachdenken und zur Erkenntniß führen, wie manche Schwierigkeiten in dem musikalischen Denken zwecks einer sicheren musikalischen Bildung noch ihrer Lösung harren. Für die von Eitz gefundene Lautsymbolik, die er praktisch und mit Erfolg für die Zwecke des Volksliedes auch im Elementarunterricht angewendet hat, müssen wir auf den Bericht selbst verweisen.

Wir wissen, daß jeder neue Gedanke einen Kampf zu bestehen hat, ehe er seinen Platz behauptet, ehe er alten Schutt weggeräumt hat. So hat auch dieser Gedanke bereits seinen Kampf gehabt und seine Feuerprobe bestanden. Von einer tonalen Autorität wie Helmholtz, mit dem Eitz im persönlichsten Verkehr stand, gewürdigt, vom Ausland anerkannt, ist er von dem musikalischen Decernenten des preußischen Kultusministeriums als ungeeignet für die Volksschule zurückgewiesen worden. Wahrlich, es bestätigt sich auch hier ein Wort H. Riemanns in seinen Präludien, daß wir Deutsche immer erst vom Auslande erfahren müssen, daß wir einen guten Musiker haben. Handelt es sich in diesem Falle auch nicht um einen Musiker, sondern um den Forscher und Theoretiker, so unterschreiben wir heute bei dem merklichen Rückgang einer soliden musikalischen Bildung doch das von uns erweitert angewendete Wort des katholischen Kirchenmusikers Proske, daß die Aufgabe des musikalischen Forschers heute ebenso wichtig sei wie die des ausübenden Musikers. Mit der Zurückweisung des Gedankens von Seiten der preußischen Unterrichtsbehörde ist derselbe noch nicht gefallen. Es wiederholt sich nur, was A. Seidl sagt, daß Konservatorien — und jener Decernent ist unsres Wissens Mitglied des kgl. Konservatoriums — ihres konservativen Namensursprungs getreu sich ablehnend gegen neue Gedanken halten. Uns hält das aber nicht zurück, für denselben einzutreten. Einige hervorragende Männer haben sich zusammengethan, das, was wir in den vorausgehenden Zeilen, wenn auch nur im Umriß, dargelegt haben, zuerst den Unterrichtsbehörden gegenüber zur Geltung zu bringen, damit das Volk aus der Veräußerlichung seines musikalischen Lebens zur Innerlichkeit geführt und ihm der herrliche musikalische Reichthum in seinem Lied erschlossen werde.

Wir halten diese Bestrebungen, dem Volke den Weg zu *seiner* Kunst zu bahnen, für gerechtfertigter und begründeter, als die, in das Empfindungs- und Geistesleben des Volkes die Resultate einer vorwiegend logischen, oft einseitig wissenschaftlichen Weltbetrachtung hineinzuwerfen, die Realien auf Kosten der idealen Momente für die Volkserziehung zu bevorzugen. Wir glauben damit auch besonders im wahren Geiste des Standes zu sprechen, der die Jugend des Volkes zu erziehen hat: des Volksschullehrers. Wir fordern für den Volksschullehrer, ohne ihm sein erwachtes wissenschaftliches Streben irgendwie beschneiden zu wollen, mehr eine, im Sinne des Volksliedes, künstlerische Vertiefung für seinen Beruf zwecks des Verständnisses der Volksseele, als eine mit der Zeit immer steigende wissenschaftliche Ausbildung, für die keine Grenzen zu finden sind. Jene führt ihn weit über seinen einfachen und heerlichen Beruf hinaus und bringt ihn infolge des Mißverhältnisses von seinem Wissen, seinen Berufspflichten gegenüber den jungen Kinderseelen, seiner äußerlich nicht gerade glänzenden Stellung in ein Dilemma, das schon heute schwer das Herz manches Volksschullehrers belastet, der den Ausgleich zwischen seinem Wissen und seiner Aufgabe nicht mehr finden kann; besonders des jungen Lehrers, in welchem die noch geringe Welt- und Lebenserfahrung das Korrektiv für das reich, aber unvermittelt aufgespeicherte Wissen nicht abgibt.

Dem Volkslied zum Segen des Volkes gelten diese Zeilen. Werden die einschlägigen Momente, die die Erreichung ermöglichen, klar erkannt, so wird es an der Realisirung nicht fehlen, aber auch vor allem nicht zuerst an Helfern, die sich mit uns in der Liebe zur Sache vereinigen werden, daß das Volk an seinem Liede, an seinem Gesange wieder eine ungetrübte herzliche Freude hat.

Aus Westindien und Nordamerika.

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

I. Die Insel Martinique.

Die französische Kolonie Martinique ist ein typisches, prachtvolles Tropeneiland. Nähert man sich von St. Lucia herkommend, über das dunkelblaue karibische Meer segelnd, der Insel, so stellen sich ihre wolkenumhüllten Berggipfel dem Auge in solcher Vertheilung dar, daß man glaubt, sie gehörten zwei Inseln an, von denen die eine, von der anderen durch einen schmalen Kanal getrennt, etwas nördlich gelegen erscheint. Diese Vorstellung wird durch die tiefe Einschnürung erweckt, welche die Bai von Fort de France bildet. Im Hintergrund der Bucht befindet sich jedoch eine weite Ebene und an diese anschließend ein Höhenzug, welcher

die Bergkomplexe des Nordtheils der Insel mit denjenigen des Südtheils verbindet.

Das englische Schiff, mit welchem ich meine Reise machte, trat jedoch nicht in den Hafen von Port de France, der nominellen Hauptstadt der Insel, ein, sondern setzte seinen Kurs nordwärts fort, um in dem weit betriebsameren und größeren St. Pierre anzulaufen. Als ich mein Gepäck in Ordnung gebracht hatte und auf das Verdeck hinausstieg, dampften wir bereits in den Hafen ein. Meinem überraschten Auge bot sich ein wundervolles Landschaftsbild dar. Ueber einer weiten Bucht mit flachgeschweifter Küstenlinie erhoben sich in reicher Gestaltung Hügel und hohe Berge. Unter diesen ragten besonders im Norden und im Süden je ein prächtiger vulkanischer Kegel hervor, um deren kühle Gipfel die Passatwinde einen leuchtenden Wolkenkranz niedergesenkt hatten. Die Landschaftsbildung ist überaus reich in den Formen, gleich derjenigen des Golfes von Neapel, Capri's, der Sorrentinischen Halbinsel. Aber nur unten am Strande, wo die Brandung arbeitet, ist hie und da ein kahler Absturz zu sehen. Sonst sind selbst die steilsten Hänge über und über mit der reichsten Vegetation bekleidet. Trotzdem bleiben die großen Linien der Landschaft schroff und mächtig; nur in den kleinen Zügen ist überall Milde und Weichheit ausgebreitet, wie ein sanftes grünes Polster, aus dem nur da und dort ein zackiger Trachytblock sich heraushebt.

Nur allmählich senkten sich meine Augen nieder zu den Hügeln, auf welchen die Stadt errichtet ist. Dieselbe war blank und stattlich, und die schönen Häuser, die Kathedrale mit ihren weißen Thürmen und vor allem die zahlreichen hohen Schornsteine schienen von Wohlstand und Betriebsamkeit zu zeugen. Palmen und Bananen, welche zahlreich zwischen den Gebäuden emporstrebten, gaben dem Bilde einen fremdartigen Reiz. — Der Hafen war von Segelschiffen der verschiedensten Nationen erfüllt, und als ich in die Tiefe blickte zu der unser Schiff umgebenden Meeresfläche, sah ich dasselbe umkreist von hundert kleinen Boten, in welchen nackte Neger in allen Abstufungen der Hautfarbe saßen, unter fürchterlichem Schreien ihre Dienste anboten, allerhand Produkte verkaufen oder nach Geldstücken tauchen wollten. Wie ich durch diese Bande hindurch mit meinem Gepäck heil an Land kam, den Kampf mit all diesen unabläßig schwätzenden Kerlen und das Lachen und Schimpfen und Fluchen und Schreien zu beschreiben, das ist unmöglich. Im Zollamt fand ich aber all mein Hab und Gut vollständig bei einander. Mein Begleitschreiben von der deutschen Botschaft in Paris verschaffte mir schnelle Geschäftserledigung; die zum Theil farbigen Zollbeamten waren sehr höfliche und wohlanständige Leute.

Nun war ich angelangt am Ziel einer lang gehegten Sehnsucht: zum erstenmale in den Tropen. Und wie mich die Folge lehrte, hatte ich mit Martinique die glücklichste Wahl getroffen; denn ich blieb vor all den Enttäuschungen verschont, welche andere Tropenreisende in ihren Reiseberichten so häufig erwähnen.

In den nächsten Wochen durchstreifte ich viele Theile der Insel, besuchte verschiedene Städte und Plantagen, bestieg die Berge im Innern, immer von neuem entzückt und angeregt durch die Pracht der Natur, gastlich aufgenommen von einfachen, vortrefflichen Menschen, forschend und genießend, so daß in meiner Erinnerung der Aufenthalt in Martinique den schönsten und harmonischsten Theil meiner Reise darstellt.

Die Insel besteht zum größten Theil aus vulkanischen Gesteinen, und die pittoresken Formen der Berge sind meistens auf Ausbrüche und Erhebungen von nicht sehr hohem Alter zurückzuführen. Vor allem charakteristisch für die Insel, mit Ausnahme ihres südöstlichsten Zipfels, ist ihr Wasserreichthum. Von den mit reichstem Urwald bedeckten Bergen rinnen Hunderte von kleinen Bergströmen und Bächen herunter; an einzelnen Orten sammeln dieselben sich in der Tiefe zu ganz ansehnlichen Flüßchen, von denen einer sogar in seinem Unterlauf von kleinen Dampfschaluppen befahren wird. Die Bäche haben in die weichen Tuffe und Bimsteine der Berge sich tief eingegraben und an vielen Orten schauerliche Schluchten und wilde Abstürze geschaffen. Diese Schluchten wie die Berge sind mit den schönsten Tropengewächsen bestanden; in ihren feuchten Gründen sind sie mit eleganten Baumfarnen geschmückt. Vor allem konnte ich auf kurzem Spaziergang jeden Tag die Vegetationspracht in dem sogenannten botanischen Garten genießen. Es ist dies ein wundervolles Stück Natur, in welchem die Gartenkunst sich nur am äußersten Rande durch wenige Anpflanzungen und ferner durch Anlegen von einigen Pfaden bethätigt hat. Die Zeit meines Aufenthalts war die günstigste, um mir die von vielen Reisenden vermißte Blüthenpracht der Tropen zu zeigen. Die ersten Frühlingsregen waren schon gefallen, und so begannen viele Kräuter und Sträucher und die großen Papilionaceen zu blühen. Außerdem ist Martinique sehr lianenreich; in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit schlingen sich die Kränze und Guirlanden um die Stämme und von Baum zu Baum. Dort erschien ein alter Urwaldriese, von dem blüthenreichen Tand nur leicht geziert, während hier ein junges Bäumchen von dem allzu üppigen Schmucke erdrückt wurde. Dabei alles erfüllt mit rothen, blauen, gelben Blüthenbüscheln und Glocken, umschwirrt von Kolibris, umschwebt von Schmetterlingen. Auch über dem Bach, den man weithin bis zu einer Kaskade verfolgen kann, flogen zahllose bunte Schmetterlinge und ließen sich auf die feuchten Steine nieder, um zu trinken. Jagd auf die schnellen Thiere zu machen, war aber fast unmöglich: wenn man den Falter nicht auf dem Pfad erhaschte, war er davon. Denn über den Pfad in den Wald hinauszudringen, ist so gut wie unmöglich. Einmal sind Gestrüpp und Unterholz so dicht, daß man nicht durchdringen kann, auch sinkt man in dem faulenden Mulm bis zu den Knieen ein; und dann muß man in Martinique stets sehr vorsichtig sein, da man überall auf die schreckliche Lanzettschlange, le fer de lance (trigonocephalus lanceolatus) stoßen kann. Vor diesem Ungeheuer herrscht unter den Creolen Martinique's eine geradezu panikartige Furcht. Die Neger, welche draußen am Rande der Wälder wohnen, sind mit dem Thiere zwar schon eher vertraut, aber auch oft vor Angst gänzlich rathlos, wenn sie dem gefährlichen Feinde gegenüberstehen. Dies Entsetzen ist sehr berechtigt; denn wir kennen unter sämmtlichen Giftschlangen keine schlimmere, als diese auf St. Lucia und Martinique beschränkte Form. Ist schon ihre Größe und Gewandtheit entsetzenerregend, so sind es noch viel mehr die Folgen ihres Bisses. Ich habe verschiedene Neger untersucht, welche von ihr gebissen worden waren; obwohl die Wunden mit sehr kleiner Narbe geheilt waren, hatte das Gift dennoch im Gesammtorganismus die auffälligsten Folgen hinterlassen. Ich fand Leute vor, welche einseitig oder an einzelnen Gliedmaßen dauernd gelähmt waren; Andere waren durch den Biß und seine Folgen in ihren geistigen Fähigkeiten erheblich geschädigt worden, Einige sogar gänzlich blödsinnig geworden. Weitaus die Meisten waren aber innerhalb weniger Stunden dem Gift erlegen, und fast jede Familie hat einen traurigen Fall aus ihrer Mitte zu berichten. Denn die Schlange ist in dem größten Theil der Insel sehr häufig und war es vor wenigen Jahren noch viel mehr. Seither hat man dort die Mangous, Verwandte des ägyptischen Ichneumon, eingeführt, welche bereits unter den Schlangen gehörig aufräumen; auf St. Lucia, wo sie viel früher eingeführt wurden, haben sie die Schlangen in der Umgegend der Ansiedelungen wirklich selten gemacht. Auf

beiden Inseln stellen sich jedoch bereits Klagen ein, denn erstens wüthen die Mangons wie unter den Schlangen, so auch unter dem Hausgeflügel und den Singvögeln, und zweitens vermehren sich auch die Ratten überall, wo die Lanzettschlange, ihre Hauptvertilgerin, ausgerottet wird, in ungeheuerlicher Weise. Wieder ein Beispiel für die wichtige Rolle, welche jede einzelne Art — mag sie uns auch noch so schädlich erscheinen — im Gleichgewichtssystem der Naturmächte spielt.

Besonders gefürchtet ist die Schlange in den Zuckerplantagen; gerade bei der Zuckerrohrernte kommen die meisten Unglücksfälle vor. Fast die ganze Insel ist in ihrem bebauten Theile mit Zuckerfeldern bedeckt; nur geringere Strecken sind mit Kaffee, Tabak und Kakao angepflanzt. Versuche, Indigo zu pflanzen, sind gänzlich mißglückt. In Gärten und Feldern gedeihen aber alle Tropenprodukte, und die französischen Pflanzer haben auch viele Gewächse ihrer Heimath importirt.

Wie für ganz Westindien, so ist auch für Martinique die Blüthezeit nach dem Emporkommen der Rübenzuckerindustrie in Europa vorüber gewesen. Speziell in Martinique wird ja wohl noch Zucker erzeugt; fast die ganze Ernte wird jedoch zu Rum verarbeitet. Diese Industrie ist es vorwiegend, welche die Insel vor dem Ruin bewahrt. Die Fabriken sind sehr sauber und reinlich, ganz nach dem Muster europäischer Anstalten gebaut, mit den neuesten Maschinen und Apparaten versehen. Trotz alledem gibt es aber überall auf der Insel Ruinen; man sieht auf Schritt und Tritt, daß die Insel ihre Blüthezeit hinter sich hat. Niemand kann allerdings sagen, ob nicht die neuesten Veränderungen in Westindien auch für die Kleinen Antillen wesentliche Folgen haben werden.

Am schönsten illustriren sich die erwähnten Verhältnisse, wenn ich den Besuch einiger Plantagen schildere.

Im Norden der Insel suchte ich eine „Habitation“ auf, welche einer Familie des alten französischen Adels angehört. Die Familie besitzt große Vermögen, betreibt also ihre Plantage und die Rumfabrikation hier ruhig weiter, wenn auch in manchem Jahr zugesetzt werden muß. Hier erhält man aber einen Eindruck, wie stolz früher solche Herrensitze gewesen sein müssen. Eine Allee führt zu einem hohen Thor, ein kleiner Garten wird durchschritten und ich stehe vor dem weißen, dreiflügeligen Herrenhaus. Eingang, Korridors, Säle, alles wirkt sehr vornehm, doch hat die Familie alle kostbareren Einrichtungsgegenstände nach Frankreich geschafft. Der Leiter der Plantage, ein Verwandter des Besitzers, empfängt mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit und führt mich in den Garten, wo er mich seiner Familie vorstellt: schöne Creolinnen in neuesten Pariser Toiletten, junge Männer in tadellosem Anzug. Der Garten verdankt seinen Schmuck noch dem Anfang des vorigen Jahrhunderts: einige barocke Statuen, Hecken, Rosengewinde und Teppichbeete. Dahinter ein kleiner „Jardin d'acclimatisation“. Hier werden Spargel, Artischoken, Trauben gezogen. Man bringt auf silbernen Platten in silbernen und krystallenen Gefäßen von wunderschöner Arbeit einen „petit punch colonial“, und dann begleiten mich die Herren durch die Wirthschaftsgebäude.

Es gibt da eine ziemlich bedeutende Viehzucht, besonders Pferdezucht. Dort ist die Zuckerfabrik, da die Brennerei, dort die Arbeiterwohnungen; man zeigt mir die unterirdischen Gewölbe, in denen früher ungehorsame Sklaven gequält wurden u. s. w. Aber auch hier gibt es Ruinen; ein großes Lagerhaus, welches von dem Cyklon zerstört wurde, ist nicht wieder aufgebaut worden.

Ein anderes Bild aus dem Süden der Insel! Ich reite an einem heißen Tage über dürre Hügel; im trockenen Gras springen vor meinem Pferde Hunderte von Heuschrecken auf, um mich blühen und duften die Mimosen. Mein Pfad lenkt zwischen Zuckerrohrfeldern ein, und unter hohen Tamarisken taucht ein kleines Herrenhaus auf. Ich reite auf dasselbe zu und halte überrascht inne: auf einer kleinen Plattform, die über den Abhang des Berges zum Meer in die Tiefe schaut, steht ein nackter schwarzer Triton und bläst lustig mit dem Muschelhorn in die Weite. Auf den Klang hin eilen Arbeiter aus den Feldern und Gebäuden herbei und versammeln sich unter den Bäumen vor dem alten Haus. Es ist Zahltag, und die Besitzer, zwei junge unternehmende, thatkräftige Männer, lohnen die Arbeiter und Arbeiterinnen unter freundlichen Scherzen und im schönsten Einvernehmen ab. Auch hier werde ich sehr liebenswürdig aufgenommen und man zeigt und erklärt mir alles in der entgegenkommendsten Weise. Auch hier überall Ruinen! Aber „neues Leben blüht aus den Ruinen!“ Das große Herrenhaus liegt in Trümmern, ebenso die Zuckermühle; aber: „Wir werden sie schon wieder in Gang bringen“, heißt es, und: „im nächsten Jahre wird das angebaut und im übernächsten jenes!“ Ein tröstendes Bild zielbewußter Arbeit in diesem Lande, wo sonst alles rückwärts geht.

Mit den jungen Männern unternahm ich gegen Abend noch einen Ritt zu der ehemaligen Besitzung des Marschalls Bertrand. Da ist nun alles verlassen und in Trümmern. Die Schlinggewächse der Tropen haben die Statuen verhüllt, der Teich ist von Kräutern ausgefüllt, und Flamingos haben von ihm Besitz ergriffen. Die Mühlen sind verfallen, ehemals der Stolz der Besitzer: eine Windmühle, eine Wassermühle und eine Dampfmühle! Halbwilde Schweine wühlen an den Wurzeln der alten Bäume, und auf der Schwelle des Wohnhauses ringelt sich eine Schlange.

Meine Freunde wurden durch diesen Anblick traurig gestimmt: wir ritten schweigend eine Weile zusammen, um dann Abschied zu nehmen. Ich ritt nach St. Anne zurück, während sie nach Hause zurückkehrten. Die Dunkelheit brach rasch herein; in den Kronen einer langen Palmenallee suchten Hunderte von schwarzen amselartigen Vögeln ihren Schlupfwinkel für die Nacht. Die Stimmen der Frösche erhoben sich im Sumpf, die Cikaden schnarrten und die Grillen zirpten. Aus allen Büschen brachen wie ein Feuerregen die leuchtenden Käfer hervor, und ein weicher linder Lufthauch vom Meere herüber brachte den ganzen schwermüthigen Zauber einer Tropennacht über mich.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Ueberbürdung der Lehrer.** Das neueste Heft des „Pädagogischen Archivs“ (Dürr'sche Buchhandlung) bringt den sehr bemerkenswerthen Vortrag, den Prof. E. Dahn bei der diesjährigen Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Düsseldorf über die Ueberbürdung von Lehrern und Schülern gehalten hat. Man spricht viel von der Ueberbürdung der Schüler und vergißt, daß durch die moderne Gestaltung des höheren Unterrichts die Lehrer ohne Zweifel noch weit mehr belastet werden. Jede einzelne Unterrichtsstunde ist technischer und dadurch anstrengender geworden; die Pensen werden strenger durchgeführt, die Korrekturen genauer genommen, bureaukratisches Schreibwerk hat immer mehr um sich gegriffen, meist ist auch die Zahl der Schüler gewachsen, die Zahl der Unterrichtsstunden aber ist gegenüber solchem Steigen der Ansprüche nicht vermindert, sondern vermehrt! Traurige Folgen dessen sind selbst äußerlich greifbar. Das Durchschnittsdienstalter der höheren Lehrer ist merklich geringer als das verwandter Stände (z. B. ist in Sachsen neulich das durchschnittliche Dienstalter der Pfarrer auf 28, das der Lehrer auf 21 Jahre statistisch festgestellt), von vielen Stellen kommen Klagen über wachsende Kränklichkeit, nervöse Abspannung, frühe Erschöpfung der Lehrer. Wie kann dabei

der Unterricht gedeihen, wie können die gesteigerten Forderungen der Gegenwart erfüllt werden? Prof. Dahn führt das im einzelnen weiter aus und zeigt auch positive Mittel zur Abhülfe. Die Sache ist zum guten Theil eine Finanzfrage: weniger Stunden, Entlastung von Nebendingen, kleinere Klassen, das zusammen würde Geld, nicht wenig Geld kosten, aber es wäre traurig und noch mehr thöricht, wenn ein Kulturvolk wie das deutsche so schweren Schaden einsähe und nicht die Mittel zu seiner Hebung aufbringen wollte. Denn daß es nur am Wollen, nicht am Können liegt, darüber kann kein Zweifel sein.

-w. The Skippers Wooing by *W. W. Jacobs* (Verlag von B. Tauchnitz, Leipzig) ist eine psychologische Studie voll feinen Humors. Der Kapitän eines englischen Küstenschuners — ein Schiffer von echtem Schrot und Korn, dabei gutmüthig und klug — wirbt mit großer Zaghaftigkeit um eine kleine, liebenswürdige Lehrerin. So arm sie ist, ihre Hand ist dennoch schwer zu erlangen. Ihr Vater, ebenfalls Schiffer, ist flüchtig geworden, weil er wähnte, er habe in der Hitze eines Streites einen Menschen erschlagen. Frau und Tochter bemühen sich vergebens, ihn wieder aufzusuchen, um ihm mitzutheilen, daß der Geschlagene nur betäubt gewesen sei. Das junge Mädchen, das außer dem Kapitän noch einen Freier hat, erklärt sich bereit, die Gattin des glücklichen Finders zu werden. Kapitän Wilson bietet alles auf, um den Verschollenen zu entdecken. Seine gesammte Mannschaft, vom Steuermann bis zum Schiffsjungen, Alle vorzüglich charakterisirt, helfen ihm bei seinen Nachforschungen. Das Leben auf dem Schuner, der Verkehr der Leute untereinander und ihr Bestreben, den Detektivs ins Handwerk zu pfuschen, sind im Genre eines Lustspiels mit sicherer, sachverständiger Hand geschrieben. Diese Erzählung zeigt, wie das ebenfalls in der Tauchnitz-Edition erschienene einbändige „Many Cargoes", daß der Verfasser mit dem Thun und Treiben, Denken und Fühlen der englischen „Seeratten" auf das innigste vertraut ist — die Schilderung des Seelebens ist seine Spezialität.

?c. **Berlin.** In der Novembersitzung der hiesigen „**Juristischen Gesellschaft**", die am 12. d. M. unter dem Vorsitz von Geheimrath Prof. Eck stattfand, sprach Rechtsanwalt Dr. Petong aus Spandau über die **Justizorganisation in Dänemark.** Der Vortragende, der sich im Land jenseits der Eider eingehend informirt hat, betonte im Eingang seiner Darlegungen den Werth, den eine Betrachtung der in diesem germanischen Gebiet gültigen Justizverfassung für die vergleichende Rechtswissenschaft besitze, und hob den seit Jahrhunderten bestehenden lebhaften Verkehr, der Dänemark mit den deutschen Landen verbindet, einerseits hervor, andrerseits erinnerte er an die Stellung, die das kleine Land jahrhundertelang selbst im Leben des skandinavischen Nordens innegehabt hatte, wie an den im letzten Menschenalter, trotz der politischen Verluste der 60er Jahre, erreichten hohen materiellen und geistigen Aufschwung. Kopenhagen, von jeher politisch privilegirt, wird von einem Sechstel der Bevölkerung des ganzen Landes bewohnt, doch kommt sein hohes Bildungsniveau dem gesammten Staat in seltenem Maß zu statten. Als kennzeichnende Merkmale für die Justizverfassung Dänemarks muß man neben der administrativen Dezentralisation das hohe Ansehen aufstellen, das dort der Richterstand genießt. Nach dem Staatsgrundgesetz vom 5. Juni 1849 ruht die richterliche Gewalt bei den Juristen. Die Richter als solche sind in Dänemark die verfassungsmäßigen Inhaber der Staatsgewalt. Es wird nicht im Namen des Königs Recht gesprochen, sondern im Namen des Richters. Sind Justiz und Verwaltung auch getrennt, so besteht doch eine Art von Personalunion zwischen den Trägern der beiden Funktionen, indem häufig Justizbeamte in die Staatsverwaltung ohne weiteres hinübergenommen werden, andrerseits die Verwaltungsbeamten oft in den Justizdienst und die in den Ministerien praktisch herangebildeten jungen Juristen in den Anwaltsstand übertreten. Besonders zu bemerken ist das Fehlen von Verwaltungsgerichten und Konfliktsgerichtshöfen, dagegen gibt es zahlreiche Spezialgerichte, Agrar-, Militär-, See- und geistliche Gerichtshöfe. Der in Dänemark durch die Verbindung von Ständen und Bürgerthum geschaffenen beschränkten Gewalt der Krone ist das Richteramt völlig abgenommen worden, weil die Kabinetsjustiz, die die „Alleingewaltskönige" geübt hatten, oft zu bitter empfunden worden war. Der Referent suchte in geschickter Weise den Bau der Justizorganisation von unten aufzuführen, indem er die Funktionen der niedrigsten Gerichte, der sogenannten Birkgerichte, darzustellen suchte. Diese Birkgerichte befinden sich an jedem Fischereiplatz, an jeder Handelsniederlassung auf den Inseln. Hier und in den Städten gilt das alte, bis ins 13. Jahrhundert hinauf zu verfolgende Birkerecht des Königs Erich III., das indessen, wie neuere Untersuchung ergeben hat, sich nur als eine Bearbeitung des **lübischen** Stadtrechts darstellt. Die Unterhaltung dieser Gerichte liegt der Gemeinde ob, während die Einkünfte der Richter aus Sporteln bestehen. Durch die Verfassung ist den dänischen Richtern wie in jedem modernen Staat die volle Unabhängigkeit gesichert, die Gehälter aller über den Birkrichtern stehenden Richter werden durch das Staatshaushaltsgesetz festgesetzt. Jede Aenderung in der Gerichtsverfassung oder im materiellen Recht hat durch die gesetzgebenden Faktoren zu geschehen, der König kann nur provisorische Verordnungen erlassen, die zu ihrer gesetzlichen Gültigkeit der Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften bedürfen. Bei der Beurtheilung der Kriminalfälle und der politischen Verbrechen ist die Mitwirkung von Geschworenen erforderlich. Im Handelsrecht besitzt die Regierung eine gewisse Prärogative zur Aenderung gesetzlicher Bestimmungen, die freilich auch die Sanktion der Legislative zu erfahren hat. Das Danske lof Christians V. von 1683 besteht als Kodifikation heute noch zu Recht. Daneben gibt es außer dem Strafgesetzbuch von 1876 keine moderne Zusammenfassung des dänischen Zivil- und Strafrechts. Aus diesem Gesetzbuche ist auch das Norske lof abgeleitet und bekanntlich wollte König Friedrich Wilhelm I. das Jus Danicum in seinen Staaten einführen. Wie die sogenannte Personalunion von Justiz und Verwaltung sich gestaltet, zeigt sich daran, daß die untersten Richter zugleich die Funktionen der Polizeibeamten in ihren Sprengeln ausüben, wie überhaupt die Polizeiverwaltung in Dänemark vom Justizministerium ressortirt. Gefängnißwesen, Medizinalverwaltung, Quarantänewesen, Vormundschaftssachen gehören zur ersten Abtheilung des Justizministeriums, während in einer zweiten Abtheilung Aushebungswesen, Schulwesen und Fideikommisse dem Ressort des Justizministers unterstellt sind, der zugleich Minister für Island ist. Dem Ministerium des Innern unterstehen die Dinge, die auch in Preußen von 1810 bis 1850, wie Handel, Landwirthschaft, Post *rc.*, von dem Minister des Innern ressortirten. Der Vortragende stellte in eingehender Weise die Abstufung der auf historischer Entwicklung beruhenden Instanzen und des von ihnen geübten Verfahrens nach Form und Inhalt dar, besprach dann die Fälle, in denen die Obrigkeit sich den Entscheidungen der Gerichte zu fügen hat, und die sogenannte Ministeranklage. Ueberall hat sich neben dem Juristenrecht das Gewohnheitsrecht in Geltung erhalten. Für Kopenhagen besteht ein oberstes „Hof- und Stadtgericht", bei dem Zivil- und Strafinstanz getrennt ist. Ein Anwaltzwang existirt in Dänemark nicht. Der Richter ist verpflichtet, den Parteien beizustehen. Die sogenannten „dänischen Juristen", die nur das geltende Landesrecht studiren, sind zwar zur Advokatur, nicht aber zur Verwaltungslaufbahn berechtigt, die allen akademisch gebildeten Juristen ohne besondere Prüfungen freisteht. Die Strafvollstreckung bleibt der Verwaltung vorbehalten.

-nn- **Heidelberg.** Bei hiesiger Universität sind zur Zeit 11 Damen als Hörerinnen inskribirt, 9 bei der philosophischen 2 bei der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät. Fünf von ihnen sind Badenserinnen.

* **Straßburg.** Einer der angesehensten altelsässischen Geistlichen, Karl **Piepenbring**, Pfarrer der hiesigen reformirten Kirche, ist von der theologischen Fakultät der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt worden. Pfarrer Piepenbring genießt schon seit langer Zeit in der wissenschaftlichen theologischen Welt großes Ansehen. Er hat, wie der „Schwäb. Merk." berichtet, eine umfassende Thätigkeit entfaltet, um die wissenschaftlichen Forschungen Deutschlands in der alttestamentlichen Wissenschaft an den französischen Protestantismus zu vermitteln, durch zahlreiche Aufsätze in französischen Zeitschriften, wie

auch durch selbständige Werke; in allen diesen Arbeiten hat er sich als eine Persönlichkeit von reichen und gründlichen Kenntnissen, wie von sicherem wissenschaftlichen Urtheil bewiesen. — Der geschäftsführende Ausschuß für das **Goethe-Denkmal in Straßburg** veröffentlicht die erste Liste der eingegangenen Beiträge mit 12,164 M. Die zahlreichen und zum Theil hohen Beiträge, die aus allen Theilen des Deutschen Reichs beigesteuert sind, beweisen, welchen Anklang der schöne Gedanke allenthalben gefunden. Mit Stolz aber ist hinzuzufügen, daß verhältnißmäßig die meisten Beiträge aus Elsaß-Lothringen eingegangen sind; mit unvermindertem Eifer wird hier auch weiter für das Werk gearbeitet.

* **Aus Thüringen.** Prorektor und Senat der **Universität Jena** haben an die Landtage der an der Universität betheiligten vier Staaten, Weimar, Gotha, Altenburg und Meiningen, eine Denkschrift, die **Reform der Professorengehälter** an der Universität Jena betreffend, gerichtet. — In **Altenburg** starb in voriger Woche Amtsgerichtsrath **Krause**, einer der bedeutendsten **Entomologen** Deutschlands in der Gegenwart. Er war, wie die „Altenb. Ztg." meldet, vielfach schriftstellerisch thätig, und seine Artikel in den entomologischen Zeitschriften haben dauernden Werth und werden geschätzt. Vorzüglich wendete er sich verschiedenen Käferfamilien zu, die er wissenschaftlich bearbeitete. Den Bastkäfern, Splintkäfern, Bockkäfern, Rüsselkäfern, Blatterzörnern u. s. w. war er unausgesetzt auf der Spur, um ihre Fortpflanzung, Entwicklung, Gattungen u. s. w. eingehend zu studiren. Man hat ihn zu allen Stunden des Tags, sogar des Nachts bei Laternenschein die Wälder, namentlich Laubwälder, durchsuchen sehen, um sein Wissen zu vermehren und neue Entdeckungen zu machen. Mit den bedeutendsten Entomologen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns 2c. war er in regem Verkehr.

* **Leipzig.** Der Direktor des physikalischen Instituts der hiesigen Universität, Professor Dr. phil. et med. **Gustav Wiedemann**, wird Ostern 1899, nach 28jähriger Lehrthätigkeit an unsrer Hochschule, zurücktreten. Wiedemann steht im 73. Lebensjahre. Zur Nachfolge Wiedemanns ist, wie schon im Hauptblatte unsrer Zeitung berichtet wurde, ein Ruf an Professor **Röntgen** in **Würzburg** ergangen. Ob Röntgen den Ruf annehmen wird, steht noch dahin. — Die letzte Mittheilung über Professor Dr. **Chuns Tiefseeforschung** traf aus Capstadt hier ein. Danach befindet sich die Expedition jetzt an der **Congo-Mündung**, bezw. an der Walfischbai, ihrem eigentlichen Arbeitsgebiete, wo sie mehrere Monate bleiben wird.

* **Breslau.** Der ordentliche Professor der Botanik an der hiesigen Akademie, Geh. Regierungsrath Dr. Oskar **Brefeld**, ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Fakultät der Universität zu **Breslau** versetzt worden.

* **Wien**, 23. Nov. Wie wir bereits telegraphisch meldeten, ist heute hier der ordentliche Professor der allgemeinen und österreichischen Geschichte an der hiesigen Universität und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften, Hofrath Dr. **Alfons Huber**, im Alter von 64 Jahren gestorben. Geboren in Fügen in Tirol, hatte Huber seine Studien in Innsbruck absolvirt und daselbst seine akademische Lehrthätigkeit begonnen. Seit 1863 war er ordentlicher Professor an der Tiroler Landesuniversität, bis er (1887) nach Wien berufen wurde. Sein erstes wissenschaftliches Werk behandelte die Begründung der Schweizer Eidgenossenschaft, später bearbeitete er hauptsächlich die österreichische Reichsgeschichte. Von seinen Büchern aus diesem Gebiete sind zu nennen: „Geschichte der Vereinigung Oesterreichs mit Tirol" (1864), „Geschichte Oesterreichs" (4 Bände, 1885—1892), „Oesterreichische Reichsgeschichte, Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechts" (1895) und viele kleinere, hauptsächlich in den Abhandlungen der Wiener Akademie veröffentlichte Aufsätze. Huber war auch Herausgeber des 4. Bandes der „Fontes rerum germanicarum" und der „Regesten des Kaiserreichs unter Karl IV." Auf seinem Spezialgebiet galt er als ein Forscher ersten Ranges, und mit wissenschaftlicher Bedeutung vereinigte er eine ganz hervorragende Lehrbefähigung. Die Universität Wien verliert in ihm wiederum einen ihrer großen Lehrer.

* **Aus Italien.** Der **Herzog Ludwig der Abruzzen** hat Italien verlassen, um sich den Winter über in St. Petersburg und später am Karischen Meere auf seine **Nordpolfahrt** vorzubereiten. — Graf **Michele Stefano de Rossi**, dem die Erdbebenkunde das Werk über „Tellurische Stürme", die Einrichtung von Erdbebenwarten und Instrumente zur Voraussagung von Erdbeben verdankt, ist, wie die „Köln. Ztg." meldet, auf seinem Schlosse zu Rocca di Papa im Agro Romano gestorben. Er war der Bruder des Grafen Giovanni Battista de Rossi, des großen Kenners christlicher Alterthümer, besonders der in den Katakomben enthaltenen.

* **London.** Der Präsident der hiesigen Königlichen Geographischen Gesellschaft, Sir Clements R. Markham, hat einen Aufruf erlassen und fordert zu Beiträgen zur Unternehmung einer **britischen Südpol-Expedition** auf. Die Königliche Geographische Gesellschaft hat bereits 5000 Pfd. St., der Eigenthümer der „Daily Mail", Harmsworth, gleichfalls 5000 Pfd. St. und der Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft, Sir Clements Markham, 100 Pfd. St. gezeichnet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die deutschen Nationalfeste. 1. Bd. 6. u. 7. Heft. München, R. Oldenbourg 1898. — **Zoologie für Buchdrucker.** (Moderner Buch-Zierrath.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — **Karl Weller:** Die Besiedelung des Alamannenlandes. Stuttgart, W. Kohlhammer 1898. — Dr. phil. **Otto Siebert:** Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898. — **Oskar A. H. Schmitz:** Orpheus, Lieder. Berlin, Hermann Lazarus 1898. — **Kataster der im Königreich Preußen vorhandenen eingetragenen Genossenschaften.** Unterlage zur Genossenschaftsstatistik. Bearbeitet von der Preußischen Central-Genossenschaftskasse. Mit dem I. Nachtrag. Berlin, C. Heymann 1898. — **Mittheilungen der Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse.** Heft I: Statistische Ergebnisse des Katasters der im Königreich Preußen vorhandenen eingetragenen Genossenschaften. Ebd. 1898. — **Verzeichniß sämmtlicher am 30. Juni 1898 im Königreich Preußen vorhandenen eingetragenen Genossenschaften.** Zugleich Register für das Kataster der in Preußen vorhandenen eingetragenen Genossenschaften einschließlich Nachtrag I. Ebd. 1898. — **Arthur Pfungst:** Neue Gedichte. 2. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler 1899. — **Jahrbuch der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre.** IV. Jahrg. I. Abtheilung. 1898. Berlin, K. Hoffmann 1898. — **Gustav Frenssen:** Die drei Getreuen. Roman. Berlin, G. Grote 1898. — **Graf Lew Ljwowitsch Tolstoi:** Ein Präludium Chopins. Uebersetzt von Wlodimir Czumikow. Stuttgart, Karl Malcomes 1898. — **Elisabeth Dauthendey:** Im Lebensdrange. Roman, Minden, J. C. C. Bruns 1898. — **Ludwig Jacobowski:** Loki. Roman eines Gottes. Illustrationen von Hermann Hendrich. Ebd. 1898. — **Johannes Emmer:** Kaiser Franz Joseph I. Festausgabe zum 50jährigen Regierungsjubiläum. Lfg. 33—40 (Schluß). Wien, C. Daberkow 1898. — Dr. **Adalbert Baumann:** Das bayerische Handelswesen im 18. Jahrhundert. Kulturhistorische Studien. Kaiserslautern, August Gotthold 1898. — **Aug. Gotthold:** Tagelohn-Berechner. Ebd. 1898. — **Der Feind im Land!** Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach dem Tagebuch von Franzosen hggb. von Lud. Halévy. Uebersetzt von Dr. H. Altona. 4. Aufl. Berlin, O. Salle 1898. — Prof. Dr. **Bernhard Scholz** u. A.: Die beliebtesten Chorwerke (nebst Text). Mit einer Einleitung über die „Entwicklung und Bedeutung der diesbezüglichen Kunstformen" von A. Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold 1898. — **Edwin Bormann:** Mei Leibzig low' ich mir! Volksausgabe. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers 1898. — **Kriegsgeschichtliche Einzelschriften.** Hggb. vom Großen Generalstab. Heft 25: Der Kampf der 38. Infanterie-Brigade und des linken deutschen Flügels in der Schlacht bei Vionville-Mars la Tour. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 25. November. Nummer 268.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die aristokratische Republik in der Neuzeit.

Von Heinrich v. Treitschke.[1]

In den engen Verhältnissen der antiken Welt ist die Zahl der Aristokratien ziemlich beträchtlich. Die moderne Geschichte zeigt uns das Gegentheil. Die Macht und das Selbstgefühl der mittleren und niederen Stände ist in der neueren Zeit immer mehr gewachsen, so daß selbst in England die Demokratisirung des Parlaments heute ganz offen zutage liegt. Im Mittelalter wiederum wirkte die Vorstellung von einer natürlichen Gliederung der Stände, und die eigenthümliche Unreife des damaligen Staates, der darauf ausgeht, große Flächen zu beherrschen, die einzelnen Orte aber grundsätzlich sich selbst überläßt — beides wirkte zusammen, um der mittelalterlichen Geschichte einen stark aristokratischen Zug zu geben. Größeren aristokratischen Republiken freilich ließ der staatsbildende Trieb der Germanen selten Raum; aristokratische Monarchien waren die Regel. Wo wir einen Kriegsadel finden, da ist auch in irgend einer Form eine Monarchie vorhanden. Mit Ausnahme der geistlichen Ritterorden, die in Wahrheit aber Theokratien sind, zeigt das Mittelalter herrschende Aristokratien nur in den städtischen Gemeinwesen. Im Alterthum, wie wir sahen, war die Härte der Aristokratie noch verschärft durch die Sklaverei, überhaupt durch die antike Lebensanschauung; im Mittelalter zeigt sie eher einen gemüthlichen Zug. Glück ist ja ein relativer Begriff; den damaligen Zuständen gegenüber haben wir doch die Empfindung, daß der kleine Mann sich vielfach glücklicher fühlte als in den heutigen Tagen des sozialen Unfriedens. Deßhalb werden wir auch durch die ständische Gliederung des Mittelalters nicht abgestoßen.

Auf diese ursprüngliche Herrschaft der Geschlechter folgt eine Zeit, seit dem 14. Jahrhundert, da fast überall die Macht der Zünfte in die Höhe kommt, und es hier und da gelingt, vollkommene Demokratien einzuführen. In den größeren Städten sehen wir dann meistens wieder einen Rückschlag eintreten, und für die letzte Zeit des heiligen römischen Reiches kann man als Regel aussprechen, daß die größeren Reichsstädte durchaus aristokratisch sind. Einen eigentlichen Lebenszweck freilich hatten sie da schon längst nicht mehr. Wenn aber das Dasein eines Staatswesens zwecklos ist, so verknöchert von selbst auch seine Verfassung. Nürnberg ist in dieser Beziehung sprichwörtlich geworden. Hier finden wir am Ende des 18. Jahrhunderts die „genießenden Familien“; so hießen die, deren Mitglieder allein in den Rath gewählt wurden. Die Vorstellung der Amtspflicht ist ganz zurückgedrängt gegen die andere des zu genießenden Gehaltes. Der Untergang solcher Gemeinwesen lag in der Natur der Dinge.

Immerhin bleibt es ein Zeugniß für die staatsmännische Klugheit der Aristokratie, daß sie in solchen Kommunen viel langlebiger gewesen ist als die demokratische Staatsform. In Italien ist die demokratische Republik überall der Tyrannis unterlegen, überall hat sich auf sie die Monarchie in gewaltsamer Form aufgebaut; die streng aristokratischen Stadtstaaten dagegen haben gedauert bis zur französischen Revolution. Venedig und Genua ragen hier vor allen anderen glänzend hervor. Venedigs Geschichte ist stetiger gewesen als die Genua's. In ihr findet man manche Charakterzüge der Aristokratien besonders scharf ausgeprägt: die strenge Gliederung nach Ständen, den zähen konservativen Sinn und nicht am wenigsten den immer regen Geist des Mißtrauens. Trotz der Ausdehnung, zu der er mit der Zeit gelangte, ist der Staat Venedig immer ein Stadtstaat geblieben; antike Zustände treten uns hier von neuem entgegen. Wie Rom allein die eigentliche Urbs war, so die Herrenstadt Venedig unter ihren Besitzungen. Die unterworfenen Städte der Terra ferma, Verona, Padua u. s. f. genießen volle Municipalfreiheit, ihr Adel aber wird nicht in den Adel der Herrenstadt eingelassen. Nach freiem Ermessen wird die dalmatinische Küste beherrscht, und noch vollständiger ist die Abhängigkeit weiter im Osten. Als der Peloponnes den Venezianern anheimfällt, Kandia und späterhin die Königskrone von Cypern, da wird alles das einfach Unterthanenland. Wirkliche politische Rechte genießen nur die Bürger der Herrenstadt.

Zunächst nach der Gründung verschiedener Gemeinwesen in den Lagunen scheinen die Verhältnisse längere Zeit demokratisch gewesen zu sein; wir hören von gemeinsamen Volksversammlungen aller Lagunenbewohner, die zuweilen berufen werden. Seit Ende des 7. Jahrhunderts wählen sie ein gemeinschaftliches lebenslängliches Oberhaupt, einen Dux. Um 997 dann werden schon Eroberungen in Istrien gemacht, die dalmatinischen Küstenstädte geben sich in Venedigs Schutz. Zugleich sind im Innern Parteikämpfe entstanden, aus denen sich mächtige Kaufmannsgeschlechter erheben. Diese Anfänge aristokratischer Herrschaft liegen noch sehr im dunkeln. Das aber ist von vornherein, im Gegensatz zu dem semitischen Karthago, das Schöne an der Geschichte Venedigs, daß die widrigen Züge banausischer Krämerei diesen königlichen Kaufleuten fern bleiben. Tapfer und edel war der ganze Charakter des Staates von Anfang an. Wie viele Dichter haben ihn besungen; nach dem ruhmlosen Untergange der Republik rief unser Platen:

> Wo ist das Volk von Königen geblieben,
> Das diese Marmorhäuser durfte bauen!

[1] Aus dem in nächster Zeit bei S. Hirzel in Leipzig erscheinenden II. Band der „Politik“ H. v. Treitschke's, die nach seinen Vorlesungen bearbeitet wird. Die Veröffentlichung dieses Abschnittes geschieht, wie die des Kapitels „Der Zweck des Staates“ aus dem I. Band (s. Nr. 237 der Beil. d. J. 1897), mit der gütigen Autorisation des Verlegers und der Familie des Verfassers und findet für einen nationalen Zweck, nämlich zugunsten des „Vereins zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken“, statt. D. Herausg.

Ueberall hat man denselben Eindruck: ein gewaltiger Reichthum, der aber auf wahrhaft fürstliche Art verwendet wird. Das unterscheidet die Venetianer so auffällig auch von den Genuesen, die ebenfalls sehr staatsklug waren, aber innerlich stets Banausen geblieben sind. Einige schöne Denkmäler haben sie auch geschaffen; der ganze Ton der genuesischen Geschichte bleibt doch viel roher als in Venedig.

Mit dem 13. Jahrhundert erhob sich der Staat auf die Höhe seiner Macht; im vierten Kreuzzug sind die Venetianer die Frachtfahrer aller Nationen Europa's. Auf ihren Schiffen werden die Kreuzheere in das heilige Land gebracht, und zugleich betheiligt sich die Stadt selbst an dem großen Unternehmen; unter der Führung ihres blinden Dogen Enrico Dandolo erfolgt 1204 die Einnahme von Byzanz und die Gründung des lateinischen Königthums. Alle die Herzogthümer von Sparta, Athen u. s. f., die aus den Trümmern des Byzantinerreichs gegründet werden, erliegen unmittelbar oder mittelbar der Handelsherrschaft der Venetianer. Im wahren Sinne des Wortes war die eine Stadt die Königin der Adria geworden. Von ihr wurde der Orient, soweit es möglich war, italienisirt, und zwar mit wunderbarem Erfolg. Wie ganz es gelungen ist, auch auf slavischem Gebiet die italienische Sprache und Kultur zur Herrschaft zu bringen, zeigt das Schicksal von Triest, vor allem aber von Dalmatien noch heute. Hier sind die Städte in allen äußeren Lebensformen ebenso wie auf der Terra ferma durch und durch italienisch, obgleich man an dem Typus der Gesichter den ursprünglich slavischen Volkscharakter deutlich erkennt. In dieser erfolgreichen Italienisirung der slavischen Völkerschaften zeigt die venetianische Herrschaft einige Verwandtschaft mit der Kolonisation des deutschen Ordens.

In der inneren Verfassung aber geht die Stadt zu ihrem Schaden und schließlich zu ihrem Verderben dem Ziele der Oligarchie stetig entgegen. 1172 wird statt der früheren Versammlungen des ganzen Volkes ein großer Rath, aus 480 Mitgliedern bestehend, eingeführt, und der gestaltet sich immer mehr in oligarchischem Sinne. Nur gewisse Geschlechter gelangen in diese wichtigste Regierungsbehörde, und was sich so thatsächlich eingeführt hat, wird 1298 gesetzlich ausgesprochen, das Goldene Buch der Rathsfamilien wird geschlossen. Damit war der abschüssige Weg betreten. Eine solche in sich geschlossene Aristokratie muß den Naturgesetzen zufolge nach und nach verknöchern, abnehmen an Zahl und innerer Kraft. Der Doge war dem Senat dieses Adels gegenüber zur Puppe geworden; und er war außerdem noch in allen wichtigen Geschäften an die Zustimmung eines Regierungskollegiums, der Signoria, gebunden. Im übrigen ist er nur „im Purpur ein König". An fürstlich prunkenden Zeremonien fehlt es ihm nicht; der ganze Reichthum des Staates wird aufgeboten, das goldene Schiff des Dogen zu schmücken.

Um so wacher bleibt das Mißtrauen des regierenden Adels. Schon 1310 wird mit dem Rath der Zehn zu den bestehenden eine neue, alles beherrschende Kontrolbehörde hinzugefügt. Der in seiner Macht so völlig gebundene Doge sucht und findet in dem politisch ebenfalls machtlosen Demos einen natürlichen Verbündeten. Aber der Versuch des Marino Falieri, die Verfassung zu stürzen, mißglückt und führt nur zu einer weiteren Verstärkung und Ausbildung des Rathes der Zehn und weiterhin zu den drei Staatsinquisitoren, die Niemand kannte außerhalb dieses Rathes. So wird immer von neuem eine Kontrolbehörde, bald koordinirt, bald subordinirt, neben die andere gesetzt, und Ranke hat treffend diese Verfassung Venedigs mit der Markuskirche verglichen. Wie hier die fünf Kuppeln nebeneinander geklebt erscheinen, so daß keine die andere wirklich beherrscht, so läßt sich auch von der Verfassung Venedigs nicht sagen, wo ihr eigentlicher Schwerpunkt gelegen habe.

In allen Institutionen spricht sich der äußerste Geist des Mißtrauens aus. Das offene Löwenmaul an der Riesentreppe war dazu bestimmt, geheime Anzeigen aufzunehmen, die, wenn sie politische waren, ganz gewiß auch Erfolg hatten. In allen politischen Prozessen stellte man sich einfach auf den Standpunkt der Macht. Andrerseits versteht es diese Aristokratie meisterhaft, fremde Talente sich zu gewinnen und in ihrem Dienst zu verwenden. Es ist bezeichnend, daß wir in späteren Jahrhunderten nie mehr einheimische Feldherren finden; sie hätten der Republik Gefahr bringen können. Man nimmt deßhalb auswärtige Condottieri, stattet sie sehr reich aus, verschwendet die größten Ehrenbezeigungen an sie; denn dafür ist gesorgt, daß sie als Fremde gar nicht daran denken können, im Staat eine entscheidende Rolle zu spielen. Aber getreu dem Rath des antiken Tyrannen schlug man auch in Venedig nur die hervorragenden Mohnköpfe herunter; alle anderen erfreuten sich der strengen aristokratischen Gerechtigkeit, den süßen Pöbel beschwichtigten panis et circenses. In diesem großen Venusberge Europa's ging es so hoch her, daß der kleine Mann auf politische Gedanken gar nicht kommen konnte. Sein Leben war beständiger Geldgewinn, beständige süße Lust, dieses Volk wiegte sich in einem behaglichen Schlummer. So kam ihm sein Zustand vollständiger Rechtlosigkeit lange Zeit nicht zum Bewußtsein.

Und dennoch auch hier wieder welch ein Gegensatz zu der Gemeinheit des karthagischen Kaufmannslebens! Dort fanden wir eine verblüffende Roheit der Kunst und Literatur; in Venedig dagegen herrscht Vornehmheit und feiner Geschmack, und das geistige Leben, sofern es nicht dem Staate gefährlich ist, wird überall gefördert. Unter venetianischer Herrschaft war das von Deutschen lange Zeit viel besuchte Padua die erste Universität der Welt. Dazu die eigenthümliche Rolle, welche diese Stadt als Vermittlerin zwischen Orient und Abendland gespielt hat. Solange sie in diesem Sinne wirkt, solange hat ihre Geschichte einen wirklichen Inhalt. Zahllos sind die Kultureinflüsse des byzantinischen Wesens, die man überall in Venedig mit Händen greift; die Markuskirche zeigt deutlich die Uebertragung des byzantinischen Stils auf Italien. Und im Orient andrerseits finden wir die Wirkungen venetianischer Herrscherkunst noch heutigestags. Die ganze lingua franca, die an den Küsten des Mittelmeeres gesprochen wird, ist verdorbenes Italienisch. Hier haben allerdings die Genuesen neben Venedig gewirkt. Sie setzten sich weiter nördlich fest, beherrschten das Schwarze Meer und beuteten die Bergwerke des Kaukasus aus. Auf der Krim stand ihr großes Comptoir. Beide Nebenbuhler haben so wetteifernd italienische Kultur im Osten verbreitet.

Ein gewaltiger Zug von Thatkraft, von Majestät ist in dem ganzen venetianischen Wesen. Einzig ist die Herrscherkunst dieser Stadt, die wundervolle Begabung, die durchdringende Menschenkenntniß ihrer Gesandten; ebenso unverkennbar aber auch ein Zug der Menschenverachtung, besonders gegen alle Talente, die nicht dem blauen Blut angehörten. Das war der eigentliche Krebsschaden dieser aristokratischen Republik, daß sie nicht wie Rom sich die Möglichkeit erhielt, homines novi in den regierenden Stand einzulassen. In früherer Zeit hatte man tüchtige Kräfte von auswärts aufgenommen; eine ganze Reihe venetianischer Familien war ursprünglich dalmatinisch. Diese Klugheit wurde später leider gänzlich verabsäumt; an der kastenmäßigen Absonderung des immer kleiner werdenden Herrenstandes, an dem Ineinanderheirathen und der daraus folgenden physischen und sittlichen Degeneration ist Venedig schließlich zugrunde gegangen. Wie kamen sie herunter, diese erlauchten Häuser! Ein typischer Vertreter des gänzlich verkommenen Adels ist der letzte Doge Manin. Welch jämmerliche Rolle hat er gespielt, als 1797 Bonaparte kam, um die alte Königin

der Adria recht eigentlich mit einem Fußtritt umzustoßen. Das war der schmähliche Untergang eines Staates, der einst den ganzen Orient beherrscht hatte. Als dann 1848 die großen historischen Erinnerungen noch einmal aufflackerten, als die Republik von San Marco eine kurze Zeit wieder auflebte, da erschien es wie ein souveräner Hohn des Schicksals, daß wieder ein Manin an die Spitze trat. Der entstammte aber einem der kleinen venetianischen Judengeschlechter. Jedes der alten Adelshäuser hatte einen Anhang kleiner Klientenfamilien um sich, die häufig auch den Namen des Herrengeschlechts annahmen. Aus einer solchen Familie ist der große Demokrat Daniele Manin hervorgegangen, dessen Vertheidigung Venedigs gegen die Oesterreicher zu den erhabensten Thaten unsres Jahrhunderts gehört.

Unter den wenigen Ausnahmen von der Regel, daß in der modernen Geschichte die Aristokratie ganz überwiegend zumeist in Stadtstaaten geherrscht hat, ist die merkwürdigste die Republik der Niederlande. Hier liegt der Vergleich mit Karthago noch näher als bei der Betrachtung Venedigs. Dabei gewahren wir doch von neuem den tiefen Unterschied zwischen antiker und moderner Kultur: kein auf dem Boden des Christenthums stehender Staat kann so einseitig in dem einzigen Zweck der Geldherrschaft aufgehen wie jene alte semitische Kaufmannsaristokratie. Während die Niederlande als Handelsstaat manche Züge mit Karthago gemein haben, zeigen sie zugleich eine ungeheure sittliche Ueberlegenheit. Trotz alles Reichthums finden wir hier eine hohe Stufe wissenschaftlicher und künstlerischer Entwicklung. Man kann die Niederlande geradezu als den ersten modernen Staat bezeichnen, weil in ihnen Wissenschaft und Kunst zuerst systematisch gepflegt worden sind. Im 17. Jahrhundert war Leyden die eigentliche Zentraluniversität der protestantischen Welt; unter den Gelehrten Europa's standen die holländischen obenan.

Die staatsrechtlichen Verhältnisse waren in dieser Republik besonders verwickelt, da der Staat bekanntlich ein Föderativstaat war, mithin zu der scharfen Abgrenzung und Ausschließung der Stände noch hinzukam der Partikularismus, die Abschließung der Landschaften gegeneinander. Sieben Provinzen bilden die Union. Die Zugehörigkeit zu den großen aristokratischen Genossenschaften der mächtigen bürgerlichen Familien in den Städten, der Vroedschappen, ist die Voraussetzung der Theilnahme am Stadtregiment. Aus diesen Stadträthen einer Anzahl bevorrechtigter Städte und aus dem Adel des Landes gehen die Provinzialstaaten der sieben Provinzen und aus ihnen wiederum die Generalstaaten der Union hervor. In diesen wie in den Provinzialstaaten gilt das liberum veto, also daß am letzten Ende 6000 Souveräne das niederländische Regiment bilden und ein einziges Käsestädtchen formell in der Lage ist, durch seinen Widerspruch jeden Beschluß zu verhindern. Natürlich ist durch die Wirklichkeit der politischen Macht dieses formelle Recht beständig gebeugt worden, eine kleine Minorität mußte sich oft der Majorität anschließen; aber in der Verfassung sehen wir den Geist eines selbstherrlichen Stadtjunkerthums überall durchgebildet.

Und doch hat mit dieser Verfassung, trotz des liberum veto, die Union mehr als 100 Jahre in Macht und Blüthe gestanden; das zeigt wieder, wie mangelhafte Verfassungsformen durch den Geist überwunden werden können. Dieser Staat war emporgekommen in dem 80jährigen Kampfe um die Generalfreiheiten, und dieser ideale Ursprung hat sich selbst in der Fülle des Reichthums nicht verleugnen können. Und noch eins kam hinzu, was diese Herren Regenten vor der Gefahr bewahrte, in ihrem Reichthum zu verkommen. Der natürliche Selbsterhaltungstrieb des Volkes hatte sich eine Kraft des Widerstandes geschaffen, das Heldengeschlecht der Oranier. Die wunderbare Aehnlichkeit mit Karthago bis ins einzelne tritt hier deutlich hervor. Wie dort das Feldherrengeschlecht der Barkiden eine demokratisch militärische Opposition und ein latentes monarchisches Element vertrat gegen die herrschenden Kaufleute, so besaß Holland in dem Hause Oranien ein erbliches Feldherrengeschlecht, das einen Anspruch auf die Grafen- und Herzogswürde der Provinzen hatte, eine unfertige monarchische Gewalt, welche sich auf die breiten Massen des Volkes stützte. Bekanntlich war Wilhelm der Alte, der große Schweiger, zum erblichen Grafen von Holland, Seeland und Utrecht bereits ernannt, die Urkunde war schon unterschrieben, nur noch nicht überreicht, als ihn die Kugel des jesuitischen Meuchelmörders traf. Nun zogen die Provinzen, da man seinem noch unmündigen Sohne Moritz eine solche Gewalt nicht anvertrauen mochte, die Urkunde wieder zurück.

So ist, wie Hugo Grotius mit Recht gesagt hat, die Republik durch Zufall entstanden, weil man im Augenblick keinen Monarchen fand. Das Haus Oranien aber hatte durch jene nicht ganz vollzogene Uebertragung des erblichen Grafenamtes in den beiden mächtigsten Provinzen, denen wie Utrecht auch die anderen sicherlich zugestimmt hätten, in der That ein Anrecht auf die monarchische Führung der Union erlangt. Und ein wunderbares Geschick wollte es, daß die Tugenden des großen Ahnherrn sich auf Kinder und Kindeskinder vererbten; geborene Fürsten waren sie alle. Unbeschreiblich ist die Volksgunst, die sie genossen. Wo ein Oranier sich zeigte, da strömten die kriegerischen Massen, die unter den siegreichen Fahnen gefochten hatten, zusammen und riefen ihm das „Oranie boven“ entgegen. Sie erhielten die Statthalterwürde in der Regel in fünf oder sechs von den sieben Provinzen; alle sieben haben sich gewöhnlich nicht einigen können.

So bildete sich gegenüber den bürgerlichen, kaufmännischen, gelehrten Herren Regenten eine Tradition kriegerisch-demokratischer Anschauungen. Die Generalkapitäne zu wirklichen Monarchen zu erheben, war der natürliche Wunsch aller derer, die unter den siegreichen Fahnen der Oranier in zahlreichen Schlachten gefochten hatten. In dem Auf und Ab, dem Für und Wider dieser beiden großen Staatsparteien liegt das eigentliche Leben des Staates. Beide Parteien waren gleichberechtigt. Die Kaufherrengeschlechter vertreten nicht nur den Welthandel, sie sind zugleich die Träger und Gönner der geistigen Bildung; Spinoza und ähnliche Geister sind Anhänger der Herren Regenten. Die Oranier wiederum betrachteten mit wachsamem Auge die Veränderung der Machtverhältnisse Europa's, die Festlandstellung des Landes; sie waren immer kriegerisch gesinnt, während die Handelsinteressen des Bürgerthums oft eine feige Friedenspolitik der Generalstaaten hervorriefen. Sobald die eine oder die andere Partei überwog, mußte das nationale Leben in Holland verkümmern. Als es gelang, die Statthalterwürde für einige Zeit zu beseitigen und nun der Kaufmann allein regierte, da fielen die Niederlande in einem schmählichen Kriege den Franzosen zur Beute, da kam das schreckliche Jahr 1672; und erst als man die Oranier wieder in die Statthalterwürde eingesetzt hatte und von neuem der Kampf zwischen den beiden Parteien entbrannte, erst da erholte sich der Staat von der inneren Faulheit, der er unter der Herrschaft jener Partei allein verfallen war.

Man kann hier recht deutlich erkennen, daß die Geschichte ewiges Werden ist, und daß immer Schiffbruch leiden muß, wer das Leben eines Volkes mit einer fertigen politischen Formel meistern will. Sobald die Oranier mit Wilhelm III. wirklich die Erbstatthalterschaft erlangt haben, sehen wir den Staat unter diesen vernünftigen Formen nicht steigen, sondern fallen. Die siegreichen Oranier ver-

ständigen sich mit den Regenten, und es entsteht die Cliquenherrschaft des späteren Staates. Dazu kommt der Mangel an neuen Lebenszwecken. Man war fortan nur ungeheuer reich, das Kapitalistenvolk Europa's. An den Holländern hat sich erfüllt, was eine der schönsten Wahrheiten der Geschichte ist, daß kein Volk der Erde auf die Dauer allzugroßen Reichthum verträgt; einem jeden Volke wird es schließlich zum Fluch, wenn sein Reichthum ein gewisses Maß überschreitet. Holland ist zuletzt in seinem eigenen Fette erstickt. Es fehlte alles, was einen Staat zum Helden macht, und so ging dieser Staat ebenso ruhmlos zugrunde wie gleichzeitig und aus ähnlichen Ursachen Venedig. Heute ist er als wohlgeordnete konstitutionelle Monarchie ein Staat zweiten Ranges, dessen Geschichte gar kein tieferes Interesse mehr bietet.

In neuester Zeit haben wir eine aristokratische Republik nur einmal als ephemere Erscheinung gesehen, nicht dem Recht nach, nur faktisch: ich meine die Südstaaten der nordamerikanischen Union. Manche eigenthümlichen Vorzüge der Aristokratie waren auch hier zu bewundern. Mit welchem Geschick man dort zu regieren verstand, das ist wahrhaft erstaunlich. Rein technisch betrachtet, war diese Aristokratie der Sklavenbauern den Demokratien des Nordens unendlich überlegen. Welch eine Fülle des Talents auf Seiten des Südens, als der Krieg ausbrach! Unsre Offiziere reden alle mit einer gewissen Sympathie von den Sklavenbaronen der Südstaaten, weil militärisch ihre Ueberlegenheit eine so ungeheure war. Die Militärschule von Westpoint, die einzige der Union, wurde ausschließlich von Söhnen der Sklavenbarone besucht, der Norden wollte nur Dollars machen. Erst der Krieg selbst brachte dann auch im Norden militärische Talente hervor. Auf der anderen Seite zeigt sich eine furchtbare Herzenshärtigkeit auch in dieser Aristokratie. Die Arbeitskraft wurde geradezu als Kapital betrachtet. Wo aber der größere Theil der Arbeit wesentlich unfrei ist, da wird die Arbeit überhaupt entwürdigt; auch der freie Arbeiter erscheint dann als ein Mensch, der auf Achtung keinen Anspruch hat. Dieser Zug tritt bei den Sklavenbauern in scheußlicher Härte zutage. Auch in der grausamen Behandlung der Kriegsgefangenen zeigte sich ihre Menschenverachtung. Aber ein ganz außerordentliches Talent, Menschen zu beherrschen und zu benutzen, hat auch diese Aristokratie bewiesen.

Aetherion, ein neues Gas.

Die Anzahl derjenigen Körper, die die Chemiker als Elemente bezeichnen, das heißt als solche Substanzen, deren Zerlegung in weitere Bestandtheile bis jetzt noch nicht gelungen ist, ist stets schwankend gewesen. In den Lehrbüchern findet man im allgemeinen deren etwa siebzig verzeichnet. Wenn aber alle Jahre so fruchtbar in der Entdeckung neuer „Elemente“ wären, wie die letzten drei oder vier Jahre, so hätten wir bald deren hundert zu verzeichnen. Das auffallendste ist, daß fast alle diese neuen Stoffe Gase sind und in der Luft aufgefunden wurden, einem Milieu, dessen Untersuchung man früher für abgeschlossen hielt. Der erste dieser Stoffe war das „Argon“, dessen Auffindung durch Professor Ramsay und Lord Rayleigh seinerzeit ein gewisses Aufsehen in der naturwissenschaftlichen Welt hervorrief.

Nunmehr kommt aber aus Amerika die Nachricht von der Entdeckung eines neuen Gases in der Luft, dessen Eigenschaften nach den Angaben des Entdeckers solche sind, daß dieselben die chemischen, physikalischen, astronomischen Anschauungen wesentlich zu verschieben imstande sein werden, vorausgesetzt, daß die betreffenden Mittheilungen sich bestätigen.

Die auffallenden Eigenschaften des Gases, Aetherion genannt, bestehen, kurz gesagt, darin, daß dasselbe 10,000 Mal leichter ist als Wasserstoff, welches letztere Gas bekanntlich bisher als das leichteste angesehen wurde, daß ferner seine Wärmeleitungsfähigkeit und die Geschwindigkeit seiner Moleküle weit größer sind als beim Wasserstoff. Der Entdecker des Gases ist der amerikanische Physiker Brush, der in der „Amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft“ über seine Entdeckung berichtet hat. Den Anlaß zu derselben gaben Untersuchungen über die Wärmeleitungsfähigkeit von Gasen bei verschiedenem Druck. Je verdünnter ein Gas ist, also je niedriger der Druck, der auf demselben lastet, desto mehr vermindert sich seine Wärmeleitungsfähigkeit. Gase, die in einer Glasröhre eingeschlossen waren, wurden unter verminderten Druck gesetzt und die Zeit festgestellt, die ein in die Glasröhre eingeschlossener Thermometer gebrauchte, um von 15 Grad auf 10 Grad zu fallen, wenn die Glasröhre von außen abgekühlt wurde. Es wurde nun beobachtet, daß die erst mit Luft gefüllte, dann unter starkes Vacuum gesetzte Glasröhre beim Erwärmen einen lebhaften Gasstrom entwickelte; beim Abkühlen ging nicht alles Gas wieder in die Röhre zurück. Um nun etwaige Verunreinigungen, die der Grund dieser Erscheinungen hätten sein können, festzuhalten, that Brush bei einem weiteren Versuch etwas Glaspulver in die Röhre hinein, um irgend einen Bestandtheil des Gases auf der großen Oberfläche, die das Glaspulver bietet, sich kondensiren zu lassen. Das Glaspulver, das aus Bleiglas bestanden hatte, färbte sich bei den Versuchen schwarz. Der Forscher glaubte daraus schließen zu dürfen, daß die Schwärzung von Wasserstoff herrühre, der von dem Glaspulver absorbirt wäre und die in demselben enthaltene Bleiverbindung in irgend einer Weise zu Blei reduzirt hätte. Bei dem nächsten Versuch wurde zur Verhinderung dieser Nebenwirkung bleifreies Glaspulver zur Absorption des Gases verwendet und die Wärmeleitungsfähigkeit des aus dem Glaspulver wieder befreiten Gases mit der des Wasserstoffs bei verschiedenem Druck verglichen. In der That leitete das Gas bei dem sehr geringen Druck von 36 Millionstel einer Atmosphäre die Wärme ungefähr ebenso wie Wasserstoff. Als aber der Druck noch weiter vermindert wurde, stieg die Leitungsfähigkeit für Wärme ganz bedeutend gegen die des Wasserstoffs.

Das aus dem Glaspulver entwickelte Gas war also jedenfalls kein Wasserstoff, sondern ein neues Gas von noch bedeutend größerer Wärmeleitungsfähigkeit. Wurde das von dem Gase möglichst befreite Glaspulver wieder an die Luft gebracht, so absorbirte es neue Mengen des Gases, die zum Vorschein kamen, sobald die Temperatur erhöht oder der Druck vermindert wurde. Es war also klar, daß das Gas aus der atmosphärischen Luft stammte. Das wurde auch weiter dadurch bewiesen daß auch andere Körper, wie z. B. Holzkohle, das Gas enthielten.

Es war selbstverständlich, daß das neue Gas nur in ganz geringen Mengen in der Atmosphäre enthalten sein konnte, und daher schon ein wesentliches Vordringen in das dunkle Gebiet, daß es Brush gelang, das Gas in solcher Reinheit darzustellen, daß es nur noch etwa 3 Proz. fremder Beimengungen enthielt. Bei diesem Grade von Reinheit war die Leitungsfähigkeit des Gases für Wärme schon hundertmal größer als die des Wasserstoffs. Bekanntlich kann man leichtere Gase aus einem Gemisch mit schwereren einigermaßen isoliren, indem man dieselben durch poröse Gegenstände, wie Thonplatten, hindurchdiffundiren läßt. Das leichtere Gas geht dann in größerer Menge durch die poröse Platte hindurch als die schwereren Gase. Dieses Verfahren suchte Brush auch anzuwenden, um das Aetherion direkt aus der Luft zu erhalten. Er verwendete zu diesem Zwecke Porzellan, dessen Oberflächenporen durch einen geeigneten Ueberzug fast gänzlich verschlossen worden waren. Es gelang in der That, das Aetherion auf diesem Wege aus der Luft zu erhalten, wenn auch noch nicht in absoluter Reinheit.

Versuchen wir es nun, auf Grund dieser allerdings noch sehr fragmentarischen Angaben über die Natur des Aetherions, die Konsequenzen einigermaßen zu überdenken, die diese Entdeckung für die Naturwissenschaften haben könnte.

In erster Linie gehört die neue Thatsache natürlich dem Gebiete der Chemie an. Es ist ein Körper gefunden, der viel, viel leichter ist als Wasserstoff. Nun ist Wasserstoff nicht bloß der spezifisch leichteste aller Körper, sondern er hat auch, was ja mit der eben erwähnten Eigenschaft eng zusammenhängt, das kleinste Atomgewicht. Gase enthalten nämlich in gleichem Volum eine gleiche Anzahl von Molekülen und diejenigen Gase, die Elemente sind, daher auch eine gleiche Anzahl von Atomen. Die Atomgewichte der elementaren Gase müssen daher den spezifischen Gewichten derselben proportional sein. Das Atomgewicht des Wasserstoffs als des spezifisch leichtesten Gases muß demnach das kleinste aller Atomgewichte sein. Das Atomgewicht des Wasserstoffs wird daher allgemein der Einheit gleichgesetzt, und auf dasselbe die Atom- und Molekulargewichte aller gasförmigen, flüssigen und festen Elemente, sowie die Molekulargewichte aller chemischen Verbindungen bezogen. Sollte sich nun die Existenz des neuen Gases, des Aetherion, bewahrheiten und dasselbe einer näheren Erforschung zugänglich werden, so würde naturgemäß diesem, das ja viel leichter ist als Wasserstoff, die Stelle des letzteren eingeräumt werden müssen.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es nun ganz besonders interessant sein, etwas über die eigentlich chemischen Eigenschaften, die Affinitätsverhältnisse des Aetherion zu erfahren. Es liegt darüber bis jetzt nichts vor als die oben erwähnte Mittheilung, daß bleihaltiges Glaspulver anscheinend durch das Gas geschwärzt wird. Derartige Versuche würden umsomehr von Interesse sein, da der Wasserstoff auch in rein chemischer Beziehung eine Sonderstellung einnimmt. Er läßt sich nämlich seinem ganzen Verhalten nach als ein gasförmiges Metall auffassen. Wenn nun aber gar das Aetherion, wie der Entdecker desselben vermuthet, kein Element ist, sondern sich in mehrere Körper zerlegen läßt, so läßt sich über die Konsequenzen hievon für die Chemie vorderhand noch gar nichts sagen.

Nicht minder umwälzend könnte die neue Entdeckung für die Physik und Astronomie werden. Bei der ungeheuren Leichtigkeit und dementsprechenden Geschwindigkeit des Gases müßte dasselbe, während ein kleiner Theil davon von der irdischen Atmosphäre gewissermaßen gelöst zurückgehalten wird, zum größten Theil in dem den Raum zwischen den Himmelskörpern ausfüllenden, „luftleeren Raum“ enthalten sein. Nun haben die physikalischen Kräfte, wie Licht, Wärme, Elektrizität, Schwerkraft schon längst die Annahme eines „Etwas“ in diesem „leeren Raum“ nothwendig gemacht. Denn da diese Kräfte sich erfahrungsgemäß von einem Himmelskörper zum andern, also durch den „leeren Raum“ fortpflanzen, diese Fortpflanzung aber als Bewegung zu denken ist, jede Bewegung aber etwas, das bewegt wird, voraussetzt, so supponirte man dem „leeren Raum“ einen in demselben enthaltenen sehr feinen Körper, der der Träger dieser Bewegungen sei; diesen Körper nannte man „Aether“.

Wie man sieht, wurde der Entdecker des neuen Gases bei der Auswahl eines Namens für dasselbe von der Idee geleitet, eine greifbare Substanz an die Stelle des rein hypathetischen Aethers zu setzen. Selbstverständlich ist man aber auch in dieser Hinsicht noch weit von der Gewißheit entfernt. Man darf mit Spannung erwarten, was die Nachprüfung der Versuche von Brush ergeben und was über das neue Gas weiter bekannt werden wird. T-o.

Vom Weihnachtstisch.

I.

Kalender! Kalender! wie Sand am Meer oder richtiger wie Ansichtspostkarten! Kalender für alle Fakultäten und Branchen, für alle Lebensalter, für Scherz und Ernst, mit Bummelwitzen zum Todtschlagen der kostbaren Zeit, zur Unterhaltung, nützlichen Belehrung für Landmann, Bürger und Salon; ihrer Bestimmung gemäß im allermöglichsten Kostüm und Format. Darunter die alten treu bewährten Hausgenossen und Freunde, wahre Vademecums: Für Veterinäre (herausggb. vom Oberroßarzt König, Berlin, bei A. Hirschwald), für Straßen-, Wasserbau- und Kultur-Ingenieure (von R. Scheck, Wiesbaden, bei J. F. Bergmann), für Eisenbahn-Techniker (von A. W. Meyer, ebendas.); für Süddeutsche Baumeister (München) und P. Stühlens Ingenieurkalender (Essen, bei Baedeker). Den Bedürfnissen der Gymnasiasten, Realschüler und Kadetten entspricht Franz Langes „Schüler-Jahrbuch“ (Groß-Lichterfelde bei Bruno Gebel), indeß K. Rebeles „Kinderfreund“ (Augsburg, Geb. Reichel) der kleinen Welt ihre tägliche Kost bietet. Für derbere Hausnahrung sorgen der Münchener „Kikeriki“ und der „Deutsche Michel“, welch Letzterer das Gedächniß an den früher unnöthigerweise mißhandelten patriotischen Würzburger Bürgermeister Wilhelm Joseph Beer (1775—1851) erneuert. Allerlei schnurrige Geschichten bietet der „Lahrer Hinkende Bote“ (Lahr, bei J. H. Geiger), darunter eine Stammtischgesellschafts-Rede über „Die Schwarzen“ — in den afrikanischen Kolonien. An ein feineres Publikum apellirt der in Wort und Bild zierlich ausgestattete „Daheim-Kalender“ (Bielefeld und Leipzig, bei Velhagen u. Klasing). Als Titelbild erscheint eines von den ansprechenden Kinderköpfchen der liebenswürdigen Wiener Malerin M. Wunsch, welche heuer in Meran am 29. März allzufrüh aus dem Leben schied; andere Illustrationen lieferten Hans Berger, C. Klein (Blumen), M. Weber, W. Schade u. A. Neben den üblichen Erzählungen finden sich zwei biographische Aufsätze über August Hermann Francke (1663—1727), den Humanisten und Stifter des Waisenhauses zu Halle, und zur 400jährigen Wiederkehr des Geburtstags der Katharina a. Bora (geb. 29. Januar 1499, gest. 20. Dezember 1552), Luthers ehrsame Gattin und treue Gehülfin, die „Mitbegründerin des deutschen Pfarrhauses“; ihr Bildniß ist nach einem in den Uffizien zu Florenz befindlichen Gemälde des berühmten Lukas Cranach reproduzirt. Im Gartenlaube-Kalender (Leipzig, bei E. Keils Nachfolger) finden sich viele Bilder von Fritz Reiß, H. Knöchel, Fr. Bergen u. A.; anziehende, ernste Erzählungen wechseln mit heiteren Geschichten („Tante Rhabarber“); mit zahlreichen kleinen Portraits ist der sehr sorgfältig gearbeitete „Tagesgeschichtliche Rückblick“ ausgestattet. Eine achtungswerthe Leistung bildet Hans Grasbergers „Kalender des deutschen Schulvereins“ (Wien, bei A. Pichlers Wittwe u. Sohn). Dem Altkanzler Bismarck ist ein eigenes Blatt der Erinnerung geweiht; eine gute Reproduktion zeigt Franz Vogls Raimund-Denkmal. Kleinere Aufsätze über den Dichter August Kopisch, über die altgermanischen „Loostage“, über den wahren Sachverhalt der „Deutschen Vehme“ wechseln mit frischen Gedichten (darunter Trojans „Vogelschutz“) und guten Novellen. Auch der Abschnitt über „Deutsche Gedenktage“ führt über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinaus, ohne einheimische Verdienste zu vergessen.

G. Ph. Harsdörffer, der glückliche Urheber des sprichwörtlich und weltberühmt gewordenen „Nürnberger Trichters“, hinterließ uns in seinen „Frauenzimmer Gesprechspielen“ (1641—1649) eine reiche Sammlung von Beispielen, wie sich ehedem unsre Vorfahren zu „erlustiren“ beliebten. Wir durchforschen heutzutage diese seltsamen Büchlein als eine kulturhistorische Fundgrube ersten Ranges. Ob unsre „Gesellschaftsspiele“, welche Else v. Rauch sammelte (Berlin bei Hugo Steinitz) nach dritthalb Jahrhunderten noch gleiches Interesse erregen und zu neuen Ehren gelangen? Die großen Kinder sind sich freilich gleichgeblieben; es gibt immer noch Rede-, Reim-, sogar alliterirende Scherzspiele, es gibt offene Briefe, die einen geheimen anderen Sinn haben, dazu Charaden und Rätsel, wobei sehr viele gute Sachen ohne den Namen des Autors benutzt sind, so das treffliche „Rätselbüchlein“ des geistreichen Dr. Mies = Fechner (1801—1887). An Stoff zu Nachträgen wäre kein Mangel; bei den Schnellsprechübungen dürfte auch das uralte „Blei bei Blaubeuern liegt a Klötzle Blei“ (aus Mörike's „Stuttgarter Hutzelmännlein“) nicht fehlen. Bei Harsdörffer findet sich ein „Zivilprozeß“ als Gesellschaftsspiel; hier gibt Else v. Rauch ein — „Redaktionsspiel“, wobei Jedermann sehen kann, wie eine Zeitung gemacht wird.

In demselben Verlag, welcher überhaupt eine Vorliebe für die Literatur des „Nützlichen und Angenehmen“ hegt, für

deklamatorische Potpourris, Polterabend- und anderweitige Kurzweile, ist auch „Das große Buch der Kartenkunststücke“ von Willy Hermann erschienen, also in Summa die beste Anleitung für angehende gesellige Tausendsassa und Schwerenöther.

In sehr anmuthender Form schildert Amalie Baisch „Junge Mädchen bei Spiel und Sport“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) auf Spaziergängen, im nassen Element, bei Zimmergymnastik, auf der Jagd, hoch zu Roß und auf dem Rade. Das in geistreiche Briefform etwas romantisch eingekleidete, natürlich mit einer Verlobung abschließende Büchlein liegt nun schon, als selbstredende Empfehlung, in dritter Auflage vor. Ungleich ernster berührt uns das von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke herausgegebene „Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt“ (Stuttgart 1899 bei Greiner u. Pfeiffer. VIII. 253 S. kl. 8°). Es bezweckt das Verständniß für die moderne Frauenbewegung in weitere, heute ihr noch fernstehende Kreise zu tragen, wozu z. B. das Gespräch von Natalie v. Milde (Weimar) über „Die vornehme Dame und ihre Kinder“ eine sehr passende Handhabe bietet. Die Form wechselt mit gebundener Rede, Gnomik, sparsamer Novellistik und kleinen Aufsätzen über „Die Frauenbewegung und ihre Ziele“ von Helene Lange, „Mädchengymnasien“ von Dr. Käthe Windscheid, über „Die Frau im Handelsfach“ (Minna Cauer), „Frauenarbeit im Kunstgewerbe“ (Emmy Luthmer), „Zum medizinischen Studium“ (Dr. Agnes Hacker), über die „Thätigkeit in der Gemeinde“, im „Gartenbau“, über „Weibliche Fabrikinspektoren“, „Die Ansprüche der Frau auf die Eheerrungenschaft“ (Dr. Anita Augspurg). Dabei fallen auch Streiflichter auf das Ausland, auf die Thätigkeit der weiblichen Journalisten in England u. s. w. Keine der Mitarbeiterinnen hegt extreme Emanzipationsgelüste, keine schießt über das Ziel hinaus; keine zeigt Feindseligkeit gegen die Männer, noch gegen die Ehe oder das Familienleben; man hat den Eindruck, sich in wohlgesitteter Gesellschaft zu befinden, wo auch andere reifdurchdachte Ansichten und Erfahrungen zum Wechselaustausch gelangen können. Anziehende Bildnisse von Helene Lange, Minna Cauer, E. Bely, Dr. Käthe Schirmacher und Dr. Anita Augspurg sind in guten Lichtdrucken beigegeben.

Das schon im vorigen Jahr gerühmte „Botanische Bilderbuch“ von Franz Bley ist nun mit dem zweiten Theile (Berlin 1898, bei Gustav Schmidt. 192 S. kl. 4°) abgeschlossen. Es behandelt mit 216 wissenschaftlich gezeichneten und von H. Berdrow entsprechend erläuterten Pflanzenbildern in löblichem Aquarelldruck die Flora der zweiten Jahreshälfte zu Belehrung und Nutzanwendung für jung und alt.

Einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Kulturgeschichte bilden die „Deutschen Volkstrachten“. Hr. Friedrich Hottenroth hat das Verdienst, dieses reichlich bearbeitete Fach abermals erweitert zu haben, indem er die städtischen und ländlichen Kostüme vom 16. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts seiner eingehenden Betrachtung unterzog. Mit dem vorliegenden Bande sind die Volkstrachten aus Süd- und Südwestdeutschland abgeschlossen. (Frankfurt 1898, bei H. Keller.) Eine reiche Ausstattung in Holzschnitt und Farbendruck bringt uns das unumgängliche Material lehrreich und anregend mit diplomatischer Genauigkeit aus gleichzeitigen Quellen vor Augen. Allgemein ist die Klage über das Verschwinden der Volkstrachten. Das gleiche Schicksal betrifft aber auch die täglich immer mehr verklingenden Mundarten, ebenso die alten Traditionen von Sage und Mär, von Sitte und Brauch, von Volksliederdichtung und -melodie. Wer dergleichen Schatzstücke einheimst und in bleibende Erinnerung bringt, verdient immer unsern besten Dank und die innigste Anerkennung, zumal wenn diese Resultate in so schöner, ansprechender Form und Ausstattung geboten werden. Insbesondere seien diese Arbeiten unsern Historienmalern und Künstlern in nachdrücklichster Weise empfohlen!

Als hervorragendes Prachtgeschenk in vornehmster Ausstattung erscheint „Das Hohenzollern-Jahrbuch“, herausgegeben von Paul Seidel. (Erster Jahrgang. Berlin und Leipzig bei Giesecke u. Devrient. 203 S. Fol.) Eingeleitet ist das Werk durch die biographischen Skizzen von Gustav Schmoller und Alb. v. Mischke über die ersten Hohenzollern-Kaiser Wilhelm und Friedrich. Dann folgen ansprechende wissenschaftliche, durch gleichzeitige Bildnisse, Abbildungen und Denkmale aller Art reich illustrirte Aufsätze von Paul Seidel über Merciers Wandteppiche mit den Darstellungen der Siege des Großen Kurfürsten, Max Jähns über die Schlachten bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin, G. Thouret über „die Musik am preußischen Hofe im 18. Jahrhundert“. Otto Krauske berichtet über den Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms I., Dr. Seidel schildert unter Beigabe vieler köstlicher Portraits „die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen“; Ernst Friedländer publizirt „Briefe fürstlicher Frauen aus dem Hohenzollern-Hause“. Insbesondere aber fesselt unsre Theilnahme Paul Bailleu durch seine Berichte über die edle Königin Luise und ihre Zeit, welche durch Wiedergabe von Büsten, Reliefs, Zeichnungen und Bildern in anmuthigster Form belebt werden. Den Schluß bilden zwei Abhandlungen „Zur Baugeschichte des kgl. Schlosses in Berlin“ (von Alb. Geyer) und über die Miniaturen aus dem Aschaffenburger Prachtkodex des Kardinals Albrecht von Brandenburg.

Als eine originelle Leistung stellt sich daneben der „Stammbaum des preußischen Königshauses“ bearbeitet von dem kgl. Bibliothekar Gritzner und gezeichnet von H. Rahbe (bei Wilhelm Köhler zu Minden in W.), ein Blatt, welches in dem ungewöhnlichen Format von 85×125 cm in Farbendruck eine hübsche Zimmerzierde bildet. Als werthvolles und unentbehrliches Nachschlagewerk empfiehlt sich der „Ahnentafelatlas der Regenten Europa's“, welcher, herausgegeben von Stephan Kekule v. Stradonitz, in 20 Lieferungen bei J. A. Stargardt in Berlin erscheinen wird. (Die erste Lieferung umfaßt in klarer Uebersichtlichkeit die 32 Ahnen Kaiser Wilhelms II., der Königin Victoria von England, des Prinz-Gemahls und der Fürstin Maria Anna zu Schaumburg-Lippe.)

Das „Verzeichniß von Privatbibliotheken in Deutschland“ (Leipzig 1898 b. G. Hedeler. 104 Seiten 8°) benennt in alphabethischer Ordnung 817 Sammler und ist, jedenfalls allen Bibliophilen erwünscht und zweckdienlich, auch in französischer und englischer Uebersetzung abgefaßt.

Mittheilungen und Nachrichten.

P. J. Möbius: Vermischte Aufsätze. (5. Heft der „Neurologischen Beiträge“.) Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1898, 173 S. — Der Leipziger Gelehrte Dr. Möbius steht bei dem kritischen ärztlichen Publikum in ganz besonderer Werthschätzung. Er ist einer der wenigen wirklich philosophisch durchgebildeten und philosophisch denkenden Aerzte unsrer Zeit, er hat in vortrefflichen Originalarbeiten vieles zum Ausbau der Neurologie beigetragen, und er hat das große Verdienst, seit Jahren mit strenger Kritik die Fortschritte einzelner Zweige der Medizin zu begleiten und weiteren Kreisen zu vermitteln. Die von ihm mit Dippe herausgegebenen Jahrbücher der gesammten Medizin gelten wohl als das beste der heutigen Referatenblätter, sie sind sicher das vollständigste und kritischste Organ. In den vier Heften, welche dem vorliegenden vorausgegangen sind, hat Möbius im wesentlichen seine Arbeiten zur Neurologie und seine so hoch gewertheten kritischen Referate wieder abgedruckt. Diese Hefte enthalten deßhalb einen der wichtigsten Beiträge zur modernen Neuropathologie. Ihr verdienter Erfolg hat den Verfasser ermuthigt, in einem fünften Heft eine weitere Anzahl von Arbeiten, die theils an weniger bekannten Orten erschienen sind, theils ganz neu sind, abzudrucken. Die wichtigsten dieser Studien betreffen die augenblicklich im Vordergrund stehende Bewegung zur Aenderung unsrer sog. „Nervenheilanstalten“ in Arbeitsanstalten für Nervenkranke und vor allem die Neugründung von Volksheilstätten für solche Patienten. Was hier über die Wichtigkeit der Beschäftigung, über die Nothwendigkeit von Zufluchtstätten aus dem Getriebe des modernen Lebens heraus, die Unterbringung von abnorm erschöpfbar Geborenen ꝛc. gesagt wird, ist zum Theil den Fachgenossen besonders durch Möbius selbst bekannt, es

verdient aber sehr wohl, weil volkswirthschaftlich und human ungemein wichtig, auch weiteren Kreisen näher gebracht zu werden. Es kann die Errichtung derartiger Anstalten, wie Möbius sie wünscht und durch Wort und Schrift fördert, gar nicht ausbleiben, wenn allgemein die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit sich einmal Bahn gebrochen hat. Auch was wir aus diesem Hefte über den Kampf gegen den Alkoholismus, den Kampf gegen die Tuberkulose und ganz besonders den Kampf gegen die venerischen Krankheiten erfahren, das sollte nicht auf ein enges ärztliches Publikum beschränkt bleiben. Man kann gar nicht laut genug zur Mithülfe im Kampfe gegen diese leider immer noch unterschätzten Feinde auffordern. Ueberall begegnen wir dem geistreichen Forscher in diesem Buche mit gleicher Freude, ob er nun über die „Ursachen der Krankheiten“ spricht, oder uns über die „Veredelung des menschlichen Geschlechtes“ belehrt, auch wenn er in trefflichen Nachrufen das Andenken verdienter Aerzte neu erweckt und uns deren Werth wieder vorführt. Das Möbius'sche Buch ist nicht nur sehr gut, es ist auch, wie wenige andere geeignet, Gutes zu stiften. E-r.

u. Prof. Rehmke's Festrede: „Außenwelt und Innenwelt, Leib und Seele“ wird bei dem lebhaften Interesse, das heute für psychologische Fragen herrscht, gewiß ein empfängliches und dankbares Publikum finden. Denn indem sie eine klar durchdachte, auf selbständiger Gedankenarbeit ruhende Ueberzeugung einsetzt, gibt sie zugleich eine geschichtliche Orientirung, oder vielmehr sie zeigt an der Hand der Geschichte, wo die Probleme liegen und wie die Verwicklungen entstanden sind, sie zeigt mit der Lösung dieser Verwicklungen zugleich den einzig möglichen Weg, sowohl den Thatsachen der Erfahrung als den Forderungen des Denkens gerecht zu werden. So darf das Schriftchen (48 S., Greifswald, Abel) allgemeiner Beachtung empfohlen werden.

Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift, herausgegeben von Prof. Dr. Hans Vaihinger. Band III, Heft 1 u. 2. Hamburg u. Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1898. 260 S. — Das soeben erschienene Doppelheft der rühmlichst bekannten Zeitschrift wird durch einen hochinteressanten Aufsatz eröffnet, den bisher noch nicht veröffentlichten Bericht des Philosophen Charles de Villers (gestorben 1815 in Göttingen) an Napoleon I. über Kants Lehre. Dieser Bericht, der aus dem Jahre 1801 stammt, ist seinerzeit als Manuskript gedruckt und, soweit bekannt, nur in einem einzigen Exemplar erhalten, das sich in Goethe's Bibliothek zu Weimar fand und wahrscheinlich von dem Verfasser selbst seinerzeit als Dedikation an Goethe geschickt wurde. So bietet dies merkwürdige Blatt eine seltsame Ideenassociation zwischen den Namen jener drei Gewaltigen! Nicht minder bemerkenswerth ist es durch seinen Inhalt. Während die meisten Urtheile über Kant von seinen ersten Kritikern das phänomenalistische Element seiner Philosophie: den Satz, daß die Gegenstände unsrer Erkenntniß Erscheinungen, nicht die Dinge an sich selbst sind, in den Vordergrund stellen, hebt Villers bewußt und eindringlich das rationalistische Element hervor, das neuerdings besonders von Paulsen („Immanuel Kant“, Stuttgart 1898) betont wird. Villers' Absicht ist zu zeigen, daß der französische Sensualismus und Materialismus jener Zeit von Kant zurückgewiesen ist. „Es ist Zeit,“ sagt er, „der so vernachlässigten philosophia rationelle ihren Rang und ihre Würde wiederzugeben. Die Reform, auf die sie wartete, verdanken wir Kant.“ — Ein genauer Bericht orientiet über das 1897 in Dresden neu entdeckte Kantbildniß, das muthmaßlich von einem Schüler Graffs herrühet und sich jetzt in Königsberg befindet. Eine wohlgetroffene Holzschnittreproduktion ist dem Heft beigegeben. — Die interessante Abhandlung von H. Maier: „Die Bedeutung der Erkenntnißtheorie Kants für die Gegenwart“, wird zu Ende geführt; fortgesetzt wird der Aufsatz von P. Menzer: „Der Entwicklungsgang der Kantischen Ethik in den Jahren 1760—1785.“ C. Lülmann bietet eine Studie: „Kants Anschauung vom Christenthum.“ — Von den übrigen Beiträgen sei noch der sorgfältige und gehaltreiche Literaturbericht des Herausgebers hervorgehoben, der über alle philosophischen Erscheinungen, soweit sie sich auf die Kantische Philosophie beziehen, orientirt. Der vorliegende stattliche Band rechtfertigt in ganz besonderem Maße das Unternehmen Vaihingers, für die Kantstudien der Gegenwart einen gemeinsamen Mittelpunkt zu schaffen. Die Zeitschrift erweist sich mehr und mehr nicht nur als eine erfreuliche, sondern als eine nothwendige Erscheinung auf dem Gebiet der Philosophie. Allen Freunden dieser Wissenschaft seien die „Kantstudien“ aufs angelegentlichste empfohlen. H. Brömse.

-rl- Neuer Komet. Einer soeben eingetroffenen telegraphischen Nachricht der Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel zufolge wurde am 14. November von Mr. Hase in Newhaven (Connecticut) schon wieder ein neuer Komet, der zehnte dieses Jahres, entdeckt. Damit ist der bisherige Rekord, den das Jahr 1886 mit neun Kometenentdeckungen gehalten hatte, geschlagen. Der neue Komet ist vorläufig ziemlich lichtschwach und steht im Sternbild des Löwen, die Entdeckungspositionen waren: Rektasc. = $10^h\,7.1^m$, Deklin. = $+\,22^\circ\,55'$; seine tägliche, nach Nordwest gerichtete Bewegung beträgt in Rektascension + 1.6 Minuten, in Deklination + 4'. Da das Sternbild des Löwen gegenwärtig schon um 10 Uhr abends aufgeht, wird der neue Komet, besonders wenn er heller wird, für die nächsten Monate ein günstiges Beobachtungsobjekt bilden. Auffallend erscheint der Umstand, daß der Komet in großer Nähe des Radiationspunktes des Leonidenschwarmes, der bekanntlich einige Tage vorher durch den Knoten seiner Bahn ging, aufgefunden wurde; es ist aus diesem Grunde nicht unmöglich, daß der neuentdeckte Komet identisch ist mit dem Tempel'schen Kometen (1866 I), dessen Umlaufszeit $33\frac{1}{6}$ Jahre beträgt und der mit dem Sternschnuppenschwarm der Leoniden in Zusammenhang steht (siehe diese Beilage, Nr. 248). Hoffentlich gelingt es bald, unter Benutzung von weiteren Beobachtungen, eine Bahnbestimmung des neuentdeckten Kometen durchzuführen, die hiebei resultirenden Elemente werden über die soeben gestreifte Frage sicheren Aufschluß geben.

P. **Berlin.** Veröffentlichungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Schulwesens. Wie vor kurzem mitgetheilt, hat das Reichsamt des Innern in seinem Etatsentwurf für 1899 eine Unterstützung der Herausgabe von Veröffentlichungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Schulwesens in Aussicht genommen. Die diese Forderung begründende Denkschrift hebt hervor, daß die im Jahre 1890 begründete, über Deutschland, Oesterreich und die Schweiz verbreitete Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sich eine planmäßige Erforschung des früheren und gegenwärtigen Zustandes von Erziehung und Unterricht in den Ländern deutscher Zunge zur Aufgabe gestellt hat. Sie hat zu diesem Zweck die von einem verdienstvollen Privatgelehrten Anfang der 80er Jahre begonnenen Veröffentlichungen übernommen und durch die von ihr geschaffene Organisation nach einheitlichen Gesichtspunkten weitergeführt. Die Veröffentlichungen der Gesellschaft sind außer den von den zahlreichen, territorial gegliederten Gruppen der Gesellschaft herausgegebenen: 1. Die „Monumenta Germaniae paedagogica“, von denen zur Zeit 18 Bände vorliegen. Sie sollen die gesammte Entwicklung des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen literarischen Zeugnissen unter gleichmäßiger Berücksichtigung der verschiedenen Schulgattungen und ohne Bevorzugung eines besonderen Zeitraums oder einer besonderen Richtung vorführen und daneben zusammenfassende Darstellungen einzelner Zweige des Unterrichtswesens mit Zugrundelegung des urkundlichen Materials aufnehmen. 2. Die als Korrespondenzblatt jährlich drei- bis viermal im Umfange von 18—20 Bogen erscheinenden „Mittheilungen“ der Gesellschaft (bisher 7 Jahrgänge), welche kleinere Beiträge zur Erziehungs- und Schulgeschichte, Ergänzungen zu einzelnen Bänden der Monumenta, Berichte über die Thätigkeit der Gesellschaft, bibliographische Zusammenstellungen u. s. w. unter besonderer Betonung der urkundlichen Materialien behandeln. 3. Die „Texte und Forschungen“, welche zur Veröffentlichung von Arbeiten mittleren Umfanges dienen, die ein enger begrenztes Quellenmaterial oder ein bestimmtes Forschungsgebiet behandeln, so das bisher erschienene Heft Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. 4. Das „gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge“, bisher in einem das Jahr 1896 umfassenden Band (1243 Seiten) erschienen — ein bibliographisches

Werk, das einen vollständigen Ueberblick über die auf dem bezeichneten Gebiet erscheinende Fachliteratur, über amtliche Verordnungen, neue Lehrmittel u. dgl. bietet. — Die bedeutenden Kosten für die Beschaffung und Bearbeitung dieses weitschichtigen, zerstreuten und oft schwer auffindbaren Materials, sowie für die Drucklegung und Herausgabe der Werke und für die Besoldung wissenschaftlicher Hülfskräfte sind bisher, abgesehen von den verhältnißmäßig geringfügigen Einnahmen aus den Mitgliederbeiträgen, vorwiegend aus privaten Mitteln gedeckt worden. Diese Hülfsquellen, welche überdies theilweise zu versiegen drohen, reichen bei weitem nicht aus, um das Unternehmen weiterzuführen; die Gesellschaft würde daher, wenn ihr nicht aus öffentlichen Fonds die erforderlichen Mittel gewährt werden, auf die Fortsetzung ihrer Veröffentlichungen verzichten müssen. Eine derartige Wendung wäre tief zu beklagen. Die Erschließung der Quellen des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens dient der Ergründung deutschen Volksthums auf einem Gebiete, auf dem die Forschung noch weit zurück ist und wegen der Schwierigkeit der Beurtheilung der realen und ideellen Faktoren nur langsam vordringen kann. Eine weitverzweigte, die verschiedenen Konfessionen und deutschsprachlichen Gebiete gleichmäßig umfassende Organisation, wie sie durch die Gesellschaft geschaffen ist, erscheint für die Zusammenfassung aller auf diesem Gebiete liegenden Forschungen und für die Sammlung und Verwerthung des örtlich zerstreuten und vielfach verborgenen Materials unentbehrlich. Die großen und wissenschaftlich bedeutsamen Aufgaben, welche die Gesellschaft verfolgt, sind rein deutscher Art und betreffen einen Zweig unsrer Kulturgeschichte, der für das Verständniß der Entwicklung des deutschen Geistes von besonderer Wichtigkeit ist. Die Unterstützung des Unternehmens aus Reichsfonds erscheint damit gerechtfertigt und es ist erfreulich, daß das Reichsamt des Innern für 1899 eine erste Unterstützung von 30,000 Mark in Aussicht stellt, um die gegenwärtige Organisation zur Vorbereitung und Durchführung der begonnenen Veröffentlichungen zu erhalten und die vorhandenen, wissenschaftlich werthvollen Vorarbeiten nicht unbenutzt liegen zu lassen. Es wird dann zu erwägen sein, ob nicht die Veröffentlichungen ohne Beeinträchtigung ihres wissenschaftlichen Werthes eine die Unkosten mindernde Einschränkung erfahren oder der Gesellschaft durch Aenderung ihrer Statuten in Zukunft andere Hülfsquellen erschlossen werden können.

V-s. Im **Berliner Museum** ist in der Antikenabtheilung seit kurzem ein etwas **überlebensgroßer Marmorkopf** aufgestellt. Er ist vortrefflich erhalten, kaum daß ein paar kleine Verletzungen zu bemerken sind. Nur eine harte Schmutzkruste, die den ganzen Kopf bedeckt haben soll, verhüllt jetzt noch einen Theil der Rückseite. Der Kopf zeigt den alterthümlichen griechischen Stil; er stellt ein Mädchen dar etwa in der Art der berühmten Statuen von der Akropolis zu Athen. Gewiß wäre dem Berliner Museum zu gratuliren zu dieser Erwerbung — wenn der Kopf nicht eine ganz infame Fälschung wäre! Schreiber dieses hatte den Verdacht schon gleich beim ersten Anblick, und er sieht diesen nun definitiv bestätigt, indem Professor Furtwängler in der letzten Sitzung der Münchener Akademie (s. Beilage Nr. 262) eben diesen Kopf als hervorragendes Beispiel neuerer Fälschung genannt hat, die immer kühner und geschickter zu werden scheint. Professor Furtwänglers scharfer Blick ist bekannt; war er es doch auch, der die berüchtigte Fälschung der Tiara des Saitaphernes im Louvre in Paris nachgewiesen hat. Jeder, der die wirkliche Antike kennt und liebt, wird jetzt, einmal aufmerksam gemacht, leicht erkennen, daß der Berliner Kopf nichts als eine recht schwache und äußerliche Nachahmung des alterthümlichen Stils ist, selbst als Fälschung nicht zu dem Besten der Art gehörig. Vermuthlich wird die zu erwartende Begründung Furtwänglers im Sitzungsbericht der Akademie hierüber noch näheres bringen.

Ueberhaupt scheint die Antikenabtheilung des Berliner Museums Unglück zu haben. Auch unter den neu erworbenen Terrakotten hebt der Bericht über den akademischen Vortrag desselben Gelehrten mehrere böse Fälschungen hervor. An was mag es wohl liegen, daß, während die anderen Abtheilungen des Museums, besonders die unter Geheimrath Bode's Leitung, die bekannten glänzenden Erfolge zu verzeichnen haben, gerade der Antikenabtheilung derartige bedauerliche Irrthümer begegnen?!

* **Kopenhagen,** 22. Nov. Hier ist der Dichter und Literaturhistoriker Dr. phil. Frederik **Winkel-Horn** im Alter von 53 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Goyau-Pératé-Fabre: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Deutsch von Karl Muth. Heft 19 u. 20. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh. 1898. — Wilhelm Schäfer: Faustine, der weibliche Faust. Tragödie in 6 Aufzügen nebst Vorspiel und Prolog. Zürich, Emil Cotti's Wittwe 1898. — Gevatter Chrischaan: Landwirthschaftliche Brosamen. Neudamm, J. Neumann 1898. — Dr. E. Haselhoff: Die landwirthschaftlichen Futtermittel, ihr Futterwerth und ihre Verwendung. Ebd. 1898. — Theodor Bonsmann: Kurze Anleitung zum rationellen Gebrauch der Handelsdüngemittel. Ebd. 1898. — Dr. C. Nörner: Praktische Schweinezucht. Ebd. 1898. — M. Schoepf: Kurze Regeln zur Erziehung, Pflege und Bewirthschaftung von Privatwaldungen. Ebd. 1899. — E. Hermann: Die preußischen Forstkarten. Zusammenstellung der für die preußische Staatsforstverwaltung geltenden Bestimmungen über Anfertigung, Aufbewahrung und Versendung, sowie Fortführung der Forstkarten. Ebd. 1898. — Dr. F. W. Paul Lehmann: Länder- und Völkerkunde. Bd. I. (Hausschatz des Wissens, Abtheilung VII.) Ebd. 1898. — J. Neumanns Taschenbuch und Notiz-Kalender für den Landwirth 1899. Ebd. 1898. — „Waldheil". Forst- und Jagdkalender auf das Jahr 1899. Ebd. 1898. — Zwanzig Briefe, gewechselt zwischen Jons Jakob Berzelius und Christian Friedrich Schönbein in den Jahren 1836—1847. Herausgeg. von Prof. Georg W. A. Kahlbaum. Basel, Benno Schwabe 1898. — M. v. Brandt: Die chinesische Philosophie und der Staats-Konfucianismus. Stuttgart, Strecker u. Moser 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 26. November. Nummer 269.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der Physik im 19. Jahrhundert.[1]

Von Dr. Eugen v. Lommel.

Beim Beginn des letzten Studienjahres, das noch in seiner ganzen Ausdehnung in das zur Neige gehende Jahrhundert fällt, fühlen wir uns unwillkürlich aufgefordert, den Blick zurückzuwenden auf diesen an denkwürdigen Ereignissen auf allen Gebieten des menschlichen Thuns und Denkens so überaus reichen Zeitabschnitt, auf das 19. Jahrhundert.

Dem Rektor der Universität, der durch die Wahl der Kollegen auf ein Jahr an die Spitze des Gemeinwesens gestellt ist, erwächst hieraus die Pflicht, das neue Studienjahr durch seine Antrittsrede zu eröffnen. Dabei aber bleibt er, was er vorher war und nachher sein wird, der Vertreter und Lehrer seiner Wissenschaft, die sein ganzes Denken erfüllt, die ihm zunächst am Herzen liegt. Es erscheint daher fast naturnothwendig, daß der Redner sich bei seinen Ausführungen auf das ihm eigene Sondergebiet beschränkt und im Rückblick auf die Ereignisse des Jahrhunderts nur diejenigen berührt, welche seiner eigenen Wissenschaft angehören, Ereignisse, die er sozusagen innerlich miterlebt hat.

Was insbesondere die Entwicklung der Physik anlangt, so darf ich, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten, daß das 19. Jahrhundert hinter seinen beiden Vorgängern (die moderne Physik datirt ja erst aus dem 17. Jahrhundert) nicht nur nicht zurücksteht, sondern sie an Zahl und Wichtigkeit der Einzelentdeckungen, namentlich aber durch den Gewinn tiefgreifender Einsichten und umfassender Prinzipien weit überragt.

Die Kürze der zu Gebote stehenden Zeit gebietet jedoch, unter Uebergehung der Einzelheiten, die Beschränkung auf die Hauptmomente, welche gleichsam die Marksteine auf dem Wege dieser Entwicklung bilden.

Gleich die Schwelle des Jahrhunderts, kurz nach Entdeckung der thierischen Elektrizität durch Galvani, war durch eine Erfindung von ungeahnter Tragweite bezeichnet: die Volta'sche Säule oder galvanische Batterie, wohl der wunderbarste Apparat, den menschlicher Scharfsinn jemals erdachte. Man kann wohl sagen, daß der elektrische Strom, dessen Quelle Volta erschloß, unserm Jahrhundert nicht nur in physikalischer, sondern auch in kulturgeschichtlicher Beziehung ein eigenartiges Gepräge verlieh. So spärlich und unscheinbar auch anfangs die Quelle floß, verglichen mit den gewaltsamen und angestaunten Wirkungen der Reibungselektrizität, die aus den beiden vorangegangenen Jahrhunderten bekannt waren, so erwies sich doch nur die elektrische Strömung der praktischen Anwendung fähig und führte zu der hohen Entwicklung der Elektrotechnik, die heutzutage so mächtig in das tägliche Leben eingreift, während die hochgespannte Reibungselektrizität es zu nicht viel mehr als zu artigen Spielereien brachte.

Schon die ersten Versuche mit dem neuen Agens lehrten die chemischen Wirkungen des Stromes, wie die Abscheidung der Metalle aus ihren Lösungen, kennen und führten so zur Entdeckung der bis dahin unbekannten Alkali- und Erdmetalle. Hiemit war der Grund gelegt zu der heute so hoch entwickelten elektrochemischen Industrie (Galvanoplastik, Aluminiumgewinnung u. s. w.).

Unser Zeitalter steht im Zeichen des Verkehrs. Hätte schon die seit dem vorigen Jahrhundert in den Dienst der Industrie gestellte Dampfkraft, durch die rasche Beförderung von Personen und Lasten, dieses geflügelte Wort zu rechtfertigen vermocht, so wurde es zur vollsten Wahrheit nach der Entdeckung des elektrischen Stromes, der heutzutage nicht nur Lasten transportirt, sondern den menschlichen Gedanken, ja sogar das gesprochene Wort mit Blitzesschnelle in die Ferne trägt.

Um dem elektrischen Strom solche Leistungen abzugewinnen, bedurfte es jedoch neuer wichtiger Erkenntnisse. Zwei Jahrzehnte nach der Erfindung der Volta'schen Säule entdeckte Oersted die Beziehung zwischen der elektrischen Strömung und dem Magnetismus (Elektromagnetismus). Er fand, daß ein beweglicher kleiner Magnet (eine Magnetnadel) in der Nähe eines Stromleiters sich senkrecht zur Richtung des Stromes zu stellen sucht. Der Strom ruft also rings um seinen Leiter in querer Richtung magnetische Kräfte wach, er erzeugt in seiner Umgebung ein „magnetisches Feld“, in welchem die magnetische Kraft überall senkrecht steht zu der Bewegung der Elektrizität entlang dem Leiter. Die Beschaffenheit des Feldes läßt sich anschaulich darstellen durch die magnetischen Kraftlinien, welche an jeder Stelle des Feldes Richtung und Größe der magnetischen Kraft kennzeichnen.

Ebenso muß sich, wie Ampère zeigte, ein beweglicher Stromleiter quer stellen zur Achse eines festliegenden Magnets. Ferner hat Ampère nachgewiesen, daß ein geschlossener elektrischer Strom sich vermöge des ihm zugehörigen Magnetfeldes ebenso verhält wie ein Magnet, dessen Achse zur Stromfläche senkrecht steht und daher sowohl auf Magnete als auf stromführende Leiter magnetisch wirkt.

Bringt man einen magnetisirbaren Körper, z. B. Eisen, in ein Magnetfeld, so wird er magnetisirt, d. h. er wird zu einem Magnet, dessen Achse in der Richtung der magnetischen Kraft liegt. Ein Stab aus weichem Eisen, von einem Stromleiter umwunden, wird so zu einem „Elektromagnet“, dessen Magnetismus so lange dauert, als der Strom durch die Drahtwindungen kreist. Ein Stahlkern dagegen bleibt auch nach Aufhören des Stromes dauernd magnetisch.

War die Entdeckung des Elektromagnetismus folgenreich für das praktische Leben, indem sie bald zur Erfindung

[1] Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität in München, gehalten am 26. November 1898.

des elektromagnetischen Telegraphen führte, so gewann die Entdeckung der Induktion durch Faraday für die spätere Entwicklung der Elektrotechnik eine noch größere Bedeutung. Faraday fand nämlich, daß, wenn ein ursprünglich stromloser Leiter in einem Magnetfeld, sei dasselbe durch einen Magnet oder durch einen Strom erzeugt, die Kraftlinien kreuzend bewegt wird, in ihm ein Strom entsteht von solcher Richtung, daß die elektromagnetische Wirkung zwischen diesem „induzirten" Strom und dem Magnetfeld die Bewegung des Leiters zu hemmen strebt. Da sonach der induzirte Leiter bei seiner Bewegung durch das Magnetfeld Widerstand erleidet, so muß, um den Induktionsstrom zu gewinnen, zur Ueberwindung dieses Widerstandes Arbeit geleistet werden. So gelangte man dazu, ohne galvanische Batterien, bloß mit Aufwand mechanischer Arbeit, elektrische Ströme zu erzeugen, deren Energie, weil sie der zu ihrer Erzeugung verbrauchten Arbeit entspricht, bis zu einer durch galvanische Batterien nicht erreichbaren Höhe gesteigert werden kann. In der That sind die heutzutage in der Starkstromtechnik zur elektrischen Beleuchtung, zur Kraftübertragung, zum elektrischen Bahnbetrieb verwendeten Ströme solche Induktionsströme, welche durch geeignete Bewegung von Drahtwindungen in einem starken Magnetfeld mittelst sogenannter Dynamomaschinen gewonnen werden, die ihrerseits durch Wassergefälle, oder durch Dampfmaschinen, Gasmotoren u. dgl., also durch Verbrennung von Kohle, ihren Antrieb erhalten.

Mit Hülfe starker Elektromagnete vermochte Faraday nachzuweisen, daß alle Körper durch Magnete beeinflußt werden, nicht bloß das Eisen und verwandte Metalle, an welchen diese Eigenschaft so auffällig hervortritt. Die meisten übrigen Körper, welche Faraday „diamagnetisch" nannte, verhalten sich in einem Magnetfeld so, wie sich schwach magnetisirbare Körper in einem stärker magnetisirbaren Medium verhalten würden. Die Wahrnehmung führte zu der Auffassung, daß alle Körper im Magnetfeld magnetisch werden, die diamagnetischen jedoch schwächer als das umgebende stärker magnetische Mittel. Wir gelangen so zu der Annahme, daß auch die Luft und, da die diamagnetischen Erscheinungen auch in einem möglichst luftleer gemachten Raume sich zeigen, selbst der sogenannte leere Raum oder vielmehr der ihn erfüllende hypothetische Aether magnetisirbar sind.

Auch diese Erscheinungen ließen erkennen, daß bei elektromagnetischen Vorgängen in der Materie das umgebende Mittel eine maßgebende Rolle spielt, wie Faraday durch seine Entdeckung der dielektrischen Polarisation schon früher gezeigt hatte. Seine bewundernswerthen Versuche führten ihn zu der Ueberzeugung, daß die elektrische und magnetische Kraft nicht unvermittelt durch den Raum wirkt, sondern durch gewisse Veränderungen in dem physikalischen Zustand des Mediums von Theilchen zu Theilchen fortgepflanzt wird.

Bisher hatte man sich nämlich vorgestellt, daß, wenn z. B. zwei entgegengesetzt elektrische Leiter einander gegenüberstehen, das Wirksame, was man Elektrizität nennt, nur auf den Leitern seinen Sitz habe, das sie umgebende Mittel sich passiv verhalte und nur das Entweichen der Ladungen von den Leitern verhindere. Man stellte sich ferner vor, daß die zwischen den Körpern thätige Kraft bei jeder beliebigen auch noch so großen Entfernung augenblicklich wirke, ohne daß das Zwischenmittel bei diesem Vorgang sich irgendwie betheilige.

Nach Faraday's Anschauung aber ist diese scheinbare Fernwirkung nur das Ergebniß einer Nahewirkung sich unmittelbar berührender dielektrisch polarisirter Theilchen. Mit der ihm eigenen machtvollen Intuition, die durch sorgfältig beobachtete Thatsachen genährt wurde, sah er im Geiste elektrische und magnetische Kraftlinien das nichtleitende Mittel und den Aether durchziehen, die wie elastische Fäden gleichsam angeheftet an die Oberflächen der Leiter und Magnete, dort beginnend und hier endigend, die elektrische Ladung oder magnetische Belegung dieser Oberflächen bedingen und durch ihr Bestreben, sich in Richtung der Kraftlinien zusammenzuziehen und quer zu dieser Richtung auseinanderzuweichen, die elektrischen und magnetischen Anziehungs- und Abstoßungserscheinungen hervorbringen.

Nach Faraday sind also nicht die Leiter, sondern die Nichtleiter und der sogenannte leere, d. h. nur von Aether erfüllte Raum die eigentlichen Träger der elektrischen und magnetischen Kräfte.

Es ist begreiflich, daß diese Auffassung, obgleich sie ihren Urheber zu den glänzendsten Entdeckungen geführt hatte, seinen Zeitgenossen seltsam und unannehmbar erschien. Die großen Erfolge, welche Newton durch Annahme einer Fernkraft auf dem Gebiete der Gravitation errungen hatte, mußten dazu auffordern, auch die magnetischen und elektrischen Erscheinungen durch die Annahme von Fernkräften zu erklären, zumal Coulomb durch Versuche bewiesen hatte, daß die anziehenden und abstoßenden Kräfte elektrischer Theilchen oder magnetischer Pole dasselbe Gesetz befolgen wie die Newton'sche Massenanziehung, nämlich mit wachsender Entfernung abnehmen umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung. Zwar hatte Newton selbst die Vorstellung einer Wirkung von Theilchen zu Theilchen eines Zwischenmittels nicht unbedingt von der Hand gewiesen; aber seine Anhänger und Nachfolger hielten an der ihnen vertraut gewordenen Fernwirkung fest, zudem Faraday, als Sohn eines Hufschmieds, sodann Buchbinderlehrling und Buchhändlergehülfe, mathematischer Schulung völlig entbehrte und, indem er seine neuen Gedanken in einer von der üblichen abweichenden selbstgeschaffenen Ausdrucksweise darlegte, meist unverstanden blieb.

Es bedurfte daher noch eines Mannes, der, von Faraday's Ideen erfaßt und durchdrungen, dessen Theorie der elektrischen und magnetischen Erscheinungen in die systematische Sprache der Mathematik übertrug und dadurch ihre konsequente Weiterentwicklung ermöglichte. Dieser Mann war Clerk Maxwell, Professor an der Universität Cambridge († 1879), der den von Faraday erkannten Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus in wenigen Gleichungen zusammenfaßte, die alle elektrischen und magnetischen Vorgänge in voller Uebereinstimmung mit den beobachteten Thatsachen in großen und sicheren Zugen beschreiben. Diese bewundernswerthe Faraday-Maxwell'sche Theorie hat heutzutage alle früheren Theorien aus dem Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität verdrängt und, wie wir gleich sehen werden, sogar andere anscheinend weit abliegende Gebiete erobert. Man versteht, daß Boltzmann seiner vortrefflichen Darstellung der Maxwell'schen Theorie als Motto das Dichterwort voranstellte:

War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb. . . .

Denken wir uns in einer ebenen, dünnen Schicht des Aethers oder eines nichtleitenden Mittels in irgend einer Richtung elektrische Strömungen hervorgerufen, so entstehen gleichzeitig zu ihnen quergerichtete magnetische Kräfte, welche wiederum in der nächsten Schicht zu ihnen senkrecht gerichtete und daher mit den Strömen der ersten Schicht parallele elektrische Bewegungen induziren, sammt den untrennbar mit ihnen verbundenen quergerichteten magnetischen Kräften. Die in der ersten Schicht hervorgerufene elektromagnetische Störung überträgt sich so unverändert auf die zweite, während sie in der ersten Schicht durch die induktorische Rückwirkung der zweiten Schicht verschwindet. So durcheilt die ursprüngliche elektromagnetische Störung, von Schicht

zu Schicht sich fortpflanzend, in der zur Ebene der Schichten senkrechten Richtung als Wellenpuls den äthererfüllten Raum, nach beiden Seiten hin vom ursprünglichen Ort. Ist die Störung periodisch, erfolgt sie in gleichen Zeitabschnitten in abwechselnd entgegengesetzter Richtung, so durchläuft sie das Mittel als elektromagnetisches Wellensystem. Periodische Störungen dieser Art, elektrische Schwingungen, waren schon lange bekannt; sie entstehen z. B. bei der Entladung einer Leidener Flasche oder eines Funkeninduktors.

Nach der Maxwell'schen Theorie müssen sich diese Schwingungen mit derselben Geschwindigkeit und überhaupt nach denselben Gesetzen fortpflanzen wie die Lichtschwingungen. Ist aber die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektromagnetischen Wellen so ungeheuer groß wie die des Lichts, nämlich 300,000 km in der Sekunde, so müssen jene schon früher bekannten relativ langsamen elektrischen Schwingungen (ihre Anzahl pro Sekunde beträgt beiläufig eine Million) so überaus lange Wellen liefern, daß in beschränktem Raum ihre Beobachtung und Messung unmöglich wird; denn da jede Schwingung eine Welle erzeugt, so enthält die Strecke von 300,000 km so viele Wellen, als die Zahl der Schwingungen in einer Sekunde beträgt.

Nun gelangte Heinrich Hertz vor ungefähr 10 Jahren dazu, die Anzahl der elektrischen Schwingungen bis etwa 500 Millionen in der Sekunde zu steigern und somit Wellen zu erhalten, die im Raume eines Zimmers gemessen werden konnten. Das Produkt der Wellenlänge mit der Schwingungszahl ergab nun in der That für die elektromagnetischen Wellen, für die „Strahlen elektrischer Kraft", dieselbe Fortpflanzungsgeschwindigkeit wie die des Lichts. Hertz vermochte ferner nachzuweisen, daß die elektrischen Strahlen bei ihrer Verbreitung dieselben Gesetze befolgen wie das Licht; sie werden an Spiegeln zurückgeworfen, durch Prismen abgelenkt und zeigen Polarisationserscheinungen wie die Lichtstrahlen.

Durch die Hertz'schen Versuche war der Sieg der Faraday-Maxwell'schen Anschauungsweise endgültig entschieden. Es war bewiesen, daß die elektromagnetische Wirkung als Wellenbewegung von Theilchen zu Theilchen fortschreitend Zeit braucht, um in die Ferne zu dringen, und nicht augenblicklich dahin gelangen kann, wie die Vorstellung einer unvermittelten Fernewirkung fordern würde; von einer solchen konnte auf diesem Gebiete von nun an nicht mehr die Rede sein. Ferner wurde durch die Hertz'schen Versuche die letzte Konsequenz der Faraday-Maxwell'schen Anschauungen, die elektromagnetische Lichttheorie, wonach die Lichtschwingungen nichts anderes sind, als elektromagnetische Schwingungen, glänzend bestätigt. Qualitativ herrscht in der That zwischen beiden die vollste Uebereinstimmung. In quantitativer Hinsicht aber besteht zwischen elektromagnetischen und Lichtschwingungen noch eine weite Lücke; gegen 500 Millionen Schwingungen per Sekunde dort zählen wir hier ebenso viele Billionen. Wir konnen sagen, Lichtstrahlen sind elektrische Strahlen von sehr kurzer Wellenlänge, oder elektrische Strahlen sind unsichtbare Lichtstrahlen von sehr großer Wellenlänge; beide aber sind Schwingungen eines und desselben Aethers.

So war auf dem Gebiete des physikalischen Denkens eine tiefgreifende Umwälzung eingetreten. Die Herrschaft der unvermittelten Fernwirkung Newtons und seiner Nachfolger wurde abgelöst durch die der Faraday'schen im Zwischenmittel fortgepflanzte Nahewirkung, und die bisher herrschende mechanisch elastische Lichttheorie wurde verdrängt durch Maxwells elektromagnetische Lichttheorie. Wohl noch nie hat sich eine fundamentale Umwälzung so ganz ohne Kampf vollzogen, ohne Kampf, und deßhalb auch ohne Zerstörung. Nichts von dem, was die früheren Meister auf Grund der älteren Anschauung geschaffen, ging verloren, alles Errungene fügte sich ungezwungen in den Rahmen der neuen Lehre, welche, indem sie die anscheinend so heterogenen Gebiete der optischen und elektromagnetischen Erscheinungen zu einer höheren Einheit verband, die Geister mit unwiderstehlich siegreicher Gewalt erfaßte.

Die experimentellen Entdeckungen auf dem Gebiete der Optik, von denen die Photographie und die Spektralanalyse mit zur Signatur unsres Jahrhunderts gehören, wurden von der Aenderung der theoretischen Grundanschauung selbstverständlich nicht berührt.

Von noch weit tiefer greifender Bedeutung nicht bloß für die Physik, sondern für die gesammte Naturerkenntniß, war die Entdeckung des Prinzips der Erhaltung der Energie durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer (1842). Dieser klare und originelle Denker erkannte und bewies, daß, wenn mechanische Arbeit oder Bewegungsenergie, etwa durch Stoß oder durch Reibung, scheinbar zerstört wird, eine der verbrauchten Arbeit gleichwerthige (äquivalente) Wärmemenge entsteht, welche ihrerseits, wenn sie zum Betriebe einer Dampfmaschine verwendet wird und als Wärme verschwindet, dieselbe Arbeit wieder zu leisten vermag (Mechanisches Aequivalent der Wärme). Die Energie der sichtbaren Bewegung eines Körpers, wenn sie durch Reibung gehemmt wird, verschwindet in der That nicht, sondern sie verwandelt sich bloß, ohne Verlust und ohne Gewinn, in die Energie der unsichtbaren Wärmebewegung. Energie kann niemals vernichtet und ebenso wenig kann Energie aus nichts erschaffen werden. Alle Vorgänge in der Natur beruhen bloß auf der Verwandlung der Energie einer Bewegungsart in die Energie einer anderen Bewegungsart, oder auf der Verwandlung von Bewegungsenergie in Energie der Lage, und umgekehrt; hienach ist die gesammte im Weltall vorhandene Energiemenge stets von gleicher Größe.

Robert Mayers Ideen fanden zunächst wenig Beachtung, wohl schon deßwegen, weil er sie in einer nicht ganz schulgerechten Ausdrucksweise vorgetragen hatte. Weiteren Kreisen wurden sie erst zugänglich und verständlich gemacht durch Helmholtz, welcher in seiner 1847 erschienenen Schrift „Die Erhaltung der Kraft" die neuen Ideen in die präzise Sprache der Mathematik faßte und nun imstande war, ihre Konsequenzen auf allen Gebieten der Physik systematisch zu verfolgen. Helmholtz war es, der zu Mayers Entdeckung „die Zeichen schrieb", ähnlich wie Maxwell zu Faraday's Ideen.

Die Entdeckung des Prinzips der Erhaltung der Energie hatte einen nicht minder großen Umschwung im Gefolge, als die Faraday'schen Anschauungen auf dem Gebiete des Elektromagnetismus, und zwar insbesondere auf dem Gebiete der Wärmelehre. Durch die Erkenntniß, daß Wärme nicht ein Stoff, sondern eine Form der Energie sei, nämlich Bewegungsenergie der Moleküle, wurde die bisherige Wärmestofftheorie mit einem Schlage beseitigt und durch die mechanische Wärmetheorie oder Thermodynamik ersetzt, welche bald nicht nur auf den Gebieten der Physik und Chemie, sondern auch in der Technik der Wärmemotoren große Erfolge errang.

Das 17. Jahrhundert, die Wiege der modernen Physik, war ausgezeichnet durch Galilei's Auffindung der Grundgesetze der Bewegung, durch Newtons Entdeckung der Gravitation; das 18. Jahrhundert hatte das bloß in seinen Fundamenten vollendete Gebäude der Mechanik auszubauen. Das 19. Jahrhundert aber brachte uns den elektrischen Strom sammt Elektromagnetismus und das umfassendste aller Naturgesetze, das Prinzip der Erhaltung der Energie.

Durch den Gewinn dieser neuen, tiefgreifenden Einsichten war das 19. Jahrhundert den vorhergehenden schon entschieden überlegen. Besonders gekennzeichnet vor der früheren Zeit aber ist unser Jahrhundert durch die praktischen

Anwendungen, welche von den gewonnenen Einsichten gemacht wurden. Aus dem stillen Gemach der Forschung trat die Physik als Elektrotechnik eisengewappnet hinaus auf den geräuschvollen Markt des Lebens. Wir Alle sind der raschen Entwicklung der Elektrotechnik während der letzten Jahrzehnte mit bewundernden Blicken gefolgt und sind bereits daran gewöhnt, von den lichtspendenden, fernsprechenden, lastenbewegenden Kräften des elektrischen Stromes tagtäglich Gebrauch zu machen. Die unscheinbare Entdeckung Volta's am Anfang des Jahrhunderts ist gegen Ende desselben zu einem mächtigen Faktor der geistigen und wirthschaftlichen Weiterentwicklung des Menschengeschlechts geworden und wird daher in der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts einen hervorragenden Platz beanspruchen. Aber dieser großartige Aufschwung ward nur möglich auf Grund der vorangegangenen Arbeiten der Volta und Ohm, der Oersted, Ampère und Faraday; der heutige Elektrotechniker denkt und konstruirt in der That nach den Ideen Faraday's.

Die Physik ist die Mutter der Elektrotechnik; aber die schnell herangewachsene Tochter hat sich emanzipirt und beginnt sogar der Mutter Schwierigkeiten zu bereiten.

Die Starkstromleitungen, welche zum Betriebe von Lichtanlagen und elektrischen Bahnen Luft und Boden unsrer Städte in immer dichter werdendem Netze durchziehen, wirken störend oder sogar hindernd ein auf die elektromagnetischen Messungen, welche im Interesse des Fortschritts und der Ausbreitung der Wissenschaft in den physikalischen Instituten ausgeführt werden müssen. Besonders störend wirken elektrische Bahnen mit Oberleitung und Rückleitung durch die Schienen; aus den nicht isolirten Schienen verirren sich Ströme von wechselnder Stärke und Richtung in den Erdboden, durchfließen den Untergrund der Gebäude und fälschen durch ihre magnetische Wirkung die Angaben der Meßinstrumente. Es könnten diese vagabundirenden Erdströme ganz vermieden, oder doch ihre schädlichen Wirkungen wesentlich verringert werden, wenn auf den Strecken in der Nähe der Institute, die in den Störungsumkreis fallen, Accumulatorenbetrieb, oder wenigstens isolirte Hin- und Rückleitung eingeführt würde.

Die Wissenschaft kann und will der Entwicklung der Technik und des Verkehrs gewiß nicht mit hochgespannten Forderungen hemmend entgegentreten; sie freut sich vielmehr an dem Gedeihen ihres Riesenkindes, sie beansprucht bloß billige Rücksichtnahme auf ihre uneigennützige Forscherarbeit, aus der die Elektrotechnik hervorgewachsen ist und aus der sie gewiß auch künftig zu ihrer Weiterentwicklung neue Antriebe erhalten wird.

Uebrigens besitzt die Physik selbst die Mittel, um sich gegen die störenden Wirkungen herumschweifender Ströme bis zu einem gewissen Grade zu schützen, nämlich die Anwendung von Galvanometern (nach dem System Deprez-d'Arsonval), deren eigenes starkes Magnetfeld von Aenderungen des äußeren Feldes nahezu unabhängig ist. Ob jedoch diese oder ähnliche Mittel noch ausreichen werden, wenn die Elektrotechnik, um den rapid steigenden Bedürfnissen des Verkehrs zu genügen, zu weit größeren Stromkräften greifen muß, bleibt zweifelhaft. Zur vollkommenen und dauernden Sicherung der physikalischen Institute gegen solche Störungen sollten daher schon bei der Anlage und dem Betriebe der Bahn Vorkehrungen, wie die bereits erwähnten, getroffen werden, welche das Entstehen vagabundirender Ströme im Untergrund der Institute möglichst verhindern.

Die Wandmalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden.

Von Paul Weber (Jena).

In dem Aufsatze über profane Wandmalereien des Mittelalters in Nr. 16 und 17 des laufenden Jahrgangs dieses Blattes machte ich die Wandgemälde im ehemaligen Hessenhofe zu Schmalkalden zum Gegenstande einer längeren Besprechung, wobei ich an mehreren Stellen dem lebhaften Bedauern darüber Ausdruck gab, daß jenes älteste bis jetzt bekannte Denkmal profaner Wandmalerei aus dem deutschen Mittelalter in so beschädigtem Zustande auf uns gekommen sei. Die Bedeutung des Fundes, glaubte ich damals sagen zu dürfen, liegt im wesentlichen im Inhaltlichen, rein kunstgeschichtlich ist seine Bedeutung gering wegen der fragmentarischen und allzu schlechten Erhaltung.

Dieser Beurtheilung lag die Veröffentlichung der Schmalkaldener Wandbilder von Gerland zugrunde[1]), deren Lichtdrucktafeln über die Unvollständigkeit und Zerstörung jener Bilderfolge kaum einen Zweifel aufkommen ließen. Bei der Wichtigkeit jenes Denkmals, als der einzigen bis jetzt bekannten monumentalen Verkörperung eines deutschen Heldenepos aus dem 13. Jahrhundert — es handelt sich um die Darstellung der Abenteuer „Iweins mit dem Löwen" im Anschluß an die bekannte Dichtung des Hartmann von Aue —, ist es wohl angezeigt, auch dem weiteren Kreise der Gelehrten Mittheilung davon zu machen, daß dieses Bedauern über die Trümmerhaftigkeit des Denkmals nicht gerechtfertigt ist, daß uns vielmehr in Schmalkalden durch eine glückliche Fügung des Schicksals ein Wandbildercyklus von solcher Vollständigkeit und verhältnißmäßig so ausgezeichneter Erhaltung bewahrt geblieben ist, wie man ihn sich für eine so weit zurückliegende Epoche nur irgend wünschen kann. Fortan wird der Schmalkaldener Iwein-Cyklus nicht nur in jeder deutschen Literaturgeschichte genannt werden, sondern auch in der Kunstgeschichte des deutschen Mittelalters eine wichtige Rolle spielen, da er auf alle stilistischen, koloristischen, technischen, kostüm- und kulturgeschichtlichen Fragen bereitwillig Auskunft gibt.

Mein Weg führte mich in diesem Sommer zum erstenmale nach der etwas abgelegenen, aber geschichtlich so denkwürdigen, interessanten kleinen Bergstadt des Thüringer Waldes. Der erste Gang galt den Wandmalereien des ehemaligen Hessenhofes, jetzigen Landrathsamts. Jenes gewölbte Gemach des einstigen Herrensitzes, das vor $6\frac{1}{2}$ Jahrhunderten mit den anmuthigen Schilderungen aus der Iweinsage ausgeziert wurde, das dann infolge der Bodenerhöhung der umliegenden Straßen zu einem Kellerraume herabsank und bis vor wenigen Jahren als Kohlenkeller benutzt worden ist, macht jetzt wieder einen ganz freundlichen Eindruck und ist vom Tageslicht ausreichend erhellt. Es ist Gerlands Verdienst, die interessanten Malereien aus ihrem Kohlenstaubgrabe hervorgezogen und durch photographische Blitzlichtaufnahmen der Forschung zugänglich gemacht zu haben, wodurch er zugleich das allgemeine Interesse so lebhaft auf jenes Denkmal gelenkt hat, daß jene freundliche Wandlung in der äußeren Verfassung des Raumes die nothwendige Folge war. Begünstigt von dem Tageslichte, das jetzt den Raum erhellt, das aber Gerland, als er vor mehreren Jahren die Gemälde untersuchte, noch nicht helfend zur Seite stand, war es nicht allzu schwer, unter Vergleichung mit den Tafeln der Gerland'schen Publikation bald zu erkennen, daß da noch viel mehr erhalten sei, als jene Blitzlichtaufnahmen wiedergeben, daß vor allem jene scheinbaren Zerstörungen der Originale nichts anderes

[1]) Dr. Otto Gerland: Die spätromanischen Wandmalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden. Nach Originalaufnahmen veröffentlicht und beschrieben und mit Unterstützung des kgl. preuß. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten herausgegeben. Leipzig, Seemann 1896.

seien, als eine stellenweise Uebertünchung und der seit Jahrhunderten festgebackene Staub, Moder und Kohlenschmutz, den man, vielleicht aus allzu großer Vorsicht, vor der photographischen Aufnahme nicht genügend entfernt hatte. Vorsichtig Stück für Stück von Tünche und Schmutz reinigend, hatten wir bald die Freude, nach und nach die ganze alte Farbenpracht der Gemälde, ihre scharfen, feingezogenen Konturen, die zuweilen geradezu überraschende Feinheit in der Ausführung der Gesichter und Hände zutage treten zu sehen; dazu aber kamen sechs Scenen völlig neu unter dem Schmutze hervor, von denen in dem Gerland'schen Tafelwerke keine Spur vorhanden ist, und eine solche Fülle von Ergänzungen zu den dort wiedergegebenen 13 Scenen, daß kaum eine der jetzt bekannten Darstellungen ohne wesentliche Bereicherung blieb, ja mehrere nun erst ihre sichere Deutung finden konnten. Einzelne Theile des Cyklus zeigen sich nunmehr in so leuchtender Farbenpracht, daß man kaum glaubt, es mit einer Arbeit aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu thun zu haben, andere bleiben allerdings stellenweise zerstört, da schon in sehr früher Zeit, vielleicht schon im Mittelalter selbst, an einigen Stellen der herabgefallene Putz ungeschickt ergänzt worden, an anderen in neuerer Zeit abgefallen ist; und eine Scene muß als endgültig verloren betrachtet werden. Im übrigen aber ist hier ein Denkmal von fundamentaler Bedeutung für die Geschichte der deutschen Wandmalerei erhalten, dessen farbige Wiedergabe gewiß nach vielen Richtungen hin von Nutzen sein wird.

Die farbige Wiedergabe ist durchaus wesentlich, denn der Charakter des ganzen Denkmals wird in erster Linie durch die Farbe bestimmt. Mit Staunen gewahrt man, wie der im geschickten Zeichnen so erfahrene Meister, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts jenen heute noch so erfreulich anmuthenden Bilderkreis schuf, vor allem im Koloristischen ein Meisterstück fertig gebracht hat: mit den beiden einzigen Farben Rothbraun und Gelb, in Verbindung mit der weißen Grundfarbe des Malverputzes, hat er eine solch lebensvolle Abwechslung hervorzubringen gewußt, daß nicht nur keinerlei Langeweile eintritt, sondern im Gegentheil der koloristische Gesammteindruck des ganzen Bilderschmucks noch heute durch seine scheinbare Mannichfaltigkeit jeden aufmerksamen Betrachter in Erstaunen setzt. Wie er das fertig gebracht hat — das von Scene zu Scene zu verfolgen gehört mit zum Genußreichsten beim Studium dieses auch sonst nach so vielen Richtungen hin interessanten und unterhaltenden Denkmals. Denn unterhaltend ist es thatsächlich — ein Ruhmestitel, den man sonst eigentlich recht wenigen mittelalterlichen Wandmalereien zusprechen kann. Maler und Dichter haben sich trefflich verstanden (womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß eine persönliche Berührung zwischen Beiden stattgefunden habe, selbst wenn der Cyklus noch bei Lebzeiten Hartmanns geschaffen worden sein sollte). Der feine satirische Humor, der in Hartmanns Dichtung an so vielen Stellen durchleuchtet, ist vom Künstler mit nachschaffendem Verständniß in den bildlichen Schöpfungen wieder erstanden, und die Auswahl der Scenen aus dem etwas langathmigen Epos ist so geschickt getroffen, daß man thatsächlich all die wunderbaren Abenteuer und Irrfahrten des Helden in den Worten des Dichters an seinem Ohre vorüberrauschen zu hören glaubt, während sie vor unserm Auge vorüberziehen.

Die Scenen beginnen links am Haupteingange des ziemlich kleinen, mit einem einfachen, runden Tonnengewölbe überdeckten Raumes mit der Darstellung Iweins am Zauberbrunnen, von dessen Aesten die Vögel erschreckt auffliegen. Alsobald naht König Askalon, der Herr des Landes, und mißt sich auf der zweiten Scene mit Iwein im Speerkampfe. Nachdem die Lanzen zersplittert sind, greifen die Helden zu den Schwertern, wir sehen auf der dritten Scene den in seine Burg flüchtenden schwerverwundeten Askalon, wie er sich rückwärts mit dem Schwerte gegen den nachdrängenden Iwein deckt. In der vierten Scene erscheint Iwein, eingeschlossen zwischen den beiden verhängnißvollen Fallgattern, neben sich die Vorderbeine seines vom Fallbeile halbirten Rosses. Aus einem Fensterchen reicht ihm die kluge Magd Lunete den Zauberring, der ihn unsichtbar machen soll. In der zweiten Reihe folgt dann der Tod Askalons, bejammert von der mit beinahe modernem Schönheitsgefühle dargestellten Laudine, welche verzweifelt die Hände ringt; dann die ergötzliche Scene, wie Iwein von den Mannen Laudinens vergeblich gesucht wird, weil er infolge des Rings ihnen unsichtbar, dem Beschauer aber sichtbar ist. Wir sehen weiterhin Lunete vor ihrer Herrin knieen und ihr mit eindringlicher Gebärde die Heirath mit Iwein empfehlen; gleich darauf steht Iwein vor der Herrin, merkwürdigerweise abweichend von der Hartmann'schen Fassung der Iwein-Dichtung, mit gebundenen Händen. Dann im Mittelstreifen die Berathung Laudinens mit ihren Mannen, die zärtliche Verlobung und gleich darauf das Beilager, Iwein auch hier in voller Rüstung, ebenso Laudine in ihrem reichgestickten Mantel und angethan mit Schapel und Gebende, denn die Deutlichkeit geht dem mittelalterlichen Künstler über alles.

Von hier kehrt sich die Erzählung wieder zum Eingange und beginnt dort aufs neue mit der Darstellung des Ritters am Zauberbronnen, nur daß dieses Mal der Ritter König Artus heißt. Daneben ist mit großem Humor dargestellt, wie Iwein den großsprecherischen Truchseß Key „wie einen Sack“ im Speerkampfe aus dem Sattel hebt, weiterhin wie er mit König Artus zur Burg einreitet, wo dann, in der darauffolgenden Scene, feierliche Begrüßung stattfindet (leider ist diese Scene großentheils zerstört). An diese Scene schließt sich die Darstellung des großen Mittelbildes an, das festliche Mahl, welches die ganze obere Hälfte der einen Schmalwand des Gemaches in sehr geschickter Einkomponirung ausfüllt und durch seine Größenverhältnisse weit über alle anderen Scenen des Cyklus hervorragt. Es ist das Festmahl dargestellt, welches Iwein und Laudine ihren Gästen, dem König Artus und seinen Mannen, auf ihrer Burg veranstalten. Diener tragen der fröhlich pokulirenden Tischgesellschaft von beiden Seiten Speisen herzu, vor der Tafel aber und in den Ecken der halbrunden Komposition sind Paukenschläger, Geiger, Flötenbläser geschäftig, die damals schon bei festlichen Gelegenheiten für unentbehrlich geltende Tafelmusik zu machen.

Daß diese an sich unwichtige Scene aus dem ganzen Gedicht herausgehoben worden ist, um als Hauptdarstellung das Gemach zu zieren, ist ein Beweis dafür, daß dieser Raum als Speisezimmer gedient hat. Freilich hatte bei den bescheidenen Größenverhältnissen dieses Zimmers nur eine kleine Zahl von Personen darin Platz, weßhalb man wohl annehmen muß, daß hier nur die gewöhnliche kleine Haustafel abgehalten wurde, während für festliche Gelegenheiten sicher der anstoßende große Saal diente, auf den ich gleich zu sprechen komme.

Es folgt nämlich nun nur noch eine Reihe Darstellungen, und zwar der Abschied Iweins von Laudinen, sein Austritt auf neue Abenteuer und sein Kampf mit dem Drachen, bei welchem er sich die Freundschaft des Löwen erwirbt, der von da an sein treuer Begleiter ward, dann noch eine durch späteren Fenstereinbruch gänzlich zerstörte Scene, und nun bricht die Erzählung ab. Wir sind damit an der Eingangswand wieder angelangt, weitere Scenen haben sich allem Anschein nach nicht in dem Raume befunden, ja können sich gar nicht darin befunden haben, und doch sind wir erst bis zur Hälfte des Hartmann'schen

Epos gelangt, bis zirka Vers 4000, während die ganze Dichtung etwas über 8000 Verse umfaßt und in der zweiten Hälfte noch eine Fülle höchst darstellenswerther Scenen enthält, die sich der Maler sicher nicht hätte entgehen lassen, wenn er den Auftrag gehabt hätte, die ganze Iwein-Dichtung in diesem einen Raume zur Darstellung zu bringen. Die Annahme Gerlands, daß der Maler „um so leichter hier abbrechen konnte, als die Gemälde des ersten Zusammentreffens mit Laudine und Lunete gleichzeitig als Darstellungen des versöhnenden Schlusses des Gedichts angesehen werden können, wo dann gleichfalls das Festmahl den Abschluß bilden möchte“, ist durchaus gezwungen und läuft der ganzen Darstellungsweise der mittelalterlichen Kunst, die keinerlei Unklarheiten und Gedankensprünge liebt, stracks zuwider. Vielmehr ist als zweifellos anzunehmen, daß sich die Darstellungen aus der Iweinsage in einem anderen Raume fortgesetzt haben, vermuthlich in einem von ähnlichen Größenverhältnissen, da die Erzählung im Speisezimmer gerade in der Mitte des Gedichtes abbricht. Ein solcher Raum nun, von ähnlichen Größenverhältnissen und mit einem ganz gleichen Tonnengewölbe überdeckt, befindet sich unserm Zimmer gerade gegenüber auf der anderen Seite des großen Flures, der gegenwärtig zur Hälfte verbaut ist. Ich kann Gerland nicht beipflichten, daß jene Räume im anderen Flügel des Gebäudes, die heute ebenfalls als Keller dienen, erst vom Erweiterungsbau des Hessenhofes aus den Jahren 1550—1553 stammen, bin vielmehr der festen Ueberzeugung, daß uns darin ein weiterer Theil des ursprünglichen Herrensitzes erhalten geblieben ist, wie sich aus einer ganzen Reihe bautechnischer Merkmale entnehmen läßt, und daß sich zwischen jenen beiden Flügeln, die heute nur noch als Kellergeschosse erhalten sind, einst ein großer Mittelsaal befand, wie er wohl auf keinem bedeutenderen Rittersitze jener Zeit fehlen durfte. In diesen großen Mittelsaal, der heute zur Hälfte als Flur, zur Hälfte als Vorkeller dient, mündete die weite, jetzt zugemauerte Bogenöffnung an der Südseite des ausgemalten Speisezimmers, die Gerland irrthümlich für eine Nische erklärt. Vermuthlich wurde sie gegen den Hauptsaal hin nur durch einen Vorhang geschlossen.

Wir dürfen wohl annehmen, daß auch jener Hauptsaal aufs prächtigste mit Malereien ausgeziert war, wie wir ein solches Beispiel durchgehender Bemalung eines Herrensitzes (aus dem 14.—16. Jahrhundert) noch heute in Schloß Runkelstein bei Bozen besitzen. Die Fortsetzung der Iwein-Scenen wird sich wohl in dem Raume gegenüber dem Speisezimmer befunden haben, den Hauptsaal zierten aber vielleicht ganz verwandte Darstellungen, eben aus dem Gebiete der höfischen Dichtung. So findet sich auch auf Schloß Runkelstein neben dem Saale mit den Darstellungen aus Tristan und Isolde das Garelzimmer mit den Illustrationen aus „Garel vom blühenden Thal“ und draußen mündet eine Galerie mit den Bildern der berühmtesten Helden 2c., darunter auch Herr Iwein und Gawein und König Artus.

Natürlich war ich aufs höchste gespannt, ob sich vielleicht in den anderen Räumen des alten Hessenhofes noch Reste von Malerei entdecken ließen, und speziell in jenem dem Speisezimmer entsprechenden Raume die zweite Hälfte des Iwein-Cyklus. Leider starrten mir hier überall die nackten Steine des Gewölbes entgegen, von der ehemaligen Putzverkleidung fanden sich nur noch ganz belanglose Reste und von Malerei keine Spur mehr. Auch die Untersuchung aller anderen Räume des ursprünglichen Hessenhofes verlief ergebnißlos, was bei den Umänderungen, die sie im Laufe der Jahrhunderte zu erleiden hatten, nicht zu verwundern ist, so daß also die Hoffnung auf weitere Wiedergewinnung der ehemaligen künstlerischen Auszierung endgültig aufzugeben sein dürfte.

So bedauerlich dies bleibt, so dankbar können wir auf der anderen Seite sein, daß uns in jenem halben Iwein-Cyklus ein kulturgeschichtlich wie kunstgeschichtlich gleich interessantes Denkmal aus der Blüthezeit der ritterlichen Kultur erhalten geblieben ist, das darum um so werthvoller ist, weil es nicht von einem groben Durchschnittsmaler herrührt, wie man nach der bisherigen Wiedergabe nothwendig annehmen mußte, sondern von einem für seine Zeit hervorragend geschickten Künstler, der gewiß durch zahlreiche monumentale Aufträge in Burgen und Schlössern sich eine außerordentliche Sicherheit der Hand erworben hatte und neben flotter und sicherer Zeichnung ein unleugbares koloristisches Geschick besaß, daneben in einzelnen Köpfen sich zu einer solchen thatsächlichen Schönheit erhebt, daß der Beschauer deutlich fühlt, hier steht ein Zeuge jenes großartigen künstlerischen Aufschwungs vor uns, wie ihn die deutsche Kunst auf allen Gebieten vom Ende des 12. Jahrhunderts an genommen hatte. Neben die großartigen Zeugen des künstlerischen Geschmacks jener Epoche, wie sie sich in den prächtigen Kirchen- und Palastbauten und den herrlichen Skulpturen des 13. Jahrhunderts offenbart, tritt nun als vorläufig einziger, aber bei aller Bescheidenheit des Aeußern doch durchaus nicht zu verachtender Zeuge für die künstlerische Höhe der außerkirchlichen Wandmalerei der Hohenstaufenzeit der Iwein-Cyklus im kleinen Hessenhofe zu Schmalkalden, der uns ahnen läßt, was uns an der künstlerischen Ausschmückung der größeren Herrensitze, der landesherrlichen und kaiserlichen Pfalzen, verloren gegangen sein mag.

Mittheilungen und Nachrichten.

-n- **Hubert und Jan van Eyck.** Von **Ludwig Kämmerer.** (Leipzig-Bielefeld, Velhagen u. Klasing.) — Eine der neuesten der bekannten Künstlermonographien beschäftigt sich mit den Brüdern Van Eyck, den räthselhaften Begründern der neueren Malerei. Zunächst sei der kleinen Schrift das Verdienst zuerkannt, daß sie eine zwar für den Laien berechnete, aber auch für den Fachmann nicht unwillkommene, nahezu ganz vollständige Materialsammlung darbietet. Wer sich nicht tiefer mit den Eycks beschäftigen will, kann jetzt die gesammte frühere Literatur entbehren. Dieses Lob gilt nicht nur dem Text, sondern auch dem in seltener Vollständigkeit beigebrachten Illustrationsmaterial. Alle Bilder und Zeichnungen, die noch heute mit Eycks Namen, begründet oder unbegründet, in Zusammenhang gebracht werden, sind abgebildet und zwar häufig in recht guter Weise. Wunderlich erscheint nur, daß so oft erklärte Kopien wiedergegeben werden, die weder für den Laien, noch für den Kunsthistoriker Werth haben. Wenn man, statt diese ganz unnöthigen Beigaben zu bringen, die Hauptwerke Jans van Eycks in größerem Format abgebildet hätte, so wäre ein viel dringenderes Bedürfniß befriedigt. Man bekommt z. B. von den beiden wunderbaren Portraits der Frau des Jan van Eyck und dem des Timotheus nur eine ganz ungenügende Vorstellung, da sie in viel zu kleinem Maßstab reproduzirt wurden. Es soll im gleichen Verlag vom gleichen Verfasser demnächst auch ein Memling-Heft erscheinen; da das Illustrationsmaterial noch nicht gesammelt ist und Memlings Werke in kleinen Reproduktionen überhaupt unverständlich bleiben, so wird der Verlag nur im Interesse der Leser handeln, wenn er einige unsichere oder bestimmt nicht echte Bilder Memlings übergehend, die echten nicht so unberechtigt klein abbildet, wie die beiden obengenannten Portraits des Eyck, die doch zu den allerbedeutendsten Werken der gesammten Malerei gehören.

Was die Behandlung des so fleißig und umsichtig gesammelten Stoffes anlangt, so hat Kämmerer mit kluger Vorsicht und in Rücksicht auf den Zweck dieser populären Monographien, die schwierigsten Fragen, nämlich über die künstlerische Herkunft der Eycks und über die Geschichte der Erfindung der Oelmalerei, kaum berührt. Obwohl seit mehr als 100 Jahren die berufensten Leute sich mit den beiden Fragen ernst-

haft beschäftigt haben, stehen wir noch immer vor einer ganzen Kette von Räthseln. Er existirt zur Zeit Niemand, der hierüber Aufschluß geben könnte, und ob die späteren Geschlechter so glücklich sein werden, den Schleier von einem der wichtigsten kunstgeschichtlichen Probleme zu heben, ist sehr unsicher. Kämmerer beschränkt sich im ganzen auf die Konstatirung der wichtigen Thatsache, daß Eycks Oelmalerei und die unsrige herzlich wenig miteinander zu thun haben. Im weiteren Verlauf gibt der Verfasser eine Beschreibung und Erläuterung der abgebildeten Gemälde, wobei sich ein Mangel an geschulter Kritik nicht selten fühlbar macht. Obwohl Kämmerer jene Gemälde, die in den älteren kunsthistorischen Handbüchern noch als echt oder muthmaßlich echt aufgeführt werden, die aber von der neueren Forschung nicht mehr anerkannt sind, entweder gar nicht in sein Buch aufnimmt oder als unecht bezeichnet, so läßt er noch bei einer großen Anzahl die Frage über den Ursprung offen. Einen Schritt nach vorwärts bedeutet diese Monographie also nicht, aber sie hat das eingangs erwähnte Verdienst, die vereinzelten Bausteine wenigstens auf einen Platz zusammengetragen zu haben. Eine neue, wirklich kritische Sichtung des Materials ist aber jetzt erst recht nöthig geworden.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** I. Gesammtsitzung vom 10. Nov. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Dilthey gab aus den Akten des hiesigen Geheimen Staatsarchivs eine Darstellung des Verlaufs der Berufung von Schleiermacher an die Universität Halle und knüpfte daran eine Schilderung der damaligen Zustände der genannten Universität. 2. Hr. Rosenbusch, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung: Zur Deutung der Glaukophangesteine. 3. Hr. Waldeyer überreichte eine Mittheilung des Hrn. Prof. H. Klaatsch in Heidelberg: Die Intercellularstrukturen an der Keimblase des Amphioxus. 4. Hr. Planck übergab ein von dem Verleger Hrn. A. Hermann in Paris überreichtes Exemplar des dritten Theils des Werks: Traité élémentaire de Mécanique chimique fondée sur la Thermodynamique. Par *P. Duhem*, Professeur de Physique théorique à la Faculté des Sciences de Bordeaux. Paris 1898. II. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 17. Nov. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Vogel las: Ueber das Spektrum von α Aquilae und über die Bewegung des Sterns im Visionsradius. Das Spektrum enthält, abweichend von dem der meisten hellen Sterne derselben Spektralklasse, außer den breiten Wasserstofflinien matte, verwaschene Bänder. Der Verfasser weist auf die Möglichkeit hin, diese verwaschenen Bänder aus der Rotation des Sterns zu erklären. Entgegen der auf Grund eigener Beobachtungen aufgestellten Behauptung des Hrn. Deslandres, zeigen die in Potsdam in den letzten Jahren angestellten Beobachtungen des Sterns keine periodischen Schwankungen in der Größe der Bewegungskomponente im Visionsradius. 2. Hr. Königsberger, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung über die Entwicklungsform algebraischer Funktionen und die Irreduktibilität algebraischer Gleichungen. 3. Hr. Vogel legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. Hartmann in Potsdam vor: Ueber die Skale des Kirchhoff'schen Sonnenspektrums. 4. Hr. Schwendener überreichte einen Wiederabdruck der von ihm 1880—1897 in den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Akademie, sowie vereinzelt an anderen Stellen gemachten Veröffentlichungen: „Gesammelte Botanische Mittheilungen. Zwei Bände. Berlin 1898." 5. Hr. v. Bezold übergab ein von Hrn. Dr. Karl Dove hierselbst überreichtes Exemplar des Werks: Vom Kap zum Nil. Reiseerinnerungen aus Süd-, Ost- und Nordafrika. Berlin 1898. — III. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 17. November. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Dümmler las Ueber die Entstehung der Lorcher Fälschungen. Er prüft die Erklärungsversuche anderer Forscher und ihre vermeintliche Widerlegung seiner Ansichten, um abermals den Bischof Pilgrim von Passau als den wahrscheinlichsten Urheber der auf das Erzbisthum Lorch bezüglichen Fälschungen zu erweisen. 2. Hr. Kirchhoff legte eine Abhandlung des Dr. Ziebarth in Goslar vor: Neue attische Grenzsteine. Im Anschluß an seine in den Sitzungsberichten des vorigen Jahres veröffentlichte Abhandlung über die attischen Hypothekensteine theilt hier der Verfasser eine Zusammenstellung von Aufschriften attischer Grenzsteine mit, welche bisher nicht bekannt waren und die ihm während eines zweiten Aufenthalts in Athen, während des verflossenen Winters, zu ermitteln gelungen ist. 3. Hr. Schmoller legte einige Aktenstücke vor, die sich auf die Entlassung des Finanzministers Bülow im Jahre 1817 beziehen. 4. Hr. Sachau legt der Akademie im Namen des Herzogs Loubat, Paris, das Werk Clave general de Ierogliticos Americanos de Don Ignacio Borunda. Manuscrit inédit publié par Le Duc *de Loubat*, Rome 1898, vor. Die Quelle der Ausgabe ist eine einzige Handschrift, welche der Herausgeber nach vergeblichem Suchen in den Bibliotheken Europa's 1895 in Mexico gefunden hat. 5. Hr. Harnack legt das Werk vor: A. Haseloff, Codex purpureus Rossanensis. Leipzig, Giesecke u. Devrient 1898.

* **Paris**, 23. Nov. Der bekannte Naturforscher Lacaze Duthiers, welcher die weltberühmten Seestationen in Roscoff am Aermelmeer und Banyuls am Mittelländischen Meer zur Blüthe gebracht hat, machte in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften interessante Mittheilungen über die Arbeiten eines seiner Schüler, Louis Boutan, Dozent an der naturwissenschaftlichen Fakultät von Paris. Es ist den Bemühungen dieses jungen Gelehrten gelungen, echte Perlen herzustellen, die sich von den aus den Perlmuscheln gewonnenen nicht unterscheiden, wie Berthelot, Milne-Edwards und andere Fachmänner, denen Lacaze-Duthiers sie vorwies, zugeben mußten. Nach einer schon längst verbreiteten Meinung ist die Perle das Produkt der Ausscheidung der Perlmuschel, welcher durch einen fremden Körper von außen eine Verletzung zugefügt worden ist. Darauf gestützt, hat Boutan im Laboratorium zu Roscoff mit Erfolg den Versuch gemacht, eine an der normännischen Küste vorkommende Muschelart, „haliotis", die man dort „ormeaux" nennt, anzubohren und Perlmutterkügelchen hineinzulegen. Nun fand die Ausscheidung des verletzten Mollusken in der erwünschten Weise statt; die Kügelchen wurden mit mehreren Schichten der abgesonderten Perlmuttersubstanz überzogen und das Resultat waren Perlen vom schönsten Wasser. — Ferner ist es Boutan nach 5jährigen Versuchen gelungen, den Meeresgrund direkt zu photographiren und Ansichten davon herzustellen. Zu diesem Zweck die zum Photographiren in der Luft gebräuchlichen Apparate zu benutzen, war nicht möglich, da das Wasser eingedrungen wäre. Er ließ daher einen vollständig luftdichten Apparat verfertigen und versuchte zuerst, damit Proben durch natürliches Licht zu erhalten, was ihm nicht gelang, da die Welle in einer gewissen Tiefe sehr wenig Durchsichtigkeit besitzt. Außerdem konnte man nur bei ungewöhnlich ruhigem Wetter operiren, weil die geringste Bewegung der Oberfläche die Proben durch Gegenströmungen trübte. Gute Resultate waren nur mittelst Momentphotographien zu erreichen, zu deren Herstellung Boutan eine Lampe mit „aufeinanderfolgenden Strahlen" erfand. Eine Tonne von 200—300 l Gehalt wird mit sauerstoffreicher Luft gefüllt. Der Boden derselben ist weggenommen und durch eine Glasglocke ersetzt, welche durch zahlreiche Löcher mit der Luft des Fasses, dessen Rand mit einer Einfassung von etwa 700 kg Blei beschwert ist, in Verbindung steht. Unter der Glasglocke befindet sich eine Spirituslampe und neben dieser eine Metallbüchse mit Magnesiapulver, in die eines der Enden einer Röhre mündet, deren anderes außerhalb des Fasses mit einer „Gummibirne" verbunden ist. Die Lampe wird vor dem Hinunterlassen angezündet. Ihre Stabilität erwies sich als vollkommen, infolge des beträchtlichen Gewichts des Luftbehälters. Unten wird, wenn alle Vorbereitungen zur photographischen Aufnahme getroffen sind, die Kautschukbirne mit der Hand gepreßt, dadurch ein Theil des Magnesiapulvers in die Spiritusflamme gesandt, und das Licht sprüht hervor. Dieser magnesische Blitzstrahl kann nach Belieben erneuert werden, da der Vorrath an Oxygen auf längere Zeit zureichend ist. Boutan hat seit 5 Jahren seinen Apparat beständig vervollkommnet. Er pflegt für seine Operationen die malerischen Stellen aufzusuchen und hat schon eine be-

merkenswerthe Sammlung von Ansichten des Meeresgrundes angelegt.

* **Brandenburg.** Am 23. November ist der Professor an der hiesigen Ritterakademie Dr. Otto Rüthnick nach längerem Leiden gestorben.

* **Rostock.** Professor Dr. Diehl, welcher seit Ostern dieses Jahres für Professor Dr. Stieda, der einem Rufe an die Universität Leipzig gefolgt ist, den Lehrstuhl für Staatswissenschaften an der hiesigen Hochschule bekleidet, hat einen Ruf an die Universität Königsberg erhalten. Es handelt sich, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, um die Besetzung eines sogenannten Ersatzordinariats für Staatswissenschaften, das bereits im Etat für 1898 bewilligt ist.

M. C. **Rom,** 23. Nov. Auf der Rückreise von Jerusalem haben die meisten Gäste des Kaisers in Rom wenige Tage Halt gemacht. Unter ihnen befand sich auch der Kultusminister Dr. Bosse, der die Gelegenheit zu einer Inspektion des kgl. preußischen historischen Instituts benutzte. Er wurde in den Räumen des Palazzo Giustiniani, dessen zweiten Stock das Institut inne hat, von dem ersten Sekretär, Prof. Dr. Friedensburg, empfangen und besichtigte in Begleitung des Geh. Reg.-Raths Steinhausen die Einrichtungen, seiner Freude Ausdruck gebend, daß ihm diese Reise auch Gelegenheit gebe, den Sitz der seinem Ministerium unterstellten wissenschaftlichen Anstalt kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit sei nochmals auf die erst seit Jahresfrist erscheinenden Publikationen des Instituts aufmerksam gemacht, die unter dem Titel „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven" halbjährig herauskommen. Das soeben erschienene Heft bringt Aufsätze aus der Feder der Institutsmitglieder Dr. Friedensburg, Dr. Schellhaß, Dr. Kupke und des Baseler Privatdozenten Dr. Haller. — Eine andere Folge der Anwesenheit von Palästinafahrern in Rom war ein Gemeinde-Abend der Deutsch-Evangelischen Roms, an dem der von Jerusalem kommende Generalsuperintendent Vieregge (Magdeburg) Reise-Eindrücke wiedergab. Die Veranstaltung hatte sich großen Zuspruchs zu erfreuen. Der Botschafter war mit den meisten anderen Herren der Botschaft erschienen. Diese Gemeinde-Abende sind eine Einführung des neuen kaiserlichen Botschaftspredigers Dr. Lang, der sich durch seine frische, energische und allen geistigen Interessen geneigte Persönlichkeit rasch die Sympathien der hiesigen Deutschen erworben hat. — Auch in große deutsche Blätter ist eine thörichte Korrespondenz der „Times" übergegangen, in der über Vandalismus der Stadtverwaltung geklagt und unter anderem gesagt wird, dieselbe beabsichtige, den protestantischen Fremdenfriedhof an der Cestiuspyramide zur Anlegung einer neuen Straße zu zerstören. Zur Beseitigung von Mißverständnissen sei bemerkt, daß das natürlich Geschwätz ist. Es handelt sich lediglich darum, die wenigen alten, außerhalb der Friedhofsmauer befindlichen Gräber in den Friedhof zu verlegen und Raum für eine abkürzende Verbindungsstraße zu schaffen. Da der protestantische Friedhof unter dem Schutze der deutschen Botschaft steht, so geschieht natürlich nichts ohne deren Zustimmung. Deutsche, die Freunde oder Verwandte auf dem Friedhof ruhen haben, brauchen sich also durch derartige Sensationsnachrichten des englischen Blattes durchaus nicht beunruhigen zu lassen.

* **Florenz.** Wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, ist durch die neuesten Ausgrabungen in Fiesole ein weiteres vorzüglich erhaltenes Stück der vorrömischen Stadtmauer freigelegt worden, die nun nach dem nördlichen Abhang hin fast ganz aufgedeckt ist. Innerhalb derselben hat man nordwestlich vom Amphitheater kürzlich wichtige Münzfunde gemacht und beträchtliche Reste starken Gemäuers angetroffen, so daß weitere interessante Aufklärungen über die Anlage des alten Faesulae in Aussicht stehen. Doch stellen sich den Aufräumungsarbeiten auf dem mit Obstbäumen und Reben bewachsenen Gelände sehr große finanzielle Schwierigkeiten entgegen.

* **Aus Rußland.** Der Aerzteverein im Ussurigebiet hat soeben, wie aus St. Petersburg berichtet wird, den Beschluß gefaßt, in Wladiwostok ein Pasteurinstitut zu errichten, wobei die für die Experimente erforderlichen Kaninchen aus Japan bezogen werden sollen. — Die Nordostspitze Asiens, die bisher allgemein den Namen „Ostkap" führte, hat durch Ukas des Zaren jetzt die amtliche russische Benennung „Kap Deschnew" erhalten, und zwar, wie wir schon vor längerer Zeit berichten konnten, aus dem Grunde, weil die Russen sich dadurch den Vorrang bei der Entdeckung der Beringstraße auch äußerlich sichern wollen. Der Russe Deschnew hat nämlich zuerst das Kap umschifft, und zwar im Jahre 1648. Der Däne Bering, nach dem der Meerestheil benannt ist, hat diesen erst im Jahre 1727 entdeckt, ohne zu wissen, daß Deschnew schon vorher das Vorhandensein einer Asien und Amerika voneinander trennenden Wasserstraße festgestellt hatte. Deschnews Verdienst ist von dem bekannten russischen Eismeerforscher Ferd. v. Wrangel aufs neue ans Tageslicht gezogen und vom Zaren jetzt auf die oben mitgetheilte Art geehrt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Der Adel oder Ursprung und Entwicklung des Wahnes angeblicher Geburtsvorzüge und seiner Früchte für das Leben des Volkes im Laufe der Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Säkular-Erinnerung an die Bestrebungen der großen französischen Revolution. München, O. Th. Schall 1899. — Rudolf Knussert: Frauengestalten. Dichtungen. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1899. — Thomas P. Krag: Die eherne Schlange. Roman. München, Leipzig, Paris, Albert Langen 1898. — Hugo Salus: Neue Gedichte. Ebd. 1898. — Oskar Wanka Edler v. Rodlow: Der Verkehr über den Paß von Pontebba-Pontafel und den Predil im Alterthum und Mittelalter. Prag, Rahlicek u. Sievers 1898. — Wm. Cheliel: Werden die Juden die Herren von Europa? Eine zeitgemäße Betrachtung. Münster i. W., Wilh. Capito 1898. — Julius Wolff: Der Landsknecht von Cochem. Berlin, G. Grote 1898. — Deutscher Kolonialkalender für 1899. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke) 1899. — Dr. Wilhelm Wintzer: Die natürliche Sittenlehre Ludwig Feuerbachs. Leipzig, Gustav Fock 1898. — Dr. Ed. Hubrich: Die parlamentarische Redefreiheit und Disciplin. Berlin, Karl Heymann 1899.

Jahrgang 1898. München, Montag, 28. November. Nummer 270.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

E. v. Drygalski's Grönland-Expedition.

Die deutschen Geologen hatten lange Zeit, Lyells Ansicht folgend, die Entstehung der diluvialen Ablagerungen in der norddeutschen Tiefebene den Wirkungen eines Meeres mit darinnen treibenden Eisbergen zugeschrieben. Erst Torells Nachweis, daß die unzweifelhaft glacialen Bildungen Skandinaviens mit den diluvialen Schichten Norddeutschlands gleichartig seien, bewirkte in den 70er Jahren eine Aenderung der Auffassung; man nahm an, daß der Norden Europa's von einem Eismantel bedeckt war, der die Ostsee ausfüllte und sich über die norddeutsche Tiefebene verbreitete. Mit Eifer wurde diese „Inlandeis"theorie ausgebaut und die Bewegungsrichtung der gewaltigen Eismassen aus den Lagerungsverhältnissen und aus den Schrammungen der Gesteine zu erschließen versucht. Auch die Beobachtung der Alpengletscher wurde energisch in Angriff genommen, um Aufschlüsse zu erhalten über die Bewegung großer Eismassen einerseits und über die Klimaschwankungen andererseits. Zu diesem Zwecke wurden auf einzelnen Gletschern Steinreihen gelegt und wiederholt vermessen. Die Resultate gaben im Verein mit einer sorgfältigen topographischen Aufnahme eine Reihe neuer Gesichtspunkte. Aus der Reihe der darauf bezüglichen Publikationen verdient besonders Prof. Finsterwalders Buch über die von ihm ausgeführte Vernagtfernervermessung hervorgehoben zu werden, das als erstes der wissenschaftlichen Ergänzungshefte zur Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erschienen ist; es ist nicht nur klassisch für derartige Beobachtungen wegen der Sorgfalt, mit der alle benutzten Methoden diskutirt sind, sondern es gibt auch eine ungemein klare geometrische Theorie der Bewegung eines stationären Gletschers. Nun warf F. M. Stapff die Frage auf, ob denn eine solche Eisbewegung, wie sie das norddeutsche Diluvium verlangt, auch wirklich möglich sei, und verneinte dieselbe auf Grund rechnerischer Ableitungen, bei denen er davon ausging, daß auf eine Eismasse die Theorie des Erddruckes angewandt werden könnte. Erich v. Drygalski bewies nun zwar, daß Stapffs Rechnungen nicht fehlerfrei waren, es gelang ihm aber nicht in befriedigender Weise zu zeigen, daß die Bewegungsfähigkeit des Eises den Anforderungen der Inlandeistheorie genüge. Daher entstand in ihm der Plan, eine Expedition nach Grönland zu unternehmen, um das dortige Inlandeis und seine Bewegung zu studiren. Zu diesem Zwecke unternahm er zunächst im Sommer 1891 mit Hrn. O. Baschin eine Vorexpedition nach Westgrönland, auf welcher als Standquartier für eine auf ein Jahr berechnete Hauptexpedition der Karajak Nunatak in der Kolonie Umanak unter 70° 27' n. Br. ausgesucht wurde. Diese selbst währte von Ende Juni 1892 bis Mitte August 1893; v. Drygalski machte sie im Verein mit dem Biologen Dr. Vanhöffen und dem Meteorologen Dr. Stade. Die Kosten wurden aus Mitteln der Karl Ritter-Stiftung, aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds und durch Beiträge der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin gedeckt. Ein stattliches zweibändiges Werk,[1]) welches in diesem Jahre erschienen ist, erstattet ausführlich Bericht über die Arbeiten dieser Expedition; es ist streng wissenschaftlich und gibt sämmtliche Beobachtungsdaten und deren Ergebnisse. Manche der Untersuchungen sind so spezieller Natur, daß sie auf einen weiten Leserkreis nicht rechnen können. Es sollen daher im folgenden auch nur einzelne Punkte von allgemeinem Interesse hervorgehoben werden.

Grönland, zwischen dem 60. und 83. Breitegrad gelegen, hat in meridionaler Richtung eine Ausdehnung von ungefähr 2500 km und unter dem 70. Breitegrad in ostwestlicher Richtung eine solche von etwa 1000 km. Im Osten und Westen sind felsige, von zahlreichen Fjorden durchschnittene Küstensäume, von denen die östliche die höchsten Spitzen (z. B. die Petermannsspitze mit 3500 m) hat. Das ganze Innere des Landes ist überdeckt mit einer Eiskappe, die sich von beiden Küsten gegen das Innere zu erhebt, ihre größte Höhe aber entschieden näher der Ostküste hat. Diese Eiskappe, „Inlandeis" genannt, welche unter dem 70. Breitegrad eine Ausdehnung von 700 km in ostwestlicher Richtung hat, reicht in den tiefeingeschnittenen Fjorden bis in die Salzfluth, riesenhafte Gletscher bildend, von denen sich die Eisberge ablösen; nur in der Nähe der Küste ragen einzelne Felsen, die der Eskimo Nunatak nennt, Inseln gleich aus ihr hervor. Es ist nicht lange her, seit man das weiß; noch Anfang der 80er Jahre vermuthete Nordenskiöld im Innern Grönlands eisfreies Land, bis er durch seinen erfolglosen Versuch, den Kontinent von Westen nach Osten zu durchqueren, eines anderen belehrt wurde. Erst 1888 gelang es Nansen, von der ostgrönländischen Küste aus nach Godthaab an der Westküste durchzudringen und damit die Frage nach der Beschaffenheit des Inneren endgültig zu lösen.

Nicht immer, wie es scheinen möchte, war dieses Land, das jetzt wenig mehr als 10,000 Menschen ein armseliges Dasein gewährt, von diesem Leichentuche bedeckt, das beweisen die paläontologischen Funde; und man kann sich fragen, in welcher Weise die Eisdecke entstanden ist, als das Klima nach und nach kälter wurde. Zwei Erklärungen stehen sich gegenüber; betrachten wir zunächst die des verdienten dänischen Grönlandforschers Rink; man versteht sie am besten, wenn man beachtet, wie gegenwärtig die Gletscherbäche in den eisfreien Thälern der Küste gefrieren. Das Eis bildet sich vom Grunde des Bettes herauf; der Gletscher, dessen Temperatur im Innern auch im Winter

[1]) Grönland-Expedition der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1891—1893. Unter Leitung von Erich v. Drygalski. I. Band mit 54 Abbildungen im Text, 44 Tafeln und 9 Karten, II. Band mit 31 Abbildungen im Text, 9 Tafeln und 1 Karte. Berlin, W. H. Kühl 1898.

stets um den Gefrierpunkt schwankt, führt neue Wassermassen zu, welche sich über den bereits gefrorenen ausbreiten und nach kurzer Zeit ebenfalls erstarren. Der nächste Sommer ist häufig nicht imstande, die Masse zu schmelzen, im nächsten Winter wird also das Eis noch dicker und wäre so imstande, das ganze Thal auszufüllen, wenn nicht wieder wärmere Sommer dazwischen kämen. In dieser Weise sind nach Rink einstens die Flüsse und Bäche Grönlands gefroren, die Thäler wurden, als die Temperatur mehr und mehr abnahm, vom Eise erfüllt, das sich dann über die Scheidewände ausbreitete und die jetzt vorhandene Eisdecke bildete. Das Inlandeis wäre demnach von unten nach oben gewachsen und „könnte im Gegensatz zu den Gletschern eher als eine Bildung des Tieflandes erscheinen“. Die andere Theorie erklärt das Inlandeis für ein Gebilde der Höhe; die Niederschlagsmengen sind gewachsen, die Gletscher haben sich nach und nach über das ganze Land ausgebreitet und die Masse ist in ihrer Bewegung nicht so sehr von den Thalsystemen des Landes als von den inneren Kräften des Eises beeinflußt.

Welche Theorie der Thatsache entspricht, läßt sich nicht entscheiden, da das Gletschereis dasselbe Korn hat, wie das von unten nach oben gewachsene Bacheis; wahrscheinlich haben beide Entstehungsarten zusammengewirkt.

Zweifellos bildet jetzt der Osten mit seinen hohen Gebirgen das Nährgebiet, das nach Westen langsam abfällt. An der Westküste war das Arbeitsgebiet der Expedition; zwei Buchten sind dort tief eingeschnitten, in denen das Inlandeis in großen Strömen ans Meer tritt, südlich vom 70. Breitegrad die Diskobucht, nördlich die Nordostbucht; in letzterer wurde am Karajak-Nunatak die Station errichtet. Wir erhalten eine ausführliche Schilderung dieses Nunataks, welche durch prächtige Photographien unterstützt wird. Zahlreiche kleine Seen sind auf den Felsplatten, sowie in den durch die alten Moränen gebildeten Nischen und am Rande des Inlandeises; Schrammungen und Polituren zeigen sich an den Felsen. v. Drygalski hebt hervor, daß die Polituren nicht nothwendig überall dem Gletschereise zugeschrieben werden müssen; z. B. in den Bachrinnen sind dieselben bisweilen so ausgezeichnet, daß man sich darinnen spiegeln kann; sie entstehen, wenn im Herbst das Wasser wiederholt gefriert und wieder zu fließen beginnt und Eisplättchen, mit Geröll gemischt, sich langsam hinabwälzen.

Blickt man von der Höhe des Nunataks aus auf das Inlandeis, so glaubt man in der Ferne gegen Nordosten und Osten einen zusammenhängenden, vielfach zerklüfteten Höhenrand zu sehen, von dem aus sich die Oberfläche gegen Westen hin mit ostwestlicher Bewegung der Eismassen senkt; erst in verhältnißmäßig geringer Entfernung vom westlichen Rande entwickeln sich aus dem Ganzen die beiden Karajak-Eisströme, welche dann, großartig zerrissen, mit bis zu 100 m hohem Absturze im Meere endigen. Wir erhalten eine ausführliche Besprechung der Spalten, der Blaubänder, der Moränen und der Kryokonitlöcher. Nordenskjöld nahm bekanntlich an, daß der auf dem grönländischen Inlandeise befindliche Staub im wesentlichen kosmischen Ursprungs sei; v. Drygalski's Beobachtungen ergaben, daß gar kein Grund vorhanden ist, diesem „Kryokonit“ eine andere als irdische Herkunft zuzuschreiben.

Nach einer Beschreibung des Inlandeises längs der ganzen grönländischen Küste folgt eine ausführliche Darstellung der Messungen, welche vorgenommen wurden, um die Bewegung des Inlandeises und seiner Ausläufer, der beiden Karajakgletscher, verfolgen zu können. v. Drygalski stieg mit Dr. Vanhöffen in Begleitung einiger Eskimos auf das Inlandeis, das Gepäck auf Schlitten transportirend. In einem Briefe an Frhrn. v. Richthofen, welcher in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde abgedruckt ist, sind die Details dieser Expedition angegeben, und wir erfahren, daß v. Drygalski mit seinen Begleitern drei Tage lang auf dem Inlandeise vorgedrungen, bis das feste Land fast am Horizont verschwunden war, und daß er dann eine Basis gemessen und Marken auf dem Eise gesetzt; wir sind daher erstaunt, wenn wir auf der Karte sehen, daß diese Basis nur etwa 2 km, die östlichste Marke nur 3.5 km vom Nunatak entfernt ist. Da sich auf dem Inlandeise im allgemeinen keine Moränen befinden, hatte sich die Expedition mit 4 m langen Bambusstäben versehen, welche in 1.5—2 m tiefe Bohrlöcher gesteckt wurden und so als Marken dienten. Es wurden auf mehreren Linien von zusammen mehr als 12 km Länge 57 Marken gesetzt und eingemessen. Die Basis auf dem Inlandeise, an welche sich diese Marken anschlossen, hatte eine Länge von 958 m. Mit der Methode, welche bei dieser wie bei den übrigen Entfernungsmessungen benutzt wurde, kann ich mich nicht einverstanden erklären. v. Drygalski benutzte eine messingene, 6 m lange Meßstange, welche in einem Ende der Basis vertikal aufgestellt wurde, und maß vom anderen Endpunkte aus mittelst des Theodolites die Zenithdistanzen nach zwei auf der Stange befindlichen Marken, deren Abstand genau bekannt war. Da das Winkelinstrument nur Ablesung auf 1′ gestattete, waren die Resultate recht unsicher. v. Drygalski berechnet den mittleren Fehler seiner Basis auf $\pm$ 3.37 m, also auf etwa $^1/_{300}$ des Betrages, und sagt, eine direkte Längenmessung mittelst der Meßkette sei wegen des buckeligen Charakters des Inlandeises nicht möglich gewesen. Wenn letzteres auch der Fall ist und wenn ich die Schwierigkeiten einer Messung auf dem Inlandeise gewiß nicht unterschätzen will, so möchte ich doch behaupten, daß Meßstangen anwendbar gewesen wären und ohne besonderen Zeitaufwand die zehnfache Genauigkeit geliefert hätten. Wollte aber v. Drygalski doch sein trigonometrisches Verfahren benutzen, so mußte er jedenfalls seine kleine Basis horizontal legen, um von der Libelle des Höhenkreises unabhängig zu werden. Als Landmarken wurden meiner Meinung nach viel zu entfernte Punkte benutzt. Es wäre gewiß möglich gewesen, auf den höchsten Punkten des Nunataks Signale aufzustellen und als Landfixpunkte zu benutzen. Thatsächlich ergab sich, daß die Methode des Rückwärtseinschneidens, d. h. die Bestimmung der Punkte auf dem Eise durch Visuren nach Fixpunkten auf dem Lande, unzulängliche Resultate lieferte. v. Drygalski benutzte daher außerdem noch das Verfahren, die Entfernung von Signal zu Signal nach der angegebenen Methode trigonometrisch mit dem Vertikalkreis und die Azimute der Richtungen mittelst des Horizontalkreises zu messen. Auch hiebei sind die Resultate wenig befriedigend, da bei einer mittleren Entfernung der einzelnen Marken von etwa 300 m durchschnittlich mittlere Fehler von $\pm$ 12, ja von $\pm$ 19 m auftreten.

Die Messungen, welche zuerst im September 1892 ausgeführt worden waren, wurden im Juni 1893 wiederholt und lieferten dadurch die Verschiebung der Marken während 270 Tagen. Zum Zwecke der Berechnung wurden in der Richtung der Inlandeisbasis und senkrecht zu ihr zwei Achsen angenommen und in Bezug auf diese die Koordinaten der Landfixpunkte und der Marken berechnet.

Sind nun auch die Orte der einzelnen Marken mit nicht unbedeutenden Fehlern behaftet, so ist das Resultat doch verhältnißmäßig sicher, da v. Drygalski in gewissenhaftester Weise jede einzelne Beobachtung geprüft und mit jeder Reihe eine sorgfältige rechnerische Ausgleichung vorgenommen hat. Es ergibt sich, daß das Inlandeis in seiner ostwestlichen Bewegung vom Karajak Nunatak abgelenkt wird, so daß es sich da, wo die Marken gesetzt waren, parallel zum Nunatak, also nordsüdlich bewegt. Der Betrag

der Horizontalbewegung ist in 2—3 km Entfernung vom Nunatak 0.3—0.4 m in 24 Stunden, also ungefähr so groß wie bei den Alpengletschern. Leider ist damit über die Stärke der Bewegung im eigentlichen offenen Inlandeise nichts bewiesen, da der Nunatak eine Stauung hervorruft. Sollte es nicht möglich gewesen sein, auf den Renthier-Nunatak, der 8 km vom Karajok-Nunatak entfernt ist, vorzudringen und auch von dort aus Beobachtungen anzustellen?

Auf dem großen Karajakgletscher, also dem Auslänfer des Inlandeises ins Meer, war die Geschwindigkeit erheblich größer, sie betrug 4 km von der Stirne entfernt 12 und an der Stirne 18—19 m in 24 Stunden, während auf dem kleinen Kajarakeisstrom nur 5—6 m beobachtet wurden. Wir sehen also, daß die Oberflächengeschwindigkeit am Ende der ins Meer eintauchenden Gletscherzunge am größten ist, während die auf dem Festlande endigenden Gletscher an der Stirne die kleinste Geschwindigkeit haben, sowohl in den Alpen wie auch in Grönland. Außer der horizontalen Bewegung fand v. Drygalski noch eine vertikale in der Nähe des Eisrandes im Betrag von höchstens 0.5 cm in 24 Stunden; um diese Größe hob sich das Eis in den dünnen Schichten nahe dem Festland, während es sich in größerer Entfernung senkte. Diese Schwellung des Eises am Rande wurde auch von Dollfus 1845 in der Schweiz zufällig in ungefähr gleichem Betrage nachgewiesen. v. Drygalski legt auf sie großes Gewicht; er vergleicht sie dem hydrostatischen Ausgleiche im Wasser und sagt, sie sei darin begründet, daß an den Stellen, wo die Mächtigkeit des Eises größer ist, die unteren Schichten durch den Druck der darüber lastenden verflüssigt werden und daß das entstehende Wasser dahin, wo infolge geringerer Dicke der Druck geringer ist, gepreßt und wieder verfestigt wird. Gerade in dieser Schwellung sollen die von den Terrainformen unabhängigen Schiebungen des diluvialen Eises ihre Erklärung finden; v. Drygalski nennt sie daher „Bewegung des Inlandeises“ im Gegensatz zur horizontalen „Gletscherbewegung“, welche von den Thalformen abhängig ist und den Bewegungen der Alpengletscher entspricht.

Die Horizontalbewegung des großen Karajakeisstromes hat v. Drygalski hauptsächlich in drei Profilen beobachtet; in den beiden oberen beträgt die Oberflächengeschwindigkeit bis zu 12 m, im untersten, nahe der Stirne bis zu 19 m. Nun kann durch ein Profil am unteren Ende des Gletschers in der Zeiteinheit nicht mehr Eis fließen als durch ein weiter aufwärts befindliches, da sonst der Eisstrom seine Kontinuität verlieren müßte. Wenn also die Oberflächengeschwindigkeit am untern Profil größer ist als am oberen, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder der Flächeninhalt des oberen Profils ist größer als der des unteren oder die Eismasse hat in der Nähe des oberen Profils in den tieferen Schichten eine größere Geschwindigkeit als in den entsprechenden Schichten des unteren Profils. v. Drygalski entschließt sich für die letztere Annahme, da er glaubt, daß die Dicke des Gletschers an der Stirne beträchtlich größer ist als weiter oben. Ich glaube, daß diese Meinung nicht genügend begründet ist; bei einer Breite des Profils von 8 km aus der Neigung der Ufer auf die Tiefe des Thals, in welchem sich der Eisstrom bewegt, schließen zu wollen, ist entschieden zu unsicher; außerdem ist der Grund, den er für die geringere Tiefengeschwindigkeit am Stirnende angibt, kaum haltbar. v. Drygalski schreibt den Hauptantheil an der Bewegung des Gletschereises den Verflüssigungen in den tieferen Schichten zu, welche durch den hohen Druck, den die darüber lastenden Eismassen ausüben, entstehen. Wo also die Dicke des Gletschers größer ist, müßte in den tieferen Schichten eine schnellere Bewegung vorhanden sein; daß dies an der ins Meer eintauchenden Stirne nicht der Fall ist, wird nun folgendermaßen erklärt: je weiter der Gletscher ins Meer hinaustritt, um so tiefer taucht er ins Wasser ein und umsomehr wird er vom Wasser getragen; „der Eisdruck wird also durch die Tragkraft des Wassers entlastet; mithin muß auch die Eigenbewegung der untersten Lagen gegen das Ende zu ebenso verringert werden, als ob die Mächtigkeit in dieser Richtung abnehmen würde“. Dagegen läßt sich folgendes einwenden: wenn man das Eis überhaupt als kompakt voraussetzt, und man muß das, weil große Eisberge aus ihm ausbrechen können, so ist der Druck, den die Unterfläche des schwimmenden Eises infolge des Auftriebes erfährt, gerade so groß wie wenn es auf dem festen Boden liegt; ist es aber noch unter die Schwimmlage eingetaucht, so ist dieser Druck noch größer. Der Wasserdruck auf die Unterfläche würde nur dann geringer sein, wenn das Eis von Kanälen mit endlicher Weite so durchzogen wäre, daß sich das Wasser ohne wesentlichen Widerstand wie in einem Schwamme darinnen bewegen könnte. Daher ist die Erklärung für die größere Tiefengeschwindigkeit hinfällig und es bleibt nur übrig, daß die weiter oben befindlichen Profile größere Fläche haben als die der Stirne näheren.

Die nächsten Kapitel des Werkes behandeln die Bewegung einiger weiterer Eisströme, sowie die der Küstengletscher, worüber mit staunenswerthem Fleiß das Beobachtungsmaterial gesammelt wurde. Dann folgen die Beobachtungen über die Bildung und Bewegung der Eisberge, welche von besonderem Interesse sind. Grönland und speziell die nördliche Hälfte der Westküste liefert den größten Theil der auf der nördlichen Halbkugel vorkommenden Eisberge, welche sich von den großen, in die Fjorde mündenden Eisströmen ablösen. Da die Bewegung dieser Eisströme während des ganzen Jahres nahezu gleich stark ist, so entstehen auch während des ganzen Jahres Eisberge; dieselben können jedoch erst zu Beginn des Sommers, wenn das Packeis in den Fjorden in Bewegung kommt, heraustreiben und treten dann um diese Zeit geradezu in Schwärmen auf. v. Drygalski zählte z. B. am 17. Juni 1892 vor der Diskobucht deren 103. Der Vorgang der Ablösung eines Eisbergs, der bekanntlich als „Kalbung des Gletschers“ bezeichnet wird, ist in verschiedenen Fällen verschieden. v. Drygalski unterscheidet drei Arten: es bricht ein Stück des Steilabfalls des Gletschers über dem Wasser nieder, oder es wird ein Stück von dem unter Wasser weiter vorragenden Fuße der Eiswand emporgetrieben oder es bricht ein Stück vom Gletscher seiner ganzen Dicke nach heraus. Eine Kalbung der letzteren Art, sagt v. Drygalski, trete dann ein, wenn der vorrückende Eisstrom den Boden verliert und zu schwimmen beginnt; es sei also der Auftrieb des Wassers die Ursache für die Lösung der Eisberge, eine Entlastung z. B. durch Niederstürzen der Trümmer vom oberen Rand des Eisstroms sei dazu nicht nöthig. Ich kann mich damit nicht einverstanden erklären. Verliert der Gletscher plötzlich den Grund, so gibt es zwei Möglichkeiten: entweder er bricht ab — dann erfolgt der Abbruch infolge seines Gewichtes nach abwärts, oder er biegt sich so lange nach abwärts, bis der Auftrieb gleich seinem Gewichte ist — dann hat er keinen Grund noch tiefer ins Wasser einzutauchen, da ihn der Auftrieb ebenso sicher nach aufwärts biegen würde, wie ihn sein Gewicht vorher, als er die Schwimmtiefe noch nicht erreicht hatte, nach abwärts gebogen hat. Wenn aber der Auftrieb gerade gleich dem Gewichte ist, so ist gar kein Grund zum Abbrechen vorhanden; wenn er doch abbricht, so muß vorher durch Niederbrechen der oberen, zerklüfteten Theile oder durch Ablation das Gewicht geringer geworden sein als der Auftrieb. Ich glaube, daß in den meisten Fällen der Abbruch eines Eisbergs durch Niederbruch entsteht, sobald der über eine Stufe vorgetretene Theil so groß geworden ist, daß das Moment seines Gewichtes vermindert um das

seines Auftriebes den Querschnitt an der Stelle, wo die Unterfläche den Boden verläßt, abzubrechen vermag. Ich selbst habe die Stirne des Roßgletschers auf Süd-Georgien, der ebenfalls mit 100 m hoher Wand in die Bucht hinaus tritt, niemals anders abbrechen sehen. Wäre gewöhnlich ein Auftrieb vorhanden, der den Gletscher nach oben abzubrechen sucht, so müßten sich die Spalten in der Nähe der Stirne wieder schließen; das Gegentheil findet aber statt: nirgends ist ein solcher Gletscher mehr zerklüftet als gerade an der Stirne. Der ganze Vorgang der Ablösung eines Eisbergs, der gewöhnlich zugleich mit einem Wälzen desselben verknüpft ist, ist von einem außerordentlichen Getöse begleitet, und es bilden sich dabei Wellen, welche in den Fjorden noch in 50 km Entfernung bemerkbar sind. Die Höhe der Eisberge über Wasser beträgt 80, in einzelnen Fällen 100 m; da von homogenem Gletschereise, welches im Wasser schwimmt, nur ein Neuntel herausragt, so darf man unter Berücksichtigung der starken Zerklüftung der Gletscherstirne, die Gesammthöhe dieser Eisberge auf 400 bis 600 m schätzen. Leider gibt v. Drygalski nirgends die Horizontalabmessungen der von ihm beobachteten Eisberge an; die Eismasse, welche beim großen Karajakeisstrome täglich die Kalbungsgrenze überschreitet, berechnet er auf 41 Millionen Kubikmeter, so daß also in jedem Jahre etwa 15 Kubikkilometer losbrechen, welche als Eisberge oder als Trümmer davontreiben.

Das 16. Kapitel behandelt die Temperatur des Eises, sowohl des Inlandeises als auch des Süßwasser- und des Fjordeises. Die Messungen wurden in geringeren Tiefen in Bohrlöchern mit gewöhnlichen Thermometern, in größeren Tiefen mittelst in Spalten versenkten Siemens'schen Widerstandsthermometern ausgeführt. Es zeigte sich zunächst, daß das Eis der Binnenseen stets beträchtlich wärmer war als das Inlandeis und zwar im Mittel um 9½°. Der Grund liegt darin, daß die auf dem Binnensee eindringende Kälte größtentheils zur Neubildung von Eis verwendet wird; bei jeder neu entstehenden Eislage wird dadurch die im Wasser vorher latente Wärme frei und erwärmt ihrerseits wieder das darüber befindliche Eis, dessen Dicke am Ende des Winters in den Binnenseen etwa 1½ m betrug.

Auf dem Karajakgletscher verschwanden etwa 80 cm unter der Oberfläche bereits die täglichen Wärmeschwankungen, in etwa 30 m dürften auch die jährlichen kaum mehr bemerkbar sein; von da an nimmt dann die Temperatur zu und der größte Theil der Eismasse hat in der Tiefe ungefähr Null Grad. Die Beobachtungen ergaben, daß von Ende Juni bis Ende Oktober in der gesammten Eismasse des Karajakeisstromes die Schmelztemperatur herrschte. Woher kommt diese Schmelztemperatur? Drygalski gibt dafür zwei Gründe: 1. Die Winterkälte kann wegen der schlechten Leitungsfähigkeit des Eises nicht tief eindringen, die Wärme des Sommers aber erzeugt eine große Masse Schmelzwasser, welches durch die Spalten in die Tiefe fällt und dort wärmend wirkt. 2. Wenn sich unter hohem Druck an den dicken Stellen des Eises Schmelzwasser bildet, so wird dies in die dünneren Schichten, wo geringerer Druck herrscht, durchdringen und dort wieder gefrieren; die dadurch freiwerdende Wärme erwärmt dann diese dünneren im Winter sehr durchkühlten Schichten. Beide Gründe erklären die Schmelztemperatur der tiefen Eismasse, ohne welche kaum eine beträchtliche Bewegung vorhanden sein könnte, meiner Meinung nach nicht genügend. Das Eis kommt ja aus großen Höhen, sagen wir 2000 m, wo die Lufttemperaturen das ganze Jahr unter Null sind, wenn auch die Wärmestrahlung während des langen Sommers einigen Einfluß ausüben mag. Das Nächstliegende ist eine Einwirkung der Erdwärme anzunehmen; v. Drygalski lehnt dies aber entschieden ab und stützt sich dabei auf die Resultate einer Untersuchung die er auf dem Berliner Geographentag vorgetragen hat. Er betrachtete zwei gleiche, erwärmte Kugeln, von denen die eine die Wärme in die Luft von 0° frei ausstrahlen kann, während die andere von einem Eismantel von 0° umgeben ist und dadurch konstant auf der Temperatur 0° gehalten wird; er findet dann, daß die Temperatur der ersteren Kugel in der Nähe der Oberfläche wesentlich höher ist als die der zweiten, und schließt daraus, daß beim Vorhandensein eines Eismantels die Geoisotherme tiefer liegt als beim Nichtvorhandensein; das leuchtet sofort ein, solange man annimmt, daß bei der ersten Kugel das umgebende Medium die Temperatur Null hat; wenn diese aber wesentlich unter Null ist, wie auf der Station, wo selbst die mittlere Jahrestemperatur — 4.7° betrug, so muß entschieden der Fall möglich sein, daß die erstere Kugel kälter wird als die zweite. So glaube ich denn, daß die Erdwärme für die hohe Temperatur der tiefen Gletscherschicht in Anspruch genommen werden kann, wenn ich auch dabei nicht verkenne, daß infolge der geringen Leitungsfähigkeit des Eises ihre Wirkung nicht besonders tief geht, zumal da das erzeugte Schmelzwasser nicht in das Innere des Gletschers eindringt, sondern auf dem Boden abfließt. Als eine zweite Ursache dürfte die Energie in Betracht kommen, welche dem Eise, das von einer Höhe von 2000 m zum Meere herabfließt, innewohnt. Ein Kilogramm Eis, das von 2000 m herabfällt, hat eine Energie von 2000 mkgr, welche einer Wärmemenge von $\frac{2000}{425} = 4.7$ Kalorien entspricht; da zur Erwärmung von einem Kilogramm Eis um 1° eine halbe Kalorie nöthig ist, könnte dadurch eine Temperaturerhöhung des Eises um 9° erklärt werden, und demnach scheint es, als ob wir unter diesem Gesichtspunkt eine Erklärung für die Temperaturvertheilung im Gletscher erhalten.

Kapitel 17 handelt von der Struktur des Eises. v. Drygalski weist dabei nach, daß das Wachsthum einzelner Körner auf Kosten der benachbarten stattfindet.

Das Schlußkapitel des I. Bandes gibt eine Uebersicht der Ergebnisse; dabei legt v. Drygalski seine Ansicht über die Mechanik der Eisbewegung nieder; er schließt sich der Thomson'schen Erklärung an, welche annimmt, daß die Eisbewegung in partiellen inneren Verflüssigungen und Wiederverfestigungen begründet ist.

Von den Wirkungen der Eisbewegung wären hervorzuheben die Glättungen und Schrammungen des Untergrundes, sowie Lagerungsstörungen, welche im lockeren Erdreich unter dem Eise auftreten können. Das Eis kann nach Drygalski Seen bildend wirken, da es Vertiefungen durchströmen kann; die Anlage zur Beckenbildung ist in den arktischen Ländern infolge der starken Verwitterung vorhanden; das Eis schafft den Schutt aus den Vertiefungen heraus; es arbeitet aber mehr auf Verlängerung als auf Vertiefung der Becken. Die Bewegung der Grundmoräne ist auf die oberste Lage beschränkt; eine Schiebung so mächtiger Mergelbildungen, wie man sie in norddeutschen Diluvien bemerkt, glaubt v. Drygalski dem Eise nicht zuschreiben zu können.

Der zweite Band des Werkes besteht zu zwei Dritteln aus Dr. Vanhöffens Bericht über die Fauna und Flora Grönlands. Obwohl diese Untersuchungen gegenüber den Hauptzwecken der Expedition zurücktreten mußten, wurde durch Benützung aller Gelegenheiten doch ein Resultat erzielt, das die Erwartungen übertraf. Vor allem versuchte der Verfasser durch Beobachtung gerade der häufigsten Pflanzen und Thiere eine Charakteristik des Landes und des Einflusses zu geben, den das Inlandeis und die von dort entsendeten Schmelzwasser und Eisberge auf das organische Leben ausüben.

Da die eigenen Erfahrungen Dr. Vanhöffens für eine eingehende Besprechung der größeren Landthiere naturgemäß nicht ausreichen konnten, ergänzt er dieselben durch die Ergebnisse früherer Beobachter und wendet sein Augenmerk hauptsächlich der niedereren und niedersten Thier- und Pflanzenwelt Grönlands zu. Seine eifrig angestellten Planktonfischereien in dortigen Gewässern bieten ihm Material zur Untersuchung der bis dahin noch unerforschten Infusorien des Landes, was für den Fachmann wohl der werthvollste Theil seiner Arbeit ist. Aber auch der Laie findet in der liebevollen und scharfsinnigen Beobachtung dieser erst so arm scheinenden Natur genug Interessantes.

Da ist beispielsweise die Verschiedenheit zwischen der Fauna des nördlichen und südlichen Grönlands, die in dem Herantreten des Inlandeises an die Küste ihren Grund hat. Die auffallende Thatsache, daß das nördliche Gebiet um drei Säugethiere: Moschusochse, Hermelin und Lemming, reicher ist, als das südliche, wird durch Einwanderung aus Grinellland erklärt. Das Renthier hält Vanhöffen für in Grönland heimisch. Das Zunehmen der Vogelarten, die theils den Sommer, theils den Winter in Grönland zubringen, führt er auf die Neuansiedelung „verirrter", d. h. verschlagener Zugvögel zurück. Die für die Ernährung so wichtigen Fische werden besonders berücksichtigt, und auch die vielfach interessanten Fangmethoden der Eingeborenen finden Erwähnung. Die Bestimmung der im Plankton gefangenen Fischeier ergänzt dieses Kapitel. Ueberrascht sind wir, das kalte Land so reich an Insektenleben zu finden, ja im wärmsten Monat muß sogar ein Mückenschleier gegen die kleine Stechmücke schützen. Die besonderen Eigenthümlichkeiten im Leben dieser Thiere, wie die 2jährige Entwicklungszeit der Schmetterlingsraupen oder das Fliegen der Nachtfalter in jenen nachtlosen Sommertagen, sind Folgen der Ungunst der Verhältnisse; andere, wie das unterirdische Leben einiger Raupen, schützen dieselben nicht nur gegen die Kälte, sondern besonders gegen die austrocknende Wirkung der dortigen Föhnwinde. Selbst in den im Winter theils ausgefrierenden, theils mit einer Eisdecke von 1.5 m Dicke bedeckten Süßwassertümpeln erhalten sich niedere Thierformen das ganze Jahr hindurch. Vanhöffen schließt daraus, daß auch während der Eiszeit nicht alles organische Leben erlosch und eine Neubesiedelung Grönlands, wie Andere sie annehmen, nicht nöthig war. Bei Besprechung der niedersten Organismen, besonders der im Plankton gefangenen Infusorien, empfinden wir besonders dankbar die Vorzüglichkeit der Illustrationen, die auch dem Laien einen Einblick in die zarten und phantastischen Formen dieser kleinsten Lebewesen gestatten.

Ueber die botanischen Ergebnisse seiner Untersuchungen will Dr. Vanhöffen noch an anderer Stelle referiren. Nur die auffallendsten und für den Charakter des Landes bestimmenden Formen hebt er hervor. Die halbkriechenden Weiden und Birkenwälder der Südspitze Grönlands, die wohl dem Lande den Namen gaben, verlieren sich bald. Doch sind auch für den nördlichsten Theil des Landes noch 58 Blüthenpflanzen nachgewiesen, unter denen sich uns wohl vertraute, wie Mohn, Glockenblumen, Steinbrech und Ranunkeln finden. Starke Behaarung, eingerollte Blätter, Anschmiegen an Boden und Felsen und Rasenbildung sind die Mittel, welche es diesen Pflanzen ermöglichen, der Kälte und Trockenheit des Klimas zu widerstehen. Die Besprechung der gefundenen Versteinerungen schließt diesen Theil des Werks mit dem Hinweis auf „eine schönere Zeit Grönlands, die aber, trotz des Rückgangs der Vereisung seit der Diluvialzeit, nicht wiederkehren wird".

Kapitel 2—6 geben die Resultate der meteorologischen Beobachtungen, bearbeitet vom Beobachter Dr. Stade. Während eines vollen Jahres wurden täglich dreimal alle meteorologischen Elemente beobachtet; außerdem wurde der Luftdruck mittelst eines Barographen fortlaufend registrirt. Von den interessanten Resultaten will ich nur hervorheben, welch außerordentlichen Einfluß der Föhn in Westgrönland ausübt. Die Davisstraße durchziehen häufig die barometrischen Minima von Süden nach Norden und rufen südöstliche vom Inlandeise herabkommende Föhnwinde hervor. Ganz wie bei uns in den Voralpen zeigen sich zunächst die entfernten Höhen in ungewöhnlicher Klarheit; man sieht, wie der Schnee auf ihnen emporgewirbelt wird und nach einiger Zeit kommen die Böen heulend herangebraust. Der Thermometer steigt in wenigen Minuten bisweilen um 12 oder mehr Grade; der Schnee verschwindet, ohne daß man Schmelzwasser sieht und das Eis in den Fjorden zerbricht und bringt den Seehundsjäger in Lebensgefahr. Oft hält dieser Föhn einige Tage an, bis Südwind eintritt, welcher Regen oder Schnee bringt und die Luft wieder auf ihre gewöhnliche Temperatur abkühlt. Daß auch in Grönland diese hohen Temperaturen durch thermodynamische Vorgänge, d. h. durch Herabsinken der Luftmassen aus größeren Höhen hervorgerufen werden, wird überzeugend nachgewiesen. Ganz auffallend ist die außerordentlich geringe Niederschlagsmenge auf der Station; die Jahressumme beträgt nur 108 mm, also nur den achten Theil der Niederschlagsmenge in München. Die relative Feuchtigkeit ist ebenfalls sehr gering und beträgt im Mittel nur 66 Prozent.

Die gelegentlichen astronomischen Beobachtungen v. Drygalski's wurden von Dr. Schumann bearbeitet; es ergab sich, daß die Morgenbeobachtungen andere Uhrkorrektionen liefern, als die Abendbeobachtungen, was auf starke Anomalien der Refraktion in den hohen Breiten schließen läßt.

Den Schluß des Werkes bilden die Resultate der Schwerkraftsbestimmungen, welche v. Drygalski auf der Station Karajak und in der Kolonie Umanak anstellte; sie wurden mit einem Sterneck'schen Pendelapparat erhalten und ergaben in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse relativ gut übereinstimmende Ziffern. Danach ist an beiden Beobachtungsorten die Beschleunigung der Schwere etwa um 0.5 mm geringer, als es die Theorie verlangt. v. Drygalski erklärt es für wahrscheinlich, daß der Grund dafür in Hohlräumen zu suchen ist, welche sich unterhalb der grönländischen Küste befinden, zumal da man hiedurch zugleich eine Erklärung für die Entstehung der Fjorde erhält, welche jedenfalls zum Theil Einbrüchen der Oberfläche zuzuschreiben ist.

Die vorstehenden Darlegungen dürften einen Eindruck von dem reichen Inhalt des v. Drygalski'schen Werkes gegeben haben. Konnte ich mich auch mit einzelnem nicht einverstanden erklären, so thut das meiner Werthschätzung des Werkes doch keinen Eintrag; „es wird," wie Frhr. v. Richthofen bei Verleihung der Karl Ritter-Medaille an v. Drygalski sagte, „seinen Rang als ein Fundamentalwerk für ein großes Gebiet von Untersuchungen behaupten, in denen die Geographie und die Geologie sich begegnen". Wer seine erste Expedition mit solcher Energie durchführt und wer eine solche Summe von Beobachtungsmaterial nach Hause bringt, der ist zum Führer einer Expedition in hervorragendem Maße befähigt. Möge es bald gelingen, eine deutsche Südpolarexpedition unter v. Drygalski's Führung auszusenden; wir können überzeugt sein, daß sie mit glänzenden Resultaten heimkommen wird.

München, November 1898. Peter Vogel.

Der Erweiterungsbau der Münchener Universitätsbibliothek.

Der neue Flügel des hiesigen Universitätsgebäudes an der Adalbertstraße ist zu Beginn des Wintersemesters der Benutzung übergeben worden. Mit der stark wachsenden Studentenzahl hatte sich der Mangel an Auditorien, aber auch an zureichenden Seminarlokalen und Amtsräumen immer fühlbarer gemacht, und so bewilligte der Landtag für einen Ergänzungsbau und die dadurch zugleich bedingte Adaptirung mehrerer alter Räume die Summe von 336,000 M. Da der Anschluß des Neubaues an das im Nordflügel bereits bestehende Treppenhaus die volle Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Bauplatzes zuließ, konnte eine verhältnißmäßig große Anzahl stattlicher und zweckdienlicher Räume geschaffen werden. So wurden im Erdgeschoß außer einem Hörsaal die Seminare für klassische und für englisch-romanische Philologie untergebracht, ferner das mathematische Seminar, dessen Einrichtung ganz speziell den Bedürfnissen des mathematischen Unterrichts angepaßt ist, und das neu errichtete Seminar für mittel- und neugriechische Philologie. Auch im alten Gebäude konnten, nachdem nun einige Zimmer verfügbar geworden waren, ähnliche Zwecke ins Auge gefaßt werden; es wurde ein Seminar für deutsche Philologie eingerichtet und auch der geographischen Sammlung ein Unterkommen gewährt; zwar theilt diese noch ihre Heimstätte mit der „unoffiziellen" orientalischen Seminarbibliothek; wie wenig sie aber dadurch räumlich beschränkt wird, geht schon daraus hervor, daß der aus Universitätsstiftungen erstehende Zuwachs dieser Bibliothek seinem Werthe nach durch eine jährliche Durchschnittssumme von 100 Mark begrenzt ist.

Das erste Stockwerk umfaßt außer zwei Hörsälen und einem Wartezimmer für Professoren die kleine Aula und das Fakultätssitzungszimmer. Für die letztbezeichneten Zwecke war in früherer Zeit im alten Bau gesorgt; die vordringlichsten Erfordernisse hatten es jedoch nöthig erscheinen lassen, die kleine Aula mit dem anstoßenden Hörsaal zur Gewinnung eines ca. 400 Personen fassenden Auditorium maximum zu vereinigen und das Fakultätssitzungszimmer zugunsten des pharmazeutischen Instituts zu opfern, so daß während der letzten 5 Jahre das Senatszimmer für Promotionen, Habilitationen und Fakultätssitzungen verwandt werden mußte. Hier ist also nun wieder Abhülfe geschehen; die neue kleine Aula, welche mit einem von Stuck gefertigten Bildniß des Prinz-Regenten geschmückt ist, macht durch vornehme Einfachheit, ruhige Farbenabtönung und die geschmackvolle Ausstattung insbesondere der Thüren und Beleuchtungskörper einen vortrefflichen Eindruck; ob hiezu auch die riesige, den allgemeinen Zuhörerraum abgrenzende Bank aus gebogenem Holze mitwirkt, die in ihrer manierirten Schmucklosigkeit eher einer Anklagebank als einer Sitzgelegenheit für Ehrengäste gleicht, mag dahingestellt bleiben.

Das zweite Stockwerk dient ausschließlich zur Erweiterung der Universitätsbibliothek; hier haben wir von der weitaus wichtigsten Neuerung zu berichten. Die Universitätsbibliothek hat sich in einer Weise, wie man dies ehedem kaum zu hoffen wagte, vervollkommnet, seitdem die Leitung von der niedrigen Stufe einer nebensächlich geübten Funktion zu einem selbständigen Amte erhoben worden und, was die Hauptsache, in schaffensfreudige Hände übergegangen ist. Reformatorischer Bethätigung war hier die dankbarste Aufgabe gestellt, und ihr hat, wie mit einstimmigem Lobe innerhalb des ganzen Interessentenkreises der Universitätsbibliothek bestätigt wird, der derzeitige Oberbibliothekar Dr. Schnorr von Carolsfeld seine volle Kraft zur Erzielung eines durchgreifenden Erfolges gewidmet. Freilich war hiezu die Erhöhung des Realetats, die im letzten Jahrzehnt stufenweise von 9300 M. bis 15,000 M. erfolgte, unerläßliche Vorbedingung; aber es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß schon mit knappen Mitteln — auch 15,000 M. stellen übrigens eine recht bescheidene Dotirung dar — und bereits längst vor dem Erweiterungsbau zahlreiche Verbesserungen durchgeführt worden waren, welche die Universitätsbibliothek erst wirklich unter die benutzungsfähigen Institute einreihten. So wurde, um nur einiges anzuführen, dem bücherwünschenden Publikum und dem Ausleihebeamten manche Mühe abgenommen, indem vielgefragte Werke, etwa 5000 Bände, im Ausleihzimmer zu einer Sammlung vereinigt wurden, aus der die Bücher ohne vorherige Bestellung entlehnt werden dürfen. Der hierüber orientirende Katalog wird bereits in zweiter Auflage gegen geringe Entschädigung abgegeben.

Weiter wurde ein vorher unbeheizter Bücherraum zu einem Arbeitszimmer für Dozenten, Doktoranden u. s. w. (im kleinen vergleichbar der Sala riservata der römischen Staatsbibliothek) umgewandelt und, soweit irgend die Bibliotheksbestände zureichten oder nach Maßgabe der Mittel ergänzt werden konnten, mit einer methodisch aufgestellten Handbibliothek ausgestattet; überdies aber fanden noch in einem angrenzenden, mit bequem zugänglichen Galerien versehenen Gang die gebundenen Serien der bedeutendsten Fachzeitschriften Aufstellung, was natürlich sowohl für die wissenschaftlich Arbeitenden eine Zeitersparniß bedeutet, als auch die Inanspruchnahme der Diener mindert. Ueberhaupt macht sich stets das Prinzip der Bibliotheksleitung geltend, den Besuchern möglichste Freiheit und Erleichterung, soweit es sich irgend mit den Interessen der Anstalt verträgt, zu gewähren, dabei aber, oder wohl gerade deßhalb, mit dem spärlich zugemessenen Beamtenpersonal hauszuhalten. Trotz der in den letzten Jahren erheblich gestiegenen Benutzungsziffer hat der Status des Beamtenpersonals in der Zahl keine Veränderung erfahren, und zweifelsohne sind die nichtsdestoweniger erreichten Erfolge lediglich dem unverdrossenen Pflichteifer, der sich bis auf den letzten Diener erstreckt, zuzuschreiben.

Was die wesentlichen, erst durch den Erweiterungsbau ermöglichten Aenderungen betrifft, so erfuhren die alten Räume eine zweckmäßige Umgestaltung; der frühere Studentenlesesaal, der bei ausgedehntester Platzverwerthung für 80 Personen genügte und jetzt als Ausleihebureau dient, ist durch einen großartigen, 130 bequeme Arbeitsplätze bietenden Lesesaal ersetzt; die an den Seiten laufenden Repositorien weisen in auch äußerlich augenfälliger Abgrenzung der Hauptfächer eine Anzahl der bewährtesten Nachschlagebücher auf, deren Vermehrung durch munifizente Zuwendungen allerdings dringend erwünscht wäre. Daß die gebotenen Annehmlichkeiten nach Verdienst geschätzt werden, erweist der Besuch, welcher sich jetzt schon so intensiv gestaltet, daß der daneben befindliche Saal zur Aushülfe dazu genommen wird. Es leuchtet ein, daß auf diese Weise eine sehr wünschenswerthe Entlastung der Hof- und Staatsbibliothek angebahnt ist, die sich ohnehin außer stande sieht, den Anforderungen der heutigen Zeit gerecht zu werden. Daß die Universitätsbibliothek die Benutzungszeit auf die Stunden von 8—12 und 2—6 Uhr (für den Ausleihdienst 8—1 und 3—5 Uhr) ausgedehnt hat, ist ein bedeutungsvoller Fortschritt in der Entwicklung des Münchener Bibliothekswesens; auf diesem Gebiete bahnbrechend zu wirken, scheint überhaupt immer deutlicher der Universitätsbibliothek als besondere Aufgabe zuzufallen.

Der neben dem Lesesaal befindliche, in den Dimensionen ungefähr gleiche Raum soll, sobald eine weitere Dienerstelle bewilligt ist, zur Aufnahme der jeweilig neuesten Zeitschriften-Nummern dienen. Die zuständigen Universitäts- und Regierungsbehörden würden sich allseitigen Dank erwerben, wenn sie durch die Errichtung einer akademischen Lesehalle mit fakultativem oder noch besser obligatorischem Beitritt der Studirenden die Beschaffung eines umfassenden Zeitschriftenmaterials, wie es die wissenschaftliche Arbeit heutzutage mehr und mehr benöthigt, und seine Unterbringung in jenem so geeigneten Saale erwirken wollten.[1] Andere Universitäten, z. B. Erlangen, Leipzig, haben damit die besten Erfahrungen gemacht, und bei der hohen

[1] Die jetzt bestehende private Lesehalle der Studirenden würde so in einer Form abgelöst, die vielleicht ihrer Leitung selbst recht erwünscht wäre.

Frequenz unsrer Hochschule wäre mit dem geringfügigen Semesterbeitrag von 1—2 M. dem Studenten eine unleugbar große wissenschaftliche Anregung geboten und zugleich der Universitätsbibliothek für Anschaffungen periodischer Druckwerke gründlich geholfen. Um jeder Härte vorzubeugen, könnte für bedürftige Studenten die Befreiung vom Kollegiengeld auch den Erlaß jenes Lesehallenbeitrags in sich schließen.

Es mag Manchem pedantisch erscheinen, hier noch eigens zu erwähnen, daß praktische Anschläge über die zwischen der Bestellung und der event. Aushändigung eines Buches liegende Frist, über den Standort des Reklamationsbuches (mit der sehr angebrachten Notiz, daß auf neuere deutsche Belletristik bezügliche Wünsche keine Berücksichtigung finden) u. a. m. authentischen Aufschluß geben. Der Kundige weiß aber, daß durchaus nicht alle Bibliotheken diese elementare Rücksicht auf das Publikum — und auf sich selbst durch Vermeidung unnöthiger Fragen — üben; gibt doch auf der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek der im Hausflur befindliche Anschlag nicht einmal die Stunden, während deren das Publikum Zutritt hat, korrekt an!

Als Leiter stand Prof. Em. Seidl dem Erweiterungsbau vor, der sich in seinem Aeußern der alten Façade anschließt, abgesehen von einigen, durch unabweisliche Anforderungen der Lichtzuführung gebotenen Aenderungen; daß die letztbedeuteren Erwägungen in den Vordergrund traten, ist nur zu billigen, zumal auch sonst im Innern auf Einführung der besten technischen Vervollkommnungen Bedacht genommen ist. Beleuchtung durch Gas und Elektrizität ist reichlich vorgesehen, die Erwärmung besorgt eine Zentralanlage für Niederdruck-Dampfheizung, sogar mit der raffinirten Zuthat, daß mittelst eines elektrischen Thermometers die Ueberschreitung eines gewissen Wärmemaximums und Minimums dem Kesselheizer im Keller selbstthätig gemeldet wird.

Die vorstehenden Ausführungen dürften genügen, um die großen Vortheile anzudeuten, welche der Vollendung des neuen Universitätsanbaues zu verdanken sind und denen gegenüber die vom Staate bewilligten Ausgaben reichlich aufgewogen werden.

Lucian Scherman.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals die „Kunstgeschichte in Bildern". Eine „Abwehr" des Seemann'schen Verlags in Nr. 5 der Kunstchronik (vom 17. Nov.) zwingt mich nochmals zu einer kurzen Aeußerung. Ich lehne es auch diesmal ab, auf das Persönliche und besonders auf den üblen Ton der „Abwehr" einzugehen, muß mich freilich wundern, daß der Verleger „sich nur denken kann, daß ich irgend einem unbekannten Hintermanne zuliebe" zur Feder gegriffen habe. So muß ich denn sagen, was selbstverständlich sein sollte, daß mich wirklich nur das Interesse der Sache geleitet hat. Und dieses zwingt dazu, im Zeitalter der Photographie für die völlige Entfernung der alten Holzschnitte und anderer nicht absolut zuverlässiger Reproduktionsverfahren einzutreten. Das war es, was ich fordern wollte; und, da das technische Reproduktionsverfahren in erster Linie eine Sache des Verlegers ist, wandte ich mich an ihn. Ich erkläre aber ausdrücklich, daß es mich aufrichtig freuen würde, wenn durch diese Diskussion die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Kunstgeschichte in Bildern gelenkt würde, — vorausgesetzt, daß bei den weiteren Lieferungen alles ausgemerzt wird, was nicht nach Möglichkeit zuverläßig ist.

Marburg. Prof. Brandi.

Hermann Grauert: Rom und Gunther der Eremit? München 1898. Weiß'sche Buchdruckerei. 39 S. — Die Literatur, die sich seit dem Mittelalter bis auf unsre Tage mit der Stadt Rom, ihrem Schicksal und Charakter beschäftigt, ist fast unübersehbar. Jegliche Stimmung, von höchster Bewunderung bis zur geißelnden Strafpredigt, sehen wir in ihr ausgeprägt. Eine noch nicht näher bekannte, sehr scharfe Klage über die sittlichen Gebrechen der Stadt und ihrer Kurie veröffentlicht und bespricht Grauert in der vorliegenden interessanten Schrift. Er legt die Entstehung des sieben Strophen umfassenden lateinisch geschriebenen Strafgedichts mit guten Gründen in die Regierungszeit Heinrichs III., speziell in die Jahre 1045 oder 1046. Die in dem Carmen berührten Zeitverhältnisse werden anschaulich besprochen. Als Verfasser sucht Grauert einen der berühmtesten Asketen des deutschen Mittelalters, Gunther den Eremiten, den Heinrich III. seines besonderen Vertrauens würdigte, zu erweisen. Daß dieser Beweis nicht zwingend ist, gesteht er selbst. Das ihm zu Gebote stehende Material ist klar und übersichtlich verarbeitet, so daß ein anschauliches Bild jener Zeitepoche — oder besser ein Ausschnitt aus einem solchen — geboten wird. H. B.

-nn- Ein bislang nur wenig beachteter Zweig der historischen Forschung, die Forstgeschichte, hat neuerdings einen ebenso eifrigen wie geschickten Vertreter gefunden in einem jungen Dozenten der Forstwissenschaft an der Karlsruher Technischen Hochschule, Professor Dr. Hans Hausrath, dessen erste größere Publikation auf diesem Gebiete, „Forstgeschichte des rechtsrheinischen Theiles des ehemaligen Bisthums Speyer" (Berlin 1898. Springer) als eine werthvolle Bereicherung der wirthschaftsgeschichtlichen Literatur begrüßt werden muß. Wir sehen in dem Erscheinen dieser Arbeit und in der freundlichen Aufnahme, die ihr seitens der Fachkreise geworden ist, einen erfreulichen Beweis dafür, daß auch in den vorwiegend praktischen Berufsarten mehr und mehr das Bedürfniß nach Erkenntniß des historischen Werdegangs der gegebenen Zustände laut wird und entsprechende Befriedigung findet. Hausrath hat entschieden einen glücklichen Wurf gethan mit dieser seiner ersten Untersuchung, welche bei voller fachmännischer Sicherheit eine gründliche Beherrschung der historischen Seite seiner Aufgabe in methodischer wie in sachlicher Hinsicht verräth. Die Arbeit beruht auf umfassenden Archivstudien über eine Reihe von Fragen, deren befriedigende Lösung dem Berufshistoriker allein versagt bliebe. Erst die gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen ihnen und der praktischen Technik der Forstwissenschaft, wie sie Hausrath hergestellt hat, vermögen hier Klarheit zu schaffen. Und nicht bloß in den Akten- und Urkundenbeständen des Archivs, auch draußen in Wald und Feld ist der Verfasser den Spuren der Forstgeschichte nachgegangen und hat so in glücklicher Vereinigung von Theorie und Praxis ein lebenswahres Bild geschaffen. Die Darstellung beschäftigt sich vorzugsweise mit den bischöflichen Waldungen, neben welchen auch dem Besitze des Domkapitels wie den Gemeinde- und Privatwaldungen kürzere Abschnitte gewidmet sind. Die ganze Geschichte der Forstverwaltung wird nach allen Richtungen eingehend erörtert an der Hand reicher Quellenbelege. Die Nachweise der bei mehr oder minder rationellem Betriebe sich ergebenden größeren oder geringeren Erträgnisse wird die Wirthschaftsgeschichte als werthvollsten Gewinn aus der trefflichen Untersuchung dankbar annehmen und damit wieder eine empfindliche Lücke in unsrer Kenntniß über Art und Höhe der verschiedenen staatlichen Einnahmequellen ausfüllen. Unter diesem Gesichtspunkt bieten auch die mehrfachen statistischen Angaben höchst schätzbare Beiträge zur Preis- und Lohngeschichte. Eine Karte des behandelten Gebietes erhöht den Werth des Buches, auf das wir die Aufmerksamkeit des Historikers besonders lenken möchten. Die von Hausrath gegebene Anregung und das Neue, was in seinem Unternehmen liegt, rücken sein Buch aus der lokalen Beschränkung, die er seinem Thema zunächst gegeben hat, in eine weitere Interessensphäre. Er selbst wird hoffentlich auf dem betretenen Wege weiter wandeln, so daß wir mit der Zeit von ihm eine Forstgeschichte des ganzen badischen Landes erwarten dürfen.

-rt- Neue Planetenentdeckungen. Wie das gegenwärtige Jahr an Kometenentdeckungen ungewöhnlich reich ist, so ist nicht minder die Zahl der bisher während desselben neuentdeckten Planetoiden dem Durchschnitt der letzten Jahre gegenüber verhältnißmäßig ziemlich groß. Prof. Max Wolf in Heidelberg hat, wie er in der letzten Nummer der „Astronomischen Nachrichten" mittheilt, unter Beihülfe der HH. Dr. Schwaßmann und Dr. Villiger in der kurzen Zeit vom 6. bis 19. November (an drei Abenden) nicht weniger als sechs neue Planetoiden (1898, DV bis EA) photographisch entdeckt. Damit ist die Anzahl der diesjährigen Planetenent-

deckungen bereits auf 12, die Anzahl der bekannten kleinen Planeten auf 443 gestiegen. Dr. Villiger, Assistent der Münchener Sternwarte, weilt seit einigen Wochen in Heidelberg, um sich dort bei Professor Wolf auf photographische Himmelsaufnahmen einzuüben, nach seiner Rückkehr werden derartige Aufnahmen auch auf der Münchener Sternwarte zur Ausführung gelangen.

-r. **Karlsruhe.** Im kommenden Frühjahr sollen die neuen Institute unsrer Technischen Hochschule eingeweiht werden. Es gehören dazu vor allem das schöne von Durm erbaute Aula-Gebäude, in welchem sich neben der Aula, wohl einem der schönsten Festsäle dieser Art, die Hörsäle und Zeichensäle für Architektur, Kunstgeschichte und graphische Künste befinden, ferner das große zweckmäßig und elegant eingerichtete Elektrotechnische Institut, welches von Warth, dem Erbauer der Straßburger Universität, erbaut ist, und das Botanische Institut mit zwei großen Lehr- und Sammlungsgebäuden nebst Gewächshäusern und großen Gartenanlagen. Auch die Fundamente des neuen Chemischen Instituts, welches mit einem Aufwand von 840,000 M. errichtet wird, sollen sich bis dahin aus der Erde erheben. Die Einweihung findet in der Woche vor Pfingsten statt und es sind dafür größere Festlichkeiten geplant, welche vom 17. bis 19. Mai abgehalten werden. Man rechnet auf zahlreichen Besuch von Gönnern und alten Schülern der Hochschule.

* **Leipzig.** Wie das „Leipz. Tagebl." erfährt, wurde Prof. Friedrich Marx in Wien auf den Lehrstuhl für klassische Philologie der Universität Leipzig an Stelle des verstorbenen Prof. Ribbeck berufen und hat diesen Ruf angenommen.

-th. **Freiberg** (Sachsen). In diesem Wintersemester wird die hiesige kgl. Bergakademie von 266 Studirenden besucht. Davon sind Deutsche 111 (wovon 44 Sachsen), Russen 85, Rumänen 22, Engländer 12, Oesterreicher bezw. Ungarn 9, Nordamerikaner 6, Holländer 4, Asiaten (Japaner), Afrikaner, Australier je 3, Spanier und Skandinavier je 2, Franzosen, Bulgaren, Türken, Luxemburger je 1. Die Zahl der Russen ist in stetem Wachsthum begriffen.

* **Halle a. S.** Der Prosektor am anatomischen Institut hierselbst, Dr. Ernst Mehnert, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* Wie uns vom Rektor der kgl. Technischen Hochschule in **Aachen** mitgetheilt wird, ist über die Neubesetzung der durch Prof. Arzruni's Tod erledigten Professur der Mineralogie an dieser Hochschule noch nicht entschieden worden. Wir hatten, auf die Meldung einer Berliner Zeitung hin, in Nr. 263 der Beilage die Nachricht gebracht, Prof. Klockmann in Klausthal habe den Aachener Lehrstuhl erhalten und werde in Klausthal durch Dr. Dannenberg, Privatdozent in Aachen, ersetzt werden. Von diesen Berufungen ist dem Rektorat der Aachener Technischen Hochschule nichts bekannt.

K. **Rostock,** 24. Nov. Die Gesammtzahl aller Studirenden an der großherzoglichen Landesuniversität beträgt für das Wintersemester von 1898/99 449, gegen 468 im Sommersemester. Bei der theologischen Fakultät studiren 32, bei der juristischen 98, bei der medizinischen 105 und bei der philosophischen Fakultät 214. Außerdem sind noch 25 Hörer für den Winter inskribirt. — Der Professor der Nationalökonomie Dr. Diehl wird zum 1. April 1899 nach Königsberg übersiedeln.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Professor Dr. A. Kleinschmidt: Drei Jahrhunderte russischer Geschichte (1598—1898). Berlin, Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung) 1898. — Richard Denner: Bedeutung und Ziele deutscher Weltpolitik. Minden i. W., J. C. C. Bruns 1898. — *Romain Talbot:* Les Etapes d'un Sceptique. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XXIX. Bd. 2. Heft. 1898. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Cie. 1898. — Dr. S. Bernfeld: Das Buch der Bücher. In populär-wissenschaftlicher Darstellung. Berlin, S. Cronbach 1899. — S. Lublinski: Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Ebd. 1899. — Dr. Eduard Löwenthal: Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung. Ebd. 1899. — F. C. Philippson: Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert. Ebd. 1899. — C. Quandt: Johannes Knades Selbsterkenntniß. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. 5. Aufl. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann 1899.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 29. November. Nummer 271.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hermann Kurz.

Ein Gedenkblatt.

Von Hermann Fischer (Tübingen).

I.

Am 10. Oktober sind es 25 Jahre gewesen, daß Hermann Kurz, erst auf der Schwelle des Greisenalters, aber schon lange müd und krank, gestorben ist; am 30. Nov. würde er fünfundachtzig geworden sein. Die Altersgenossen sind alle dahin, mit denen er seine ersten Gänge in die Oeffentlichkeit gethan hat, und auch von den jüngeren Gefährten seines literarischen Treibens ist keiner mehr. Was ist für sein Andenken geschehen? Hat die Nachwelt das ganz gegeben, was das Leben nur halb gewährt hat? Kaum ein Anderer zeigt so deutlich, wie rasch man vergessen werden kann; und wenig Andere hätten es so verdient, fortzuleben.

Gleich nach seinem Tode hat Paul Heyse die gesammelten Werke des Freundes herausgegeben und die meisterhafte Biographie, das Zeugniß kongenialen Sinns und edler Freundschaft, vorausgeschickt. Er hatte Kurz erst kennen gelernt, als dessen Dichtung schon am Versiegen war; seine Freundschaft und sein früh errungenes Ansehen in der literarischen Welt haben dem übel herumgeworfenen Manne den Lebensabend zu verschönern geholfen, und durch die gemeinsame Herausgabe des Novellenschatzes ist auch sein literarischer Name kurzen Gedächtnissen wieder ins Ohr gerufen worden. Im Jahr 1885 hat Jakob Baechtold den Briefwechsel zwischen Kurz und Mörike herausgegeben. Im Oktober 1889 ist in Reutlingen das Denkmal enthüllt worden, dessen Portraitkopf ein Werk des eigenen Sohnes des Dichters war, und noch im Jahr 1895 hat die historische Zeitschrift der Vaterstadt, die „Reutlinger Geschichtsblätter", eine sehr genaue biographische Schilderung gegeben. Das will aber denen nicht recht genügen, welche mit Grund der Meinung sind, daß Kurz eine der interessantesten deutschen Dichtergestalten im 19. Jahrhundert ist, daß in seiner schwäbischen Heimath nach Fülle und Weite der Begabung und nach spezifisch einheimischem Gehalt nur Wenige unter seinen Zeitgenossen neben ihm genannt werden dürfen. Deren, die das wissen, sind nicht so ganz Wenige, auch im übrigen Deutschland nicht. Aber für das gesammte Lesepublikum droht er allzu früh in Vergessenheit zu sinken. Um das Ende der 70er Jahre sind seine beiden Romane bei Cotta in der „Deutschen Volksbibliothek" noch einmal erschienen; seither kommt der Name Hermann Kurz in den Verzeichnissen des deutschen Buchhandels nicht mehr vor.

Das ist Dichterloos und es trifft oft gerade die Besten. Er selbst fühlt es freilich nicht mehr, der im Leben so oft von der mangelnden Anerkennung und dem Zwange der Arbeit ums Brot niedergedrückt wurde und der so gern das stolze Haupt, das nicht für die Niedrigkeit geschaffen war, hoch getragen hätte. Aber Andere kann es kränken und ihnen den Wunsch eingeben, auch wieder einmal auf einen so echten, so vornehmen und zugleich so volksthümlichen Dichter hinzuweisen. Es ist mir gestattet, dazu gerade diese Blätter zu wählen, an denen Kurz und seine Freunde nicht die schlechtesten Mitarbeiter gewesen sind.

Wenn man von Kurz redet, so wird man gleich zuerst auf Mörike geführt. Zwei mannichfach verschiedene Personen und Dichter und doch auch viel Aehnliches. Die Noth des Lebens haben Beide gekannt, und auch Mörike hätte, wenn es seine Art gewesen wäre, davon sagen können, wie es thut, nur von Wenigen, wenn auch den Besten, gekannt zu sein. Dafür ist freilich sein Stern später um so strahlender aufgegangen. Kurz hat schon als Student eine kleine Mörike-Gemeinde um sich gebildet. Er hatte im Jahre 1831 die Tübinger Hochschule bezogen. Es war eine ihrer interessantesten Zeiten. Ferdinand Christian Baur hatte in das theologische Studium neues Leben gebracht; seine Schüler Strauß und Vischer waren, jener im Mai 1832, dieser ein Jahr später, Repetenten am Stift geworden und bewegten schon den großen und kurzlebigen Gedanken eines Neubaues der theologischen Spekulation auf Hegel'scher Grundlage; das Erscheinen des Lebens Jesu und die Verbannung seines Verfassers von Tübingen hat Kurz als Student miterlebt. Hegels Philosophie bewegte, wie überall, so nicht zum mindesten in seiner schwäbischen Heimath, alle Geister. Uhland hatte für drei kurze Jahre den Lehrstuhl der deutschen Philologie inne und vereinigte in seinem Stilistikum die auf die schöne Literatur gerichteten unter den Studenten. Wie in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts die Ideen der französischen Revolution, die Kantische Philosophie und zugleich die Geister Hölderlins, Hegels und ihres Kreises erweckten, so trafen jetzt in Tübingen mit den wissenschaftlichen Bewegungen des Ortes die allgemein literarischen Strömungen der Zeit zusammen, die Goethe's Tod erlebt, Heine's Siegeslauf gesehen und das junge Deutschland gezeitigt hat. Es bildet sich unter den Stiftlern ein Freundschaftsbund, dem Kurz angehörte und der, eine geistige Aristokratie darstellend, sich an dem Gefühl zu berauschen liebte, mit der vollen philosophischen und literarischen Bildung der Zeit gewappnet wie Simson unter die Philister fahren zu können. Kurz hat ein paar Jahre später eine glänzende Schilderung der übermüthigen Tafelrunde in der Skizze „Das Wirthshaus gegenüber" gegeben. Er hat hier, wie er später noch öfters, aber nie besser, gethan hat, fest in die Wirklichkeit, in das gesellige Leben der Tübinger Stiftler mit ihrer Neigung zur Dialektik, zum Parodiren, zum Geistreichthun hineingegriffen und doch einen poetischen Glanz über das Trinkgelage verbreitet, der uns — si parva licet u. s. w. — daran erinnern könnte,

daß es einmal ein Platonisches Symposion gegeben hat. Aber zur Verherrlichung jener göttlichen Trunkenheit weiß er kein besseres Lied anzuführen, als Mörike's „Herbstfeier". Dieses herrliche Gedicht bringt gleich nach seiner Veröffentlichung einer der Symposiasten, unter dessen Namen Kurz sich selbst schildert, mit und liest es vor: „Das ist nun einmal wieder die reine Poesie, die gar keine andere Absicht hat, als eben Poesie zu sein; ich empfinde es als ein wahres Glück, dieses köstliche Gedicht kennen gelernt zu haben, und werde in Zukunft blindlings nach allem greifen, was mir dieser Dichter bietet, er kann gar nicht schreiben, was nicht vortrefflich ist, alles verwandelt sich unter seiner Hand in Gold." Mit nicht geringerem Entzücken ist gleich hernach vom „Maler Nolten" und von dem Märchen „Der Schatz" die Rede, und wehmüthig heißt es weiter: „Es werden außer uns nicht Viele sein, die den reichen Lorber auf dem Haupte dieses Dichters schauen."

Ein Wort, das unmittelbar nachfolgt, erleuchtet die ganze Situation, in der die jungen Talente des Kreises sich fühlen. „Als Alexander gestorben war, rauften sich seine hinterlassenen Feldmarschälle, und wenn er alt geworden wäre, so hätten sie es ohne Zweifel schon zu seinen Lebzeiten gethan. Wer an diesen Balgereien keinen Antheil nahm, konnte nicht aufkommen. Goethe ist todt; wer tritt seine Erbschaft an? Jeder nimmt sich einen Fetzen, den er hinterlassen, und drapirt sich damit; und Andere glauben nun gar die Zeit gekommen, ihn wegzuwerfen. Den Einzigen, der, wenn auch in enger gezogenen Grenzen, so doch in der ganzen Art und in rein poetischer Begabung sein nicht unwürdiger Nachfolger werden kann, den Dichter der Agnes und des Larkens, ihn gewahren nur Wenige. Aber unsre jungen Tübinger Stiftler gehören zu diesen Wenigen, sie dürfen sich selbst als Auserwählte vorkommen.

Seit Baechtolds Veröffentlichung der Briefe weiß man, daß Kurz und Mörike sich nicht lange nachher kennen und lieben gelernt, daß sie sich, verschieden an Temperament und Lebensanschauung, entzweit und wieder gefunden haben. Man hat die Spuren von Mörike's Einfluß besonders in Kurz' Gedichten gefunden; sie sind als sein Erstes schon 1836 erschienen, noch ehe Mörike seinen eigenen Gedichtband herausgab. Und wirklich tritt hier ein engerer Zusammenhang zutage. Es ist schwer, Mörike's Lyrik bestimmt zu charakterisiren; der Zauber der Persönlichkeit ist wie der spezifische Geruch einer Blume nicht näher definirbar. Aber man kann doch sagen, daß Goethe, wenn er in allen Lyrikern nach seiner Zeit fortlebt, in keinem so sehr enthalten ist wie in Mörike; und wenn man das idyllische Moment, das Kleinleben, in den früheren Gedichten eine gewisse Neigung zum Volksliederstil, zum Spukhaften, zu allen Zeiten eine solche zum zierlichen Tändeln und Spielen hinzuthut, so hat man ungefähr beisammen, was der Analyse in Mörike's Gedichten zugänglich ist. Wenn man vor Augen behält, daß Mörike das viel größere lyrische Genie ist, so wird man vieles davon bei Kurz wiederfinden. Es ist auch in Natur und Lebensumständen der Dichter manches Verwandte. Wie sie demselben Volksstamm angehören, wie sie Beide aus Landstädten hervorgegangen sind und zeitlebens den Zauber kleinbürgerlicher Existenz gern auf sich einwirken ließen, so haben sie, nur neun Jahre auseinander, dasselbe Studium der Theologie getrieben; vom Reiz der Weltschönheit elektrisch berührt, haben Beide gestrebt, sich aus den Fesseln des theologischen Berufes loszumachen; dem Einen ist es gelungen, aber es ist ein Stück Haut mitgegangen, der Andere ist bald zum Kirchendienste zurückgekehrt. Mörike und Kurz sind Beide durchaus adelige Naturen, sie vermögen Welt und Menschen nur zu erfassen, indem sie selbst dem Gemeinen, dem Grob-Leidenschaftlichen so fern wie möglich bleiben; Beiden fehlt die rohe, aber gesunde Kraft, welche durchhaut, Andere beiseite schiebt, sich und nach sich Anderen ans Licht und an die Luft heraushilft. So sind sie Beide, mimosenhaft empfindlich und nur durch den Humor, nicht durch Energie die böse Welt zu überwinden fähig, nicht so durchgedrungen und zur Herrschaft über die Geister gelangt, wie manche Andere, die mehr plebejische Derbheit zur Verfügung gehabt haben. In ihrer literarischen Thätigkeit zeigen sie Beide die Richtung auf die reine, interessenlose Schönheit und haben nur die lyrische und epische Poesie gepflegt, welche immer die Domäne der weicheren, mehr auf Anschauung und Empfindung, als auf Willen und Charakter gestellten Gemüther gewesen sind.

Aber hier hört die Verwandtschaft auf. Von Haus aus sind auch große Unterschiede vorhanden. Man ist versucht, solche schon in Abstammung und Erziehung zu suchen. Mörike ist der Sohn eines Arztes, Kurz eines Handwerkers; Jener ist unter der weichen Erziehung seiner Mutter, eine Zeitlang im Hause eines hohen Beamten, aufgewachsen, Kurz in der demokratischen Luft der alten Reichsstadt. Aber der Unterschied liegt tiefer. Mörike ist durchaus Quietist — auch Goethe war es ja bis zu einem gewissen Grade; der kränklich aussehende Mann hatte bei aller Einfachheit des Aeußern etwas außergewöhnlich feines, eine milde, lächelnde Ruhe an sich; man hätte sich scheuen mögen, ihn anzureden, um die zarten Spiele, welche liebenswürdige Geister um seine Augen zu weben schienen, nicht zu stören. Kurz ist weit leidenschaftlicher; sein Seelenadel hat mehr ritterliches Ungestüm an sich. Schon im Aeußern verrieth sich das: eine imposante männliche Erscheinung hatte noch der Alternde an sich. Er fordert etwas vom Leben, will genießen, erobern; er liebt körperliche Uebungen, Glanz und Fülle des Daseins. Wenn er jahrelang sich von der Welt zurückzieht, so ist es nicht wie bei Mörike die angeborene Liebe zur Ruhe und zum Behagen im allerengsten Kreise, sondern es ist die Menschenscheu dessen, dem die Welt nicht gegeben, was er forderte. Und noch ein weiteres. Mörike ist auch darin ganz Goethe's Geistesverwandter, daß er nur den Menschen in seinen persönlichen Lebensäußerungen aufsucht, daß politische und soziale Momente für ihn nicht vorhanden sind und daß er folgerichtig mit Vorliebe auf den Höhen der Menschheit wandelt, wo man sich voller bewegen und ausleben kann. Kein wahrer Dichter kann ein steifleinener Kastenmensch sein; Mörike liebt das Volk und ist sich nicht zu gut dafür, aber es ist ihm nur etwa Objekt für harmlose romantische Komik, er lebt nicht mit ihm, seinen Kämpfen steht er fern wie allen Kämpfen der argen Welt. Eine schauerlichere, erbarmungslosere Tragik — und doch in die reinste Schönheit aufgelöst — als den Ausgang des Malers Nolten wird man vergebens suchen; aber der Dichter steht dabei als ein tief ergriffener, jedoch innerlich frei gebliebener; er läßt alles mit der Ruhe des Künstlers vor uns aufsteigen und versinken. Ganz anders Kurz. Auch seine Erzählungen sind fern von bloßer Nachahmung der Wirklichkeit, sie sind Poesien. Aber er lebt, ringt, leidet mit seinen Helden. Er hat auch gern die großen Kämpfe der Zeiten aufgesucht und geschildert, nicht wie ein Tendenzschreiber, aber mit innerlichstem Antheil. So ist er der viel modernere von Beiden, zu seinem Nutzen und zu seinem Schaden. Man darf nicht vergessen, daß die neun Jahre, die zwischen Mörike's und seinem Eintritt in das Leben liegen, die große liberale Bewegung erfüllt, daß sein erstes Auftreten mit dem der Jungdeutschen zusammengefallen ist. Seine Uebersiedelung nach Karlsruhe, in den Bannkreis der badischen Liberalen, seine spätere Thätigkeit am „Beobachter" haben ihn weiter auf diesem Wege getrieben. Es ist richtig, wenn man gesagt hat, er habe nicht recht für die politische Agitation getaugt, denn er war zu vornehm, zu wenig wahllos und zu empfindlich für eine solche Thätig-

keit, die mehr Diesseitigkeit verlangt; es mag richtig sein, daß er auch als Politiker Dichter war; aber es wäre falsch, wenn man meinte, seine ganze Natur sei unpolitisch gewesen. Der Liberalismus lag nicht nur in der Zeit, sondern tief in ihm selbst gegründet.

Goethe hat bei seinem Tode die deutsche Literatur im Vollbesitz der poetischen Stoffe und Formen gelassen. Er selbst hat die Idee einer Weltliteratur gern ausgesprochen, wie sie möglich geworden war, nachdem die Romantiker zu der antiken Welt hin die der mittelalterlichen Literaturen, der romanischen Formen erschlossen, er selbst in einer zweiten Jugend seiner Lyrik den Orient mit dem Occident verbunden hatte. Die kraftvolle Einseitigkeit der patriotischen Dichtung war mit Napoleons Macht, deren Bekämpfung sie galt, verschwunden. In dem Liberalismus der 30er Jahre lag nothwendig ein zwar nicht mehr im alten Sinne kosmopolitisches, aber im modernen Sinne internationales Moment. So kann es nicht wundernehmen, wenn Kurz und Genossen von der Idee der Weltliteratur gesättigt sind, wenn sie nach allen Seiten hin ausgreifen, um poetische Nahrung zu finden. Es ist das charakteristisch geblieben für seine schon auf der Universität gewonnenen Freunde Rudolf Kausler und Ludwig Seeger, welche Beide sich hervorragend mit fremden Stoffen aus antiker, englischer, romanischer Welt zu schaffen gemacht haben. Bei Kurz selbst ist es nur für den Beginn seiner poetischen Thätigkeit bezeichnend.

Ein großer Theil seiner frühesten Gedichte sind Uebersetzungen. Schon als Student hat er solche gemacht, zum Theil für Silcher, der zu seiner Ausgabe von Volksliedern öfter Uebersetzungen fremder Texte nöthig hatte; und solche Uebersetzungen sind es, durch die er den allerweitesten Kreisen bekannt geworden ist, ich darf nur an den Bardenchor „Stumm schläft der Sänger" erinnern. In seinem zweiten Studienjahr hat er mit Anderen zusammen Uebersetzungen von Gedichten Byrons, Moore's und anderer Engländer herausgegeben. Als er dann, nach einem kurzen Versuch mit dem Kirchendienst, 1836 nach Stuttgart ging und Literat wurde, hat er seine Existenz eine Zeitlang vorwiegend auf Uebersetzerthätigkeit gegründet. Stuttgart war damals ein literarischer Mittelpunkt wie nie zuvor und nie später. Gerade auch die Uebersetzungsliteratur wurde dort gepflegt. Sie ist immer mit Perioden großer Formtendenz und Formvollendung zusammengefallen. So hat eine bedeutende Uebersetzerthätigkeit mit dem Kreise der Göttinger Dichter begonnen, mit Voß vor Allen; eine zweite große Welle fällt in den Anfang unsers Jahrhunderts, wo A. W. Schlegel und Tieck als Formvirtuosen glänzten; eine dritte eben in die 30er Jahre. In Stuttgart hatte Gustav Schwab schon 1827 die Sammlung von Uebersetzungen antiker Schriftsteller begonnen, die noch jetzt die verbreitetste in Deutschland ist; und neben Aelteren, wie Mörike, Notter, Pfizer, sind auch Freunde von Kurz, wie Adelbert Keller, Finckh und Ludwig Seeger, dieser am hervorragendsten, als Uebersetzer thätig gewesen. Von ihm selbst muß vor allem die „Nachbildung" — wie sie zuerst hieß — Gottfrieds von Straßburg erwähnt werden, die freilich erst 1844 herausgekommen ist; sie hat bis auf Wilhelm Hertz herunter keine ebenbürtige gefunden. Man wird sagen können, mehr in der Linie von Kurz' eigenem Talent konnte kaum ein anderes fremdes Werk liegen; es sei denn Ariosts Roland, der mit seiner Mischung von Ritterthum, Liebesabenteuer und Zaubermärchen dem Stoffe des Tristan nah verwandt ist und den Kurz schon vier Jahre früher übersetzt hatte. Viel später ist Kurz wieder zu solchen Jugendstudien zurückgekehrt und hat 1868 eine Uebersetzung der Zwischenspiele des Cervantes herausgegeben; wie er auch als Forscher in jenen Jahren, da die Tübinger Bibliothek ihm eine Zuflucht und reichen Stoff zu Studien gewährte, sich mehrfach mit älterer Literatur beschäftigt hat.

Neben den Uebersetzungen gingen eigene Forschungen und Kritiken her. Die alten Universitätsfreunde besaßen in der Zeitschrift „Der Spiegel" ein eigenes Organ, zu dem sie vornehmlich ihre Beiträge lieferten; das Blatt erschien in Stuttgart vom Januar 1837 bis März 1838, es enthielt über literarische, politische, religiöse Werke ausführliche und zum Theil sehr scharfe Recensionen; die ganze lebhafte Lust der Zeit des Jung-Hegelianismus weht darin. Kurz hat sich auch mit ausführlicheren Artikeln daran betheiligt, von denen der über die Faustsage genannt sein mag und die Anzeige von Bülows Ausgabe des Simplicissimus, in der er Grimmelshausen als Verfasser nachgewiesen hat.

Aber in seinen eigenen erzählenden Werken — denn dramatische Pläne hat Kurz zwar in seiner Jugend gehegt, aber nie ausgeführt — finden wir gleich von Anfang das Gegenspiel zu jener expansiven Verbreitung über die verschiedensten Gebiete der Weltliteratur. Sie bewegen sich alle in dem engsten Kreise der Heimath. Es ist vielleicht ein allgemein deutscher, jedenfalls ein gut schwäbischer Zug, dieses Nebeneinander von weitester Ferne und nächster Nähe. Und wenn man näher zusieht, so ist auch in der von Kurz so gern und mit Meisterschaft geübten Schilderung der Heimath ein starker Einfluß fremder Literatur nicht zu verkennen. Gleich in seiner ersten Novellensammlung „Genzianen", welche 1837 veröffentlicht worden ist, standen ein paar Reutlinger Familiengeschichten, deren erste, „Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie", im vorigen Jahrhundert spielt. Kurz hat in dieser und der folgenden Erzählung die Vorgeschichte seiner eigenen Familie erzählen wollen; aber was er da über das bei dem großen Reutlinger Brand von 1726 verlorene und in Attendorn wiedergefundene Mädchen erzählt, das ist seine eigene Erfindung. Aber doch keine so recht originale. Nicht nur das verlorene und gefundene Kind, auch die ganze Schilderung des Meisterhauses in Westfalen erinnert an fremde Muster. Man wird den Eindruck nicht los, daß die Geschichte eigentlich im 16. Jahrhundert spielen müßte; ist ist ganz in den Farben gehalten, mit denen man seit den Romantikern das deutsche Bürgerthum der Reformationszeit mit den ehrsamen Handwerksmeistern, den klugen, lenksamen Gesellen, den ehrwürdigen Frauen und sittig erröthenden Mägdelein, den mächtigen, oft gefüllten Zinnkrügen und dem nie rastenden Spinnrocken zu schildern nicht müde wurde. In diesem altdeutschen Gewebe ist aber auch ein ausländischer Einschlag. Man liest es vor allem bei Wilhelm Hauff, wie mächtig Walter Scotts Schilderung schottischer Vorzeit auf die deutsche Jugend gewirkt hat. Sein Lichtenstein sollte, wie die Vorrede ganz ausdrücklich sagt, für Deutschland das versuchen, was Scott für England geleistet hatte; und die nahe Verwandtschaft ist ja mit Händen zu greifen. Nicht anders bei Hermann Kurz. Er sagt selbst in seinen „Denk- und Glaubwürdigkeiten: „Was unter allen Erzeugnissen der mir damals zugänglichen Romanliteratur den mächtigsten Eindruck auf mich machte, das war der Lichtenstein." Erst später hat er Walter Scott kennen gelernt; aber er sagt selbst, daß dieser ihn „für einen Augenblick halb zum Briten und beinahe ganz zum Schotten" gemacht habe. Es sei ihm lieb, daß er an dem Lichtenstein doch die poetische Verklärung der eigenen Heimath früher als die fremder Länder kennen gelernt habe; er habe durch jene Lektüre zum erstenmal erfahren, „daß das Heimathgefühl für sich selbst schon eine Quelle der Dichtung ist".

Kurz ist nicht müde geworden, alte und neue, ernsthafte und spaßhafte Geschichten aus der schwäbischen Heimath zu erzählen; und wo es irgend ging, hat er auch das Lokal der alten Vaterstadt dazu gewählt. Aber wir hätten in

ihm nicht den bedeutendsten Schilderer schwäbischer Vorzeit zu verehren, wenn er sich nicht, aus der Reihe der poetischen Genremaler heraustretend, größere Stoffe mit gewichtigerem Inhalt vorgesetzt hätte. Schon zu derselben Zeit, in der die „Genzianen“ erschienen, plante er seinen Heinrich Roller. Das Werk ist langsam, mit großen Hindernissen, weiter gediehen in einer Zeit, die zwar von Berufsgeschäften frei, aber mit lähmenden Nahrungssorgen umsomehr angefüllt war. Endlich ist es 1843 erschienen unter dem Titel: „Schillers Heimathjahre“; eine Titelauflage folgte 1847, 1856 eine „durchgesehene“ zweite. Dann ist es nach dem Tode des Dichters in der Gesammtausgabe und, wie schon bemerkt, noch einmal in der Deutschen Volksbibliothek erschienen. Das ist eine Zahl von Auflagen, die jetzt manchem Schundprodukt gleich bei seinem Erscheinen als „erste bis xte Auflage“ aufgeprägt ist. Und doch haben wir in diesem Roman die glänzendste und wahrste Schilderung aus der württembergischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, die wir überhaupt besitzen.

Der Gedanke, ein solches Bild aus der württembergischen Herzogszeit zu geben, war nicht völlig neu. Die berüchtigte Episode aus der Geschichte unsres Absolutismus hatte schon W. Hauff in seinem „Jud Süß“ geschildert; er ist also hier gewissermaßen Kurz' Vorgänger. Aber die Art und Weise der Hauff'schen Novelle ist sehr charakteristisch. Eine politische Haupt- und Staatsaktion ist der Untergrund des Ganzen, der Konflikt der Landstände und der Landeskirche gegen den Despotismus und Jesuitismus mit seinen Werkzeugen. Die Novelle ist voll von politischem Pathos, aber doch von sehr unreifem, das noch etwas nach den feurigen Deklamationen der jungen Burschenschäftler und „Feuerreiter“ klingt und merkwürdig absticht gegen die viel reifere Art desselben Erzählers in der Novelle „Das Bild des Kaisers“. Auf diesem Untergrund aber ist dann die sentimentale Liebesgeschichte der Schwester des Juden und des Sohnes des Konsulenten aufgetragen wie ein himmelblauer Lappen auf Purpurgrund: ganz Max und Thekla. Von Psychologie keine Spur. Diese Novelle konnte also Kurz etwa bestimmen, auch in die Stoffvorräthe jener für Novellen gewiß nicht undankbaren Zeit hineinzugreifen, aber zugleich es jedenfalls viel besser zu machen. Das hat er denn auch gethan. Auch bei ihm findet sich eine Liebesgeschichte; aber sie ist aufs beste mit dem Ganzen verbunden. Roller, nach dem der Roman ursprünglich heißen sollte, ist nicht weit davon entfernt, eine Anstellung als Pfarrer und damit die Hand seiner Geliebten zu gewinnen. Da weist ihm die Faust des allgewaltigen Herzogs einen anderen Weg; die Liebesneigung kommt also in Konflikt mit den äußeren Verhältnissen, aber im selben Moment hat sich auch der bei einem jungen, talentvollen Manne ungesunde Quietismus, der nur möglichst rasch in den ruhigen Hafen einlaufen möchte, während er noch Ueberschuß von Kräften hat, die See zu durchfahren — er hat sich auseinanderzusetzen mit der Welt und ihren Forderungen, wie ihren Versuchungen. Er lernt denn auch die große Welt kennen, und wie er, damit fertig, gereift zurückkommt, ist es noch lange Zeit, sich ohne Haß vor ihr zu verschließen und das Glück der Idylle zu genießen, in dem er früher, wäre es nach seinem Wunsch gegangen, wie so viele Andere verbauert und versauert wäre. Der Herzog, der aus reiner Laune in das Geschick Rollers eingegriffen hat, hat schließlich, wie ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, ihm hinausgeholfen; aber nicht ohne daß der junge Mann selbst durch das Leben in der Welt gestählt und fähig geworden wäre, sich durchzuhelfen. Persönliches und Zuständliches sind also aufs engste und glücklichste verbunden. Auch die Darstellung ist von der glücklichsten Objektivität und epischen Klarheit. Kein Wunder; denn sie ist nur die äußere Form eines in sich gut geschlossenen und ausgereiften Inhalts. Kurz hat für seinen Roman sehr gründliche Studien gemacht. Dabei kam ihm zugut, daß er ihn ursprünglich für Cotta schreiben wollte, welcher ihm die handschriftlichen Notizen Petersens zur Verfügung stellen konnte. Es haben sich gerade aus diesen Aufzeichnungen des unermüdlichen Notizenkrämers und Skandalhistorikers zahlreiche Auszüge in Kurz' Nachlaß gefunden. Diesem Studium und dem mit ebensoviel Wahrheitsliebe gepaarten psychologischen Scharfblick ist es zu verdanken, wenn der Roman ein ganz vortreffliches, ebenso farbiges wie wahres Zeitbild geworden ist. Auch da, wo Kurz seiner romantischen Neigung mehr als nöthig den Zügel schießen läßt, bleibt er doch innerhalb der Grenzen der geschichtlichen Möglichkeit. Ich meine die Episode von Laura, der Tochter des Herzogs, welche eine Zeitlang mit der Bande des großen Räubers Hannikel herumzieht. Man weiß, daß Kurz hier die romantischen Extravaganzen eines weit späteren württembergischen Fräuleins geschildert hat, und es heißt, der Herr v. Cotta habe ihn diese Indiskretion durch Entziehung des Verlags büßen lassen. Aber was nicht wirklich war, wäre historisch wohl möglich gewesen. Wie beliebt die Räuberromantik in Schillers Jugend war, dafür braucht es bloß ihn selbst zum Zeugen; was uns jetzt als phantastische Erfindung vorkommen will, das war, wenn auch mit etwas weniger ritterlichen Charakterzügen, nur zu leidige Thatsache. Kurz hat auch in der Schilderung des Räuberlebens aus dem Vollen geschöpft; er konnte den vortrefflichen 1793 erschienenen „Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben“ dazu benutzen, aus dem er auch für den Sonnenwirth nachmals geschöpft hat. Am ausgezeichnetsten ist das Bildniß des Herzogs Karl selbst gelungen. Man findet diesen im Lande noch immer vielgenannten Fürsten bald ganz einseitig in Farben geschildert, wie sie für irgend einen grausen Wütherich irgendwo passen würden, und hinwiederum hat es an unglaublichen Verhimmelungen für ihn und noch mehr für seine Franzisko nicht gefehlt. Kurz besaß Kenntnisse und Objektivität genug, um in keinen dieser Fehler zu verfallen. Sein Bild Karls ist von allen, die ich kenne, das beste; zwei Grundeigenschaften des Herzogs, eine ungewöhnliche Vorurtheilslosigkeit auf der einen und eine schauspielerhafte Eitelkeit auf der anderen Seite machen ihn erst verständlich. Petersens Notizen hatten für den zweiten Charakterzug besonders viel Material gegeben; die künstlerische Weisheit des Erzählers hat dafür gesorgt, daß das Bild doch nie zur Karikatur ausgeartet ist. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß die württembergischen Zustände um 1780 und 1790 nirgends so richtig und lebendig dargestellt sind, wie in diesem Roman; und das rechtfertigt auch den aus buchhändlerischen Gründen gewählten Titel „Schillers Heimathjahre“, da doch von Schiller selbst nur nebenbei die Rede ist.

Noch einmal der Schalttag und das Bürgerliche Gesetzbuch. [1])

Die Jugend nimmt etwa an, daß ein am 29. Februar Geborener zu bedauern sei, weil er nur alle 4 Jahre Geburtstag habe und Geburtstagsgeschenke bekommen könne. Dem Erwachsenen ist klar, daß Jeder in jedem Jahre einen Geburtstag haben muß, weil dieser dafür entscheidend ist, wie viele Jahre er alt ist und davon seine rechtliche Stellung vielfach abhängt. Kehrt nun der 29. Februar in gemeinen Jahren nicht wieder, so müssen wir in denselben den an jenem Tage Geborenen einen anderen Geburtstag zuschreiben.

1) Vgl. die Ausführungen von G. Pfizer in Nr. 264.

Wir haben dafür zwischen den zwei im Schaltjahre an denselben angrenzenden Tagen die Wahl, die uns nicht schwer fallen kann. Den im Schaltjahre am letzten Februar Geborenen werden wir auch in anderen Jahren als einen am letzten Februar Geborenen behandeln. Entspricht aber diese allein natürliche Behandlung auch dem deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche? Sie ergab sich noch aus der ursprünglichen Fassung des zweiten Entwurfs; seiner endgültigen Fassung und damit der Fassung des Gesetzes ist dagegen leider allein die andere Annahme gemäß, daß in Zukunft der am 29. Februar Geborene in gemeinen Jahren seinen Geburtstag erst am 1. März hat. Diese Aenderung ist nicht absichtlich herbeigeführt und ist ein schlagender Beleg dafür, wie leicht eine anscheinend inhaltlich bedeutungslose Aenderung der Fassung doch eine Aenderung des durch dieselbe bezeichneten Inhalts begründet. Der Anfang des Geburtstages fällt zusammen mit dem Ablaufe des diesem vorhergehenden Tages. Es scheint also gleichgültig, ob wir jenen oder diesen als entscheidend bezeichnen für die Erreichung eines bestimmten Alters; doch hat freilich auch dann, wenn die Bedeutung beider Bezeichnungen die gleiche ist, die erste den Vorzug der größeren Einfachheit und Natürlichkeit, da wir allgemein gewohnt sind, für das Lebensalter dem Geburtstage entscheidende Bedeutung zuzuerkennen und nur darüber zweifeln, ob er diese schon als ein angebrochener oder erst als ein vollendeter hat. Der erste Entwurf forderte in Uebereinstimmung mit der Behandlung anderer Fristen seine Vollendung (§§ 148, 149). Dagegen hat man (so der Schreiber dieser Zeilen im Archiv für zivilistische Praxis 73, S. 137) eingewendet, daß diese Behandlung nicht der Sitte des Lebens entspreche, die schon den Eintritt des Geburtstages als Wendepunkt feiert. Die zweite Kommission hat denn auch jene Bestimmung geändert. Während aber noch die erste Fassung des zweiten Entwurfs (§ 156) in Uebereinstimmung mit dem ersten Entwurfe Monats- und Jahresfristen endigen läßt mit dem Beginne des Tages, dem die gleiche Zahl zukommt wie dem ersten Tage der Frist (der nun im Gegensatze zum ersten Entwurf bei Altersfristen der Geburtstag ist), so hat die schließliche Fassung des zweiten Entwurfes den Beginn jenes Tages ersetzt durch den Ablauf des Tages, der ihm vorhergeht (§ 188 des Gesetzbuchs). Unverändert blieb die weitere Bestimmung, daß, wenn der danach maßgebende Tag nicht existirt, der Ablauf des Monats entscheidet. Machen wir nun davon die Anwendung auf den am 29. Februar Geborenen. Nach der früheren Fassung des zweiten Entwurfs wird er volljährig u. s. w. mit dem Anbruch des 29. oder, wenn dieser in dem bestimmten Jahre nicht existirt, des 28. Februar, so daß also in gemeinen Jahren der 28. Februar die Bedeutung seines Geburtstages hat. Nach dem Gesetzbuche wird er dagegen volljährig mit dem Ablaufe des seinem Geburtstage vorhergehenden Tages, also des 28. Februar. Dieser existirt auch in gemeinen Jahren, so daß auch in diesen sein Ablauf maßgebend ist. Er ist also, wenn der Eintritt seiner Volljährigkeit in ein gemeines Jahr fällt, noch während des ganzen Februar minderjährig und erst vom 1. März an volljährig. Der 1. März hat also in anderen Jahren für ihn dieselbe Bedeutung, die der 29. Februar in den Jahren hat, in denen er existirt. Eine Lücke des Gesetzbuchs, die Pfizer annimmt, existirt nicht. Von seinen Materialien gedenken des Schalttags die Redaktorenmotive zum allgemeinen Theile mit den zutreffenden Worten, er gebe „keinen Anlaß zu einer besonderen gesetzlichen Bestimmung"; denn im Gegensatz zum römischen Recht „bildet er in der Jetztzeit in jeder Beziehung einen selbständigen Tag".

Nach römischem Rechte hatte der gegen das Ende des Februar eingeschaltete dies intercalaris keine eigene Zahl. Er war bisextum Kalendas Martias, woraus sich von selbst ergibt, daß man ihn nicht als eigenen Tag zählte, sondern als Doppelgänger des Tages behandelte, dessen Zahl er als der zweite sie führende theilte. Der sechste Tag vor dem 1. März war nach römischer, Ausgangs- und Zielpunkt mitzählender Rechnung der 24. Februar, der 28. Februar des Gemeinjahres führte nicht die Bezeichnung des 28., sondern die Bezeichnung des letzten (pridie Kal. Mart.). Es verstand sich von selbst, daß diese Bezeichnung im Schaltjahre dem 29. zukam, sowie daß ebenso die sonst dem 27., 26. und 25. Februar zukommende Bezeichnung des vorletzten, drittletzten und viertletzten (a. d. III. IV. V. Kal. Mart.) im Schaltjahre den 28., 27. und 26. bedeutete. Wie wir nicht daran zweifeln, daß der am 28. Februar Geborene in jedem Jahre seinen Geburtstag am 28. Februar hat, so bestand für die Römer kein Zweifel daran, daß der in irgend einem Jahre z. B. am drittletzten Februar Geborene auch in jedem anderen Jahre seinen Geburtstag am drittletzten Februar hatte. Wer aber am bis sextum geboren war, der war an einem Tage geboren, der rechtlich überhaupt nicht als ein eigener Tag existirte; er stand daher nicht nur in gemeinen Jahren, sondern auch in Schaltjahren einem am 24. Februar Geborenen gleich. Unser Kalender setzt den Schalttag auf den 24. Februar an, wie man auch früher diesen allgemein als den römischen Schalttag annahm, der aber, wie namentlich Theodor Mommsen bewiesen hat und Ulpian (in l. 3 § 3 D. de min 4, 4) ausdrücklich bezeugt, vielmehr der 24. war. Eine andere Frage ist es, ob nach gemeinem Rechte dem Schalttage die gleiche Bedeutung zukommt, wie nach römischem Rechte. Pfizer bezeichnet das als eine ausgemachte Sache. Es hat aber nicht nur der Unterzeichnete (Pand. S. 193), sondern ebenso Dernburg (Preuß. Privatr. I, § 70) und Regelsberger (Pand. S. 455) eine andere Auffassung vertreten. Der römische Schalttag zählt nicht als ein eigener Tag im Zusammenhang damit, daß ihn keine eigene Zahl bezeichnete. Dem 29. Februar des Schaltjahrs entsprach der 28. gemeiner Jahre im Zusammenhange damit, daß sie gar nicht diese Zahlbezeichnung, sondern eine andere hatten, die im Schaltjahre einem späteren Tage zukam als in gemeinen Jahren. Wenn nun nach unsrer Zählung der Monatstage dies alles sich anders verhält und von den Tagen des Schaltjahres der 29. Februar derjenige ist, der in anderen Jahren nicht wiederkehrt, so ist es nicht, wie Windscheid (Pand. § 103, Anm. 14) sagt, „ganz verkehrt", sondern vielmehr ganz natürlich und allein natürlich, im 29. Februar denjenigen Tag des Schaltjahrs zu sehen, der anderen Jahren fehlt, und was das römische Recht bestimmt für den nach römischem Sprachgebrauche der eigenen Zahl entbehrenden dies intercalaris, heutzutage vielmehr anzuwenden auf den letzten Februar des Schaltjahres, der zwar der eigenen Zahl nicht entbehrt, dessen Zahl aber in gemeinen Jahren nicht wiederkehrt. Wäre es noch, wie in früheren Zeiten, die Uebung unsres Lebens, die Tage nach den Heiligen, denen sie der Kalender widmet, zu bezeichnen, so hätte das von Pfizer im Anschluß an Savigny betonte Argument, daß im Schaltjahre der Matthiastag wegen des in unserm Kalender vor ihm eingeschobenen Schalttages auf eine spätere Stelle rückt, ein Gewicht, das ihm in keiner Weise mehr zukommt, seit wir die Tage regelmäßig nach der innerhalb des Monats ihnen zukommenden Stelle bezeichnen. Wächter (Hdb. d. württ. P.-R. II, S. 24) erklärt: „Im Zweifel wird man, wenn unsre Gesetze ... eine Frist lediglich nach Monaten bestimmen, anzunehmen haben, daß sie von der Auffassung des Lebens ausgehen, somit der Termin nach den entsprechenden Monatstagen zu berechnen sei." Vom Schalttage (dem 24. Februar) sagt er, derselbe sei bei nach Tagen bestimmten Fristen als besonderer Tag zu rechnen, „da bei

uns der Schalttag als ein besonderer Tag numerirt wird" (S. 831). Dieser Grund spricht aber gegen jede Sonderstellung des 24. Februar, dessen Ziffer ja in jedem Jahre wiederkehrt. Dagegen ergibt sich eine Sonderstellung des dem Schaltjahre ausschließlich eigenen 29. Februar daraus, daß, wie auch Wächter hervorhebt, das Rechnen von Datum zu Datum wegen der ungleichen Länge verschiedener Monate nicht durchführbar ist ohne die Modifikation, daß an die Stelle des sonst entscheidenden Tages, wenn dieser dem bestimmten Monat fehlt, dessen Ende tritt. Daß wir einen Monat zählen vom 31. Januar zum 28. Februar und daß wir ein Jahr oder eine bestimmte Summe von Jahren zählen vom 29. Februar des Schaltjahres zum 28. Februar gemeiner Jahre, ist eine Anwendung desselben Grundsatzes. Sie ergibt dieselbe Behandlung des 29. Februar, die nach römischem Rechte der dies intercalaris erfährt, nach der einen Richtung, daß in gemeinen Jahren an seine Stelle der 28. Februar tritt, daß also dieser sowohl dem 28. als dem 29. Februar des Schaltjahres entspricht. Nach römischem Rechte kam dazu, daß auch im Schaltjahre selbst der Schalttag nicht als eigener Tag zählte, daß also der am Schalttag Geborene auch im Schaltjahre nicht an jenem, sondern an dem Tage seinen Geburtstag hatte, dem jener angehängt war. Diese Besonderheit des römischen Rechts besteht in Zukunft nicht mehr, wobei dahin gestellt bleiben mag, ob sie für das bisherige gemeine Recht noch anzunehmen ist. Wann immer der 29. Februar wiederkehrt, ist er der Geburtstag des an ihm Geborenen. In Jahren, denen er fehlt, muß sein nächster Nachbar für ihn eintreten. Nun steht ihm ja zeitlich der 1. März genau so nahe wie der 28. Februar. Es ist aber doch der große Unterschied, daß dieser im Gegensatze zu jenem dem gleichen Monat angehört. Gegen die entscheidende Bedeutung des Ablaufs des Geburtstages hatte der Unterzeichnete (a. a. O.) namentlich auch eingewendet, daß im Falle desselben nicht die in dem gleichen Jahre Geborenen in dem gleichen Jahre volljährig u. s. w. würden. Unterscheidet man die verschiedenen Monaten angehörenden Menschen, so gehört in Zukunft der am 29. Februar Geborene in Schaltjahren einer anderen Monatsklasse an als in gemeinen Jahren.

Daß, wie Pfizer erwähnt, wir Württemberger den Geburtstag unsres am 26. Februar eines Schaltjahres geborenen Königs in allen Jahren am 25. Februar feiern, ist ganz in Ordnung, und daß bisher noch Niemand daran Anstoß genommen hat, zeigt nur, daß die das Gegentheil fordernde Theorie der Praxis unsres Lebens fremd, ihr Inhalt also nicht geltendes Recht ist.

Leipzig, 24. Nov. 1898. **Dr. E. Hölder.**

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Konrad Ferdinand Meyer †.** Der Telegraph bringt uns die Kunde, daß gestern (am 28. Nov.) Nachmittag ein Schlaganfall den Schweizer Dichter von dem schweren Leiden erlöste, das schon seit 2 Jahren seine geistige Kraft gebrochen hatte. K. F. Meyer hat das Alter von 73 Jahren erreicht. Er starb auf seiner ländlichen Besitzung Kilchberg bei Zürich, an dem Orte, an dem seine gesammte dichterische und schriftstellerische Entwicklung ihre Entfaltung gefunden. Als ein vielgereister Mann, dem seine materielle Unabhängigkeit zu den eindringendsten Studien auf verschiedenen Gebieten, besonders auf dem historischen, Gelegenheit gegeben, zog er sich vor nunmehr 40 Jahren auf jenes Landgut zurück, um dem Drange nach künstlerischem Schaffen, der in den Wanderjahren seiner Jugendzeit vielfach durch die äußeren Eindrücke zurückgedämmt worden war, ausschließlich zu genügen. Er hat dort in den ersten Jahren mühsam nach der Form suchen müssen, die seinem eigenen Naturell wie seiner tiefwurzelnden innerlichen Zugehörigkeit zu dem alemannisch-romanischen Schweizerthum am besten entsprach. Aus episch-lyrischen Anfängen hat er sich zu dem reinen Epiker heraus entwickelt, als welcher er sich auf dem ihm eigensten Gebiete, dem der historischen Novelle, schließlich einen Platz unter den ersten zeitgenössischen Schriftstellern errang. Im Verein mit seinem großen Landsmann Heinrich Keller hat er dem schweizerischen Zweige in der deutschen Literatur für unser Jahrhundert wieder die Bedeutung zurückerobert, die derselbe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts besaß. An Schlagkraft und männlicher Energie des Ausdrucks hat er Keller vielfach übertroffen, in der Plastik der Darstellung steht er hinter ihm wenigstens nicht zurück; nur die Wärme der Auffassung, die Tiefe der poetischen Anschauung und des Gemüths treten bei ihm nicht in dem Grad hervor, wie bei Jenem. Aber Beide haben unsrer neueren Literatur das große Gut einer selbständigen, aus den Wurzeln der Heimathsprache emporquellenden Sprache zugeführt, die gegenüber der vielfach verflachten Ausdrucksweise der modernen Schriftsteller sich wie ein erfrischender und verjüngender Quell erweist. Hinsichtlich der Wahl der Stoffe hat Meyer — im Gegensatz zu Keller — weit über sein Heimathland hinausgegriffen. Seine ganze Jugendentwicklung, die sich mehr in romanischen Ländern als in solchen deutscher Zunge abspielte, führte seinen suchenden Blick zumeist nach jenen hin, und die Vorliebe für historische Studien, die er schon frühzeitig gehegt, befruchtete auch seine spätere dichterische Thätigkeit. Aus der französischen Geschichte nahm er den Stoff für seine erste Novelle „Das Amulet"; in die Zeit Dante's versetzt uns seine „Hochzeit des Mönchs", in die der Renaissance seine „Versuchung des Pescara", und den englisch-normannischen Boden betreten wir an seiner Hand in der Erzählung „Die Heiligen". Daneben weiß er freilich auch die Gestalten eines Jürg Jenatsch und eines Hutten aus der vaterländischen Geschichte mit ebenso gewaltiger Anschaulichkeit vor uns aufleben zu lassen. Diese Anschaulichkeit wurzelt zumeist in der Objektivität seiner Darstellung. Wie er gern den Kunstgriff anwendet, uns die Begebenheiten durch den Erzählermund eines Betheiligten vortragen zu lassen, so tritt er überall mit seiner eigenen Persönlichkeit möglichst in den Hintergrund; er läßt die Dinge durch sich selbst wirken, ohne irgendwie den Versuch zu machen, sie zu beurtheilen. Die Knappheit und Schärfe seiner Charakteristik, der fleißige Ausbau seiner Sprache, der oft zu einer nur von eindringenden Kennern recht zu würdigenden, fein ziselirten Kleinarbeit sich gestaltet, lassen uns seine Schöpfungen zuweilen wie eherne Kunstwerke der Renaissance erscheinen. Sie würden vielleicht kalt wirken, wenn nicht eine Mischung von Humor und von warmem Fühlen über sie wie eine feine Patina ausgebreitet läge. Ein großer Künstler ist mit Konrad Ferdinand Meyer dahingegangen. Sein Wesen und seine Bedeutung für unsre Literatur, der er, nach langem Schwanken zwischen französischer und deutscher Dichtung, wohl erst durch die Ereignisse der großen Jahre 1870/71 gänzlich und alleinig zugeführt wurde, kann diese vorläufige Mittheilung nicht erschöpfen. Aber sie kann wenigstens mit dazu beitragen, den großen Verlust zum Ausdruck zu bringen, den unsre Literatur durch das Hinscheiden eines solchen Mannes erlitten.

Neue Bergnovellen. Von Ernst Zahn. Frauenfeld, Verlag von J. Huber 1898. — Gottfried Keller war 15 Jahre Staatsschreiber von Zürich. Hier haben wir einen des großen Vorgängers nicht unwürdigen Prosadichter, der — Bahnhofrestaurateur in Göschenen ist. Wundersam, wie der Mann im Wechsel des Verkehrs Muße und Stimmung für so unmittelbar geschaute, so plastisch wiedergegebene, so intim empfundene Erzählungen findet, wie sie dieser Band bietet. Ich stehe nicht an, Ernst Zahn als einen der besten Vertreter unsrer Dorferzählung zu bezeichnen. Seine Bauerntypen haben etwas dem badischen Hansjakob verwandtes; nur sind sie, der wilden Größe ihrer Umgebung entsprechend, noch knorriger, heroischer in der Liebe, unversöhnlicher im Haß. Der Grundton dieser Bergnovellen ist ein tragisch-elegischer. Da begegnen wir einem Motiv wie „Romeo und Julia auf dem Dorf". Bauernkinder, durch den tödlichen Haß der Eltern auseinandergehalten, deren Herzen dennoch den Weg zu einander finden. Zwei einsame Hütten, hoch

droben, die verfeindeten Nachbarshäuser; wilde Berge, finsterer Wald, Daseinsmühsal im Kampf mit der kargen Erde, und rauhes Menschenthum voll zäher Vorurtheile; schwer und trübe alles. Aber eines Tages, da der Sommer sein Festgewand selbst in diese Höhen getragen hat, da sieht der Bub das Maitli im Sonnenglast am Waldrand stehen — und da geschieht's! Man sucht sich Liebe mit all den „klammernden Organen", die in der Natur des einfachsten Hochälplers so wirksam sind, wie in der des höchstkultivirten; ja, bei ihm ursprünglicher. Aber der große Haß, fest wie die Berge ihrer Heimath, trennt sie. Da wollen sie sich aufmachen in der Nacht, fortzuziehen miteinander. Doch des Maitli's Vater hat den Burschen belauscht und überrascht ihn in der Kammer der Tochter. Ein Hieb mit dem Beil — und das Idyll wird zur Tragödie. Den aus dem Zuchthaus heimgekehrten Vater nimmt die unglückliche Tochter wieder auf; barsch, aber doch voll jener Liebe, welche selbst den Haß gegen den Mörder des Geliebten besiegt, sagt sie ihm: „Ich halte Euch Haus. Seid willkommen daheim!" . . . In den Bauernnaturen, die uns Zahn in seinen Novellen schildert, liegen gut und böse durcheinander, klotzig und ungefüg, wie die Felsenklötze an den Berghängen ihrer Heimath. Wir dürfen dem Dichter dankbar sein, daß er in seinen Schilderungen „nichts verlindert und verwitzelt" hat, sondern die unverfälschte Natur zu uns sprechen läßt. Ueberraschend wirkt es, wenn über diese großen, wilden Linien die Sonne spielt. Dann erhalten wir so entzückende Geschichten wie das Idyll „Alte Liebe", durchleuchtet von Behagen. Es würde zu weit führen, den einzelnen Sachen allen gerecht zu werden. Wer Natur will aus erster Hand, der lese diese köstlichen Novellen. Er wird freier athmen, denn alles ist hier Größe, Frische, naiverhabene Einfachheit. Ein „Glückauf" dem Dichter! Wer so in der Prosa des Lebens lauterste Poesie findet, der ist wahrhaft begnadet!

Karlsruhe i. B. — Albert Geiger.

w. Die Entdeckungsreise von Pinzon und Solis. Die kleinen, nach Columbus' großen Fahrten unternommenen Entdeckungsreisen in die neue westindische Welt sind noch lange nicht sämmtlich im einzelnen untersucht worden, was zum Theil mit der unzulänglichen Verwerthung spanischer Archivschätze zusammenhängt. So hat nun den Deutsch-Amerikaner Ph. J. J. Valentini aus New-York eine eingehende Bearbeitung von den in den Documentos ineditos veröffentlichten Urkunden dazu veranlaßt, eine bisher noch nicht genügend aufgeklärte Frage vorläufig zum Abschluß zu bringen. Es handelt sich um die von den Spaniern Yañez Pinzon und Dias de Solis ausgeführte Entdeckungsfahrt nach Mittelamerika; veröffentlicht ist die Untersuchung in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XXXIII 4. Valentini stellt zunächst ein Zeugenverhör an, indem er die bislang benutzten Quellen, nämlich Petrus Martyr Fernando Colon und Oviedo, vorführt. Dann geht er unter eingehender Benutzung der Schriftstücke der spanischen königlichen Kanzlei zu einer eigenen Schilderung des Unternehmens über; die Hauptpunkte mögen hier folgen. Schon im Frühjahr 1505 war die Reise der beiden Spanier von der Krone beschlossen worden, doch brachten Wechselfälle am Hofe derartige Schwierigkeiten, daß erst am 27. Juni 1508 die Entdecker mit zwei Schiffen von San Lucar aus in See stechen konnten. Von Wichtigkeit ist dabei der ausführliche Befehl, den König Ferdinand den Reisenden am 23. März 1508 ausstellt. Danach sollte die Reise sich nördlich vom Aequator halten unter Vermeidung des portugiesischen Interessengebiets. Als Ziel wird dem Unternehmen die Auffindung der Landenge oder des offenen Meeres, das heißt des Seewegs nach Ostindien, bezeichnet, doch lassen es die langen Anordnungen bezüglich der zu erwartenden Ausbeute an Edelmetallen und anderen Schätzen nur zu sehr durchblicken, daß es der Krone im wesentlichen nur um einen neuen Beutezug zu thun war. Von Domingo aus erreichten die zwei Caravellen das mittelamerikanische Festland an der Mosquitoküste, dann umsegelten sie in nördlicher Richtung, die Küste entlang fahrend, das Cap Gracias a Dios. Während auf der Reise durch den Ozean Solis den Oberbefehl führte, trat jetzt nach der königlichen Vorschrift Pinzon an seine Stelle, ein Umstand, der den späteren Bruch zwischen den beiden tüchtigen Männern herbeiführen mußte. Von jenem Cap an gelangte Pinzon, an der Nordküste von Honduras vorbeisegelnd, wie die alten Reiseberichte melden, zu den Provinzen Camarona Chabaca und Pintigran. Die beiden ersten findet Valentini auf dem Festland wieder, während er den letzten Namen auf die nahe Inselgruppe der Guanajos deutet. Endlich erreicht Pinzon den Scheitelpunkt des Golfs von Honduras, die Bai von Amatique; dem angrenzenden Landstrich gab er den Namen Navidad. Mit dieser Gegend beginnt nun die eigentliche Entdeckungsfahrt. Die die Küstenstriche bewohnenden Indianerstämme der Payas, deren Kultur zu einer hohen Blüthe sich entwickelt hatte, boten der spanischen Raubsucht willkommene Beute. Hier ist es Valentini gelungen, dem landläufigen Bericht dadurch einige wichtige Züge hinzuzufügen, daß er ein Kapitel des Petrus Martyr, das von der Pariaküste erzählte, für die Ereignisse an der Payaküste in Anspruch nahm. Dies Vorgehen fand seine Begründung neben dem Vergleich der Kulturstufen besonders in der Prüfung der indianischen Wortformen. Von der Amatiquebucht wendet sich Pinzon nordwärts, in dem Glauben, nun nach Cuba, das er noch für einen Theil des Festlands hielt, zu gelangen. Als er aber hinter der vorspringenden Spitze Yukatans das weite Mexicanische Meer vor sich sah, wurde er seinen Irrthum gewahr, und da die Vorräthe ausgingen und die Mannschaft ungeduldig wurde, beschloß er, heimzukehren. Er muß im Herbst 1509 wieder nach Spanien gekommen sein, denn wir haben einen Brief des Königs vom 14. November 1509, welcher auf ein Schreiben vom 27. Oktober des Jahres antwortet. Da Valentini schon früher an anderer Stelle nachgewiesen hat, daß bereits im Jahre 1493 die Portugiesen Yukatan entdeckten, dies aber geheim hielten, so ist nun die zweite Entdeckung dieser mittelamerikanischen Halbinsel in ihren Grundzügen klargelegt.

* Phosphoreszirende Gletscher. Der Schweizer Meteorologe J. Maurer macht auf eine eigenthümliche, höchst interessante Erscheinung aufmerksam, welche die Gletscher darbieten, die aber zur Zeit noch räthselhaft ist. Im August vorigen Jahres befand sich Maurer im Hochthale von Arosa, und nach einem klaren, warmen Tag war die Nacht schon hereingebrochen. Gegen Südwest tiefer am Horizont zeigten sich die schwarzkalten Umrisse des Aroser Rothorns, dessen kleines, scharf abfallendes Firnfeld am Tage im zurückgestrahlten Licht der Sonne malerisch heruntergrüßt. Da tauchte plötzlich unter dem sternklaren Himmel eine Lichterscheinung auf, aus dem Dunkel der Nacht schimmerte die Oberfläche des erwähnten kleinen Gletschers in phosphoreszirendem Glanz. Dieses gespenstige, auf und ab wogende Leuchten dauerte etwa eine halbe Stunde und war um 10 Uhr erloschen. Einige Tage später sah Dr. Maurer die Erscheinung nochmals und endlich konnte er am 27. Oktober 1897 an der gewaltigen Firnfläche des Breithorns von Lauterbrunnen aus das phosphorische Licht in erheblicher Stärke bis spät in die Nacht hinein wahrnehmen. Etwas ähnliches hat man seitdem auch an anderen Gletschern wahrgenommen. Die Ursache dieses Leuchtens ist nicht bekannt; aber schon H. v. Schlagintweit bemerkte, daß Schnee und Eis schwach phosphoreszieren, wenn sie bei einer Temperatur von einigen Grad Kälte lebhafter Sonnenbestrahlung ausgesetzt und darauf in ein dunkles Zimmer gebracht werden. Etwas ähnliches bemerkt man übrigens bisweilen in sternklaren, kalten Winternächten. Weit beschneite Flächen lassen sich dann fern von jeder künstlichen Beleuchtung, wie von einem schwachen Schimmer erhellt, deutlich unterscheiden, wozu das Sternlicht an sich gewiß nicht ausreicht.

* Wie der „Voss. Ztg." aus **Frankfurt a. M.** geschrieben wird, bereitet sich das Freie deutsche Hochstift jetzt schon vor zur Feier des 150. Geburtstages des größten Sohnes Frankfurts, des Altmeisters Goethe. U. a. wird eine literarisch werthvolle Festschrift herausgegeben werden, worin auch erst neuerdings aufgefundene Briefe Goethe's (zusammen sechs Stück) zum Abdruck gebracht werden sollen. Vorher will der Besitzer dieser Briefe, Passavant, die anscheinend interessanten Schriftstücke der Oeffentlichkeit nicht übergeben.

* **Göttingen.** Nach dem soeben erschienenen Personalbestande ist die Frequenz der Georg-Augusts-Universität gegenwärtig größer als sie in einem der letzten 69 Wintersemester gewesen ist. Die Zahl der matrikulirten Studirenden beträgt 1191, die der sonstigen Hörer 78, darunter 25 Damen.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Zum Professor für Krystallographie und Mineralogie an der Universität Amsterdam wurde Dr. E. Dubois, Militärarzt in Leiden, ernannt. — Dr. J. Ph. Vogel habilitirte sich an derselben Universität als Privatdozent für altindische Literatur und Geschichte mit einer Antrittsrede über „das Studium der ostindischen Literatur". — Zugelassen als Privatdozent für mathematische Chemie wurde J. J. van Laar. — Prof. Thiele aus Leiden hat sich wieder nach Edinburg begeben, um dort die zweite Serie seiner Gifford-Vorlesungen zu halten. — Der Vorstand von „Teylers Theolog.-Genossenschaft" beschloß, keiner der beiden eingesandten Abhandlungen einen Preis zuzuerkennen, vielmehr die Preisfrage nochmals in folgender Fassung zur Beantwortung bis 1. Jan. 1900 auszuschreiben: „Zu welchen Ergebnissen führt eine streng methodisch-historische Untersuchung in Bezug auf das Leben und die Lehre Christi?" — Seit einiger Zeit ist in den Niederlanden eine Agitation für Frauenemanzipation entstanden, die bei vielen Damen bereits zu einer wahren Leidenschaft geworden ist. Ihren Ausgangspunkt nahm die ganze Bewegung von der Ausstellung von weiblichen Arbeiten, welche im Sommer dieses Jahres im Haag stattfand, wobei häufig vielbesuchte Versammlungen stattfanden und über die soziale Lage, Thätigkeit und Zukunft der Frau Vorträge gehalten wurden. Das Publikum bestand fast ausschließlich aus Damen, ebenso die Rednerinnen. Zur Abwechslung trugen andere Damen Gesang- und Musikstücke vor. Die Damen waren also meistens unter sich und regten einander nicht wenig auf, zumal manche Vorträge einen sozialistischen Anstrich hatten. Nach der Ausstellung bildete sich ein Verein zur Förderung und Wahrung weiblicher Interessen 2c., der so rührig und thätig ist, daß jetzt eine Broschüre nach der anderen erscheint, welche für und wider die so plötzlich entstandene Frauenfrage Partei ergreift. Um die Propaganda zu fördern, veranstaltet der Damen-Vorstand jetzt öffentliche Versammlungen mit Vorträgen und Diskussion. Die Frage, welche eben an der Tagesordnung ist, lautet: „Ist die Frau geistig und körperlich zum Studium befähigt?" Dr. Winkler (Prof. der Psychiatrie in Amsterdam) verneinte diese Frage in einem Vortrage in einer solchen Versammlung, Dr. Treub (Prof. für Staatswissenschaft) bejahte sie dagegen. Der Vorstand hat nun beide Vorträge zusammen herausgegeben unter dem Titel: „Die Frau und das Studium" (Haarlem, Erven Bohn). Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher diese Angelegenheit von den Damen behandelt wird, ist nicht recht erklärlich, da sie gerade für Holland eine rein akademische Frage ist. Denn in Holland werden die Mädchen längst auf den Gymnasien und Universitäten zugelassen, bei allen Fakultäten, sogar in der Fakultät der Theologie.

* **Paris,** 27. Nov. Die Akademie Goncourt wird im Dezember endlich ins Leben treten, nachdem zwischen den Testamentsvollstreckern Hennique und Léon Daudet und den natürlichen Erben Goncourts ein Vergleich zustande gekommen ist. Die Erben erhalten 400,000 Fr. und der Akademie bleibt ein Kapital von 1,060,000 Fr. Die nächste Formalität wird nun sein, vom Staatsrath die Anerkennung der Akademie als Institut von öffentlicher Nützlichkeit zu verlangen, und dann wird die Akademie der Zehn ebensogut eine juristische Persönlichkeit sein, wie die von Richelieu gegründete Akademie der Vierzig.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Gustav v. Kahr: Bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseits des Rheins. II. Band. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1898. — Köhlers Deutscher Kaiserkalender 1899. 19. Jahrgang. Minden, Wilhelm Köhler 1899. — Allgemeines Künstlerlexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Hggb. von Hans Wolfgang Singer. 3. Auflage. 6. Halbband. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1898. — Rudolf Müller: Das hypnotische Hellseh-Experiment im Dienst der naturwissenschaftlichen Seelenforschung. II. Bd.: Das normale Bewußtsein. Leipzig, Arwed Strauch. — Sigmund Bodnár: Mikrokosmos. 2 Bde. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. — Christian Morgenstern: Ich und die Welt. Gedichte. Berlin, Schuster u. Löffler 1898. — Otto Julius Bierbaum: Kaktus und andere Künstlergeschichten. Ebd. 1898. — Thekla Lingen: Am Scheidewege. Gedichte. Ebd. 1898. — Franz Grainer: Gemsen. Momentaufnahmen aus freier Wildbahn. Reichenhall, F. Grainer 1898. — Felix Dahn: Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung. 3. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1899. — Hans v. Bülow: Briefe und Schriften. Hggb. von Marie v. Bülow. 3. Bd. Ebd. 1899. — Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 15. Mai 1898. Erläutert von Emil Dorner. II. Abtheilung. Karlsruhe, J. Lang 1898. — Dr. Karl Ruß: Die Prachtfinken, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht. 2. Aufl. Magdeburg, Creutz (R. und M. Kretschmann) 1898. — Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Hggb. von H. v. Poschinger. 2. Bd. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899. — Victor Magnus: Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1899. — Wilhelm v. Polenz: Andreas Bockholdt. Tragödie in vier Akten. Ebd. 1898. — O. Schädel: Edmund Burke. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. — Das deutsche Volksthum. Hggb. von Dr. Hans Meyer. 1. Lfg. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts 1898. — Wilhelm Wicke: Pflanzenwände und ihre Anwendung zur Verwerthung der Abwässer durch aufrechtstehende Gartenanlagen. Groß-Lichterfelde, W. Wicke 1898. — Archiv für Religionswissenschaft. Hggb. von Dr. Th. Achelis. 1. Bd., 4. Heft. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 30. November. Nummer 272.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hermann Kurz.

Ein Gedenkblatt.

Von Hermann Fischer (Tübingen).

II.

Kurz hat mit diesem Roman sein Bestes gegeben, wenn man das Beste das nennen darf, was am vollsten und allseitigsten befriedigt. Es war ihm aber vorbehalten, noch in einem zweiten Roman die Vergangenheit des Landes zu zeichnen, und zwar in einem düsteren Nachtbilde aus dem Leben des Volkes, das er in seiner ganzen Tragik erfassen sollte. Die Dorfgeschichte hat in Schwaben eine Vergangenheit, die an den Anfang unsres Jahrhunderts zurückreicht. Auch in dieser Gattung geht die metrische Form der prosaischen voraus. Schon Voß hatte die theokritische Gattung in die deutsche Literatur eingeführt; durch ihn und durch Hermann und Dorothea gewann die hexametrische, im Gewande Homers einherschreitende Darstellung ländlichen Lebens Bürgerrecht in Deutschland. In Schwaben, wo Vossens Vorbild noch ein gutes Stück in unser Jahrhundert herein mustergültig war, wurde das Idyll namentlich durch Hölderlins Freund Chr. L. Neuffer gepflegt, der von Voß nicht nur die philologische, sondern auch die pädagogische Neigung geerbt hatte. Fünf Jahre vor Neuffers Tod hatte im Jahre 1835 Melchior Meyr sein „ländliches Gedicht“ „Wilhelm und Rosina“ veröffentlicht, das mit dem homerischen Stil den ganzen Apparat verbindet, der zu dieser halbdidaktischen Gattung gehört, den würdigen, humoristischen Pfarrherrn, den wohlhäbigen Hofbauern und seine weicher geartete Frau, den braven Knecht und die sittsame Bauerntochter, die sich den Verhältnissen zum Trotz noch endlich kriegen. In phantastischerer Art und mit mehr poetischer Freiheit hat sich noch 1846 Mörike's „Idylle vom Bodensee“ angeschlossen. Wenn in all diesen Epyllien, wie es schon der Kontrast der homerischen Diktion und des kleinen Gegenstandes mit sich bringt, ein leiser Ton des Scherzes durchklingt, der, um ein weniges stärker angeschlagen, parodisch würde, so hat Hermann Kurz selbst in einem Jugendversuch die rein komische Gattung dieser hexametrischen Erzählung gewählt, wie sie nach dem alten Muster der Batrachomyomachie gerade in unserm Lande in Schriftsprache und Mundart seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts viel gepflegt worden war und noch später gepflegt wurde — ich kann auch wieder daran erinnern, daß Mörike, abermals in grotesk-phantastischerer Weise, in dem Märchen vom sicheren Manne (1838) eine Dichtung dieser Art gemacht hat. Um dieselbe Zeit hat auch Kurz die „Reise ans Meer“ gedichtet, die sich wie ein menschliches Gegenstück zu dem Mythus von Suckelborst ausnimmt, aber wohl gerade wegen ihres phantastisch-parodistischen Charakters zu keinem befriedigenden Schluß kommen konnte; während die kürzere Skizze „der Blätter“, welche die Abenteuer eines Reutlinger Landsmanns erzählt, den angenehmsten humoristischen Zusammenklang von Scherz und Rührung zeigt.

Etwas später ist die realistischere Gattung der Dorfgeschichte in Prosa aufgekommen. Gerade in Schwaben hatte es nicht an realistischen Schilderungen des Landlebens gefehlt, vor allem in mundartlicher Form. Wenn die Oberschwaben Sailer im letzten und Weitzmann in diesem Jahrhundert sich mehr an die katholische Form der Fastnachtslustbarkeit angelehnt hatten, haben spätere, von denen ich nur Wagner und Neßlen nennen will, dramatische und dialogische Darstellungen von durchaus realistischer Haltung folgen lassen. Aber die mundartliche Abfassung, bei Neßlen auch die ziemlich niedrige Sphäre der Vorgänge, haben solchen in ihrer Art ganz ausgezeichneten Leistungen nothwendig den Weg in die große Oeffentlichkeit verlegt. Der Vater der Dorfgeschichte im modernen Sinne ist derselbe gewesen, der längere Zeit alle auf diesem Felde zu holenden Lorberen auf seinem Haupte vereinigt hat, Berthold Auerbach. Er ist 1843 mit seinen ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten hervorgetreten, nachdem er zuvor zwei Romane aus der Geschichte des Judenthums, über Spinoza und über Ephraim Kuh, veröffentlicht hatte. Warum diese Erzählungen so mächtig eingeschlagen haben, das ist nicht mit einem Wort zu sagen; jedenfalls rührt es nicht allein von der merkantilen Fähigkeit Auerbachs her. Er war selbst vom Dorfe und mußte das Volk kennen; aber er war kein Bauernsohn, er gehörte zu einer der jüdischen Händlerfamilien, welche gerade in seiner engsten Heimath, im Hohenbergischen, friedlich, aber als eine Gesellschaft für sich, neben den Bauern wohnen. So konnte er frei und leidenschaftslos beobachten. Und er hat in der That auch rein objektive Bilder ländlicher Zustände geben wollen und gegeben. Wenigstens in seinen älteren, zumeist auch kürzeren Dorfgeschichten. Man hat von Salonbauern geredet; das paßt auf so schwächliche und gezierte Erzeugnisse seiner späteren Zeit wie „Barfüßele“ oder „Joseph im Schnee“, mit denen er gleichwohl den größten Effekt gemacht hat, nicht auf seine früheren Geschichten. Oder von philosophirenden Bauern und Dorfschulmeistern. Das ist richtiger und kann einen gelegentlich auch schon in den älteren Sachen stören, vielmehr in dem gehaltvollen, aber entsetzlich wohlweisen und schulmeisterlichen „Neuen Leben“ oder in den Volkskalendern. Im ganzen gibt doch diese leicht zu weitgehende Neigung zum Denken, zur Dialektik den besseren älteren Geschichten erst ihren tieferen Gehalt. Sie sind von ungleichem Werth; aber wer wollte behaupten, daß Geschichten wie des „Schloßbauern Vefele“ oder gar die bedeutendste, „Diethelm von Buchenberg“, an Wahrheit und Größe der Tragik irgend hinter den modernen Geschichten aus dem Bayerischen oder Oesterreichischen zurückstehen?

Auerbach hat ja zahlreiche Nachfolger gefunden. In der eigenen Heimath keinen früheren und keinen größeren als Hermann Kurz. Beide kannten sich von der Universität her; sie waren als Menschen zu grundverschieden, als daß ihre Freundschaft nicht oft gefährliche Proben hätte bestehen müssen. Die gefährtichste war eben die Arbeit auf demselben Felde. Kurz, der sich nicht minder seiner Kenntniß des Volkes rühmen durfte als Auerbach, wollte noch tiefer hineingreifen, als dieser schon in einigen Dorfgeschichten gethan hatte. Aus Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“, jener Darstellung, die vom Thatsächlichen wenig mehr übrig ließ, und aus Abels psychologisch-moralischer Erzählung kannte er die Geschichte des Räubers Friedrich Schwan, der 1729 in Ebersbach an der Fils als Sohn des Wirths zur Sonne geboren (daher der „Sonnenwirthle“ genannt), nach einer mehrjährigen Verbrecherlaufbahn 1760 hingerichtet worden ist. Die romantische Figur war im Lande bekannt genug, und auch durch seine Studien für die Räuber-Episode im Roller konnte Kurz darauf geführt werden; einen Hauptschauplatz der Thaten Schwans, die Waldgegenden um das Remsthal, kannte er durch seinen längeren Aufenthalt in Buch genau. Noch genauere Kenntniß der Vorgänge gewann er durch das Studium der Kriminalakten. So entstand der zweite größere Roman des Dichters „Der Sonnenwirth, eine schwäbische Volksgeschichte“; er ist 1855 und in zweiter Auflage 1862 erschienen, nach seinem Tode in denselben zwei weitere Auflagen wie „Schillers Heimathjahre“.

Wenn der letztere der allseitig befriedigendere unter den beiden Romanen sind, so ist der Sonnenwirth unzweifelhaft der poetisch und psychologisch größere. Denn es ist gewiß eine Aufgabe höchster Art, zu zeigen, wie eine gut angelegte Natur durch eigene Haltlosigkeit und Bosheit Anderer schließlich zum Verbrechen getrieben wird. Heyse hat daran erinnert, wie ähnlich das Grundproblem dem in Kleists Michael Kohlhaas ist; man darf aber auch an Schillers Räuber denken: wenn auch deren Hauptmotiv, die Vergleichung zwischen den zwei Brüdern, fehlt, so sind doch die innerlich verdorbene Weltheiligkeit und die edlere Natur des von der Welt Verworfenen ganz ähnlich wie in Schillers Drama gegeneinander gestellt. Allein mit diesem auch von Anderen behandelten Motiv allein wäre noch kein Meisterwerk zu schaffen gewesen. Was den Roman vor allem bewundernswerth macht, das sind zwei gleich große Vorzüge. Einmal die Vortrefflichkeit der psychologischen Zeichnung, und zweitens die lebendige und wahre Schilderung des Landes und des Landlebens. Ich möchte ihn in beiden entschieden über Auerbach stellen; jedenfalls ist die Ausdrucksweise des Erzählers und seiner Helden doch nicht so maniriert, wie das bei Auerbach schon früh vorkommt. Namentlich die Exposition ist von einer unvergleichlichen Lebendigkeit und Frische. Die Personen sind mit meisterhafter Art durch ihr Thun und Reden charakterisirt und es fehlt vor allem die lehrhafte Manier ganz und gar, die einem bei Auerbach bald zu viel wird. Der Leser wird gezwungen, dem Geschicke des unglücklichen Jünglings mit dem feurigen Herzen zu folgen, er wird zur Theilnahme, zur Parteinahme für ihn, zur gespanntesten Aufmerksamkeit genöthigt ohne irgend eines der Mittelchen, welche schlechte Poeten dazu nöthig haben; er wird gezwungen, die Faust zu ballen über die feige oder bösartige Niedertracht, die sich ihm und dem ganz unschuldigen Opfer seiner Liebesleidenschaft in den Weg wirft. Ein angesehener württembergischer Kriminalist hat vor ein paar Jahren ausgeführt, wie der historische Friedrich Schwan ausgesehen hat, und gezeigt, wie wenig die Thatsachen dem von Kurz gezeichneten Bilde gleichen. Ich denke, er hat damit Kurz nicht tadeln wollen. Es wäre ja verkehrt. Kurz wollte ja keinen historischen Aufsatz schreiben. Er konnte die historische Wirklichkeit, auch wenn sie sich ihm ebenso wie dem nachprüfenden Auge des Kriminalisten dargestellt hätte, nicht so brauchen. Er mußte, wenn er Dichter sein wollte, ebenso verfahren, wie es schon seine Vorgänger gethan hatten: er mußte die historisch gegebenen Momente, den zu frühen Tod der allzu guten Mutter, die Existenz einer Stiefmutter u. s. w., benutzen, um die unglückselige Entwicklung des Sohnes zu motiviren; er mußte dieser zweiten Mutter und ihrem schwachen, schuldbewußten Manne die unedeln Züge geben, die er ihnen gegeben hat; er mußte das Verhalten des Pfarrers und des Amtmanns gegen Friedrich so darstellen, wie er that. Er hätte gefehlt, wenn er diesen durchaus ins Lichte gemalt hätte; aber das hat er nicht gethan. Er hat den stolzen Eigenwillen, die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung mit Meisterstrichen gezeichnet. Hätte er aber ihm den guten, treuherzigen, ehrlichen Grundzug des Charakters nicht gegeben, was wäre denn aus der Geschichte geworden, als ein Traktätchen von der leidigen Verderbtheit der Jugend? Auch die Personen des Gegenspiels sind in keiner Weise karikirt. Solche schwache Ehemänner, die nicht sauber unterm Brusttuch sind, solche scheinheilige Megären, solche Neidhämmel wie der Fischerhanne, der noch von der Schule her seinen Haß fortnährt: wer hätte sie nicht kennen gelernt? Es werden auch beileibe nicht alle württembergischen Pfarrer und Amtleute vor anderthalb Jahrhunderten solche Tröpfe gewesen sein; aber daß gerade das alte Württemberg mit seiner seltsamen Mischung von Fürstendespotie und republikanischer Oligarchie, mit der auf beiden Seiten nothwendigen Korruption, solche Exemplare hervorgebracht hat, das hatte Kurz nicht erst zu beweisen. Daß er diese Canaillen nun alle zusammen gruppirte, wie sie in einer solchen Musterkollektion doch gottlob selten im Weichbild eines Orts beisammen sein werden: nun, das verlangte eben die Erzählung.

Allein — es ist wahr, Kurz hat sich in einem geschadet, und solche Einwände, wie ich sie hier zurückgewiesen habe, ein wenig provozirt: nämlich durch den Schluß des Romans, durch das 38. Kapitel. Hier läßt er an Stelle der poetischen Erzählung plötzlich einen Auszug aus den Gerichtsakten treten. Das ist ein Nothbehelf, und Heyse hat mitgetheilt, daß Kurz selbst an eine poetische Abänderung des Schlusses gedacht habe; er meint, der Dichter hätte müssen durch freie Erfindung ersetzen, was er mit richtigem Takt als einer poetischen Behandlung widerstrebend erkannt hatte: die Schilderung der eigentlichen Verbrecherlaufbahn Schwans. Ob das möglich gewesen wäre — wer will es sagen? Mindestens sehr schwer, ich möchte fast meinen unmöglich war es, nachdem Kurz zwar nicht in der Ausführung, aber doch in den Grundzügen der Handlung und in der Auswahl der Personen sich so nahe an die Wirklichkeit gehalten hatte. Dem Verbrecher unser Mitgefühl noch zu bewahren, das dem Irrenden sicher war, das wäre durch eine längere Schilderung hindurch kaum möglich geblieben. Ich meine, ein kurzer Bericht in einfach referirendem Ton hätte Niemand sonderlich beleidigen können; ihm konnte immer noch das prächtige 39. Kapitel folgen, das die letzten Momente des mit Gott und der Welt ausgesöhnten Verbrechers so schön dichterisch schildert, daß es zu den schönsten Partien in dem Roman gehört. Was den Aktenauszug störend macht, scheint mir vielmehr das zu sein, daß es nicht ein kurzer und schlichter, sondern ein 70 Seiten langer, mit Reflexionen überladener Auszug ist. Und nicht bloß mit Reflexionen, sondern auch mit Ausfällen auf das Gerichtsverfahren älterer Zeit. Ob der Verfasser ein Freund oder Gegner der Todesstrafe ist, wie er über das Inquisitionsverfahren denkt, was geht das uns an? Gewiß, der Widerwille gegen die Verhältnisse, welche einen von

Haus aus gut angelegten Menschen schließlich aufs Rad bringen, ist nur gerecht; aber der Dichter hatte ihn zuvor durch das Mittel der objektiven Erzählerkunst noch viel lebhafter geweckt. Er hatte dargestellt, mit welch furchtbarer Nothwendigkeit die Verkettung von eigener Schuld und fremder Gemeinheit dem Abgrunde zuführte; dieser Determinismus war groß und echt poetisch; wenn er nunmehr für den Verbrecher plaidirt, wenn er sich schließlich dazu hinreißen läßt, zu sagen, „er war unser“, so durchschneidet er gewaltsam den Nerv der Sympathie und treibt uns auf die Seite des nüchternen Juristen, der sagt, den Schwan hätte bei allem Bedauern, bei aller Mißbilligung dessen, was ihn so weit trieb, auch ein modernes Schwurgericht verurtheilen müssen. Wie viel künstlerischer hat hier Kleist im Kohlhaas gehandelt! Hier und nicht in der Prosa des Aktenauszugs liegt es, daß wir dieses Kapitel beklagen müssen und aufathmen bei der hochpoetischen Schilderung des Endes, die darauf folgt. Man wird es freilich verstehen, wie Kurz zu solchen Ausführungen und Ausfällen kam; es geschah in der Zeit der furchtbarsten Enttäuschung aller liberalen und patriotischen Hoffnungen.

Der Sonnenwirth ragt als Schilderung einer ganzen Zeit und Gesellschaft über das Gemeinmaß einer gewöhnlichen Dorfgeschichte unendlich weit hinaus. Zur selben Zeit, wie er erschien, hat Kurz in dem „Weihnachtsfund“, dessen Titel die doppelte Beziehung auf den Inhalt und zugleich darauf hat, daß die Erzählung als Weihnachtsgabe auf 1855 erschien, auch eine Dorfgeschichte im eigentlichsten Sinn gegeben, eine Zeichnung aus dem ländlichen Privat- und Familienleben. Die Gestalten des braven Knechts, der treuen Magd, des jämmerlichen Verführers sind mit gleich viel Liebe wie Kunst entworfen; das Ganze hat eine gewisse edle Haltung, die alles in das Licht der poetischen Schönheit rückt, ohne daß der Erzähler irgendwelche Schönfärberei nöthig gehabt hätte; eine satte Lokalfarbe ist gewonnen, ohne daß die Erzählung nach sonst beliebter Weise mit Idiotismen vollgespickt worden wäre. Es ist hier dasselbe Thema behandelt, das allen Rieser Geschichten Melchior Meyrs zugrunde liegt, das Verhältniß der beiden Geschlechter, und man kann auch durch die ruhig-milde Art der Behandlung an Meyr erinnert werden; aber Kurz steht doch als Poet hoch über dem liebenswürdigen, wohlwollenden, jedoch auf die Länge etwas monoton lehrhaften Erzähler aus dem Ries. Weniger alltäglich ist das Ereigniß, reicher die Ausstattung, poetischer die Sprache des Mannes, der schon in den höheren Gattungen der Erzählungen nach dem Lorber gegriffen und zwei volle Zweige in der Hand behalten hat.

Vom Jahr 1858 bis 1861 hat Hermann Kurz drei Bände „Erzählungen“ herausgegeben. Der erste und dritte Band enthalten einige der Erzählungen, welche schon in den 30er Jahren veröffentlicht worden waren, dazu eine Anzahl neuer Genrebilder aus dem Volksleben, worunter ein so vortreffliches wie „Der Feudalbauer“. Die ganze Physiognomie des Erzählers erscheint in diesen Novellen nicht verändert; er kehrt nur wieder einmal zu seiner alten Art und Weise zurück. Dagegen ist der zweite Band ein Neues in Kurz' Schriftstellerei. Er enthält die „Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten“, deren es aber nur sechs geworden sind; der zweite Theil ist nicht nachgefolgt, nur die Skizze „Jugenderinnerungen“ am Schluß des dritten Bandes der Erzählungen ist nach Inhalt und Form eine Fortsetzung dazu und daher auch in der Gesammtausgabe von Heyse den Denk- und Glaubwürdigkeiten angereiht worden. Schon dieser Titel verräth ein wenig die humoristisch-satirische Manier des Ganzen. Es gibt sich als eine Reihe von Aufzeichnungen aus der Jugend- und Entwicklungsgeschichte des Verfassers, redet insbesondere auch von seiner Jugendlektüre und seinen — wirklichen oder angeblichen — ersten literarischen Plänen. Wenn sich in derartige Schilderungen auch sonst gern ein leichtes Element des Humors und der Selbstbespöttelung einmischt, so beherrscht hier die bewußte Persiflage des eigenen Ich die ganze Darstellung. Citate, Anspielungen sind häufiger als je zuvor bei Kurz, der sie immer geliebt hatte. Die Grenze von Ernst und Scherz ist wie bei allen derartigen Produkten schwer oder gar nicht zu verfolgen. Es ist nicht Jedem gegeben, an derartigen Sachen in der Art Fischarts oder Jean Pauls eine Freude zu haben, wenn auch Jeder die Menge von Geist und Witz bewundern und über vieles einzelne herzlich lachen muß. Werke dieser Art werden gewöhnlich benützt, um allerlei witzige Bosheiten gegen die lieben Mitmenschen anzubringen. So auch bei Kurz, namentlich im fünften Buch, das im wesentlichen eine kunterbunte, höchst ergötzliche Satire auf Auerbach ist. Erst wird der Name „Friedrich der Große von Schwaben“ verhöhnt, den Auerbach für Schiller gebraucht hatte, und dann geht es in einem Kreuzfeuer von Witzen her über die „didaktische Ruralmoralromantik“, von der Auerbach in dem „Neuen Leben“ und in seinen Volkskalendern Proben gegeben hatte, und es wird ironisch ein Dorfromann mit allerlei einzelnen Reminiscenzen aus Auerbach skizzirt, mit dem die „Dorf-, Kalender-, Familien- oder Volksgeschichte“ sich ins Universum hinaus öffnet. Die Satire ist mindestens ebenso gelungen, wie die 14 Jahre ältere auf Oswald Marbach und seinen Tristan, und sie verdiente es noch jetzt, gelesen zu werden. Denn die Weisheitsprediger im Bauernkittel sind noch nicht verstummt. In der Gesammtausgabe steht sie zu lesen unter dem Titel „Auch eine Dorfgeschichte“.

Aber das ausgezeichnetste in dieser humoristischen Art folgt nach. Den Schluß der Denk- und Glaubwürdigkeiten bildet die Erzählung, die später im Novellenschatz und in der Gesammtausgabe den Titel „Die beiden Tubus“ erhalten hat. Kurz selbst hat sie noch ganz Jean-Paulisch getauft „Zwischen dem sechsten und siebenten Buch. Ein Roman“. Wenn mir einer sagt, daß Kurz hier sein glänzendstes Stück geliefert hat, so widerspreche ich nicht. Jean Paul hätte sie nicht besser machen können, die Geschichte von den zwei württembergischen Pfarrern, die der Zeit Oede damit ausfüllen, daß sie mit dem Tubus die Umgegend absuchen, die sich auf diese Weise finden, lieben und durch die persönliche Bekanntschaft wieder wie Oel und Wasser auseinandergetrieben werden, die Geschichte von ihren Söhnen, die mit so leidig verschiedenem Glück das schauerliche Landexamen machen. Oder richtiger: Jean Paul hätte sie überhaupt nicht machen können, denn sie enthält sehr spezifische Dinge aus der altwürttembergischen Welt. Aber was echt ist, muß Farbe halten; manches Stück grotesken Humors, das dem Leser zumuthete, ein paar Aperçüs des Verfassers in einer Sauce lokalster Zubereitung als eine neue Delikatesse zu preisen, ist klanglos verschwunden: die Geschichte von den beiden Tubus ist zu tief in die Farbe echter Menschennatur getaucht, als daß sie nicht jedem Humorbegabten ohne weiteres einleuchten müßte, und daß man gerade kein Schwabe zu sein braucht, um sie köstlich zu finden. Das hat mir das Entzücken Solcher bewiesen, deren Wiege recht weit vom Neckar entfernt gestanden war. Es war einer solchen humoristischen Dichtung nicht übel zu nehmen, daß ihr Schluß nicht ganz nach allen Regeln ästhetischer Logik zum Vorhergehenden paßte. Kurz wollte ihn ändern, es gelang ihm nicht, und der Prozeß endigte damit, daß der frühere Schluß einfach gestrichen wurde, womit die Einheit des Ganzen wesentlich gewonnen hat; der Schwabe wird freilich einige unvergleichliche Bilder aus dem Leben in den theologischen Seminarien ungern missen, die dieser Oekonomie zum Opfer gefallen sind.

Wenn man es vielleicht bedauern kann, daß Kurz nicht mehr solche Kabinetstücke gegeben hat, so wird man doch auch nicht verkennen, daß in dem Humor, der hier wie überhaupt in den Denk- und Glaubwürdigkeiten zum Wort kommt, auch viel Bitterkeit, mindestens Galgenhumor enthalten ist. Es spricht hier doch nicht mehr die ungebrochene Jugendlust am Fabuliren, sondern eine Stimmung, wie sie einem Shakespeare auf der Höhe seines Könnens, aber auch seines Pessimismus die allergöttlichsten Clownswitze eingegeben hat. Der Mann, der so scherzt, muß viel bitteres durchgemacht haben; und wir wissen, welch herbe Sorgen eben um das Ende der 50er Jahre an Kurz genagt und wie sie auch seine Gesundheit unterwühlt haben. Die Hand einiger dankbaren Freunde hat eingegriffen und ihn auf den Posten an der Tübinger Universitätsbibliothek gestellt, wo er, vor den schlimmsten Sorgen geschützt, aufathmen konnte. Er hat dort noch geschätzte historische und literarische Arbeiten geliefert und mit dem letzten Athemzug aufgehört zu arbeiten; aber der Dichter Kurz war dahin — viel, viel zu früh!

Strauß, der zwar die volle Bitterkeit enttäuschter Hoffnungen geschmeckt hat, aber nie die nackte Noth des Lebens, hat bedauert, daß bei spezifisch württembergischen Talenten wie Mörike und Kurz nur ein erster poetischer Schub geglückt sei, gleichsam der ersten Zähne; „wenn aber das zweite Gebiß kommen sollte, so will es nicht heraus". „Hierin hat Auerbach vor seinen christlichen Landsleuten einen großen Vorsprung: da kommt der Jude dem Württemberger zu Hülfe." Es ist ja wahr, daß weder Mörike noch Kurz die Leute waren, sich mit den Ellenbogen Platz zu machen; Jener verlor nichts dabei, denn er konnte nur in seinem Schneckenhaus existiren, dieser hat schwer darunter gelitten. Aber sonst ist jenes Wort so ungerecht wie möglich. Man weiß, daß Strauß gegen Mörike's spätere Erzählungen einen Widerwillen hatte; aber Auerbach durfte er nicht zitiren, seine späteren Sachen kommen neben den früheren nicht auf. Wer aber nach den Jugendnovellen und nach dem Roller noch den Sonnenwirth, den Weihnachtsfund und die Tubusnovelle machen kann, der sollte zwar freilich mit 46 Jahren noch nicht ausgedichtet haben, aber er hat wahrlich genug geleistet, um den Besten seines Volks genug gethan zu haben. Daß er so bald verstummte — gewiß war sein Naturell mit daran schuldig, aber noch mehr die stumpfe Welt, die seinen Werth nicht erkannte. Man sagt, es sei das deutsch; ich weiß nicht, aber gut schwäbisch ist es ja leider, die Namen der bedeutenden einheimischen Dichter gern im Munde zu führen, aber ihre Sachen nicht zu kaufen. Vielleicht wird's auch noch anders. Wenn in 5 Jahren die Werke des Dichters frei werden, so werden sich wohl rührige Männer regen, sie unter die Leute zu bringen; dann mögen aber diese auch zugreifen und mögen dem todten Dichter die Ehre geben, die dem lebenden nicht voll zutheil geworden ist. Sie werden bei ihm vereinigt finden, was sie bei Dutzenden von Anderen vergeblich suchen, vielleicht auch nicht suchen: den Gehalt in seinem Busen und die Form in seinem Geist.

Einige neuere Romane.

Es ist kein Zufall, daß sich unter den modernen Autoren viele weibliche befinden, ist doch das Bestreben, das Seelenleben in seiner ganzen komplizirten Differenzirtheit, bis zu den leisesten Schwingungen hypersensitiver Nerven zu beobachten, eine Eigenschaft des weiblichen Naturells; und hiefür einen neuen erschöpfenden künstlerischen Ausdruck zu finden, selbst für die nur leise zum Bewußtsein dringende seelische Unterströmung oder den halbunbewußten Einfluß des ästhetischen Moments gehört zu den Zielen der „Neuen". Zu den Letzteren dürfen wir Agnes Harder rechnen, deren Roman „Im Kaleidoskop"[1]) uns vorliegt.

Der Werth eines Buches wird durch einen gut oder schlecht gewählten Titel nicht verändert, wohl aber mag seine mehr oder minder rasche Verbreitung davon beeinflußt werden. Der Titel des dreibändigen Werkes ist nicht glücklich gewählt, er streift die Schablone; „Im Kaleidoskop", so könnten zwei Drittel aller Romane heißen, die Lebensschicksale in ihrer von äußeren Zufälligkeiten abhängigen Zusammensetzung behandeln. Auch der angenommene Rahmen der Erzählung, das Leben in einer Berliner Fremdenpension und seine bunt durcheinanderschießenden Fäden hat etwas banales, und es gehört echte Kunst dazu, das zu überwinden. Daß diese Klippe völlig vermieden ist, zeigt, daß wir es mit einer hochbegabten Verfasserin zu thun haben. Von Held oder Heldin im üblichen Sinn kann man nicht sprechen, der Stoff bedingt ein gewisses Nebeneinander, denn es hieße der Wahrscheinlichkeit zu viel Zwang anthun, wollte man die durch den Zufall sich zusammenfindenden Menschen, welche eine gemischte Pension beherbergt, untereinander in einen einzigen großen Roman verflechten. Das verknüpfende Band ist meist ziemlich lose; so ergibt sich für die Erzählung naturgemäß ein gewisses Legato, das gleich weit entfernt ist von zu dilettantisch breiter Entwicklung im Beginn wie von überhastetem Zusammendrängen am Schluß.

Die gewählten Typen sind im besten Sinne modern; so wie sie hier geschildert werden, sind sie nur unter den heutigen Existenzbedingungen, zum Theil nur in der Großstadt möglich. Ein besonderes Gepräge bekommt diese Pension Nikolay durch die vielen hier lebenden Norweger und Norwegerinnen. Trotz der denkbar größten Freiheit der Anschauungen bleibt der Ton immer rein und vornehm, so daß die reiche Fabrikantenwittwe, welche durch die Zeitung einen Gatten für ihre Stieftochter Marga sucht und die jeweitigen Kandidaten an den Pensionstisch einlädt, aus dem Kreis der anderen Gäste völlig herausfällt. Da man aber für die Wahrheit dieser Muthmaßungen der „heißen Zone", wie das untere Ende der Tafel genannt wird, an dem sich junge Künstler und Künstlerinnen, sowie Studierende beiderlei Geschlechts zusammenfinden, zunächst keinen sicheren Anhalt hat, so kann diese unerquickliche Angelegenheit sich fortentwickeln. Die Mutter darf, dem Testament des verstorbenen Mannes nach, erst dann zur zweiten Ehe schreiten, wenn die Tochter großjährig oder verheirathet ist. Das reizende, unschuldige Mädchen ahnt zunächst nichts; erst durch die Taktlosigkeit eines Bewerbers wird sie aufgeklärt, und das Ende dieser Episode ist die Ehe der Mutter mit einem adligen „Entgleisten" und die innere und äußere Freiheit der jungen Marga.

In dem Dichter Gifhorn, einer ungemein begabten, edlen, aber von undisciplinirter Phantasie und sensationsbedürftigen Nerven hin und her geworfenen Natur, ist ein vorzügliches Charakterbild geschaffen: das Resultat einer Treibhauserziehung, auf sein Uebermenschenthum pochend, egoistisch in allem, und doch eine Halbnatur, welche in zersetzender und zerstörender Selbstkritik die große Kluft zwischen Wollen und Können fühlt. Als er endlich, nachdem seine Seele von einer schwülen Leidenschaft für eine Schauspielerin befreit ist, die ihn bis zur Unmännlichkeit schüttelte, sich von dem Zauber leiten läßt, den die kindliche, unreife, reizvolle, junge Marga mit den um den Kopf geschlungenen blonden Backfischzöpfen auf ihn ausübt, als er die Einfachheit der Empfindungen wieder zurückzugewinnen

---

[1]) Verlag O. Janke, Berlin.

sucht, da muß er auf das bitterste lernen, „daß es nicht im Belieben dessen liegt, der die Natur verlassen hat, den Weg zurückzufinden. Schlingpflanzen und Dornen umziehen ihn, und kommt er endlich am Ziel an, dann ist er selbst verwandelt und verändert, und das Wasser, nach dem er sich bückt, labt nicht mehr, sondern vergiftet". Die tiefe Tragik seines Schicksals beschließt ein freiwilliger Tod, nachdem ein von ihm eingereichtes Stück vom Publikum abgelehnt und so auch auf diese Weise die in ihm bereits entstandene Ueberzeugung, daß er kein Dichter sei, besiegelt ist.

Ebenso wahr tritt uns die Gestalt eines jungen Malers entgegen, der sich in bitterer Armuth aus innerer Unreife zu einem zielbewußten tüchtigen Künstler durchringt. Eine sympathische Figur ist auch der Gelehrte Döring, ein echter Mensch mit warmem Herzen und offener Hand.

Nicht minder gut geschildert sind die Frauencharaktere. Das alternde Mädchen, welches nur für Andere lebt und darin bescheidenes Glück und in ihrer unter der Maske schwesterlicher Freundschaft verborgenen Liebe zu Gifhorn bitteres Leid findet, sodann die Besitzerin der Pension, die schöne Wittwe Henny, die, angesteckt von dem Geist jugendlichen Strebens, in allen Künsten dilettirt und meist auch vor sich selbst etwas posirt, bis ihre „mißglückten Ikarusflüge", wie sie es nennt, in einer Heirath mit einem ältlichen guten Baron einen normalen und erfreutichen Abschluß finden. Mit besonderer Liebe ist die Gestalt von Hertha Kühl gezeichnet. Nach langen Jahren der Dienstbarkeit als Reisebegleiterin ermöglicht ihr eine jährliche Rente ganz nach Belieben zu leben und ihrer noch nicht vergangenen Jugend froh zu werden. Sie ist eine herbe, kritische preußische Natur, die Wärme der Empfindung unter anscheinender Kälte verbirgt. Wie fein und psychologisch richtig ist ihr innerer und äußerer Kampf gegen die wachsende Neigung zu Döring geschildert!

Es würde zu weit führen, hier auf all die einzelnen Menschen und Schicksale einzugehen. Auch die nur leicht angedeuteten sind in sicheren Strichen skizzirt. Eine besonders glückliche Hand zeigt die Verfasserin in der Schilderung der Natur — kaum je mag der Frühling in Berlin stimmungsvoller, reizender beschrieben sein. Und das Leben auf dem ostpreußischen Gut mit den vielen Kindern, den „Geschlechterwogen", mit seinem entzückenden altmodischen Garten, dem kleinen Pavillon, „dem Steinpilz", wie er nach der niederhängenden Form seines Daches heißt, ist eine Idylle, die man nicht wieder vergißt. Alles in allem ist „Im Kaleidoskop" ein Roman, den man nur ungern und mit Dank für angeregte Stunden aus der Hand legt.

Eine auch moderne, aber nach ganz anderen Zielen strebende Schriftstellerin ist Adine Gemberg. Sie huldigt dem schleierlosen Realismus in der krassesten Form. Wenn man die Novellensammlung „Der dritte Bruder"[1]) gelesen hat, so kann man die erregten Empfindungen in wenigen Worten zusammenfassen: Grauen, Ekel und Entrüstung. Ein gewisses Gefühl der Bewunderung für die mitleidlose Schilderung kommt erst in zweiter Reihe. Wenn es wirklich eine Kunst ist, schaudern zu machen, so versteht die Verfasserin diese Kunst. Sie hat sich in diesem Buch auf das düstere Grenzgebiet begeben zwischen Vernunft und Wahnsinn. Was pathologisch hier wirklich interessirt, dürfte von berufener ärztlicher Seite richtiger und wahrer geschildert werden können. Denn solche Vorgänge in einem Provinzialirrenhaus sind insofern geradezu verderblich, als sie geeignet sind, die ohnehin nicht klaren Begriffe über derartige Anstalten in tendenziöser Weise zu beeinflussen. Oder sollte doch das Entsetzliche, das sich hinter diesen Mauern abspielt, wahr sein? Der Prozeß aus dem Aachener Irrenhaus mit seinen schaurigen Enthüllungen ist noch in frischem Gedächtniß. Dann freilich müßte man der unerschrockenen Verfasserin Dank wissen, daß sie versucht, den Schleier von diesen dunklen Dingen zu ziehen. Daß sie wohl in gutem Glauben erzählt, aber nicht immer richtig sieht, beweist z. B. gleich die zweite Novelle der Sammlung „Ein Genuß". Es dürfte allmählich auch in Laienkreisen bekannt sein, daß das Märchen von der Ekstase und dem Sinnenrausch, den eine Morphiuminjektion geben soll, eben ein Märchen ist. Bei einzelnen Individuen mögen sich nach den allerersten Gaben derartige Erregungen einstellen, aber hier, wo eine Gewohnheitsmorphinistin in den Folterqualen der Entziehung liegt, wird eine Injektion zwar die gepeinigten Nerven beruhigen, aber nun und immermehr kann sie die hier geschilderten Zustände hervorbringen. Fast möchte man wünschen, Adine Gemberg habe auch sonst nicht korrekt gesehen. Denn es scheint dem natürlichen Gefühl doch kaum glaublich, daß man eine geistig normale, nur etwas nervös angegriffene Dame, welche zu allgemeiner Nervenkräftigung auf die Abtheilung für leicht Nervenkranke gebracht wird, mit einer nur theilweise geheilten Tobsüchtigen eine Stube theilen läßt. Die verirrte perverse Sinnlichkeit der Kranken bringt die Gesunde dann auch an den Rand der Verrücktheit, da man sie trotz aller Bitten nicht von der entsetzlichen Gefährtin befreit. Die Tendenz des Buches geht eben darauf aus, zu zeigen, daß Naturen, die keineswegs geistig krank sind, es unbedingt werden müssen, sobald sie einmal in die Hände solcher Aerzte gefallen sind. Besonders hat sich die Verfasserin die Fälle von hochgradiger Hysterie ausgesucht, wie sie bei alternden Mädchen in den kritischen Jahren eintreten können.

Man fragt sich nach Beendigung des Buches, warum trotz der Kraft der Schilderung, trotz des menschlich Erschütternden, das in den Stoffen liegt, diese Novellen zwar fesseln und packen, aber nicht ergreifen? Es kommt wohl daher, daß sie mehr beobachtet als mitgefühlt, mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen geschrieben sind.

Ein ultramodernes, in seiner Art höchst anziehendes eigenthümliches Buch führt den Titel „Sehnsucht — Schönheit — Dämmerung — die Geschichte einer Jugend" von S. Höchstetter.[1]) Es ist „J. P. Jakobsen, dem großen Todten" gewidmet, und wirklich wüßte ich Niemand, der ein größeres Anrecht auf dies ergreifende Werk haben könnte als der Meister der Stimmungsmalerei. Der Verfasser ist ein glühender Bewunderer von Nietzsche und sucht Aussprüche dieses Lehrers praktisch in all ihren Folgerungen durchzuführen. Dadurch kommt ein eigenthümlicher Zwiespielt in sein Buch. Das was er erzählt, ist ungesund, verschroben, eigentlich unmöglich, aber wie er es vorträgt, das ist so entzückend, so schön, so rein in der Empfindung, so anmuthig, so im poetischen Sinn des Wortes jung! Und um dies hinreißende Wie nehmen wir das kaum begreifliche Was gern in den Kauf. Der Höhepunkt der Erzählung besteht in der Schilderung jungen Ehеglücks, thaufrisch, süß und verschwiegen, forttragend aus der wirklichen Welt in ein Wunderland; so ist menschliche Seligkeit wohl nur selten erzählt worden. Immer tiefer leben sie sich ineinander ein, die bildschöne junge Frau und der junge Künstler, immer höher steigt das Gefühl des unaussprechtichen Glücks in ihnen. Es kommt auf seinen Höhepunkt, wo es keiner Steigerung mehr fähig ist. Und das ist der Grund, warum Florence freiwillig in den Tod geht, sie fühlt, ihr Leben ist erfüllt, sie ist ganz aufgegangen in ihrer Hingebung, es kann keine Fortsetzung mehr geben. So einzig versteht sie die Liebe. Aber sie bittet Karlmax in ihrem hinterlassenen Brief, ihr erst dann zu folgen,

[1]) Verlag von Franz Wahlen, Berlin.

[1]) Verlag von Franz Wahlen, Berlin.

wenn auch er die Aufgabe seines Lebens erfüllt habe. Ihre als Frau sei gelöst, aber seine als Mann noch nicht. Er schulde der Welt noch ein großes Werk, seine Kraft als Künstler habe ihn dazu verpflichtet — erst dann solle auch er das Leben verlassen. Und auf ihren Grabstein wünscht sie die Worte von Nietzsche: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben —."

Unwillkürlich fragt man sich, ob der Verfasser die naheliegende weitere Steigerung des Glücks, die zur Mutterschaft, denn nicht bedacht hat? Sie gehört hieher und ihr Fortlassen macht das Seltsame noch seltsamer. Der Stoff der Erzählung mag als unverständlich abstoßen, aber ich kenne trotzdem kaum ein modernes Buch, das ich mit so echtem Genuß, ja zum Theil mit solchem Entzücken gelesen hätte: die Reinheit und Poesie sind unwiderstehlich! Der Verfasser muß selbst jung sein; so zu fühlen ist nur der Jugend gegeben — fast könnte man es bedauern, daß er dem allgemeinen Menschenloos des Aelterwerdens nicht entgehen kann. Aber er ist ein echter Dichter und in diesem Sinn ja dagegen gefeit.

Auch die beiden anderen Figuren des Buchs sind liebevoll ausgeführte eigenartige Kabinetsstücke psychologischer Malerei. Sollte dieser Verfasser doch auch eine Verfasserin sein? Die Schilderung der Mädchenfreundschaft, die seelische Entwicklung Leonorens legen den Gedanken nahe. Es ist eine Freude, in dieser Weise das Leben der vier jungen Menschen mitzuleben, weil es uns ein Stück dessen gibt, was die moderne Richtung als ihr Bestes anstrebt; wir werden in die Tiefe geführt und gezwungen, den Reichthum an Glück und Schmerz, den das echte Gefühl in der Seele erzeugt, mitzugenießen.

Wie ganz anders man früher versuchte, den Menschen zu rühren und zu bewegen, wie man den ganzen Schwerpunkt auf ein klar verständliches Erzählen des Inhalts legte, zeigen uns die **Alltagsbilder mit Oberlicht** von **Lina Walther**[1]) in ihrer anheimelnd altmodischen Art. Vor etwa 30 Jahren spielten die sogenannten „Hofmännle" eine große Rolle bei der heranwachsenden Jugend, und Mancher, der heute in Amt und Würden ist, mag gern zurückdenken an die schönen Stunden, in denen man die edelsten Vorsätze faßte, die forttrugen in eine Welt, in der die Tugend immer siegte und das Laster immer bestraft wurde. Und all das wunderbare Wiederfinden der entführten Kinder oder der durch den Krieg getrennten Blutsverwandten, die feste Gottesfurcht, die Heldenthaten, die vollbracht wurden — es war eine schöne Zeit! Aber auf unsre heutige Jugend, die so vielwissender ins Leben schaut als damals, der die Augen für den Kummer und das Elend der Armen schon früh geöffnet sind, die es schon auf der Schulbank lernt, daß es jedes Einzelnen Pflicht ist, mitzuarbeiten an dem Ausgleich der großen Ungerechtigkeit in Vertheilung irdischer Güter, welche die Besitzlosen fühlen, wirken die Erzählungen von Franz Hoffmann doch etwas gar zu unwahrscheinlich. In diesen Alltagsbildern mit Oberlicht wird auch angestrebt, die jungen Seelen zu edlem Wollen aufzuwecken, aber die Erzählungen sind einfacher, wahrer und doch durchaus nicht weniger spannend und anregend als die des älteren Autors. Eine heitere Frömmigkeit, zum Herzen gehende einfache Lehren, der feste Glaube an eine gütige, allwissende Vorsehung werden dieses anspruchslose Buch besonders in der nahenden Weihnachtszeit willkommen machen. Es ist geistig gesunde Nahrung für unsre Kinder, weit entfernt von aller übertriebenen Sentimentalität und doch im besten Sinn gemüthvoll und die Phantasie fesselnd und führend, ohne sie aufzuregen.

Dem Stil nach in die Literatur vor 25 Jahren passend, ist „**In die Nacht! Ein Dichterleben**" von **Müller-Rastatt**.[1]) Der Verfasser hat die Absicht, uns Hölderlin als Persönlichkeit nahe zu bringen, aber es glückt ihm nicht recht. Im Gegentheil, dem Unbefangenen muß der hier geschilderte Jüngling, der seinen Freund hintergeht und seiner Braut die Treue bricht, weil er sich in eine Andere verliebt, unsympathisch sein. Der Autor will uns sagen, daß schon damals die spätere geistige Erkrankung mitgewirkt habe, und das war gewiß der Fall; aber so wie er es erzählt, ist es nur eine ganz alltägliche Geschichte. Wenn all die Männer, die ihrer ersten Schülerliebe untreu geworden sind, ins Irrenhaus gehörten, wie viel Gesunde blieben dann übrig? In schlichter, einfacher, manchmal etwas breiter Sprache wird der kleine Roman vorgetragen, menschlich wirklich ergreifend ist nur der Schluß, die Schilderung der geistigen Nacht, in welche der unglückliche Dichter versunken war. Für den Hölderlin-Biographen enthält das Buch nichts neues.

D-n.

Mittheilungen und Nachrichten.

Schiller als Kritiker. Von Otto Pietsch, Dr. phil. Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer 1898. — Zu den verschiedenen unvollendeten und vollendeten Biographien Schillers, sowie zu den ästhetisch-kritischen Schriften über den Dichter dürfte vorliegender Essai einen nicht unwichtigen Beitrag liefern. Das Büchlein sucht die kritische Wirksamkeit Schillers in großen Zügen zusammenzufassen, und da kritischer, theoretischer und spekulativer Theil des Wesens vielleicht bei keinem Dichter so eng mit dem Künstler zusammenhängen wie hier, so gibt uns Pietschs Abhandlung zugleich eine Reihe interessanter Einblicke in die dichterische Entwicklung. Schiller übt keine Kritik im gewöhnlichen Sinne des Wortes; indem er kritisirt, produzirt er und gestaltet ganze bisher verschwommene Phasen seiner ästhetischen Anschauungen zu festem Terrain. Die drei Hauptphasen der Entwicklung des Kritikers und Aesthetikers Schiller und damit indirekt auch des Dichters knüpft Pietsch an die Namen Shaftesbury, Kant und Goethe und gibt uns damit einen manchmal sich ins Detail verlierenden Ueberblick über sein Schwanken zwischen teleologisch-moralisirender und rein ästhetischer Kunstanschauung, welchem Schiller, nach Pietsch, erst mit dem festen Anschluß an Goethe endgültig entrann. Auch der, welcher Schiller ferner gerückt ist, wird diesen Ausführungen sein Interesse nicht versagen können; denn die Frage, ob die Kunst lediglich das ästhetische Vergnügen oder ob sie in schroffem Gegensatz hiezu unbedingt und zu allererst einen sittlichenden Zweck verfolgen müsse, und nach welchem dieser beiden Gesichtspunkte ihre Produkte zu beurtheilen seien — diese Frage mit all den Betrachtungen und Erwägungen, welche in dem Spielraum zwischen den beiden Grenzpunkten lebendig werden, sie ist ja auch in unsern Tagen, ich möchte fast sagen, akut. Sie hat sich zu der radikaleren Frage verschärft, ob die Kunst als Selbstzweck, freies Spiel künstlerischer Kräfte, oder ob sie im Hinblick auf Menschheitszwecke, die Allgemeinheit als wirkend gefaßt werden solle? Schiller, das zeigt Pietsch, hat als Krönung seiner Entwicklung die Harmonie zwischen dem rein ästhetischen und dem schroff sittlichen Standpunkt in der Annäherung an Goethe gefunden, in dessen Wesen ihm das Ideal einer solchen Verschmelzung als reine Naturanlage vor Augen stand. Hier scheint der Verfasser etwas gar zu eilig dem Schlusse seiner Broschüre zugestrebt zu sein. Die Abhandlung über „Naive und sentimentalische Dichtung", die ja den oben bezeichneten Gegensatz erörtert, ist eingehender behandelt; aber der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist nicht genügend fruktifizirt. Ebenso erwecken die wenig gründlichen Bemerkungen über die Xenien das Verlangen, auch die kritisch-ästhetischen Momente in den Gedichten eingehender behandelt zu sehen. Auch die Gefahr, welche dem Dichter Schiller von dem theoretisirenden und spekulativen Denker drohte, ist meiner Ansicht nach nicht in vollem Maße betont. Wenn die Braut von Messina als

---

[1]) Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg.

[1]) Verlag von Eugen Diederichs, Florenz u. Leipzig.

das vollendetste Produkt der ästhetisch-reflektirenden Richtung des Dichters zu betrachten ist, so ist damit keineswegs gesagt, daß sie auch als das menschlich nahegehendste Werk Schillers zu betrachten sei. Das, was Schiller an Goethe so sehr bewunderte, die Naivetät des Schaffens, kommt in Jugendwerken wie Kabale und Liebe oder im Lager oder dem warmblütigen Tell mehr zum Recht, und diese Impulsivität ist es eben, was uns weit mehr ergreift. Wie selbst ein Realist wie Goethe durch das Theoretisiren in die Wüste kam, die uns Steine statt Brod gibt, das zeigt seine Natürliche Tochter oder die mit Eckermann in unendlicher Breite ausgeklügelte und dann so schwach ausgefallene Jagdnovelle.

Der Stil des Pietsch'schen Buches ist manchmal etwas schwerfällig und trocken. An einigen Stellen ist es ihm auch nicht gelungen, die Intentionen Schillers knapp und klar wiederzugeben. Zum Beispiel S. 68 und 69 der Gegensatz zwischen „sinnlichem Vergnügen" und „freiem Vergnügen". Dies ist bei Schiller weit klarer. Immerhin bietet die Abhandlung für den gebildeten Laien viele Belehrung, für den Aesthetiker und Forscher manche dankenswerthe Anregung.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

* Die Gewichte des Alterthums nach ihrem Zusammenhange dargestellt von Friedrich Hultsch. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 205 S. — Der Verfasser, eine Autorität auf dem Gebiete der Metrologie, hat kürzlich die Ergebnisse einer Untersuchung über drei Hohlmaße der römischen Provinz Aegypten veröffentlicht, welcher sich nunmehr die vorliegende Abhandlung über die Gewichte des Alterthums anreiht. In dieser Abhandlung wird die Vermuthung ausgesprochen, daß sämmtliche Gewichte des Alterthums, ähnlich wie die Hohlmaße, zu einander in einfachsten und minimal differirenden Verhältnissen gestanden haben, und daß nach solchen Verhältnissen jedesmal das jüngere Gewicht aus dem älteren abgeleitet worden ist. Nach Ansicht des Verfassers läßt sich die Entwicklung der zahlreichen und anscheinend so verschiedenartigen Gewichte des Alterthums auf zwei Gruppen zurückführen, welche auf grundlegenden Verhältnissen und auf Zusatzverhältnissen beruhen. — Als gemeinsames Maß für alle Gewichte gilt mit großer Wahrscheinlichkeit das ägyptische Deben (= 90.96 g) mit seinem Zehntel, der Kite (= 9.096 g). Als sogen. Ursprungs- oder Erstgewicht (schwerer Form) bezeichnet Hultsch eine Norm von $^4/_3$ Kite = 12.128 g (im Gegensatz zur leichten Form = $^2/_3$ Kite), dessen Spuren bis in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückgehen; jedenfalls steht fest, daß das Kitegewicht schon vor 2800 v. Chr. bestanden hat. Aus der erwähnten Norm haben sich sodann die Gewichtssysteme in Aegypten, Vorderasien (insbesondere in Babylonien, Assyrien, Phönizien), Karthago, Griechenland und im römischen Reiche entwickelt. Einen ziemlich breiten Raum nimmt die Darstellung der Werthverhältnisse zwischen den drei Edelmetallen, Gold, Silber und Elektron (zehnfacher Werth des Silbers), welche in den alten Kulturländern zur Münzprägung verwendet wurden, und die Betrachtung der durch die Währungsverhältnisse bedingten Münzgewichte ein. Die Gewichtseinheit bildete hier die Mine mit einer schweren und leichten Form. Die Theilung der Gewichte war eine sexagesimale, duodezimale oder auch centesimale; letztere war in sehr früher Zeit, sicher aber um 2000 v. Chr. bekannt. Die Technik zeigte schon damals solche Fortschritte, daß auch die kleinsten Gewichtsnormen mit großer Genauigkeit hergestellt werden konnten. Eine stattliche Reihe von interessanten Gewichtsstücken aus dem Alterthum ist noch vorhanden. Dieselben befinden sich in mehreren Museen und sind aus verschiedenen Steinarten (Sandstein, Kalkstein, Syenit, Basalt, Marmor, Quarz, Porphyr, Alabaster), zum Theil auch aus Metall (Blei, Zinn, Bronze und Kupfer) gefertigt. Wie es scheint, wurden die Verkehrs- und Münzgewichte, jedenfalls aber die Normalgewichte auch im Alterthum beglaubigt (geaicht) und hiebei Fehlergrenzen eingehalten, welche hinter den heute für die Gewichtsaichung maßgebenden Grenzwerthen wenig zurückstehen. Ob auch schon in der Vorzeit eine der periodischen Nachaichung ähnliche Einrichtung bestanden hat, um die fortdauernde Richtigkeit der für den öffentlichen Verkehr bestimmten Wägungsmittel zu sichern, ist in der Abhandlung nicht erwähnt. Dieselbe beginnt mit einer sehr ausführlichen Inhaltsübersicht und schließt mit einem Verzeichniß der hauptsächlichsten Gewichtsnormen.

Eine eingehende Besprechung würde den hier gebotenen Raum übersteigen und bleibt deßhalb einer Fachzeitschrift vorbehalten. Doch darf jetzt schon die Anschauung ausgesprochen werden, daß die gediegene Abhandlung in jenen Kreisen, für welche sie zunächst bestimmt ist, eine beifällige Aufnahme finden wird, und selbst der praktische Fachmann wird sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Z.

⊙ Ueber Bezirks- und Gemeindearchive im Elsaß hat der kaiserliche Archivdirektor Prof. Dr. Wilhelm Wiegand in Straßburg in dem 14. Bande des Jahrbuchs des historisch-literarischen Zweigvereins des Vogesenklubs einen längeren Aufsatz veröffentlicht, der auch in den altdeutschen Interessentenkreisen, zu denen wir nicht nur die deutschen Archivare, sondern auch die täglich wachsende Zahl der Archivbenutzer rechnen, verdiente Aufmerksamkeit erwecken wird. — Wenn — um nur einige besonders wichtige Punkte herauszuheben — Wiegand von den nicht nur in den Städten, sondern auch in den ländlichen Gemeinden des Elsaß bestehenden Archiven spricht, so wird man diesseit des Rheins nur bedauern können, daß die im Elsaß noch aus französischer Zeit überkommene Beaufsichtigung dieser Archive durch die Vorstände der Bezirksarchive in Deutschland nicht Rechtens ist. Die Verzeichnung dieser kleineren Archivbestände durch Vertreter historischer Kommissionen oder der Geschichtsvereine, wie sie in einigen deutschen Ländern neuerdings eingeführt wurde, bietet für dieses Recht amtlicher Beaufsichtigung nur einen ungenügenden Ersatz. Denn einerseits ist man dabei auf den guten Willen der Gemeindebehörden angewiesen, andrerseits ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß durch die Veröffentlichung der Verzeichnisse solche Personen auf den Inhalt dieser Archive aufmerksam gemacht werden, welche diese nicht benutzen, sondern erwerben wollen. — Was die Bezirksarchive im Elsaß betrifft, so haben sie unter der deutschen Verwaltung eine erhebliche Bereicherung ihrer Bestände erfahren, nicht die geringsten durch Austausch mit den deutschen Nachbarstaaten. Und wenn auch der Wunsch, die auf Elsaß bezüglichen Archivalien der Ensisheimer Regierung und der Hagenauer Landvogtei aus Innsbruck und der Grafschaft Hanau-Lichtenberg aus Darmstadt zu erwerben, wohl ein frommer Wunsch bleiben dürfte, so scheint doch mit Aufwendung nicht allzugroßer Mittel eine Aufnahme und Registrirung dieser wichtigen Materialien in den beiden genannten Archiven erreichbar. — Andere Wünsche des Straßburger Archivdirektors betreffen eine Reform des elsässischen Archivwesens, welche einerseits durch Errichtung eines elsaß-lothringischen Landesarchivs, andrerseits durch Vermehrung der Zahl der wissenschaftlich gebildeten Archivbeamten und in erster Reihe einer höheren Besoldung der Archivdirektoren anzubahnen wäre. Diesen Forderungen, deren Erfüllung durchaus nöthig ist, wenn die in den Bezirksarchiven verwahrten Materialien der wissenschaftlichen Benutzung in einer Weise zugänglich gemacht werden sollen, wie es ihre Bedeutung für die Landesgeschichte nicht nur, sondern auch für die allgemeine Geschichte verdient, und wenn die Archivdirektoren sich mit ganzer Kraft den zahlreichen Verwaltungsgeschäften und der Leitung des gesammten archivalischen Betriebes sollen widmen können, ist freilich auch in manchen altdeutschen Archiven noch nicht in ausreichendem Maße entsprochen. Es ist aber zu hoffen, daß die höchst verdienstliche Initiative, welche der Direktor der kgl. preußischen Staatsarchive ergriffen und erfolgreich durchgeführt hat, um den Archiven wie den Archivaren im staatlichen Organismus und in der Beamtenhierarchie die gebührende Stellung zu erwirken, auch für die in dieser Hinsicht hinter den berechtigten Anforderungen noch zurückgebliebenen Archive in manchen deutschen Ländern und, wie Wiegand überzeugend nachweist, insbesondere in Elsaß-Lothringen vorbildlich und fruchtbringend sein werde.

tz Ueber das Nietzsche-Archiv zu Weimar wird uns berichtet, daß dasselbe jetzt nahezu ganz vollzählig alles von dem berühmten Gelehrten herrührende Schriftenthum mit Einschluß der sehr umfangreichen Korrespondenz in seinen vornehm ausgestatteten Räumen aufgespeichert hat. Diese

Manuskriptschätze umfassen: 16 Denkmanuskripte und mehrere Dutzend Mappen mit losen Blättern gefüllt, ferner 157 Oktav-, Quart- und Foliohefte (darunter 42 Notiz- und Tagebücher), 51 Hefte mit philosophischen Studien aller Art und 64 Hefte mit Entwürfen allgemeinen Inhalts. Auch die Bibliothek des Gelehrten hat in dem Archiv ihren Platz, das in einer Villa sich befindet, die ganz abseit von den Straßennetzen der Ilmstadt liegt, auf deren Panorama der Kranke von der glasbedeckten Veranda seines Schlafzimmers oft und gern herabschaut. Zu dem mancherlei plastischen und malerischen Schmuck, mit dem durch die kunstsinnige Pflegerin des Gelehrten (dessen einzige, seit 1889 verwittwete Schwester Frau Elisabeth Förster-Nietzsche) die Räume des Archivs ausgeschmückt sind, wird sich demnächst eine ganz vorzüglich gelungene Nietzsche-Zarathustra-Büste von Max Kruse (Lietzenburg) gesellen. Das Archiv, dessen Besucher auch aus Frankreich und Rußland sich mit namhaftem Kontingent einstellen, existirt seit 1897, wo die Mutter Nietzsche's starb und man infolgedessen das Asyl in Naumburg aufgab. Ueber den Gesundheitszustand des Kranken kann berichtet werden, daß sich derselbe in Weimar viel günstiger gestaltet hat; die geistige Umnachtung freilich dauert fort und wird sich niemals mehr lichten. Die unmittelbare Ursache der schrecklichen Krankheit war, wie hier mitgetheilt werden darf und bisher nicht allgemein bekannt war, das freilich etwas bedenkliche (bei Alkoholisten seltsamerweise ganz ungefährliche) Schlafmittel Chloralhydrat, welches Nietzsche schon 1882 eine Zeitlang in Anwendung brachte, dann aber wieder beiseite stellte. Die im Jahre 1889 erfolgte Katastrophe war aber fraglos die Wirkung des abermals und oft gebrauchten Medikaments. Eine ungünstige Prädisposition gerade für dieses Mittel mochte die von Haus aus urkräftige Konstitution Nietzsche's schon aus dem Feldzug von 1870/71 heimgebracht haben, den der Gelehrte als Krankenpfleger mitmachte. Damals überfiel ihn nämlich ein überaus intensiver Diphtheritisanfall und als bleibende Nachwirkung davon stellte sich jene furchtbar heftige Migräne ein, infolge deren Nietzsche seine Professur in Basel vor jetzt gerade zwei Jahrzehnten niederlegen mußte, nachdem er dieselbe ein Dezennium hindurch innegehabt hatte. Zum Schluß sei erwähnt, daß für die laufende Archivarbeit (Vorbereitungen für die Fortsetzung der im Naumann'schen Verlag erschienenen, jetzt schon elfbändigen Gesammtausgabe) für das musikalische Ressort in Hrn. Dr. A. **Seidl** eine ganz hervorragende Kraft gewonnen wurde und seit Monaten schon in Thätigkeit ist. Für das philosophische Ressort steht ein Engagement unmittelbar bevor.

-g **Heidelberg,** 28. Nov. Die Besuchsziffer der Universität beträgt nach der dritten Immatrikulation und zuzüglich weiterer Vormerkungen für das Wintersemester 1898/99 im ganzen 1241 (gegen 1202 im Winterhalbjahre 1897/98). Die Zahl der Immatrikulirten beträgt 1141, und zwar gehören an: der theologischen Fakultät 56, der juristischen 345, der medizinischen 239, der philosophischen 188 und der naturwissenschaftlich-mathematischen 313; dazu kommen 88 zum Besuch der Vorlesungen berechtigte Personen reiferen Alters und 12 Hörerinnen.

* **Marburg,** 27. Nov. Nach dem soeben erschienenen Verzeichniß der Studirenden an der hiesigen **Universität** beträgt die Gesammtzahl 1040, ferner 58 Hörer, darunter 10 Damen, so daß die Gesammtzahl der Hörer 1098 ausmacht, eine Zahl, die noch niemals im Wintersemester erreicht worden ist. Davon sind Theologen 93, Juristen 302, Mediziner 270, Philosophen 375. Außerpreußischen Reichsländern gehören 143, den übrigen europäischen und außereuropäischen Staaten 60 Studenten an.

ll. **London,** 28. Nov. Der University Correspondent vom 26. Nov. theilt einiges über die beabsichtigte **Gründung der Birmingham University** mit. Danach soll das Mason College in Birmingham, in dessen Lehrplan Medizin und Naturwissenschaften die weitaus wichtigste Stelle einnahmen, jetzt zu einer Universität erweitert werden. Der Lehrkörper soll aus 75 Mitgliedern bestehen, d. h. es sollen 10 neue Lehrkräfte angestellt werden. Es sollen neue Professuren für Philosophie, Ethik, Nationalökonomie, Geschichte gegründet werden, ferner Lektoren für Französisch und Deutsch berufen werden (bisher gab es nur Professoren für diese Sprachen). Auch für einige naturwissenschaftliche Fächer soll der Lehrkörper erweitert werden. Medizin und Naturwissenschaften (besonders soweit sie für die technische Praxis in Betracht kommen) sollen auch ferner in erster Linie berücksichtigt und auch die Handelswissenschaften nicht vernachlässigt werden. — Die **Trustees von Gladstone** bitten alle diejenigen, welche Briefe oder sonstige Dokumente von Gladstone besitzen, die für die Biographie Gladstone's (die John Morley schreiben will) von Werth sein könnten, sie entweder an die Trustees (Hawarden Castle, Chester) oder an Mr. **Morley** (p. Adr. Mr. Macmillan and Co., London WC., St. Martins-Street) einzusenden. Sorgfältige Behandlung und Rücksendung wird garantirt. — Von einer **werthvollen Bibliothek** erzählt „Literature“. Der 1875 in Athen verstorbene George Finlay (der 1823 mit Byron nach Griechenland gegangen war) sammelte während seines langen Aufenthalts in Athen viele Bücher über byzantinische und osmanische Geschichte, Geschichte der griechischen Revolution und des griechischen Königreichs bis zum Jahre 1868. Diese Bibliothek befindet sich noch heute in Athen in dem Zustand, in dem sie der Sammler zurückgelassen hat. Neuerdings hat die British School of Archaeology in Athen in Erwägung gezogen, sie anzukaufen.

* Im Jahre 1870 gab es in den **Vereinigten Staaten** nur 159 **Schriftstellerinnen.** Im vorigen Jahre war ihre Zahl auf 3163 gestiegen. 1870 bekleideten nur 67 Frauen das geistliche Amt, jetzt 1522.

Berichtigung. In dem Aufsatze „**Volkslied und Volksgesang**“ (Nr. 267 d. Beil.) ist der Verfasser des Aufsatzes über „Musikalische Erziehung“ in den „Bayreuther Blättern“ Dr. Arthur Leide statt Dr. Arthur **Seidl** genannt.

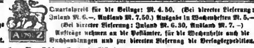
* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. med. H. **Hartung:** Bluterneuerung, der Weg zur Gesundheit. Leipzig, O. Gottwald 1898. — **Joh. Bresch:** Vogesenklänge. Gedichte. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1898. — **Handelsgesetzbuch mit Kommentar.** Hggb. von H. Makower. 12. Aufl. Lieferung II: Offene Handels- und Kommanditgesellschaft. Berlin, J. Guttentag 1898. — Dr. **Ernst Jaeger:** Erbenhaftung und Nachlaßkonkurs im neuen Reichsrecht. Berlin, J. J. Heine 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 1. Dezember. Nummer 273.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XLII.

„Ce qui n'est pas arrivé à midi peut arriver le soir.“ *Cesare Borgia.*

Berlin, 20. Nov. Unsre Savonarolastudien haben uns den ganzen Sommer in Florenz festgehalten. Nun wollen wir es versuchen, wenigstens etliche Monde fein säuberlich zu Hause zu bleiben und den cisalpinischen Dingen wieder unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ganz leicht ist das freilich nicht, nachdem man gewohnt war, den Zauber toscanischer Landschaft Tag für Tag zu genießen, die Kuppel Brunellesco's beim Erwachen vor sich zu sehen und mit den Schatten der großen Florentiner durch die heute fast entvölkerten Straßen der Stadt zu wandern. Aber wir wollen es versuchen. Meint doch unser ukermärkischer Freund, die Spree halte den Vergleich mit dem Arno vortheilhaft aus (was gewiß wahr ist, denn letzterer ist wirklich mit dem Var und dem Manzanares, dem Alexandre Dumas durch ein halbes Glas Wasser aufhalf, der größte Fluß Europa's, der meist kein Wasser führt) und unser Thiergarten könne sich gewißlich mit den Boschetten der Villa Poggio a Cajano und des Giardino Boboli messen. Wohl, aber den Himmel Toscana's zaubert mir selbst die Beredsamkeit des braven Ukermärkers hier nicht zurück, und, um zu unserm Thema zu gelangen, auch der kirchenpolitische Himmel hängt voller grauer Nebel, die das bißchen Sonnenschein ganz verhüllen, das wohlthätige Hände an die Wolken gemalt haben. In den Alpen sieht man oft, daß die Häupter der hohen Gebirgsriesen von Dünsten umhüllt sind, die wie angenagelt tagelang feststehen. So liegen derartige dicke und trübe Wolken immer und immer noch über unserm kirchenpolitischen Horizont, und so viel auch fromme Seelen daran herumblasen, sie wollen nicht gänzlich weichen.

Andere Dünste ziehen vorüber, nachdem ein paar Tropfen von ihnen heruntergefallen sind; sie sind aber manchesmal nur die Vorboten ernsterer Gebilde, die sich fernhin im Gebirg zusammenziehen und aus denen von Zeit zu Zeit ein verdächtiges Wetterleuchten zu uns herüberspielt.

Von der Natur solcher Dünste, die anscheinend rasch vorüberziehen, aber, gleich den über den Malojapaß hinziehenden, „in warmer italienischer Luft suspendirten Wasserdämpfen“ hinter dem verdichteten Kern einen langen Schweif haben, dürfte gleich jener Zwischenfall sein, welcher durch die Kaiserreise nach Palästina angeregt, sich in der Protektoratsfrage kondensirt hat.

Die Allgemeine Zeitung hat von Anfang an ihre Leser hinsichtlich dieser Angelegenheit und ihrer verschiedenen Phasen vortrefflich auf dem Laufenden erhalten. Wir brauchen also auf alle Details derselben nicht zurückzukommen: für uns handelt es sich nur darum, die gegebenen Thatsachen zu analysiren und sie der richtigen Beleuchtung auszusetzen. Denn daran kann kein Zweifel sein: jetzt, wo der Krug zerbrochen ist, sucht man ihn unter das Licht einer Lampe zu stellen, in der das Oel abständig geworden ist und schon einige Zeit übel riecht; der Riß verschwindet ja unter solcher Beleuchtung, wenigstens für myopische Augen, und darin täuscht man sich sicher nicht, wenn man die Kurzsichtigkeit für eine der beliebtesten Augenkrankheiten hält.

Zu Ende September wurden wir durch die Publikation einer Korrespondenz überrascht, welche zwischen dem 20. Juli und 20. August zwischen dem Kardinal Langénieux, Erzbischof von Reims und Sr. Heiligkeit geführt wurde. Dieselbe wird durch den Kardinal mit dem Hinweis darauf eröffnet, daß politische Ereignisse und Komplikationen das Protektorat bedrohten, welches Frankreich seit Jahrhunderten (in kirchlichen Dingen) in der Levante und im äußersten Orient ausübe. Zur Vertheidigung dieses ebenso im Interesse der Kirche wie der französischen Nation festzuhaltenden Privilegs beabsichtige der Kardinal die Gründung eines Nationalkomitees, welches die französische Politik zu unterstützen strebe und zu dessen Inauguration die Zustimmung des hl. Vaters begehrt werde. Der Papst antwortete mit einer formellen Billigung dieses Vorhabens, indem er die traditionelle Mission Frankreichs im Orient betonte und außerdem sich auf internationale Verträge und die Deklaration der Propaganda vom 22. Mai 1888 bezog.

Daß mit den „politischen Ereignissen“ und Kombinationen, welche hier als eine Bedrohung des französischen Protektorats erklärt wurden, nichts anderes gemeint sein konnte als die Intervention und Gebietserwerbung seitens des Deutschen Reiches in China und die Palästinareise des Deutschen Kaisers, war offenbar, denn es lagen hinsichtlich der orientalischen Missionen keine anderen neuen Thatsachen vor. Wer an dieser Begründung des Langénieux'schen Schrittes noch irgend zweifeln konnte, den mußte die französische Presse rasch eines Besseren belehren. Die „Agence Havas“ bezeichnete sofort unumwunden die Palästinareise Sr. Majestät als den eigentlichen Anlaß dieser Korrespondenz, und die Praktikanten des neuesten französisch-ultramontanen Neokatholizismus beeilten sich, den weiteren Kommentar dazu zu liefern. Bemerkenswerth waren namentlich ein anonymer Aufsatz der „Revue des Deux Mondes“ (1. Sept.) und die Ausführungen des Schildträgers des Hrn. Brunetière, des Hrn. Georges Goyau im „Figaro“, wo klipp und klar erklärt war, der Briefwechsel zwischen Sr. Heiligkeit und Kardinal Langénieux sei eine abgekartete Sache gewesen, bestimmt, die Absichten Wilhelms II. und die diesen günstigen Dispositionen des Präfekten der Kongregation der Propaganda zu durchkreuzen, was denn nun glücklich gelungen sei (vgl. dazu „L'Univers“, 8. Sept.).

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 248 vom 2. November d. J.

Man konnte diese französischen Stilübungen als eine Privatsache betrachten. Sehr viel mehr als auf diese Illustrationen kam darauf an, zu wissen, welche Erklärung der Vorgang durch den Vatikan selbst erfahren werde. Diese Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Am 8. Okt. defilirte die „Démocratie chrétienne" in der Basilica Vaticana vor Leo XIII., und Hr. Harmel, welcher die 2500 Arbeiter dem Papste vorführte, dankte Sr. Heiligkeit für die Aufrechterhaltung der französischen Interessen: „hier encore c'est de ce Vatican qu'est partie la parole toute-puissante qui maintient à la France le privilèges séculaires, dont l'exercice lui assure sa grande place dans le monde et son honneur au milieu des nations." In der von Msgr. de Croy verlesenen Antwort Sr. Heiligkeit heißt es: „Aujourdhui une pensée spéciale a contribué à vous ramener auprès de Nous. Ainsi que vous l'avez rappelé tout-à-l'heure, il vous tardait de Nous remercier de l'acte récent par lequel Nous vous avons confirmé les déclarations antérieures du Saint Siège sur votre patronat traditionnel en Orient."

Bis dahin ist alles klar. Der Vatikan wie Frankreich sieht sich durch das Vorgehen Deutschlands und seines Kaisers bedroht: die Franzosen verlangen, wie sie ausdrücklich sagen, die formelle kirchliche Anerkennung ihres Protektorats im Interesse der französischen Machtstellung, und es wird ihrem Ansinnen unzweideutig entsprochen. Die Nachrichten, welche über die beabsichtigte Abberufung des den Franzosen unbequemen Patriarchen von Jerusalem, Msgr. Piavi, einliefen, gaben eine weitere Illustration der Lage. Noch deutlicher redete die merkwürdigerweise in Deutschland gar nicht bekannt gewordene Mittheilung des „New-York Herald" vom 25. Sept., nach welcher der hl. Stuhl die Bischöfe Deutschlands durch ein geheimes Zirkular aufgefordert habe, die Politik des Kaisers in Sachen des Orients nicht zu unterstützen. Wem der Zusammenhang dieser Dinge noch nicht klar war, der mußte ihn aus der Rede des Kardinals Parocchi herauslesen, welcher seinerseits bei dem Empfange der französischen Arbeiterpilger folgende Ansprache hielt: „Zu anderen Zeiten war der Papst nicht bloß in seinem Palaste, sondern auch in seinem Staate Souverän. Ohne Zweifel zur Züchtigung unsrer Sünden hat die Vorsehung es zugelassen, daß er heute kaum in seinem Hause mehr Herr ist. Indessen hält ihn ein tröstlicher Gedanke aufrecht: statt der Kanonen seid ihr da; da, wo Waffen stehen sollten, stehen französische Herzen. Ihr seid die Vorläufer einer Volksbewegung, welche die Welt reinigen und dem hl. Petrus sagen wird: stehe auf, deine Ketten sind zerbrochen. Der Papst hat, um zu siegen, keine Waffen, aber er hat das Herz der Franzosen auf seiner Seite und ebenso dasjenige aller katholischen Völker. Mögen alle ihre Pflicht thun, und der König des Friedens wird wieder hergestellt werden: Rex pacificus magnificatus est."[1])

Es konnte nicht fehlen, daß die italienisch-nationale Presse alle diese Vorgänge, zudem in Verbindung mit dem bekannten Gedichte Sr. Heiligkeit auf die Franken, als eine gegen Italien gerichtete Verherrlichung der Gesta Dei per Francos erklärte und die Bestätigung des französischen Protektorats in einen direkten Zusammenhang mit der von dem Vatikan seit Jahren in Scene gesetzten Begünstigung der französischen Politik brachte. Die „Opinione" meinte, mit diesem Vorgehen habe der Kardinal Rampolla das ganze Lebenswerk Leo's XIII. zerstört, und die „Tribuna" erwartete den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem apostolischen Stuhl. „Alles freimaurerische Umtriebe", wie der „Osservatore Romano" vom 14. Okt. wußte.

Inzwischen nahmen aber in Deutschland nicht nur die liberalen, sondern diesmal auch wenigstens die tonangebenden „katholischen" Blätter eine Haltung ein, welche im Vatican sicher ebenso überraschte wie unangenehm berührte. Gewiß nicht alle ultramontanen Organe traten in dieser Sache auf Seiten des eigenen Vaterlandes, wohl aber, im ganzen und großen, die tonangebenden, in denen sich die Ansichten des Centrums abzuspiegeln pflegen. Vorab die „Köln. Volksztg.", welche bereits am 13. Sept. (Nr. 795) auf den Art. 62 des Berliner Vertrages von 1878 hinwies, wo „den diplomatischen Vertretern und Konsularagenten der Mächte in der Türkei das offizielle Schutzrecht zuerkannt wird, und zwar sowohl in Bezug auf die kirchlichen Personen, als auf die religiösen und Wohlthätigkeitsanstalten und andere Anstalten der hl. Stätten und sonstwo." Dasselbe Blatt wies auf die Vorgänge von 1892 hin, wo die französische Republik dem deutschen Palästinaverein das Ansinnen stellte, sich und seine Anstalten unter den Schutz Frankreichs zu stellen, die Reklamationen der deutschen Regierungen aber das Ergebniß hatten, daß sowohl der hl. Stuhl als die türkische Regierung das Recht Deutschlands auf den Schutz der deutschen katholischen Anstalten im Orient anerkannten und den französischen Anspruch zurückwiesen. Wenn dem gegenüber ein in Nr. 829 derselben Volkszeitung untergebrachter Artikel „über die Neuerung Leo's XIII." beweisen will, daß kein innerer Zusammenhang zwischen den französischen Prätentionen und dem Schreiben des Papstes besteht, so wurde diese angesichts des Wortlautes der Langénieux'schen Korrespondenz schon ganz unhaltbare Auffassung durch die Vorgänge vom 8. Okt. bald widerlegt: sie konnte von vornherein nur als ein Beleg für die Zweiseelentheorie des rheinischen Blattes gelten, welches den Eingebungen patriotischer und verständiger Politik gern Raum gibt, aber immer Rücksichten auf gewisse Kreise zu nehmen hat. Ein ähnliches Schwanken ließ sich in der Haltung der „Germania" beobachten. Doch

[1]) Wie vollkommen eins sich in solchen Dingen der Franzose und der Priester findet, zeigt ein neuestes Ereigniß, über welches der „Univers" vom 26. November Klage führt. Der Vorstand des Hospizes zu Malatia, P. Célestin, schreibt unterm 8. Oktober folgenden Brief an den Generalprokurator der Kapuzinermissionen, in welchem dieser Ordensgeistliche sich mit anerkennenswerther Offenheit geradezu als „Missionnaire du point de vue français" bekennt; das Aktenstück ist sehr beachtenswerth.

„Sur les instances de l'ambassadeur d'Allemagne près la Sublime Porte, la Société protestante allemande vient d'obtenir l'autorisation d'ouvrir à Malatia un grand orphelinat pour les garçons et les filles.

Il y a seulement cinq jours que cette œuvre est commencée et déjà nos écoles se vident, nos orphelins et nos orphelines se réfugient chez les protestants. La raison de cet abandon vient de ce que ces derniers, ayant de grandes ressources, peuvent les secourir généreusement dans les pressantes nécessités qui pèsent sur la population arménienne, tandis que, vu l'insuffisance de nos subsides, nous ne pouvons pas y remédier suivant notre désir et leur besoin.

Vous le savez, une fois les orphelins et les orphelines réfugiés chez les protestants, au lieu d'apprendre le français, ils étudient l'anglais et l'allemand, et par ce moyen ces nations leur deviennent sympathiques au détriment de l'influence française; et leur conversion au protestantisme est ainsi préparée.

Pour deux raisons, d'abord au point de vue catholique dont je suis le représentant, et ensuite au *point de vue français dont je suis le missionnaire*, la mission étant française, je tiens à vous informer immédiatement de ce qui se passe et des moyens que je voudrais opposer au danger.

Le seul moyen de faire contre-poids serait de faire ce qu'ils font, c'est-à-dire d'ouvrir immédiatement un orphelinat. Alors je pourrais garder mes enfants, et rappeler ceux qui s'en vont. De plus, je suis sûr d'en obtenir d'autres, car nous avons la sympathie de la population qui, avec regret, laisse et voit ses enfants aller chez les protestants.

L'intérêt que vous avez toujours témoigné à ma malheureuse, mais intéressante mission, me fait espérer que mon projet sera pris en considération et appuyé par vous auprès de nos bienfaiteurs."

hat auch sie keinen Anstand genommen, zu erklären, daß die französischen Ansprüche unbegründet seien, und sie hat den „lieben Nachbarn gerathen, die Rechtsgültigkeit und die thatsächlichen Wirkungen ihrer Protektion nicht nochmals an den deutschen Anstalten zu erprobrn, die unter dem glorreichen Banner Deutschlands schon den ihnen nöthigen Schutz fänden“ (vgl. Allg. Ztg. 1898, Nr. 254 Ab.). Der „Westfälische Merkur“ sagt offen heraus, daß an dem ganzen Handel nur die Begehrlichkeit und Zudringlichkeit der Franzosen die Schuld trage; daß es sich gar nicht um kirchliche Interessen, sondern um nichts anderes als die politischen Bestrebungen der Franzosen handle, und er verwies auf die Drohung des französischen Botschafters, bei Nichterfüllung seiner Wünsche werde der Peterspfennig ausbleiben. Damit war im Grunde der Vatikan angeklagt, der politischen Begehrlichkeit der Franzosen nachgegeben und ihnen zuliebe Deutschland beleidigt zu haben. Das Organ des deutschen Vereins vom hl. Lande („Das hl. Land“) und im Anschluß daran die „Köln. Volksztg.“ (Nr. 868) lenkten denn auch die Aufmerksamkeit darauf, daß das „traditionelle französische Protektorat“ sich zuweilen recht unthätig und bedeutungslos erwiesen habe. In dieser Hinsicht hätte sich manches nachtragen lassen. Man weiß heute, nach der Publikation gewisser Aktenstücke, daß die große syrische Christenverfolgung, welche die Kämpfe der Maroniten und Drusen und die letzte Intervention Frankreichs zur Folge hatte, durch die nichtswürdigsten Intriguen und Aufhetzungen französischer Agenten angezettelt wurden: schon damals hatte Frankreich sein Auge auf Syrien und Palästina als das ihm aus der ottomanischen Hinterlassenschaft zu Recht zustehende Erbtheil geworfen, und das Protektorat war der Praetextus coloratus, um dies fette Stück in die Taschen des edelmüthigen Franzosenvolkes hinabgleiten zu lassen. Sattsam bekannt ist dann weiter, wie die Franzosen, als sie Tunis nahmen, das Protektorat über die christlichen Anstalten geübt haben: sie warfen die italienischen Ordensgeistlichen — leider im Einverständniß mit dem Vatican — einfach aus ihren Niederlassungen heraus auf die Straße, gerade so, wie Ludwig XIV. es in Lothringen und Elsaß mit den Deutschen gethan hatte. Recht schade, daß der Herr Kardinal Langénieux, ehe er seinen schönen Brief an Se. Heiligkeit schrieb, sich nicht bei den italienischen Kapuzinern und Franziskanern erkundigt hat, wie sie über die Segnungen des französischen Protektorats denken. Auch in Abessynien hat sich dasselbe in seiner politischen Unschuld bewährt; es sind erst etliche Jahre her, seit der Gouverneur von Erythräa die Lazaristen aus der italienischen Kolonie verweisen mußte, weil sie sich zu Werkzeugen der französisch-menelit'schen Politik hergaben. Aus Madagascar werden wir wohl auch noch Erbauliches über die Krallen dieses Protektorats zu vernehmen haben. Wer immer sich in der Welt etwas umgesehen hat, weiß, daß es draußen nichts unerträglicheres gibt als die Petulanz und den suffisanten Hochmuth mancher Franzosen, der Geistlichen nicht ausgenommen, denn so ausgiebig lang die französische Soutane ist, sie hat doch noch nicht Stoff genug, um diese Nationaltugend der großen Nation zu verdecken. Wir glauben das ehrlich aussprechen zu dürfen, weil wir hinreichend bewiesen haben, wie sehr wir die edlen, glänzenden und liebenswürdigen Seiten des guten alten französischen Nationalgeistes zu schätzen wissen.

Als unmittelbar nach dem Empfang der französischen Pilger in S. Peter die Abberufung des Hrn. v. Bülow bekannt gegeben wurde, ließ sich auch die „Köln. Volksztg.“ wieder dahin vernehmen: „es unterliegt keinem Zweifel, daß Kardinal-Staatssekretär Rampolla, dem die diplomatische Vertretung der Kurie den einzelnen Mächten gegenüber obliegt, der französischen Regierung fortgesetzt ein Maß von Rücksichtnahme bezeigt, welches in der Stellung des offiziellen Frankreich zu den katholisch-kirchlichen Interessen im eigenen Lande und anderwärts keine hinreichende Erklärung zu finden scheint, jedenfalls in deutschen Regierungskreisen schon seit Jahren verstimmend gewirkt und die ohnehin so schwierige Stellung der deutschen Katholiken zur Regierung und zu der dem katholischen Bekenntniß nicht angehörenden Mehrheit der Bevölkerung Deutschlands erschwert hat. Wir denken dabei mehr noch an die seinerzeit besprochenen Artikel des ‚Osservatore Romano‘ zugunsten des russisch-französischen Bündnisses, als an die Behandlung der Protektoratsangelegenheiten.“

Es ist immer besser, spät aufzustehen als gar nicht, und so konnte man sich freuen, wenn das „Hauptorgan der rheinischen Katholiken“ endlich eine Entdeckung machte, an der in der That seit 13 Jahren nichts mehr zu entdecken war und deren Aussprache seinerzeit dem „Spectator“ zahllose wuthschnaubende Angriffe seitens der Presse zugezogen hatte, an deren Spitze die Kölnerin einherschreitet.

War ein Blick auf diese „Wandlungen“ ergiebig, so mußte die Beobachtung der Haltung der französisch-ultramontanen Journalistik nicht minder belehrend sein. Die Korrespondenz des Kardinals Langénieux mit dem Papste, vor allem aber die Anrede des Letzteren an die französischen Pilger entlockte jener Presse einen ungetheilten Freudenschrei. Der französische Ultramontanismus, der soeben mit dem Sturze des Ministeriums Méline und der ihm äußerst unbequemen Wendung des Prozesses Dreyfus recht verdrießliche Stunden erlebt hatte, athmete auf, als ihm von Rom aus diese „Beglückung“ zutheil wurde. Der „Univers“, welcher diesen Ausdruck gebraucht, ließ sich in seiner Nummer vom 17. Oktober dahin vernehmen: „La date du 8 octobre est une date désormais historique; cette journée a été doublement importante pour la patrie française. — Au moment où la situation de la France en Orient et dans le monde est plus menacée que jamais, Léon XIII. lui conserve l'appui de sa souveraineté toujours puissante, et lui donne les conseils d'une amitié d'en haut. Pour le protectorat de la France en Orient, le Discours du Pape est plus important peut-être que la lettre fameuse au cardinal Langénieux. . . . Remarquez toute fois comment le Pape a pris soin de faire lui-même l'historique des rapports entre l'Église et la France concernant nos privilèges séculaires. La politique de Léon XIII. n'est pas une politique à bâtons rompus; tout s'y tient, c'est bien la marque des œuvres de génie.“ Schon vorher hatte der „Univers“ den katholischen Blättern Deutschlands den Text gelesen und insbesondere der „Germania“ und der „Köln. Volksztg.“ das Kompliment an den Kopf geworfen, sie seien „plus allemands que catholiques“ („Univers“, 19. Sept.) und machten sich zu portequeues des Protestantismus in Palästina. Denn das war ja dieser ganzen Presse, wie sie wenigstens vorgab, gewiß, daß die Reise des Kaisers nur ein Stück jener großen Konspiration sei, welche der Protestantismus zur Bekämpfung des kirchlichen und französischen Einflusses im hl. Lande gebildet habe. Die Vernationalisirung der Missionen (d. h. die Abschaffung des französischen Protektorats) sei der erste Schritt auf dem Wege dieser Intriguen, deren Fäden alle in der Hand des Kaisers Wilhelm II. zusammenliefen (! so „Gazette de France“, 13. Sept.). Daß man in Rom über die Offenheit dieser Blätter, von denen wenigstens der „Univers“ sich rühmt, nur den Gedanken des Papstes zu denken (was uns sehr viel zweifelhafter ist, als seine offenkundigen intimen Beziehungen zum Staatssekretariat), etwas beunruhigt war, läßt sich begreifen, umsomehr, als man sah, daß der 8. Oktober in Berlin nicht gerade als Feiertag behandelt wurde. Die vatikanischen

Blätter erhielten daher Ordre, über die liberalen italienischen und selbst über die deutschen ultramontanen Zeitungen herzufallen, welche in der Haltung des Vatikans zu der Protektoratsfrage eine franzosenfreundliche und deutschfeindliche Tendenz gewittert hatten, und der „Osservatore Romano“ brachte am 18. und 19. Oktober den vielbemerkten Artikel „Un Pallone sgonfiato“, in welchem der Versuch, den Empfang der französischen Pilger und die Langénieux'sche Korrespondenz mit der Kaiserreise in Zusammenhang zu bringen, als Erfindung verrückter Gehirne (cervelli squilibrati) und als ein Versuchsballon behandelt wurde, der die Absicht gehabt habe, die deutschen Katholiken gegen ihr geistliches Oberhaupt rebellisch zu machen. Von deutscher Seite blieb man die Antwort nicht schuldig, und in der That wußte ja Jedermann, wo die Leute wohnen, welche die Luft in den „geplatzten Ballon“ hineingeblasen hatten. In demselben Artikel wird betont, daß die deutsche Regierung keinen Anlaß zu einer Remonstration genommen, daß die Abberufung des Gesandten nicht in Verbindung mit diesen Vorgängen stehe, vielmehr Hr. v. Bülow schon vor seiner Abreise von Rom seine Absicht, zurückzutreten, angezeigt habe. Der „Univers“ vom 20. Oktober schloß sich der Konklusion des „Osservatore“ an, welche dahin ging: man ersehe aus dieser perfiden Interpretation der Intentionen des hl. Stuhles durch die italienische Presse, in welch unerträglicher Lage sich der Papst befinde, indem er die Angelegenheiten der Kirche nicht mit der nöthigen Ruhe behandeln könne. Sub hostili dominatione constitutus, finde der Statthalter Christi sich ungeschützt gegen die Verkennung seiner Absichten und gegen die freie Ausübung seines apostolischen Amtes. Wären diese Worte zwischen 1878—1885 geschrieben, so könnte und dürfte man annehmen, sie bezögen sich auf den terroristischen Druck, welchen gewisse Parteien und Korporationen auf den Vatikan auszuüben suchen und gegen deren Maßlosigkeiten Leo XIII. in jenen Jahren mehr als einmal protestirt hat. Auch heute sind es im Grunde nur die französischen „Freunde“, über deren Indiskretion oder Unverstand sich in Wahrheit der hl. Stuhl zu beklagen hat; alles übrige bedeutet nichts, und wenn man sich die Gefangenenwärter von S. Pietro ansieht, so sprechen die schlimmsten derselben nicht die Lingua Toscana, sondern den Jargon des Pariser Demokraten.

Die Haltung der deutschen Reichsregierung in diesem ganzen Handel war ebenso fest wie vornehm und reservirt. Sie hat es verschmäht, auf die Gasse herunterzusteigen und den politischen Kannegießern Rede und Antwort zu stehen. Die A. Ztg. (1898, 11. Okt., Nr. 282) hat unsern Lesern die bekannten Ausführungen der „Köln. Zeitung“ vorgelegt, welche allgemein als ein offiziöses Communiqué aufgefaßt wurden. In ihnen wurde konstatirt, daß die guten Beziehungen Deutschlands, bezw. Preußens, zum hl. Stuhl durch die neuesten französischen Treibereien eine erste Störung erlitten haben, deren Symptom die Ankündigung, daß Hr. v. Bülow seinen Posten verlasse, sei. Die befriedigenden Erklärungen, welche man in Rom nach der Langénieux'schen Korrespondenz dem preußischen Gesandten gegeben, hätten annehmen lassen, daß der Vatikan sich nicht ernstlich für die französischen Ansprüche ins Zeug zu legen gedenke, und man habe erwarten dürfen, daß derselbe alles unterlassen werde, was als Unterstützung der französischen Forderungen erscheinen könnte. Die Ansprache Sr. Heiligkeit an die französischen Pilger habe aber im Gegentheil als eine Ermuthigung derselben gewirkt, welche unbeachtet hingehen zu lassen der Würde Deutschlands nicht entsprochen habe. Es ward darin die Hoffnung ausgesprochen, es werde der oft bewährten hohen politischen Einsicht Sr. Heiligkeit gelingen, den Riß wieder zu heilen. Wie sehr die liberale Presse Italiens diese Situation ausnutzen werde, lag auf der Hand. Die „Perseveranza“ (vom 11. Oktober) erklärte, Rampolla's französisch-republikanische Politik habe mit diesem Bruch ihr Aeußerstes geleistet: das Scheitern der Kopp'schen Mission (im Frühjahr), die Weigerung, dem Wunsche des Kaisers gemäß einen türkischen Gesandten anzunehmen, die Korrespondenz mit Langénieux, die Anrede an die Arbeiterpilger seien ebenso viele Ohrfeigen, welche Deutschland vom Vatikan sich habe gefallen lassen müssen. Die Abberufung des Gesandten ward von dieser Seite als verdiente Warnung begrüßt, in Paris als ein unangenehmer und unerwarteter Kaltwasserstrahl empfunden (s. Allg. Ztg. 1898, Nr. 284, 13. Okt.). Hinsichtlich des Eindrucks, den sie im Vatikan machte, wußten die Zeitungen die sonderbarsten Dinge zu erzählen. Daß man den Kardinalstaatssekretär auf den tarpejischen Fels steigen ließ, um Hrn. v. Below seine Entschuldigungen vorzubringen, bewies, wie unbekannt ein Theil unsrer Presse mit den diplomatischen Gepflogenheiten und den römischen Verhältnissen insbesondere ist. Thatsächlich ist es gelungen, den üblen Eindruck der letzten Ereignisse rasch zu verwischen, und die preußische Regierung hat durch die sehr bald auf den Kölner Artikel erfolgte offiziöse Bekanntgebung der Ernennung des Hrn. v. Rotenhan ausgesprochen, daß das diplomatische „Incident“ ausgeglichen sei. Sie hat wohl daran gethan, und sie hat ihren katholischen Unterthanen bei diesem Anlaß einen glänzenden Beweis dafür gegeben, daß die Fehler, welche von kirchlicher Seite begangen werden, nicht imstande sind, die feste, umsichtige und jeder Ueberstürzung unzugängliche Politik aus dem Geleise zu bringen, welche das Charakteristikum der Hohenlohe-Bülow'schen Leitung ist.

In dieser ganzen Episode hat der Rücktritt des Hrn. Otto v. Bülow eine weit über Gebühr aufgebauschte Rolle gespielt. Was ist nicht alles über die Ursachen desselben gefabelt worden, und welch köstliche Märchen hat namentlich der „Figaro“ sich über diesen Gegenstand von einem seiner römischen Korrespondenten aufbinden lassen! Thatsächlich war dieser Rücktritt von dem Gesandten mit Rücksicht auf seine schwer leidende Gesundheit längst gewünscht und beantragt und nur der Moment seiner Abberufung, bezw. das Bekanntwerden derselben, konnte überraschen. Dieser Moment war jedenfalls geschickt gewählt, und die Ankündigung der Abberufung hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Daß die Kurie diesen Rücktritt tief bedauert hat und ihn aufrichtig beklagte, ist bekannt; gerade dieser Umstand ist vielfach gegen Hrn. v. Bülows Thätigkeit geltend gemacht worden, welche zudem vor etlichen Monaten von Seiten des Evangelischen Bundes als zu katholikenfreundlich angegriffen wurde.[1])

Seien wir in diesem Punkte gerecht. Ein Staatsmann, der seit fünfzig Jahren seinem Souverän mit seltener Hingebung und Treue gedient, hat stets den Anspruch auf dankbare Anerkennung. Die römische Gesandtschaft des Hrn. v. Bülow hat nur wenige Jahre gedauert, aber sie war weder fruchtlos, noch, wie der Evangelische Bund glaubt, Preußen verhängnißvoll. Es sind in jenen Jahren keine Gegenstände zur Verhandlung gekommen, es sind keine Fragen aufgetaucht, an denen sich eine große Energie bewähren konnte. Was Hr. v. Bülow geleistet hat, ist gleichwohl ein Doppeltes. Die preußische Gesandtschaft bedurfte nach Hrn. v. Schlözers Abgang einer gewissen äußeren Auffrischung: man weiß, daß ihr voriger Inhaber auf äußeren Glanz und vornehme Haushaltung nichts gehalten hat — Dinge, die ein Gelehrter, wie es Hr. v. Schlözer von Hause aus war, leicht übersieht, die aber gerade in Rom unentbehrliche Hülfsmittel der diplomatischen Stellung sind. Der

[1]) Aktenstücke in Sachen: Evangelischer Bund gegen v. Bülow. Leipzig 1898. — Graf v. Hoensbroech, Staatssekretär v. Bülow und Evangelischer Bund. Berlin 1898.

vornehme Haushalt, welchen man seit sechs Jahren im Villino Santafiore beobachtete, die würdevolle und edle Gastfreundschaft, welche der Gesandte Preußens hier übte, haben in der römischen Gesellschaft vortrefflich gewirkt. Aber Hr. v. Bülow hat über die äußerliche Repräsentanz noch ein Anderes und Wichtigeres geschaffen. Wer die Geschichte der preußischen Gesandtschaft in Rom seit der Ernennung Wilhelm v. Humboldts als königlichen Residenten (1802) bis zum Jahre 1892 verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß der apostolische Stuhl trotz der äußerlich lange Zeit guten diplomatischen Beziehungen im Grunde keinen einzigen Vertreter Preußens mit Vertrauen aufgenommen und behandelt hat — Niebuhr vielleicht ausgenommen. Ein starkes Mißtrauen gegen alles, was von diesem protestantischen Norden kam, blieb unüberwunden, und die Zeiten des Kulturkampfes waren sicher nicht dazu angethan, aus dieser Stimmung herauszuhelfen; Hrn. v. Schlözer insbesondere hat man, so entgegenkommend er war, doch nie ganz vergessen, daß er bei seiner ersten Anwesenheit in Rom enge Beziehungen zu der italienischen Aktionspartei unterhalten hatte. Hr. v. Bülow war der erste preußische Diplomat, der bei dem hl. Stuhl volles Vertrauen fand. Man sah in ihm den ehrlichen, offenen Edelmann von hochkonservativer Gesinnung, der keiner geheimen Intriguen gegen den hl. Stuhl verdächtig war und zu dem man zusehends Zutrauen zu fassen imstande war. Daß man päpstlicherseits einmal ein offenes Vertrauen zu einem preußischen Gesandten fassen konnte, mag Manchem als höchst verdrießlich und gefährlich erscheinen; in den Augen des Spectators ist die Thatsache an sich erfreulich, sie hat eine Rolle zu spielen in dem Verhältniß zwischen Staat und Kirche, welches u. E. zu erstreben ist: Hr. v. Bülow wird Rom mit dem Bewußtsein verlassen dürfen, einen Samen ausgestreut zu haben, welcher gute Früchte bringt.

Freilich, bei dieser Gelegenheit ist der Werth einer preußischen Gesandtschaft beim Vatikan wieder vielfach erörtert worden. Ein protestantischer Theologe hat auf der 11. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Magdeburg den Gegenstand in einem Vortrag behandelt, der jetzt als Broschüre der Oeffentlichkeit übergeben ist.[1]) Da der Verfasser sich in seinen geschichtlichen Ausführungen wiederholt auf unsre „Kirchenpolitischen Briefe" beruft, und da andrerseits seine Ansichten über die Sache weit von den unsrigen abliegen, wird es sich rechtfertigen, wenn wir, chemin faisant, einen Augenblick bei dieser Publikation stehen bleiben, welche wahrscheinlich die Ueberzeugung sehr weiter Kreise, insbesondere im protestantischen Preußen, darstellt.

Hr. Mirbt gibt vor allem eine kurze Geschichte der preußischen Gesandtschaft von 1802 bis 1898, um daran die Erklärung anzuknüpfen (S. 45), daß die Leistungen dieser Mission gegen den Werth und die Forterhaltung derselben sprechen. „Die Beurtheilung der Leistungen der preußischen Gesandtschaft am päpstlichen Hofe kann lediglich danach erfolgen, inwieweit ihr die Herstellung eines guten, beide Theile befriedigenden Verhältnisses von preußischem Staat und römischer Kirche gelungen ist. Bei Anwendung dieses Maßstabes ist die Entscheidung nicht schwer. Die Thatsache, daß das große Entgegenkommen, welches die Regierung durch ihre drei ersten Gesandten der römischen Kirche erwies, nicht imstande gewesen ist, in dem Kölner Kirchenstreit die Kurie auch nur zu einer abwartenden Zurückhaltung zu bewegen, und die weitere unter Beweis zu stellende Thatsache, daß die Siege Preußens und später die nationale Einigung unsres Vaterlandes genügt haben, um den Leiter der römischen Kirche unsern bittersten Feinden zuzuführen, sind ausreichend, um das Gesammturtheil zu fällen, daß das Votum der Geschichte für diese Gesandtschaft nicht günstig lautet." Prof. Mirbt geht dann zu einer Kritik der Argumente über, welche für die Einrichtung, bezw. Belassung der preußischen Legation am Vatikan angeführt zu werden pflegen (S. 46—64); die rechtliche Möglichkeit wird dabei angesichts des italienischen Garantiengesetzes von 1871 nicht bestritten. Als Motive, welche diese Sendung als wünschenswerth begründen sollen, führt er auf: 1. die Ermöglichung einer raschen Information der Kurie über die Intentionen der Regierungen (so der Fürst Bismarck im Reichstag 1872, 14. Mai, während derselbe ebenda 1874, 5. Dezember, dafür keine ständige Vertretung nöthig fand); 2. die schnellere Erledigung der laufenden Geschäfte (so der Unterstaatssekretär Busch 1882, 7. März, im preußischen Abgeordnetenhause); 3. die Information der Regierung betreffs der Kurialpolitik, wogegen erinnert wird, daß die Regierung erfahrungsmäßig, z. B. 1838, über diesen Gegenstand recht schlecht auf dem Laufenden erhalten wurde. 4. Inanspruchnahme der Hülfe des Papstes gegenüber einem „aufsässigen Klerus" oder parlamentarischen, überhaupt innerpolitischen Schwierigkeiten. Hier wird hervorgehoben, daß die Regierungen sich in solchen Fällen durchweg von Rom verlassen sehen oder dessen Einmischung, wie bei der Septennatsvorlage, von den parlamentarischen Parteien zurückgewiesen wurde. Auch wird darauf hingewiesen, daß es höchst bedenklich sei, das Papstthum zu einer dauernden Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates aufzumuntern, und das umsomehr, als die Encyklika Pius' IX. vom 5. Februar 1875 die preußischen Kirchengesetze einfach als ungültig erklärt habe. 5. Der Papst sei eine moralische Macht, bei dem deßhalb eine Vertretung nicht fehlen dürfe (so Reichensperger im Reichstag 1872, 14. Mai, und 1881, 30. November); demgegenüber wird gesagt, daß diplomatische Repräsentanz nur zwischen zwei wirklichen Staatsmächten, aber nicht zwischen einem Staat und einer moralischen Macht bestehen sollte. 6. Der Papst ist Oberhaupt der katholischen Kirche, weßhalb Windthorst im Reichstag 1874, 5. Mai, die Vertretung forderte; wogegen damals Bismarck erklärte, daß die Eigenschaft des Papstes als Haupt einer Konfession noch kein Grund sein könne, einen diplomatischen Vertreter bei ihm zu unterhalten, wie ja auch z. B. Rußland, obgleich es Millionen armenischer Unterthanen zähle, doch keinen Vertreter bei dem armenischen Patriarchen habe. 7. Doppelstellung des Papstes als weltlicher Souverän und als Oberhaupt der römischen Kirche. Der Verfasser sucht dies Argument als ein Meisterstück päpstlicher Erfindung darzustellen, welches richtig erreicht habe, daß man bis heute noch nicht wisse, ob der Gesandte bei dem Papst als Souverän oder als Haupt der katholischen (Hr. Mirbt sagt mit Bedacht immer: der römischen) Kirche beglaubigt sei. Er erinnert auch, wie wir das s. Z. (Brief XXXV) gethan, an den eigenthümlichen Widerspruch, daß man einen Gesandten an den Vatikan sendet, aber (was er sehr erfreulich findet) keinen Nuntius in Berlin zuläßt. Zum Schlusse wendet sich Hr. Mirbt gegen die in den Reden des Staatsministers v. Miquel vom 18. und 19. Januar 1898 (Haus der Abgeordneten) und in der Thronrede von 1883 betonte Auffassung, daß das Staatsinteresse der wesentliche Beweggrund für die Erhaltung dieser Legation sei. Er beruft sich auf Bismarcks Rede vom 5. Dezember 1874, mit welcher damals die Absetzung des Gesandtschaftspostens vom Etat begründet wurde, und in der auf die die Durchführung jedes geordneten Staatswesens absolut unmöglich machende Haltung des Hauptes der katholischen Konfession und die Nothwendigkeit, daß der Staat seine Würde und Selbständigkeit sich wahre, hingewiesen wird. Die Broschüre erinnert auch an die

[1]) Mirbt, Prof. D. Karl: Die preußische Gesandtschaft am Hofe des Papstes. Leipzig 1899.

Unvereinbarkeit des Syllabus mit der modernen Staatsidee und verweist darauf, daß noch 1897 der Jesuit Biederlack den verpflichtenden Charakter des Syllabus und die Irreformabilität der Encyklika Quanta cura vertheidigt habe (Gruber = Bachem Staatslexikon V, 664). Es könne aber, schließt er, „nicht im Interesse des Staates liegen, an eine konkurrirende Gewalt, die diese Selbständigkeit (des Staates) grundsätzlich verwerfe, Zugeständnisse zu machen, die auf Seiten des Empfängers gefährliche Hoffnungen zu nähren geeignet seien". (S. 60.) Endlich verweist Hr. Mirbt darauf, daß, während das Eintreten für Religionsfreiheit stets einen Ruhmestitel der preußischen Könige gebildet habe, die Kurie sich nie gescheut habe, die protestantische Ueberzeugung der Preußen und ihres Königs aufs tiefste zu verletzen. So habe man auf dem vatikanischen Konzil eine Vorlage eingebracht, welche den Protestantismus als „pestis" bezeichnete, worauf Bismarck mit der Abberufung des Gesandten gedroht habe. In der Canisius-Encyklika vom 1. August 1897 sei Luther als Mann des Aufruhrs gebrandmarkt und seine Predigt als „unheilvolles Gift" erklärt, das die Sittenverderbniß in den deutschen Ländern bis zum äußersten steigerte. Die Wiederkehr solcher Aeußerungen beweisen die Erfolglosigkeit unsrer Gesandtschaft, und es steht nicht in Uebereinstimmung mit der Würde eines überwiegend protestantischen Staatswesens, wenn trotz derselben bei einem das Bekenntniß des Königs und der Mehrheit der Bevölkerung verunglimpfenden Hofe eine Legation unterhalten würde.

Hr. Mirbt begründet, wie er S. 63 ausdrücklich hervorhebt, die Forderung der Einziehung der Gesandtschaft nicht mit der Forderung, daß Preußen, bezw. Deutschland eine evangelische Politik im großen Stil beginnen solle — dazu sei das Gros seiner Bevölkerung nicht vorwaltend genug protestantisch (!); wohl aber damit, daß der politische Katholizismus erwiesenermaßen ein Feind Preußens, und die Kurie eine Feindin der Parität sei. Das Staatsinteresse fordere aus diesen zwei Gründen die Aufhebung der Gesandtschaft; die Einwendungen der Opportunität scheiterten an dem Worte Bismarcks (von 1854!!): „Es ist eine Täuschung, wenn eine protestantische Regierung glaubt, auf dem Wege der Nachgiebigkeit gegen ultramontane Bestrebungen jemals zu einem Punkt zu gelangen, auf welchem sie des Friedens und einer aufrichtigen Mitwirkung von jener Seite sicher sein könnte." Und das Wort Niebuhrs, das er einmal einem englischen Staatsmanne gegenüber gesprochen hat (Bunsen, Lebensnachr. über Niebuhr III, 328), verdient der Vergessenheit entrissen zu werden: „Thut für eure Katholiken so viel gutes als ihr könnt; weist ihrem Klerus Gehalt an und erzieht ihn gut zu Hause! Aber haltet nie einen Gesandten in Rom."

Man wird nicht verkennen, daß in den Mirbt'schen Ausführungen vieles der Beachtung und Betrachtung werthe enthalten ist und daß namentlich die Kurie recht gut thäte, sich die kleine Schrift in lesbares Italienisch übersetzen zu lassen. Fas est ab hoste doceri. Aber anderwärts wird es Niemand entgehen, daß Hr. Mirbt wesentlich vom Standpunkt des protestantischen Theologen und aus dem Gesichtswinkel des Evangelischen Bundes heraus geschrieben hat. Politische Angelegenheiten aber wollen vom Standpunkt des Politikers aus behandelt werden, und dieser muß stets ein vorwaltend praktischer und nicht ein doktrinärer sein. Man wird uns niemals im Verdacht haben, einer grundsatzlosen Kirchenpolitik das Wort zu reden. Aber wir glauben uns hinlänglich mit diesem Thema beschäftigt zu haben, um uns darüber klar zu sein, daß die Probleme der heutigen Kirchenpolitik sich ebensowenig aus dem lutherischen Gesangbuch wie aus dem Decretum Gratiani heraus beurtheilen und lösen lassen. Offenbar ist vorläufig wenigstens die preußische Regierung der gleichen Ansicht wie wir.

Es hält den Herren vom Evangelischen Bunde offenbar schwer, sich von der Anschauung loszumachen, daß Preußen ein „evangelischer Staat" sei und daß, wie der Etatsminister v. Cnyphusen 1728 an den König Friedrich Wilhelm I. schrieb, „kein Exempel vorhanden sei, daß das königliche und Kurhaus Brandenburg seit der Reformation her noch sonst ein evangelischer König, Kurfürst oder Stand des Reiches mit dem Papst einige Korrespondenz gehabt, noch haben wollen, weilen keine evangelische Puissance, die ihn als den Antichrist halten, (ihn) mit dem Titul von Allerheiligster Vater würde haben beehren noch wissentlich gestatten wollen, daß er einige jura episcopalia in seinen Landen exerciren mögen". Schon die Eroberung Schlesiens änderte die Lage dahin, daß Friedrich II. zuerst indirekte Verhandlungen mit der Kurie (durch die Gesandten in Regensburg und Wien), dann direkte Beziehungen zu derselben aufnahm, welche bis ins Jahr 1747 hinaufreichen. Der Verkehr Preußens mit dem hl. Stuhl war in jener Zeit, bis 1802, demjenigen Englands mit Rom zu vergleichen, welches unter Pius IX. und Leo XIII. auch nur von Zeit zu Zeit diplomatische Agenten oder Mittelspersonen zur Verhandlung bestimmter Angelegenheiten verwandte. Erst eigentlich seit 1802 trat eine ständische preußische Agentur, bezw. Residentschaft am Quirinal ein, welche dann später zu einer Gesandtschaft erhoben wurde. Offenbar haben die territorialen Veränderungen, welche der Luneviller Frieden mit sich brachte, auf die Einrichtung dieser Legation eingewirkt, wie das noch ersichtlicher ist bei der Entsendung Niebuhrs, welcher die Angliederung so namhafter katholischer Gebietstheile in den Jahren 1814 und 1815 vorausgegangen war.

Es ist mehr als einmal die Ansicht geäußert worden, Preußen hätte auch damals besser daran gethan, die Universalität des katholischen Bekenntnisses einfach zu ignoriren und bloß mit den innerhalb seiner Landesgrenzen ansässigen Katholiken und deren vom Staate anerkannten Bischöfen zu verhandeln. Man hätte, glaubt man, damit jeder Ingerenz des römischen Stuhles in die inneren Angelegenheiten des Staates von vornherein die Thüre verschlossen. Wie lange diese Auffassung nachwirkte, beweist das Gesetz über die kirchliche Disciplinargewalt vom 12. Mai 1873 (§ 1: Die kirchliche Disciplinargewalt über Kirchendiener darf nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden) und das Reichsgesetz vom 4. Mai 1874 über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern (§ 135: Kein auswärtiger Bischof oder anderer geistlicher Oberer darf sich in Kirchensachen eine gesetzgebende Macht anmaßen). Es gehört zu den vielen Inkonsequenzen der Bismarck'schen Kirchenpolitik, daß, noch ehe diese Kulturkampfparagraphen aufgehoben waren, der Reichskanzler nicht bloß wieder Fühlung mit der päpstlichen Diplomatie nahm, sondern selbst einen Gesandten nach Rom schickte (1882); jedenfalls, vom Standpunkt der preußischen Regierung, um mehr als einen Posttag zu früh. Hr. v. Schlözer meinte uns gegenüber selbst einmal, der größte Fehler, den Bismarck bei Beendigung des Kulturkampfes begangen, sei der gewesen, ihn schon 1882 nach Rom geschickt zu haben; denn, fügte er hinzu, um mich hier zu haben (d. h. um wieder einen Gesandten Preußens am Vatikan accreditirt zu sehen), hätte die Kurie alle denkbaren Zugeständnisse gemacht.[1] Schlözer blieb

[1] Dazu wird man mehr als ein Fragezeichen setzen dürfen. Ueber jenes ganze Stadium des ablaufenden Kulturkampfes enthält das seinerzeit (1897 mars—juillet) in der „Revue des Deux Mondes", seither in Buchform erschienene Werk aus dem Nachlaß des französischen Botschafters am Vatikan, Ed. Lefebvre de Béhaine (Léon XIII. et le Prince de Bismarck, Fragments d'histoire diplomatique 1872—79, 1882—87) Paris 1898, eine Serie der haltlosesten Erfindungen und

denn, wie er uns auch erzählte, über ein ganzes Jahr ohne jeden Auftrag zu Verhandlungen: er war damals wirklich nicht viel mehr als ein Dekorativstück, wenn man will, eine spanische Wand, hinter der sich Bismarcks diplomatisches Spiel verbarg. Wir trösteten ihn über seine Klage, die Zeit in Rom zu verlieren, damit, daß wir ihm sagten: er habe in dem Jahr doch wenigstens etwas geleistet, indem er uns Deutschen den besten Orvieto ausfindig gemacht.

Indem die preußische Regierung 1802 und 1816 eine Gesandtschaft in Rom einrichtete und dieselbe nach der durch die Ablehnung des Kardinals Hohenlohe seitens der Kurie 1874 herbeigeführten Unterbrechung 1882 wiederherstellte, sie auch jetzt, nach der Episode der Protektoratsverhandlung, wieder zu besetzen beschloß, folgte sie offenbar Erwägungen, welche lediglich dem politischen Gesichtskreis angehörten. 1802 war der Papst noch, 1816 wieder Beherrscher des Kirchenstaates. Der enorme Zuwachs, welchen Preußen inzwischen an katholischer Bevölkerung gewonnen, nöthigte die Neugestaltung der kirchlichen Organismen ins Auge zu fassen. Es mußte einfacher und bequemer erscheinen, mit dem gemeinsamen Haupte derselben, als mit den disparaten Einzelgliedern zu verhandeln. Dazu kam ohne Zweifel die in Berlin bestehende Abneigung gegen die in Süddeutschland stark vertretenen liberalen Tendenzen der Kopp-Wessenbergischen Schule, der gegenüber man von der streng konservativen Richtung der Kurie eine geeignete Unterstützung erhoffte. Ausschlaggebend mag aber die Erwägung gewesen sein, daß, da England ausgenommen, alle übrigen größeren Staaten ihre Vertreter an den Quirinal sandten, Preußen ohne eine Benachtheiligung seiner Interessen hier nicht zurückstehen konnte. Die Gesandten und Botschafter aller anderen Großstaaten am päpstlichen Hofe wirken und intriguiren zu lassen, ohne ihnen ein Gegengewicht an Ort und Stelle entgegenzustellen, mußte als unthunlich erscheinen, und gewiß war es auch dieser Grund, welcher Preußen nach dem Sturz der weltlichen Herrschaft 1870 veranlaßte, zunächst seine Gesandtschaft am päpstlichen Hofe bestehen zu lassen: es wird auch heute noch diese Erwägung maßgebend sein, und es scheint auch uns, daß ihr gegenüber alle von Hrn. Prof. Mirbt u. A. vorgebrachten Gegengründe zurücktreten müssen. Wenn geltend gemacht wird, daß der Papst heute nicht mehr im Besitz einer effektiven Souveränität ist, so ist dagegen zu sagen, daß das Papstthum immerhin noch eine höchst respektable thatsächliche Macht darstellt — welche einfach zu ignoriren oder zu mißachten, keinem wirklich politischen Kopf beikommen kann: auch moralische Mächte können sehr reale Mächte sein oder von Stunde zu Stunde werden. Die Ungleichheit, welche aus dem Bestehen einer Legation in Rom und der Nichtannahme einer Nuntiatur in Berlin sich ergibt, haben wir seinerzeit selbst hier betont; aber solange die Kurie sich damit zufrieden gibt, liegt für uns kein Grund vor, uns deßhalb zu echauffiren. Sagt man, die Gesandtschaft habe die Erwartungen nicht erfüllt, welche man auf sie gesetzt; sie habe weder die eigene Regierung noch den römischen Stuhl über die jeweilige Sachlage hinreichend zu informiren gewußt, noch sei sie imstande gewesen, unliebsame Einmischungen des letzteren in unsre Politik abzuhalten, widrige Bewegungen in unserm Hause durch Beeinflussung der Kurie niederzuhalten, so ist das alles zuzugeben: aber es spricht das an sich nicht gegen das Institut der Gesandtschaft, sondern es beweist nur, daß die preußische Regierung in der Auswahl ihrer Agenten nicht immer eine glückliche Hand gehabt hat. Die französischen Regierungen haben nicht erst seit 1801 weit mehr in Rom erreicht, weil sie durchweg Gesandte dahin sandten, welche für ihren Posten besser vorbereitet und durch den Beirath theologischer Berather durchweg in ganz anderer Weise unterstützt wurden; ihre besten Botschafter sind in vergangenen Zeiten gerade geistliche Herren, Bischöfe und Kardinäle gewesen, welche genau wußten, wie man in Rom aufzutreten hatte, was man da fordern durfte und was nicht.

Endlich spricht zugunsten der Erhaltung der Gesandtschaft ein Argument, welches in den Betrachtungen des Evangelischen Bundes, wie wir zu unserm aufrichtigen Bedauern konstatiren müssen, gar keine Rolle spielt. Die Aufhebung der Gesandtschaft am hl. Stuhle würde bei den nahezu 20 Millionen deutscher Katholiken im großen und ganzen einen sehr unangenehmen Eindruck machen und gewiß von der Mehrheit derselben als eine Beleidigung ihrer religiösen Empfindungen aufgenommen werden.

Kommen wir indessen zu der Protektoratsaffaire zurück. Sie hat inzwischen durch die Kaiserreise eine Beleuchtung und Erledigung gefunden, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Wie unbequem dieselbe den Franzosen kam, ist bereits dargelegt worden. Man muß leider hinzufügen, daß in den Berichten über diese Pilgerfahrt, selbst Blätter, welche, wie die alte „Gazette de France", noch etwas auf Anstand halten, den thörichtsten Einflüsterungen Raum geben. Was soll man dazu sagen, wenn das Hauptorgan der Royalisten Sätze druckt wie dieser: „L'Empereur avait projeté de s'emparer sans coup férir du protectorat des cathaliques d'Orient. Ce n'est pas pour rien qu'il accable le sultan Abdul Hamid de ses prévenances et qu'il le gratifie de sa pétulante amitié. Il comptait bien, en échange, que son voyage oriental lui rapporterait gros. Le souverain allemand qui chauffe l'affaire Dreyfus autant qu'il peut (!) avec l'aide des juifs croyait avoir produit une situatian si embarassante pour nous, que toute protestation contre ses visées aurait été sans résultat. L'Empereur comptait sans le Pape" (Gazette de France, 14. Okt., deßgl. 14. Nov.). Viel unfläthiger noch ist der Wuthschrei, welchen ein anderes sog. „katholisches" Blatt, der „Univers" vom 10. und 21. Nov., über das Auftreten des Kaisers in Jerusalem ausstößt. Der halbverrückte Fanatismus dieser Leute hat natürlich keine Ahnung davan, daß ein Deutscher, sei er Katholik oder Protestant, seine religiösen Empfindungen in einer anderen Weise äußert, als sie. Bei uns haben auch katholische Blätter, wie die „Köln. Volkszeitung", in einem durchaus angemessenen Ton über die in Jerusalem abgehaltene protestantisch-kirchliche Feier berichtet (Nr. 997, 998, beide vom 13. Nov.): Der „Univers" findet bei den Deutschen „ni religion, ni religiosité", während bekannt genug geworden ist, wie tief das Gemüth Sr. Majestät von dem Anblick der heiligen Stätten ergriffen wurde und ein wie lautes, schönes Bekenntniß seines Glaubens an den Erlöser der Kaiser dort vor aller Welt abgelegt hat. Es ließe sich dazu mancher Zug nachtragen, der dem „Univers" und seinesgleichen zu tiefer Beschämung gereichen würde.

Darüber ist alle Welt einig, daß der Kaiser auf dieser Fahrt seine Gunst mit großer Meisterschaft zwischen Protestanten und Katholiken zu theilen wußte. Der Erwerb und die Schenkung des Dormitio B. Mariae Virginis genannten Grundstücks neben dem Cönaculum (in welcher auch wir mit einem hochverdienten Palästinaforscher den ersten Schritt zur Erwerbung des Cönaculums sehen) war eine äußerst geschickte Maßnahme, welche von allen Katholiken Deutschlands acclamirt wurde, zu der man selbst in Rom zu gratuliren sich genöthigt sah und welche augenblicklich durch eine glänzende Manifestation des deutschen

Phantasien. Wir behalten uns vor, unsre Leser eingehender, vielleicht im Zusammenhang mit der Bismarck'schen Darstellung des Kulturkampfes, von diesem Buche zu unterhalten und zu zeigen, daß der französische Botschafter von dem wirklichen Verlauf der Dinge so wenig wie das große Publikum überhaupt eine Ahnung hatte.

Episkopats beantwortet wird (s. d. Erlaß des Kardinalerzbischofs von Köln, d. d. 21. Nov., „K. Vlkszlg.“ 1898, Nr. 1036).

Nach all dem konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen: Die Kaiserreise hat gezeigt, daß Deutschland entschlossen ist, über das angebliche Protektoratsrecht Frankreichs, ohne irgend viel Worte zu machen, zur Tagesordnung überzugehen. Die Franzosen können diese Erinnerung aus den Tagen des hl. Ludwig, der sie selbst zuerst untreu wurden, indem ihr Franz I. sich mit dem türkischen Erbfeind gegen das hl. römische Reich deutscher Nation verbündete, in ihrem Musée Cluny hinter Glas und Rahmen aufhängen: kein wirklicher Politiker nimmt gegenüber den realen Mächten der Gegenwart und den ganz veränderten maritimen Machtverhältnissen derselben von solchen Antiquitäten noch Notiz. Das fühlt die französische Presse übrigens selbst. Wie elegisch nimmt sich z. B. der Leitartikel der „Gazette de France“ vom 23. August mit seiner Ueberschrift „La France roulée“ aus, in welchem es heißt: „le role de dindon de la farce étant le seul que nous jouons à ravir depuis une cinquantaine d'années“: „déjà Guillaume règne en Orient, où nous étions tout, et où nons ne sommes plus rien“. Recht rührend ist der in anderen Zeitungen ausgedrückte Wunsch, Hr. Faure möge sich nächsten Jahres auf den Weg nach dem hl. Lande begeben, um die Kaiserreise wieder wett zu machen. Das würde sich ja allerliebst ausnehmen. Auch der „Univers“ vom 5. November brachte eine Erörterung, welche nichts anderes als ein verdeckter Rückzug ist. Es heißt darin u. a., daß „das französische Protektorat nicht direkt über die Katholiken der verschiedenen orientalischen Riten ausgeübt wird“; daß die lateinischen Katholiken der Türkei von jeher (d. h. von Anfang der Missionen an) wie die Kopten Aegyptens im Kaiser von Oesterreich, so in Frankreich ihre Schutzmacht verehrt haben; daß aber Neustiftungen, wie die jetzt von dem Kaiser begründete, aus diesem Rahmen heraustraten und Frankreich nicht die Absicht habe, dieselben seiner Protektion zu unterwerfen.[1])

Es war ein letzter Hoffnungsstrahl für diese guten Leute, daß Rußland sich zum Anwalt der französischen Protektoratsträume machen werde. An gefälschten Depeschen, welche den Aktien der Firma Langénieux aufhelfen sollten, hat es nach dieser Richtung nicht gefehlt. Indessen hatten offenbar die Russen für diese Winke ihrer französischen Freunde nicht mehr Verständniß als für manche anderen Dinge, um derentwillen la belle France dem nordischen Eisbären die Cour macht.

Man hat in dieser ganzen Verhandlung über die Protektoratsfrage sich kein rechtes Bild davon zu machen gewußt, ob und inwieweit die französische Regierung selbst bei dem Unternehmen des Kardinals Langénieux und seiner römischen Freunde betheiligt war. Das offizielle Frankreich hat sich einer vorsichtigen Zurückhaltung beflissen: es hat wohl gethan, sich bei diesem Anlaß keine förmliche Niederlage zu holen. Und doch ist uns kein Zweifel, daß die Regierung einigermaßen hinter der Korrespondenz Langénieux' steckte. Der geheime, aber wirkliche Hintergrund dieser ganzen Angelegenheit wird durch die vor fast drei Jahren bereits von uns an dieser Stelle gegebene, damals ziemlich unbeachtet gelassene Mittheilung über ein vertrauliches Communiqué der französischen Regierung an die ihr affidirten Kardinäle bloßgelegt. Dies Communiqué, welches wir zuerst und allein in der Lage waren, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, besagte, daß die französische Regierung in dem bevorstehenden Konklave keinen Papst anerkennen werde, welcher ihr nicht hinsichtlich zweier Punkte Bürgschaft gebe: 1. betreffs der Erhaltung des französischen Protektorats über den Orient; 2. betreffs der römischen Frage, über welche ohne Wissen und Zustimmung Frankreichs kein Papst mit Italien verhandeln dürfe.

Demnach ist uns nicht zweifelhaft, daß der Langénieux'sche Brief vom 30. Juli, welcher mit den charakteristischen Worten beginnt: „j'ai conscience d'être utile à l'Eglise et de servir mon pays en me faisant auprès de Votre Sainteté l'interprète des préoccupations“ etc. eine bestellte Arbeit war und daß ihr Hauptzweck darin bestand, der französischen Regierung die gewünschten Garantien zu geben und die Arbeit des Konklaves im Sinne der französischen Prälaten vorzubereiten. Nach dem Fiasko war das päpstliche Gratulationsschreiben an den Kardinal vom 26. Oktober („Univers“, 14. Nov.) ein Pflaster auf die offene Wunde. Unaufgeklärt ist bis zur Stunde noch, weßhalb Frankreich seinen Botschafter beim hl. Stuhl jetzt abberufen hat; entweder ist er dem jetzigen Ministerium zu viel oder zu wenig ins Feuer gegangen. Größere Wahrscheinlichkeit hat das Erstere, obgleich die christlichen Missionen Hrn. Poubelle schwerlich mehr interessiren, als das womit sich die Bewohner des Mondes unterhalten.

Daß dies Abenteuer einer traumhaften, chauvinistischen Politik nicht ernstere Komplikationen herbeigeführt hat, verdankt man vor allem der Weisheit und überlegenen Ruhe der deutschen Reichsregierung; sie hat bei ihrer Behandlung der Sache eine dankbar anzuerkennende Stütze in der Haltung der deutschen Katholiken und dem bon sens derselben gefunden. Der Vorgang ist lehrreich und er gibt der Hoffnung Berechtigung, daß das aus der Konfliktszeit restirende Maß von Mißtrauen und Verbitterung immer mehr aus der parlamentarischen und journalistischen Behandlung der öffentlichen Fragen verschwinden und einer sachlichen Erörterung Platz machen werde.

Gehen wir über die innerdeutschen Verhältnisse hinaus, so läßt sich das Facit dieses ganzen Protektoratshandels und der sich an denselben anknüpfenden Verhandlungen in nachstehenden Sätzen zusammenfassen:

1. Die Einmischung der kirchlichen Instanzen in die Politik hat sich auch diesmal wieder für den Frieden der Staaten wie für den der Kirche als nichts weniger denn vortheilhaft erwiesen.

2. Die Rampolla'sche Allianz mit dem republikanischen Frankreich und der Demokratie enthüllt sich mehr und mehr als eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Interessen des Deutschen Reichs und diejenigen des Papstthums selbst.

3. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser beiden seit Jahren von uns vertheidigten Sätze drängt sich immer mehr den kirchlichen Kreisen auf und dürfte heute schon von der Mehrheit der aufrichtigen Katholiken getheilt werden.

4. Wird diese Ueberzeugung, was kaum zweifelhaft ist, in der Leitung der Kirche sieghaft, so bereitet sich eine ganz neue Lage der Dinge vor, welche ein ehrliches und in allen großen Fragen sich bewährendes Zusammengehen von Sacerdotium und Imperium gestattet, ohne daß die besondere Interessensphäre der einen wie der anderen dieser Gewalten darunter leidet.

5. Die Erreichung dieses konziliatorischen Zieles muß, unsres Erachtens, angesichts der heutigen Zersetzung der Gesellschaft und der Gefahren, von denen der Bestand derselben bedroht ist, allen denen, die guten Willens sind, am Herzen liegen.

Quod Deus bene vertat! SPECTATOR.

[1]) Wenn die Angaben der „Italie“ vom 21. Nov. zuverlässig sind, so gingen die dem Kardinal Langénieux jetzt gelegentlich seiner Anwesenheit in Rom gemachten Eröffnungen noch weiter: „La thèse que soutient aujourdhui le Vatican, est celle-ci: le protectorat de la France se limite aux instituts le caractère international et les établissements exclusivement ou en majorité allemands relèvent uniquement de l'Allemagne.“ Die am 9. Nov. angeblich von dem russischen Geschäftsträger dem Kardinal Rampolla überreichte Note wird sich auf die Anerkennung dieser Situation im allgemeinen bezogen haben.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Das Melos der Sprache.

Von Dr. H. Abert.

Das musikalische Element, das in der gesprochenen Rede verborgen liegt, ist seit den ältesten Zeiten für die Entwicklung der Musik sowohl als auch der Poesie und der Redekunst von einer Bedeutung gewesen, deren ganze Tragweite zu erfassen und zu würdigen erst der Forschung unsres Jahrhunderts vorbehalten blieb. Das Ohr des modernen Laien hat es längst verlernt, dem Melos der Sprache zu lauschen; erst die Bestrebungen Richard Wagners haben die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt gelenkt.

Seit den Zeiten Bachs hat die moderne Musik immer mehr instrumentalen Charakter angenommen. Mehr und mehr ist unser Interesse und Verständniß für die Eigenart der reinen Vokalmelodie geschwunden, mehr und mehr hat sich unser Ohr abgestumpft gegen die zahllosen, unendlich feinen Schattirungen, welche die menschliche Stimme, dieses vollendetste aller Instrumente, dem Worte des Dichters zu verleihen vermag. Vollends aber das Verständniß für den natürlichen Tonfall der Sprache und seine allmähliche Steigerung zur Recitation und endlich zum Gesang ist beim großen Publikum immer mehr in Abgang gekommen.

Singen und Sagen, die zwei Begriffe, deren enge Verwandtschaft schon die äußere Form des Stabreims andeutet, sind im Laufe der Zeit allmählich durch eine Kluft voneinander getrennt worden, über die der Laie heutzutage keine Brücke zu entdecken vermag.

Dennoch aber macht sich das musikalische Element, das in der Sprache verborgen schlummert, auch heute noch, wenn auch in einer den Meisten unbewußten Art und Weise, auf Schritt und Tritt geltend. Die beiden Faktoren, die das Wesen der Tonkunst ausmachen, Rhythmus und Melos, treten auch in unsrer Prosarede zutage, ersterer mit geringerer, letzteres mit größerer Deutlichkeit, und es dürfte auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein, eben auf dieses letztere, das Melos der Sprache, etwas näher einzugehen.

Schon die Bezeichnungen „Tonfall“, „Betonung“ u. a. weisen auf die Beziehung zur eigentlichen Musik hin. Die Betonung einer Silbe im Worte, weiterhin aber auch eines Wortes im Satzgefüge ist abhängig von der logischen Bedeutung, welche der betreffenden Silbe, bezw. dem betreffenden Worte zukommt. Die Gesetze der Sprache sind es also, welche die Gestaltung des sprachlichen Melos bestimmen, nicht etwa umgekehrt.

Verschieden ist der Grad der Deutlichkeit, in welchem dieses Sprach-Melos dem Ohre zum Bewußtsein kommt. Daß ein Auf- und Absteigen der Stimme beim Sprechen unter allen Umständen stattfindet, daß mithin eine Art von Melodie jederzeit zustande kommt, wenn auch die Intervalle, aus denen sie sich zusammensetzt, nicht mathematisch meßbar sind, wird sofort klar durch den Hinweis darauf, daß es keinem vernünftigen Menschen einfallen wird, beim Sprechen alle Silben und Worte mit einer und derselben Betonung zu versehen. Im allgemeinen wird man den Satz aufstellen können, daß jenes sprachliche Melos dem Ohre um so deutlicher zum Bewußtsein kommt, je weiter sich der Sprechende von der Rede des täglichen Lebens, vom „Konversationston“, entfernt. Aber auch schon hier machen sich Unterschiede bemerklich; der Tonfall der Frage ist z. B. ein ganz anderer als der der einfachen Aussage und wiederum verschieden von dem des Ausrufs.

Vollends aber bei der sogenannten „gehobenen“ Rede macht sich das musikalische Element der Sprache in ganz hervorragender Weise geltend. Der Redner, der auf große Massen wirken will, der Schauspieler, der einen pathetischen Monolog vorträgt, sie Alle bedienen sich seiner zur Erzeugung besonders drastischer Wirkungen. Insbesondere aber war es seit alters der Kult, in dem die feierliche Rede in Gebet und Predigt eine hervorragende Rolle spielte. Hier steigerte sich schon früh die einfache Rede zu jenem halb musikalischen, halb deklamatorischen Sprachgesang, der unter dem Namen Recitation bekannt ist.

Alterthum und Mittelalter hatten ein weit feineres Ohr für die Musik der Sprache als die moderne Zeit.

Die Griechen faßten das Melos, das die Rede des Sprechenden begleitet, ohne weiteres als ein rein musikalisches auf. Tonfall, Metrum und Rhythmus bezeichneten sie mit dem Gesammtnamen *προσῳδία*, Zugesang, was die Römer wörtlich in accentus übersetzten. Aristoteles versteht unter *προσῳδία* „den Ton, nach welchem wir singen und unsre Reden bilden“. Klar und deutlich spricht sich in diesen Worten das Bewußtsein von der rein musikalischen Natur jenes „Zugesangs“ aus.

Vollends in der voraristotelischen Zeit aber war dieses Bewußtsein in der Seele des Griechenvolkes lebendig. Singen und Sagen gilt den alten Sängern der Griechen wie der Germanen gleich; Dichter und Komponist ist stets eine und dieselbe Person.

Aber auch die Kunsttheorie der älteren Zeit geht von diesem Grundsatz aus. Sie faßt die *μουσική* überhaupt von Anfang an in einem weiteren Sinne auf als in dem unsrer heutigen „Tonkunst“. Sie begreift außer dieser auch noch die Poesie und Redekunst mit ein. Selbst Plato bekennt sich noch ausdrücklich zu dieser Lehre.

Die eben gekennzeichnete Anschauung ist auch für die Entwicklung der Musik im engeren Sinne von ausschlaggebender Bedeutung geworden.

Der Grieche erblickte die Hauptaufgabe der Musik in einem möglichst engen Anschmiegen der Töne an das Wort des Dichters. Daraus erklärt sich zum großen Theil der eigenartige Entwicklungsgang, den die Musik in Griechenland genommen hat und der uns in so manchen Punkten befremdlich oder geradezu unverständlich erscheint; daraus das fast gänzliche Fehlen einer reinen Instrumentalmusik,

daraus aber vor allem der Verzicht auf die Ausdrucksmittel der Harmonie und Polyphonie. Zu keiner Periode der griechischen Musikgeschichte zeigt sich auch nur entfernt das Bedürfniß, die reichen hier ruhenden Schätze zu heben und auszubeuten.

So hat sich die Musik in Hellas nie eine selbständige Stellung unter den Künsten errungen. Sie war und blieb Dienerin der Poesie. Der Komponist hatte lediglich die Aufgabe, das sprachliche Melos, das in seinem Dichterworte verborgen ruhte, vollends zum Gesang zu beleben, jedoch so, daß eben dieses Verhältniß auch dem Hörer deutlich zum Bewußtsein kam. Ein interessantes Beispiel hiefür liefern uns die unlängst wieder erstandenen beiden delphischen Apollo-Hymnen. Hier gilt unbedingt der Satz, daß eine sprachlich betonte Silbe eines Wortes auch in der Gesangsmelodie den höchsten Ton erhält und niemals tiefer gesungen werden darf, als ihre unbetonten Nebensilben.

Es ist klar, daß auf diese Weise der schöpferischen Phantasie eines Komponisten sehr enge Grenzen gesteckt waren und daß das Zustandekommen einer eigentlichen Gesangsmelodie in unserm Sinne erheblich erschwert war. Allein diese war auch nicht das Ideal des Griechen. Er verzichtete auf alle Mittel der Harmonie, der Polyphonie und der Instrumentalmusik und bevorzugte dafür jenen musikalisch-deklamatorischen Stil, der den gemeinsamen Ursprung des sprachlichen und des musikalischen Melos so deutlich erkennen ließ und es möglich machte, den im Dichterwort enthaltenen Gedanken bis in die feinsten Schattirungen hinein zum Ausdruck zu bringen.

Am meisten befremdet es uns, daß auch die Kunst der Rede als ein Zweig jener μουσική im weiteren Sinne angesehen und behandelt wurde. Neben dem Rhythmus, auf den ja die Alten auch in der Prosarede bekanntlich ein für unser Gefühl kaum noch verständliches Gewicht legten, war es hier auch wieder jener Zugesang, dem man die meiste Bedeutung und Beachtung zumaß. Deutlich spricht sich hierüber Cicero aus mit den Worten: Auch in der prosaischen Rede herrscht ein versteckter Gesang.

Die Natur dieses „versteckten Gesanges" zu ergründen, haben sich die alten Theoretiker seit Aristoteles' Zeiten alle erdenkliche Mühe gegeben. Schon sein großer Schüler Aristoxenos von Tarent ist dieser Frage näher getreten. Er geht aus von den Bewegungen der menschlichen Stimme im allgemeinen und unterscheidet zunächst zwei Unterarten. Die Bewegungen der ersten verlaufen in unmeßbaren Abstufungen, wie Ptolemäus sagt, gleich den Aetherschwingungen in den Farben des Regenbogens; die Intervalle, die diese Art von Stimmbewegung erzeugt, sind für das Ohr nicht bestimmbar, sie gehören der gesprochenen Rede an.

Anders bei der zweiten Unterart der Bewegungen der menschlichen Stimme, beim gesungenen Worte. Hier gleitet das Melos nicht fortwährend durch eine Reihe von unmeßbaren Intervallen dahin, sondern bewegt sich in Tonschritten, die das Ohr klar und deutlich wahrzunehmen vermag; es entsteht also eine Melodie im eigentlichen Sinn des Wortes.

So die Theorie des Aristoxenos. Später schob man zwischen die beiden Hauptklassen noch als Mittelglied die oben erwähnte Recitation ein, die den Namen παρακαταλογή trug und bei den alten Jambographen, aber auch im Drama seit alters im Gebrauch gewesen war.

Im Anschluß an diese Theorie vom Melos der Sprache bildete sich die Lehre von den griechischen Accenten heraus, die ja ebenfalls den Gesammtnamen προσῳδία tragen. Sie sind somit nicht eine Errungenschaft der Sprachgrammatik, wie man auf den ersten Blick denken könnte, sondern rein musikalischer Natur, eine Thatsache, die selbst in den spätesten Zeiten nicht aus dem Bewußtsein der Griechen geschwunden ist. Und zwar sind sie nicht etwa Bezeichnungen für bestimmte Tonstufen, sondern für Tonbewegungen. Der Akut bedeutet ein Aufsteigen, der Gravis ein Absteigen. Der Circumflex ein Auf- und Absteigen der Stimme. Nach einer Beobachtung des Dionysius von Halikarnaß beträgt der Umfang, innerhalb dessen sich die Stimme bei der gewöhnlichen Rede bewegt, nicht mehr als höchstens eine Quinte.

Der Lehre von den Accenten haben die alten Theoretiker schon von sehr früher Zeit an besondere Sorgfalt zugewandt. Sehr interessant ist es, zu erfahren, daß gerade die ältesten dieser Männer, wie der Philosoph Theophrast und der Grammatiker Glaukos von Samos, gemäß dem Satze, daß überall da, wo Gegensätze bestehen, auch eine neutrale Mitte vorhanden sein muß, außer den bekannten drei Prosodien auch eine vierte, mittlere Prosodie annahmen. Sie bildete also gewissermaßen die Mittellinie, an der die Tonbewegungen der übrigen Accente auf- und niederstiegen. Ausdrücklich wird dabei eine Parallele gezogen zu dem Mittelton der reinen Gesangsmelodik, dessen öftere Wiederholung nach einer bekannten Stelle des Aristoxenos das Kennzeichen aller guten Gesänge bildete.

Die Einführung der Accente in die Schrift wird von den Alten einstimmig dem Aristophanes von Byzanz zugeschrieben. Praktische Verwendung indessen fanden jene Zeichen in den Handschriften des Alterthums erst in ganz später Zeit, wohl erst vom 5. Jahrhundert n. Chr. ab. Man konnte ihrer leicht entrathen, solange das Bewußtsein von der musikalischen Natur der Prosodie überhaupt noch überall im Volke lebendig war; erst als dieses mit dem ausgehenden Alterthum mehr und mehr ins Schwinden gerieth, stellte sich das Bedürfniß nach schriftlicher Fixirung der sprachlichen Betonung ein.

Von höchstem musikhistorischen Interesse ist das Schicksal, das der Accentzeichen nach ihrer Ueberführung nach dem lateinischen Westen wartete. Die lateinische Sprache konnte sie vollständig entbehren; wenn die Grammatiker sich trotzdem eingehend damit beschäftigten, so geschah dies aus lediglich theoretischem Interesse. Trotzdem aber fanden sie in späteren Jahrhunderten praktische Verwendung, zwar nicht in der Sprachschrift, wohl aber auf rein musikalischem Gebiet, als Tonzeichen. Sie bilden die Grundlage, auf der die Neumenschrift des Mittelalters erwachsen ist.[1]

Der Einfluß, den der einzelne Accent auf die Gestaltung des sprachlichen Melos einer Rede z. B. ausübt, erstreckt sich nicht über die Wortgrenze hinaus. Faßt man dagegen mehrere Worte zu einem Satzganzen zusammen, so ist klar, daß durch die syntaktische Gliederung auch der Zugesang der Rede in Mitleidenschaft gezogen wird. Der Redende wird das verschiedene logische Verhältniß, in dem die einzelnen Satzglieder zu einander stehen, auch äußerlich durch eine verschiedene Modulation der Stimme zum Ausdruck bringen. Die Schrift bedient sich zur Unterscheidung der verschiedenen syntaktischen Verhältnisse der Interpunktionszeichen.

Auch hierüber haben uns die Alten eine festausgeprägte Theorie in ihrer Lehre vom Pneuma hinterlassen. Pneuma, eigentlich der Hauch, bedeutet in der Terminologie der alten Rhetorik die Gliederung der Rede nach Kolon, Komma und Periode, also ganz entsprechend der Art und Weise, wie wir diese Gliederung noch heutzutage in der Schrift, durch die drei Interpunktionszeichen Komma, Semikolon und Punkt andeuten.

Auch hier ist die enge Beziehung zur Musik unverkennbar. Sprechen doch die attischen Tragiker mehrmals von einem Pneuma musikalischer Instrumente, wie z. B. der Flöten.

1) Vgl. O. Fleischer, Neumenstudien. Theil I. Leipzig 1895.

Welcher Art ist nun aber die Einwirkung dieses Pneuma auf die Gestaltung des sprachlichen Melos? Ohne weiteres ist klar, daß der logische Hauptbegriff des Satzes auch im sprachlichen Ausdruck den Hochton erhalten wird. Fernerhin aber werden wir besonders auf den Schluß der einzelnen Satzglieder unser Augenmerk richten müssen. Jeder kann an sich selbst die Erfahrung machen, daß seine Stimme bei einem Punkte tiefer herabsinkt, als bei einem Kolon, und bei diesem wiederum tiefer als bei einem Komma, sowie daß bei der Frage und beim Ausruf ein von allen Arten der Aussage völlig verschiedener Tonfall herrscht.

Daraus ergibt sich, daß für die Betrachtung des sprachlichen Melos die Lehre von den Kadenzen eine ähnliche Bedeutung besitzt, wie für die des rein musikalischen. Dies ist um so wichtiger, als die antike Lehre vom Pneuma, genau ebenso wie diejenige von den Accenten, vom Mittelalter in die musikalische Praxis aufgenommen wurde. Die Kadenzenlehre der mittelalterlichen Recitation, die im Laufe der Zeit zur Bildung von ganz bestimmten Tonformeln (Tropen) geführt hat, lehnt sich durchweg an an die Lehre von der Satzgliederung, welche die Rhetoren und Grammatiker des Alterthums mit Rücksicht auf das rein sprachliche Melos entwickelt hatten.

Die Lehre von den Kadenzen sollte aber auch noch auf einem anderen Gebiete die weittragendsten Folgen zeitigen, nämlich auf dem Gebiete der Poesie. Man wird wohl mit der Vermuthung nicht fehlgehen, daß auch die Ursprünge des Reims in der Kadenz des sprachlichen Melos liegen, mithin auf musikalischem Gebiete zu suchen sind.

Man weiß, daß gegen das Ende des Alterthums die antike Metrik mehr und mehr einem Prinzip weichen mußte, das auf das Verhältniß von Länge und Kürze keine Rücksicht mehr nahm und den sprachlichen Accent an Stelle der Länge setzte. Der Reichthum an metrischen Bildungen, über den die klassische Zeit verfügt hatte, fand kein Verständniß mehr und schmolz auf eine beschränkte Zahl einfacher, dem Ohr leicht faßlicher Metren zusammen.

Wiederum war es der Kult, welcher der Gefahr der Eintönigkeit dieser Poesien durch die Einführung eines neuen Prinzips zu begegnen wußte, und zwar eines Prinzips, das ihm die musikalische Praxis an die Hand gab. Die älteste Hymnendichtung der morgenländischen wie der abendländischen Kirche ist das Gebiet, auf dem sich der Reim am frühesten zeigt. Nun spielte aber, wie wir sahen, in der ältesten christlichen Kirchenmusik im Anschluß an die antike Tradition die Lehre von den Kadenzen eine Hauptrolle. Es bildeten sich allmählich bestimmte feststehende Tonformeln heraus, ähnlich unsern modernen Ganz- und Halbschlüssen, die durch entsprechende Abwechslung und Korresponsion die musikalische Einheit des Ganzen herstellten.

Es scheint sich nun allmählich das Bedürfniß herausgestellt zu haben, dieser musikalischen Gliederung auch innerhalb des Melos der Sprache selbst einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen und die eintönig dahinrollenden Verse auf diese Weise zu beleben. Man bestrebte sich, die einzelnen Kola einer Strophe im Anschluß an die musikalische Kadenz durch den Gleichklang am Schlusse zu einer höheren Einheit zusammenzufassen.

Dieser Gleichklang ist auch dem Alterthum nicht unbekannt gewesen. In den Werken der Dichter des augusteischen Zeitalters, namentlich Ovids, hatte er eine gewisse Rolle gespielt, insbesondere am Schlusse der beiden Hälften des daktylischen Pentameters trat er nicht selten zutage. Zum Prinzip erhoben ward er jedoch erst in der christlichen Hymnenpoesie des ausgehenden Alterthums und beginnenden Mittelalters. In welchem Grade hiebei die oben bezeichneten musikalischen Einflüsse wirksam waren, wird sich genau jedoch erst dann feststellen lassen, wenn es gelungen sein wird, die Neumation, in welcher namentlich die byzantinischen Hymnen der frühesten Zeit notirt sind, mit absoluter Sicherheit zu entziffern.

Die Psalmodie des Mittelalters beruht durchaus auf der Recitation, dem Sprechgesang. Daß hiebei die grammatisch-rhetorische Tradition des Alterthums in sehr fühlbarem Grade nachwirkte, ist schon oben erwähnt worden. Die antiken Accentzeichen wurden zur rein musikalischen Notation verwandt und entwickelten sich allmählich zur Neumenschrift. Im engen Anschluß an das sprachliche Melos nahmen die einzelnen Kadenzen allmählich feststehende, typische Gestalt an, es bildeten sich bestimmte charakteristische Tonformeln, Tropen, heraus, die in bestimmten Fällen immer wiederkehren.

Allmählich aber, im Verlaufe einer langen Entwicklung, rang sich die Musik aus den beengenden Fesseln der Recitation los. Das rein melodische Element, das in den schlichten Weisen des Volkes seit alters die unbeschränkte Herrschaft besessen hatte, begann auch in der höheren Kunstmusik seine Rechte geltend zu machen. Reichere melodische Bildungen drangen in den Gesang der Kirche ein und drängten die alte Psalmodie mehr und mehr in den Hintergrund. Vollends mit der Entwicklung der Mehrstimmigkeit, des Diskantus und des Kontrapunkts schwand das Interesse an der alten Recitation immer mehr dahin; nur in der stets konservativen gottesdienstlichen Praxis hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Ein neues Feld that sich dem Sprechgesang auf, als gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Kreise des florentinischen Edelmanns Bardi die Idee auftauchte, das alte griechische Drama neu zu beleben. Die Meister des stile rappresentativo gingen von dem Bestreben aus, im Gegensatz zu der komplizirten polyphonen Musik, die allmählich auch in der Kirche die Herrschaft an sich gerissen hatte, wieder zu einer einfachen, natürlichen Art zurückzukehren. Diesen Zweck aber glaubten sie am besten durch einen möglichst engen Anschluß an den sprachlichen Ausdruck zu erreichen. So entstand die Form, die wir noch heute mit dem Namen Recitativ bezeichnen.

Das Recitativ nimmt in jenen ersten Versuchen auf dem Gebiete des musikalischen Dramas noch weitaus den größten Raum ein. Auch hier bildeten sich im Laufe der Zeit ganz von selbst infolge des engen Anschmiegens an den sprachlichen Tonfall des Textwortes bestimmte Kadenzformeln heraus, die sich bis in unser Jahrhundert hinein erhalten haben, so ganz besonders der Quartensprung von der Tonika abwärts nach der Dominante am Abschluß eines längeren Satzganzen.

Aber auch auf dem dramatischen Gebiete erlangte das rein melodische Element gar bald das Uebergewicht über den Sprechgesang. Immer mehr trat das Ariöse in den Vordergrund; die Recitative bildeten sehr bald bloß noch die Verbindungsglieder zwischen den rein melodisch gehaltenen lyrischen Partien einer Oper, und welche Auswüchse sich allmählich auf dem Gebiete der Arie breit machten, ist aus der Geschichte der italienischen Oper des letzten Jahrhunderts sattsam bekannt.

Dazu kam aber noch ein weiteres Moment. Durch den großen Orgelkünstler Bach wurde an die Stelle der reinen Vokalmelodie die Instrumentalmelodie gesetzt und damit eine Entwicklung eingeleitet, deren Höhepunkt der Name Beethoven bezeichnet. Nur sehr wenige Künstler, vor allem der universelle Genius eines Mozart, vermochten sich von der einseitigen Hinneigung zum Instrumentalen frei zu machen und reine Gesangsmelodien zu schaffen. Man gewöhnte sich daran, die menschliche Stimme als ein Instrument wie jedes andere aufzufassen und zu behandeln.

Ein Zeitalter des Gesangsvirtuosenthums brach an, für dessen Künsteleien uns Modernen glücklicherweise Sinn und Verständniß vollständig geschwunden ist.

Es ist natürlich, daß in einer Zeit, deren Melodik durchaus instrumentalen Charakter trägt, das Gefühl für das rein sprachliche Melos merklich abgestumpft werden muß, eine Thatsache, unter deren Folgen auch wir heutzutage noch zu leiden haben. Mehr und mehr machte sich die Neigung bemerkbar, da man die von der reinen Vokalmusik mit ihrem engen Anschluß an das Dichterwort gebotenen Ausdrucksmittel nicht mehr auszunutzen verstand, den Stimmungsgehalt eines dramatischen Werkes durch den Instrumentalkörper des Orchesters zum Ausdruck zu bringen und den Gesang, so gut es eben ging, dem harmonischen Gefüge der Instrumente anzupassen. Ja, man ging so weit, den Gesang überhaupt fallen zu lassen und durch das gesprochene Wort zu ersetzen. So entstand im vorigen Jahrhundert das Melodram, das merkwürdigerweise in allerjüngster Zeit einen unverhofften Nachzügler gefunden hat.

Die Reaktion gegen die Auswüchse der italienischen Oper war es, welche seinerzeit das Reformationswerk Glucks gezeitigt hat. Gluck suchte sein Ziel zu erreichen einmal dadurch, daß er die Hülfsmittel des Orchesters in weit höherem Maße zum Ausdruck der Stimmung heranzog, als irgend einer seiner Vorgänger, dann aber vornehmlich auch dadurch, daß er das rein musikalische Melos wieder in enge Wechselbeziehungen zum sprachlichen setzte. In inniger Verschlingung rankt sich bei ihm das Blüthengewinde der Melodie am Gerüste des poetischen Textes empor — nicht immer zum Vortheil der Gesangsmelodie als solcher. Die Melodik Glucks gewinnt dadurch den Charakter archaischer Gebundenheit und Strenge, die mitunter in Trockenheit ausartet. Erst Mozart war es beschieden, hier den richtigen Weg zu finden. Er verleiht der starren, halb musikalisch, halb deklamatorischen Melodik Glucks Fleisch und Blut und blühendes Leben. Er weiß das musikalische und das sprachliche Melos in genialster Weise miteinander zu vermählen. Er schafft reine Gesangsmelodien, ohne die Rechte des Orchesters, die ihm Gluck zugewiesen, in irgendwelchem Punkte zu schmälern. Im Gegentheil, auch auf diesem Gebiete weiß er dem musikalischen Ausdruck neue Hülfsmittel zu erschließen.

Aber das Prinzip Mozarts hat keine Nachfolge gefunden. Das 19. Jahrhundert steht vielmehr durchaus unter dem Zeichen des großen Instrumentalisten Beethoven. Seine gewaltigen Schöpfungen auf dem Gebiete der „absoluten" Musik haben die Entwicklung der reinen Vokalkomposition auf lange Zeit hinaus unterbrochen. Man denkt, man schreibt heutzutage instrumental; auch in den modernen Vokalwerken liegt der Schwerpunkt durchaus auf Seiten des begleitenden Instrumentalkörpers. Diese Erscheinung erstreckt sich sogar bis in das Gebiet des einfachen Liedes hinein; man denke nur z. B. an einen großen Theil der Lieder Robert Schumanns.

Dementsprechend hat sich auch die Entwicklung der dramatischen Musik unsrer Tage gestaltet, deren Höhepunkt die Werke Richard Wagners bilden. Auch hier ist das Gleichgewicht zwischen Gesang und Orchester bedeutend zu ungunsten des ersteren verschoben. Das Orchester ist der eigentliche Träger des dramatischen Stimmungsausdrucks, während der Antheil des Sängers in einer nur selten bis zur wirklichen Gesangsmelodie gesteigerten Recitation besteht. Wie einst Gluck, so richtet auch Wagner sein Hauptaugenmerk auf möglichst genauen Anschluß an die natürliche Deklamation und hat sich damit unzweifelhaft das große Verdienst erworben, Sinn und Verständniß für die engen Wechselbeziehungen zwischen sprachlichem und musikalischem Melos, von denen die wahre Vokalmusik stets ausgehen muß, bei der jüngeren Generation wieder wachgerufen zu haben.

Aber Wagner blieb beim Sprechgesang stehen, er verzichtete darauf, ihn bis zum vollen Gesange zu beleben. Der Sprechgesang bildet aber nicht etwa die höchste, sondern die niederste Stufe des dramatischen Gesangs.

Und so leidet denn auch das Reformationswerk Wagners, wie einst dasjenige Glucks, am Fehler der Einseitigkeit. Während die instrumentale Seite des musikalischen Dramas durch ihn eine vordem kaum geahnte Stufe der Durchbildung erreicht hat, ist die Entwicklung der vokalen Seite verkümmert geblieben. Aufgabe einer späteren Zukunft wird es sein, das verschobene Gleichgewicht der beiden Faktoren wieder herzustellen und die reine Vokalmusik wieder in die ihr gebührenden Rechte einzusetzen. Wird sich unser Ohr erst wieder daran gewöhnt haben, die Eigenart einer reinen Gesangsmelodie voll zu erfassen, dann wird es sich auch auf dem Gebiete der dramatischen Musik nicht mehr ausschließlich mit dem bloßen Sprechgesang begnügen, sondern die letzte Steigerung zur wirklichen Melodie verlangen.

Vom Weihnachtstisch.

II.

I Sobald die Nachricht von der Erwerbung Kiautschau's verlautete, machte sich Hr. v. **Hesse-Wartegg** auf, um, wie von ihm auch gar nicht anders zu erwarten war, die neue deutsche Provinz zu erkunden und nach dem technischen Ausdruck der alten Geographen „zur Kenntniß der übrigen Erdtheile zu bringen". Mit den gehörigen Empfehlungsbriefen, Fermans und Passeportouts ausgestattet, im Gefolge von Dolmetsch, Photographen und Dienerschaft erfolgte die Rundfahrt. Unser Traveller gewann auch die ledernsten Herzen aller Mandarinen, die Riegel und Thore aller Tempel öffneten sich, alle Behörden warteten auf, Herbergen und Quartiere wurden durch Eilboten vorbereitet und Eskortsoldaten, Wagen und die unvermeidlichen Wogen und Schubkarren gestellt. Die Resultate liegen jetzt schon in einem mit 145 Textbildern, 27 Tafeln, 6 Beilagen und 3 Karten hübsch ausgestatteten kleinen Folianten vor: „**Schantung und Deutsch-China.** Von Kiau-tschau ins Heilige Land von China und vom Yangtsekiang nach Peking im Jahre 1898 (Leipzig 1898 bei J. J. Weber. VI und 294 S. Gr. 8°).

Selbstverständlich stehen in Kiau-tschau die Gegensätze im unvermittelten Nebeneinander: eine Fülle von ungehobenen Schätzen und eine primitive troglodytenhafte, echt bezopfte Unbehülflichkeit. Erstere brauchen nur angeschürft und gehoben, letztere in die richtigen Bahnen gelenkt zu werden. Was wir vorläufig darüber wissen, ist immer noch Stückwerk. So mochten etwa die Privatberichte der Quartiermacher aus Gallien oder Britannien gelautet haben bei Julius Cäsars Occupation. Auch den Adjutanten des Drusus und Germanicus, deren Rapporte leider nicht auf uns gekommen sind, mag manches gleich unbegreiflich, fremd und ungeheuerlich erschienen sein. Völlige Uebereinstimmung herrschte jedoch sicherlich darin, daß kein Land für den Kaufmann, den Industriellen, den Soldaten und Kulturhistoriker von so großer Wichtigkeit und packendem Interesse sei.

Jeder Leser wird nach seinem Geschmack und Metier genug Anziehendes, Lehrreiches und Interessantes finden, das Leben streckt uns überall seine Fangarme entgegen, in der Stadt Kiau-tschou, in den pochenden Eisenwerkstätten, bei den Seidenspinnern, Webern und Strohflechtern, in dem wogenden Jahrmarktsbild des unerschöpflichen Kohlengebiets von Wei-hsien, in Tsingtschou-fu, der Heimath der früheren großen Kaiserdynastie der Ming mit dem herrlichen Buddha-Tempel und den kolossalen Erdpyramiden und Königsgräbern. Als zukunftverheißend durch ihre entzückende Lage wird die Hauptstadt Tsinan-fu den Europäern empfohlen. Unser unermüdlicher Dragoman geleitet den staunenden Zuhörer in das uralte Tsingan-fu, das chinesische Mekka, wie den grandiosen Taischan-Tempel mit seinen Steindenkmalen und klobigen Statuen und tausendjährigen Cypressen mit einem 25 Tagwerk umfassenden Konglomerat von Bauten, Hallen,

Thoren und Pagoden. Die Schilderungen gipfeln in der Besteigung des heiligen Berges Taischan, auf welchem die heilige Mutter Lau-noi-nai zu schlafen geruht; über 6000 Steinstufen führen auf einer Strecke wie von Vitznau nach Rigi-Kulm zu diesem Konglomerat von Klöstern, Heiligthümern und Seltsamkeiten, die seit 30 Jahren kein Europäer besuchte und die nun zum erstenmal photographirt wurden. Das Gleiche gilt von dem Grab des Confucius zu Kin-fu, dessen heute noch im herzoglichen Rang lebenden Nachkommen eine über 27 Jahrhunderte alte Dynastie bilden. Von der Pracht des Confucius-Tempels in einem 35 Morgen umfassenden Park geben selbst diese Photographien nur eine beiläufige Ahnung. Zu Yentschou-fu widerfuhr Hrn. v. Hesse-Wartegg der glänzendste Empfang durch den feingebildeten und mit europäischen Verhältnissen wohlbekannten General Tieng-min-leh; es gab Münchener Bier, Sekt, Zigarren, Messer und Gabeln u. s. w. Der putzigste von allen Mandarinen war wohl der zu Thining die Schutztruppen des Kaiserkanals kommandirende Oberst, der mit einem phantastischen Aufzug und Gefolge erschien, wie etwa Prinz Karneval auf dem Kölner Gürzenich. Großes Lob zollt unser Reisender für freundliche Förderung den deutschen Missionären, welche in ihrer Anspruchlosigkeit und Bereitwilligkeit sich wohlthätig unterscheiden von den Presbyterianern, Baptisten und Methodisten der englisch sprechenden Nationen. Sie üben, stets von Gefahren umdroht, ihr stilles Friedenswerk und pflanzen gleichzeitig den Samen für die Ausbreitung deutscher Kultur und deutschen Handels — in ihrer Weise ein Seitenstück zu den Heidenaposteln, welche im 7. und 8. Jahrhundert aus Schottland und Irland nach Deutschland kamen. Diesen Pionieren widmet Hr. v. Hesse-Wartegg einen eigenen Abschnitt; er führt uns auch zu den Grabstätten der ermordeten Dieß und Henle.

Nicht so harmlos erweisen sich die „Reisen und Abenteuer in Tibet“, welche Henry S. Landor unter dem etwas romanhaft klingenden Titel „Auf verbotenen Wegen“ (Leipzig, 1898 bei F. A. Brockhaus. 511 S. 8° mit 202 Abbildungen und 8 Chromotafeln) erscheinen ließ. Von Bombay aus durchquerte der Verfasser Vorderindien, überschritt auf den die Höhe des Montblanc noch um 1000 m übertreffenden Eispässen des Lumpiya den Himalaya und wagte sich mit Leibes- und Lebensgefahr in das allen Fremden unzugängliche Tibet, das heilige Land des Lama, der buddhistischen Priester. Im Kampfe mit den Schrecken und Entbehrungen der erstarrten Schneewelt, mit den feindseligen Bewohnern, verlassen von seinen angeworbenen Dienern und Trägern, fiel der verrathene Forscher in einen Hinterhalt, ohne die Stadt Lhassa erreichen zu können. Doch gelang es ihm, die beiden, durch einen mächtigen Gebirgsgrat getrennten großen Wasserflächen des Lafan-tscho und Mapon-tscho (oder nach europäischer Benennung Rakastal und Mansarowar) zu besuchen und den pyramidenförmigen heiligen Berg Kelas zu begrüßen. Unser Berichterstatter wurde gefangen, mißhandelt und gemartert, auf einem Auge geblendet, namenlos gequält und zum Tode verurtheilt; schließlich rettete er doch sein Leben, obschon das Schwert über sein Haupt geschwungen war. Er verlor nicht nur einen beträchtlichen Theil seines Geldes, seiner Instrumente, Tagebücher, Aufzeichnungen und photographischen Platten, sondern erlitt auch bleibenden Schaden an seiner Gesundheit. Das alles wird uns durch landschaftliche Aufnahmen, photographische Skizzen und ziemlich dilettantische Zeichnungen des Herrn Verfassers versinnlicht. Obwohl kein Stilist, weiß er doch anziehend, aber meist flüchtig und sorglos zu erzählen, und durch seine Abenteuer den Leser zu fesseln, bisweilen denken wir unwillkürlich aber auch an — Gerstäcker oder Karl May. Pardon darob! Andere scheinen gleichfalls ähnliche Empfindungen gehegt zu haben. Doch schlägt der Herr Verfasser alle Zweifel darnieder durch die beigefügten amtlichen und ärztlichen Dokumente und durch seine schwerwiegenden Klagen über die Schwäche der indischen Regierung. Von besonderem Interesse sind die Schilderungen der indischen Waldmenschen (Raots, Rajis) und der Schokas, ihrer Spinnstuben, ihrer Leichenfeier, Verbrennung und Todtentänze. Das Nebelbild am Mangschan-Gletscher erinnert an unsre Brocken-Gespenster. Lehrreich sind auch die Mittheilungen über die Tibetaner Frauen, über die Landessitten bei Heirath und Tod; wir besuchen den Tempel zu Tuker mit seinen Lamas (Oberpriester), Schubis (Novizen) und Getsuls (Subdiakonen) und hören von den buddhistischen Handhaspeln und Gebettrommeln, heiligen Stein-Inschriften, auch von tibetanischer Heilkunst und Räuber-Romantik. Das Bildniß des Verfassers vor und nach seiner Reise ist ein sprechender Beleg für die bestandenen namenlosen Strapazen.

Die Indischen Reisebriefe von Hermann Dalton (Gütersloh 1899 bei Bertelsmann, XII u. 386 S. 8°) zeigen den Hrn. Verfasser auf Missionspfaden, ebenso wie seine früheren Fahrten nach England und Schweden, in Griechenland und Kleinasien, Palästina und Japan. Dabei bewährt der geehrte Hr. Konsistorialrath gleiches Interesse für Kunst und Natur. Von Ceylon, welches unsern Lesern noch durch Geigers unvergleichliches Werk in Erinnerung bleibt[1]), geht die Route über Madras, Calcutta, Dardschiling (wo Dalton mit dem aus Tibet so zerschunden zurückkehrenden vorgenannten Landor zusammentraf) nach Ranschi und die heilige Stadt Benares am göttlichen Gangesstrom, Agra-Sikandra, Delhi, Dschaipur, das vergessene Ahmedabad und Bombay. Ueberall galt es Enclaven, alte Gemeinden und neue Stationen zu besichtigen, zu stützen, zu trösten und weiterzubauen, im Wetteifer mit den Jüngern Loyola's, welche an Dalton einen scharfen, unversöhnlichen Kritiker finden. Freunde fremdartiger Kulturschilderungen werden mit Vergnügen die Beschreibung von Seiwo's Hochzeitstagfeier zu Benares lesen, die Scenen von den Waschungen im Ganges und die greulichen Zeremonien einer Leichenverbrennung bestaunen. Auch der Besuch im Kedarnath-Tempel mit seinen Filigranarbeiten und ungeheuerlichen Götterbildern, die Ghetto-Winkel der Straßen mit ihren Bettlern, Kindern, Krüppeln, Fakirs und Asketen — alles gibt Bilder, oft der wunderlichsten Art. Auch die „Heilsarmee“ mit ihren weiblichen Soldaten hat in Indien Fuß gefaßt und übt dort ihre verbrechte Tugendhaftigkeit. Einen Glanzpunkt bildet der Besuch Bombay's mit seinen Prachtbauten in allen Stilarten, die Felsentempel von Elefanta u. s. w.

Die „Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes“ von Oswald Kunhardt (Berlin bei Dietrich Reimer, 442 S. gr. 8°) führen uns in 1000 Tagen um die Erde. Der Verfasser ist ein sehr junges Blut. Nach einem sorgfältigen, aber eigenartigen Bildungsgang besuchte derselbe mit 16 Jahren das Nordkap, dann Paris und London. Bald darauf wurde nach echter Hamburger Sitte der Neunzehnjährige im Jahre 1893 über Funchal nach Buenos Aires auf 8 Monate in Kondition geschickt. Von da ergab sich genug Gelegenheit zu Ausflügen in das Innere des Landes, in den Urwald, zu Rothhäuten und Guaranis (Zwergen), zu kühnen Ritten durch eine brennende Prairie, kurz, durch die ganze Scenerie der Cooper'schen Lederstrumpf-Erzählungen. Ueberall beobachtete er mit scharfen, hellen Augen die Sitten und Gebräuche und das gesellige Leben, insbesondere aber die Handelsverhältnisse und die Stellung der Deutschen zu den verschiedensten Lagen und Fragen. Sein Urtheil lautet oft herb und hart — er nimmt und gibt die Dinge, wie er sie eben sah und erfaßte; Schönfärberei ist nicht seine Sache. Von Buenos Aires ging es über Valparaiso, Santiago und Panama nach Mexico, wo er wieder 4 Monate, theilweise auf einer lehrreichen Geschäftsreise, verbrachte. Natürlich wurden auch die Silber- und Goldminen, die Riesenbäume und Wasserfälle Californiens besucht. Von San Francisco reiste unser Held an Bord der „China“ nach Honolulu und erlebte unterwegs in Apia eine idyllische Flirtation mit der Prinzeß Kaiulani, der Tochter der letzten Königin der Hawaii-Inseln; er umfuhr Neu-Seeland, durchkostete die Wunder des Geysirgebietes und Waivakei-Thales, besuchte Sidney, Melbourne und die Goldminen Bendigo's, wo sich der Reisende in Grubenkleidung photographiren ließ für das Titelblatt seines längst geplanten „Wanderbuchs“. Von Kapstadt aus werden die Kaffern und Zulus, die Boers, Pretoria und die Diamantfelder von Kimberley besucht, dann eilte der junge Odysseus, welchem Poseidon ob der in 3 Jahren erfolgten viermaligen Passage des Aequator noch einen hübschen Sturm bei den Canarien bescherte, über Lissabon, Paris und Köln in die sichere Heimath. Er ist ein aufgeweckter, frischer Kopf, ein

---

[1]) Vgl. Beilage 285 Allg. Ztg. vom 17. Dezember 1897.

nach dem Beispiele des Vaters, als echter Homburger, frühzeitig scharf ins Leben blickender Beobachter, der vieles las und in Büchern kramte, auch seine Excerpte gut verwerthet, die Werke Kants citirt, sich als Schüler der amerikanischen Buddhisten und als exzellenter Guitarrenkünstler ausspielt. Sein Vortrag ist vorwiegend doktrinär, erwärmt aber öfters; auch verfügt er als landschaftlicher Schilderer über eine anziehende Palette. Neues bietet er wenig. Seinen Wunsch, daß auch andere seiner Standesgenossen ihre Ergebnisse in die Presse bringen möchten, theilen wir nicht, denn wenn jeder ehrenwerthe Commis voyageur seine meist herzlich dünn gesäte Weisheit drucken lassen wollte, möchten sich wenige Verleger finden, welche ein Opus so schön und reich mit Lichtdrucken und Karten wie das vorliegende Buch ausstatten würden.

Wilhelm Kaufmanns „Sonderfahrt nach dem Orient" (Dresden 1898 bei Zahn u. Jaensch. 72 S. 8°) gibt die Eindrücke einer Karl Stangen-Expedition auf der „Bohemia". Diese Reisebriefe erschienen zuerst in amerikanischen Zeitungen. Sie tragen das Gepräge einer Hetzjagd: überall wiederholt sich die Klage über Mangel an Zeit zur rechten Betrachtung und der unwillkürliche Stoßseufzer „Wir sahen in kurzer Zeit so viel, daß ich gar nichts davon behalten habe," ist charakteristisch genug für diese moderne Manie, alles im Fluge zu genießen: „Wir standen auf den Pyramiden und auf der Akropolis von Athen, wir schritten über die Trümmerfelder des alten Baalbeck und des vielleicht noch älteren Memphis, wir besuchten die geheiligten Stätten in Jerusalem und Bethlehem, wanderten die Straße nach Jericho, dem Jordan und dem Todten Meere, sahen die unvergleichlich schönen Landschaftsbilder von Konstantinopel, durchfurchten den Bosporus und das Goldene Horn, landeten auf Corfu, der herrlichen Insel, welche wohl jedem Beschauer den Eindruck hinterläßt, daß dort das Paradies gesucht werden könne, machten Ausflüge nach Rhodus und nach Malta, nach dem Vesuv und nach Sicilien, nach den uralten orientalischen Handelsstätten Smyrna, Beirut und Damaskus, überschritten den schneebedeckten Libanon und fanden schließlich in Triest noch Gelegenheit, das märchenhafte Schloß Miramar zu besichtigen." Und dabei hatte die Gesellschaft noch Zeit — Postkarten zu schreiben! „Jeden Abend, wenn wir todtmüde im Hotel angelangt waren, ging die Postkartenkauferei und -schreiberei los. Erst mußten die Karten ausgesucht werden, ein mühsamer, langweiliger Prozeß, dann waren die Postmarken herbeizuschaffen und dann der Fleck zu suchen, wo man nothdürftig mit Tinte schreiben konnte. Zu einer vernünftigen Unterhaltung mit den Reisegenossen, zu einem Austausch von Meinungen über das gemeinsam Gesehene kam es in den seltensten Fällen, der Postkartenteufel hatte uns Alle in seinen Krallen, manche von uns brachten es über hundert Stück per Tag. Wenn die Empfänger der Karten nur wüßten, unter welchen Seufzern und Flüchen (!) diese Fluth von bunten Reisegrüßen zustande gebracht und in die Welt geschickt worden ist!" Und doch — trotz alledem... Bei aller Eile berichtet doch Hr. Wilhelm Kaufmann mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit über Jerusalem und die dortigen Bauten und Heiligthümer. Wir lassen jedoch hierüber lieber Hrn. Prof. Dr. Sepp das Wort, der in seinem nun in vierter, neu bearbeiteter Auflage vorliegenden „Leben Jesu" (München 1898 bei Cäsar Fritsch) die neuesten Ergebnisse seiner Forschungen über Topographie, Chronologie und universalhistorischer Synoptik mit solch apodiktischer Sicherheit gibt, daß er für jeden Nachweis eines wissenschaftlichen Fehlers eine Prämie bietet. Dabei ist, nebenbei bemerkt, durch Ausstattung mit diplomatisch-treuen Bildern und Ansichten das denkbar Möglichste geleistet.

Als Antipode zu Wilhelm Kaufmanns Menschentransportgelegenheit geht ein ungenannter „Weltenbummler" in seinen „nörgelnden" Reiseskizzen „Im Zauberbann des Pharaonenlandes" (Leipzig, bei E. H. Mayr, 112 S. 8°) mit gentlemanlikem Air als distinguirter Wanderer seine eigenen Wege. Er ist ein alter Kriegskamerad, der bei dritthalb Zentner eigener Leibesschwere nur 30 kg Gepäck bedarf, er huldigt dem Sport als Radfahrer und Jäger, zeigt einen heiteren, fröhlichen, aber vorbedächtigen Sinn und exzellirt in flüssiger Causerie. Als Muster eines landschaftlichen Stimmungsbildes mag die Rundsicht von den Mollaham-Höhen gelten!

Die ganze Herrlichkeit Venedigs wiederspiegelt das Buch, welches G. Pauli über diese wunder- und märchenvolle Stadt verfaßte (als zweites Bändchen der „Berühmten Kunststätten", Leipzig, bei E. A. Seemann 1898. 158 S. gr. 8°). Die ganze Entwicklung der stolzen Venetia, ihre politische und historische Vergangenheit, mit ihren Kirchen, Palästen und Brücken, die Schöpfungen der Bildhauerkunst und Malerei — das alles rauscht in glanzvollen, durch 128 treffliche Abbildungen illustrirten Schilderungen an dem Leser vorüber, als Vorbereitung für jeden Neuling, als freudige Erinnerung für jeden Glücklichen, welcher diese unvergeßlichen Eindrücke aus eigenen Erlebnissen schöpfte.

Noch so viel exotischer Luft führen uns S. M. Prems Schilderungen „Ueber Berg und Thal" (München, 1899 bei Lindauer. 236 S. 8°) nach Nordtirol, nach Innsbruck, Wilten, Stubai, Kufstein und Walchsee, ins Brixenthal, Wildschönau u. dgl. Von den gutgezeichneten Landschaftsbildern heben sich allerlei historische Persönlichkeiten ab, alte Minnesinger und neue Dichter, Künstler und Gelehrte, auch allerlei volksthümliche Studien über Passionsspiele und „Antlaßritte" sind geschickt eingeflochten. Hoffentlich geleitet uns derselbe Cicerone auch noch durch andere Theile des südlichen Tirol, durch die von dem großen Schienenwege weit abzweigenden Thäler und Bergleiten.

Als Separatabdruck aus dessen „Seebuch" ist Heinrich Noë's meisterhafte Studie „Aus dem Berchtesgadener Lande" (ebendaselbst, 173 S. 8°) in handlicher Form erschienen, allen Touristen und Freunden der Natur und unsres leider zu früh geschiedenen Autors zum steten Gedächtniß.

Als populärer Beitrag zur „Länder- und Völkerkunde" ist uns als neue Serie im „Hausschatz des Wissens" F. W. Paul Lehmanns „Europa" (Neudamm, bei J. Neumann. 791 S. gr. 8°) willkommen: ein praktisches Lehr- und Lesebuch für alt und jung, ausgestattet mit ca. 500 Bildern, Ansichten, ethnographischen Skizzen, Kostümen, Städten, Burgen, Landschaften und Karten.

Besondere Erwähnung verdient auch noch eine Jugendschrift von Paul Lindenberg „Fritz Vogelsang oder die Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiau-tschou" (Berlin, 1899 bei F. Dümmler. 288 S. 8°); der Untergang des „Iltis" ist in die Erzählung verflochten; Bilder in Farben- und Lichtdruck vollenden die hübsche Ausstattung.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. „Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt, herausgegeben von Jakob Oeri"; Band I und II. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Eine lebhafte Hoffnung hat sich uns glücklich erfüllt: aus dem Nachlaß Jakob Burckhardts sind von vertrauter und geschickter Hand zwei stattliche Bände griechischer Kulturgeschichte herausgegeben worden, in denen der geistige und sittliche Charakter des hellenischen Volksthums, zunächst wie er im staatlichen und religiösen Leben zur Erscheinung kam, in dem nämlichen großen Stil abgebildet wird, den wir an dem Geschichtschreiber der Kultur der Renaissance seit einem Menschenalter bewundert haben. Für künftig werden uns zwei weitere Bände verheißen; sie sollen die begonnene Charakterschilderung durch Kunst, Poesie, Philosophie und Wissenschaft hindurch zu Ende führen, um mit einem strenger historischen Ueberblick über den griechischen Menschen überhaupt in seiner zeitlichen Entwicklung zu schließen. In formaler Hinsicht merkt man dem Buch an, daß es aus Vorlesungen erwachsen ist: der gedrungenen Vollendung des älteren Hauptwerks kommt es in seiner bequemer einherwandelnden, dafür aber auch leichter eingehenden Weise nicht völlig gleich. An Gehalt aber ist es unschätzbar reich, interessant durch und durch, wenn wir mit diesem Wort diejenige Kunst der Darstellung bezeichnen dürfen, die an jeder einzelnen der unzähligen vorgeführten Thatsachen deren ideale Beziehung auf einen allgemeinen, tief begründeten Zusammenhang, kurzum ihre Bedeutung unmittelbar zutage treten läßt. Die Forschung beruht auf eigener umfassender Lektüre der griechischen Originalquellen selbst, wovon die Citate der Anmerkungen Rechenschaft ablegen; von der umständlichen Kritik, die der eigentliche Geschichtschreiber üben muß, kann der Kultur-

historiker im Sinn Burckhardts absehen, denn zu ihm redet der griechische Geist in der Erdichtung nicht minder griechisch als in der Wahrheit. Aus dem gleichen Grund darf er sich auch über die Forderung einer vollständigen Bekanntschaft mit der antiquarischen Literatur der Modernen hinwegsetzen; weit wichtiger ist für Burckhardts Zweck, daß er an seinen Gegenstand in der Ausrüstung mit einer tief eindringenden Kenntniß auch anderer Völker und Zeiten herantritt: aus dem Kontrast mit dem römischen oder italienischen Wesen ergibt sich ihm die hellenische Eigenart desto deutlicher. Vor allem aber beleuchtet er diese für uns doch immer mit ihrem eigenen Licht. Von der genialen Anschauung des ganzen Griechenthums, wie sie ihm aus den Tausenden von Beobachtungen während seiner Vorstudien aufgestiegen, ist er ausgegangen bei der Wahl, der Gruppirung, der Wendung aller einzelnen Daten, aus denen er seine Schilderung zusammensetzt. Auf dieser künstlerischen Komposition aus der Idee des Ganzen heraus beruht es, daß die Gebilde seiner Darstellung, Mosaik wie sie sind, doch nicht als Mosaik empfunden werden. Dürfen wir einen Unterschied heraorheben, so ziehen wir den ersten Band dem zweiten vor: in diesem verleitet die Vielseitigkeit der religiösen Vorstellungen der Griechen den psychologischen Betrachter hier und da zu etwas breiterer Erörterung, während in jenem Natur und Schicksal des griechischen Staatslebens mit außerordentlicher Bestimmtheit gezeichnet und beurtheilt werden — und zwar beurtheilt mit einer wahrhaft wohlthuenden sittlichen Strenge. In dieser Beziehung steht Burckhardt überhaupt dem hellenischen Alterthum bei weitem freier gegenüber, als vordem der Renaissance, in deren Seele er sich mit einer so lebendig nachfühlenden Freude hineinversenkt hatte, daß er sogar ihre dunkelsten Schattenseiten nicht ohne Begeisterung zu schildern unternahm. An den Griechen dagegen, so sehr er sie auch in ihrer einzig hohen und reichen Begabung bewundert und liebt, weiß er doch zugleich die abscheulichen, für sie selber verhängnißvollen Charakterzüge mit echt historischer Objektivität zu erkennen und zu enthüllen. Auch aus diesem Grunde wünschen wir dem prächtigen Buche recht viele Leser und Beherziger; man wird nicht fehlgehen, wenn man es nächst Bismarcks Denkwürdigkeiten für die werthvollste Gabe zu den heurigen Weihnachten erklärt.

-rl- **Neue Anwendung der Röntgenstrahlen.** Eine ebenso amüsante als originelle Anwendung der Röntgenstrahlen machte, nach der Zeitschrift „Engl. Mech.“, Mr. Rudolf Spreckles in Californien, der in der Nähe von San Francisco eine Farm besitzt und auf derselben eine großartige Hühnerzucht betreibt; sein gegenwärtiger Bestand an Leghennen erreicht die respektable Zahl von 14,000. Dieser Anzahl entsprach aber nicht die Anzahl der täglich erhaltenen Eier, es zeigte sich vielmehr, daß durchschnittlich jede fünfte Henne ungenügende oder gar keine Eier legte, was natürlich einen sehr fühlbaren Verlust verursachte, da etwa 3000 Hennen täglich umsonst gefüttert wurden. Was that nun der geriebene Yankee, um die säumigen Hennen von denen ausscheiden zu können, die ihre Legepflicht erfüllten? Er nahm seine Zuflucht zu den Röntgenstrahlen, mit denen er nach und nach sämmtliche Hennen (in der Stunde 30—40 Stück) durchleuchtete. Hiebei fanden sich gewisse Fehler im Bau derjenigen Hennen, die entweder gar keine oder zu kleine Eier legten. Die betreffenden Individuen wurden ausgeschieden und anderweitig nutzbringend verwerthet, Mr. Spreckles aber hat, dank seiner „smartness“, den Ertrag seiner Farm im Handumdrehen um 20 Proz. erhöht.

* **Jena.** Die Universität zählt in diesem Semester 664 immatrikulirte Studirende und 43 Hörer, insgesammt demnach 707 Besucher. Diese Zahl wird sich infolge der nach Abschluß des amtlichen Verzeichnisses erfolgten Aufnahmen noch erhöhen, so daß der Bestand des vorigen Winters, der 708 nach endgültiger Feststellung betrug, überschritten werden wird. Die theologische Fakultät zählt 36 Studirende, die juristische 184, die medizinische 194, die philosophische 250. Aus den vier Erhalterstaaten stammen 217 Studirende, davon 133 aus Weimar, 36 aus Meiningen, 25 aus Altenburg, 23 aus Gotha; aus anderen deutschen Staaten 393, davon 237 aus Preußen, aus dem Auslande 54.

* **Halle a. S.,** 1. Dez. Der ordentliche Honorarprofessor an der hiesigen Universität, Dr. Gustav Friedrich Herzberg, feiert heute sein 50jähriges Doktorjubiläum in einem Alter von nahezu 73 Jahren in völliger körperlicher und geistiger Frische. Der Jubilar ist als Geschichtsforscher durch seine zahlreichen Schriften weithin bekannt und geschätzt.

* **Bonn.** Wie die „Köln. Ztg.“ meldet, hat Dr. Paul Clemen, Provinzialkonservator der Rheinprovinz, den Ruf als Professor der Kunstgeschichte an der kgl. Kunstakademie in Düsseldorf erhalten und angenommen. Sein Vorgänger war der nach dem Tode Dr. Hans Müllers als erster ständiger Sekretär der Kunstakademie in Berlin berufene Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen.

* **Greifswald.** Die Privatdozenten Dr. August Schmekel in Berlin und Dr. Alfred Körte in Bonn sind zu außerordentlichen Professoren an der hiesigen Universität ernannt worden. Der Erstere für Philosophie und Philologie, Letzterer für Philologie und philologische Hülfswissenschaften.

* **London,** 29. Nov. Der frühere Professor der Naturgeschichte an der Universität Edinburg, George James Allman, ist am 17. d. M. gestorben. Den größten Theil seines Lebens hat er auf die Erforschung der unteren Thierarten verwandt. Die vom „Challenger“ mitgebrachten Hydroiden hat Allman bestimmt und beschrieben. Außer zahlreichen in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen hat er zwei große Werke verfaßt: eine Monographie über Frischwasser-Polyzoen und eine über gymnoplastische Hydroiden. — Die erste Architektin in Europa wird demnächst in das Royal Institute of British Architects als Mitglied eintreten. Es ist Frln. Ethel Mary Charles, die 1893 ihre erste Vorprüfung für das Studium der Architektur bestand, 1895 eine weitere Prüfung ablegte, welche man etwa Bauführerexamen nennen kann, und jetzt ein Baumeisterexamen mit Erfolg absolvirt hat. Letzteres Examen dauerte 5 Tage und erstreckte sich auf alle Zweige der Baukunst. Das Bestehen dieser Schlußprüfung berechtigt Frln. Ethel Charles, „Associate“ des genannten Instituts zu werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Reichstagswahlen von 1898, nach ihren Ergebnissen zusammengestellt von Willy Heß. Berlin, S. Cronbach 1898. — Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. 6. u. 7. Lfg. Berlin, J. Guttentag 1898. — Herm. Kretzschmar: Führer durch den Konzertsaal. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Max Kretzer: Der Sohn der Frau. Schauspiel in drei Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1899. — Karl Ewald: Sechs Märchen. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst u. Sön 1898. — Statistisches Handbuch für den preußischen Staat. Bd. III. Berlin, Verlag des kgl. Statistischen Bureaus 1898. — Friedrich Karl Devens: Das deutsche Roß in der Geschichte, in Sitte, Sang und Sage. Mit Illustrationen von Theodor Rocholl. 1. Lfg. Bremen, C. Ed. Müller 1898. — Dr. Cajetan Dittl: Sprachlaute und Lautschrift. Graz, Paul Cieslar 1898. — Ferdinand Stechauner: Schneeflocken. Ernst und Scherz im tollen Wirbel. Wien, C. Daberkow 1898. — *Auguste Comte:* Extraits de son oeuvre finale. Paris, H. le Soudier 1898. — Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Landes- und Ortsbeschreibung. Hrsgb. vom Statistischen Bureau des Ministeriums für Elsaß-Lothringen. 1. Lfg. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1898. — Rudolf Falb: Wetter-Prognosen und Kalender der kritischen Tage. 1. Halbjahr 1899. Berlin, Hugo Steinitz 1898. — Dr. Adolf Neumann-Hofer: Die Entwicklung der Sozialdemokratie bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag. Statistisch zusammengestellt. 2. Ausgabe. Berlin, Konrad Skopnik 1898.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Ein neues Prachtwerk ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Vater Unser

im Geiste der ältesten Kirchenväter in Bild und Wort dargestellt von

Ludwig Glötzle und **Dr. Alois Knöpfler.**

Neun Heliogravüren. Folio. (VI u. 44 S. Text in Schwarz- und Rothdruck.) In Original-Leinwandband mit Goldschnitt M. 14.

Seit Jahren beschäftigten Prof. Knöpfler die Vater Unser-Erklärungen bei den ältesten Kirchenschriftstellern. Da diese Aussprüche der ältesten Zeugen des christlichen Glaubens für das richtige Verständniß und tiefere Erfassen des wichtigsten und inhaltreichsten Gebetes der Kirche Jesu Christi überaus werthvoll sind, reifte in ihm der Gedanke, dieselben auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. In Ludwig Glötzle fand sich ein Künstler, der diesem Gedanken seine kunstgeübte Hand lieh. Leitendes Motiv für Auswahl von Text und Bildern war, ein Familienbuch zu schaffen, das allen, alt und jung, ein liebwerther Führer sein möchte zu richtigem Verständniß, tieferem Erfassen und andächtigem Verrichten des uns vom Erlöser selbst gegebenen Gebetes. Da eine ähnliche Einführung in das Vater Unser noch nicht vorhanden ist, glaubt das Buch auf gütige und freundliche Aufnahme in den christlichen Familien hoffen zu dürfen.

In unserem Commissionsverlage ist ferner soeben erschienen:

Jahres-Mappe der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst. 1898. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Phototypie, sowie einem Kunstblatt in Farben und 19 Abbildungen im Texte, ausgewählt durch die Juroren Prof. *Hockl*, Prof. *Kolmsperger*, Bildhauer *Buscher*, Prof. *Waderé*, Prof. *Hauberrisser*, Prof. *Seidl*, Domkapitular *Kirchberger* und Benefiziat *Popp*. Nebst (28 S.) erläuterndem Text von Prof. *Joseph Bach*. Folio. In eleg. Umschlag M. 15. (17210)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Oden des Horaz

in freier Nachbildung von

H. Leisering,

Professor in Berlin.

Preis brosch. 2.50 M., geb. 3.50 M.

G. A. Rudolph's Verlags-Buchhandlung, Hamburg. (16946)

Weltgeschichte

(Grote'sche) herausgeg. von Flathe, Hertzberg, Justi, Pflugk-Harttung etc. 13 Bände, reich illustr., eleg. O.-Halbfrz. Neueste Auflage, statt M. 185. — **nur M. 115.** —

(Spamer'sche) 3. neueste Auflage, herausgegeben von Kaemmel und Sturmhoefel. 11 Bde., reich illustr., eleg. O.-Halbfrz., statt M. 106. — **nur M. 75.** —

Konversationslexikon

v. Meyer, 5. neueste Aufl. 17 Bde., eleg. O.-Halbfrz. geb., tadellos, wie neu, statt M. 170. — **nur M. 95.** —

v. Brockhaus, 14. neueste Aufl., 16 Bde., eleg., O.-Halbfrz., tadellos, statt M. 160. — **nur M. 78.** —

Biographie,

allgem. deutsche, herausgegeb. von der histor. Kommission der bayer. Akademie der Wissenschaft. Band 1—42 (1876—97), eleg. geb., statt M. 600. — **nur M. 350.** —

Brehm's Thierleben. 3. neueste Aufl., 10 Bände, eleg. O.-Halbfrz., tadellos, st. M. 150. — **n. M. 80.** —

empfiehlt als günst. Gelegenheitskauf

Hans Gnad,

wissenschaftl. Antiquariat,

Würzburg, Theaterstrasse 4.

☛ **Ankauf** von Bibliotheken und einzelnen Werken zu reellen Preisen. (15266)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Ignaz von Döllinger

Sein Leben

auf Grund des handschriftlichen Nachlasses bearbeitet von

J. Friedrich.

Erster Teil: Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799—1837.

32¾ Bog. 8⁰. Geheftet 8 M. In eleg. Halbfranz geb. 10 M.

☛ Döllinger nimmt eine so bedeutende Stellung in der Geschichte der katholischen Kirche dieses Jahrhunderts ein, daß eine eingehende, aus den Quellen geschöpfte Biographie dieser bedeutenden kirchlichen Gestalt keiner Rechtfertigung bedarf. Das Leben Döllingers ist aber um so fesselnderem Reiz, als er nicht nur Theolog und Kirchenmann war, sondern zugleich auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand und einen entschieden weltmännischen Zug nicht verleugnet. Als Jüngling war er befreundet mit dem Dichter Graf Platen. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wurde zum erstenmal auf Döllinger durch seine Fehde mit Heinrich Heine gelenkt. Mit den Wortführern des Katholizismus aller Länder stand Döllinger im Briefwechsel, mit Montalambert, Lamennais, Kardinal Wisemann im persönlichen Verkehr. Gladstone gehörte zu Döllingers nächsten Freunden. Was in der Folge Döllingers Person zur weltgeschichtlichen Bedeutung erhob, war sein bekannter Gegensatz gegen den Jesuitismus und Papalismus. Dadurch ist er der geistige Führer und das ideelle Haupt einer großen Richtung in der Kirche geworden. Solange diese Richtung nicht ausstirbt, wird auch Döllingers Name dauern. Wir machen auch die protestantischen Kreise auf das reichhaltige Buch Prof. Friedrichs aufmerksam. Wie ein lebendiger Spiegel gibt Döllingers Leben die innere Entwicklung der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert in ihren verschiedenen Phasen wieder. (17207)

Tauchnitz Edition.

November 30, 1898.

Hope the Hermit.

A new Novel.

By (17211)

Edna Lyall.

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Kritik des Hedonismus.

Eine psychologisch-ethische Untersuchung

von

Dr. Heinrich Gomperz.

Preis geheftet 2 Mark 40 Pf.

Unter dem „Hedonismus" faßt man jene Ansichten zusammen, die dahin gehen, Lust und Leidlosigkeit des Einzelnen oder der Gesamtheit seien entweder die einzig möglichen, oder doch die einzig billigenswerten Ziele menschlichen Wollens und Handelns. Der Verfasser steht auf dem Boden der empirischen Psychologie und der Entwicklungslehre und geht von hier aus dem Hedonismus in seinen verschiedenen Formen und auf verschiedenen Wegen zu Leibe. Er zeigt, daß das Glück (der Ueberschuß von Lust über Leid) in keinem Sinne der Leitstern menschlichen Handelns sein könne und solle, uns jedoch bis zu einem gewissen Grade in der ästhetischen Betrachtung der Welt zugänglich sei. (16307)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1898. 122. Band. Elftes Heft.

Inhalt: Ein großer Karthäuser. — Zur Schulfrage in Oesterreich. — Zur schlesischen Kirchengeschichte im 16. Jahrhundert. — Die neueste religiöse Kunst in den Münchener Ausstellungen und Kirchen. — Das Cisterzienser-Nonnenkloster zum hl. Kreuz in Rostock und die Reformation. — Zeitläufe: England in der neuen Weltlage; und Deutschland? — Zur Geschichte des Zunftwesens. (17208)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 3. Dezember. Nummer 275.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Anfänge des Humanismus in Nürnberg.

Das Arbeitsgebiet, innerhalb dessen sich die Forschungen zur Geschichte des deutschen Humanismus bewegen, hat im Laufe des letzten Jahrhunderts eine beträchtliche und werthvolle Erweiterung erfahren. Während sich früher das Hauptinteresse der Forscher auf die eigentliche Blüthezeit der humanistischen Bewegung konzentrirte, ist man jetzt den allerfrühesten, noch unscheinbaren Anfängen näher getreten, die trotz ihres noch unfertigen, Altes und Neues seltsam vermischenden Zustandes auch über die späteren Entwicklungsstadien neues Licht zu verbreiten imstande sind. Zahlreiche werthvolle Beiträge zu der Erkenntniß dieser merkwürdigen Anfangsepoche des Humanismus lagen freilich schon früher vor; Wattenbachs aufschlußreiche Arbeit über Hartmann Schedel muß auch hier mit Ehren genannt werden; ebenso wurde bei der Behandlung Niclas' vom Wyle Manches für die Aufdeckung der hier in Betracht kommenden geistigen Vorgänge beigebracht. Indessen die einzelnen Glieder dieser Bewegung in einen größeren Zusammenhang zu bringen, ist erst durch die werthvollen Arbeiten einiger jüngerer Gelehrten ermöglicht worden. Max Herrmann hat in seinem aufschlußreichen Buche über Albrecht v. Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus die Stellung Eybs und seines Kreises innerhalb der Anfänge der humanistischen Bewegungen vortrefflich festzustellen gewußt, indem er theils völlig unbekanntes oder doch wenigstens ganz unbeachtet gebliebenes Material aufdeckte und das Bekannte dadurch, sowie durch eigene scharfsinnige Kombinationen in überraschend neue Beleuchtung rückte. Eine Gestalt, die auf dem Grenzgebiete zwischen Altem und Neuem steht und genau genommen eigentlich dem Humanismus nicht zuzurechnen ist, Gregor Heimburg, erfuhr zu gleicher Zeit durch P. Joachimsohn eine werthvolle biographische Darstellung. Trotz des eben gekennzeichneten Charakters der Bestrebungen Heimburgs, in dem sich die Tendenzen der Perioden der Reformkonzilien mit Resten von rein mittelalterlicher Bildung einerseits und Elementen der neuen humanistischen Bewegung andrerseits verschmelzen, berührt seine Entwicklung doch überall so die neu aufkommende Geisteswelt, daß eine erschöpfende Biographie des merkwürdigen Mannes nothwendigerweise auch reiche Aufschlüsse über die Frühzeit des deutschen Humanismus gewähren muß. Der Biograph Heimburgs hat aber auch weitere werthvolle Belehrungen über diese Anfangsepoche der deutschen Renaissancebestrebungen gegeben. Durch seine Ausgabe des Briefwechsels Hermann Schedels gewährt er uns Einblicke in den Verkehr einer Reihe von Persönlichkeiten, die in hervorragender Weise sich als Förderer des humanistischen Geistes in Deutschland geltend gemacht haben. Wir lernen an den unmittelbarsten Zeugnissen den Grundzug dieser frühhumanistischen Grundepoche kennen: die Neigung, möglichst viel von dem neuerrungenen geistigen Gute sich anzueignen. Die naive Art, in der dies geschieht, hat etwas unentwickeltes, unausgebildetes an sich; die Briefsteller flicken ihre Briefe aus entlehnten Lappen zusammen, indem sie namentlich die Briefliteratur der italienischen Vertreter der Renaissance ausschreiben. In die gleichen Kreise, die uns hier erschlossen werden, führt uns der Verfasser in seiner Biographie über den frühsten humanistischen Geschichtschreiber, den Augsburger Sigismund Meisterlin, auch in dieser Darstellung werden die Herde, auf denen die neue Bildung genährt wurde, kurz, aber gut gekennzeichnet. Befinden wir uns mit den bisher besprochenen Arbeiten ungefähr in der Mitte des 15. Jahrhunderts, so führen uns die scharfsinnigen Untersuchungen Konrad Burdachs um ein Jahrhundert weiter zurück. In seinem werthvollen Buche: „Vom Mittelalter zur Reformation“ hat Burdach die allerfrühesten Anfänge des deutschen Humanismus geschildert, die ersten unmittelbaren Einwirkungen, die von den italienischen Humanisten, vor allem von Petrarca, auf die Umgebung Karls IV. ausgeübt wurden. Was von diesen Anregungen lebendig blieb und in unscheinbarer Weise sich als fortwirkende Kraft geltend machte, hat Burdach mit großer Sorgfalt festgestellt und namentlich die einzelnen Kanäle aufzudecken gesucht, die von der Geisteswelt des Landes der Renaissance hinüber in das Land der nordischen Barbaren führten.

Nicht diesen ersten Regungen des neuen Geistes, sondern der, wenn man so sagen darf, zweiten Frühzeit des deutschen Humanismus ist die Schrift gewidmet, die uns die Veranlassung zu den vorstehenden Ausführungen bietet. Max Herrmanns Buch: Die Rezeption des Humanismus in Nürnberg[1]), greift ein wichtiges Kapitel aus der Geschichte des deutschen Humanismus heraus. Das Material, auf dem die Abhandlung sich aufbaut, besteht im wesentlichen aus den oben erwähnten von P. Joachimsohn erschlossenen Quellen; doch hat der Verfasser auch hier manches Neue beigebracht. In erster Linie als ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Deutschland werthvoll, erweitert sich das Bild doch auch zu einem anziehenden Kulturbilde, wie weiter unten ausgeführt werden soll. Wir folgen im einzelnen Herrmanns Darstellung, die sich zunächst polemisch gegen die bisherige Ansicht von der Art wendet, in der sich der Humanismus in Nürnberg durchgesetzt hat.

Man pflegt anzunehmen, daß in Nürnberg verhältnißmäßig schnell die neue Geistesrichtung Eingang gefunden habe. Es scheint, daß dieses Urtheil direkt auf das berühmte Schreiben zurückgeht, welches Hutten im Jahre 1518 an seinen Freund Willibald Pirckheimer richtete. Durch die Art, in der Hutten in diesem Briefe der hoffnungsfreudigen Stimmung, die den damaligen Humanismus belebte, den charakteristischen Ausdruck zu verleihen wußte,

1) Berlin, Weidmann 1898.

hat das Schriftstück geradezu typische Bedeutung erlangt und darf jedenfalls als eines der bemerkenswerthesten Zeugnisse der Anschauungen aus der humanistischen Blüthezeit betrachtet werden. Daraus ist es wohl zu erklären, daß bestimmten Urtheilen, die sich in diesem Schreiben vorfinden, eine Bedeutung beigelegt worden ist, die sich durch den wirklichen Sachverhalt nicht rechtfertigen läßt. Das gilt auch von der Behauptung Huttens über Nürnbergs Stellung zum Humanismus. Der wichtige Nachweis, den Herrmann durch seine Schrift führt, zeigt uns vielmehr, daß Nürnberg erst ziemlich spät und widerwillig der neuen Geistesrichtung sich erschlossen hat. Den Grund für diese von der hergebrachten Anschauung so verschiedene Entwicklung findet der Verfasser — und wie mir scheint, mit Recht — in den sozialpolitischen Verhältnissen Nürnbergs. In anderen deutschen Städten waren vielfach nach langwierigen inneren Kämpfen die Zünfte zur Herrschaft gelangt, während in Nürnberg die Geschlechter das Heft in der Hand behalten hatten und ängstlich über den Fortbestand ihrer Machtstellung wachten. Daraus ergab sich ganz naturgemäß die Abneigung, neueren geistigen Richtungen größeren Einfluß zu gestatten, denn nur allzu leicht konnten noch der Auffassung der Regierenden dadurch Umsturzgedanken und Neuerungsgelüste in der Bevölkerung geweckt werden. Zwar auf einem Gebiete hatte die Stadt sich ziemlich frühzeitig entschließen müssen, dem Neuen einige Zugeständnisse zu machen: auf dem Gebiete des römischen Rechts. Hier war es durch die Nothwendigkeit der Thatsachen geboten: das Streben der Nürnberger nach immer größerer Unabhängigkeit ihrer Gerichtsbarkeit nöthigte sie bei dem immer stärkeren Eindringen des römischen Rechts, Doktoren beider Rechte als Rechtskonsulenten in ihre Dienste zu nehmen. Aber wie sehr die leitenden Kreise in Nürnberg die neuen Geistesregungen scheuten, zeigt sich gerade hier: wenn man die gelehrten Rechtskonsulenten auch nicht entbehren konnte, so suchte man es doch zu verhindern, daß sie außerhalb ihres Wirkungskreises irgendwelchen tiefergehenden Einfluß ausübten. Als Ausdruck dieser vorbeugenden Absichten haben wir wohl die vor 1454 getroffene Anordnung anzusehen, daß kein Doktor im Rathe sitzen dürfe. Die Nürnberger Regierungskreise fühlten offenbar instinktiv, daß die gelehrte Rechtsbildung noch andere Neuerungen mit sich bringen würde, und sie suchten daher durch diese Verordnung einerseits den Rath vor fremden Elementen zu schützen, andrerseits die einheimischen Nürnberger von dem Betreten der gelehrten Laufbahn dadurch abzuhalten, daß man ihnen für diesen Fall die höchsten städtischen Ehren versagte. Indessen bei dem innigen Zusammenhang, den um die Mitte des 15. Jahrhunderts die juristische Bildung und humanistische Neigungen, wenigstens häufig, aufweisen, konnte es nicht fehlen, daß gerade von den Rechtskonsulenten die ersten humanistischen Keime der neuen Bildung in die ängstlich abwehrenden Kreise getragen wurden.

In verschiedenen Etappen vollzieht sich dieser allmähliche Einzug des Humanismus in Nürnberg, seine „Reception“, wie Herrmann den Vorgang nach der Analogie der Einführung des römischen Rechts nennt. Die frühesten Samenkörner wurden durch Gregor Heimburg ausgestreut. Wir haben oben die Geistesrichtung des merkwürdigen Mannes angedeutet; der Humanismus, dem er übrigens in verschiedenen Zeiten seines Lebens auch eine verschiedene Werthschätzung angedeihen ließ, bildete nur eine Seite seiner Bestrebungen. Immerhin aber darf er als ein Anhänger der neuen Richtung gelten, und thatsächlich ist er in Nürnberg für die Ausbreitung des humanistischen Geistes thätig gewesen. Das gilt namentlich für sein zweites, 1444 mit Nürnberg abgeschlossenes Dienstverhältniß, während er früher in der Stadt selbst wohl wenig sich aufgehalten hat. Seit 1444 wenigstens läßt es sich beobachten, wie er sich Schüler und Anhänger erzieht; es ist aber merkwürdig, daß sie Alle, wie der weniger bekannte Heinrich Leubing, der geistvolle Jurist und Politiker Martin Mayr und der bekannte Humanist Niklas vom Wyle nicht aus Nürnberg gebürtig, sondern von dem Rath für städtische Aemter angeworben worden waren. Mehr für das gesammte Geistesleben der Stadt würde es schon in Betracht kommen, wenn Heimburg, wie Herrmann annimmt, auch auf Hans Rosengluth seinen Einfluß ausgeübt hätte; und wirklich scheint Manches für diese Annahme zu sprechen. Indessen im allgemeinen geht dieser erste scheinbare Ansatz zum Humanismus schnell vorüber, die einzelnen Mitglieder verlassen Nürnberg bald, Anklang in einheimischen Kreisen scheinen sie so gut wie gar nicht gefunden zu haben; und thatsächlich war Gregor Heimburg aus den oben angedeuteten Gründen auch nicht die Persönlichkeit, die hier nothwendig gewesen wäre. Um die widerstrebenden patrizischen Kreise Nürnbergs für den Humanismus zu gewinnen, hätte es eines Mannes bedurft, der ausschließlich in der neuen Richtung aufging. Das war aber bei Heimburg keineswegs der Fall; er hatte sich zwar bestimmte Elemente des Humanismus angeeignet, aber in seiner Seele lagen das Neue und das Alte noch unvermittelt nebeneinander, und Heimburg selbst ist gelegentlich noch als Vertheidiger des Alten aufgetreten, ohne daß man allerdings meiner Ansicht nach auf derartige Aeußerungen für die Beurtheilung seiner Gesammtanschauung allzu großen Werth zu legen braucht.

Günstiger für eine Ausbreitung des Humanismus in Nürnberg schienen die Verhältnisse in der unmittelbaren Folgezeit zu liegen. In den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts finden wir auf der Universität zu Padua mehrere einheimische Nürnberger, den bekannten Hartmann Schedel, ferner Dr. Georg Pfintzing, Dr. Konrad Schütz und Johannes Pirckheimer, den Vater Willibalds. Alle diese Männer sind mehr oder minder von der neuen Geistesrichtung beherrscht, und da wir sie Alle in den nächsten Jahren in Nürnberg wiederfinden, so sollte man meinen, daß nunmehr auch von ihnen eine Propaganda in größerem Stile eingeleitet und der humanistische Geist mächtig gefördert werden würde. Allein auch jetzt kommt es nicht zu einer Aenderung der bisherigen Zustände. Hartmann Schedel bleibt nur 1466 bis 1468 in Nürnberg, Pfintzing verläßt ebenfalls die Heimathstadt, um in die Dienste des Mainzer Erzbischofs zu treten; auch Johannes Pirckheimer wird die Vaterstadt verleidet, und zwar, wie wir jetzt durch das Zeugniß seines Sohnes Willibald wissen, durch das Bollwerk, das, wie wir oben sahen, der Rath gegen das Eindringen humanistischer Elemente aufgerichtet hatte; er wandte der Vaterstadt den Rücken, weil ihm als Doktor der Rath verschlossen blieb. Nur Konrad Schütz blieb in Nürnberg, ohne indessen, wie es scheint, eine größere Wirkung auszuüben. Auch ein entschiedenerer Verfechter der humanistischen Bestrebungen, Hermann Schedel, der Oheim Hartmanns (geb. 1410), war 1467 als städtischer Arzt nach seiner Heimathstadt Nürnberg gekommen. Aber in ähnlicher Weise die neue Richtung zu fördern, wie er es vordem in Eichstätt und Augsburg gethan, war ihm hier schon deßhalb unmöglich, weil seine oben genannten Gesinnungsgenossen alle sehr bald Nürnberg verließen und er mit Konrad Schütz einsam zurückblieb. So blieb auch seine Anwesenheit in Nürnberg ohne sichtbaren Einfluß auf das Nürnberger Geistesleben; ja es ist nicht unmöglich, daß er sich der Einwirkung der antihumanistischen Atmosphäre, die die leitenden Kreise Nürnbergs beherrschte, selbst nicht ganz zu entziehen vermochte.

Auch der große Naturforscher Johannes Müller, bekannter unter dem Namen Regiomontan, der seit 1471 in

Nürnberg seinen Wohnsitz nahm und dessen Namen Hutten als den ersten Hauptzeugen der Verdienste Nürnbergs um den Humanismus anführt, war kaum nach Schaffens- und Sinnesart dazu geeignet, der modernen Bildung in Nürnberg eine Gasse zu machen. Was ihn dazu veranlaßte, sich gerade in Nürnberg niederzulassen, war einmal die Kunstfertigkeit der Nürnberger Metallarbeiter und dann die für den Verkehr günstige Lage der Stadt, die es ihm ermöglichte, von allen Seiten schnell und sicher Nachrichten von anderen Gelehrten zu erhalten. Außer auf seinen naturwissenschaftlichen Neigungen ruhte bekanntlich das Hauptinteresse Regiomontans auf der Pflege des Griechischen; es ist aber nicht zu sehen, daß er in dieser Beziehung weittragenden Einfluß ausgeübt oder lebhafte Beziehungen angeknüpft hätte; nur mit Hermann Schedel unterhielt er nach dieser Richtung hin wissenschaftlichen Verkehr. Auch Regiomontans naturwissenschaftliche Thätigkeit hat, wenigstens zu seinen Lebzeiten, nicht dazu beigetragen, das geistige Leben Nürnbergs entscheidend zu beeinflussen; wenigstens für die Einführung des Humanismus in Nürnberg ist sie ohne wesentliche Bedeutung geblieben.

Andere Kräfte mußten in Wirksamkeit treten, um endlich die Abneigung der leitenden Kreise Nürnbergs zu brechen; und wiederum scheinen es die gelehrten Juristen gewesen zu sein, die die erste Bresche in den lange Widerstand leistenden Wall gelegt haben. Allmählich beginnen die Zahl und der Einfluß der im städtischen Dienste verwendeten Juristen zu steigen, auch einheimische Nürnberger tauchen wieder mehrfach auf; von außen her wird durch Albrecht von Eyb in Eichstätt versucht, bei dem Nürnberger Rath für die moderne juristische Bildung Stimmung zu machen; und schließlich wird dann nun auch in Nürnberg der Bruch mit der Tradition auf dem Boden des Rechtes vollzogen: 1478 tritt als Grundlage der städtischen Gesetzgebung das römisch-kanonische Gesetz an die Stelle des altgewohnten heimischen. Jedenfalls war damit die Möglichkeit des Eindringens auch anderer moderner Neigungen gegeben, und es hat wohl symptomatische Bedeutung, daß jetzt auch in der städtischen Kanzlei humanistische Anwandlungen zutage treten; einer der schönsten Züge des Frühhumanismus: die Aneignung humanistischen Gutes durch die Muttersprache, macht sich auch hier in ziemlich ungelenken Uebersetzungsversuchen geltend. Zu gleicher Zeit treten einige nürnbergische Patrizier dem Humanismus näher, ohne jedoch durch Annahme des Doktortitels die Möglichkeit, in den Rath zu gelangen, aufzugeben. Es ist charakteristisch, daß auch die Nürnberger Geistlichkeit anfängt, sich dem Humanismus zuzuwenden, und daß Beziehungen zwischen diesen Geistlichen und den patrizischen Kreisen sich anbahnen. Der bedeutendste der hier in Betracht kommenden Geistlichen ist Sigismund Meisterlin, über den vor kurzem P. Joachimsohn, wie erwähnt, eine lehrreiche Arbeit geliefert hat. Auch Meisterlin ist kein Nürnberger, sondern er stammt aus der Stadt, in der der Frühhumanismus sehr schnell sich eine Heimath und thatkräftige Gönner gewonnen hatte: aus Augsburg. Weit entfernt davon, ein Vertreter des ausgeprägten Humanismus zu sein, hat er doch humanistische Elemente zur Genüge aufgenommen, um der neuen Geistesrichtung zugezählt zu werden. Der Zug des Humanismus zur Geschichtschreibung tritt bei ihm am frühesten hervor, und wenn auch noch viel Mittelalterliches in Auffassung und Betrachtungsart mit unterläuft, so läßt sich doch in der Darstellung der humanistische Charakter nicht verkennen. Meisterlin stellt nun in Nürnberg bald seine Arbeit in den Dienst der Nürnberger Lokalgeschichte, und immerhin mögen seine Geschichtswerke, gerade weil sie die ausgesprochen-humanistische Art nicht aufdringlich zeigen und sich auch überall der in Nürnberg herrschenden Denkungsart anzubequemen suchen, mit zu der Anerkennung der neuen Bildung beigetragen haben. Jedenfalls dringt diese jetzt immer entschiedener vor. Die städtische Bibliothek und die Büchersammlung des St. Egidien-Klosters werden — im wesentlichen aus dem Nachlasse Hermann Schedels — beträchtlich vermehrt, und zwar sind es vor allem die Schätze der neuen Bildung, die erworben und durch die die Bibliotheken den Ansprüchen der Zeit Genüge zu leisten versuchen. Nimmt man nun noch hinzu, daß auch die Schulen der Stadt sich genöthigt sehen, die neuen Studien in den Kreis ihrer Unterrichtsgegenstände aufzunehmen, so erkennt man, daß am Anfang des letzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts der Boden für den Einzug des Humanismus ausreichend vorbereitet war; es entspricht dem, daß wie nunmehr eine immer größere Zahl von einheimischen Nürnbergern als Anhänger des Humanismus nachweisen können, von denen Einzelne, wie Sebald Schreyer, auch eifrig für die Ausbreitung und Befestigung der neuen Gedanken thätig waren. Indessen den Schlußstein des Gebäudes legt zunächst wiederum ein Nicht-Nürnberger, Konrad Celtis, der die Anerkennung des Humanismus in Nürnberg vollends durchsetzt, theils durch den bedeutenden Einfluß, den er auf seine Freunde und Anhänger in Nürnberg ausübt, theils durch seine ausgezeichnete Lobschrift auf Nürnberg, mit der er sich unmittelbar an den Rath wendet. Dieser aber verhält sich auch jetzt noch immer etwas zurückhaltend, und von einem freudigen und bedingungslosen Anschluß war er noch weit entfernt. Jedenfalls aber war durch Celtis die Bahn für eine einheimische Entwicklung des Nürnberger Humanismus frei, die sich im wesentlichen an den Namen Willibald Pirkheimers anknüpft. Daß gerade dieser Mann der speziell Nürnberger humanistischen Bildung den Stempel seiner Eigenart aufdrückt, faßt Hermann nicht bloß als die Folge von Pirkheimers überragender Persönlichkeit auf, sondern er betrachtet es als das naturgemäße Ergebniß der Art, in der der Humanismus sich hier durchsetzen mußte; es wird sich empfehlen, hier die Anschauung des Verfassers mit dessen eigenen Worten wiederzugeben: „Das Nürnberger Patriziat hatte sich so lange als irgend möglich gegen die neue Bildung mit Gründen der Staatsraison abweisend verhalten; nun es sie endlich recipiren mußte, nahm es sie ganz als ein Standesvorrecht in Anspruch und verhielt sich gegen eine Demokratisirung so abweisend wie möglich."

Wir haben die Hauptetappen der Entwicklung nach der Anschauung des Verfassers wiedergegeben. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Herrmann das Material von neuen und eigenthümlichen Gesichtspunkten aus angeschaut und die bisherige Grundauffassung der Entwicklung des Nürnberger Humanismus erschüttert hat. Das ist ihm einerseits durch die neue und, wie mir scheint, richtige Gruppirung der Thatsachen, andrerseits durch die Hervorziehung mancher wenig beachteten Zeugnisse gelungen, wie denn z. B. der Hinweis auf die Wichtigkeit des Katalogs des Egidienklosters sehr bemerkenswerth ist. Im einzelnen sehe ich allerdings manche Erscheinungen etwas anders an als der Verfasser. Namentlich das Urtheil über den speziell aristokratischen Charakter des Nürnberger Humanismus halte ich insofern für anfechtbar, als ihm eine symptomatische Bedeutung beigelegt wird. Diese Verbindung zwischen Geburts- und Geistesaristokratie spielt vielmehr in der ganzen Geschichte des Humanismus ihre Rolle: wir können sie sowohl in Italien als in Frankreich und Deutschland verfolgen und haben daher keinen Grund, sie gerade in Nürnberg als eigenes Gewächs anzusehen. Auch sonst ließe sich über manche Einzelheiten rechten, wozu indessen hier nicht der Ort ist; es wäre zu wünschen, daß namentlich die Nürnberger Lokalforscher kleinere und größere Zeugnisse herbeizuschaffen suchten, damit sich das Bild der Gesammtentwicklung immer klarer und deutlicher herausstellte. In

der Hauptsache halte ich Herrmanns Nachweis für durchaus gelungen: von einer Begünstigung des Humanismus durch die leitenden Kreise Nürnbergs kann keine Rede sein; es hat vielmehr das direkte Gegentheil stattgefunden. So erweitert sich das Kapitel aus der Bildungsgeschichte, das der Verfasser uns vorführt, zu einem anziehenden Kulturbilde aus der Geschichte des ausgehenden Mittelalters. Auf der einen Seite stehen die alten Geschlechter der Stadt, die ängstlich über Besitz einer Macht wachen, von jeder neuen Geistesrichtung eine Verminderung ihres Ansehens fürchten und sie daher sorgfältig fernzuhalten suchen; auf der anderen Seite haben wir die neue Bildungsmacht, die zwar lange durch den aufgerichteten Wall abgehalten wird, aber diesen endlich doch langsam zernagt und in zahlreichen Kanälen in das lange verschlossene Gebiet gelangt. G. E.

Die Pädagogik auf dem Düsseldorfer Naturforschertage.

Von Ludwig Fleischner.

Es kann nur als erfreuliches Zeichen der wachsenden Erkenntniß von der Wichtigkeit pädagogischer Fragen angesehen werden, daß sie gegenwärtig fast in jeder wissenschaftlichen Versammlung zur Diskussion gestellt oder zum mindesten in den Kreis der Erörterungen gezogen erscheinen. So darf es nicht wundernehmen, daß auch auf der im September l. J. zu Düsseldorf abgehaltenen 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte sich unter den zahlreichen Vorträgen auch solche befanden, die das regste Interesse nicht bloß jedes Schulmannes wachrufen mußten, weil sie vortrefflich geeignet waren, die starken Strömungen zu veranschaulichen, die dermalen in der Pädagogik herrschend sind und die auch alle Aussicht haben, in nicht zu ferner Zeit zum vollen Durchbruche zu gelangen.

Es ist jedoch als eine nicht unwichtige Thatsache zu verzeichnen, daß die meisten der in Düsseldorf verhandelten Fragen bereits vor 8 Jahren anläßlich der Berliner Schulkonferenz eingehende Erörterung und Würdigung fanden. Zwar bot die direkte Veranlassung zur Einberufung dieser Konferenz nicht so sehr die Erkenntniß, daß die höheren Schulen infolge mangelhafter Organisation, schlechter Methode, oder zu weit oder zu eng gesteckter Lehrziele ihrer Aufgabe nicht gerecht werden, sondern es waren ganz außerhalb der Schule und der ihr zukommenden Aufgaben liegende Erwägungen, die den Anstoß zur Einberufung von 44 Vertrauensmännern, welche verschiedenen Lebens- und Berufsstellungen angehörten, gaben. Diese sollten, wie es in dem Einladungsschreiben hieß, „behufs Berathung einer Reihe wichtiger, das höhere Schulwesen in Preußen betreffender Fragen“ zusammentreten. Schon in der Ordre an das Staatsministerium vom 1. Mai 1890 gab nämlich der Kaiser dem Gedanken Ausdruck, „die Schulen in ihren einzelnen Abstufungen nutzbar zu machen, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzutreten“, mithin sich die Bekämpfung der Sozialdemokratie angelegen sein zu lassen. Allein trotzdem kamen auf dieser Konferenz auch Fragen anderer rein didaktischer Art zur Besprechung, die vom Kultusminister gestellt waren, und ihnen schlossen sich noch sieben weitere Fragen des Kaisers an, die sich auf Schulhygiene, Lehrpläne, Lehrmethoden und Ueberbürdung bezogen, auf dieselbe Materie demnach, die in den Septembertagen dieses Jahres in Düsseldorf erörtert worden ist, wenn auch die dort gefaßten Beschlüsse, in ihrer allgemeinen Geltung, nicht bloß reichsdeutsche Verhältnisse betrafen.

Aber auch in Oesterreich befaßt man sich eifrig mit Fragen der Schulreform. Hier gab ein vor Jahresfrist von der Wiener Wochenschrift „Die Wage“ veranstaltete Enquete einer Reihe von bekannten Schulmännern Gelegenheit, ihre Meinung über eine Reform der Mittelschule auszusprechen. Die in einer Broschüre[1]) gesammelten Gutachten erörtern gleichfalls ähnliche Fragen, wie sie in Düsseldorf verhandelt wurden, und die Wiener Experten gelangten fast zu denselben Schlüssen wie die deutschen Naturforscher und Aerzte. Dem Gymnasium warf man hauptsächlich vor, daß es zu wenig an Anschauungsunterricht biete, so daß der Abiturient unfähig sei, mit seinen Sinnen die Außenwelt zu erfassen. Auch an Klagen über die Belastung der Jugend mit dem Studium des Griechischen fehlte es nicht, während das Lateinische im allgemeinen als nothwendig befunden wurde; doch erhoben sich auch Stimmen, die statt der alten Sprachen für Englisch und Französisch eintraten. Es wurde ferner des Umstandes Erwähnung gethan, daß im Gymnasium ein übergroßes Gewicht auf die Einübung bloßen Gedächtnißstoffes gelegt werde, wobei die übrigen Geistesthätigkeiten vernachlässigt werden. Die von der Realschule gebotene Unterweisung wurde zwar als hinreichende Vorbildung für die Technik anerkannt, nur wünschte man von ihr die Vermittlung einer größeren allgemeinen Bildung. Fast alle Redner aber traten als Anhänger einer einheitlichen Mittelschule mit einem 6jährigen Kursus auf und fanden mit diesem Vorschlage vielen Beifall in der Versammlung.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Darlegungen über die in früheren Jahren unternommenen Schritte zur Umgestaltung des Schulwesens den einzelnen in Düsseldorf gehaltenen Vorträgen zu, so finden wir, wie schon eingangs erwähnt wurde, fast dieselben Fragen erörtert, wie dies im Jahre 1890 in Berlin und im Jahre 1897 in Wien in eingehender Weise geschehen ist. Die Bewegung zugunsten einer durchgreifenden Schulreform, die wohl auch einmal, wie neuestens alle großen Fragen, auf internationalem Wege geregelt werden wird, steht eben nicht still; ihr bezeichnendes Merkmal ist ihre Unaufhaltsamkeit; der Indifferentismus, der früher in dieser Hinsicht herrschte, ist nun endgültig besiegt, an seine Stelle ist ein reges, nachhaltiges Interesse getreten, das alle Kreise erfaßt hat. An erster Stelle sei der Vortrag von Professor Klein in Göttingen über „Universität und technische Hochschule“ genannt. Wie aus dem eingehenden Referate in Nr. 214 dieser Beilage erhellt, stellte der Redner die Forderung nach verschärften Aufnahmsbedingungen für die technische Hochschule, sowie nach größerer staatlicher Fürsorge behufs Errichtung mittlerer technischer Fachschulen; er sprach ferner von einer möglichen Verbindung zwischen den beiden Hochschulen, empfahl aber gleichzeitig den Vertretern der Universität dahin zu wirken, daß der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis nicht zur Zerreißung des höheren Unterrichts überhaupt führe; die technischen Hochschulen müßten zu ihrer Entwicklung einige Einrichtungen der Universität herübernehmen, und diese wieder sollten gegenüber den Fortschritten des Ingenieurwesens nicht länger die unbetheiligten Zuschauer spielen.

Professor Klein knüpfte nun mit diesen seinen Ausführungen in gewissem Sinne an die vor kurzer Zeit erschienene Schrift des Geh. Raths Riedler[2]) an, die bei ihrem Erscheinen bedeutendes Aufsehen erregte, weil deren Autor den Muth hatte, manche Uebelstände im höheren Schulwesen schonungslos aufzudecken. Er will vor allem im höheren Schulwesen diejenigen Bildungsfaktoren zur Geltung gebracht sehen, welche im modernen Kulturleben nicht länger

---

[1]) „Was leistet die Mittelschule?“ Herausgegeben von der Redaktion der „Wage“. Wien, 1898.

[2]) „Unsre Hochschulen und die Anforderungen des 20. Jahrhunderts“. Von A. Riedler, Geh. Regierungsrath und Professor; 4. Auflage. Berlin 1898.

mißachtet bleiben dürfen, und er wünscht diese Reformen deßhalb, weil das kommende Jahrhundert ein wirthschaftliches sein und die Nation vor erhöhte Aufgaben stellen werde. Riedler weist gleich dem Redner vor dem Naturforschertage auf den mangelnden Zusammenhang der Universität mit dem praktischen Leben hin, sowie auf den Umstand, daß diese höchsten Bildungsstätten den wirthschaftlichen Fragen unsrer Zeit zu wenig Beachtung schenken. Er stellt an der Wende des Jahrhunderts die berechtigte Frage: wie sind unsre höchsten Bildungsanstalten zu gestalten, damit sie den Aufgaben der kommenden Zeit genügen? Allerdings klingen seine Ausführungen vielfach in eine Lobrede auf die technischen Hochschulen aus, weil diese Anstalten die Studirenden für das künftige Erwerbsleben praktisch ausbilden, wobei jedoch auch die wissenschaftliche Forschung nicht vernachlässigt werde. An der Universität werde, so führt er weiter aus, an Stelle des Spezialisirens des Unterrichts ein Zusammenfassen der Erkenntniß treten müssen. Was die Annäherung zwischen den beiden Hochschulen anbelangt, so wünscht Riedler bei der Universität eine Neugliederung der Fakultäten, wobei er an eine eigene technische und an eine Kunstfakultät denkt, während bei den technischen Hochschulen eine entsprechende Ausgestaltung nach der allgemein bildenden Richtung hin genügen würde. Gegen eine bloße Angliederung einzelner technischer Fachwissenschaften aber an die Universität müßten sich die technischen Hochschulen sträuben, denn dadurch würde die Thätigkeit der letzteren schwer geschädigt werden, und die abgetrennten Fächer würden bald verkümmern. Riedler gibt schließlich ausführlich Rathschläge, wie diese Reformen im einzelnen in die That umgesetzt werden könnten, um dadurch eine Gleichberechtigung der beiden Anstalten anzubahnen, von deren Gleichwerthigkeit in jeder Hinsicht er überzeugt ist.

Die anderen auf dem Naturforschertage gehaltenen Vorträge pädagogischer Tendenz behandelten eigentlich unter verschiedenen Titeln dasselbe Thema: das der geistigen Ueberbürdung der Schuljugend an höheren Lehranstalten. Wenn über Gymnasium und Realschule mit Rücksicht auf die Ueberbürdungsfragen, oder über Entstehung und Verhütung nervöser Zustände auf höheren Schulen, oder über Aenderungen in der Organisation der höheren Lehranstalten behufs Beseitigung der geistigen Ueberbürdung oder endlich über Messung geistiger Leistungsfähigkeit und Ermüdbarkeit gesprochen wird, so klingt aus allen diesen Vorträgen der Unmuth über die Aufgaben heraus, deren Erfüllung der Jugend zugemuthet wird. Aber auch dieser Fragen hat die literarische Produktion sich schon seit langem bemächtigt. Aus der Fülle der Schriften sei zunächst auf eine[1]) hingewiesen, welche diese Frage in Anlehnung an die in den nordischen Staaten durchgeführte Schulreform bespricht und die freimüthig die Mängel rügt, die dem deutschen Schulwesen auch nach der Berliner Schulkonferenz anhaften. Mit vollständiger Sachkenntniß ausgerüstet, führt der Verfasser aus, daß heute die Begriffe „allgemeine Bildung“ und „gelehrte Bildung“ nicht mehr zusammenfallen. Nach ihm scheiden sich die Schüler, welche eine höhere Schule besuchen, in drei Gruppen: die einen, bei denen sich schon in den unteren Klassen zeigt, daß sie den Anforderungen der Schule auf die Dauer nicht gewachsen sind, verlassen die Schule sehr bald; eine zweite Gruppe besucht dann die Schule noch etwa 2 bis 3 Jahre, um nachher in das praktische Leben überzutreten; nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil absolvirt die Schule vollständig, und auch von diesen Schülern tritt eine große Zahl in das praktische Leben, ohne vorher eine Hochschule zu beziehen. „Nur die Schule aber kann ihre Aufgabe, eine Vorbereitungsanstalt für das Leben zu sein, wirklich erfüllen, die auf diese Thatsachen Rücksicht nimmt und das will eben die Reformschule.“

Der Verfasser schildert nun eingehend diese Reformschule nach den in den skandinavischen Ländern herrschenden Schulsystemen mit ihrer einstufigen Form. In Norwegen besteht die höhere Schule aus einer 6klassigen Mittelschule und einem 3jährigen Gymnasium, das sich in eine Lateinlinie und eine Reallinie gabelt; in Dänemark zerfällt der Kursus in einen 4jährigen unteren und einen 2jährigen oberen, der sich wieder in einen altsprachlichen und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen abzweigt; auch in Schweden bilden die 3 untersten Klassen eine vollständig einheitliche gemeinsame Grundlage für das gesammte höhere Schulwesen; erst im 4. Jahreskursus werden die Schüler vor die Wahl gestellt, entweder am lateinischen Unterricht theilzunehmen, oder sich für Englisch und Zeichnen zu entscheiden. Wetekamp erwähnt auch die langwierigen Verhandlungen, welche die Schulreformen in den gesetzgebenden Körperschaften hervorriefen, sowie den Bericht der eingesetzten Kommission, welche den richtigen Ausgangspunkt für eine Verbesserung des Mittelschulunterrichts darin sieht, „daß derselbe der Empfänglichkeit des Knabenalters angepaßt wird, und daß Ziel und Mittel derselben nach dem Bedürfniß und dem Drange der Knaben ausgewählt werden“; es thue eine Konzentration des Unterrichts noth sowohl hinsichtlich der Zahl der Fächer, als auch besonders hinsichtlich des Wissensstoffes innerhalb der einzelnen Fächer. Aus dem Vorgebrachten ergibt sich für den Autor die Thatsache, daß nirgends in den skandinavischen Ländern der Wille besteht, den seit Jahren betretenen Weg der Reform zu verlassen, d. h. den Beginn des Lateinischen und auch des Griechischen auf eine frühere Stufe zurückzuverlegen, daß vielmehr überall der Wunsch hervortritt, in der bisherigen Richtung fortzuschreiten und so aus der Vielheit der jetzigen Schulen zu einer neuen modernen Einheitsschule zu gelangen; nur über den rascheren oder langsameren Gang dieser Reformen herrscht verschiedene Anschauung. Für Wetekamp besteht kein Zweifel, daß auch in Deutschland die alten Sprachen über kurz oder lang aus den unteren 6 Klassen der höheren Schulen vollständig, aus den oberen Klassen aber wenigstens als obligatorischer Lehrgegenstand verschwinden werden; die Geschichte des Schulwesens in allen Kulturländern zeige so deutlich, daß die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet, daß man absichtlich die Augen verschließen müßte, um es nicht zu sehen. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Nur dann, wenn die Schule sich nährt von dem sie umgebenden Leben, kann sie ihre Aufgabe erfüllen, für das Leben vorzubereiten; und wir können den nordischen Staaten, mögen wir nun bis in die Einzelheiten mit den dortigen Reformen einverstanden sein oder nicht, nur dankbar sein, wenn sie, begünstigt durch die einfacheren Verhältnisse, unter denen sie leben, uns auf dem Wege der Reform voranschreiten und Erfahrungen sammeln, die auch wir verwerthen können.“

Auf dem Düsseldorfer Tage wurden aber auch von hervorragenden Rednern die Folgen geschildert, die das dermalen zu Recht bestehende Schulsystem auf die geistige Leistungsfähigkeit der Jugend ausübe, indem es sie übermäßig anstrenge und geistig überbürde. Auch diese Klagen sind nicht neu; sie verstummen im Drange der politischen Ereignisse immer nur für einige Zeit, um dann mit erneuerter Heftigkeit vorgebracht zu werden. Schon anläßlich der Berliner Schulkonferenz war eine stattliche Anzahl von Schriften erschienen, in welchen die Forderung nach einer stärkeren Betonung der körperlichen Erziehung der

[1]) „Schulreformen und Schulreformbestrebungen in den skandinavischen Ländern.“ Von W. Wetekamp, Oberlehrer am Realgymnasium zum hl. Geist zu Breslau. Breslau 1897.

Schuljugend gestellt wurde. Es sei hier nur an die gehaltvollen Schriften Preyers erinnert, vor allem an seinen am 5. Februar 1890 im Berliner Lette-Verein gehaltenen Vortrag: „Eine neue deutsche Schule“, in dem er bezüglich der Entlastung der Jugend u. a. den Vorschlag machte, den theoretischen Unterricht nur in die Vormittagsstunden zu verlegen, während der Nachmittag für die Erholung frei bleiben müsse, die häuslichen Arbeiten wegfallen zu lassen und die öffentlichen Prüfungen zu beseitigen. Es ist als ob der Berliner Gelehrte vorausgeahnt hätte, was 8 Jahre später in Düsseldorf von einem Redner festgestellt wurde; daß nämlich schon ein Viertel aller zur Schule kommenden Kinder körperlich minderwerthig sei und daß in den ersten Schuljahren auf mittleren und höheren Schulen der zehnte Theil nervöse Beschwerden habe; dann steige auf höheren Schulen die Nervosität mit allen damit zusammenhängenden Erscheinungen in auffallender Weise, in vereinzelten Fällen bis zu 60 Prozent Nervösen und 20 Prozent Schlaflosen.

Wenn der Düsseldorfer Redner dann weiter von der zu langen obligatorischen Arbeitszeit und von der unzweckmäßigen Vertheilung der Arbeit über den ganzen Tag und von anderen Uebelständen sprach, die darin ihren Grund haben, „daß in den Behörden nur Juristen und Altphilologen, aber keine Hygieniker sitzen“, so gibt uns dies erwünschten Anlaß, auf zwei beachtenswerthe Broschüren des Professors der Psychiatrie in Heidelberg, Emil Kräpelin, der auch auf dem Düsseldorfer Tage das Wort ergriff, hinzuweisen, die zwei gehaltvolle, vor etwa Jahresfrist in Heidelberg gehaltene Vorträge wiedergeben. Der Gelehrte behandelt in beiden Schriften[1]) die Frage nach der geistigen Tragkraft unsrer Schuljugend und deren Abhängigkeit von der Nahrungsaufnahme, der Schlafdauer und von körperlichen Anstrengungen und kommt hiebei nach Prüfung aller von berufenen Fachmännern angestellten Versuche zu Schlüssen, die sich mit den auf den Naturforschertagen gestellten Forderungen in Bezug auf die Entlastung der Schuljugend fast vollständig decken. Nach Erwägung aller pädagogisch-didaktischen und hygienischen Umstände und nach Erwähnung von Professor Burgersteins (Wien) Untersuchungen, die erwiesen, daß man zwar Sitzen und Stillesein, nicht aber vollständige Aufmerksamkeit bei ermüdeten Kindern erzwingen könne, ergibt sich für Kräpelin die Folgerung, daß bei der heutigen Ausdehnung des Unterrichts „langweilige Lehrer geradezu eine Nothwendigkeit sind. Würden alle Lehrer verstehen, bei ihren Schülern ein hinreißendes Interesse für ihren Unterrichtsgegenstand zu erwecken und wach zu halten, so würden die Kinder trotz rasch wachsender Ermüdung zu dauernden geistigen Kraftanstrengungen geführt, deren Folgen wir gar nicht zu übersehen vermögen.“ Es muß daher immer wieder die Nothwendigkeit der Verminderung der Arbeitszeit betont werden. Es genügt nicht, wenn die Schulkinder infolge Erschlaffung und daraus sich ergebender Theilnahmslosigkeit zur Selbsthülfe schreiten, weil die mindere Aufnahmsfähigkeit der Schüler den Unterricht unfruchtbar macht und weil hauptsächlich die fortgesetzte Anstrengung der Kinder, trotz der Ermüdung, weiter zu arbeiten, dem jugendlichen Organismus nur zum Schaden gereichen muß.

Der Verfasser schlägt nun zunächst eine Kürzung der einzelnen Lehrstunde, sowie eine Vertheilung der gesammten geistigen Arbeitszeit auf zwei Hauptabschnitte vor, von denen der ausgedehntere auf den Vormittag, der zweite mit den leichteren Lehrgegenständen auf den Nachmittag verlegt werden soll; auch die Hausarbeiten wären nach Thunlichkeit einzuschränken, damit den Schülern vor allem eine völlig ausreichende Schlafdauer zu Gebote stehe. Allein Professor Kräpelin ist sich wohl bewußt, daß seine Vorschläge ohne gründliche Umformung des dermaligen Unterrichtswesens nicht durchgeführt werden können. Er spricht sich nun auch darüber aus, wie eine derartige Umformung beschaffen sein sollte. Sie müßte sich vor allem auf das allgemeine Ziel des Unterrichts beziehen, sodann auf eine Trennung der Schüler nach ihrer Arbeitsfähigkeit, da die Unterschiede in der Ermüdbarkeit bei Kindern wahrscheinlich nicht geringer sei, als bei Erwachsenen; was daher eine Gruppe von Schülern ohne Schaden erträgt, ist für eine andere, an sich vielleicht nicht weniger begabte, bereits eine unzulässige Ueberanstrengung.

„Allein im alten Rahmen,“ so schließt der Psychiater seine beherzigenswerthen Ausführungen, „und in den alten Formen wird die Schule nicht imstande sein, dem drängenden Verlangen der Zukunft zu genügen. Schon hat sie ihren Unterrichtsbetrieb nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert, aber das Maß ist übervoll.“ Und das klang auch aus allen den Reden auf dem Naturforschertag heraus; die Schule müsse sich den veränderten Lebens- und Kulturverhältnissen anpassen, denn auch die denkbar beste Schule müsse im Lauf der Zeit veralten. Dazu kommen noch Erwägungen anderer Art, die sich vornehmlich auf das Berechtigungswesen bezogen, jene Einrichtung, die an die Erreichung bestimmter Lehrstufen wichtige Vortheile greifbarer Art knüpft und durch die Vorhaltung dieser Prämie innerlich gleichgültige Elemente massenhaft in die höheren Schulen treibt. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob dieses Monopol in seiner Einseitigkeit aufrecht zu erhalten, oder ob nicht vielmehr eine Aenderung auf diesem Gebiete in dem Sinne anzustreben sei, daß der gesammten studirenden Jugend die geistigen Errungenschaften der Vergangenheit überliefert werden, daß sie auf Grund der Kenntniß der Vergangenheit aber auch zum lebendigen Verständniß der Jetztzeit geführt werde.

Bei allen durch die Düsseldorfer Versammlung neuerdings angeregten Reformen pädagogischer Natur wird man jedoch unsres Erachtens mit kluger Mäßigung und weisem Bedacht vorgehen müssen. Es wird jene rechte Mitte zur Geltung kommen müssen, die, mit veralteten und durch die Kulturentwicklung überholten Formen brechend, dem wahren Bedürfnisse der Zeit und der Nation in richtigem Ausmaße und mit den zweckdienlichsten Mitteln gerecht zu werden weiß, ohne sich aber bloß dem ephemeren Utilitarismus dienstbar zu machen, der sich lediglich von dem, was herrschende Mode geworden ist, leiten läßt. Hat einmal diese Erkenntniß sich Bahn gebrochen, dann braucht uns um die Zukunft der deutschen Schulen nicht bange zu sein, namentlich nicht um die jener Schulen, die in ihrer wissenschaftlichen Methode und in der Aufgabe, die Wissenschaften zu lehren, einen sicheren Halt gegen Oberflächlichkeit und geistige Verflachung bieten. Dann wird die Frage der Schulreform, die heute die Wurzeln aller Kultur und die Lebensbedingungen der Völker berührt, wohl in dem Sinne gelöst werden, daß man, um mit Heinrich v. Treitschke zu sprechen, nicht nöthig haben wird, „den ungeheuren Erschütterungen der Zeit auch noch einen gewaltsamen Bruch mit der ältesten Bildungstradition hinzuzufügen“.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Obwohl der glänzendste Theil der **Milchstraße** mit den Sternbildern des **Adlers**, des **Schwans** und der **Leier** schon untergegangen ist oder doch schon tief am westlichen

[1]) „Ueber geistige Arbeit“ und „Zur Ueberbürdungsfrage.“ Von Dr. Emil Kraepelin. Jena, Gustav Fischer 1897.

Himmel steht, bietet die vom östlichen Horizont durch den Scheitelpunkt bis zum nordwestlichen Horizont in stark gekrümmtem Bogen sich hinziehende Milchstraße, gehoben durch eine Reihe von prägnanten und reichen Sternbildern, die in ihr stehen, auch im Monat Dezember in mondfreien Nächten einen schönen Anblick dar. Im Zenith bemerken wir in derselben das Sternbild des **Perseus** mit den bekannten beiden großen Sternhaufen und dem kurzperiodisch veränderlichen Stern **Algol**; nordwestlich davon und gleichfalls in der Milchstraße erblicken wir die Sternbilder der **Cassiopeja** und des **Cepheus**. Im Westen stehen die Sternbilder des **Pegasus** und der **Fische** schon ziemlich tief, höher dagegen steht noch (westlich vom Perseus) das Sternbild der **Andromeda** und das **Dreieck**. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont ist das Sternbild des **Walfisches**, darüber das des **Widders** wahrzunehmen.

Das Sternbild des **Stiers**, insbesondere der in demselben liegende bekannte Sternhaufen der **Plejaden**, geht in nicht sehr großem Abstand vom Zenithpunkt eben durch den Meridian; **Aldebaran**, der hellste Stern dieses Sternbilds, steht noch etwas östlich der Mittagslinie; in geringer Höhe über dem südlichen Horizont kulminirt ferner das Sternbild **Fluß Eridanus**.

Am südöstlichen Himmel fesselt den Blick in erster Linie das schöne Sternbild des **Orion**, mit dem bekannten, durch drei in gerader Linie stehende Sterne gebildeten „**Jakobsstab**" (Gürtel des Orion), dem berühmten, nur wenig unterhalb des Jakobsstabes stehenden und mit freiem Auge wahrnehmbaren **Orionnebel** und den beiden Sternen 1. Größe **Rigel** und **Beteigeuze**, letzterer am westlichen Rande der Milchstraße stehend. Tief am östlichen Horizont taucht das Sternbild des **Großen Hundes** empor, mit ihm **Sirius**, der hellste Stern des ganzen Fixsternhimmels, der vor allen anderen an seinem lebhaften Farbenspiel erkennbar ist. Jenseits der Milchstraße, den beiden letztgenannten Sternbildern gegenüber, steht der **Kleine Hund** mit dem Stern 1. Größe **Procyon**, dem Orion gegenüber stehen die **Zwillinge** mit den beiden hellen Sternen **Castor** und **Pollux** und noch näher dem Zenithpunkt zu, theilweise in der Milchstraße liegend, das Sternbild des **Fuhrmanns** mit dem Stern 1. Größe **Capella**.

Im Nordosten steht das Sternbild des **Krebses** noch ziemlich tief, das Sternbild des **Löwen** ist eben im Aufgang begriffen. Höher dagegen stehen daselbst schon die Sternbilder des **Kleinen Löwen** und des **Großen Bären**. Im Norden endlich sind noch die Sternbilder des **Drachen**, der **Jagdhunde** und des **Mauerquadranten** zu erwähnen.

Die **Sonne** erreicht ihren tiefsten Stand am Abend des 21. Dezember, wo sie in das Zeichen des Steinbocks tritt — es ist dann (astronomisch) **Wintersanfang**. Die Entfernung der Erde von der Sonne nimmt immer noch ab, am 31. Dezember stehen sich beide Himmelskörper für das ganze Jahr am nächsten: die Erde geht durch das Perihel ihrer Bahn. Daß auf unsrer nördlichen Halbkugel um diese Zeit die Temperatur gleichwohl meist recht niedrig ist, rührt bekanntlich davon her, daß die Sonne nur noch während des dritten Theiles des Tages über dem Horizont steht und selbst mittags nur eine Höhe von $18\frac{1}{2}^0$ über demselben erreicht, so daß uns also ihre Strahlen nur unter einem sehr spitzen Winkel zum Horizont treffen.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Dezember	Aufgang			Untergang		
1.	7^h	44^m	nachm.	4^h	22^m	nachm.
8.	7	51	„	4	19	„
15.	7	59	„	4	19	„
22.	8	3	„	4	22	„
31.	8	4	„	4	28	„

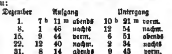
Die Tageslänge beträgt am 21. Dezember, dem kürzesten Tage des Jahres, 8 Stunden 19 Minuten; bis zum Schluß des Monats wächst sie wieder um 5 Minuten.

Am 13. Dezember mittags findet eine **partielle Sonnenfinsterniß** statt, welche jedoch nur in südlichen Polargegenden sichtbar ist.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** sind im Monat Dezember folgende:

2. Dezember	9^h	vorm.	Erdferne
6. „	11	„	Letztes Viertel
13. „	1	nachm.	Neumond
14. „	2	„	Erdnähe
20. „	4	morgens	Erstes Viertel
28. „	1	nachts	Vollmond
29. „	7	abends	Erdferne.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:



Dezember	Aufgang			Untergang		
1.	7^h	11^m	abends	10^h	21^m	vorm.
8.	1	46	nachts	12	54	nachm.
15.	9	44	vorm.	6	51	abends
22.	12	40	nachm.	2	34	nachts
31.	8	14	abends	9	43	vorm.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember findet eine **totale Mondfinsterniß** statt, deren für alle Orte der Erde gültige Elemente nachfolgend zusammengestellt sind:

Anfang der Finsterniß überhaupt	10^h	48^m	mitteleuropäische Zeit
Anfang der totalen Verfinsterung	11	57	„ „
Mitte der Finsterniß	12	42	„ „
Ende der totalen Verfinsterung .	1	27	„ „
Ende der Finsterniß überhaupt .	2	36	„ „

Um diese Zeiten steht der Mond im Scheitelpunkt der durch die nachfolgenden geographischen Koordinaten gegebenen Erdorte:

Länge			Nördl. Breite		Lage
32°	31′	östlich von Greenwich	23°	47′	Nilthal
15	42	„ „ „	23	43	Lybische Wüste
4	51	„ „ „	23	40	Wüste Sahara
6	0	westlich „ „	23	37	„ „
22	49	„ „ „	23	32	Atlantischer Ozean.

Die Größe der Verfinsterung beträgt das 1.4fache des Monddurchmessers, der Eintritt in den Schattenkegel der Erde erfolgt am linksseitigen, unteren Mondrand (Positionswinkel 112°), der Austritt aus demselben am rechtsseitigen Mondrand, nahe der Mitte (Positionswinkel 265°). Die Finsterniß ist in Asien, Europa, Afrika, im Indischen und Atlantischen Ozean und in Amerika sichtbar. In München geht der Mond am 27. Dezember bereits um 4 Uhr nachmittags auf, um die Zeit des Eintritts der Finsterniß steht er demnach schon in beträchtlicher Höhe, so daß die Finsterniß in ihrem ganzen Verlauf bequem zu beobachten ist.

Merkur ist bis zum 12. Dezember rechtläufig im Schützen, von da an wird er rückläufig im gleichen Sternbild und im Schlangenträger. Während der ersten Hälfte des Monats geht er fast $\frac{3}{4}$ Stunden nach der Sonne unter und in der letzten Dezemberwoche durchschnittlich $1\frac{1}{4}$ Stunden vor ihr auf, er ist demnach in der ersten Monatshälfte am südwestlichen Himmel als **Abendstern**, während der letzten Woche des Jahres dagegen am südöstlichen Himmel als **Morgenstern** kurze Zeit sichtbar.

Venus ist bis zum 21. Dezember rückläufig, dann aber rechtläufig im Sternbild des Skorpions. Ihre Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 5.3 auf 7.5 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich nur zu 7 Prozent beleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 63.4″ auf 45.0″ herab. Venus steht am 1. Dezember in unterer Konjunktion zur Sonne und geht am 5. Dezember durch den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn. Da sie durchschnittlich 2 Stunden vor der Sonne aufgeht, ist sie, die ersten Monatstage ausgenommen, als glänzender **Morgenstern** während des ganzen Monats am südöstlichen Himmel wahrzunehmen.

Mars besitzt zunächst noch ganz geringe rechtläufige, vom 10. Dezember ab dagegen rückläufige Bewegung im Sternbild des Krebses. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Dezember 16.9, am 31. Dezember 13.7 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 95 Prozent beleuchteten Scheibe steigt dementsprechend von

11.2" auf 13.8" an. Mars geht durchschnittlich um 7 Uhr abends auf, kann also nunmehr die ganze Nacht hindurch bequem beobachtet werden.

Jupiter geht im Laufe des Monats in rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Jungfrau in das der Waage. Seine Entfernung von der Erde sinkt dabei von 125.0 auf 117.4 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe wächst von 29.4" auf 31.4" an. Jupiter geht durchschnittlich 3 1/2 Stunden nach Mitternacht auf, ist also während des ganzen Monats in den frühen Morgenstunden als hell glänzender Stern am östlichen Himmel wahrzunehmen.

Saturn bewegt sich rechtläufig im Sternbild des Schlangenträgers. Er kommt am 6. Dezember in Konjunktion mit der Sonne zu stehen; gleichwohl geht er um die Mitte des Monats bereits 1 Stunde, am Schluß desselben fast 2 Stunden vor der Sonne auf, so daß er also in der zweiten Hälfte des Monats gleichfalls in den frühen Morgenstunden, und zwar am südöstlichen Himmel, sichtbar wird.

Uranus, der ebenfalls im Sternbild des Schlangenträgers rechtläufige Bewegung besitzt, steht fast während des ganzen Monats etwa 12° westlich vom Planeten Saturn. Er geht somit zwar durchschnittlich 3/4 Stunden früher auf, als dieser, seine Sichtbarkeitsverhältnisse sind jedoch, in Anbetracht seiner geringen Helligkeit, trotzdem nicht günstig.

Neptun ist fortgesetzt langsam rückläufig im Sternbild des Stiers. Seine Entfernung von der Erde ist nur geringen Aenderungen unterworfen, im Durchschnitt beträgt sie 584 Millionen Meilen. Neptun geht um die Mitte des Monats um 4 Uhr nachmittags auf, steht also fast die ganze Nacht hindurch am Himmel. Am 14. Dezember kommt er in Opposition zur Sonne.

Kometen. Von den zahlreichen Kometen dieses Jahres ist zur Zeit auch in größeren Instrumenten keiner mehr sichtbar, insbesondere hat sich der zuletzt (am 20. Oktober) entdeckte leidlich helle Komet Brooks so stark nach Süden bewegt und ist gleichzeitig so weit in den Tag hineingerückt, daß er in unsern Breiten nicht mehr beobachtet werden kann. Im Anfang des nächsten Jahres wird er dagegen bei langsam wachsender Helligkeit am Morgenhimmel sichtbar werden. Ueber den jüngst von Mr. Chase (nicht Hase, wie infolge einer Verstümmelung des Telegramms neulich gemeldet wurde) in Newhagen entdeckten neuen Kometen liegen bis zur Stunde weitere Nachrichten nicht vor; wegen des anhaltend schlechten Wetters und der mondhellen Nächte konnte derselbe bis jetzt lediglich auf der Licksternwarte einmal gesehen und beobachtet werden.

Sternschnuppen. Von regelmäßig im Monat Dezember wiederkehrenden Sternschnuppenfällen sind hauptsächlich zu erwähnen die aus dem Sternbild der Zwillinge (scheinbar von dem Stern 1. Größe α Geminorum = Castor) ausstrahlenden Geminiden, die am 10. Dezember das Maximum ihrer Frequenz erreichen. -rt-

w. Am 21. Oktober dieses Jahres hat der französische Orientalist Heuzey in der Academie des inscriptions et des lettres einen Rechenschaftsbericht gegeben von den archäologischen Forschungen von J. de Morgan in Persien in den Jahren 1897 und 1898. Die Stätte der Untersuchungen waren die Trümmer der alten Königsstadt Susa, welche schon früher einmal von einem französischen Gelehrten, Dieulafoy, eingehend durchforscht worden waren. Während hier das Ergebniß im wesentlichen in der Feststellung der Baureste der persischen Königszeit lag, deckte Morgan umfangreiche Bauwerke einer vorpersischen Zeit auf, einer Zeit, in der Susa noch selbständig war und in feindlichem Verhältniß zu Assyrern und Babyloniern stand. Zwei große Gebäude wurden freigelegt, wovon das eine aus ungebranntem, das andere aus gebranntem Ziegel erbaut war. Unter den Ziegelsteinen trugen viele den Namen alter susianischer Könige. In der Nähe des zweiten Baues fand sich u. a. ein Obelisk mit 1500 Schriftzeilen, eine Bronzetafel mit Resten von Menschendarstellungen und eine Stele, auf der ein Kampf in einer Berglandschaft eingehauen war. Der Stil dieser Funde ist erheblich von dem assyrischen verschieden, Heuzey erblickt darin die Fortbildung eines altiranischen Urtypus. Die Ausgrabungen sollen fortgesetzt werden.

* Berlin. Die Gesammtzahl der bis jetzt an der hiesigen Universität zugelassenen Hörerinnen beträgt im ganzen 227; während der letzten Zeit hat sich durch das Hinzukommen einer größeren Anzahl von Ausländerinnen das Zahlenverhältniß so gestaltet, daß 127 Deutsche unter den Hörerinnen sich befinden und 100 Ausländerinnen, von denen die meisten Russinnen sind, nämlich 48. Danach kommt Amerika mit 35 Hörerinnen; die übrigen vertheilen sich auf verschiedene Länder. Zum erstenmal haben sich drei Französinnen und eine Italienerin hier einschreiben lassen.

* Berichtigung. In der Besprechung der Bücher: „Der dritte Bruder" von Adine Gemberg und „Sehnsucht-Schönheit-Dämmerung" von S. Höchstetter (in Nr. 272 der Beilage) ist irrthümlich der Verlag von Franz Wahlen (Berlin) anstatt des von Schuster u. Loeffler (Berlin) angegeben worden.

Jahrgang 1898. München, Montag, 5. Dezember. Nummer 276.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Frage der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung.[1]

Von Dr. W. Beukemann (Hamburg).

I.

Unter sozialer Schichtung wird meistens auch die wirthschaftliche mitverstanden, und letztere ist mit ihr so eng verknüpft, daß eine vollständige Aussonderung gar nicht möglich wäre. In unsern Tagen sind es vorwiegend die zum Theil unbestimmten Gruppenbezeichnungen: Arbeiterstand, Mittelstand, Unternehmerthum, Bourgeois, Reiche, Arme oder Mindestbemittelte, Selbständige und Abhängige — welche im Mittelpunkt der Diskussion stehen. Wer sind nun z. B. die Mindestbemittelten? Soll allein das Vermögen den Maßstab hiefür abgeben, oder in welcher Weise wären etwa Einkommen, Rechte, Aussichten und Fähigkeiten mit zu berücksichtigen? Man denke an die zahlreichen Personen, die zwar ein auskömmliches und selbst gutes Jahreseinkommen haben, vielleicht noch Pensions- oder Rentenansprüche besitzen, dabei aber als Vermögen wenig mehr als ihr Mobiliar oder gar auch nicht einmal dieses ihr Eigen nennen können.

Es wird also kaum des näheren Hinweises bedürfen, daß die Behandlung dieses Gegenstandes Schwierigkeiten in Fülle bietet und daß sich vollends ein Zeitschriftartikel auf die Hervorhebung einzelner, methodisch wichtiger Punkte des Problems oder auf die bruchstückartige Mittheilung neu gewonnener Materialien beschränken muß. In einer früheren Nummer dieser Blätter (Nr. 274 von 1896) sprachen wir über Thatsachen der wirthschaftlichen Entwicklung, im wesentlichen in der Beschränkung auf Frankreich, und überschrieben die Mittheilungen: Eindringen von Kapitalbesitz in breitere Bevölkerungsmassen. Beruhte auch das gerade vorliegende Material zum Theil nicht auf einwandfreier Methode, so mußte es doch im ganzen als werthvoll und erörternswerth angesehen werden und schien auch recht geeignet, den Forschungen auf diesem Gebiete einen neuen Ansporn zu geben, obgleich es außerdem in der Hauptsache auf nur einen Theil des Vermögens in Frankreich Rücksicht nahm, und zwar auf den für gewöhnlich erst in zweiter Linie stehenden Theil: die zins- und dividendentragenden Papiere, die man auch unwirkliches Vermögen nennen könnte, da sie nur Dokumente über Rechte, Forderungen und anderweit vorhandene Güter darstellen. Daneben wurde allerdings die fundamentale volkswirthschaftliche Frage des Verhältnisses von Kapitalertrag und Arbeitslohn gestreift.

[1] Nach zwei Vorträgen, gehalten im März 1898.

Alles Vermögen, mit Ausnahme der auf besondere Ursachen zurückzuführenden Werthsteigerungen einzelner Theile desselben und des aus der Verwandlung sogenannter freier Güter entstehenden, also in derselben Substanz bereits vorhandenen, kann nur aus Einkommen hervorgehen; gleichzeitig aber beruht vieles Einkommen wieder auf Vermögensnutzung, so daß beide in einem innigen Zusammenhang und in einem gewissen gegenseitigen Abhängigkeitsverhältniß stehen. Daher ist es auch nicht angängig, bei der Erörterung des Vermögens oder des Rentenbesitzes das Einkommen gänzlich auszuscheiden, wohl aber ist es geboten, beide Faktoren nicht durcheinander zu werfen; denn entsteht auch Vermögen im allgemeinen nur aus Einkommen, so braucht doch Einkommen keineswegs Vermögen zu erzeugen, das Einkommen kann nicht allein alsbald wieder vollständig aufgezehrt werden, sondern sogar in dem Verbrauch von Vermögen bestehen. Ferner sind die Begriffe beider auch insofern wesentlich verschiedener Art, als das Einkommen mit einem Zeitraum (Tag, Woche, Monat, Jahr) verknüpft ist, das Vermögen dagegen auf einen Zeitpunkt Bezug nimmt.

Ob die Vermögensverhältnisse der mindestbemittelten Volksschichten sich gebessert haben, ist eine zweifelhafte Frage, die sogar als unrichtig gestellt bezeichnet werden dürfte, denn das Wesen der Bevölkerung schließt fortwährende Veränderungen und auch einen Wechsel der Individuen in sich, so daß es nicht einmal genügen würde, die unbemittelten Einzelwesen in ihrer Vermögensentwicklung durch einen bestimmten Zeitraum zu beobachten, da einerseits ein Abgang in dieser Klasse stattfindet, am Ende also stets weniger vorhanden sein würde als zu Anfang, andrerseits aber theils aus den bisherigen Familienangehörigen neue Individuen, namentlich der untersten Klasse, zugeführt werden, theils andere aus den bemittelten Schichten zu ihr hinabsinken. Man pflegt auch von vornherein die Identität der Individuen außer Betracht zu lassen und nur die Bevölkerung zu verschiedenen Zeitpunkten nach der jeweiligen Vermögenslage ihrer Glieder in bestimmte Gruppen zu zerlegen, sei es auf Grund zahlenmäßiger Feststellungen oder, in Ermangelung solcher, mehr überschläglich nach allgemeinen Merkmalen. Findet sich dann, daß die Zahl der Besitzlosen absolut größer geworden ist, so kann dennoch das Verhältniß derselben zur Gesammtheit bei wachsender Bevölkerung gefallen sein. Nach allgemeiner Beobachtung, d. h. nach dem, was das Auge früher gesehen hat und was es jetzt sieht und was darüber zum Theil in die Wirthschafts- und Kulturgeschichte übergegangen ist, wird man eine Besserung der Wohlstandsverhältnisse in die Breite ebenso leicht bejahen wollen, wie es schwer fallen möchte, einen allgemeinen ziffermäßigen Nachweis darüber zu erbringen. Deßhalb wird gewöhnlich zur Untersuchung von Einzelerscheinungen oder von Vermögenstheilen Zuflucht genommen, um wenigstens Indizien für die Wahrheit des oft trügerischen Augenscheins beizubringen. Alfr. Neymarck versuchte in seiner Broschüre „Le morcellement des

valeurs mobilières“ und in früheren Schriften nachzuweisen, daß sich der Besitz der französischen Bevölkerung an Renten-, Zins- oder Dividendenpapieren oder an Sparguthaben sehr stark gehoben habe und daß sich, nach unten gehend, immer breitere Volksschichten an der Erwerbung solcher Werthe betheiligten. In Bezug auf die Sparguthaben ist dies als notorisch zu bezeichnen, aber auch hinsichtlich der Staatspapiere, der Eisenbahnobligationen, wie der Aktien der größeren inländischen Unternehmungen hat nach dem vorgeführten Material ein Zweifel keine Berechtigung mehr. Man darf nur noch über Gradunterschiede streiten. Am weitesten im Skeptizismus geht hier von den Fachgelehrten wohl Ad. Coste, welcher annimmt, daß die thatsächliche Ausbreitung der einzelnen Werthsorten ganz überwiegend darauf beruhe, daß dieselben Inhaber von Werthpapieren diesen Besitz mehr und mehr auf verschiedene Arten (Renten, inländische und ausländische, Obligationen und Aktien aller Art u. s. w.) vertheilten, daß also die Zahl der Werthpapierinhaber im allgemeinen sich nicht wesentlich vermehrt habe. Diese Annahme ist jedoch eine entschieden irrthümliche. Zwar muß anerkannt werden, daß viele Portefeuilles eine mannichfaltigere Zusammensetzung erfahren haben, indessen kann diesem Umstande eine nur sekundäre Stellung eingeräumt werden. Denn wie müßten bei der bedeutenden Zunahme jener Werthe (valeurs mobilières) die bereits vorhandenen Besitzstände an Werthpapieren im Laufe der letzten Jahrzehnte angewachsen sein! Gerade das kräftig hervorgetretene Verlangen anfangender Sparer und Kapitalisten nach Zinspapieren mäßigen Umfangs führte mit zur Schaffung kleiner und kleinster Stücke, und daß diese größtentheils thatsächlich nicht von den Rentnern oder Großkapitalisten, sondern vom kleinen Sparer aufgenommen werden, darf man als offenkundig bezeichnen. Die Zahlstellen der Zinsen sehen und wissen, wer die letzteren abhebt, und auch die Banken werden ein im ganzen zutreffendes Urtheil haben über die bei ihnen hinterlegten Gelder oder Werthe von Privaten.

In unsrer früheren Mittheilung wurde ausgeführt, daß über 5 Millionen Einschreibungen französischer Rente beständen und von Sachkundigen die Zahl der Staatsgläubiger, nach Abzug der mehrfachen Einzeichnungen ein und derselben Person, jetzt auf wenigstens 2 Millionen angenommen würde. Damit allein wäre bereits dargethan, daß der Renten- oder Kapitalbesitz in weite Volksschichten eingedrungen ist. Man braucht dann nur noch der oben erwähnten Sparkassen zu gedenken, die vor 30 Jahren rund 2 Millionen Konten mit 700 Millionen Francs verzeichneten, Anfang 1896 aber 8¾ Millionen Konten mit 4150 Millionen Francs. Auch hier deckt sich freilich die Zahl der Bücher nicht mit derjenigen ihrer Inhaber, und gegenwärtig kommt es außerdem wohl viel häufiger vor, daß in derselben Familie und von einer Person statt eines mehrere Sparbücher gehalten werden, allein was will das angesichts einer Vermehrung der Bücher auf das Vierfache und des Gesammtguthabens auf das Sechsfache besagen! Auf die anderen Werthe (Obligationen, Aktien u. s. w.) soll hier nicht eingegangen werden. Auch in Bezug auf die Frage, ob nicht das unbewegliche Vermögen Frankreichs im Stillstand verharre oder gar zurückgegangen sei, mag ein kurzer Hinweis genügen. In den letzten 30 Jahren haben die Immobiliarwerthe, welche in den einzelnen Jahren infolge Vererbung oder Schenkung ihren Besitzer änderten und dadurch abgabepflichtig wurden, eine Steigerung um 55 Proz. aufzuweisen (gegenüber fast 80 Proz. bei den Mobiliarwerthen aller Art einschließlich Werthpapiere). Eine ähnliche Entwicklung ist für das Deutsche Reich zum Theil nachzuweisen (Sparkassen), zum Theil mit ziemlicher Sicherheit zu vermuthen.

Nicht leicht ist eine Antwort auf die Frage zu ertheilen, ob die großen Vermögen noch weiter gewachsen sind, ob sie den Kreis ihrer Eigenthümer weiter gezogen haben, und endlich, ob der Antheil ihrer Zahl sowohl wie des Vermögensbetrages an den Gesammtheiten im ganzen Volke sich gesteigert hat. Ein Anwachsen der großen Vermögen nach Zahl und Durchschnittsbetrag wäre an sich durchaus nicht als ein Uebel anzusehen, am wenigsten dann, wenn gleichzeitig der mittlere und kleine Besitz Fortschritte aufwiese.

Immer noch findet die Ansicht zahlreichen Anhang, in allen Kulturstaaten konzentrire sich das Vermögen mehr und mehr in wenigen Händen. Es wird neuerdings auch versucht, die Ergebnisse der deutschen Berufs- und Gewerbezählung von 1895 im Vergleich mit dem Jahre 1882 als Bestätigung jener Auffassung zu verwerthen. Thatsächlich ist ja die Zahl der kleinen und kleinsten Gewerbebetriebe, zum Theil sogar in der absoluten Ziffer zurückgegangen und diejenige der größeren, namentlich aber ihr Umfang, sehr erheblich gestiegen. Die Gliederung der gewerblichen Betriebe hat sich somit zugunsten der Großbetriebe verschoben, was gleichbedeutend ist mit einer Konzentration des gewerblichen Betriebskapitals. Indessen ist dies noch keineswegs identisch mit einer Konzentrirung des Vermögens, denn es kommt doch darauf an, in welchem Verhältnisse die großen Unternehmen eigenes Vermögen besitzen, Eigenthum einzelner Personen, mehrerer Inhaber, von Gesellschaften, kommunalen Körperschaften, des Staates u. s. w. sind. Und hier ist gerade zu beobachten, daß die größten Betriebe mehr und mehr in den Besitz von Gesellschaften, Gemeinden und Staaten übergehen und auch neue Großbetriebe jetzt vorwiegend in Gesellschaftsform gegründet werden. Der Einzelbesitzer sinkt zwar im allgemeinen nicht in seinem Vermögensbestande dadurch, daß er seinen Betrieb in ein Aktienunternehmen oder eine Genossenschaft verwandelt, sein Vermögen pflegt vielmehr nur eine andere Zusammensetzung zu erhalten. Aber durch die Schaffung von Aktien, Antheilscheinen, Prioritätsobligationen u. dergl. wird es auch kleineren Kapitalisten, d. h. Jedem, der über einige Baarmittel verfügt, ermöglicht, einen Vermögens- und Gewinnantheil an dem Großunternehmen zu erwerben. Und diese Möglichkeit wird in umfangreichem Maße verwirklicht, wie die Generalversammlungen der Aktiengesellschaften u. s. w. beweisen. Wir sehen daher eine eigenartige Entwicklung sich vollziehen in der Richtung, daß die Zahl der selbständigen Gewerbetreibenden selbst bei fortschreitender Volksvermehrung auf vielen Gebieten abnimmt, daß dagegen der Kreis der Vermögen besitzenden Personen überhaupt sich erweitert; mit anderen Worten: was auf der einen Seite an Selbständigkeit verloren geht, wird auf der anderen Seite (und meist bei anderen Individuen) in größerem Maßstabe an Wohlstand — auch an Einkommen — gewonnen.

Nun fragt es sich aber sogleich, ob beide Erscheinungen in ihrer Verschiedenartigkeit geeignet sind, vollständige Ausgleiche gegeneinander zu bilden. Man wird zögern, das ohne weiteres zu bejahen. Bei den modernen Kulturvölkern muß als normale Entwicklung ein Fortschritt in wirthschaftlicher, sozialer und intellektueller Beziehung gelten. Zwar ist es ein gewisser Trost, wenn neben Rückgang auf einem Gebiete Aufschwung auf einem anderen oder auf mehreren einhergeht; dem rückläufigen Gange der gewerblichen Selbständigkeit wird man indessen eine schwerwiegende Bedeutung beizumessen haben, denn in gesellschaftlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht erleidet das Volksleben dadurch eine Verschiebung, welche auch das Staatsinteresse nicht unberührt läßt. Der Staat darf hier daher sogar eingreifen und er soll es dann thun, wenn nur vorübergehende

Ursachen vorliegen oder wenn unter seinem Beistande die natürlichen Bedingungen durch besondere Mittel und Organisationen sich auch für das kleine Unternehmerthum in der Weise schaffen oder nutzbar machen lassen, daß es im übrigen aus eigener Kraft ohne Siechthum fernerhin zu bestehen vermag; aber auch nur unter diesen Umständen. Freilich ist mit der Aufstellung dieses allgemeinen Grundsatzes noch keine Lösung der Aufgabe gegeben, vielmehr muß zunächst der Pionier der Erkenntniß, die Statistik, aufgerufen werden, um einen klaren Einblick in die gegenwärtigen Zustände zu verschaffen, und dann hat sich die Kunst des Sozialpolitikers und Staatsmannes zu bethätigen.

Als Parallelbewegungen zu dem Moment der Selbständigkeit müssen hier die Einkommens-, sowie die Bildungsverhältnisse mit erwähnt werden. Die soziale Stellung einer Person beruht nicht nur auf der Abhängigkeit oder Selbständigkeit in Berufsausübung, Erwerb u. s. w., sondern ist auch bedingt durch die Art des Berufs, ferner durch persönliche Eigenschaften des Geistes, Charakters (auch des Körpers), durch persönliche Beziehungen (Verwandtschaften), durch das Einkommen wie das Vermögen. Nach dem vorhandenen statistischen Material und gewissen anderen Anhaltspunkten darf behauptet werden, daß sich das Bildungsniveau der Kulturvölker in den letzten Dezennien weiter gehoben hat; dieselbe Ansicht herrscht im allgemeinen bezüglich des Einkommens, wenn auch nicht in demselben Grade; namentlich wird angenommen, daß die Hebung weder so bedeutend war, wie bei der Bildung, noch sich in gleicher Weise in den unteren Schichten geltend gemacht habe.

Um die Bevölkerung auf wenige soziale Stufen oder Klassen zu vertheilen, kann es nicht in Frage kommen, von allen Merkmalen je denselben Grad als Bedingung aufzustellen, man wird vielmehr nach wechselnden Standpunkten ein bestimmtes Merkmal in den Vordergrund rücken und die übrigen in eine sekundäre Stellung von wiederum im einzelnen ungleicher Bedeutung verweisen. Dieser Gedanke muß demnach die Grundlage für eine Betrachtung der Gesellschaft oder Bevölkerung nach Ständen, Schichten, Klassen u. dergl. bilden. Neben den verschiedenen Standpunkten gibt es aber in allen Epochen der Volksentwicklung einen dominirenden oder „gewöhnlichen“, der den Maßstab für die allgemeine Beurtheilung abgibt, auch wenn eine gesetzliche, ständische oder kastenmäßige Gliederung rechtlich längst aufgehoben ist. Und gerade die Entwicklung unter der wirthschaftlichen Freiheit und rechtlichen Gleichheit kommt hier in Betracht.

Bei einer volkswirthschaftlichen und sozialpolitischen Betrachtungsweise lag bislang, wie noch jetzt, der Schwerpunkt in den drei aus der Bildung, der Berufsselbständigkeit und dem Vermögen, bezw. dem Einkommen abgeleiteten Eigenschaften, und zwar so, daß beispielsweise für den „Mittelstand“ als Norm ein gewisser Bildungsstand, in der Regel wirthschaftliche Selbständigkeit und ein gewisses, jedenfalls den Durchschnitt eines Arbeiterverdienstes übersteigendes Einkommen, sowie meistens auch ein kleiner Vermögensstand, vorwiegend in einem eigenen Hause bestehend, angenommen wurde und noch angenommen wird. Doch läßt die allgemeine Auffassung auch noch davon etwas abweichende Formen zu, in denen z. B. die Betriebs- oder Berufsselbständigkeit durch ein geregeltes Dienstverhältniß und durch Autorität des Amtes nach außen, das Vermögen eventuell durch Dienstwohnung, sowie durch Pensionsansprüche einigermaßen ausgeglichen erscheint, wie bei der mittleren bis höheren Beamtenschaft. Mit weiteren Verschiedenheiten schließen sich noch andere Kreise an, und einen wichtigen Bestandtheil bilden die sogenannten freien Berufe. Diese Gruppen haben im Verlauf der wirthschaftlichen und politischen Entwicklung mannichfache Veränderungen erfahren; an manchen Stellen bröckelt mehr und mehr ab, dagegen sind wieder neue Kategorien aufgetaucht oder vielmehr zu beachtenswerther Größe herangewachsen, die, wenigstens nach dem Einkommen bemessen, dem Mittelstande angehören würden, und von denen ein großer Theil, wie das höhere Aufsichts-, technische und Bureaupersonal der Privatbetriebe durch seinen Bildungsgrad besonderen Anspruch darauf machen kann. Mit der schärferen Ausprägung dieser Entwicklung steht jetzt vielfach die Frage eines „neuen Mittelstandes“ zur Diskussion. Streng genommen ist es nicht richtig, in diesem Sinne von einem neuen Mittelstande zu sprechen, denn die Einseitigkeit und Beschränkung, ja selbst Verschiebung, in welcher seit etwa zwei Jahrzehnten der Mittelstand in der Publizistik und der politischen Agitation aufgefaßt wird, nämlich als der Stand der selbständigen Handwerker, der anderen kleinen Gewerbetreibenden (einschließlich Handel) und der Bauern — gerade diese Auffassung wäre als neu und zugleich als unhistorisch zu bezeichnen. Maßgebende Merkmale des Mittelstandes waren und sind, wie oben ausgeführt, ein besserer Bildungsgrad nebst einer bequem auskömmlichen Lebensstellung. Soweit oder wo der Handwerker und der Bauer diesen Kriterien entsprechen, fallen sie mit unter den Begriff des Mittelstandes, andernfalls nicht.

Wir sehen hier also eine soziale Gruppe vor uns, die sich keineswegs als ein Stand im eigentlichen Sinne oder als eine Interessengemeinschaft, vielmehr als eine Masse von Individuen darstellt, welche einzeln den angeführten Merkmalen entsprechen und einzeln (bezw. als Familien) nach ihrer sozialen Stellung und ihrem persönlichen Ansehen in der gesammten Gesellschaft bewerthet werden. Es sind gleichsam auf den verschiedensten Feldern gewachsene Körner, die durch die mittleren Oeffnungen eines Sortirsiebes gelaufen sind. Diese Auffassung vom Mittelstande scheint plötzlich fast vergessen zu sein. Allerdings sind noch andere Thatsachen zu berücksichtigen, und diese drohen den lockeren Begriff „Mittelstand“, wie wir ihn umschrieben haben, noch unsicherer zu machen. Wir meinen die örtlich verschiedenartigen Verhältnisse: Jeder Ort und jede Landschaft gliedert ihre Bewohnerschaft unwillkürlich für sich und hat gewissermaßen einen eigenen populären Begriff vom Mittelstande. In kleinen Orten und Städten pflegt zu ihm der Handwerker, Krämer und Gastwirth zu zählen; in ländlichen Bezirken gilt der kleinere Bauernstand als Hauptbestandtheil desselben u. s. f.; wohingegen dies für größere Orte mit stärkerer Vertretung mittlerer und oberer Schichten, sowie allgemein für das Volk im ganzen eben nicht zutrifft.

Die wachsende Bedrängung des Handwerks und der Kleinbetriebe überhaupt durch die Groß- oder Maschinenindustrie einerseits und durch das anspruchsvoller gewordene emporstrebende Arbeitspersonal andrerseits, hat erstere zu Hülferufen an die Gesetzgebung veranlaßt und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Da es sich hiebei um eine gewissermaßen geschlossene Klasse handelt, und zwar um eine über der Arbeiterklasse stehende, so wurde darauf immer ausschließlicher die Bezeichnung „Mittelstand“ angewendet. Neuerdings aber scheint man zu der ursprünglichen und wirklichen Bedeutung dieses Wortes allmählich zurückzukommen, indem allerdings, wie bemerkt, im Hinblick auf das Anwachsen einzelner Berufs- und Einkommenskategorien von einem „neuen“ Mittelstande gesprochen wird. Also nicht neue Gruppen sozial und wirthschaftlich mittlerer Ordnung sind entstanden, sondern die Bestandtheile der vorhandenen haben sich nur in ihrem Stärkeverhältniß geändert, und die im Wachsthum begriffenen haben (ohne eigenes Zuthun) begonnen, neben den anderen, im lebhaften innerpolitischen Interesse stehenden Gewerbetreibenden und Bauern ebenfalls eine erhöhte Aufmerksamkeit auf

sich zu lenken. In anderer Hinsicht dagegen bahnt sich Neues an.

Der selbständige Handwerkerstand, als Ganzes betrachtet, ist nach Zahl, wirthschaftlicher Kraft und Bedeutung im Volksleben im Zurückgehen begriffen; bei dem Stande der mittleren Landwirthe ist eine analoge Erscheinung (wenigstens im Deutschen Reiche) indeß nicht zu beobachten. Nun wird zwar zuzugeben sein, daß sich der Bildungsgrad auch in diesen Kreisen während der letzten Jahrzehnte gehoben hat, es scheint aber, als ob diese Hebung doch geringer gewesen ist als im Mittel des ganzen Volkes. Handwerksmeister und Gehülfen oder Arbeiter sind sich im Einkommen wie besonders im Bildungsgrade näher gerückt und stehen zu einem nicht unerheblichen Theile hierin bereits gleich. Ebenso hat es den Anschein, daß bei der Beurtheilung der Menschen in Bezug auf die Klassenbildung und soziale Stellung dem Bildungsgrade jetzt wieder mehr Gewicht beigelegt wird. Wenn nun außerdem das Abhängigkeitsverhältniß der Nichtselbständigen zum Arbeitgeber oder Vorgesetzten durch die moderne Entwicklung gemildert und theilweise bereits in eine Art freieren Vertrags- und gegenseitigen Pflichtverhältnisses verwandelt wird, das auch den Arbeitgeber für seine Betriebsleitung und Einrichtung in eine gewisse Abhängigkeit von der Arbeiterschaft bringen kann (Arbeiterausschüsse u. dergl.), wenn ferner der Staat durch seine Aufsichtsorgane, Polizei und Gewerbeinspektion, in die Verfügungsfreiheit und Selbständigkeit der Unternehmer mehr oder minder tief eingreift, wie es auch die Berufsgenossenschaften thun, so sehen wir uns in der That schon mitten in einer weltgeschichtlichen Wandlung des Volkslebens, welche den alten Begriffen zum Theil neuen veränderten Inhalt gibt und einzelne Klassen oder Gruppen anschwellen, andere zusammenschrumpfen oder einander näher führen läßt, um als Ganzes eine im gewöhnlichen Sinne viel eher günstige Entwicklung, als einen Rückschritt anzudeuten.

Trotz allem wird dem einen, an äußerer Stärke einbüßenden Momente: der wirthschaftlichen und sozialen Selbständigkeit eine hervorragende innere und äußere Bedeutung gewahrt bleiben. Selbst diejenigen, welche die Wirksamkeit des Staates möglichst nur auf die Vertheidigung gegen äußere Feinde und den Rechtsschutz im Innern erstreckt sehen wollen und allen staatlichen Maßnahmen abhold sind, die zur Erhaltung und Kräftigung einzelner Gruppen, wie des Kleingewerbe- und Bauernstandes dienen sollen, zumal damit eine Benachtheiligung anderer Bevölkerungstheile verbunden sein könnte, selbst jene achten die Selbständigkeit keineswegs gering, eher würde das Gegentheil zutreffen; und dennoch sträuben sie sich gegen Eingriffe des Staats in eine beklagenswerthe Entwicklung der Dinge, aber aus dem prinzipiellen Grunde, weil dieselbe schließlich in sich selbst wieder die Heilmittel finden müsse und werde. Vielleicht kann dieser extreme Standpunkt als im Staatsleben für immer überwunden angesehen werden. Man darf dem Staate auf keinem Gebiete ein- für allemal Enthaltsamkeit auferlegen, da es im öffentlichen Leben kein Naturrecht und keine Norm gibt für das, was unverletzliches Thätigkeitsgebiet von Privaten oder von Korporationen und dem Staate ist, hier vielmehr die Zweckmäßigkeit und das allgemeine Wohl zu entscheiden haben. Natürlich werden hierüber die Ansichten im einzelnen konkreten Falle immer auseinandergehen. Zu allen Zeiten aber wird dem mächtigen Faktor der natürlichen Bedingungen eine maßgebende Bedeutung im wirthschaftlichen Leben zuerkannt werden müssen, und wo dies nicht geschähe, würden die Thatsachen und Folgen bald mit Nachdruck daran erinnern und die Anhänger des politischen Naturheilverfahrens würden triumphiren.

Hinsichtlich unsrer Frage handelt es sich, wie in der neueren gewerblichen und sozialen Entwicklung überhaupt, besonders um fünf Momente: die politisch-rechtliche Gleichstellung der Bewohner; ferner die ausgedehnte Einführung von Elementarkraftmaschinen, die in ihrer heutigen Gestalt meistens ein erheblicheres Betriebskapital und zu ihrer Ausnutzung eine Mehrzahl von Personen voraussetzen; dann eine weitergeführte Arbeitstheilung; ferner innerhalb der letzteren eine Steigerung und Konzentrirung der Produktion; sowie endlich die außerordentliche Vervollkommnung der Verkehrsmittel mit einer Erweiterung und stärkeren Verästelung des Marktes bei schärferem Hervortreten des Kaufmännischen neben der höheren Technik. Vor allem kommt dies zur Geltung bei den Verkehrsgewerben, sowie bei der Erzeugung von Massengütern, so daß die verschiedenen Gewerbe- und Erwerbsarten in außerordentlich ungleichem Maße von der neueren technischen Entwicklung beeinflußt wurden. Als weitere belangreiche Faktoren kommen die Aufhebung des Zunftzwanges u. s. w. (Gewerbefreiheit) und der Aufenhaltsbeschränkungen (Freizügigkeit) in Betracht, wovon ebenfalls eine ganz verschiedenartige Einwirkung auf die Verhältnisse der einzelnen Erwerbsstände (auf Landwirthe, Handwerker, Handeltreibende, Lohnarbeiter, auf Selbständige und Abhängige u. s. w.) ausgehen mußte.

Die Umschichtung der Bevölkerung in allen Kulturländern ist vornehmlich während der letzten fünf Jahrzehnte ganz erheblich gewesen. Leider läßt uns die Statistik im Stiche, wenn wir für längere Zeiträume genaue Vergleiche anstellen wollen; doch besitzt das Deutsche Reich wenigstens für 1882 und 1895 zwei auf annähernd gleichen Grundlagen beruhende umfassende Berufs- und Gewerbezählungen. Obgleich die Ergebnisse für 1895 erst zum Theil veröffentlicht worden sind, so ist den vorliegenden Abschnitten bereits mit voller Deutlichkeit zu entnehmen, daß die oben angedeuteten Veränderungen der Volkswirthschaft im Deutschen Reiche seit dem Jahre 1882 noch größere Fortschritte gemacht haben, als wohl im allgemeinen vermuthet worden war. Daß eine wesentliche Verschiebung in den Antheilen der großen Erwerbsgruppen Landwirthschaft und Industrie nebst Handel und Verkehr vor sich gegangen war, mußte Jedem aus der zunehmenden Konzentration der Bevölkerung in den Städten klar geworden sein. Die Berufsstatistik bestätigt dies lediglich, indem sie in vielen Bezirken sogar einen absoluten Rückgang, überall aber einen merklich verminderten Antheil der landwirthschaftlichen Bevölkerung an der Gesammtheit nachweist. Einige wenige Ziffern werden später angeführt werden. Nebenbei mag nur vergleichsweise eine Angabe über Schweden zeigen, daß sich dieselben Vorgänge auch in dünn bevölkerten Ländern abspielen. Von der Gesammtbevölkerung Schwedens gehörten in Prozent folgenden Berufsabtheilungen an:

	1870	1895
Landwirthschaft	71.87	57.63
Bergbau und Industrie	14.71	25.27
Handel und Verkehr	5.06	9.81
Oeffentl. Dienst und übrige	8.36	7.29
	100	100

Aber nicht diese Seite der wirthschaftlichen Entwicklung interessirt uns an dieser Stelle in erster Linie, sondern die wirthschaftliche und soziale Stellung innerhalb der einzelnen Berufe im allgemeinen, insbesondere die Selbständigkeit im Beruf und Einkommen. Und da ergibt sich für das Deutsche Reich, daß in der Berufsabtheilung Landwirthschaft seit 1882 beachtenswerthe Veränderungen zu verzeichnen sind; allerdings ist gerade die Zahl der selbständigen Landwirthe nicht zurückgegangen, auch eine Betriebskonzentration nicht wahrzunehmen (s. unten). Anders beim Handel und Verkehr, in welchen die Betriebe, nach

dem Personal gemessen, durchschnittlich größer geworden sind; aber auch ihre Zahl selbst ist weit stärker als die Einwohnerzahl überhaupt gestiegen. Am meisten sind die Zweige des Waarenhandels und der Schankgewerbe gewachsen. Wieder anders in der Industrie: die Zahl der Selbständigen, bezw. der eigentlichen Gewerbebetriebe hat im ganzen abgenommen, zum Theil beträchtlich, jedoch meistens nur in den Allein- und Kleinbetrieben. Einzelne Industriezweige haben sich auch im gesammten Personal gar nicht oder wenig gehoben, die überwiegende Mehrzahl indeß weist eine erheblich höhere Zahl Erwerbsthätiger auf, als im Jahre 1882, d. h. die Betriebe haben durchschnittlich an Umfang stark zugenommen. Im ganzen sind also die Selbständigen im Gewerbe weniger geworden, die Angestellten und Arbeiter dagegen bedeutend mehr gewachsen, als die Volkszahl überhaupt. Diese sozialwirthschaftliche Verschiebung innerhalb der verschiedenen Berufsgruppen ist in der Gesammtbevölkerung zuletzt zu ungunsten der Selbständigen ausgefallen. — Den Selbständigen sind hier immer, wie in der amtlichen Statistik, die selbständigen Hausindustriellen zugerechnet, die immerhin eine Sonderstellung einnehmen, und nicht eingeschlossen sind bei den Selbständigen die im Berufe der Eltern mitthätigen Familienangehörigen (die c 1-Personen der Statistik). — Von den Unselbständigen ist es die absolut zwar nicht sehr starke Klasse des höheren technischen, kaufmännischen und Aufsichtspersonals, die verhältnißmäßig am beträchtlichsten zugenommen hat. Ihr Wachsthum in den 13 Jahren von 1882 bis 1895 erweist sich als außerordentlich bedeutend.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß dieser Werde- und Wandlungsprozeß keineswegs abgeschlossen ist. Der Bruchtheil der Selbständigen in der Gesammtbevölkerung wird also jetzt (1898) bereits noch niedriger sein als 1895 und zunächst jedenfalls weiter abnehmen.

Heinrich v. Kleist und der junge Wieland.

Schon in Nr. 152 d. J. der Beilage zur Allg. Ztg. kündigte Eugen Wolff den „umfassenden Nachweis der literarischen Bethätigung des jungen Wieland“ an der Ueberarbeitung der „Familie Ghonorez“ zu der uns im allgemeinen vorliegenden Fassung (Familie Schroffenstein) für das 5./6. Heft der Zeitschrift für Bücherfreunde an, nachdem er schon früher hiefür einige Proben gegeben hatte.[1] Dieser Artikel ist inzwischen erschienen[2], und die Frage dürfte wohl berechtigt sein, ob durch ihn das gegebene Versprechen voll und ganz erfüllt ist.

Die Zusammenstellungen, die uns Wolff über die Unterschiede zwischen der in Berlin aufbewahrten Handschrift und dem ersten Druck bietet, sind sicherlich von jedem Kleist-Freunde mit Dank zu begrüßen. Wir werden durch sie auf manche Aenderungen aufmerksam gemacht, die thatsächlich in gewissem Sinne der Handschrift gegenüber als Verschlechterungen zu bezeichnen sind, und uns wird so die Nothwendigkeit klar, daß bei einer neuen Edition dieses Trauerspiels die Handschrift zum mindesten als Varianten-Apparat in weitestem Umfange herangezogen werden muß.

Diesem Vorzuge der Wolff'schen Arbeit stehen aber doch auch manche Schwächen gegenüber. Eine der hervorstechendsten ist die, daß die Angaben dieses Forschers gänzlich der Vollständigkeit entbehren. Ich habe bisher nicht selbst die Handschrift vergleichen können, leider auch nicht den früheren Abdruck von Theophil Zolling, doch schon die Anführungen Minde-Pouets genügen, um diese Thatsache zu konstatiren. (Cf. Minde-Pouet, Heinrich v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar 1897. S. 6, 15, 62, 103, 130/31 [134], 136.) Doch dies könnte absichtlich geschehen sein, könnte ihm auch durch den ihm gewiesenen Raum aufgedrungen sein. Dann aber können wir verlangen, daß seine Auswahl eine möglichst vorsichtige sei, daß sie wirklich das für seinen Zweck Wichtige heraushöbe — und hier hat Wolff sicher gefehlt. Eine recht große Anzahl der von ihm angezogenen Stellen beweist nichts weiter, als daß bei jedem Druck sich auch Druckfehler einschleichen, zeugt aber in keiner Weise von dem bewußten Eingriff eines fremden Geistes in das Werk unsres Dichters. Man vergleiche seine Angaben zu V. 270, 865, 1018, 278, 755, 2535, 724, 1083, 2150, 44 ꝛc. Da finden sich Aenderungen derartig, daß statt „türkisch“ der Druck „tückisch“ setzt, statt „die Deinen“ „die Diener“, statt „zahllos“ „zahnlos“ ꝛc. Was wollen sie aber beweisen? Bei einem Theil der hier angeführten Stellen gibt Wolff allerdings selbst die Möglichkeit vorliegender Druckfehler zu (cf. S. 235), bei den übrigen wird er sie auch nicht leugnen können; dann aber war ihre Anführung in diesem Zusammenhange zum mindesten recht überflüssig und berechtigte in keiner Weise zu dem Schluß, „daß der Dichter selbst nichts mit der Fassung des Druckes zu thun gehabt“.

Sehen wir sodann die übrigen Aufstellungen Wolffs an, so müssen wir zu unserm Erstaunen konstatiren, daß ein weiterer recht großer Theil der von ihm citirten Stellen schon bei Minde-Pouet angeführt ist und dort eine allerdings völlig andere, aber immer recht natürliche Erklärung gefunden hat, indem diese Aenderungen völlig analog anderen sicher von Kleist herrührenden Varianten sind, die wir in anderen Werken dieses Dichters finden. (Man vergleiche Minde-Pouet S. 14, 118, 153, 178, 184, 187.) Die Auseinandersetzungen Minde-Pouets beweisen also zum mindesten die Möglichkeit einer anderen Erklärung, als sie Wolff gibt, und hätten als solche wohl eine Erwiderung oder doch Erwähnung verdient. Schon allein die Möglichkeit einer anderen Auslegung ist aber für einen Beweis, wie ihn Wolff bietet, und der mit einer derartigen Sicherheit aufzutreten beliebt, recht fatal.

Es ist hier nun nicht der Ort, jede einzelne Stelle weiter zu untersuchen, immerhin mag aber noch auf einiges hingewiesen werden. Wolff findet es äußerst störend, daß einzelne Verse des Druckes nur durch ziemlich ungeschickte Versfüllsel zustande gekommen sind, doch derartig gebaute Verse finden wir noch häufig genug in späteren Werken Kleists, in Werken, die viel formvollendeter sind, als die „Familie Schroffenstein“ (cf. die Beispiele bei Minde-Pouet 59). Ebenso stören ihn Abschwächungen des dichterischen Ausdrucks, die bis zu Auslassungen ganzer an sich recht schöner Verse führen. Doch auch dies findet sich anderweitig noch des öfteren (cf. Minde-Pouet 182, 184 ꝛc.), und deßgleichen hat Kleist auch sonst noch ungewöhnliche, doch oft von ihm gebrauchte Wortstellungen dem allgemeinen Sprachgebrauch zuliebe abgeändert. (Minde-Pouet 86, 117, 1 ꝛc.)

Wenn man nun zu alledem überlegt, daß wir es hier mit dem ersten Werk des Dichters zu thun haben, der noch kurz vorher, wie allgemein bekannt, bestrebt war, seine und seiner Verwandten Sprache völlig der durch unsre Klassiker gebildeten Schriftsprache anzupassen, so wird uns manche derartige Aenderung klar und natürlich erscheinen, die vielleicht eine thatsächliche Schönheit durch ein pedantisches Zugeständniß an die Schulgrammatik verwischte. Wenn wir ferner bedenken, unter welchen Einflüssen Kleist damals stand und stehen mußte, er, der sich kurz vorher für die Jamben-Dramen Schillers begeistert hatte, so wird es uns auch verständlich, daß er damals noch manche, vielleicht halb unbewußte Vorzüge der Prosa dem regelrechten Vers opferte, ohne hier doch das Höchste erreichen zu können. Regelmäßigkeit in dieser Beziehung war ja nie seine Sache. Dazu kommt, daß er offenbar eilig und zuletzt mit Unlust an seinem Erstlingswerk gearbeitet hat, das beweist die sich besonders im letzten Akt zeigende Flüchtigkeit, das sein eigenes Urtheil, welches er bald darauf seiner Schwester Ulrike gegenüber ausgesprochen hat.

Endlich scheint es fast undenkbar, daß ein Dichter ohne dringende Noth einem Fremden derartige Eingriffe in das Werk seines Geistes erlaubt haben soll, am undenkbarsten erscheint dies aber bei Kleists verschlossener Natur. Bülows Zeugniß kann uns in diesem Glauben nicht erschüttern, denn seine Biographie ist bekanntlich voll von Irrthümern und Ungenauigkeiten, so dankenswerth sie auch ist. Weßhalb hätte

[1] Heinrich v. Kleist. Zwei Jugendlustspiele, ed. E. Wolff. S. IX ff.

[2] Inwieweit rührt „Die Familie Schroffenstein“ von Kleist her? Von Professor Dr. Eugen Wolff in Kiel.

aber Kleist gerade dem jungen Wieland derartige Machtbefugniß geben sollen? Denkbar wäre es allenfalls, wenn Kleist vor Wieland die Schweiz verlassen hätte; bekanntlich reisten aber beide zu gleicher Zeit ab. Wohl kann, das ist sogar wahrscheinlich, unser Dichter in einigen Punkten den Rath Wielands, vielleicht auch den Zschokke's [1]) und Geßners, befolgt haben, so besonders bezüglich der Verlegung des Schauplatzes, vielleicht auch bezüglich der Versifizirung des Ganzen, mehr wird man aber kaum zugeben können.

Doch es ist hier nicht meine Aufgabe, einen völligen Gegenbeweis gegen die Ansicht Wolffs zu erbringen, nur die Bedenken sollten zu Worte kommen, die sich bis jetzt noch seinen Behauptungen entgegenstellen, und die nur durch eine völlig genaue Vergleichung des Druckes mit der Handschrift gehoben — vielleicht! gehoben werden können. Hoffentlich bietet uns bald eine kritisch sichere Ausgabe diese Möglichkeit. Ich werde dann der Erste sein, der mit Freuden den völlig sicheren Nachweis begrüßt, daß die Verschlechterungen der Druckfassung nicht unserm Dichter (und dem Drucker) zur Last fallen — bisher aber muß es erlaubt sein, noch zu zweifeln.

Dr. Geppert.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. P. Evans: Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte. Stuttgart 1898, J. G. Cotta Nachfolger. 424 S. — Wiederholt ist es von berufener Seite ausgesprochen und gerügt worden, wie falsch die Vorstellungen sind, die sich der Deutsche im allgemeinen von dem amerikanischen Geistesleben bildet. Wir sind nur zu sehr geneigt, nach einem einmal gebildeten Typus unser Urtheil abzugeben, wobei es uns wenig darauf anzukommen pflegt, ob dieser Typus geringere oder größere Aehnlichkeit mit einer Karikatur hat. Denn seien wir ehrlich: unsre Vorstellung vom Amerikaner ist in den meisten Fällen nichts anderes als eine Karikatur, in der sich die Züge eines rücksichtslosen Egoisten und eines allem höheren geistigen Leben fremden Materialisten vereinigen. Als ein vorzügliches Mittel, eine bessere Kenntniß amerikanischer Kultur in Deutschland zu befördern, darf das vorliegende Werk willkommen geheißen werden. Der Verfasser ist den Lesern dieses Blattes längst durch feinsinnige Aufsätze bekannt, von denen man mehrere in dem Buche als alte Freunde wieder begrüßen kann. Sämmtliche Kapitel sind jedoch nicht nur sorgfältiger Durchsicht und Umarbeitung unterzogen, sondern haben auch mehrfach eine bedeutende Erweiterung erfahren. Wenn einzelne Vorzüge an dem trefflichen Werk besonders hervorgehoben zu werden verdienen, so sind es folgende. Das Wichtigste ist, daß überall der erfahrene Kenner zu uns spricht, der in den politischen, wirthschaftlichen und literarischen Verhältnissen Nordamerika's völlig bewandert ist und seine Ausführungen und Urtheile auf Grund eines umfassenden und gründlichen Wissens gibt. In gleicher Weise muß die Vielseitigkeit des Buchs hervorgehoben werden. Durch die mannichfachsten Gebiete der Kultur und Literatur führt uns Evans mit stets gleichem Geschick; und er streift nicht nur die Dinge, sondern bietet Studien voll wissenschaftlicher Tiefe. Sollen einige Aufsätze besonders namhaft gemacht werden, so sei vor allem hingewiesen auf die wohlgelungene „Charakteristik des amerikanischen Humors", auf den Essay über Ralph Waldo Emerson, auf die Aufsätze zur amerikanischen Novellistik und über amerikanische Dichter, endlich auf die Abhandlung „Zur Entdeckungsgeschichte Amerika's". In dem Kapitel „Ein amerikanischer Kulturkampf" wird das Mormonenthum geschildert; der Aufsatz über den neuen Süden der Vereinigten Staaten gibt werthvolle Aufschlüsse über die sozialen Verhältnisse Nordamerika's. Daß der Verfasser seine Themata in geistvoller Weise behandelt, ohne in trockene Lehrhaftigkeit zu verfallen, sei ausdrücklich betont. Der gründliche Kenner und der interessante Plauderer haben sich in diesem Werke vereinigt, und so ist ein gutes und sehr empfehlenswerthes Buch entstanden. Möge es viele Leser finden, das Verständniß der Deutschen für amerikanisches Wesen erhöhen und so eine bedeutungsvolle Kulturmission erfüllen! Daß die Ausstattung eine musterhafte ist, bedarf bei dem Namen der Verlagsbuchhandlung kaum der Erwähnung.

H. Brömse.

Dr. C. H. Stratz: Die Schönheit des weiblichen Körpers. Mit 71 Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke 1898. — Als Dubois-Reymond seinerzeit Werke der bildenden Kunst vom Standpunkt des Physiologen zu kritisiren sich unterfing, da hat man ihm vielfach sehr derb entgegnet: du verstehst nichts von reiner ästhetischer Anschauung, du hast keine Ahnung von der Schönheit der Schöpfungen einer frei schaltenden Phantasie. Ich meine, der Vorwurf war falsch. Was war es, woran der Physiologe Anstoß nahm? Ihm erschienen, um ein Beispiel von den Böcklin'schen Bildern zu nehmen, Organismen von der Art des Centauren, mit den vier Extremitäten des Pferdes und dazu den zwei Armen des Menschen, physiologisch als ein Unding von Wirbelthier, als nicht lebensfähig, weil ihr Bau den Gesetzen der Natur widersprochen hätte. Störte ihn, den Physiologen, an Gestalten, die mit der ganzen schöpferischen Kraft Böcklins als lebend und wirklich vor Augen geführt werden, der Gedanke an ihre Unfähigkeit, in eben dieser Wirklichkeit zu leben und sich zu bewegen, so scheint mir, konnte man nicht mit ihm rechten; er bewies damit ein feineres, nicht ein stumpferes Gefühl, er verlangte vom Künstler nicht weniger, sondern mehr. Das Buch, dessen Titel an der Spitze angeführt ist, ist von einem Physiologen und Arzt geschrieben. Auch er verlangt vom Künstler, an den neben der Mutter und den Arzt seine Schrift gerichtet ist, mehr als Andere. Seine Ausführungen gehen freilich nur den an, der die Schönheit darstellen will und im besonderen den schönen weiblichen Körper. Ein Beispiel: Jeder kennt die florentinische Venus von Sandro Botticelli; Stratz macht darauf aufmerksam, daß ihr Körper die ausgeprägten Züge der Schwindsucht trägt. Er empfindet ihren zarten, wehmüthigen Liebreiz, aber sie ist ihm eine Schwindsüchtige, wenn man will, eine schöne Schwindsüchtige. Ein Künstler muß das wissen oder fühlen, aber Botticelli's Nachfolger haben es nicht gewußt, denn sie haben „ihren gesunden Modellen das Gepräge der Schwindsucht aufgedrückt und so unwahre Mischgestalten geschaffen". Auch die modernen Künstler studiren wohl eifrig Anatomie, nicht aber Pathologie. Es ist nicht anzunehmen, daß Stuck die Eva in seiner „Vertreibung aus dem Paradies" mit den deutlichen Zeichen einer in der Jugend überstandenen Rhachitis dargestellt hätte, wenn er die Verkrümmungen der Gliedmaßen, sowie die Verdickungen der Gelenkenden an seinem Modelle in ihrem pathologischen Wesen erkannt hätte. Das gleiche gilt von Klein, in dessen „Urtheil des Paris", wie Stratz ironisch meint, Aphrodite offenbar deßhalb den Preis erhält, weil sie von den drei Göttinnen die Symptome der überstandenen englischen Krankheit am deutlichsten aufweist. Aus dem Inhalt des Werkes heben wir noch einen Gedankengang hervor. Stratz bestimmt den Schönheitswerth des Weibes und seiner Körperformen deduktiv hauptsächlich oder eigentlich allein auf Grund der sekundären Geschlechtsmerkmale. Er versteht darin mit Hunter, der den Begriff einführte, im Unterschied von den primären Geschlechtsunterschieden „alle diejenigen Veränderungen des kindlichen Körpers, die ihm das weibliche, resp. männliche Gepräge verleihen" und die möglichste Ausbildung dieser besonderen Merkmale erklärt er für schön. Es ist im Rahmen der Frauenbewegung interessant, daß also auch hier, im Körperlichen, nicht die Gleichheit, sondern die größere Differenzirung als das Vollkommenere angesehen wird. Zur Ergänzung und zur Versöhnung mit der einseitigen Methode des Verfassers dient die kurz angedeutete Auffassung, daß der freie Künstler, wie auch die gesund urtheilende Mit- oder Nachwelt, in sich den richtigen Maßstab des Schönen trägt und dasselbe als häßlich vermeidet und verurtheilt, was der Arzt als krank und fehlerhaft brandmarkt. Sehr hübsch ist

[1]) Zschokke bezeugt übrigens in seiner „Selbstschau", daß Kleist ihm und den anderen Schweizer Freunden „sein Trauerspiel, die Familie Schroffenstein" vorlas. Man könnte versucht sein, dies wichtige Zeugniß als einen Gegenbeweis gegen Bülows Behauptung aufzufassen. Wenn Kleist den Freunden „die Familie Schroffenstein" vorlas, kann er nicht von einem aus ihrem Kreise zur Veränderung des Schauplatzes veranlaßt worden sein. Will man Zschokke's Zeugniß aber anzweifeln, so hat man gar kein Recht, sich auf das wenig authentische von Bülow zu stützen. Doch das nur nebenher.

an einem Beispiel gezeigt, wie eine Künstlerin die Fehler ihres Modells unbewußt vermieden oder gemildert hat. Der praktische Zweck des Buches ist in der Hauptsache, die weibliche „Schönheitspflege“ im weitesten Sinne des Wortes zu fördern und auf eine Revision der Anschauungen im Sinne freierer Natürlichkeit zu wirken. J.

* Ueber den weiteren Verlauf der deutschen Tiefsee-Expedition ist von dem Leiter Prof. Chun ein Bericht eingegangen, der im „Reichs-Anzeiger“ veröffentlicht wird. Wir entnehmen ihm folgende Mittheilungen: Die „Valdivia“ hat den Hafen von Las Palmas auf Gran Canario am 23. August verlassen und ist am 15. September in Kamerun zu 6tägigem Aufenthalt eingetroffen. Während der 3wöchigen Fahrt von den Canaren bis nach Kamerun wurden zunächst die ozeanographischen Arbeiten weiter gefördert. Vierzehn Tiefenlothungen wurden ausgeführt, und zwar vornehmlich an solchen Stellen, wo noch Lücken in unsern Kenntnissen der Tiefenverhältnisse bestehen. Geographisches Interesse verdienen besonders die in der näheren Umgebung des Aequators ausgeführten Lothungen. Am 7. September ergab sich etwa 15 km südlich vom Aequator unter 9 Gr. westlicher Länge eine Tiefe von 5695 m. Sie repräsentirt die beträchtlichste im Atlantischen Ozean unter dem Aequator zuverlässig gemessene Tiefe mit einer Bodentemperatur von + 1,9 Gr. C. Die Reihentemperaturen wurden bei jeder sich bietenden Gelegenheit durchschnittlich bis zu 1500 m Tiefe bestimmt. Es liegen zwölf neue Serien aus dem Guinea- und Süd-Aequatorialstrom vor. Ebenso nahmen die chemischen Untersuchungen der Wasserproben aus verschiedenen Tiefen ihren Fortgang, wobei namentlich Gewicht auf vergleichende Prüfung der verschiedenen Methoden zur Ermittelung des Chlor- und Gasgehalts gelegt wurde. Im Anschluß an die ozeanographischen und biologischen Arbeiten versuchte der Bakteriologe nähere Aufschlüsse in Betreff der Menge und Verbreitung der verschiedenen Arten von Meerwasserbakterien in verschiedenen Tiefen zu erhalten. Die botanischen Untersuchungen erstreckten sich einerseits auf die schwimmende Planktonflora, andrerseits auf die Flora der besuchten Festländer. Die zoologischen Untersuchungen nahmen einen weit größeren Umfang an, als ursprünglich geplant war. Eine Reihe von Dredschzügen mit den Schleppnetzen wurde bis zu 4990 m Tiefe ausgeführt. Von diesen lieferten namentlich zwei Züge bei Kap Bajador und bei den Kapverden reiche Ausbeute, während die übrigen Züge eine nur spärliche Fauna von Schlammbewohnern ergaben. In den Vordergrund des Interesses traten die Ergebnisse, die mit den zur Erforschung der intermediären schwimmenden Fauna dienenden Schließ- und Vertikalnetzen erzielt wurden. Als die großen, aus Seidengaze gefertigten Vertikalnetze in beträchtlichere Tiefen bis zu 2000 m gelangten, enthielten sie zu allgemeiner Ueberraschung Tiefseefische und große, hochroth gefärbte Crustaceen, welche die bisherigen Expeditionen nur mit den Grundnetzen erbeutet hatten. Diese Wahrnehmung gab Anlaß, die tieferen Wasserschichten bis zu 4000 m eingehend mit feinmaschigen und weitmaschigen Vertikalnetzen zu durchfischen. Man erbeutete auf diesem Wege zunächst eine relativ große Zahl jener bizarr gestalteten, meist sammetschwarz gefärbten und mit Leuchtorganen ausgestatteten Tiefseefische, die seit Beginn der Tiefseeforschung in besonderem Maße das Interesse der Beobachter erweckten. Unter ihnen seien namentlich die Gattungen Melanocetus und Gastrostomo hervorgehoben, die von hervorragenden Forschern als typische Bewohner des Tiefenschlammes betrachtet werden. Da sie unter Verhältnissen erbeutet wurden, wo noch mindestens 2000 m Wasser bis zum Grunde durch die Lothungen nachweisbar waren, so sind sie als schwimmende Formen zu betrachten, die nur zufällig von den aufkommenden Schleppnetzen erfaßt wurden. Da die Expedition es sich in erster Linie zur Aufgabe stellt, die Existenzbedingungen der Tiefsee-Organismen klarzulegen, so hat sie durch systematisch angestellte Stufenfänge Klarheit darüber zu schaffen gesucht, in welchen Tiefen diese eigenartigen Formen von Fischen und Crustaceen schweben. Bis jetzt ist mit Sicherheit anzugeben, daß sie nicht über 600 m unterhalb der Oberfläche hinaufsteigen. Erst unterhalb dieser Grenze fand sich eine überraschend reich entwickelte pelagische Tiefenfauna von Radiolarien (Tuscarora), hochroth gefärbten Pfeilwürmern, violett gezeichneten Medusen und Siphonophoren, nußgroßen Muschelkrebsen mit metallisch glänzenden Reflektoren am Vorderkörper, purpurgefärbte, gallartige flottirende Seewalzen (Holothurien), eine Legion von Leuchtkrebsen (Euphausiden), Copepoden und rothen Krustern aus den Gattungen Acanthephyra und Notostomus, blinde, durchsichtige Eryoniden und endlich Tiefseefische. Der Reichthum an eigenartigen und für die Wissenschaft neuen Formen war fast überwältigend. Vermöge dieser Wahrnehmungen ist man nun in der Lage, scharf die eigentlichen Grundbewohner der Tiefsee von jenen zu scheiden, die pelagische Lebensweise in den tieferen, unbelichteten Wasserschichten führen und nur zufällig bei früheren Expeditionen in die Schleppnetze geriethen. Es hat sich eine Reihe von neuen Gesichtspunkten ergeben, die den weiteren Gang der Arbeiten nicht unwesentlich beeinflussen werden.

* Von den Expeditionen in den Polargebieten liegen jetzt einige Meldungen vor. Die schwedische Expedition Stadling, die ausgesandt war, um Andree zu suchen, ist vom Lena-Delta bis zum Jenissei vorgedrungen, ohne Spuren Andrée's zu entdecken. Auch die Wellmann'sche Expedition, die Ende Juli an der Südküste von Franz Josephs-Land eingetroffen war, fand keine Spur von Andrée und seinen Gefährten. Die Expedition des Amerikaners Peary befand sich am 18. August — dies ist die neueste Nachricht von ihr — am Einlauf zum Smith-Sund. Außer einigen amerikanischen Begleitern hatte er zu dieser Zeit zehn Eskimos mit ihren Zelten, Geräthen, Kajaks u. s. w. an Bord. Sie sollen an dem nördlichsten Punkt Grönlands, der zu erreichen ist, eine Kolonie bilden, die Peary als Ausgangs- und Stützpunkt für die Schlittenreisen dienen soll, die er mit einem oder zwei Begleitern gegen den Nordpol unternehmen will. Die Bedeutung dieser Eskimokolonie wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Peary seiner eigenen Aussage nach die Schlittenreisen gegen den Nordpol so lange wiederholen will, bis sie zum Ziele führen, so daß er also ganz recht thut, in der Nachbarschaft des Nordpols eine Kolonie anzulegen, in der er den Winterschlaf halten kann. Peary war mit 60 Eskimohunden versehen. Von seinem Konkurrenten, dem Norweger Swerdrup, der mit der „Fram“ an der Westküste Grönlands hinauffährt, hatte Peary bis zum August nichts gesehen. Auch er hat von Andrée nichts erfahren.

* Ueber periodische Schwankungen der Schweizer Gletscher stellen Forel, Lugeon und Muret (wie der „Globus“ dem „Jahrb. des Schweiz. Alpenklubs“, Jahrg. 33, 1898, entnimmt) Beobachtungen zusammen, nach denen sich diese Eismassen im allgemeinen im Jahre 1897 verringert haben. An 56 Gletschern wurden dahingehende Messungen angestellt; bei 39 ließ sich eine dauernde Abnahme nachweisen, 5 zeigten ständig denselben Standpunkt und nur 12 ließen eine Vergrößerung erkennen. Wahrscheinlich ist aber auch ein Zurückgehen der nicht untersuchten Gletscher, oder wenigstens ein Stillstand derselben, da ein Vorrücken seitens der mit der Ueberwachung betrauten Beamten hätte gemeldet werden müssen. Der Aufsatz enthält viele Einzelheiten.

* **Würzburg.** Der erste Assistent des Professors Dr. Röntgen, Dr. Otto Stern, wird mit Ende des Wintersemesters aus dieser Thätigkeit ausscheiden und in Paris in ein bedeutendes optisches Institut eintreten. — Prof. Röntgen hat im Kolleg erklärt, daß er wegen seiner Berufung nach Leipzig sowohl in München als in Leipzig gewesen sei, sich aber noch nicht entschieden habe, ob er dem an ihn ergangenen Ruf nach Leipzig folgen soll.

* **Berlin.** Professor Albrecht Weber hat die in den Jahren 1846/47 im Auftrag der hiesigen kgl. Akademie der Wissenschaften in London und Oxford gemachten Abschriften vedischer Texte (13 Bände quarto, sowie Verzeichniß der Sanskrithandschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin. I. 392. Berlin 1853), welche den Bestimmungen der Akademie gemäß dereinst der hiesigen kgl. Bibliothek zufallen sollten, schon jetzt derselben überwiesen, und zwar, wie die „Nat.-Ztg.“ berichtet, zugleich mit dem Handexemplar seiner Ausgabe des weißen Yadschur-Veda (diese Ausgabe in drei großen Quart-

bänden erschien hier in den Jahren 1849—1859 in der Ferd. Dümmler'schen Verlagsbuchhandlung), welches in dem dritten Bande bei Buch II—V reiche handschriftliche Zuthaten enthält. In Verbindung mit den schon bisher auf der kgl. Bibliothek befindlichen, hergehörigen Handschriften, nämlich 1. Nr. 1404 f. Verz. I 481, einem starken Bande, enthaltend Max Müllers Kopie von Mahidharas Veda dipa und 2. Nr. 1482/83 f. Verz. II 77 zwei Durchzeichnungen des Kommentars zu den eben erwähnten Büchern II—V ist nunmehr alles kritische Material, welches, abgesehen von der Chambers'schen Sammlung, zu der Herstellung von Webers Ausgabe des „White Yajur-Veda“ gedient hat, auf der kgl. Bibliothek vereinigt. Auch das für den Satz in der Druckerei bestimmte, resp. verwendete Manuskript des zweiten Theils, zwei Bände, ist derselben überwiesen worden.

* **Rostock.** Der ordentliche Professor der Geschichte an der hiesigen Universität, Dr. Friedr. Wilh. Schirrmacher, beging am 2. d. M. sein 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. VIII. Jhrg. Wien, Carl Konegen 1898. — Pfarrer Fr. Naumann: Gotteshülfe. Gesammelte Andachten. I. Bd. Andachten aus dem Jahre 1895. 2. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898. — Verhandlungen des VIII. Allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Wien. Hannover, Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1898. — Thomas Carlyle: Einst und Jetzt. Aus dem Englischen von Prof. Dr. P. Hensel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1899. — Wilhelm Holzamer: Auf staubigen Straßen. Skizzen. Schuster u. Loeffler 1898. — Ernst Müllenbach (E. Lenbach): Waisenheim. Roman. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1898. — Wilhelm v. Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Geschenkausgabe. Berlin, Richard Wöpke 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 6. Dezember. Nummer 277.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Frage der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung.

Von Dr. W. Beutemann (Hamburg).

II.

Sieht man von dem Gedanken eines direkten staatlichen Eingreifens ab und fragt nur, wie weit wohl die gegenwärtige Entwicklung in derselben Richtung weitergehen mag, so wird man sagen müssen, daß sich für die Konzentrirung der wirthschaftlichen Thätigkeit — der produzirenden, wie der vermittelnden und der distributiven — bei den öffentlichen Körperschaften (Gemeinde, Staat u. s. w.) eine Grenze nicht bestimmen oder absehen läßt. Innerhalb der Privatwirthschaften aber sind zwei Momente von maßgebender Bedeutung: erstens die Möglichkeit einer ausgedehnten rationellen Verwendung der mechanischen Kräfte und Maschinen in Allein- und Kleinbetrieben, event. mit theilweise genossenschaftlichem Zusammenschluß; zweitens das Steigen des Arbeitslohnes in Verbindung mit sinkendem Kapitalzins und Unternehmergewinn.

Sobald der Arbeitslohn ein gewisses relatives Maß übersteigt, sobald er nämlich dem Unternehmer oder Arbeitgeber keinen Gewinn mehr aus der Beschäftigung des Arbeiters übrig läßt, das Einkommen des Unternehmers vielmehr nur noch aus dem etwaigen Kapitalertrage und seinem eigenen Werklohn besteht, fällt in der Regel auch das Interesse fort, noch Arbeiter zu halten. Und die Arbeiter andrerseits würden in demselben Maße von selbst genöthigt sein, sich einzeln oder als Gesellschafter selbstständig zu machen, soweit nicht besondere Erwerbszweige ein Zusammenarbeiten Vieler in einem Unternehmen, also den Großbetrieb mit Arbeitstheilung und gewisser Ueber- und Unterordnung bedingen. In letzterem Falle müßte ein Wandel in entgegengesetzter Richtung eintreten, indem alle Erwerbsthätigen (selbständige und unselbständige) zu Arbeitern im weiteren Sinne würden; doch wären diese Arbeiter immerhin weniger Abhängige im Sinne des gewöhnlichen Arbeitsvertrages von heute geblieben, als mehr oder weniger mitleitende Betriebsgenossen geworden. Vereinzelte Erwerbe oder Betriebsarten, in denen obige Voraussetzungen ganz oder annähernd zutreffen, gibt es bereits jetzt und hat es schon länger gegeben. Auch bestehen schon manche freie Werkgemeinschaften, sowohl von bisher selbstständigen Betriebsinhabern wie von Arbeitern. Zu größerer Bedeutung sind andere Betriebsformen gediehen, die außerdem eine besondere rechtliche Regelung gefunden haben. Hieher gehören vor allem die „Genossenschaften“, aber auch die Aktiengesellschaften, obgleich letztere noch mehr der sog. kapitalistischen Produktionsordnung entsprechen. Allein selbst in ihnen muß gegenüber den gewöhnlichen Privatunternehmungen der physischen Personen eine wesentliche Umgestaltung erkannt werden, denn hier haben wir schon Betriebe mit nur Arbeitern im weitesten Sinne (Angestellte und Arbeiter) vor uns, wenn auch bei der Einzelbetrachtung die mannichfaltigsten Abstufungen und Kombinationen sich ergeben, indem Betriebe vorkommen, denen nur der Name und die rechtliche Form der Aktiengesellschaft eigen sind und wo der Leiter zugleich fast den alleinigen Aktionär darstellt, neben anderen, deren Direktoren oft lediglich Angestellte sind, während die Aktien und Obligationen sich unter zahlreiche Besitzer aller Art, z. Th. bis zu Lohnarbeitern herab, vertheilen; und diese Fälle sind die vorherrschenden. Allerdings bedeuten die Aktionäre, bezw. die von ihnen erwählten Organe (Aufsichtsräthe) immerhin die hauptsächlichen Empfänger des Unternehmergewinns, bezw. zugleich eine höhere Instanz.

Auch der vorläufig noch unter anderen Bedingungen stehenden großen Berufsgruppe der Landwirthschaft muß gedacht werden, denn sie ist von so hervorragender Wichtigkeit für die Volkswirthschaft, für das Volksleben und den Staat, daß selbst ein abnehmender Antheil derselben an der Gesammtheit nicht etwa dazu berechtigt, ihr eine nur sekundäre Stellung anzuweisen. Eine Wandlung geht in der sozialen Gliederung der landwirthschaftlichen Bevölkerung ebenfalls vor sich. Vier Thatsachen verdienen dabei besondere Beachtung: einmal wieder der steigende Arbeitslohn, meistens in Verbindung mit sinkender Rente, ferner die preisdrückende ausländische Konkurrenz in wichtigen Erzeugnissen für den Lebensbedarf, sodann der Abzug vom Lande in die größeren Städte und Industrieorte mit stark wachsender Konsumentenzahl und endlich die veränderte Wirthschaftsart, Arbeitstheilung (Benutzung von Maschinen und mechanischer Kraft, künstlichen Düngemitteln u. s. w.). Je nach den herrschenden landwirthschaftlichen Verhältnissen und dem Grade, in welchem sich jene Vorgänge geltend machen, ist auch die Wirkung in den verschiedenen Ländern natürlich eine abweichende. Im Deutschen Reiche haben die letzten Jahrzehnte den Bestand der bäuerlichen Wirthschaften fast nur in der unmittelbaren Nähe der sich stark ausdehnenden Großstädte wesentlich verändert. Ein Aufsaugen von Bauernhöfen durch Großgrundbesitzer ist in keiner Gegend in erheblichem Maße hervorgetreten. Der umgekehrte Vorgang des Zerschlagens größerer Güter in mittlere und kleine Wirthschaften ist zwar häufiger zu beobachten gewesen, doch handelt es sich hiebei zum Theil um ein staatliches Eingreifen. Dagegen haben sich die kleinbäuerlichen und die sogenannten Häusler- oder Käthnerstellen, sowie die meist kleinen Landnutzungen als Nebenbetriebe anderer Erwerbsarten stärker vermehrt, und zwar nicht nur in Gebieten mit üblicher Erbaustheilung des Grundbesitzes, sondern auch anderwärts. Darin spricht sich ein lebhaftes Verlangen in der Bevölkerung nach Grundbesitz aus. Namentlich landwirthschaftliche Knechte und Taglöhner, Kleingewerbetreibende, Angestellte u. dergl.

benutzen die sich aus verschiedenen Anlässen immer wieder bietenden Gelegenheiten zum Erwerb von Ländereien. Solche Gelegenheiten sind: Verkauf wegen Auswanderung, wegen Fehlens männlicher Erben, in Zwangsveräußerung, Ankauf ländlicher Wirthschaften zu Bauzwecken oder gewerblichen Anlagen und Abverkauf hiezu nicht benöthigter Flächen, freier Verkauf ganzer Wirthschaften oder einzelner abgelegener Theile aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, z. B. weil die Betriebskosten zu hoch oder genügende Menschenkräfte nicht verfügbar sind u. s. w. Reichen die Mittel zum Kauf bei den Erwerbslustigen noch nicht aus, so wird häufig zunächst Land gepachtet.

Im ganzen hat sich also die Zahl der selbständigen Landwirthe gehoben, während die in der Landwirthschaft thätigen Personen überhaupt sogar abgenommen haben. Demnach muß eine nennenswerthe Verminderung der Unselbständigen stattgefunden haben. Der Uebertritt landwirthschaftlicher Arbeiter zur Industrie und zu anderen Erwerben, der sich hauptsächlich durch die umfangreiche Abwanderung vom Lande in die Städte äußerlich bemerkbar macht, hat aber nicht nur eine Abnahme der landwirthschaftlichen Arbeiterschaft herbeigeführt, sondern auch eine Steigerung der Löhne veranlaßt. Hiedurch werden naturgemäß diejenigen Betriebe am wenigsten oder gar nicht geschädigt, welche in der Regel ohne fremdes Personal ihre Wirthschaft ordnungsmäßig zu führen imstande sind. Diese Arten von Betrieben (von den kaum mittleren Besitzungen abwärts) nehmen also die relativ günstigste Stellung ein, soweit die Arbeiter- und Lohnfrage ausschlaggebend ist, und es wäre dann nur als eine natürliche Entwicklung zu bezeichnen, wenn der mittlere und Kleinbesitz an numerischer Ausdehnung und an Bedeutung gewänne.

Kann hier auch die Verschiebung der sozialen Gliederung innerhalb des landwirthschaftlichen Berufs nicht im einzelnen ausführlich dargestellt werden, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß außer den Selbständigen das höhere Betriebs- und Aufsichtspersonal in Zunahme begriffen, auch der Antheil des landwirthschaftlichen Gesindes gewachsen ist, wogegen namentlich die Deputatisten und die freien Arbeiter mit eigener kleiner Landnutzung stärker zurückgegangen sind, mögen Letztere nun in etwa vergrößertem Besitz eine ausreichende selbständige Verwerthung ihrer Arbeitskraft gefunden, oder ihr Eigenthum, beziehungsweise Pachtland aufgegeben haben und in stärkerem Grade abgewandert sein. Die Zahlen der beiden Aufnahmen von 1882 und 1895 sind übrigens nicht vollkommen vergleichbar, weil solche Landwirthe, die nebenher auch als landwirthschaftliche Taglöhner thätig sind, im Jahre 1895 zu den selbständigen Landwirthen, 1882 dagegen der Regel nach bei den Taglöhnern mit Landbesitz gezählt wurden.

Die den oben noch nicht berücksichtigten Berufs- und Bevölkerungsgruppen Zugehörigen haben sich, abgesehen von den Lohnarbeitern in wechselnder Beschäftigung (D-Personen), stärker vermehrt als die Bevölkerung im ganzen. Das Gros bilden die Angestellten im öffentlichen Dienst (einschließlich Militär) nebst den freien Berufen (Aerzte, Anwälte, Künstler u. s. w.); eine stattliche Ziffer erreichen außerdem noch die Rentner und Rentenempfänger, gegen welche der Rest, bestehend aus erwerbslosen Unterstützungsempfängern, Anstaltsinsassen, Studenten, Zöglingen u. dergl., in der absoluten Zahl wie im Zunahmeverhältniß zurücksteht. Wofern man diese Bevölkerungstheile, wie die früher behandelten, für sich in soziale Klassen nach Maßgabe der Selbständigkeit und der wirthschaftlich-sozialen Stellung unterscheiden will, treten dem nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen, denn die Gruppirung der Berufsstatistik hält sich in dieser Beziehung an eine mehr schematische und unzureichende Eintheilung. Die dem öffentlichen Dienst Angehörigen hätte man nach der im Volke üblichen Auffassung als Angestellte und Abhängige anzusehen, die Berufsstatistik dagegen nimmt einen Theil, und zwar im allgemeinen die sogenannten höheren Beamten, heraus und stellt sie den Selbständigen und Betriebsleitern im Gewerbe äußerlich gleich. Als Selbständige werden ferner alle die Rentner behandelt, mögen sie nun große Kapitalisten oder pensionirte Beamte oder auch invalide (ehemalige) Lohnarbeiter mit einer kleinen Rente oder Altentheiler sein. Wenn die Zählung von 1895 in dieser Klasse gegen das Jahr 1882 eine erhebliche Zunahme aufweist, so beruht dies nach den Angaben der amtlichen Statistik zum Theil nicht auf wirklichem Zuwachs, vielmehr auf äußeren Umständen, indem die jetzt darin enthaltenen Altentheiler und dergleichen vorher meistens bei den Angehörigen eingeordnet worden sind. In der Hauptsache aber ist die Zunahme der im Berufsschema mit F 1 bezeichneten Klasse der von Renten und Pensionen Lebenden einem wirklichen starken Anwachsen anzurechnen.

Auf die Vorführung eines reicheren Zahlenbelags muß des beschränkten Raumes wegen zwar verzichtet werden, doch ist der hier behandelte Gegenstand von solcher Bedeutung und solch allgemeinem Interesse geworden, daß es nützlich und nöthig erscheint, das Wesentliche des oben Gesagten nach einzelnen Gesichtspunkten in Ziffern genauer zum Ausdruck zu bringen.

Faßt man alle Erwerbsthätigen (ohne die nur nebensächlich Erwerbenden) der Berufsabtheilungen A bis E zusammen, so ergeben sich für das Jahr 1882 rund 17.632 Millionen, für 1895 aber 20.771 Millionen. Hiezu treten noch die 1.325, bezw. 1.339 Millionen Dienstboten, so daß die Zahl der Erwerbsthätigen im ganzen von 18.957 Millionen auf 22.110 Millionen sich gehoben hat. Diesen gegenüber stehen die Berufslosen (einschließlich der 810.484, bezw. 1.288,484 F 1-Rentner) mit 26.265, bezw. 29.660 Millionen. Das heißt, es machten aus im Jahre

	1882	1895
1. Die Erwerbsthätigen . . .	41.9 %	42.7 %
2. Die Berufslosen	58.1 %	57.3 %
	100	100

Natürlich weisen die beiden Geschlechter für sich bedeutende Abweichungen und Gegensätze auf, und zwar entfallen auf die

männlichen Erwerbsthätigen . .	60.6 %	61.1 %
männlichen Berufslosen . . .	39.4 %	38.9 %
	100	100
weiblichen Erwerbsthätigen . .	24.0 %	25.0 %
weiblichen Berufslosen . . .	76.0 %	75.0 %
	100	100

Das Verhältniß der Erwerbsthätigen zu den Berufslosen hat sich demnach überall zugunsten der Ersteren verschoben, bei den Frauen jedoch in stärkerem Maße als bei den Männern. Einen Theil der Berufslosen, nämlich die mit selbständiger Unterhaltsquelle, d. s. die Rentner und Pensionsempfänger (F 1), hat man, von einem anderen Gesichtspunkt betrachtet, hier auszuscheiden und mit den Erwerbenden zu vereinigen, wonach den Erwerbsthätigen der Abtheilungen A bis E, nebst den häuslichen Dienstboten (G) und Rentnern (F 1): 19.767 Millionen im Jahre 1882 und 23.399 Millionen im Jahre 1895, an Unterhaltenen (Angehörigen, Anstaltsinsassen u. s. w., H und F 2 bis 8) gegenüberstehen: 25.455 Millionen im Jahre 1882 und 28.371 Millionen im Jahre 1895. Hier stellt sich die zwischen beiden Aufnahmen erfolgte Verschiebung annähernd ebenso wie oben, doch soll sie in den nachstehenden Ziffern durch das verschiedene Zunahmeverhältniß veranschaulicht werden. In den 13 Jahren nach 1882 wuchs die

Bevölkerung des Deutschen Reichs im ganzen um 14½ %, die Zahl der Unterhaltenen dagegen merklich schwächer: 11½ %, diejenige der Selbsternährer um so stärker: fast 18½ %, denn es wurden für jedes Geschlecht und zusammen ermittelt:

	männliche	weibliche	zusammen
I. Selbsternährer			
im Jahre 1882 . .	13,786,763	5,980,627	19,767,390
Zunahme 1882/95 .	+ 17.0 %	+ 21.5 %	+ 18.4 %
II. Unterhaltene			
im Jahre 1882 . .	8,363,986	17,090,697	25,454,723
Zunahme 1882/95 .	+ 10.9 %	+ 11.7 %	+ 11.5 %
Gesammtbevölkerung 1882/95	+ 14.7 %	+ 14.26 %	+ 14.5 %

Noch wesentlicher und wichtiger ist für unsre Erörterung die Entwicklung der I. Gruppe nach den einzelnen Berufsstellungen, die hier unterschieden werden in: Ia) Selbständige oder Leiter (zuzüglich der Rentner), b) technisches, kaufmännisches und dergleichen Personal, c) Gehülfen, Arbeiter u. s. w., auch häusliche Dienstboten; II. Angehörige u. s. w., die vorstehend bereits erledigt sind. Bei denjenigen Berufen, für welche die amtliche Bearbeitung weitere oder auch weniger Unterscheidungen vorgesehen hat, ist von mir eine sachgemäße Vertheilung auf die Klassen a, b und c versucht worden. Daß die Erwerbsthätigen überhaupt erheblich stärker gewachsen sind als die Bevölkerung im ganzen, sahen wir soeben schon. Sehr bedeutungsvolle Unterschiede zeigen sich aber bei einer Zerlegung nach der Berufsstellung. Zwar ist die Zahl in allen drei Klassen a, b und c größer geworden, diejenige der a-Personen oder Selbständigen und Leiter indessen minder stark als die Gesammtbevölkerung, außerdem aber tritt diese relative Abnahme nur bei den männlichen a-Personen auf, denn die Zahl der weiblichen Selbständigen hat sich um 23 % vergrößert. Im übrigen ist die Zunahme überall wesentlich höher als bei der Bevölkerung im ganzen; am höchsten stellt sie sich für die Angestellten (b-Personen), deren absolute Ziffer allerdings gegen die Klassen a und c noch weit zurücksteht. Auch hier übertrifft das Zuwachsprozent der Frauen wieder dasjenige der Männer. Wir lassen die genauen Zahlen folgen mit dem Erinnern, daß zu a auch die Rentner (F 1), sowie die Hausindustriellen (a, f, r) und zu c die häuslichen Dienstboten (G) und die mitarbeitenden Familienangehörigen (c 1) gerechnet sind.

	Erwerbsthätige		
	männliche	weibliche	überhaupt
a) Selbständige 1882	4,802,582	1,515,640	6,318,222
Zunahme 1882/95	+ 10.6 %	23.0 %	18.6 %
b) Bureau- u. Aufsichtspersonal 1882	456,322	27,516	483,838
Zunahme 1882/95	+ 77.4 %	116.9 %	79.6 %
c) Arbeiter 1882	8,527,859	4,437,471	12,965,330
Zunahme 1882/95	+ 17.3 %	+ 20.5 %	+ 18.4 %

Die durch diese ungleichen Zuwachsraten bedingte Verschiebung in der Schichtung des Volks nach der Berufsstellung muß das allgemeinste Interesse erwecken, handelt es sich doch um einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 13 Jahren und sprechen auch alle Anzeichen für ein vorläufiges Anhalten dieser Entwicklungstendenz.

In der prozentualen Gliederung der Bevölkerung nach der Stellung im Beruf je für 1882 und für 1895 verschwindet die allgemeine Volkszunahme; dagegen bedeutet diese Darstellungsart eine unmittelbare Wiedergabe des gegenseitigen Stärkeverhältnisses der unterschiedenen Klassen und der eingetretenen Veränderung in diesem Verhältnisse. Wir erfahren auf diese Weise, daß im Jahre 1895 13.9 % der 51¼ Millionen betragenden Bevölkerung Selbständige waren, nur 1.7 % höheres technisches, kaufmännisches Bureau- oder Aufsichtspersonal, aber 29.7 % niederes Personal (überwiegend Gehülfen und Arbeiter) und endlich 54.8 % Angehörige, Anstaltsinsassen und dergleichen, d. h. nicht oder nur nebensächlich Erwerbsthätige. Wie die Schichtung bei jedem Geschlecht für sich und in Vergleichung mit der vorangegangenen Aufnahme war, ersehen wir sogleich. Unter den männlichen, bezw. weiblichen Bewohnern und der Gesammtzahl vom Jahre 1882 bezw. 1895 (je gleich 100 gesetzt) wurden nämlich vorgefunden in Prozent

bei den		a u. F 1 Selbständige	b Angestellte	c u. G Arbeiter	H u. F 2—8 Angehörige
männlichen	1882	21.7	2.1	38.5	37.8 = 100
	1895	20.9	3.2	39.4	36.5 = 100
weiblichen	1882	6.6	0.2	19.2	74.1 = 100
	1895	7.1	0.23	20.3	72.4 = 100
überhaupt	1882	14.0	1.1	28.7	56.2 = 100
	1895	13.9	1.7	29.7	54.8 = 100

Die Verschiebung nach der positiven Seite ist hier durch fetten Druck noch besonders hervorgehoben. Trotz Verringerung des Antheils der Berufslosen ist das Verhältniß der Selbständigen mit Ausnahme der weiblichen zurückgegangen; und diese Vorgänge richtig zu beurtheilen, ist nicht nur für die Erkenntniß der thatsächlichen volkswirthschaftlichen Entwicklung, sondern auch für die praktische Kritik der sozialdemokratischen Konzentrations- und Evolutionstheorie von Bedeutung. Man darf nur nicht bei diesem summarischen Nachweis stehen bleiben. Um jene Theorie theoretisch zu widerlegen und geradezu als Unsinn kennzeichnen zu können, bedarf es allerdings keines Zahlenmaterials über einzelne Perioden der wirthschaftlichen Entwicklung, wohl aber ist solches immerhin als Beleg und Kontrole werthvoll und zur Verwendung in der praktischen Politik und zur Ueberzeugung der Massen nützlich und nöthig.

In den großen Berufsabtheilungen B Industrie, C Handel und Verkehr, sowie E Oeffentlicher Dienst sehen wir nun die Erscheinung des verhältnißmäßigen Rückgangs der Selbständigen noch schärfer ausgeprägt als in der obigen Zusammenfassung; anders jedoch in der Abtheilung A Landwirthschaft, Gärtnerei, Forstwirthschaft und Fischerei, da hier die Verschiebung zugunsten der Selbständigen stattgefunden hat. Die Erwerbsthätigen überhaupt in der Abtheilung A haben nur wenig zugenommen und sind bekanntlich in der Hauptgruppe „Landwirthschaft" sogar etwas zurückgegangen, aber das Verhältniß der Selbständigen zur Gesammtzahl, der Erwerbsthätigen dieser ganzen Berufsabtheilung ist von 27.8 auf 31.1 % gestiegen. Das häusliche Gesinde und die Angehörigen sind in diesem Falle unberücksichtigt geblieben. Auf dieselbe Weise berechnet sich dann für B Bergbau, Industrie und Bauwesen, wo selbst die absolute Ziffer der Selbständigen heruntergegangen ist, eine Verminderung ihres Antheils von 34.1 % im Jahre 1882 auf 24.9 %; für C Handel, Verkehr und Gastwirthschaft ergibt sich in ähnlicher Weise wenigstens ein relativer Rückgang von 44.7 auf 36.1 % und für E öffentlicher Dienst und freie Berufe deßgleichen in abgeschwächtem Maße von 30.7 auf 28.5 % aller Erwerbsthätigen dieser Abtheilung. Hinzuzufügen ist noch, daß diese Erscheinung mit Gradunterschieden bei beiden Geschlechtern zu beobachten ist.

Somit wäre bei dreien von den vier großen Berufsabtheilungen thatsächlich eine Konzentrirung in dem Sinne nachgewiesen, wie sie von der sozialdemokratischen Theorie als natürliche, bis zur Vollendung allmählich fortschreitende Entwicklung hingestellt wird. Das Ergebniß der gewerblichen Betriebsstatistik spiegelt dasselbe Bild in anderer und zum Theil reicherer Form wieder. Und dennoch ist die Theorie falsch, nicht nur weil sie allgemein aufgestellt wird, sondern allein schon, weil es ein Endziel in der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung nicht gibt, noch geben kann, solange die Menschen, ihre verschiedenartigen

Gemeinschaften von der Familie bis zum Staate und die äußeren irdischen Verhältnisse mit und ohne Zuthun der Bewohner fortgesetzten Veränderungen unterliegen. Auf welcher Stufe die Volksgemeinschaften in 100 oder 1000 Jahren auch angekommen sein mögen, sie bleibt nicht bestehen, sondern erleidet weiteren Wechsel und je nach den bewegenden Kräften nach dieser oder einer anderen Richtung. Auf die Dauer können z. B. vollkommener Kommunismus und Kollektivwirthschaft in der Kulturwelt nicht gedeihen, ebenso wenig wie vollkommene Individualwirthschaft bestehen kann.

Man braucht auch nur etwas tiefer in die unter tausendfältigen Einflüssen stehenden wirthschaftlichen Verhältnisse zu blicken, um wahrzunehmen, wie nebeneinander in verschiedenen Erwerbsgebieten ungleichartige Strömungen wirken, wie hierin oft von Landschaft zu Landschaft markante Abweichungen zutage treten, wie ferner neue Methoden und Entdeckungen unerwartet gewaltige Umwälzungen in manchen Gewerben hervorrufen können, andere Zweige wieder fast unberührt lassend. Selbst in fremden Ländern vor sich gehende Veränderungen politischer und wirthschaftlicher Art sind für das Inland häufig von einschneidender Bedeutung und können heutzutage, noch weniger wohl in Zukunft, ganz ohne Rückwirkung bleiben. Aber für die soziale Schichtung und Umgliederung der Bevölkerung muß jetzt doch der Bildungsstand als wichtigster Faktor anerkannt werden. Wie in allen Kulturstaaten diese Entwicklung seit einiger Zeit in ausgleichender Richtung sich bewegt, indem die oberste Stufe fast unverändert feststeht und auch künftig nicht wesentlich nach oben zu schieben sein dürfte, während an den unteren Stufen unablässig und mit Erfolg gearbeitet wird, um sie immer mehr zu heben, ihre Bildung durch neue Einrichtungen und Ausbauten (Fortbildungs-, Fachschulen 2c.) zu ergänzen — so muß dem auch eine soziale Nivellirung folgen. Natürlich nicht in dem Sinne, daß schließlich Alle gleich werden und so bleiben könnten. Es gibt heute Begabte und Unbegabte, Kluge und Dumme, Treue und Falsche, Gute und Böse, Sanguinische und Phlegmatische, Gesunde und Kranke, Blinde, Taube, Irrsinnige, Schwachsinnige, Lahme und Verwachsene, Schöne und Häßliche, Faule und Fleißige, Große und Kleine, Starke und Schwache, Greise und Kinder, Männer und Frauen, vom Glück Begünstigte und Andere — und das wird auch später so sein; allein die große Masse wird sich näher rücken im Bildungsgrade, wie auch im Einkommen, Vermögen, in der sozialen Stellung, in der Geburt (Abstammung); und zur Hauptgrundlage der Schichtung der Gesellschaft werden in einem gewissen künftigen Stadium voraussichtlich jene Individualverhältnisse dienen, im übrigen aber wird wohl eine Gliederung nach Ständen und Klassen mehr und mehr verwischt, auch das Moment der familienmäßigen und beruflichen Traditionen eine Einbuße erleiden.

Bis zu welchem Grade dies geschehen wird, läßt sich natürlich nicht absehen, wie andrerseits die Möglichkeit vorhanden ist, daß durch neu auftretende Faktoren auch neue Phasen der staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Gestaltung hervorgerufen werden, die wieder nach einer anderen Seite gerichtet erscheint und möglicherweise von scharf ausgeprägten Tendenzen beherrscht wird. Jedenfalls ist eines sicher: einen Stillstand im wirthschaftlichen Leben der Kulturvölker kann es hinfort nicht mehr geben. Gleichwohl wird man als wahrscheinlich bezeichnen dürfen, daß ein großer Theil der Gesellschaft mit fortlaufendem Wechsel der Individuen sich auf eine annähernd gleiche Stufe erheben und darauf auch erhalten mag, wobei die jeweilige absolute Höhe derselben, ihr Standard, dahingestellt bleiben muß.

Heben wir die Hauptgedanken und Ergebnisse noch einmal heraus, so ist die allgemeine Erkenntniß oder die zweifellos nicht zu widerlegende Auffassung auszusprechen, daß sich die Lebensverhältnisse (Bildung, Einkommen, Vermögen) der unteren und mittleren Volksschichten gebessert haben und noch in dieser Entwicklung stehen. Für das Deutsche Reich im besonderen war sodann zwar eine absolute Zunahme der in Besitz und Erwerb Selbständigen, zugleich aber eine relative Abnahme derselben nachzuweisen, indessen mit der Begleiterscheinung, daß die Selbständigkeit, beziehungsweise Verfügungsfreiheit des Arbeitgebers eine öffentlich-rechtliche und aus der politischen und sozialen Entwicklung hervorgehende Beschränkung erfährt, die namentlich das Gebiet der unbedingten Betriebsherrschaft und der Willkür betrifft, und daß andrerseits, als Korrelat, das Abhängigkeitsverhältniß der Angestellten und Arbeiter abgeschwächt wird, ein immer größer werdender Theil dieser Gruppen sich der ersteren Klasse der Selbständigen mehr und mehr nähert, während schon jetzt manche Abhängige zu gleicher Zeit auch „selbständig", d. h. Unternehmer sind. Das stärkere Anwachsen des Personals gegenüber den Unternehmern auf den meisten Gebieten des Erwerbslebens ist aber gleichbedeutend mit einer Betriebskonzentration; diese tritt jedoch, wie gesagt, nicht überall auf und ist lediglich oder doch überwiegend ein Produkt der neueren technischen Entwicklung, die über kurz oder lang sehr wohl wieder zu einer umgekehrten Bewegung, einer Dezentralisation, führen kann, eventuell führen muß.

Eine Reihe anderer Momente, wie Steigen des Arbeitslohns, Sinken des Kapitalzinses und Unternehmergewinns, wirken gerade nach letzterer Richtung. Daneben haben sich bereits andere Unternehmungsformen ausgebildet, sei es als selbständige Kategorie: Aktiengesellschaften, Arbeiter-, Produktiv- und andere Erwerbsgenossenschaften u. s. w., oder als Hülfs- und Ergänzungsformen: Magazin-, Verkaufs-, Rohstoff- u. dergl. Genossenschaften, meist aus Vereinigungen kleinerer Unternehmer, oder Kartelle, Ringe, Trusts u. dergl. meist von großen, im übrigen mehr oder weniger selbständig gebliebenen Unternehmungen geschlossen.

Ein besonderer Hinweis darauf erschien angebracht, daß eine Betriebskonzentration keineswegs ohne weiteres auch eine Vermögens- und Einkommenskonzentrirung bedeutet, im Gegentheil gewöhnlich eine Vermögensausbreitung, sowie die Einkommensverbesserung und Ausgleichung fördert.

Wenn mit Nachdruck auf eine unaufhaltsame Entwicklung ohne Ende, auf den steten, obschon allmählichen Wechsel der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Organisation hingewiesen wurde, so war damit zugleich die sozialdemokratische Theorie von der naturgemäßen Konzentration bis zur vollständigen Kollektivwirthschaft und des endgültigen Beharrens in letzterer als ein krasser Irrthum gekennzeichnet. Man könnte indeß all diesem entgegenhalten, daß doch mittelst Verfassung und Gesetzgebung das eingebildete Ideal und Endziel der Sozialdemokratie würde festgehalten werden können; doch auch diese Annahme müßte sich als irrig erweisen: nicht nur, daß in zeitlicher Folge abweichende Triebkräfte wirksam werden — auch zu jeder Zeit sind nebeneinander entgegengesetzte geistige Bestrebungen anzutreffen, die um die Herrschaft ringen, und nach Gegenden oder Ortsklassen, wie ferner in verschiedenen Gewerben oder Berufen walten ganz wesentliche Unterschiede in den Zuständen ob, so daß von einer allgemein einheitlichen Tendenz niemals wird gesprochen werden können. Schon die erstmalige Erreichung jenes sozialdemokratischen Zieles wäre also zuvor nur auf gewaltsame Weise herbeizuführen möglich; das erzwungene Beharren in einem irrationellen, überwundenen Produktionssysteme müßte aber zum baldigen Zerfall führen. Eine Volkswirthschaft ist nur noch innerhalb der Weltwirthschaft denkbar, und in dieser muß der Theil verkümmern oder sich unterdrücken lassen, der sich gegen die Macht der

Thatsachen und der Zweckmäßigkeit auflehnt, und es wird Sieger diejenige Volkswirthschaft, die auf der Grundlage einer gesunden Bevölkerung und günstiger äußerer Verhältnisse die jeweils wirksamsten Mittel und Organisationen in der Gütererzeugung und Vertheilung sich zunutze macht.

Mit den wirthschaftlichen Verhältnissen sind die sozialen eng verbunden; Veränderungen in den ersteren werden solche in letzteren zur Folge haben. Es wird ewig soziale Schichten oder Unterschiede geben, wenn auch deren Grenzen, wie schon heute, nicht genau bezeichnet werden können, da sie ineinander verlaufen. Und die Schichten werden sich verändern, ohne daß, streng genommen, auch nur ein unabänderliches Ziel und Ideal aufgestellt werden könnte, weil ein Ideal abhängig ist von dem Zustande der Bevölkerung mit ihren außerordentlich mannichfaltigen Verschiedenheiten der Individuen und ihrer Gemeinschaften, auch abhängig von den herrschenden sittlichen Begriffen, die keine feste, unveränderliche Säule bilden, und auch weiter abhängig von der immer betonten technisch-wirthschaftlichen Gestaltung des Erwerbslebens. Als allgemeines Ideal gilt ja die höchstmögliche Vervollkommnung der Individuen und der Gesellschaft in all ihren Formen vom gewöhnlichen Verkehr der Menschen untereinander und von freien Vereinen bis zum Staate und der Staatenverbindung. Wären nur die Auffassungen über das, was dem Einzelnen an Freiheit und was der Gesellschaft, dem Staate, an Macht über seine Glieder einzuräumen ist, nicht getheilt und wechselvoll, und wäre nicht auch der Begriff des Vollkommenen selbst kontrovers!

Der neueste Raabe.

In der reichen Produktion Wilhelm Raabe's bilden die Erzählungen mit geschichtlicher Grundlage eine besondere Gruppe. Raabe ist kein Verfasser historischer Romane, wie etwa Walter Scott und Willibald Alexis, er hat nicht, wie manche neuzeitliche Autoren, seine Kraft daran geübt, dem Träger eines bekannten Namens irgend eine Liebesgeschichte anzupappen und er läßt auch nicht, wie etwa Konrad Ferdinand Meyer, die monumentalen Gestalten großer Kulturperioden vor uns erstehen. Und dennoch ist er in der Erfassung und Verwerthung historischer Motive ein Künstler allerersten Ranges. Man sieht an deren Wiedergabe, daß ein Maler in ihm steckt. Wie er bei allem, was er geschrieben hat, ganz in seinem Stoff aufgeht, so hat er sich bei seinen geschichtlichen Erzählungen so völlig in die Zeit hineingelebt, daß er gleichsam aus ihr heraus zu uns spricht. Was dem Simplicius Simplicissimus des Meisters Grimmelshausen ein so wahrheitsgetreues Gepräge verleiht, daß der Verfasser das naiv erzählt, was er geschaut, das erreicht Raabe durch die Vertiefung in seinen Stoff. Es sind besonders solche Zeiten wie diejenige, in der der abenteuerliche Simplicissimus spielt, die in dieser Art seiner Erzählungen den Hintergrund bilden, die Greuel und Schrecknisse der großen Kriege, die Rauhheit und Verwilderung, die sie herbeiführen. So in der „Herrgottskanzlei", zu der er den Stoff schon mit sich herumtrug, lange bevor er sein erstes Buch, die „Chronik der Sperlingsgasse", schrieb, so im „Junker von Denow", in „Else von der Tanne", in der „Innersten", im „Odfeld". So auch in der neuesten Erzählung „Hastenbeck".[1]) Es ist kein Buch für den Marktplatz, und Mancher, der es oberflächlich durchfliegt, mag sich zu der nüchternen Bemerkung bestimmt sehen, daß Umfang und Inhalt nicht recht im Verhältniß zum Preise stehen. In der That, theuer sind manche dieser Geschichten, aber für die langsam und bestimmt wachsende Schaar derer, die in jedem Buche Raabe's etwas fürs Leben zu finden sicher sind, nicht zu theuer. Ob er stärker ins Volk gedrungen wäre, wenn diese Bücher billiger verkauft werden könnten? Wohl schwerlich! Denn er macht es dem Lesepublikum nicht bequem, während er auf seine Getreuen rechnen kann, auch wenn sie sich erst durch Dornen und Hecken durchwinden müssen und wenn, oder vielleicht auch weil es ihnen oft selbst überlassen bleibt, viel zwischen den Zeilen zu lesen.

Die Niederlage von Hastenbeck und die daran geknüpfte Konvention von Kloster Zeven im Jahre 1757 sind dunkle Punkte in der deutschen Geschichte. William v. Cumberland, der Sieger von Culloden, der „Metzger Cumberland" war der ruhmlos Besiegte von Hastenbeck. Nach Culloden sang Schottland: „Mourn, hepless Caledonia, mourn," nach Hastenbeck läßt Raabe Norddeutschland den Jammerruf ertönen: „Weh, Niedersachsen. Weh!"

Die geschichtlichen Gestalten erscheinen nur im Hintergrund, aber in scharfen Umrissen, besonders die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, ihr Sohn, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, und vor allem der Herzog Karl selbst, der in einer sehr hübschen Genrescene deutlicher hervortritt. Es ist derselbe Herzog Karl, der den „heimathlosen, wilden Magister Lessing zu seinem Hofrath und Bibliothekar gemacht", der „die Fürstenberger Porzellanfabrik gegründet und dadurch dem jungen Blumenmaler Pold Wille von der Weudenstraße Gelegenheit gegeben, im Pfarrgarten von Boffzen nach Blumen, und nicht bloß für seine Teller und seine Kaffee-, Thee- und Schokoladetassen, zu suchen". Die Blumenmaler von Fürstenberg hatten das Bild des lieblichen „Immekens von Boffzen", des Pflegekindes der Pastorenfamilie, in allen möglichen Formen für ihre Porzellanmalereien verwandt. Einer von ihnen, Pold Wille, der etwas passive Held der Geschichte, will sich die schmucke Blume auch für seinen Lebensgarten gewinnen. Das Boffzener Immeken war von „Gottes Wunderwagen" (es ist dies der Titel einer der wundervollen Kabinetspredigten des alten Altenburger Kabinetspredigers Cober) während der Kriegszeiten im Pfarrhaus abgeladen worden. Dort hatte die Frau Pastorin Holtnicker das zwei- oder dreijährige Kind gefunden und es dann in mütterlicher Treue als ihr eigenes aufgezogen. Als es heranwuchs, da dachte sie aus dem Pflegetöchterchen und ihrem Neffen, dem Pastor Störenfreden, ein Paar zu machen. Das Kind aber war dem Fürstenberger Blumenmaler gut und ließ auch trotz aller Einsprache der Mutter nicht von ihm ab. Die Aengste und Fährnisse des Liebespaares durchleben wir in der Erzählung. Pold Wille war als Flüchtling und Deserteur krank von der Hastenbecker Niederlage in den Landwehrthurm zu der Försterin Wackerhahn geflüchtet und wurde dann ins Boffzener Pfarrhaus gebracht, wo er gepflegt und verborgen wird. Da aber der Boden vor den umschwärmenden Truppen unsicher geworden, so übernimmt es die alte Wackerhahn'sche, ihn auf den ihr allein bekannten, unwegsamen Gängen ins sichere Asyl zum Herzog nach Blankenburg zu retten. Hannchen Holtnicker, das „Immeken", die sich durch nichts von der Treue zu ihm hatte abbringen lassen, verläßt heimlich das Elternhaus und begleitet den Liebsten, ein Heldenmuth, der ihr noch mehr, als sie sie schon besaß, die Sympathie der rauhen Beschützerin erwirbt. Unterwegs kehren sie beim Pastor Störenfreden ein, und den weiß die Wackerhahn'sche zu bereden, daß er das Liebespaar ohne Aufgebot und ohne väterlichen Konsens zusammengibt. Im Schloß des Herzogs gelingt es ihr, das Interesse des fürstlichen Paares und des grade anwesenden Abtes Jerusalem für ihre Schützlinge zu erwirken, und es ist eine allerliebste Scene, wie die jungen Prinzessinnen, die bei dem Flehen des verängstigten, zerzausten Liebespaares und seiner seltsamen Beschützerin zugegen sind, plötzlich in der Wacker-

[1]) Hastenbeck. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Berlin, Otto Janke 1899.

hahn'schen das Urbild einer der Porzellanfiguren erkennen, die als Wetterhexe im Seitenzimmer steht und die sie herbeiholen, wie dann das Immelen als das Gesichtchen auf dem Theeservice der Herzogin erkannt wird.

Es steht in dieser Erzählung wieder das Meiste zwischen den Zeilen, und wenn man sich erst eine Zeitlang damit beschäftigt hat, dann treten die Gestalten immer deutlicher hervor. Man muß allerdings genau hinsehen, denn manches wesentliche ist nur leicht und lose angedeutet. Eine Prachtfigur ist die von dem Leben und den Kriegserlebnissen hin und her geschleuderte Wackerhahne, die den charakteristischen alten Frauen in früheren Geschichten Raabe's, der Wendeline Cruse, der Jane Warwolf ebenbürtig, ja als ganz den Zeitläuften entsprechende Gestalt überlegen ist. Wie die wilde, borstige Person förmlich zart und empfindsam wird, da sie in ihren alten Tagen etwas zu schützen und zu hegen findet, das ist wahr und tief empfunden. Der schweizerische Söldner Hauptmann Uttenberger, der am Schlachtfeld von Hastenbeck ein Büchlein mit der Kugelspur und den Blutflecken auf dem zerfetzten Umschlage fand, ist auch eine gut geschaute Figur. „Er, der Hauptmann, hatte dabei gestanden, als sie auf dem belachenswürdigen Siegesplan den neu aus der Heimath zum Regiment gekommenen Landsmann zwischen den Ackerfurchen hin und her wendeten, um ihm das zu entnehmen, was von ihm und an ihm ihnen noch brauchbar erschien beim Weitermarsch, ehe sie den Kameraden zu den Anderen in die Grube legten. Er hatte das Ding im Gedränge von dem zerstampften Felde aufgehoben, nachdem mehr als einer es verächtlich aus der Hand hatte fallen lassen. Im Gedränge hatte er es nur mechanisch in den Sack geschoben und war selbst weiter geschoben worden bis zum nächsten Wachtfeuer im eben begonnenen Weltkrieg: Salomon Geßners Idyllen in der Tasche, wie die ganze übrige Welt!" Die Idyllen von Salomon Geßner auf dem Schlachtfelde gefunden und zum Erbauungsbuch des rauhen Kriegsmannes geworden — welche Betrachtungen lassen sich an diese Gegensätze knüpfen! „Wer weiß heute noch von dem Poeten, der zum erstenmal das Wort ‚deutsche Dichtung' in die Weltliteratur brachte? Mit lächelndem Achselzucken sehen sie heute, wenn sie hinsehen, auf den Mann, der mit deutschem Wort rund um die Erde die Völker in seinen Bann zwang, auf den armen Salomon Geßner aus Zürich, dem von seiner heimischen Zensurbehörde die Erlaubniß zum Druck von ‚Daphnis und Chloe' nur unter der Bedingung gegeben worden war, daß weder der Name des Verfassers, noch der Druckort genannt werde." Solcher Betrachtungen befindet sich gar manche in dem Buche, die nicht eben unmittelbar zur Handlung gehören; aber derartiges muß man bei Raabe in den Kauf nehmen und nimmt es auch gern in den Kauf. Das Motto: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland" vom Frhrn. vom und zum Stein ist wohl in der Absicht gewählt, darzuthun, daß, wenn auch gewiß nicht alles vollkommen ist in unsern Tagen, doch die Gegenwart sich leuchtend abhebt von jenem dunklen Grunde der Kriegszeiten, der Verworrenheit und Zerklüftung. S. S.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kant und Helmholtz. Populär-wissenschaftliche Studie von Dr. Ludwig Goldschmidt, mathematischem Revisor der Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1898. — Ein sehr gediegenes Buch, für das der bescheidene Untertitel nur insofern Berechtigung hat, als die leichte und flüssige Art der Darstellung es auch für den mathematischen und philosophischen Laien wohl verständlich macht; inhaltlich kann das Werk durchaus auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch machen. Der Verfasser vertritt darin gegen die von Riemann, Helmholtz und Anderen aufgestellte Theorie, nach der die Sätze der Geometrie empirische, durch Induktion gewonnene und demnach nicht apriorisch-nothwendige wären, in geistvoller Weise die Kantische Lehre von der Apriorität der Raumanschauung und der daraus fließenden Apodiktizität der geometrischen Axiome. Die in Konsequenz jener ersteren Theorie unternommenen Versuche, eine von den Euklidischen Axiomen, somit von der Voraussetzung der Dreidimensionalität des Raumes und der Gültigkeit des Parallelenaxioms unabhängige Geometrie eines „pseudosphärischen" Raumes zu konstruiren und diesen Raum als den thatsächlich existirenden hinzustellen, sucht er, u. E. sehr mit Recht, als eine unberechtigte Statuirung rein rechnerischer Möglichkeiten als thatsächlicher Realitäten nachzuweisen; jener „pseudosphärische" Raum mag in all seinen Eigenschaften analytisch konstruirbar sein, so kann ihm doch solange keine Realität zugeschrieben werden, als wir eben den uns geläufigen Begriff der Geraden und andrerseits weder Grenzen des Raumes noch einen solchen von mehr als drei Dimensionen vorstellen können. An Stelle der Geraden irgendwelche Linien von endlichem Krümmungsmaß substituiren zu wollen, hat keinen Sinn — setzt doch eben jede Angabe eines Krümmungsmaßes die Gerade der Euklidischen Geometrie voraus; jene im Namen der Empirie unternommene, auf Ueberschätzung der Tragweite der Analysis beruhende Geometrie ist daher in Wahrheit mehr als metaphysisch. Im übrigen aber verwechselt jene „physische" Geometrie Helmholtzens den in der Anschauung, bezw. Abstraktion gegebenen Raum mit dem, was ihn materiell erfüllt; die Maßstäbe der reinen Raumanschauung sind aus dem einfachen Grunde nicht veränderlich, weil ihnen weder ein Aggregatzustand zukommt, noch überhaupt ein Einfluß „bindender Kräfte" auf sie denkbar ist — so wenig, meint Goldschmidt treffend, wie der allgemeine Begriff eines Pferdes Hafer frißt. Mag man auch der Ansicht sein, daß mit der Kantischen Begründung der Apriorität und Nothwendigkeit der geometrischen Sätze noch nicht das letzte Wort in dieser Frage gesprochen ist — neuerdings sind andere Begründungen aufgetaucht, z. B. von Cornelius in „Psychologie als Erfahrungswissenschaft" —, so wird doch diese Thatsache selbst gegen die erwähnte scheinempirische Auffassung des Raumes und seiner Eigenschaften aufrechterhalten werden müssen. Goldschmidts Buch, das auch über manche andere philosophische Probleme beachtenswerthe Gedanken bietet, verdient von diesem Gesichtspunkt aus von Allen, die an den behandelten Fragen Interesse nehmen, gelesen zu werden; wünschenswerth wäre übrigens eine Bezugnahme auf frühere, im gleichen Sinn geschriebene Veröffentlichungen gewesen.

Karl Schneider.

-o. **Aus der Werkstätte der Natur.** Allgemein verständliche Betrachtungen wichtiger, meist chemischer Naturerscheinungen zum Zweck der Selbstbelehrung und Unterhaltung von Prof. H. Derschiedt. Mit 155 Abbildungen. (Berlin, Schall u. Grund. Verein der Bücherfreunde.) — Genanntes Werk, erschienen als Bestandtheil des siebenten Jahrgangs (1897/98) der vom „Verein der Bücherfreunde" herausgegebenen rühmlich bekannten Folge unterhaltender und wissenschaftlicher Literatur, macht dem Wahlspruch dieser Vereinigung: „Gute Bücher sind die besten Freunde", alle Ehre. Es ist ja keineswegs das erste oder einzige Mal, daß ein Mann der Wissenschaft versucht, in allgemein verständlicher Weise in das Weben und Streben der Natur einzuführen. Dem Verfasser (Prof. a. d. höh. Lehrschulen in Straßburg) ist dies aber in besonders glücklicher Weise gelungen. Die Grundlage der ansprechenden Arbeit bildet, wie schon der Titel andeutet, die Chemie. Doch sind alle Kräfte, die in der Werkstätte der Natur, sei es aufbauend, sei es zerlegend, wirken, berücksichtigt und an entsprechenden Beispielen dem Leser in ihrer Wirksamkeit vor Augen geführt. Als begeisterter Kenner und Verehrer der von ihm vertretenen Wissenschaft liegt es dem Verfasser am Herzen, dieselbe in die weitesten Kreise getragen zu sehen und überall Interesse und Verständniß zu wecken für die Vorgänge in der uns umgebenden Natur. Er will Einblick gewähren in die täglich und stündlich sich abspielenden, theils direkt sichtbaren, theils unsichtbaren Veränderungen in dem „Haushalte der Natur", und zugleich die sich hierbei ab-

wickelnden chemischen und physikalischen Vorgänge in einfacher Weise erklären. In allen praktischen Berufsarten, wie nicht minder in der Lebensführung des Einzelnen kommt den Naturwissenschaften eine mehr und mehr anerkannte wichtige Bedeutung zu, so daß das Bedürfniß nach einer leicht verständlichen und doch wissenschaftlichen Belehrung über die auftretenden Erscheinungen (Regen und Schnee, Feuer und Verbrennung, Fäulniß und Gährung, Stoffwechsel u. s. w.) sich Jedem und „Jeder“ aufdrängt. Denn insbesondere auch unsre angehenden Hausfrauen werden — fast „mühelos“ — reiches Verständniß aus diesen Betrachtungen schöpfen, und die eingeflochtenen launigen Abschweifungen, wie die unsern besten deutschen Dichtern entnommenen poetischen Einstreuungen sorgen dafür, daß keine Ermüdung eintritt. Die Angabe des Titels: „zum Zwecke der Selbstbelehrung und Unterhaltung“ finden Leser und Leserinnen somit in ausgiebigster und angenehmster Form erfüllt. — Auf nur 364 Seiten (kl. 8°) führt uns der Verfasser an der Hand der Chemie durch das weite Gebiet der Natur, seinen Gang einleitend mit einem allgemeinen Abschnitte (S. 1—27): „In der Vorhalle der Werkstätte der Natur“, und schließend mit einer kurzen Geschichte der Chemie unter der Ueberschrift: „Am Ausgange aus der Werkstätte der Natur“ (S. 357—364). Auf den Seiten 28—356 befinden wir uns „In der Werkstätte der Natur“, und werden hier mit den zwei großen Gruppen der jetzt bekannten, etwa 80 Grundstoffe (sog. Elemente), den Nichtmetallen (Metalloiden) und Metallen, deren Verbindungen, Wandlungen und Bedeutung im Haushalte der Natur vertraut gemacht. Mittelst anschaulich geschilderter chemischer Versuche, deren etwaige Ausführung durch zahlreiche gute Textabbildungen erläutert ist, bringen wir in die Geheimnisse der chemischen Vorgänge ein. Aber auch der das Buch belebende ideale Zug kommt überall zu schönem Ausdruck. So heißt es z. B. auf S. 167: „Möge es uns gelingen, beim Nachweise dieser Kreisläufe der Materie in der Natur Staunen und Bewunderung über diese großartigen Einrichtungen zu erwecken; dann haben wir den Zweck unsrer Betrachtungen, auf die Größe und Allmacht des das unendliche Weltall regierenden Schöpfers, des allmächtigen Meisters der großartigen Werkstätte der Natur, hinzuweisen, vollauf erreicht!“ Also nicht bloß eine bestimmte Bereicherung und Vermehrung des Wissens, sondern auch ideale Veredelung und Vertiefung des Denkens und Empfindens strebt das Buch an und stellt sich damit auf den festen und erhebenden Grund des Zusammenhanges zwischen Natur und Gottheit. Bücher, die neben dem praktischen Nutzen, den sie verfolgen, auch ernst und zwanglos auf solch edle Ziele weisen, sind in unsrer so vielfach materiell gesinnten Zeit nicht allzu häufig, aber eben aus diesen Gründen auch der Beachtung, besonders für die heranwachsende Jugend, aufs beste zu empfehlen.

L. Die erste Veröffentlichung der sächsischen Kommission für Geschichte bringt keine Urkunden- oder Regestensammlung, die sich mehr nur an den historischen Forscher wendet, sondern einen Beitrag zur vaterländischen, sächsischen und deutschen Geschichte des 18. Jahrhunderts in Gestalt einer Sammlung von Bildnissen, die uns berühmte und hochstehende Männer und Frauen jener Zeit in künstlerischer Darstellung vor Augen führen. Der Meister dieser Bildnisse, Anton Graff, ein geborener Schweizer, der aber infolge seiner beinahe 50jährigen Thätigkeit in Dresden sich sächsisches Heimathsrecht erworben hat, ist unter den Künstlern, besonders den Portraitisten des vorigen Jahrhunderts, eine bekannte Erscheinung, bisher allerdings mehr dem Namen nach, da den meisten Forschern seine Hauptwerke unzugänglich oder nur in mittelmäßigen Stichen bekannt waren. Anton Graff ist aber thatsächlich als Portraitmaler ein Künstler von so außerordentlich großer Bedeutung, ein Meister, der die vielen bedeutenden Menschen, die er malte, mit einer so wunderbaren Nachempfindung ihrer geistigen Größe und ihrer Charaktereigenschaften im Bilde erfaßt und auf die Nachwelt gebracht hat, daß es nicht nur für den Kunsthistoriker, sondern überhaupt den Forscher auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte als eine Ehrenpflicht erscheinen mußte, seine hervorragenden Bildnisse, die weithin über die deutschen Lande verstreut sind, zu sammeln und in mustergültigen Nachbildungen herauszugeben. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Erstlingsveröffentlichung der sächsischen Geschichtskommission erschienen; sie trägt an ihrer Spitze die Widmung an des Königs Majestät als Zeichen des Stolzes und des Dankes, daß der königliche Landesherr es ist, unter dessen segensreicher Regierung die Kommission begründet worden, er es ist, der als Ehrenförderer ihren Bestrebungen freundliche Theilnahme schenkt. Das Werk umfaßt 60 Lichtdrucktafeln nach Bildnissen im Besitze Sr. Majestät des Königs und anderer deutscher Fürsten, Galerien, Museen, Bibliotheken u. s. w., viele auch aus Privatbesitz, die überwiegende Mehrzahl bisher unbekannt. Die technische Ausführung der Tafeln darf als mustergültig bezeichnet werden. Der ausführliche, reich illustrirte Text gibt eine Lebensbeschreibung des Künstlers, sachliche Bemerkungen zu den Bildnissen und, soweit sie vorhanden waren, Erläuterungen aus zeitgenössischen Quellen. Das Werk, das bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen ist, ist auf das vornehmste ausgestattet und wird nicht bloß in sächsischen Landen, sondern darüber hinaus Allen, die an der großen kulturgeschichtlichen Bewegung des vorigen Jahrhunderts lebendigen Antheil nehmen, willkommen sein. Dank der verfügbaren Mittel ist es möglich gewesen, den Preis auch für Nichtsubskribenten sehr niedrig anzusetzen: er beträgt nur 20 M. für das elegant broschirte, 25 M. für das in Halbfranz gebundene Exemplar.

-nn- Den Manen Hebels hat ein treuherziger badischer Oberländer, Albert Räuber, eine kleine Sammlung Alemannischer Gedichte (Lahr, Moritz Schauenburg) gewidmet, die in der That echt Hebel'schen Geist athmen und als eine Frucht ursprünglichster, gesunder Dialektdichtung warme Anerkennung und Empfehlung verdienen. Das ist kein aus dem Schriftdeutschen übertragener „Salondialekt“, diese ansprechenden Lieder und Gelegenheitsgedichte tragen nach Form und Inhalt den Stempel der Echtheit an sich. Der Dichter hängt mit allen Fasern an seiner schönen Schwarzwälder Heimath, von deren Reizen er stimmungsvolle Bilder zeichnet, deren biederes Völklein er mit feinem Verständniß und treuer Beobachtung charakterisirt. Pietätvoll wie alles, was zur Heimath gehört, feiert Albert Räuber auch das Andenken Hebels, seines Meisters und Vorbildes. In prächtigen Versen, die mit zum Schönsten zählen, was Dialektdichtung geleistet, gibt er seiner und seiner Landsleute Verehrung gegen Hebel Ausdruck u. a. in dem Gedicht „Der Oberländer am Hebel-Denkmal im Schloßgarten zu Karlsruhe“:

Und wenn emol e Zwifel chunnt,
Bim Hebel wird me wieder g'sund.

Und welch frischer, patriotischer Zug für das große Vaterland geht durch das Büchlein, Hand in Hand mit der lokalen Kleinmalerei! Alles in allem genommen, sind wir dem Dichter aufrichtig dankbar für seine herzerfrischende Gabe, die bei der vielfach ungesunden Ueberproduktion an lyrischer Poesie als eine ebenso seltene wie erfreuliche Erscheinung auf dem Büchermarkte zu begrüßen ist. Wir zweifeln nicht, daß dem Büchlein und seinem bescheidenen Verfasser auch in weiteren Kreisen die Anerkennung gezollt wird, welche er in seiner badischen Heimath so rasch gefunden hat.

tb. Daniel Sanders: Citatenlexikon. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1899. — „Eine Sammlung von Citaten, Sprüchwörtern, sprüchwörtlichen Redensarten und Sentenzen“ nennt Sanders, der bekannte, im vorigen Jahre verstorbene Forscher und Lexikograph auf dem Felde der deutschen Muttersprache, das vorliegende Werk, welches eine seiner letzten Arbeiten gewesen ist. Mit diesem Untertitel wollte er darauf hinweisen, daß sein Buch nicht etwa ein Kompendium geflügelter Worte darstellen und somit etwa in Konkurrenz mit Büchmanns berühmten Werk treten solle, sondern vielmehr, daß dasselbe, aus dem engen Rahmen, wie ihn Büchmann sich gesteckt, heraustretend, eine Sammlung von sinnvollen und anregenden Gedanken enthalten solle, die erzieherischen oder kulturhistorischen Werth haben. Mit bewundernswerthem Fleiße und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit ist Sanders bei dieser Sammlung zu Werke gegangen: er beweist dabei zugleich, welch' erstaunliche Belesenheit und seltene Wiss-

seitigkeit ihn auszeichnete. Vergangenheit und Gegenwart, die Bibel, Homer, Shakespeare, Goethe u. A. sowohl, als die „Fliegenden Blätter" und der „Kladderadatsch" haben, sofern sie treffende Gedanken oder kernhafte Worte enthalten, das Material zu dem, nicht weniger als 712 Seiten starken Werk geliefert. Goethe hat einmal zutreffend gesagt: „Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß." Nun — das Sanders'sche Buch wird diesen Zweck erfüllen, ja noch mehr, es wird nicht nur den „Weltmann", sondern überhaupt jedem Gebildeten ein zuverlässiger Rathgeber, belehrend und erbauend zugleich sein. Und darum kann das „Citatenlexikon" nur auf das angelegentlichste empfohlen werden.

* **Berlin.** Wie die „Nat.-Ztg." schreibt, hat Professor Th. Mommsen, der am 30. v. M. sein 81. Lebensjahr vollendete, soeben die letzte Hand an ein großes Werk über „Römisches Kriminalrecht" gelegt, nach dessen Abschluß er an die Fertigstellung des noch fehlenden IV. Bandes seiner „Römischen Geschichte" zu gehen gedenkt.

* **Rostock.** Der ordentliche Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Landesuniversität, Dr. v. Hippel, hat einen Ruf nach Göttingen erhalten und gedenkt ihm Folge zu leisten.

* **Wien.** Der diplomirte Ingenieur und Konstrukteur Robert Ritter v. Reckenschuß ist zum außerordentlichen Professor des Eisenbahnbaues II. Kurs an der hiesigen technischen Hochschule ernannt worden.

* **Belgrad.** Die Regierungsvorlage, die hiesige Hochschule in eine vollständige Universität, die den Namen des Königs Alexander I. tragen soll, umzugestalten, ist von der Skupschtina angenommen worden. Die Kreirung der medizinischen Fakultät dürfte insofern keine besonderen Schwierigkeiten darbieten, als die meisten dafür erforderlichen Institute, ja ein zoologisches, chemisches und physikalisches Kabinet, ein botanischer Garten, wie auch anatomische und physiologische Sammlungen, bereits vorhanden seien. Die Schaffung einer auf der Höhe der wissenschaftlichen Erfordernisse stehenden Universität hat den gegenwärtigen Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern, Dr. Wladan Gjorgevic, seit Jahren beschäftigt, und er hat auch durch eigene Vorarbeiten auf naturhistorischem und medizinischem Gebiete zur Realisirung dieses Gedankens als Schriftsteller beigetragen. Der Errichtung einer Universität im Königreich Serbien kommt in nationaler und politischer Beziehung eine Bedeutung von erheblicher Tragweite zu, da hiemit eine neue Attraktionskraft für die Konnationalen in den Balkanprovinzen der Türkei geschaffen wird.

-rt- **Hopkinson-Laboratorium.** Dem Andenken des im August dieses Jahres sammt dreien seiner Kinder in den Berner Alpen verunglückten englischen Elektrotechnikers Dr. John Hopkinson wird demnächst in seiner Vaterstadt Manchester ein seinen Namen führendes elektrotechnisches Laboratorium gewidmet werden, das einen Theil des dortigen, zum Owens-College gehörigen neuen physikalischen Instituts bilden soll. Die Kosten für die Errichtung dieses Laboratoriums werden theils durch die Familie des Verstorbenen, theils durch Freunde und Verehrer desselben aufgebracht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Louis Dollivet: Jude! Autor. Uebersetzung des französischen „Sale Juif". Berlin, Siegfried Cronbach 1899. — H. Recknagels Kalender für Gesundheits-Techniker 1899. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1899. — Horst Kohl: Denkwürdige Tage aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Eine Zeittafel zur Geschichte des ersten deutschen Reichskanzlers. In zwei Ausgaben: Pracht- und Volksausgabe. Leipzig, Pahl (A. Haase) 1898. — Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. Hggb. vom Akademischen Gesammt-Ausschuß. Neue Folge. XIV. Bd. Jahrg. 1898. Heft 3/4. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1898. — Freies Deutsches Hochstift zu Frankfurt a. M. Lehrgänge im im W.-S. 1898/99. Ebd.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 7. Dezember. Nummer 278.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Heinrich Barths Nachfolger am Niger.

H. S. „Heinrich Barth, der größte Reisende der Neuzeit und unser berühmter Vorgänger am Niger“ — mit diesen Worten leitet der französische Schiffslieutenant Hourst die Schilderung seiner Nigerfahrt vom Jahre 1896 ein, die nunmehr in Buchform vorliegt.[1] Wir Deutsche dürfen es den Franzosen hoch anrechnen, daß sie von jeher für die Verdienste unsres Landsmannes Barth rückhaltlose Bewunderung und neidlose Anerkennung gezeigt haben, obwohl sie selbst in der Reihe der Nigerforscher mit einer beträchtlichen Zahl hervorragender Männer vertreten sind. Aber Barth hat ihnen ja im westlichen Sudan vorgearbeitet, sein Name hat unter den Stämmen am Niger und im Nigerbogen einen so vortheilhaften Klang, seine Persönlichkeit ein so unauslöschliches und günstiges Andenken hinterlassen, daß er unbewußt damit seinen Nachfolgern die Wege geebnet hat — und darum geben unsre Nachbarn nur der Wahrheit die Ehre, wenn sie ihrer Hochachtung für die Leistungen des größten Afrikaforschers aller Zeiten und Nationen offen und dankbar Ausdruck verleihen. Auch Hourst hatte alle Ursache, sich auf seiner Nigerfahrt ob des glücklichen Zufalls zu beglückwünschen, daß er in jenen weiten Gebieten Barths erster Nachfolger war; denn Barths Name, der noch heute, nach mehr als 40 Jahren, am ganzen Mittellauf des großen Stromes wie ein Zauberwort die mannigfaltigsten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen vermag, begleitete den Franzosen wie ein Talisman und führte ihn sicher durch alle Fährlichkeiten, die von den Tuaregstämmen drohten. Hourst hatte sich für den Neffen Barths ausgegeben, und als solcher fand er fast überall Entgegenkommen und Förderung; er läßt in seinem Reisewerk keine Gelegenheit vorübergehen, die Verdienste des ausgezeichneten deutschen Forschers hervorzuheben, und das macht seiner Bescheidenheit und Dankbarkeit alle Ehre.

Man hat dem Franzosen hie und da einen Vorwurf daraus machen wollen, daß er unter dem Deckmantel einer vorgeblichen Verwandtschaft mit Barth seine Erfolge errang. Mit Unrecht! Ein großer Theil der Bewohnerschaft des Dunkeln Welttheils hat sogar heute, nach vielfacher Berührung mit den Europäern, noch nicht gelernt, die verschiedenen Nationen auseinander zu halten. Der Nachfolger muß oft genug die Fehler seines weißen Vorgängers in Afrika, seines „Bruders“ oder „Vaters“ verantworten oder büßen, wenn jener auch ein Engländer, dieser ein Deutscher oder Franzose war; warum sollte also der Eine nicht auch von dem guten Andenken Nutzen ziehen, das der Andere hinterlassen hat? Warum sollte nicht der französische „Neffe“ sich auf seinen deutschen „Oheim“ berufen dürfen? Wir können darin nichts unwürdiges finden.

An den äußeren Verlauf der Nigerfahrt Hoursts sei hier nur kurz erinnert, da davon in diesen Blättern seinerzeit wiederholt die Rede gewesen ist. Bereits im Januar 1894 war der Aufbruch der Expedition von St. Louis erfolgt, doch verzögerte sich ihre Durchführung, da ihr von der französischen Kolonialverwaltung daheim wenig Verständniß entgegengebracht wurde und ihr daraus mancherlei Hemmnisse erwuchsen. Hourst benutzte die langen Monate der Ungewißheit, um nach Timbuktu hinabzufahren und die nächste, bisher wenig bekannte Umgebung der Stadt zu durchforschen. Er entdeckte hierbei im Westen und Nordwesten von Timbuktu ein System von Seen, deren größter, der Fagibine, eine Längenausdehnung von ca. 110 km hat. Im Mai 1895 erhielt Hourst die Rückberufung nach der Heimath, doch traf ihn noch unterwegs in Afrika ein Gegenbefehl: Der Kolonialminister hatte die Mission nun doch gebilligt. Im Dezember 1895 schiffte sich darauf Hourst mit vier europäischen Gefährten auf seinen drei Fahrzeugen bei Bammako auf dem Niger ein, an der Stelle, wo einst vor mehr als drei Menschenaltern Mungo Park seine denkwürdige und für ihn verhängnißvolle Stromfahrt angetreten hatte. Unterwegs besuchte Hourst in Sarediua, am See Deboe, das Grab Bakay's, des Freundes von Heinrich Barth, dessen mächtiger Schutz dem deutschen Forscher seinen Aufenthalt in Timbuktu und einen gesicherten Rückweg am Niger entlang ermöglicht hatte. In Timbuktu machte Hourst die Bekanntschaft eines Neffen jenes berühmten Scheichs und hier erhielt er auch von einem Tuater den Rath, er möge sich auf seiner Weiterfahrt für den Neffen Barths ausgeben, da das Andenken dieses Mannes noch überall am Flusse lebendig sei. Hourst befolgte den Rath und hatte das nicht zu bereuen; schon seine Mittheilung an die nächsten Tuaregstämme am Flusse, es komme ein Verwandter Barths, that ihre Wirkung. Am 22. Januar 1896 verließ Hourst Kabara, den Nigerhafen Timbuktu's; am 6. April war er in Say, dem vielgenannten Orte, wo Barth im Juni 1853 als Erster den Mittellauf des Niger gekreuzt und wo sich die Routenschleife seiner Timbuktureise schließt. Hier errichtete Hourst auf einer Strominsel ein befestigtes Lager („Fort Archinard“), wo er 5 Monate hindurch, Instruktionen aus der Heimath erwartend, liegen blieb. Als diese bis Mitte September nicht eingetroffen waren, setzte er die Stromfahrt fort und erreichte im Oktober 1896 die Mündung des Niger.

Die Reise war, wie Hourst mit Genugthuung öfter hervorhebt, ohne Schwertstreich, ohne einen Schuß verlaufen, obwohl sich namentlich bei Sinder und in Fort Archinard die Verhältnisse gefährlich zuspitzten. Im kritischen Augenblick aber zerstreuten sich immer die Wolken. Mit den Tuaregstämmen am Mittellauf konnte Hourst dank

[1] Sur le Niger et au pays des Touaregs. La mission Hourst. Par le lieutenant de vaisseau *Hourst*. Ouvrage illustré de 190 gravures d'après les photographies de la mission et accompagné d'une carte. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie., — 8⁰. XII und 431 S.

seiner „Verwandtschaft“ mit Barth freundschaftliche Beziehungen anknüpfen, und von Werth für ihn war namentlich die Gönnerschaft Madidu's, des Häuptlings des großen Tuaregstammes der Auelimiden, die die Gegend vom Nigerknie abwärts bis Gao bewohnen. Madidu's Einfluß reichte aber noch viel weiter stromab und kam Hourst also auch später noch zugute. An sonstigen Schwierigkeiten war die Fahrt überreich. Südlich Ansongo und mit Unterbrechungen hinunter bis nach Bussang durchsetzten den Strom viele Schnellen, die Hourst zwar mit seinen leichten Fahrzeugen glücklich überwand, die aber der Dampfschiffahrt unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen dürften. Zum mindesten sind die Schnellen von Ansongo selbst — 600 km unterhalb Timbuktu — für Dampfer und beladene Stromschiffe unpassirbar.

Hourst erzählt in seinem Buche seine wechselvollen Schicksale und die gefährliche Thalfahrt in recht anziehender Form, und seine ab und zu dramatisch gefärbte Schilderung erinnert den Leser öfter an den Bericht Stanley's über seine Congofahrt vom Jahre 1877. Was die Menge der in den Reisebericht mit hineinverwebten wissenschaftlichen Thatsachen betrifft, so hält das Buch allerdings keinen Vergleich aus mit dem, was Barth im 5. Bande seines unübertrefflichen Reisewerkes bietet. Von erheblicherem Werth sind wohl nur Hoursts Bemerkungen über die Auelimiden, die Barths Notizen wesentlich ergänzen; doch finden sich auch sonst bei Hourst manche interessanten Einzelheiten, von denen wir nur die eine anführen wollen, daß am Niger bei Sinder und bei Say Verwandte der Soninke wohnen, deren heutige Sitze ja weit im Westen, in Senegambien, liegen. Viel von dem gewonnenen Material dürfte aus äußeren Gründen in dem Buche keinen Platz gefunden haben und späterer Veröffentlichung vorbehalten sein. Sicher aber erscheint auf jeden Fall, daß der „Oheim“, wenn er noch lebte, sich seines „Neffen“ nicht zu schämen brauchte; denn den Beweis dafür liefert allein schon des Letzteren Nigerkarte, die im Auszuge von 1 : 1 Million dem Reisewerke Hoursts beigegeben ist. Sie umfaßt eine sorgfältige Aufnahme des ganzen mittleren Niger von Timbuktu bis Bussang und erhält ihren besonderen Werth noch durch eine Reihe von je 15 astronomischen Längen und Breiten, die hoffentlich zuverläßig sein werden. Ein Vergleich dieser Nigerkarte Hoursts mit der Barths ist nicht ohne Interesse, und er wird erleichtert durch den bei Beiden gleich großen Maßstab. Der Nigeraufnahme Hoursts gelten die folgenden Bemerkungen.

Das in Betracht kommende Stück des Flusses — zirka 1700 km nach heutiger Messung — wurde in seiner ganzen Ausdehnung bereits einmal von einem Europäer befahren, nämlich im Jahre 1805 von Mungo Park, dem Entdecker des oberen Niger. Der Reisende fand seinen Tod, wie Hourst feststellen zu können glaubte, bei Giloa, nicht, wie man bisher annahm, in dem 100 km weiter unterhalb liegenden Bussang. Parks Aufnahmen sind verloren gegangen. Im Jahre 1854 verfolgte Barth die 1100 km lange Strecke von Timbuktu bis Say zu Lande, indem er zunächst am linken und dann am rechten Ufer des Flusses entlang zog. Vorher schon waren verschiedene englische Expeditionen den Niger bis in die Gegend von Bussang aufwärts gekommen. Von dem nun noch unbekannten Theil des Mittellaufs — Bussang-Say — nahm der deutsche Reisende Flegel im Jahre 1880 das Stück Bussang-Gomba auf, und der Rest Say-Gomba, ca. 350 km, wurde etwa gleichzeitig im Februar und März 1895 durch die deutsche Expedition unter Gruner und v. Carnap und die französische unter Toutée und Decoeur befahren. Absolut unbekannt war also der Nigerlauf an keiner Stelle mehr, als Hourst ihn hinunterfuhr. Durch die astronomische Bestimmung der Lage von Timbuktu durch Hourst verschiebt sich die Position dieser Stadt gegen die aus der Konstruktion der Route Barths gewonnene Position um zirka 110 km nach Südost, während Say seine alte Lage auf der Karte auch nach Hourst behalten hat. Es ergibt sich schon daraus allein, sowie aus den übrigen Ortsbestimmungen Hoursts, eine Zusammenziehung des ganzen Mittellaufs, die sich aber im wesentlichen auf das Stück von Timbuktu bis zum nordöstlichen Nigerknie beschränkt, wo der Fluß eine reine Westostrichtung verfolgt. Das übrigbleibende Stück bis Say erfährt nur eine geringe Verkürzung und erhält eine andere Lage, nämlich eine Südostrichtung gegen eine Südsüdostrichtung bei Barth. Was die Einzelheiten der Flußaufnahme anlangt, so herrscht in dem zuerst genannten Theil zwischen den Karten Barths und Hoursts wenig Uebereinstimmung, was darin seine Erklärung findet, daß dort der deutsche Forscher nicht unmittelbar am Flusse, sondern zumeist mehrere Kilometer entfernt von ihm seine Straße zog. Sehr gut stimmen dagegen Beider Aufnahmen in dem Stück Nigerknie-Say überein, wo Barth fast jeder Flußkrümmung folgte, und hier bestätigt diese Uebereinstimmung sowohl die gewissenhafte Arbeit des Deutschen wie des Franzosen. Die Originalaufnahme Hoursts hat einen Maßstab 1 : 50,000. Bis Ansongo erfolgte die Kartirung des Nigers in der Weise, daß ein Boot dem rechten, eines dem linken Ufer folgte und das dritte die Strommitte hielt und das Fahrwasser maß. Es ergab sich aus dieser Theilung der Arbeit eine sehr präzise Aufnahmemethode. Von Ansongo ab lag die Aufnahme nur einem der Begleiter Hoursts ob. Der Niger erscheint auf der Hourst'schen Karte im allgemeinen schmäler als bei Barth, und man wird die Darstellung des Franzosen für die Strecke bis Ansongo auch acceptiren können, während für den übrigen Theil bis Say vielleicht doch die Zeichnung Barths den Vorzug verdient, da dieser vom Ufer aus eine bessere Uebersicht über den Strom hatte, als Hourst auf seiner Fahrt zwischen den zahlreichen Inseln hindurch. Die Nomenklatur ist fast überall bei Barth reichhaltiger als bei Hourst, was sich aus dem bereits berührten Umstande erklärt, daß Barth zu Lande reiste. Was das folgende Stück Say-Gomba angeht, so liegen Gruners Aufnahmen noch nicht vor, während die Arbeit Toutée's wenig detaillirt ist und auch sonst nicht gerade zuverläßig zu sein scheint. Hoursts Karte darf also hier als die erste gute Darstellung des Flusses gelten. Der Theil Gomba-Bussang endlich bestätigt Flegels Aufnahme in jeder Einzelheit, weßhalb wir dagegen Verwahrung einlegen müssen, daß der Zeichner der Hourst'schen Karte die Flegel'sche Aufnahme des Nigernebenflusses Gilbi punktirt wiedergibt, als sei er noch ungenügend bekannt.[1])

Die kolonialpolitischen Bemerkungen Hoursts, die in erster Reihe die Franzosen interessiren werden, berühren wir hier nicht näher. Der Reisende, der doch aktiver Offizier ist, spricht übrigens bei jeder Gelegenheit mit einer so herzerquickenden Despektirlichkeit von den kolonialen Dummheiten der Leute am „Grünen Tisch“, wie sie bei uns zu Lande höchstens Einer a. D. riskiren könnte. Ueber den Niger als Handelsweg gibt sich Hourst keinen Illusionen hin; denn die Schnellen von Ansongo seien nicht zu passiren; er ist es aber zufrieden, daß sich wenigstens bis dorthin von Timbuktu ab eine 600 km lange Wasserstraße

[1]) Aus demselben Grunde müssen wir aber auch einem Satze Hoursts in seinem Vortrage vor der Pariser Geographischen Gesellschaft (Comptes rendus 1897, S. 25) widersprechen, wo er sagt, daß man den „tapferen Franzosen“ Decoeur und Toutée die Erforschung des letzten noch wenig bekannten Stückes des Nigerlaufes zwischen Say und Bussang verdanke; denn die Strecke Bussang-Gomba kommt durchaus auf das Konto Eduard Robert Flegels.

eröffnet. Vielleicht ist Hourst aber sogar darin noch zu optimistisch, denn wir verzeichnen die Thatsache, daß der französische Lieutenant de Chevigné, der den Spuren Hoursts von Timbuktu ab eine Strecke weit folgte, im Mai 1897, zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, die Fahrt durch Sandbänke und Felsen stark behindert fand, so daß der Niger also selbst in dem in Westostrichtung verlaufenden, Timbuktu zunächst gelegenen Stück nur zur Zeit des Hochwassers schiffbar sein dürfte. Wir erwähnen dann noch, daß das Urtheil Hoursts über die Tuareg dem sonst üblichen ganz zuwiderläuft. Er meint, die Tuareg wären weit besser als ihr Ruf, und es sei darum nicht schwer, mit ihnen ein gutes Verhältniß anzubahnen; die Franzosen hätten bisher immer den Fehler begangen, mit den Tuareg zwar Verbindungen anzuknüpfen, diese aber dann Jahre hindurch zu unterbrechen; man müsse die Beziehungen dauernd pflegen, dann werde das Mißtrauen der Wüstenstämme aufhören. Ob Hourst mit seinem günstigen Urtheil über die Tuareg des Südens das Richtige trifft, steht dahin; doch sei erwähnt, daß der hervorragendste französische Saharaforscher, der verstorbene Henri Duveyrier, sich über die Tuareg des Nordens oft genug ähnlich vernehmen ließ, und Duveyrier kannte die Stämme aus langjähriger Erfahrung.

Das Buch Hoursts ist von der Verlagsbuchhandlung mit einer Fülle von nach Photographien gefertigten Abbildungen versehen, die zwar zum Theil ziemlich gleichgültige Dinge wiedergeben, zum großen Theil aber auch recht instruktiv und werthvoll sind. Wir können zum Schluß nur den Wunsch aussprechen, daß das Werk des französischen Offiziers, der jüngst wieder mit seinem Plan, Afrika im Luftballon zu erforschen, von sich reden gemacht hat, auch in Deutschland Leser finden möge. Der Schauplatz der Hourst'schen Mission war ja ein klassisches Feld der Afrikaforschung, mit dem der Name eines Heinrich Barth für alle Zeiten eng verknüpft ist.

Tom Jones und Roderick Random.

Zu ihrem hundertfünfzigjährigen Jubiläum.

Von Dr. phil. Fritz Friedrich.

Das Jahr 1748 ist für die europäische Literaturgeschichte von hervorragender Bedeutung geworden. In Frankreich erschien in diesem Jahre das genialste Werk über Staatstheorie, das die Welt seit der Politik des Aristoteles gesehen hatte, ein Werk, das mit seinem thatsächlichen Inhalt wie mit dem, was man fälschlich aus ihm herauslas, die Richtung des politischen Denkens in seinem Heimathlande wie in Deutschland länger als ein Jahrhundert maßgebend mitbestimmt und auch das politische Handeln nicht unwesentlich beeinflußt hat, Montesquieu's Esprit des lois. Das englische Schriftthum bereicherte jenes Jahr durch drei in ihrer Art hochbedeutende Romane, Richardsons Clarissa Harlowe, Fieldings Tom Jones und Smolletts Roderick Random. Für die deutsche Literaturgeschichte endlich beginnt mit 1748 eine neue Blütheperiode; denn in diesem Jahre erschienen die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias.

Von diesen Geisteswerken können heute nur noch die Romane Fieldings und Smolletts darauf rechnen, in weiteren Kreisen Freunde und Bewunderer zu finden. Montesquieu's phänomenales Werk studirte immer nur der Gelehrte; Clarissa Harlowe und der Messias sind ihm im Laufe der Zeiten anheimgefallen. Von den genannten drei englischen Romanen ist es gerade der in seiner Art originalste, der in die literarische Rumpelkammer gerathen ist. Denn Richardsons Clarissa Harlowe hatte, abgesehen von der Erstlingsarbeit desselben Verfassers, allerdings kein direktes Vorbild in der Weltliteratur. Sie war der erste bürgerliche Gefühls- und Tugendroman, der überhaupt geschrieben wurde, ist auch stets als Archetypus der Gattung anerkannt worden und hat als solcher in Frankreich und Deutschland geradezu schöpferisch gewirkt. Diesen Ruhm müssen die Romane Fieldings und Smolletts entbehren. Im letzten Grunde gehen sie alle auf die spanische navela picaresca zurück; ihre direkten, sehr deutlich erkennbaren Vorgänger und Vorbilder aber sind einerseits die englischen Abenteuerromane von der Art des Robinson, an die theilweise sogar noch die Titel erinnern (The Adventures of Raderick Random), andererseits der schon zu größerer künstlerischer Geschlossenheit abgeklärte französische Schelmenroman repräsentirt durch den Gil Blas von Lesage. Der Grund dafür, daß sie sich lebensfrisch erhalten haben und bis heute nicht nur lesbar, sondern reizvoll und unterhaltend geblieben sind, liegt auch nicht in ihrer generellen Originalität, sondern in ihrem realistischen Wesen. Richardson zeichnet abstrakte Mustermenschen, wie sie seiner Ansicht nach sein sollten, oder abschreckende Beispiele; trotz der psychologischen Klein- und Feinmalerei verletzt immer wieder die aufdringliche moralische Tendenz. Fieldings und Smoletts Helden sind nichts als wirkliche Menschen ihrer Zeit, und gerade ihre schlichte Natürlichkeit ist es, die uns noch heute für sie einnimmt. Wir sehen in den Büchern dieser Autoren das englische Leben ihrer Tage in einem Spiegel von unübertrefflicher Klarheit, und wie, nach Bertholds (von Hettner citirtem) Ausdruck, kein Geschichtsschreiber die Geschichte des westindischen Krieges schreiben kann, ohne das 30.—35. Kapitel des Roderick Random dafür zu benutzen, so kann auch Keiner die Geschichte Englands unter den ersten Königen aus dem Hause Hannover darstellen, ohne reichlich aus Fielding und Smollett überhaupt zu schöpfen. Denn welches auch immer die Leistungen des englischen Staats und Volks in den großen Verwicklungen der europäischen Staatenwelt, in Kolonisirung und Handelspolitik gewesen sind: erst wenn sich die Darstellung dieser Dinge von dem Hintergrunde des bis in die tiefsten Schichten aufgedeckten Volkslebens abhebt, kann sie ein getreues und lebendiges Bild gewähren.

Greifen wir einiges von dem heraus, was wir an Kulturgeschichte aus Fielding und Smollett lernen können, indem wir uns dabei auf die beiden Romane beschränken, die in diesem Jahre ihren 150. Geburtstag feiern. Werfen wir die beiden indessen nicht ganz zusammen. Denn obschon sie eine Fülle des Gemeinsamen und einen großen Reichthum an lehrreichen Vergleichspunkten aufweisen, so steht doch Smollett, wie in künstlerischer Beziehung, so auch hinsichtlich der Zuverlässigkeit nicht ganz auf derselben Linie mit Fielding, und er muß daher auch als Quelle verschieden gewerthet werden. Seine sachliche Brauchbarkeit hängt mit seinen künstlerischen Mängeln aufs engste zusammen. Es ist oft genug betont worden, daß der Tom Jones ein wundervolles Kunstwerk, nach Hettners Ausdruck eine der glänzendsten Schöpfungen aller Zeiten ist, Roderick Random dagegen nicht viel mehr als eine bessere Abenteuergeschichte, deren zahllose Anekdoten und Episoden lediglich durch die Person des Helden aneinander gereiht werden. Während Fielding die zahlreichen, verwickelten Fäden mit nicht genug zu bewundernder Kunst immer alle gleichzeitig weiterspinnt und zuletzt glatt und schön auseinander herauslöst, läßt Smollett unbedenklich jede Nebenperson, sobald er sie nicht mehr braucht, verschwinden, um sie nach Belieben zu einer Zeit wieder auftreten zu lassen, wo sich der Leser ihrer kaum noch entsinnen kann. Dadurch wird der ganze Roman — allerdings Smolletts Erstling, während Fielding gerade mit dem Tom Jones die Höhe seines

Schaffens erreichte — gewissermaßen schief gewickelt. Seine Personen können sich nicht recht ausleben. Ihr Charakter muß mit ein paar flüchtigen Strichen skizzirt werden, die, um deutlich zu sein, übertrieben scharf markirt werden, d. h. nothwendigerweise ein Zerrbild ergeben. Thatsächlich wimmelt der Roderick Random von Zerrbildern, wenn sich auch die Karikatur in leidlichen Grenzen hält. Es ist indessen nicht nur der Mangel an harmonischer Disposition des Ganzen, der hieran die Schuld trägt. Smollett hat vielmehr überhaupt das Talent zu charakterisiren nicht in dem Grade wie Fielding. Ihn reißt seine ausgesprochene Neigung zur Satire beständig über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus. Wo sich diese Satire gegen Ereignisse, nicht gegen einzelne Personen richtet, wie in den klassischen Kapiteln über den westindischen Krieg, da wirkt sie vortrefflich; wo sie aber auf die Zeichnung der Charaktere Einfluß gewinnt, verleitet sie den Dichter zu Uebertreibungen. Ihm fehlt der untrügliche Sinn für das schöne Maß, den Fielding so wundervoll bethätigt. Er findet Freude am Grellen und Verzerrten. Seine Komik verfällt manchmal ins Gemeine: allerlei Verletzungen des Geruchssinnes nehmen in ihr einen ungebührlichen breiten Raum ein. Diesem Mangel an Geschmack ist zweifellos weit mehr als der schlechten Gesammtdisposition das Karikaturenhafte der Smollett'schen Charaktere auf die Rechnung zu setzen. Im ganzen Roderick Random sind eigentlich nur der alte, brave Seemann Bowling und Morgen zugleich einheitliche und natürliche Menschen. Thompson, Mrs. Segely, selbst Narcissa sind so nebensächliche Figuren, daß sie als Charaktere kaum in Frage kommen. Der Held selbst, der in der Ich-Form erzählt, ist im Grunde ein trauriger Gesell, ein unerfreuliches Gemisch aus Gewissenlosigkeit und Sentimentalität, Großmannssucht und Einbildung. Zwar weist er einzelne versöhnende Züge auf: Freigebigkeit, sobald er Geld hat, Mitgefühl für Unglückliche, das er auch bethätigt, z. B. an dem Dichter Melopoyn, und persönlichen Muth. Aber er bleibt sich hierin ebenso wenig treu wie in seinen Lastern: eine schwankende, nicht recht greifbare Gestalt. Man hat ihn mit dem Gil Blas verglichen; aber die Aehnlichkeit besteht weniger in dem Charakter des Helden, als in dem Gegenstande und zum Theil der Anlage des Romans. Denn dem Roderick Random fehlen die unverwüstliche Liebenswürdigkeit, die heitere Anmuth und die wenngleich bedingte innere Vornehmheit, die dem spanischen picaro selbst in den bedenklichsten Abenteuern nie ganz verloren gehen und die schließlich in der sittlichen Läuterung, die Besitz und Verlust des Reichthums an ihm vollziehen, ihre schönste Frucht zeitigen. Roderick Random ist in Wesen und Formen um mehr als nur einen Grad niedriger und gewöhnlicher, und seinen Handlungen haftet immer eine unbegründete Unwahrscheinlichkeit an, über die der Leser schwer hinwegkommt. Dasselbe gilt von den meisten Nebenpersonen: dem alten Random, Strap, dem Kapitän Oakum, Dr. Mackshane, Crampley, Kapitän Whiffle, Narcissa's Tante u. s. w. Schließlich hat doch auch zu Smolletts Zeiten die Welt nicht ausschließlich aus Schurken und Narren bestanden. Das eben lehrt uns Fielding, der, so dunkel sein Bild auch noch gehalten ist, doch nie vergißt die helleren Lichter aufzusetzen, welche die historische Treue erfordert. Was der Roderick Random schildert, ist richtig, aber einseitig; der Tom Jones ist vollständig. Das wird bei den einzelnen Punkten der Erörterung immer wieder zutage treten, zu der wir nunmehr übergehen.

Hettner hat in seinem klassischen Werke über die englische Literatur des 18. Jahrhunderts unter der Ueberschrift „Smollett" eine Anzahl historisch beglaubigter Anekdoten erzählt, welche die sittliche Verlumptheit der englischen Gesellschaft unter Georg I. und Georg II. beweisen sollen. Sie thun es; aber sie sind sämmtlich den Kreisen des Hofadels entnommen, und nicht deren Mitglieder sind es, welche zu den Gemälden Fieldings und Smolletts Modell gestanden haben. Am ehesten möchte das noch zugegeben werden für die Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande, die Smollett in den „Peregrine Pickle" aufnahm; denn die von Hettner noch angeführte Lady Bellaston spielt im Tom Jones doch nur eine episodische Rolle und gehört der allerersten Gesellschaft gleichfalls nicht an. Der Stand, den unsre Autoren hauptsächlich abschildern, ist vielmehr der Landadel. Ihm gehören auch die beiden Titelhelden nach Geburt oder Erziehung an; doch dürfen sie, wegen ihrer außergewöhnlichen Lebensschicksale, nicht gerade als typische Vertreter des Standes angesehen werden. Als solche sind vielmehr zu bezeichnen Squire Western, der alte Random, Sir Timothy Thicket und Orson Topehall, genannt the sauvage, denen Mr. Allworthy, ihr diametraler Gegensatz, als eine Ausnahme von der Regel gegenübersteht. Gerade ein sehr erbauliches Bild gewährt diese Regel nicht. Ihr zufolge war der englische Landadel jener Zeit eine Gesellschaft von völlig unwissenden Junkern, die aller Geistes- und Herzensbildung entbehrten, von ungezügelten Leidenschaften der rohesten Art beherrscht und in eine unglaubliche sittliche Stumpfheit versunken waren. Die Verwaltung ihrer Güter erscheint als ihre einzige ernste Beschäftigung; über sie hinaus kannten sie kein höheres Interesse. Von der religiösen Gluth, die ein Jahrhundert früher alle Schichten des englischen Volkes durchzittert hatte, war bei ihnen auch nicht die leiseste Spur mehr zu bemerken. Sie hatte einer flachen, korrekten Kirchlichkeit oder der frechen Gottlosigkeit Platz gemacht. Der wahre Gott dieser wüsten Gentry war das Geld; Wein- und Weibergenuß neben Fuchsjagden und anderem Sport ihr Vergnügen, dem bis zur Maßlosigkeit gefröhnt ward. Die Technik des Fluchens war zu einer verblüffenden Virtuosität ausgebildet. Das ganze Leben bewegte sich in Formen, deren Roheit um so abstoßender wirkt, als sie sich mit Reichthum, ja Ueppigkeit vorzüglich vertrug und auch noch mit einem scharf markirten Standesgefühl paarte. Der moderne Leser kommt aus dem Staunen kaum heraus, wenn er sieht, was für peinliche Dinge, und in welch roher Form diese Dinge vor den zarten Ohren einer Sophia Western erörtert werden, oder in welch beispielloser Weise eben diese Sophia nur, weil sie einen ihr verhaßten Menschen nicht heirathen will, von einem Vater behandelt wird, dessen Abgott sie sonst war und von dem beständig versichert wird, abgesehen von seinem Starrsinn in der Heirathsangelegenheit sei er der zärtlichste Vater von der Welt.

Am häßlichsten tritt die Verrohung natürlich im Verkehr der beiden Geschlechter zutage. Charakteristisch ist dabei der Unterschied zwischen der französischen und der englischen Auffassung dieser Dinge. In Frankreich war die Liederlichkeit zu einer raffinirten Mode ausgestaltet worden, der man sich nicht entziehen durfte. Diese Zeit war für England seit dem Ausgange Karls II. dahin. Man war hier jetzt weniger reflektirt und raffinirt, aber nicht weniger roh. So durchschlagend hatte die Reaktion gegen die Moraltyrannei der Puritaner gewirkt, daß die Unzucht der Männer und theilweise sogar der Frauen noch immer für ein natürliches und selbstverständliches Laster galt, das der allgemeinen Nachsicht sicher war. Selbst gewisse unnatürliche Sünden begannen sich, wie aus Roderick Random hervorgeht, zu verbreiten und fanden sogar theoretische Vertheidiger. Weiber der verworfensten Klasse werden von Fielding und Smollet mit einer Gemüthlichkeit eingeführt und erzählen ihre Abenteuer mit einer naiven Offenheit, die man fast nicht mehr schamlos nennen kann, weil sie ganz offenbar nicht so gemeint ist. Das Unglück dieser Damen wird dann gewöhnlich mit einer Fluth rührsamer Zähren beweint, wie sich denn überhaupt mit der Wüstheit eine Sentimentalität

besonders des männlichen Geschlechts verträgt, die wir heute gar nicht mehr begreifen können. Eben diese Beurtheilung unsittlicher Dinge, nicht ihre Darstellung an und für sich, ist so überaus bezeichnend. Allerdings ist Smollett hierin weit laxer als Fielding. Dieser zeichnet in Mr. Allworthy nicht nur ein Muster sittlicher Reinheit gerade in einem Mitglied der sonst so verlotterten Gentry, sondern legt auch ihm und anderen Personen seines Romans Reflexionen und Maximen in den Mund, deren Lauterkeit und Erhabenheit unangreifbar sind. Und doch ist auch er ein Kind seiner Zeit! Gerade Fieldings Held, Tom Jones, gibt mit seinem Verhältniß zu Lady Bellaston, deren Liebeswuth er nur zu erwidern vorgibt, weil er — ihren Geldsäckel braucht, vielleicht das sprechendste Beispiel für jene sittliche Gleichgültigkeit, das überhaupt gefunden werden kann. Denn daß Tom Jones durch jenes Verhältniß Sophia die Treue bricht, tadelt Fielding; nicht aber, daß er es aus einem so unwürdigen Grunde thut.

Wir sind hier zu einem der interessantesten Punkte gelangt, zu dem Kapitel Geld. Die ganze Welt dieser Romane ist von einem Heißhunger nach Geld beherrscht, wie er im Zeitalter des rasenden Maschinenbetriebs nicht gieriger und widerlicher sein kann. Ob die allgemeine Habsucht mehr Ursache oder mehr Folge der ebenso allgemeinen Bestechlichkeit gewesen ist, dürfte schwerlich festzustellen sein, wahrscheinlich liegen Wechselwirkungen vor, wie so oft bei derartigen psychologischen Massenerscheinungen. Daß die Korruption ein Krebsschaden war, der in der hohen Verwaltung, der Regierung und dem Parlament gierig um sich fraß, ist ja hinlänglich bekannt. Aus den lebendigen Bildern unsrer Schriftsteller lernen wir aber, daß diese Seuche alle Klassen des Volks gleichmäßig durchdrang. Für Geld war alles zu erhalten, aber auch nur für Geld. Um des Geldes willen verrieth der Bruder den Bruder, der Liebhaber die Geliebte, die Dienerin die Ehre ihrer Herrin, wurden Ehen geschlossen und gelöst, Kinder verstoßen, Angeklagte freigesprochen oder verurtheilt. Wehe dem, der auch nur den Schein erweckte, ein armer Teufel zu sein! Vom Ersten Lord des Schatzes bis hinab zum Packknecht erscheint alles der Bestechung zugänglich. Es ist im Roderick Random köstlich zu lesen, wen man alles „schmieren“ mußte, nur um eine lumpige Stelle als Schiffsunterarzt zu erhalten, und durch welch drolligen Zufall der arme Thompson zu einem Amte kam, für das ein begüterterer Namensvetter die Handsalben gezahlt hatte. Die furchtbarste Folge dieser Mißwirthschaft war die Rechtsunsicherheit, die trotz der Habeas-Korpus-Akte einriß und in gar keinem Verhältniß steht zu der in Frankreich durch die lettres de cachet geschaffenen; denn von dieser letzteren wurden doch nur Vereinzelte getroffen, während in England unter der Bestechlichkeit der Friedensrichter das ganze Volk litt. Diese Friedensrichter waren meist dieselben Landedelleute, deren Unwissenheit und Brutalität Fielding und Smollett in so grellen Farben malen. Gnade dem, der ihren persönlichen Unwillen auf sich gezogen hatte! Auf ihre Gerechtigkeit durfte er beinahe mit Bestimmtheit nicht rechnen, wohl aber fast stets auf ihre Empfänglichkeit für klingende Unschuldsbetheuerungen. Wer die nicht vorzubringen vermochte, der mochte sich auf ein Gefängnißleben gefaßt machen, entsetzlicher als es sich die wildeste Einbildungskraft vorzustellen imstande wäre. Der gemeine Kerker war eine Hölle, Bequemlichkeiten, und zwar recht ausgiebige, verschaffte auch hier wieder nur das Geld; die armen Schuldgefangenen waren folglich am allerelendesten daran. Niemand wird ohne ein Gefühl des Grauens die furchtbaren Gefängnißscenen lesen, die besonders Fieldings „Amelia“, aber auch der Roderick Random enthalten, Niemand auch ohne die leidenschaftlichste Empörung die nichtswürdige Gewissenlosigkeit wahrnehmen, mit der in diesen Romanen die Friedensrichter ihre Entscheidungen fällen. Die vielgerühmte Selbstverwaltung des englischen Adels hatte eben auch ihre recht schwarzen Schattenseiten.

Bei der allgemeinen Jagd nach dem Mammon ist nun zweierlei charakteristisch: daß er möglichst nicht durch Arbeit erworben wird und daß er mit derselben Schnelligkeit wieder zu verschwinden pflegt, mit der er gewonnen war. Es ist für den Menschen unsrer Zeit ganz verblüffend, wie fabelhaft wenig in der Welt dieser Romane gearbeitet wird. Selbst wenn die Helden in der größten Verlegenheit sind, kommt ihnen der Gedanke, sich durch Arbeit herauszuhelfen, immer erst zuletzt, wenn er ihnen überhaupt kommt. Roderick Random ist z. B. keineswegs erbaut, als ihn sein wackerer Onkel Bowling aus dem Schuldgefängniß erlöst hat und ihm nun vorschlägt, er solle mit ihm als Schiffsarzt zur See gehen; es bedarf erst einer tüchtigen Standrede des Alten, ehe sich der verliebte Müßiggänger zur Annahme des vernünftigen Vorschlags entschließt. Es gab eben noch so viele andere Mittel, um zu Gelde zu kommen! Man konnte es borgen, erspielen, ererben, erheirathen, zur Noth — erräubern. Thatsächlich werden alle diese Auskunftsmittel in unsern Romanen mindestens in Erwägung gezogen. Es wurde schon gesagt, daß Tom Jonas, während er in London herumtagediebt, um seine Sophia zu finden, sein Leben nur dadurch fristet, daß er die Verliebtheit einer liederlichen Lady ausbeutet. Roderick Random treibt es noch ganz anders. Nachdem er mit seinem ärztlichen Berufe Schiffbruch erlitten hat, lebt er Monate hindurch von den Ersparnissen seines getreuen Strap, die ihm dieser gutmüthigste der Barbiere zur Verfügung stellt. Dadurch, daß er äußerlich als Gentleman auftritt, hofft er, sich in die Gunst einer reichen Erbin einzuschleichen. Indessen, mit so viel Feuer er sich auch dem edlen Berufe eines Mitgiftjägers hingibt: die Zunft ist mit besser beglaubigten Nebenbuhlern so überfüllt, daß er sein Ziel nicht erreicht. Er muß zum Spieltisch, zum Pfandleiher seine Zuflucht nehmen; ja, er spricht es offen aus, daß ihn im Grunde nur die Furcht vor dem Galgen davon abhalte, im Straßenraub sein Glück zu versuchen.

Gewiß sind solche Erscheinungen nicht lediglich auf Arbeitsscheu zurückzuführen, sondern auch auf die thatsächlich vorhandene Schwierigkeit, Arbeit zu bekommen. Das Angebot war überall groß, und den Vorzug unter den Bewerbern auch um Arbeit, besonders um solche höherer Art, erhielt gemeiniglich wieder der, der entweder durch eine gewichtige Empfehlung oder durch ein paar Schilling oder Pfund seinem Gesuche Nachdruck verleihen konnte, d. h. also der, der es — nicht am nöthigsten brauchte. Durch Mißerfolge bei derartigen Bewerbungen war z. B. auch Roderick Random entmuthigt worden. Dem Unglücksmann, der einer der bei Fielding und Smollett in stupender Mannichfaltigkeit auftretenden Möglichkeiten, um sein Hab und Gut zu kommen, zum Opfer gefallen war, blieb dann oft nichts anderes übrig, als sich zu persönlicher Dienstbarkeit zu verdingen oder ein highwayman zu werden, zwei Auskunftsmittel, die des Gentleman ungefähr gleich unwürdig waren. Im Tom Jones wird ein rührendes Beispiel solchen Straßenraubs aus Verzweiflung erzählt. Alles dies zugegeben, bleibt die Thatsache aber doch bestehen, daß in beiden Romanen der Arbeit die ihr gebührende Würdigung nicht zutheil wird. Es ist sicher nicht Zufall, daß Random, der doch etwas gelernt hat, zu verschiedenen Malen einflußreiche Männer nicht um ein Amt, sondern ganz unverfroren um eine Sinekure bittet. Wir reden so gern von der Kulturhöhe, zu der wir es am Ende des 19. Jahrhunderts glücklich gebracht hätten, während wir thatsächlich in tausend Beziehungen inmitten der häßlichsten Barbarei leben. Daß

aber die sittliche Würde der Arbeit heute von Niemand mehr bestritten wird, darin haben wir, irre ich nicht, einen wirklichen Kulturfortschritt zu erblicken, dessen wir uns ohne Ueberhebung freuen dürfen.

Widmen wir nun einige Worte noch den untersten Bevölkerungsklassen. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir in ihnen womöglich einer noch derberen Roheit begegnen, als bei den oberen Ständen. In der That leisten sie darin das Menschenmögliche. Man braucht dabei nicht die Seeleute als Beispiele hervorzusuchen, deren im Roderick Random allerdings Exemplare von geradezu bestialischer Gemeinheit geschildert werden. Das Seeleben hat eben nie für eine hohe Schule der Tugend und des feinen Tons gegolten. Aber erstaunt sind wir doch über die phänomenale Menge von Prügeln, die von Wirthen, Wirthinnen, Kammermädchen und Gästen in den zahlreichen Gasthäusern, in denen ein großer Theil des Tom Jones spielt, ausgetheilt und empfangen werden. Der Stand der landlords und landladies wird überhaupt mit einer Mißgunst behandelt, die auf ein weitverbreitetes Vorurtheil, wenn nicht gar auf eigene schlechte Erfahrungen unsrer Dichter schließen läßt. Geiz und Bestechlichkeit, Herzlosigkeit, Neugier und Geschwätzigkeit werden ihnen regelmäßig in noch höherer Potenz zugeschrieben, als anderen Missethätern. Doch findet Fielding auch aus dieser schwarzen Schaar einen weißen Raben heraus: seine vorzügliche Mrs. Miller. Einige Verwunderung erregt bei dem modernen Leser wohl auch noch die Unmanierlichkeit herrschaftlicher Kammerzofen. Diese Damen, z. B. Mrs. Honour und Mrs. Westerns Zofe im Tom Jones, fahren einander mit befremdlicher Geschwindigkeit in die Haare, und es dauert dann gar nicht lange, bis den kampfenden Furien das Blut aus Nase und Wangen strömt, wenn sie sich nicht gar die Oberkleider vom Leibe und die Haare vom Schopfe reißen, wie es Molly Seagrim und Goody Brown in jenem homerischen Zweikampf thun, den Fielding im 8. Kapitel des 4. Buchs des Tom Jones mit so unübertrefflicher Komik geschildert hat. Daß solche Leute die ländlichen Squires in der Kunst des Fluchens noch übertreffen, ist leicht verständlich. Auch die allgemeine Käuflichkeit war in den untersten Schichten womöglich noch ärger als oben; sie fällt hier nur weniger auf, da sie ja auch in anderen Literaturen, z. B. der französischen, als bei diesen Klassen selbstverständlich angesehen wird. Vergessen wir übrigens nicht, daß es Smollett ist, der von dieser Regel eine schöne Ausnahme in der Figur der Miß Williams schildert.

Aus unsrer kurzen Skizze geht wohl schon zur Genüge hervor, daß die Lektüre der beiden Jubiläumsromane für den Kulturhistoriker reichen Ertrag bietet. Ihn wollten wir hier in knappen Strichen umreißen. Indessen nicht er ist es, der diesen Werken noch immer Leser und Freunde verschafft. Das thut die lebensvolle Frische, mit der hier, namentlich im Tom Jones, Menschen, wie wir sind, vor uns hingestellt werden, mit denen wir uns freuen und trauern können. Solche Bücher bleiben ewig jung, denn sie bieten und sind selbst ein Stück aus dem „vollen Menschenleben“, das überall interessant ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

x. **Franz Liszt.** Ein Lebensbild von **Eduard Reuß** (V. Band der von Dr. G. Diercks herausgegebenen „Männer der Zeit“, Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit; Verlag von Karl Reißner, Dresden und Leipzig 1898) mit Portrait. — Als wir bei der Lektüre dieses Buches glücklich auf der letzten Seite angekommen waren, da entschlüpfte uns unversehens der Ausruf „Gott sei Dank“. Mög' ihn uns der Verfasser verzeihen. Aber er ist selbst schuld daran. Man denke sich 325 enggedruckte 30zeilige Seiten und nicht die Spur einer äußeren Disposition, keine die Uebersicht erleichternde Kapiteleintheilung, keine Inhaltsangabe, kein Sach- und Namenregister, was doch für das Studium eines solch umfangreichen Buches von Wichtigkeit war, vom ersten „Während“ bis zum letzten „strebte“ ein langer, langer Athemzug, — ist's da ein Wunder, wenn einem schließlich die Augen übergehen und ein frommer Wunsch gen Himmel steigt? Kaum, so umsoweniger, als nicht ein Jeder prädestinirter Lisztverehrer sein kann, dagegen wohl Mancher in angeborener Zweifelsucht sich bemüßigt finden wird, die fast auf jeder Seite gepredigte Unfehlbarkeit ein bißchen zu revidiren. Allein trotz Formlosigkeit und Dogmatik hat uns das Buch durch seinen reichen Gehalt dennoch manch kostbare Stunde bereitet. Gerade in dieser Beziehung gebührt ihm in der endlosen Reihe ästhetischer und biographischer Skizzen über Liszt ein ehrenvoller Rang, was auch gegnerische Stimmen nicht leugnen werden. Es ist nicht nur fließend und anregend geschrieben, es verräth auch überall eine glühende Begeisterung und die vollste innere Ueberzeugung seines Verfassers. Reuß war ein langjähriger Schüler Franz Liszts. Wenn er darum das Bild des von ihm so hoch verehrten Meisters manchmal ein wenig verzeichnet, so muß man das seiner erklärlichen Extase zugute halten, zumal einer nicht bloß Lisztbiograph zu sein braucht, um alles an seinem Helden, selbst die Fehler, im rosigsten Licht erschimmern zu sehen. Es ist die bekannte Biographenkrankheit, der Jahn nicht minder als Spitta, Chamberlain u. A. zum Opfer gefallen sind. Nur die animose Art, mit der Hr. Reuß jede über Liszt divergirende Ansicht verfolgt, berührt bei der sonst so vornehmen Tendenz des Buches etwas peinlich. Hanslick, der Letzterem unlängst gleichfalls eine Besprechung widmete, hat daher nicht mit Unrecht gegen diese Art seine spitzesten Pfeile gerichtet. In rein historischer Beziehung bringt Reuß über Liszts Leben keine neuen Thatsachen, wofern man nicht die von der landläufigen Anschauung abweichende Schilderung des Verkehrs mit der Gräfin d'Agoult und der Fürstin Wittgenstein als solche betrachten will. Bezüglich der Ersteren freilich geht er aus nicht näher zu erörternden Gründen entschieden zu weit. Bekannt ist Liszts eigenthümliches Verhältniß zur französischen und deutschen Philosophie, sowie seine merkwürdige Stellung zum katholischen Kultus, die Reuß eingehend und, da er sie aus Liszts innerem Seelenzustand zu erklären versucht, auch originell beleuchtet. Daß endlich Liszts Stellung zur produktiven Musik und vor allem zu Richard Wagners Bühnenreform den Verfasser zu besonderen (im ganzen richtigen) Auslassungen reizt, ist begreiflich. Einen tüchtigen Hieb versetzt Hr. Reuß unsrer modernen Kritik. In manchem hat er recht, freilich nicht immer. Wenn er zum Beispiel S. 120 ff. den Satz aufstellt, „mit einem Fünkchen Gewissenhaftigkeit in der Auswahl der Werke und einem Funken Blendwerk im Vortrage können ein Publikum in den **meisten** Fällen gewonnen werden: die Presse **immer**“, so ist das für die gesammte Kritik ja sehr schmeichelhaft. Welche Presse muß Hr. Reuß in seinem Leben kennen gelernt haben, wenn er ihr so wenig künstlerische Instinkte zutraut! Auch fordert er die aktuelle Mitwirkung der Künstlerwelt an der Kritik. Ganz recht. Wo wir aber hintrieben, wenn man heute ab z. B. die mitten in der Praxis stehenden Pianisten alle sich gegenseitig öffentlich beurtheilten, das scheint Hr. Reuß nicht bedacht zu haben. Musikgenie und objektives Kunsturtheil sind leider zu oft durch Einseitigkeit voneinander getrennt; schon die größten Meister haben uns dies bewiesen. Und fast möchte es uns scheinen, als ob die vorliegende Lisztbiographie, die doch zahlreiche Urtheile über Liszt'sche Kompositionen enthält, selbst manchmal Belege dafür lieferte, daß Jemand ein ausgezeichneter Künstler und gewandter Schriftsteller sein kann und doch nur ein halber Kritiker ist. Sonst würden wir nicht auf Seite 293 unten den sonderbaren Ausspruch lesen, der dritte Satz des „Faust“ — Mephisto — wäre **das** Meisterwerk musikalischer Charakterzeichnung, dem kein **anderes** an die Seite gestellt werden dürfte.[1] Nun, derartige Be-

[1] Vergleiche auch das Feuilleton der „N. Fr. Pr.“ vom 28. Aug. d. J.

hauptungen sind bekanntlich nicht neu; aber sie kennzeichnen die Objektivität ihrer Urheber besser, als die längsten Deduktionen. Vollkommen einverstanden sind wir dagegen mit Reuß' Urtheilen über den Klavierspieler und -komponisten Liszt. Da offenbart sich nicht bloß des Verfassers unbedingte Begeisterung für alles, was von und über Liszt geschrieben steht, sondern auch eine feine Beobachtungs- und Darstellungsgabe. Die lebendigen Schilderungen der Klaviertriumphe und die ebenso geistvollen als acceptablen Charakteristiken der blendenden Klavierkompositionen Liszts — Liszt hat wie kein Zweiter die klanglichen Eigenthümlichkeiten seines Instruments effektvoll auszubeuten verstanden — wird jeder mit dem größten Genuß und mit geistigem Gewinn lesen. Reuß schließt sein Buch mit der Klage, daß ein wissenschaftlich zuverlässiges, auf den Ergebnissen systematischer Forschung befindliches Werk über Liszt noch aussteht und über vielen Punkten seines reichen Lebens noch ein Dunkel ruhe, das nur eben die Forschung zu erhellen vermöge. Er setzt seine Hoffnung zunächst auf die weitere Erschließung der Briefe. Wir können dem Herrn Verfasser die Mittheilung machen, daß letztere bereits rüstig fortschreitet. — Soeben ist uns der **Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans v. Bülow**, herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von **La Mara** [Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898, 418 Seiten, mit ausführlichem Namenregister (!)] zugegangen, der über manche dunkle Punkte, namentlich bezüglich des Privatlebens, sowie über den Vortrag Liszt'scher symphonischer Dichtungen ꝛc. werthvolle Aufklärungen gibt. Aus der Vorrede entnehmen wir, daß Frau v. Bülow sämmtliche in ihrem Besitz befindlichen Briefe ihres verstorbenen Gatten, sowie die ergänzenden Briefe Liszts beigesteuert, ja zugunsten des hier gegebenen Doppelbriefwechsels auf die Aufnahme der erwähnten Briefe ihres Gatten in ihre eigene Publikation (Hans v. Bülows Briefe, Band I u. II, zweite Auflage) großmüthig verzichtet hat.

fb. **Jenny v. Reuß**: Tempi passati, Dichtungen. Graz, Verlag von Hans Wagner 1898. — Oesterreichische, wie deutsche Preßstimmen haben die vorliegende Gedichtsammlung in überschwänglicher Weise gefeiert und die Verfasserin, die Gattin eines Grazer Universitätsprofessors, als einen neuen Stern erster Größe am Himmel der Lyrik gepriesen. Ist diese enthusiastische Verherrlichung auch zweifellos übertrieben, so muß doch zugegeben werden, daß Jenny v. Reuß' Dichtungen ein frisches, ursprüngliches Talent offenbaren, das die alten ausgetretenen Geleise zu meiden sucht und — nicht ohne Glück — bestrebt ist, eigene, neue Bahnen zu beschreiten. Dies tritt besonders bei der Behandlung erotischer Stoffe zutage, wo die Dichterin nicht davor zurückschreckt, ihren Gedanken und Empfindungen in einer Weise Ausdruck zu geben, wie sie rücksichtsloser, ja ungenirter von weiblicher Feder wohl schwerlich schon öfter zu Papier gebracht worden sind. Die Sammlung führt ihren Titel von einem: „Tempi passati, Fragment einer Novelle" überschriebenen, in musterhaften Terzinen verfaßten Gedichte, welches, reich an psychologischen Feinheiten und geistreichen Einfällen, in eigenartiger Darstellung von der Liebe einer genialen Frau zu einem modernen Künstler erzählt. Das übrigens elegant und geschmackvoll ausgestattete Buch kann allen Freunden guter, gehaltvoller Lyrik nur warm empfohlen werden.

* **Der Luftballon als Sternwarte.** Um den **Sternschnuppenfall der Leoniden**, der in der Nacht vom 14. November und den umliegenden Nächten erwartet wurde, trotz trüben Himmels zu beobachten, kam der französische Akademiker **Janssen** auf den Gedanken, einen **Luftballon** mit Beobachtern zu besetzen und über die Wolken emporsteigen zu lassen. Wie die „Frankf. Ztg." nach einem Bericht der „Comptes rendus" mittheilt, stiegen in der Nacht vom 13. auf den 14. v. M. die beiden Assistenten Janssens, die HH. **Dumontet** und **Hansky**, in einem Ballon von 1200 cbm Gasinhalt auf, um die Meteore zu beobachten, während die Lenkung des Luftballons Hrn. Cobalzar anvertraut war. Um 2 Uhr nachts erfolgte der Aufstieg, weil erst um diese Zeit der Ausstrahlungspunkt der Meteore hoch genug am Himmel stehen konnte, um das Schauspiel zu voller Entfaltung kommen zu lassen. Schon bei 150 bis 200 m Erhebung war die Wolkenschicht durchdrungen, und der Nachthimmel lag in seiner ganzen Reinheit vor den Augen der Beobachter. Leider wurden die Anstrengungen und Kosten des Unternehmens nicht genügend belohnt. Nur 25 Glieder des Löwenschwarms wurden von da bis zum Morgengrauen gesehen. Die Beobachter landeten dann nach Tagesanbruch nicht ohne Mühe in einem großen Walde, auf den sich der Ballon herabgesenkt hatte. Leider war es nicht möglich, den Ballon für die nächste Nacht wieder herzurichten und von neuem steigen zu lassen. Und gerade diese Nacht, die vom 14. auf den 15. v. M., war es, in der das Maximum des Falls nach den Berechnungen Berberichs zu erwarten war. Es liegen darüber bis jetzt nur die Beobachtungen der Sternwarte in **Lyon** vor, wo zwei Beobachter thätig waren. Der erste zählte von 8 bis 12¼ Uhr überhaupt 34 Sternschnuppen, von denen 22 aus dem Löwen kamen, der zweite von 1¾ bis gegen 5 Uhr morgens aber 134, es kam also in dieser Zeit eine Sternschnuppe auf 1½ Minuten. Immerhin ist auch dieser reiche Fall nur ein schwacher Vorbote des 1899 mit Sicherheit zu erwartenden. Daher schlägt auch Janssen der Pariser Akademie vor, dann mehrere Sternwarten mit Ballons auszurüsten, um von den Wolken ganz unabhängig zu sein.

KC. **Ein neuer Vulkan in Nordamerika.** Wie ein Telegramm aus **Quebeck** vom 4. Dez. meldet, sind im Golddezirk **Atlin** in Britisch-Columbien die dort zahlreichen Goldgräber erschreckt worden durch den Ausbruch eines Vulkans. Im Oktober hatte man Rauch auf dem Berge bemerkt. Mitte November erfolgte ein starker Ausbruch. Anfangs hatten die Leute Angst. Jetzt sind sie mit dem Berge sehr zufrieden, denn seine hohe Feuersäule gestattet ihnen auch bei einbrechender Dunkelheit zu arbeiten.

-g. **Karlsruhe.** An der hiesigen **Technischen Hochschule** wurden im laufenden Wintersemester 326 Studirenden aufgenommen, gegen 299 im Wintersemester 1897/98. Im ganzen sind 889 Studirende und 74 Hospitanten eingeschrieben. Dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Fachabtheilungen wie folgt: Mathematik und allgemein bildende Fächer 7, Architektur 181, Ingenieurwesen 154, Maschinenwesen 295, Elektrotechnik 163, Chemie 135, Forstwesen 28. Der Heimath nach sind 378 aus Baden, 437 aus anderen deutschen Staaten, 145 aus sonstigen europäischen Staaten, 2 aus Amerika, 1 aus Asien (Sumatra), 1 aus Afrika (Aegypten) und 1 aus Australien. Außerdem nehmen 122 Personen reiferen Alters an einzelnen Vorlesungen theil. Die Gesammtfrequenz der Hochschule beträgt demnach 1085 Personen.

* **Berlin.** Dr. med. **Otto Voges**, Mitarbeiter am hiesigen Institut für Infektionskrankheiten, ist als **Professor** der Hygiene und Leiter des bakteriologischen Staatslaboratoriums nach **Buenos Aires** berufen worden.

* **Breslau.** Der Privatdozent der Chemie der hiesigen Universität, Dr. **Karl Kippenberger**, ist zum **Professor** ernannt worden. Kippenberger war früher Dozent in Jena und wurde dann als Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums der chemischen und pharmazeutischen Hochschule in Kairo berufen, legte aber, wie wir kürzlich berichteten, dieses Amt vor mehreren Monaten nieder und kehrte nach Deutschland zurück.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Justus Clemens: Strafrecht und Politik. Kriminalpolitische Gedanken eines alten Richters. Berlin, Otto Liebmann 1898. — Dr. **Emil Ermatinger**: Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Decadence. — Dr. **Hermann Dekker**: Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infektionskrankheiten. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 303 bis 304). Hamburg, vorm. J. F. Richter 1898. — **C. W. Allers** und **Hans Kraemer**: Unser Bismarck. Gedächtnißausgabe. 5. und 6. Lieferung. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. — **J. Lehrs Politische Oekonomie** in gedrängter Fassung. 3. Aufl. besorgt von Prof. Dr. C. Neuburg. München, J. Lindauer (Schöpping) 1899. — Dr. **S. M. Prem**: Ueber Berg und Thal. Schildereien aus Nordtirol. Ebd. 1899. — **Heinrich Noë**: Aus dem Berchtesgadener Lande. Ebd. 1899. — **Johannes**

Baralin: Entlastung der Gemeinden. Lösung der sozialen Frage durch Schaffung des sozialen Staates im freien Staate. Wien, Selbstverlag 1898. — Das ungarische Unterrichtswesen im Studienjahr 1896/97. Budapest, Kgl. ungar. Universitätsbuchdruckerei 1898. — Gutenbergbuch. Eine Verherrlichung der Buchdruckerkunst. 2. Aufl. — Ernst Rauscher: Hochwasser. Novelle. — Betty Paoli: Die Brüder. Anna. Zwei Erzählungen. — Joseph Meßner: Gretl unter den Standen. Erzählung. (Allgemeine Nationalbibliothek Nr. 201—206.) Wien, C. Daberkow 1898. — Moritz Cantor: Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Adolf Hausrath (George Taylor): Pater Maternus, Roman aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Dr. Max Banner: Das französische Theater der Gegenwart. Leipzig, Renger (Gebhardt u. Wilisch) 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Abrüstung.

Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D.

Sollen weitere Ausführungen über den Abrüstungsvorschlag die Stelle einer Rede bei der Grablegung einnehmen? Oder haben sie den Zweck, die aufgeworfene Frage so lange am Leben zu erhalten, bis eine Konferenz der Mächte ihre Entscheidung getroffen haben wird? Jedenfalls hat die Friedenskonferenz, wenn sie überhaupt zusammenkommt, ein hübsches Stück Arbeit vor sich. Bis zu dem Augenblick des Zusammentritts aber mag noch Zeit genug übrig bleiben, um sich die Sache selbst von allen Seiten zu betrachten. Und die Frage hat in der That so viele Seiten, daß man kaum fertig zu werden vermag. Alle Lebensgebiete werden ja durch die sofort sich ergebenden Folgerungen auf das empfindlichste berührt: Wie weit ist eine Kontrole über den Rüstungszustand des Nachbarn möglich, und wer übt diese Kontrole aus? Wie weit bleibt die Wehrhaftigkeit einer Nation dem Selbstbestimmungsrecht überlassen? Wer garantirt den Besitz, wer grenzt die Bezirke des Weltmarktes ab? Auf welche Weise wird ein Forum für Entscheidung von Streitfragen errichtet?

Um Vergleiche zu schaffen, wollen wir nicht auf den großen Philosophen von Königsberg zurückgehen, der sich gerade vor 100 Jahren mit der Idee vom ewigen Frieden beschäftigte; auch nicht auf das, was dem Kaiser Alexander I. von Rußland von einem europäischen Areopag, als Grundgedanken der heiligen Allianz, vorgeschwebt haben mag. Die Idee selbst, die Friedensidee, ist ja zu allen Zeiten in edlen Menschenherzen heimisch gewesen, galt den Menschenfreunden stets als das höchste für die Zukunft anzustrebende Ziel; endlich müsse doch einmal diese rauhe, rücksichtslose Wirklichkeit umgewandelt und das goldene Zeitalter heraufgeführt werden, wo es keine Anfeindung der Menschen untereinander mehr gibt, wo jeder Störenfried durch die gemeinschaftlichen Bemühungen der Friedenswächter zur Ruhe gebracht wird. Es ist schade, daß man sich so wenig mit dem goldenen Zeitalter und dem Friedensreich beschäftigen kann; es mag das wohl einem glücklicheren Geschlechte vorbehalten bleiben. Unsre eigenen dringlichen Geschäfte und die Betrachtungen darüber führen uns immer wieder zur Wirklichkeit und zur Gegenwart zurück. Und von der Gegenwart oder doch von der jüngsten Vergangenheit soll hier die Rede sein.

Zu allen Zeiten ist es ein Vorrecht der Volksvertretungen gewesen, darüber zu wachen, daß die Kulturaufgaben, die sich die Nation als Ziele gesteckt hat, nicht beeinträchtigt werden durch anderweitige Thätigkeit, daß die Friedensarbeit keine Störung erfahre durch die rauhen Klänge aus der Werkstätte des Kriegs. Es war zu Ende des Jahres 1869, als aus dem preußischen Abgeordnetenhaus der Ruf nach Abrüstung erklang: Selten sei eine Zeit gewesen, wo die einzelnen Staaten so wenig Grund gehabt, in voller Kriegsrüstung einander gegenüberzustehen; weder in Frankreich noch in Oesterreich werde es gelingen, etwa mit Hülfe der Presse die Augen nach außen zu lenken; nimmermehr werde es möglich sein, weder in Paris noch in Wien, Haß gegen irgend ein Nachbarvolk zu entzünden und die Gemüther aufzureizen; die innere Arbeit gehe allen Völkern weit über jede Kriegsmöglichkeit. Daraus folge, daß gerade jetzt eine allgemeine Abrüstung angezeigt sei.

Der also im preußischen Abgeordnetenhaus erhobene Ruf wurde nicht allzusehr beachtet; bald hatte man alle Hände voll zu thun, um noch beizeiten Bollwerke der drohenden Sturmfluth entgegenzustellen. Das Oberhaupt des Nachbarstaates aber, Kaiser Napoleon III., hatte nicht versäumt, sich zu rechter Zeit Aufklärung darüber zu verschaffen, welche Bedeutung dem in Berlin erhobenen Rufe beizulegen sei. Ausführlich wurde die Sache behandelt durch den Militärbevollmächtigten Frankreichs in Berlin, Oberst Stoffel. Was man in Berlin unter dem Wort désarmement verstehe, und wie weit man hier in der angedeuteten Thätigkeit etwa gehen könne, das wolle der Kaiser wissen. Darüber könne er folgende Auskunft geben: Das Wort désarmement werde im Deutschen wiedergegeben mit „Abrüstung“ oder „Entwaffnung“. Also sei darunter zu verstehen eine Herabminderung des Bestandes der für den Krieg bereiten Mittel und diese Minderung weitergehend bis zu einer vollständigen Niederlegung der Waffen, wobei für den Sicherheitsdienst nur noch eine Anzahl von Schutzleuten gehalten werde. Alles das, führt Stoffel weiter aus, können einzelne Mächte leicht durchführen; sie brauchen nur weniger Mannschaften und schließlich gar keine mehr auszuheben. Anders aber liegen die Dinge in Preußen und im Norddeutschen Bund. Hier sei eine Entwaffnung nur dann denkbar, wenn auf die allgemeine Wehrpflicht verzichtet werde. Ein derartiger Verzicht sei aber geradezu unmöglich in einem Staate, in welchem die allgemeine persönliche Wehrpflicht zusammen mit der allgemeinen Schulpflicht und dem allgemeinen Stimmrecht die dreifach gegliederte Grundlage des großen Baues bilde, auf dem das neue Preußen-Deutschland ruhe. Diese allgemeine deutsche Waffenschule verfolge nicht nur die Ziele, die ein Heer habe als Hüter der Grenze, der nationalen Sicherheit und Ehre; diese deutsche Anstalt sei viel großartiger, die Geistes- und Willensbildung werde durch sie gefördert, die Erziehung zur Ordnung, zur Pflichttreue und zum Gehorsam; der Waffendienst sei hier eine Volksschule der jungen Männer zu allem männlichen Wollen und Vollbringen, eine Ergänzungsschule für die übrigen Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

Es ist bekannt, daß die Sozialdemokratie sich rühmt, ihre erprobte und den Gegnern furchtbare Disciplin hätte sie dem militärischen System nachgebildet, durch dieses seien die Genossen so mit ihr vertraut. Das ist die Wirkung

der deutschen Waffenschule nach einer Seite hin. Nach einer anderen lerneu wir sie kennen, wenn wir fremde Berichte übee den erfolgreichen deutschen Wettbewerb lesen: die deutschen Kaufleute und Entdeckungsreisenden, so scharfsinnig und kenntnißreich, Forscher und Industrielle im Auslande so voll Selbstvertrauen, so männlich auftretend, kurz angebunden, rasch entschlossen, so zäh, so energisch, dabei sprachgewandt, fein beobachtend, auf die Wünsche und Eigenart der Fremden leicht eingehend. Ist in solchen Resultaten nicht ein glückliches Zusammenwirken der Waffenschule und der wissenschaftlichen Schule zu erblicken? Beide sind demnach überhaupt nicht voneinander zu trennen. Trifft die eine ein Schlag, so muß die andere mit darunter leiden.

Aber seit den Tagen, da der Oberst Stoffel an Napoleon III. über die Verhältnisse im Norddeutschen Bund geschrieben, haben ja fast alle Staaten des europäischen Festlandes ihre organisatorischen Gesetze in dem Sinne geändert, daß auch sie der Segnungen der allgemeinen Wehrpflicht theilhaftig werden konnten. Für England und Amerika paßt die Sache wohl nicht, diese beiden Mächte bleiben mit der Entfaltung ihrer Streitkräfte auf den allgemeinen Arbeitermarkt angewiesen. Die Großmächte des europäischen Festlandes aber in ihrem Verhältniß zur allgemeinen Wehrpflicht zu betrachten, ist ungemein interessant. Dee Form nach ist die neue Einrichtung seit Jahrzehnten bei ihnen durchgeführt. Ob für sie dem Wesen nach dieselben Vortheile aus ihr hervorgehen wie für das deutsche Volk, ob sie alle imstande sind, die mächtig angeschwollenen Massen geistig zu durchdringen, zu gliedern und zu lenken, das ist eine andere Frage. Bedeutsam ist es jedenfalls, daß der Vorschlag zur Abrüstung von Rußland ausgeht, von einer Macht, der es daran gelegen sein muß, die Mittel zur Schulung und Heranbildung der zum Theil noch formlosen und ungefügen Volkskräfte zu vermehren. Einen Sinn als Volksschule aber hat der allgemeine persönliche Waffendienst natürlich nur dann, wenn mit dem Wachsen der Volkszahl auch die Zahl der Waffenschüler und der Waffenschulen gleichen Schritt hält; mehr Volksschüler in einer aufstrebenden Stadt, also auch mehr Schulen und Schulhäuser und Lehrer; mehr waffentüchtige junge Leute, welche die Volksschulen in höheren Anstalten verlassen, also auch mehr Regimenter und Armeekorps und Waffenwerkstätten und Waffenschulen.

Das alles gewinnt eine stets sich steigernde Bedeutung für diejenigen Staaten, deren Volkszahl in stetigem Wachsen begriffen ist. Zu den stark wachsenden Völkern gehören die Deutschen und die Russen; ungefähr um 1 Proz. pro Jahr hebt sich die Bevölkerung des Deutschen Reichs, in höherem Maße noch diejenige von Rußland. Diesen beiden Staaten gegenüber steht die Bevölkerungszunahme in Italien, Oesterreich-Ungarn, Frankreich ziemlich weit, zum Theil weit zurück. Die nach gewissen Zeitperioden zu vermehrende Zahl der Waffenschüler fällt hier weniger ins Gewicht. Ja in Frankreich wird das Volkswachsthum kaum in Jahrzehnten fühlbar, es kann also hier die Armee der allgemeinen Wehrpflicht, etwa zu 1 Proz. der Bevölkerung gerechnet, fast unverändert und unvermehrt bestehen bleiben.

Ganz andere Größen nehmen die Armeeziffern an bei Rußland und beim Deutschen Reich, will man dem Grundsatz treu bleiben, daß alle Waffenfähigen durch die Schule des Heeres zu gehen haben. Ja, in denselben Tagen, in welchen der Abrüstungsvorschlag unter den Mächten die Runde macht und mit Vorliebe in der Presse besprochen wird, lesen wir von dieser, von jener Vermehrung der Streitkräfte in Rußland, von der Erstellung neuer Verbände im Deutschen Reich; überall von dem Bemühen, dem hastigen Vorwärtsschreiten der Technik nachzukommen. Gerade in diesen Tagen haben wir auch einen bemerkenswerthen Einblick in die Größe der russischen Streitkräfte zu Wasser und Land erhalten: fast 10 Millionen felddienstüchtiger Männer zähle das russische Reich; auf beinahe 4 Millionen belaufe sich die eingeübte, theils in der Waffenschule befindliche, theils entlassene, aber jederzeit zur Verfügung stehende Mannschaft. Kein Wunder, wenn es bei solchen Zahlen denjenigen zu schwindeln beginnt, die mit der Organisirung, Lenkung und Verwaltung aller militärischen Anstalten auf dem weitgedehnten russischen Boden betraut sind. Es ist ja eine leichte Sache für den Zaren und seine Regierung, von Zeit zu Zeit neue Regimenter, neue Armeekorps aufzustellen, sie auch mit Offizieren zu versehen, sobald nur mäßige Anforderungen gestellt werden. Eine viel schwierigere Sache aber ist es, für solche Massen kenntnißreiche, gewissenhafte Beamte zu finden, welche die Verpflegung und die ganze Verwaltung übernehmen. Denn die beste technische Ausbildung und Führung bleibt nutzlos, wenn nicht durch die ins einzelne geordnete, gewissenhafteste Vorsorge die Massen lebendig und bewegungsfähig erhalten werden. Und dabei kommen nicht nur die unmittelbar ins Heee eingestellten Beamten in Betracht, auch die außerhalb der Armee stehenden haben im Mobilmachungsfalle ihre ganze Arbeitskraft und Erfindungsgabe auf die Wohlfahrt der Armee zu richten. Ein Zusammenwirken, ja eine Verschwörung aller Beamten des Reichs, insbesondere bei den Verkehrsanstalten, bei der Verwaltung und Gesundheitspflege, ist nothwendig, um die Streitkräfte des Vaterlandes in bester Verfassung, geistig und physisch, dahin zu führen, wo die Entscheidung zu suchen ist.

Die Schwierigkeiten, welche mit der Aufbringung eines solchen Heeres gewissenhafter und kenntnißreicher Beamten verknüpft sind, mögen es in erster Linie für Rußland erwünscht erscheinen lassen, in der Vermehrung der Streitkräfte einen Stillstand eintreten zu lassen, sich also in gewissem Sinn von den Segnungen der allgemeinen Wehrpflicht loszusagen. Auch eine Verminderung der Streitkräfte nach Maßgabe der Volksstärken würde für Rußland immer noch ein Uebergewicht sichern und dabei die Verwaltung und Verpflegung erleichtern, so daß auch weniger gut geschulte Beamte sich noch zurechtfinden könnten.

Ein weiterer Uebelstand kommt für Rußland dazu. Nach dem dort geltenden Gesetz bleibt der Mann 5 Jahre bei der Fahne. Eine so lange Lehrzeit scheint man eben für nothwendig zu halten. Im Deutschen Reich haben wir früher 3jährige Dienstzeit gehabt dem Grundsatz nach, in Wirklichkeit aber nur für die zurückgebliebenen Mannschaften; die Mehrzahl ist immer nur etwa 22 Monate bei der Fahne gewesen, wie heute, mit einzelnen Ausnahmen, die ganze Masse der Eingestellten. Längere Lehrzeit möchte wohl für minder Beanlagte wünschenswerth sein, für die große Zahl der wohl Vorbereiteten aber müßte ein drittes oder gar viertes Jahr viel geisttödtende, ermüdende Wiederholung bringen. Auch kann es nicht fehlen, daß bei so langem Verweilen bei dee Fahne der bürgerliche Beruf des Soldaten nothleidet; er vergißt sein Handwerk und anderes Gelernte, wird unlustig zur Arbeit. In früherer Zeit pflegte man in Rußland die ausgehobenen Mannschaften 12 Jahre bei der Fahne zu behalten; man betrachtete sie dann für den bürgerlichen Beruf als verloren. Nicht ganz so schlimm wirkt natürlich die 5jährige Dienstzeit, aber schlimm genug. Heute werden alljährlich gegen 300,000 Mann in Rußland als Rekruten eingestellt. Eine ähnliche Zahl wird natürlich auch nach abgeleisteter 5jähriger Dienstzeit entlassen, und zwar mit verminderter Arbeitslust und wohl auch Arbeitskenntniß. Durch eine Verminderung der Streitkräfte überhaupt könnte somit die Zahl der mit verminderter Leistungsfähigkeit dem bürgerlichen Leben Zurückgegebenen herabgesetzt werden.

Die rechten Wirkungen der allgemeinen Waffenpflicht, die Wunder des Idealismus, der ihr zugrunde liegt, können eben nur zutage treten unter einem Volk, dessen Jugend auch mit kurzer Lehrzeit die nöthige Waffenfertigkeit sich aneignet, das namentlich auch über wohlgeschulte Kräfte in den Beamtenkreisen verfügt, die Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit im Denken und Handeln zu den altererbten Tugenden rechnen und mit reinen Händen auch aus solchen Stellungen hervorzugehen gewohnt sind, bei denen Ueberwachung und Kontrole nicht möglich sind.

Alles das mag gut und nützlich und heilbringend sein, hört man sagen, aber die sich mehrenden Kosten müssen doch endlich mit ihrer Macht das Volk niederdrücken und die Wohlfahrt untergraben. Wenn man nur endlich einmal einen Zeitpunkt angeben könnte, wo die Normalkosten erreicht und für alle Zeit festgesetzt wären, ohne jemals wieder überschritten zu werden. Aber das streitet ja gegen das Wesen der allgemeinen Wehrpflicht, die bei einem gesunden, in natürlicher Weise sich mehrenden Volke alljährlich eine immer wachsende Zahl von Schülern der Waffenschule zuführt.

Es ist bekannt, wie umständliche Tabellenwerke nicht müde werden, die Ausgaben für Heer und Marine, die sogenannten unproduktiven Ausgaben der einzelnen Staaten, vorzurechnen. Wir erfahren eben, daß im laufenden Jahre für Heer und Flotte ausgegeben werden in England 1266 Mill. M., in Rußland etwa 800, in Frankreich 730, in Deutschland, die Militärpensionen inbegriffen 712 Mill. M. Wie viel dabei auf den Kopf der Bevölkerung entfällt, ergibt sich mühelos, wenn die Bevölkerung für England heute auf 40 Mill., die von Rußland auf 102 Mill., von Frankreich auf 38, von Deutschland auf 53 Mill. angenommen wird. Beim Deutschen Reich speziell klagt man: die Gesammtausgaben des Reichs beziffern sich auf 1400 Millionen und 712 kommen davon auf die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Die Rechnung ist deßhalb falsch, weil die gesammten Staatsausgaben aller deutschen Staaten sich rund mit 4500 Mill. M. beziffern und davon also etwa 16 Proz. für Heer und Flotte entfallen.

Die Bezifferung einer Ausgabe bleibt aber eine todte Zahl, wenn nicht der Werth angegeben wird, der um den angegebenen Preis eingetauscht wird. Und hier erkennt keine Regierung so deutlich den Zusammenhang zwischen dem Stande der Volkswohlfahrt und der Höhe der Streitkräfte zu Wasser und zu Land wie die englische. Die Ausgaben seien hoch, wird zugegeben; Englands Ausfuhr sei um 4 Proz. zurückgegangen, diejenige Deutschlands um 12 Proz. gestiegen, aber noch seien die Handelsinteressen Englands auf allen Brennpunkten des Weltmarktes doppelt so groß wie die der anderen Mächte und man dürfe sich nicht verdrängen lassen. Man berechnet, daß seit einem Menschenalter Industrie und Handel innerhalb des Deutschen Reichs auf den doppelten, ja dreifachen Werth gestiegen seien, ungleich bessere Löhne, öffentliche und private Fürsorge, haben eine würdigere Lebenshaltung, ausgedehntere Gesundheitspflege, Fortbildung und Altersversorgung möglich gemacht. Noch viel höheres aber könne geleistet werden, wenn ein großer Theil oder vielleicht sogar der größte Theil der „unproduktiven Ausgaben" für Heer und Marine der Sorge für allgemeine Wohlfahrt zugeführt würde. Nehmen wir an, die Hälfte der seitherigen Ausgaben, also rund 356 Mill. M., würde genügend befunden für die Streitkräfte, die andere Hälfte aber der Volkswohlfahrt zugeführt, so würden auf den Kopf der Bevölkerung im Deutschen Reich alljährlich etwas mehr als 6 M. entfallen, eine Summe, mit der sich nicht so riesiges ausführen läßt wie man wohl annimmt.

Wir haben das alles ja schon gehabt; vor etwa 40 Jahren hatte man in ganz Deutschland, auch in Preußen, im Staatshaushalt verhältnißmäßig winzige Summen für die Armee bestimmt, und doch befand sich der allgemeine Wohlstand auf einer bei weitem niedrigeren Stufe als heute. Denn derjenige, der behaupten wollte, der Reichthum einer Nation, das materielle Behagen aller Volkskreise sei um so größer, je kleiner die Ausgaben für Armee und Flotte seien, macht einen ganz gewaltigen Rechenfehler. Er macht ihn wenigstens in dem Falle, wenn von einem gesunden Volke, von einem im Aufschwung befindlichen die Rede ist. Trotz aller Prophezeiungen vom unvermeidlichen Untergange seit mehr als 20 Jahren, wenn die Militärlasten nicht vermindert werden, schreitet der Wohlstand des deutschen Volkes rüstig vorwärts, diesen, jenen Vortheil weiß es sich anzueignen, hier faßt es Fuß, dort breitet es sich aus, um das an den Mann zu bringen, was die fleißigen Hände zu Hause fertig gestellt haben.

Der Angstruf aber, der immer wieder von neuem mit einer Regelmäßigkeit ohne gleichen die Herzen beben macht, es möchte jetzt der Zeitpunkt gekommen sein, wo das unter der Last der Ausgaben für Heer und Flotte keuchende Volk erliegt, dieser Angstruf erinnert an die Entstehungsgeschichte der englischen Nationalschuld, für die uns Macaulay die Anhaltspunkte gibt.

Es war im Jahre 1692; England befand sich noch in der glücklichen Lage, keine Nationalschuld zu haben. Andere Staaten waren längst auf diesem Wege vorangegangen. Aber jetzt gerade brauchte die englische Regierung Geld und borgte den Londoner Kapitalisten, die froh waren, brachliegende Summen sicher untergebracht zu sehen, solches ab. Das ist der Vorgang, welcher den Grund gelegt hat zu einer Staatsschuld, die seitdem zu einem Wunder geworden ist, wie nie ein größeres die Köpfe der englischen Staatsmänner und Philosophen verwirrte. So oft die Schuld einen Zuwachs erlitt, ist das Volk stets in die gleichen Rufe der Angst und Verzweiflung ausgebrochen und die Weisen haben jedesmal allen Ernstes behauptet, die Summen für Zinsentilgung würden so ungeheuer hoch, daß Bankerott und Untergang vor der Thür seien. Gleichwohl nahm die Staatsschuld und damit die Zinsenlast immer zu, während Bankerott und Untergang so fern blieben wie nur je. Im Jahre 1714 betrug die Schuld 1600 Millionen Mark. Unter solcher Zinsenlast müsse die Nation verkrüppeln. Dennoch gedieh der Handel, der Wohlstand nahm zu, die Nation wurde immer reicher. Die Schuld stieg weiter; Journalisten, Historiker und Redner erklärten, daß jetzt jedenfalls England nicht mehr zu retten sei. Gleichwohl mehrten sich die Zeichen eines stetigen Aufschwungs und die Schuld hatte eine riesige Summe erreicht. Alle aufgeklärten Köpfe gaben jetzt zu, der verhängnißvolle Tag sei gekommen, der Zusammenbruch der Nation unter der Last sicher. David Hume erklärte, der Wahnsinn Englands überbiete den der Kreuzfahrer. Jeder arithmetischen Beweisführung werde Hohn gesprochen; auf 280 Mill. M. seien die Zinsen angewachsen, und diese Last drücke doch endlich auch den Starken zu Boden. Dennoch hätte jener große Denker nur um sich blicken dürfen, um zu sehen, wie alles um ihn her gedieh, wie die Kultur sich ausbreitete, die Märkte zu klein wurden für die Menge der Käufer und Verkäufer, die Häfen die Schiffe nicht mehr zu fassen vermochten, wie die Straßen in hellerer Beleuchtung glänzten, die Häuser eine bessere Möblirung zeigten und raschere Wagen die glatteren Straßen entlang rollten.

Etwas weiter sah wohl Adam Smith; ja, es sei richtig, das Volk erliege der ungeheuren Zinsenlast nicht, vielmehr komme es in einer Weise auf, die Niemand hätte voraussehen können. Aber jetzt sei die Grenze erreicht, jeder Schritt weiter würde den Untergang bringen. Da kam der Krieg mit Nordamerika; die Schuld wuchs

unheimlich; wieder wurde England aufgegeben, und die Propheten glaubten den Termin ganz nahe. — Als im Jahre 1815 die Welt zur Ruhe kam, stand England da mit einer Schuldenlast von 16,000 Mill. M. Trotz der fabelhaften Summe, die jetzt an Zinsen aufzubringen war, genau so groß wie das heutige Budget des Deutschen Reichs für Armee und Marine, vermochte man doch das Wachsthum des englischen Wohlstandes mit den Augen zu verfolgen. Daran änderte der Umstand nichts, daß seichte Politiker, alter Gewohnheit treu, immer, immer wiederkäuten, wie der Untergang des Volkes jetzt sicher sei. Der Umstand, daß die lange Reihe zuversichtlicher Prophezeiungen durch eine nicht minder lange Kette von unbestreitbaren Thatsachen in so bezeichnender Weise Lügen gestraft wurde, erhebt es wohl über allen Zweifel, daß den Ansichten der Urheber solcher Prophezeiungen und ihrer gläubigen Nachbeter ein Irrthum zugrunde gelegen habe.

In langsamer, aber unaufhaltsamer Verblutung befinde sich das deutsche Volk durch die stets sich steigernden Ausgaben für Heer und Marine; ein Ziel müsse doch sein, wenn nicht der Tag des Zusammenbruchs kommen solle. Trotz solcher Weissagung legt der kräftige Patient ohne Unterlaß zu an blühendem Wohlbefinden und spottet durch sein gesundes Aussehen unter den übrigen Völkern der Prognose der Staatsdoktoren. Die Unglücksraben machen auch hier einen gewaltigen Rechenfehler: sie überschätzen die Schwere der Last, unterschätzen aber die Kraft und Gesundheit desjenigen, der die Last zu tragen bestimmt ist. Hinter ihren Rechenfehler würden sie auch viel eher kommen, wenn sie nicht von vorherein und schlechtweg alle diejenigen Ausgaben für „unproduktiv“ halten wollten, welche nicht eine sofortige oder doch baldige Einnahme abwerfen.

Der Abrüstungsvorschlag des Zaren hebt ausdrücklich hervor, daß die Last der militärischen Ausgaben für die Völker nachgerade eine erdrückende werde. Deßhalb schon wird sich eine etwaige Friedenskonferenz mit der Geldfrage beschäftigen müssen. Ob diejenigen Staaten, welche sich in stetig fortschreitendem Wohlstand befinden, trotz oder vielleicht wegen ihrer Aufwendungen für die Streitkräfte, auf Herabsetzungen eingehen können, das wird sich ja zeigen. Wahrscheinlich wird hier die Konferenz nichts erreichen. Nach anderer Richtung wird sie wohl sehr geschäftig sein und voraussichtlich manche Schranken aufrichten, daß Kriege überhaupt so viel wie möglich vermieden werden, daß nicht der Starke über den Schwachen herfällt, der Gerüstete über den schlecht Vorbereiteten. Praktischer Werth dürfte dem allem kaum beizulegen sein. Denn die Staatengesellschaft wird stets aus Kranken und Gesunden, aus Zusammenschrumpfenden und sich Ausdehnenden, aus Gesättigten und Hungrigen, aus Verdunkelten und Aufgeklärten, aus Absterbenden und Auflebenden bestehen. Und das ist in allen Jahrhunderten so gewesen; rufen wir uns den Streit des niedergehenden Spaniens mit England zurück zu den Zeiten der Armada und des Zwistes mit dem kleinen, energischen Volke der Niederlande. Aus dem Jahr 1690 schon wird über Spanien geurtheilt: von all der alten Herrlichkeit sei nichts übrig geblieben als die Anmaßung, die jetzt nur noch ein Lachen erregen könne; in bodenloser Verkommenheit befinde sich seine Verwaltung; in hülfloser Erstarrung liegen seine auswärtigen Besitzungen und müssen sich ungestraft beschimpfen und berauben lassen. — Mit zehnfach gesteigerter Kraft war Frankreich aus dem Jungbrunnen der Revolution emporgestiegen, und vor ihm lag die alte Welt, befangen in abgebrauchten Kunstgriffen und stumpfsinnig geworden. In aller Kürze mußte sich entscheiden: wo ist Gesundheit und Kraft, wo hinschwindendes Leben?

Aber sind denn die bewaffneten Arme, wie sie aus der allgemeinen Waffenschule hervorgehen, das einzige Mittel, um das gute Einvernehmen zwischen den Völkern zu stören, die Einen niederzudrücken, die Anderen einzuschüchtern, sich selbst ein Uebergewicht zu verschaffen? Wer hat denn die Schlacht von Königgrätz gewonnen? Der deutsche Schulmeister ist es gewesen, so hat man seinerzeit landauf und landab durch ganz Europa hören können. Und in diesen Tagen hat der englische Handelsminister Deutschland als einen Rivalen bezeichnet, dessen Wettbewerb auf dem Weltmarkt immer bedenklicher und gefährlicher werde. „Das Gedeihen Deutschlands,“ klagt er, „ist aber nicht nur auf dessen höheres Unterrichtswesen, sondern auch auf den ausgezeichneten Stand seines Mittelschulwesens zurückzuführen.“ So werden also auch auf den Unterrichtsanstalten mit allgemeinem Schulzwang Waffen geschmiedet, welche dem Gegner Niederlagen zu bereiten imstande sind. Sollte denn gegen eine derartige Waffenhandwerkstätte nicht auch eingeschritten werden können, damit alles auf gleiches Niveau kommt? Früher war die Sache doch auch anders, ehe Deutschland anfing, alle seine Kräfte, seine geistigen und seine materiellen, im Wettbewerb mit den großen Nationen zu verwerthen. Noch im Spätjahr 1859, nachdem ganz Deutschland sein Schillerfest gefeiert, läßt sich die Londoner „Post“ mit den Worten vernehmen: So sei es recht und billig, daß die deutsche Nation ein Fest begehe im Reiche des Geistes; das stehe ihr viel besser an, als wenn sie Provinzen erobern wolle, oder mit den Erinnerungen an Schleswig-Holstein und Elsaß umgehe, oder die Meere durchfurche, um an den vergänglichen Schätzen dieser Welt theilzunehmen, oder wenn sie gar den Zielen des eben erstandenen Nationalvereins nachjage. Kein Ruhm könne so strahlend und so lauter sein, als wenn das deutsche Volk die Männer feiere, deren Genius eine ganz neue Richtung geschaffen habe für die Literatur der zivilisirten Welt.

Das war doch noch eine Zeit; aber seit die Deutschen auch ihre Schulung in den Dienst des nationalen Gedankens gestellt haben, kennt man sie nicht mehr. Wie kann man aufkommen gegen die Intelligenz und die Anstelligkeit der deutschen Arbeiter, gegen das Wissen der Unternehmer? Das heißt mit ungleichen Waffen fechten. — Man hat schon viel gesprochen vom Zukunftskrieg; mag man sich ihn aber technisch vorstellen wie man will, es wird der Zukunftskrieg jedenfalls ein Streit zwischen den großen Nationen sein um die höchsten Lebensinteressen. Und derjenige Staat wird obsiegen, dessen Volk im Innersten kerngesund ist, in welchem jeder Einzelne in bewußter Weise als Bürge für die Wohlfahrt seiner Nationalität einsteht. Kleinere Kämpfe mögen nebenher gehen; aber der große Streit um die Lebensinteressen wird dennoch ausgefochten werden müssen. Und ein Schiedsgericht wird deßhalb machtlos sein, eben weil sich der Streit um Lebensinteressen dreht. Aber warum denn ein neues Schiedsgericht aufstellen? Es existirt ja längst ein solches und waltet seines Amtes zwischen den Gesunden und Siechen, zwischen denen, die sich hohe Kulturaufgaben stellen und solchen, die sich daran vorbeidrücken. Seit Jahrhunderten übt dies Weltgericht ungesehen seine Kontrole, und ich möchte es das internationale Gesundheitsamt heißen. Ihm kommt es auf die Bethätigung der beiderseitigen Kräfte, der geistigen wie der materiellen, auf die Hingabe jedes Einzelnen an. Und die Abwägung dieser Kräfte ist der Weg, auf dem das internationale Gesundheitsamt als Schiedsgericht sein Urtheil fällt.

Novellen und Märchen von E. E. Ries.[1]

Unsre gegenwärtige Erzählungsliteratur ist so reich an Werken hochgerühmter oder doch wenigstens in der schriftstellerischen Welt längst bekannter Verfasser, daß ein neu auftauchender Dichtername von vornherein nur wenig Aussicht auf Beachtung hat. Zwar wünschen wir Alle eine ununterbrochene, kräftige Fortentwicklung unsrer Literatur, die doch nur möglich ist, wenn immer wieder junge Talente hervortreten und sich zu künstlerischen Erfolgen durchringen; im einzelnen Falle aber kommen die meisten von uns einer neuen literarischen Erscheinung mit einem gewissen Mißtrauen entgegen und lassen erst dann ihre Zweifel langsam und oft widerstrebend schwinden, wenn sich ihnen eine ganz besonders hervorragende, eigenartig bedeutende Begabung zu erkennen gibt. Eine solche seltene Begabung, die es reichlich verdiente, mitten im Schwalle der sich überstürzenden Erzeugnisse der neuesten Literatur den Blick des Lesers an sich zu fesseln, offenbart sich meines Erachtens in den beiden Bänden, mit denen sich soeben Fräulein E. E. Ries den erzählenden Dichteen unsres Volkes beigesellt hat.

Zwei „Novellen vom Genfer See“ enthält der eine, allem Anscheine nach zuerst verfaßte Band. Der Titel ist bezeichnender, als man im ersten Augenblick glauben möchte. Denn die beiden Geschichten spielen nicht etwa bloß äußerlich und zufällig in und bei Montreux, sondern so, wie sie sind, können sie eben nur hier spielen. Die landschaftliche Umgebung des Genfer Sees bildet den reizvollen Hintergrund der Handlung; noch mehr aber als sie wirken das Klima, die Landesart, die Sprache und Sitten der Bewohner, ihr Temperament und Charakter, dazu die gerade diesen Gegenden infolge des beständigen Fremdenbesuches eigenthümliche Mischung von deutschem und französischem Wesen bestimmend auf den Gang der Erzählungen ein. Aber dieser Umstand verführt die Verfasserin keineswegs, Land und Leute, Sitten und Verhältnisse am Genfer See eingehend zu beschreiben. Sie schildert von dem allen nur so viel, als der Leser braucht, um die Charaktere der handelnden Personen und die ganze Entwicklung der Geschichte zu verstehen, und oft schildert sie auch dies nicht eigentlich, sondern zieht es mit meisterhafter Kunst der Darstellung mitten in die Handlung der Novelle hinein, läßt es uns mit den Ereignissen, von denen sie berichtet, gewissermaßen selbst miterleben. Nur gelegentlich und höchst vereinzelt verräth sich in einer Anmerkung der ersten Erzählung (z. B. S. 87) die Anfängerin, die eine kulturgeschichtlich oder sonst irgendwie bemerkenswerthe Beobachtung nicht unerwähnt lassen will, obgleich die Geschichte, die sie vorträgt, nichts damit zu thun hat. Meistens aber erscheint schon hier und vor allem dann in der zweiten Novelle die Kunst der Verfasserin glücklich gereift und verzichtet demgemäß grundsätzlich darauf, Nebensächliches breit auszumalen oder Ueberflüssiges auch nur kurz anzudeuten. Dagegen erkennt Frl. Ries immer bestimmter ihre Aufgabe, das äußere und namentlich das innere, seelische Leben der Menschen, mit denen sie uns bekannt macht, uns möglichst klar und anschaulich, möglichst eindrucksvoll vor's Auge zu stellen.

Gleich in der ersten Novelle, „Jeanne guignon“, ist ihr das vortrefflich gelungen. Es ist eine höchst einfache Herzensgeschichte, an äußerlicher Handlung ziemlich arm, aber desto reicher an innerem Leben, die Geschichte einer jungen Liebe, die wir aus unmerklichen Anfängen, sich ihrer selbst zuerst nicht bewußt, entstehen, heimlich wachsen, mächtig ausbrechen und endlich in Zweifeln und hoffnungsloser Trauer bitter leiden sehen. Aber wie völlig neu ist der uralte, unzählige Male bearbeitete Vorwurf hier behandelt, mit welcher Sorgfalt und Sicherheit der Seelenmalerei, mit welchem Reichthum feinster Lebensbeobachtung! Es sind nur wenige Personen, um die sich die Geschichte dreht; aber wie lebensvoll sind diese wenigen gezeichnet! Wie durchsichtig klar liegt besonders das Denken und Empfinden, das Thun und Wollen des jungen Paares vor unsern Blicken! Wie einfach und wie künstlerisch zugleich entwickeln sich die äußeren Geschehnisse aus dem Wesen und Charakter der beiden einander herzlich zugethanen und doch nicht für einander bestimmten Menschen, deren echte Liebenswürdigkeit auch uns Leser alsbald unmittelbar persönlich fesselt und an allem, was sie betrifft, den innigsten Antheil zu nehmen zwingt! Nirgends in der ganzen Novelle findet sich das Geringste, was nach Sensation, nach einer unkünstlerisch berechneten Spannung schmeckt; und doch fühlt man sich, kaum daß man über die ersten paar Sätze hinweggelesen hat, mächtig angezogen und unlöslich festgehalten bis zur letzten Zeile. Dazu trägt nicht wenig die natürliche Frische und anmuthige Munterkeit des durch keine Manier entstellten Stiles bei, die bereits in dem berufensten Beurtheiler, in Paul Heyse, einen beredten Lobredner gefunden hat. Aber ebensosehr gründet sich die dichterische Wirkung auf die gewissenhaft beobachtete Wahrheit des Vortrags. „Jeanne guignon“ ist eine sog. Ich-Geschichte, in der die Erzählerin selbst eine Rolle mitspielt. Die Novelle ist also in die Form der Darstellung gefaßt, die Anfänger so gern wählen, weil sie sie für die bequemste halten, die aber zugleich auch dem wirklichen Meister der Erzählungskunst die beste Gelegenheit bietet, seine ganze Meisterschaft in der Ueberwindung ihrer besonderen Schwierigkeiten zu beweisen. Die Art, wie Frln. Ries diese Form behandelt, verräth nirgends die Anfängerin; die Verfasserin erscheint vielmehr gerade hier im glücklichsten Wetteifer mit den besten Künstlern der novellistischen Darstellung. Sie erzählt uns in der That nur, was sie selbst sehen und wahrnehmen konnte, und ordnet die einzelnen Dinge auch richtig so, wie sie sie nacheinander beobachtete; und erst nach und nach, mit manchem Aufenthalt und manchem Fehlschluß, den erneute Wahrnehmung verbessern hilft, liest sie aus dem, was sie mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat, das Uebrige heraus, das, was tief innen im Seelenleben ihrer jungen Freunde vorgeht. Sie zieht uns durch diese streng realistische Wahrheit der Darstellung zugleich in die ganze Spannung und Aufregung hinein, die ihr selbst die allmähliche Entwicklung der Geschichte, als sie sie unmittelbar erlebte, bereiten mußte.

In der zweiten Novelle, „Die Familie Monnod“, gibt Frln. Ries die Form der Ich-Geschichte überhaupt auf und erzählt durchaus in der dritten Person. Aber ihr Vortrag hat nunmehr ersichtlich an Freiheit und Beweglichkeit gewonnen: unwillkürlich wird man, was auch schon Heyse rühmend hervorhob, an die Leichtigkeit französischer Konversation erinnert; ja man könnte stellenweise glauben, man habe das Werk eines der allerbesten französischen Novellisten der Gegenwart vor sich. Und doch wird kein Verständiger dabei von Nachahmung, auch nicht von unbewußter Nachahmung fremder Muster reden können. Viel eher dürfte man eine innere Verwandtschaft der dichterischen Begabung vermuthen und auf die im höchsten Grade künstlerische Form des Vortrags hinweisen, dessen Stil selbst im Einklang mit dem französischen Charakter der Hauptpersonen der Novelle steht. Den Inhalt bildet wieder, wie bei „Jeanne guignon“, eine tragisch ausgehende Liebesgeschichte, äußerlich fast ebenso einfach wie dort, aber ungleich reichhaltiger und interessanter in ihrer Anlage wie in ihrem Verlaufe. Etwa doppelt so viele Personen wie dort treten mehr oder minder bedeutsam in der „Familie Monnod“ hervor; die gegenseitigen Beziehungen zwischen ihnen sind demgemäß viel mannichfaltiger, das ganze Bild, das die Verfasserin vor uns entrollt, bunter, bewegter und belebter. Denn immerwährend behält sie mit gleichmäßiger Aufmerksamkeit alle Personen ihrer Geschichte, nicht etwa nur das eine Liebespaar, das im Mittelpunkte derselben steht, im Auge. In der Charakteristik dieser Personen ist sie jedoch sparsamer geworden; wenigstens schildert sie nur noch selten ihre Leute geradezu mit ausdrücklichen Worten: sie läßt uns jetzt viel lieber das Wesen und die Eigenart der Menschen aus dem, was sie sagen und thun, erkennen oder errathen und erzielt dadurch ohne Zweifel eine viel höhere künstlerische Wirkung als in der vorigen Geschichte. Auch führt sie uns jetzt lange nicht mehr so liebenswürdige, so ehrliche und gute Menschen vor, wie dort; desto kunstvoller aber gestaltet sich ihre Zeichnung dieser Personen, die bei allen ihren recht bedenklichen Fehlern und Schwächen doch sammt und sonders etwas merkwürdig Anziehendes haben,

[1] „Novellen vom Genfer See.“ Zweite Auflage. München 1899, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). — „Der Schnitter und andere Märchen.“ Ebenda 1899.

das uns zum psychologischen Studium ihres Wesens förmlich herausfordert. Ganz ausgezeichnet deutet die Erzählerin auf alles hin, was diesen Reiz vermehren kann, auf die mannichfachen Widersprüche im Leben, in der Bildung, im Charakter, im Reden und Thun ihrer Menschen. Aber wieder gibt sie diese Winke ohne jede Aufdringlichkeit, anscheinend nur so weit, als es ihre Chronistenpflicht erfordert, so daß der Leser auch mit diesen absonderlichen, schwer zusammenzureimenden Eigenschaften der handelnden Personen erst nach und nach im Laufe der Erzählung vollkommen bekannt wird. Nicht minder jedoch als die Charaktere aus der Handlung versteht Frln. Ries die Handlung aus den Charakteren zu entwickeln und zwar gerade aus dem widerspruchsvollen Wesen derselben. Und von Seite zu Seite steigert sich die Bedeutung dieser Handlung, wächst der Eindruck, den sie auf den Leser macht. Wie ein tändelndes Spiel seelenlos berechnender Geschöpfe beginnt sie und endigt in düsterer Tragik, die durch die schneidende Ironie der letzten Vorgänge nur um so greller beleuchtet wird. Aus den frivolen Neckereien einer bei allem prickelnden Reiz abstoßenden Koketterie erwächst unvermerkt eine große, wahre, in ihrem unglücklichen Ausgang tief ergreifende Leidenschaft. Auch in den Scenen, wo diese Leidenschaft zum vollen Ausbruch gelangt, ist nur wenig mit satten Farben ausgemalt. Meistens begnügt sich Frln. Ries auch hier sogar mit einer fast nur skizzenhaft andeutenden Zeichnung; aber die Linien dieser Zeichnung sind so sicher geführt, Licht und Schatten mit so unbedingt treffender Berechnung vertheilt, die Gestalten und Vorgänge mit solcher Anschaulichkeit und Lebenswahrheit entworfen, daß das Bild sich der Phantasie des Lesers fest und für immer einprägt. Vollendete Meisterstücke solcher Zeichnung von eindrucksvollster Schärfe sind namentlich die Schlußscenen der Novelle.

Von einer ganz anderen Seite, aber nicht minder kräftig und glänzend, offenbart Frl. Ries ihre dichterische Begabung in einer Sammlung von Märchen, die sich zunächst an erwachsene, künstlerisch gebildete Leser wenden, obgleich mehr als eine von diesen wundersamen Geschichten auch in einem aufgeweckten Kindersinne einen tiefen, guten Eindruck hinterlassen würde. Sechzehn Erzählungen von bunt wechselndem Inhalt und verschiedenartigster Stimmung sind hier zu einem Bande von mäßigem Umfang äußerst geschickt zusammengeordnet. Neben neckisch-heiteren und urwüchsig-lustigen Geschichten stehen tiefsinnig-ernste, schmerzlich rührende, ja schwermüthige Erzählungen; in den einen fühlen wir uns in eine ganz phantastische Welt der Wunder entführt, in den anderen verharren wir mehr im Kreise des irdischen Alltagslebens, das uns nur in gewissen Einzelheiten märchenhaft ausgeschmückt erscheint. Nicht alle 16 Geschichten sind im künstlerischen Sinne gleichmäßig gelungen; aber Schöpfungen einer echten, gesunden Dichternatur sind sie alle, auch die wenigen unter ihnen, denen man eine kräftigere oder klarere Ausgestaltung des poetischen Vorwurfs wünschen möchte. So üben sie denn auch alle auf den unbefangenen Leser einen eigenen künstlerischen Reiz aus, dem man sich nicht leicht entzieht. Je mehr man in ihnen liest, desto stärker fesseln sie und desto besser gefallen sie. Ihre Verfasserin vereinigt eben in glücklichster Weise die Eigenschaften in sich, die den richtigen Märchenerzähler machen, eine reiche, kühne, lebensvoll gestaltende Phantasie, einen scharfen Blick für die Dinge des wirklichen Lebens und ein einfaches, reines, kindliches Gemüth. Wie versteht sie es, die Mächte der Natur, die Himmelskörper, die Elemente, die Wolken und Winde und Wellen zu beleben! Wie schafft sie sie zu denkenden und leidenschaftlich empfindenden Menschen um, wie berichtet sie menschliche Leiden und Freuden, aufregende und rührende menschliche Schicksale von ihnen! Da steigt der Mond in Liebessehnsucht nach der schönen Suse auf die Erde hernieder, um in emsiger Schnitterarbeit mit seiner goldenen Sichel die Aufgaben zu lösen, von deren Erfüllung das vielumworbene Mädchen ihren Besitz abhängig gemacht hat, und wie er großmüthig vor dem begünstigten Nebenbuhler zurückgetreten ist, kehrt er müde wieder in den Himmel zurück und hängt mit matter Hand die thränenbeschwerte, glanzlos blasse Sichel in das graue Gewölke. Oder die Windsbraut saust in tollem, wirbelndem Tanz daher, die wilde Lene mit den schwarzen, flatternden Haaren und dem weißen fliegenden Gewand, die in nie gestillter Rache die Menschen, die sie einst verschmähten und verhöhnten, in ihre tödliche Umarmung reißt. Oder der Nebelfürst raubt das Sonnenkleinod von der Stirn des schlafenden Sonnenengels und breitet seine riesengroßen Fledermausschwingen gleich grauen Wolken weit herunter in die Berge, so daß endloser Regen auf die Erde niederfällt. Oder die Erde leiht gegen harte Bedingungen das eine Stück ihres in allen Farben des Regenbogens schillernden Brautgürtels der einzig nach Schönheit verlangenden Frieda, die ihr nach Jahren, nachdem ihr das wunderbare Kleinod mehr Leid als Glück gebracht, die Zaubergabe wieder darbietet; aber die Thränen, die sie darauf fallen ließ, haben den Glanz ihrer Farben gebleicht, und so ist noch heute, wenn die Erde den Brautgürtel über ihr Haupt hebt, die eine Hälfte, die sie damals verborgte, viel blasser. Die Beispiele solcher dichterischer Anschauung der Natur bei Frl. Ries sind leicht zu vermehren; was sie von den Sternen der Milchstraße, den grauen Regenwolken, den Spinnfäden des Altweibersommers, den Wellen des Sees oder den Fluthen des Rheins erzählt, zeugt durchweg davon. Unwillkürlich fühlt man sich dabei an jene ältesten Mythendichtungen, die Urahnen aller wahren Märchenpoesie, erinnert, die aus phantasievoller Naturbetrachtung zu unvergänglicher Größe hervorwuchsen. Aber bei all dieser wunderbaren Phantastik sind die einzelnen Züge der Ries'schen Märchen doch immer genau dem wirklichen Leben abgelauscht, mit psychologischer Feinheit und Folgerichtigkeit ist alles entwickelt und dargestellt. Sogar kleine Kulturbilder aus fernen Ländern sind gelegentlich mit gewissenhafter Sorgfalt, oder auch mit köstlichem Humor ausgemalt, kein Zug zu wenig und kein Strich zu viel, so z. B. in der tragikomischen Geschichte vom alten Chinesen und seiner jungen Frau, einer neuen, in ihrer Art aber ganz vortrefflichen und künstlerisch selbständigen Fassung der uralten Novelle von der treulosen Wittwe zu Ephesos. Aber selbst in der urkomischen Erzählung vom dummen Wastl, die in unsern heimathlichen Bergen spielt und stellenweise sich auch der bayerischen Mundart bedient, ist hin und wieder kulturgeschichtliches Detail mit großem Geschick angebracht. Etwas Ironie und ein gut Theil Satire liegt ja in gar manchen dieser Märchen (besonders in der Geschichte vom Königssohn, der eine Haut zu wenig hatte); die kindlich schlichte Art des Vortrags aber nimmt ihnen jede Bitterkeit, jeden verletzenden Stachel. Desto schöner waltet in ihnen der echte, bald scherzhaft tändelnde, bald unter Thränen lächelnde Humor, am schönsten vielleicht in der Erzählung vom armen Sandmann, der in der Noth sich wohl eine Zeitlang verleiten läßt, statt seines weißen Sandes für die Fußböden bunten Sand auszurufen, „Sand in die Augen zu streuen“, bald aber wieder zu seinem armen, ehrlichen Gewerbe zurückkehrt, bei dem er mit den Seinen verhungert und schließlich auch im Jenseits als „ehrlicher Geist“ nach seinem Wunsche Sandmann bleiben darf. Wieder in anderen Märchen werden wir zu inniger Rührung gestimmt, die jedoch mit schwächlicher Empfindsamkeit nichts gemein hat, so vor allem in der Geschichte von dem fieberkranken, am Wege verdurstenden Kinde, das in den Phantasien seiner letzten Stunden den Himmel voll märchenhafter Schönheit und Güte geöffnet sieht. Die vortreffliche Erzählung bildet in epischer Form und in engerem Rahmen ein würdiges Seitenstück zu der dramatischen Traumdichtung von „Hanneles Himmelfahrt“, die unsrer Verfasserin wohl auch als Muster vorschwebte; die künstlerische Wirkung aber wird bei Frl. Ries vielleicht reiner erzielt als bei Hauptmann, weil der dichterische Vorwurf sich unverhältnißmäßig besser zur epischen als zur dramatischen Behandlung eignet. Ein tiefer sittlicher Gehalt steckt in allen diesen Märchen; ja einige von ihnen (z. B. die Geschichte von Paul Faul und Hug Niegenug oder die Erzählung vom gestohlenen Lächeln) sollen geradezu eine sittliche Wahrheit dichterisch veranschaulichen. Aber nirgends drängt sich dem Leser äußerlich eine Lehre oder Nutzanwendung lästig auf: vor solchen Uebergriffen des prosaisch nüchternen Verstandes bewahrt die Verfasserin ihr sicherer künstlerischer Takt. Sie will scheinbar nichts als eine poetische Gabe darbringen zur Unterhaltung der Leser; aber unvermerkt bietet sie ihnen zugleich eine reichhaltige, gediegene Anregung für Geist und Herz und bietet sie in der schönsten und edelsten Form. Die ganze dichterische Kraft und fein abmessende Kunst, die ihren

Novellen jenen eigenartigen Reiz verleiht, kommt nun auch ihren Märchen zugute; nur erscheint sie mitunter hier noch reifer, ihre Vorzüge noch schärfer herausgebildet, ihre Wirkung noch sicherer und nachhaltiger; und das alles unbeschadet des kindlich einfachen Tones, in welchem mit Recht die sämmtlichen Geschichten gehalten sind. So werden Kinder und Erwachsene, einfältige und kluge Leute sich an den Märchen von Frl. Ries erfreuen können. Was darin erzählt wird, kann Jedem verständlich sein; nach ihrer vollen dichterischen und stilistischen Schönheit werden sie hingegen nur Leser, die selbst künstlerisch gebildet sind, zu würdigen wissen: für sie aber werden dann diese Märchen eine Quelle stets erneuten Genusses sein.

München. Franz Muncker.

Mittheilungen und Nachrichten.

n **Die Lebensgeschichte Spinoza's.** In Quellenschriften, Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten mit Unterstützung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. Freudenthal. Leipzig, Verlag von Veit u. Komp. 1899 (XVI, 304 S.). — Selten wird ein Werk gelehrter Forschung auf ein so großes und dankbares Publikum rechnen dürfen, wie das soeben erschienene Werk von Prof. Freudenthal über Spinoza. Denn mit dem lebhaften Interesse, das die Persönlichkeit und die Lebensgeschichte des großen Weisen stets erregen wird, stand bis jetzt in peinlichem Kontrast die Unvollständigkeit und die Ungewißheit der Nachrichten über das Nähere seines Lebens und seiner Schicksale. Selbst was davon zugänglich war, wurde nicht genügend ausgenutzt und oft auch zu unkritisch behandelt; dazu ließ sich fragen, ob das Material nicht auch heute noch durch angestrengtes und sorgsames Nachsuchen erweitert werden könne. So blieb hier eine bedeutende und anziehende, freilich auch sehr mühselige Aufgabe offen; Prof. Freudenthal hat sich ihrer mit ganzem Eifer angenommen und sie — das darf aus voller Ueberzeugung gesagt werden — in mustergültiger Weise gelöst. Seine Leistung zerfällt in vier Hauptabschnitte. Zuerst bringt er in chronologischer Reihenfolge und nach den besten Vorlagen die vorhandenen Lebensbeschreibungen Spinoza's, namentlich die Lucas beigelegte und die des Colerus; dann folgen urkundliche Nachrichten über die Familie Spinoza's und über Spinoza selbst, wobei z. B. das Archiv der jüdisch-portugiesischen Gemeinde in Amsterdam, die Amsterdamer Ehestandsregister u. s. w. benutzt und selbst die Inschriften von Grabsteinen beachtet wurden; bei Spinoza selbst interessirt besonders der Beginn und der Verlauf der von den Synoden gegen seine Bücher geführten Kämpfe, wobei eine Fülle von bisher unbekanntem Material hier zuerst ans Tageslicht kommt; ferner erhält u. a. die bisherige Kunde von dem Nachlaß Spinoza's und den daraus erwachsenden Streitigkeiten eine Vervollständigung. Dann kommen „Nichtamtliche Nachrichten", d. h. Mittheilungen und Urtheile von Zeitgenossen über Spinoza's Persönlichkeit, seine Werke und Lehren. War auch das Einzelne davon meist bekannt, so wirkt die Zusammenstellung wie etwas neues. Den Schluß bilden höchst werthvolle Anmerkungen des Herausgebers, die alles aufzuhellen suchen, was in den angeführten Nachrichten einer Erklärung bedarf, und die sich ebenso durch eine ausgedehnte Gelehrsamkeit wie durch kritischen Scharfsinn und Besonnenheit des Urtheils auszeichnen. Das Ganze dieser Mittheilungen macht einen mächtigen, man darf wohl sagen, ergreifenden Eindruck. Vor allem schätzbar ist natürlich das hellere Licht, das auf die Persönlichkeit und die Schicksale Spinoza's selbst fällt, aber zugleich erhalten wir wichtige Einblicke in die innere Lage und die geistigen Bewegungen jener bedeutenden Zeit; hier wie da sprechen die Dokumente mit ihrem schlichten Wortlaut eindringlicher, als es alle Kunst rhetorischer Darstellung vermöchte. So sei das Buch der Aufmerksamkeit aller Freunde der Philosophie aufs wärmste empfohlen.

-rt- **Komet Chase.** Der von Mr. Chase vom Yale College Observatory in Newhaven am 14. November in der Nähe des Radiationspunktes der Leoniden photographisch aufgefundene neue Komet ist nicht, wie ursprünglich zu vermuthen war, mit dem Tempel'schen Kometen (1866, I), der bekanntlich mit dem genannten Sternschnuppenschwarm sich in derselben Bahn am Himmel bewegt, identisch. Prof. Kreutz in Kiel hat aus den wenigen, bis jetzt in Amerika erlangten Beobachtungen des neuen Kometen Bahnelemente abgeleitet, die freilich noch nicht sehr sicher sein können, mit denen des Tempel'schen Kometen aber keinerlei Aehnlichkeit besitzen. Der Komet ist hienach bereits am 8. September im Abstand von rund zwei Erdbahnradien durch das Perihel gegangen, nähert sich aber vorläufig noch beständig der Erde, so daß auch seine (freilich sehr geringe) Helligkeit in der nächsten Zeit noch etwas größer werden wird. Prof. Weiß in Wien vermuthet, daß der neue Komet identisch ist mit dem Kometen 1867, I (entdeckt von Stephan in Marseille), mit dessen Bahn die von Prof. Kreutz ermittelten Elemente einigermaßen Aehnlichkeit besitzen, dessen Wiederkehr jedoch erst im Jahre 1906 zu erwarten ist.

-nn- **Karlsruhe.** Die von den HH. Dr. Holderer, Amtmann in Lohr, und Dr. Futterer, Professor am Karlsruher Polytechnikum, hauptsächlich zu geologischen Zwecken unternommene Forschungsreise nach Hochasien nimmt, Privatnachrichten zufolge, einen fortgesetzt befriedigenden Verlauf. Die Expedition, welche der erstgenannte Herr auf eigene Kosten ausgerüstet hat, nahm von Tiflis aus ihren Anfang. Innerhalb Jahresfrist ist das schwierige und theilweise gefährliche Hochland von Tibet durchforscht und die chinesische Provinz Kansu glücklich erreicht worden. Bis Weihnachten hoffen die Reisenden nach Shanghai zu kommen. Die russische Regierung hat für die ganze Reise Kosaken zur Bedeckung gestellt.

* **Heidelberg.** Der Leiter des zahnärztlichen Instituts der hiesigen Universität, Dr. C. Jung, ist zum Professor ernannt worden. — Die philosophische Fakultät hiesiger Universität hat den evangelischen Pfarrer Heinrich Hagenmeyer in Ziegelhausen am Neckar zum Doctor honoris causa ernannt in Würdigung seiner hervorragenden Verdienste um die Erforschung der Kreuzzüge, namentlich um die Ausgabe und Kritik einschlägiger Quellenwerke.

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor Dr. W. Schimper hat den an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor des botanischen Gartens in Basel angenommen.

* Nach einer Mittheilung aus Rom an die „Etoile Belge" entdeckte der Unterbibliothekar P. Cozzo Luzi letzthin in der vatikanischen Bibliothek eine italienische Abhandlung über die Meeresgezeiten, die am Schlusse folgende Bemerkung enthält: „Geschrieben zu Rom im Garten der Medici am 8. Januar 1616 von Galileo Galilei, erstem Philosophen und Mathematiker Sr. Durchlaucht des Herzogs von Toscana." Diese auf Ersuchen des Kardinals Orsino geschriebene Abhandlung war bisher nur aus mehr oder weniger genauen Abschriften bekannt. Unter dem Garten der Medici ist die Villa Medici auf dem Monte Pincio zu verstehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Julius Schvarcz: Kritische Notizen über die neuesten Erscheinungen der staatswissenschaftlichen Literatur. Nachtrag zu des Verf. Schrift: „Elemente der Politik". Leipzig, Dürr 1899. — Dr. Oskar Dähnhardt: Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. 2. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — D. Dr. Bärwinkel: Im Garten Gottes. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erfurt, Karl Villaret 1899. — Berthold Otto: Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. Leipzig, Jentzsch 1898.

Festgeschenk.

Die Weltgeschichte

in einem leicht übersichtlichen in sich zusammenhängenden Umriß von **H. Dittmar**, neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von **K. Abicht. 13. Auflage.** Geschenkausgabe. Mit 7 Karten und 7 Bildern, die verschiedenen Entwickelungsperioden der Geschichte darstellend. gr. 8°. Eleg. Halbfranz.

— Preis nur 8 M. — (17287)

Eine kompendiöse Weltgeschichte in gemeinverständlicher und fesselnder Darstellung ist ein Bedürfniß **für jedes Haus.** Der bereits in zahlreichen Auflagen erschienene „Dittmar-Abicht'sche Umriß" bietet in gegen 30 Bogen ein **Bild der gesamten Weltgeschichte** von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart, geschmückt mit vielen entsprechenden Details. Zu bez. durch alle Buchhdl., sowie gegen Einf. des Betrags direkt franko von **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.**

Verlag von FELIX L. DAMES, BERLIN W., Landgrafenstrasse 12.

Johannes Cochlaeus.

Ein Lebensbild aus der Zeit der Kirchenspaltung. Von Dr. Martin Spahn, Privatdozent an der Universität Berlin. 1 Band. Gr. 8° von XVI u. 377 Seiten. Preis 7 Mark.

. . Spahns Buch kann als Muster gelten, was emporstrebende Talente zu leisten versuchen, um sich geltend zu machen. Seine psychologischen Schilderungen sind allerliebste kleine Kabinetstücke. . .
(Der Katholik.)

. . Es ist eine Freude, dieses Buch anzuzeigen. Eine des höchsten Lobes würdige Biographie. Eine Weite des Blicks, eine Unbefangenheit des Urtheils und eine Bereitwilligkeit, auch den Gegner zu verstehen, wie es mir in der kath. Litteratur auf diesem Geschichtsgebiete noch nicht vorgekommen ist. Schön geschrieben, gedankenreich und anmuthend. . . (Kawerau in der Deutschen Litteraturzeitung.)

. . Verfasser ist Katholik, aber voll Freude an deutschem Wesen und im Besitze hoher wissenschaftlicher Sittlichkeit. . .
(Theologischer Litteraturbericht.)

Schriften des P. Joseph Dahlmann, S. J.:

Das Mahabharata als Epos und Rechtsbuch. Ein Problem aus Altindiens Kultur- und Litteraturgeschichte. 1 Band. Gr. 8°. Preis 14 Mark.

Nirvana. Eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus. 1 Band. 8°. Preis 6 Mark.

Buddha. Ein Kulturbild des Ostens. 1 Band. Gr. 8°. Preis 6 Mark. [17355]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Vater Robinson.

Roman von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Die wenigen Personen dieser dem heutigen Leben entnommenen Erzählung sind, mit Einschluß einiger köstlichen Nebenfiguren, psychologisch so fein geschildert und in der Zeichnung so sicher umrissen, daß man dem Gange der Handlung mit Anteilnahme folgt, zumal alles auf den warmen Gemütston gestimmt ist, der **Wilbrandts** Schöpfungen so eigentümlich anziehend erscheinen läßt. (16843)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Buddha.

Legende in drei Akten

von

Ferdinand von Hornstein.

Elegant geheftet 3 Mark. [17457]

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

München, Promenadeplatz 10, München.

Theodor Ackermann,

K. Hof-Buchhandlung nebst Antiquariat,

empfiehlt von seinem antiquarischen Lager:

Allgem. **Geschichte** in Einzeldarstellungen v. **Oncken.** 45 Bde. eleg. Hmaroq. M. 380.— statt M. 778.— **Ratzel.** Völkerkunde, 3 Bde. Hmaroq. M. 20.— statt M. 48.— **Gerlach,** Allegorien und Embleme, 2 Bde. M. 120.— statt M. 245.— **Weber, Georg,** Weltgeschichte, 2te Aufl., 19 Bde., geb. M. 85.— statt M. 140.— **Hottenroth, F.,** Trachten, 2 Bde. M. 60.— statt M. 100.— **Ebers, G.,** Gesammelte Werke, 32 Bde., M. 58.— statt M. 80.— **Spamers** illustr. Weltgeschichte, 3te Aufl., 10 Bde. M. 55.— statt M. 89.50.— **v. Sybel, H.,** Die Begründung des Deutschen Reiches, 7 Bde., geb. M. 45.— statt M. 66.50.— **Brehms** Thierleben, 10 Bde., geb. M. 95.— statt M. 150.— Allgemeine Weltgeschichte von **Flathe, Hertzberg** u. a. 13 Bde., geb. M. 90.— statt M. 180.— **Breymann,** Baukonstruktionslehre, 5te u. 2te Aufl., 4 Bde., geb. M. 50.— statt M. 68.— **Kürschners** deutsche Nationalliteratur, Lf. 1—888, M. 195.— statt M. 416.— **Försters, Ernst,** Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei, 12 Bde., geb. M. 180.— statt M. 900.— Konversations-Lexik. von **Brockhaus** und **Meyer,** vollständig jedes 17 Bde., je nach dem Einband bis zu M. 90.— und M. 110.— (17454)

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Gottfried Keller's

Gesammelte Werke.

10 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich. Geheftet à 3 M., geb. in Leinwand à 3 M. 80 Pf., in Halbfranz 5 M.

Gottfried Keller's

Leben. Seine Briefe und Tagebücher

von

Jakob Baechtold.

3 Bände. Geheftet 23 M., geb. in Leinwand 26 M., in Halbfranz 29 M.

Dasselbe. Kleine Ausgabe

ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters.

Ein Band in Ausstattung, Format und Preis der „Gesammelten Werke" **Gottfried Keller's.** (17476)

Tauchnitz Edition.

December 7, 1898.

The Time Machine

and

The Island of Doctor Moreau.

By (17453)

H. G. Wells.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Weltgeschichte

(**Grote**'sche) herausgeg. von Flathe, Hertzberg, Justi, Pflugk-Harttung etc. 13 Bände, reich illustr., eleg. O.-Halbfrz. Neueste Auflage, statt M. 185.— **nur M. 115.—**

(**Spamer**'sche) 3. neueste Auflage, herausgegeben von Kaemmel und Sturmhoefel. 11 Bde., reich illustr., eleg. O.-Halbfrz., statt M. 106.— **nur M. 75.—**

Konversationslexikon

v. **Meyer.** 5. neueste Aufl. 17 Bde., eleg. O.-Halbfrz. geb., tadellos, wie neu, statt M. 170.— **nur M. 95.—**

v. **Brockhaus.** 14. neueste Aufl., 16 Bde., eleg., O.-Halbfrz., tadellos, statt M. 160.— **nur M. 78.—**

Biographie,

allgem. deutsche, herausgegeb. von der histor. Kommission der bayer. Akademie der Wissenschaft. Band 1—42 (1876—97), eleg. geb., statt M. 600.— **nur M. 350.—**

Brehm's Thierleben. 3. neueste Aufl., 10 Bände, eleg. O.-Halbfrz., tadellos, st. M. 160.— **n. M. 80.—**

empfiehlt als günst. Gelegenheitskauf

Hans Gnad,

wissenschaftl. Antiquariat,

Würzburg, Theaterstrasse 6.

Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken zu reellen Preisen. (15256)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Oden des Horaz

in freier Nachbildung von

H. Leisering,

Professor in Berlin.

Preis brosch. 2.50 M., geb. 3.50 M.

G. A. Rudolph's Verlags-Buchhandlung, Hamburg. (16060)

Hierzu ein Prospekt der Firma **R. von Hünersdorff Nachf.** in **Stuttgart,** betreffend **Haushaltungsmaschinen und Artikel.** (17456)

Für den Inseratentheil verantwortlich: **W. Keil in München.**

Jahrgang 1898. München, Samstag, 10. Dezember. Nummer 280.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Lazaristen und Jesuiten.

Von Lic. Oskar Kohlschmidt, Pfarrer in Magdeburg.

Die Frage, inwieweit sind die Lazaristen, d. h. die „Missionspriester“ von der Kongregation des hl. Vincenz de Paula, mit den Jesuiten verwandt? ist fürs Deutsche Reich und Volk in letzter Zeit recht flagrant geworden.

Nach § 1 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 war mit dem Jesuitenorden unter den ihm verwandten Orden und Kongregationen — neben den Redemptoristen, den Priestern vom hl. Geist und der Gesellschaft vom hl. Herzen Jesu — auch die Lazaristenkongregation durch das Ausweisungsdekret mitbetroffen. Während aber für die Verwandtschaft der Redemptoristen mit den Jesuiten unter den Motiven des Jesuitengesetzes ein eingehendes bestätigendes Gutachten seinerzeit publizirt wurde, ist dies für die Verwandtschaft der Lazaristen anscheinend nicht geschehen. Der Minister Delbrück hat in der Bundesrathssitzung vom 22. Februar 1873 nur erklärt, Preußen nähme die Verwandtschaft der Lazaristen und Jesuiten als zweifellos an.

Nachdem aber seither im Betreff der Redemptoristen trotz jenes publizirten offiziellen, vom Justizausschuß des Bundesraths geführten Verwandtschaftsnachweises die Meinung der deutschen Reichsregierung sich geändert hat, nachdem am 18. Juli 1894 vom Bundesrath das Jesuitengesetz in seiner Ausdehnung auf Redemptoristen und Priester vom hl. Geist aufgehoben worden, ist jetzt der ultramontanen deutschen Presse erst recht der Muth gewachsen, nun auch die Rückkehr der Lazaristen, wenn man die Jesuiten selbst noch nicht haben kann, mit allen Mitteln durchzusetzen. Und am 17. Juni 1896 hat der Reichskanzler Fürst Hohenlohe bei der Jesuitendebatte im Reichstage erklärt, es liege in der Absicht der Verbündeten Regierungen, in Berathungen darüber einzutreten, ob außer den genannten beiden Orden auch die eine oder andere Gesellschaft, welche bisher den Wirkungen des Jesuitengesetzes unterstellt war, von diesen Wirkungen ebenfalls ausgenommen werden könnte. Damit kann nach der vorausgegangenen Freigebung der Redemptoristen und St. Spiritus-priester und bei der römischerseits selbst offen zugegebenen Jesuitenverwandtschaft der Sacré Coeur-Gesellschaft nur noch die Lazaristenkongregation gemeint sein. So werden in der That die Frage: Wie weit sind die Lazaristen wirklich mit den Jesuiten verwandt? Können wir ihrer eventuellen Rückkehr ins Deutsche Reich ruhigen Herzens zusehen? außerordentlich zeitgemäß. Wir danken darum doppelt dem gelehrten altkatholischen Pfarrer Lic. L. K. Goetz in Passau eine eingehende, auf gründlicher Quellenunterstützung beruhende Studie,[1]) aus der uns reichliche und gewichtige Antwort auf jene Frage zutheil wird.

Nach orientirendem Bericht über den gegenwärtigen Stand der Frage gibt Verf. zunächst Nachricht von dem vorliegenden geschichtlichen Quellenmaterial, das uns nicht nur in die offizielle, mit vielgerühmter Treue befolgte Ordensregel, sondern auch in die oft sich doch anders gestaltende Missionspraxis der Kongregation, ihre Weise und ihre Erfolge instruktiven Einblick gewährt. Interessant dabei ist, daß die Hauptquelle, die Mémoires de la Congrégation de la Mission (Paris 1863—1866, 9 Bände), auf Veranlassung der darin bezüglich ihrer chinesischen Missionsthätigkeit einigermaßen bloßgestellten Jesuiten durch den Lazaristen-Generalsuperior Etienne 1872 kassirt worden ist, d. h. die sämmtlichen erreichbaren Exemplare der Mémoires (die im Buchhandel kaum erst erschienen waren) mußten aus den Lazaristenhäusern „auf dem sichersten und kürzesten Wege“ dem Ordensoberhaupt zur Vernichtung überschickt werden, „da die fraglichen Bände ohne seine vorherige Prüfung aus Streitsucht geschrieben seien“. Verfasser bemerkt dazu: „Man sieht auch an diesem Beispiel, wie römischerseits Geschichte gemacht und verhindert wird.“ Aber das corriger l'histoire ist ja recht und gut jesuitisch. Und so steht der Grundcharakter der Lazaristen durchweg im innigen Bunde mit der Gesellschaft Jesu: sie sind die Vertreter und Vorkämpfer des modernen religiösen und kirchenpolitischen Ultramontanismus, wie Vincenz de Paula bei seiner Kanonisation offen als ein zweiter Ignatius von Loyola gefeiert wurde.

„Die Thätigkeit Beider war in der That, wie sich im einzelnen ergeben wird, eine parallel zu einander verlaufende, gleichmäßig gerichtet auf die Kräftigung der römischen Kirche durch den neuen ultramontan-jesuitischen Geist, auf die Stärkung des Papstthums, auf die Niederwerfung dessen, was sich ihm entgegenstellte.“ (S. 5.) Dies die These. Es folgt die Beweisführung auf Grund einer Fülle von Thatsachen aus Organisation und Geschichte der Gesellschaft. Bereits die Anfänge der Kongregation (seit 1624) mit ihrem eigentlichen nächsten Arbeitsziel, der Mission unter dem einfachen Landvolk, stellten sie ganz in den Dienst des päpstlichen Stuhls, dessen Sanktion Vincenz sogar für die Erwerbung des alten Leprosenhauses zu St. Lazarus in Paris, das nachmals der Kongregation ihren Namen gab, einzuholen nicht verfehlte. Der Opposition seitens des Pariser Stadtklerus und des Mutterhauses von St. Lazarus, der Kongregation von St. Victor, ungeachtet, kamen zu dem Grundstock des Besitzthums bald zahlreiche Stiftungen und Schenkungen. Doch erst zirka 30 Jahre später, 1658, vollendete Vincenz die Abfassung seiner Ordensregel, deren Brauchbarkeit er in dieser Zeit hinlänglich hatte prüfen können; bis dahin war er selbst

[1]) Lazaristen und Jesuiten. Ein Beitrag zur Charakteristik der Lazaristen (Missionspriester) und ihrer Verwandtschaft mit den Jesuiten. Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz in Passau. Gotha, F. A. Perthes 1898. IV, 45 S. M. —.80.

die lebendige Regel gewesen, doch nicht weniger auf striktesten Gehorsam und unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der Oberen und des Papstes bedacht als irgend ein Jesuitengeneral. Und doch zählte die Kongregation bereits 1660 beim Tode ihres Stifters gegen 600 Mitglieder, die sich von Frankreich nach Italien, Afrika, Irland, den Hebriden, Madagascar und Polen verbreitet hatten. Die drei Hauptziele der Kongregation sind stiftungsgemäß: 1. an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, 2. den Armen, zumal dem Landvolke das Evangelium zu predigen, 3. den Geistlichen bei Erwerbung der nothwendigen Wissenschaft, sowie der geistlichen Standestugenden behülflich zu sein. Durch den Geist, in dem dies erstrebt wird, ist die innere Vorbildung der Ordensgenossen, ihre Mission und Propaganda nach außen und ihre äußerst bedeutungsvolle Thätigkeit als Begründer und Leiter der Priesterseminare und allerlei „Exercitien“ bestimmt. Der theologischen Wissenschaft ist dabei freilich nur eine recht bescheidene Rolle zugewiesen. „Die Mittelmäßigkeit,“ sagt Vincenz selbst, „genügt; das was darüber ist, ist eher zu fürchten, als zu wünschen;“ und ein anderer hervorragender Lazarist äußert sich dahin, „daß die ganze Wissenschaft eben nur Existenzberechtigung hat, solange sie die kirchliche Frömmigkeit stützt und steigert, sonst wird sie gefährlich“.

Wo bleibt da Professor Schells Ideal katholischen Fortschritts und die Exklamationsserie des Krefelder Katholikentags über die katholische Superiorität? Doch darum könnten die Lazaristen als recht harmlose Leute erscheinen, und so höre ich schon die Stimmen auch aus „liberal“-protestantischem Lager: „So laßt sie doch kommen! Die thun uns gewiß nichts.“

Aber wir müssen genauer zusehen, ob die Kongregation dieser „Missionspriester“ par excellence in Princip und Praxis wirklich so harmlos ist.

Neben den löblichen Tugenden der Demuth, Sanftmuth und Einfalt, die aber in praxi recht oft mit recht eigentlich geistlichem Hochmuth und recht jesuitischer Schlauheit durchsetzt sind, empfiehlt Vincenz als vierte und fünfte Standestugend: Abtödtung und Seeleneifer. Danach hat der Lazarist zu verzichten auf Familie, Freundschaft, Vaterland; die Kongregation ist ihm alles. Und doch hat er auch hier keinen Freund und Vertrauten, das ist durch das echt jesuitische Prinzip der wechselseitigen Ueberwachung mit ihren Denunziationspflichten ausgeschlossen. Der absolute Gehorsam den Ordensoberen gegenüber wird von einem Lazaristen unter dem jesuitenwürdigen Vorbild zur Pflicht gemacht: „Wie die Feile in der Hand des Arbeiters, so der Lazarist in der Hand seines Superiors.“ Und die Zentralisation der Ordensdisciplin geht so weit, daß innerhalb der Kongregation irgendeine national-selbständigere, vom anderweitigen Oberen unabhängige Ordnung durchaus unmöglich gemacht wurde, so sehr, daß, wenn ein Staatsoberhaupt für sein Land die Verbindung mit dem ausländischen Haupt der Kongregation untersagte oder vielleicht gar für die im Lande thätigen Priester das Indigenat forderte, lieber zeitweilig die ganze Ordensprovinz preisgegeben, als das Prinzip der straffsten, geschlossensten internationalen Zentralisation durchbrochen wurde. Die letzte, höchste Standestugend, der Seeleneifer der Lazaristen, hat sein Objekt nun nicht nur in der Heidenmission und der inneren Mission unter dem katholischen Landvolk, sondern ausdrücklich stiftungsgemäß im Defensiv- und Offensivkrieg gegen den Protestantismus sowohl wie gegen jede freiere Regung innerhalb der katholischen Kirche selbst. „Das liegt so auf der Hand, und alle Blätter der Geschichte der Missionspriester tragen das so deutlich zur Schau, daß man sich römischerseits auch nicht die mindeste Mühe gibt, das zu verhehlen, sondern offen und klar es eingesteht, wie man z. B. in dem betreffenden Artikel des römischen ‚Kirchenlexikons‘ lesen kann.“ Ja, der Biograph des Vincenz, Maynard, identifizirt die antiprotestantische Tendenz seiner Kongregation mit der des Jesuitenordens so sehr, daß er sogar rundweg sagt, was bekanntlich römischerseits immer bestritten wird, daß die Gesellschaft Jesu speziell gestiftet sei zur Bekämpfung des Protestantismus. Und ihre Kampfstellung gegen alle innerkatholischen romfreieren Bewegungen wird durch nichts besser illustrirt, als durch das Kanonisationselogium des Vincenz: „Wie Gott den hl. Ignatius und seine Gesellschaft erweckt hat gegen Luther und Calvin, so hat er Vincenz und seine Kongregation gegen den Jansenismus auferstehen lassen!“

Doch es ist wohl nothwendig, endlich auch über das Verhältniß und Verhalten der Kongregation zu Staatsgewalt und Politik einige kennzeichnende Züge anzuführen. Allerdings verbietet die Regel des Vincenz in Kap. 8 den Lazaristen, in öffentlichen Streitigkeiten und Kriegen zwischen christlichen Fürsten irgendwie Partei zu nehmen und überhaupt über Staatsangelegenheiten öffentlich zu sprechen. Doch hierin ist die Praxis freier und stärker als die Regel gewesen. „Thatsächlich brachten sie im Jahre 1794 für Polen bedeutende Geldopfer; der damalige Visitator der Provinz Polen spendete fast den ganzen Silberschatz vom hl. Kreuz in Warschau.... Als aber 1830 beim polnischen Aufstand die Polen wieder das gleiche Opfer vom damaligen Visitator in hl. Kreuz verlangten, wies er sie ab....“ Dafür „beschuldigte man dann ihn und seine Priester der Sympathie mit den Russen und der Feindschaft gegen ihr eigenes Vaterland“. 1832 aber haben die Warschauer Lazaristen den kirchenpolitischen Gesetzen des Kaisers Nikolaus I. von Rußland den heftigsten aktiven Widerstand entgegengesetzt. Und der ganze Klerus Polens schaute damals, wie die Geschichtschreiber der Kongregation selbst rühmen, auf das Vorgehen der Lazaristen als auf ihr Vorbild und wurde von ihnen zu der gleichen offenen Widersetzlichkeit aufgehetzt. Und „Gott segnete den Widerstand“, so hieß es damals. Es würde heute gegebenenfalls in deutschen Landen nicht anders heißen. Allerdings temporum ratione habita hat man auch, wie 1788 in Neapel, um den Bestand der Ordensprovinz zu retten, wenigstens scheinbar dem Staatsgesetz sich gefügt und sogar die Verbindung mit dem auswärtigen Kongregationsoberhaupte äußerlich aufgehoben. Aber nach ihrer Geschichte wie nach ihrem Charakter, der ja jedes vaterländische Gefühl in der Wurzel ausrottet, ist es unzweifelhaft, daß sie bei jedem etwaigen Konflikt zwischen Staat und Kirche sich als die energischsten Vertheidiger der päpstlichen Interessen und Rechtsansprüche erweisen würden; und das wäre bei dem großen Einfluß der Kongregation auf die breiten Volksmassen, wenn nöthig auch gegen Säkulargeistlichkeit und Bischofsgewalt, durchaus nicht ungefährlich für ein geordnetes selbständiges Staatswesen. — „Sind nun die Lazaristen den Jesuiten verwandt?“ Der Verfasser schließt mit dieser Frage und ihrer präzisen Beantwortung seine eindringende, vielseitig orientirende Studie. Sie sind verwandt, wenn auch nicht in dem Sinn wie die Kongregation Sacré Coeur als Ableger, als natürlicher Wurzelschößling des Jesuiten-Stammordens, doch umsomehr geistig, in Bezug auf die Ziele ihrer Thätigkeit, den Grund ihrer Existenz, ihre Organisation, ihre parallel laufende, sich ergänzende gelchichtliche Wirksamkeit, in der die Lazaristen sogar offenkundig nach Aufhebung des Jesuitenordens in einen großen Theil seiner Arbeits- und Eroberungsgebiete eintraten. Und darauf kommt es an im Sinn des Gesetzes vom 4. Juli 1872. „Die Rückkehr der Jesuiten und Lazaristen wird ultramontanerseits immer als eine Forderung der Parität hingestellt, und diese Parität dahin erklärt, daß man beide Kirchen, die evangelische und katho-

lische, mit den ihnen eigenthümlichen Lehren und Einrichtungen (von Seiten des Staates) anerkennt. Faßt man aber die Parität auf als gleichmäßige Rücksichtnahme auf die Interessen aller Konfessionen und Staatsbürger, so würde die Duldung einer Genossenschaft, die, wie die der Lazaristen, begründet ist zum systematischen Kampf gegen die Andersgläubigen, als einfache Duldung schon die wirkliche Parität gegenüber allen nicht ultramontan-jesuitisch denkenden Staatsbürgern auf das gröblichste verletzen.“ Diesem markigen Schlußwort des durchaus kompetenten Referenten haben wir — bei aller Anerkennung der charitativen Leistungen der Kongregation — nichts weiter hinzuzufügen.

Ueber Eisbewegung und Eisbergbildung in Grönland.

Mit lebhaftem Interesse habe ich in der Beilage (Nr. 270 l. J.) die anregende Besprechung P. Vogels über die Ergebnisse der von mir geleiteten Grönland-Expeditionen gelesen und seine Erörterung wesentlicher Punkte in den dort angestellten Arbeiten verfolgt. Der hohe Werth, welchen ich auf diese von sachkundiger Seite geübte Kritik lege, veranlaßt mich an dieser Stelle auf einige Einzelheiten zurückzukommen, in welchen P. Vogel eine andere Auffassung hat als ich, um auch hier kurz die Gründe darzulegen, welche meine Ansicht gebildet haben.

Der erste Punkt betrifft die von mir auf dem Inlandeise Grönlands angewandten Vermessungsmethoden.

Zur Vermessung des Inlandeises stieß ich von demjenigen Gebiete des Eisrandes, in welchem die ruhige Oberfläche des Inlandeises an die unruhige seines Ausläufers, des großen Karajak-Eisstromes, grenzt, zunächst drei Tage in einer mit der Richtung des Eisrandes etwas divergirenden Richtung vor, bis das feste Land fast am Horizonte verschwunden war und ich nur noch die höchsten Spitzen und Kuppen sah. Dort maß ich eine Basis, um von derselben die für die Vermessung des Eises nothwendigen Landfixpunkte ihrer gegenseitigen Lage nach zu bestimmen. Daß diese Basis nur etwa 2 Kilometer von dem nächsten Landrande entfernt war und ich diesen und seine Umgebung trotzdem nicht sah, wird dann nicht erstaunlich erscheinen, wenn man bedenkt, daß dieses Land nicht unerheblich tiefer als die Eisoberfläche in der Gegend der Basis lag und daß das Eis sich gegen das Land herabwölbt. Ich hatte mich nicht senkrecht zur Richtung des Landes, sondern unter einem spitzen Winkel gegen diese fortbewegt und somit durch die dreitägige Wanderung eine nicht große Entfernung von den letzten Ausläufern des Nunataks erreicht, während die Entfernung der höchsten Theile desselben erheblich größer war.

In dem Gebiete, wo ich die Messungen nun begann, war die Vertheilung der Landfixpunkte verhältnißmäßig günstig, jedenfalls so günstig, wie sie sich im weiten Umkreis um unser Arbeitsfeld nur irgend erreichen ließ. Von dem nahegelegenen Nunatak sah ich nur eine Kuppe, welche ich auch benutzt habe. Es war nicht nöthig, hier noch ein Signal zu errichten, weil sie sich an zwei Stellen auch ohne das hinreichend gut einstellen ließ, wie auch die weiter entfernt liegenden anderen Fixpunkte. Näher gelegene Fixpunkte aber zu wählen, wie es P. Vogel vorschlägt, und durch Errichtung von Signalen kenntlich zu machen, wäre nur dann möglich gewesen, wenn ich die Vermessung auf einen ganz kleinen Theil des Inlandeises beschränkt hätte. Dieses ist an einer anderen Stelle mit gutem Erfolg geschehen. Hier galt es, ein etwas größeres und vom Land selbst unabhängigeres Gebiet zu umspannen. Dafür mußte ich mich von dem Rande des Landes etwas weiter entfernen, konnte diesen und seine Umgebung nicht mehr sehen und infolge dessen nur weitere Fixpunkte wählen.

Was die von mir benutzten Messungsmethoden betrifft, so hätte ich ja doch zweifellos die, wie aus meinen Ausführungen hervorgeht, von mir wohl gekannte- und auch vorgesehene, genauere Methode mit der Meßstange zur Entfernungsmessung benutzt, wenn dieselbe anwendbar gewesen wäre. Das war der Spalten und Eisbuckel wegen indessen nicht möglich und ich mußte, um eine hinreichende Zahl von Beobachtungen zu erzielen, zu der Methode der Ableitung von Entfernungen aus kleinen Winkelmessungen greifen, die ich angewandt habe. Ich habe die kleine Basis bei solchen Messungen nicht immer vertikal, sondern bisweilen auch horizontal gelegt, wie es P. Vogel für zweckmäßiger hielt. Ich habe in dem ersteren Falle bessere Resultate erzielt, und schiebe das darauf, daß es wesentlich darauf ankommt, daß die größere Basis vertikal zur kleineren liegt und dies sich durch vertikale Stellung der letzteren wegen der Schwere derselben sehr gut erreichen läßt.

Um die Art des Arbeitens auf dem Inlandeise und die dort verwendbaren Methoden zu kennzeichnen, habe ich in dem 1. Bande des Grönlandwerks ein besonderes Kapitel über die Messungsmethoden eingeschaltet, in welchem ich die erreichbaren Genauigkeiten behandle. Vielleicht geht aus demselben hervor, daß die eigenartigen und schwierigen Verhältnisse der Eisflächen in der That eine besondere Art des Arbeitens bedingen und daß genauere Methoden dort unter Umständen nicht zu genaueren Resultaten führen. Ich bin der Ansicht, daß die gesteigerte Anzahl der Messungen und die genaue Kritik der gewonnenen Beobachtungen eher zum Ziele führt, als die Verwendung von für die besonderen Verhältnisse nicht geeigneten genaueren Methoden, und bin erfreut, in der Besprechung von P. Vogel auch die Gültigkeit meiner aus den Messungen gezogenen Resultate anerkannt zu finden, obgleich den Einzelmessungen nicht unbedeutende Fehler anhaften, wie ich auch im einzelnen dargelegt habe.

In der That dürften sich die Resultate auch durch andersartige oder umfangreichere Messungen nicht verändern. Da sie sowohl eine von den Landformen unabhängige Eisbewegung dargethan haben, als auch an anderen Stellen die Bedingtheit der Bewegung von den Landformen zeigen, hätte ein weiteres Hineinführen der Messungen in das offene Inlandeis, etwa bis zum Renthiernunatak, die Ergebnisse nicht wesentlich vervollständigt. Solche Messungen wären mit einem Zeitaufwande von etwa 4 Monaten sehr wohl möglich gewesen. Es hätte sich am Renthiernunatak jedoch das Verhältniß zwischen der von den Landformen unabhängigen und der durch sie bedingten Eisbewegung zweifellos unvollkommener ermitteln lassen, als in dem von mir bearbeiteten Gebiete, weil dort das Verhältniß der Landformen zur Eisoberfläche weniger hervortritt. Durch die genaue Vermessung eines kleinen Eisgebiets an anderer Stelle (am Hüttensee) werden die auf dem umfangreicheren gewonnenen Ergebnisse übrigens nicht unwesentlich ergänzt. Der Vergleich der Bewegungsstärke in den verschiedenen Querschnitten des Eisstroms und auf dem Inlandeis läßt die Abnahme der Geschwindigkeit in das Inlandeis hinein ebenfalls erkennen.

Ein zweiter Punkt, auf welchen ich zurückkommen möchte, ist der, ob die durch innere Verflüssigungen und Wiederverfestigungen entstehende Eigenbewegung des Eises nicht thatsächlich durch Eintauchen in Wasser ebenso verringert wird, wie wenn die Mächtigkeit, also der Eisdruck abnimmt. P. Vogel macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Druck, welchen die Unterfläche des Eises beim Schwimmen durch den Auftrieb des Wassers erfährt, gerade so groß ist, wie wenn das Eis auf festem Boden liegt. In-

dessen ist die Druckvertheilung bei dem schwimmenden Eis doch wesentlich anders, als bei dem auf Boden lastenden. In dem ersteren Fall wird das Eis allseitig durch den hydrostatischen Druck zusammengepreßt, in dem letzteren ist eine Richtung bevorzugt. Senkrecht zu dieser entstehen die Verflüssigungen und Wiederverfestigungen, auf denen die Eigenbewegung des Eises beruht und die in der Schichtung so vortrefflich zum Ausdruck kommen. Bei allseitigem Zusammenpressen können wohl auch innerhalb der Eismasse Zustandsänderungen erfolgen, doch desto weniger, je mehr Wasser in dem Eise vertheilt bleibt, wie die von mir herangezogene Arbeit von Le Chatelier zeigt. Bei dem auf dem Boden lastenden Eis erfolgen die Zustandsänderungen in bestimmten Flächen und desto mehr dort, wo das Wasser entweichen kann. Bei Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte durfte meine Erklärung der größeren Tiefengeschwindigkeit doch nicht hinfällig erscheinen, zumal ja die aktive Bewegung der oberen Theile des Eisstroms in den unteren sichtlich in die passive Bewegung der Eisberge übergeht.

Auch meine Erklärung der Eisbergbildung durch den Austrieb des Wassers möchte ich aufrechterhalten und befinde mich jetzt darin in Uebereinstimmung mit den dänischen Forschern, welche die Eisbergbildungen bisher bearbeitet hatten („Geogr. Tidskr.", Kopenhagen, 1897/98, Heft 7/8). Wenn der Austrieb des Wassers gleich dem Gewicht des Eises ist, so ist in der That kein Grund für die Loslösung des Eisbergs vorhanden. Ein solcher kann theoretisch allerdings eintreten, wenn das Eis oben durch Abbruch oder durch Ablation entlastet wird, wie auch P. Vogel annimmt. In den von mir beobachteten Fällen war dieser verhältnißmäßig sehr kleine Effekt aber nicht maßgebend, wie ich dargelegt habe, sondern trat sichtlich hinter dem Einfluß der Bewegung zurück. Es dürfte doch kaum zu bezweifeln sein, daß entsprechend dem von P. Vogel anerkannten Abbruch des Eisbergs nach unten durch sein Gewicht, wenn das Eis den Boden verliert, solange das Gewicht den Austrieb des Wassers überwiegt, daß auch ein Abbruch nach oben eintreten kann, sobald das Eis von der Grenzlage, wo Gewicht und Austrieb gleich sind, durch Bewegung in ein Gebiet hinausgeschoben wird, wo der Austrieb überwiegt. Dieser Fall trat bei den von mir beobachteten Eisbergbildungen ein, wie außer den anderen geschilderten Verhältnissen auch der Umstand zeigt, daß die Stirne des Eisstromes sichtlich unter der Wirkung des Austriebs steht und daß die Eisberge beim Beginn der Loslösung aufsteigen, also durch den Austrieb des Wassers gehoben werden. Daß die von P. Vogel in Süd-Georgien beobachteten Eisbergbildungen durch Niederbruch entstehen, bezweifle ich dabei nicht. Es wäre gewiß von Interesse, zu erfahren, ob diese andere Bildungsart dort durch die Tiefenverhältnisse des Meeres bedingt wird, die wesentlich anders sein können als in den Fjorden Grönlands und immer für die Art der Eisbergbildung bestimmend sind.

Zum Schluß berühre ich noch kurz die Frage der Beeinflussung des Eises durch die Erdwärme. Falls vor dem Auftreten des Eises die Temperatur des betreffenden Gebietes wesentlich unter Null lag und sich dann Eis von Null Grad daraus bildete, halte auch ich eine relative Hebung des Geoisothermen für nothwendig. Eine Senkung der Geoisothermen unter Eis und den Mangel der Beeinflussung des Eises durch die Erdwärme nehme auch ich nur an, wenn eine Eisdecke von 0° ein Gebiet überlagert, das vorher in die Temperatur von 0° frei ausstrahlte. Da man jedoch im allgemeinen den Eintritt einer Vereisung mit einer Abkühlung des Klimas verbunden denken muß, wird der Fall, wo sich Eis von 0° über ein früher kälteres Land legte, praktisch kaum in Frage kommen, und daher dürfte der von mir auch nur für die Temperatur von 0° entwickelte Unterschied zwischen einer ausstrahlenden und einer eisbedeckten Kugel hinsichtlich des mangelnden Einflusses der Erdwärme auf die Temperaturen des Eises eine allgemeine Geltung haben. Was den anderen von P. Vogel geltend gemachten Gesichtspunkt betrifft, die Erwärmung des Eises infolge der Bewegung von der Höhe zur Tiefe, sei mir der Hinweis gestattet, daß man für die Größe dieser Erwärmung kaum das Maß der Energie in Betracht ziehen darf, welches eine herabfallende Eismasse hat. Die Eismasse strömt infolge von Zustandsänderungen; bei diesen kommen aber Wärmeumsätze in Betracht, welche den Einfluß der von der Bewegung zur Tiefe herrührenden und noch nicht anderweitig umgesetzten Energie überwiegen werden.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß P. Vogel die hier erörterten und noch andere Probleme der Polarnatur zum Gegenstand einer so eingehenden Besprechung gemacht hat. Sicherlich wird das wesentlich dazu beitragen, das jetzt so rege Interesse an der Polarforschung weiter zu heben.

Erich v. Drygalski.

Vom Weihnachtstisch.

III.

f Und nun auch dem Humor eine Straße! Mit „Prosit Neujahr!" eröffnet der „Fliegende Blätter-Kalender" (München bei Braun u. Schneider) seine Quintessenz von Heiterkeit, Laune, Humor und Witz — ein heilkräftiger Extrakt aus den „Fliegenden", die trotz der ausgedehnten, täglich anwachsenden Konkurrenz ihr altes Panier mit musterhaftem Takt und größter Sorgfalt aufrecht zu halten wissen, unterstützt von einem stattlichen artistischen Generalstab und einer ehrenhaften Legion von Mitarbeitern, die in Wort und Bild, Jeder an seinem Posten, unentwegt zusammenhalten zur Erfrischung der bedürftigen Menschheit, eine wahre Panacee gegen das dreitöpfige, mörderliche Ungeheuer von Griesgram, Langeweile und Hypochondrie.

Ein weiteres Ingrediens dieser löblichen Bestrebungen bildet das jetzt im elften Bande vorliegende „Oberländer-Album" (ebendas. 60 S. gr. Fol.), das in putzigen Einfällen, exorbitanten Stimmungen und dito Zeichnungen das undenkbar Möglichste leistet und — um im zeitgemäßen Jargon zu bleiben — häufig noch übertrifft! Hier finden sich auch neue Exzerpte aus den Schreibheften des immer noch „kleinen Moritz"; monumentale Zeitbilder, unverkennbare Anklänge an das neueste Zeitalter der großen Entdeckungen in dem äquatorialen, dunkelsten Erdtheil; aber auch näherliegendes Philisterthum, die Blüthe des höheren Blödsinns in Haus und Schule, in Dichteritis, Radler-Sport, Bergfexerei und Sommerfrischlertreiben — alles mit der unserm Oberländer eigenen Scharfsichtigkeit, welche in animalischen Physiognomien auch das menschliche Urbild noch erkennen läßt. Die Moral dieser äsopischen Fabeldichtung tritt überall in diesen scharfgezeichneten Epigrammen leicht erkennbar zutage. Wer selbst die abgepritschten Lacher auf seiner Seite hat, kriegt immer recht und thut ein gutes Werk.

Die „Münchener Bilderbogen" hätten alles Recht, mit dem fünfzigsten Band und der zwölfhundertsten Nummer ein Jubiläum zu feiern. Jeder der Zeichner ist in seiner charakteristischen Eigenart vertreten: Hugo Vogel von Plauen mit 12 Vignetten zu den Monaten und einem lieblichen, echt poetischen Märchenzug, Eduard Ille mit einer kostbaren Hunde-Maskerade; Otto Bromberger, L. v. Nagel, Hengeler, Schmidhammer (Straßenbild im Jahre 1900), M. Coester, Reinicke, Hohn, Schuhwerk, Hermannsdorfer und Oberländer — sie Alle wetteifern, ihr Bestes zu geben in Scherz, Ernst und gemüthlicher Laune, zur Freude der kleinen und großen Welt!

Gleiches gilt von den durch Isabella Braun begründeten, durch J. Hummel mit wackerer Ausdauer fortgeführten, nun im 44. Jahrgang laufenden „Jugendblättern" (ebendas. VIII. 576 S. 8°). Die Redaktion strebt, durch steten Wechsel

der mitwirkenden Kräfte den immer noch wachsenden und zunehmenden Leserkreis angenehm zu interessiren, und die „grünen Hefte“ behalten häufig auch noch die gleiche Anziehungskraft bei der ins Leben tretenden Generation. Der reiche Wechsel von Gedichten und Erzählungen (von E. Ries, A. Wecklin, K. Reichner, A. Mayer-Bergwald u. A.), mit dramatischen und musikalischen Scherzen, belehrenden Aufsätzen (z. B. über Raphael) und historischen Erinnerungen, untermischt mit Räthseln, Sprüchen und anderen angenehmen Zuthaten, wird durch eine Fülle der besten Holzschnitt-Illustrationen unterstützt, wie selbe dieser Verlag allein zu leisten imstande ist.

Eine heitere „Reise ins Puppenland“ von Marie Beeg (München bei Seitz u. Schauer) trägt die Dedikation an Ihre kgl. Hoh. die Frau Herzogin Karl in Bayern. Die Farbendruckbilder mit den schönen botanischen Arabesken und den putzigen Versen werden dieser kostbaren Weihnachtsgabe auch außer dieser heiligen Zeit zahlreiche Freunde erwerben. Dasselbe gilt von dem durch praktische Nutzanwendung ausgezeichneten Hefte „Ruthe und Düte“ (ebendas.) und der unsern Kleinen geradezu auf den Leib geschriebenen „Jugend-Theater-Bibliothek“ (ebendas.), welche in mundgerechten Reimen die Schätze der Märchenwelt (Goldene Gans, Rothkäppchen, Hänsel und Gretel, Dornröschen, Aschenbrödel, Schneewittchen, die Galoschen des Glücks u. s. w.) in lustiger Weise dramatisiren.

Mannichfaltige Abwechslung bietet Franz Hoffmanns „Deutscher Jugendfreund“ (53. Band, Leipzig 1898, bei Schmidt u. Spring. 572 S. 8⁰) durch lehrreiche und unterhaltende Aufsätze. Wir hören über das Bairamfest in Konstantinopel, von den Sitten und dem Leben der alten Sachsen zur Zeit Karls des Großen, besuchen große Städte, wie Kairo, Mailand, Aden und Darjeeling. Auch findet sich allerlei Kulturhistorisches, z. B. über Ringe, Biographisches (A. H. Francke, Ferd. Freiligrath, Vasco da Gama und Benjamin Vautier) mit guten Portraits, Naturhistorisches (Ueber die Hausthiere zur Zeit der Pfahlbauten; Was man den Thieren andichtet) und schöne Geschichten, z. B. von Karl Tanera (Indische Fahrten), welcher die Eindrücke seiner Weltreisen auch gern zu Erzählungen für die Jugend verwerthet. Beigegeben sind gute Bilder-Reproduktionen nach A. Claß, E. Zimmer, Fritz Bergen, W. Zweigle u. A. Hoffmanns zahlreiche „Volks- und Jugendbibliothek“ (ebendas.) wurde durch fünf weitere Bändchen (Nr. 271—75) vermehrt.

Musterhaft schön ausgestattet ist „Die Landjugend“ von Heinrich Sohnrey (III. Jahrg. Berlin 1898. Deutscher Dorfschriften-Verlag. 207 S. 8⁰), eine Sammlung von kleinen Lesestücken, mit Beiträgen von Jakob Beyk, Hermine Möbius, Schulrath Polack, Peter Rosegger, Johanna Spyri, E. Wolf-Harnier u. A. und sehr schönen Bildern von Ludwig Gamp, Kleinmichel, Paul Wagner, Georg Busch, E. Rau u. s. w. Ein sehr zeitgemäßes, treffliches Unternehmen: in den weitesten Kreisen heilsame Saat auszustreuen, welche gewiß die besten Früchte zeitigen wird.

Gleich löblichen Zwecken dient das „Büchlein für die Jugend“ von Ludwig Aurbacher (1784—1847), einem echten Volksschriftsteller, der erst in neuerer Zeit zu verdienten Ehren gelangt, da er zeitlebens seine zahlreichen, populären Arbeiten immer ohne seinen Namen ausgehen ließ. Er ist der Verfasser der „Sieben Schwaben“ und vieler anderer, immer von der heitersten Laune gewürzten Erzählungen, die auch in gebundener Form, darunter die „Historia von den Lalenbürgern“ (in Nr. 3780 von Reclams Universal-Bibliothek) Glück machten. Das vorgenannte „Büchlein für die Jugend“ (Kempten 1898, bei Jos. Kösel, 203 S. kl. 8⁰) enthält die Volkssagen vom Untersberg und allerlei echt schwäbische Geschichten (Heinrich von Kempten), Legenden und Schwänke, wozu Jos. Sarreiter, der Großneffe des Dichters, gehörigen Bericht ertheilt.

Dankenswerth sind die Kinderlieder, Auszählreime, Zungenübungen, Spiele, Sprüche und anderes „Volksthümliches aus Sachsen“, gesammelt und herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt (Leipzig 1898 bei B. G. Teubner 156 S. 8⁰), desgleichen löblich die Beigabe einiger Melodien. Dieser unscheinbare Tand ist uralt, der durch weiteren Vergleich überraschende Bedeutung gewinnt. So ist beispielsweise der Spruch von den zehn kleinen Negerknaben, die durch Unfälle von Strophe zu Strophe immer weniger werden, auch in England bekannt und durch freie Nachdichtung und mit Bildern ausgestattet, als lustiges Weihnachtsangebinde unter dem neuen Titel „Aus Kamerun“ in Buchform bei Braun u. Schneider erschienen.

Eine ganze Serie von Jugendliteratur in feinster Ausstattung lieferte der Verlag von Gustav Weise in Stuttgart. Erst zwei Kinderbücher „Zappelrudel“ von Karl Prümer und Gustav Köhler und „Fee Minnelrast und Krabbelasche“ in Versen und Prosa nach Dr. Bertram — ein Pseudonym, unter welchem bekanntlich der verstorbene Dr. med. Georg Julius v. Schultz fleißig schriftstellerte — bearbeitet von Elisabeth v. Schultz, mit Bildern von Sally v. Kügelchen. Mit splendiden Farbendrucken sind „Aus dem Märchenlande“ zwölf alte Geschichten (Dornröschen, Däumling, Goldener, Die Bremer Stadtmusikanten, Das häßliche junge Entlein (nach Andersen), Gänsemagd, Die Sternthaler) neugefaßt und nacherzählt. Für junge Mädchen empfehlen sich in zierlicher Buchform die Erzählungen „Anila“ (294 S.) und „Komteß Wally“ (257 S.) von Bertha Clement; „Marienthal“ von Agnes Hoffmann (286 S.), die sehr ernsthafte „Tanzstunde“ von Ida Kunitz (188 S.) und „Die wilden Ruthvens“ von Curtis Yorke, aus dem Englischen übersetzt von Anna Puchla (215 S.), insgesammt mit Bildern geschmückt von Karl Spindler, A. Groß, W. Zweigle und Th. Volz. — „Ponda, der Löwentödter“, nach Mayne Reid bearbeitet von Dr. E. H. Rarmann, mit Bildern von A. Groh (188 S.); „Die italienischen Robinsons“ nach Emilio Salgari übersetzt von Hedwig Jahn, mit Illustrationen von G. Gamba (194 S.) und die das altnordische Leben schildernde Erzählung „Am Walfsee“ von Bernhard Wiener (164 S. kl. 8⁰), mit Farbendrucken nach A. Zick — sind insgesammt für die reifere Jugend berechnet.

Dagegen appellirt das „Hermann-Kaulbach-Album“ (ebendas. gr. 4⁰) an das feinere, einsichtige, höhere Publikum. Vierzehn Originalzeichnungen des liebenswürdigen Künstlers, sämmtlich mit allerlei possirlichen Freuden und Leiden aus der Kinderwelt, sind in sorgfältigen Lichtdrucken nach der anspruchslosen Handschrift des geistvollen, fein empfindenden Meisters wiedergegeben und durch fröhliche Reimstrophen von Anna Mayer-Bergwald erläutert.

Im tabellosesten Salonton, wie immer, ziehen der Almanach „Für junge Mädchen“ und die „Kinderlust“ von Frida Schanz auf; beide im 4. Jahrgang und seither stets freudig bewillkommt. Dieser Almanach (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing, 440 S. kl. 4⁰) bringt außer vielen hübschen Erzählungen ein Lebensbild der Ottilie Wildermuth (1817, † 1877), einen Aufsatz von Rosenberg über Tizians „Assunta“; ein „Gang durch die Wartburg“ von A. Trinius berichtet über die reichen historischen und artistischen Schätze dieses Bauwerkes und Oskar Schumm über den „See Genezareth“; hier findet sich ein schönes Portrait der Königin der Niederlande, Wilhelmina; die Plaudereien über „Japanisches Familienleben“ und „Deutsche Blumenwelt“ sind reichlich illustrirt, ebenso der historische Rückblick auf alte Linnenstickereien. Entsprechend ihrem jüngeren Leserkreis verlegt sich die „Kinderlust“ (ebendas. 200 S. kl. 4⁰) auf kleinere Erzählungen und Berichte, z. B. „Aus Mozarts Kinderjahren“, auf Mittheilungen aus der Naturgeschichte (über Eis und Schneekrystalle, Papageien und Affen, über das Chamäleon und den Kuckuck) und Geographie (Tanera: Aus Palästina), auch ist zwischendurch ein Schatz von lustigen Versen und ernsten Reimen, Räthseln, Spielen und Anleitung zu nützlicher Beschäftigung eingestreut. Um das Auge zu üben und an Gutes zu gewöhnen, ist hier womöglich eine noch größere Zahl von leichtverständlichen, aber durchweg nur guten Bildern eingeschaltet, wobei auch das Thierstück eine Rolle spielt und die Namen Joh. Gehrts, Th. v. d. Beek, Albert Richter, O. Piltz, Marie Laux, H. Zick, Hasemann, G. Koch, Schlesinger, H. Engel, P. te Gempt, A. Lins, Biedermann-Arendt, Paul Wagner, W. Claudius, Fritz Reiß, H. Kaulbach, Jakobides, Oehmichen, Blume-Siebert, H. Heyn, Th. Kröner reichlich vertreten sind.

In demselben Verlag hat H. v. Zobeltitz eine „Jugend-Bibliothek“ für das reifere Alter begonnen. Das erste Bändchen eröffnet der Herausgeber mit einer Erzählung der „Abenteuer eines jungen Deutschen in Mexiko“, wobei das tragische Geschick des Kaisers Maximilian den Hintergrund bildet; der im Gebiete der Länder- und Völkerkunde so bewanderte, am 23. Juni d. J. verstorbene Maler Albert Richter lieferte noch die Illustrationen dazu. „Die drei Kapitäne“ von Fr. Meister behandeln eine unheimliche Seegeschichte. Ein anderes Bändchen „Aus aller Zeit und aus aller Welt“ faßt verschiedenartige Ereignisse und Personen zusammen, wie Bismarck, Ludwig XVI. im Temple, Adalbert v. Chamisso (mit einem reizenden Jugendbildniß), Friedrich dem Großen; wir wandern unter Julius Stinde's Führung ins Blaue und nach der Planetenwelt, besuchen unsre neuesten Schutzgebiete und Kolonien, lernen die Sprache der Flaggen und Signale, die Bedeutung der Heraldik und das Wesen und die Herstellung der Auer'schen Glühlichtlampe. Ein anderer Theil ist dem „Spiel und Sport“ gewidmet, vom Velozipeb bis zur Momentphotographie, vom Schlittschuhlauf und dem Markensammler, von der Wartburg bis zur Ex-libris-Sammlung, wozu auch diese Knabenbibliothek ein „Bücherzeichen“ bietet. Des Lehrreichen ist viel und genug vorhanden. Die Auswahl der Bilder verdient alles Lob; als Muster des Fleißes erscheinen Defreggers Kinder an der emsigen Arbeit hinter der Staffelei.

Etwaigen Philatelisten mag die Kunde willkommen sein, daß Schaubeks illustrirtes „Briefmarkenalbum“ in einer neuen, und zwar der 21., bis zur jüngsten Zeit reichenden Auflage und Bearbeitung vorliegt (Leipzig, bei C. F. Lücke. 334 S. gr. 4°). Daß dieser in den weitesten Kreisen grassirende Sport durch den in Jahresfrist furchtbar anwachsenden Korrespondenz- und Ansichtskartenschwindel (wobei wirklich künstlerische Leistungen mit dem äußersten Schund konkurriren) etwas beeinträchtigt werde, ist vom nationalökonomischen Standpunkt aus gewiß kein Unglück.

Weit über die landläufigen Konkurrenzarbeiten in diesem meist mit furchtbarer Fadheit mißhandelten Artikel ragen die „Sechs Märchen“ von Karl Ewald (Kopenhagen, bei Andr. Fred. Höst u. Sön 1898. 154 S. kl. 8°). Sie stammen aus Andersens Heimath; Pauline Klaiber hat selbe mit graziöser Eleganz aus dem Dänischen übersetzt und den äginetisch-leichtschwebenden Vortrag des Dichters glücklich nachempfunden. Sie setzen in einem Gebiet ein, im submarinen, welches Andersen nur einmal mit seiner „Seeschlange“ betrat, bewegen sich aber mit gleicher Leichtigkeit im kosmologischen Plan, wie unter den Amphibien und dem kleinsten Gethier des Waldes. Glücklicherweise hat auch kein Illustrator daran herumgepfuscht. Dem Erzähler, der gewiß nicht an die Kinderstube dachte, gelingt besonders ein gewisser menschlich moquanter Salonton, der sich z. B. in dem sehr animirten Gespräch zwischen der eitlen Erde, dem hämischen Mond und dem auf seiner eiligen Bahn durchziehenden Kometen außerordentlich heiter darstellt. Wie Lessing in seinen Fabeln auf den Ausdruck der moralisirenden Belehrung verzichtet und nur die Thatsachen sprechen läßt, so schweigt sich auch Karl Ewald mit schwerwiegendem und vielsagendem Lächeln aus, die hellen Lasurfarben und Lichter seines Humors mit leichter Hand aufsetzend — nach dem Vorrecht aller wahren, ein echtes Kunstwerk schaffenden Dichter. Seine Märchen sind freilich nicht völlig gleich, der Poet schiebt manch Minderwerthiges ein, gleichsam als Folie für den vorgehenden und nachfolgenden Nachbar. Am meisten überraschen die genialen Plaudereien der Erde mit dem Kometen und des zum Regenwurm sich huldvoll herablassenden Storches. „Die Korallen“, der lose „Kuckuck“, die „Kaulquappen“ qualifiziren sich als ergötzliche Genrestücke; sehr dramatisch wirken die Unterhaltungen der „Vier feinen Freunde“: eines Nachtschmetterlings und Igels, einer Waldmaus und Uferschwalbe; sie erzählen mit belauernder Anzüglichkeit ihre Erfahrungen und Schicksale und berücken einander, wobei nur die kluge Schwalbe ihr Leben behauptet.

Verwandt damit, aber mehr grobkörnigen Humors ist die „Zoologie für Buchdrucker“, herausgegeben „unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter“, mit zahlreichen grotesken Illustrationen von L. Burger (Leipzig 1898 bei Breitkopf u. Härtel). Das einleitende Vorwort beklagt mit schalkischen Seitenblicken die „moderne Richtung“ im Druckgewerbe, welches in Gefahr sei, ganz in einem Gewirr unmöglicher, bis zum Ueberdruß wiederholter und nachgeahmter Blumen- und Planzengebilde unterzugehen und baldigst in einen Sumpf zu gerathen, indem nur noch „Nymphaea alba“, die vielgeliebte Teichrose, einsam wächst. Dieser Gefahr vorzubeugen, sei das vorliegende „Lehrbuch“ bestimmt: „Mit raschem Griff haben wir neben der Botanik nun auch die gesammte Zoologie zur Mitwirkung an den Aufgaben moderner Ornamentik herangezogen, und, um dem Vorwurf der Ungenauigkeit zu entgehen, bieten wir unsre stilisirten Thierchen wissenschaftlich klassifizirt dar, mitsammt ihren deutschen und lateinischen Namen, so daß selbst der verhärtetste Gegner der modernen Richtung nicht mehr behaupten kann, er wisse nicht einmal, was dies oder jenes darstellen solle!“ Das ist doch deutlich genug! Das heitere Opus gibt dann Beispiele, wie man diese den „Fratzen“ des Rundbogenstils entsprechenden Bestien außerordentlich vielseitig verwenden könne bei der Fabrikation von Plakaten, Prospekten, Titelblättern, Umschlägen und anderen Accidenzen, insbesondere bei Inseraten, item wie man durch Zusammenstellungen mit pflanzlichen und thierischen Motiven ganz neue Kombinationen gestalten könne, so daß diese zoologische Abtheilung wirklich „ein geradezu hervorragendes Glück in der Thierzucht“ anzubahnen berufen sei. Der Homo sapiens unter den modernen Buchdruckern werde sich also durch schleunige Bestellung danach zu richten wissen u. dgl.

Nach solchen Vorgängen haben die Bilder von Heinrich Vogeler (Worpswede) zu Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke“ (bei Fischer u. Franke in Berlin, 1898, Fol.) einen schweren Stand. In ihrer symbolisch-mystischen Bescheidenheit und Formenarmuth erregen sie unwillkürlich den Verdacht, als habe der Zeichner damit nur einen ironischen Angriff auf das Publikum gewagt. Jedenfalls hätte der Künstler ein neidenswerthes Talent, in dieser Manier Platens „Romantischen Oedipus“ oder dessen „Verhängnißvolle Gabel“ mit Randglossen zu schmücken.

Mehr oder minder harmlos zugespitzte Satiren sind die freilich an eine andere Adresse als die Jugend gerichteten „Märchen aus dem Deutschen Dichterwalde“ von Alfons Thieberg (Berlin, 1898, in Ernst Cumme's Deutschverlag und Karl Hinstorffs Verlag, 179 S., 12°). Recht hübsch ist die Uebertragung der Erlebnisse des „Hans im Glück“ (Grimm) auf einen episch-dramatischen Dichter, der durch fortwährend gespendeten kritischen Beirath sein Werk immer wieder in neue Form bringt, bis ihm zuletzt nichts mehr davon übrig bleibt. Die Nutzanwendung geht auch bei „Amandus Schreiberling“ bis in die jüngste Zeit. Die ganze Kette der leidigen Premieren, der mit Verstorbenen getriebene Unsterblichkeitskult, die Dornenwege, auf welchen Dichter, Kritiker, die Leser und das Theaterpublikum wandeln müssen, erscheinen im plainairistischen Pessimismus oder in idealhumoristischer Beleuchtung. Die mit Vorliebe gebrauchten Diminutiva wie Möpslein, Töpfchen und das geschmacklose Journalistchen dürften (trotz Kürschners biographischen Notizen) eher auf einen weiblichen Autor schließen lassen.

Ein alter treuer Freund aus unsrer ältesten Kinderzeit, Ludwig Bechsteins „Deutsches Märchenbuch“, erreichte in der österreichischen Ausgabe (Wien, Pest, Leipzig bei A. Hartleben) jetzt die 65. Auflage; dasselbe wurde durch diese Firma allein in einer halben Million von Exemplaren verbreitet. (Leider sind die beigegebenen Holzschnittillustrationen veraltet, sie können mit den wirklich tiefempfundenen Bildern Ludwig Richters keinen Vergleich aushalten.)

Eine Kollektion von 13 eigenartigen „English Fairy Tales“ wurden als echte „Christmas Carols“, mit Wörterverzeichniß und Anmerkungen durch Prof. Dr. L. Kellner in G. Freytags berühmter Sammlung französischer und englischer Schriftsteller (Leipzig, 1899 bei G. Freytag) in bekannter, geschmackvoller, handlicher Form herausgegeben. Freudig begrüßen wir die nett ausgestatteten, herzigen Geschichten von Charles Dickens „Ein Christabend“ und „Das Heimchen am Herd“, beide übersetzt von Auguste Scheibe (Halle bei Gesenius);

dazu gesellt sich in Mohnike's unvergleichlicher Nachdichtung eine Ausgabe von E. Tegners „Frithjofs-Sage“ (ebendas. 1898. 186 S. 12⁰). Diese 25. Auflage ist durch ein Titelbild „Ingeborgs Klage“ nach Ferd. Leeke's Bild geziert.

Karl Zettels „Dichtungen“ haben indessen die fünfte, sein Epos „Gela“ die vierte Auflage erreicht; seiner „Monacensia“ wurde schon früher an dieser Stelle die gebührende Erwähnung gethan; wir bringen selbe in neue Erinnerung. Der Dichter arbeitet gegenwärtig an einer Abhandlung über „Das klassische Alterthum im Spiegel deutscher Dichtung“.

Die „Grüße deutscher Dichter“ trug Margarethe v. Hochfeld aus den neuesten Lyrikern zusammen (Berlin 1899, bei W. Vobach u. Co. XIX u. 240 S. 8⁰) als eine Anthologie, in welcher keine Seite des menschlichen Gefühlslebens unberührt bleibt; die Auswahl ist sorgfältig und wohlbedacht: edler Gehalt, vollendete Form und Wortlaut der Sprache galten der Sammlerin als Kriterien zu diesem empfehlenswerthen und billigen Festgeschenk.

Dagegen bietet Peter Sirius, einer der Höchstbetheiligten an den so beliebten „Gedankensplittern“ der „Fliegenden Blätter“, seine eigenen „Gedanken“, und zwar gleich tausend und einen (München 1899 bei Karl Andelfinger. 183 S. 8⁰), einen ganzen Schatzhalter von so glänzenden Spielpfennigen des Geistes, ein Bouquet voll Maximen, Einfällen, Xenien und Streckversen in gebundener und ungebundener Form, Gipskügelchen und Süßigkeiten zum Confettiwerfen, Glasflitter und Perlen, alles hübsch nach beiläufigen Rubriken aneinandergefaßt in buntem Schmuck.

Ebenso erfreulich wie der Bilderatlas zur Geographie von Europa reiht sich die „Zoologie der Fische, Lurche und Kriechthiere“ an, mit ca. 200 der trefflichsten Holzschnitte und gründlichem Text von Dr. William Marschall (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1898. 54 S. gr. 8⁰).

Zahlreiche Kunst- und Bücherkataloge, z. B. von Walter Moeschke (in Leipzig) über Malvorlagen, von Seemann in Leipzig, G. Grote in Berlin, Herder zu Freiburg, Cotta in Stuttgart, Bruckmann und Hirth in München u. s. w., alle mit Clichés von den besten Illustrationen und Prachtwerken reichlichst ausgestattet und mit kritischen Referaten versehen, stehen dem wißbegierigen Käufer zur Realisirung seiner Wünsche mit Rath und That zur Seite. In Summa kann man sich jedoch eines Stoßseufzers nicht enthalten, daß im Bereiche der sogenannten Jugendliteratur über Bedarf produzirt wird. Während vom ärztlich-pädagogischen Standpunkt laute Klage ertönt, z. B., daß unsre Jugend mit Wissenswürdigkeiten überbürdet werde, fabriziren eine Menge schreibseliger Autoren und wohlmeinender Verleger ganze Bibliotheken für die unreife und reifere Jugend und insbesondere für die „höheren Töchter“, wozu selbe entweder zu Stubenhockern oder künftigen Leihbibliothekverschlingern aufgepäppelt oder verzogen werden sollen. Möchte ein kundiger und einsichtiger „Weihnachtsmann“ alle die guten Herren Eltern, Onkel, Tanten, Neffen und Basen wohl und aufrichtig geleiten und berathen!

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1899. Herausgegeben von Otto Braun. IX. Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1899. — In dem eigenartig vornehmen Gewande, der alle bisherigen Jahrgänge schmückte, ist der Musen-Almanach auch heuer wieder auf dem Plan erschienen — fast zur rechten Zeit, um auf dem Weihnachtstisch als würdiges Festgeschenk seinen Platz zu finden. Der greise, jetzt schon im 75. Lebensjahre stehende Herausgeber hat durch die früheren Bände bereits sein feines literarisch-künstlerisches Verständniß und einen auserlesenen Geschmack bekundet; die neue Sammlung steht erfreulicherweise in nichts dagegen zurück. — Sie beginnt, ähnlich wie die früheren, mit zwei Erzählungen in Prosa. Die erste ist eine „Das Weihnachtsoratorium“ betitelte Novelle von Adolf Stern, die zweite ein Märchen von Julius R. Haarhaus: „Die Zwillinge von Teheran“. Adolf Sterns Ruf gründet sich auf seine literarhistorischen Forschungen und die hierüber publizirten Werke, seine Dichtungen sind nicht in weitere Kreise gedrungen; daß es lohnend sein würde, sich näher mit ihnen bekannt zu machen, erweist die Probe, die er mit der vorliegenden Novelle darbietet. Künstlerische Kompositionen, Lebensfrische der Charakteristik und eine dem historischen Kolorit (die Geschichte spielt im vorigen Jahrhundert zur Zeit der Neuberin) geschickt angepaßte, fein abgetönte Sprache zeichnen sie gleichermaßen aus und geben so eine glänzende Bethätigung von des Verfassers poetischem Talent. Dem Märchen von Julius R. Haarhaus liegt ein schon oft verwerthetes und deßhalb wohl schon ein wenig verbrauchtes Motiv zugrunde: Zwei Brüder ziehen in die Fremde, um ihr Glück zu versuchen. Der eine bringt es bis zum Großwesir, der andere fristet als Holzhacker ziemlich kümmerlich sein Leben. Beide sind mit ihrem Lose unzufrieden, und als sie einander wiedersehen, kommen sie zu dem Entschluß, ihre Rollen zu vertauschen. Nur zu bald sehen sie aber ein, daß sie trotz mancher Sorgen und Mühen einst doch zufriedener und glücklicher waren als jetzt und daß sie deßhalb auf dem ihnen vom Geschick zugewiesenen Platz hätten bleiben sollen. So wird denn der Holzhacker wieder Großwesir und umgekehrt. Haarhaus weiß fesselnd zu schreiben und humorvoll zu plaudern; da nimmt man den sich anspruchslos gebenden Inhalt vom „Schuster, der bei seinem Leisten bleiben soll“, schon gern mit in den Kauf. — Zu den Dichtungen in metrischer Form, die den zweiten Theil des Buches füllen, haben u. A. Hermann Lingg, Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Wilhelm Jordan, Friedrich Spielhagen, Rudolf v. Gottschall, Martin Greif, Heinrich Bulthaupt Beiträge fast durchgängig von tiefem, poetischem Gehalt geliefert; die jüngere Generation ist durch Ludwig Fulda, Albert Geiger, Carl Busse und erfreulicherweise auch durch Gustav Falke vertreten, dessen Werke leider noch lange nicht die ihrer Bedeutung für die moderne Lyrik angemessene Würdigung und Verbreitung gefunden haben. Manche dieser Gedichte können ohne Zweifel dem Besten zugezählt werden, was unsre Lyrik in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Eine Sammlung meist reizvoll pointirter Sprüche bildet den Beschluß des Bandes. Sechs Kunstbeilagen: „Loreley“ von O. Lingner, „Auerhahnbalz“ von F. v. Pausinger, „Florentinisches Blumenmädchen“ von F. Andreotti, „Ostermorgen“ von H. König, „Villa bei Sorrent“ von R. Püttner und „In Erwartung“ von C. Spitzer — sämmtlich in wohlgelungener Ausführung gereichen dem Buch zu besonderem Schmuck. Alles in allem genommen, ist nur zu wünschen, daß der Musen-Almanach auch diesmal wieder die freundliche, wohlverdiente Beachtung und Aufnahme finden möge, die seinen früheren Jahrgängen in so reichem Maße zutheil wurde.

* Ein seltenes Naturspiel. Ein Mensch mit zwei Herzen, der gegenwärtig 100 Jahre alt ist und sich dabei der besten Gesundheit und ungewöhnlicher Rüstigkeit erfreut, ist der Farbige William King in New-Bedford, Mass. Dr. Munroe Long, ein angesehener Arzt des Mühlenberg-Spitals in New-York, hat ihn näher untersucht; aus seinem im „New-York Herald“ über diese merkwürdige Abnormität veröffentlichten Bericht sei in Kürze Folgendes erwähnt: King hat je ein Herz auf der rechten und auf der linken Seite der Brust, doch können im normalen Zustand die einzelnen Schläge beider nur mit Mühe getrennt voneinander gehört werden. Durch gewisse Muskelkontraktionen ist aber King imstande, jedes der beiden Herzen für sich in eine tiefere Lage (gegen die Gedärme zu) zu bringen, in welcher Lage dann die einzelnen Pulsschläge eines jeden der beiden Herzen getrennt vom anderen zu hören sind. Stehen dagegen beide Herzen tief, so schlagen sie auch wieder zusammen. King besitzt ferner zwei Brustbeine und vermag eines derselben beliebig zu bewegen; im Ruhezustand scheint das bewegliche hinter dem gewöhnlichen Brustbein zu liegen.

* **Paris**, 8. Dez. Die französische Akademie brachte heute endlich die Wahl des Nachfolgers des Lustspieldichters Henri Meilhac fertig, für die sie sich schon zweimal vergeblich bemüht hatte. Um den Sitz, der Ferdinand Fabre zugefallen wäre, wenn ein plötzlicher Tod den Verfasser des

„Abbé Tigrane“ und des „Lucifer“ nicht vor einigen Monaten dahingerafft hätte, bewarben sich außer Emile Zola, der seine Kandidatur ein- für allemal aufgestellt hat, die Lustspieldichter und Novellenschreiber Henri Lavedan und Paul Hervieu, der Literaturhistoriker Emile Faguet und der Baron Imbert de Saint-Amand, der sich durch anekdotische Geschichtsschreibung einen Namen erworben hat. Bei der Abstimmung kamen nur die drei Erstgenannten ernstlich in Betracht. Im vierten Wahlgang siegte **Lavedan**, dessen Haupterfolg bisher das Lustspiel „Le Prince d'Aurec“ war, worin er der ruinirten, auf Geldheirathen ausgehenden Aristokratie einen Denkzettel anhing und der Fürstin jüdischer Abstammung die schöne Rolle zuwies.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Im Zauberbann des Pharaonenlandes. Nörgelnde Reiseskizzen eines Weltbummlers. Leipzig, E. H. Mayer (Einhorn u. Jäger) 1898. — Koloniales Jahrbuch. Hrsgb. von Gustav Meinecke. XI. Jahrg. Das Jahr 1898. 1. Heft. Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) 1898. — Heinrich Driesmans: Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig, C. G. Naumann 1898. — Helm: Die deutsche Marine nach dem Flottengesetz von 1898 mit Berücksichtigung der bis zum Jahre 1903 erforderlichen Neu- und Ersatzbauten. In Tabellenform. 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 12. Dezember. Nummer 281.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Australische Literaten.

From lands, where bright blossoms are scentless
And songless bright birds.

Adam Lindsay Gordon.

Bei heftigen Regenschauern feierte Melbourne im Juni 1898 die endliche Annahme der australischen Föderationsbill. Neu-Süd-Wales, Victoria und Tasmania fügten sich zu einem geschlossenen Staatenbund zusammen. In London hinderte man den Akt nicht. Aber man kann nicht zweifeln, daß solche Einigungsbestrebungen auf den Kolonien für das gewitzigte England den fatalen Beigeschmack einer drohenden Unabhängigkeitserklärung haben. Wie lange wird Neu-Holland noch Neu-England bleiben?

Als ein Symptom der wachsenden Selbständigkeit der australischen Kolonien kann man auch einen Vortrag bezeichnen, den der Redakteur eines Melbourner Blattes, Mr. A. Patchett Martin, am 27. März d. J. im South Place Institute in London gehalten hat. Der Vortrag handelte von den „Anfängen einer australischen Literatur" und liegt jetzt gedruckt vor. Wir finden in ihm eine mehr liebevolle als kritische Aneinanderreihung von Schriftstellern, deren Schöpfungen unter dem unmittelbaren Einfluß des eigenartigen australischen Lebens entstanden sind. Autoren, die nur in einem zufälligen Zusammenhang mit Australien stehen, wie etwa Mrs. Humphry Ward oder George Egerton, will der Verfasser mit Recht aus der (noch ungeschriebenen) australischen Literaturgeschichte geschieden wissen. Der Vortrag Mr. Martins soll ein Beweis für die Existenz eines australischen Schriftthums sein. Mir erschien er vor allem ein Beweis dafür, daß die seltene Pflanze, die wir Westeuropäer literarische Kritik nennen, unter der australischen Sonne noch nicht gereift ist. Wer eine Gruppe von Schriftstellern aufzählt und bei jedem Namen in rühmlicher landsmannschaftlicher Voreingenommenheit einen Lobgesang anstimmt, schafft ein Werk, das sich von ernsthafter Kritik ebenso weit entfernt, wie Verzärtelung von Erziehung. Doch was der liebende Herold australischen Dichterruhms an Sichtung und Urtheil schuldig bleibt, zahlt er an gegenständlichem Wissen in Baarem. Für die folgenden Ausführungen war der Vortrag Mr. Patchett Martins eine durchaus dankenswerthe Quelle.

Auch vor dem gewissenhaften Forscher, der in seiner europäischen Schreibstube über das Gebahren anglo-australischer Literaten zu Gericht sitzt, hat Mr. Martin einen unschätzbaren Vortheil voraus: er ist selbst Australier und bringt so die nach Goethe nothwendigste Voraussetzung literarischer Kritik mit: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Die Wahrheit dieser Lehre kann uns arme Schollengebundene wohl nicht zu einer Reise nach Australien begeistern. Sie bewahrt uns nur vor dem Fehler, die Entwicklung einer Literatur unabhängig von dem Fortschreiten des sozialen und staatlichen Lebens zu betrachten, dessen eine kulturelle Folgeerscheinung eben jene Literatur ist.

Die politische und die wirthschaftliche Entwicklung Australiens vollzog sich nach denselben Gesetzen, wie die Geschichte der Welt. Nur in zeitlich gedrängteren Dimensionen. Die erste Epoche des englischen Australien kann man mit mehr Recht als Geschmack die Verbrecherzeit nennen. Der neugewonnene Erdtheil war für England zunächst nichts als ein ungeheures Gefängniß, nur gut genug, das Mutterland von seinen zahlreichen zweifelhaften Existenzen zu befreien. Den ungezählten Schwärmen deklassirter Briten kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, die elementarsten Fundamente lebensfähiger und den Keim eines unerhörten Aufschwunges bergender Kulturstätten geschaffen zu haben. Londoner Taschendiebe, Glasgower Einbrecher legten die ersten Grundsteine zu dem künftigen Reichthum des Landes; Mörder und Todtschläger schufen die ersten Regungen eines gesellschaftlichen Lebens; Straßenräuber und Wegelagerer ebneten kommenden Geschlechtern die Bahn zur Wohlfahrt. Nie war es Galgenvögeln beschieden, einen höheren Flug zu nehmen. Das deutsche Mittelalter mochte seine Könige mit dem Beiworte der Städtegründer schmücken. Hier waren es Schelme und Dirnen, welche mit ungefüger Hand die Voraussetzungen für ein späteres staatliches Gebilde errichteten.

Dieser ganz einzigen Epoche ist auch ihr Epiker erstanden. Marcus Clarke hieß der Tapfere, der es versuchte, dem wüsten Treiben jener ersten australischen Gesellschaft eine künstlerische Seite abzugewinnen. Bei der unleugbaren Vorliebe des angelsächsischen Geschmackes für Sensation und „Thrilling stories" war er seines Erfolges sicher. Sein großer Roman „For the term of his natural life" ist für unsre Begriffe nichts als ein Sammelsurium von Scheueln und Greueln aller Art, höchstens geeignet, romantische Kindermädchen aus ihrer Nachtruhe zu scheuchen. Aber Kulturwerth kann man dem Buche nicht absprechen. Dem künftigen Historiker Australiens kann es sogar eine werthvolle Quelle sein. Jedenfalls schrieb Marcus Clarke, der übrigens auch ein erfolgreicher Pantomimenschreiber („Twinkle, twinkle little star") und ein findiger Entdecker journalistischer Talente war, seinen anspruchslosen Landsleuten zu heißem Dank. „Deportirt auf Lebenszeit"[1]) ist bei den Squatters und Ranchleuten Australiens „bekannter als die Bibel und bekannter als Shakespeare". Heute noch ist es dem richtigen Australier eine Feierstunde, mit dem blutigsten Kapitel des Romans „das Thal des Todesschattens" sich in ergötzendes Gruseln zu versetzen.

Die kühnen Pioniere, die sich tief in das Land gewagt hatten, als das Bedürfniß nach bleibenden Wohnstätten und geregelteren Lebensformen sich regte, wußten

[1]) Unter diesem Titel ist Clarke's großer Roman bei Janke in Berlin in deutscher Uebersetzung erschienen.

nicht genug von dem unermeßlichen Haideland zu rühmen, das sich jenseit der Küstenhöhen weit ins Innere des Erdtheils erstreckte. Und bald wurde Australien zum gelobten Lande der stattlichen Züge unternehmender Siedler, die in der Schafzucht den geradesten Weg zum Reichthum erblickten. Der junge Erdtheil hob sich überraschend schnell in die zweite Phase seiner Entwicklung, die man die patriarchalische oder pastorale nennen kann. Im Laufe weniger Jahre wurde Australien aus einem Verbrecherheim zur Schafhürde der wollebedürftigen Welt. Das Leben von Züchtern und Hirten mußte sich natürlich auf völlig veränderten Grundlagen aufbauen. Das hastende Jagen nach rasch vergänglichem Besitz, das eine zusammengewürfelte Gesellschaft von Glücksrittern bestimmt, wich einer ruhigeren, stetigeren Auffassung von Leben und Gesellschaft. Man wollte nicht nur seine Schäfchen, sondern auch seinen Schäfchengewinn im Trockenen haben. Und aus den Enkeln deportirter Sträflinge wurden Bürger eines freilich eigenartig gestalteten Gemeinwesens.

Das künstlerische Widerspiel dieser Periode hatte mit den Hirtenzeiten, welche die europäische Dichtkunst vergangener Jahrhunderte erlebte, so gut wie nichts gemein. Die australischen Schafzüchter sangen nicht die bucolischen Gesänge Virgils, noch spielten sie die süße Schalmei der deutschen Tristen. Da schäkerte kein Damon mit der munteren Phyllis. Da schreckte kein Adrast die badende Daphne. Es ließ der friedliche Hirte seine wilde Herkunft, die gesegnete Hürde ihre beutegierige Nachbarschaft nicht vergessen. Den Revolver in der kampfgeübten Rechten, durchstreifte der Schäfer seine Gehege und verbrachte sein Leben zwischen sanfter Schafschur und wildem Buschkampf. Und dazu der seltsame Gegensatz, der sich überall findet, wohin englische Kultur dringt. Unter dem rauhen Kittel des Schafhirten stak nicht selten ein hochgebildeter Gentleman. Jüngere Söhne vornehmer schottischer Clans, junge Leute, die auf englischen Universitäten Grade erworben hatten, zogen damals in hellen Haufen nach Australien. Dieses merkwürdige Leben, voll von anmuthigen Kontrasten und eigenartig gegossenen Individualitäten, hat Keiner besser, treuer und wirkungsvoller festzuhalten verstanden, als Henry Kingsley, der jüngere Bruder des berühmteren Charles. Fünf nutzbringende Wanderjahre verbrachte er in allen möglichen und unmöglichen Stellungen in Australien. Seine beiden Romane „The Recollections of Geoffrey Hamlyn“[1]) und „The Hillyars and the Burtons“[2]) sind das Beste, was die pastorale Epoche Australiens hervorgebracht hat. Wie das Leben, das sie schildern, mit aller seiner Noth und allen seinen Reizen, sind es Werke, die durch die wohlgelungene Vermählung von europäischer Gesittung und australischer Buschromantik einen nicht unbescheidenen Platz in der englischen Literatur behaupten. Als ein launiges Seitenstück zu Henry Kingsley's oft auf tragisches Gebiet schweifenden Romanen mag ein Buch George Kingsley's gelten. Als die Frucht einer Reise mit dem Grafen Pembroke nach den australischen Inseln veröffentlichte er, der jüngste aus einer Reihe begabter Brüder, seine scharfen Beobachtungen unter dem Titel: „South Sea Bubbles: By the Earl and the Doctor“.[3])

Viehzucht, und wäre sie noch so gewinnbringend, kann im wirthschaftlichen Wachsthum eines Staates nur eine Phase oder im besten Falle nur eine einzelne dauernde Quelle seines Reichthums sein. In ihr kann sich weder die Ertragsfähigkeit eines ganzen Erdtheils, noch die Leistungsfähigkeit eines ganzen Volkes erschöpfen. Und ein so unternehmungslustiges Volk, wie es jene thatkräftigen, arbeitsfrohen, gefahrenverlachenden Kolonisten waren, mußte, durch Erfolge ebenso angespornt, wie durch Unglück, sich immer von neuem zur Erforschung des mühsam errungenen Bodens gedrängt fühlen. Vor den verlangenden Augen der schafezüchtenden Pioniere dehnten sich in weiter Ferne unermeßliche Bergketten aus, die nach den Berichten der Eingeborenen ungekannte Schrecken, aber auch vielleicht ungekannte Schätze bergen konnten. Hinter den „blauen Bergen“ gab es noch Berge und Haiden, die für die durch allerlei Gerüchte von dem Bodenreichthum Australiens erhitzten Sinne zu einem Lande der blauen Wunder heranwuchsen. Und der erste Mann, der sie betreten und von dort das erste Körnchen Gold seinen berauschten Landsleuten brachte, mag sich rühmen, die wirthschaftlichen Bedingungen eines ganzen Erdtheils von Grund auf und mit einem Schlage umgestürzt zu haben. Fast über Nacht schwelgte Australien in der dritten Phase seiner Entwicklung, in der Aera des Goldes.

1) *Tauchnitz Edition* vols. 736, 737.
2) *Tauchnitz Edition* vols. 776, 777.
3) *Tauchnitz Edition* vols. 989, 990.

Der Einfluß der neuentdeckten Goldfelder auf die sozialen Verhältnisse, das Minenleben, dessen treibende Elemente bewundernswerthe Energie und rastlose Arbeit ebenso wie gemeine Habsucht und schmutzige Spekulation bilden, jenes einer gewissen Größe nicht entbehrende Treiben, das auf californischer Erde auch seinen begabten Darsteller gefunden hat — alle diese Dinge sind zu oft beschrieben worden, als daß ich versuchen wollte, oft Geschildertes noch einmal zu schildern. Den wirthschaftlichen und politischen Umschwung in der australischen Gesellschaft künstlerisch zu behandeln, hat sich der begabteste Schüler Henry Kingsley's, Thomas Alexander Browne, als Markstein seines Ehrgeizes gesetzt. Er schreibt unter dem temperamentvollen Pseudonym „Rolf Boldrewood“. Seine bekanntesten Romane „Robbery under Arms“[1]) und „Nevermore“[2]) sind in überaus frischer und gewandter Form erzählt mit einer ganz bestimmt ausgeprägten Gabe für Naturschilderung. In einer leider wesentlich äußeren Auffassung der seltsamen Uebergangsperiode Australiens zeigen sie uns, von welchem Schlage jene Menschen waren, die als Vorhut eines zahllosen Heeres Beutegieriger sich zuerst auf die neuentdeckten Schätze stürzten. Browne's Bücher haben auch einen europäischen Leserkreis gefunden, dessen Größe sich mehr durch den Reiz des Fremdartigen als durch die künstlerischen Qualitäten, die seine Bücher auszeichnen, erklären läßt. Wo Browne sein Bestes zu geben bemüht ist, scheitert er. Vor allem dann, wenn er sich in der Rolle eines Rivalen Bret Harte's gefällt, dem er es in „A Miners' Right“ sichtlich gleichthun will. In dem Buch ist viel von Gold und Goldgräberei die Rede. Was aber der geprüfte Leser gewinnt, entpuppt sich als wohlfeiles Messing. Der Essayist Browne hat noch verdienstvoller gewirkt als der Romancier. „Rolf Boldrewoods“ „Old Melbourne Memories“ eröffnen uns einen stimmungsvollen Blick auf ein anziehendes Stück australischer Sittengeschichte und zeigen uns ihren Verfasser als geschmackvollen Stilisten und treffsicheren Kritiker. Boldrewoods eben erschienene Skizzensammlung „A Romance of Canvas Town and other Stories“[3]) liefern leider nicht den Beweis, daß ein rechter Kritiker bei sich selbst anfängt.

Die fortgesetzte Goldgewinnung, diese fast unversieglich sprudelnde Einnahmsquelle der australischen Staaten, mußte auf die politische und die soziale Gestaltung des ganzen Kontinents einen tiefgreifenden Einfluß nehmen. Mit dem industriellen Wachsthum ging eine staatliche Erstarkung Hand in Hand. Das primitive politische Gefüge der ersten Zeiten konnte einer von vielverzweigten Interessen beherrschten Bevölkerung nicht mehr genügen. Mit der An-

1) *Tauchnitz Edition* vols. 2571, 2572.
2) *Tauchnitz Edition* vols. 2842, 2843.
3) London, MacMillan and Co.

häufung des Besitzes stellte sich das Bedürfniß nach geregelter Verwaltung, nach geordneter Rechtspflege ein. Feinere Begriffe von Leben und Lebenswerth schufen gesellschaftliche Scheidungen. Alle diese Elemente, insgesammt Folgeerscheinungen des bodenständigen Reichthums, weckten das Verlangen nach staatlicher Selbständigkeit und führten zu dem im Eingang dieser Zeilen erwähnten Föderationsgesetze. So erkämpfte sich Australien die vierte Epoche seiner Entwicklung. Es erfüllt in fast allen Momenten die Bedingungen eines modernen Staates.

Wir haben uns in der australischen Gesellschaft eine durchaus nach englischem Muster zugeschnittene Menschenklasse vorzustellen. Natürlich mit den Unterscheidungsmomenten, die sich durch die Natur der Boden- und Handelsverhältnisse, sowie durch das Klima ergeben. Sie erhält nur dadurch ihr individuelles Gepräge, daß sie fast in jeder Familie Elemente enthält, die ihre Beziehungen zu jenen verschiedenartigen Phasen nicht verleugnen, die ich früher zu schildern versuchte. Die Zahl der australischen Schriftsteller ist Legion. Noch größer, wie sich das bei Engländern von selbst versteht, ist die Zahl der Schriftstellerinnen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Frauen an Kraft der Schilderung und an psychologischer Vertiefung ihrer Probleme ihre männlichen Wettbewerber weit zurücklassen. Unter denen, deren Ruf auch über die Meere drang, ist in erster Reihe Mrs. Campbell-Brand-Prior zu nennen. Ihre Romane „The Head Station"[1]), „Affinities"[2]), vor allen aber „Policy and Passion" sind überaus anziehende und zutreffende Bilder der Queensländer-Gesellschaft und verrathen ebenso die warme Empfindung eines ansprechenden Talents wie ernste Studien. Wenn ich noch Madame Couvreurs („Tasma") „Uncle Piper of Piper's Hill"[3]) anführe, so glaube ich einer weiteren Aufzählung von australischen Schriftstellerinnen enthoben zu sein. Ein paar hübsche Talente, das ist alles. Ein Prophet ist in diesem modernsten Australien noch nicht aufgestanden.

Ich konnte in dieser flüchtigen Skizze von den zahlreichen Schriftstellern, mit denen Australien gesegnet ist, nur die besten Namen nennen. Aber diese Liste wäre noch dürftiger als sie schon ist, ginge ich achtlos an einem Manne vorüber, der vielleicht als der Einzige den Namen verdient, den trotz heißen Bemühens alle anderen australischen Literaten nicht erringen konnten: den Namen eines Dichters. Ich meine Adam Lindsay Gordon, einen in Deutschland völlig Ungekannten, dem auch die Nachwelt seiner australischen Heimath erst die rühmliche Stellung zuweist, welche die Mitwelt ihm versagt hatte. Sein elendes Leben ist das sprichwörtliche Dichterloos vergangener Tage. Seine beharrlichste Gefährtin war die Noth, sein treuester Gesell der Hunger. Aus vornehmer schottischer Familie entsprossen, kam er als Zwanzigjähriger nach Australien, sich selbst und seiner stürmischen, in England vertollten Jugend entrinnend. Aber der romantische Boden, den er als Land der Verheißung betrat, wurde ihm nicht zum Lande der Erfüllung. Er versuchte alles, und alles schlug fehl. Er war Schafzüchter und Goldgräber, reitender Polizist und Pferdehändler, Landmann und Jockey, ja kurze Zeit sogar Parlamentsmitglied für Süd-Australien. Seine ursprünglich nicht unbeträchtlichen Geldmittel waren bald erschöpft und verwandelten sich durch thörichte Unternehmungen in eine drückende Schuldenlast. Schließlich setzte er alle seine Hoffnungen auf einen Familienprozeß in der Heimath. Er verlor den Prozeß. Am 24. Juni 1870 fanden sie den Achtunddreißigjährigen mit durchschossener Schläfe am Brighton-Gestade bei Melbourne.

Man hat Gordon ziemlich unglücklich einen „hagebüchenen Shokespeare" genannt. Ich führe diesen einfältigen Terminus nur an, weil er mir für die Bedeutung, die man Gordon beimißt, bezeichnend erscheint. Zur wahren Künstlergröße ging ihm beides ab, Klarheit des Geistes und die Stärke einer gereiften, ausgeglichenen Persönlichkeit. An Feinheit der Empfindung, an Freiheit des Gedankens, an Gluth der Seele suchte er seinesgleichen. Aber seine Dichtungen kranken alle an der Unmöglichkeit, zwei unversöhnliche Züge seines Wesens zu vereinen. Wie seine Lebensführung war auch die Welt seines Begehrens und Träumens zerfahren und weichlich. Nie hat eine jeder Harmonie entrathende Natur verlangender nach Harmonie gelechzt. Unfähig, mit thatenfroher Entschlossenheit ein erstrebtes Ziel bis ans Ende und über alle Schranken hinweg zu verfolgen, webte und träumte er nur in dem Verlangen nach selbstbewußter, kraftvoller Persönlichkeit. Gordon war nur zum wunschlosen Abseitsstehen, zum kampflosen Genießen geschaffen. Und gerade ihn trieb sein unklarer Wille in eine Welt, in der Kampf alles ist. So glich seine Seele einem wüsten Schlachtfeld, in dem die widerstreitendsten Empfindungen sich hetzten. Er war weit und breit berühmt durch seine verwegenen, ans Uebermenschliche grenzenden Ritte. Man hat ihn daher sehr treffend den „laureatus der Centauren" genannt. Dieser Hang scheint mir sehr begreiflich. Solche Naturen, denen die Welt nichts als eine öde Fremde ist, ziehen aus, sich eine neue Welt zu schaffen, die ihnen Heimath und alles ist. Wer kann es ahnen, welcher Sturm von Empfindungen ihn durchschauerte, welches Maß von Glück und Frieden er gewann, wenn er auf dem Rücken seines braven Hengstes tagelang über die ungeheuren Steppen Queenslands jagte?

Seine, Fremden oft wahnwitzig scheinende Liebe zum Reiten begeisterte ihn zu einer Reihe ungemein keck und ursprünglich empfundener Lieder. Sie sind auf dem Grunde seiner Seele entsprossen und sind so der reinste und höchste Ausdruck seines dichterischen Vermögens. Man darf in ihnen nicht etwa sportliche Gassenhauer vermuthen, wozu man nach dem Titel „Bush Ballads and Gallopiog Rhymes" vielleicht versucht wäre. Der zweite Grundton seines Wesens, Sehnen, dem nie Erfüllung wird, Planen, das nie zur That reift, spricht oft ergreifend genug in diesen Gesängen. Wie prachtvoll ist sein Gedicht „Der Schwimmer"! Sehnend blickt er ins Meer hinaus und erkennt in seinen ewig wechselnden Gebilden ein Element, das seiner stürmisch wogenden Seele gleicht. Und es treibt ihn, sich in ebenbürtigem Kampf mit ihm zu messen, um dann die süße Umarmung der bezwungenen See zu genießen. Und er ruft die schimmernden Wogen an:

O brave white horses! you gather and gallop,
  The storm sprite loosens the gusty reins;
Now the stoutest ship were the frailest shallop
  In your hollow backs, in your high-arched manes.
I would ride as never a man has ridden,
In your sleepy, swirling surges hidden
To gulfs foreshadswed, through straits forbidden,
  Where no light wearies and no love wanes.

Deutsch etwa:

Ihr braven Rosse, ihr sprengt ins Weite,
  Der Sturmgeist lockert den wilden Zaum.
Das stolzeste Schiff wöre leichte Beute
  Den gewölbten Wogen, dem peitschenden Schaum.
Ich käme, wie nie ein Mann noch geritten
Auf euren schläfernden Wellen geglitten
In schottiger, heimlicher Schlünde Mitten
  Wo kein Licht mehr schwindet und die Liebe kein Traum.

Außer in den Buschballaden hat Gordon noch in „Seaspray and Smokedrift" oft ganz neue Saiten an-

1) *Tauchnitz-Edition.* vols. 2396. 2397.
2) *Tauchnitz-Edition.* vol. 2326.
3) *Tauchnitz-Edition.* vols. 2579. 2580.

geschlagen. Der wahrste Abglanz seiner zerrissenen Seele ist das lyrische Drama „Ashtaroth“. Der Gipfelpunkt von Gordons Können ist auch zugleich der höchste Ausdruck australischer Dichtkunst. Mit ihm scheint sich die literarische Zeugungskraft Australiens erschöpft zu haben. Um auf ihn zu stoßen, muß sich an uns das Schicksal der australischen Pioniere wiederholen, die nach Ballarat und Forest Creek zogen: wir müssen erst durch Urwalddickicht und über steiniges Erdreich vordringen, ehe wir ein Körnchen Gold erbeuten. Auf die zahlreichen Verseschmiede halbvergangener Tage brauche ich nicht näher einzugehen. Ich erwähne nur noch Charles Harpur, Henry Clarence Kendall („The Grave of Leichhardt“), Brunton Steffens („Convict once“), George Gordon M'Crae und Alfred Domett, der als Premier von Neu-Seeland ein vielgelesenes Epos („Ranolph and Amohia“) veröffentlicht hat. Wohl treibt noch ein wirbelnder Schwarm von Leuten auf Australien sein Wesen, der darauf erpicht ist, die schnöde Mitwelt mit einem Schwall rhythmisch beschriebenen Papiers zu begraben. Wir spröden Europäer haben bei der Lektüre solcher Dinge die Empfindung, als ginge es mit ganz natürlichen Dingen zu, daß der Kontinent der Beutelratten und der Schnabelthiere auch auf den Feldern der Literatur Phänomene zeitigt, die nur durch ihre Kuriosität und ihre Defekte auffallen. Der alte Tennyson hat einmal diese traurige Dichtersorte grausam abgefertigt. Ein besonders Hitziger schickte ihm einen ganzen Urwald Gedichte zu. Tennyson spähte ängstlich in das voluminöse Bündel und schrieb zurück: „... Ich habe Ihre Gedichte erhalten. Aber ungleich Johannes dem Täufer kann ich nicht von Heuschrecken und wildem Honig leben.“ Nur in einem einzigen Jung-Australier, in A. B. Patterson („Banjo“) scheint ein Funken echten Talentes zu glimmen. Sein Buch „The Man from Snowy River“ wird in allen Lagern gerühmt.[1])

Es liegt mir fern, das imponirende Aufschießen Australiens, dieses Benjamins der Kulturwelten, höhnen zu wollen. Ueberdies ist das Prophetenhandwerk stark in Mißkredit gekommen. Das eine aber scheint mir klar: die australische Gesellschaft, noch schwankend zwischen den autochthonen Einflüssen eines kaum dem Urzustand abgerungenen sozialen Daseins und dem Genusse der feinsten Blüthen uralter angelsächsischer Gesittung, ist heute noch nicht fähig, die Geistesgeschichte der Welt mit neuen, lebendigen Thaten zu bereichern. Erst müssen Felsen gesprengt und Wälder geschlagen werden, ehe der Königspalast erstehen kann. Was wir vorläufig von australischen Dichtergrößen hören, ist meist nur ästhetische Fatschmesdung. Es sind Böotier, welche vorgeben, aus Arkadien zu stammen.

Wien. Dr. G. A. Crüwell.

Mittheilungen und Nachrichten.

Hans Grasberger †. Der Obmann des Vereins der deutschen Steirer, Dr. Foregger, telegraphirt mir: „Grasberger heute früh infolge heftiger Bronchitis verschieden.“ Vollkommen unvorbereitet trifft die Freunde, unter denen Rosegger obenansteht, die Trauerbotschaft nicht, denn im vorigen Sommer streifte den bis dahin ungewöhnlich kraftvollen, aufrechten Sechziger ein Schlaganfall, der den Redlichen freilich nicht abhielt, bis in die jüngsten Stunden seinen Pflichten als Kunstreferent der „Wiener Zeitung“ nachzukommen. Und noch vor wenigen Wochen ging mir die Korrektur seines für mein Biographisches Jahrbuch bestimmten Nekrologs von Heinrich Noë zu, in denen mir allerdings das Zittrige der vorher so festen, wie gestochenen Handschrift auffiel.

In ruhigerer Stunde mag gesagt werden, was dieser reine, treue Charakter seinen Freunden gewesen. Als Publizist hatte er wenige seinesgleichen. In jungen Jahren schrieb er für den „Volksfreund“ und die „Debatte“ Reisebriefe aus Palästina. Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre war er als Korrespondent der „Presse“ in Rom thätig, wo er durch ruhige, zuverlässige Berichte vom Konzil sich dermaßen bewährte, daß er als Feuilleton-Redakteur nach Wien berufen wurde. Mit Joseph Bayer und Eduard Schelle, Karl v. Thaler, J. K. Lecher, J. Oppenheim, Spindel, Friedrich Uhl, Hevesi und Baldek verband ihn ehrliche Kollegialität. Küenberger und Karl Beck förderten ihn als Poeten: seine hochdeutschen Erstlinge „Singen und Sagen“ (1869), die „Sonette aus dem Orient“ (1873), der „Karneval der Liebe“ (1873) hätten nicht ahnen lassen, daß und welch ein urwüchsiger Dialektdichter in ihm steckte. In diesen mundartlichen Trutzliedern und Geistli'ng'schicht'n („Zan Mitnehm“, „Pladersam“, „Nix für ungual“ 1880, 1884 und 1885) hat er sein Bestes geleistet, wie das Rosegger in dem schönen Festartikel der „Gartenlaube“ zu Grasbergers 60. Geburtstag (1896) mit überströmender Wärme anerkannt hat. Was Grasberger sonst als Erzähler, Essayist, Kunstschriftsteller und Uebersetzer (der Rime di Michelangelo) in die Welt geschickt hat, macht eine kleine Bibliothek aus. Ungleich an künstlerischem Werth, wie er selbst zugab, sind diese Schriften und Bücher einander gleich in der Gewissenhaftigkeit der Arbeit; die Niederschrift der kleinsten Notiz nahm Grasberger so genau, wie die Komposition einer Novelle, die Ausfeilung neuer Verse. So wurde er begreiflicherweise nach Verdienst geschätzt im Redaktionsverbande der „Presse“, der er mit Eifer und Anhänglichkeit über ein halbes Menschenalter angehörte. Gleichwohl besann er sich nicht, mit Joseph Bayer und Anderen im Jahre 1882/83 auszuspringen, als das Blatt unter Taaffe's Einfluß eine Politik anbahnte, als deren letzte Folgen die Sprachenverordnungen erschienen. Er hat diesen Entschluß nie bereut, obwohl derselbe selbst diesem Bedürfnißlosen manches stolz und schweigend getragene Opfer auferlegte. Uneigennützig, wie selten ein Mensch, stellte er seine Kraft in den Dienst zahlreicher künstlerischer und landsmannschaftlicher Körperschaften: als Kurator der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat er sich ebenso dauernde Verdienste errungen, wie als Obmann des Vereins deutscher Steirer in Wien.

Achtung und Liebe genoß er denn auch in außerordentlichem Maße. Wer ihm näher trat, mußte ihm gut werden, gut bleiben. Die besten Poeten und Prosaiker Deutschösterreichs, Bauernfeld, Saar, die Ebner, die Paoli, das Ehepaar Wickenburg, Adolf Pichler, Schlögl, Rosegger betrachteten und behandelten ihn als ihresgleichen. An seinem 60. Geburtstag ehrte die Stadt Wien sich und ihn durch einen Glückwunsch, der seines Charakters mit derselben Auszeichnung gedachte wie seiner literarischen Wirksamkeit. So hatte es der Gerbersohn aus Obdach, der engste Landsmann seines Jugendfreundes Rudolf Falb, auch in der Großstadt zur richtigen Anerkennung seines Wesens gebracht. In seinen Lehrjahren wurde ihm nahegelegt, in das Stift Lamprecht, in dem er die Gymnasialstudien begann, als Novize einzutreten. Hätte er, ein gläubiger Katholik, diesem Rufe Folge geleistet — er hätte es mit der Zeit wahrscheinlich zum Prälaten gebracht. Allein trotz oder vielleicht wegen seiner reinen Frömmigkeit vermochte er nicht seiner Zweifel an seiner Sendung zum Kleriker Herr zu werden. Er absolvirte die Mittelschule in Klagenfurt und bezog dann die Wiener Universität, wo er als tüchtiger, wohlgelittener Schüler von Arndts, Unger, Glaser ꝛc. sich hervorthat. Und ein ewiger Student ist er bis in die allerletzten Zeiten geblieben. Als ich ihn vor einigen Wochen heimsuchte, traf ich ihn, der sich mühsam weiterschleppte, geistig rege; auf seinem Arbeitstisch lagen die jüngsten Verse des Grafen Wickenburg aufgeschlagen und dicht daneben neue philosophische und kunstgeschichtliche Bücher. Er sprach etwas langsamer als sonst, aber die alte Güte leuchtete aus den braunen, echten Kinderaugen — just so wie in dem Portrait von Blaas, das von der Wand herabschaute — als lebens-

[1]) Die Sagen der Eingeborenen Australiens hat in jüngster Zeit eine Dame, Mrs. K. Langloh Parker, gesammelt und herausgegeben: „Australian Legendary Tales. Collected from various Tribes. With Indroduction by *Andrew Lang*. With Illustrations by a Native Artist. London, D. Nutt. 1898.

treues Abbild, des Vierzigers Grasberger ꝛc. Einen mächtigeren, männlich schöneren Künstlerkopf konnte man nicht leicht sehen. Der gar zu gediegene Rumpf stimmte freilich nicht ganz zum Ebenmaß des Hauptes. Nimmermehr aber hätte man denken mögen, daß dieser Kraftmensch so rasch scheiden würde. Die Freunde werden ihn lange betrauern und nicht so bald vergessen.

Wien, 11. Dez. Anton Bettelheim.

Münchener anthropologische Gesellschaft. I. Mittwoch, den 23. November, wurden der Gesellschaft von Hrn. Direktor Hammer im Panoptikum die unter dem Namen „Krieger des Mahdi" reisenden Sudan-Neger (18 Männer, 20 Frauen und Kinder) vorgestellt. Es sind großentheils Darfur-Neger. Besonders interessant ist eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter, einem ca. 12jährigen Knaben, einem 1jährigen Mädchen und einem 13tägigen Knaben. Letzterer ist brachycephal, die Haare sind fein und noch nicht zu Spirallöckchen gekräuselt. Die Haut ist noch nicht so dunkel, wie die der Eltern. Der Rücken der Hand beginnt zu dunkeln, an der Wurzel der Fingernägel befindet sich eine halbmondförmige dunklere Stelle. — II. Freitag, den 25. November, fand die ordentliche Monatssitzung statt. Der Vorsitzende, Hr. Prof. Dr. J. Ranke, demonstrirte den Schädel und die von Hrn. Prof. J. Kollmann nach demselben rekonstruirte Büste der Frau von Auvernier in Gipsabgüssen. Ausgehend von der Konstanz der Rassen, hat Kollmann auf den weiblichen Schädel aus dem steinzeitlichen Pfahlbau bei Auvernier die Weichtheile des Kopfes, wie er sie durchschnittlich an acht weiblichen Leichen von ähnlichem Typus gefunden hat, aufgetragen und so die Büste erhalten. Wenn auf diesem Wege weitergearbeitet wird, wird es gelingen, sich allmählich ein Bild unserer Vorfahren zu machen. — Hierauf erhielt das Wort Hr. Prof. Dr. E. Oberhummer zu seinem Vortrage: „Ueber die geographische Verbreitung und die geschichtlichen Wanderungen der Pest." Die älteren Bearbeiter dieses Themas, Hecker, Hirsch, Häser, haben die Quellen nicht kritisch verarbeitet, das geschah erst in neuerer Zeit durch die Historiker Höniger und Lechner, letzterer aber nur für Deutschland. Im allgemeinen wandern die epidemischen Krankheiten von Ost nach West, nur einzelne, wie das gelbe Fieber und auch die Syphilis kam von Amerika ostwärts nach Europa. Die Pest fehlt in Amerika ganz, in Afrika scheint die Sahara eine Grenze darzustellen, den Nil hinauf kam sie nur bis zum Wady Halfa. In Asien ist sie auf das Festland beschränkt, während ganz Europa von derselben heimgesucht wurde. Das Wort pestis, pestilentia, λοιμός darf nicht immer identisch mit der Beulenpest genommen werden. Die attische Seuche 430 ist nach der klassischen Schilderung bei Thukydides wahrscheinlich eine typhusartige Krankheit gewesen, die in Aegypten, Libyen und Syrien seit dem 3. Jahrhundert endemisch war. Die sogenannte Pest des Antonin, die 165—180 im ganzen römischen Reich herrschte, deren Beschreibung wir Galen verdanken, zeigt die Symptome der Blattern, jedenfalls nicht die der Beulenpest. Die erste wirkliche Pest, von der wir Kunde haben, ist die Pest des Justinian 531—80. Nach Procopius nahm sie ihren Ausgang von Aegypten, theils über Nordafrika, theils über Palästina. In Konstantinopel erreichte sie ihren ersten Kulminationspunkt 542, das zweite Mal trat sie dort 558 auf. Es werden die Bubonen und Fiebererscheinungen beschrieben. Ihr Auftreten ist zeitlich und räumlich sprungweise. Alle Erscheinungen sind die gleichen, wie sie in neuester Zeit von der Pest konstatirt wurden. Die größte und für Europa verhängnißvollste Pestseuche war der schwarze Tod, von dem wir zeitgenössische Berichte haben, sowohl von Laien als von Aerzten. Woher diese Pest kam, läßt sich nicht konstatiren. Nicht unwahrscheinlich ist China der Ausgangspunkt, von wo aus sie nach der Tartarei kam. Nach Europa wurde sie aus der genuesischen Stadt Koffa, dem heutigen Feodosia in der Krim, nach Genua eingeschleppt 1347, aber auch die übrigen Handelsstädte Italiens bezogen die Pest direkt aus dem Orient. Deutschland erhielt den schwarzen Tod auf zwei Wegen. Im Frühjahr 1348 war er in Verona und überstieg die Alpen, theils über den Reschenscheideck-Paß, theils über den Brenner einwandernd. Am 29. Juni war er in Mühldorf. Nach der Schweiz gelangte die Pest theils über den damals stark benutzten Lukmonier-Paß ins vordere Rheinthal, theils über Marseille (November 1347), Avignon (Januar 1348) rhoneaufwärts nach Genf und Bern (1349). Die Judenmorde und Geißlerfahrten gingen dem Auftreten der Pest meist voran. In Wien herrschte der schwarze Tod um Ostern 1349. Wenn auch die Todesfälle außerordentlich zahlreich waren, so sind doch die Angaben der Chronisten stark übertrieben, in jede der sechs Gruben in Wien sollten 40,000 Todte gekommen sein, also 240,000, während die Gesammteinwohnerzahl damals kaum 100,000 betrug. Donauaufwärts kam die Pest 1349 nach Bayern, speziell nach München und Landshut. In München starb damals ein Siebentel, in ganz Bayern ein Achtel der Bevölkerung. In dem gleichen Jahre breitete sie sich über ganz Deutschland aus, nur einzelne Orte und Landschaften blieben frei. Die übrigen Länder Europa's blieben nicht verschont, so daß ganz Europa mehr oder minder vom schwarzen Tod zu leiden hatte. Die Dauer der Seuche war durchschnittlich 4—6 Monate; die Sterblichkeitsziffern sind offenbar übertrieben, weil der schwarze Tod doch verhältnißmäßig wenig Einfluß hatte auf die Entwicklung der Städte und auf die politischen Ereignisse. Auch über das Ende der Epidemie sind die Meinungen verschieden. Je nachdem kleinere Epidemien der Folgezeit noch mitgerechnet werden, wird das Ende auf 1350—1380 angesetzt. Erst in späterer Zeit wurden Sanitätsmaßregeln angewendet, seit dem 16. Jahrhundert. Im 16. und 17. Jahrhundert fand häufige Wiederkehr der Pest statt, theils durch Wiederaufleben der nur scheinbar erlaschenen Pest, theils durch neue Einschleppung aus dem Orient. In München hatten wir die Pest in den Jahren 1462/63, ferner 1515/17 und 1572. 1628 fanden vereinzelte Fälle statt. Eine große Pestseuche herrschte 1634. Sie wurde durch spanische Truppen nach dem Abzug der Schweden eingeschleppt. Sie begann im August, hatte im Oktober und November den Höhepunkt erreicht und hörte im Februar 1635 auf. Straßen wurden abgesperrt, z. B. die Königstraße, Damenstiftstraße, ganze Häuser starben aus. Etwa 15,000 Menschen, zirka drei Viertel aller Einwohner, starben an der Pest. 1713 war die letzte schwere Epidemie in Wien, die auch nach Regensburg und Nürnberg verschleppt wurde, seitdem blieb Deutschland verschont. Während des 18. Jahrhunderts waren noch wiederholte Epidemien in außerdeutschen Ländern. Im 19. Jahrhundert ist die Pest in Europa mit Ausnahme der Türkei erloschen. Besonders heftig wüthete dagegen noch bis in unsre Zeit die Pest im Orient, da sich der Mohammedaner zu keiner Abwehr aufraffen kann. 1592 war in Konstantinopel eine furchtbare Pestepidemie, 1760 auf Cypern. Die Seuche 1812 in Konstantinopel schildert uns der französische Botschafter Andréossy, während für die letzte große Pestepidemie in Konstantinopel 1837 uns keine geringeren Quellen zur Verfügung stehen als die Briefe Moltke's an seine Mutter. In Mesopotamien und Persien waren die letzten Epidemien erst 1857, 1867 und 1870. West-Persien, Kurdistan, Arabien und Indien sind die Herde der Pest, dort ist sie endemisch und findet in der ganzen Lebensweise des größten Theils der Bevölkerung neue Nahrung. — Der Diskussion ging zunächst der Vortrag des Oberamtsrichters Fr. Weber: „Ueber La Tène-Funde in Altbayern", voran. Lange Zeit fehlten Funde aus der La Tène-Zeit in Bayern, so daß schon Zweifel laut wurden, ob im südlichen Bayern überhaupt die La Tène je zur Herrschaft gelangte. Jetzt liegen relativ genügende Funde vor. Schon in den Grabhügeln der jüngeren Hallstatt-Zeit finden sich, wenn auch nicht häufig, Schmucksachen nach Art der Früh-La Tène, die offenbar durch Handel nach Bayern kamen. Sodann finden sich aber Hügelgräber (Hahenpercha und Massenhausen, Bezirksamts Freising) mit ausschließlichem La Tène-Inventar aus der Blüthezeit dieses Stils. Die Leichen wurden verbrannt, die Waffen zusammengebogen in den Urnen beigegeben. Aus der gleichen Periode stammen sieben Flachgräber mit Bestattung aus Manching bei Ingolstadt, die von Hrn. Prof. Fink für die prähistorische Sammlung des Staates ausgegraben worden sind. Die Funde aus weiteren drei Gräbern, die durch Vermittlung des Vortragenden von dem Hrn. Lehrer Strehle in Manching an die prähistorische Sammlung kamen, wurden vorgelegt. Sie stimmen mit den

Funden des Hrn. Prof. Fink vollkommen überein und reihen sich vollkommen den in den Schweizer Sammlungen befindlichen Gegenständen aus der Station La Tène selbst an. Es ist auch ein sehr gut erhaltenes Gefäß dabei, das zu den größten Seltenheiten gehört; es ist auf der Drehscheibe gedreht, hart gebrannt und erinnert an die römischen Provinzialformen. Es liegt also eine ganz neue Form und Technik in der Keramik vor. Weitere La Tène-Funde finden sich in Traunstein und Straubing. Der Vortragende legt dann auch Funde aus späterer Zeit vor, die er aus Hügelgräbern mit Leichenbestattung bei Au auf dem sogenannten bayerischen Lechfelde für die Staatssammlung gehoben hat. Sie gehören noch der La Tène-Periode an, berühren sich aber schon mit der römischen Zeit. Auffallenderweise fehlen eigentliche Kriegswaffen, Schwerter, Lanzenspitzen. Während in den Brandhügeln der späten Hallstatt-Zeit die Spuren einer friedlichen Bevölkerung sich finden, tritt in den Brand- und den Skelettgräbern der La Tène-Periode mit einem Mal ein kriegerisches Volk auf, welches seine Todten mit den Waffen beisetzt. Die Kulturformen, der Stil, der Stoff zu Schmuck und Waffen und die Technik sind ganz anders als bisher. Es weist dies auf ein Erobervolk hin, das vom Westen gekommen ist. Es waren wohl die Angehörigen von Stämmen jener keltisch-gallischen Eroberer, die nach den ältesten halb sagenhaften Aufzeichnungen der Geschichte im 5. Jahrhundert v. Chr. ihre Wanderzüge nach Osten begannen. In den Gräbern der La Tène-Zeit in Altbayern finden wir die Ueberreste der Vindelicier und Noriker, die im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte romanisirt wurden. — Hr. Prof. Hirth weist in der Diskussion zum ersten Vortrage darauf hin, daß in den chinesischen Chroniken manche Aufzeichnungen sich finden, die sich für die Verbreitung der epidemischen Krankheiten verwerthen lassen, z. B. um 165 herrschte in China eine Epidemie, ob sie mit der Pest des Antonin im Zusammenhang steht, bleibt freilich Hypothese. In China waren bei den Epidemien die Europäer ganz sorglos. Hr. Generalarzt Seggel betont, daß die verschiedene Empfänglichkeit für die Pest nicht so sehr als Rasseneigenschaft anzusehen, als vielmehr anderen Ursachen zuzuschreiben ist. Die Neger waren in Aegypten empfänglicher infolge ihrer schlechten Hautpflege und Hygiene überhaupt. Risse in der Haut sind z. B. sehr gefährlich bei Pestepidemien. Hr. Unterstaatssekretär v. Mayr weist darauf hin, daß auch die Angaben der Einwohnerzahl im Mittelalter meist übertrieben sind. Hr. Rektor Ohlenschlager erwähnt einen Grabstein im Nationalmuseum, der für Opfer einer pestis errichtet worden ist.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. I. Gesammtsitzung vom 24. Nov. Vorsitzender Sekretär Hr. Auwers. 1. Hr. Kohlrausch trug die Ergebnisse einer in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt von den HH. Prof. O. Lummer und Prof. E. Pringsheim ausgeführten — noch fortzusetzenden und später wieder vorzulegenden — Untersuchung vor über die Vertheilung der Energie im Spektrum des schwarzen Körpers. Die Strahlung des schwarzen Körpers wurde zwischen 500° und 1200° C. in ihrer Abhängigkeit von der Wellenlänge und der Temperatur untersucht. 2. Der Vorsitzende legte ein von dem kgl. schwedisch-norwegischen Gesandten mit Zuschrift vom 9. d. M. im allerhöchsten Auftrag übersandtes Exemplar des Berichts über das 25jährige Regierungsjubiläum Sr. Maj. des Königs Oskar II. vor: F. U. Wrangel, Redogörelse för Konung Oscar II:s 25-åriga regeringsjubileum. Stockholm 1898. 3. Hr. Waldeyer überreichte sein Werk: Das Becken. Topographisch-anatomisch dargestellt. Bonn 1899, und Hr. van't Hoff den I. Theil der französischen Ausgabe seiner Berliner Universitäts-Vorlesungen über physikalische Chemie (Uebersetzung von Prof. M. Corvisy in Saint-Omer, Paris 1898). — II. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 1. Dez. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diehls. 1. Hr. Köhler las über das asiatische Reich des Antigonos. An eine Uebersicht der äußeren Geschichte des Reiches des Antigonos schließen sich Erörterungen über die Organisation seiner Herrschaft, insbesondere auch über sein Verhältniß zu den ionischen Städten an. 2. Hr. Schmoller trug einige Bemerkungen zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ vor. 3. Der Vorsitzende legte eine Abhandlung des Oberlehrers Dr. Paul Wendland in Wilmersdorf vor: Ein Wort des Heraklit im Neuen Testament. Die Quelle des zweiten II. Petr. 2, 22 angeführten Sprichwortes wird in Heraklit gefunden und die Verbreitung und Umwandlung dieses geflügelten Wortes im Alterthum aufgezeigt. 4. Derselbe legte vor: Steinhausen: Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. I. Berlin 1899. — III. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 1. Dez. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Warburg machte eine zweite Mittheilung über die Spitzenentladung. Es wird experimentell festgestellt, wie der elektrische Strom, welcher von einer zu konstantem Potential geladenen Spitze durch die Luft zu einer Metallplatte fließt, auf dieser sich vertheilt und wie die Stromdichte im Zentrum des Entladungsgebietes von dem Spitzenpotential und der Entfernung zwischen Spitze und Platte abhängt. Die Beobachtungsergebnisse werden durch eine Formel zusammengefaßt. 2. Hr. Schulze legte eine Abhandlung des Assistenten am Zoologischen Institut hierselbst, Hrn. Dr. Fr. Schaudinn, vor: Untersuchungen über Generationswechsel bei Protozoen. I. Trichosphaerium Sieboldi *Schn.*, ein Beitrag zur Kenntniß der Rhizopoden. — Beschluß über die Veröffentlichung der umfangreichen Arbeit bleibt vorbehalten.

× Von Reinhold Werner, der zuerst und vor 30 Jahren schon Deutschlands Jugend auf die Geschehnisse draußen auf dem blauen Wasser hinwies, liegt außer der nunmehr abgeschlossenen neuen Auflage seines Flottenbuches noch ein neues Werk vor, welches er unter dem Titel „Bilder aus der deutschen Seekriegs-Geschichte“ dem Verlage von J. F. Lehmann in München anvertraut hat. Wer an der ersten Auflage des Buches von der deutschen Flotte sich begeisterte, kann die neue Auflage nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth betrachten. Wo sind sie hin, die alte „Niobe“, „Roon“ und „Musquito“ mit dem in den Wanten aufenternden Schiffsvolk, wo „Arkona“, „Vineta“ und „Gazelle“, wo selbst unser damaliger Stolz, der „König Wilhelm“, und die anderen ältesten Panzerschiffe! Sie sind wehrhafter, gewaltiger die neuen Kolosse, aber der malerische Zauber, der die mondbeglänzten Segel umwob, ist dahin, und selbst der Pinsel Hans Bohrdts müht sich vergeblich, diesen modernen Ungethümen einen Reiz zu verleihen, der ihren starren, furchterweckenden Konturen nun einmal nicht gegeben ist.

Auch die alte „Seestern“-Geschichte, in die der Verfasser zumeist Erlebnisse seiner eigenen Fahrten nach Südamerika 1852 und nach Ostasien mit dem ersten preußischen Geschwader verwob, nimmt sich seltsam aus in der neuen Umgebung, in der für die Streiche des Kadetten Vogel und die stille Bottlerei mit ihren Stammgästen Schraumm, Kallblock and den anderen Maaten kein rechter Platz mehr zu sein scheint. — Alles in allem aber, wir begrüßen auch die neue Auflage mit Freuden als ein Zeichen für die lebendige Zugkraft der Aufgabe, die der Verfasser des Flottenbuches sich stellte, und wir wollen hoffen, daß unsre Jungens dieselbe Freude daran haben werden, wie wir, als wir, von Reinhold Werner belehrt, die ersten Anfänge unsrer Flotte und ihre ersten Leistungen in Krieg und Frieden mit stolzem Sachverständniß verfolgten.

Ob das zweite Buch in gleicher Weise dazu bestimmt sein wird, ein Volksbuch für Deutschlands heranwachsende Jugend zu werden, sei dahingestellt. Besonders werthvoll waren uns die bildnerischen Beigaben des Werkes, welche, soweit es sich um Schiffe und Häfen handelt, überall Reproduktionen gleichzeitiger Originale sind, während die übrigen Illustrationen, in recht guten Schnitten der Zeichnung sich anpassend, von sorgfältigem Quellenstudium der betheiligten Künstler zeugen. Es war uns besonders erfreulich, eine Reihe von Bildern aus der Zeit der ersten deutschen Flotte hier wieder zu finden, von deren Wesen trotz aller Berichte aus neuerer Zeit die Mehrheit der Nation nur eine sehr unvollkommene Vorstellung hat, während jene Bilder nur noch hier und da bei Antiquaren aufzufinden waren. Bedauerlich ist es, daß gerade bei den bildnerischen Beigaben dem Korrektor einige Irrthümer entgangen sind, die man bei einer Neuausgabe hoffentlich vermeiden wird.

Der Text zeugt davon, daß Werners Darstellungsgabe von ihrer alten Frische nichts eingebüßt hat: er versteht es, auch Bekanntes so lebendig von neuem zu schildern, daß man ihm zu folgen nicht müde wird. Daß der Verfasser die Waffenthaten der österreichischen Marine bei Helgoland und bei Lissa der deutschen Seekriegsgeschichte hinzugerechnet hat, ist wohl berechtigt, und doppelt erfreulich in einer Zeit, wo unsre deutschen Brüder unter dem Doppeladler um die Erhaltung ihrer nationalen Rechte so hart ringen müssen.

Ein mißgünstiger Kritiker könnte der Meinung sein, daß zur Zeit mit neuen Marinewerken, Kunstblättern und Marine-Postkarten etwas zuviel geschehe; wir sind darüber anderer Ansicht. Wie wenig ausgedehnt und vertieft die Einsicht in das Wesen und die Zwecke der Marine im deutschen Volke bislang waren, hat der Kampf um das Flottengesetz allzu deutlich bewiesen. Gelang es damals, in die Welt der Unkenntniß und des doktrinären Widerstandes Bresche zu schießen, so ist doch jetzt erst recht nicht die Zeit, die Hände in den Schoß zu legen, sondern es gilt die Friedensperiode des Septennats auszunutzen, daß jene Saat Früchte bringe, und die Einsicht in die Bedeutung der maritimen Fragen immer festere Wurzel schlage. Gelingt dies einem Erzähler, wie Reinhold Werner, bei der heranwachsenden Jugend, gelingt es Bohrdt und Stöwer mit ihren Schiffsbildern, gelingt es vor allem dem Flottenverein in den breiten Schichten der Bevölkerung, so wird man unsrer maritimen Zukunft mit größerem Vertrauen entgegenblicken, mit anderen Faktoren bei der Erörterung von Marinefragen vor der Oeffentlichkeit rechnen können.

Aus diesem Gesichtspunkt begrüßen wir die beiden Werke unsres ältesten Vorkämpfers auf diesem Gebiete mit hoher Freude und wünschen ihnen den Erfolg, den so treue, hingebende Arbeit mit Recht beanspruchen kann.

* **Paul Knauth: Goethe's Sprache und Stil im Alter.** Leipzig 1898, Eduard Avenarius. 156 S. — Goethe's Altersstil ist vielfach von scharfen Verurtheilungen getroffen worden, besonders hat Fr. Vischer heftigen Tadel gegen ihn ausgesprochen. In ausgesprochenem Gegensatz zu solchen Kritikern stellt sich der Verfasser dieser Schrift: er will nicht nur die auffällige Wendung, die sich in Goethe's Stil während der Jahre seines Alters einstellt, erklären, sondern bemüht sich auch, sie zu vertheidigen. Man mag an beiden mancherlei Ausstellungen machen — die Herleitung aus den angegebenen Einflüssen und Richtungen ist nicht immer einleuchtend, und die Vertheidigung wird Viele nicht überzeugen —, eins bleibt durchaus anzuerkennen: die sorgsame Zusammenstellung und Gruppirung des Materials aus Goethe's Werken. Erst an der Hand dieser Sammlung der bezeichnendsten Wendungen aus dem Altersstil ist es möglich, diesen ganz zu überblicken und zu begreifen. Denn darauf kommt es doch schließlich mehr an als auf Tadeln oder Vertheidigen. H. Brömse.

* Die Goethehauskommission in Frankfurt a. M. hat sich vor einer Reihe von Jahren die Aufgabe gestellt, das Gemäldekabinet von Goethe's Vater, des kaiserlichen Raths, wiederherzustellen. Dieses zeichnete sich, wie man aus Goethe's Schilderung in „Wahrheit und Dichtung" weiß, durch eine besondere Eigenart aus, indem es im Gegensatz zu anderen bedeutenden Sammlungen des vorigen Jahrhunderts, in denen neben Italienern, Franzosen und Dürer'schen Werken besonders die Holländer reich vertreten sind, die besten Schöpfungen der damals lebenden Frankfurter Künstler vereinigte. Wie die Kommission jetzt in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts" (Heft 1, Jahrg. 1899) mittheilt, hat diese überaus schwierige Arbeit — die Sammlung ist seit mehr als hundert Jahren in alle Winde verstreut — einen guten Fortgang genommen und dürfte demnächst völlig abgeschlossen werden. Vierzig Bilder sind bereits in den Besitz der Kommission gelangt, darunter die Schöpfungen des Goethe'schen Hausfreundes Seekatz in ihren verschiedenen Gattungen, ferner solche von Stöcklin, Hirth, Morgenstern, Trautmann und Schütz. Alle Bilder sind in die einfachen schwarzen Rähmchen mit schmalem Goldstab gefaßt, wie sie der Herr Rath ausnahmslos anwandte.

* Eine Schrift über Emil Rittershaus, verfaßt von einem Sohn des Dichters, Schriftsteller Julius Rittershaus (Berlin), erscheint im Verlag von Ernst Keils Nachfolger. Das Buch enthält u. a. bisher unveröffentlichte selbstbiographische Aufzeichnungen von Emil Rittershaus, in denen er sich über seine Lebensauffassung, seine Anschauungen u. s. w. ausspricht. Zwei beigegebene Bildnisse stellen den Dichter und die ihm im Tod vorausgegangene Gattin im 60. Lebenjahr dar.

* Von den Mitgliedern der seitens der kaiserl. Akademie in Wien entsandten südarabischen Expedition geht uns eine, wohl auch an viele andere deutsche und ausländische Blätter geschickte, aus Himjarenschloß, Husa al Ghurâb (Südarabien) vom 23. Nov. d. J. datirte „Erklärung" zu, die sich gegen den von Dr. Eduard Glaser in Nr. 251 d. J. der Beilage der Allg. Ztg. veröffentlichten Artikel über die genannte Expedition wendet. Es ist in dieser Erklärung von „böswilliger Verleumdung" und „perfiden Angriffen" die Rede, deren sich Dr. Glaser gegenüber dem ersten Leiter der Expedition, Hrn. Dr. Karl Graf Landberg, dadurch schuldig gemacht haben soll, daß er auf die frühere Thätigkeit des Grafen Landberg als diplomatischen Agenten im Dienste Englands hinweist. Wir bemerken hiezu, daß in jenem Artikel ausdrücklich betont wurde, daß bei der bevorstehenden Reise „wohl die Wissenschaft den größten Theil, wenn nicht die ganze Thatkraft des Grafen in Anspruch nehmen" dürfte und daß durch den Hinweis auf die politischen Zwecke, denen „bisher" die Reisen des Grafen Landberg in erster Linie dienten, das „wissenschaftliche Verdienst Landbergs nicht geschmälert" werden soll. Wir konnten und können heute noch nicht aus dem genannten Artikel des Hrn. Dr. Glaser, der übrigens selbst nur auf einen gegen ihn gerichteten Angriff antwortet und aus seiner reichen Erfahrung als wissenschaftlicher Forschungsreisender in jenen Gegenden heraus spricht, eine die Zwecke der erwähnten Expedition beeinträchtigende Verdächtigung herauslesen und bemerken dies im voraus den Blättern gegenüber, denen jene Erklärung ebenfalls zugegangen sein sollte. D. Red. der Beil.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. v. Pelet-Narbonne: Hülfsbuch zur Ertheilung des theoretischen Unterrichts im Reiten. Neue Ausgabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Dr. Georg Schmidt: Schönhausen und die Familie v. Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie. 2. Aufl. Ebd. 1898. — Carl v. Zimmermann: Winke und Rathschläge für die Leitung des Regiments-Kriegsspiels. Ebd. 1898. — Prof. Dr. William Marshall: Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechthiere. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. — Johann v. Asbóth: Ausgleich oder Auflösung? Aus dem Ungarischen. Wien, Wilhelm Frick 1898. — H. Rohne: Nochmals die Zuverlässigkeit des Einschießens. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Hermann Dalton: Indische Reisebriefe. Gütersloh, C. Bertelsmann 1899. — C. E. Ries: Novellen vom Genfer See. 2. Aufl. München, C. H. Beck (O. Beck) 1899. — Derselbe: Der Schnitter und andere Märchen. Ebd. 1899. — J. Friedrich: Ignaz v. Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses. I. Theil: 1799—1837. Ebd. 1899. — E. Grahn: Die städtische Wasserversorgung im Deutschen Reiche, sowie in einigen Nachbarländern. I. Bd. Preußen. München und Leipzig, R. Oldenbourg. — Dr. Otto Happel: Katholisches und Protestantisches Christenthum nach der Auffassung der alten katholischen Polemik, insbesondere des Martinus Becanus. Würzburg, Andreas Göbel 1898. — Julius Stinde: Die Opfer der Wissenschaft. Mit Illustrationen von Knötel und Starbina. 3. Aufl. Berlin, Freund u. Jeckel (Carl Freund) 1898.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Zu Festgeschenken empfohlen:

Romane und Erzählungen:

Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus d. Leben eines Emigrantengeschlechts von **A. Sperl**. 4. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Die Söhne des Herrn Budiwoj. Geschichtlicher Roman a. d. 13. Jahrhundert von **A. Sperl**. 2 Bände. 1. u. 2. Aufl. Geb. 12 M.
Fridtjof Nansen. Ein Sang von **A. Sperl**. Geb. 4 M. 50 Pf.
Novellen vom Genfer See von **C. E. Ries**. 2. Aufl. Eleg. geb. 4 M.
Der Schnitter und andere Märchen von **C. E. Ries**. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Biographisches:

Goethe. Sein Leben und seine Werke von **Dr. Alb. Bielschowsky**. In zwei Bänden. Erster Band. 2. Aufl. In Leinwandbd. 6 M.
Das Leben Michelangelos von **Ascanio Condivi**. Uebersetzt u. erläutert von Hermann Pemsel. Mit 9 Lichtdrucken. Geb. 6 M. 50 Pf.
Kant. Sein Leben und seine Lehre von **Dr. M. Kronenberg**. Geb. 5 M. 50 Pf.
Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken von **Dr. M. Kronenberg**. Geb. 5 M. 50 Pf.
Fürst Bismarck und seine Zeit von **Dr. Hans Blum**. 6 Bände nebst Anhang- u. Registerbd. Geb. 25 M.
Münchener Porträts von **Louise von Kobell**. Geb. 3 M. 50 Pf.
Unter den vier ersten Königen Bayerns von **Louise von Kobell**. Zwei Bände. Geb. 12 M.

Volks- und Jugendschriften:

Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870 von **K. Klein**. Illustrierte Ausgabe. 1. bis 5. Tausend. In Prachtband 10 M. (Volksausgabe in 16. Aufl. Kart. 2 M. 80 Pf.)
Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers aus dem Jahre 1870/71 von **K. Tanera**. Illustrierte Ausgabe. 6.—10. Tausend. In Prachtband 14 M. (Volksausgabe, 7. Aufl. 2 Bde. Kart. à 2 M. 40 Pf.)
Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern, von **K. Tanera**. 7 Bde. mit Karten. 5. Aufl. Kart. à 2 M. 50 Pf.
Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz von **K. Tanera**. 9 Bde. mit Karten. 1.—7. Tausend. Kart. à 2 M. 50 Pf.

☞ Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Weihnachtskataloge gratis. (17522)

Neue Chopin-Biographie.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschien:

Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker von **Friedrich Niecks.** (17537)

Vom Verf. vermehrt und aus dem Englischen übertragen von Dr. W. Langhans. Zwei starke Bände gr. 8°. Mit 4 Porträts und facsimilirten Handschriften.
Geheftet ℳ 15 netto. Elegant gebunden ℳ 18 netto.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die Kulturgewächse der deutschen Kolonien und ihre Erzeugnisse.

Für Studierende und Lehrer der Naturwissenschaften, Plantagenbesitzer, Kaufleute und alle Freunde kolonialer Bestrebungen.
Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse.
Bearbeitet von (15185)

Prof. Dr. R. Sadebeck,

Direktor des Botanischen Museums und des Botanischen Laboratoriums für Warenkunde zu Hamburg.
Mit 127 Abbildungen.
—— Preis brosch. 10 Mark, geb. 11 Mark. ——

Neu! — Eben erschienen! — Neu!

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein neues Werk von Georg Ebers.

Das Wanderbuch.

Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlass und gesammelte kleine Schriften

von

Georg Ebers.

Preis geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Den zahlreichen Verehrern des Dahingegangenen wird es von besonderem Interesse sein, ihren Lieblingsdichter von einer ganz neuen Seite kennen zu lernen: als Dramatiker und Verkündiger des ausgelassen heiteren Humors. Zwar liess Georg Ebers gern auch in seinen Romanen und kleinen Erzählungen den Humor zu Worte kommen, aber einen so ausgedehnten Tummelplatz wie im **„Wanderbuch“** hat er ihm sonst nicht eingeräumt. Ausser dem nachgelassenen „Wanderbuch“ enthält der Band folgende kleinere Schriften: Wie ich die Frau Liebste gewann — Das Märchen vom verwunschenen Prinzen — Das Märchen von den beiden Brüdern — Wüstengrün und Mein Grab in Theben. — In diesem neuen Werke spricht der verewigte Dichter gleichsam über das Grab hinaus zu seinen Freunden und Verehrern; es verdient deshalb **einen ersten Platz auf dem diesjährigen Weihnachtsgabentische** und wird sicherlich überall freudig willkommen geheissen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. (17496)

Weihnachts-Neuigkeit.

Soeben wird ausgegeben: das dreizehnte Tausend von

Julius Wolff: Der Landsknecht von Cochem.

Ein Sang von der Mosel. Preis elegant gebunden 6 Mark.
Berlin SW., Dessauer Str. 18.
[17509] **G. Grote'sche Verlag.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Du bist mein.

Ein Zeitroman in zwei Büchern

von

Carl Worms. (16845)

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Der Verfasser führt uns auf einen von den deutschen Erzählern noch wenig besuchten Schauplatz, in die baltischen Lande mit ihrer ernsten Natur, ihren kernhaften Menschen. Er schildert aus dem Vollen; man spürt eine Kraft, die ihr Bestes gibt, und wird tief ergriffen von der Heimatliebe, die da die Feder geführt hat. Das nie erschöpfte, immer wieder fesselnde und ergreifende Thema, die Gewissenskämpfe des jungen Theologen, erscheint auf diesem Schauplatze in neuer Umrahmung, die alles doppelt wirksam hervortreten läßt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

☞ Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Eduard Avenarius, Leipzig.** (17590)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 13. Dezember. Nummer 282.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus Westindien und Nordamerika.[1]

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

II. Die Küsten von Martinique und ihre Thierwelt.

In der ersten dieser Skizzen habe ich einzelne der landbewohnenden Thiere erwähnt, welche mir bei meinen Streifzügen durch die Insel aufgefallen waren. Mein Hauptziel, als ich die Antillen aufsuchte, war jedoch das Studium der Meeresthiere gewesen: von der Art und Weise, wie ich die Sammlungen von letzteren anlegte, und von dem, was ich bei meinen Ausfahrten erlebte, will ich in diesem Aufsatze einiges mittheilen.

In St. Pierre hatte ich einen geschickten schwarzen Fischer entdeckt und denselben sammt seinem Gehülfen und seinem Boote in meine Dienste genommen. Jeden Morgen, um Sonnenaufgang, fuhren wir aufs Meer hinaus, um zu fischen, bald uns nahe am Lande bewegend, um Grundthiere und die Bewohner der Riffe zu erbeuten, bald das hohe Meer aufsuchend, um den Geschöpfen des freien Wassers nachzustellen. Unser Fahrzeug war nicht übermäßig sicher: es war aus mehreren Brettern zusammengefügt, in der Form nicht sehr geschickt und ragte hoch aus dem Wasser heraus. Wir mußten zum Segeln stets den ganzen Boden des Boots mit Steinen bedecken, um nicht umzukippen. Dabei drang zu allen Ritzen so viel Wasser ein, daß Einer fast stets mit Ausschöpfen beschäftigt war. Einen Vortheil bot allerdings der Kahn, man konnte viel darin unterbringen und somit konnte ich meine verschiedenartigen Netze, Dredgen und Taue, die Kübel, den Kasten mit Gläsern und Konservirungsflüssigkeiten recht gut mitnehmen. Immerhin ist es sehr wunderbar, daß wir von all unsern zum Theil recht kecken Segelfahrten lebendig zurückgekommen sind. Bis auf die Haut durchnäßt wurde ich jeden Tag; denn mein Fischer, der brave Matthieu, unterschied sich von den meisten Negern durch seinen Muth und scheute sich nicht vor einer „Mütze voll Wind".

Von der Stadt St. Pierre fuhren wir entweder nach Norden oder nach Süden, der Küste entlang. Gewöhnlich stachen noch die Felsen der Küste und die Berge als dunkle Silhouetten vom Himmel ab; der begann gerade zu leuchten und allmählich zu erglühen, bis die Sonne hoch oben hinter dem Gipfel des Vulkans auftauchte und ihre heißen Strahlen zu uns herabsandte. Um diese Zeit war die Meeresfläche meist noch spiegelglatt, kein Lüftchen rührte sich und in der Natur herrschte eine athemlose Stille.

Mit leisen Ruderschlägen fuhren wir den Strand entlang. Das Ufer ist sehr zerklüftet und die Bilder der Landschaft wechseln häufig ihre Erscheinung, doch niemals ihre Schönheit. Wo die Berge ihre scharfen Kanten bis zum Meere herabsenken, sind diese von der Brandung steil abgebrochen und bilden hohe, malerische Uferfelsen. Zwischen ihnen ziehen sich sanfte Thäler an den Bergeshalden aufwärts. Der Hintergrund ist gewöhnlich von einem steilen Kegelberg abgeschlossen. An die dunkeln Bergwälder grenzen hellgrüne, von Zuckerrohr bedeckte Lehnen. Ueppigste Vegetation erfüllt das Thal. Zwischen den Beständen von Brotfruchtbäumen, Palmen, Bananen befinden sich menschliche Ansiedelungen. Gewöhnlich schließt ein heller Sandstrand die Thalmulde am Meere ab. Und meist ziehen sich hier unter Kokospalmen die Hütten einer Fischeransiedelung hin. An langen Reihen von Bambusstangen sind die Netze zum Trocknen aufgehängt, Boote liegen auf dem flachen Sande. Die Hütten stehen zum Theil auf hohen Pfählen und sind mit Palmblättern gedeckt. Zwischen den Hütten und Bäumen laufen Schweine und Hunde und nackte oder halbnackte Menschen umher. Man glaubt auf eine Insel der Südsee versetzt zu sein.

Statt eines Fischerdorfes ragen aus den Gebüschen am Ufer der nächsten kleinen Bai die Gebäude einer Zuckerplantage heraus. Ins Meer hinaus ist eine lange Brücke auf hohen Balken erbaut; auf derselben rollen in Schienen unablässig kleine Karren von den Feldern am Berge herab, um ihren Inhalt, das geschnittene Zuckerrohr, in große Kähne zu verladen. Diese werden von kleinen Dampfern zur Stadt geschleppt, wo die größeren Zucker- und Rumfabriken sich befinden.

Nachdem wir diese Bucht passirt hatten, nahten wir uns einer Stelle, wo der Meeresgrund von einer reichen Thierwelt bedeckt war. Auf den Felsblöcken am Grunde wuchsen zahlreiche Korallen der verschiedensten Arten: die Madreporen streckten ihre zarten weißen Aeste ins Wasser hinaus, andere Arten überzogen gleich Krusten das Gestein. In eleganten Bewegungen folgten die Gorgonien oder Hornkorallen dem Zuge des auf- und abschwellenden Wassers, wie Gebüsche, die sich vor dem Winde beugen. Die Sonne schien bereits ins Wasser hinein, so daß an flachen Stellen der Venusfächer einen zierlich gegitterten Schatten auf das helle Gestein warf. In den Löchern der Felsen steckten allerhand Arten von See-Igeln; sie hatten sich so geschickt verkrochen und hielten sich so fest, daß wir sie nur erbeuten konnten, wenn wir mit einer mächtigen Eisenstange die Felsen zertrümmerten. Besonders schön waren einzelne Arten mit Stacheln, deren Länge diejenige des Körpers um das Acht- bis Zehnfache übertraf, Angehörige der Gattung Diadema. Auf den Korallen und den Felsen kletterten Hunderte von Schlangensternen, Krabben, kleinen Krebsen und Ringelwürmern umher. Indem wir vorwärts fuhren zogen sich ganze Wälder von Seeanemonen und Röhrenwürmern blitzartig vor dem Schatten unsres Bootes zurück. Zwischen all dem festsitzenden Gethier schwammen in prächtigen Farben, in bizarren Formen — viele aber doch mit eleganten Bewegungen — die wunderschönen kleinen Fische umher, welche stets zwischen den Aesten und Verzweigungen

[1] Vergl. Nr. 267 der Beilage d. J.

der Korallenstöcke wie in einem schlupfwinkelreichen Walde sich aufhalten. Ihre prachtvollen Färbungen roth, gelb, orange, grün, blau, violett in allen möglichen Abstufungen und Zusammenstellungen reizten sehr, eine Menge von ihnen zu erbeuten. Jedoch alle Bemühungen, sie mit dem Handnetz zu erhaschen, blieben erfolglos; die Fische waren zu gewandt und es gelang mir erst später, durch Anwendung von Reusen sehr viele zu erhalten.

Während die Sonne höher stieg, kam die Fluth heran, zugleich hatte sich Wind erhoben und so waren wir genöthigt, den gefährlichen Aufenthalt zwischen den Felsen zu verlassen. Indem wir unsre Blicke von dem Meeresboden abwendeten, begannen wir jetzt erst die Menge von Vögeln zu beachten, welche schreiend hoch über unsern Köpfen hin und her flogen. Wir waren bis dicht an den etwa 100 m senkrecht abfallenden Uferfelsen herangefahren; in der Wand befanden sich zahlreiche Löcher und Höhlen, in welchen jene Vögel nisteten. Durch uns erschreckt, umflogen sie nun ängstlich schreiend ihre Nester. Es waren verschiedene Mövenarten, Seeschwalben und Tropikvögel. Die letzteren gelten hier für seltene und schwer zu schießende Vögel; sie haben ein wunderschönes weißes Gefieder mit einzelnen schwarzen Federn; aus dem Schwanze ragen vereinsamt drei lange, dünne weiße Federn hervor; diese, welche den Vogel selbst zwei- bis dreimal an Größe übertreffen, haben ihm den originellen kreolischen Namen paille-en-cul (Stroh-im-Schwanz) eingetragen. Es gelang mir, mit einem der ersten Schüsse ein prachtvolles junges Männchen aus hoher Luft herunterzuholen, ein Erfolg, auf den meine Fischer sehr stolz waren.

Wir flüchteten nun vor der gewaltig heranstürmenden Brandung aufs hohe Meer hinaus. Hier gingen die klaren Wellen in großen, ruhigen Zügen. Die Oberfläche war mit Leben bedeckt. Glashelle, durchsichtige Quallen zogen in Schaaren vorbei, auf der Oberfläche schnellten Pfeilwürmer von seltener Größe hin und her. Plötzlich geriethen wir in einen Schwarm von vielen Millionen einer wundervollen Rippenqualle. Daß aber damit das Leben an der Oberfläche nicht erschöpft war, verriethen einige Züge mit dem feinen Netz. In meinen Gläsern versammelte sich eine wundersame Gesellschaft von bunten und glashellen Auftriebsorganismen. Da waren kleine Krebse, Würmer und Wurmlarven, Larven von fast all jenen Thieren, die ich oben vom Meeresgrund beschrieb, dazu noch kleine Quallen, Salpen und eine Menge von Urthieren. Besonders häufig waren die zierlichen, formenreichen Radiolarien.

Ein frischer Wind faßte unser Segel und führte uns wieder der Stadt zu. Auf dem Wege war uns noch ein schönes Schauspiel gegönnt. Nahe dem Boote erhob sich mit einemmale ein Schwarm von etwa hundert großen fliegenden Fischen, hinter welchen in hastigen, doch nicht ungraziösen Bewegungen einige Delphine herjagten. Die Stille auf dem Meer wurde plötzlich unterbrochen durch ein gewaltiges Rauschen und Schwirren und Plätschern, es sprühte und blitzte um uns von Tropfen und blinkenden Schuppen; dann tauchten die breiten braunen Rücken der Delphine auf: ein kurzer Moment und dann verlor sich die wilde Jagd wieder in der klaren Tiefe.

Ich hatte meine Fischer für einige Tage beurlaubt, während deren sie mit ihren Genossen auszogen, um Thunfische, zum Theil auch um Schildkröten zu fangen. Doch war die letztere Jagd unergiebig. Sie brachten aber eine ganze Kollektion großer Thunfische mit heim. Es war mir oft unbegreiflich, wie die Leute mit unbeschädigtem Boot heil zurückkamen und einen Thun hinter dem Boote herschleppten, der selbst so groß oder noch größer als das Fahrzeug war. Oft brachten sie auch große Haifische heim, die sie harpunirt hatten.

Nach dem Urlaub nahm ich Mallhieu mit mir nach dem Süden der Insel, wo wir in der Bai von St. Anne meine Untersuchungen wieder aufnahmen. Diese weite schöne Bucht hat ein so klares und durchsichtiges Wasser, daß man selbst in bedeutender Tiefe alle Details genau erkennen kann. Nähert man sich den Korallenriffen, welche oft in der Tiefe von mehreren Metern unter der Meeresoberfläche liegen, so strahlt plötzlich das vorher dunkelblaue Wasser in einem klaren Milchblau, ähnlich wie es sich außerhalb der blauen Grotte von Capri zeigt. In diesem Medium bauen sich nun die zarten Gebilde der Korallen, wie vom Rauchreif überzogene Aeste und Zweiglein in einer wundersamen Pracht auf. Tausendmal zierlicher als alle Tropfsteinbildungen zeigen sich selbst die gröberen Formen, welche die Basis und Masse des Riffs ausmachen; über ihnen erheben sich aber jene überfeinen, graziösen Arten, welche wir in unsern Museen fast niemals ungebrochen zu sehen bekommen. Und aus all den kleinen, minimalen Kelchen, welche die Masse der Korallenbildungen ausmachen, schaut ein kleiner Polyp hervor und wiegt seine schlanken Arme im lauen Wasser, um alles Eßbare zu erhaschen, was vorübertreibt. Diese kleinen, weichen Thierchen sind es auch, welche, in Millionen von Individuen einen Korallenstock zusammensetzend, die ganzen Riffmassen gebaut haben, die so manchen Schiffen Unheil gebracht haben und bringen, welche aber auch ganze Inseln und Theile des Festlandes in jahrtausendelanger Arbeit erbaut haben.

Um und auf diesen Riffen entfaltet sich dasselbe reiche Leben, welches ich oben bei den nicht riffbildenden Korallen in Nordmartinique geschildert habe. Nur hier vielleicht in noch üppigerer Ausbildung. Hier kommen vor allen Dingen viele Schwämme hinzu, welche mit Farben geschmückt waren, wie ich sie früher bei niederen Thieren niemals gesehen hatte. Leuchtendes Ultramarinblau, Violett, Carminroth und Chromgelb wechselten hier in reicher Pracht. Seeigel fanden sich hier: weiße mit grünen Stacheln, schwarze mit weißen Stacheln. Riesengroße, grellgelbe Seesterne fügten sich wie Ornamente an die Felsen und dazwischen krochen die mächtig großen Tritonsschnecken; dieselben, auf deren Schalen die Neger der Insel Signale blasen, dieselben, auf denen feiner geartete Geschöpfe wohl auch feinere Töne zu erzeugen vermögen, von denen es heißt:

„Der Triton bläst das Muschelhorn,
Daß leis und dumpf der Marmor schallt."

Der Triton, der, vorn auf meinem Boote sitzend, schreckliche Töne den Muscheln entlockte, tauchte auf meinen Befehl auf den Grund und holte mir alle jene Schätze der Tiefe heraus. Es war ein gelber Negermischling, und wenn er in dem schönfarbigen Wasser niedertauchte, so spielten um seinen muskelkräftigen, wohlgebauten Körper prachtvolle, glänzende Lichter. Es war ein phantastischer Anblick, wie er in der Tiefe, mit einem gewaltigen, schwertartigen Buschmesser in beiden Fäusten, wie fliegend auf die Büsche der Hornkorallen losschoß, um sie mit mächtigen Hieben am Grunde abzutrennen.

Mit den Korallenriffen sollte ich auch einmal eine unangenehme Bekanntschaft machen. Eines Tages befanden wir uns sammelnd und fischend am nördlichen Ufer der Bucht, während St. Anne, wo ich während dieses Aufenthalts wohnte, am Südufer liegt. Eine schwere Bö kam herauf und bei heftigem Sturmwind fiel der Regen so dicht, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Wir steuerten quer über die Bucht hinüber, und die Nässe machte unser Segel so prall, daß wir pfeilgeschwind dahinschossen. Die Wogen schlugen unausgesetzt vorn über Bord und zwei von uns hatten nichts anderes zu thun, als fortwährend auszuschöpfen. Ich war in großer Besorgniß, da

ich meine sämmtlichen Netze und viel kostbares gesammeltes Material im Boote halte.

Plötzlich gab es einen fürchterlichen Krach; das Boot schlürfte und wankte über etwas dahin. Dann noch ein Ruck, der Mast brach ab, das Boot lag auf der Seite und füllte sich mit Wasser. Um uns abrr splitterten und brachen die kleinen Aestchen der Korallen. Wir waren auf ein Riff aufgefahren! So schnell wie möglich schnitten wir die Stricke des heftig schlagenden Segelmastes durch, sprangen aus dem Nachen heraus und schöpften, was wir schöpfen konnten, mit Hüten und Gläsern und Kalebassen. Es gelang nach großer Mühe, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Als wir mit blutenden Beinen — Korallenzweige sind scharf — wieder im Boote saßen, sahen wir ein Rudel von Haifischen uns freundlich umkreisen. Wir ruderten so fest und heftig wir konnten, und als wir nach einer halben Stunde auf den flachen Sandstrand beim Hause kräftig auffuhren, brach das alte morsche Boot mitten durch. Wäre dies wenige Minuten früher geschehen, so wären wir mit fast absoluter Sicherheit den Haifischen zum Opfer gefallen. Meine Neger waren über die Lebensrettung so erfreut, daß sie am Nachmittag und Abend sich an Tafiabranntwein beinahe zu Tode tranken!

Hebbel und Dawison.

Auf Grund ungedruckter Briefe.

Hebbel kannte Dawison von Wien her, wo der Künstler 1849—1858 Mitglied des Burgtheaters war. Von einem intimeren Umgang der beiden Männer ist zwar nichts bekannt, und Hebbels Tagebücher wie auch die sonst so ausführliche Biographie des Dichters von Emil Kuh lassen hier im Stich. Doch scheint es, als ob ihre gemeinsame gegensätzliche Stellung zu Laube sie zuletzt einander näher gebracht hat. Den Künstler Dawison zu bewundern, mußte sich Hebbel wegen seiner Feindschaft mit Laube freilich versagen. Mehrere Jahre lang betrat er das Burgtheater fast gar nicht, da Laube seine Stücke nur widerwillig und selten auf die Bühne brachte und auch seiner Frau nach und nach ihre besten Rollen entzog. So hatte er Dawison nur ein einziges Mal und zwar als Richard III. sehen können. Nicht nur die schauspielerische Leistung als solche hatte starken Eindruck auf ihn gemacht, es waren ihm durch sie auch Züge in Dawisons künstlerischem Naturell offenbar geworden, die seinem eigenen Wesen verwandt schienen. Und man muß in der That, wenn man Laube's Charakteristik („Das Burgtheater“ 1868 S. 242 ff.) oder die Schilderung, die Emil Kuh von dem genialen Schauspieler entwirft (Biographie Fr. Hebbels Bd. II, S. 517) durchliest, diese innere Verwandtschaft bestätigen. Beiden fehlte der Sinn für das Einfache, und ihre Neigung zum Abnormen und Grotesken sprach sich in vielen ihrer künstlerischen Produktionen aus. Eine starke Leidenschaftlichkeit war ihnen eigen, sie entlud sich aber mehr in grellen Blitzen, als daß sie kraftvolle und markige Schöpfungen hervorbrachte. Und damit vereinigte sich nun wieder ein starkes, oft zersetzendes Verstandeselement. Auch darin waren sie einander ähnlich, daß sie sich aus den ärmlichsten Verhältnissen in die Höhe hatten arbeiten müssen und daß sie den dornenvollen Pfad der Autodidakten gegangen waren. Wenn aber Hebbel, so lang auch immer der Sturm und Drang in ihm währen mochte, doch schließlich in seinen späteren dramatischen Werken das Maß fand und unvergängliche Gestalten von einer ruhigen und klaren Größe schuf, wenn er künstlerisch Zeit seines Lebens eine durchaus wahrhaftige Natur blieb, so überwog in Dawison das Spielerische, das Virtuose immer mehr. Als ihn Laube später in Dresden sah, da lautete sein scharfes, aber wohl gerechtes Urtheil: „Ich fand, daß seine Begabung über die Kunst hinweg zum Handwerk ausgebildet worden.“ (Das Burgtheater, S. 242.)

Zeugnisse für den näheren Verkehr zwischen Hebbel und Dawison haben wir erst aus der Zeit, in der Letzterer nach seinem Zerwürfniß mit Laube, den dabei aber nach Hebbels ehrlichem Wort in dem Aufsatz „Das Hofburgtheater“ (sämmtliche Werke 1891, Bd. XII, S. 164) keine Schuld traf, in Dresden engagirt war. Hebbel lag es sehr am Herzen, seine „Judith“ auf die Dresdener Hofbühne zu bringen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Gutzkow nicht mehr den Einfluß besaß, um in dieser Richtung etwas für ihn thun zu können (vergl. Gutzkows Brief an Hebbel vom 12. Nov. 1853), wandte er sich an Dawison. Die Judith wurde 1854 in Dresden angenommen, und der Dichter wechselte nun einige Briefe mit dem Schauspieler. Die drei im Nachlaß Dawisons erhaltenen Briefe Hebbels, die mir Hr. Bibliothekar Dr. Lier zur Verfügung stellte, werden mit Genehmigung der königlichen Bibliothek in Dresden hier zum erstenmal veröffentlicht. Die beiden ersten Briefe sind von Marienbad datirt, wo Hebbel mit seiner Frau, die an einem Leberleiden erkrankt war, im Juli und August 1854 sich aufhielt.

I.

Marienbad, den 4. July 1854.

Verehrtester Herr und Freund!

Der Ort, aus dem ich Ihnen schreibe, möge mich entschuldigen, daß es erst jetzt geschieht. Ich hoffte im July nach meiner Gewohnheit das geliebte Deutschland durchfliegen zu können, bei welcher Gelegenheit ich dann natürlich auch nach Dresden gekommen wäre und Ihnen mündlich auf Ihren lieben Brief geantwortet hätte. Statt dessen mußte ich mit meiner armen Frau in ein böhmisches Bad gehen, denn ein Leberleiden hat sich bei ihr ausgebildet, dem nicht rasch genug begegnet werden kann, wenn es sich nicht festsetzen soll. Jetzt freue ich mich von Herzen, daß ich nicht auf Dingelstedts Antrag einging und daß Ihr Chef den meinigen zurück wies;[1]) wir hätten absolut nicht kommen können. Damit fällt aber leider auch mein Reiseplan weg, wenigstens glaube ich nicht, daß ich es noch zu einem Ausflug bringe. Darunter wird nun freilich mein Holofernes nicht leiden, denn dem mit wahrhafter Gestaltungskraft ausgestatteten Künstler kann der Dichter nur sagen, was Schillers Don Philipp dem Groß-Inquisitor sagte: „ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“ Auch hätte ich schwerlich den Mut, Sie bei der ersten Vorstellung des Stücks zu bewundern, so gern ich es auch bei der zweiten thäte und so sehr ich mich bestreben werde, es bei einer dritten oder vierten, wenn's dazu kommen sollte, möglich zu machen. Abrr ich hätte über manches Andere mit Ihnen zu reden, z. B. über eine Novität,[2]) die zu Herbst fertig wird und deren Hauptcharakter eine Aufgabe seyn dürfte, auf deren Lösung Sie Sich mit Freuden einlassen dürften. Doch der Mensch wünscht und der liebe Gott bescheert, auch will ich sehr zufrieden seyn, wenn wir nur gesund von hinnen gehen; ich trinke nämlich zur Gesellschaft mit, nicht, weil mir meines Wissens etwas fehlt, sondern weil Kreuzbrunn das beste Getränk ist, das man hier haben kann, indem die Biere und Weine der Art sind, daß man das Trinken auf ewig verschwören möchte! Empfehlen Sie mich bestens Ihrer Frau Gemahlin und melden Sie mir's in einigen Zeilen, sey es nach Marienbad, wo wir noch vier Wochen bleiben, oder nach Wien, wann die Judith angesetzt wird. Meine Frau grüßt Sie schönstens und ich bin

Ihr aufrichtigst ergebener

Fr. Hebbel.

---

[1]) Es handele sich offenbar um geplante Gastspiele der Frau Chr. Hebbel in München und Dresden (vgl. Dingelstedt im „Literar. Bilderbuch“, S. 227, und Hebbels Brief an Dingelstedt vom 17. Mai 1852).

[2]) Es handelt sich um seine Tragödie „Gyges und sein Ring“, die er im Winter 1853 begonnen hatte. In Marienbad, wohin er das angefangene Stück mitnahm, wollte es mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen und erst am 14. November 1854 war es vollendet (vgl. Hebbels Tagebuch vom 20. Juli und 14. November 1854).

II.

Marienbad, den 6. August 1854.

Verehrtester Herr und Freund!

Dem vertracktesten aller Zufälle habe ich es zuzuschreiben, daß ich Ihren lieben Brief vom 23. July erst gestern, will sagen am 5ten August, empfing. Er war hier ganz einfach nebst einem zweiten aus Königsberg und einem dritten aus Holstein auf der Post liegen gebtieben, während ich fast jeden Tag andere Sendungen erhiett, weil ich natürlich gleich bei der Ankunft meine Adresse abgegeben hatte. Mir ist dieser Zufall höchst unangenehm gewesen, nicht, weil er es mir unmöglich machte, Ihnen für Ihee treuen Bemühungen in Sachen der Judith zu danken, denn meinen Dank setzten Sie voraus und weisen ihn auch jetzt noch nicht zurück, sondern weil ich ganz gewiß auf ein Paar Tage nach Dresden gekommen wäre, wenn ich gewußt hätte, was vorginge und namentlich daß Sie da seyen. Ich erwartete Sie nämlich in München, weil ich hier wohl von dem Brief des Königs von Baiern[1]) hörte, nicht aber von dem Widerspruch Ihres Arztes, und trank deshalb ruhig meinen Kreuz- und Ferdinands-Brunnen fort, weniger, um ein Uebel zu vertreiben, als aus Langeweile und um die Unschädlichkeit dieser harmlosen Gewässer an meinem eigenen Körper darzuthun. Jetzt ist schon gepackt, die Feder, mit der ich schreibe und das Lack, womit ich siegeln werde, sind die einzigen Gegenstände, die noch nicht im Koffer liegen und morgen gehts nach Prag. Was bleibt mir da übrig, als Ihnen wenigstens noch ein Glück auf! zuzurufen, und Sie zu bitten, Ihres Versprechens eingedenk zu seyn und mir das Bülletin über den Ausfall der Schlacht, die meine erste auf den dortigen Brettern ist, rasch mitzutheilen. Bringen Sie das Stück am 8ten, wie Sie meinten, wirklich heraus, so könnte ich das Resultat noch in Prag erfahren und, falls es nicht zu ungünstig ausfällt, was Gedicht und Dichter anbetrifft, dann noch von da hinüber eilen, um der zweiten oder dritten Wiederholung beizuwohnen. In Prag weede ich jedenfalls bis zum Freitag incl. dem 11ten, verweilen und im blauen Stern Quartier nehmen; adressiren Sie also dahin. Doch weiß ich zu gut, wie leicht sich ein Repertoire verschiebt, um darauf zu eechnen!

Eine Dame ous Dresden, Fräul. Bölte,[2]) hat mir Manches über Sie und Ihre neue Stellung erzählt; ich glaube, sie zu begreifen und bin überzeugt, daß Sie Sich glänzend durchsetzen werden, denn nicht auf's willkürliche Mischen der Tinten, sondern auf's Gestalten von innen heraus kommt es in Ihrer wie in meiner Kunst an, und dazu hat Ihnen die Natur das nöthige Zeug mit auf den Weg gegeben. Wie brenn' ich darauf, Ihren Holofernes zu sehen! Wäre das Schicksal eines dramatischen Werkes nicht so ganz ein Unbestimmbares, wie das eines Menschen, und setzte nicht das Kommen des Autors zur ersten Aufführung in einer fremden Stadt in den Augen Anderer eine gewisse Siegeszuversicht voraus, die keinem gut steht: ich hätte gleich gestern meinen Reiseplan geändert und wäre noch zu Ihnen geflogen. Aber ich fordere die Dämonen und die bösen Zungen nicht gern heraus.

Das neue Stück, von dem fast drei Acte fertig sind, ist hier nicht gewachsen, wird aber nicht lange auf sich warten lassen. Sie werden Ihee Freude daran haben, denn es giebt Spitzen darin, die etwas steil empor gehen, und Sie sind ein größeree Freund vom Klettern, wie vom Spazierengehen! Ich habe es bei mie.

Der Aufenthalt in Marienbad hat meiner Frau wohlgethan, doch ist sie noch nicht ganz von ihren Leberschmerzen hergestellt und muß von dee Nachcur das beste erwarten. Sonst ging es uns hier recht wohl, wie fanden einige interessante Menschen[1]) und hatten also Nichts von der Langeweile zu leiden, die freilich eine vortreffliche Medizin seyn soll.

Mit den besten Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin, von der ich mit Freuden höre, daß sie die Dresdner Luft besser erträgt, als die Wiener, so wie mit den herzlichsten Empfehlungen meiner Frau

der Ihrige

Fr. Hebbel.

[1]) Bezieht sich wohl auf einen Versuch, Dawison für die erste Reihe der Münchener Gesammtgastspiele vom Jahre 1854 zu gewinnen.

[2]) Daß der schwer lesbare Name „Bölte" lautet, ist mir gewiß geworden durch den Umstand, daß ein Frl. Amely Bölte im Juli 1854 von Marienbad aus in der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" Berichte „Aus deutschen Bädern" veröffentlichte, worin sie mehreremale den Verkehr mit Hebbel erwähnt (Sächs. Constit. Zeitung vom 15. Juli und 2. August 1854).

Die Aufführung der „Judith" in Dresden war inzwischen für den 11. August angesetzt worden, und Dawison bestürmte den Dichter, der, auf der Rückreise nach Wien begriffen, sich ein paar Tage in Prag aufhielt, herüber zu kommen. „Eine bedenkliche Sache," schrieb Hebbel am 10. Aug. 1854 in sein Tagebuch, „aber ich kann nicht anders." Sein erster Gang in Dresden sollte Dawison gelten. Da wurde ihm im Souterrain des Hoftheaters, wo er nach dessen Wohnung fragte, die überraschende Kunde zutheil, daß das königliche Theater auf 3 Wochen geschlossen sei. Der Grund war der tragische Tod des Königs Friedrich August von Sachsen, der in Tirol durch den Hufschlag eines Pferdes getödtet worden war. Offenbar unter dem Eindruck dieser Nachricht hat der Dichter in sein Tagebuch geschrieben: „Mit wem das Pferd nie durchgeht, der reitet einen hölzernen Gaul." (Tagebücher Bd. II, S. 416.) Als er die erschütternde Nachricht empfangen hatte, eilte er sofort zu Dawison, den er aber erst am nächsten Tage zu Hause antraf. Er verbrachte den ganzen Tag mit ihm und reiste dann nach Wien zurück, wo er am 13. August abends 9 Uhr wieder ankam. (Vgl. Tagebücher Bd. II, S. 414 ff.) Bald nach der Aufhebung der sächsischen Landestrauer kam dann endlich die „Judith" im Dresdener Hoftheater zur Aufführung. Ueber die Vorstellung, die am 9. Sept. 1854 stattfand, berichtete Julius Hammer in der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" vom 12. Sept. 1854 (Nr. 211): „Unsre Bühne, auf der bisher noch kein Stück von Fr. Hebbel erschienen war, brachte uns gestern dessen Tragödie „Judith" in einer der Bedeutung dieses merkwürdigen Werkes entsprechenden vorzüglichen Aufführung. Man hat die Anregung zu derselben der hinreißenden Darstellerin der Hauptrolle, Frl. Wilhelmi, zu danken." Er rühmte weiterhin besonders die Charakteristik der Judith, die er als „eine der größten Gestaltungen unsrer dramatischen Literatur" bezeichnete. Das „tieferregte Publikum" bereitete dem Stück eine warme Aufnahme; wie viel der Dichtee aber bei diesem Erfolg der Darstellung des Holofernes durch Dawison verdankte, darauf weist dieselbe Kritik deutlich hin: „Er (Holofernes) ist von den subjektiven Gelüsten des Dichters geradezu todtgearbeitet, und es gehört ein so geistvoll charakterisirendee Meister, wie Hr. Dawison, dazu, ihn als dramatisch lebendige Gestalt in dem Grade, wie dies geschah, zu retten." Diese Vorstellung gibt Hebbel dann den Anlaß, einen dritten Brief an Dawison zu schreiben, worin er in seiner klaren und prägnanten Art sich über sein inneres Verhältniß zu dem Schauspieler ausspricht.

III.

Wien, den 29ten Sept. 1854.

Lieber Dawison!

Zunächst: werfen wir die Phrasen bei Seite, womit der Mensch sich bei einer neuen Bekanntschaft nach dem Lauf der Welt allerdings herausputzen muß, wie mit Frack und Krawatte! Wir haben Würste zusammen gekauft und Biee mit einander getrunken, und können jetzt um so eher frei von der Leber weg reden, als es sich ganz von selbst versteht, daß zwei tüchtige Kerle sich zu schätzen wissen. Also, folgen Sie meinem Beispiel, wenn Sie mie wieder schreiben.

[1]) Friedrich v. Uechtritz und Gustav v. Putlitz, mit denen der Dichter in Marienbad viel verkehrte (vgl. den Brief Hebbels an Kuh vom 15. Juli 1854).

Dann: Sie müssen ungehalten, wenigstens verwundert über mich seyn, daß ich Ihnen auf Ihre Freudenbotenschaft erst jetzt antworte. Aber ich zögerte von Tag zu Tag, weil ich Ihnen zugleich etwas schicken wollte. Nichts Neues, sondern etwas Altes, aber doch in neuem Gewande, und hie und da auch gebürstet, nämlich ein Exemplar meiner Agnes Bernauer, die jetzt im Druck erscheint. Ich habe den vorletzten Bogen schon vor vierzehn Tagen corrigirt und nun läßt der letzte auf sich warten, als ob ein Erdbeben die Presse verschlungen hätte. So muß ich mich endlich doch entschließen, mit leeren Händen vor Sie hinzutreten und: ich danke schön! zu sagen. Das Schicksal der Judith wußte ich voraus, seit ich, wenn auch nur in Ihrem Zimmer den Holofernes von Ihnen sah. Daß Fräulein Wilhelmi Sie so gut unterstützte, freut mich sehr und ich bitte Sie, mich ihr bestens zu empfehlen. Es ist doch Jammerschade, daß der fatale Pferde-Hufschlag mich selbst um den frischen Eindruck brachte; nun, ich hoffe es einzubringen. Unendlich weit mehr beklag ich's freilich, daß Verhältnisse ganz singulairer Art es mir während Ihres Hierseyns unmöglich machten, Ihrer riesig-raschen Entwicklung Schritt vor Schritt zu folgen. Ich durfte Sie in Ihrem Richard nur auf dem Gipfel erblicken, denn dieser gehört ohne allen Zweifel zu den gewaltigsten Schöpfungen deutscher Schauspielkunst und electrisirt mich noch in der Erinnerung. Vielleicht darf ich in Dresden noch einmal nachholen, was ich in Wien nothgedrungen versäumte; vielleicht — lächeln Sie nicht sarkastisch! — sogar in Wien selbst.

Ich arbeite viel, und hoffe, auf Ihren Beifall rechnen zu dürfen. Es besteht eine Verwandtschaft, eine geheime Beziehung zwischen unser'n Naturen, die uns früher oder später zusammenführen mußte. Nicht, als ob Sie mich brauchten; wer dem Shakespeare gewachsen ist, der braucht Niemanden. Aber Shakespeare ist bereits geprägt und es muß den Künstler doch reizen, sich auch von Zeit zu Zeit an ungeprägtem Metall zu versuchen und sein Bild darauf zu drücken. Kuh sagt mir, daß Sie an die Maria Magdalena denken; vortrefflich! Geht Ihnen in irgend einer verlor'nen Stunde nicht auch noch der Golo durch den Kopf? Ich dächte!

Danken Sie Hammer für seine so wohlwollende, als geistreiche Kritik; auch er wird bei Gelegenheit der Agnes Bernauer von mir hören. Ich bitte mir die Erlaubniß von Ihnen aus, Ihnen das erste Ex. auf den Tisch legen zu dürfen; nicht, weil ich für Dresden Absichten damit verbinde, nur weil ich wünsche, daß es da liegen soll. Wenn Gutzkow zurück ist, so sagen Sie ihm das Freundlichste von mir.

Viel Herzliches von meiner Frau, natürlich auch von mir, an Sie und die liebe Ihrige.

Wie immer Ihr

Fr. Hebbel.

In den nächsten Jahren ist dann ein radikaler Umschwung in den bisher guten, manchmal sogar herzlichen Beziehungen Hebbels zu Dawison eingetreten. Den Bruch veranlaßte, wie mir Hr. Prof. Adolf Stern, der Freund und genaue Kenner des Dichters, unter anderem das Verhältniß der beiden Männer Betreffenden mittheilte, die Bemerkung Dawisons, daß er ein Stück wie „Gyges und sein Ring" nicht „protegiren" könne. Ueber die schauspielerhaft eitle Anmaßung war Hebbel, der gerade in diesem Punkt besonders empfindlich war, so entrüstet, daß er alle Beziehungen mit Dawison abbrach und später in den härtesten Ausdrücken über ihn urtheilte. Darunter sind mehrere so stark, daß sie im „Briefwechsel" unterdrückt worden sind. Doch ist auch aus den stehengebliebenen Stellen in Briefen an Stern und Hettner (Briefwechsel, Bd. II, S. 390 und 514) noch genügend ersichtlich, welche Bitterkeit und Verachtung gegen den Schauspieler ihn jetzt erfüllte. Nachdem Dawison in einem Ehrenhandel mit dem Kritiker Robert Heller in Hamburg eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte, hielt es Hebbel nicht mehr mit seiner Ehre für vereinbar, ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Dresden (1861) aufzusuchen. Dazu kam noch, daß Dawison mit allen Mitteln gegen die Aufführung der von der Intendanz angenommenen „Nibelungen" arbeitete und es auch durchsetzte, daß das Stück, nachdem es ein ganzes Jahr lang in Dresden gelegen, dem Dichter eines Tages wieder zurückgeschickt wurde. Daß Hebbel auch von der künstlerischen Art des Virtuosen damals nichts mehr wissen wollte, beweisen seine Worte an Hettner: „Seit ich Dawison als Wallenstein gesehen habe, verzichte ich mit Freuden auf seine Randzeichnungen zu den Nibelungen, die keusch und mit Selbstenthaltsamkeit behandelt seyn wollen und den Witz noch weniger vertragen wie Schiller."

Dr. K. Zeiß (Dresden).

Mittheilungen und Nachrichten.

Julius v. Hartmann. Briefe aus dem Feldzuge 1866 an die Gattin. Berlin 1898, E. S. Mittler u. Sohn. — Aus dem Nachlasse des Generals v. Hartmann wurden von seiner Gattin bereits Lebenserinnerungen, sodann Briefe aus der Kampagne in Baden 1849, wie aus dem Feldzuge 1870/71 veröffentlicht. Das Charakterbild des trefflichen Mannes, in seiner Güte und Schlichtheit wie in seiner Pflichttreue, steht jetzt nahezu vollständig vor uns. Nicht ganz nach seiner Neigung wurde er 1866 und 1870 an die Spitze einer Kavalleriedivision gestellt; seinen ganzen Anlagen und seinem eigenen Urtheile nach eignete sich der hochgebildete Offizier viel mehr zu einer leitenden Stellung im Generalstabe, als zu der eines Reiterführers. Es blieb ihm, zumal als er in der Schlacht bei Gravelotte von Steinmetz den geradezu undurchführbaren Befehl erhielt, durch die von preußischer Infanterie dicht gefüllte Mance-Schlucht wider die auf den gegenüberliegenden Höhen fest verschanzte französische Macht vorzubringen — Steinmetz glaubte irrthümlich, die Franzosen befänden sich auf dem Rückzuge —, wohl manche unliebsame Erinnerung nicht erspart, aber er bewährte sich stets als wachsamer, überlegener, seiner Sache gewachsener General. Er gehörte mit dem ihm befreundeten General Stosch der freisinnigeren, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm verwandten Richtung an, die im Offizierkorps nicht sehr stark vertreten war. Mit Betrübniß sah er deßhalb den Krieg von 1866 aufsteigen. „Es ist ein trauriger Krieg," schreibt er am 15. Juni, „schwer zu verantworten hat es der, der ihn veranlaßte.... Ich meine, es können nur ganz frivole Gemüther sein, die an diesem Kriege wirklich lebhaftes Gefallen finden." Und nach einem Gespräche mit dem Kronprinzen, der darin ganz mit ihm übereinstimmte, schreibt er wenige Tage darauf: „Ich habe einen ganz hervorragend ausgezeichneten Eindruck gehabt von seiner Persönlichkeit; so edel, klar und lauter habe ich ihn mir nicht gedacht." Der Beginn des Feldzuges und selbst die Schlacht bei Königgrätz gingen zunächst vorüber, ohne daß er hervorzutreten Anlaß nahm. Man hat ihm selbst den Vorwurf gemacht, daß er nach dem großen Siege mit seiner Reiterei die Verfolgung hätte aufnehmen und den Erfolg hätte ausnutzen sollen. Hartmann stellte dem gegenüber fest, daß der Befehl zur Verfolgung, den der Kronprinz an ihn abgesandt hatte, an ihn nicht gelangt sei. „Ich hatte," so schreibt er 10 Tage nach der Schlacht, „einen überaus anstrengenden Marsch gemacht, sechs Meilen weit, und ohne Direktive folgte ich nicht (die Worte der Ausgabe „ohne Direktion" sind wohl ohne Zweifel ein Druckfehler). Wäre ich trotz der Abmattung meiner Regimenter noch vorgegangen, so würde man jetzt mich in den Himmel erheben, wie nun viel Tadel und Mißgunst laut wird." Vorerst war denn seine Stimmung etwas gedrückt, obwohl der Kronprinz gegen ihn, der keinen Verstoß begangen hatte, freundlich blieb, wenn er ihm auch den leisen Vorwurf nicht ersparte, den Moment nicht erfaßt zu haben. All das aber wurde wieder gut gemacht durch die brillante Attacke, die seine Reiter am 15. Juli bei Tobitschau auf die abziehende Armee Benedeks machte; er nahm den Oesterreichern 18 Kanonen ab, und Benedek, der diese Niederlage der Seinigen mit ansehen mußte und beinahe von den vorstürmenden Reitern Hartmanns gefangen genommen worden wäre, zog sich jetzt mit seinem Heere hinter die March nach Ungarn, so daß er Wien nur auf einem Um-

wege erreichen konnte. Alles war voll Anerkennung für Hartmann, und selbst sein gestrenger Herr General, Steinmetz, „mein alter Brummbär“, wie er schreibt, war zufrieden. Aber Hartmann erfuhr dies nur indirekt, denn Steinmetz sagte ihm über das Gefecht nur das eine Wort: „Sie haben mir Ihre Verlustlisten eingereicht, ich erwarte Ihre Vorschlagslisten.“ „Er ist ein herber, rücksichtsloser Mann,“ fügt Hartmann hinzu, „aber die Truppe befindet sich unter seinem harten Regiment vortrefflich und ist die beste der ganzen Armee.“ König Wilhelm dagegen war voll von Anerkennung für Hartmann; nach der großen Parade bei Olmütz rief er ihn vor, dankte ihm und sagte, die Kavallerie habe mehr geleistet, als er erwartet hatte und Hartmann hätte ihr den Geist eingeflößt, der sie dazu befähigt habe; vor dem gesammten Kreise schüttelte er Hartmann immer wieder die Hand, und dieser küßte des Königs Rechte. „Ich war,“ schreibt Hartmann, „verstimmt durch die Kämpfe mit Steinmetz, die Unterdrückung der Frische und des Lebens in meiner Truppe durch den gewaltsamen, willkürlichen Mann, und war nicht mehr empfänglich für Lob und Anerkennung, welche ich zu sehr entbehrt hatte. Nun kam's so voll, so überschüttend und doch eigentlich ungemessen.“ Und er er fügt, sein Herz ganz zur Gattin ausschüttend, die schönen Worte hinzu: „Wie eitel ist doch alles in der Welt! Thu' immer Deine Pflicht nach Deinen Kräften; Lob und Tadel der Menschen lasse Dich ganz unberührt! Aber wie schwer ist das! Man sei demüthig und doch Mann. — Ein demüthiger, dankbarer Mann ist doch eine der edelsten und schönsten menschlichen Gestalten.“ — In dem Büchlein Hartmanns steckt eine Fülle von Beobachtungen und Gedanken, die in klarer, warmer Form gegeben sind; sie verstärken die hohe Achtung, die man vor dem General nach seinen früher veröffentlichten Büchern und Briefen hegen mußte. Zum Schlusse sei noch ein höchst bezeichnender Ausspruch angeführt, den Bismarck in einem längeren Gespräch mit Hartmann über die Stellung eines preußischen Königs that: „Es kommt darauf an, eine Regierung zu führen nach den Ansichten der Denkenden in der Nation. Die Macht des Königthums in Preußen muß gestützt werden durch eine kräftige Armee, sie muß aber mit der Meinung der Nation gehen, und es ist die Pflicht jedes preußischen Ministers, den Willen des Königs als maßgebend anzusehen, zugleich aber den Willen des Königs von der Meinung der Nation sich sättigen zu lassen.“ H. Fr.

* Das Rheingold, Bilder zu Richard Wagners Werk von Wilhelm Welmar, mit Sang und Sage von Hans Paul v. Wolzogen. Leipzig, Verlag von Georg Wiegand. In Eschenholzband 45 M., in Kalblederband 70 M.; Folioformat. — Unsre germanische Sagenwelt, ihre Mythen und Märchen werden oft den antiken Gebilden gegenübergestellt, um ihre nebelhafte Verschwommenheit gegen die schöne, klare klassische Plastik herabzusetzen. Nichts ist ungerechter! Dem Kenner erscheinen die Gestalten germanischer Sage ebenso klar und deutlich wie die der griechischen. Aber freilich, die griechische Dichtung ist so glücklich gewesen, vom griechischen Künstler ins Bild gebannt zu werden. So treten uns jene Gestalten in fester Ueberlieferung entgegen nicht nur wie der Dichter, mit innerem Auge sie schauend, uns davon erzählt sondern auch in der Formung des klassischen Bildners. Daher sind uns antike Götter und Helden fast ebenso lebendig und anschaulich wie den Alten selbst. Ganz anders in germanischer Sage! Nur die Worte des Dichters aus längst vergangener Zeit tönen zu uns. Ihr Sinn ist oft dunkel. Kein künstlerisches Bild verklärt die dichterische Idee. Wir müssen heute selbst versuchen, mit nachschaffender Phantasie aus trümmerhaften, manchmal unverständlichen Berichten die Götter und Helden germanischer Vorzeit vor uns erstehen zu lassen. Wer das unternimmt, muß mit dem Auge des Dichters in die innersten Tiefen der alten Denkmäler, in ihre Seele sich versenken, er muß reiches Wissen mit poetischem Anschauungsvermögen vereinigen. Wie der Künstler unsrer Tage die Seele des deutschen Märchens ins Bild zu bannen vermag, lehrte uns Moriz v. Schwind. Für die Götter und Helden erstand noch kein Meister der bildenden Kunst, wohl aber ein Tondichter, Richard Wagner. Seine Gestalten beschritten die Bühne. Im Rahmen dieses Bildes allein tritt vielen Deutschen die deutsche Sage unmittelbar vor Augen. Richard Wagners Dichtungen haben auch weit mehr und kräftiger als die Urquellen selbst unsre Künstler für germanische Stoffe begeistert. Aber auch aus dieser Anregung entsprangen bis jetzt keine eigentlichen selbständigen Kunstwerke mit Eigenwerth. Die Künstler hielten sich zu unselbständig ans äußerliche Scenenbild und matten Theaterdekoration und Theaterpose oder übertrugen irgendwelche unglückliche, etwa klassizistische Manier (vgl. Echters Nibelungenring!) auf ihre Darstellung. Alle diese „Wagner-Gallerien“ und „Wagner-Werke“ sind höchst unschön und völlig stillos. Zunächst mußte das Bühnenbild selbst echt künstlerisch werden. Und das geschah erst in Bayreuth. Dort mag der Künstler Anregung gewinnen, nicht aber aus der nächstbesten Theaterdekoration. Endlich die Hauptsache: nicht äußere scenische Bilder sind nachzuahmen, vielmehr der musikalische und dichterische Stimmungsgehalt ist vom Maler zu erfassen und durch die Mittel seiner besonderen Kunst wiederzugeben. Da auch das Bayreuther Bild einzig aus dieser Grundlage erwächst, so mögen sich leicht verwandte Züge einstellen. Aber die Selbständigkeit bleibt trotzdem vollauf gewahrt. Wir haben einen Maler, der auf dieser Bahn sich bewegt, Herman Hendrichs. Die Münchener „Jugend“ brachte 1897 gelegentlich solche Wagnerbilder, die aber arg ins Gesuchte und Verzerrte verfielen und vom Stimmungsgehalt des Gedichts weit abirrten. — In Wigands Verlag erschien soeben ein vornehmes und stilvolles Prachtwerk „Rheingold“, das zum erstenmal der schönen und hohen Aufgabe gerecht wird, Wagners Ring künstlerisch zu gestalten und dabei auch auszulegen. Das trefflich ausgestattete Werk verdient die Beachtung aller Kunstfreunde, nicht bloß der Wagner-Kenner und -Verehrer. Wilhelm Welmar schuf die wundersamen Bilder, Hans v. Wolzogen schrieb den verbindenden Text, der Verleger Georg Wigand verwandte äußerste Sorgfalt auf die würdigste und feinste Ausstattung. Die Natursymbolik spielt eine große Rolle im „Rheingold“. In Bayreuth treten die Götter wie durch mythische Urzeugung aus ihren Elementen hervor. Ebenso spricht aus den zum Theil farbig gehaltenen Bildern „Rheingold“, „Nibelheim“, „Gewitterzauber“, „Walhall“ volle Naturgewalt. Trefflich sind die einzelnen Göttergestalten der anderen Bilder. Die Motive sind streng und genau im Stil gehalten und folgen meist dem Bayreuther Vorbild. Nur beim Donnergott vermissen wir seltsamerweise den typischen wallenden Rothbart. Sehr charakteristisch sind die Riesen, Zwerge und Nixen, und vollendet schön ist stets der landschaftliche Hintergrund. Die Ornamentik der Zierleisten und Umrahmungen ist höchst originell. Sie dient ebenso zum Schmuck wie zur Bereicherung und Ergänzung des Gedankeninhalts. Wolzogens Text ist ebenso neu und eigenartig. Mit vier Gedichten schildert er die Elemente, ihre Bedeutung und Beziehung zum Drama. In fortlaufender Sage mit Citaten erzählt er den Inhalt des „Rheingolds“, indem er dabei den Ideengehalt hervorkehrt, also zugleich die Dichtung erklärt, ohne lehrhaft zu werden. Die Form dieses Berichts ist besonders hübsch. Wagners Quellen sind deutsche Märchen und nordische mit Strophencitaten vermischte Prosasagen. Wolzogen gibt das „Rheingold“ im Stile seiner Quellen und verwandelt also das Drama gleichsam zum Epos zurück. Maler und Erzähler sind von hohen, rein künstlerischen Gesichtspunkten geleitet. Das Werk lobt seine Meister, es verdient den Ehrennamen eines vornehmen deutschen Kunstwerkes und ist würdig seiner Widmung: Dem Andenken Richard Wagners! Wir begrüßen darin einen werthvollen und glücklichen Versuch modernster deutscher Malerkunst, die Gestalten deutscher Göttersage plastisch und lebensvoll uns gegenwärtig zu machen.

Prof. W. Golther.

-rt- Hr. Leo Brenner, Direktor, recte Besitzer einer Privatsternwarte in Lussinpiccolo (Istrien), beabsichtigt, die Weiterexistenz seiner Sternwarte, welche durch die Verweigerung einer Subvention von Seiten des österreichischen Staates nach seiner Angabe sehr in Frage gestellt ist, nunmehr durch die Herausgabe einer „Astronomischen Rundschau“ zu ermöglichen, deren erstes Heft noch in diesem Monat erscheinen soll. (Preis jährlich 12 M.) Um hiefür Abonnenten zu sammeln, veröffentlicht er einen Aufruf, der wie folgt beginnt:

„Durch das Zusammenwirken verschiedener ungünstiger Umstände ist der Fortbestand einer der thätigsten und erfolgreichsten Sternwarten, der **Manora-Sternwarte** in **Lussinpiccolo** (Oesterreich), ernstlich gefährdet. Das Verschwinden derselben wäre mehr als ein Schlag für die Wissenschaft: es wäre ein Unglück!" Die Selbsteinschätzung des Hrn. Brenner scheint hienach wahrlich recht hoch zu sein; hoffentlich wird er nunmehr die großen Erfolge, deren er sich beständig rühmt, der Oeffentlichkeit, insbesondere den „astronomischen Fachgenossen", nicht länger vorenthalten. — Bekanntlich war die Herausgabe eines Jahresberichts über die gesammte astronomische Literatur Gegenstand der Verhandlungen der im September d. J. in Budapest abgehaltenen XVII. Versammlung der (internationalen) Astronomischen Gesellschaft. Professor W. **Wislicenus** in Straßburg hat die Herausgabe eines solchen Jahresberichts thatsächlich übernommen und es wurde ihm hiezu durch einstimmigen Beschluß die intellektuelle und pekuniäre Unterstützung der Astronomischen Gesellschaft zugesichert. Das neue literarische Unternehmen des Hrn. Brenner wird also, wenn er wirklich alles hält, was er in einem gleichfalls versandten längeren Prospekt verspricht, mit dem von der Astronomischen Gesellschaft unter allen Bedingungen des Erfolges ins Leben gerufenen gleichartigen Unternehmen in Konkurrenz treten müssen — ein Umstand, der, wie uns scheint, dem von Hrn. Brenner mit so viel Rührigkeit und Rührseligkeit begonnenen neuen geschäftlichen Unternehmen wenig Aussicht auf Erfolg gibt.

* Von der **belgischen Südpolexpedition** fehlt jede Kunde, und in den wissenschaftlichen Kreisen ist man über ihren Verbleib nicht ohne Sorgen. Das letzte Lebenszeichen dieser Expedition ist, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, ein im März d. J. in Rumänien eingegangener Brief des an derselben theilnehmenden rumänischen Biologen **Rakowitza**, der meldete, daß das Expeditionsschiff „Belgika" nach dem **Grahamlande** dampfe, um eine Erforschung vorzunehmen. In den geographischen Kreisen glaubt man, daß Kommandant de Gerlache das noch freie Meer benutzt habe, um nach weiter vorzudringen, und hiebei plötzlich von Eismassen eingeschlossen worden sei und seitdem festliege. Diese Vermuthung erscheint nicht unbegründet, da Kommandant de Gerlache, der Führer der Expedition, in einem im Dezember 1897 nach Antwerpen gelangten Briefe die Möglichkeit aussprach, erst im Jahre 1899 wieder ein Lebenszeichen von sich geben zu können. Das Schiff ist mit Lebensmitteln auf drei Jahre und genügenden Kohlenmengen ausgerüstet. Ist das Schiff vom Eise eingeschlossen, so sind schwerlich Nachrichten vor dem Frühjahre 1899 zu erwarten; jedenfalls erscheinen die Gerüchte, nach denen die Expedition gescheitert und das Expeditionsschiff zerschellt sei, wenig begründet; wäre dieses der Fall, so hätte man schon längst in Europa irgend eine Nachricht über die Theilnehmer an dieser Expedition erhalten.

-x- **Leipzig**, 11. Dez. Die kgl. sächsische **Kommission für Geschichte** wird demnächst eine umfassende **Geschichte des geistigen Lebens der Stadt Leipzig** herausgeben. Das Werk zerfällt in eine Geschichte der Kirchen und Schulen von Professor **Kämmel** in einem Bande, eine Literaturgeschichte von Professor **Witkowski** in zwei Bänden, eine Musikgeschichte von Realgymnasiallehrer Dr. Rud. **Wustmann** in einem Bande und in eine einbändige Geschichte der Leipziger Kunst, deren Autor noch nicht feststeht. Auch eine Sozialgeschichte Leipzigs und die Bearbeitung der Matrikel der Universität vom Jahre 1559 sind in Aussicht genommen. Eine städtische Unterstützung des Unternehmens in Höhe von 14,000 M. steht mit Sicherheit zu erwarten. — Dr. Otto **Wiedeburg**, Privatdozent der Physik an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

O. **Berlin**, 8. Dez. **Die Förderung alterthumswissenschaftlicher Arbeiten in Aegypten.** Das Auswärtige Amt hat die Förderung alterthumswissenschaftlicher Arbeiten in Aegypten in Aussicht genommen und hebt in der Denkschrift, mit welcher die bezügliche Forderung dem Reichstage gegenüber begründet werden soll, hervor, daß kein anderes Land der alten Kulturwelt in gleichem Umfang und in gleicher Mannichfaltigkeit alle Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit, auch die unscheinbarsten, durch die Jahrtausende zu bewahren vermocht habe, als Aegypten. Unsre Kenntniß von diesem Lande sei daher umfassender, als von jedem anderen Lande der alten Welt. Die auf seinem Boden gemachten Funde ermöglichen indessen nicht allein eine genaue Erforschung des alten Aegyptens für einen außerordentlich weit zurückliegenden Zeitraum, sondern sie tragen auch dazu bei, die Kenntniß auf anderen Wissensgebieten, als der Aegyptologie, zu erweitern. Fast alle Zweige der Geisteswissenschaften nehmen an den durch die ägyptologische Forschung gefundenen Ergebnissen reichen Antheil. So verdankt z. B. die alttestamentliche Forschung Aegypten werthvolle Aufschlüsse über die Verhältnisse des heiligen Landes in der Zeit vor der jüdischen Einwanderung. Die assyrisch-babylonischen Studien haben einen neuen Aufschwung genommen durch den Fund der Keilschrifttafeln von Tell Amarna, welche auch über einen großen Abschnitt der altorientalischen Geschichte Licht verbreitet haben. Die klassische Philologie hat aus den Papyrusfunden den „Staat der Athener" von Aristoteles, den Herondas und den Bakchylides, sowie manches andere Bruchstück griechischer Literatur erhalten. Ferner ist der klassischen Archäologie, der Theologie, der Rechtsgeschichte, der altchristlichen Kunst schätzbare Anregung und Förderung aus den ägyptischen Funden zutheil geworden. Besonders werthvolles Material lieferten die Papyrus des griechisch-römischen Aegyptens auch für die Geschichte der hellenistischen Zeit und der römischen Provinzen.

Es ist somit für die deutsche Forschung, die im letzten halben Jahrhundert vielleicht mehr für die wissenschaftliche Verwerthung der Alterthümer Aegyptens gethan hat als die anderer Nationen, von großer Wichtigkeit, in fester Verbindung mit Aegypten zu stehen und über alle dortigen Funde rechtzeitig und genügend unterrichtet zu werden. Ebenso ist es für sie wünschenswerth, einen Einfluß in der Richtung zu gewinnen, daß diese Schätze auch richtig verwaltet werden und allen Nationen gleichmäßig zugänglich sind. Dies ist bisher nicht der Fall gewesen. Frankreich besitzt seit mehr als 15 Jahren in Aegypten ein Institut für philologische und archäologische Forschungen. Für die englische Forschung sind in Aegypten die Gesellschaften des Egypt Exploration Fund, der Egypt Survey und des Egyptian Research Account thätig, die das Land jährlich bereisen lassen. Die deutsche Forschung war bisher meistens auf französisch-englische Berichte und auf gelegentliche Mittheilungen deutscher Reisenden angewiesen. Der gegenwärtige Zeitpunkt erscheint besonders geeignet, um auch der Thätigkeit der deutschen Gelehrten nunmehr einen festen Stützpunkt in Aegypten zu geben und ihren Bestrebungen denjenigen Antheil an den Ergebnissen der ägyptologischen Forschung zu sichern, auf den Deutschland in Anbetracht seiner hervorragenden Leistungen in der Aegyptologie einen wohlbegründeten Anspruch hat. Diesen Zwecken würde gewiß am besten durch die Errichtung eines wissenschaftlichen Instituts in Aegypten entsprochen werden, das der Forschung in ähnlicher Weise zu dienen hätte, wie die archäologischen Anstalten in Rom und in Athen. Indessen würde dem dringendsten Bedürfniß schon abgeholfen sein, wenn ein deutscher Aegyptologe die deutschen wissenschaftlichen Interessen in Kairo in fester Stellung verträte. Es ist daher in Aussicht genommen, einen deutschen Gelehrten zu diesem Behufe in Kairo anzustellen. Ihm würde die Aufgabe zufallen, den deutschen gelehrten Körperschaften und einzelnen Forschern durch fortlaufende Beobachtung und Berichterstattung Material und Anregung zu bieten und am eigenen Theile an der Erforschung Aegyptens mitzuwirken. Um diesem Gelehrten gegenüber der ägyptischen Alterthumsverwaltung, dem französischen Institut und den englisch-ägyptischen Behörden den nöthigen Rückhalt zu geben, ist beabsichtigt, ihn dem kaiserlichen Generalkonsulat in Kairo als wissenschaftlichen Attaché beizugeben. Die Kosten sind auf 10,000 M. veranschlagt, aus denen eine entsprechende Remuneration für den Gelehrten entnommen werden, der Rest zu sachlichen Ausgaben (Ankäufen, Reisen u. dgl.) Verwendung finden kann.

* **Budapest.** Am 9. Dezember starb hier Dr. Adolar **Schnierer**, ordentlicher Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der hiesigen Universität.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Galizien. 28. Jahrg. Lfg. 312. Wien, A. Hölder 1898.—**Johannes Richard zur Megede**: Von zarter Hand. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1898. — *Bulletin Russe de statistique financière et de législation.* 5ème Année. No. 7—9. St. Pétersbourg, V. Kirschbaum 1898.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

Soeben erschienen:

Die ethischen Grundfragen.

Zehn Vorträge von **Theodor Lipps.**

Teilweise gehalten im Volkshochschulverein zu München.

1899. M. 5.—, geb. M. 6.— (17553)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Fridolins heimliche Ehe.

Nach Erinnerungen und Mitteilungen erzählt

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 2 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Der Roman des Berliner Kunstprofessors Fridolin, eine Dichtung voll Wilbrandtscher sonniger Heiterkeit, hat sich so viele Freunde erworben, daß nun die dritte Auflage dargeboten werden kann. Behaglich und erfindungsreich ergeht sich darin der Humor des Verfassers, eine bunte Reihe der lustigsten Verwicklungen am Leser vorüberführend. Das Buch ist nach dem Urteile von Kennern eine wahre Bereicherung unserer erzählenden humoristischen Litteratur. (16844)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Ein passendes Weihnachtsgeschenk für denkende und naturliebende Menschen jeden Alters und Geschlechts!

In **Jos. Palm's Verlag in München, Schönfeldstraße 9,** ist erschienen, durch jede Buchhandlung zu beziehen:

„Walden." Von **H. D. Thoreau.** Deutsch von E. Emmerich. Eleg. brosch. M. 6.—, eleg. geb. M. 6.60.

„Eines der eigenartigsten und lebensvollsten Werke, welche die Weltliteratur aufweist." Tägliche Rundschau.

„Jede Zeile ist ein Gedanke, jedes Wort interessant und packend." Hamburger Fremdenblatt.

„Thoreau muß gelesen haben, wer in geistigen und literarischen Fragen mitsprechen will." Die Gesellschaft.

„Aus seinen Blättern weht es uns an, wie der Duft des Prairiegrases, wenn der Lenzwind darüber streicht. Sie enthalten Ozon für die Seele."

„Walden bleibt in dieser meisterhaften Uebertragung ein Kunstwerk, das verdient und hoffentlich bestimmt ist, zum geistigen Eigenthum des deutschen Volkes zu werden." Allgemeine Zeitung.

„Ein Fels in der steigenden Bücherfluth. Je mehr man sich darin vertieft, desto lieber gewinnt man es." Hannoversche Tagesnachrichten.

„Ein Arzneimittel für unsere heutigen, nervösen Menschen." Didaskalia.

(17499)

FÜR KUNSTFREUNDE. BRUCKMANNS ALMANACH 1898,

eine vornehm illustr. Broschüre über hervorreg. Publikationen ist soeben erschienen und in den Buchhandlungen oder direkt gegen 10 Pf.-Marke von der **VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. in München zu haben.** (17565)

Schöne Geschenkwerke.

Neue Dichtungen. Oswald und Klara. (Ein Stück Ewigkeitsleben.) **Herbstblumen.** Von **Christian Wagner.** In eleg. Orig.-Bd. M. 3.—

Ueber Land und Meer. „In kühnem Fluge der Phantasie und mit poetischem Schwung entrollt der Autor Bilder aus weiter Vergangenheit wie aus ferner Zukunft."

Christian Wagner, der Bauer und Dichter von Warmbronn.

Eine ästhetisch-kritische und sozial-ethische Studie. Von **Richard Weltrich.** Mit dem Bilde des Dichters in Lichtdruck. Schön gebd. M. 7.—

Die Gegenwart (Berlin): . . . So wird die bescheidene Studie über einen bescheidenen Dichter zuletzt ein werthvoller Beitrag nicht allein zur Literatur und Philosophie, sondern auch zur Sozialwissenschaft. So wird Richard Weltrich unerbittlicher Kritiker unsrer Zeit. (17564)

Verlag von Strecker & Moser, Stuttgart.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

THOURET, G.,

FRIEDRICH DER GROSSE

als Musikfreund und Musiker.

192 Seiten mit 7 Abbildungen und einem Faksimile der Notenhandschrift Friedrichs des Grossen.

Geh. M. 3.—

Wie der Krückstock zum „alten Fritz", so gehört auch die Flöte zum Bilde des grossen Königs. Als Musikfreund und Musiker steht Friedrich II. freilich nicht auf der Weltbühne, aber die Flöte war, wie er selbst einmal zu Franz Benda sagte, sein bester Freund; daher wird gerade sie uns manches von ihm erzählen können, was niemand sonst erfahren hat. Das Werk enthält den Niederschlag zehnjähriger Studien und möchte durch eine populärwissenschaftliche Darstellung, sowie durch zahlreiche, bequem spielbare Notenbeispiele Laien und Musiker in gleicher Weise befriedigen. Der Verfasser folgte der ausdrücklichen Aufforderung Friedrichs an die Nachwelt, ihn mit vollkommenster Freiheit zu beurtheilen. [17556]

Soeben erschien und wird **franko** versandt:

XXV. Autographenverzeichnis:

Philosophen und Pädagogen

aller Nationen älterer wie neuerer Zeit (700 Nummern) enthaltend, darunter die hervorragendsten Namen.

Gleichzeitig empfiehlt sein reichhaltiges Lager (das grösste des Kontinents) zur Auswahl interessanter Weihnachtsgaben [17222]

Otto Aug. Schulz in Leipzig.
Thalstrasse 21.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdl.
Oskar Beck in München
(Wilhelmstrasse 9).

Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?

Von

Dr. Adolf Matthias,
Provinzialschulrat.

2. Auflage.

18 Bogen. 8°. Eleg. geb. 4 M.

Ein in Theorie und Praxis gleich bewährter Pädagoge bietet in diesem Erziehungsbüchlein dem deutschen Hause ein wahres Schatzkästlein guter und trefflicher Ratschläge und Winke in liebenswürdigster und fesselndster Form.

„Das eben ist das Prächtige an dem Buch: es philosophiert u. theoretisiert nicht, es trägt nicht gewässerte Allgemeinheiten vor, sondern in bunter Reihe und Fülle bringt es Bilder aus der Wirklichkeit . . . Alles ist so schlicht, wie es wahr ist." Gymnasial-Direktor Dr. **Kretschmann** („Danziger Ztg.").

„Hunderte mit mir werden bei der Lektüre des Buches sagen: „Der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen!" Gymn.-Direkt. Dr. **Dettweiler** (Köln. Ztg.). [17518]

Wertvolles Festgeschenk!

☞ Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Georg Reimer** in **Berlin.** (17567)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 14. Dezember. Nummer 283.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Conrad Ferdinand Meyer.

Gest. am 28. November 1898.

Wie Gottfried Keller ist auch Conrad Ferdinand Meyer nicht mitten aus dem dichterischen Schaffen vom Tode abberufen worden. Beide haben ihr letztes Werk noch um einige Jahre überlebt, sie sind stille geworden vor dem Tage des ewigen Schweigens. Als Siebenundsechziger hat Keller mit seinem „Martin Salander" Abschied genommen von der Literatur, als Sechsundsechziger hat Meyer mit seiner Novelle „Angela Borgia" den Kreis seiner historischen Novellen abgeschlossen. Dann kamen für Beide die Zeiten des physischen und geistigen Kräfteverfalls; bei Keller dauerte diese Periode vier, bei Meyer volle sieben Jahre. So waren die beiden großen Zürcher Dichter bei ihrem Hinscheiden den Blicken unsres rasch lebenden Geschlechts schon ferner gerückt; ihr Tod riß nicht unmittelbar eine Lücke. Und doch, wie beim Ableben Kellers geht auch jetzt wieder, da wir Conrad Ferdinand Meyer aus dem Leben scheiden sehen, eine Bewegung tiefer, echter Trauer durch die Kreise der Literaturfreunde. Vor den endgültigen Verlust gestellt, fühlen wir doch erst recht, wie groß dieser ist, wie eng verwachsen der Todte mit unserm Empfinden und Denken war, und gern flüchten wir zu dem besten Tröster in der Trauer, der Erinnerung: sie läßt an unserm geistigen Auge vorüberziehen, was uns den Verstorbenen lieb und werth gemacht hat, und die Dankbarkeit verklärt mit mildem, warmem Licht den Schmerz....

Dieser Pflicht der Dankbarkeit können wir nicht besser und würdiger genügen, als indem wir uns in raschen Zügen das Lebenswerk Conrad Ferdinand Meyers in seiner Eigenart und seiner Bedeutung zu vergegenwärtigen suchen. Bei wenigen Dichtern geht wie bei ihm das Leben sozusagen völlig in den Schöpfungen auf. Die Biographie Meyers ist arm an äußeren Erlebnissen, materielle Sorgen hat er nie gekannt, ruhig und ungehemmt konnte er sich entwickeln und innerlich ausreifen, alle Hast blieb seinem dichterischen Produziren fern, ihm ward das Glück ruhiger Konzentration zutheil; nur eine Macht trat hemmend und störend in den stillen Kreis seines behaglichen Schaffens: die Krankheit....

Geboren am 11. Oktober 1825 als Sohn des Regierungsraths Ferdinand Meyer in Zürich, genoß der junge Conrad Ferdinand eine sorgfältige Erziehung: der Schule verdankte er die sichere Kenntniß der alten Sprachen, dem Elternhaus die werthvollen Anregungen, die von dem leidenschaftslosen, milden, dem Geschichtsstudium in den Mußestunden huldigenden Vater und der feinen, originellen Mutter ausgingen und Geist und Gemüth befruchteten. Den Vater verlor der einzige Sohn schon in jungen Jahren. Der Schulzeit folgte ein Aufenthalt im Waadtland, wo die französische Literatur und Sprache dem Jüngling vertraut und geläufig wurden. Nun kam die Frage der Wahl des Studiums; Meyer entschied sich für die Jurisprudenz, vermochte aber in kein engeres Verhältniß zu ihr zu treten; er kehrte ihr deßhalb bald den Rücken und begann ein Studium auf eigene Faust, ohne bestimmtes Ziel, aber auch, wie es von einer in ihrem Innersten so tüchtigen Natur sich nicht anders erwarten ließ, den Fluch dieser Ziellosigkeit zeitweise bis zur Verzweiflung als schweren Druck empfindend. Und nochmals hat er sich der welschen Schweiz zugewandt, gleichsam vor sich selbst fliehend; und diese Flucht wurde ihm zur Rettung: er fand eine ihm zusagende Arbeit in der Uebersetzung von Augustin Thierry's klassisch geschriebenen „Récits des temps mérovingiens". 1855 erschienen sie, das Jahr darauf starb nach schwerem Gemüthsleiden die Mutter, die Frau mit dem heitern Geist und dem traurigen Herzen, wie sie sich selbst charakterisirt hat. Der 28jährige Conrad Ferdinand Meyer fand in seiner Schwester eine treue Kameradin, die seine ästhetischen Neigungen verstand und theilte. Sie wurde die feinsinnige Begleiterin auf seinen weiten Reisen, die ihm namentlich Italien erschlossen und für immer theuer machten. „Du bist an unsrer Erde Brust die Rose, ja die Rose", so jubelt er in einem Gedicht dem Süden entgegen. Die Liebe zu Italien hatte nur eine Rivalin in Meyers Herzen: die zur hehren Größe der schweizerischen Alpenwelt. Diese Reisen, dieses Einsaugen der heimathlichen und der fremden Natur und der geläuterten, reinen Schönheit der großen Kunstwerke befruchteten nicht nur seinen Geist und machten ihn nun auch frei, sie scheinen ihm auch die Dichterzunge gelöst zu haben. Jetzt erst, nahe an den 40er Jahren, in der Zeit der vollsten Manneskraft, stellt sich Conrad Ferdinand Meyer als Poet vor; und wie bescheiden war das Debut: ein schlankes Büchlein von nicht 150 weitgedruckten Seiten brachte 1864 „Zwanzig Balladen von einem Schweizer"; sogar die Anonymität wahrte sich der Dichter; erst in der zweiten Ausgabe rückt er mit seinem Namen „C. Ferd. Meyer" heraus. Und dem Erstling folgt gar nicht eilig ein zweites Produkt. Erst 1870 erscheinen die „Romanzen und Bilder", wiederum Lyrica, wiederum nur ein dünnes Büchlein; man fühlt deutlich: dieser Dichter zählt die Erzeugnisse seiner Muse nicht, er wägt sie; er ist offenbar auch kein Schnellmacher, er läßt sich — und dem Leser Zeit.

Dem Kriegsjahr hat bekanntlich Meyer selbst einen durchgreifenden Einfluß auf sein deutsches Stammesbewußtsein zugeschrieben: damals habe er das französische Wesen abgelegt. Poetischen Ausdruck fand diese Sinnesänderung in der Dichtung „Huttens letzte Tage". 1871 erschien sie. Die zwei nächsten Jahre brachten das Gebirgsidyll „Engelberg" und das erste Prosawerk, die Novelle „Das Amulet". Es folgt „Jürg Jenatsch", der erste große Treffer ins Schwarze; ihm verdankt Meyer das Bekanntwerden in weiteren Kreisen. Als das Buch erschien, war er ein 50jähriger Mann; kurz vorher hatte er auch den Jung-

gesellenstand aufgegeben, die Schwester löst eine Gattin ab. Abgesehen von der Geburt eines Töchterleins, des einzigen Kindes dieser späten Ehe, ist diese Vermählung das letzte äußere Ereigniß in Meyers Leben, das den Biographen interessiren mag, man müßte denn die Ernennung zum Ehrendoktor — von Seiten der Züricher Hochschule — als etwas besonders wichtiges betrachten. Still und ruhig glitt das Leben des Dichters dahin, für die Außenwelt nur markirt, und ich denke das war das wichtigste, durch die leuchtende Reihe von Erzählungen, die von 1876 bis zum Winter 1891 zutage treten: „Der Schuß von der Kanzel“, „Der Heilige“, „Plautus im Nonnenkloster“, „Gustav Adolfs Page“, „Das Leiden eines Knaben“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“, „Die Versuchung des Pescara“ und „Angela Borgia“; und zwischen diese Publikationen hinein, von denen bekanntlich keine sehr umfangreich ist, fügt sich als herrliche Gabe die Sammlung der „Gedichte“, ein einziger stattlicher Band.

Das innere Facit des äußerlich ereignißlosen Lebens lautet somit: ein überaus langsames Sichentwickeln, ein schließliches Sichfinden und dann aus dem Vollbesitz der Kräfte heraus ein ruhiges, sicheres Produziren, bis der Dichter durch ein schweres Gemüthsleiden, wie der sieche Hutten durch das fallende Laub, gemahnt wird:

— — — Genug! Die Sonn' ist fern,
Geh ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

Wir haben die Elemente von Meyers Bildung kennen gelernt: den früh schon entwickelten Sinn für die Historie, die Begeisterung für die Natur, für die grandiose stille Majestät der Alpenwelt seiner Heimath wie für den „süßen Himmel“ Italiens, die Bekanntschaft mit der Kunst, namentlich der der Renaissance. Fernab vom lauten Treiben der Menschen und von der wilden Hast der Geschäfte hat er sie in seinem Innern tief und gründlich verarbeitet und sie zu seinem Eigenthum gemacht: „Des Markts Gewinn und Beute belastet nicht mein Boot“, singt er in dem Romanzenbändchen. Aber nur langsam, nach und nach findet er sich selbst, erkennt er seinen eigensten Beruf; nichts von Frühreife läßt sich bemerken, von jenem genialen Sichausgeben schon in jungen Jahren, dem später nicht selten das Versanden folgt. So beginnt er auch recht bezeichnend nicht mit einem Band lyrischer Gedichte, in denen er uns in sein Inneres schauen läßt, erzählt uns nicht von der Liebe Lust und Schmerz, nicht von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, verschont uns mit aller grünen Sentimentalität und Schwärmerei: das Erstlingswerk, das die Oeffentlichkeit zu sehen bekommt, sind Balladen, eine Gedichtform, die von vornherein das rein lyrische und subjektive Moment zugunsten einer gewissen epischen Objektivität ausschließt und deren Inhalt erzählender Art ist; dabei kann die Ballade unter Umständen einen so raschen Pulsschlag zeigen, daß sie zu eigentlich dramatischer Wirkung emporwächst, zur dramatischen Scene innerhalb des epischen Rahmens sich verdichtet. Indem Meyer gerade diese lyrische Form sich wählt, verräth er, daß in ihm etwas hindrängt auf diese Kunst, das Epische mit dem Dramatischen gleichsam zu verschmelzen. Man braucht nur in dem Balladenbändchen, das heute — man möchte fast sagen leider — aus dem Buchhandel völlig verschwunden und darum in weiten Kreisen unbekannt ist, ein Gedicht wie „Der Hugenott“[1]) zu lesen, und man wird staunen, bis zu welcher Vollendung Meyer das Wesen der Ballade erfaßt hat. Das Thema des Hugenotten ist aus den „Füßen im Feuer“ in der Gedichtsammlung allbekannt; was uns hier interessirt, ist nur die Art, wie der Dichter schon in der ersten Fassung von 1864 das furchtbare Ereigniß von ehedem in der Erinnerung des in das Hugenottenschloß unvermuthet gelangten rohen Kriegsmannes zu wahrhaft aufregendem dramatischen Leben zu steigern verstanden hat. Da heißt es:

In dieser Burg vor einem Jahr
Lagst du mit deiner Reiterschaar,
Wie du die Hugenottenjagd
In den Gebirgen mitgemacht.

„Wo hat der Junker sich versteckt?“
Frag' ich ein bleiches Frauenbild.
Sie weint und hat mir's nicht entdeckt.
Die Kinder schrei'n — ich werde wild —
Da seh' ein Feuer ich verglühn,
Da reiß' ich sie zum Herde hin,
Die Füße hab' ich ihr gepackt
Und hielt sie in die Gluthen nackt.

Und dann weiter im Traum nochmals dieselbe That in furchtbarer Vision:

Er schlummert . . . Fackeln in dem Saal,
Ein höllisches Gelächter schallt:
Weib, wo versteckst du den Gemahl,
Sprich! oder du bereust es bald!
Er zerrt mit widerwill'ger Wuth
Die Füße nieder in die Gluth;
Da sprüht die Flamme weit umher
Und wird ein lodernd Feuermeer.

Das sind Proben nicht nur einer echt dichterischen Phantasie, sondern einer wahrhaft suggestiven Schilderungskraft; hier liegen gleichsam bereits die Keime für jene im Dichterwerk Meyers noch so mannichfach wiederkehrenden Traumgesichte, in denen sich das Phantastische, ja Groteske des Traums mit wirklich Erlebtem und Empfundenem zu ergreifend stimmungsvollen Gebilden verschmilzt: von dem Gespräch im „Amulet“ zwischen der Karyatide des Louvre mit dem Wasserweib der Seine in der Bartholomäusnacht bis zu der erschütternden Weltgerichtsvision des Kardinals Ippolito d'Este in der Angela Borgia, vom Traum des Thespesius bis zur Lethe-Vision in den Gedichten.

Historisch sind mit geringen Ausnahmen die Stoffe, die Meyer in den Balladen behandelt hat; in breitem Strom ziehen die stolzen Strophen vorüber, der Rhythmus meist mit sicherem Takt den Vorwürfen angepaßt. Wohl der beste Beweis, daß die Wahl der Stoffe in Bezug auf poetische Ausgiebigkeit und Bedeutsamkeit eine genau überlegte gewesen ist, darf darin erblickt werden, daß die Mehrzahl der 20 Balladen auch dem kritisch genau sichtenden Auge des völlig ausgereiften Dichters standhielt; was er verwarf, war nur die alte Form, sie fiel dem neuen Stile Meyers zum Opfer. Es wird noch davon zu sprechen sein.

Als wollte der über 40 Jahre alte Dichter dem Volk zeigen, daß auch er, wenn er nur wollte, rein lyrisch sein könne, ließ er den Balladen das Bändchen „Romanzen und Bilder“ folgen. In „Stimmung“ und „Erzählung“ zerfallen diese Gedichte. Schon die Wahl des Ausdrucks „Stimmung“ weist uns auf den subjektiven Charakter dieser Poesien hin. Meyer hat sich denn auch in dieser Abtheilung weit mehr als sonst gehen lassen; eine starke, unverhüllte Fröhlichkeit tönt freilich auch hier uns nicht entgegen; es klingt mehr elegisch als dithyrambisch, kein Ergo bibamus, wohl aber ein wunderbares Mond-Gedicht, wie das folgende:

Mondesampel gießt den feuchten
Schimmer auf den stillen See,
Wie Erinnerungen leuchten
Gipfel drin mit ew'gem Schnee.

[1]) Es findet sich neuerdings vollständig abgedruckt in dem Büchlein „C. F. Meyer. Sechs Vorträge von H. Trog.“, 1897, bei Reich, Basel.

Alte Zeiten, die entschliefen
Längst im Tageswechsel hier,
Leben in geheimen Tiefen
Leise träumend unter mir.

Und neben dieser Stimmungslyrik die Rubrik „Erzählung“. Hier nimmt zum erstenmale bei Meyer Italien einen wichtigen Platz ein als Quelle mannichfachster Anregung: Roms weltgeschichtliche Größe ist seinem Geiste aufgegangen; Cesare Borgia und Julius II. und Michelangelo erfüllen seine Phantasie. So weitet sich der Gesichtskreis nach allen Seiten. Meyer selbst hat diese Erstlinge — die beiden Gedichtbändchen — später nicht mehr gelten lassen; sie beschließen für ihn „eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannichfaltigster vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Gluth einer erwärmenden Parteinahme des Herzens und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke.“ An ihrer Stelle will er als sein „Erstlingswerk“ angesehen wissen „Huttens letzte Tage“.

Man versteht es, daß Meyer später diese Dichtung gern als das Präludium zu seinem poetischen Lebenswerk betrachtete. Hier zum erstenmale hat er eine historische Persönlichkeit nicht bloß in einer Episode ihres Lebens dargestellt, sondern sie in ihrem ganzen Wesen zu ergründen versucht, wie nachher dann einen Jenatsch, einen Becket, einen Pescara. Noch nicht geschieht dies in einer geschlossenen Komposition, sondern in einer Reihe von Bildern, deren jedes in jambische Zwei-Zeiler gefaßt ist, ein Metrum, das Meyer später selbst als hölzern bezeichnet hat, und das Gottfried Keller in einem Briefe an den Dichter des Hutten witzig dahin charakterisirt hat: ein ganzes Buch in dieser Form sehe fast aus wie eine Sprichwörtersammlung. Sieht man hievon ab, so kann man dem poetischen Gehalt dieser Bilder seine hohe Anerkennung nicht versagen. Einzelne derselben werden zu eigentlichen historischen Portraiten, andere athmen eine starke Leidenschaft und über manchen liegt ein ganz wundersamer elegischer Ton. In den verschiedenartigsten Lagen seines reichbewegten Lebens zieht der merkwürdige Mann an uns vorüber, der, an der Grenzscheide zweier Zeitalter stehend, nach einer Zukunft ausschaut, zu der seinerzeit noch das Verständniß fehlt, der persönlich durchaus nicht völlig rein wirkt und dessen Feuergeist man doch im Bilde der Revolutions- und Reformationsströmung des beginnenden 16. Jahrhunderts vielleicht ungern missen möchte. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“, so läßt Meyer seinen Hutten von sich sagen. Nicht beschönigen will der Dichter damit das oft tief in Schuld und Fehl verstrickte Leben seines Helden, er will nur sagen: richtet ihn nicht zu hart, wir Menschen sind alle in solchen Widersprüchen befangen, und das Beste wird schließlich sein, daß die guten Eigenschaften in uns schwerer wiegen als die schlimmen. Und sehr fein hat es Meyer verstanden, den dem Sterben entgegen gehenden kühnen Ritter innerlich zu läutern, ihm so eine immer stärkere Sympathie beim Leser zu schaffen. Der Dichter selbst steht auf der Seite seines Helden; die „Wahrheit der Gefühle“ nimmt Meyer für die Hutten-Dichtung in einem Brief an Gottfried Keller ausdrücklich in Anspruch; „denn freilich,“ schreibt er 1881, „die Gefühle eines Einsamen kenne ich zur Genüge und ein Ghibelline war ich von jung an und bin es mehr als je.“

„Huttens letzte Tage“ sind, in vielfach umgearbeiteter Form, oft verlegt worden, die Dichtung verdient es, über den Prosawerken und den Gedichten Meyers nicht vergessen zu werden. Besser hätte sich der Schweizer bei einem deutschen Leserkreis nach den Ereignissen von 1870/71 nicht einführen können.

Wie ein Ausflug ins Reich des Idylls muthet nach dieser aus der Stimmung des Tages mächtig und spontan heraus geborenen Dichtung „Engelberg“ an. Mit ihr hat C. F. Meyer einem von ihm besonders geliebten „firnbeglänzten Alpenthal“ seiner Heimath eine reizvolle Huldigung dargebracht. Sagenhaftes und der Wirklichkeit Abgelauschtes, Schalk und Ernst, haben sich hier zu einem allerliebsten Ganzen verbunden, und durch das Ganze geht ein Zug von zarter Naivetät, der dieser zu einem Gemälde menschlichen Lebens, Liebens und Leidens sich ausweitenden Klostergeschichte die köstliche Würze verleiht. „Geh' und lieb' und leide, armes Menschenkind“ ruft im Balladenbändchen eine Nonne der von ihrem Gelübde um der Liebe willen abweichenden „Novize“ zu: man könnte den Vers als Motto vor „Engelberg“ setzen; denn auch die dem Klosterleben geweihte Angela erblickt ihren Beruf nicht im entsagenden Leben der stillen Klostermauern, sondern in der Welt, wo ihrer die Liebe zu Mann und Kindern, aber auch die Schmerzen, die mit dem Verlust der Geliebten verbunden sind, harren. Nichts von falscher Sentimentalität steckt in diesem Werklein; es ist durch und durch gesund empfunden und schreitet frisch und munter in seinen kurzen meist paarweise gereimten Jambenversen dahin.

Und nun löste die Prosa die Versdichtung ab. Dem Idyll „Engelberg“ folgt die erste historische Novelle „Das Amulet“. Schon in den „Romanzen und Bildern“ finden sich eine Anzahl von Gedichten, die ihren Stoff der französischen Geschichte des 16. Jahrhunderts entnehmen, und auch an die Ballade „Der Hugenott“ darf hier nochmals erinnert werden.

Beim „Amulet“ so wenig wie bei den folgenden Erzählungen kann es unsre Aufgabe sein, den Inhalt hier zu erzählen; wir müssen vielmehr darnach trachten, zu einer allgemeineren Charakteristik dieser Schöpfungen Meyers, die ihn vor allem bekannt und berühmt gemacht haben, durchzudringen. Wir lassen dabei die ästhetische Streitfrage, ob der historische Roman oder die historische Novelle eine berechtigte oder unberechtigte Dichtform seien, völlig beiseite. In einem Brief an Meyer vom Jahre 1880 schreibt Gottfried Keller bei Anlaß des „Heiligen“: „In der Form der einbändigen historisch-poetischen Erzählung oder Novelle haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder ein eigentliches Kunstwerk herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Behandlung, Beschreibung und Dialogisirung, der die Dreibände zu füllen pflegt, über Bord geworfen ist.“

Hier ist das ausgesprochen, was C. F. Meyers Prosawerken ihren eigentlichen Charakter gibt: unter seiner feinen Hand ist die historische Erzählung ein echtes Kunstwerk geworden, das seine Gesetze in sich selber trägt; diese sind: straffe Führung der Handlung, Verwendung der Detailschilderung im strengen Dienst des Lokalkolorits, das den Ereignissen und den Personen die passende Folie schafft, niemals aber im Dienste einer üppig wuchernden, kulturhistorischen Beschreibung — wie dies etwa bei Walter Scott der Fall ist —, psychologische Vertiefung der Personen, und zu alledem ein Stil, der, den verschiedenen Aufgaben und Vorwürfen sich genau anpassend, mit dem Inhalt zu einem festen, untrennbaren Organismus verwächst.

Wie man weiß, hat Meyer einige seiner Erzählungen in einen Rahmen gespannt, d. h. er erzählt nicht direkt, sondern er läßt einen Andern erzählen. Es sind dies: „Das Amulet“, „Der Heilige“, „Plautus im Nonnenkloster“, „Das Leiden eines Knaben“, „Die Hochzeit des Mönchs“, fünf von elf Erzählungen. Es leuchtet ein, was den Dichter dazu bewog: der Eindruck des Objektiven soll gleichsam noch gesteigert werden dadurch, daß ein Zeitgenosse oder doch ein den Ereignissen der Vergangenheit nahe Stehender, die Begebenheit erzählt; dieser wird dann gewissermaßen der treue Chronist des Geschehenen. Im eigentlichsten und

einfachsten Sinne trifft dies zu, wenn im „Amulet“ der alte Schadau seine Erinnerungen an die Ereignisse der Bartholomäusnacht aufzeichnet; seine Chronik wird dann eben zur Erzählung und zwar zur Ich-Erzählung. Komplizirter und zugleich anregender wird die Sache, wenn ein mündlicher Erzähler aus dem Schatz seiner Erinnerungen oder aus seiner dichterischen Phantasie heraus einem Andern oder einem Kreis von Hörern berichtet; da findet dann etwa der Hörer Gelegenheit, ein Wort in die Erzählung hineinzuwerfen, als Frage oder als Zweifel, als Zustimmung oder als Widerspruch. So entsteht vor dem Auge des Lesers ein Bild von reichstem, unmittelbarem Leben; wir werden selbst zu unsichtbaren Hörern; die Erzählung erhält in gewissem Sinne einen dramatischen, ja man wäre fast versucht zu sagen einen scenischen Charakter. Zugleich hat es der Dichter in der Hand, den Erzähler so zu wählen, daß das, was er erzählt, von vornherein seine bestimmte Färbung erhält.

Der Calvinist Schadau erzählt die Greuel der Bluthochzeit, gewiß an sich keine ganz unparteiische Quelle; aber es entbehrt der feinen Ironie nicht, daß gerade dieser in Glaubensdingen höchst intolerante Mann die schlimmsten Auswüchse des Religionshaders zu Papier bringt; und überdies hat der Dichter auf alle Weise dafür gesorgt, daß der Calvinismus Schadau's seine Einschränkungen erhält: Allein schon, daß Schadau, dem aller Reliquiendienst ein Greuel ist, zweimal dem „Amulet“ des katholischen Boccard das Leben verdanken muß, ist ein überlegen kluger Zug des Novellisten. Und daß der Calvinist auch sonst mit seiner engen, harten Lehre sich da und dort an dem gesunden Menschenverstand den Kopf anrennt, dafür sorgt der milde, geistvolle Chatillon, dem Meyer wohl am ehesten seine eigenen Ansichten über religiöse Dinge geliehen hat. Sicherlich aber erhält die Novelle gerade dadurch einen Reiz mehr, daß schon ihr Erzähler ein in der Enge religiöser Rechthaberei befangener Mann ist; diese gehört zum Kolorit der ganzen Zeit.

Im „Heiligen“ erzählt dann mündlich der Bogner Heinrichs II. die Tragödie des Kanzlers Thomas Becket, die zugleich zur Tragödie seines königlichen Herrn wird, so daß schließlich der ermordete Erzbischof als Märtyrer der Sieger bleibt. In der nächsten Umgebung des Königs durch seinen Dienst festgehalten, ist der Bogner auch der Augenzeuge der Ermordung Gnade's geworden. Er ist der in das ganze furchtbare Drama Eingeweihte; darum weiß er auch, was sein Herr verschuldet hat, und entschuldigt ihn nicht; aber er weiß auch, wie Becket durch seine Halsstarrigkeit und Unversöhnlichkeit das Reich erschüttert, das Leben König Heinrichs untergraben hat. So fallen Licht und Schatten auf Beide, und die Objektivität im dichterischen Sinne wird nach Kräften gewahrt.

„Plautus im Nonnenkloster“ gibt sich als eine unedirte Schwankerzählung des Sammlers der Facetine, Poggio; er erzählt sie an einem schönen Abend zur eigenen Aufheiterung und zum Amusement seines hohen Gönners Cosimo Medici in einem Lustgarten von Florenz; und er erzählt im Ton des geistreichen, überlegenen Renaissance-Italieners, der im nordischen Barbarenland mit seiner Klugheit ein dummpfiffiges Weib, die Aebtissin von Münsterlingen, entlarvt und dabei zugleich einen kostbaren Kodex mit den Plautus-Lustspielen erbeutet hat. Unterbrochen wird die Erzählung dieser Facetie von den Hörern nicht; trotz ihres ernsten Kerns erheitert sie nur wie ein guter Scherz, den man auch nicht zu stören pflegt.

Ganz anders der Erzähler in der Novelle „Das Leiden eines Knaben“: Der leidenschaftliche Jesuitenhasser Fagon, der Leibarzt Ludwigs XIV., berichtet in der Dämmerstunde vor dem Diner Seiner christlichen Majestät die Schandthat, die der Père Tellier an dem jungen Julian begangen hat; gegen diesen heiligen Zorn des Erzählers kommen seine Zuhörer nicht auf und wollen es auch nicht; denn aus seiner Reserve tritt der im Zeremoniell erstarrte Louis XIV. in seinen alten Tagen nicht mehr heraus. Wohl hat er Bedauern, aber nicht mehr; die Maintenon dagegen ist gerührt. Das letzte Wort hat Fagon — in der Novelle und im Herzen des Lesers.

Das Erstaunlichste in der Rahmenerzählung leistet Meyer in der „Hochzeit des Mönchs“. Schon die Wahl des Erzählers bedeutet ein Wagniß sondergleichen: kein Geringerer als Dante ergreift hier das Wort, nicht um eine Geschichte klar und flüssig herunterzuerzählen, für eine solche Spielerei wäre der ernste, finstere Verbannte am Scaliger-Hofe in Verona nicht zu haben, sondern um vor der Gesellschaft, die ihm nur halb behagt, auf ein gegebenes Thema hin aus einer lakonischen Grabschrift mit machtvoller Phantasie die tragische Erzählung vom entkutteten Mönch zu entwickeln; dabei läßt er gelegentlich seine Hörer in die Werkstatt seines dichterischen Schaffens hineinschauen, ja er scheut sich nicht, die Namen der um ihn herum Sitzenden in beziehungsreicher Weise für die Personen seiner Geschichte zu verwenden. In keiner Erzählung hat Meyer den Rahmen so stark, wenn man so sagen darf, ins Gemälde hineinragen lassen; ja man wäre fast versucht, zu behaupten: der Rahmen sei hier das Werthvollere; denn von allen Gestalten der Novellen prägt sich vielleicht doch keine so unauslöschlich stark und mächtig dem Gedächtniß ein, wie Dante, der Erzähler der „Hochzeit des Mönchs“. Und wie anders erzählt er als ein Poggio und Fagon! Meyer hat auch hier den Stil aufs genaueste dem Erzählenden angepaßt; der Dichter von Hölle, Fegfeuer und Paradies verfügt über einen andern Schatz an Bildern und behandelt seine Sprache mit einer andern souveränen Freiheit und Eigenwilligkeit als ein geistreicher, witziger Humanist am Mediceerhofe oder ein Arzt des Siècle de Louis XIV.

Ueber die in der „Hochzeit des Mönchs“ erreichte Kunst der Rahmenerzählung hinauszugehen, war kaum denkbar: das sah auch Meyer offenbar sehr wohl ein. Seine drei letzten Novellen, „Die Richterin“, „Die Versuchung des Pescara“ und „Angela Borgia“, sind was der Jenatsch und die beiden Novellen „Der Schuß von der Kanzel“ und „Gustav Adolfs Page“ waren: Erzählungen in der üblichen Form, die uns unmittelbar an die Personen und Ereignisse der Geschichte heranführt. Prachtvoll hatte diese Gattung von Prosadichtungen, die man meinetwegen reine Erzählungen nennen mag, mit der „Bündner Geschichte“ Jürg Jenatsch begonnen.

Es ist das umfangreichste unter den Werken Meyers, zugleich das populärste; die mehr als zwanzig Auflagen sprechen deutlich genug. Einen schöneren historischen Roman kennt die schweizerische Literatur nicht, die deutsche nicht sehr viele. Kein junges Liebespaar wie im „Amulet“ lenkt die Aufmerksamkeit im „Jürg Jenatsch“ von den politischen Aktionen und ihren geschichtlichen Trägern ab, ohne doch diesen gegenüber sich siegreich behaupten zu können; wohl lodert auch im Herzen der Lucrezia Planta die Liebe für den trutzigen Jürg Jenatsch; aber die politischen Ereignisse haben die Beiden durch einen Blutstrom getrennt: Jürg ist der Mörder von Lucrezia's Vater; und als der diplomatisch so kluge und verschlagene Jenatsch glaubt, am Ende doch noch trotz allem diesen höchsten Siegespreis zu erringen, da treibt ihn Lucrezia selbst fort von Riedberg. Kann sie ihn aber nicht ehelichen, weil sie ihn nicht mehr achten kann, so will sie ihn doch nicht unter feile Mörderhände fallen lassen; lieber selbst zur Axt greifen, um dem das Ende zu bereiten, der ihr das Herz, aber auch ihren Vater geraubt hat. Der Schluß hat manche Anfeindung erfahren, und

etwas Schicksalstragödie spukt in dem Wiederauftauchen der verhängnißvollen Axt zu Ende des Romans. Gottfried Keller hat einmal von den vertrackten Mordfinales als einer Passion Meyers gesprochen, und zwar bei Anlaß der „Hochzeit des Mönchs“, wo die Ausführung der „Tödterei“ ihm mit Recht allzu hastig und darum nicht tragisch genug erschien. In Bezug auf den „Jenatsch“ muß man aber doch in Rechnung ziehen, daß die Blutrache auf Lucrezia lastet; diese jedoch muß der hochdenkenden Jungfrau ein Greuel sein; darum greift der Dichter zu einem anderen, edleren Ausweg: was Lucrezia aus Rache nicht thun kann, kann sie aus Liebe und Mitleid — sie selbst wird Jürgs Todesengel.

Die Alpenwelt des Bündnerlandes und die sonnige Schönheit der Lagunen-Märchenstadt geben die wundervolle Scenerie des „Jenatsch“ ab. Erstaunlich wird immer in diesem Roman die Kunst Meyers bleiben, das politische und diplomatische Hin und Her nicht nur zu völliger Anschaulichkeit gebracht, sondern ihm auch jede Spur des Langweiligen und Schleppenden genommen zu haben. Noch ein zweites Mal ist ihm dieses Kunststück gelungen in der „Versuchung des Pescara“, wo auch alle die Fäden, die zwischen den Höfen von Mailand und Rom und dem Feldherrn Karls V. hin und her laufen, völlig klar liegen und nirgends die poetische Textur des Ganzen stören oder verwirren. Ranke hat wohl wenig aufmerksamere Leser gefunden als den Dichter im stillen Kilchberg.

Der lustige „Schuß von der Kanzel“ und die schöne Novelle von „Gustav Adolfs Pagen“, dieses heroische Idyll mit den hellen feinen Farben kontrastiren aufs stärkste zu der wild schäumenden Leidenschaft und imposanten Verbrechergröße, die die Erzählung von der Richterin erfüllen. Einen mächtigeren weiblichen Charakter, groß in seinem Fehl und seiner Sühne, hat Meyer nicht geschaffen. Aus der schwülen Atmosphäre dieser Lady Macbeth-Natur hinweg hat sich der Dichter gewiß gern in die reine, edle Seele der Gattin Pescara's hineingelebt, der Dichterin Vittoria Colonna, der Freundin Michelangelo's. Und wenn er einst in Jürg Jenatsch den Mann schilderte, der um des Vaterlandes willen vor dem schnödesten Verrath nicht zurückschreckte, so fand er jetzt in Pescara eine Persönlichkeit, die auch die lockendsten Verheißungen nicht von der Bahn der Ehre abbringen und die deßhalb die Versuchung der Morone und Genossen weit von sich wegzuweisen vermag. Schade nur, daß der Verzicht und die Standhaftigkeit diesem Pescara in gewissem Sinne vom Dichter leicht gemacht werden dadurch, daß die Todeswunde, die an seinem Körper nagt, ihm alle ehrgeizigen Gedanken wie ein thörichtes Gaukelspiel erscheinen läßt. Auf diese Weise verliert er so gut an seiner starren Größe wie Thomas Becket, dem der Tod seines einzigen Kindes gleichfalls eine Wunde geschlagen hat, die nie mehr heilt, die ihn zum Asketen und zugleich zum königsfeindlichen Vertreter päpstlicher Interessen macht. Hier liegen gewisse Gefahren des historisch-poetischen Gestaltens zutage, die man besser in aller Ruhe eingesteht, als sie beschönigt oder ableugnet. Dabei mag man immerhin mit Aristoteles zugeben, daß die Dichtung philosophischer und bedeutungsvoller ist als die Historie.

Ein herrlicher Glanz liegt über dieser „Versuchung des Pescara“, der Glanz der Renaissance, der selbst das Verwerfliche und Verbrecherische noch mit einem Schimmer der Größe übergießt. Und dasselbe gilt dann auch von der letzten Gabe des Dichters, der „Angela Borgia“. Ueber den Mangel in der Komposition, der darin besteht, daß Angela Borgia, die Gute und Reine, den Mittelpunkt des Interesses gegenüber der weit mehr fesselnden geheimnißvoll-dämonischen Lucrezia Borgia nicht zu behaupten vermag, täuscht uns der Dichter mit einzigartiger Kunst hinweg: an diesem Hofe der Este von Ferrara geht die Pflege des Schönen mit der Raserei der Leidenschaft und der Grausamkeit des Verbrechens ein Bündniß ein, daß das Auge wie faszinirt an diesem schauerlich-schönen Gemälde haften bleibt. C. F. Meyer hatte Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance“ nicht umsonst studirt; und nur er besaß die geniale Kraft, die seine Zeichnung des großen Historikers in Farben von Tizian'schem Feuer umzusetzen.

Wie ungenügend mit dem Gesagten der Kreis von Meyers Prosadichtungen umschritten worden ist, ist mir nur zu wohl bewußt; aber einige Hauptzüge dürften nunmehr doch heraustreten. C. F. Meyers Begabung, die Vergangenheit zu citiren, sie zum Redestehen zu zwingen, sie im dichterischen Gewande gleichsam nochmals zum vollen Leben zurückzurufen, ist eine immer aufs neue in Staunen setzende. Und dabei ist nirgends ein Prunken mit antiquarischem Wissen, mit todter Buchgelehrsamkeit; wohl entsteht das Bild aus unendlich vielen Einzelzügen, aber nach seiner Vollendung bemerkt sie das Auge nicht mehr; es sieht nur ein Ganzes, wie aus einem Guß heraus, in dem Personen und Sachen, Wort und Gestus, Wille und That aufs kunstvollste in einen Organismus verwachsen, dem dann der Stil die letzte Weihe gibt.

Das Jahr 1882 bescherte den Freunden der Muse C. F. Meyers außer Gustav Adolfs Pagen den Sammelband der „Gedichte“. Im November des genannten Jahres schrieb Gottfried Keller an Wilhelm Petersen, nachdem er von der bevorstehenden Sammlung seiner eigenen Gedichte ein Wort gesagt hatte, folgende Zeilen: „Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer kommen; es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen.“ Und im Dezember lautet es in einem Schreiben an Rodenberg: „Daß Ihnen die Gedichte Ferdinand Meyers gefallen, glaub' ich wohl. Wenigstens der rein lyrische Theil hat trotz des uralten Stoffes jene eigenthümlich edle Klangfarbe, welche so selten ist und macht, daß ein solcher Band Gedichte, der vielleicht dreißig Jahre lang entstanden ist, doch wie erst gestern und heute geschaffen scheint.“ Mit diesem neidlosen Lobe Kellers könnten wir uns im Grunde begnügen. Doch mögen einige kurze Randbemerkungen hier noch gestattet sein.

Die Knappheit und Präzision des Ausdrucks, die sich Meyer für seine Prosa errungen hat, ist auch das äußere Charakteristikum der Gedichte. Was aus den Balladen und den Romanzen und Bildern in diesen Sammelband Aufnahme gefunden hat, ist von Grund aus umgeschaffen worden; und leider muß man gestehen, nicht durchweg zum Vortheil des Gedichtes. Aber der Drang nach Kürze und Konzentration muß bei Meyer, dem unablässig an sich Arbeitenden, alle anderen Bedenken überwogen haben. Freilich, wo der Wurf gelungen ist, wo unter der Knappheit die Klarheit nicht gelitten hat, da sind Gedichte entstanden von einem inneren Leben und einer Treffsicherheit, die kaum zu überbieten sind. Herrliche Proben dieser Art wird man namentlich bei den Gedichten historischen oder kunsthistorischen Inhalts finden. Die Subjektivität bleibt auch in den Gedichten stets gezügelt; der Dichter macht uns keine Bekenntnisse in der landläufigen Art lyrischer Poeten. Etwas vornehm Verhaltenes liegt über allem; ein weises Maßhalten ist der durchgehende Charakterzug: die Sophrosyne, der die Hellenen den höchsten Preis im Leben gaben, ist auch Meyers Göttin. Es ist eine Lyrik, die vor der Reflexion nicht zurückschreckt, dieser aber stets einen beziehungsreichen, poetischen Zug zu geben versteht; naiv wird sie nicht heißen können, sie wird dafür aber auch nirgends kindisch. Eine reiche Anschauung von Welt und Geschichte und Kunst weitet nach allen Seiten den Horizont;

man ist überall der feinsten Bildung und dem zartesten Empfinden gegenüber. Der Blick ist groß und frei, der uns aus den Gedichten entgegenleuchtet. Nichts Krankhaftes, nichts Kleinliches findet sich. Meyer ist eine kerngesunde Natur und seine Seele ist die eines muthigen Mannes, der das Leid kennt, aber nicht verzagt, der kraftvoll resigniren kann, der überwindet, ohne bitter zu werden. Wer wissen will, welcher Töne diese Lyrik fähig ist, der versenke sich immer und immer wieder in die Abtheilung der Liebeslieder: hier klingt alles so rein und so tief, hier ist zugleich alles in eine so wundersame, die Leidenschaft zum Flüstern zwingende Stille und Ferne gerückt, hier greift die Erinnerung so zart und wieder so erschütternd in die Saiten, daß man wohl ohne Uebertreibung sagen darf, diese Liebeslieder C. F. Meyers gehören zum Eigenartigsten und Ergreifendsten, was die ganze Liebeslyrik kennt. Vielleicht bei Storm noch wird man auf ähnliche Accorde stoßen.

Die gelassene Weltanschauung, in der die Freude wie das Leid eine feste und bestimmte Stelle findet, in der neben der lichtdurchflutheten Rotunde die stille Krypte ihren Raum beansprucht, ruht auf einem religiösen Grunde. Meyers Theismus ist der schlichte Glaube an den Gott, der „in Harmesnächten" unsichtbar des Flehenden Hand ergreift und ihn tröstet. Von aller Engherzigkeit ist der Dichter der Renaissancenovellen selbstverständlich völlig frei. Bei der Lektüre einer Lebensgeschichte Goethe's, seines Lieblingsdichters, ist C. F. Meyer, 73jährig, vom tödlichen Schlaganfall getroffen worden. . . .

* * *

Nun haben sie ihn droben in seinem Kilchberg, dessen Glöcklein, wie der Dichter gesungen, als letztes am See das Hereinbrechen der Dunkelheit in die Lüfte hinausmeldet, zur ewigen Ruhe gebettet. Mit heiliger Scheu hat er zeitlebens die Flamme in seinem Innern gehütet, „die, entzündet durch den Hauch der Musen, ihnen ein beständig Opfer ist". Rein hat sie gebrannt, ihr Wächter war treu. An ihrem klaren, stetigen Leuchten, wie an ihrer heißen und doch nie versengenden und verzehrenden Gluth haben sich Tausende erwärmt und erfreut und Tausende werden es auch künftighin thun. Für Conrad Ferdinand Meyer war die Kunst nicht nur ein Höchstes, sondern das Höchste, das Einzige, wie er einmal Adolf Frey gegenüber geäußert hat, was uns über die Trivialitäten dieses Lebens hinweghebt. Ihr hat er gedient mit nie rostendem Eifer, mit nie erlahmender Begeisterung, ihr Schatzhaus hat er bereichert mit köstlichen Weihgeschenken von wunderbar feiner Arbeit. Sie zu bewundern und nach ihrem Urheber zu fragen werden die Kenner nicht müde werden. Darin beruht ja die geheimnißvolle Kraft des wahren Kunstwerkes: es nimmt theil an der Unvergänglichkeit der Kunst selbst.

Basel. H. Trog.

Nochmals die Arabienreisen des Grafen Landberg.

Zur Klarstellung.

Im Abendblatt der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 10. d. M. veröffentlichen, unter den „Mittheilungen aus dem Publikum" und mit der Bitte an die europäische Presse um Wiederabdruck, die österreichischen Mitglieder der unter Führung des Grafen Landberg stehenden Arabienexpedition eine „Erklärung",[1] nach welcher ich in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 5. November l. J. den Grafen Landberg „kurzweg" als einen „politischen Agenten Englands" hingestellt haben soll, und bezeichnen, unter Berufung auf ihre „volle Kenntniß der Sachlage" und unter Hinweis auf Arabica V 11, diese vermeintliche „Behauptung" als eine „böswillige Verleumdung", welche geeignet sei, „die Interessen der Expedition in ärgster Weise zu schädigen". Nebstbei geben die Herren die Versicherung, daß sie für den ausschließlich wissenschaftlichen Charakter der Expedition bürgen.

Da ich nicht in der Lage bin, die gesammte europäische Presse mit Berichtigungen zu versehen, so beschränke ich mich ein- für allemal auf die folgenden Bemerkungen, welche aufzunehmen alle jene Blätter gebeten sind, die die Erklärung der österreichischen Expeditionsmitglieder etwa abgedruckt haben.

Die „volle Kenntniß der Sachlage", welche die Herren, wie ich glaube, ganz unbegründeterweise für sich in Anspruch nehmen, ebenso der beinahe naive Hinweis auf Arabica V scheinen mir durchaus nicht geeignet, meine in Bezug auf den Grafen Landberg geäußerten Vermuthungen umzustoßen. Doch habe ich mich darüber mit niemand anderem als mit Graf Landberg auseinanderzusetzen.

Eine Bürgschaft für den wissenschaftlichen Charakter der diesmaligen Expedition war seitens der österreichischen Mitglieder überflüssig, da Niemand daran denkt, daß Gelehrte, die Arabien nicht kennen, sich dort mit anderen Dingen als der Wissenschaft beschäftigen könnten. Von den anderen Theilnehmern an der, wie ich höre, sehr großen (angeblich insgesammt, also mit Dienern, Arabern u. s. w., an hundert Köpfe zählenden) Expedition kenne ich nur den Grafen Landberg. Da von den österreichischen Mitgliedern kein einziges vor Antritt der Reise Arabien kannte und vermuthlich kein einziges, selbst Prof. Dr. H. Müller nicht, der arabischen Konversationssprache mächtig ist, so kann ich ihnen die Fähigkeit zu einer Generalbürgschaft für das Thun und Lassen aller übrigen Expeditionstheilnehmer nur schwer zuerkennen, will aber ihre Versicherung gleichwohl durchaus gelten lassen. Mein damaliger Artikel, der eine Abwehr war und der die Herren so sehr in Harnisch gebracht hat, bezog sich aber gar nicht auf die Thätigkeit der gegenwärtigen Expedition, sondern vielmehr klar und deutlich auf die Verhältnisse im Vilajet Yemen und auf die bedauerliche oder, wenn man will, auffällige Thatsache, daß Graf Landberg gerade in einem Zeitpunkt größter Bedrängniß der Türken im Yemen die Erforschung Südarabiens in Scene setzte, und sollte den Expeditionstheilnehmern eine Warnung sein für den Fall, daß sie, wie aus verschiedenen Veröffentlichungen, theils direkt, theils indirekt, ersichtlich war, ihre Reise bis in die zwar inschriftenreichen, aber derzeit aufständischen und unbotmäßigen Gebiete Yemens ausdehnten.

Daß im Yemen seit nun vielen Monaten zwischen Türken und Arabern ein Kampf auf Leben und Tod geführt wird, muß dem Grafen Landberg, der so lange in Aden lebte, bekannt sein. Ebenso muß er wissen, daß man vielfach, besonders türkischerseits — sogar im offiziellen Vilajetsblatt „Sanaa" — zu der Annahme hinneigt, der ganz ungewöhnlich große Aufstand werde englischerseits genährt. Deßgleichen kann dem schwedischen Leiter der österreichischen Expedition nicht entgangen sein, daß die türkische Regierung im Laufe dieses Sommers Regiment auf Regiment nach dem bedrohten Vilajet entsandte, so daß es dort förmlich von Truppen wimmelt, und daß sie bisher gleichwohl nicht Herr der Situation zu werden vermocht hat.

Wenn nun unter solchen Umständen von einem doch zweifellos sachkundigen Mann öffentlich betont wird, daß die Expedition, eben weil sie eine wissenschaftliche ist, gut thun würde, solche Aufruhrgegenden, in denen man nolens volens Partei ergreifen muß, zu meiden und sich strikte an das derzeit ruhige und leidlich sichere englische Protektoratsgebiet zu halten, dann ist das eine Warnung, die für alle Theile sehr nützlich und sehr am Platze ist. In dem ins Riesenhafte angewachsenen englischen Protektoratsgebiete reicht die englische Protektion vollkommen aus, soweit in solchen vielfach von Banditen bewohnten Ländern eine Protektion überhaupt möglich ist. Dagegen riskiren die Herren, falls sie unvermittelt in einem zum Vilajet Yemen gehörigen Distrikte, gleichviel, ob in einem aufständischen oder in einem lediglich nominell türkischen, auftauchen, daß sie, die, wie Graf Landberg ostentativ in den Zeitungen mittheilte, unter englischem Schutze reisen, von Türken und Arabern als zu den Engländern gehörend be-

[1] Vgl. Beilage Nr. 281 d. J.

trachtet werden. Das heißt freilich noch lange nicht, daß ihnen etwa türkischerseits auch nur ein Haar gekrümmt würde; denn soweit ich die Sachlage überblicke und soweit ich die Türken kenne, werden diese im Faschodazeitalter und in der Epoche der „absterbenden Nationen“, die so rasch als möglich zu beerben England als sein besonderes Recht zu beanspruchen scheint, sich sehr hüten, einer unter englischem Schutze reisenden Gelehrtengesellschaft irgendetwas anzuthun. Sie werden im Gegentheil alles aufbieten, die Herren gegebenenfalls aus gefährlichen Situationen zu befreien. Das wird den Türken aber, wie die Sachen im Vilajet jetzt liegen, nur in den wenigsten Fällen gelingen; denn der Schwerpunkt liegt da immer bei den Arabern selbst und diesen sind — mögen ihre Häuptlinge welche Gesinnung immer hegen — die Engländer, überhaupt die Europäer, unter Umständen nicht minder verhaßt als die Türken. Kein arabischer Scheikh hat einen absolut maßgebenden Einfluß auf seinen Stamm. Gewöhnlich finden sich schon unter seinen nächsten Verwandten Leute, welche, sei es aus unbefriedigter Geldgier oder aus Ehrgeiz oder auch lediglich aus Neid, Opposition machen. Selbst in dem verhältnißmäßig am besten organisirten Hadhramôt werden die Herren konstatiren können, daß der Djema'dâr (Regent des Landes) allerlei Ausflüchte gebrauchen wird, nur um seine Ohnmacht zu verhüllen, die Reisenden nicht überall dorthin, wo sie es wünschten, führen zu können.

Ich wiederhole deßhalb nochmals, daß an ein Erforschen irgend eines Theiles des östlichen oder des nördlichen Yemen im gegenwärtigen Augenblick vernünftigerweise nicht gedacht werden kann, auch wenn zu der unter schwedischer Leitung stehenden österreichischen Expedition keine Engländer, sondern lediglich Oesterreicher oder selbst nur Serben gehören würden, die mit Bezug auf Yemen politisch, wenn möglich, noch harmloser wären als die Oesterreicher. Dagegen wird diese Erforschung durchführbar, sobald das Vilajet Yemen pacifizirt ist, und sie wird ganz sicher auf Erfolg rechnen können, wenn dann die türkische und die englische Regierung der Sache gemeinsam ihre Förderung angedeihen lassen. Ich sehe nicht ein, warum nicht so lange gewartet werden könnte. Vielleicht haben in diesem Augenblicke die türkischen Truppen, die diesmal ja über das ganze Land vertheilt werden dürften, auch die inschriftenreichen östlichen Gebiete bereits besetzt, was für die wissenschaftliche Erforschung gewiß das Allerbeste wäre. Jedenfalls ist es einstweilen ganz irrelevant, ob Graf Landberg dieser oder jener Partei angehört und ob die österreichischen Reisenden in ihrer durch nichts provozirten Aufregung mir dies oder jenes zutrauen. Ich kann den Herren die Versicherung geben, daß ich, falls ich von einer Gefahr Kenntniß erlangte, keinen Augenblick zögern würde, meinen Einfluß zu ihren Gunsten aufzubieten, so sehr sie auch meine Gegner seien. Ich halte deßhalb den Ausbruch ihres Zornes einstweilen ihrer Aufregung zugute und begnüge mich unter entschiedener Zurückweisung des gegen mich erhobenen Vorwurfs vorläufig damit, meinen Standpunkt sachlich dargelegt zu haben, unter Verzicht darauf, auf das Niveau der oben erwähnten „Erklärung“ hinabzusteigen. Meine Kenntniß der Sachlage und mein Gewissen gestatten mir gottlob, mich über solche Anwürfe erhaben zu fühlen. Die Herren werden übrigens, sobald sie nur etwas Erfahrung in arabischen Dingen, die nicht in Aden und nicht an der Küste studirt werden können, erlangt haben werden, zweifellos zur Einsicht kommen, daß mein Rath und meine Mahnung zutreffend waren. Noch interessire ich mich für die Erforschung Arabiens, auch wenn Gegner dieselbe in die Hand nehmen. Am allerwenigsten aber wünsche ich, daß die Reisenden unnützerweise sich Gefahren aussetzen. Einstweilen sind sie übrigens, wie aus der Datirung ihrer Erklärung (Husn el Ghurâb an der Südküste zwischen Aden und Hadhramôt 23. Nov.) hervorgeht, im englischen Theile Arabiens. Es wird wohl selbst nicht einmal Graf Landberg annehmen, daß ihm oder seinen österreichischen und englischen Reisegefährten der Vorwurf englischer Sympathien dort irgendwie schaden könnte.

Gelingt es den Herren, das immense englische Protektoratsgebiet, besonders Schabwa, zu durchforschen, dann wird ihnen das grausame Geschick nicht erspart bleiben, daß auch ein Gegner ihre Leistungen anerkennen wird; denn dann haben sie sich in der That ein großes wissenschaftliches Verdienst erworben. Hoffentlich werden sie mich dann nicht abermals böswilliger Verleumdung zeihen! Begeben sich die Reisenden aber trotz aller Warnungen dennoch in den türkisch-arabisch-englischen Hexenkessel Ostyemens, dann mögen sie alles mit sich selbst ausmachen!

München, 13. Dez. 1898. Dr. Eduard Glaser.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Tübingen.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat den württembergischen Justizminister v. Breitling zum Doctor juris honoris causa ernannt.

* **Leipzig,** 13. Dez. Dr. Otto Müller, Professor des römischen und sächsischen Rechts an der hiesigen Universität, ist heute gestorben.

* **Berlin.** Wie ein bereits in unsrem gestrigen Hauptblatte mitgetheiltes Telegramm meldet, ist der Kirchenrechtslehrer an der hiesigen Universität, Geh. Justizrath Professor P. Hinschius, am 13. Dezember gestorben. Hinschius war am 25. Dezember 1835 zu Berlin geboren, hat somit ein Alter von nicht ganz 63 Jahren erreicht. Im Jahre 1858 habilitirte er sich in Berlin und wurde 1863 außerordentlicher Professor in Halle; 1865 siedelte er nach Berlin über; drei Jahre später wurde er ordentlicher Professor in Kiel, von wo aus er 1872 nach Berlin übersiedelte. Von 1872—78, sowie von 1880—81 vertrat er den Wahlkreis Flensburg im Reichstag als Mitglied der nationalliberalen Fraktion. Dem preußischen Herrenhause gehörte er als Vertreter der Berliner Universität seit 1889 an. In hervorragender Weise war Hinschius auch literarisch thätig; die von ihm verfaßten Werke kirchenpolitischer Natur besitzen dauernden Werth.

* **London.** Der bekannte Mediziner Sir William Jenner, Leibarzt der Königin Victoria, ist gestorben. Er war ebenso bedeutend als Praktiker wie als Schriftsteller auf dem Gebiete der inneren Medizin. Besonders wichtig sind die von ihm aufgestellten Unterscheidungsmerkmale für Typhus, Thyphoid und Rückfallfieber, sowie seine Arbeiten über die Diphtherie und über die Krankheiten der Haut geworden. Jenner, der im Jahre 1815 geboren war, hatte seit 1848 an der Londoner Universität den Lehrstuhl für pathologische Anatomie inne, den er im Jahre 1862 mit dem für allgemeine Pathologie und praktische Medizin vertauschte. Seit 1879 lebte er im Ruhestand. — Weiter ist der Tod des Romanschriftstellers William Black zu melden. Black hatte sich besonders durch die weitverbreiteten Werke „A Daugther of Hele“ and „A Princess of Thule“ bekannt gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Widenmann: Eine Kilimandscharo-Besteigung bis 5500 m Höhe. (Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Seminars für orientalische Sprachen.) Berlin, Reichsdruckerei. — Julius Köstlin: Christliche Ethik. Lfg. 2 bis 9. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — Heinrich Adolf Köstlin: Geschichte der Musik im Umriß. 5. Aufl. Lfg. 2—6. Ebd. 1898. — *Le Comte de Chambrun:* Wagner a Carlsruhe. L'artiste du siècle. Paris, Calmann Lévy 1898. — Hermann Opitz: Wider den Krieg, für den Frieden. Urtheile zur Widerlegung von Vorurtheilen. Frankfurt a. M., Peter Kreuer 1898. — Zwanzigster Jahresbericht über die Thätigkeit der Deutschen Seewarte für das Jahr 1897. Hamburg, Hammerich u. Lesser 1898. — Dr. Theodor Matthias: Katechismus des guten Deutsch. Leipzig, Max Hesse. — Derselbe: Vollständiges kurzgefaßtes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Ebd. — Helene Stökl: Wie pflegst und erziehst du dein Kind? Ebd. — Anton Ohorn: Der Tempelhauptmann. Historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Leipzig, Heinrich Bredt 1899. — H. R. Paul Schroeder: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. 1. Lfg. Leipzig, Arwed Strauch 1899. — Th. Stromer: Sprachführer für Deutsche in Spanien. 3. Aufl. Berlin, F. A. Herbig 1898.

Weihnachten 1898.

Johanna Spyri.

Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

16 Bände. Illustr. geb. à M. 3.—

Heimatlos. 11. Aufl.
Aus Nah und Fern. 7. Aufl.
Heidi's Lehr- und Wanderjahre. 16. Aufl.
Aus unserem Lande. 7. Aufl.
Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. 12. Aufl.
Onkel Titus. 5. Aufl.
Kurze Geschichten. 2 Bde. 7. Aufl.
Gritli. 2 Bände. 3. Aufl.
Arthur und Squirrel. 3. Aufl.
Aus den Schweizer Bergen. 3. Aufl.
Cornelli. 3. Aufl.
Keines zu klein Helfer zu sein.
Schloss Wildenstein. 3. Aufl.
Einer vom Hause Lesa. 3. Aufl.

Was soll denn aus ihr werden? 3M.
Was aus ihr geworden ist. geb. 3M.

Kataloge gratis und franko.

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Biographieen.

Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Von Th. A. Fischer. Mit Portrait. M. 5.—
Martin Luther. Eine Biographie v. D. Th. Kolde. 2 Bände mit Portrait. M. 16.—, geb. M. 19.—
Johannes Mathesius. Ein Lebens- u. Sittenbild aus der Reformationszeit. Von G. Loesche. 2 Bände. M. 16.—, geb. M. 19.—
Das Leben Thomas Carlyle's. Von J. A. Froude. 3 Bände à M. 6.—
Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter. 8. Aufl. Mit Portrait. Geb. M. 9.—
Frederick William Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. 2. Aufl., geb. M. 8.—
Friedrich Perthes, ein deutscher Buchhändler. Dem Volke und der reiferen Jugend dargestellt von O. Berdrow. Geb. M. 3.—
Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild von A. J. C. Hare. 7. Aufl. 2 Bde. M. 12.—, geb. M. 13.20.
Marie Nathusius. Ein Lebensbild von E. G. Mit Portrait. Geb. M. 5.— (16981)

Lob eines tugendsamen Weibes. Von S. Linder. 7. Aufl. Geb. M. 6.—
Die Entwicklung der französischen Litteratur seit 1830. Von E. Meyer. Geb. M. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Weihnachten 1898.

Romane und Erzählungen.

A. v. Rothenburg.

Die Nähterin von Stettin. 4. Aufl., geb. M. 6.50.
Verworrenes Garn. Geb. M. 7.—
Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. 3. Aufl., geb. M. 6.—
Von dem Hohensteine am Rheine. Geb. M. 8.—
Aus dem Tagebuche einer Haushälterin. 2. Aufl., geb. M. 7.—
Erzählungen. Geb. M. 7.—
Erlöst. Geb. M. 9.—
Aus der Tiefe. Geb. M. 7.—

M. Vorberg. Der Lutherhof von Gastein. 3. Aufl., geb. M. 4.—
L. Spitta. Engelbert Arnoldi. Geb. M. 3.— Herzogin Mathilde. Geb. M. 4.50.
Meister Harmen. Geb. M. 4.50.
Signora Francesca. Eine Erzählung aus P. Flemings Leben. Von L. Salomon. Geb. M. 3.60.
Jenseits des Weltmeeres. Zwei Erzählung. v. A. v. S. Geb. M. 2.60.

Kataloge gratis und franko.

Gustav Fischer, Verlag in Jena.

Soeben erschien:

Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik.

Akademische Antrittsvorlesung

von

Dr. Carl Johannes Fuchs,

Prof. d. Nationalökonomie u. Finanzwissenschaft d. Universität Freiburg i. Br.

Preis: 1 Mark. (18402)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Musikalische Charakterköpfe.

Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch

von

W. H. Riehl.

Zwei Bände.

Erster Band. Achte Auflage.
Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Zweiter Band. Siebente Auflage.
Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Diese neue Ausgabe der „Musikalischen Charakterköpfe" bringt den gesamten Inhalt der früheren dreibändigen Ausgabe und erscheint zu wesentlich wohlfeilerem Preise. So wird das ausgezeichnete Werk, das sich nicht bloß an Musiker und Musikfreunde wendet, in seiner neuen Gestalt noch weitere Verbreitung als bisher finden können und namentlich auch als Geschenkwerk gern gesehen werden. (17361)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien: (17580)

Louis, Rudolf

... Die Weltanschauung Richard Wagners, d. h. die Summe der in des Meisters Kunstwerken und theoretischen Schriften niedergelegten Welt- und Lebensweisheit, wollte der Verfasser dieser Arbeit

Die Weltanschauung

in ihrer historischen Entwickelung und ihrem Zusammenhange sowohl mit dem Charakter und den Lebensschicksalen des grossen Worttondichters selbst, wie auch mit dem Schaffen und Denken

Richard Wagners.

seiner Vorgänger, in knapper und trotzdem d. Hauptzüge erschöpfender Weise darstellen. Sein vorzüglichstes Bestreben war dabei darauf gerichtet, im besten Sinne des Wortes populäre Schreibweise mit dem Ernst und der Gründlichkeit zu verbinden, welche der Gegenstand selbst erforderte.

VIII, 193 S., eleg. geh. M. 3.—

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Oden des Horaz

in freier Nachbildung von

H. Leisering,

Professor in Berlin.

Preis brosch. 2.50 M., geb. 3.50 M.

G. A. Rudolph's Verlags-Buchhandlung, Hamburg. (16946)

Einem vom Geiste innerlichen Christentums erfüllten, nicht engherzig-beschränkten Publikum ist z. Festgeschenken nichts Besseres zu empfehlen, als die

Schriften von J. E. Frh. v. Grotthuß:

Gottsuchers Wanderlieder.
(Neu!) Brosch. 4 M. Geb. 5 M.

Probleme u. Charakterköpfe.
(2. Aufl.) Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 7 M.

Der Segen der Sünde.
(4. Aufl.) Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Der Türmer. Monatsschrift.
(Neu!) Preis vierteljährl. 4 M.

Ausführliche Prospekte gratis.

Die Schriften sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, event. wende man sich direkt an den Verlag von **Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart.** (17371)

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Wiener Bernardon.

Joseph Felix Kurz — oder eigentlich v. Kurz, denn er entstammte einer alten Adelsfamilie — nimmt unter den Schauspielern des vorigen Jahrhunderts eine bemerkenswerthe Stellung ein. Als jüngerer Zeitgenosse und Kollege Prehausers — des Wienerischen Hanswurst — schuf er bekanntlich die komische Figur des „Bernardon“, eines halb durchtriebenen, halb tölpelhaften Jungen. Durch sein Spiel und seine Dichtungen — „Kompositionen“ sagte man damals — war er einer der wichtigsten Repräsentanten der Stegreifkomödie. Er war es, der den Kampf gegen das damals immer siegreicher vordringende regelmäßige Drama am allerzähesten und hartnäckigsten führte, und zugleich der letzte wirklich bedeutende Vertreter des improvisirten Spieles. Sein Name ist so mit einem wichtigen Abschnitte der Entwicklung des Schauspieles verknüpft, einer Entwicklung, deren Widersacher er freilich Zeit seines Lebens war, und in seinen persönlichen Schicksalen spiegelt sich deutlich der bedeutsame Wandel, den der literarische Geschmack des deutschen, insbesondere des Wiener Publikums um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durchgemacht hat. Sein Leben und Wirken, seine Erfahrungen im guten und im schlimmen werden auf diese Weise gleichsam zu einem Symbol seiner Zeit. Es war daher sehr bedauerlich, daß über diesen interessanten Mann bis jetzt nur wenige verläßliche Nachrichten bekannt wurden. Wohl liegt in der Wiener Hofbibliothek eine von ihm selbst angelegte handschriftliche Sammlung „Teutsche Arien, welche auf dem kayserlich-Privilegirt-Wienerischen Theatro in unterschiedlich producirten Comoedien, deren Titel hier jedesmahl bey gerucket, gesungen worden“. Aber daraus wurden nur etliche Auszüge veröffentlicht, eine genaue und systematische Bearbeitung hat man bisher vermißt. Im übrigen flossen die Quellen über Kurz sehr spärlich und die Nachrichten über seine Lebensschicksale und seine Bethätigung als Schauspieler und Dichter wiesen empfindliche Lücken auf.

Diese Lücken füllt nun in erfreulicher Weise ein Buch aus, das vor etlichen Wochen im Verlage der Literarischen Anstalt Rütten u. Loening in Frankfurt a. M. erschienen ist. Es führt den Titel: Johann Joseph Felix v. Kurz, genannt Bernardon, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im 18. Jahrhundert“ und ist von Fritz Raab aus dem Nachlasse seines Vaters Ferdinand Raab herausgegeben. Der Verfasser, der in Wien lebte, hat mit ebensoviel Fleiß als Umsicht und Sachkenntniß die Quellen durchforscht, und sein Werk darf in der That als ein willkommener Beitrag zu einem wichtigen Kapitel deutscher Literaturgeschichte bezeichnet werden. Die Daten, die er mit so löblicher Emsigkeit gesammelt, sind, so viel ich sehe, durchaus verläßlich; sie betreffen naturgemäß nicht nur die Biographie Bernardon's, sondern geben auch für die ganze zeitgenössische Theatergeschichte manche dankenswerthe Anhaltspunkte. Was ich bedaure, ist der Umstand, daß der Verfasser darin nicht noch um einen oder etliche Schritte weiter gegangen ist; denn wenn er auch für die Chronologie des Wiener Theaters aus dem vorigen Jahrhundert wichtige Daten beibringt, so hält er sich doch in seiner Darstellung etwas allzu eng an die Lebensschicksale Kurzens und unterläßt weitere Ausblicke auf das allgemein literarische und Bühnenleben, sowie auf die Kulturzustände der damaligen Zeit. Auch so enthält sein Buch übrigens genug des Interessanten; man muß nur manchmal zwischen den Zeilen lesen.

Fesselnd ist vor allem die Gestalt Kurzens selbst. Geboren ward er zu Wien am 22. Februar 1717. Sein Vater, der dem Elternhause früh entlaufen war, um Schauspieler zu werden, hielt sich hier als „Comicus“ auf und genoß eines gewissen Rufes. Unter den Pathen befand sich Stranitzky, der Schöpfer des Hanswurst; in seiner Person ist dem Neugeborenen gleichsam die Stegreifkomödie selbst Gevatter gestanden. Der alte Kurz, nach seinem Vornamen gewöhnlich Felix genannt, schwang sich mit der Zeit zum Führer einer eigenen „Bande“ auf. Unter seiner Leitung betrat sein Sohn zuerst die Bühne. Das Vagantenthum steckt diesem von früh auf im Blute, aber er bleibt sich dabei immer bewußt, daß er der Abkömmling einer altadeligen Familie ist. Er verschmäht es nicht, in echter Hanswurstmanier seine Person zu allerlei recht unfeinen Possen herzugeben. Er kündigt — im Avertissement zur „Princessin Pumphia“ — an, daß „sein armer Cörper durch einen acht Ellen weiten Strick-rock, und einen schweren Frauen-kleid durch etliche Stunden genugsam wird gequälet seyn“. Er steckt der Rolle gemäß Ohrfeigen und Prügel ein und läßt sich dafür nach der Sitte der Zeit von der Theaterkasse ein Extrahonorar bezahlen. Ja, in den Stücken, die er selbst verfaßt, bedenkt er seine eigene Rolle mit möglichst viel derartigen „Fatiguen“, um so sein Einkommen zu erhöhen. Aber dieser Hanswurst besticht als Privatmann durch eine unverkennbar elegante Lebensführung. Er zählt Mitglieder der vornehmsten Aristokratie zu seinen Freunden, in seinem Haus verkehrt, wo immer er hinkommt, wirkliche „Gesellschaft“, und mit Stolz betont er des öfteren in Eingaben und Gesuchen an Behörden, daß er nicht mit den gewöhnlichen, durch ihre Liederlichkeit verschrieenen Komödianten zu verwechseln sei. Als Impresario versteht er es ausgezeichnet, Reklame zu machen und ist in den Mitteln, deren er sich hiezu bedient, manchmal nicht allzu heikel; aber er wird dabei doch nie zum aufdringlichen Marktschreier, und wenn er auch in den Ankündigungen mit dem Lobe seiner selbst nicht gerade spart, so ist es doch stets durch eine gewisse feine Bescheidenheit gedämpft. Er geräth vorübergehend in finanzielle Bedrängniß, in Frankfurt ist er einmal nicht in der Lage, die Pachtsumme für das Theater zu bezahlen; aber auch in dieser fatalen Situation bewahrt er sein würdiges Selbstbewußtsein und weiß sich mit Eleganz über die Klippen hinwegzuhelfen.

Als Schauspieler und Schauspielunternehmer buhlt er um des Publikums „gnädigen Beyfall“, unterthänigst bittet er um die „Hochgeneigtheit“ der Potentaten und Behörden; allein er hält auch vor den höchsten Fürstlichkeiten mit dem freien Worte nicht zurück, und es kommt ihm gelegentlich gar nicht darauf an, dem Kaiser, der ihn scherzend anredet, eine ebenso verwegene als schlagfertige Antwort zu geben. Er weiß eben, daß auch er eine Macht bedeutet. Freilich ändert sich das, die neue Zeit bringt einen neuen Geschmack, sie raubt ihm die Gunst des Publikums, und Wien, die Stätte seiner Triumphe, muß er verlassen; ohne sich viel zu besinnen, wendet er sich nach Warschau und erwirbt dort — das polnische Baronat. Als Freiherr kommt er denn auch nach Wien zurück und beschließt hier, von seinen Ersparnissen lebend, seine Tage. Am sonderbarsten an ihm ist ja überhaupt die Mischung von Vagantenthum und aristokratischem Wesen. Gelegentlich kehrt er seinen Adel auch wirklich heraus und tritt als Herr von Kurz auf. Es ist, als ob er bisweilen sich selbst und Andere daran erinnern wollte, daß ihm schon seine Geburt Anspruch auf eine bevorzugte Lebensstellung gebe, allein das Gefühl seiner starken Persönlichkeit ist mächtiger als diese Erinnerung an schöne Familientraditionen. Ihm taugt im Grunde doch nur ein freies, ungebundenes Leben, und was er gilt, will er mit frohem Selbstbewußtsein einzig durch die Macht seiner Persönlichkeit erzwingen. Komödiantenruhm — was schadet's? Er muß dabei doch seinen ganzen Menschen einsetzen, und das ist's offenbar, was ihn lockt, das läßt ihn seinen Beruf liebgewinnen. Das ist's aber auch, was uns seine Erscheinung so sympathisch macht. Der literarische Geschmack, dem er gehuldigt, dem er in jedem neuen Avertissement eines Stückes neue Lobreden hielt, war nichts weniger als einwandsfrei, aber der Mann mit diesem verlotterten Geschmack war doch alles in allem ein ganzer Kerl; das spüren wir heute noch durch, und von dem Zauber, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, weht es noch leise zu uns herüber und zwingt uns ein behagliches Wohlgefallen ab.

Es war kein Alltagsleben, das dieser merkwürdige Mann geführt hat. Reich war es an Erfolgen, reicher noch an Enttäuschungen — darüber half auch der polnische Freiherrnstand nicht hinweg, den man damals noch als Auszeichnung betrachtete —, aber alles in allem genommen: es war eben reich. In seinem nie versiegenden Muth, seiner ungebrochenen, fröhlichen Kampfesfreudigkeit berührt sich Kurz mit einem viel Größeren seiner Zeit: mit dem allzeit streitbaren Hamburger Dramaturgen. Lessing hat es ja auch nicht verschmäht, den Hanswurst gegen den barnirten Klassizitätseiferer und dummstolzen Französling Gottsched in Schutz zu nehmen. Und in der That: bei aller Verworrenheit der Verwandlungskomödien, bei allem grotesken Unsinn, den sie in tollem Durcheinander vorbrachten, lag in ihnen immer noch mehr natürliche Lebensauffassung als in den pomphaften Tiraden und leeren Deklamationen der schulgerechten Franzosen, von ihren deutschen Nachahmern ganz zu schweigen. Dessen war sich Kurz offenbar auch recht wohl bewußt. Interessant ist in dieser Hinsicht eine Stelle in dem Avertissement vom 28. Oktober 1771, mit dem er die Aufführung der „Insel der gesunden Vernunft“ in Danzig einbegleitet. „Möchten doch alle Critici,“ heißt es da, „die denen Menschen verbiethen, aus vollem Herzen zu lachen, heute gegenwärtig seyn, um zu sehen, was ein lächerlicher und gemeiner Ausdruck würckt, wenn er von der wahren Pantomime der Augen, der Gebehrden und Stellungen begleitet wird, sie würden hören, daß ein bäuerischer Scherz, wenn er der Natur gemäß vorgebracht wird auch den allerwitzigsten Mann ins Gelächter ausbrechen läßt, eben deswegen, weil der Scherz natürlich ist.“ Das ganze Programm der Stegreifkomödie ist in diesen Worten ausgesprochen, das Geheimniß des Reizes, den sie ausübte, angedeutet. Bäurisch derb ist der Scherz, den sie bringt, er verliert sich nur zu oft ins Gemeine, und wenn Kurz gelegentlich versichert, er sei ein Schauspieler, „der es vor eine Schande hält, das Publicum mit einem andern, als seiner Satier, oder reinen Schertz lachen zu machen“, so darf man dieser Versicherung gewiß nicht allzuvielen Glauben schenken. Allein dieser bäurisch derbe Scherz schöpft doch aus dem Leben, und selbst wo er sich in wüster Uebertreibung ergeht, sich zu den abgeschmacktesten Unmöglichkeiten versteigt, schimmern die Wirklichkeitslinien noch durch. In weit höherem Grade jedoch wahrt das Spiel der Akteure die Natürlichkeit. Die Pantomime bildet ja die Grundlage ihrer Kunst. Die Deklamation ist ihnen Nebensache und alle Sorgfalt verwenden sie auf die „wahre Pantomime der Augen, der Gebehrden und Stellungen“. Diese sorgfältige Ausbildung des rein sinnlich wirksamen Spieles leiht ihren „Productionen“ einen Reiz der Unmittelbarkeit, eine frische Natürlichkeit, die über den vollständigen Mangel an Geist leicht hinwegtäuscht. Ein keck realistischer Zug geht durch die Stegreifkomödie, und es ist nur natürlich, daß Lessing, ein Mann, der selbst immer unmittelbar aus dem Leben schöpfte, diesen Vorzug rasch erkannte und keineswegs gering schätzte. Es ist übrigens, als ob Kurz direkt von Lessing gelernt hätte. Wenn er in dem erwähnten Avertissement bekennt, er habe zwei französische Komödien „zu seinem Plan genutzet“ und dann polemisch fortfährt: „allein der französische Arlequin ist zu sinnreich und redt die Sprache des Hofes“, so ist das ein Argument, das wirklich aus Lessing entlehnt sein könnte.

Es ist in diesen Worten übrigens noch auf einen Umstand hingewiesen, der einen Berührungspunkt zwischen dem Verfasser der Literaturbriefe und der Stegreifkomödie schuf. Wenn Kurz schon von dem Arlequin behauptet, er rede die Sprache des Hofes, so gilt dies in noch weit höherem Grade von der klassischen Tragödie der Franzosen, deren Personenstand sich in der That aus lauter Königen, Prinzen und Prinzessinnen, Großen und Edlen zusammensetzte. Das Drama Racine's und Corneille's war für den Hof geschrieben, höfische Rücksichten schränkten es ein, höfische Gesinnungen kamen darin zum Ausdruck und die Dichter wählten dazu die feierliche Sprache des Hofes. Die französische Tragödie war nicht nur aristokratisch, sie war höfisch durch und durch. Die Hanswurstkomödie dagegen war kleinbürgerlich, Verhältnisse des gemeinen Lebens wurden darin, wenn schon nicht behandelt, so doch oft in leicht hingeworfenen Scenen mit keckem Witze gestreift. Mit verwegener Zunge wagten die Schauspieler gelegentlich im Augenblick improvisirte Ausfälle auf Zeitumstände und griffen so in das unmittelbar gegenwärtige Leben ein. Der ausgelassene Spott der Hanswurstpossen ergoß sich ungezügelt über alles, und der Aristokrat wurde davon ebensowenig verschont, wie etwa der Bauer. In der unverschämten Zote und der vierschrötigen Grobheit sprach sich doch auch etwas höheres aus: der Freiheitsdrang der unteren Schichten. Wie hätte das Lessings scharfem Blick entgehen können? Wie hätte ihm das nicht sympathisch sein sollen, ihm, der doch selbst ein Vorkämpfer des Bürgerthums war? Ihm, der mit seiner „Miß Sarah Sampson“ dem bürgerlichen Drama in Deutschland Eingang verschaffte, der in seiner „Emilia Galotti“ revolutionäre Töne wagte und höfische Willkür und Niedertracht mit den schärfsten Geißelhieben bedachte. Eine freiheitsdurstige Seele war er, sich und Anderen wollte er Freiheit erkämpfen, und in diesem männlichen Kampfe für sein Ideal hat er die bittersten Leiden erfahren. Wo immer sich Freiheitslust regte, da mußte sie ihm willkommen sein, und wenn sie gleich durch noch so viel Schlacken entstellt war.

Die Worte, die Lessing für den Hanswurst einlegt, kommen auch dem Wiener Bernardon zugute, der die Traditionen der Hanswurstposse so getreulich fortsetzt. In einem Leben voll Kampf hat er sie zu vertheidigen. Gleich von seinen ersten Erfolgen an hat er eine mächtige Gegnerin: die Kaiserin Maria Theresia, die an den rohen Späßen durchaus keinen Gefallen findet. Aber ihr Gemahl ist der erklärte Gönner Bernardon's: er ist täglich im Theater und hält mit seinem Beifall nicht zurück. Das große Publikum jubelt Bernardon zu, selbst der Adel steht auf seiner Seite, und so braucht der Stegreifkomödiant die Abneigung der kaiserlichen Frau nicht allzusehr zu fürchten. Allein bald ersteht ihm eine gefährliche Rivalin: das regelmäßige Schauspiel hält in Wien seinen Einzug. Etliche Mitglieder der Neuber'schen Truppe werden hieher berufen; sie sollen dem reineren Geschmack zum Durchbruch verhelfen. Die Stegreifspieler sind empört; der gefahrdrohende Versuch muß unschädlich gemacht werden. Kurz-Bernardon betheiligt sich mit Feuereifer an der Agitation. Man wählt den geschicktesten Weg, um zum Ziele zu kommen: die Stegreifspieler führen selbst regelmäßige Dramen auf. Was die Anderen können, das können sie auch, wollen sie dem hochgeneigten Publico zeigen; aber wie viel höher stehe die Kunst, der Situation entsprechend auf der Bühne einen Charakter mit eigener, augenblicklicher Erfindung durchzuführen — noch dazu in so vielen Verwandlungen! — als einer eingelernten Rolle sich zu entledigen. Der Schachzug glückte, die Stegreifkomödie siegte und das regelmäßige Schauspiel mußte abziehen. Aber es kam wieder. Immer einflußreichere Freunde erwuchsen ihm. Die Zensur, die 1751 ins Leben gerufen wurde, machte der Hanswurstposse bittere Stunden und nahm sich des regelrechten Dramas mit allem Nachdruck an. Langsam entstanden auch im größeren Publikum Spaltungen, und Bernardon durfte nicht mehr auf den ungetheilten Beifall seiner lieben Wiener rechnen. Noch 1758 allerdings durfte er seine Vermählung mit Theresia Morelli durch ein Gelegenheitsstück „Die glückliche Verbindung Bernardon's" dem Publikum bekannt machen, und der Antheil, den man daran nahm, ist, wie Raab mit Recht hervorhebt, ein Zeugniß für die Popularität, die Kurz immerhin noch genoß. Aber die Stimmen, die sich gegen ihn erheben, mehren sich, und 1760 muß er Wien verlassen. Die Kaiserin selbst scheint da eingegriffen zu haben.

Nach etlichen Zwischenstationen wendet sich Kurz 1764 nach Preßburg, wo eben der glänzende Reichstag abgehalten wird. Er hofft, hier die verlorene Gunst des Hofes wiederzugewinnen, eine allerdings sehr kühne Spekulation, die aber mit einem Mißerfolg endigt. Nun beginnt für Bernadon ein unsteles Wanderleben. Nach München, Nürnberg, nach Frankfurt, Mainz, Mannheim und Koln führt ihn sein Schicksal, aber das Glück folgt seinen Wegen nicht. Sein Stern ist ersichtlich im Erbleichen. Die Stegreifkomödie verliert Tag um Tag an Anhängern, und um sich über Wasser zu halten, ist er gezwungen, auch in regelmäßigen Dramen aufzutreten. Aber da findet weder er, noch seine Frau Beifall, und selbst aus dem Kreise seiner Kollegen erfährt der einst so bewunderte Mann eine scharfe Kritik. Bei allem Mißerfolg behält er den Kopf oben, ja auch den Kampf für sein geliebtes Improvisationsspiel gibt er nicht auf. Aber er muß ihn versteckt, gleichsam mit den heimlichen Waffen der Diplomatie, führen. Er wolle den Hanswurst nicht der besseren Erkenntniß zum Trotz wieder einschleichen lassen, versichert er feierlich; „blos aus der Ursache erscheinet heut unser Crispin in dem Charakteur des Hanswurst, weil es der doppelte Charakteur und die Verwicklung des Lustspiels verlanget, weil man die Zuseher durch die alte Tracht auf die alten Zeiten zurückführen will; und weil Madame von Kurtz eben den Charakteur des Hanswurst nach Verlangen des Spiels vorstellen wird. Dieses ist die Ursache sonst keine — sonst soll er wieder von unserem Theater verworffen werden, wie er von allen reinen Schaubühnen verworffen ist." Aber alle diese Mittelchen helfen nicht mehr, Hanswurst und Bernardon haben ausgespielt.

Kurz wagte 1769 einen letzten Versuch, in Wien selbst wieder festen Fuß zu fassen. Allein dieser Versuch scheiterte kläglich. Die Zensur verbot alles Extemporiren, Stücke, die nicht niedergeschrieben waren, durften nicht aufgeführt werden. Minister Sonnenfels war es, der sich am unerbittlichsten zeigte. Wohl führte Kurz einen kühnen Streich gegen seinen Widersacher. Als dessen Bild in den Schauläden Wiens erschien, ließ Bernardon das seinige in ganz gleicher Ausführung anfertigen und als Gegenstück neben das des Ministers hängen. Sonnenfels ärgerte sich, und die Wiener lachten, aber von ihrem einst so geliebten Bernardon wollten sie doch nichts mehr wissen; endlich pfiffen sie ihn gar aus. Verstimmt wendete er sich nach Danzig, von da nach Warschau, wo er sich zehn Jahre lang hielt. Im Jahre 1781 kehrte er als Privatmann in seine Vaterstadt zurück; zwei Jahre darauf schloß er sein Leben.

Der Kampf, den er mit so viel Eifer und Geschick führte, galt einer verlorenen Sache; er selbst war gewissermaßen ein homo moriturus, bestimmt zu fallen. Aber er war kein Mann, der sich leichthin ergibt, er schlägt sich mit seinem Schicksale herum. Die Unermüdlichkeit, mit der er sich immer wieder zur Wehr setzt, nöthigt uns einen gewissen Respekt ab, und daß er den aussichtslosen Kampf nicht als ein Verbitterter, Vergrämter und Verzweifelter, sondern mit unverdrossenem Humor führt, macht ihn uns umsomehr sympathisch. So wird denn auch Raabs verdienstvolles Buch, das eine Fülle charakteristischer Einzelheiten enthält, dem Leser manche Anregung gewähren.

Wien. **Hans Sittenberger.**

Autobiographisches von Prof. Max Müller.

Es ist ein tief innerliches Bedürfniß unsrer Seele und unsres Geistes, die Lebensschicksale und Empfindungen jener Menschen kennen zu lernen, deren Thaten und Werke unsre Entwicklung und hiemit den Fortschritt der allgemeinen Kultur gefördert haben. Wir wollen die Schleier lösen, und durch neu gewonnene Erkenntnisse über die intimeren Verhältnisse des von uns Verehrten glauben wir mit Recht eine neue Brücke zu schlagen zwischen uns, den Empfängern seiner Thaten, und ihm, dem unablässig Gebenden. Immer klarer wird durch die Detailzüge, die wir aus autobiographischen Büchern erfahren dürfen, das Bild der Persönlichkeit und seiner Umgebung. Denn in den Seelen solcher Menschen, deren Lebensgang uns interessirt, spiegelt sich scharf und klar die Welt ab. Der Spiegel solcher Seelen ist genau; aber er ist mehr als das. Denn mit einer seltenen Wunderkraft begabt, vermag er das Charakteristische von Epochen und Individuen hervorzuheben, und die geringfügigen Züge verhehlt er uns nicht.

Man soll den Werth solcher Kleinmalereien nicht gering achten. In dem letzten Buche, das uns Th. Fontane hinterlassen hat, im „Stechlin", heißt es, daß die ganz kleinen Geschichten gerade die allerbesten sind. Und Leben und Werke Th. Fontane's sind wohl die besten Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung.

So wird man auch aus dem jetzt eben erschienenen Buche des berühmten Oxforder Orientalisten Prof. Max Müller [1]) vieles erfahren über das Leben in einer deutschen

[1]) *„Auld lang syne"*. By the Rt. Hon. Prof. *F. Max Müller*. New-York, Ch. Scribners Sons 1898.

Kleinstadt während der 30er Jahre, dann über die 40er Jahre in Leipzig und schließlich über die englische Art unsrer Tage. Es ist auch interessant, an diesem Buche zu beobachten, wie ein Deutscher ständig Fühlung mit den Besten seiner Heimath behalten kann, und wie doch jedes Jahr in seinem Wesen neue Assimilationen mit England zustande bringt.

Dem Buche ist ein Portrait des Autors beigegeben. Es zeigt in der Prunkuniform der englischen Universitätsprofessoren einen alten Herrn, und Züge und Haltung des Mannes würden nie einen Deutschen vermuthen lassen. Und das Bild, das die Lektüre des Buches in uns hervorruft, entspricht dem Stiche. Etwas unendlich, fast allzu Gelassenes spürt man, jene Eigenschaft der englischen Männer, die wohl ein Reflex britischen Lebens und britischer Arbeit ist.

In der Vorrede erfahren wir den Anlaß der Aufzeichnungen. Der Arzt hat verordnet, daß während eines Erholungsaufenthalts die Bücher dem Gelehrten fehlen sollten. Und in den langen Stunden der erzwungenen Muße schrieb Max Müller dieses Buch nieder, in dessen drei ersten Abschnitten von musikalischen, literarischen und höfischen Erinnerungen die Rede ist; den Beschluß bildet ein Erguß über die seltsamen Formen moderner Bettlerei. In diesem Schlußkapitel ist auch viel interessantes über die Fälschungen gesagt, denen die Museen beim Ankauf von alten Handschriften ausgesetzt sind.

Max Müller, wie bekannt, ein Sohn des berühmten Dichters der „Müllerlieder", ist in Dessau geboren worden. Die Schilderung, die der Sohn der kleinen Stadt von dem Dessau jener Zeit gibt, ist interessant genug. Solche Städte, meint er heute, gibt es jetzt gar nicht mehr, kaum 12,000 Einwohner bevölkerten die Stadt, und doch fand die Kunst der Musik hier ein äußerst reges Interesse. Ein Jeder kannte damals alle Leute. Nicht nur in der Gesellschaft gab es nur „Bekannte", alle Arbeiter und Taglöhner waren dem heranwachsenden Knaben bekannt. Von einer seltsamen altväterlichen Geselligkeit vernehmen wir aus Prof. Müllers Erinnerungen. In dem Hause seiner Eltern und Großeltern — der berühmte Pädagog Basedow war Max Müllers Großvater mütterlicherseits —, sah er viele berühmte Musiker. Und im Genusse der reinsten und edelsten Musik heranreisend, entwickelte sich auch bei ihm ein tiefes Gefühl und eine starke Liebe zur Tonkunst. Ein benachbart wohnender Studiosus brachte dem Knaben ohne Wissen der Eltern die Anfangskenntnisse bei. Die guten Erfolge dieses Unterrichts brachten dann die weitere musikalische Ausbildung mit sich. Die tiefinnerliche Liebe zur Musik ließen in Max Müller den Wunsch entstehen, den Musikerberuf zu wählen; allein die in der Familie erbliche Taubheit vereitelte diese Wünsche. Lange aber blieb noch das intensive Interesse an der Tonkunst als edle Gabe dem Gelehrten verliehen. Es hat ihn noch heute nicht verlassen. Als Student in Leipzig durfte er die berühmten Künstler jener Tage kennen lernen; ein Autograph im Buche vereinigt die Namen: Kalliwoda, Hiller, David, Franz Liszt und F. Mendelssohn-Bartholdy. Es ist mir nicht verstattet, des weiteren auf die „Musical Recollections" einzugehen. Nur eine Aeußerung des berühmten Gelehrten soll zum Beschluß dieses Abschnittes die hohe Meinung beweisen, die Max Müller von der Musik hat: „Neither history nor evolution will help us to account for Schuberts „Trockene Blumen" — — — Melodies however, are not of this earth, and the greatest of musical poets has truly said: Heard melodies are sweet, but those unheard are sweeter."

* * *

„Ich bin der Sohn eines Dichters, und ich mußte mein ganzes Leben dagegen ankämpfen, nicht selbst ein Dichter zu werden. . . ." beginnt Max Müller die Aufzeichnungen über seine literarischen Reminiscenzen. Aber Dichter sein heißt in seinen Augen vor allem den Sinn für Metrum und Rhythmus haben. Auch ihm handelt es sich noch stärker, als jetzt angenommen wird, um die Form. Allein schon kämpft er gegen den Reim an. Als M. Müller einst den Hofpoeten Tennyson diesbezüglich befragte, bekam er die kurze Antwort: „Rhyme helps the memory". Dieser Frage widmet Max Müller dann einige Seiten. Interessant sind die Aufzeichnungen, die Heinr. Heine's Verkehr mit Max Müllers Vater betreffen. Die diesbezüglichen Briefe sind allerdings seit der Veröffentlichung der Autobiographie Heine's durch Gust. Karpeles bekannt geworden. Max Müller selbst hatte nur eine flüchtige, wenn auch stark erschütternde Begegnung mit dem Poeten. Das war im Jahre 1846 in Paris, als H. Heine schon sterbenskrank war. Ein Zufall brachte die Bekanntschaft zustande. Allein nur ein Augenblick brachte freundlichen Glanz in des Dichters müde Augen. Dann kehrte die Depression wieder und Heine endete die kurze Konversation mit den still gesprochenen Worten Goethe's: „Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg! . . . ." Prof. Max Müller schreibt, er habe die Empfindung gehabt, er sehe Heine wieder wie einst Saul den Samuel sah.

In seiner Studentenzeit kannte Max Müller auch M. Fontane. Er rühmt diesen Dichter; dann aber sagt er, wohl in deutlicher Verkennung des Menschen Fontane: „Er hätte vielleicht ein zweiter Heine werden können, wenn nicht die allzugroße Mühsal des Lebens seine jungen Schwingen am Fluge gehindert hätten." M. Fontane's Wesen hätte auch unter anderen Verhältnissen wohl kaum eine reichere Entwicklung finden können. Der Vergleich mit Heine aber ist uns wenig verständlich.

Als den größten deutschen Dichter, den Max Müller gekannt hat, bezeichnet er Friedr. Rückert. Die nahe Verwandtschaft der wissenschaftlichen Bethätigung beider Männer läßt die starke, manchmal etwas überschwängliche Liebe Max Müllers verstehen. Biographisch bemerkenswerth ist es auch, daß Rückert schon mit Müller, dem Vater, befreundet gewesen war. Ja auf einer gemeinschaftlichen Jünglingsreise nach Italien rettete, wie Rückert dem Sohne erzählte, Müller ihn vor dem Tode durch Ertrinken.

* * *

Aus dem ziemlich stattlichen Inhalt der literarischen Erinnerungen möchte ich noch einige aus Max Müllers neuer, englischer Heimath wiedergeben. Er durfte Männer wie Matthew Arnold, Tennyson, Browning, Froude, Ruskin, Carlyle, Emerson, Macaulay, Stanley, Faraday, Grote, Huxley mehr oder weniger intim kennen lernen.

Von literar- und kulturhistorischem Interesse ist, was wir über die Popularität Lord Tennysons erfahren. Der Hofpoet war so belästigt durch die Fremden, die nach der „Isle of Wight" kamen, um ihn anzustarren, daß er zu den sonderbarsten Mitteln greifen mußte, um die störenden Bewunderer abzuhalten. Allen Ernstes erzählt Max Müller, daß die Führer, da Tennyson selbst nicht zu sehen war, einen Strohmann wie den Dichter ausstaffirten und dem Publikum gegen Entlohnung zeigten. So konnte es dann kommen, daß der wirkliche Lord Tennyson mit den Worten angesprochen wurde: „Now are you the real Tennyson?" Für Deutsche klingt das alles ziemlich merkwürdig. Aehnliches könnte bei uns höchstens einem Tenor oder einer Tragödin passiren.

Auch John Ruskin, den strengen und edlen Kunstphilosophen Englands, hat Prof. Max Müller gekannt. Er weiß interessante Gegensätze in dem Wesen dieses Mannes hervorzuheben. Ruskin war, so erzählt er, in früheren Jahren als Kritiker fast über die Grenze der Zeiten hinaus streng. Einmal schrieb er über den Historiker Grote wörtlich das folgende: „Es gibt sicherlich in der ganzen City kein Bankhaus, dessen Kommis nicht eine bessere Geschichte Griechenlands hätte schreiben können, wenn er die Eitelkeit gehabt hätte, seine Zeit damit zu vertrödeln.“ In einem psychologisch höchst bemerkenswerthen Gegensatz dazu steht das Benehmen Ruskins im persönlichen Verkehr. Er ist der liebenswürdigste und bescheidenste Mensch, den man sich vorstellen kann. Niemals, nicht einmal wenn es sich um Kunstfragen handelt, nimmt er für sich die Autorität in Anspruch, die ihm gebührt; diesem Wesen entsprechend war Ruskins Einfluß unter den Oxforder Studenten ungeheuer. Er war imstande, seinen Theorien entsprechend, den jungen Leuten Schaufel und Spate in die Hand zu drücken und die jungen Leute gruben, seinen Anleitungen entsprechend, einen Damm. Daß der Damm nutzlos sei, konnte die Unverständigen zum Lachen bringen. Die körperliche Arbeit jedoch, die die Studenten geleistet hatten, wirkte auf sie weit vortheilhafter als der materielle Nutzen irgendeines Dammes sein konnte. So war dieser seltene Mann imstande, die für gut erkannte Theorie in heilsame Praxis umzuwandeln.

Man wird das Buch Prof. Max Müllers mit Vergnügen lesen. Dieser Gelehrte hat ein reiches Leben gelebt. Treffliche Menschen hat er sehen dürfen und so vermag er uns einen veredelten Spiegel der Besten seiner Zeit vorzuhalten. Nur eine leise Trauer beschleicht den Leser, und ich darf diese Kritik auch nicht unterdrücken. Es ist allzuviel Selbstbewußtsein in diesem Buche. Ich glaube, die beste Autobiographie kann die sein, in der der Autor nur von sich spricht. Aber in seinen Empfindungen und Gedanken müssen die klaren Reflexe der Weltgeschehnisse und Weltverhältnisse deutlich zu erkennen sein. Er erzählt von sich, und wir erkennen die Gesammtheit in ihm. Prof. Max Müller erzählt von vielem, was er gesehen, von Vielen, die er gekannt, allein in fast allem, was da gesagt wird, findet der Leser nur die Persönlichkeit des Verfassers. Er hat nicht die Gabe gehabt, das Charakteristische der fremden Seelen klar vor uns hinzustellen. Allzu oft ist durch unbewußte Kritik und Reflexion das Bild verschoben worden. Aber auch so bleibt an dem Buche des Interessanten weitaus genug. W. F—d.

Mittheilungen und Nachrichten.

u. **Archäologisches.** Eine neue Fälschung aus dem Atelier des römischen Steinmetzen, der auf das raffinirteste altgriechische Köpfe und Büsten imitirt, ist kürzlich in den Kunsthandel gelangt. Diesmal ist es eine genaue Kopie von Kopf und Brust des gefallenen Kriegers aus dem Ostgiebel des Tempels von Aegina. Die Kopie ist möglichst getreu nach einem Abguß hergestellt. Der Fälscher verräth sich zunächst dadurch, daß er mit der am Original beschädigten Backenklappe des Helms sich nicht abzufinden wußte und ihr eine ganz unmögliche mesquine Form gegeben hat. Die feinen Wellenlinien des Bartes hat er nicht Geduld gehabt genau nachzumachen, sondern hat sie flüchtiger und flauer eingeritzt; der Schnurrbart setzt sich nicht so scharf ab wie am Original. Offenbar ist der benutzte Abguß alt und verscheuert gewesen. Die Oberfläche des Marmors ist überall ein wenig rauh gemacht, was aber sofort von echter Verwitterung zu unterscheiden ist. Darüber sitzt hier und da eine graue Kruste, die theilweise sehr hart ist und echtem Kalksinter ähnlich sieht. Mit der Lupe kann man aber erkennen, daß diese Kruste nicht so fest mit dem Marmor verbunden ist, wie es bei echtem Sinter sein müßte. Einen neuen Trick hat der Fälscher auf der Rückseite angewendet. Hier ist nämlich an einer großen Bruchstelle der Marmor bedeckt von einer wunderschönen echten Verwitterungsschicht, welche die goldgelbe körnige Oberfläche zeigt, die nur durch jahrhundertelanges Freiliegen in Wind und Wetter entstehen kann. Rings um diese flache Stelle ist der Marmor abgeschlagen, ohne daß es dem Fälscher gelungen wäre, den Eindruck von natürlichem Bruch zu erzeugen. Es ist hier also ein antiker Block parischen Marmors verwendet worden, indem man ein Stück seiner mit unnachahmlicher Verwitterungsschicht bedeckten Oberflächegeschickt stehen gelassen hat. Die Frechheit der Fälscher wird nachgrade für Alle, die mit antiker Kunst zu thun haben, eine öffentliche Gefahr. Es hat kürzlich an dieser Stelle eine Notiz darüber gestanden, daß die Verwaltung des Berliner Museums durch eine derartige Fälschung, die von Hrn. Professor Furtwängler erkannt wurde, getäuscht worden ist. Die „Frankfurter Zeitung“ vom 7. Dezember bringt die Zuschrift eines gelegentlichen Mitarbeiters aus Rom, offenbar eines Fachmannes, in welcher andere Fälschungen, und zwar ebenfalls nach den Aegineten, signalisirt werden, wobei der Verfasser gegen die Berliner Museumsverwaltung eine sehr heftige Sprache führt. Derartige Mißgriffe sind aber den besten Museumsverwaltungen passirt. Nutzbringender schiene es uns, wenn diejenigen, die Gelegenheit haben, den Kunsthandel zu beobachten, sich zu gemeinsamen Abwehrmaßregeln zusammenthäten und namentlich durch rasches Bekanntmachen aller auftauchenden Fälschungen dem Unfug entgegenarbeiteten.

H. S. Die noch ganz ungenügend bekannten Gegenden im Südwesten Madagascars bilden den Schauplatz verschiedener wichtiger Reisen, die der Franzose Bastard dort in den Jahren 1896—98 auszuführen in der Lage war. Die Franzosen hatten bis dahin in jenen Theilen der Insel noch keinen festen Fuß fassen können, sowohl der Sakalavenstamm der Fiherenana wie die weiter im Innern wohnenden Bara waren im Aufstand begriffen, und weit über die Küste hinaus ging der französische Einfluß nicht. Schließlich sah sich der Generalgouverneur der Insel, General Gallieni, genöthigt, erhebliche Machtmittel aufzubieten, und es dürfte in der Erinnerung sein, daß er noch gegenwärtig mit der Pacifizirung des Sakalavenlandes zu thun hat. Die Wanderungen Bastards waren bereits unter den damaligen Verhältnissen nicht gefahrlos; er konnte aber seine Ziele im großen und ganzen erreichen. Bastard verfolgte in erster Reihe paläontologische Zwecke und er ist in dieser Beziehung auch erfolgreich gewesen; nicht minder wichtige Dienste aber vermochte er der Geographie zu leisten, wie aus einem in den Sitzungsberichten der Geographischen Gesellschaft in Paris erschienenen Resumé hervorgeht. Sein Forschungsgebiet wird im Norden und Süden durch die Ströme Mangoky (St. Vincent) und St. Augustin begrenzt. Im September 1896 ging er den noch unbekannten Unterlauf des ersteren etwa 100 km aufwärts und wandte sich dann durch das völlig unerforschte Land der Fiherenana nach Süden wieder zur Küste, nach Tulear in der Nähe der St. Augustinmündung. Eine zweite Route führte von da am Fiherenanafluß entlang durch das ebenfalls unbekannte Gebiet der Bare nordwärts bis in die Nähe des mittleren Mangoky, und auf einem dritten Vorstoß gelangte Bastard noch weiter ins Innere zu den Bara, von wo er auf bekannteren Wegen durch die zentralen Gebirge Tananarivo und im Februar d. J. die Ostküste bei Tamatave erreichte. Er hatte damit die ganze Insel von Südwest nach Nordost durchkreuzt. Bastards Aufnahmen in dem bezeichneten Gebiet, die vorerst nur in einer flüchtigen Kartenskizze vorliegen, bedeuten eine hervorragende Erweiterung unsrer Kenntniß vom Südwesten und Inneren Madagascars. Bemerkenswerth erscheint die Thatsache, daß hier eine außerordentlich dichte Bevölkerung sitzt; sowohl das Land der Fiherenana wie der Bare und zum Theil auch der Bara ist mit volkreichen Ortschaften übersäet, und man muß schon jetzt die auf nur eine halbe Million geschätzte Kopfzahl der Sakalaven als viel zu niedrig bezeichnen. Bastard konstatirt eine große Fruchtbarkeit der von ihm besuchten Länder, vor allem an den zahlreichen Flüssen. — Es sei in diesem Zusammenhange noch einer zweiten neueren Forschungsreise im Westen Madagascars kurz

gedacht. G. Grandidier, der Sohn des größten Madagascarforschers aller Zeiten, Alfred Grandidiers, durchzog in der ersten Hälfte dieses Jahres von Majunga im Norden die Sakalavenländer bis zu dem erwähnten Posten Tulenr, wo seinen weiteren Forschungen durch die kriegerischen Ereignisse zunächst ein Ziel gesetzt wurde. Seine Aufgabe waren ebenfalls naturwissenschaftliche Untersuchungen, die Sammlung fossiler Thierreste, an denen ja die Insel so reich ist. Näheres über seine sonstigen Erfolge ist noch nicht bekannt geworden.

-rt- Die neuen Planetoiden. Wie sich nunmehr herausstellt, ist auch der von Prof. Wolf in Heidelberg am 11. September photographisch entdeckte neue Planet 1898 DR, der bei der Astronomenversammlung in Budapest auf den Namen „Hungaria" getauft wurde, insofern ein interessantes Objekt, als er unter allen bis jetzt bekannten Planetoiden die Marsbahn am engsten umschließt und somit, den von Hrn. Witt in Berlin entdeckten kleinen Planeten 1898 DQ (der wegen seiner stark exzentrischen Bahn eigentlich nicht zu den Asteroiden zu zählen ist) ausgenommen, die größte mittlere tägliche Bewegung, also die kürzeste Umlaufszeit besitzt. Nach den von Hrn. Berberich in den „Astron. Nachr." veröffentlichten Elementen seiner Bahn beträgt die mittlere siderische Bewegung des Planeten Hungaria 1306.4" und die Länge der halben großen Achse seiner elliptischen Bahn (d. i. die mittlere Entfernung von der Sonne) 1.947 Erdbahnradien. Es ergibt sich damit die folgende, nicht uninteressante Vergleichung:

	Mittl. tägl. Bewegung	Umlaufszeit Jahre	Mittl. Entfernung von der Sonne				
Erde	3548.2"	1.00	1.000	Erdbahnrad. =	20.0	Mill.	Meil.
Planet 1898 DQ	2018.5	1.76	1.457	„	29.1	„	„
Mars	1886.5	1.88	1.524	„	30.5	„	„
Planet Hungaria	1306.4	2.72	1.947	„	39.9	„	„
„ Brucia .	1119.6	3.17	2.158	„	43.2	„	„

Brucia, ein gleichfalls von Professor Wolf (1891) entdeckter kleiner Planet (der erste, der überhaupt auf photographischem Wege entdeckt wurde), galt bisher als der sonnennächste Planetoid. Für den Planetoiden 1898 DQ hat M. Fayet in Paris neuerdings provisorische Bahnelemente abgeleitet, die wegen der weiter auseinander liegenden Beobachtungen, die ihnen zugrunde liegen, etwas genauer sein dürften, als die vor 2 Monaten von Hrn. Berberich berechneten und deren Angaben daher oben benutzt wurden. Bemerkt zu werden verdient noch, daß die nächste Opposition des Planeten DQ im Mai 1899 stattfindet, daß ferner eine Opposition desselben unter den günstigsten Verhältnissen (wobei sein Abstand von der Erde nur 3,000,000 Meilen betragen, seine Parallaxe also größer, als 1 Bogenminute sein wird) erst im Jahre 1924 eintreten wird, und daß endlich eine solch günstige, leider unbemerkt gebliebene Opposition dieses Planeten im Jaunar 1894 stattgefunden hat. Ueber die Ergebnisse einiger Beobachtungsreihen, welche behufs Bestimmung der gegenwärtigen Helligkeit des Witt'schen Planeten an der Harvard-Sternwarte in Cambridge (Amerika) ausgeführt wurden, macht der Direktor dieser Sternwarte, Prof. Edward Pickering, nähere Mittheilung (im Harvard College Observatory Circular Nr. 34). Zunächst lieferten sechs mit dem Prismenphotometer durchgeführte Reihen von Vergleichungen des Planeten mit Fixsternen, deren Helligkeit vorher bestimmt worden war, für das mittlere Datum des 10. September die scheinbare Helligkeit des Planeten zu 12.13 Sterngrößen mit nur 0.04 Sterngrößen Unsicherheit. Auf die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne als Einheit bezogen, ergibt sich hieraus die photometrische Helligkeit des Planeten DQ zu 11.39 Größenklassen. Eine zweite Versuchsreihe, die Helligkeit dieses Planeten auch auf photographischem Wege zu ermitteln, begegnete wegen der geringen Helligkeit desselben, besonders aber wegen seiner rapiden Bewegung unter den Fixsternen einigen Schwierigkeiten, gelang aber gleichwohl und lieferte das Ergebniß, daß die photographische Helligkeit des Planeten im Mittel aus 12 einzelnen Aufnahmen zu 12.74 Sterngrößen, also etwa um 0.6 Größenklassen schwächer gefunden wurde, als die photometrische Helligkeit. Es geht hieraus hervor, daß das von dem Planeten reflektirte Licht (gleich dem der Sonne selbst) mehr rothe Strahlen enthält, als ein Durchschnittsstern.

Daß der neue Planet DQ gelegentlich seiner größten Annäherung an die Erde (im Falle der günstigsten Opposition) ein vortreffliches Mittel zur Bestimmung des Abstandes der Erde von der Sonne (der „Sonnenparallaxe") liefert, wurde schon früher erwähnt. Prof. Pickering macht in seinem Zirkular aber ferner darauf aufmerksam, daß auch einige recht interessante astrophysikalische Fragen durch den Witt'schen Planeten ihrer Lösung nähergebracht werden dürften. Der beträchtliche Unterschied seiner Entfernung von der Erde in verschiedenen Lagen seiner Bahn bietet ein vortreffliches Hülfsmittel zur Prüfung des photometrischen Grundgesetzes, daß die Helligkeit eines Himmelskörpers proportional dem Quadrat seiner Entfernung von der Erde abnimmt. Da ferner der Phasenwinkel des Planeten in der Nähe seiner Opposition sehr beträchtlichen Aenderungen unterliegt, ergibt sich in Zukunft auch die Möglichkeit, das von mehreren Beobachtern unabhängig voneinander gefundene Gesetz über die Abhängigkeit der Helligkeit einer nur theilweise beleuchteten Planetenscheibe vom jeweiligen Phasenwinkel zu verifiziren.

* Zur kirchengeschichtlichen Literatur. Von Professor Alois Knöpflers: Lehrbuch der Kirchengeschichte (auf Grund der akademischen Vorlesungen von Karl Joseph v. Hefele) ist soeben die zweite, vermehrte und verbesserte Auflage (Freiburg im Breisgau, Herder 1898. XXXII, 783 S. 8°, M. 9.50) erschienen. Der Verfasser kann mit dem Erfolge seines Buches zufrieden sein. Die Vorrede zur 1. Auflage, über die in der Beilage vom 20. Juli 1895 berichtet wurde, ist von Ostern 1895 datirt, und schon im Herbst 1897 war das Werk vergriffen. Daß bis zur Veröffentlichung der Neubearbeitung noch ein Jahr verstrichen ist, erklärt sich nur allzu gut: die Freunde, Kollegen und Schüler des Verfassers werden die schlimmen Januartage von 1897, in denen sie um sein Leben bangten, niemals vergessen und aus vollem Herzen in die bewegten Dankesworte einstimmen, in welche die Vorrede der 2. Auflage ausklingt. Wie eifrig Knöpfler, nachdem ihm die langentbehrte wissenschaftliche Thätigkeit wieder verstattet worden war, nachgearbeitet hat, geht quantitativ aus dem um mehr als zwei Bogen vermehrten Umfang des Neudruckes, qualitativ aus zahllosen Stellen hervor. Wenn trotz aller Sorgfalt da und dort eine Unrichtigkeit oder Ungenauigkeit stehen geblieben ist (z. B. S. 18 und 226 die leidige „historia sacra" des Sulpicius Severus), oder wenn mitunter ein Literaturnachweis vermißt wird (so S. 33 Niese's Programm über das „testimonium Christianum" bei Josephus, eine streng methodische Untersuchung, der gegenüber die neueren Rettungsversuche nicht mehr in Betracht kommen), so wird das ein sachkundiger Beurtheiler nicht betonen, und wenn schon jetzt, also unmittelbar nach der Ausgabe des Buches, einzelne Sätze auf Grund neuester Ermittelungen verbessert werden können (vergl. z. B. zu S. 27 den trefflichen Aufsatz von Friedeich Marx über die 4. Ecloge Vergils, die schlagend als ein für einen konkreten Fall nach den rhetorischen Vorschriften komponirtes Geburtstagsgedicht erwiesen wird [Neue Jahrb. f. d. Klass. Alterth. I 105 ff.], also nicht mehr in der herkömmlichen Weise als Aeußerung der damaligen Erlösungssehnsucht verwerthet werden darf, und zu S. 65 f. Richard Wünsch, Sethianische Verfluchungstafeln aus Rom, Leipzig 1898, S. 110 ff., der — wohl mit Recht — das berühmte „Spottkruzifix" vom Palatin nicht mehr als solches gelten läßt), so trifft die Schuld nicht den Verfasser, sondern den heraklitischen Fluß der Forschung. Ohne Zweifel wird Knöpflers Kirchengeschichte auch in ihrer neuen Gestalt den Studirenden, für die sie in erster Linie bestimmt ist, sehr gute Dienste leisten: Allen durch reiche positive Belehrung, den Geweckteren durch Schärfung des Sinnes für historische Entwicklung. Der theologischen Jugend zuliebe hat der Verfasser ja auch ein Opfer gebracht, das dem Manne und dem Historiker schwer genug gefallen sein mag, das ihm aber auch von allen Kennern der heutigen kirchlichen Verhältnisse um so höher angerechnet werden muß. Hätte er sich nur durch die Rücksicht auf die nämliche theologische Jugend zu einem zweiten heroischen Opferakte bewegen lassen und die Auseinandersetzung mit dem einen Rezensenten der ersten Auflage aus der Vorrede des Lehrbuchs in eine Fachzeitschrift verwiesen, oder wenigstens

die weihevolle Stimmung, in der er den letzten Abschnitt des Vorwortes niedergeschrieben, ein wenig auf den unmittelbar vorhergehenden zurückwirken lassen! Aber „Factum illud, fieri infectum non potest". . . . Ich habe es in der Beilage vom 10. Juli 1897, anknüpfend an eine Publikation von Knöpflers Gegner, ausgesprochen, für wie wünschenswerth, ja nothwendig ich ein gutes Einvernehmen zwischen unsern akademischen Kirchengeschichtslehrern halte, und beklage den gegentheiligen Zustand nach wie vor auf das schmerzlichste. Aber ich fühle andrerseits weder die Verpflichtung, noch die Neigung, mich als leichtgeschürzter Friedensengel zwischen zwei schwergerüstete und erbitterte Kämpfer zu werfen und von beiden Schläge zu erhalten! W.

* In Berlin existirt seit Anfang der 90er Jahre ein **Verein für Volksunterhaltungen**, der im Winter an jedem Sonntag-Abend eine Theater- oder Konzertveranstaltung besten Stils (in diesem Winter z. B. finden die Theatervorstellungen im Deutschen und Schiller-Theater mit den ersten Kräften dieser Bühnen statt) für höchst bescheidene Eintrittspreise (30 bis 50 Pf.) darbietet. Die Kosten werden theils durch den Kassenertrag, theils durch die Beiträge der unterstützenden Mitglieder gedeckt, die durchaus freiwilliger Natur sind und ihren Spendern keinerlei Vorrechte für den Besuch der Unterhaltungsabende sichern. Man sollte meinen, daß ein so nützliches, volksfreundliches, der Verrohung und sozialen Verhetzung steuerndes Unternehmen gerade in dem hyperliberalen Berlin die weitestgehende Unterstützung finden müsse. Man irrt sich leider. Seit seinem Bestehen gehören dem Verein etwa 200 Mitglieder an, und über diese Zahl hinaus ist er trotz vielen Werbens und trotz der allgemeinen Anerkennung seiner Rührigkeit und seiner Erfolge nicht gekommen; er hat infolgedessen auch seine Wirksamkeit, die natürlich nur einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung zugute kommt, nicht erweitern können. Die Geschichte des Vereins, die in seinen Jahresberichten niedergelegt ist, ist ein Ehrenmal für diesen und ein öffentlicher Skandal für die Stadt der Intelligenz, in der man heute thatsächlich binnen 24 Stunden leichter eine halbe Million für ein neues Rauch- und Tricot-Theater, als eine halbe Mark für die im besten Sinne humanen Bildungszwecke eines strebsamen Vereins mobil machen kann. Ueberall in der Provinz dagegen — am meisten in den Rheinlanden — hat das Volksunterhaltungswesen zahlreiche Gönner und Freunde gefunden und gewinnt immer mehr an Ausbreitung, wovon der im vorigen Jahre in Berlin abgehaltene Kongreß der verschiedenen deutschen Vereine dieser Art Zeugniß abgelegt hat. Vielfach mag es aber bisher, namentlich an den kleineren Orten, beim guten Willen geblieben sein, da man den Weg zur Ausführung nicht wußte oder nicht zu wissen glaubte. Sehr dankbar zu begrüßen ist deßhalb das eben erschienene Buch „**Deutsche Volksabende**. Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende, für die Praxis zusammengestellt vom Oberpfarrer Dr. **Paul Luther**" (Berlin, Alexander Duncker, Preis geb. 3 M.), das außer praktischen Anweisungen und Rathschlägen eine große Auswahl geeigneter Vortragsstücke in Poesie und Prosa zu einem Band vereint. Nach Luthers Ansicht sind zwei Möglichkeiten für die Aufstellung eines brauchbaren Programms gegeben: einen einzelnen Dichter zum Mittelpunkt zu machen, wie es zum Beispiel das Schiller-Theater mit seinen sehr verdienstlichen „Dichterabenden" allsonntäglich thut, oder die Vorträge in den Dienst einer einzelnen Idee (Weihnachten, Das Vaterhaus, Die Welt der Kinder, Jahreszeiten, Krieg und Frieden u. dgl.) zu stellen. Die letztere Art hat Luther in seiner Praxis als die geeignetere befunden, und auch mir will scheinen, daß sie einer einheitlichen Stimmung günstiger und in mancher Hinsicht anregender sei, als die andere Methode. Bei der Auswahl seiner Sammlung ging Luther von der erfreulichen Ansicht aus, daß bei solchen Gelegenheiten die lebenden Dichter vor allem zu Wort kommen müßten. „Ich meine immer," sagt er, „daß Menschen, die zu unsrer Zeit dichten, doch ein Stück unser selbst sind, vor dem wir mit Interesse zu stehen haben. Gleich mir werden Manche beobachtet haben, mit welch gespannter Aufmerksamkeit unser Volk den Worten eines Dichters lauscht, der als Moderner auch das Sehnen und Hassen der modernen Zeit begreift. Das Volk fühlt es in seiner naiven, unverbildeten Aufnahmefähigkeit: das ist Geist von seinem Geist und Leben von seinem Leben. . . . Manche der Neueren sind allerdings vielgeschmäht. Doch, denke ich, wird man wenigstens einem Diener des Wortes, der weitherzig Alle zu sich rief, es nicht verübeln, wenn ihm Personen und Namen mit ihrem Ruhm oder ihrer Verlästerung gleichgültig sind, alles aber ihm willkommen ist, in dem er einer Menschenseele Leid und Lust vernimmt, alles, was der Hörer Herzen über den Alltag zu erheben vermag." Diese gerade für einen Geistlichen ehrenvolle Vorurtheilslosigkeit wird durch die wirklich gute, auch der strengsten Prüfung standhaltenden Auswahl der einzelnen Stücke vollkommen gerechtfertigt. Man findet darin nahezu alle unsre lebenden Talente vertreten, selbst einige der Allerjüngsten, wie Benzmann, Mombert, R. M. Rilke, fehlen nicht. Das subjektive Urtheil wird ja freilich nicht mit allen gewählten Beiträgen einverstanden sein, z. B. halte ich die Aufnahme zweier Skizzen von Paul Scheerbart, der die Zuckungen einer einfach epileptischen Phantasie für grotesken Humor ausgibt, für einen Mißgriff. Auch dürften bei einer Auswahl aus unsern besten neueren Lyrikern Namen wie Schönaich-Carolath, Ludwig Jacobowski, Hugo Salus u. A. nicht vermißt werden. Aber der eminent praktische Werth eines derartigen Handbuchs wird dadurch nicht beeinträchtigt, und das Bedürfniß danach wird sich als stark genug herausstellen, um dem einer guten Sache dienenden Werkchen rasch Eingang und Schätzung zu verschaffen.

Berlin. **Josef Ettlinger.**

Hans Blums Bismarck-Biographie. Mit dem vor 3 Jahren erschienenen sechsten Band von Dr. Hans Blums „Fürst Bismarck und seine Zeit" (München, C. H. Beck) wurde das Werk dem ursprünglichen Plan des Verfassers gemäß zum Abschluß gebracht; aber nach dem am 30. Juli 1898 erfolgten Tod des großen Staatsmannes wurde es für eine unausweichliche Pflicht gehalten, dieser „Biographie für das deutsche Volk" einen Anhang hinzuzufügen, in dem die Ereignisse der letzten Lebensjahre des Altreichskanzlers, die näheren Umstände seines Hinscheidens und die durch diesen erschütternden Trauerfall hervorgerufenen Beileidsbezeigungen geschildert werden sollten. Den beabsichtigten Zweck hat der vorliegende Ergänzungsband vollständig erreicht und die Darstellung des Lebenslaufes des „Alten im Sachsenwalde" in vorzüglicher Weise abgerundet. Die mit der Feier seines 80. Geburtstages verbundenen und monatelang dauernden Aufregungen und Anstrengungen hat Bismarck mit wahrhaft wunderbarer geistiger und körperlicher Frische und fast jugendlicher Spannkraft ertragen, die ihm aus allen Welttheilen dargebrachten Huldigungen freundlichst entgegengenommen und auf die zahlreichen Ansprachen mit unfehlbarem Takt und köstlichem Humor erwidert. Auch in den drei folgenden Jahren und sogar in seinen letzten Lebensmonaten hat er trotz seiner chronischen Gesichtsschmerzen und der Schwächen, welche hohes Alter mit sich bringt, diese Gemüthsstimmung und Geistesstärke stets bewahrt und allen Vorgängen und Erscheinungen der inneren und äußeren Politik und Interessen des Vaterlandes die regste Theilnahme gewidmet. In Blums Anhang handelt es sich natürlicherweise hauptsächlich um Bismarcks Gesundheitszustand, Familienleben und persönliche Erlebnisse und Verhältnisse, und nur gelegentlich um seine Anschauungen und Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten, obwohl er alle Regungen und Bewegungen des deutschen Volkes, sowie das Thun und Treiben im Auslande mit scharfen Augen verfolgte. So z. B. wird von Cecil Rhodes und dessen verwegenen Streichen an den Grenzen der englischen Kapkolonie gesagt, „daß er die finanzielle Sanirung einflußreicher Leute in England mit bereitwilliger Freigebigkeit geleistet und dadurch für alle etwaigen Sünden sich Absolution gesichert habe". Durch den Ausgang des Jameson'schen Freibeuterzuges gegen Transvaal hat sich die Richtigkeit dieser Bemerkung erwiesen. Daß die „finanzielle Sanirung", welche den Premierminister der Kapkolonie vor den Folgen seiner Missethaten schützte, heutzutage häufig und leider mit großem Erfolg angewendet wird, ist aus vielen schändlichen, zum Aergerniß des ehrlichen Bürgers gereichenden Vorkommnissen in der amerikanischen Politik der Gegenwart ersichtlich. Noch interessanter und belehrender ist Bismarcks auf längerer Erfahrung beruhendes und in sachlicher Arbeit gereiftes Urtheil

über die Bedeutung des Reichstags für die Erhaltung und Fortbildung der deutschen Einheit, die Aufgaben der Einzellandtage, die zweckmäßigste Art und Weise der Kolonisation und andere Fragen der Reichspolitik. Diese Aeußerungen dürften unsern Lesern im allgemeinen bekannt sein, da sie größtentheils in den „Hamburger Nachrichten“ zuerst veröffentlicht und in die meisten deutschen Zeitungen aufgenommen wurden. In dieser Beziehung ist das Hamburger Blatt die Hauptquelle für den Inhalt des Buches und besonders für die in den vierten und fünften Kapiteln desselben enthaltenen Angaben und Aussprüche. Zum Schluß wird das von Hrn. Dr. Moritz Busch angeblich „während 25jährigem amtlichen und privaten Verkehr mit dem großen Kanzler geführte“ und zu London in drei Bänden veröffentlichte „Tagebuch“ einer strengen, aber gerechten Kritik unterworfen und als „eine grobe Täuschung“ des Publikums aufs schärfste verurtheilt. Das beigefügte umfassende und übersichtliche Personen- und Sachregister zu sämmtlichen Bänden wird den bleibenden Werth des Werkes erhöhen und dem geneigten Leser sehr willkommen sein. E. P. Evans.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Vollständiger Lehrgang der vereinfachten deutschen Stenographie nach dem System der Steno-Tachygraphie. Bearbeitet von Joh. Dahms. (Miniaturbibliothek. 10 Pf.) Leipzig, Albert Otto Paul. — Medizinalkalender 1899. Hggb. von Dr. R. Wehmer. In zwei Theilen. (II. Theil: Verfügungen und Personalien des Zivil- und Militär-Medizinalwesens im Deutschen Reich.) Berlin, August Hirschwald 1899. — Lic. theol. Dr. Joh. Gehring: Die Sekten der russischen Kirche 1003—1897. Leipzig, Fr. Richter 1898. — English fairy tales. Für den Schulgebrauch hggb. von Prof. Dr. L. Kellner. Leipzig, G. Freytag 1899. — *Le Musée social.* Les lauréats du travail agricole. 20. X. 1898. Paris, Calmann Lévy 1898. — Ernst v. Hesse-Wartegg: Schantung und Deutsch-China im Jahre 1898. Leipzig, J. J. Weber 1898. — Dr. Thomas Achelis: Ethik. Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Dr. Amsel: Kurzschrift. Lehrbuch der vereinfachten deutschen Stenographie. (Einigungs-System Stolze-Schrey.) Ebd. 1899. — Kurt Geißler: Mathematische Geographie. Ebd. 1898. — Prof. Dr. W. Votsch: Grundriß der lateinischen Sprachlehre. Ebd. 1898. — Prinz Emil v. Schönaich-Carolath: Geschichten aus Moll. Ebd. 1899. — Derselbe: Thauwasser. 2. Aufl. Ebd. 1899. — Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. Jahrg. 1897, 34. Heft. Graz, Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark 1898. — *The journal of Germanic Philology.* Vol. II. — 1898 — No. I. Bloomington, Gustaf E. Karsten. — S. Fritz: Ein Jahr. Duette aus dem Eheleben. Wien, Robert Mohr 1899. — Paul v. Schönthan: Benimm dich anständig! und andere anständige Sachen. Ebd. 1899. — Eduard Poetzl: Landsleute. Neue gesammelte Skizzen. Ebd. 1899. — Wilhelm Raabe: Hastenbeck. Eine Erzählung. Berlin, Otto Janke 1899. — Anton Frhr v. Perfall: Die Sonne. Roman. 2. Aufl. Berlin, Richard Tändler 1899. — Arthur Zapp: Muttersohn. Roman. 2. Aufl. Ebd. 1899. — H. v. Dombrowski: Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg. Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Gebrüder Paetel 1898. — Dr. Paul Knauth: Goethe's Sprache und Stil im Alter. Leipzig, Eduard Avenarius 1898. — Otto Gilbert: Griechische Götterlehre. Ebd. 1898. — Dr. C. Wessely: Schrifttafeln zur älteren lateinischen Paläographie. Ebd. 1898. — Friedrich Ratzel: Deutschland. Einführung in die Heimathkunde. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. — Prof. Dr. Albert Ehrhard: Stellung und Aufgabe der Kirchengeschichte in der Gegenwart. Stuttgart, Jos. Roth 1898. — Bismarck-Kalender für 1899. Minden i. W., Wilhelm Köhler 1898. — *De Mauri:* L'amatore di maioliche e porcellane. Milano, Ulrico Hoepli 1899. — Elisar v. Kupffer: Der Herr der Welt. Tragödie in fünf Akten. Berlin, E. Ebering 1899. — Karl Henckell: Gedichte. Bildschmuck von Fidus. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co. — Dr. Ph. Joseph Keller: Balthasar Neumann, Artillerie- und Ingenieur-Obrist, Fürstlich Bambergischer und Würzburger Oberarchitekt und Baudirektor. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Würzburg, E. Bauer 1896. — Dr. Franz Friedrich Leitschuh: Giovanni Battista Tiepolo. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Ebd. 1896. — Prof. Dr. Hermann Rehm: Unitarismus und Föderalismus in der deutschen Reichsverfassung. Ein Vortrag. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1898. — Elbinger Bismarck-Feier- und Trauerklänge. 2. Aufl. Hggb. von den Getreuen von Elbing. Elbing, im Selbstverlag der Getreuen von Elbing 1898. — Cav. Luigi Barbasetti: Das Säbelfechten. Uebersetzt von Rudolf Brosch und Heinrich Tanner. Wien, Victor Silberer 1899. — Berichte des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. Hggb. vom Akademischen Gesammtausschuß. II. Folge. XV. Bd. Heft 1. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. — Ludwig Glötzle und Dr. Aloys Knöpfler: Das Vaterunser in Bild und Wort. Freiburg i. B., Herder. — Prof. Dr. Christian v. Ehrenfels: System der Werththeorie. 2 Bde. Leipzig, O. R. Reisland 1897. — Daniel Sanders: Citatenlexikon. Leipzig, J. J. Weber, 1899. — Alfred Lord Tennyson: In memoriam. Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) 1899. — Dr. med. A. Römer: Psychiatrie und Seelsorge. Berlin, Reuther u. Reichard 1899.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 16. Dezember. Nummer 285.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hans Multscher von Ulm.

Am 7. Mai 1898 trug Franz Reber in der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München eine Abhandlung über „Hans Multscher von Ulm“ vor, welche seitdem in den Sitzungsberichten obiger Gesellschaft erschienen ist (1898, Bd. II, Heft I).

Es handelt sich hier um das Altarwerk des Hans Multscher zu Sterzing in Tirol, das für die dortige Pfarrkirche zu U. L. Frau im Moos gestiftet worden war. Um die Sicherstellung der Daten und die Herkunft des Meisters hat sich der verdiente Kustos des Innsbrucker Ferdinandeums, Konrad Fischnaler, der selbst ein Sterzinger Kind ist, bemüht und dieselben über alle Zweifel erhoben (Zeitschrift des Ferdinandeums, 1884, S. 127 f, und 1893, S. 556 f).

Nach Fischnalers Feststellungen war der Chorbau seit Beginn des 15. Jahrhunderts in Angriff genommen und im Jahr 1450, wo der Thurm gedeckt und mit Glocken versehen wurde, zweifellos fertig. Damals oder doch bald darauf muß man an die Bestellung eines Hochaltars gedacht haben. Jedenfalls war 1456 nach Ausweis der Urkunden der Altar bereits in Arbeit, und in einer Urkunde vom Frühjahr 1457 erfahren wir sogar den Namen des Künstlers „Hanns Mueltscher“. Es ist in dieser Urkunde von einem künftigen Aufenthalt desselben bei einem gewissen Hans Jöchl die Rede. Da Jöchl in späteren Urkunden als in Sterzing seßhaft vorkommt, so kann es sich nur um einen Aufenthalt des Multscher in Sterzing selbst handeln. „Dieser augenscheinlich zum Zweck der Vollendung und Aufstellung des Altarwerks bestimmte Aufenthalt des Altarmeisters fällt in das Jahr 1458, wie aus einer Reihe von Einträgen in die von dem Kirchpropst, Schmiedmeister Heinrich Swingenhamer, geführten Kirchenrechnungen dieses Jahres hervorgeht“ (Reber). Es erhellt aus den Urkunden mit Deutlichkeit, daß der Künstler kein Sterzinger oder überhaupt Tiroler war, sondern in Ulm sein Domizil hatte. Den Ulmer Kaufleuten Eßlinger und Wurkcher wurden größere Geldbeträge für den „Tafelmeister“, wie Multscher beständig in den Urkunden genannt wird, ausgehändigt. Das kann nur den Sinn haben, daß sie dieses Geld nach dem Heimathsorte des Künstlers überbringen oder spediren sollten. Zusammen werden für Multscher 300 rheinische Gulden verrechnet, worin Reber die Verdingsumme des Altars an den Künstler sieht. Vom Spätsommer 1458 bis Anfang Januar 1459 ist der „Tafelmeister“ in Sterzing nachgewiesen.

Diese gesicherten Daten ergänzen sich durch die Ulmer Urkunden. Ein „Hanns Mutscher Bildhower“ erscheint im dortigen Bürgerbuch im Jahre 1427, er wurde als steuerfrei unter die Bürgerschaft aufgenommen, eine Begünstigung, die nur dadurch erklärt werden kann, daß man wegen des künstlerischen Rufes Gewicht auf seinen Wohnsitz in der Stadt legte. Es erhellt auch daraus, daß er kein geborener Ulmer war. Die Schreibweise „Mutscher“ ist nur ein Irrthum des Eintragenden. Auf dem noch erhaltenen Steinrahmen des ehemaligen, sonst zerstörten Verkündigungsaltars, den ein Ulmer Bürger Konrad Karg in den Münster im Jahre 1433 gestiftet hatte, steht die Umschrift: PERME . IOHANNEM . MVLTSCHEREN . NACIONIS . DE . RICHENHOFEN . CIVEM . VLME . ET . MANV . MEA . PROPRIA . CONSTRVCTVS . Aus diesem wichtigen Dokument erfahren wir nicht bloß des Künstlers Namen, der in der Sterzinger Urkunde fast ebenso, nur mit einem den Tiroler Sprachwerkzeugen angemessenen eingeschobenen „e“ genannt wird, sondern auch seinen Geburtsort. Unter Richenhofen ist vermuthlich das Dörfchen Reichenhofen, Oberamts Leutkirch, im südöstlichen Württemberg zu verstehen. Im Jahre 1431 wird der Künstler in einem Ulmer Steuerprotokoll „Bildmacher und geschworner Werkmann“ genannt. Mit Recht sagt Reber, daß unter Bildmacher nicht Bildmaler, sondern lediglich Verfertiger plastischer Bildwerke zu verstehen sei, und er weist darauf hin, daß der Ausdruck „geschworner Werkmann“ auf einen offiziellen Antheil am Münsterbau und auf die einem Steinbildhauer naheliegende Mitgliedschaft an der Bauhütte deute. Im Jahre 1467 waren Multscher und seine Frau Adelheid Kitzin bereits verstorben; den 9. September 1468 stifteten die Ulmer Bürger Hans Ehinger und Hans Hutz als Pfleger des Nachlasses und im Auftrag der Multscher'schen Ehegatten für deren und ihrer Vorfahren Seelenheil einen ewigen Zins zu einem Jahrtag in Unser lieben Frauenkirche zu Ulm.

Reber geht dann auf die Rekonstruktion des Altares ein, was seine Schwierigkeiten hat, da derselbe später in einen Renaissancealtar umgewandelt, dabei total verändert und seiner Figuren beraubt wurde. Hier müssen wir auf Reber verweisen, der mit Fachkenntniß die verschiedenen Möglichkeiten erörtert. Kurz und gut — heutzutage sind die einzelnen Theile des Altares zwar in der Hauptsache noch in Sterzing, aber auseinandergerissen und an verschiedenen Lokalitäten zu sehen. Die Gemälde werden im Sitzungssaale des Rathhauses gezeigt, die als dem Altar angehörig betrachteten Schnitzfiguren jedoch theils in ihrer ursprünglichen Kirche (Maria mit dem Kind), theils in der Margarethenkirche (Brustbilder Christi und der zwölf Apostel, ferner die Heiligen Barbara, Katharina, Ursula, Apollonia), theils in der Spitalkirche (die Heiligen Georg und Florian). Leider sind sämmtliche Skulpturen neu angestrichen und mit Ausnahme der beiden letzten mit Barock-Attributen und -Sockeln versehen, was ihrer Erscheinung natürlich Abtrag thut. Zur Würdigung des Altars ist es unumgänglich nothwendig, die neueste Publikation der Kunsthistorischen Gesellschaft (Leitung von Schmarsow und Bayersdorfer, Sekretäre Kautzsch und Pallmann), IV. Jahrgang, Leipzig bei Twietmeyer 1898, zur Hand zu nehmen, da darin große Lichtdrucke sämmtlicher Theile des Altars erschienen sind, während bei Reber nur kleine und nicht vollständige Nachbildungen gegeben werden konnten.

Die kunstgeschichtliche Bedeutung des Altars ist unschätzbar.

Was zuerst die plastischen Theile anbelangt, so ersieht man aus der erwähnten Publikation leicht, daß sie von erheblichem künstlerischen Werthe sind. Die Madonna und die Statuen der weiblichen Heiligen zeigen Adel und Reinheit der Empfindung, und die Brustbilder von Christus und den Aposteln mannichfaltige und eingehende Charakteristik. Sie dürften um ihre Zeit wenig Rivalen an Schönheit finden. Der „knittrige Schnitzstil" der späteren Zeit des Jahrhunderts ist bei ihnen noch nicht bemerkbar.

Wichtiger noch für die Kunstgeschichte sind die Malereien der beiden Flügel. Die letzteren sind nunmehr der Länge nach zersägt und in vier Tafeln zerlegt, die auf Vorder- und Rückseite bemalt sind. Die sich daraus ergebenden acht Bilder stellen vier Passionsscenen und vier Scenen aus dem Marienleben dar. Die Gemälde waren früher arg überschmiert und in ihrer Eigenart gar nicht zu würdigen. Dieser Zustand bewog Reber zur Anregung, man möge die Tafeln in München wieder herstellen lassen; die Stadt Sterzing ging darauf ein und die Restauration wurde in den Monaten Januar bis April 1898 vollzogen. „Die Restauration ist an sechs Gemälden von Professor Hauser durchaus eigenhändig, an den zwei Bildern des Oelbergs und der Dornenkrönung von den kgl. Assistenten F. C. Sessig und A. Mayer unter Professor Hausers Aufsicht ausgeführt" (Reber). Die Uebermalungen verschwanden unter der sachkundigen Hand, und ein merkwürdiges Resultat kam zutage; es war beinahe so, wie wenn in einer unsicher beleuchteten Höhle plötzlich ein scharfes Magnesialicht aufflammt. Praemissis praemittendis kann man ungefähr sagen, daß der Anfang der neueren Ulmer Malerei bei dieser Gelegenheit entdeckt wurde. Ich muß nun allerdings gestehen, daß ich in der ästhetischen Würdigung der Gemälde insofern nicht ganz mit Reber übereinstimme, als ich den Ton der Bewunderung etwas tiefer gegriffen hätte. Mit den Schnitzwerken verglichen, die ich allerdings nur nach den Photographien beurtheilen kann, erscheinen die Gemälde doch viel hölzerner und unbeseelter. Der Wichtigkeit derselben in Bezug auf die Kenntniß der Ulmer Schule thut dies allerdings keinen Eintrag. Es ist in ihnen eine, wenn auch nur indirekte Einwirkung der van Eyck'schen Schule zu erkennen. Das neue Kunstlicht, das von den Niederlanden über das westliche Europa hinstrahlte, reflektirt sich auch in diesen Gemälden. (Schon 1432 war der Genter Altar vollendet und im Jahre 1449 hatte der 50jährige Rogier van der Weyden seine Reise nach Italien angetreten.) Wenn man die ganze Kompositionsweise, die Raumbehandlung und den Wurf der Gewänder, mit denen der van Eyck und ihrer Nachfolger vergleicht, kann man nicht daran zweifeln; es ist auch in den straffen, langen Figuren, sowie in den Typen ein Einfluß des R. van der Weyden zu erkennen, vergleiche besonders die Anbetung der hl. drei Könige und den Schleisheimer[1]) Schmerzensmann mit Maria und Johannes. Auch bedient sich der Meister bereits der van Eyck'schen Technik. Dieser Einfluß ist allerdings kein solcher, daß an eine Ausbildung des Künstlers in den Niederlanden selbst gedacht werden müßte — von der nachahmenden Thätigkeit eines Herlin ist Multscher weit entfernt —, aber es ist doch die alte Manier mit neuem Geiste durchdrungen. Merkwürdig, wie noch der über 50 Jahre später auftretende Martin Schaffner sich von unserm Meister abhängig zeigt; er, der von den reichen Mitteln des beginnenden 16. Jahrhunderts Gebrauch machen kann, verleugnet trotzdem nicht den gleichen Ursprung.

Fragen wir nun, ob nicht noch andere Gemälde des Künstlers nachzuweisen sind, so konnte ich noch die Nr. 52 der Schleisheimer Galerie, Christus als Schmerzensmann von Maria und Johannes Ev. gehalten, zufügen. In dem Reber'schen Schriftchen befindet sich davon eine kleine Nachbildung, eine größere in der genannten kunsthistorischen Publikation. Die Jahreszahl 1457, die das Bild trägt, ist insofern nicht unwichtig, als dadurch die Gleichzeitigkeit der Sterzinger Tafeln vollends außer allen Zweifel gesetzt wird. Auf ein anderes Bild, das leider durch weitgehende Restauration beschädigt ist, machte Bayersdorfer aufmerksam: eine hl. Dreifaltigkeit in der Sakristei des Ulmer Münsters. Bemerkenswerth ist, daß sowohl in dem Schleisheimer Werke (Brüstung mit eingehauenen Steinmetzzeichen und Jahreszahl als Steinimitation) als im Ulmer (gothische Steinumrahmung und Architektur) Kenntniß von Steinarbeit sich geltend macht, eine schon von Reber hervorgehobene Thatsache, die für die Frage, ob der in Ulm als Bildhauer genannte Multscher, der daselbst den steinernen Karg'schen Altar gefertigt hatte, auch der Maler sein kann, nicht ohne Bedeutung ist.

Wenn allerdings Reber diese letztere Frage, ob Bildhauer und Maler zu gleicher Zeit, nicht mit aller Bestimmtheit zu bejahen wagt, so nimmt er doch die Wahrscheinlichkeit an. Meiner Ansicht nach liegt im Ausdruck „Tafelmeister" der Sterzinger Dokumente, daß man den Meister als Maler bezeichnen wollte. Weil er doch auch der Maler des Altars war, darum gab man ihm jenen Titel. Richtig ist, daß der Stil der Sterzinger plastischen Arbeiten und der Gemälde immerhin, obwohl auf dem Grunde der altdeutschen Kunst gleichmäßig erwachsen, verschieden sind. Die ersteren haben gedrungenere Gestalten, die Gewandbildung ist mannichfaltiger, weicher als bei den Gemälden und zeigt nicht die gern lange gestreckten und dann scharf umgebogenen Falten und die wie ausgemeißelt aussehenden gradwinkeligen Ecken derselben. Ob nun in dieser unzweifelhaften Verschiedenheit auch eine verschiedene Künstlerhand erkennbar ist, läßt sich freilich nicht ohne weiteres behaupten. Der Künstler konnte in der Malerei den neuen Stil derselben, der auf scharfe Ecken und straffe Figuren hinwirkte, leicht übernehmen, dagegen in der Bildhauerei die herkömmliche alte Manier beibehalten. Auch die Thatsache, daß in Deutschland ein anderes Beispiel von Bildhauer und Maler in Einer Person in der Art, wie es bei Multscher anzunehmen wäre, nicht nachzuweisen ist, thut noch nicht die Unmöglichkeit dar. Ausnahmen von der Regel sind überall vorgekommen, und den Thatsachen muß eben die Theorie weichen. Kurz, es wird doch wohl bei den Folgerungen Rebers verbleiben.

Rebers wichtiges Schriftchen sei hiemit dem kunstverständigen Publikum warm empfohlen.

Wilhelm Schmidt.

Vom Weihnachtstisch.

IV.

1. Eine ganze Reihe von Prachtwerken, die nach ihrem Inhalt und der Eigenart ihrer luxuriösen Ausstattung einander die Wette bieten!

Vorerst die „Bildnisse" von Franz v. Lenbach (bei Franz Hanfstaengl in München), in meisterlichen Gravüren nach dessen wohlbekannten Originalgemälden, die bei der Produktivität des Künstlers in rascher Folge auf den Jahresausstellungen und Kunstvereinen zutage traten, enthusiastisch bewundert, theilweise auch vornehm benörgelt wurden und

[1]) Der Einsender dieses schreibt Schleisheim; die Urform des Namens ist Sliwesheim, d. h. die Heimath des Sliu, eines altdeutschen Personennamens. Die unorganische Schreibweise Schleißheim kommt vielleicht daher, weil man den Namen von Verschleißen ableitete! Derartige Sinnlosigkeiten sind schon genug vorgekommen und sollten nach Möglichkeit ausgemerzt werden.

hier in ihrer Vereinigung, dazu noch in einer Reproduktion, welche nicht nur die geistreiche Individualisirung, sondern auch die wechselnde Technik des Malers in möglichster Treue erkennen lassen, erneutes Vergnügen bereiten und den weitesten Kreisen vermitteln. Diese neueste (zweite) Mappe von abermals 20 Blättern in einem Format von 57 × 45, eröffnet ein Brustbild Sr. kgl. Hoh. des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern. Dann folgen die Koryphäen Rudolf Virchow mit seiner Forscherstirne, der selbstvergessene Theodor Mommsen, Professor v. Bergmann, Gabriel Seidl mit seinem Töchterchen, General v. Hartmann mit seinem Stammhalter und der bärbeißige Dichter Björnstjerne Björnson in derselben Verfassung, wie ihn Frau Laura Marholm in ihrem schneidigen Buche „Wir Frauen und unsre Dichter“ [1]) abschilderte. Unter den Damen erscheint das vornehme, fein modellirte Portrait der verstorbenen Freifrau v. Fabrice, die schönen Frauen Lilli Merk und Tochter, Mary Stuck, Lolo Lenbach, v. Radowitz und Gräfin Wrbna, dazu wie ein Märchen von Reynolds das fairy-like Töchterlein Lenbachs, ferner die offenherzige Frln. Barkany, die indische Schlangenkönigin und zwei verblümte Allegorien „Voluptas“ und „Venustas“. — Allen Freunden **Lenbachs** erwünscht präsentirt sich soeben A. Rosenbergs Monographie über diesen Künstler im XXXIV. Bande der Knackfuß-Sammlung (Bielefeld und Leipzig 1898, bei Velhagen u. Klasing, 122 S.) mit 101 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. — Von gleich glänzender Ausstattung zeugt die Mappe mit dreißig Photogravüren nach den hervorragendsten Werken von **Franz Stuck** (ebendas.). Die Blätter sind in einem Format von 38 × 50 cm auf echt Holländer Handpapier gedruckt. Sie beginnen mit einem Bildniß Sr. kgl. Hoh. des Prinz-Regenten in ganzer Figur, dann folgen mehrere Portraitstudien zu den beliebten Damenköpfen, das bekannte, scharfblickende Selbstbildniß, die Beethoven-Maske, ein Cyklus mit zutäppischen, tanzenden, kämpfenden und boxenden Faunen, zornlodernden und liebkosenden oder um eine Pferdmaid streitenden Centauren, der Bacchantenzug, die Sphinx, Pallas, das Laster, die Sirene, die wilde Jagd, das böse Gewissen, der Krieg, das verlorene Paradies und die Kreuzigung — lauter Kompositionen, welche unsern Lesern durch eingehende Besprechungen und Autopsie hinreichend bekannt sein dürften. Auf Stuck paßt beinahe dieselbe Charakteristik, welche im Jahre 1835 Heinrich Heine in einem Briefe an Philarète Chasles von sich selbst entwarf: „Seit 12 Jahren diskutirt man in Deutschland über mich; man lobt oder tadelt mich, aber immer leidenschaftlich und unaufhörlich. Man liebt, man verabscheut, man vergöttert mich. Ich habe mich an alles gewöhnt. Sprechen Sie Gutes von mir, sprechen Sie Gutes von Ihrem Nächsten, wie es das Evangelium empfiehlt.“ Auch Friedrich Rückerts Spruch kommt uns in Erinnerung:

> Manches mach' ich wohl wie Andere,
> Manches macht ein anderer Mann
> Besser — aber manches mach' ich,
> Was kein Anderer machen kann.

Als eine sehr beachtenswerthe Leistung empfiehlt sich die „**Frankfurter Künstler-Mappe**“ (Frankfurt, bei Heinrich Keller, 1898, gr. Fol.). Das Eigenartige besteht nicht allein in den Darstellungen, sondern auch darin, daß die Reproduktion ihrer Originalarbeiten den Künstlern in der denselben am meisten zusagenden Technik, wie Farben-Algraphie, Lithographie und Radirung u. s. w. zugestanden und ausgeführt wurde. Die Bildhauer Fr. Hausmann, Jos. Kowarzik und Anton Lutzmann wählten, ebenso wie Wilh. A. Beer (Russische Bauernfamilie beim Mittagsmahl) und die Amorettenmaler J. L. Schudt und W. Wohlgemuth, nebst Adolf Schreyer (Arabische Reiter auf der Rast bei Mondschein) den Lichtdruck; Hans Thoma mit seiner „Landschaft“ die Farben-Algraphie in fünf Platten. Eigene Radirungen brachten Prof. Otto Donner, v. Richter (Mönche im Kloster S. Giorgio in Venedig) und Bernhard Mannfeld (Frankfurt a. M. von der Gerbermühle aus). Die Meisten entschieden sich für Lithographie und theilweise auch für Farbendruck mit mehreren Platten: A. Bausinger, Adolf van Dyk (Holländische Windmühlen), Prof. Wilh. Friedenberg, A. Hellberger (Brandung an der Norweg-Küste), Ph. Heyl (schöne Schwarzwälderin), Jac. Hofmann, Waldemar Knoll (Ruinen der georgischen Königsburg Nari Kalét bei Tiflis im Kaukasus), H. Kruse, H. Limpert (humoristische Esel am Wasser), Ernst Morgenstern (Normannisches Fischerboot), L. v. Rößler, Norbert Schrödl (Mopsfamilie), W. Steinhausen u. s. w. Doch sind keine recht herzgewinnenden oder anziehenden Bilder darunter. Leider haben mehrere der besten Frankfurter Künstler von diesem Unternehmen sich fern gehalten, so daß wir über den derzeitigen Zustand dieser Schule kein richtiges Bild gewinnen können. Dasselbe gilt auch von dem neuesten Vierteljahrheft des „**Vereins bildender Künstler Dresdens**“ (bei Ernst Arnold in Dresden); aus fünf mageren Blättern, welche obendrein keines so kolossalen Formats benöthigt hätten, ergibt sich noch keine greifbare Physiognomie.

Ein ganz eigenartiges Portraitwerk über „**Die Souveränen Fürstenhäuser Europas**“ hat der kgl. schwedische Kammerherr **F. V. Graf v. Wrangel** (Stockholm, bei Hasse W. Tullberg, Leipzig, bei K. F. Köhler, Paris, bei Nilsson) begonnen. Der erste alphabetisch geordnete Band umfaßt auf 331 Quartseiten alle Bildnisse der europäischen Fürstenfamilien von „Anhalt bis Italien“ [1]) mit genauen genealogischen Notizen, mit den Abbildungen ihrer Wappen und den Ansichten ihrer Stammhäuser, Residenzen, Patrone und Devisen, wozu Agi Lindegren (der Architekt des kgl. Schlosses Drottningholm) die entsprechenden Ornamente und Verzierungen entwarf. Die mit möglichster Sorgfalt gesammelten Bildnisse sind von außerordentlicher Schärfe und Klarheit. Druck und Papier tadellos. Das Ganze wirklich unübertrefflich.

„**König Ludwig II. von Bayern und die Kunst**“, so lautet der Titel eines Buches, in welchem Frau **Louise v. Kobell** (München 1898 bei Jos. Albert. 495 S. 8⁰) die anscheinend sehr schwierige Aufgabe in anmuthender Form durchführt und löst. Nach einem kurzen Ueberblick über seine Jugend und Erziehung, wobei die durchweg artistische Einrichtung der königlichen Gemächer betont wird, finden wir den so frühzeitig auf den Thron gelangten Monarchen schon in voller Thätigkeit für die idealen Ziele der Kunst, Poesie und Musik. Das Kunstwerk der Zukunft zu fördern, war sein höchstes Bestreben. Als das nach Sempers reizenden Plänen projektirte Wagner-Festspielhaus, welches, wenigstens theilweise, der bayerischen Hauptstadt eine neue glänzende Gestaltung für alle Folge verliehen hätte, wohl auch durch die Schuld des von seinem Glück berauschten Dichter-Komponisten, welcher sich zu sehr als Parvenü aufspielte, aufgegeben worden war, betrieb der königliche Romantiker nur die Realisirung der seinen subjektiven Erwägungen am meisten zusagenden, immer mehr von der Außenwelt abziehenden Schöpfungen. Frau v. Kobell, welche über ein beneidenswerthes, bisher völlig unbenutztes Quellenmaterial verfügt, schildert die Anlage und insbesondere die Ausschmückung der Schloßbauten von Linderhof und Herrenchiemsee. An der Hand unsrer Führerin besuchen wir das in seinem Bilderschmuck von Schwind, Neher, Lindenschmit so reich ausgestattete väterliche Heim in Hohenschwangau, welches die Phantasie des jungen Kronprinzen seit den frühesten Tagen gefangen nahm. Weitere Abstecher nach dem Fernstein und die Ruine Falkenstein nährten die Vorliebe zu der Einsamkeit der grandiosen Bergwelt. Das märchenhafte Neuschwanstein realisirte wirklich den Traum eines Königs. Was hier im wetteifernden Verein die Künste und ihre ausführenden Meister schufen, wird ebenso genau mit Namensangabe und Abbildungen berichtet und vor Augen gelegt, wie bei den vorhergehenden Bauten. Insbesondere war es das Kunstgewerbe, welches in einem vorher kaum geahnten Umfang vollauf Gelegenheit erhielt, an ungewöhnlichen Aufgaben sich zu erproben und seine vollen Kräfte zu üben. Daß hiebei viel nutzlose Pracht und leerer Prunk mit unterlief, ist wohl zu beklagen; doch darf dabei nicht außer Erwägung bleiben, daß Handel, Gewerke und Industrie weitgreifende und heilsame Impulse empfingen und viele neue

[1]) Vgl. Beil. 294, Allg. Ztg., 19. Dez. 1896.

[1]) Anhalt, Baden, Bayern, Belgien, Bonaparte, Bourbon (Hauptlinie, beide Sicilien, Parma, Orleans), Braganza, Bulgarien, Dänemark, Griechenland, Großbritannien und Irland, Hannover, Hessen, Holstein, Italien.

Existenzen bei dem Umsatz von gewaltigen Summen begründet wurden. Das bekannte Sprichwort über das Bauen der Könige bewährte sich, nicht allein an den Kärrnern. Eine lange Reihe von Ahnen hatte gleichfalls über ihre Kräfte hinaus an ähnlichen Unternehmungen ihr Möglichstes gethan und geübt. Daß dem König auch eine einfachere Behausung genügte, beweist das Schloß Berg, welches wir mit seinem Bilderschmuck kennen lernen. Daß König Ludwig übrigens auch für die religiöse Kunst ein großes Interesse hegte und dafür eine offene Hand hatte, bezeugt Frau v. Kobell in einem eigenen Abschnitt ihres fesselnden Buches. Ein Abstecher auf den prächtigen Schachen und die dortige Jagdhütte bringt unsre Exkursionen zum Abschluß, welche durch verschiedene Bildnisse, eine Anzahl von Kunstbeilagen, doppelseitigen Vollbildern, Textillustrationen und landschaftlichen Ansichten dem überraschten Leser vorgeführt werden. Die Kunstgeschichte wird eine große Anzahl von Namen ihren Kompendien einfügen müssen. Den handlichen Gebrauch des Buches vermitteln mehrfache Register, deren Seitenangaben jedoch zuweilen nicht zutreffen.

Ein alter, treuer Freund der Allgemeinen Zeitung, welchem wir seit vielen Jahren eine ganze Reihe von Berichten über die neuesten Ausgrabungen, Funde und Entdeckungen der unerschöpflichen Stadt verdanken, Dr. Reinhold Schoener rollt ein farbenprächtiges Buch auf über „Rom" (Wien und Leipzig bei Emil Engel. 288 S. gr. 4°). In den einleitenden Wanderungen durch die Straßen, über die Hügel, durch die Paläste und das Häusermeer, auf der Via Flaminia, dem Pincio und nach der Campagna-Landschaft taucht bei jedem Schritt die Vergangenheit auf, mit einem Schatz von unverwüstlichen Erinnerungen an die Geschichte, an berühmte Menschen, frühere Reisende — darunter insbesondere Goethe's mächtige Gestalt — an Galerien, Ruinen und Trümmer. Was weiß der Corso allein zu berichten!

Obwohl ein angenehmer Erzähler und gewiegter Stilist, behält bei Schoener der wissenschaftliche Ernst die Oberhand, wenn er das erste Jahrtausend der römischen Baugeschichte unmittelbar vor dem steinernen Quellenmaterial erläutert — ein erhebendes Kapitel, welchem sich der Bericht über die Neubauten und Zerstörungen des zweiten Jahrtausends anreiht. Dann folgt der fesselnde Abschnitt über die Genesis des Vatikan, der Renaissance und die schon mit Sixtus V. anhebende Entstehung des neuen Rom. Ein anderes Kapitel spiegelt die Historie des Hauses Savoyen in Rom. Als Ergänzung sind einige charakteristische Züge angereiht aus „der eigenartigen Welt jenseit der Engelsbrücke, einige malerische Bilder, die wir selbst im Vatikan und in seinem Weichbilde aufgenommen haben, und ein paar Stellen aus der Chronik des päpstlichen Hofes, soweit sie zu den wichtigeren Zeitereignissen in Beziehung stehen." Das führt zur „Roma sacra", zur Betrachtung des Kirchenjahres mit seinen Zeremonien, Aufzügen und Festen. Aber auch den unter Tempeln und Palästen liegenden Ruinen wird ein besonderes Augenmerk geschenkt, überhaupt den zahllosen Funden und Schatzstücken aus dem Bereiche der Plastik. Zur Abwechslung ist eine reizende Causerie von Clara Schoener eingelegt über das römische Straßenleben, über Spiele, Gärten und Kunstsammlungen und eine retrospektive Betrachtung über den römischen Karneval. Besonderes Lob verdienen die feinen Croquis von Aleardo und Amodeo Terzi, G. Bacarisas, M. Barbosou, E. Benlliure, O. Brioschi, E. Fuchs, F. v. Lenbach, F. Lione, S. Moechioti und M. Pagoni, aus dem Gebiete der Architektur und des römischen Volkstreibens.

Aus einer kontemplativen Wechselwirkung von Wissenschaft und Kunst entstanden die Bilder Ludwig Glötzle's über das „Das Vater Unser", wozu der Kirchenhistoriker und Universitätsprofessor Dr. H. Knöpfler (Freiburg bei Herder, VI, 44 S. Fol. mit neun Heliogravüren) die genetische Anregung gab. Das Werk basirt auf den exegetischen Erklärungen der frühesten Kirchenväter zu dem Gebet des Herrn. „Leitendes Motiv hiebei war, womöglich ein Familienbuch zu schaffen, das Allen, alt und jung, ein liebwerther Führer sein möchte zu richtigem Verständniß, tieferem Erfassen und andächtigem Verrichten des vom Erlöser selbst gegebenen Gebetes." Der gelehrte Herr war bei der Wahl seines Künstlers wohl berathen, Hr. Glötzle hatte sich unter Schraudolph gebildet und die Traditionen dieses Meisters selbständig in einer stattlichen Folge von Bildern weiter verarbeitet, womit viele Kirchen, z. B. zu Scheidegg, Lippertskirchen, Durach und Immenstadt, insbesondere aber der Dom zu Salzburg und die Heiliggeistkirche zu München ihre cyklische Ausschmückung erhielten. Ueberall bewährte er sich durch die Originalität der Zeichnung, durch die Wärme der Empfindung und die schöne Farbengebung als ein denkender, zum Herzen sprechender und den Beschauer fesselnder Künstler. Das beweist er auch hier auf jedem Blatt, z. B. bei der Bitte um Heiligung des durch Laster und Sünde entweihten Namen Gottes, wobei alle Berufsarten in Staat und Kirche, die Waffenmacht, Musik, Kunst und Forschung thatkräftig mitzuarbeiten vermögen, ebenso in der Bitte um das tägliche Brot des Leibes und der Seele. Wenn Ludwig Richter bei der Behandlung desselben Stoffes seiner inneren Empfindung gemäß mehr lyrische Töne anschlug, so bleibt Ludwig Glötzle ganz auf der Höhe eines objektiven Historienmalers, wobei ihm sein wissenschaftlicher Mentor die Ideen an die Hand gab. Die Schönheit, womit der Zeichner dieselben erfaßte, stempelt das Ganze zu einem einheitlichen Kunstwerk, welches in seiner Wirkung leichter empfunden als in Worten zum Ausdruck gebracht wird.

„Die moderne Kunst in Meisterholzschnitten" (Berlin 1898, bei Richard Bong) kann in vieler Hinsicht als der Repräsentant aller internationalen Bestrebungen gelten. Nächst Frankreich, Belgien und England sind in dem vorliegenden XII. Band insbesondere die Spanier und Italiener gründlich vertreten. Sie exzelliren bekanntlich als Zeichner und Koloristen und durch einen gewissen spitzen Vortrag, welchen übrigens Adolf Menzel gleichfalls zu handhaben liebte. Hier begrüßen wir die guten Namen: Llovera (Erwartung des Festzugs), Montegazza (Konzert aus der Zopfzeit), Zonaro, Portielje, José Villegas (Graßpönitentiar), Armenise (Dorffest), Simoni (Kartenspieler), Viniegra (Ständchen), Tiratelli, Postiglione und Antonio Fabrés (geb. 25. Juni 1854 zu Barcelona). Unter den Deutschen, wobei besonders die Münchener eine große Rolle spielen, sind beispielsweise Seiler (In einem oberbayerischen Wortsaal), Nonnenbruch (Flora), Hans Dahl, F. Wagner (Austritt zur Jagd), Claus Meyer (Kleinkinderbewahranstalt), Mathias Schmid („Tirolia"), A. Seifert (Frühlingsklänge), Bockelmann (Leichenbegängniß) und Kämpfer (Perseus), Scheurenberg und Fugel mit religiösen Staffen vertreten. Historische Stoffe bearbeiteten W. Simmler (die Schlittenfahrt des großen Kurfürsten über das Kurische Haff 1679), J. Rosen (Napoleon verläßt seine Armee am 5. Dezember 1812 zu Smorgoni) u. s. w. Prächtige, im Holzschnitt absonderlich fein abgetonte Landschaften lieferten Heffner (Abendstille), Ruß (Herbstmorgen), Mahlknecht (Ortler), der Altmeister J. G. Steffan und Oswald Achenbach mit einem Sturm im Golf zu Neapel; hieher gehört auch Th. Weber mit einem bewundernswerthen Marinestück. Mit Gebler, Pausinger, Gélibert, Schmitzberger, Niemeyer u. A. ist das Thier- und Jagdbild reichlich vertreten. Weniger die Plastik: M. Wiese (Statue des Andreas Schlüter) und Karl Begas (Markgraf Otto von Brandenburg, der Minnesinger 1281 bis 1303) und die Architektur mit wirksamen Skizzen aus Granada. Besonderes Augenmerk wird dem „ewig Weiblichen" gezollt, darunter ein herrlicher Frauenkopf von F. A. v. Kaulbach. Neben der Technik des Farbendrucks ist auch dem Humor mit allerlei Künstlerschnurren eine Stelle eingeräumt, wir bewundern Hrn. A. v. Werner als Cellospieler und den Kammersänger Niemann als experimentirenden Chemiker; Zwischendurch bietet der Text allerlei Biographisches, eine Reihe von Novellen und Romanen, Feuilletons über alle bedeutsamen Erscheinungen des modernen Lebens, über Musik, Theater, Hof- und Künstlerfeste, Sport aller Art, über den Deutschen Kaiser und das Waidwerk (von Frhrn. v. Dincklage-Campe), natürlich auch das Portrait des hochverdienten Herrn Verlegers Richard Bong zur Feier seines 25jährigen Geschäftsjubiläums, wobei auch die Künstler durch Albumblätter beitrugen, darunter die liebenswürdige, erst im jüngsten Frühjahr verstorbene Marie Wunsch mit einer aus allen ihren Modellen bestehenden sinnigen „Kindergratulation". Alle gesunden und lebenskräftigen Richtungen sind in der „Modernen Kunst" einträchtig vertreten, am wenigsten freilich die überall

grassirende, mit unendlicher Disharmonie fortwimmernde Kinderkrankheit der Secessionen, des mystischen Geisterspuks, der symbolisirenden Schnörkelspielerei und koloristischen Klexographie.

In dieser Hinsicht leistet „*The Studia*, an illustrated Magazin of fine and applied Art“ (London 1898, Offices of the Studia V. Henrietta Steeet Covent Garden. XII. Band. 292 S. 4⁰) sehr Erhebliches; auch der Pleinairism ist üppig vertreten. Wie in anderen deutschen Journalen dieser Art finden sich hier zahlreiche Berichte über kunstgewerbliche Leistungen, über allerlei Technik in Glasschleiferei, Töpferei (mit Rückblicken auf die della Robbia), Holzschnitt, Ornamente, Zierleisten, Tapezerei, Möbel- und Hausschmuck, Bucheinbände, Eisenindustrie und Schlosserei, Land- und Familienhäuser und Salonplastik. Sehr dankenswerth und erfreulich sind biographische Schilderungen von englischen und skandinavischen Künstlern mit Reproduktionen ihrer Schöpfungen und Blättern aus ihren Skizzenbüchern, z. B. über den Landschafts- und Thiermaler William Estoll, über Byam Shaw und Frank Brangwyn, dessen Mosaiktechnik durch Farbendruck versinnlicht wird, dazu die Entwürfe zu den „hl. drei Königen“ und dem originellen Bilde des sterbenden „Simon Stylites“; über Georges de Feure, Baron Arild Rosenkrantz, Prinz Eugen von Schweden (Sommernacht), Christopher Dean und Gerald Moira. Sehr instruktiv ist der reich illustrirte Artikel über die altskandinavische Plastik mit ihren ungeheuerlichen Fratzen und Ornamenten. Da diese Zeitschrift durch Korrespondenzen aus halb Europa bedient wird, so kommen auch deutsche Künstler wie Fritz v. Uhde, Hans Thoma und Franz Rumpler zu verdienten Ehren.

Eine bisher unerhörte Leistung gelang dem Hofphotographen Franz Grainer in Reichenhall; sie ist das Resultat einer 15jährigen, mühevollen, höchst strapaziösen Thätigkeit. Wie ein Waidmann mit Büchse, Rucksack und Bergstock ausgerüstet, das Edelwild in allen Theilen und in den höchsten Schroffen des Hochgebirges beschleicht, so birschte sich Grainer mit seinen photographischen Instrumenten in der einsamsten Bergwelt an und lauerte stunden- und tagelang mit seinen Apparaten auf den packendsten Moment zur Fixirung des arglos heraustretenden, äsenden Wildes, auf sichernde Gemsen, limmende Eber, Edelhirsche oder scharf windende, verdrießliche Murmelthiere. Und was sich hier bot, unter sorgsamster Beachtung des einfallenden Lichtes, unter Rücksichtnahme auf eine malerische Landschaft und günstige Stellung und Gruppirung des Wildes, um ein schönes Bild zu gewinnen, das hielt er dann fest auf seinen Platten, um nicht allein allen Nimroden, sondern auch den Laien das entzückende intime Wildleben „Aus freier Wildbahn“ zu bieten. Diese Thierstudien aus den Hochalpen in Momentaufnahmen erschienen durch Obernetters herrliche Heliogravüren vervielfältigt (in 12 Blättern bei Rud. Schuster in Berlin gr. Fol.), mit fröhlicher Textbegleitung von Arthur Achleitner, der wie kein Anderer als Interpret des guten Waidwerkes berufen ist.

Im Bereich des Farbendrucks bringt die Kunstanstalt Trowitzsch u. Sohn zu Frankfurt a. d. O. eine Reproduktion von Raphaels „Heiliger Cäcilia“. Das Bild hat eine lange Geschichte. Im Auftrag des Kardinals Pucci begann der Meister dasselbe schon 1513 für die neuerbaute Kirche S. Giovanni in Monte zu Bologna. Der Baumeister Formigine hatte nicht allein den Altar, sondern insbesondere auch den zu dem Bilde stimmenden Rahmen entworfen und ausgeführt. Altar und Rahmen sind heute noch an derselben Stelle, nur daß in dem Rahmen eine schlechte Kopie steckt; das Original wurde übel restaurirt und in der Pinakothek zu Bologna in der denkbar ungünstigsten Umgebung ausgestellt. Die Kunstanstalt Trowitzsch ließ nicht allein das mißhandelte Bild mit rühmenswerther Sorgfalt kopiren, so daß dieser Aquarelldruck den besten Leistungen der berühmten Londoner Arundel Society ebenbürtig ist, sondern durch den Bildhauer Ettore Lazorri zu Bologna auch den Rahmen des Formigine in S. Giovanni in Monte in Holz nachschnitzen und nach der ursprünglichen Fassung in Farbe setzen, wodurch das Werk erst wieder im richtigen Ausgleich der Töne wirksam hervortritt.

E. H. Schroeders Kunstverlag in Berlin, welcher erst kürzlich die berühmte, im Prado-Museum zu Madrid befindliche „Madonna Immaculata“ Murillo's in einer den wunderbaren Zauber dieses Bildes völlig wiedergebenden Radirung von Max Horte (in dem ansehnlichen Format 78×41, mit Plattenrand) edirte, versendet nun vier Blätter nach den der Berliner Nationalgalerie angehörigen, noch niemals vervielfältigten, das „Naturleben in den verschiedenen Jahreszeiten“ darstellenden Originalgemälden von Paul Meyerheim. Mit diesen Radirungen (24×47, resp. 66×85) bethätigte sich Johannes Ploto als ein feinempfindender Uebersetzer und Nachdichter, welcher den wechselvollen Reiz dieser subtilen Stimmungen zum glücklichsten Ausdruck brachte. Wie herrlich ist der sommerliche Naturfriede wiedergegeben mit der in grüner Waldeinsamkeit von jungen Rehkälbern umspielten „Moosprinzessin“, während die heitere Laune Meyerheims mit dem geschäftigen schneeauskehrenden Eros sich Bahn bricht. Auch in dem seine Silberfäden überall im Walde anheftenden „Altweibersommer“ lacht derselbe Schelm, welcher als Nörgel vermummt, in der „Winternacht“ den Käuzen, Raben und dem übrigen Waldgevögel seine Streiche und Aventuren erzählt. Hoffentlich lassen auch die fünf weiteren Bilder dieses Cyklus nicht lange auf sich warten, um in gleicher Vervielfältigung vor das dankbare Publikum zu treten. Als ein geistreicher Peintre-graveue erweist sich Otto Protzer mit drei der Umgebung Lübecks entnommenen Radirungen: „Am Seeufer“, „Das weiße Haus“ und ein „Stiller Winkel am Stadtgraben“. Es sind sehr wirkungsvolle landschaftliche Dichtungen (in der Bildgröße von 40×56), welche in demselben Verlag in die Welt traten.

Ein Bildhauer, welcher tagsüber in angestrengter Arbeit den Meißel führt und dann nächtlicherweile aus dem ihm zugänglichen Material von Büchern und Druckwerken alle möglichen Namen seiner früheren Kunstgenossen mit einem Aufwande von jahrelangen Mühen zusammenträgt, ist gewiß ein Unikum. Solche Verdienste erwarb sich Stanislas Lami, der in seinem „Dictionnaiee de Sculpteurs de l'école français“ (Paris 1898 bei Honoré Campion. Mit einer Vorrede von Gustave Larroumet, dem ständigen Sekretär der Académie des Beaux-Arts) in einem kleinen Foliaten von 581 Seiten die Resultate seines staunenswerthen Fleißes und Forschens niederlegte. Leider umfaßte er nur das Mittelalter bis zur Zeit Ludwigs XIV. Er läßt auch nur geborene Franzosen zu oder solche Bildhauer, welche sich bleibend in Frankreich niederließen; dagegen sind Alle, die nur vorübergehend in diesem Lande arbeiteten, mithin auch der für Frankreich so wichtige Benvenuto Cellini, ausgeschlossen. Hr. Lami bewältigte alle wissenschaftlichen Leistungen der neueren und neuesten Zeit; das jeden Namen begleitende Quellenverzeichniß ist ein sprechender Beleg, wie der Hr. Verfasser den ihm erreichbaren Stoff nach besten Kräften, gewissenhaft, sauber, umsichtig und genau ausschürfte. Sein Beispiel wird hoffentlich nicht ohne Folgen bleiben.

Bei dieser Gelegenheit bringen wir auch die Monographie von Franz Fr. Leitschuh über Giovanni Battista Tiepolo (Würzburg bei E. Bauer), ausgestattet mit dem Portrait des Meisters und zwölf Lichtdrucken nach den glänzenden Fresken desselben, in Erinnerung, ebenso die Biographie des genialen Architekten Balthasar Neumann von Dr. Ph. Jos. Keller (ebendas.) mit Bildniß, Plänen und Ansichten seiner für die Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts so charakteristischen Fürstensitze, Festungen, Schlösser, Kirchen, Brücken, Gartenanlagen u. s. w.

Mittheilungen und Nachrichten.

Max Grünbaum †. Im hohen Alter von 82 Jahren starb in München am 11. Dezember dieser Gelehrte, der sich in tiefster Anspruchslosigkeit verbarg und doch durch seine vielseitigen gründlichen Forschungen in den Kreisen der Fachgenossen die gebührende Würdigung und Anerkennung gefunden hat. Grünbaum, der 1817 zu Seligenstadt (Hessen) geboren wurde, erfuhr schon früh die Ungunst des Schicksals und studirte unter mannichfachen Hindernissen Philologie und Philosophie an den Universitäten Bonn und Gießen. Erst verhältnißmäßig spät war es ihm vergönnt, mit wissenschaft-

lichen Leistungen an die Oeffentlichkeit zu treten. In Wien, Amsterdam und London mußte er sein Leben als Hauslehrer fristen, bis er endlich 1858 durch eine Anstellung als Waisenhausdirektor in New-York der dringendsten materiellen Sorgen enthoben wurde. Diese Stelle betrachtete der Mann, dem ein Universitätslehrstuhl gebührt hätte, als sein größtes Glück und legte sie erst 1870 nieder, um nach München überzusiedeln. Hier fand er endlich die ersehnte Ruhe und Muße für seine Studien, und mehr als zwei Jahrzehnte lang konnte man ihn täglich auf der Staatsbibliothek eifrig arbeiten sehen. Grünbaum besaß selbst eine nicht unbedeutende und in ihrer Zusammenstellung interessante Bibliothek, die ein Bild von seinem vielseitigen Wissen und Können abgibt. Eine tiefe Gelehrsamkeit auf dem Gebiet der orientalischen Sprach- und Sagenkunde verband sich bei ihm mit einer umfassenden philosophischen und literarischen Bildung, wie er denn auch die meisten modernen Sprachen in Wort und Schrift beherrschte. Seine erste bedeutendere Veröffentlichung waren die „Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Haggada“, die in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, Bd. 31, erschienen. Dieser größeren Abhandlung folgten zahlreiche verwandte Aufsätze in den Jahrgängen 39—44 derselben Zeitschrift und sonstigen Fachorganen und das selbständig erschienene Werk „Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde“ (Leiden 1893). Alle diese Arbeiten sind wahre Fundgruben für die Sagenforschung wie für die vergleichende Sprachwissenschaft und Religionsgeschichte und werden ihren Werth dauernd behaupten. Die Ueberfülle der dort niedergelegten Gelehrsamkeit stört mitunter den streng geschlossenen Gang der Untersuchung und macht es trotz der glänzenden Darstellung schwer, den Ausführungen immer zu folgen. Manche Theile lesen sich freilich auch wie unterhaltende Feuilletons und erinnern oft an die Schreibweise Ludwig Bambergers, mit dem Grünbaum bis an sein Lebensende eine enge Freundschaft verband. Neben der orientalischen Sagenkunde war es namentlich die jüdische Volksliteratur, die Grünbaum mit Vorliebe behandelte. Vor allem ist hier die „Jüdisch-deutsche Chrestomathie“ (Leipzig 1882) zu nennen, in der er aus den Handschriftenschätzen der Münchener Bibliothek werthvolle Proben dieses bis dahin philologisch wie literargeschichtlich ungenügend erforschten Schriftthums ans Tageslicht förderte und nach allen Richtungen hin kritisch beleuchtete. Weitere Auszüge mit Noten gab er in der auf das Verständniß weiterer Kreise berechneten kurzen, aber inhaltsreichen Anthologie „Die jüdisch-deutsche Literatur in Deutschland, Polen und Amerika“ (Trier 1894). Auch die jüdisch-spanische Literatur, die den Romanisten bis vor kurzem eine terra incognita war, zog er aus der Hülle der hebräischen Transskription hervor. In verschiedenen Aufsätzen — einige derselben erschienen in dieser „Beilage“ — und speziell in seiner „Jüdisch-spanischen Chrestomathie“ (Frankfurt a. M. 1896) hat er dieses der Forschung schwer zugängliche Gebiet erfolgreich bearbeitet. Von seinen zahlreichen kleinen Schriften sei hier besonders der anziehende Vortrag „Mischsprachen und Sprachmischungen“ hervorgehoben (erschienen Berlin 1886 in der Sammlung Virchow-Holtzendorff). Seit 1892 war Grünbaum ans Zimmer gefesselt und wurde von seiner treuen Gattin in aufopfernder Weise gepflegt. Nur wenige Freunde kamen noch zu dem fast wie ein Einsiedler lebenden Forscher und erfreuten sich an den wissenschaftlichen Anregungen wie an den witzigen Gesprächen des bis ins höchste Alter geistesfrischen und schaffensfreudigen Greises. Erst in den letzten 2 Jahren verhinderte ihn die zunehmende Schwäche am weiteren Schaffen. Leider konnte er daher auch seine Absicht, eine Sammlung seiner zerstreuten Arbeiten herauszugeben, nicht mehr zur Ausführung bringen. In der Wissenschaft wird der Name des nach einem entsagungs- und enttäuschungsreichen Leben Heimgegangenen lange fortleben.

Dr. Felix Perles.

γ. Zum Zweck von Untersuchungen zur christlichen Archäologie hatte G. Stuhlfauth eine wissenschaftliche Reise nach Malta und Nordafrika unternommen, deren Ergebnisse uns nun in gedrängter Darstellung im Winterheft der römischen Abtheilung der Mittheilungen des kaiserlichen archäologischen Instituts (XIII, 3) zugänglich gemacht sind. Der Bericht, der auch vieles Nützliche für die klassische Archäologie enthält, gibt in der Hauptsache etwa folgendes: In Malta wurden die Katakomben von S. Paola einer genauen Aufnahme unterzogen, dabei zeigten sich Reste alter Wandbilder. Die Erschließung anderer noch undurchsuchter Katakomben stellt Stuhlfauth als eine der dringendsten Aufgaben hin. Im Museum von La Valette fand er zwei Fläschchen mit dem Bild des hl. Menas und 18 christliche Lampen. Dann ging er nach Tunis, um dort die beiden großen archäologischen Museen, das bei Tunis gelegene Museum Alaoui des Bardo (vgl. darüber Beil. Nr. 188) und das auf dem Boden des alten Carthago erbaute Museum von St. Louis zu besichtigen. An jenem Ort fand er gegen 50 zum Theil sehr prächtige christliche Mosaiken, dann auch eine archäologische Seltenheit, einige mit Mosaikwerk bedeckte Sarkophage, weiter finden gegen 170 christliche Lampen eine eingehende Beschreibung. Weit anerkennenswerther aber ist eine Anzahl von Terrakottaplatten, etwa 24 cm hoch und breit und gegen 2—3 mm dick, welche zur Wandbekleidung in den christlichen Basiliken dienten. Neben einigen wenigen heidnischen Darstellungen liefern sie in roher Reliefkunst christliche Bilder, welche zur Kenntniß des Bilderkreises in Nordafrika im 5. bis 6. Jahrhundert sehr wichtig sind. Endlich werden noch 25 christliche Grabsteine und 16 Beschwörungstafeln festgestellt. Mehr von jenen Zaubersachen ist in dem anderen Museum zu finden, die Bleirollen sind noch lange nicht alle geöffnet, geschweige denn veröffentlicht, und ein Zuwachs des Bestandes steht zu erwarten. Das Museum von St. Louis verdankt in seinen christlichen Theilen sehr viel den von Delattre 1887 vorgenommenen Ausgrabungen an der Basilika von Damus-el-Karita im Bezirk des Karthago der Kaiserzeit; das neun Schiffe enthaltende Bauwerk ist mit 65 m Länge und 45 m Breite eines der größten alten christlichen Gotteshäuser, es entstammt im wesentlichen der Zeit Justinians. Neben vielen Sarkophagen fand man dort die Bruchstücke von zwei weißen Marmorplatten, deren schöne Reliefdarstellungen von dem allgemeinen afrikanischen Kunststil sehr entfernt sind und darum der Konstantinopeler Kunst des 5. Jahrhunderts von Stuhlfauth zugewiesen werden; sie bieten Bilder aus der Kindheit Jesu. Gegen tausend christliche Lampen birgt das Museum von St. Louis, von denen der größere Haufe noch nicht in bildlicher Wiedergabe vorliegt; 37 neue Typen sind dem gegenwärtigen Aufsatze beigegeben. Den Schluß bildet eine Mittheilung über eine Kapelle aus dem 5. Jahrhundert mit den arg zerstörten Resten eines Freskobildes.

fb. In einem soeben erschienenen, elegant ausgestatteten Bändchen bietet der Verlag von J. Schweitzer (Arthur Sellier) in München eine treffliche Ausgabe der Konkursordnung für das Deutsche Reich, und zwar sowohl in der alten Fassung gemäß dem Gesetz vom 10. Februar 1877, wie auch in dem durch das Gesetz vom 17. Mai 1898, betreffend Aenderungen der Konkursordnung, festgestellten Texte. Die betreffenden Einführungsgesetze sind beigefügt; das Buch enthält außerdem in übersichtlicher Anordnung das Gesetz, betreffend die Ermächtigung des Reichskanzlers zur Bekanntmachung der Texte verschiedener Reichsgesetze, dann die Bekanntmachung der Texte verschiedener Reichsgesetze in der vom 1. Januar 1900 an geltenden Fassung, ferner das Reichsgesetz, betreffend die Anfechtung von Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkursverfahrens, eine vergleichende Zusammenstellung der Paragraphen der Konkursordnung vom 10. Februar 1877 und der neuen Numerirung, sowie endlich ein ausführliches und rasch orientirendes alphabetisches Sachregister. Das praktische Büchlein kann hiemit nur bestens empfohlen werden.

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Prof. Lassar-Cohn. 3. Aufl. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1898. — Das rasche Erscheinen der 3. Auflage beweist, wie sehr dies Buch seinem Zweck entspricht, dem Laien eine Orientirung über die Natur der chemischen Stoffe und Vorgänge zu geben, die ihm im Leben tagtäglich entgegentreten und denen doch ein großer Theil auch der Gebildeten oft so wenig Verständniß entgegenzubringen in der Lage ist. Daß es dabei jeden wissenschaftlichen Ballast mit Strukturformeln u. s. w. soweit wie möglich vermeidet,

kann ihm mit Rücksicht auf diesen Zweck nur zur Empfehlung gereichen, ebenso wie seine leichtverständliche Darstellungsart und übersichtliche Gliederung. Von der Athmung über die Alkohol- und Seifenbereitung bis zu den modernen Farb-, Explosiv- und Heilmitteln der organischen Chemie dürfte kaum einer der zahlreichen Fälle übergangen sein, in denen der Mensch im allgemeinen und der moderne Mensch im besonderen mit chemischen Vorgängen oder deren Resultaten in Beziehung tritt. Nicht nur der Laie, der sich in der angegebenen Richtung zu belehren wünscht, sondern auch der Fachmann wird das anschaulich geschriebene Buch mit großem Genuß lesen. C. S.

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schluß des 19. Jahrhunderts. Zweite Auflage. Berlin 1898. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. — Der Zweck des schon in zweiter Auflage erschienenen Buches ist nach den eigenen Worten des Verfassers, „die leitenden Ideen der Zeiten hervorzuheben und die Deutschen aufzufordern, ihre Anwendbarkeit auf unsre Geschicke zu erwägen“. Wir hätten gewünscht, diese Rücksicht auf die praktische Politik wäre nicht so unverhüllt zutage getreten, da auf diese Weise die politische und kirchliche Parteistellung des Verfassers den Mittelpunkt der Betrachtung in höherem Grade abgibt, als es sich mit der objektiven Wissenschaft verträgt, für die es gleichgültig sein muß, welcher Nationalität ein Geschichtschreiber angehört. Trotzdem ist das Werk auf gründlichen Studien aufgebaut; man bemerkt auf jeder Seite, daß der Verfasser bestrebt gewesen ist, sich ein möglichst selbständiges Urtheil zu bilden und die Einzelbegebenheiten im großen Zusammenhang zu betrachten. Nur finden wir, daß ihm die Darstellung der früheren Zeiten besser gelungen ist, als die der jüngsten Vergangenheit; das, was er zum Beispiel über Fürst Bismarck sagt, ist doch recht trivial. Auch behandelt er unserm Gefühl nach die gegenwärtige deutsche Politik zu summarisch; gerade für seinen Zweck wäre es unbedingt nöthig gewesen, diesen Kernpunkt des Werks, auf den seiner eigenen Angabe nach alles hinzielt, auch wirklich erschöpfend zu betrachten. Der Standpunkt, den der Verfasser den politischen Fragen der Gegenwart gegenüber einnimmt, ist im ganzen der genugsam bekannte der Regierungsblätter. Alle Schuld an der Zerfahrenheit unsrer Zustände wird dem Reichstag zugeschoben, seinem „Partikularismus“, seinem „Parteihader“, den „geradezu antideutschen Tendenzen“, die sich in ihm zeigen, seinem „Mangel an Opferwilligkeit für große Zwecke“; die Volksvertretung wird ermahnt, „bald in sich zu gehen und aufzuhören, ihren Unverstand und ihre Unfähigkeit bloßzustellen, damit nicht schließlich die Völker (!) ihre Rettung wieder in der unumschränkten Herrschaft eines Einzelnen suchen“. Wir glauben, daß die angedeutete Gefahr am wenigsten für Deutschland in Betracht kommt, daß im Gegentheil eher zentrifugale Bestrebungen, die ja an und für sich stets in Deutschland hervorgetreten sind, die Oberhand gewinnen, und wir vermissen in dem Werk auch eine freimüthige Erörterung der Mißgriffe der regierenden Kreise, die zu diesem beklagenswerthen Ergebniß beigetragen haben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Schelmenkinder. Fröhliche Geschichten von Alwin Römer. Eßlingen a. N. M. Harburger 1898. — Die ersten zwei Seiten des Buches erwecken den Eindruck, als ob hier ein humoristisches Talent zu finden sei, das in behaglicher Kleinmalerei Tüchtiges zu leisten vermöge. Mit diesen beiden ersten Seiten ist es leider geschehen; so hübsch in der Schilderung die „Trollbachstreiche“ einsetzen, so platt verlaufen sie. Und auf diesen Ton genügsamer Plattheit ist das ganze Buch gestimmt. Am heitersten wirkt noch die Geschichte „Drillmanns Väter“. Immerhin mag es Manche geben, die an solchen Eintagsfliegen Spaß haben; habeant sibi.

Mit schwerem Geschütz fährt **Elisabeth Gnode** in ihrem Roman „**Sarkoschin**“ auf (Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1898). Leider wird man während des ganzen Romans ein unerquickliches Gefühl der Halbheit nicht los. Das Problem, das sich die Verfasserin gestellt hat, ist interessant genug: die Entwicklungsgeschichte eines weiblichen Wesens, das, mehr geschaffen, sich selbst auszuleben als für den Mann und die Familie da zu sein, nach Irrgang und Kämpfen ihre Persönlichkeit und ihre Aufgabe, künstlerisch gestaltend thätig zu sein, endlich findet. Es steckt sehr viel Tüchtiges in der Schilderung dieser Entwicklung. Gute Milieubeobachtungen; besonders der Offizierskreise. Aber die Handlung ist allzu zersplittert; die Schilderung oft süßlich und noch öfter dilettantisch-weitschweifig. Viel zu viel Worte; viel zu wenig Handlung! Am schärfsten herausgehoben ist die Figur des Gatten der zur Emanzipation sich Durchringenden. Hier ist der Ton brutalen Durchschnitts wohl getroffen. Leider konnten wir uns nicht völlig überzeugen lassen, daß die Heldin so eine zweite Ada Negri werden wird. Das Ganze ist allzu harmlos und — frauenhaft. Wenn die Verfasserin mit einem nicht allzu geschmackvollen Wortspiel der guten Eschtruth (Strudesch in Gnade's Roman) einen Stich versetzen zu müssen glaubt, so ist das ja ganz recht und schön. Allein sie selbst steckt leider noch arg tief in der konventionellen Unterhaltungslektüre. Unerbittliche Selbstzucht wird nöthig sein, damit sie begabteren, berühmteren und charakteristischeren Vertreterinnen der Frauenliteratur sich beizählen dürfte!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

* **Georg Büchmann: „Geflügelte Worte“.** Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Neunzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1898. Preis geb. 6 M. 50 Pf. Verlag der Haude u. Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling). — Ebenso wie ein gutes Konversationslexikon gehören schon seit langen Jahren Büchmanns „Geflügelte Worte“ zum sicheren Besitzstand einer jeden deutschen Familienbibliothek und werden oft und gerne als ein ebenso lehrreiches, wie interessantes Nachschlagewerk zu Rath gezogen. Seit dem ersten Erscheinen des Buches sind mehr als 30 Jahre verflossen, in immer größerer Vervollkommnung folgten Auflage auf Auflage, mehr als 100,000 Exemplare des Werkes sind in alle Welt verbreitet und Büchmanns Name ist selbst zum „geflügelten Wort“ als Bezeichnung für einen belesenen und citatkundigen Mann geworden. Auch die neue, soeben erschienene, 19. Auflage dieses Musterwerks deutschen Fleißes zeigt in ihrem stattlichen, nahezu 800 Seiten starken Band, daß abermals ein tüchtiger Schritt vorwärts gethan ist, um das Buch derjenigen Vollkommenheit nahezubringen, die für ein solches Werk überhaupt nur irgend erreichbar erscheint. Neben zahlreichen Verbesserungen bereits in früheren Auflagen gegebener Erläuterungen sind etwa 50 bekannte geflügelte Worte neu in ihrem Ursprunge festgestellt und der Sammlung zugeführt worden, so daß der „Büchmann“ nunmehr fast 3000 Citate und Worte erläutert und in ihren Ursprüngen und Wandlungen mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erklärt. Die Einleitung zum Buche wurde einer gründlichen Umarbeitung unterzogen und enthält eine interessante Abhandlung über den Begriff des „Geflügelten Wortes“ in sprachwissenschaftlichem Sinne. Der rasche Erfolg ist mehr Büchern beschieden, als der stetige. In 30 Jahren 19 Auflagen zu erleben, nicht nur mit gleicher, sondern mit stets wachsender Antheilnahme, das ist ein Resultat, dessen sich nur wenige Werke rühmen können. Die Art des Vortrags macht es möglich, das Buch nicht nur als Nachschlagewerk zu benutzen, sondern mit Genuß Seite für Seite zu lesen.

-nn- **Aus Baden** ist über verschiedene interessante Ausgrabungen zu berichten. In **Neuenheim-Heidelberg** wurden die Fundamente des zu Anfang des 30jährigen Krieges dort errichteten Brückenkopfes aufgedeckt. In **Freiburg** kamen gelegentlich der Fundamentirungsarbeiten für den Neubau bei der Entbindungsanstalt gewaltige Mauerzüge zutage, welche anscheinend Bestandtheile der Festungswerke Vaubans bildeten. In **Schillingstadt** bei Tauberbischofsheim, wo bereits 1880 ein merkwürdiger Grabfund gemacht worden war, wurden neuerdings wieder Nachgrabungen unternommen, da die Vermuthung nahelag, daß man es hier mit einem Reihenfriedhof aus fränkisch-alemannischer Zeit zu thun habe. Vorerst ergab sich noch kein sicherer Anhaltspunkt dafür. Jedoch sollen die Nachforschungen im Frühjahr fortgesetzt werden. Inzwischen werden auch die bisher aufgefundenen Gegenstände einer eingehenden Untersuchung durch

die Verwaltung der Karlsruher Alterthumssammlungen unterzogen werden.

* **Straßburg.** Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat den Ministerialrath Leoni zum Ehrendoktor ernannt. Derselbe ist der Urheber des reichsländischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch; er hat früher schon ein vortreffliches Werk über das öffentliche Recht in Elsaß-Lothringen veröffentlicht.

* **Wien.** Die hiesige Geographische Gesellschaft hat dem Erzherzog Ludwig Salvator für seine hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der geographischen Forschung die Hauer-Medaille verliehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. Kenchel: Goethe's Religion und Goethe's Faust. Riga, Jonck u. Poliewsky 1899. — G. Ebe: Der deutsche Cicerone. Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Zunge. III. Malerei. Deutsche Schulen. Leipzig, Otto Spamer 1898. — M. Fordybes: Die Leere. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — A. a. B.: Durch die Fluth. Ein Beitrag zur Abrüstungsfrage. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. — Dr. Georg Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 15.—17. Lfg. Wien, Manz 1898. — Prof. D. Emil Schürer: Geschichte des jüdischen Volks im Zeitalter Jesu Christi. 3. Aufl. 2. u. 3. Bd. Leipzig, J. C. Hinrichs 1898. — Björnstjerne Björnson: Paul Lange und Tora Parsberg. Uebersetzt von Mathilde Mann. Paris, Leipzig, München, Albert Langen, 1899. — Schaubeks Briefmarkenalbum. Hggb. von Richard Senf. 21. Aufl. Leipzig, C. F. Lücke 1899. — La Mara: Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans v. Bülow. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Clara Schumann: Jugendbriefe von Robert Schumann. 3. Aufl. Ebd. 1898. — Rudolf Louis: Die Weltanschauung Richard Wagners. Ebd. 1898. — Rudolf v. Jhering: Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. Eine Weihnachtsgabe für das juristische Publikum. 7. Aufl. Ebd. 1898. — Walter v. Prittwitz und Gaffron: Unser deutsches Vaterland. Leipzig, E. Ungleich 1898. — H. v. Krause (E. v. Hellen): Wort und Waffen. Roman aus der Zeit der Reformation. Ebd. 1898. — Ernst Schrill (Pastor E. Keller): Doktor Vorwärts' zweite Trauung. Roman. 2 Bde. Ebd. 1898. — Dr. Adolf Riecke: Cornelia. Eine Erzählung aus Wimpfens Vorzeit. 2. Aufl. Ebd. 1898. — A. v. Blomberg: Ein Fels im Meer. Kulturhistorischer Roman. Ebd. 1898. — Moderne Kunst in Meisterholzschnitten. 12. Prachtband. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Richard Bong 1898. — Wilhelm Hopf: Die deutsche Krisis des Jahres 1866, vorgeführt in Aktenstücken, zeitgenössischen Aufzeichnungen und quellenmäßigen Darstellungen. 2. Aufl. Melsungen, W. Hopf 1899. — Goyau-Pératé-Fabre: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Uebersetzt von Karl Muth. Heft 21 und 22. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Benziger u. Cie. 1898. — Arthur Hahn, Adolph Pochhammer und Fritz Volbach: Franz Liszt, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Mittheilungen des Kaiser Franz Joseph-Museums für Kunst und Gewerbe in Troppau. 1. Jhrg. 1. Heft. Troppau, Verlag des Museumskuratoriums 1898. — Prof. Dr. F. Knake: Das Cäcinalager bei Mehrholz. Berlin, R. Gärtner (Hermann Heyfelder) 1898. — Dr. Georg Steinhausen: Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. I. Bd.: Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter. Ebd. 1899. — Heinrich Bischoff: Ludwig Tieck als Dramaturg. Bruxelles, Office de publicité; Société belge de librairie 1897.

☞ Den vielfachen Anfragen der Herren Verleger gegenüber bemerken wir, daß es uns unmöglich ist, alle uns zugehenden Bücher ausführlich oder auch nur kurz zu besprechen. Diese Bibliographie dient als Empfangsbestätigung. Die Auswahl der zu besprechenden Bücher müssen wir uns vorbehalten.

Die Redaktion der Beilage.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 17. Dezember. Nummer 286.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck.

Von Georg Kaufmann.

So liegt es denn vor uns das politische Vermächtniß des großen Mannes, den das deutsche Volk alle Zeit preisen wird als den Gründer des Deutschen Reichs und als seinen größten politischen Lehrer. Als den, der die Trümmer der älteren Staatenbildung beseitigte, die den Neubau des Reichs hinderten, der die Quellen unsrer Zwietracht verstopfte, indem er zur Entscheidung der Waffen brachte, was ohne Waffen nie entschieden wäre, und der endlich die Parteien, die sich im Innern der Staaten bekämpften, die feudalen und absolutistischen wie die liberalen, sich umzugestalten zwang zum Dienst des neugeschaffenen Staates. Die Feudalen holte er aus dem Schmollwinkel hervor, lehrte sie, daß es vergebliche Mühe sei, überlebte Privilegien zu vertheidigen, daß sie ihre Kraft nicht länger gegen den konstitutionellen Staat einsetzen, sondern im Dienst des konstitutionellen Staats verwerthen müßten, um dann in diesem Staate die ihren sozialen und wirthschaftlichen Kräften entsprechende Rolle zu spielen. Die Liberalen aber befreite er von der Ueberschätzung gewisser Begriffe, lehrte sie erkennen, daß parlamentarische Einrichtungen von Belgien oder England keine vorbildliche Bedeutung oder allgemeine Gültigkeit haben, daß es vielmehr gelte, die Anschauungen und Traditionen, die in wichtigen Kreisen der deutschen Gesellschaft und in der Geschichte unsres Staatswesens begründet sind, anzuerkennen. Nur so könnten die Kräfte unsres Volkes in Bewegung gesetzt werden, um die nationalen Ziele zu erreichen, die seit 1815 das erstrebenswertheste und stärkste Ideal gerade der freiheitlich gestimmten und nach einer Beseitigung des alten Absolutismus strebenden Deutschen gebildet hatten. Er war im Leben und Wirken, in seinen Reden, Denkschriften und Entscheidungen der große politische Lehrer unsres Volkes und er ist es nun noch einmal und nun in vollkommenster und wirksamster Weise in diesem politischen Testament.

Das ist der Gesichtspunkt, unter dem das Buch vorzugsweise betrachtet werden muß. So wichtig die Bereicherung unsrer Kenntniß ist, diese lehrhafte, diese erzieherische Bedeutung des Buches ist doch noch wichtiger.

Das Buch wird Generationen ergreifen und fesseln und wird heute Tausende zu einer anderen Auffassung dieser großen Periode unsrer Geschichte bewegen, die im Gewirr des politischen Kampfes nur das von Bismarcks Thaten und Worten beachteten, was ihre Opposition hervorrief oder sie zu rechtfertigen schien.

Das Buch würde ganz anders geschrieben sein, wäre es nicht nach seiner Entlassung geschrieben und nach den fürchterlichen Kämpfen, die der Entlassung folgten. Aber ich meine damit nicht, daß ein Ton der Verbitterung herrsche, im Gegentheil: über die wichtigsten und schwierigsten Materien spricht Bismarck mit einer so erhabenen Ruhe, daß man erkennt, auch jene Kämpfe hat er noch mit der Frische der geistigen Jugend überwunden, die ihm in wunderbarer Weise bis in das höchste Alter gewahrt blieb. Er ist in jenen Kämpfen der Jahre 1890—1898 und mit jenen Kämpfen noch wieder innerlich gewachsen, geläutert. Alle die leidenschaftlichen Ausbrüche des Zorns, so manche unbegreifliche Wendung und Aktion, die da vermuthen ließen, daß er sich verzehre im Haß und im Grimm — all das waren nur, ich möchte sagen, die Schlacken und Steine, die der gährende Vulkan seiner Seele an die Luft schleuderte, und von denen sie sich befreite in solchem Toben. Nie hat Bismarck im besonderen sich so ruhig und zugleich so stolz über den Kulturkampf ausgesprochen wie hier II, 123 ff. Da ist nichts von dem Bemühen, die Verantwortung auf Falk abzuwälzen, die sonst wohl bemerkbar war. Freilich entlastet er sich für gewisse Theile der Maigesetze, aber nur für Einzelheiten und ganz sicher mit Grund. Die Fassung der Gesetze habe Falk besorgt und weder „die maigesetzlichen Verbote geistlicher Thätigkeit“ noch den „juristischen Fangapparat für widerstrebende Priester“ habe er für unentbehrlich gehalten. Ihm sei es nur darauf angekommen, dem Staate die Aufsichtsbefugniß wieder zu verschaffen, namentlich die Gewalt über die Schule, Waffen gegen den Polonismus und Beseitigung der Verfassungsartikel, deren allgemeine Wendungen den Ultramontanen immer neue Vorwände boten für ihre Forderungen. Er erzählt den Kampf auch durchaus nicht wie eine verlorene Schlacht und ist fern davon, Falk zu tadeln, dessen Bedeutung er vielmehr sehr hoch stellt. Und gewiß mit vollem Recht. Gerade diese Darstellung Bismarcks mag Anlaß geben, über die Maigesetze anders zu urtheilen, als mit der jetzt üblichen Sicherheit des Bildungsphilisters oder des nach Anhang fischenden Politikers.

Noch auffallender ist die Ruhe, mit der er über Harry v. Arnim spricht, II, 162 ff. „Mir kam es nur darauf an, als Vorgesetzter die amtliche Autorität zu wahren, ein Straferkenntniß gegen Arnim habe ich weder erstrebt noch erwartet.“ Er halte auch das ergangene Strafurtheil für zu hart. Der regelmäßige Strafrichter sei nicht in der Lage, „die Sünden der Diplomatie in internationalen Verhandlungen mit vollem Verständniß zu beurtheilen.“ „Es war ein Verlust für den diplomatischen Dienst bei uns, daß die ungewöhnliche Begabung Arnims für diesen Dienst nicht mit einem gleichen Maße von Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit gepaart war.“ II, 167 ff.

Wohl finden sich Stellen (besonders II, 67) und Personen, die seinen Zorn ungemildert zeigen und in denen er die böjesten Motive für die wahrscheinlichsten annimmt. So namentlich in den harten und, wie ich doch nach meiner Kenntniß des Mannes glaube sagen zu dürfen, in einem Hauptpunkt ungerechten Worten über Geffken, II, 117. Aber im ganzen ruht auf dem Buche die Weihe des Alters und der Freiheit von jedem persönlichen Wünschen und Begehren.

Bismarck schreibt mit einer rücksichtslosen Offenheit, die weder vor den Mängeln der Begabung seines verehrten Königs, noch vor den Wasserströmen der politischen Beredsamkeit der Königin und ihrer bedenklichen Berather, noch sonst vor irgend etwas Halt macht — aber er schreibt zugleich mit dem vollen Verständniß, daß wir alle Menschen sind, daß wir arbeiten müssen mit unsern Gaben und Gebrechen an der Stelle, an die uns das Schicksal weist. Er ist auch fern davon, sich frei zu stellen von Versehen und Anklagen. Wohl ist das Buch eine Kette von Zeugnissen, daß er in entscheidender Stunde die Lage richtig beurtheilte und das Mögliche mit Kraft erstrebte — aber muß es das nicht sein bei einer solchen Kette von Erfolgen? Wo es die Gelegenheit fordert, hält er nicht zurück mit der Erkenntniß, nicht gethan zu haben, was er hätte thun sollen, oder nicht so geurtheilt zu haben, wie er es später für richtig erkannte. „Wenn ich die damaligen Zustände", schreibt er I, 57, „als nicht reif zur Uebernahme der Führung in Deutschland in Krieg und Frieden bezeichne, so will ich damit nicht gesagt haben, daß ich damals die Voraussicht davon mit derselben Klarheit gehabt habe, wie heute im Rückblick auf eine 40jährige seitdem verflossene Entwicklung. Meine damalige Befriedigung über die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König lag nicht in der vorstehenden Beurtheilung seiner Person, eher in einer stärkeren Empfänglichkeit für das Prestige der preußischen Krone und ihres Trägers, noch mehr aber in dem instinktiven Mißtrauen gegen die Entwicklung seit den Barrikaden von 1848 und ihren parlamentarischen Konsequenzen."

Man mag einen Standpunkt zu Bismarcks Politik einnehmen wie man will, so bleibt das Buch bewunderungswürdig durch diese Ruhe nach solchen Kämpfen und Leiden. Denn das ist der andere Eindruck, der zunächst sich aufdrängt: Bismarck hat selbst auf der Höhe seiner Laufbahn, hat inmitten und nach den größten Erfolgen immer um seine Stellung kämpfen müssen, weit mehr, als wir das bisher wußten. Junker, Liberale, Ultramontane, mehr noch Höflinge und „Politiker in langen Kleidern" haben ununterbrochen an seinem Sturze gearbeitet und seine Pläne zu kreuzen gesucht.

Der Titel des Buches sagt schon, daß wir nicht eine zusammenhängende Erzählung zu erwarten haben. Die wirthschaftlichen Kämpfe, die Verwaltung Elsaß-Lothringens, seine Thätigkeit in der Presse und andere wichtige Seiten und Abschnitte seines Regiments werden nicht geschildert oder nur gestreift und wichtige und langjährige Genossen und Gehülfen werden nicht oder nur kaum erwähnt. Auch von den Materien, denen er ein Kapitel widmet, wie der Kulturkampf, behandelt er nur einige Seiten und Punkte. Wir vermissen vieles und der Werth dessen, was er gibt, die Höhe der Betrachtung, in die er die Dinge rückt, lassen uns schmerzlich klagen, daß er über das Andere hinweggeht. Aber es geschieht nicht etwa, weil er sich gescheut hätte, davon zu reden; das war nicht seine Art und auch jede Zeile dieses Buches gibt den Beleg, daß er Furcht nicht kannte, auch nicht vor der kritisirenden Nachwelt. Memoiren schreiben ist jedoch eine lästige Sache und wir müssen glücklich sein, daß Bismarck sich dazu entschloß, wenigstens über Einiges seine Erinnerungen zu diktiren. Begreiflich ist, daß er von jeder zusammenhängenden Darstellung Abstand nahm. Hätte er das versucht, er hätte gewiß das ganze Unternehmen bald wieder fallen lassen und er hätte auch, was er gab, weit stärker umgestalten müssen nach seiner subjektiven Auffassung. Indem er sich entschloß, nur seine Erinnerungen über einzelne Vorgänge niederzuschreiben, gestützt auf die Akten, Briefe und Aufzeichnungen, die ihm zur Hand waren, und ohne die Verpflichtung, auch das heranzuziehen, was sich schwerer einfügte, ist es ihm gelungen, das Mißbehagen zu überwinden, das den Mann, der das Leben gekannt hat, ergreift, wenn er mit den unvollkommenen Mitteln der Sprache seine bunte Fülle zu schildern sucht. Er weiß, daß er nur Bruchstücke gibt, nur Schatten des Lebens, und das hindert ihn auch festzuhalten, was festzuhalten möglich ist. Man muß weniger davon wissen, um den Muth zu gewinnen zu zusammenhängender Betrachtung. Aber dies Beispiel Bismarcks mag Andere ermahnen, die in größerem oder kleinerem Kreise mitgewirkt haben an der Gesetzgebung oder Verwaltung, in der Schule oder in der Steuer, als Geistliche oder als Soldaten, über einzelne Vorgänge ihre Erinnerungen und Gedanken niederzuschreiben und einer unsrer Zeitschriften anzuvertrauen. Die Zeitschriften der historischen Vereine für Provinzen und Städte sollten es sich zur Aufgabe machen, dergleichen anzuregen und zu sammeln. Aus den Akten allein kann die Geschichte nicht geschrieben werden. In den Akten steht oft genug das Gegentheil von dem, was geschehen ist, oder ein dürftiges Gerippe, das jede Partei mit anderen Leidenschaften füllt. Möge auch hierin Bismarck Lehrer und Vorbild werden.

Trotz der lockeren Verbindung der Theile wirkt das Buch doch als ein Ganzes. Wir gewinnen einen starken Eindruck von dem Heldengang des Mannes und trotz alles Glanzes und trotz aller ein deutsches Herz mit Freude und Jubel erfüllenden Erfolge wirkt dies Bild seines Lebens doch auch mit einer tragischen Gewalt auf uns. So Großes durfte er vollbringen und so Kleines und Kleinliches durfte sich ihm in den Weg legen, sich an seine Fersen heften, bald Leben und Gesundheit, bald den Erfolg des kühnsten Wagens in Frage stellen. Wir fühlen uns gehoben und dann wieder zerschmettert und es drängen sich die bitteren Worte des alten Oxenstierna auf die Lippen oder die demüthigen, in denen ein Freund des sterbenden Bolingbroke sein Urtheil über das Schicksal der Menschen zusammenfaßte.

Das Werk gliedert sich in 33 Kapitel, die in zwei Bände vertheilt sind. Der erste umfaßt auf 376 Seiten 18 Kapitel, der zweite die Kapitel 19—33 auf 304 Seiten. Die Disposition ist so, daß jeder Band mit persönlichen Abschnitten schließt. Das Schlußkapitel des ersten Bandes ist König Ludwig II. von Bayern, die beiden letzten Kapitel des zweiten Bandes sind Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. gewidmet. Das Werk ist entstanden auf Anregung der Cotta'schen Buchhandlung (6. Juli 1890), die sich dadurch ein Verdienst erworben hat, das ihr nie wieder vergessen werden darf. Lothar Bucher hat den Fürsten dann in dem Entschlusse bestärkt und ihn „in täglichen Gesprächen bei dem begonnenen Werke festgehalten". Buchers stenographische Aufzeichnungen nach dem Diktate des Fürsten bildeten den ersten Entwurf, den der Fürst dann umarbeitete und der mit diesen Aenderungen 1893 als Manuskript gedruckt wurde und nun von dem Fürsten noch zwei- bis dreimal durchgearbeitet wurde. Wir haben hier also durchaus des Fürsten eigene Arbeit und seine Urtheile sind sorgfältig erwogen, danken ihre Schärfe nicht einer vorübergehenden Stimmung, sondern sind mit dem ganzen Nachdruck seines Willens und seiner Ueberlegung ausgesprochen. Der Ausdruck ist packend, die Fassung bald im Geschäftsstil, bald in jener an drastischen Wendungen reichen Form der geistvollen Plauderei, die wir an ihm kennen. An mehr als einer Stelle wird auch ein grämlicher Leser lächeln und ein unbefangener hell auflachen. Aber hier und da zeigen die Sätze etwas Hartes, Gewundenes, man glaubt zu merken, daß an den Worten gemäkelt und gemodelt ist bei den Umarbeitungen.

Es ist nicht möglich, von dem Werke im ganzen eine Vorstellung zu geben, es will selbst gelesen und wieder gelesen sein und wird auch von Millionen gelesen werden;

wohl aber empfiehlt es sich, einzelne Mittheilungen und Urtheile herauszuheben und an ihnen zu zeigen, welcher Reichthum hier geboten wird, zugleich auch hier und da, wie wir uns dazu zu stellen haben. Denn das wäre am wenigsten im Geiste Bismarcks, wollten wir uns nun einfach beugen und auf seine Worte schwören. Er gibt keineswegs immer das objektiv richtige Bild. Solche Männer der That haben nothwendig auch die Gabe, die Dinge nachträglich so zu sehen, wie sie sie im Kampfe angesehen wissen wollten, und wenn Bismarck auch die großen Züge der Entwicklung unzweifelhaft mit einer bewunderungswürdigen Schärfe richtig darlegt, wie er sie im Kampfe richtig gewerthet hatte, so schließt das nicht aus, daß er gar Manchen und Manches in die Ecke weist, die in hellerem Lichte stehen sollten.

Gleich die Erzählung seiner Jugendjahre und der Erlebnisse von 1848, die die beiden ersten Kapitel füllen, lassen sich nicht ohne weiteres bejahen. In dem ersten Kapitel betont Bismarck, daß er nach Herkunft und Erziehung keineswegs zu den Junkern gerechnet werden dürfe. Sein Vater sei von aristokratischen Vorurtheilen frei gewesen, und seine Mutter stamme aus einem Bürgerhause von nach damaligen Begriffen entschieden liberaler Richtung. Auch seine Schulzeit sei nicht dazu angethan gewesen, adelige Vorurtheile in ihm zu nähren, er habe vielmehr auf der Schule das „von“ vor seinem Namen als einen „Nachtheil für mein kindliches Behagen im Verkehr mit Mitschülern und Lehrern empfunden“. Auch hat Bismarck seinen Namen stets nur B., nicht v. B. unterzeichnet, bis der Beschluß der preußischen Nationalversammlung (1848) über Abschaffung des Adels seinen Widerspruch herausforderte und er nun zum Trotz v. B. schrieb. So interessant und richtig das alles auch ist, so bleibt doch die Thatsache, daß Bismarck seine politische Thätigkeit in der Reihe der Junker begann und sich 1848 bis 1858 zu den Junkern rechnete. Er erzählt uns auch selbst, wie er sich in Frankfurt von dem Banne der Schlagworte der Gerlach und Genossen in einem Hauptpunkte befreite (I, 142). Seine Erziehung bot ihm Anknüpfungspunkte zu den Anschauungen des Bürgerstandes, es ist das wichtig gewesen für seine politische Entwicklung, aber was ihn von Gerlach und seiner Gruppe, was ihn auch von Roon schied, das war doch weniger der Einfluß jener Erziehung als die Schärfe und Kraft seiner Erkenntniß, daß Preußen die ihm aus den Verhältnissen erwachsene Aufgabe nicht erfüllen, die ihm winkenden Erfolge nicht sichern könne, wenn es nicht die Form des absoluten Beamtenstaats mit der konstitutionellen Staatsform vertausche und so die schlummernden oder widerstrebenden Kräfte des Staates wecke und in den Dienst des Staates stelle.

Einseitig ist auch, was er über die „Wochenblattspartei“ sagt, jene altliberale oder gemäßigt konservative Gruppe, die sich der wüsten Reaktion der Gerlach-Westphalen-Manteuffel entgegenstemmte. Man müßte glauben, es sei nichts als gekränkter Ehrgeiz und Spekulation auf hohe Aemter, was die Bethmann-Hollweg, Goltz, Auerswald zusammengeführt habe. Auch die Einzelheiten, die er über Auerswalds Wünsche S. 94 und Goltz' Ehrgeiz mittheilt, werden ihre Färbung durch die Beleuchtung gewonnen haben, in die sie Bismarck rückt, vor allem aber fehlt der Hintergrund der sittlichen Entrüstung dieser Männer über das Schandregiment der Reaktion, den Mißbrauch der Gerichte und die zur Institution gewordene Manier, die schuftigen Lockspitzel und gewerbsmäßigen Verleumder vom Typus Lindenberg zu begnadigen, wenn es einmal gelungen war, ihr rechtswidriges Verfahren zu erweisen. Man möchte glauben, es habe all das nicht gegeben und die klägliche Konfusion in der äußeren Politik sei der einzige erhebliche Vorwurf, der auf diesem letzten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms IV. laste. Die Proklamation des Prinz-Regenten vom November 1858 und das Ministerium der neuen Aera versteht man nicht, wenn man nur diese Betrachtungen liest. Aber andrerseits bieten diese Blätter einen ungemein wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Periode. Sie geben uns, was uns bisher fehlte. Der Hof und die Kreise der um die höchsten Stellen miteinander ringenden Diplomaten und Beamten sind Faktoren, deren Bedeutung damals noch stärker war als der Kampf der politischen Parteien, und über die wir hier mehr erfahren als je zuvor. Vor allem erkennt man auch, daß der Prinz-Regent eigentlich kein Programm hatte, daß er klar war nur in der Verurtheilung der bisherigen Wirthschaft. Freilich in dem Widerspruch seines Novemberprogramms und anderer Erklärungen, die er ihm folgen ließ, trat das schon immer hervor, aber jetzt erkennen wir das alles weit schärfer. In dieser Unklarheit lag schließlich die letzte Quelle des Konflikts, und diese Erkenntniß dient dann wieder zur Erklärung, daß in der Konfliktszeit selbst so maßvolle Männer wie Gneist und Simson zu den schärfsten, uns heute gar nicht mehr begreiflichen Angriffen auf die Regierung fortschritten.

Erzählt uns doch Bismarck I, 197 sogar, daß der Regent am 19. Oktober 1857, als er bei der schweren Erkrankung des Königs „die Möglichkeit eines sofortigen Regierungsantritts“ vor Augen hatte, Bismarck in einer langen Unterredung darüber zu Rathe zog, „ob er, wenn er zur Regierung komme, die Verfassung unverändert annehmen, oder zuvor eine Revision derselben fordern solle“. Bismarck hielt ihn von dem Verfassungsbruch zurück, indem er vorstellte, daß der Prinz keine rechtliche Befugniß zu solchem Akte habe, und weiter, daß Preußens Ansehen in ganz Deutschland und seine europäische Aktionsfähigkeit durch einen solchen Schritt gemindert werden würden.

Reich ist der Beitrag, den wir zur Charakteristik der politischen Personen erhalten, der ausländischen Diplomaten, wie Gortschakow, qui se mire dans son encrier, Gontaut, Rechberg, wie der preußischen Minister, Gesandten, Hofleute und Parlamentarier. Hier und da sind es ausgeführtere Bilder, aber das Beste steht oft in gelegentlichen Bemerkungen. So steht I, 146—148 eine kleine Geschichte, die für Gerlach und die ganze Umgebung Friedrich Wilhelms IV. ungemein bezeichnend ist. „Im Winter 1853—1854 ließ mich der König wiederholt kommen und hielt mich oft lange fest; ich verfiel dadurch äußerlich in die Kategorie der Streber, die am Sturze Manteuffels arbeiteten, den Prinzen von Preußen gegen seinen Bruder einzunehmen, für sich Stellen oder wenigstens Aufträge herauszuschlagen suchten und dann und wann von dem König als Rivalen Manteuffels cum spe succedendi behandelt wurden.“ Endlich gelang es Bismarck, sich dem zu entziehen, denn er hatte nicht die geringste Lust, Minister Friedrich Wilhelms IV. zu werden, mit dem er nicht zusammenarbeiten zu können überzeugt war. Aber als im August 1854 ihn der König bei einem Aufenthalt in Rügen zur Redaktion einer wichtigen Depesche zuzog und ihm auch sonst auffallende Gunst bezeigte, da sagte Gerlach zu ihm: „Bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie politisch geschickter gewesen sind als wir. Sie sind augenblicklich in Gunst, und der König schenkt Ihnen diese Depesche, wie er einer Dame ein Bouquet schenken würde.“ Und wirklich fiel Bismarck nicht nur gleich darauf in Ungnade, weil er darauf bestand, seine Familie aufzusuchen, sondern auch sein „beifällig aufgenommener Depeschenentwurf wurde telegraphisch angehalten und dann geändert.“ Das ist eine Illustration zu der bekannten Charakteristik dieses Regiments in den Worten: Ordre, Contreordre, Désordre.

Der erste Band reicht bis zum Frankfurter Fürstentag und dem Sturze Rechbergs am 27. Okt. 1864. Das letzte Kapitel mit dem Briefwechsel zwischen Bismarck und König

Ludwig von Bayern ist dadurch hier angeknüpft, daß Bismarck im Jahre 1863 den damaligen Kronprinzen von Bayern persönlich kennen lernte. Aus der Fülle dieses Stoffes hebe ich besonders hervor den geistvollen Rückblick auf die preußische Politik (12. Kap. 270—287) und das folgende: Dynastien und Stämme. 288—296. Was er hier über die staatsbildende Kraft der deutschen Anhänglichkeit an Personen und Familien sagt, ist schärfer und einseitiger formulirt, als ich für richtig halte. Es bildete dies Gefühl das Band, wo es an anderen Bändern fehlte. In dem heutigen preußischen Staat und vollends im Reich spielt dies Gefühl längst nicht mehr diese Rolle, weil wir einen wirklichen Staat bilden, der durch natürlichere und reichere Kräfte zusammengehalten wird.

Der Abschnitt über das Konfliktsministerium (14. Kapitel) 297—305 besteht aus Verurtheilungen der Bodelschwingh und Genossen. Eulenburg und Mühler treten bedeutender hervor, noch mehr allerdings die dreiste Energie von Mühlers Gemahlin.

Die Kapitel des zweiten Bandes tragen die Stichworte: 19. Schleswig-Holstein. 20. Nikolsburg. 21. Der Norddeutsche Bund. 22. Die Emser Depesche. 23. Versailles. 24. Kulturkampf. 25. Bruch mit den Konservativen. 26. Intriguen. 27. Die Ressorts. 28. Der Berliner Kongreß. 29. Der Dreibund. 30. Zukünftige Politik Rußlands. 31. Der Staatsrath. 32. Kaiser Wilhelm I. 33. Kaiser Friedrich III.

In dem Abschnitt über die Emser Depesche erhalten wir auch einen Ueberblick über die Entstehung des spanischen Konflikts. Er leugnet nicht, die Kandidatur des Hohenzollern unterstützt zu haben, erwähnt seinen Brief an Prim, wenn auch mit einer Wendung des Zweifels, ob er ihn selbst redigirt habe. Was er hier sagt, fügt sich sehr gut ein in die Gespräche zwischen Bucher und Busch, und Busch und Bismarck aus den Jahren 1892 und 1893, über die Busch (Bismarck. Some secret pages III, 378 ff.) berichtet. Er bestreitet, daß er damit irgend etwas Feindliches gegen Frankreich geplant habe. In seiner Umgebung wurde die Sache, wenigstens später, von Bucher und Busch und wohl auch noch von Anderen so aufgefaßt, aber die Dinge haben eben häufig mehrere Seiten. Die Thatsache schon, daß Bismarck in der kritischen Zeit den König nach Ems reisen ließ und sich selbst statt in seine Nahe nach Varzin begab, schon diese Thatsache beweist für seine Darstellung. Die Erzählung von der Emser Depesche entspricht dem bekannten Bilde; die Gefahr und die Niederlage, die des Königs Langmuth uns zugezogen hatte, tritt scharf hervor, noch mehr aber der unheilvolle Einfluß der Königin Augusta auf die Entschließungen ihres Gemahls. In den Mittheilungen über die äußere Politik ist das Verhältniß zu Rußland besonders ausführlich behandelt, und was er da sagt, das ist in hohem Maße geeignet, die Sehnsucht wachzurufen nach dieser klugen und überlegenen Leitung unsrer Politik. Die Rücksichtslosigkeit dieser doch immer noch theilweise barbarischen Macht offenbarte sich, als sie 1876 bei Preußen um die Zusage warb, ruhig zu bleiben, wenn Rußland über Oesterreich herfalle. Denn als Bismarck erklärte, sich dazu nicht verpflichten zu können, machte Rußland alsbald die analoge Offerte an Oesterreich und warf sich auf die Türkei. Oesterreich erhielt die Zusage, nicht gestört zu werden, wenn es Bosnien und die Herzegowina besetze, falls Oesterreich bei dem Angriff Rußlands auf die Türkei neutral bleibe. Die Haltung Preußens hatte die Folge, „daß das russische Gewitter von Ostgalizien sich nach dem Balkan hin verzog".

Am meisten Aufsehen wird die Schilderung erregen, die von der Königin Augusta entworfen wird, denn sie setzt sich zusammen aus einer großen Zahl von drastischen Einzelheiten und widerspricht dem Bilde, das in dem letzten Jahrzehnt etwa die Herrschaft gewann. Der Glanz der Krone und der Siege, dazu die Beflissenheit der gewerbsmäßigen Loyalität hatten vergessen lassen, daß das Volk ehemals wenig Sympathie hatte für die vielgeschäftige und manche wichtige Interessen ihren zufälligen Neigungen und Eindrücken hintansetzende Frau. Auch ihre kirchlichen Neigungen wurden mehr als eine Form, sich geltend zu machen, um nicht zu sagen als ein Kokettiren betrachtet, während des Königs einfache Frömmigkeit allzeit Ehrfurcht einflößte. Sieht man genauer zu, so findet jene Volksauffassung jetzt in Bismarcks Schilderung volle Bestätigung. Seine Feder ist hier wohl nicht ganz frei von dem Eifer des alten Kampfes, den er all die Jahre hindurch gegen diesen gefährlichsten seiner Gegner zu führen hatte, aber es macht sich das doch mehr in der Wahl der drastischen Bilder und Bezeichnungen geltend als im sachlichen Urtheil.

Ueberraschend ist, wie groß Bismarck den Einfluß der Königin auf ihren Gemahl schildert, besonders II, 285 f.; aber die Mittheilungen sind so eingehend und so bestimmt, daß sich nicht daran zweifeln läßt. „Die ritterlichen Empfindungen, die ihn gegenüber seiner Gemahlin, die mystischen, die ihn der gekrönten Königin gegenüber bewegten, seine Empfindlichkeit für Störungen seiner Hausordnung und seiner täglichen Gewohnheiten haben mir Hindernisse bereitet, die zuweilen schwerer zu überwinden waren als die von fremden Mächten oder feindlichen Parteien verursachten." Beim Frühstück pflegte die Königin ihren Feldzug zu unternehmen. „Wenn der König in solchen Momenten, beeinflußt durch ad hoc geschriebene Briefe und Zeitungsartikel, zu raschen Aeußerungen im Sinne antiministerieller Politik gebracht war, so pflegte Ihre Majestät den gewonnenen Erfolg zu befestigen durch Aeußerung von Zweifeln, ob der Kaiser imstande sein werde, die geäußerte Absicht oder Meinung ‚Bismarck gegenüber' aufrecht zu erhalten." Das Bild des Königs selbst verliert hier von der Glorie, in der es die Welt und namentlich die jüngere Generation seit dem Tage von Sedan zu sehen gewohnt ist. Auch der König erhält wieder mehr die Züge, die er in der Auffassung der älteren Generation trug. Er erscheint mit den tüchtigen Eigenschaften des Soldaten, es fällt aber der Mantel des Staatsmannes. Wohl hatte er auch große politische Tugenden, aber es waren nicht die des Leiters. Wenn wir an die Verhandlungen in Baden denken im August 1863 oder an die Künste, mit denen Bismarck und Roon den Zaudernden im Frühjahr 1866 dazu brachten, den Entschluß zum Kriege gegen Oesterreich zu fassen, oder an die Scenen in Nikolsburg und in Versailles vor und bei der Kaiserkrönung und an so manchen ähnlichen Vorgang, so kann man nicht zweifeln, daß Bismarcks Auffassung die richtige ist. Den menschlich großen Eigenschaften seines Herrn, die sich auch in allen kritischen Stunden als die kräftigsten Hebel der richtigen Entscheidung bewährten, wird Bismarck nicht nur vollkommen gerecht, sondern seine ganze Darstellung ist bei aller Freiheit und, wenn man will, Rücksichtslosigkeit des Erzählens und Urtheilens voll echter, ich möchte sagen voll rührender Pietät. Man lese II, 288 f.: „Er war ein Gentleman ins Königliche übersetzt, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheiten von dem Satze noblesse oblige dispensirt fühlte; sein Verhalten in der inneren wie in der äußeren Politik war den Grundsätzen des Kavaliers alter Schule und des normalen preußischen Offiziersgefühls jederzeit untergeordnet. Er hielt auf Treue und Ehre nicht nur Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber. Wenn er durch augenblickliche Erregung seinem feinen Gefühl für königliche Würde und Pflicht zu

nahe getreten war, so fand er sich schnell wieder und blieb dabei ‚jeder Zoll ein König‘, und zwar ein gerechter und wohlwollender König und ehrliebender Offizier, den der Gedanke an sein preußisches porte-épée auf richtigem Wege erhielt.“ ...

„Wenn er heftig wurde gegen Leute, denen er wohlwollte, wie dem Grafen Roon oder mir, so war er entweder durch den Gegenstand selbst erregt oder durch fremde, außerordentliche Besprechungen vorher an Auffassungen gebunden, die sich sachlich nicht vertreten ließen. Graf Roon hörte dergleichen Explosionen an, wie ein Militär in der Front den Verweis eines hohen Vorgesetzten, den er nicht verdient zu haben glaubt, aber er litt nervös darunter und sekundär auch körperlich. Auf mich haben Ausbrüche von Heftigkeit des Kaisers, die ich seltener erlebte als Roon, niemals kontagiös, eher abkühlend gewirkt. Ich hatte mir die Logik zurechtgelegt, daß ein Herrscher, der mir in dem Maße Vertrauen und Wohlwollen schenkte wie Kaiser Wilhelm I., in seinen Unregelmäßigkeiten für mich die Natur einer vis major habe, gegen die zu reagiren mir nicht gegeben sei, etwa wie das Wetter oder die See, wie ein Naturereigniß, auf das ich mich einrichten müsse; und wenn mir das nicht gelang, so hatte ich eben meine Aufgabe nicht richtig angegriffen. Dieser mein Eindruck beruhte nicht auf meiner generellen Auffassung der Stellung eines Königs von Gottes Gnaden zu seinem Diener, sondern auf meiner persönlichen Liebe zu Kaiser Wilhelm I.“

So intim, so ganz in das Innerste des Verhältnisses der beiden zu dem größten Werke gemeinsam berufenen Helden führt uns Bismarcks offenes Wort, und an dieser Stelle geht seine Erwägung schon über auf das Gebiet der politischen Ideen und die Ordnung der Gewalten des Staates, denen aber ein eigener Artikel zu widmen ist, so mannichfaltige und so wichtige Fragen werden da behandelt von dem gewaltigsten Staatsmann und schärfsten politischen Denker unsrer Tage.

Mittheilungen und Nachrichten.

B-r. **Afrikanische Alterthümer.** In den Kreisen der Ethnographen herrscht gegenwärtig eine große Aufregung. Auf einem bisher fast verschlossen gebliebenen Theil von Westafrika ist plötzlich eine ganz ungeahnte Ueberraschung zu Tage getreten. Im Februar 1897 war von einer englischen Streitmacht die zwar schon seit 400 Jahren entdeckte, aber bald wieder vergessene alte Blutstadt **Benin** im Nordwesten des Nigerdeltas nach heißem Kampf erobert worden, zur Strafe für verschiedene Greuelthaten, die deren König begangen und schließlich durch die Ermordung mehrerer Engländer voll gemacht hatte. In einem verlassenen und verfallenen Theil der aus Lehmbauten labyrinthisch zusammengesetzten Residenzgehöfte fanden sich hiebei, theilweise unter Schutt vergraben, Anhäufungen barbarischer Kunstgegenstände, die den Eindruck eines uralten Schatzes machten. Neben riesigen Elefantenzähnen, die bis zu 2 Meter lang und fast immer von oben bis unten mit Schnitzereien überarbeitet sind, wurden Bronzegüsse aufgedeckt in einer Größe und in einer Vollendung, wie man sie Negern niemals zugetraut hätte. Das Hervorragendste unter diesen scheinen zwei Panther in halber Lebensgröße zu sein, welche in den Besitz des Deutschen Kaisers gelangt sind und sich durch ihre kraftvolle, strenge Haltung auszeichnen, dann einige mächtige Hähne, ebenso zugleich aufs Ausdrucksvolle hin stilisirt und zugleich von großer Naturwahrheit. Ferner Menschenköpfe, die auf steifen, geflochtenen Halspanzern sitzen und oben weite runde Oeffnungen haben, so daß man in ihnen die Postamente für die großen Elefantenzähne vermuthen kann, und schließlich in mannichfaltigster Menge Hochreliefplatten mit den Gestalten von Kriegern, europäischen und afrikanischen, bis zu einem halben Meter hoch. Es sind insgesammt Güsse aus Kupfer, Bronze und Messing in niemals gleicher Zusammensetzung und hergestellt nach jenem Verfahren, welches man italienisch Cera perduta nennt.

Etwas abschließendes über die Bedeutung dieser Funde zu sagen, ist noch nicht möglich. Nur so viel scheint sicher zu sein, daß die auch hier gleich wieder angerufenen assyrischen oder phönizischen Einflüsse nebst der hiezu nöthigen Anzahl von Jahrtausenden abgelehnt werden dürfen. Die Formengebung ist durchaus afrikanisch. Nur die Technik des Bronzegusses mag etwas fremdes sein und von den Portugiesen des 16. oder 17. Jahrhunderts stammen, schwerlich aber wird sie weiter zurückreichen können als bis auf 1484, das Jahr der Entdeckungsfahrten des Diego Cao, in dessen Begleitung unser Nürnberger Landsmann Martin Behaim als Kosmograph sich bethätigt hat.

Wie ja oft bei solchen Ereignissen, wurde der Werth jener großen Beute erst verspätet erkannt. Ja, einige mit Schnitzereien bedeckte riesige Elefantenzähne sollen sogar schon als beschädigtes Elfenbein in den Handel gekommen sein. Aber allmählich drang doch die richtige Werthschätzung durch. Ein Theil jener merkwürdigen Kunstgegenstände ist bereits in festen Händen, die Preise sind unheimlich rasch gestiegen. Sämmtliche größere Museen Europa's, Amerika's, ja selbst Australiens sind allarmirt und haben sich theilweise vem gekauft. Auch in unserm Münchener Ethnographischen Museum ist eben die erste derartige Sendung eingetroffen und wird demnächst zur Ausstellung kommen.

-ski. Im neuesten Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen veröffentlicht der Kunsthistoriker Professor Dr. **E. Dabbert** zum erstenmal die **Miniaturen des berühmten Evangeliars im Rathhaus zu Goslar** und erörtert zugleich die Frage der Person des Meisters der Miniaturen, sowie des Entstehungsorts und der Entstehungszeit der Handschrift. Das Ergebniß der Dabbert'schen Untersuchungen bezüglich des Meisters der Miniaturen ist, daß dieser, obwohl die meisten Miniaturen byzantinisches Schema verrathen, dennoch abendländischen Ursprungs sein muß, hauptsächlich weil sie eine Reihe von Eigenthümlichkeiten aufweisen, die sich in gleichzeitigen deutschen Werken finden, in byzantinischen aber fehlen. Dazu gehören besonders die Initialornamentik, die Art, wie mitten im Pflanzen- und Flechtwerk allerlei kleine Menschen- und Thiergestalten fabelhafter Natur zerstreut sind, und die zahlreichen Spruchbänder. Einiges Licht über die Entstehungszeit des Goslarer Evangeliars wirft ferner ein in der Halberstädter Gymnasialbibliothek aufgefundenes Missale, dessen Miniaturen denen des ersteren so nahe stehen, daß ihre Zusammengehörigkeit außer Zweifel sein muß, und daß es sich nur um die Frage handeln kann, ob beide von einem Meister geschaffen sind oder das Missale von einem begabten Schüler des Meisters des Evangeliars im engsten Anschluß an dieses angefertigt wurde. Für die Entstehung des Missale läßt sich aber ziemlich genau die Zeit zwischen 1241 und 1245 angeben. Wahrscheinlich ist auch Halberstadt der Entstehungsort beider Werke, wenn dies sich auch vorläufig mit Sicherheit noch nicht nachweisen läßt.

Rome et la Renaissance. Essais et Esquisses. — *Jules II* par *Julian Klaczko.* Paris, E. Plon 1898. — Die Essays Julian Klaczko's, welche seit langen Jahren in der „Revue des deux mondes“ erschienen, sind dem großen deutschen Publikum ziemlich unbekannt geblieben. Aber einen kleinen erlesenen Kreis von Freunden hat sich der geistvolle Verfasser der Causeries florentines, den man in Frankreich seit Jahrzehnten als scharfsinnigen Politiker, als feinsinnigen Kunstkritiker verehrt, auch schon seit lange in Deutschland erworben. Nun liegen in einem Bande die Studien und Skizzen über „Rom und die Renaissance“ vor, das Gediegenste, was wir aus Klaczko's Feder besitzen, das Formvollendetste und Gedankenreichste vielleicht, was jemals über einen so oft behandelten Stoff geschrieben worden ist. Die hier gesammelten und in den Lücken vervollständigten Essays fügen sich in der That organisch zu einem Ganzen zusammen, das man als Kunstwerk nicht genug bewundern und genießen kann.

Allerdings ist der Stoff ein unvergleichlich dankbarer. Julius II.! Sein Biograph, der uns das Bild des gewaltigen Papstes mit der Sicherheit des Meisters, der seinen Stoff

beherrscht, mit dem Farbensinn und dem Formgefühl des Künstlers entwirft, zeigt mehr als einmal, daß er in sich selbst etwas trägt, was seinem Heros wahlverwandt ist. So plastisch zeichnet er die äußere Erscheinung des Papstes, mit so tiefem Verständniß erschließt er die geheimsten Falten seines Herzens, so unmittelbar stellt er uns dem „Pontefice terribile“ gegenüber, mit dessen Heroennatur ihn eine tiefe, geheimnißvolle Sympathie zu verbinden scheint.

Wenn er die Kunst in ihrer Entwicklung und auf ihrer Höhe von Melozzo da Forli bis auf Raffael und Michelangelo schildert, bemerkt man eigentlich niemals, daß Klaczka kein Fachgelehrter ist. Denn seine ästhetischen Würdigungen sind fast immer so zutreffend, wie seine feine Kunstkritik. Wohl aber verräth der Verfasser eine dem Fachgelehrten fast immer fremde, umfassende Kultur, eine staunenswerthe Kenntniß der Sprache, Kunstliteratur nicht nur Italiens, sondern auch Frankreichs und Deutschlands. Die gewissenhafte Treue des Gelehrten, der sich und Anderen Rechenschaft schuldig zu sein glaubt über Ursprung und Quelle dessen, was er lehren will, verbindet sich bei ihm mit dem geübten Auge und der sachlich klaren Auffassung des Diplomaten. Aber bei alledem verzichtet er niemals darauf, die eigenen Ansichten und Urtheile seiner stark entwickelten Persönlichkeit zur Geltung zu bringen; er behandelt die „Novateurs“, alle die, welche in der Stanza della Segnatura ein Bibliothekzimmer suchen und hier neben Raffael das Portrait Saddama's erkennen wollen, welche gar die Decke der Stanza d'Eliodoro, wie es heute übrigens allgemein geschieht, der Hand Peruzzi's zuschreiben, mit ziemlicher Geringschätzung. Der kluge und feine Prälat, der uns durch die Stanza della Segnatura ein so unvergleichlicher Führer ist, gibt uns das Bild des Verfassers selbst, der seinen Stoff bis ins kleinste Detail beherrscht, der sich aber dessen auch wohl bewußt ist und sich wenig geneigt zeigt, auf die Meinungsäußerungen Anderer, und mögen sie noch so gerechtfertigt sein, zu hören. Ein solcher Standpunkt wird immer bis zu einem gewissen Grade parteiisch sein — glauben wir doch unter so viel Citaten die Namen Müntz und Wickhoff überhaupt nicht gefunden zu haben, wird doch die deutsche Forschung, die doch so viel für die italienische Kunst des Quattrocento gethan, nur selten voll gewürdigt —, aber wer wird so menschliche Schwächen nicht gern verzeihen, gerade dort, wo das starke persönliche Element den vornehmsten Reiz eines Buches ausmacht? Es ist fast rührend, zu sehen, wie der bejahrte Verfasser keine Mühe und keine Anstrengung scheute, seinen Trieb nach Wahrheit zu befriedigen, er führt uns in das Dunkel der vatikanischen Grotten und oben auf die schwindelnde Galerie der Sixtinischen Kapelle, er läßt sich von einem der ihm wohlbekannten Kustoden die abgelegene Stiege Bramante's aufschließen und er hat das Glück, die Cathedra Petri im Jubiläumsjahre zu sehen. Er sucht die Magliana auf und Ostia, er fährt nach Todi und Bolsena, er durchstöbert die Bibliotheken von Florenz und Rom und kehrt in jedem Sommer mit Schätzen des Wissens beladen in die Heimath zurück, wo er in der Stille die großen Eindrücke von Italiens Natur und Kunst verarbeitet und die reichen Funde und Erfahrungen, die er in Bibliotheken und im Verkehr mit den besten Männern Italiens gesammelt hat, in seine Essays zusammenfaßt. Und dieser eigenartigen Persönlichkeit, diesem herben, aber groß und vornehm angelegten Charakter, der sich auf jeder Seite ausspricht, hat der Himmel das köstliche Geschenk der anmuthigsten Sprache beschert. In leichtestem Gesprächston werden die tiefsten Probleme behandelt, in einen goldschimmernden, sorglos ihr umgeworfenen Schleier kleidet der Meister die ernste Göttin der Wahrheit. Was Wunder, daß es nicht allen Fachgelehrten gelang, den Forschungen Klaczka's gerecht zu werden, was Wunder, daß auch seine Verehrer, von dem Wohllaut dieser Sprache bezaubert, den Ernst seiner Forschungen nicht immer begriffen? Heute erst, wo uns die Studien Klaczko's als Gesammtleistung vorliegen, wird ihre Bedeutung voll gewürdigt werden können. Man sieht auf einmal nicht ohne Erstaunen, daß der Künstler ein Gelehrter ist und daß der Gelehrte Zeit und Mittel besaß, sich an den schönsten Gütern des Lebens zu freuen und die Gabe, Andere an seinem hohen Streben, an seinen ernsten Freuden mitgenießend theilnehmen zu lassen. So ist dies Buch von Julius II. nicht nur die wahrste, tiefste Würdigung, die der größte der Renaissancepäpste bis heute gefunden hat, es ist zugleich ein persönliches Denkmal der Lebens- und Seelengeschichte eines merkwürdigen Mannes, der als Priester des Wahren und des Schönen entsagungsvoll ein Lebensglück gefunden hat, das einzige vielleicht, das ihm in allen Wechselfällen des Lebens immer treu geblieben ist.

Mag man im einzelnen oft anderer Meinung sein, im ganzen läßt sich schwerlich ein zuverlässigerer Führer denken durch das Rom des zweiten Rovere-Papstes als Julian Klaczka's Buch. Es wendet sich allerdings nicht an die große Masse der Kunstenthusiasten, oder solcher, die es scheinen wollen. Der Verfasser hat es nicht nöthig, für solche Leute zu schreiben; bewußt und unbewußt hat er seinem Werke einen durchaus aristokratischen Charakter aufgeprägt. Er führt uns vor Melozzo's Fresko im Vatikan, er führt uns in die alte Basilika von St. Peter, nach Santa Maria del Popolo und endlich in das Belvedere Julius' II. Hier tritt uns der Papst selbst entgegen, auf Bramante's Arm sich stützend, hier verweilt er mit besonderer Liebe, seinen Leser für den Genius des großartigsten aller modernen Mäcene zu erwärmen, den er uns bald als rauhen Kriegsmann schildern wird. Welch ein Bild, dies Viridarium des alten Rovere, wo man in kleinen Kapellen, von dunklem Grün umrahmt, alle damals bekannten Schätze der Antike bei einander sah, den Apoll von Belvedere und den Laokoon, die Kleopatra, Herkules und Tiber, wo die Brunnen plätscherten und die Vögel sangen und das procul este, profani! aller Welt verkündete, daß Krieg und Politik nicht die einzigen Gedanken des greisen Papstes waren.

Die Camera della Segnatura ist eines der Hauptkapitel dieses Buches, und wir sind schon früher eben an dieser Stelle (Beilage Nr. 42 vom 20. Februar 1896) für die Behauptung des Verfassers eingetreten, daß in der ersten Stanze Raffaels die höchste vom Papste selbst präsidirte Gerichtsbarkeit tagen sollte. Dann folgt „le jeu de ce monde“, in dem das ganze Werk zu gipfeln scheint, ein Meisterstück in seiner Art, das uns den Rovere-Papst noch einmal wieder lebendig vor die Augen führt, das alle die politischen Wirren, die verhängnißvollen Kämpfe des Papstthums in den Jahren 1510 und 1511 in wahrhaft plastischen Zügen schildert. Damit ist dann auch zugleich das Verständniß für die Grundgedanken des Bilderkreises der zweiten Stanze erschlossen, wo allerdings in den Forschungen Klaczko's das schwierige Thema noch nicht abschließend behandelt ist. Für die vielbesprochene Louvrezeichnung mit der Illustration aus dem VIII. Kapitel der Apokalypse weiß er keine Verwendung, die Befreiung Petri will er noch immer auf Leo X. beziehen.

Michelangelo mußte dem Verfasser ebenso sympathisch sein, wie Julius selbst. Ihn beschäftigen daher nicht nur die Leistungen des Bildhauers und des Malers, er sucht auch mit Erfolg in die unergründlichen Tiefen des größten Charakters der Renaissance einzudringen. Aber man muß das Kapitel über die Volta der Sistina lesen, und wenn es möglich ist an Ort und Stelle, dann erst lernt man Julian Klaczka dankbar sein, der uns hier das Beste bietet aus all den Schätzen seines Geistes und Herzens.

Auch die Abbildungen geben fast nur Ungewöhnliches: vor allem die Miniatur Fouquets, das Innere von St. Peter darstellend, das Portrait Julius' II. als Kriegsmann im Palast Bruschi in Corneto, das Stucco des Giovanni da Udine in den Loggien, Raffael darstellend mit seinen Schülern, das bis heute nur in einem völlig unzuverlässigen Stich bekannt gewesen ist.

Ernst Steinmann.

Heinrich Künkler: Zum Gedächtniß an David Friedrich Strauß. Wiesbaden 1898. 110 S. — Das Interesse der gebildeten Welt an Strauß ist in unsrer Zeit nicht zurückgegangen, sondern reger geblieben, als dies von irgend einem anderen Mitglied der Hegel'schen Schule oder Hegel selbst gesagt werden kann. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre, die aus fünf früher bereits in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen besteht, hat in lebhaften freundschaftlichen Beziehungen zu Strauß gestanden und erweist sich als verständniß- und liebevollen Beurtheiler des Philosophen. Das vielseitige Interesse desselben für Philosophie und Dichtung, Theologie und Politik wird höchst lebendig geschildert.

Die beiden ersten Abhandlungen beschäftigen sich mit Strauß' „Poetischem Gedenkbuch“, aus dem einige mit glücklichem Griff ausgewählte Gedichte zum Abdruck gelangen. Vielleicht liegt in seiner künstlerischen Begabung der Schlüssel zu seiner ganzen Persönlichkeit. Der dritte Aufsatz beschäftigt sich mit dem Buche von A. Hausrath: „David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit“, der vierte mit der von Eduard Zeller veranstalteten Ausgabe der „Gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß“. Dankenswerth ist der Abdruck eines von Zeller nicht abgedruckten Artikels über „Böckhs Festrede zur Geburtstagsfeier des Königs Wilhelm I., gehalten in der Universität zu Berlin am 22. März 1861“. Künkler bezeichnet diesen Aufsatz von Strauß nicht mit Unrecht als „ein wahres Kabinetsstück“. Die letzte Abhandlung bildet eine gehaltvolle Besprechung der gleichfalls von Eduard Zeller herausgegebenen „Ausgewählten Briefe“ von Strauß, die zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern“ 1896 veröffentlicht worden ist. Bemerkenswerth ist die Erörterung der Frage, ob Strauß am Ausgang seiner schriftstellerischen Laufbahn Materialist geworden sei. Wenn der Verfasser diese „aufs entschiedenste verneinen“ zu müssen glaubt, so dürfte er auf berechtigten Widerspruch stoßen. Es erscheint allzu kühn, die Hauptstelle des Werkes „Der alte und der neue Glaube“, in der sich Strauß zum Materialismus bekennt (Band 6 der Gesammelten Schriften, S. 140) — wie Künkler es will (S. 51) — für „unstraußisch“ zu erklären. Andrerseits ist es unklar, mindestens unzureichend, wenn der Verfasser bei der Behauptung, Strauß hätte sich nicht zum Materialismus bekannt, erklärt, er verstehe dabei unter Materialismus, „was man allgemein darunter versteht“. (S. 93.) Wenige philosophische Begriffe lassen eine gleich vielseitige Deutung zu. Jedenfalls dürfte das hier von Künkler erörterte Problem durch diese Bemerkungen nicht gelöst sein —, auch nicht durch den bloßen Hinweis auf die Widersprüche, die sich in Strauß' Persönlichkeit zeigen, denn jede Entwicklung schließt Glieder von wechselseitigem Gegensatz in sich. Vielleicht sind auch diese Widersprüche in seinem Wesen nur zu begreifen, wenn man das Doppelte seines Charakters, das künstlerische und das philosophische Element, berücksichtigt. H. Brömse.

fb. Die freundliche Aufnahme, die **Adolf Pichlers „Tiroler Geschichten und Wanderungen“** allenthalben, insbesondere auch bei der Kritik gefunden, hat die Verlagsbuchhandlung von Georg Heinrich Meyer in Leipzig zu dem freudig zu begrüßenden Entschluß geführt, die nothwendig gewordene 3. Auflage in Lieferungen erscheinen zu lassen, um so die große deutsche Lesewelt für den Tiroler Poeten zu gewinnen zu suchen, der erst jetzt, an der Schwelle des 80. Geburtstags, nachdem er Zeit seines Lebens ein „literarisch lebendig Begrabener“ gewesen war, die verdiente Würdigung und Anerkennung zu finden beginnt. Die erste Lieferung des Werkes ist soeben erschienen. Wir verweisen aus diesem Anlaß auf die in der Beilage vom 16. Januar d. J. gebrachte Besprechung des Buches, in der es hieß: „Himmelhoch erhaben über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Mache lassen sich Pichlers Erzählungen nur mit den Kunstwerken des Meisters der Novelle, Gottfried Keller, vergleichen, an den Pichler mit seiner reizvollen Vereinigung von Feinheit und Schlichtheit sehr häufig erinnert.... Seine Schriften zählen zu dem Allerbesten, wonach das gebildete deutsche Haus zu allen Zeiten greifen kann.“ Wir hoffen, daß das dankenswerthe Unternehmen der Verlagshandlung von Erfolg gekrönt werde, und somit ihr Bestreben, „den Lebensabend eines unsrer edelsten Dichter durch Verbreitung seiner Werke zu verschönen“, reiche Früchte tragen möge.

br. **Alfred Beetschen: Gedichte.** München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1898. — Ein feinfühlender, kunstsinniger Poet spricht aus der vorliegenden Sammlung lyrischer Dichtungen. Seine bald auf einen ernsten, bald auf einen heiteren, zuweilen sogar auf einen derbsatirischen Grundton gestimmten Weisen erfreuen meist durch Tiefe und Innigkeit der Empfindung, durch frische und ungekünstelte Natürlichkeit und nicht zuletzt durch seltenen Wohllaut der Sprache. Zwar weiß Beetschen eigentlich neues nicht zu sagen, aber die Art und Weise, wie er sein Denken und Fühlen zum Ausdruck bringt, trägt ein völlig individuelles Gepräge. In den unter die Abschnitte „Tag- und Nachtstücke“, „Pfade“, „Stimmungsbilder“, „Sonette“, „Jahreszeiten der Liebe“, „An die Musik“, „Mit Adressen und Gelegentliches“ gruppirten Gedichten finden sich manche gehaltvolle, formvollendete Lieder, die es wohl verdienten, dem Besten, was die Lyrik unsrer Tage gezeitigt hat, an die Seite gestellt zu werden, z. B. „Brettl-Mignon“, „Nach Jahren“ u. a. Charakteristisch für Beetschen, der Paul Heyse, C. F. Meyer, Hermann Lingg in begeisterten und gedankenreichen Strophen seine Bewunderung zollt, ist übrigens die starke Antipathie, die er gegen die „Moderne“ zur Schau trägt. Mit manchem seiner oft recht derben Zornesworte mag er nicht ganz unrecht haben; beschränkt einseitig und ungerechtfertigt erscheint dagegen die Behauptung, die er ausspricht:

> Die Moderne
> Schmückt strammenthüllt das Piedestal,
> Nur eines kennt sie, den Skandal,
> Der Halbwelt sprengefüllte Puppe —
> Und alles And're ist ihr schnuppe!

Könnte die „neue Richtung“ dann heute wohl auf nahezu zwei Jahrzehnte des Blühens und der gedeihlichen Fortentwicklung zurückblicken? Gewiß nicht! Hievon abgesehen, kann man Beetschens Gedichten nur uneingeschränktes Lob spenden, und so steht zu hoffen, daß sie, zumal sie sich von seichter Durchschnittslyrik so vortheilhaft abheben, recht viele Freunde und die verdiente Anerkennung finden mögen.

* **Berlin.** Die hiesige philosophische Fakultät hat Hrn. **Franz Obert**, Stadtpfarrer von Kronstadt in Siebenbürgen — „dem Vater der heutigen Volksschule der Siebenbürger Sachsen, der durch Lehre und Vorbild, durch Rede und Schriften die Erziehung der Jugend und die Bildung der Lehrer auf das wirksamste gefördert hat, der auch über die Grenzen der Schule hinaus für den sächsischen Stamm als erleuchteter und humaner Mann thätig war, der Zierde seines Vaterlandes, dem Stolze seiner Volksgenossen“ — die **Würde eines Doktors der Philosophie** und Magisters der freien Künste honoris causa verliehen.

* Dem Privatdozenten an der Technischen Hochschule zu **Hannover Wilhelm Thiermann** und dem Vorsteher der Moorversuchsstation in **Bremen**, Dr. **Tacke**, ist das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

* **Budapest.** Graf Eugen **Zichy** kehrt Sonntag über Fiume von seiner **Forschungsreise**, die ihn bis Peking geführt hat, hieher zurück. Die gelehrten Körperschaften und seine zahlreichen Freunde bereiten ihm einen festlichen Empfang vor. Zichy war beinahe ein Jahr lang abwesend.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Heinrich Schäffer: Hokuspokus in Vers und Reim — Jux und Jokus im eigenen Heim. Humoristische Dichtungen. Berlin, Fischer u. Franke 1898. — **Camilla Theimer**: Die Frau der Zukunft. Wien, Leipzig, Berlin, Verlag der „Wage“. — **Prof. Dr. Georg v. Below**: Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgerthum. (Monographien zur Weltgeschichte. Bd. 6.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — **Prof. Kuno Francke**: Social Forces in German Literature. A Study in the History of Civilisation. New-York, Henry Holt & Cie. 1897. — **Rabbiner Dr. H. Sänger**: Nächstenliebe. Mainz, Joh. Wirth 1898. — **Berthold Kann**: Das „Neue Bürgerliche“ in fröhlichen Versen. I. Buch. Allgemeiner Theil. Berlin, H. W. Müller 1898. — **Prof. Dr. Karl Birkmeyer**: Deutsches Strafprozeßrecht mit eingehender Bezugnahme auf die preußischen und bayerischen Ausführungsbestimmungen und unter Berücksichtigung des österreichischen Strafprozeßrechtes. Ebd. 1898. — **Georg Weltstein**: Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Ebd. 1899. — **S. Philipp**: Vier skeptische Thesen. Leipzig, O. R. Reisland 1898. — **Prof. Dr. G. Wendt**: England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. 2. Auflage. Ebd. 1898. — **Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß**: Gottsuchers Wanderlieder. Dichtungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1898. — **Wiener Künstlerpostkarten.** Serie 33 und 34. (Wiener Ausflugsorte von G. Gerlach; Stilistisches von J. Hoffmann.) Wien,

Philipp Kramer 1898. — Paul v. Roth: Bayerisches Zivilrecht. III. Theil. 2. Auflage, bearbeitet von Heinrich Becher. II. Abtheilung. Tübingen, H. Laupp 1898. — Albrecht Wirth: Geschichte Sibiriens und der Mandschurei. Bonn a. R., Carl Georgi 1899. — Alexander Olinda: Im Herzen Zentralamerika's. Historischer Roman in 3 Büchern. Köln, Albert Ahn. — Paul Warncke: Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. Leipzig, R. Voigtländer 1899. — Dr. L. H. Grothe: Tripolitanien. Landschaftsbilder und Völkertypen. Leipzig, Dr. Seele u. Cie. 1898. — Ernst Haeckel: Ueber unsre gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen. Ein Vortrag. Bonn, Emil Strauß 1898. — Alexander L. Kielland: Zwei Novelletten. Treuherz — Karen. Uebersetzt von Dr. Leo Bloch. Berlin, Harmonie. — Regenhardts Almanach 1899. Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin, C. Regenhardt 1898. — A. Engelmann: Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutschlands mit Einschluß des Handelsrechts. 3. und 4. Heft. Berlin, J. J. Heim 1898. — A. F. Koni: Dr. Friedrich Haaß. Lebensskizze eines deutschen Philanthropen in Rußland. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Heinrich Sohnrey: Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Mit Illustrationen. 3. Jahrgang. Berlin, Deutscher Dorfschriften-Verlag 1898. — Ludwig Bechstein: Neues deutsches Märchenbuch. 65. Aufl. Volksausgabe. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Festschrift der 70. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte. Düsseldorf, Bergisch-Rheinische Verlagsanstalt (G. Müller) 1898. — Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1892—1898. Berlin, Georg Bondi 1899.

Jahrgang 1898. München, Montag, 19. Dezember. Nummer 287.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Gebiete der Technik.

Von W. Berdrow.

Die glänzende Stellung und der bedeutende Umfang der elektrotechnischen Industrie spiegelt sich recht deutlich in den gewaltigen Fortschritten ab, welche die industrielle Nutzbarmachung der Wasserkräfte in den Alpen im ablaufenden Jahre noch mehr als in dem ihm vorhergehenden gemacht hat. Ganz unglaublich wäre vor etwa 10 Jahren, als die Benutzung der Berggewässer für elektrotechnische und elektrochemische Zwecke praktische Bedeutung zu erlangen begann, die Prophezeiung gewesen, es würde nur eines 10jährigen Zeitraumes bedürfen, um die für Jahrhunderte unerschöpflich scheinenden Alpengewässer bis auf einen verhältnißmäßig kleinen Rest in das Joch der Industrie einzuspannen. Jetzt fehlt nur noch wenig daran, daß eine solche Vermuthung, wenn sie Jemand gewagt hätte, zur Wirklichkeit würde. Von den Wasserkräften der Schweiz berichtete im vergangenen Sommer schon Müller-Landsmann in Zürich, daß das letzte beträchtliche Gefälle, das für großindustrielle Zwecke Berücksichtigung verdiene, 10,000 Pferdekräfte der Aar, an eine Unternehmergesellschaft verkauft oder verpachtet sei. Mögen auch noch ein paar Dutzend oder selbst hundert geringfügige Gefälle, ausreichend für die Beleuchtung und Kraftversorgung einer kleinen Ortschaft, für den Betrieb einer elektrischen Bergbahn oder ähnliche beschränkte Zwecke, hier und da in den Thälern und Klüften der Schweizer Alpen zu Gebot stehen, mit der Erschöpfung der wirklich bedeutenden, für elektrochemische Zwecke oder umfangreiche Industrieanlagen in Betracht kommenden Energiequellen dürfte der angeführte Gewährsmann nahezu recht haben. In den übrigen Theilen der Alpen scheinen sich die Verhältnisse ganz ähnlich zu gestalten. In den französischen Alpenländern ist nach „L'Eclairage El." die Ausbeutung der hydraulischen Kraftquellen nahezu ebenso weit gediehen, wie in der Schweiz. Nach einer Aufstellung desselben Blattes, die sich allerdings auf die Dauphiné beschränkt, sind hier für die Zwecke der elektrischen Beleuchtung bereits 60 Zentralstationen in Betrieb, deren Energie zu 75 Proz. durch Wasserkräfte erzeugt wird; die Zentralen von Briançon, Grenoble, Sassenage mit 400—500 Pferdekräften bezeichnen den größten Umfang dieser Werke. Bedeutend stärkere Energiemengen werden in 15 der elektrischen Kraftübertragung dienenden Anlagen erzeugt, von denen einige einen Umfang von 1000—1500 Pferdekräften besitzen und ihre Kraft auf Entfernungen bis zu 30 km entsenden. Die demselben Zwecke dienende Zentralstation von Lancey ist einer Erweiterung bis zu 5000 Pferdekräften fähig, während bis jetzt in dieser und der vorgenannten Gattung elektrischer Betriebe in der Dauphiné nur 9000 Pferdekräfte den Gebirgswässern entnommen werden. Bedeutend größer ist wiederum der Umfang der elektrochemischen Anlagen, deren in demselben Gebiet zwölf mit einer hydraulischen Triebkraft von 20,000 Pferdestärken im Betriebe sind. Mehr als die Hälfte davon dienen der Erzeugung von Calciumcarbid, drei derjenigen von Aluminium, in einer wird Carborundum erzeugt, neben der Carborundfabrik an den Niagarafällen wohl die einzige Anlage zu diesem Zwecke. Auch in Tirol, Kärnten und Steiermark ist die Ausnutzung der alpinen Wasserkräfte in schneller Zunahme begriffen. Durch die Fassung eines ungewöhnlich großen Gefälles am Mühldorfer Bach im Möllthale wird eine, der Firma Ganz u. Co., resp. dem Stahlwerk Mühldorf konzessionirte Kraftanlage für die Gewinnung von etwa 10,000 Pferdestärken entstehen, die zum größten Theil für die Erzeugung von Calciumcarbid und Aluminium, zum Theil verschiedenen anderen Zwecken und vielleicht auch dem Betriebe der projektirten Tauernbahn dienen soll. Es wird wohl die erste Energieanlage Oesterreichs in diesem Umfange. Zur Ausbeutung einer ebenfalls bedeutenden Wasserkraft bei Matrey in Tirol hat sich in München die Industriegesellschaft Brennerwerke unter Betheiligung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin, der Bayerischen Bank und des bekannten Elektrotechnikers O. v. Miller, München, gebildet, dessen Initiative auch die neuerdings so rege Erschließung der Wasserkräfte in den bayerischen Alpen hauptsächlich zu verdanken ist.

Um diesen, die Industrie mehr als die Technik angehenden Mittheilungen gleich noch ein anderes, gegenwärtig ebenso auffallend bevorzugtes Gebiet der Unternehmungslust anzuweisen, mögen hier einige Angaben über die bisherigen praktischen Erfolge der Acetylenbeleuchtung Platz finden, deren technische Vorbedingungen und Fortschritte in den vorigen Berichten mehrfach berührt worden sind. Die beschlossene und in rascher Durchführung begriffene Einrichtung der Acetylenbeleuchtung in den Personenwagen der preußischen Staatsbahnen hat nicht nur das durch häufigere Explosionen geweckte Mißtrauen gegen das neue Gas behoben und damit der Acetylenindustrie indirekt genutzt, sondern der Verbrauch der Eisenbahnen ist, obwohl das verwendete Gas nur zu einem Viertel aus Acetylen besteht, schon an sich geeignet, die deutsche Carbidindustrie nicht unwesentlich zu fördern. Außer der zuerst ausgeführten und für die übrigen Anlagen als Muster dienenden Acetylengasanstalt des Werkstättenbahnhofs Grunewald bei Berlin sind, fast ausschließlich im ablaufenden Jahre, Acetylengasanlagen bereits auf den Bahnhöfen Frankfurt a. M., Tempelhof bei Berlin, Bremen, Posen, Broich (Eisenbahndirektion Essen), Allenstein in Ostpreußen, Hagen i. W., Bromberg, auf den der Eisenbahndirektion Halle zugehörigen Thüringer Bahnhof in Leipzig und auf einigen anderen preußischen Bahnhöfen ausgeführt oder in der Ausführung begriffen. Da sich aber der Jahresbedarf einer solchen Bahnhofsanlage mindestens auf 40—50 Tonnen Carbid beläuft, so sind allein diese fiskalischen Gasanstalten imstande,

den deutschen Carbidfabriken eine nicht unwesentliche Abnahme zu garantiren. Uebrigens wird die Waggonbeleuchtung durch das von der preußischen Verwaltung eingeführte Acetylen-Mischgas sich sehr bald nicht mehr auf Preußen allein beschränken. Selbst in denjenigen deutschen Staaten, wo man schon vor der Beendigung der entsprechenden preußischen Versuche mit der Einführung der elektrischen Waggonbeleuchtung beschäftigt war, scheint man sich nunmehr der weit billigeren und an Leuchtkraft ausreichenden Acetylenbeleuchtung zuzuwenden. In München wurde schon im Sommer die Einrichtung einer Acetylen-Gasanstalt zur Ergänzung der Fettgasanlage des Zentralbahnhofs und Verbesserung der bisherigen Beleuchtung der Personenwagen beschlossen. In Dresden wird augenblicklich eine Acetylenanlage für die sächsischen Staatsbahnen auf dem dortigen Staatsbahnhof gebaut, die preußisch-hessischen Bahnen haben eine ähnliche Anlage für den Zentralbahnhof von Mainz in Angriff genommen, und auch von mehreren Privateisenbahngesellschaften werden ähnliche Einrichtungen ausgeführt oder beabsichtigt. So wird auf dem Bahnhof Kleinen der Linie Neu-Brandenburg-Bützow-Lübeck eine Acetylen-Gasanstalt errichtet, und die noch im Bau befindliche Nordschleswiger Schmalspurbahn hat für sämmtliche Bahnhofsgebäude ihrer ausgedehnten Linie ebenfalls Acetylenbeleuchtung eingeführt.

Bahnhofsbeleuchtungen durch Acetylen sind überhaupt der Waggonbeleuchtung an vielen Stellen vorausgegangen, und in mehreren Fällen hat der vorzügliche Eindruck der durch Acetylen erhellten Bahnhöfe sogar den Anstoß zur Beleuchtung ganzer Ortschaften, denen weder Steinkohlengas noch Elektrizität zur Verfügung stand, nach demselben System gegeben. So wurde in Westpreußen, wo überhaupt, wie auch in Ostpreußen, Posen und Schlesien, die Acetylenbeleuchtung ganzer Ortschaften und Städte rasche Fortschritte gemacht hat, beispielsweise in Oliva bei Danzig anfangs nur die Beleuchtung des Bahnhofs durch Acetylen ausgeführt, bald aber gefiel das neue Licht allgemein so gut, daß jetzt die öffentliche Beleuchtung des Orts im Umfange von etwa 3000 Flammen einer Acetylen- und Carbidgesellschaft übertragen worden ist. Auch für Schönsee, im Regierungsbezirk Danzig, wird gegenwärtig durch die Allgemeine Carbid- und Acetylengesellschaft eine Gasanstalt auf eigene Kosten erbaut. Projektirt sind in derselben Gegend noch städtische Beleuchtungsanlagen für Stuhm und Berent. In Ostpreußen haben u. a. die Städte Passenheim und Sensburg, bisher einer centralen Beleuchtungsanlage völlig entbehrend, die Einführung von Acetylen noch im Laufe des Winters beschlossen, und zwar werden die von beiden Gemeinden der Königsberger Acetylengesellschaft Schilling u. Gutzeit übertragenen Anlagen wenigstens in Passenheim auf Rechnung der Stadt gebaut und betrieben; auch für Pillau ist die Beleuchtung durch Acetylen beschlossen. Für Posen wären die kürzlich beschlossenen Acetyleneinrichtungen von Schwersenz und Schubin, für Schlesien diejenigen von Scharley und Zobten zu erwähnen. Aber auch in den mittleren und westlichen Theilen von Norddeutschland und im Süden des Reichs, wo die allgemeinere Einführung des Leuchtgases und der Elektrizität dem neuen Gase ein weniger unbetretenes Feld hinterlassen hat, fehlt es an Acetyleneinrichtungen und Projekten für ganze Ortschaften — Privatanlagen mögen hier ganz unerwähnt bleiben — keineswegs. In der Mark Brandenburg und in Meklenburg sind Acetylengasanstalten für kleinere und mittlere Städte mehrfach ausgeführt oder projektirt, die Acetylenbeleuchtung von Strelitz i. M. ist eines der ersten Beispiele einer städtischen Beleuchtung durch das neue Gas und hat viel dazu beigetragen, das System für andere Ortschaften zu empfehlen. So hat kürzlich die Stadt Treptow (Reg. Stettin), nachdem sich ihre Vertreter in Strelitz von den Vorzügen der Acetylenbeleuchtung überzeugt hatten, der Berliner Aktiengesellschaft „Hera“ die Konzession ertheilt, auch in diesem Orte eine öffentliche Acetylen-Gasanstalt zu errichten. In der Mark hat Allendorf einer Leipziger Gesellschaft eine Zentralanlage für Acetylenbeleuchtung genehmigt, in Beeskow schwankt man noch zwischen Acetylen und Elektrizität. In Sachsen steht das neue Gas vor der Einführung in Bad Soden, in Rheinhessen ist eine große Mannheimer Firma mit verschiedenen Landgemeinden in Verbindung, die öffentliche Beleuchtung betreffend, getreten, Burg Farrenbach in Bayern scheint geneigt, nach den Erfolgen einer größeren Acetylenanlage für die gräfl. Pückler'schen Brauerei- und Restaurationssäle den ganzen Ort auf dieselbe Weise zu beleuchten, und in Schleswig hat kürzlich die Gemeinde Ellerbeck eine öffentliche Acetylenanlage in Auftrag gegeben.

Diese Liste, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, läßt wohl hinreichend erkennen, daß die anfängliche überlegene Stimmung der Gastechniker gegen die Acetylenindustrie, von der man sich nicht der leisesten Beeinträchtigung versehen zu müssen glaubte, denn doch nicht ganz berechtigt war. Weder der Preis des Acetylens noch die anfänglich nicht seltenen Explosionen haben seiner Ausbreitung den geringsten Abtrag gethan. Letztere sind besonders in Deutschland fast stets ungefährlich verlaufen und mit dem Gebrauch zweckmäßiger Apparate aus guten Fabriken im allgemeinen sehr selten geworden. Und was die Kosten der Acetylenbeleuchtung angeht, so scheint dieselbe schon bei dem heutigen Engrospreise des Carbids nicht nur mit dem elektrischen Glühlicht, sondern sogar mit dem Petroleum, dessen Stelle in der Straßenbeleuchtung vieler Ortschaften es binnen kurzem vertreten wird, erfolgreich konkurriren zu können. Der von einer Danziger Gesellschaft für die Acetylenbeleuchtung in Pinnau aufgestellte Gaspreis von M. 2.50 pro Kubikmeter für Private, von M. 1.75 für öffentliche Zwecke, ist freilich hoch, doch thut man's hier und da, wo sich die Konkurrenz schärfer bemerkbar macht, auch billiger. Die Berliner internationale Gesellschaft „Hera“ stellte in Zobten a. Bg. einen Acetylenpreis von M. 1.45 pro Kubikmeter für öffentliche Zwecke auf, und die Leipziger Gesellschaft „Prometheus“ setzte den Preis für Allendorf auf M. 2 pro Kubikmeter für Private fest. Dabei stellt sich eine Flamme von 25 Kerzen auf 3 Pfennig stündlich, oder wenig theurer als bei Petroleumbeleuchtung.

Es kann nicht wundernehmen, wenn bei so regen Fortschritten der Acetylenbeleuchtung sich auch die Carbidindustrie entsprechend rasch entwickelt. So sind augenblicklich in Oesterreich drei neue Carbidfabriken in Bau, die eine bei Meran, die zweite bei Paternion (Kärnten), die dritte in Sebenikow (Dalmatien). Die erstere und gleichzeitig größte davon wird für einen Verbrauch von 2400 Pferdekräften eingerichtet, allen dreien zusammen steht eine elektrische Energie von 4500 Pferdestärken zu Gebote, die einer jährlichen Erzeugung von etwa 6000 Tonnen Carbid im Werth von nahezu 2 Millionen Mark entsprechen. In erfreulichem Maße und nicht nur innerhalb der deutschen Grenzpfähle, ist unser vaterländisches Kapital an der Ausnutzung dieses neuen und vielversprechenden Industriezweiges betheiligt. An der Spitze der Bosnischen Elektrizitätsgesellschaft in Serajewo, welche die bedeutende Wasserkraft des Bliwasens bei Jahec für elektrochemische Zwecke und besonders für die Carbidgewinnung auszunutzen beabsichtigt, steht der Generaldirektor der A.-G. Schuckert u. Co., und dieselbe Firma steht jetzt in Unterhandlungen, betreffend die Ausnutzung der bedeutenden Wasserkräfte der Passage beim Dorfe Kalkstein in Ostpreußen ebenfalls für die Zwecke der Carbidfabrikation. Beim Bahnhof Liebstadt ist der Bau einer von dieser Kraftquelle gespeisten Fabrik geplant, deren Ver-

wirklichung nicht allein für die Acetylenindustrie der östlichen Provinzen, sondern auch für die Carbidausfuhr nach Rußland, wo neuerdings auch schon erfolgreiche Anstrengungen zur Einführung des Acetylens gemacht worden sind, von Bedeutung werden. Besonders in Polen beginnt sich die Acetylenbeleuchtung in neuerer Zeit stark einzubürgern.

Die außerordentliche Fähigkeit der vereinigten Industrie und Technik, Rohstoffe, zu deren Erzeugung neue und vervollkommnete Methoden, wie die elektrolytischen, entdeckt worden sind, alsbald auch in die Praxis einzuführen, bewährt sich auch auf manchen anderen Gebieten. So hat man dem durch die elektrotechnischen Verfahren der letzten Jahre beispiellos verbilligten Aluminium kürzlich mehrere neue Anwendungsgebiete erschlossen, über deren Bedeutung zu urtheilen allerdings für den Augenblick noch nicht möglich ist. In Chicago ist gegenwärtig ein neues Exemplar der bekannten Riesenhäuser in Bau, welches sich nach seiner Fertigstellung weniger durch seine 17 Etagen und durch seine Höhe von 64 m, als durch seine vollständig aus Glas und Metall hergestellte Front auszeichnen wird. Natürlich besteht das Gerippe dieses neuen „Wolkenkratzers", wie bei allen ähnlichen Häusern, aus stählernen Trägern, aber die zwischen diesem Stahlgerüst und den enormen Spiegelscheiben übrig bleibenden Wandflächen werden nicht, wie bisher mit Hülfe von Terracottziegeln oder Hausteinen ausgefüllt, sondern durch einen Belag von großen zusammengeschraubten Platten von fein polirter Aluminiumbronze. Den Hauptgrund zu dieser, bis jetzt sicherlich einzig dastehenden Konstruktion bildet wohl die Sucht, Aufsehen zu erregen. Selbst wenn die Baukosten des Aluminiumhauses die übliche Höhe um 100,000 Dollars überschreiten, so kann der Unternehmer doch sicher sein, sich durch höhere Miethen entschädigt zu sehen, ebenso wie gerade in Chicago die in dem Aluminiumpalast eröffneten Geschäfte eines doppelten Zuspruchs gewärtig sein können. Aber es mögen immerhin neben der Reklamesucht auch noch technische Rucksichten auf verminderte Belastung der Fundamente, größere Feuersicherheit oder dergleichen gewesen sein, welche die Konstruktion dieses originellen Gebäudes zum Theil veranlaßt haben. — Eine andere vielleicht aussichtsvollere Verwendung des Aluminiums ist kürzlich ebenfalls in den Vereinigten Staaten zum erstenmal versucht worden, nämlich der Ersatz der bisher kupfernen Drähte für elektrische Starkstromleitungen durch Aluminium. Das letztere besitzt zwar nur die halbe Leitungsfähigkeit des reinen Kupfers, ist aber dreimal leichter als dasselbe, so daß man für eine gleiche Stromstärke bei der Verwendung reinen Aluminiums schließlich doch den dritten Theil an Materialgewicht sparen könnte. Da aber andrerseits reines Aluminium bei unbekleideten Luftleitungen, wie sie für die Uebertragung hochgespannter Starkströme auf größere Entfernungen durchweg in Anwendung kommen, den atmosphärischen Einflüssen ziemlich schnell unterliegen dürfte, so wird wohl schließlich eine in dieser Hinsicht widerstandsfähigere Aluminium-Kupferbronze von annähernd gleichem Gewicht, wie reines Kupfer, bestimmt sein, das letztere wenigstens zum Theil von seinem heutigen Posten zu verdrängen — vorausgesetzt, daß die erwähnten Bestrebungen amerikanischer Elektrizitätswerke zu einem günstigen Erfolg führen. Einstweilen hat die bekannte Gesellschaft zur Energiegewinnung und Vertheilung an den Niagarafällen die Werkstätten einer großen elektrochemischen Fabrik mit ihrer Kraftzentrale durch ein System von Starkstromleitungen in Verbindung gesetzt, zu denen Aluminium im Gewicht von mehr als 10 ts verbraucht wurde. Bewährt sich das neue System, so würde es für das Preisverhältniß zwischen Aluminium und Kupfer nicht ohne Bedeutung sein, zumal bis jetzt mit dem andauernden Steigen der Kupferpreise, die in diesem Jahr ihren höchsten bisherigen Stand erreicht haben sollen, ein ebenso unausgesetztes Sinken des Aluminiumpreises Hand in Hand ging. Noch 1890 betrug der Preis des leichten Metalls M. 30 pro Kilogramm, im nächsten Jahre M. 12 und 1892 noch M. 5, ein Preis der sich 3 Jahre lang hielt; 1895 sank er auf M 3. und hat sich inzwischen noch weiter bis auf M. 2.50 ermäßigt.

Unverhältnißmäßig wichtiger für die Zukunft der Aluminiumindustrie scheint freilich die bedeutsame neue Entdeckung Dr. Goldschmidts, Essen, betreffend die Erzeugung hoher Temperaturen und die Metallreduktion durch Aluminium, werden zu sollen, zumal sie bis jetzt wohl den einzigen Weg angedeutet hat, gerade die Eigenschaft des Aluminiums auszunutzen, die dasselbe in erster Linie charakterisirt. Das ist nicht seine Leichtigkeit, sondern die außerordentlich hohe Oxydationsfähigkeit des merkwürdigen Metalls, die auf seiner engen Verwandtschaft mit dem Sauerstoff beruht und es einerseits im reinen Zustande überhaupt nicht in der Natur vorkommen läßt, andrerseits seine Verwendung, außer im legirten Zustande, für dauernde Zwecke so bedenklich macht. Gerade diese Eigenschaft aber ist bei dem Goldschmidt'schen Verfahren zur Metallreduktion mit Hülfe von Aluminium, dessen Einzelheiten auch in diesen Blättern schon früher beschrieben worden sind, aufs glücklichste benutzt worden, und darin liegt die Gewähr eines dauernden Erfolges dieser Neuheit. Eine ganze Reihe von selteneren Metallen, wie Chrom, Bor, Titan, Mangan, Wolfram, Cer u. a. lassen sich mit Hülfe der Aluminiumreduktion anscheinend leichter als im elektrischen Schmelzofen herstellen, und es ist wohl möglich, daß in dieser Verwendung für metallurgische Zwecke später einmal die Hauptmenge des elektrochemisch erzeugten Aluminiums verbraucht werden wird.

Die oben schon einmal flüchtig berührte Fernleitung starker elektrischer Ströme betrifft eine neue Erfindung Tesla's, die unter den vielen in der letzten Zeit von ihm ausgegangenen oder ihm fälschlich zugeschriebenen Entdeckungen und Konstruktionen vielleicht die versprechendste ist, weil sie nicht etwas völlig neues, sondern nur einen weiteren Schritt auf einer schon mehrfach und nicht ohne Erfolg betretenen Bahn bedeutet. An dieser Stelle wurden kürzlich[1]) die Erfolge Thomsons, Tesla's und Moore's in der Erzeugung und Verwerthung eigenthümlicher elektrischer Energieformen gewürdigt, welche mit einem ungemein raschen Wechsel in der Stromrichtung eine außerordentlich hohe Spannung verbinden und auf diese Weise Wirkungen hervorbringen, die man früher nicht gekannt hat. Als eine Fortsetzung dieser Bestrebungen sind auch die neuen Versuche Tesla's zu betrachten, die Spannung elektrischer Ströme oder Entladungen so weit zu steigern, daß dieselben zur Uebertragung auf weite Entfernungen überhaupt keiner metallischen Leitungen mehr bedürfen, sondern geeignet sind, sich durch das Luftmeer ohne weiteres fortzupflanzen. Schon die elektrischen Entladungen des Ruhmkorff'schen Induktoriums vermögen die luftverdünnten Räume leuchtender Röhren in fortlaufendem Strom zu durchmessen, und die weit rascheren und höher gespannten Entladungen des Moore'schen Vibrators durchbrechen selbst verhältnißmäßig große Räume mit nur schwacher Luftverdünnung. Auch Tesla's Stromquellen zum Zweck des neuen von ihm angestrebten Fernleitungssystems bilden eine Art von ungewöhnlich großem Induktorium, dessen Primärspule ihren niedriggespannten, aber außerordentlich rasch pulsirenden Strom aus irgend einer elektrischen Kraftquelle empfängt. Die sehr feine, aber aus einem ungewöhnlich (beispielsweise 80 km) langen Drahte bestehende Sekundärspule nimmt

[1]) Vgl. den Artikel: Bestrebungen und Fortschritte der elektrischen Beleuchtungstechnik in Nr. 199 und 200 der Beilage d. J.

dieselben Stromimpulse, jedoch in fast beliebig verstärkter Spannung, die sich bis auf eine, ja zwei Millionen Volt schätzen läßt, auf, und zwar sind ihre äußersten Windungen gleichzeitig mit denjenigen der Primärspule leitend verbunden, um keine allzu erhebliche Spannungsdifferenz zwischen beiden entstehen zu lassen. Daß sich dies praktisch ausführen läßt, ohne die ganzen Funktionen des Induktoriums zu stören, läßt einen Rückschluß zu auf die abweichenden Eigenschaften so hoher Stromspannungen, die schon nach den Erfolgen älterer Experimente mit den Eigenschaften und Wirkungen der bisher in der Technik benutzten Ströme kaum noch eine Aehnlichkeit zu besitzen schienen. Die von einem solchen Induktorium oder Transformator erzeugte Spannung ist nun hoch genug — vorausgesetzt, daß Tesla mit seiner Erklärung der von ihm nachgewiesenen Wirkungen recht behält — um wenigstens verdünnte Luftschichten in Form Hertz'scher Wellen ohne erheblichen Energieverlust zu durchbrechen. Um aber diese entsprechende Luftverdünnung zur Verfügung zu haben, leitet Tesla den Sendapparat seines Transformators zu einem so hoch gelegenen Punkte, beispielsweise einem Fesselballon oder einer Bergspitze, hinauf, daß die dort herrschende Atmosphäre den Bedingungen seiner Energie-Fernleitung ohne weiteres entspricht. Diese Anordnung, wohl der originellste Gedanke des neuen Kraftübertragungs-Systems, bildet auch den einen Hauptpunkt des Tesla'schen Patentanspruchs, in welch letzterem gleichzeitig darauf hingewiesen wird, daß die durch diese neue Methode erzeugten elektrischen Wellen unter den gewöhnlichen atmosphärischen Verhältnissen auch zur Zeichengebung resp. Nachrichtenübermittelung benutzt werden können. Ob in ähnlicher Weise, wie es Hertz bei seinen berühmten Versuchen mit elektrischen Strahlen zuerst gezeigt hat, Hohlspiegel aus nichtleitenden Stoffen zur Konzentration der Tesla'schen Energieschwingungen benutzt werden können oder sollen, ist uns einstweilen noch nicht bekannt, vielleicht widerstreben die enormen Verhältnisse dieser neuen Schwingungen solchen Hülfsmitteln ganz und gar. Der Erfinder gibt die denkbare Wellenlänge eines solchen Transformatorstromes bei 925 Unterbrechungen in der Sekunde auf 200 engl. Meilen an und fordert, daß die Länge der Sekundärspule ein Viertel dieser Wellenlänge betragen soll. Während der Thätigkeit des Apparats soll das äußere, der Primärspule zunächst liegende Ende der Hochspannungsspule, wie schon erwähnt, aus Sicherheitsgründen mit der ersteren, gleichzeitig aber auch mit der Erde leitend verbunden sein, das innere, von der höchsten Spannung durchflossene Ende wird dagegen zu dem erwähnten hochgelegenen Punkt emporgeleitet und hier an eine Elektrodenplatte mit großer Oberfläche angeschlossen werden. Eine ebensolche Elektrodenplatte hängt oder steht an demjenigen Punkte, wohin die Kraftübertragung gerichtet ist, dem Absendungspol in gleicher Höhe gegenüber, wird durch die aufgenommenen Energieschwingungen mit elektrischer Spannung von annähernd gleicher Höhe geladen und überträgt diese Spannung ihrerseits an einen zweiten, auf der Erdoberfläche befindlichen Transformator, der genau die Einrichtung des primären Induktoriums hat, aber in entgegengesetztem Sinne wirkt. In diesem Transformator der Empfangsstation werden also die von der hochliegenden Elektrode kommenden Stromimpulse mit Hülfe einer starkdrähtigen Spule wieder in Elektrizität von niederer Spannung, aber bedeutender Stromstärke zurückverwandelt, die alsdann wie andere elektrische Ströme industriellen oder technischen Zwecken dienstbar gemacht werden soll. Offenbar hat der Erfinder bei diesem Kraftübertragungssystem ebensowohl außerordentliche Energiemengen als bedeutende Entfernungen im Auge, und wenn die theoretisch kaum anzufechtende Erfindung sich auch praktisch ausführbar erweist, so dürften wir bald wieder am Beginn einer neuen Epoche der Kraftübertragung stehen, die den durch die Entdeckung des Drehstromprinzips herbeigeführten Fortschritt noch weit übertreffen könnte.

Um zum Schluß, wie gewöhnlich, auf einige technische Neuerungen einzugehen, die mehr im Bereich des allgemeinen Interesses liegen, erwähne ich zuerst eine recht zeitgemäß kommende Vorrichtung zum Anhalten, beziehungsweise zur Warnung von Eisenbahnzügen auf freier Strecke oder zur Deckung im Schnee stecken gebliebener Lokomotiven, Züge oder Schneepflüge. Den äußeren Anlaß zu der Erfindung hat wohl ein schon wiederholt und auch in diesem Jahre aufs neue erlassenes Preisausschreiben des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen gegeben. Gerade im Winter bei Schneestürmen, in der Nacht und bei dem nicht seltenen Vorkommen festgefahrener Züge ist die Deckung derselben gegen nachfolgende oder entgegenkommende Lokomotiven eine der heikelsten Aufgaben im ganzen Eisenbahnbetriebe. Das Legen oder Werfen von Knallsignalen ist nicht nur schwierig, sondern in vielen Fällen auch vollkommen nutzlos, da dieselben ebensowohl von den Lokomotiven im Schnee verfehlt, als auch, wenn die Berührung wirklich stattfindet, leicht überhört werden können. Die vom Bahnmeister Schütte in Halle erfundene Vorrichtung zum Anhalten von Zügen besteht aus einer Drahtschlinge, welche sowohl von den Zug- und Schneepflugführern, als von den Bahnwärtern mitgeführt und erforderlichenfalls sehr schnell verlegt werden kann. Um die beiden Schienen des zu sperrenden Geleises geschlungen, wird diese Schlinge beim Auftreffen des Zuges durch einen am Bahnräumer angebrachten Hebel zerrissen, wobei sich aber gleichzeitig auch der Hebel selbst ein wenig nach rückwärts bewegt und die Dampfpfeife zur Auslösung bringt. Ebenso kann der Hebel durch eine entsprechende Verbindung auch die Luftdruckbremse in Thätigkeit setzen und den Zug ohne Mitwirkung des Lokomotivführers zum Stehen bringen. Eine Reihe von Versuchen mit dieser Fangschlinge, welche auf dem Bahnhof Halle vorgenommen wurden, bei denen allerdings nur mit der Nothpfeife, nicht mit der Bremse gearbeitet wurde, ergab beim Durchschneiden der Drahtschlinge jedesmal die gewünschte Wirkung; trotzdem ist es fraglich, ob der Apparat auch unter den oben erwähnten ungünstigen Verhältnissen, unter denen ein sicheres Anhalten herankommender Züge von besonderer Wichtigkeit ist, sich bewähren würde. Im Dunkel der Nacht, auf tief unter dem Schnee vergrabenen Geleisen, dürfte die Anbringung der Schütte'schen Fahrschlinge in den kurzen vielleicht nur noch zu Gebote stehenden Minuten doch ihre Schwierigkeiten haben. — An Vorrichtungen, welche denselben Zweck in der Nähe von Bahnhöfen, Blockstationen, bei Wegübergängen u. s. w. verfolgen, hat es übrigens auch schon vorher nicht gefehlt. Dieselben sind hauptsächlich bestimmt, bei dichtem Nebel die Wirkung der Stationsdeckungssignale zu unterstützen, sind mit denselben direkt verbunden und in hinreichender Entfernung von der Bahnhofseinfahrt angebracht, um den Zug noch zum Stehen bringen zu können, wenn das optische Signal übersehen wurde; die Lokomotivpfeife wird nunmehr durch die automatische Stationsdeckung zum Ertönen gebracht, respektive die Luftbremse in Thätigkeit gesetzt. Bei allen diesen Haltevorrichtungen wird ein neben dem Gleis drehbar angebrachter Hebel durch einen Drahtzug, der in der Regel gleichzeitig mit dem optischen Signal in Thätigkeit tritt, zum Zweck der Stationsdeckung aufgerichtet und beim Vorüberfahren der Lokomotive durch einen federnden Arm berührt, der im gleichen Augenblick die Dampfpfeife oder die Vakuumbremse in Thätigkeit bringt. Eine solche Einrichtung nach dem englischen System von Pratt ist z. B. auf der West-Lancashire-Bahn im Gebrauch, und auch im Dienste einiger österreichischen Eisenbahndirektionsbezirke wird eine ähnliche Signalgebung für

den Fall des Eintritts von Nebel benutzt. Leider haben diese Signalvorrichtungen unter den anfangs erwähnten ungünstigen Umständen wenig Werth, und auch die neue Schütte'sche Erfindung wird erst beweisen müssen, ob sie einen bei Nacht und Nebel stecken bleibenden Schneepflug oder Eisenbahnzug mit Sicherheit zu decken vermag, bevor sie auf allgemeinere Einführung rechnen kann.

Die seitherigen Fortschritte auf dem Gebiete der Beleuchtungs- und Gastechnik lassen die Erfinder nicht ruhen. Einem amerikanischen Hüttenbesitzer in Chicago soll es gelungen sein, für das dem Acetylen in der Reihe der gasförmigen Kohlenwasserstoffe zunächst stehende Aethylen (Acetylen = $C_2 H_2$, Aethylen = $C_2 H_4$) einen Rohstoff herzustellen, aus dem sich dieses, die leuchtenden Eigenschaften des Acetylens nicht ganz, aber doch im annähernden Maße besitzende Gas ebenso leicht erzeugen läßt, wie jenes mit Hülfe des Carbids. Ohne an diese amerikanische Nachricht absonderliche Hoffnungen zu knüpfen, will ich sie doch nicht unregistrirt lassen. Zur leichten Darstellung des neuen Kohlenwasserstoffes, der übrigens auch durch sein Vorkommen im Leuchtgas, wie wohl auch aus anderen Quellen schon lange bekannt war, benutzt der Erfinder ein von ihm als Carbolit bezeichnetes Produkt des elektrischen Schmelzofens, dessen Herstellung gleichzeitig eine lohnende Verwerthung der im Hüttenbetrieb so lästigen Hochofenschlacken garantiren soll. Die eben abgezogenen, noch flüssigen Schlacken, deren Produktion im Hochofen beiläufig das Sechs- bis Siebenfache der Eisenerzeugung beträgt, werden zunächst durch eine dem Bessemerprozeß entsprechende und auch in ähnlichen Behältern vorgenommene Luft- und Kohlrbereicherung, d. h. durch das Einblasen eines stark gepreßten Stromes von Luft und Kokespulver, gewissermaßen „carburirt“. Nunmehr werden sie, immer noch in flüssigem Zustande, in einen elektrischen Schmelzofen geleitet, dessen Elektroden fächerförmig gestaltet sind und eine rasche und energische Durchschmelzung des vorher wohl flüssigen, aber doch noch mit vielen festen Bestandtheilen untermischten Stoffes bewirken. Das Carbolit soll an Gasgehalt ungefähr dem Calciumcarbid entsprechen, und auch seine Herstellungskosten scheinen, wenn man die etwas geringere Leuchtkraft des Aethylens berücksichtigt, denen des Carbids ungefähr gleichzukommen.

Luftgas oder Aerogen hat man eine neue Art des Leuchtgases getauft, die dem im Großbetrieb schon längst, besonders in Amerika, sehr beliebten Wassergas ähnlich zu sein scheint, aber wie das Acetylen dem modernen Ideal der dezentralisirten Erzeugung angepaßt ist. Es sind zur Herstellung des Luftgases, die natürlich in jedem Haushalt, resp. in jeder Fabrik oder Gebäudegruppe, einzeln vorgenommen werden soll, recht verschiedene Apparate konstruirt worden, denen allen dasselbe Prinzip der Bereicherung eines gewöhnlichen Luftstromes durch Kohlenwasserstoffe zugrunde liegt. Die in Leuchtgas zu verwandelnde Luft wird entweder durch ein Dampfstrahlgebläse oder durch eine Heißluftmaschine oder durch ein sogenanntes Flüssigkeitsgebläse in den Karburator hineingepumpt, in welchem ihre unausgesetzte Strömung den flüssigen, zweckmäßig vertheilten Kohlenwasserstoff, sei es Petroleumäther, Gasolin oder irgend ein anderes Nebenprodukt der Naphthadestillation, zur Verdunstung bringt und in sich aufnimmt. Als besonders zweckmäßig wird ein Luftgasgenerator nach dem System von Inderau u. Co., Dresden, bezeichnet, bei welchem die Luftansaugung und die Kohlenwasserstoffschwängerung in demselben Raum und durch denselben Prozeß sich abspielen. Die Luftbewegung vollzieht sich hier in einer rotirenden Trommel, deren Schaufeln unter Flüssigkeitsabschluß arbeiten, und zwar besteht diese Flüssigkeit eben aus dem Karburationsmittel. Bei der Rotation der schräg stehenden Schaufeln wird die Flüssigkeit unausgesetzt in Bewegung erhalten und in innige Berührung mit dem durchziehenden Luftstrom gebracht, der sich so schon während der Zeit seines Aufenthalts in dieser Rotationspumpe hinreichend mit leuchtenden Bestandtheilen sättigt. Die Bewegung der Lufttrommel wird lediglich durch ein von Zeit zu Zeit wieder aufzuziehendes Gewicht unterhalten, so daß der Apparat weder eines Motors noch ständiger Wartung bedarf. Mit einer solchen Luftgasbeleuchtung wurde den „Industriellen Nachrichten“ zufolge im Herbst der Bahnhof zu Turgi in der Schweiz versehen, und zwar nach dem Briesland'schen System. Die gesammte Apparatanlage, für die Speisung von 32 Lampen in allen Bahnhofsräumen ausreichend, nimmt einen Raum von $2\frac{1}{2}$ qm ein, und der Erfolg der Beleuchtung soll die Unternehmer und das Publikum außerordentlich zufriedenstellen. Es ist also den zahlreichen Mitteln, durch welche sich die Beleuchtungstechniker bereits gegenseitig Konkurrenz machen, wieder einmal ein neues hinzugefügt.

Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrecht.[1]

γσ. Nachdem nunmehr die Einheit des Zivilrechts im „Bürgerlichen Gesetzbuch“ einen Ausdruck gefunden, entsteht für den Kriminalisten weiter die kaum lange aufzuschiebende Pflicht, die Gemeinsamkeit auch des Strafrechts im Deutschen Reich durchzuführen; denn trotz unsres „Strafgesetzbuches“ ist infolge des durch territoriale und lokale Verschiedenheit bedingten Strafvollzugs ein Moment gegeben, das die bestehende Ungleichheit des materiellen Strafensystems hervorruft. Die vom Bundesrath unter dem 28. Okt. 1897 erlassene Vereinbarung für den Vollzug gerichtlich erkannter Freiheitsstrafen ist ein Schritt vorwärts auf der erstrebten Bahn, allein gerade damit scheint das Ziel einer Gemeinsamkeit für den Strafvollzug in nicht nahe Zukunft hinausgerückt zu sein, da in den Motiven zu dieser Vereinbarung als Grund für die Ablehnung des Erlasses einer Reichsstrafvollzugsordnung der Umstand angegeben wird, die heute noch zwischen den Führern der Reformbestrebungen im Strafrecht bestehenden Divergenzen ließen eine Aenderung des herrschenden Strafsystems als bedenklich erscheinen. Dem entsprechend lauten auch die Antworten, die auf Anfragen von parlamentarischer Seite her in dieser Sache ergangen sind. Doch bei dem Anwachsen der für die Reform eintretenden Bestrebungen erhebt sich die Frage: Wird der Gegensatz der Theoretiker des Strafrechts diese nothwendige Reform hindern können? — Die bestehenden Anschauungen, die sich einander entgegenstehen, kann man als **Vergeltungsidee** und **Zweckgedanke** im Strafrecht bezeichnen, wie das von A. Merkel geschehen ist. Das heute geltende deutsche Strafrecht nun wird durchaus von dem Vergeltungsprinzip beherrscht, das in **Franz v. Liszt** seinen schärfsten und rücksichtslosesten Kritiker gefunden hat. Die Vergeltungsidee straft den Verbrecher darum, so kritisirt Liszt, weil sie das Verbrechen als dessen Willensthat ansieht; darin wurzelt auch seine Schuld, die gemäß der einzelnen That und nach Maßgabe des Werthes zu sühnen ist, den das verletzte Rechtsgut für die Rechtsordnung besitzt. Nun hat sich dies geltende Strafprinzip als durchaus unwirksam zu einer energischen Bekämpfung der stets wachsenden Kriminalität erwiesen, und namentlich die kurzzeitigen Freiheitsstrafen haben, statt abschreckend zu wirken, die Reihen der Verbrecher vermehrt. Auch gegen die im Zustande der Bewußtlosigkeit oder geistiger Störung verübten Verbrechen hat die Vergeltungsidee gar keinen Schutz gewähren können. Diese Grundlage des geltenden Strafrechts muß deßhalb durch eine andere ersetzt werden, und das ist der **Zweckgedanke** im Strafrecht. Der Verbrecher ist durchaus eine **sozialpathologische**

[1] Nach einem in der **Juristischen Gesellschaft** in Berlin am 10. Dez. 1898 von Prof. Dr. v. **Calker** (Straßburg i. E.) gehaltenen Vortrag.

Erscheinung, bedingt einmal durch seine individuelle Eigenart, ferner durch das ihn von Geburt an umgebende milieu social. Darum schwindet die Willensfreiheit als unverrückbare Grundlage für das Strafensystem. An die Stelle der Schuld des Verbrechers tritt dessen Gefährlichkeit für die Gesellschaft, an Stelle der Vergeltung für die verbrecherische That der nach der Eigenart des Verbrechers zu gestaltende Zweck der Strafe.

Bei den Augenblicksverbrechern genügt die Androhung der Strafen, um hier die Hemmungsvorstellungen zu erzeugen, die das Verbrechen hindern, wogegen der Zustandsverbrecher, dessen festgewurzelter verbrecherischer Drang erkannt ist, auch ohne ein Rückfälliger zu sein, unschädlich zu machen ist. Eine andauernde und eindringliche Strafe, verbunden mit einer Erziehung zur Arbeit, wird beim angehenden Zustandsverbrecher auf eine Umgestaltung der verbrecherischen Anlage hinwirken müssen. Todesstrafe, lebenslängliche Freiheitsstrafe, Deportation und Erziehung zur Arbeit im Arbeitshause sind die Strafmittel. Für das Strafmaß darf dem richterlichen Urtheil die Bestimmung nicht überlassen bleiben. Hier erscheint in Rücksicht auf den individuellen Charakter des Verbrechers die „unbestimmte Verurtheilung" (indetermined sentence) als geboten. — Diese Begründung des Zweckgedankens erfährt nun von den Anhängern der Vergeltungsidee die heftigste Opposition, aber die Reformen des Strafrechts, die zumeist von Anhängern des Zweckgedankens vorgeschlagen worden sind, dürfen keineswegs bis zur Versöhnung dieser Gegensätze, die vielleicht, wenn sie auch möglich erscheint, nicht eintreten wird, aufgeschoben werden.

Die Möglichkeit einer Versöhnung der beiden Grundanschauungen ist nach v. Calker, der durchaus Anhänger der Vergeltungstheorie ist, wohl möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Denn durch die Anwendung des Kausalitätsgesetzes auf den menschlichen Willen ist eine Läuterung des Schuldbegriffes wohl erreichbar. Allein es entsteht eine neue, weit schwieriger zu lösende Differenz, indem die Anhänger des Zweckgedankens den Begriff der Gerechtigkeit durch den der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Strafe zu ersetzen suchen, ohne ihn auch dem Empfinden des Volkes gemäß völlig zu erfüllen. Eine Strafe ist nicht gerecht, wenn sie nothwendig und zweckmäßig ist, sondern sie ist nothwendig und zweckmäßig, wenn sie gerecht ist. Das ist die Konsequenz aus der Vergeltungsidee, und so ist die Volksempfindung. Die Gerechtigkeit der Strafe wird durch die Dreitheilung der Verbrechertypen nicht erfüllt, weil die Schwere der That bei den Anhängern des Zweckgedankens nicht berücksichtigt wird. Dieser Gegensatz macht noch v. Calker die Einführung des von der kriminalsoziologischen Schule vorgeschlagenen Strafensystems in unser Strafrecht unmöglich. In scharfsinniger Art weist er im einzelnen nach, wie vom Standpunkt der Vergeltungsidee sehr wohl eine praktische Reform im Strafrecht zu erreichen ist; denn die Geschichte des Strafrechts lehrt, daß seine Fortentwicklung stets nach der Seite der Berücksichtigung der subjektiven Momente in der verbrecherischen That sich vollzogen hat. So wird die Vergeltungsidee, wenn auch im heute geltenden Strafrecht die Schwere der That, die Geltung des verletzten Rechtsguts im Vordergrunde steht, dennoch mehr auf die verbrecherische Gesinnung hin ihr Strafensystem einzurichten haben und ehrlose Gesinnung des Verbrechers mit Zuchthaus strafen müssen, wogegen Haft oder Festung, der ökonomischen Lage des Verbrechers angepaßte Geldstrafen, oder deren Abverdienen durch Arbeit für solche Strafthaten festgesetzt werden, denen keine ehrlose Gesinnung zugrunde liegt. Auch ein möglichst weitgehender Gebrauch der Haftkürzung, die heute schon durch das Gesetz bei entsprechender Führung der Sträflinge gestattet ist, wird im gegebenen Fall zur Anwendung kommen müssen; freilich werden kurzzeitige Freiheitsstrafen nicht entbehrt werden können. Eine Aufnahme dieses unterscheidenden Merkmals der ehrlosen Gesinnung und ihrer Behandlung in das Strafgesetzbuch erachtet v. Calker als nothwendig. Auch steht von Seiten der Vergeltungsidee der Forderung einer dem Staate zu übertragenden Verwaltungsmaßregel nichts entgegen, kraft deren er gegen jugendliche Verbrecher das Institut der Zwangserziehung anzuwenden berechtigt wird; denn nur Erwachsene sollen bestraft werden. Auch den Schutz der Gesellschaft gegen die Verbrechen der Unzurechnungsfähigen will die Vergeltungsidee durch deren Ueberweisung von dem Richter an die polizeiliche Gewalt der Landesbehörde gesichert wissen. Die Vergeltungsidee kann durch Entwicklung und Vertiefung zusammen mit dem Zweckgedanken auf eine praktische Reform unsres Strafensystems und somit auf die Einheit unsres Strafrechts hinwirken.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. Lehmann: Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsche autoris. Ausgabe von Dr. Petersen. Stuttgart, Ferd. Enke 1898. 556 S. gr. 8. 12 M. — Der Hauptwerth dieses schönen Buches beruht nicht, wie man wohl nach dem Titel vermuthen könnte, auf einer geschichtlichen Betrachtung der abergläubischen Vorstellungen und Zaubergebräuche, sondern auf der psychologischen Erklärung derselben. Das Bestreben, eine annehmbare und möglichst einwandfreie Deutung aller dieser sonderbaren Ausgeburten menschlichen Geistes zu geben, war der leitende Gedanke des Verfassers; er betrachtet diese Phänomene nicht als Wirkungen einer übersinnlichen Welt, erzeugt durch uns unbekannte Naturkräfte, sondern er geht ihnen mit den scharfen Waffen moderner Psychologie und Naturwissenschaft zuleibe.

Die beiden Gebiete, denen sein Buch gilt, grenzt er folgendermaßen ab: „Aberglaube ist jede Annahme, die entweder keine Berechtigung in einer bestimmten Religion hat oder im Widerstreit steht mit der naturwissenschaftlichen Auffassung einer bestimmten Zeit. Jede Handlung, die aus Aberglauben entspringt, ist Magie oder Zauberei; auch wird jede Handlung, die von abergläubischen Vorstellungen aus erklärt wird, als magisch aufgefaßt." Diese Definitionen und ihre Begründung bilden die Einleitung, in der außerdem ein ganz kurzer Ueberblick über Aberglauben und Zauberei bei den wilden Völkern gegeben wird.

Der erste Abschnitt behandelt sodann unter der nicht ganz glücklichen Ueberschrift „Die Weisheit der Chaldäer und ihre Entwicklung in Europa" die Religion, die abergläubischen Vorstellungen und magischen Gebräuche dieses Volks, der Griechen und Römer, der Hebräer, der ersten christlichen Jahrhunderte, der Nordländer und Finnen, und endlich das ganze Mittelalter mit der Blüthe- und Verfallzeit seiner Magie, einschließlich der Teufelsbündnisse und Hexensabbathe. Auf einem verhältnißmäßig knappen Raume (S. 23—106) wird uns damit recht viel geboten, aber ein vollständiges und vor allem klares Bild erhalten wir doch nicht recht, und der volkskundlich geschulte Beobachter wird eine ganze Anzahl Stellen zu bemängeln haben. Gerade auch bei der Behandlung der Nordländer ist manches übergangen; unter den Quellen daselbst vermißt man zunächst den Saxo Grammaticus, der eine ganze Reihe von Berichten über Zaubereien bringt. Ich erinnere nur an seine lehrreiche Beschreibung einer nekromantischen Scene, Buch I, S. 22 (ed. Holder), und an seine Mittheilung über die vielleicht mit den Finnen zusammengehörigen Biarmier, die es, wie übrigens auch die thessalischen Hexen, verstanden, willkürlich das Wetter zu verändern (I, 32).

Im Gegensatz zu dieser mehr volksthümlichen Zauberei behandelt der zweite Abschnitt die gelehrte Magie. Wir werden über die Kabbala und den Ursprung der Geheimwissenschaften Theurgie, Astrologie und Alchemie unterrichtet, lernen die Vorgänger des gelehrten Agrippa von Nettesheim, ihn selbst und seine occulte Philosophie kennen und verfolgen dann die Geheimwissenschaften in ihrer Entwicklung weiter, wie auch die natürliche Magie, die in Paracelsus ihr Haupt hat. Am Schlusse zeigt uns dann das Beispiel der Faustbücher, daß endlich auch diese gelehrte Magie ein Gut des Volkes wurde. Dem Volksglauben der Gegenwart aber wird der Verfasser ganz und gar nicht gerecht; denn er thut ihn mit einer Seite ab. Dabei liefert doch gerade das heute noch Vorhandene so manche Handhabe, Vergangenes, auch vom psychologischen Standpunkt aus, zu erklären. Wenn er diesen Absatz mit der Bemerkung schließt, daß über viele Punkte auf dem Gebiete des Volksglaubens und -aberglaubens wohl nie Klarheit eintreten werde, so hoffen wir dagegen, daß die

Volkskunde auf diesem ihrem eigensten Arbeitsfelde noch ebenso schöne Erfolge zeitigen werde, als es vielfach schon geschehen ist.

Der dritte Abschnitt „der moderne Spiritismus und Occultismus“ ist eine klare und sehr lehrreiche Geschichte dieser Bestrebungen, in der Lehmann mit besonderem Nachdruck auf die groben Betrügereien vieler Medien und die Unzulänglichkeit der sogenannten wissenschaftlichen Versuche von Crookes, Zöllner u. A. hinweist. (Vgl. hiezu P. Garin in Nr. 245 d. Beil.)

An diese geschichtlichen Theile des Buches, die der Verfasser selbst keineswegs als die Hauptsache, sondern nur als Grundlage, zum Theil auch als Beispielsammlung für das Folgende betrachtet wissen möchte, schließt sich nun der wichtigste, vierte Abschnitt. Es erfolgt zuerst eine ausführliche Darstellung des menschlichen Beobachtungsvermögens unter starker Betonung seiner zahlreichen Mängel, die gerade von höchstem Einfluß beim Eintreten abergläubischer Vorstellungen sind und bei spiritistischen Sitzungen mit eine Hauptrolle spielen. Eine weitere, sehr ergiebige Quelle für Vorstellungen unsrer Art sind auch die Zustände im Schlaf und Traum, sowie die normale und in noch höherem Grade die krankhafte Suggestibilität. Hieran schließen sich noch einige sehr lesenswerthe Ausführungen über Hypnose, über die Wirkungen verschiedener narkotischer Mittel, über Hysterie und Hysterohypnose, alles Zustände, die mehr oder minder zur Erregung des Glaubens an Zauberkünste und übernatürliche Kräfte beigetragen haben. Endlich werden wir noch über einige technische Hülfsmittel der Magie belehrt, unter denen die Taschenspielerkünste im weitesten Sinne die wichtigste Stellung einnehmen. Eine Literaturübersicht und ein Register beschließen das dankenswerthe Buch, das unsres Wissens zum erstenmal den Versuch macht, eine solch zusammenhängende Erklärung der behandelten Erscheinungen zu geben. Es ist trotz der erwähnten Mängel im historischen Theil eine gediegene und bedeutende Leistung; wir können ihm nur recht viele Leser wünschen. Es wird wohl keinen ohne Belehrung und Anregung lassen, und auch der Fachmann im Gebiete der Kulturgeschichte, Volkskunde und Psychologie wird ihm manche Förderung verdanken. Zu diesen inneren Vorzügen gesellen sich auch äußere; die Darstellung ist überall klar und allgemeinverständlich, ohne je oberflächlich zu werden, die Uebersetzung ist gut gelungen, und auch die Ausstattung, zu der 75 wohlgelungene Abbildungen gehören, ist nur zu loben.

H. Jantzen.

-ch. **Württembergisches Adels- und Wappenbuch.** Im Auftrag des Württembergischen Alterthumsvereins verfaßt von Otto v. Alberti, Archivrath. Erster Band A bis M. Stuttgart, Druck und Verlag von W. Kohlhammer 1889—1898. — Dieses Werk nach jahrelanger mühevoller Arbeit, zu welcher den gelehrten Herausgeber seine Neigung antrieb, sein Amt begünstigte, bis zum Buchstaben M gediehen, ist von großem Werth für ernsthafte Genealogen und Heraldiker. Solchen und nicht denen, die Familienlegenden konstruiren oder dem Wappensport huldigen, will es bei ihren Studien dienen. Die Bedingungen, von denen der Herausgeber die Aufnahme der Geschlechter und ihrer Wappen abhängig machte, sind sehr verständig festgestellt, die Kürze der genealogischen Notizen, welche sich durchweg auf zuverlässige Quellen gründen und zumeist auf Daten beschränken, hat das Anschwellen des Textes zu einem den Ankauf erschwerenden Umfang verhindert, und die Wappen — darunter sehr viele bisher gänzlich unbekannte — sind zum größten Theil von dem Herausgeber selbst sehr korrekt gezeichnet. Das württembergische Haus- und Staatswappen in seiner historischen Entwicklung ist in vortrefflichen Lichtdrucken auf elf Tafeln mitgetheilt und durch einen sorgfältig und kritisch bearbeiteten Text erläutert. Wir wünschen dem verdienstvollen Werk recht große Verbreitung und dem Verfasser, daß er den zweiten Theil in ebenso vortrefflicher Weise, wie den vorliegenden, zum Abschluß bringen möge.

* Ueber einen in seiner Art durchaus neuen und eigenartigen **archäologischen Fund in Aegypten** berichtet die „Voss. Ztg.“: Unter den ältesten Tempelbauten von Hieraconpolis hatte E. Quibell in diesem Frühjahr eine lebensgroße **Bronzefigur** hervorgezogen, in deren Höhlung eine kleinere Figur steckte und welche beide vom englischen Forscher aus der Zeit Pepi I., der VI. Dynastie angehörig, erachtet worden waren. Jetzt, nachdem die dort aufgefundenen und zusammengehörigen Bruchstücke im Berliner Museum vereinigt und genauer untersucht worden sind, hat die Quibell'sche Annahme Bestätigung gefunden, und es hat sich herausgestellt, daß diese Figuren nicht aus Bronze, sondern **aus zusammengefügten Kupferplatten von getriebener Arbeit** hergestellt worden sind. Die Ränder der einzelnen Stücke sind durch kleine (nicht genietete) Kupfernägel aneinandergefügt. Die große Figur stellt Pepi I. dar, wie aus einer an derselben Stelle gefundenen Inschrift hervorgeht, die kleinere, die etwa 70 cm Höhe erreicht und neben der großen Figur befestigt war, kann nur dem Sohn des genannten Königs, Methusuphis, gegolten haben, den an ihr befindlichen Emblemen zufolge. Diese Figur hat im Berliner Museum bereits Aufstellung gefunden und erregt die Bewunderung aller Besucher, denn sie erweist sich als ein Meisterwerk ersten Ranges. Man hat sie daher nicht mit Unrecht neben der weltberühmten Holzfigur des alten Reichs, dem sogenannten Schech-el-beled, aufgestellt. Das Gesicht Methusuphis, offenbar mit großer Porträtähnlichkeit zur Ausführung gebracht, nimmt eine eigene Platte in Anspruch und macht einen überaus lebensvollen Eindruck. Der Gesichtsausdruck verräth die feinsten Modulationen und eine skulpturelle Vollendung, mit der eben nur derjenige des Schech-el-beled wetteifern kann. Dr. Borchardt vermuthet, daß die von Tempelräubern ihres Goldbelags beraubten Kupferfiguren zerbrochen und an der Fundstelle vergraben worden sind. An einzelnen Stellen der Oberfläche lassen sich noch Goldreste erkennen.

München. Kgl. Akademie der Wissenschaften. (Klassensitzungen vom 3. Dezember.) Vor Beginn der Sitzungen gedachten die Sekretäre aller drei Klassen mit wärmsten Worten der großen Verdienste des Präsidenten der Akademie, Max v. Pettenkofer, welcher eben am Sitzungstage, fern von München, sein 80. Geburtsfest feierte. Denn wie dem großen Begründer der Hygiene die Wissenschaft im allgemeinen und Millionen Menschen für seine der Allgemeinheit nützenden Bestrebungen und großartigen Erfolge zum größten Danke verpflichtet sind, so ist auch die Akademie, deren Leitung nun schon seit acht Jahren in seinen Händen ruht, sich ihrer Dankesschuld für die großen Verdienste v. Pettenkofers vollkommen bewußt. Die mathematisch-physikalische Klasse ehrte ihr berühmtes Mitglied in besonderer Weise durch Erheben von den Sitzen. Nach Eintritt in die Tagesordnung gaben die Klassensekretäre die eingelaufenen Dankschreiben der neugewählten Mitglieder bekannt. — In der philosophisch-philologischen Klasse regte der Sekretär Geheimrath v. Christ die Klasse zu einem Gutachten an über den der Akademie zur Würdigung zugestellten Antrag der bayerischen Stenographenvereine auf Aufstellung der Büste Gabelsbergers in der Ruhmeshalle. Die Klasse spricht sich dahin aus, daß dem Neuerfinder einer ihren Siegeslauf immer weiter ausbreitenden Eilschrift wohl neben anderen großen Erfindern, wie Fraunhofer und Senefelder, ein Platz gebühre. Sie stützt sich dabei auf ein früheres Gutachten des berühmten bayerischen Sprachforschers Schmeller, der einst mit großer Wärme den Scharfsinn Gabelsbergers beim Ausbau seines Systems anerkannte, und glaubt sich dem Antrag umsomehr anschließen zu dürfen, als Gabelsberger auch theoretisch seine Erfindung mit seinem Sprachverständniß begründet und mit seiner Untersuchung über die tironischen Noten einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften geliefert hat. Rektor Wecklein legte von seiner kritischen Ausgabe des Euripides die neu erschienenen Hefte II 2 und II 3 vor, Prof. Hirth knüpfte an die Ueberreichung des Buches von Marquart „Chronologie der alttürkischen Inschriften“ Erläuterungen über die wichtigen, in jenem Buch niedergelegten Entdeckungen. Prof. Krumbacher berichtete über die von ihrem Verfasser eingesendeten Schriften des Mystakides in Konstantinopel. Prof. v. Hertz trug im Anschluß an frühere Abhandlungen über „Aristoteles bei den Persern“ vor. Sein Vortrag wird in den Sitzungsberichten veröffentlicht werden, ebenso der Vortrag Prof. Pauls über „Die ursprüngliche

Anordnung in Freidanks Bescheidenheit". — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Hr. Dyk den ersten Theil der von den kartellirten deutschen Akademien zu Göttingen, München und Wien herausgegebenen „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften" unter Besprechung ihres Inhalts vor. Hr. Königs erstattete Bericht über die Gedenkfeier des 50. Todestages von Berzelius, die am 7. Oktober zu Stockholm stattfand und zu welcher Königs als Vertreter unsrer Akademie entsendet worden war. Die HH. Hertwig und v. Kupffer überreichten den von Dr. Doflein erstatteten Bericht über seine mit Unterstützung aus der Münchener Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung gemachte Reise nach Westindien und Nordamerika, wobei Dr. Doflein insbesondere die entwicklungsgeschichtlich so wichtigen Eier von Bdellostoma sammeln sollte. Hr. Kupffer machte einige Mittheilungen über die höchst werthvollen Ergebnisse der Expedition, und die Klasse stimmte dem Antrag zu, den Reisebericht in die Sitzungsberichte aufzunehmen. — In der historischen Klasse übergab der Sekretär den ersten Theil seiner Biographie Ignaz v. Döllingers und Prof. Riezler hielt einen Vortrag über „Bayern und Frankreich während des Waffenstillstandes von 1647", der in den Sitzungsberichten erscheinen wird.

* **Karlsruhe.** Dem Privatdozenten Dr. Fritz Haber an der Technischen Hochschule ist der Charakter als außerordentlicher Professor und dem Direktor der Baugewerkschule, Baurath Kircher, der Titel „Konservator der öffentlichen Baudenkmale" verliehen worden.

* **Heidelberg.** Geh. Hofrath Dr. Uhlig, der Direktor des hiesigen Gymnasiums, ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Als erste Doktorin an der hiesigen Universität ist am vorigen Donnerstag, und zwar cum laude, Frln. Elsa Neumann promovirt worden.

* In **Frauenburg** ist der Geschichtsforscher Domkapitular Dr. Hiplar gestorben.

* In **Bremen** starb am 15. d. M. im Alter von 74 Jahren der durch seine Uebersetzungen nordischer Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt gewordene Gymnasiallehrer Peter Joh. Willatzen. Er hat u. a. die Frithjofssage von Tegnér, die Heldensagen der Färinger und zahlreiche isländische Volkslieder übersetzt; auch eigene Dichtungen hat er herausgegeben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. Theobald Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Berlin, G. Bondi 1899. — Dr. Emil Steinbach: Die Moral als Schranke des Rechtserwerbs und der Rechtsausübung. Wien, Manz 1898. — Dr. Hermann Frhr. von der Pfordten: Musikalische Essays. Neue Folge. München, C. H. Beck (Oskar Beck). — Emilie Ringseis: Nachgelassene Gedichte. Freiburg i. B., Herder 1898. — Dr. Ludwig v. Rönne: Das Staatsrecht der preußischen Monarchie. 5. Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. Zorn. I. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus 1899. — Prof. William James: Human Immortality. Westminster, Archibald Constable 1898. — Hermann Anders Krüger: Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Maske 1898. — Theodor Schiemann: Heinrich v. Treitschke's Lehr- und Wanderjahre. 2. Auflage. München, R. Oldenbourg 1898. — Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846—1848. Mit Erläuterungen hggb. von Ludwig Mathy. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Prof. Adolf Merkel: Fragmente der Sozialwissenschaft. Straßburg, Karl J. Trübner 1898. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Hggb. von Prof. Dr. Richard Falckenberg. Bd. 113. Heft 1. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. — F. v. Raesfeldt: Das Rothwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edelwildes in freier Wildbahn. Berlin, Paul Parey 1899. — Akos László: Aus meiner Heimath. Berlin, Ad. Bodenburg 1898. — Friedrich Kopp: Leitfaden durch das Bürgerliche Gesetzbuch für gerichtliche und Verwaltungsbeamte. 4.—6. Heft. Berlin, J. J. Heine 1898. — Dr. Maximilian Kohn: Juvenal, Roms Weiber. (Kulturhistorische Satire aus der Weltliteratur.) Hamburg, Adolph Will 1899. — Berichte, Rechnungs-Abschlüsse, Mitgliederverzeichniß und Satzungen des Allgemeinen Deutschen Buchhandlungs-Gehülfen-Verbandes 1899. Leipzig, Greßner u. Schramm. — Philipp Langmann: Unser Tedaldo. Drama in drei Akten. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899. — Rudolph Stratz: Die letzte Wahl. Roman. Ebd. 1899. — Carl Worms: Du bist mein. Ein Zeitroman in zwei Büchern. Ebd. 1899. — Adolf Wilbrandt: Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl. Ebd. 1899. — Derselbe: Vater Robinson. Roman. Ebd. 1899. — Lic. Dr. P. Kirmß: Predigten, gehalten in der Neuen Kirche zu Berlin. Berlin, Georg Reimer 1898. — Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. Hggb. von Georg Hirth. I. Serie: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. Alterthum, bearbeitet von Dr. Heinrich Bulle. 12.—14. Lfg. München und Leipzig, G. Hirth 1898. — *Léon Laforge:* Histoire complète de Mac Mahon. 3 Bde. Paris, Lamulle et Poisson. 1898. — Prof. Dr. H. Buchner: Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Anna Hartenstein: Donate vom Freihof. 2 Bde. Berlin, Friedr. Schirmer 1898. — Otto Cartellieri: Abt Suger von Saint-Denis 1081—1151. Berlin, E. Ebering 1898. — Dr. Ivo Lützeler: Vorschläge zum Entwurf eines Hypothekenbankgesetzes. Weimar, Hermann Böhlau 1898. — Joh. Nep. Hollweck: Die Schulgeldfrage. Ein Beitrag zu ihrer Lösung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) 1899. — Prof. Dr. F. Penzoldt: Das Medizinstudium der Frauen. Jena, Gustav Fischer 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus der Zeit unsres nationalen Ringens.

Ein kurhessischer Staatsbeamter.[1]

Das einstige Kurhessen innerhalb der letzten zwei Menschenalter seiner Existenz wird immer ein interessanter Gegenstand für die Entwicklungsgeschichte unsres Deutschen Reichs bleiben; dort liegen am sichtbarsten die Wurzeln zutage, aus denen Preußens Beruf, die Führerschaft zu übernehmen, hervorwachsen mußte. Schwedes, von welchem das unten genannte, eben erschienene Buch handelt, seinerzeit Mitglied des kurhessischen März-Ministeriums, stand schon seit Beginn der 1830er Jahre in den ersten Reihen derer, die für den engen Anschluß Kurhessens an Preußen eintraten. Amtlich jahrelang in Berlin thätig, konnte er sich, so guter Hesse er war, dem mächtigen Eindruck, den die preußische Staatsverwaltung auf ihn machte, nicht verschließen. Zwar hatte er im Jahre 1815, wenige Monate nach seiner Rückkehr aus dem Freiheitskriege, in welchem er als Lieutenant bei der Besetzung Luxemburgs betheiligt war, und wenige Monate nach seiner Anstellung als Berginspektor einer hessischen Eisenhütte, eine ihm von Berlin aus „wegen seiner herrlichen Kenntnisse und Talente“ zugegangene Berufung zum Hüttenverwalter in der neuerworbenen Rheinprovinz ablehnend beantwortet, aber nicht etwa aus Engherzigkeit oder Eigennutz, sondern weil er bereits sich daran begeben hatte, auf Grund eines von ihm ausgearbeiteten Planes die ihm anvertraute Hüttenverwaltung umzugestalten und er nunmehr glaubte, „seiner Ehre und seinem Rufe das Opfer bringen zu müssen,“ daß er den Plan auch ausführe. Als er im April 1832 als hessischer Bevollmächtigter zu den Zollvereinskonferenzen nach Berlin abging, berichtet sogleich sein erster mitgetheilter Reisebrief: „In Preußen fühle ich mich wohler als in Sachsen. . . . Die Preußischen Posten sind vortrefflich, und ich werde unsern Hessischen etwas zur Besserung einführen. Ueberhaupt sehe ich allenthalben, daß doch die Preußische Regierung recht kräftig und intelligent ist.“ Die sorgsame Gattin muß ihn gar bald bitten, „an die Freunde nach Kassel seine Ansichten und sein Lob über die Preußische Regierung nicht zu sehr auszusprechen, sondern nur ihr gegenüber, da jene ihn nicht verstanden und dadurch falsch beurtheilten.“ Darauf heißt es im nächsten Briefe an die Gattin: „Die öffentlichen Angelegenheiten in Hessen kann ich, soviel mir die Zeitungen davon verkündigen, nur mit dem größten Kummer nach allen Richtungen hin betrachten. Daß mich E. so mißversteht, ist mir fast zu rund! Kann sich denn Niemand dort mehr über oder außer den Parteien stellen und mit ruhigem Blick die inneren Angelegenheiten mit den äußeren überschauen und im Spiegel der Geschichte und der menschlichen Natur lesen, um mit Unparteilichkeit zu urtheilen?“ Von dem Augenblicke der Unterzeichnung der Zollvereinsverträge sagt er: „Es hatte sich unser eine feierliche Stimmung bemächtigt, wie aus großer Noth mit Anstrengung Geretteten; wir sagten uns, wer dies Werk wieder zerreißen will, der muß sich auf Revolution gefaßt machen.“ Der König nannte „im warmen, von seiner sonstigen abgebrochenen Redeweise abweichenden Redeflusse“ beim Abschiede das zustande gekommene Werk das größte seit dem Pariser Frieden und fuhr fort: „Die Eifersüchteleien der verschiedenen Länder gegeneinander und insbesondere die Zwiste der Höfe werden sich in Frieden und in gemeinsamen Bestrebungen nach allgemeinen Verbesserungen auflösen, und wir werden auch auf anderen Gebieten der Gesetzgebung Fortschritte entstehen sehen, wozu jetzt der Keim gelegt ist.“

Wird uns darum ein Leben in seinem gesammten Gange offen gelegt, das während jener eingangs bezeichneten Periode an exponirter Stelle thätig einzugreifen hatte, und zwar das Leben und zugleich das Wirken eines Mannes, der Kopf und Herz mehr auf dem richtigen Fleck hatte, als eine große, vielleicht die größte Zahl seiner Zeit- und Amtsgenossen, dann muß sich darin vieles finden, was uns anzieht. Neun Jahrzehnte hat Schwedes an sich vorübergehen sehen. Wenige Jahre vor Kaiser Wilhelm geboren, der dem ungewöhnlich rüstigen Neunziger beim letzten Zusammensein an einer Hoftafel zu Wilhelmshöhe im Juni 1878 sagte: „Lieber Schwedes, so weit wie Sie bringe ich es doch nicht!“, starb er 93jährig im Jahre 1882. Seine jetzt 73jährige Tochter hat dem Vater das pietätvolle Denkmal gesetzt, auf welches diese Zeilen aufmerksam machen sollen. Jedem, der während der 50er und 60er Jahre in Kassel lebte, war der „alte Schwedes“ bekannt, der Mann mit dem milden und doch festen Wesen, die hohe und vornehme, ungebeugte Gestalt mit dem vollen, schneeweißen in die Höhe stehenden Haupthaar, das ihm bis zum Tode erhalten blieb, und mit den freundlich blickenden Augen.

Wer, schon fast zu den Erwachsenen zählend, den Kurfürsten von Hessen im Jahre 1806 hat verjagen und den kurfürstlichen Schatz damals auf der Sababurg im hessischen Reinhardswalde hat vergraben sehen, wer „Jérôme's Karneval“ mit durchgemacht, die Regierung dreier hessischer Kurfürsten erlebt hat und dann in die neue Zeit mit dem vollen Bewußtsein ihrer Größe eingetreten ist, der muß sicher viel zu berichten wissen. Eigenverfaßte Denkwürdigkeiten eines solchen Mannes wären eine wichtige Geschichtsquelle. Schwedes hat solche Denkwürdigkeiten nicht geschrieben, wenigstens nicht im Zusammenhange; nur zu einzelnen seiner Lebensmomente hat er nachträglich einiges aufgezeichnet. Diese Aufzeichnungen sind Theile des jetzt erschienenen Buches, aber dem Umfang nach der geringste Theil. Der Hauptstoff besteht aus den Briefen, die Schwedes

[1] Theodor Schwedes. Leben und Wirken eines kurhessischen Staatsmannes von 1788 bis 1882. Nach Briefen und Aufzeichnungen von Auguste Schwedes. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann 1899. 400 S. Großoktav.

während seiner vielfachen amtlichen Thätigkeit außerhalb Hessens mit seinen Angehörigen, namentlich mit seiner Gattin wechselte. Hier tritt uns der freie und weite Blick des Staatsmannes entgegen, der bald als Vertreter seines Landes mittelst jahrelanger Verhandlungen in Berlin den deutschen Zollverein gründen, bald in Hannover und wieder in Berlin die ersten Eisenbahnen schaffen, oder der in Bremen die Weser-Zollschiffahrtsakte zustande bringen hilft. Als nach unendlichen Verzögerungen, Plackereien, Instruktionen und Gegeninstruktionen alles zur Auswechslung der Zollvereinsverträge fertig ist, da kommt von Kassel der Befehl, noch einige neue Bedingungen süe Hessen durchzusetzen, dee muthige Mann behält aber diesen Befehl in der Tasche, vollzieht während der Nacht des 22. und 23. März, am Geburtstage des künftigen Deutschen Kaisers und an seinem eigenen Geburtstage, die Auswechslung der Zollvereinsverträge; dann tritt er vor seinen Fürsten; „Ich ergriff,“ so sagt seine eigene Aufzeichnung, „nach dem Vortritte vor den sehr ernst aussehenden Kurprinzen“ (dem damaligen Regenten Kurhessens) „sofort das Wort und sagte ihm, ich hätte mich durch die Auswechslung der Verträge wider den Allerhöchsten Befehl allerdings eines hohen Grades von Ungehorsam schuldig gemacht, dies sei aber mit vollem Bewußtsein der persönlichen Gefahr für mich und mit kalter Ueberlegung geschehen. Es sei klar gewesen, daß die Ausführung des Befehls die kurfürstliche Regierung in höchstem Grade kompromittirt und dieselbe in eine ganz unhaltbare Lage gebracht haben würde. Die Verträge würden von den übrigen Regierungen mit dem 1. Januar ausgeführt werden; Kurhessen würde augenblicklich ausgeschlossen gewesen sein und hätte dann doch nachgeben müssen. Die diesseits aufgestellten neuen Forderungen seien ganz unhaltbar und aus irrigen Auffassungen hervorgegangen, wie ich, wenn es nicht schon aus meinen Berichten hervorgegangen, nachweisen würde. Ich sei dahee nicht einen Augenblick zweifelhaft über mein Verhalten gewesen, daß die Pflicht es gebiete, die ganze Verantwortlichkeit auf meine Person zu nehmen, und der kurhessische Gesandte in Berlin habe zugestimmt, um die Regierung vor einem großen Uebel zu bewahren, möchten die Folgen für mich sein, welche sie wollten. Diese entschiedene Haltung beseitigte die erwarteten Vorwürfe gänzlich, und ich muß bekennen, daß mir der Regent diesen Vorgang niemals zum Vorwurf gemacht oder, wie man zu sagen pflegt: nachgetragen hat, was überhaupt niemals der Fall gewesen ist, wenn ich nothwendig in Zwiespalt mit ihm gerathen war, bis endlich die Folgen meiner nothgedrungenen Handlungen im März-Ministerium vom Jahre 1848 mir den untilgbaren Haß des Landesherrn zugezogen haben. Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich mich vielmehr, vorübergehende kleine Wolken abgerechnet, stets einer gewissen Auszeichnung, sogar Wohlwollens, soviel als dieser Charakter dessen haben kann, zu erfreuen gehabt.“

Der Grund zur schließlichen Ungnade lag in der Stellung, die Schwedes als Vorstand des Finanzministeriums im Jahre 1848[1]) gegenüber dem Kurfürsten einnahm, als es sich um die Aufhebung der Jagd, um die Beschränkung dee landesherrlichen Dotation und um die Einverleibung der Einkünfte der Rotenburgee Quart in die Staatskasse handelte. Der Kurfürst erklärte ihm bei der Abschiedsaudienz: „Ich bin zufrieden, von Ihnen loszukommen“, worauf Schwedes erwiderte, er habe nur zu bedauern, verkannt zu werden, und wolle wünschen, daß der Kurfürst niemals schlechter bedient werde, als es von ihm geschehen. Uebrigens fällt einmal auch ein Lichtblick in dem Buche auf diesen Fürsten. Beim Tode seiner Mutter, der Schwester König Friedrich Wilhelms III., mit der er infolge seiner morganatischen Heirath bekanntlich zerfallen war, zeigt er tiefe Ergriffenheit, die sich in einem Thränenstrom Luft macht, dankt mit „tiefbewegtem kindlichem Herzen“ einem der Kurfürstin nahestehenden Arzt und fällt (nach dem Lesen eines Beileidsbriefes seiner Schwester, der Herzogin von Meiningen) dee in Kassel lebenden anderen Schwester, Prinzessin Karoline, um den Hals mit den Worten: „Ja, bei Gott, ich will dir ein guter Bruder sein und bleiben.“

Von größerem allgemeinen Interesse werden die Mittheilungen sein, die Schwedes in seinen Briefen über die Königsfamilie in Berlin und Hannover, sowie über eine Anzahl namhafter dortiger Persönlichkeiten macht; auch ein Besuch bei Goethe in Weimar, bei welchem Goethe im Frack mit dem Stern auf der Brust empfängt und eingehende Erkundigungen über Bergwerksangelegenheiten — das Berufsfach Schwedes — einzieht, gehört zu den bemerkenswerthen Ereignissen im Buche. Eine Wahrnehmung bei einem Berliner Hoffest veranlaßt Schwedes über Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinzen, zu einem Nachbar die Aeußerung zu thun: „Der wird niemals ein ganzee König!“ Im August 1849 schreibt er von Nauheim nach Hans: „Es ist und wird eine Soldatenzeit! Gott weiß, wie die Verwicklungen sich noch lösen! Die Gefahren sind groß, und der König von Preußen ist klein. Mag er's ehrlich meinen, so fehlt ihm die Manneskraft!“ Ueber das trostlose Verhältniß zwischen Preußen und Hessen Ende 1850 spricht sich ein Berliner Brief v. Patows an Schwedes aus, worin es unter anderem heißt: „es widerstand mir, früher zur Feder zu greifen, als bis ich auf erfreuliche Thatsachen verweisen, bis ich Ihnen zurufen könnte, die braven Hessen haben nicht umsonst auf uns vertraut. — Damit ist es nun freilich nichts mehr — nur beschämt und zerknirscht kann ich Ihnen nahen und doch will ich mich überwinden und schreiben, damit ich wenigstens Zeugniß ablege von dieser Scham und Zerknirschung, die mit mir alle Besseeen theilen, damit ich wenigstens Ihnen sagen kann, wie schmerzlich es mich ergriffen und bewegt hat, daß Sie neben der allgemeinen Noth des Landes, nun auch noch in Ihren persönlichen Verhältnissen die Folgen des verheerenden Sturms zu tragen haben. — Mögen Sie meinee und aller hiesigen Freunde wärmster Theilnahme versichert sein! — Indessen es kann und wird doch eben nur ein Sturm sein; die bessere Zeit wird und muß für Sie und für uns Alle, für unser ganzes schönes Vaterland wiederkehren! Vertrauen wir auf die ewige Gerechtigkeit!“

Zu den beeinträchtigten persönlichen Verhältnissen gehörte es dann, daß Schwedes bald darauf mit zehn Bayern und später noch mit vier Oesterreichern „bequartirt“ wurde; zu solchen „Bequartirungen“ riefen sich zu höchstem Erstaunen der fremden Offiziere die Kasseler dann auf der Straße, im Theater oder sonst an öffentlichen Orten ganz laut ihre Glückwünsche zu. Als der Kurfürst in die Enge gedrängt, auf Hassenpflugs Rath seine Regierung nach Wilhelmsbad verlegt hatte, richtete Schwedes — es ist dies ein zum erstenmale veröffentlichtes Faktum — an den ihm bekannten kurfürstlichen Oberhofmarschall folgendes Schreiben:

„Erlauben Sie mir Ihnen als treuem Hessen im festen Vertrauen auf ihre Discretion eine Thatsache und Gedanken mitzutheilen, deren Benutzung die Lösung der unglückseligen Zustände, zum Vortheil des Kurfürsten und des Landes gewiß bewirken könnte. Durch die, seit der Zurückkunft des Hrn. Oberstlieutenants H. und der drei Oberappellationsräthe[1]) in Kassel veebreitete Nachricht, daß Se. Königl. Hoheit

[1]) Den ihm damals angebotenen Ministertitel mit dem Prädikat Exzellenz lehnte Schwedes ab, weil ein älterer Kollege im Ministerium den Titel noch nicht erhalten hatte.

[1]) Es waren dies die Mitglieder einer an den Kurfürsten gesandten Deputation.

der Kurfürst körperlich leidend und im Gemüth niedergedrückt erscheine und sich offenbar in den Händen weniger Menschen befände, denen das Unglück Kurhessens und seines Fürsten gleichgültig sei, wenn sie nur sich selbst oben erhalten und die Zwecke fremder Mächte erreichen, hat sich, wie ich wahrnehme, in der hiesigen Bürgerschaft, die durch Hrn. Generallieutenant v. Haynau in hohem Grade gereizte Stimmung in eine milde verwandelt. Die sprichwörtlich gewordene Anhänglichkeit der Hessen an ihre Fürsten ist noch nicht ganz vernichtet, vielmehr glimmt noch ein Funke davon in ihren Herzen. Diesen Moment müßte man benutzen, ehe er vorübergeht! Letzteres würde unausbleiblich der Fall sein, wenn das vom alter ego des Kurfürsten, Hrn. v. Haynau, gehetzte Offizierkorps, die Zierde des durch seine Treue berühmten Hessenvolkes, entlassen würde. Der Kurfürst müßte also aus seinem Zwange in die Arme seiner Bürger zu Kassel fliehen. Wie die Hessen nun einmal sind, würde durch einen solchen Akt, die glückliche Rettung aus der Trübsal ermöglicht werden — ich glaube dies fest. — Ausdrücklich sage ich „fliehen“; denn anders wäre es nicht ausführbar und die Wirkung würde geschwächt. Nicht eine Menschenseele dürfte von diesem Schritt unterrichtet werden, als der treue Obrist Weiß, damit dieser dort (in Hanau) Alles in Ordnung und fest hielte. Der Kurfürst müßte in Zivilkleidung, ohne vorgängiges Packen, nach Hanau spazieren fahren, dort den Obrist Weiß sprechen, ohne daß irgend ein Wort gehört werden könnte, und dann weiter über Fulda hierher fahren. Hier müßte man während der Fahrt durch den Telegraphen unterrichtet werden. Der Kurfürst war und ist in seinem Lande sicher. — Das wissen Sie so gut, wie wir Alle. Nur die Männer, welche dereinst vor Gottes Richterstuhl ihre jetzigen Thaten zu verantworten haben werden, haben ihm etwas anderes eingeredet. Von diesen Männern, sowie von ihrem System müßte er sich freilich auf ewig trennen. Der berühmte Ahne Sr. Königl. Hoheit, Landgraf Philipp, wurde durch pfäffische List und Wortbruch in die Gefangenschaft der Habsburger gebracht und darin furchtbar mißhandelt, weil er die Religionsfreiheit seines Landes vertheidigte und mit seinem Lande stand, welches in fester Liebe an ihm hing und beharrte; der elfte Enkel Philipps wird dem Hause Habsburg geopfert — man trennt ihn von seinem Lande, treibt ihn gegen dasselbe, bis zum Absagen vom treuen Offizierkorps. Ein Fürst, der durch fremde Bajonette auf seinem Thron erhalten wird, tritt nicht in den alten Stand ein, sondern wird Vasall. Aber wer weiß, ob selbst dieses Ziel erreicht wird. Habsburg gebraucht die Fürsten zu seinen Zwecken, aber von jeher hat es sie fallen lassen, sobald sie ihm nicht mehr dienen konnten. Wer weiß, wer alles schürt und lauert, bis der Kurfürst ganz in die Falle gegangen ist. Die Umkehr von einem schon weit verfolgten Weg ist schwer, erfordert oft mehr Entschlossenheit als das Vordringen in den Kugelregen einer Schlacht — aber der Sieg des Gedankens ist auch oft größer, als der Sieg einer Schlacht. Der berühmte Schlözer, vor dessen Worten selbst die österreichische Katharine[1]) Scheu hatte, sagte „die Furcht vor dem dementi hat schon viele, viele Fürsten und Staatsmänner ruinirt“. Der Kurfürst braucht nicht mit Ministern aufzutreten, sondern nur mit einem in allgemeiner Achtung stehenden Mann — er kann ein Offizier sein — der ein Ministerium bilden soll. Bis dahin können treue Referenten die Departements auftragsweise versehen. — Ueberlegen Sie es, es kommt aus treuem hessischen Herzen“.

Aus den vielen Einzelheiten, die sonst dem Buche zu entnehmen sind, mag hier nur noch das zusammengestellt werden, was auf unsern allverehrten Kaiser Wilhelm sich bezieht. Schwedes hat darüber in einer Aufzeichnung, deren Datum leider nicht erhellt, gesagt:

„Der Prinz von Preußen — damit ist der spätere Kaiser bezeichnet — imponirt durch sein ritterliches Aeußere und gleicht seinem Vater. Er ist groß, hat eine hohe Stirn und offenen Blick und seine Haltung ist streng soldatisch. Der Ernst seiner Züge beeinträchtigt den Ausdruck des Wohlwollens nicht und bekundet Nachdenken und Festigkeit. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, wie zu seinem Vater, und stand, wie es schien, gut bei ihm, wurde wenigstens oft zur Tafel gezogen. Nicht selten sprach er über Tagesfragen mit mir, namentlich über solche, die gerade im Staatsrath verhandelt wurden, woran er lebhaften Antheil nahm und die er durchdachte. Bei der Verhandlung über die Kassel-Haller Eisenbahn im Jahr 1841 war die Meinung entstanden, daß ich Schwierigkeiten hineinwerfe, um die Annahme der Linie über Weimar zu verhindern, für welche man sich gerade am Berliner Hofe durch den Einfluß der beiden Weimarischen Prinzessinnen, der Gemahlin des Prinzen von Preußen und des Prinzen Karl, auch nach der Anschauung des Königs, daß die alte Leipzig-Frankfurter Handelsstraße beibehalten werden müsse, lebhaft interessirte. Das war zwar ursprünglich wahr gewesen, solange noch die Möglichkeit bestand, den geradesten Weg von Halle über Mühlhausen nach Kassel zu gewinnen, welcher vom verstorbenen König Friedrich Wilhelm III. aus politischen und strategischen Gründen vorgezeichnet war, von einer starken Partei vertreten wurde und dem Interesse Kurhessens mehr entsprach. Nachdem aber alle Bemühungen für diesen Weg am Widerstande des Königs Friedrich Wilhelm IV. und einer zum Uebergewicht gelangten Hof- und Ministerialpartei gescheitert waren und es nun darauf ankam, überhaupt eine Eisenbahn nach Kassel zustande zu bringen, war mir die Linie über die thüringischen Hauptstädte recht und meine Instruktion danach abgeändert. Die Schwierigkeiten der Verhandlungen lagen in ganz anderen Punkten. Letzteres mochte die Prinzeß von Preußen nicht geglaubt haben, und infolgedessen wurde ich, um der Sache auf den Grund zu kommen, zur Tafel geladen. Der Prinz von Preußen sagte freundlich zu mir, ehe es zum Niedersetzen kam: Ich werde Sie meiner Frau, welche wegen Ihres angeblichen Widerstandes gegen die Eisenbahnlinie über Weimar Ihre Gegnerin geworden ist, gerade gegenüber setzen lassen, damit Sie Beide die Differenz miteinander ausmachen. Ich erwiderte ihm sogleich ganz offen, daß das sehr leicht sein werde; denn diese Ansicht beruhe auf einen Irrthum, vielmehr habe ich die Instruktion, nunmehr auf diese Linie einzugehen. Demgemäß gab es denn auch während der Tafel eine scherzhaft lebhafte Unterhaltung über diese Angelegenheit und wir schieden im Frieden voneinander.... Die Prinzeß von Preußen macht in ihrer Erscheinung und geistreichen Unterhaltung vielen Eindruck. Ich habe sie oft gesprochen und beobachtet und insbesondere die Gewandtheit bewundert, mit welcher sie in den größten Gesellschaften die Unterhaltungen mit den verschiedensten Personen anhaltend zu machen wußte, ohne im gewöhnlichen zu bleiben. Wo es angebracht war, ging sie gern auf sachliche Unterhaltungen ein. Ihr Stolz, den die Weimarischen Prinzessinnen beide haben, machte keinen kalten Eindruck.“

Ein Brief an den Sohn aus dem Dezember 1857 enthält folgende Stelle: „Die (in einem französischen Blatt ausgesprochene) Ansicht, daß der Prinz von Preußen der Konstitution nicht hold sei, ist übertrieben. Bei dem ihm innewohnenden großen Rechtssinn wird er am bestehenden Rechte nicht rütteln. Seine Freunde sind aufgeklärte Männer, welche an die Stelle der jetzigen Unfähigen treten und darauf wirken werden, daß Preußen wieder stark wird, wozu es den Beistand eines patriotischen, der Regierung

[1]) Schreibfehler für russische K.

zustimmenden Volkes und der Zuneigung Deutschlands, die ganz verscheucht ist, bedarf. Er ist Soldat, aber nicht um das Heer als Spielzeug zu gebrauchen, sondern weil die Geltung Preußens in Europa auf der Stärke des Heeres beruht; er wird also dem Militair einen kriegstüchtigen Zustand geben, aber nicht auf Kosten der Finanzen, die, wie unter seinem Vater, mit Sparsamkeit verwaltet werden, während jetzt eine große Verschwendung zu nutzlosen Dingen besteht. Das ist die allgemeine Ansicht, der ich nach meiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Prinzen beistimme."

Im Januar 1858 schreibt Schwedes dem Sohne: „Mit dem Gang der Dinge in Preußen ist man allgemein sehr zufrieden. Man ist versichert, daselbst eine zwar gemäßigte, aber feste, und wenn's noth thut, eine entschieden handelnde Politik gehandhabt zu sehen. Es ist eine gnädige Fügung Gottes, daß dort noch zur rechten Zeit an die Stelle eines unklaren, stets schwankenden und unpraktischen Oberhauptes ein sehr redliches, nüchternes, entschlossenes getreten ist," und im Herbst desselben Jahres: „Wären die politischen Verhältnisse im großen beruhigender, dann würde es schon besser stehen, so aber traut Niemand dem Weltfrieden recht. Es wird von einer Seite zu viel gewühlt, und wenn auch nirgends Lust zu Störung des Friedens sein mag, so wird doch stets aus Ehrgeiz und zur Verfolgung von persönlichen Interessen so viel intriguirt, harangnirt und gezerrt, daß ein Bruch ohne Absicht entstehen kann. Wir sind unter diesen Verhältnissen für's erste froh, daß der Prinz von Preußen nun wirklicher Regent von Preußen und der schwache König bei Seite geschoben ist, damit endlich eine besonnene feste Politik in Deutschland die Oberhand gewinnt, was man vom Prinzen mit Sicherheit erwarten kann. Er wird nicht brüskiren, aber sich auch nichts gefallen lassen. In ganz Deutschland hat er den besten Ruf. Das Reich der Mucker ist in Preußen unter ihm zu Ende.... Der Prinz von Preußen scheint im Militär bei guter Zeit allenthalben tüchtige Kräfte an die Spitze zu stellen, um für alle Eventualitäten gefaßt zu sein. In Preußen gehen die Sachen jetzt vortrefflich, freilich zum großen Aerger der bisher allein mächtig gewesenen Junkerpartei. Diese ist bei den eben vollendeten Wahlen zum nächsten Landtag gänzlich geschlagen, tritt gegen die weit überwiegende, gemäßigte Volkspartei in die Minorität. Es ist eine vortreffliche Anrede des Prinzen von Preußen an sein neues Ministerium, worin er demselben seine Regierungsgrundsätze kundgibt, bekannt geworden, die durch die Festhaltung des Rechts, der Billigkeit und durch Festigkeit glänzt und der Heuchelei und Scheinheiligkeit offen den Krieg erklärt und nur wahre Religion verlangt. Ganz Deutschland — mit Ausnahme der Reaktionäre und Mucker — ist davon entzückt." Nach dem Attentate in Baden-Baden heißt es in einem Briefe: „Auf alle Welt hier (in Kassel) machte die Nachricht einen erschütternden Eindruck. Ich gerieth in einen solchen Grimm, daß ich die härteste Strafe kaum genügend für den fanatischen Kerl gefunden hätte. Gottlob! daß die große Gefahr abgewendet ist. Es hätte ja nur einen Zoll in der Richtung bedurft, und der König wäre todt gewesen. Kein Regent ist in so viel Gefahren gewesen wie dieser brave König, Gott hat ihn aber immer beschützt. Wie ich seinen Charakter kenne, namentlich seinen Muth, besorge ich nicht, daß diese That oder vielmehr Schandthat einen nachhaltigen Einfluß auf seine Denkungs- und Handlungsweise haben wird."

Als fast Neunziger nahm Schwedes noch so eifrigen Antheil an der Politik, daß er dem Reichstagsabgeordneten für Kassel eine lange Auseinandersetzung der Gründe zugehen ließ, welche ihn bestimmen sollte, die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig zu unterstützen; trotz der unermeßlichen Verdienste Preußens um Deutschland sei Preußen noch keineswegs in Deutschland beliebt. Die Antipathien könnten erst verschwinden, wenn Preußen selbst das Seinige dazu thue; Preußen sei nothgedrungen ein erobernder, ein zugreifender Staat und seine Bewohner seien auf der Bahn des Ruhmes hochfahrend geworden, namentlich die Beamten aller Art; es habe sein Ziel erreicht, weiter zu gehen solle es nicht wollen ..., es solle nun keine anderen Gelüste haben, als ein harmonisches deutsches Volk bilden zu helfen; daher habe es sich zu hüten, in die Erscheinung des Eigennutzes zu treten, und sollte diesen Grundsatz bei allen Gelegenheiten zu erkennen geben; vorliegenden Falls werde also Preußen weise handeln, wenn es das von ihm vorgeschlagene Berlin gar nicht vertheidige. Zwei Jahre später, im 92. Jahre, lieferte Schwedes noch zwei Aufsätze in die Tagespresse über „die Entstehung des alten handels- und zollpolitischen Systems Preußens" und über „den Zolltarif", diktirte dann auch, als nunmehr die Sehkraft rasch zu schwinden begann, seiner Tochter zugunsten der hessischen Waldanwohner seine wohlbegründeten Bedenken gegen den im Abgeordnetenhaus gerade damals zur Berathung stehenden Gesetzentwurf, welcher beabsichtigte, in Hessen „ein weitgehendes Waldrecht nach der Weise der ostpreußischen Grundbesitzer dergestalt zur Geltung zu bringen, daß der Waldbesitzer über den Wald unbeschränkt verfügen, denselben als sein Hauseigenthum betrachten dürfe."

Als erster Morgengruß am 90. Geburtstag traf folgendes Schreiben Kaiser Wilhelms ein, datirt vom kaiserlichen Geburtstag:

„Ich habe mit Interesse vernommen, daß Sie morgen am 23. ds. Mts. Ihre neunzigste Geburtstagsfeier begehen. Gern eingedenk der Veranlassungen, welche mir Gelegenheit gegeben haben, in persönliche Beziehungen zu treten, freue ich mich mit Ihnen des günstigen Geschicks, das Ihnen gestattet, sich dem seltenen Feste mit ungeschwächter Körper- und Geistesfrische zu widmen. In herzlicher Theilnahme sende ich Ihnen zu demselben meine Glückwünsche, indem ich vertraue, daß die göttliche Vorsehung Ihnen die Gnade eines noch langen, mit angenehmen Eindrücken gesegneten Lebensabends gewähren möge."

Andern Tags antwortete Schwedes:

„Eurer Majestät huldvolle Theilnahme an meinem am 23. ds. Mts. erfolgten Eintritt in das 91. Lebensjahr, welche Allerhöchst Dieselben mittels des Allergnädigsten Schreibens vom 22. ds. Mts. geruht haben, mir zu erkennen zu geben, erfüllt mich mit tiefem ehrfurchtsvollen Dankgefühl, welches mit dem andern beseligenden Gefühl zusammentrifft, daß es mir nach 45 Jahren seit der an Allerhöchst Dero Geburtstag im Jahre 1833 im Finanzministerium zu Berlin in feierlicher Sitzung vor Mitternacht vollzogenen Unterzeichnung des zwischen Preußen und den beiden Hessen einerseits und Baiern und Würtemberg andererseits, nach den bekannten langwierigen Verhandlungen zu Stande gebrachten, grundlegenden Vertrags zur Errichtung des deutschen Zoll- und Handelsvereins, von Gott gnädig vergönnt ist, Eure Majestät nun noch als Deutschen Kaiser und meinen Allergnädigsten König zu verehren, welche Freude leider keinem der übrigen Bevollmächtigten zu Theil geworden ist.

Gottes Schutz und Schirm hat Eure Majestät vor den Augen der ganzen Welt begleitet und wird die heißen Wünsche für Allerhöchst Dieselben aus dem Herzen eines jeden ehrlichen Deutschen, insbesondere aber eines jeden treuen Unterthanen gewiß gnädig in Erfüllung führen, in welcher treuen Gesinnung ich mich der fortdauernden Allerhöchsten Huld und Gnade empfehle."

Dem fügte Schwedes im Konzept die Randbemerkung zu: „Ein Hesse könnte mir sagen, daß es mir besser ange-

standen haben würde, die Worte: „und meinem Allergnädigsten König" wegzulassen; da ich aber dem Kaiser während der vielen in Berlin zugebrachten Jahre als Prinz von Preußen persönlich zu verehren aufrichtig gesinnt worden bin, so ist dieses Gefühl um so natürlicher, weil ich leider keinen Grund habe finden können, meinem früheren Landesherrn persönlich die gleichen Gesinnungen entgegenzutragen, wiewohl ich demselben stets treu gedient habe. Wer diesen kannte wie ich, wird mir diese Aeußerung nicht verargen."

Nachdem schließlich die Natur ihr Recht verlangte und dem müden Greise die Körper- wie die Geisteskräfte geschwunden waren, schlummerte er 6 Tage vor Vollendung seines 94. Jahres sanft hinüber. Seiner Wittwe konnte ein den Verhältnissen Nahestehender schreiben: „Es ging ein Mann zu Grabe, der seine Aufgabe im wahren Sinne des Wortes ganz und voll erfüllt hat. Sein Bild, wie ich es fast unverändert in einem Zeitraum von 30 Jahren vor mir hatte, wird mir verklärt mein ganzes Leben hindurch vorschweben." S.

Ein Brief Hölderlins an seine Mutter.

Mitgetheilt von Ernst Müller (Tübingen).

(a) Es freut mich unendlich, liebe Mamma! Daß sie so zärtlichen Anteil an der Heiterkeit nehmen, die Sie in meinen Briefen finden. Meine Jugendhize schlug den Weg der Melancholie ein. Nun die Hize ein wenig verflogen scheint, bleibt auch, will ich hoffen, das Grillenfangen aus. Man verdirbt sich manche edle Stunde mit fruchtlosen Wünschen und Träumen. Und werden diese nicht erfüllt, so ist vollends Feuer im Dache. Eins aber ist übrig, das sie mir nicht billigen werden. Ich konn es kaum von mir erlangen, in so manche Gesellschaft, worinn aufgenommen zu sein, ich für hohe Ehre achten sollte, wie die Leute meinen, in so manche Gesellschaft mit ihren Thorheiten und Alfanzereien mich zu schicken. Diß will aber ja heißen, liebe Mamma, als ob ich meine Visiten nicht pflichtschuldigst abstattete. Die Gesellschaften, von denen ich redete, betreffen (b) meist die jüngere Welt.

Um aber von meinem Thun u. Wesen abzukommen, will ich die kindliche Bitte an Sie thun, liebe Mamma! wegen dem Kriege sich nicht zu viel Sorge zu machen. Warum sollen wir uns mit der Zukunft plagen? Was auch kommen mag, so arg ist's nicht, als Sie vieleicht fürchten mögen. Es ist wahr, es ist keine Unmöglichkeit, daß sich Veränderungen auch bei uns zutragen. Aber Gottlob! wir sind nicht unter denen, denen man angemaßte Rechte abnemen, die man wegen begangner Gewaltthätigkeit u. Bedrückung strafen könnte. Ueberall, wohin sich noch in Deutschland der Krieg zog, hat der gute Bürger wenig oder gar nichts verloren, u. viel, viel gewonnen. Und wenn es sein muß, so ist es auch süß und groß, Gut u. Blut seinem Vaterlande zu opfern, und wenn ich Vater wäre von einem der Helden, die in dem großen Siege bei Mons starben, ich würde jeder Träne zürnen, die ich über ihn weinen wollte. Rürend ists und schön, daß unter der (c) Französischen Armee bei Mainz, wie ich gewiß weiß, ganze Reihen stehen von 15 u. 16jährigen Buben. Wenn man sie ihrer Jugend wegen zur Rede stellt, sagen sie, der Feind braucht so gut Kugeln u. Schwerder, um uns zu tödten, wie zu größeren Soldaten, u. wir exerzieren so schnell als einer, u. wir geben unseren Brüdern, die hinter uns im Gliede steh'n, das Recht, den ersten von uns niederzuschießen, der in der Schlacht weicht. Aber der Bote will fort. Leben Sie wol liebe Mamma!

Ihr
gehorsamster Sohn
Hölderlin.

Zunächst sei bemerkt, daß der vorstehende, bisher ungedruckte Brief Hölderlins buchstabengetreu wiedergegeben ist. Das Original desselben ist im Besitz des Hrn. Zahntechnikers Wilh. Fischer in Stuttgart, der mir die Veröffentlichung desselben gestattet hat.

Der Brief ist undatirt wie die meisten aus Hölderlins Frühzeit. Einen gewissen Anhalt zur Feststellung des Datums gewährt indessen einmal die Erwähnung der Schlacht bei Mons. Dort, in Belgien, war Anfangs November 1792 die österreichische Armee konzentrirt zum Angriff gegen die Franzosen. Am 6. November erfolgte der Kampf in der Nähe, bei Jemappes, wonach dann später die Schlacht ihren Namen erhielt. Zwei Tage nachher ergab sich Mons den siegreichen Franzosen unter Dumouriez. Hölderlins von vielen damals getheilte Begeisterung für die Franzosen kommt auch sonst in den Briefen zum Ausdruck. So schreibt er seiner Schwester in einem ebenfalls undatirten Brief, der, vermuthlich in die Zeit vom 19. bis 20. Juni 1792 fällt (Nr. 60 in Litzmanns Leben Hölderlins): „Glaube mir, liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oesterreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schröklich werden. Glaube das mir! und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte."

Sodann kommt für die Datirung wohl auch die Schlußbemerkung im Brief: „Der Bote will fort" in Betracht. Wenn ein Bote den Brief mitnahm und nicht die Post, so wohnte Hölderlin wohl in der Nähe seiner Mutter, vermuthlich in Tübingen. Das wäre dann wohl, dem ganzen Ton des Briefs entsprechend, am Ende seiner Studienzeit, Ende 1792 oder Anfang 1793 gewesen; Hölderlin war damals, wie aus seinem Brief zu ersehen ist, bereits etwas gesetzter und ruhiger, soweit man überhaupt bei ihm davon reden kann. Die Schilderung der französischen Truppen bei Mainz könnte auf das Jahr 1793 gehen. Damals erfolgte das Aufgebot in Masse, infolgedessen sich alles zu den Waffen drängte, auch ganz junge Leute. (Vgl. Sybel, Geschichte der franz. Revolution, 8. Buch, S. 486 ff.) Freilich war das erst im August geschehen, und so spät wird der Brief wohl nicht geschrieben sein. Man muß also wohl davon absehen, so naheliegend auch diese Erklärung sein möchte. Uebrigens ist Mainz im Oktober 1792 in die Gewalt der Franzosen gekommen und vermuthlich hat Hölderlin dieses Ereigniß im Auge.

Wie steht es aber mit den „Gesellschaften", von denen Hölderlin redet? Sollten das Studentengesellschaften sein? Oder sollten damit Gesellschaften aus der späteren Zeit seines Hofmeisterlebens gemeint sein? Hölderlin hatte offenbar kein Interesse für gesellschaftliches Leben. So schrieb er am 26. Dezember 1794 (Nr. 98 bei Litzmann) aus Jena an seine Mutter: „Meine eingeschränkte Zeit ließ es mir auch nicht zu, die schönen und lustigen Cirkel zu besuchen. Einmal war ich schuldigerweise bei Madam Paulus. . . . Ich sage das auf die lieben wohlgemeinten Ermahnungen."[1] Die Mutter mußte ihren Sohn also öfters zum Besuchmachen aufgefordert haben.

Hr. Prof. Berthold Litzmann in Bonn, dem ich den Brief mit meinen Erläuterungen mittheilte und der mir mit großer Liebenswürdigkeit seine Bemerkungen dazu übersandte, ist der Ansicht, daß der Brief im Spätherbst 1792 geschrieben sei. Er sei ein Stimmungsbild aus dieser Zeit. Hölderlin suche seine Mutter zu beruhigen, die unter dem Eindruck der Nachrichten vom Vordringen der Franzosen 2c. geschrieben habe. Ihre Besorgniß erscheine im Spätherbst 1792 ganz natürlich, da in diese Zeit die Eroberung von Mainz, die Schlacht bei Jemappes 2c. falle. Dazu komme noch der ganze Ton des Briefes: vor allem die „Heiterkeit", die die Mutter in seinen Briefen gefunden hat, und die gleichzeitige Klage über seine Unfähigkeit, sich in die

[1] In demselben Brief lesen wir: „Glauben Sie, liebe Mutter! daß der jugendliche Uebermuth, wenn er je meine Handlungen bestimmte, jetzt gewis mich nimmer leitet." Vgl. dazu den Anfang unseres Briefes.

„Gesellschaften“ zu schicken. Zum Vergleich zieht Hr. Prof. Litzmann die Briefe 63 und 64 in seines Vaters „Leben Hölderlins“ heran. In letzterem heißt es: „Weil ich mich nicht in die Narren schicke, schicken sie sich auch nicht in mich.“ Auch dieser Brief ist vom Herbst 1792 datirt und erklärt in der That den Ausdruck „Gesellschaften“ &c. Alles das zusammen zwingt so schließlich Hrn. Prof. Litzmann zur Datirung Spätherbst 1792. Ich stimme dieser Ansicht bei, bemerke aber zugleich, daß ich eine Datirung Anfangs 1793 doch nicht für unmöglich halte. In die spätere Informatorzeit kann der Brief, wie Hr. Prof. Litzmann mit Recht vermuthet, auch darum nicht fallen, weil Hölderlin später seine Mutter nicht mehr mit „Mamma“ anredet. Nur die zwei ersten Briefe aus jener Zeit, Nr. 77 und 79, haben diese Anrede. Die Schlußbemerkung vom Boten läßt zudem an die spätere Zeit absolut nicht denken.

Aus all diesen Einzelheiten ergibt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit so viel, daß der Brief vermuthlich als Nr. 64a in die Briefsammlung — Nr. 64 ist vom Herbst 1792 und Nr. 65 vom 6. März 1793 datirt — einzureihen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. **Otto Liebmann: Weltwanderung.** Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger, 1899. — Der bekannte Jenenser Universitätsprofessor bietet in vorliegendem Werk, welches er denen widmet, die ihr Ohr dem „Lebensernst, dem Sinnen und dem Denken, nicht bloß der Lust an leichtem Wohlgefallen“ zu leihen gewillt sind, eine Auslese seiner durch Gedankenreichthum wie durch glänzende Form sich gleichermaßen auszeichnenden Gedichte.

> ... Komm, ich will Dich lenken
> An einen Ort, wo Töne Dir erschallen,
> Die aus des Menschenherzens Tiefe quellen,
> Die ahnungsvoll von fern Dir schon erklungen,
> Wenn einsam Du mit Welt und Gott gerungen.
> Ich führe Dich, nimmst Du mich zum Gesellen.
> Zu hohen Weisen, die Dir deutlich sagen
> Was dunkel Du gefühlt seit jungen Tagen.

Das Versprechen, das Liebmann in diesem „Einladung“ überschriebenen Sonett abgibt, löst er auch ein. Er tritt mit uns eine „Weltwanderung“ durch das weite Reich der Philosophie, durch die Sagen und Religionen der Völker an, aber nicht etwa um eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, sondern um die Ideen und Probleme über das „Räthsel des Menschen“, mit denen sich die größten und tiefsinnigsten Denker aller Völker von grauer Vorzeit an beschäftigt haben, in poetisch verklärter Fassung dem Verständniß des gebildeten Laien nahezubringen und sein Interesse für das Studium der Weltweisheit wachzurufen. Aber auch eine Fülle eigener und eigenartiger geistsprühender Gedanken über „der Menschheit Urgedanken“ finden sich in der Sammlung vereint; sie verleihen dem Buch noch einen besonderen Reiz. Als anerkennenswerth hervorzuheben ist übrigens das allenthalben zutage tretende und durchweg von Erfolg gekrönte Bemühen Liebmanns, die schwere Materie in möglichst klarer und prägnanter Form zu geben. So enthält das Buch nichts schwer verständliches, ja nicht einmal ermüdendes — und das will bei solchem Stoff gewiß etwas sagen. Einer weiteren Empfehlung bedarf das gehaltvolle Werk nach diesen Worten wohl nicht mehr; hoffentlich bleibt ihm bei seiner „Weltwanderung“ die verdiente Anerkennung und die Gunst des Publikums nicht aus.

Paul Nikolaus Coßmann: Aphorismen. München 1898. Carl Haushalter. — Wer etwa an eine Aphorismensammlung, wie die vorliegende, mit philologischer Akribie herangehen und nachweisen wollte, daß die einzelnen Sätze doch recht anfechtbar seien, dem müßte der Reiz dieser Darstellungsform wohl immer verborgen bleiben. Nietzsche, der meistens mißverstandene, hatte das Bestreben dieser Leute einmal mit gutem Humor als überflüssig bezeichnet. Er meinte, er wisse nicht, warum man sich soviel Mühe gäbe, ihn zu widerlegen, er besorge das doch schon selbst. Und so paradox dieser Satz klingt, er ist es durchaus nicht, denn der Aphorismus ist nun einmal nicht die Form, wissenschaftliche Systeme auseinanderzusetzen oder gar didaktische Wahrheiten zu offenbaren. Man darf ihn, wenn man sein Wesen erfassen will, als nichts anderes nehmen, als das, was er sein will, Splitter aus der Werkstatt eines Denkers, die an sich schlechterdings kein Bild von dessen ganzer Thätigkeit sind und aus denen man daher am besten nicht zu viel ableiten sollte. Das Vergnügen des Lesers besteht dann darin, dem betreffenden Denker auf seinen Spaziergängen zu folgen und so begreifen, wie diese oder jene Ansicht sich entwickeln konnte; es ist also kein lediglich intellektuelles, sondern auch ästhetisches Interesse, das für die Lektüre erforderlich erscheint. — Coßmann hat nun, wie andere und vorläufig berühmtere Männer vor ihm — ich nenne nur Goethe, Lessing, Schopenhauer, Nietzsche u. s. w. — im Laufe seiner vieljährigen, wissenschaftlichen Thätigkeit eine Reihe solcher Späne aus seiner Werkstatt gesammelt und zu einem Buche vereinigt, in dem er sich über die verschiedensten Gebiete äußert. — Der erste Abschnitt über „Menschen, Leben und Welt“ enthält schon recht bemerkenswerthe, von seiner Skepsis durchwehte Sätze, z. B. „Das Räthsel des Lebens läßt Jeder auf seine Weise ungelöst“, oder „Genies sind die Angehörigen derjenigen Menschenklasse, welcher der Definirende angehört“. Dasselbe, überhaupt durch das ganze Buch wahrnehmbare Verständniß für die Relativität aller Werthe kommt in dem Kapitel „Wissenschaft“ besonders klar zum Ausdruck „Wissenschaft = Wissen + Skepsis“, während für gewisse pseudo-wissenschaftliche Richtungen oder Personen recht kräftige Sarkasmen abfallen, z. B. „Wenn ein Engel vom Himmel herunterkäme, würde Mancher darin nichts sehen, als eine Bestätigung der Fallgesetze“. Aus dem Theil, der die Literatur behandelt, ist hervorzuheben „Ein Aphorismus ist ein kleines Haus mit weitem Fernblick“. Auf die „Modernen“ und „Nichts als Modernen“ ist der Verfasser besonders schlecht zu sprechen und parodirt ihre Stilbarbareien auf recht glückliche Weise in seiner Abtheilung über Kunst. Die beiden folgenden Theile „Philosophie des Pöbels“ und „Philosophie des Lehrpöbels“ dürfen vielleicht als die gelungensten der ganzen Sammlung bezeichnet werden. Aussprüche wie: „Lieber zehn Vorwürfe verdienen, als einen gemacht bekommen“, „Wenn uns Einer über den Klang eines Klaviers befragt, so geben wir ihm Größe und Gewicht an“ zeugen von subtilem psychologischem Verständniß für menschliche Schwächen. Dann kommen die „Frauen“ an die Reihe; der Verfasser meint hier: „Edle Frauen (die Musen gehören auch dazu) wollen geliebt und nicht genossen werden.“ Ueber den Raum, den die „Liebe“ in dem Buch einnimmt, verrathe ich nichts, denn ich vermeide das Tanzen auf Glatteis, wo ich kann, und so bleibt es denn den p. t. Leserinnen und Lesern überlassen, sich ihren Vers selbst zu machen. Den Schluß bilden Betrachtungen über „Gesellschaft“, „Moral“ und „Maximen“, aus denen je ein Spruch erwähnt sei: „Es kann dir nie an Nahrung fehlen, wenn du sie den Menschen aus der Hand frißt.“ „Gelegenheit macht ehrliche Leute.“ „Mit einem Unbekannten sprich nie über Philosophie, er könnte ein Philosoph sein.“ — Es ließen sich, würde es nicht der Raum verbieten, aus dem interessanten Werkchen noch eine ganze Menge Sprüche citiren, die der Gedankenarbeit des Verfassers das günstigste Zeugniß ausstellen. Die äußerst geschmackvolle Ausstattung sorgt dafür, daß die Befriedigung über den Inhalt durch die Freude über die Schale entsprechend ergänzt wird, und auch aus diesem Grunde wird es sich als „Geschenk“ auf dem Geburtstagstisch ganz gut ausnehmen. Hoffentlich vergißt Niemand über der schönen Ausstattung, daß das Bändchen eine ganze und neueste Weltanschauung enthält. A. G.

R. **Auf Reitschule.** Ernstes und Heiteres vom kgl. Militärreitinstitute, mitgetheilt von F. **Frhrn. v. Dincklage-Campe,** Hannover, Verlag von M. u. H. Schaper 1899. — „Sr. Excellenz, dem General der Kavallerie, Hrn. Gebhardt v. Krosigk verehrungsvoll zugeeignet vom Verfasser“, so lautet die Widmung des Werks, welches nicht nur von den ehemaligen Angehörigen der hohen Schule von Hannover, sondern

auch von allen anderen Freunden der edlen Reitkunst mit Freuden begrüßt werden dürfte. Der verdienstvolle Verfasser, dessen äußerst fruchtbare schriftstellerische Bethätigung ihm die weitesten Kreise des Lesepublikums gewonnen hat, konnte die vorliegende Schöpfung wohl keinem Besseren widmen, als dem Nestor deutschen Reiterthums, dessen Persönlichkeit und dessen Eigenart der modernen militärischen Reitkunst im wahrsten Sinne des Wortes ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat. Wer Hrn. v. Dincklage's Feder kennt, der wird sich von vornherein sagen, daß das vorliegende Werk nicht etwa unter die Kategorie jener lehrhaften und trockenen Abhandlungen mit historischem Hintergrunde zu rechnen sein kann, wie solche leichter zu schreiben als zu lesen sind. Nein, in flotter, mit kernigem Humor gewürzter Darstellungsart macht uns der Verfasser mit dem Entwicklungsgang des preußischen Reitschulwesens, wie dieses mit dem Jahre 1816 einsetzte, bekannt, schildert die Koryphäen der militärischen Reitkunst und zeigt, wie allmählich sich das heutige Terrainreiten zu seiner gegenwärtigen Höhe entwickelte, ohne daß dabei die Pflege der strengen Durchschulung von Reiter und Pferd nach alter bewährter Methode vernachlässigt zu werden brauchte. Den Schwerpunkt seiner Ausführungen bildet natürlich die Beschreibung des Lebens und Treibens auf der Reitschule in Hannover, welche durch zahlreiche gut gelungene Abbildungen von einzelnen Koryphäen, von Jagdscenen u. s. w. unterstützt wird. Wir sehen da, wie der Reitdienst eine recht ernste Seite hat, welche Anforderungen an Lehrer und Schüler gestellt werden, die dazu bestimmt sind, den echten Reitergeist hinauszutragen ins Land; wir sehen aber auch, welch frisches kameradschaftliches Leben dort pulsirt unter der jungen Mannschaft, die dazu bestimmt ist, die Elite der deutschen Kavallerie zu bilden. In buntem Wechsel lösen sich Schulreiterei, Jagdreiterei, Instruktion und geselliges Beisammensein ab, und es ist um so verdienstlicher, daß der Verfasser über die Interna des Aufenthalts der jungen Kavallerieoffiziere in Hannover helles Licht verbreitet, als dadurch der tendenziösen Auffassung und Entstellung der Thatsachen entgegengetreten wird, als ob einige allerdings recht bedauerliche Ausnahmefälle zügelloser Lebensweise maßgebend seien für den Ton, der auf der Reitschule zu Hannover herrscht. Und so wünschen wir denn, daß das brillant ausgestattete Buch bei Angehörigen und Freunden der deutschen Reiterregimenter nachhaltige Erfolge zu verzeichnen habe.

* **Berlin.** Am Sonnabend, dem 17. Dezember, ist in seiner Wohnung in der Villenkolonie Grunewald der bekannte Professor der Photochemie und Spektralanalyse an der Technischen Schule in Charlottenburg, Dr. Hermann Wilhelm Vogel, im Alter von 64 Jahren gestorben. Vogel war der hervorragendste und am meisten bekannte deutsche Gelehrte auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Photochemie und hat durch seine Arbeiten sehr wesentlich mit dazu beigetragen, die Photographie zu der Vervollkommnung zu führen, deren sie sich heute erfreut. Sein Hauptverdienst beruht in der Einführung der orthochromatischen Platten, welche für alle Farben gleich empfindlich sind und die unrichtige Wirkung farbiger Körper aufheben. Entscheidend für diesen wesentlichen Fortschritt war der von Vogel schon im Jahre 1873 geführte Nachweis, daß Bromsilber durch Beimischung von Stoffen, die die rothen und gelben Strahlen absorbiren, für gelbes und rothes Licht empfindlich wird. Aus dieser grundlegenden Beobachtung heraus entwickelten sich im Laufe der Zeit die farbenempfindlichen Verfahren in der Photographie und der Naturfarbendruck. Die Resultate seiner photochemischen Untersuchungen hat Vogel in seinem weitverbreiteten „Lehrbuch der Photographie" zusammengefaßt. Viele seiner Einzelstudien finden sich in den Berichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, in Poggendorffs Annalen und in chemischen und photographischen Zeitschriften. — Vogels Lebensgang war verhältnißmäßig ruhig und entwickelte sich in gerader, auf ein bestimmtes Ziel hinstrebender Richtung. Er hatte Physik, Chemie und Mineralogie studirt und frühzeitig für die chemische Seite der Photographie ein spezielles Interesse gewonnen. Seit 1864 war er Lehrer der Photochemie an der Berliner Gewerbeakademie und seit 1884 Professor der Photochemie und Spektralanalyse an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, wo er sich ein bedeutendes photochemisches Laboratorium schuf. Er war außerdem der Schöpfer und die Seele mehrerer photographischer Vereine, durch deren Mitwirkung er seine praktischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Photographie zu verwirklichen wußte. Aus diesen Bestrebungen heraus ist auch seine Theilnahme an mehreren astronomischen Forschungsreisen und Sonnenfinsternißexpeditionen erwachsen, von denen er reiches Material nach Hause brachte. Bei seiner wissenschaftlichen Arbeit hatte Vogel in den letzten Jahren in seinem Sohn, Dr. Ernst Vogel, einen bewährten Mitarbeiter.

* **Venedig.** Ueber den Zustand des Dogenpalastes wurden schon seit einiger Zeit beunruhigende Nachrichten verbreitet, die sich jetzt leider zu bestätigen scheinen. Ein den verwahrlosten Zustand dieses Palastes hervorhebender Bericht des obersten Kunstraths des Königreichs Italien an den Minister Baccelli hat viel Staub aufgewirbelt und den Minister veranlaßt, den Architekten Boito aus Mailand mit der genauen Untersuchung des herrlichen Bauwerks zu beauftragen. Diese Untersuchung ist jetzt im Gang. Der Palastinspektor und der mit der Instandhaltung des Palastes beauftragte Ingenieur stellen freilich energisch in Abrede, daß der Palast sich in schlechtem Zustand befinde. Senkungen auf der Seite der Seufzerbrücke beständen nicht, das Gebälk sei hier und da wohl schadhaft, doch schon größtentheils neu ersetzt; an den Stuckdecken in einigen Sälen müßten Theile erneuert werden, doch würde dies ungeheure Auslagen verursachen, während das verfügbare Geld (ungefähr 60,000 Lire jährlich) vorläufig zu dringenderen Arbeiten nothwendig sei. Von den Schlußsteinen des Arkadenhofs fehle nur ein einziger und der Bogen sei sicher unterspreizt. Die Säle der Bibliothek wurden gestützt, doch nur vorsichtshalber. Im Gegensatz zu diesen Angaben bestätigt der Bildhauer Professor Dolzolto die Mittheilungen des obersten Kunstraths vollinhaltlich. Nicht nur habe der Palast sich dem Kanal zu gesenkt, sondern es seien im Mauerwerk neue, tiefe Risse entdeckt worden, so daß die im erwähnten Bericht ausgesprochenen Befürchtungen voll gerechtfertigt seien. Auch der Oberleiter der Restaurirungsarbeiten ist dieser Ansicht. Die Baufälligkeit des rückwärtigen Theils des Palastes wird auf Ueberlastung der Säle durch die 170,000 Bände enthaltende Bibliothek zurückgeführt.

S. **Athen,** 13. Dez. Zum Andenken Winkelmanns hielt die Deutsche Archäologische Schule hierselbst vor wenigen Tagen die alljährliche Festversammlung ab, die zahlreich besucht war; unter den Anwesenden, welche den verschiedensten Nationen angehörten, befanden sich u. A. der hier verweilende Prinz Karl von Hessen, der deutsche Gesandte Graf v. Plessen, der deutsche Generalkonsul Geh. Rath Lüders, der russische Gesandte Onou und viele Damen. Der Direktor der Schule, Prof. Dr. Dörpfeld, gab zunächst den üblichen Ueberblick über die gesammte Thätigkeit der Schule und die Ausgrabungen deutscher Archäologen hier in Athen, im übrigen Griechenland, in Kleinasien und Aegypten während des letzten Schuljahres und sprach dann in längerem Vortrage über einige der wissenschaftlichen Eindrücke, welche er bei seinem letzten zweimonatigen Besuche in Aegypten hinsichtlich der ägyptischen Baukunst erhalten. Redner entwickelte zunächst kurz die Ansicht, daß es in Aegypten keine Tempel gegeben habe, die gleich den altgriechischen Tempeln mit Säulengängen umgeben waren, und sprach dann eingehend über die ägyptische Säule, ihre erste Gestalt, ihre allmähliche Umbildung und ihren architektonischen Zweck, wobei er vergleichsweise auf die Formen und die Entwicklung der griechischen Säule hinwies. Zunächst war die Säule lediglich die Stütze, deren Tragkraft benutzt wurde, ohne Säulenkopf oder sonstige Verzierung am oberen Ende, später sollte sie aber auch zur Ausschmückung dienen und erhielt daher Kapitäle, die eine offene Blume oder einen geschlossenen Blumenkelch darstellten. Diese „Pflanzensäulen" waren eine fast selbstverständliche Ergänzung in Gebäulichkeiten, bei denen der Fußboden und die Wände durch Blumen- und Thiermalerei geschmückt waren, während die Decke den sternenbesäten Himmel darstellte; sie gleichen den Bäumen im Garten.

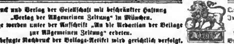
Nach Prof. Dörpfeld sprach der Ephoros der Griechischen Archäologischen Gesellschaft, Dr. G. Sotiriadis, über die von ihm geleiteten, im Anfang laufenden Jahres begonnenen Ausgrabungen im antiken Thermon und speziell über den dort aufgedeckten Apollotempel. Durch diese Ausgrabungen, die reich an interessanten Funden sind, ist die bisher zweifelhafte örtliche Lage Thermons, der Hauptstadt des ätolischen Bundes, ferner aber nach Ansicht des Redners bewiesen, daß Thermon mehr den Charakter eines nationalen heiligen Bezirks als den eines durch die erfolgreiche Thätigkeit seiner Bewohner blühenden Gemeinwesens besaß. Der Tempel des Apollo Thermios ist ein mit reichem Terracottaschmuck ausgestatteter Holztempel aus wahrscheinlich dem 7. Jahrhundert v. Chr.: er ist wie die etruskischen Tempel nordsüdlich orientirt und, da er 38 m lang und 12 m breit ist, unverhältnißmäßig schmal. Eine Vorhalle hatte der Tempel nicht. Die vorn geschlossene Cella war rings von einer Säulenhalle umgeben; an den Langseiten stehen 15, an den Schmalseiten 5 Säulen, die Ecksäulen doppelt gezählt. Im Innern war die Cella durch eine Reihe von 9 hölzernen Säulen, deren steinerne Fundamente noch vorhanden sind, in zwei gleich große Längsschiffe getheilt, und erinnert durch diese wahrscheinlich nicht auf Kultgründen, sondern auf technischen Gründen beruhende Scheidung an den einen der drei berühmten Tempel von Paestum, die sogenannte Basilika, sowie an den im 7. Jahrhundert v. Chr. entstandenen Tempel von Neandria in der Troas. Der hinterste Theil der Cella des Apollotempels ist durch eine Quermauer abgetrennt; in dem kleinen Raum steht eine rechteckige Basis, auf der wohl das Standbild des Gottes seinen Platz hatte. Der Terracottaschmuck des Tempels ist für die älteste griechische Kunstgeschichte besonders werthvoll. Zunächst sind in dieser Beziehung etwa 1 m große quadratische und mit Darstellungen bemalte Thonplatten zu bemerken, deren Zweck nicht mit Sicherheit zu erkennen ist; leider sind dieselben größtentheils zertrümmert und die Farben durch die Feuchtigkeit der Erde stark beschädigt. Vielleicht bildeten diese Platten Theile einer äußeren Wandbekleidung. Sodann ist auf die zum Dach gehörigen Stücke besonders hinzuweisen. Die äußersten Deckziegel des Daches endigen durchweg in Köpfchen, die theils Silenen, theils Frauen darstellen, im Hochrelief gearbeitet sind und meist reiche Spuren von weißer, rother und schwarzer Bemalung zeigen. Neben dem großen Tempel lag ein kleinerer und zwischen, theilweise auch unter beiden Tempeln, also sicher älter, befindet sich ein von einer Steinmauer umschlossener elliptischer Gräberbezirk mit zahlreichen Leichenbrandresten. Von den bisherigen Einzelfunden ist außer zahlreichen Bronzefragmenten eine in ihrer oberen Hälfte erhaltene zweiseitig beschriebene Bronzestele zu erwähnen, die auf der einen Seite in prächtiger Schrift einen Bundesvertrag zwischen Aetoliern und Akarnaniern, auf der anderen eine Grenzregulirungsurkunde zwischen zwei ätolischen Städten enthält. Alle wichtigeren Funde sind nach Athen ins Nationalmuseum überführt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. M. Kronenberg: Moderne Philosophen. Portraits u. Charakteristiken. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1899. — Carl Strobl: Wiener Karikaturen. Zürich, Cäsar Schmidt 1899. — Peter Sirius: Tausend und ein Gedanken. München, Carl Andelfinger 1899. — Karl Vollmöller: Erstes Beiheft zu „Ueber Plan und Einrichtung des romanischen Jahresberichtes". Erlangen, Fr. Junge 1897. — Otto Wissig: Wie schmücken wir unsre Kirchen würdig aus? Leipzig, Friedrich Meyer 1899. — Die Schweiz im 19. Jahrhundert. 7. Lfg. Lausanne, F. Payot; Bern, Schmid u. Francke. — Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Kommentirt von Dr. J. Meisner. I. Buch. Allg. Theil. Breslau, M. u. H. Marcus 1898. — Hermann Peters: Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Neue Folge. 2. vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer 1899. — August Mau: Führer durch Pompeji. Leipzig, W. Engelmann. — Dr. Hans Blum: Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1899. — M. A. Thibaut: Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 141. Auflage. Braunschweig, George Westermann 1899. — Prof. Dr. M. Rubner: Hygienisches von Stadt und Land. München und Leipzig, R. Oldenbourg. — Alphons Freiherr v. Wrede: Geschichte der k. und k. Wehrmacht. 2 Bde. Wien, L. W. Seidel 1898. — Maximilian v. Hoen und Andreas Kienast: Oesterreichischer Erbfolgekrieg 1740 bis 1748. Ebd. 1898. — Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Hggb. von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. 15. u. 16. Lfg. Wien, Karl Fromme. — D. Karl Alfred v. Hase: Unsre Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Alfred Gotthold Meyer: Canova. (Künstler-Monographien Bd. 36.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Ernst Steinmann: Pinturicchio. (Künstler-Monographien, Bd. 37.) Ebd. — Cäsar Baudi Ritter von Vesme: Geschichte des Spiritismus. Uebers. von Feilgenhauer. II. Bd. Mittelalter und Neuzeit. Leipzig, Oswald Mutze 1898. — Dr. J. Goldstein: Die Zukunft Deutschlands im Lichte der agrarischen Beweisführung. Antwort an eine agrarische Autorität. München, Piloty u. Loehle 1898. — Prof. Joseph v. Kopf: Lebenserinnerungen eines Bildhauers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1899. — M. Eyth: Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. 2 Bde. 3. Aufl. Ebd. 1899. — Dr. Alfred Munes: Das Recht des Pseudonyms. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1899. — Dr. P. Märtens: Süd-Amerika, unter besonderer Berücksichtigung Argentiniens. Berlin, Johannes Raede (Stuhr) 1899. — Grüße deutscher Dichter. Hggb. von M. v. Hochfeld. Berlin, W. Bobach. — Christa v. Düring: Iracema. Ein Sang aus den Urwäldern Brasiliens. Hamburg, C. Boysen 1898. — Friedrich Burckhardt: Der stenographirende Unteroffizier (System Stolze-Schrey). Berlin, E. S. Mittler 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 21. Dezember. Nummer 289.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine gothische Votivstatue.

Von Robert Stiassny.

I.

Aus den Naturreligionen hat das Christenthum neben anderen Kultgebräuchen auch die Sitte der figürlichen Opfer und Votivgeschenke übernommen. Wie seine Erlösungslehre überhaupt aus der Opferidee erwachsen ist, so hat es auch das heidnische Sühnopfer, das lebendige Menschen- und Thieropfer der Urzeit und des alten Bundes in dieser bildlichen Form beibehalten. Nur langsam, und bekanntlich noch keineswegs endgültig, hat sich der Fortschritt zum stellvertretenden Geldopfer vollzogen. Denn die religiöse Phantasie des Volkes, das sich seinen Gott oder seine Götter stets persönlich vorgestellt hat, erblickt nach wie vor die wirksamste Empfehlung eines Gelübdes oder Gebetes, den angemessensten Dank für dessen Erhörung in einem Opfer, das den Gegenstand seines Wunsches plastisch verkörpert. Man kennt die volksüblichen Votivgaben, die im Orient und Occident einen uranfänglich-einfachen, mitunter geradezu prähistorischen Stil bis auf die Gegenwart bewahrt haben. Die eisernen Rößlein, Kühe und Kälber, die in den Alpenländern noch heute verehrten Lokalheiligen, namentlich dem Viehpatron St. Leonhard, dargebracht werden, könnten in Mykenae oder Olympia ausgegraben worden sein und die wächsernen Abbilder kranker und geheilter Gliedmaßen, die katholische Wallfahrtskirchen füllen, ebenso gut in buddhistischen Tempeln hängen. — Die ältesten Materialien dieser „Exvoto" waren, wie die der Plastik überhaupt, Holz und Stein, von denen man mit der Zeit zum Thon, dann zu Kupfer, Bronze und Eisen überging; die Edelmetalle fanden ihrer Natur nach auch späterhin nur ausnahmsweise Verwendung. Die Kirche aber hat von jeher das Wachs bevorzugt, dessen sie in ihrem Haushalte zu den verschiedensten Kulthandlungen bedarf.

Die Urform des Wachsopfers war eine abgemessene Menge im Gewichte des Spenders, ein Beweis, daß die ganze Sitte — wie von Dr. M. Höfler in den „Beiträgen zur Anthropologie Bayerns", Bd. IX und XI („Votivgaben beim Leonhardskult"), ausgeführt wurde — aus der Fiktion des Loskaufes, der Ablösung eines der Gottheit schuldigen wirklichen Opfers sich entwickelt hat. Noch lebt ein Rest dieser Symbolik primitiver Zeiten in den vielpfündigen Riesenkerzen fort, die von Pilgerzügen, reichen Kranken und hohen Besuchern an berühmten Andachtsorten geopfert zu werden pflegen. Im 5. Jahrhundert bürgerte sich aber auch im christlichen Opferritus an Stelle des Weihgeschenkes von bloßem Waarenwerthe das Bild des Gebers oder wenigstens seines leidenden Theiles ein und hatte bald die Geltung wieder erobert, die es in der Antike und in vorgeschichtlicher Zeit besessen. Durch das ganze Mittelalter, ja darüber hinaus, bis es im 17. Jahrhundert durch die wohlfeileren gemalten Votivtäfelchen verdrängt zu werden begann, blieb es bei Hoch und Nieder eine der beliebtesten Opfergaben. Französische Chroniken berichten wiederholt von lebensgroßen Wachsportraits, die Mitglieder des königlichen Hauses und andere Fürstlichkeiten in Gnadenkirchen geweiht hatten, um die Heilung eines Uebels zu erwirken oder ihren Dank für eine empfangene Wohlthat auszudrücken. In Italien glichen einzelne Kirchen, die sich wegen der Wunderkraft ihrer Reliquien oder eines Gnadenbildes besonderen Zuspruches erfreuten, großartigen Wachsfigurenmuseen, von deren Reichthum Sta. Maria delle Grazie bei Mantua noch jetzt eine Vorstellung geben soll. In den meisten dieser Gotteshäuser stellte sich aber von Zeit zu Zeit die Nöthigung ein, mit dem älteren Vorrath aufzuräumen, den dann ein mehr oder weniger schwunghafter Opferhandel, zum Besten der Kirchenkasse, von neuem in Umlauf brachte. Diese an Wallfahrtsorten noch immer blühende Industrie, zusammen mit der Vergänglichkeit des Materials, erklären es, daß sich von mittelalterlichen Wachsvotiven nicht viel mehr erhalten hat als von den zahlreichen zu sakralen, sepulkralen oder talismanischen Zwecken bestimmten Erzeugnissen der antiken Wachsskulptur. Was auf uns gekommen, geht selten über das vorige Jahrhundert zurück. Es sind fast ausschließlich männliche und weibliche Statuetten und sogenannte „Fatschenkindlein", wie sie in katholischen Gegenden Süddeutschlands und Oesterreichs für den frommen Bedarf, namentlich der Landbevölkerung, noch heute verfertigt, d. h. aus besonderen, zum Theil alten Modeln gegossen werden. Wachszieher und Lebzelter, auf den Dörfern auch Schmiede und Drechsler, denen die gothische Berufsbezeichnung „Bildlmacher" geblieben ist, betreiben dieses plastische Kleingewerbe. Im Mittelalter und in der Renaissance aber haben es auch hervorragende Bildhauer nicht verschmäht, die Herstellung solcher Devotionswerke zu übernehmen. Knüpft sich doch in Florenz z. B. der Aufschwung der Wachsskulptur im Quattrocento an keinen geringeren Namen als an den Verrocchio's. Unter seiner Beihülfe modellirte sein Freund und Schüler Orsino Benintendi, genannt „il Ceraiuolo", drei Portraitstatuen Lorenzo's de' Medici, die dieser 1478, nachdem er dem Mordanschlage der Pazzi entronnen, zum Gedächtniß seiner Rettung in die Kirchen der Serviten und der Nonnen von Chiarito in Florenz und nach Sta. Maria d'Angeli zu Assisi gestiftet hat. Vasari (ed. Milanesi III, 373 squ.) beschreibt ausführlich das technische Verfahren dieses Meisterbossirers und rühmt die Aehnlichkeit seiner polychrom bemalten Bildnisse. Beglaubigte Arbeiten des Orsino sind bisher nicht nachgewiesen worden. Der vielumrätselte Mädchenkopf in Lille, den die französischen Kunstgelehrten Renouvier und Gonse (Gazette des Beaux-Arts, 1859 und 1878) ihm beimessen wollten, wird von dem neuesten Geschichtschreiber der Wachsplastik, E. Molinier, mit Recht in das

Cinquecento versetzt. Aber auch Molinier pflichtet den genannten Autoren darin bei, daß es sich um eine mit Hülfe eines Naturabgusses verfertigte Votivbüste handle (Histoire des arts appliqués à l'industrie, II, 219). Votive vom Range des Liller Kopfes, der ja zu den köstlichsten Gebilden der gesammten Renaissancekunst zählt, werden diesseits der Alpen noch seltener als in Italien geopfert worden sein. Daß man aber in Deutschland wie in Frankreich nicht nur Siegel und kleinere Kultgegenstände (Agnus-Dei-Medaillons, Amulette) in Wachs zu arbeiten verstand, sondern sich des Materials gelegentlich auch für Werke der Großplastik bedient hat, beweist eine vor mehreren Monaten in das Innsbrucker Ferdinandeum gelangte Votivstatue. Bleibt sie an Kunstwerth auch erheblich zurück hinter dem Mädchen von Lille, so ersetzt sie diesen Mangel einigermaßen durch das historische Interesse, das die Persönlichkeit des Dargestellten bietet: es ist der letzte selbständige Reichsfürst der heute in Oesterreich aufgegangenen Ostalpenländer. Jahrhunderte lang stand das merkwürdige Alterthum, halb vergessen und ganz verkannt, an seinem ursprünglichen Aufstellungsorte, in der Kirche des Dorfes St. Sigmund im Unterpusterthale, halbwegs zwischen Mühlbach und Bruneck. Ein Hinweis, den Schreiber dieses dem Vorstand des Tiroler Landesmuseums gegeben, hatte die glückliche Erwerbung zur Folge, deren Kosten das österreichische Unterrichtsministerium auf Rechnung der staatlichen Kunstkredite übernahm. In der That lag es im öffentlichen Interesse, das nicht mehr ganz unverletzte Denkmal vor weiteren, bei der Natur seines Materials doppelt gefährlichen Unbilden in den Schutz eines Museums zu retten.

Die Wirkung der Statue hat durch diese Uebertragung freilich nicht gewonnen — wie alle alten Kunstwerke, war auch das Wachsbild von St. Sigmund von Haus aus gestimmt auf die ihm zugedachte Umgebung. Sein Standplatz war der Chor der erwähnten Kirche, wo es an der Nordwand, in mittlerer Höhe, im Halblichte eines farbigen Fensters, auf einer Holzkonsole angebracht war. Wahrscheinlich nicht immer gerade an dieser Stelle, befand es sich doch von jeher in nächster Nachbarschaft des Hochaltars, zu dem es in enge geistige Beziehung gesetzt ist. Denn die nahezu lebensgroße — 1.37 m hohe — Figur stellt einen Kirchgänger dar, der sein Gebet zum Allerheiligsten richtet. Der stattliche Mann kniet, geradeaus gewandt, auf rundem Sockel, einen (neueren) Rosenkranz von Holz in den gefalteten Händen. Eine pelzgefütterte Tuchschaube mit Ueberschlagkragen und weiten Hängeärmeln, unter denen ein dünnes Untergewand sichtbar wird, umschließt die ganze Gestalt. Es ist das bekannte Ueberkleid der oberen Stände Westeuropa's im ausgehenden Mittelalter, der „Urahn unsrer Gehröcke und Paletots“. Während es bei Patriziern und Rittern gewöhnlich nur über das Knie reichte, fallen hier seine schweren Faltenmassen, nach der burgundisch-französischen Hofmode, bis auf die Füße, die mit ihren Schnabelschuhen in der Rückenansicht zum Vorschein kommen. In solcher Länge war das Trachtenstück in Deutschland ein Vorrecht der höchsten Gesellschaft, welcher der Dargestellte offenbar angehört. Auf dem schlanken Körper sitzt ein echter Rassekopf, dem das voll herabfallende Lockenhaar und das nach der vornehmen Sitte des späteren Mittelalters bartlose Gesicht ein jugendliches Aussehen geben. Doch sind um Mund, Kinn und Augen bereits die ersten Altersspuren eingegraben und auf reifere Jahre deutet auch die Situation, in welcher der Beter gedacht ist. Denn nicht zu einer gewöhnlichen Andachtsübung hat er sich an geweihter Stätte eingefunden. Seine Kopfbedeckung, ein sogenannter Pilgerhut, kennzeichnet ihn als Wallfahrer. Diese Filzkappe mit der aufgestülpten, nach hinten schaufelförmig ausladenden Krempe — es fehlt das ihr sonst angeheftete Emblem der „Jakobsmuschel“ — lag in St. Sigmund neben der Figur, die ja in der Kirche nicht anders als barhaupt gegeben werden konnte. Im Ferdinandeum hat man jedoch der Statue den Hut aufgesetzt, und zwar verkehrt, mit dem Hinterrande nach vorn — ein Mißgriff, durch den der Kopf karikirt und der Totaleindruck des Bildes empfindlich geschädigt erscheint. Wie genau der Künstler die Figur auch sonst dem Bestimmungsorte angepaßt hat, geht aus der Sorgfalt hervor, mit der er ihre Rückenpartie vollendete. Durch die kräftigen Falten, welche die Schaube über den Füßen des Knieenden wirft, ist diese Kehrseite in einen malerischen Gegensatz zur Vorderseite gebracht, auf der die glatt niederhängende Gewandfläche nur durch die nach rechts abfließende Kurve des Pelzbesatzes belebt wird. So bot die zunächst auf den Anblick von vorn berechnete Freifigur auch, vom Kirchenschiff aus gesehen, eine nicht ungefällige Silhouette.

Neben diesen örtlichen Rücksichten haben selbstverständlich in erster Linie die Eigenart des Materials und der Technik, in der das Werk ausgeführt ist, seinen künstlerischen Charakter bedingt. Aus der Wachsschichte, die sich in beträchtlicher Stärke um einen Holzkern legt, und bis auf einige Sprünge und Abbröckelungen (an der Pelzverbrämung der Schaube und den Schuhabsätzen) wohl erhalten ist, sind der Torso, Arme und Füße der Statue sammt dem Sockel herausmodellirt. Auch das perrückenartig aufliegende Haar und der Hut sind von Wachs. Kopf und Hände aber sind aus Holz geschnitzt und mittelst Zapfen in die Wachsmasse eingesetzt. Es überrascht, gerade diese Theile, die eine individuelle Ausprägung verlangten, nicht aus dem bildsamen Stoffe der übrigen Figur gearbeitet zu sehen — wahrscheinlich wollte der Besteller wenigstens seine Gesichtszüge in einem dauerhafteren Material verewigt wissen. Der Künstler mochte sich seinem Wunsche um so leichter unterordnen, als er von Beruf offenbar Schnitzer gewesen und mit dem Eisen mindestens ebenso gewandt wie mit dem Modellirholz umzugehen wußte. Daher sind ihm die schwierigen Uebergänge von den wächsernen zu den Holztheilen der Figur, z. B. der Ansatz des Haares an den Schläfen, besonders gelungen. Die Gewöhnung des Holzschneiders spricht sich sowohl in der Formenbildung wie im Vortrag, namentlich in der Gewandbehandlung, deutlich aus. Doch hat dieser kantige Geschmack hier eine stoffgemäße Milderung erfahren, die der Gesammterscheinung der Statue zugute kam und sie vor der eckigen Ueberladenheit der meisten spätgothischen Skulpturen bewahrt hat.

Die letzten Unterschiede des Materials hat endlich die einheitliche Bemalung der Figur ausgeglichen. Wieder einmal sieht man, in welchem Maße die mittelalterliche Plastik auf die ergänzende Nachhülfe der Farbe, auf die „Fassung“ oder „Staffirung“ angewiesen war. Diese Polychromie ging bekanntlich nicht auf eine naturalistische Wirkung aus — ihr Vorzug liegt vielmehr gerade in der bescheidenen, bis zu einem gewissen Grade konventionellen Farbenwahl, die aber den starren, gespenstigen Eindruck, die gemeine Illusion nicht aufkommen läßt, durch die moderne polychromirte Skulpturen in der Regel nach dem — Panoptikum schreien. Noch am eingehendsten ist die Bemalung des Gesichtes durchgeführt. Der Wechsel der bräunlichrothen und rosafarbigen Fleischtinten, die durch einen leichten Firnißüberzug emailartig durchscheinen, der Glanz der hellbraunen Augensterne, das Roth der Lippen und die schwarzgrauen Bartstoppeln sind gewissenhaft angegeben; die Haare sind schwarzbraun gemalt, die Hände mit den verständig betonten Adern und Gelenken haben wieder die Fleischfarbe. Das Wachs ist nicht in der Masse gefärbt, sondern nur durch den üblichen Zusatz von Terpentin und Baumöl geschmeidiger gemacht worden; gegen seinen heute schmutzig-grauen Ton sticht das dunklere Grau des Pelzwerkes der Schaube kräftig ab.

Diese Bemalung hat der Figur nicht nur zu einer volleren Körperlichkeit, zu einer erhöhten Fernwirkung verholfen: sie hat das ganze Bildwerk erst in Haltung gesetzt. Auch der Gesichtsausdruck empfing durch das Kolorit erst Leben und Wärme, jene sprechende Wahrheit, die den persönlichen Antheil des Beschauers erweckt und ihm die Frage aufdrängt, welchen Zeitgenossen der Künstler hier in so getreuem Abbilde auf die Nachwelt gebracht habe.

In St. Sigmund war man mit der Antwort auf diese Frage rasch zur Hand. Wer anders konnte mit der Figur gemeint sein als der in ganz Tirol verehrte Orts- und Kirchenpatron, der gekrönte Märtyrer St. Sigmund! Alter und Standort, nicht zum letzten die fremdartige Tracht hatten die Statue in den Geruch der Heiligkeit gebracht, sie zum Kultbilde, ja zum Dorfpalladium geweiht, von dem die Gemeinde sich nur schwer getrennt hat. Dennoch ist diese Deutung erst jüngeren Ursprungs. Die alte Gründungssage der Kirche gab eine andere Erklärung, die, obschon sie romantisch genug klingt, ein größeres Maß von Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Erzherzog Sigmund der Münzreiche, der letzte Landesfürst aus der Tiroler Nebenlinie der Habsburger (1439—1490), soll das Gotteshaus in St. Sigmund auf päpstliches Geheiß zur Sühne seiner Fehde mit dem Brixener Bischof, Nikolaus von Cusa, errichtet und deß zum Zeichen in die fertige Votivkirche sein Bildniß im Büßeraufzuge gestiftet haben. Diese, auch in die Landes- und Diöcesan-Topographien übergegangene Ortslegende wird zunächst durch die uns erhaltenen Portraits Sigmunds widerlegt, die mit dem Wachsbild keinerlei Aehnlichkeit aufweisen. Aber auch die Baudaten der Kirche (sie wurden im Brixener „Geschichtsfreund" 1866 veröffentlicht) stehen ihr im Wege. Denn schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird in dem Weiler St. Sigmund im Rienzthal, der damals noch gut altbajuwarisch Beuern (Peirn, Payrn, Puren) hieß, ein den Heiligen Philippus, Jakobus und Sigmund geweihtes Kirchlein als vielbesuchtes Wallfahrtsziel erwähnt, wahrscheinlich die frühgothische Kapelle an der Nordseite der gegenwärtigen Kirche. Diese selbst, eine einschiffige, spätgothische Anlage von stattlichen Abmessungen, wurde 1450—1489, und zwar auf Kosten der Gemeinde erbaut, als mit dem allgemeinen Aufschwung des Wallfahrtswesens in dieser Zeit der Zudrang der Pilger auch nach St. Sigmund gewachsen war. Der denkwürdige „Kulturkampf", der zwischen dem Erzherzog und dem Kardinal-Legaten Cusa in den Jahren 1457—1464 gespielt hatte, stand also außer Zusammenhang mit dem Unternehmen. Wohl mag der mildthätige Fürst, der sich auf der benachbarten Veste Haslach gern zur Jagd aufhielt, durch ein Geschenk an die Kirche — als solches galt ein in letzter Zeit verschwundener silberner Speisekelch mit den österreichischen Hauswappen — seinem Namensheiligen sich gelegentlich empfohlen haben. Zu weiteren Gunstbeweisen fehlte aber schon darum der Anlaß, weil das Thalgebiet der Rienz damals zum größten Theil nicht der Landeshoheit der Grafen von Tirol unterstand. Bei der Erbtheilung des Hauses Görz-Tirol im Jahre 1271 war nämlich das ganze Pusterthal an die jüngere Görzer Linie gekommen, und die Haslacher oder Mühlbacher Klause bildete seither die Grenze zwischen der Grafschaft Görz und dem Lande Tirol. Die Herrschaft Schöneck, in der St. Sigmund gelegen, zählt 1383 sogar zu den Eigengütern der Grafen; um die Wende des 14. Jahrhunderts vorübergehend im Pfandbesitze der Landesfürsten, wird sie von diesen bald wieder den Görzern überlassen, um erst nach deren Aussterben im Jahre 1500 mit dem übrigen Pusterthale an Tirol heimzufallen (Czoernig, Das Land Görz und Gradisca, S. 626; Zingerle und Inama-Sternegg, Die Tirolischen Weisthümer IV, 451, Note). Unmittelbar an Schöneck grenzte die Herrschaft St. Michaelsburg, der Hauptsitz der Görzer Grafengewalt im westlichen Pusterthale. Die Grafen selbst weilten wiederholt im Gerichtsorte dieses Bezirkes, dem Markte St. Lorenzen, und von dem nahen Dorfe Pfalzen, wo sie ein Jagdschloß (angeblich den heutigen Pfarrhof) besaßen, werden sie häufig auch in St. Sigmund eingekehrt sein, dessen Seelsorge der Pfarrer von Pfalzen verwaltete. In der alten Kapelle der Wallfahrtskirche steht noch ein prächtiger Flügelaltar aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der durch die auf die Predella aufgemalten Wappen als ihre Stiftung gesichert ist (Abbildungen bei Paukert, Altäre und anderes kirchliches Schreinwerk der Gothik in Tirol II, Bl. 5—8). Das Görz-Friauler Doppelwappen — den schrägrechts gespaltenen Schild mit dem goldenen Löwen im blauen oberen und drei rothen Balken im silbernen unteren Felde — hatte aber auch unsre Statue ursprünglich zur Seite; er lehnte zu ihren Füßen neben dem Pilgerhute auf der Konsole. So hat der Innsbrucker Universitätsbibliothekar Ant. Roschmann die Figur im Jahre 1747 auf einer Reise durch die Umgegend von Bruneck noch gesehen und in seinem auf dem Ferdinandeum (Bibliotheca Tirolensis, Bd. 378) befindlichen Tagebuch, von dem die Familie Wintler in Bruneck eine Abschrift bewahrt, mit der Feder skizzirt. Dieser, leider abhanden gekommene Schild, der gewiß aus Holz geschnitzt war, bezeichnete nun in unzweideutiger Weise die Persönlichkeit, die wir in der Statue zu erkennen haben. Da die Figur nur der Schlußzeit des 15. Jahrhunderts angehören kann, muß sie den einzigen, damals noch lebenden Sprossen des Geschlechts, den Grafen Leonhard darstellen, der die Görzer Lande 1462—1500 regiert hat.

Thatsächlich stimmen Bildung und Ausdruck des Kopfes in den Hauptzügen überein mit anderen Portraits Leonhards. Die zuverlässigste Urkunde zur Beurtheilung der Aehnlichkeit bietet ein Münzbildniß, ein Görzer Denar oder Silbergroschen von 1498 (abgebildet bei Becker, 200 seltene Münzen des Mittelalters, Tab. III, Nr. 99 und anderwärts). In diesem Profilrelief erscheint der Fürst zwar beträchtlich älter als in unserm Wachsbilde, mit schütterem Haar und eingefallenen Wangen, doch ist die Identität der Person unbestreitbar. Das Gleiche gilt von drei gemalten Bildnissen, die ihn in jüngeren Jahren wiedergeben. Auf dem Hochschloß Bruck bei Lienz, der alten Residenz der Görzer, ließ Leonhard die spätromanische Doppelkapelle, im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, vermuthlich durch die Pusterthaler Maler Christoph von Lienz und Simon von Taisten, mit einem interessanten Freskencyklus ausschmücken. In diesen Wandbildern tritt er zweimal in kleiner Figur, an der Seite seiner zweiten Gemahlin, Paula von Gonzaga, auf: als adorirender Stifter auf einer Darstellung des Todes Mariae und schutzflehend unter dem Gnadenmantel der Gottesmutter auf einem sogenannten „Pestbilde". Ein drittes Mal finden sich die Figurchen des gräflichen Donatorenpaares auf den einstigen Flügeltafeln eines Altares der Kapelle, empfohlen von den Heiligen Andreas und Elisabeth. Da Leonhard seine zweite Ehe im Jahre 1477 einging, besitzen wir eine untere Grenze für die Datirung der Gemälde, die übrigens nicht gleichzeitig entstanden sind. Das früheste ist der Marientod, der den Fürsten als schmucken Dreißiger in einer zierlich-reichen Hoftracht vorführt. Das Votivbild zur Abwehr von Pest- und Kriegsgefahr — eine im späteren Mittelalter sehr beliebte symbolisch-allegorische Darstellung, der eine Vision des hl. Bernhard zugrunde liegt — zeigt ihn bereits in vorgeschrittenem Mannesalter, nicht viel jünger als unsre Statue. Diese augenscheinlich nach dem Leben gearbeiteten Miniaturportraits sind recht individuell gerathen, aber derb

und handwerklich in der Ausführung. Ein Meister ersten Ranges hätte uns hingegen die Züge Leonhards überliefert, wenn wir auf einem Fresko Michael Pachers über dem Südportal der Stiftskirche zu Innichen im Pusterthal die Figur eines Görzer Gerichtsherrn auf ihn beziehen könnten, wie H. Semper vorschlägt (Wanderungen und Kunststudien in Tirol, S. 86 f.). Leider ist der bärtige Kopf mit den eben betrachteten Bildnissen unvereinbar; das vorzügliche Portrait vergegenwärtigt wohl überhaupt keinen der Görzer Dynasten, sondern einen der Burggrafen oder „Pfleger", durch die sie die ihnen anvertraute Vogtei über die bischöflich freisingische Hofmark Innichen verwalten ließen.

Noch bleiben zwei offizielle Staatsbildnisse zu erwähnen, die das Andenken Leonhards in monumentaler Form festhalten, ohne zu seiner Ikonographie einen erheblichen Beitrag zu liefern. Es sind Marmordenkmäler mit der lebensgroßen Reliefgestalt des Regenten. Das eine, in der St. Annakapelle des Domes zu Görz ließ er sich nach selbst zu Lebzeiten setzen, im Jahre 1497. Fest gehüllt in seinen Leibharnisch, den Kopf von dem nur halb aufgeklappten Schaller bedeckt, steht der Graf in Vorderansicht da, das Banner und das Schild von Görz in den Händen. Zu seinen Häupten hält ein Engel das tiroler, zu seinen Füßen ein doppelschwänziger Löwe das kärntner Wappen und neben diesem ein kleiner weiblicher Genius das Hauswappen von Leonhards zweiter Gemahlin, einer Gonzaga (Stich bei Coronini, Tentamen genealogico-chronologicum comitum et rerum Goritiae, Viennae 1759, S. 26; Holzschnitt in „Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" X, 103). Mehr Kostümbild als Portrait, sagt uns die heraldisch stilisirte Ritterfigur, die einen verbreiteten Typus der deutschen Grabplastik wiederholt, wenig von der persönlichen Erscheinung des Grafen. Denselben schematischen und allgemeinen Charakter trägt der eigentliche Grabstein Leonhards in der Pfarrkirche zu Lienz, einst die Deckplatte einer Tumba, jetzt an der Evangelienseite des Presbyteriums in die Mauer eingelassen. Auch hier verschwinden Gestalt und Gesicht unter der gothischen Armatur, zu deren bis ins Einzelnste gehenden Nachbildung der rothe Alpenmarmor noch ungeeigneter war als der in Görz verwendete weiße. Immerhin verräth die geschmackvollere Anordnung und das reiche Ornament, daß es sich um ein jüngeres Werk, um eine Arbeit des 16. Jahrhunderts, handelt. Das Grabmal ist in der That erst im Jahre 1506 von dem Steinmetz Christoph Geiger in Lienz ausgeführt worden, und zwar im Auftrage Kaiser Maximilians I.

Diese kaiserliche Ehrung war ein Akt dankbarer Pietät, denn Maximilian war der Erbe Leonhards. Mit dem Besitz der älteren tiroler Linie des Hauses Görz, den sie 1363 bereits erworben hatten, vereinigten die Habsburger nunmehr auch den der jüngeren Linie: die wichtigen Gebiete, welche das adriatische Küstenland mit Kärnten und Kärnten mit Tirol verbinden. Im Lichte dieses politischen Ereignisses, das zur territorialen Abrundung Altösterreichs und damit zur Begründung der habsburgischen Großmachtstellung wesentlich beitrug, wächst die Bedeutung des letzten Görzers: wenn nicht durch sein Leben, hat er durch sein Sterben sich einen Platz verdient in der Geschichte des Kaiserstaates.

Die Gestaltung der deutschen Kriminalität im Jahr 1897.

Von Georg v. Mayr.

Das vierte Heft der Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs (Jahrg. 1898) bringt die vorläufige Mittheilung über die Ergebnisse der deutschen Kriminalstatistik für 1897. Das endgültige Urtheil über die Gestaltung der Morphologie, sowohl der Verbrechen- als der Verbrechermasse dieses Jahres und über die darin zum Ausdruck gelangenden Entwicklungsströmungen der für die Kriminalität maßgebenden Druck- und Drangverhältnisse muß vorbehalten bleiben, bis die ausführliche Kriminalstatistik des Jahres 1897, sowohl in den absoluten Zahlen des Tabellenwerks als in der beigegebenen durch ausgiebige Berechnung von Verhältnißzahlen in nützlicher Weise bereicherten Einleitung veröffentlicht ist.

Einige tiefere Einblicke von allgemeinem Interesse in die Entwicklung der deutschen Kriminalität gestatten aber auch schon die in der vorläufigen Mittheilung gebotenen summarischen Zahlen, zumal denselben in dankenswerther Weise die einschlägigen Ergebnisse für die einzelnen Jahre des vorhergehenden Jahrfünfts 1892/96 beigefügt sind.

Zunächst ist zu bemerken, daß die vorläufige Mittheilung sich mit der Statistik der Verfehlungen (Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze) überhaupt nicht beschäftigt, sondern nur mit der Statistik der wegen der genannten Verfehlungen verurtheilten Personen.

Die Gesammtzahl der wegen irgend eines Verbrechens und Vergehens gegen Reichsgesetze Verurtheilten beträgt

im Jahre	
1892	422,327
1893	430,403
1894	446,110
1895	4[illegible]4,211
1896	456,399
1897	463,584

Hienach zeigt das Jahr 1897 gegenüber dem Vorjahr wiederum eine ausgesprochene Tendenz zunehmender Kriminalität, sofern solche in der Gesammtheit verschiedenartigster Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze zum Ausdruck kommt. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß unter dieser Gesammtheit von Verfehlungen solche von sehr verschiedenartigem sittlichem Gewicht vertreten sind, von den allerschwersten nicht erst durch die positive Gesetzgebung, sondern nach natürlicher Rechts- und Sittenempfindung als schwerste Uebelthaten gebrandmarkten Verbrechen auf der einen Seite bis zu jener Fülle ganz anders gearteter, namentlich in der neuzeitlichen Sozialgesetzgebung ausgebildeter großentheils aus Verletzungen positiver staatlicher Ordnungsmaßnahmen erwachsener Verfehlungen, deren sittliche Beurtheilung wesentlich milder sein muß. Wohl befinden sich auch unter diesen Verletzungen solche, welche sittlich keineswegs leicht wiegen. Dies gilt namentlich von Verletzungen solcher positiver Vorschriften, durch die zwar gewissermaßen eine neue, in der vorhergehenden Ordnung der Dinge gar nicht vorhandene Gelegenheit zu Verfehlungen geschaffen ist, die aber wegen bedeutungsvoller sozialpolitischer Absichten des Gesetzgebers in der Richtung des Schutzes der Schwächeren, trotz ihrer Neueinführung in den Kreis der kriminell geschützten Rechtsnormen auch in der sittlichen Werthschätzung nicht niedergestellt werden dürfen. Immerhin ist aber zu bedenken, daß ein Volk, das sich in seiner sozialen Gesetzgebung zielbewußt ein neues Gebiet möglicher strafbarer Verfehlungen schafft, allen Grund hat, Einspruch dagegen zu erheben, daß diese Art der Verfehlungen, wenn sie nun thatsächlich sich ergeben, im Bausch und Bogen mit den alten bei allen Kulturvölkern in der Hauptsache wiederkehrenden gewöhnlichen Verbrechen und Vergehen zusammengefaßt werden und daß diese Gesammtsumme von Verfehlungen ohne weiteres als Maßstab der sittlich bedenklichen Lebenshaltung des Volkes benutzt werde.

Das hier Gesagte trifft bei der deutschen Kriminalstatistik in vollem Maße für die Verfehlungen zu, welche — abgesehen von dem Reichsstrafgesetzbuch — gegen eine Reihe anderer Reichsgesetze vorkommen. Am bedeutungsvollsten

sind hiebei der Zahl nach die Verfehlungen gegen Bestimmungen der Gewerbeordnung; sind ja doch allein die Verurtheilungen wegen Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen betreffend die Sonntagsruhe von 1590 im Jahre 1892 auf 8178 im Jahre 1896 und 7823 im Jahre 1897 gestiegen, und die Zuwiderhandlungen in Bezug auf Konzessionspflicht u. s. w., sowie gegen behördliche Anordnungen betreffs der Sicherheitsvorrichtungen bei gewerblichen Anlagen in derselben Zeit von 5550 auf 9293 bezw. 10,585.

Für die allgemeine Beurtheilung der Kriminalität erscheint es hienach geboten, zunächst diese ganze, im wesentlichen durch die moderne wirthschafts- und sozialpolitische Gesetzgebung erst geschaffene und fortdauernd erweiterte Gruppe eigenartiger Verfehlungen gegen positive Normen des öffentlichen Rechts auszuscheiden und für sich zu betrachten. Nicht als ob deßhalb die sozialen Erscheinungen, die in diesen Verfehlungen zutage treten, gering zu werthen wären; das wäre unzutreffend. Aber eine besondere, von der durch das Strafgesetzbuch umschriebenen Kriminalität abgetrennte Betrachtung muß diesen durch den Fortschritt der Sozialgesetzgebung in der Hauptsache überhaupt erst geschaffenen Sonderverfehlungen gewidmet werden. Zur ersten Gewinnung eines allgemeinsten Bildes der gesammten Verfehlungsmasse einer gegebenen Zeitstrecke mag auch die summarische Zusammenziehung der Zahlen, wie oben geschehen ist, platzgreifen. Bedenklicher ist das in den Bearbeitungen der deutschen Reichskriminalstatistik beharrlich eingehaltene Verfahren, sämmtliche Verfehlungen gegen die Einzelgesetze unter die vier Hauptgruppen der Verbrechen und Vergehen: 1. gegen den Staat, die öffentliche Ordnung und Religion, 2. gegen die Person, 3. gegen das Vermögen, 4. im Amte — einzureihen und dann die Betrachtung der Kriminalität in ihrer hauptsächlichen Gliederung ausschließlich auf diese Zusammenfassung zu gründen. Es gibt doch eine sehr schiefe Vorstellung von der wirklichen Gestaltung der Auflehnung gegen die Staatsgewalt und öffentliche Ordnung, wie sie typisch in Gewalt und Drohung gegen öffentliche Beamte, im Hausfriedensbruch und auch in der Verletzung der Wehrpflicht zum Ausdruck kommt, wenn dazu die massenhaften Verfehlungen gegen die Bestimmungen über die Sonntagsruhe als gleichwerthig eingerechnet werden. Danach sieht es aus, als ob wir Deutsche in der jüngsten Zeit gegenüber der Staatsautorität und der öffentlichen Ordnung noch trotziger geworden wären, als es thatsächlich der Fall ist. Meines Erachtens wird es in Zukunft eine Hauptaufgabe der Bearbeitung des kriminalstatistischen Materials sein, eine Unterscheidung der Verfehlungen nicht bloß nach den genannten vier Hauptrichtungen der Verfehlungen im ganzen vorzunehmen, sondern weiter auch eine vorhergehende Zweitheilung nach der sittlichen Schwere der Verfehlungen zu versuchen. Nicht alles, was im Strafgesetz verboten ist, wird unter der Abtheilung der schweren Verfehlungen bleiben und nicht alles, was in den Spezialgesetzen verboten ist, unter der Abtheilung der minderschweren; aber den Grundstock der ersteren werden allerdings die hauptsächlichen Verbrechen und Vergehen gegen Bestimmungen des Strafgesetzbuches bilden.

Doch ist es nicht meine Absicht, diese wichtige prinzipielle Frage kriminalstatistischer Forschung hier weiter zu verfolgen. Ich kehre deßhalb zu den Zahlenergebnissen über die Verbrechen und Vergehen gegen einzelgesetzliche Bestimmungen außerhalb des Strafgesetzbuchs zurück, um dem Leser das Material zu unterbreiten, aus welchem er entnehmen kann, in welchem Zusammenhang die neuzeitliche Gestaltung der kriminellen Masse in Deutschland etwa mit der Entwicklung der Verfehlungen gegen solche einzelgesetzliche Bestimmungen steht. Die Zahlenergebnisse sind folgende. Es wurden wegen Verbrechen und Vergehen gegen einzelne reichsgesetzliche Bestimmungen — außerhalb des Reichsstrafgesetzbuchs — verurtheilt:

im Jahre	Personen
1892	11,499
1893	15,746
1894	18,453
1895	20,514
1896	22,640
1897	24,049

Verhältnißmäßig ist hienach die Zunahme dieser Sondergruppe verschiedenartiger Verfehlungen zweiter Ordnung gegen Reichsgesetze in den letzten Jahren recht erheblich, insbesondere sehr viel erheblicher als die Gesammtzunahme der von der Reichskriminalstatistik überhaupt in Betracht gezogenen Verfehlungen. Davon aber, daß die jüngste Steigerung der Gesammtzahl dieser Verfehlungen von 1896 auf 1897 etwa ausschließlich auf Rechnung dieser Sondergruppe zu setzen wäre, kann nicht die Rede sein. In der That zeigt, wenn man nur die Verbrechen und Vergehen gegen das Reichsstrafgesetzbuch in Betracht zieht, das Jahr 1897 gegenüber seinem Vorgänger, der nahezu einen Stillstand in der Zahl der Verfehlungen ergeben hatte, wiederum einen, wenn auch nicht gerade übermäßigen, so doch beachtenswerthen weiteren Ruck in der Richtung der Steigerung der Zahl der Verfehlungen. Wegen Verbrechen und Vergehen gegen Paragraphen des Strafgesetzbuchs wurden nämlich von deutschen Gerichten verurtheilt:

im Jahre	Personen
1892	410,828
1893	414,657
1894	427,657
1895	433,697
1896	434,359
1897	43[illegible],585

Die Zunahme ergibt sich namentlich bei folgenden durch die größere Häufigkeit ihrer Verübung für die statistische Gesammtzahl ins Gewicht fallenden Verfehlungen:

	Verurtheilte Personen im Jahre	
	1896	1897
Hausfriedensbruch	20,595	21,731
Gefährliche Körperverletzung	85,032	86,622
Einfacher Diebstahl	67,556	70,203
Unterschlagung	18,398	19,161
Betrug	19,025	20,207
Urkundenfälschung	4,556	4,820

Eine ins Gewicht fallende Abnahme zeigt sich namentlich bei:

	1896	1897
Verletzung der Wehrpflicht	17,335	15,658
Unzucht mit Gewalt u. s. w.	4,477	4,178
Einfache Körperverletzung	27,220	26,597
Einfache Hehlerei	7,177	6,882

Der Eindruck, den die wichtigeren Veränderungen im Urtheilsjahr 1897 — das selbstverständlich nicht als Verfehlungsjahr 1897 aufgefaßt werden darf — gegenüber dem Vorjahr machen, ist nicht günstig. Der seit Jahren beobachtete Rückgang in der Zahl der einfachen Diebstähle zeigt zum erstenmal wieder einen Umschlag in die entgegengesetzte Bewegung, dem gegenüber der mäßige Rückgang der Hehlerei weniger in Betracht kommt. Die Abnahme der einfachen Körperverletzungen ist mit einer größeren Zunahme der gefährlichen Körperverletzungen erkauft. Dazu kommt die wenig erfreuliche Zunahme der Verfehlungen gegen Treu und Glauben im wirthschaftlichen Verkehr in Gestalt der Zunahme von Unterschlagung, Betrug und Urkundenfälschung. Sieht man nicht bloß auf die Massenzahlen der Statistik, sondern auf ihrer Natur nach besonders ins Gewicht fallende Verfehlungen, so ist zunächst zu verzeichnen der Rückgang der Verurtheilungen wegen Majestäts-

beleidigungen (Beleidigung des Landesherrn 428 gegen 561), das stationäre Verhalten des Meineids (je 783 Personen), die Fortdauer der langsam rückläufigen Bewegung des Mordes (von 144 im Jahre 1892 auf 108 im Jahre 1896 und 101 im Jahre 1897), starker Rückgang beim Raub und der räuberischen Exzesse (360 gegen 433 im Jahre 1896 und 485 im Jahre 1892), weiterer steter Rückgang der Brandstiftungen (von 577 im Jahre 1892 auf 479 im Jahre 1896 und 468 im Jahre 1897), sowie der fahrlässigen Inbrandsetzungen (von 1141 im Jahre 1892 auf 589, bezw. 571). Hienach fehlt es nicht an einigen Lichtblicken, welche auch für die deutsche Kriminalität Einiges von der beispielsweise für die englische Kriminalität als typisch hervorgehobenen Tendenz zur Abnahme der allerschwersten Verbrechen erkennen lassen. Gegenüber den hier angegebenen Ziffern fällt andrerseits ins Gewicht, zumal daraus bemerkenswerthe Entwicklungsströmungen zu ersehen sind, daß von 1896 auf 1897 zugenommen haben die Verurtheilungen wegen widernatürlicher Unzucht von 536 auf 563 (im Jahr 1892 nur 459) wegen Zweikampf von 110 auf 140 (im Jahre 1892 nur 77), wegen Abtreibung von 403 auf 458 (im Jahre 1892 nur 330), wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit, Bildung bewaffneter Haufen von 188 auf 665 (das sind wohl die bayerischen Haberer!), sodann wegen fahrlässiger Gefährdung eines Eisenbahntransports von 496 auf 666 (im Jahre 1892: 494), wegen wissentlicher Verletzung von Absperrungsmaßregeln bei Viehseuchen von 1149 auf 1732 (gegen 732 im Jahre 1892).

Strebt man nach einer kurzen zusammenfassenden Charakterisirung der Hauptrichtungen der kriminellen Verfehlungen des Jahres 1897, so kann man hiezu die vom kais. Statistischen Amt durchgeführte Einreihung der sämmtlichen Verfehlungen unter die vier Gruppen: gegen Staat, öffentliche Ordnung und Religion; gegen die Person; gegen das Vermögen; im Amte — benützen, wenn man auch dabei über die oben berührte Störung durch die Einrechnung der in der neueren Zeit stark im Zunehmen begriffenen Sonderverfehlungen zweiter Ordnung hinwegsehen muß. Werthvoll scheint mir diese Gegenüberstellung namentlich, wenn man die Jahre 1892 und 1897 vergleicht. Der Unterschied in der Morphologie des deutschen Verbrechens stellt sich dann nämlich als so bedeutend heraus, daß jene Störungen — abgesehen von der davon in starkem Maße betroffenen ersten Gruppe — weniger fühlbar werden.

Die hierüber vorliegenden Zahlen sind folgende:

Verbrechen und Vergehen:	Von deutschen Gerichten Verurtheilte im Jahre 1892	1897
1. Gruppe. Gegen Staat, öffentliche Ordnung und Religion	66,392	82,688
2. Gruppe. Gegen die Person . .	157,928	195,759
3. Gruppe. Gegen das Vermögen .	196,437	183,806
4. Im Amte	1,570	1,331
Im ganzen	422,327	463,584

Wir wissen, daß die Vergleichbarkeit der Zahlen der ersten Gruppe durch die oben bereits angeführten Sonderergebnisse der Verurtheilungen wegen Verfehlungen gegen die Bestimmungen über die Sonntagsruhe, sowie gegen § 147 der Gewerbeordnung (Zuwiderhandlungen in Bezug auf Konzessionspflicht und Sicherheitsvorrichtungen bei gewerblichen Anlagen) beeinträchtigt ist. Dagegen liegt eine solche Vergleichsstörung für die zweite und dritte Gruppe nicht vor. Aus der Gegenüberstellung der einschlägigen Zahlen von 1892 und 1897 ergibt sich die bemerkenswerthe Thatsache, daß in dieser kurzen Zeit die Morphologie der deutschen Verbrechermasse eine wesentliche Aenderung erfahren hat. Während bis vor kurzem die Majorität der Verfehlungen bei jenen gegen das Vermögen war, ist sie nunmehr, und zwar seit 1896, in ausgesprochener Weise bei den Verfehlungen gegen die Person. Man darf daraus im allgemeinen auf ein Zusammenwirken von zwei Hauptströmungen schließen. Die eine bewegt sich im Rahmen der äußeren Druckverhältnisse, welche die Verfehlungen eines Volkes bestimmen; sie kann kurz als die günstige Gestaltung der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse bezeichnet werden. Diese vermindert die Eigenthumsverfehlungen. Zugleich aber vermehrt sie die Verfehlungen gegen die Person, namentlich wenn sie mit einer zweiten mächtigen Strömung zusammentrifft, nämlich mit der Gestaltung der inneren Drangverhältnisse einer Bevölkerung in der Richtung einer Steigerung dessen, was man zusammenfassend als persönliche Rücksichtslosigkeit bezeichnen kann. Aus dem Zusammenwirken dieser zwei Grundströmungen hat sich meines Erachtens die Umschichtung im Antheil der beiden Hauptgruppen der deutschen Kriminalität ergeben. Der Sozialstatistiker und der Kriminalpolitiker werden diesen Vorgang mit gleichem Interesse verfolgen.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. Eine eigenartige Erscheinung auf dem Büchermarkt verdient noch eine besondere Besprechung, so reichhaltig auch der „Weihnachtstisch“ schon mit den besten Erzeugnissen in- und ausländischer Literatur versehen ist. Es sind die Lebenserinnerungen eines Bildhauers, autobiographische Skizzen, die Professor Kopf in Rom bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart-Leipzig, herausgeben läßt. Der Verfasser, der viele Meisterwerke mit dem Meißel schuf, greift hier zum erstenmal zur Feder, ohne sich dadurch den Literaten von Fach zuzuzählen. Als echter Künstler von Gottes Gnaden und eigenstem Werden und Schaffen bedarf er es nicht. Aber er hat gelernt sein ganzes Leben, seine Entwicklung und den Charakter seines Wirkens wie ein Kunstwerk zu betrachten, das auf dem Webstuhl der Zeit von einer höheren Hand angelegt wurde, aber von ihm selbst durch zielbewußtes Streben und rastlose Mitwirkung Gestalt und Vollendung erhielt. Nun drängt ihn die Doppelempfindung des Dankes und frohen Selbstgefühls, dies Lebensgewebe, wie er es überblickt, auch Anderen zu zeigen. Er benutzt dazu sein stetig, gewissenhaft geführtes Tagebuch im Auszug und schildert mit großer Einfachheit, Frische und Originalität seinen Lebensgang von den bescheidensten Anfängen bis zu verhältnißmäßig großen Erfolgen, sowie seine künstlerische Entwicklung und seine Beziehungen zu den bedeutendsten Menschen, mit denen er zusammentraf. Solchen, die Belehrung und Unterhaltung gern dem wirklichen Leben entnehmen, kann nicht leicht eine passendere Festlektüre geboten werden. Es ist anregend und erfreulich zu sehen, wie ein wackerer Jüngling, von innerem Kunstberuf erfüllt, den Kampf mit unzähligen, oft unbesieglich scheinenden Hindernissen aufnimmt, nie den Muth sinken läßt, selbst dann nicht, wenn die körperliche Kraft gebrochen scheint; wie er mitten im Streite des Lebens die schönsten, edelsten Freuden zu erfassen und zu genießen weiß und stets auf den guten Stern vertraut, der in seinen Idealen ihm erschien und ihn wirklich von Erfolg zu Erfolg, zum vorgesetzten Ziele geleitet hat. Einem Manne, der beim Rückblick auf die lange Bahn den ungünstigen Anfang mit dem voll befriedigenden Abschluß seiner Thätigkeit vergleicht, ziemt es, freudige und dankbare Gefühle zu hegen und auszusprechen. Was für die Lesewelt diesen Rückblick doppelt interessant macht, ist, daß Kopfs Lebensweg durch die tiefgreifenden zeitlichen Veränderungen führt, welche Rom innerlich und äußerlich umgestalteten, und daß der Künstler diese mit aufmerksamem Sinn beobachtet und in seiner subjektiven Weise anschaulich macht. Zugleich schildert er die vielen Menschen von künstlerischer und geistiger Bedeutung sowie hervorragender Lebensstellung, die seinen Weg kreuzten, theilten, förderten, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe und sicherem Urtheil, aber auch stets mit Billigkeit und gerechtem Wohlwollen. Mancher der den klugen, gereiften Mann nur in seiner heutigen,

bisweilen herb erscheinenden geistigen Abgeschlossenheit kennt, wird erstaunen über die Fülle von Güte und Enthusiasmus, die in einem Herzen ruht, das uns hier seine Jugendempfindungen offenbart. — Die Ausarbeitung des Buches ist ungekünstelt, aber nicht unkünstlerisch. Mit weiser Auswahl verflicht der Verfasser seine frühen Aufzeichnungen der Geschehnisse und Eindrücke wörtlich in den Text, wo dies harmonisch der Erzählung sich anschließt, die er mit seiner jetzigen gereiften Einsicht vorbringt. Bei den Erinnerungen an die unwiederbringlich verlorene malerische Gestalt Roms vor 40 Jahren erhebt sich die Sprache oft zu plastisch kraftvoller Schönheit, so bei den Schilderungen der antiken Ruinen in ihrer früheren Umgebung und im Schmuck üppiger Vegetation. Erfrischend wirkt der Humor, den der Verfasser ungesucht in seine Darstellung mischt; er ist von der echten Sorte, die richtige Mischung von Geist und Gemüth, denen diese selten gewordene Gabe entstammt; denn Kopf veranlaßt uns häufig zu herzlichem Lachen, während uns die Thräne der Rührung das Auge feuchtet. Daß die erste Hälfte des Buches die ansprechendere ist, kommt naturgemäß aus dem lebhafteren Antheil, den der Leser an der Zeit des Werdens und Entfaltens nimmt. Bei der großen Fülle des Stoffes, die spätere Arbeiten und die Beziehungen des Künstlers zu seinen Gönnern, vor allem zu Kaiser Wilhelm, boten, wären mehr belebende Details erwünscht gewesen. Die „Erinnerungen“ würden dann freilich leicht zwei Bände in Anspruch genommen haben. Es ist zu bedauern, daß man vorzog zu kürzen, und daß so manches allzu skizzenhaft geboten werden mußte.

-nn- Freiburg i. Br., die Stadt und ihre Bauten. Mit einem hervorragenden Prachtwerk hat die Ortsgruppe Freiburg die im September d. J. dort stattgehabte Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine begrüßt. Das Werk, welches in vornehmer Ausstattung, reich illustrirt und mit Beilagen versehen, ein Bild der Stadt und ihrer Bauten in Vergangenheit und Gegenwart bieten will, ist ein glänzender Beweis von dem mächtigen Aufstreben der altehrwürdigen Metropole des Breisgaues. Eine stattliche Reihe von Mitarbeitern haben hier zusammengewirkt und eine ebenso vielseitige wie gediegene Leistung geschaffen. Unter der geschichtlichen, kunstgeschichtlichen, technischen, wirthschaftlichen und sozialen Literatur Badens gebührt dem Buche ein hervorragender Platz. Daß es zustande gekommen, fast ausschließlich unter Mitwirkung einheimischer Kräfte, zeugt unstreitig von großem Reichthum geistigen und künstlerischen Lebens, das hier in einem einheitlich angelegten Werke doppelt erfreulich zum Ausdruck kommt.

Nach einer gut orientirenden Einleitung über Lage, Geologie und Klima der Stadt und ihrer Umgebung und einem kurzen geschichtlichen Ueberblick folgt ein allgemeiner technischer Theil, in dem alle Beziehungen Freiburgs zur Technik, Industrie und namentlich das Verkehrswesen eingehende Würdigung finden, theilweise mit historischen Einleitungen. Aus dem übrigen reichen Inhalt, der sich über die gesammten Einrichtungen der Stadt verbreitet, sei vor allem der Abschnitt über die Baudenkmäler hervorgehoben. Die Baugeschichte Freiburgs ist ja bekanntlich ein Ruhmesblatt in der deutschen Kunstgeschichte. Und mit aufrichtiger Freude wird der Kunsthistoriker die hier gebotenen trefflichen Abhandlungen über die einzelnen Baudenkmäler begrüßen, von denen die über das Münster das meiste Interesse beanspruchen darf. Trotz der umfangreichen Literatur, die gerade über dieses herrliche Bauwerk bereits vorliegt, wird man doch gerne zu der ansprechenden, abgerundeten Darstellung des Architekten Friedrich Kempf greifen, die an der Hand außerordentlich reicher Illustrationen gründlich und sicher über den Stand der Forschung unterrichtet. Auch die anderen Aufsätze über Kirchen, öffentliche und private Bauten der Stadt verdienen Beachtung als Beiträge zur Kunstgeschichte in weit höherem Sinn, als bloß in lokaler Begrenzung. Die Herausgabe des Sammelwerks ist entschieden ein Verdienst, das der Stadt, wie den Veranstaltern zur Ehre gereicht.

G. Auffindung römischer Fußböden zu Leicester. In der Sankt Nikolaus-Straße in Leicester, nahe bei der alten Kirche von Sankt Nikolaus, wurden im vergangenen Juli gelegentlich einer Aushebung des Grundes zwei römische Fußböden aufgefunden. Der größere und schönere der beiden dicht nebeneinander liegenden Estriche ist quadratisch, der kleinere oblong. Sie liegen 8—10 Fuß unter der Sankt Nikolaus-Straße. Der größere Boden hat erheblichen Schaden gelitten und sich an verschiedenen Stellen gesenkt; sein Rand ist auf zwei Seiten verschwunden, auch sind ganz beträchtliche Stücke zerstört. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das über ihm errichtet gewesene Haus niedergebrannt, da in der nächsten Umgebung eine große Menge verkalkter Gegenstände aufgefunden wurde, und daraus erklärt sich auch die Zerstörung verschiedener Stellen des Fußbodens. Seine Färbung ist außerordentlich mannichfaltig und sein Muster sehr reich. Es besteht aus neun Achtecken (sieben sind von Kreisen eingeschlossen), von denen jede Ecke einzeln, wie auch das Ganze, von einem Bandornament (rope ornament) umschlungen ist, während die Spandrillen mit rechtwinkligen Figuren ausgefüllt sind. Den Rand bildet ein Muschelornament. Die Zeichnung im Mittelpunkt zeigt einen Pfau, eingeschlossen von einer sehr schönen kreisförmigen und netzartigen Einfassung. Der Vogel ist wunderbar geformt, aber leider stark beschädigt; Kopf, Hals, Beine und Schweif sind erhalten geblieben. Sie sind aus blauen Steinwürfeln zusammengestellt, mit Ausnahme des Schweifes, der roth, dunkelbraun und gelb gehalten und mit blauen Augen besäet ist. Ueber und unter diesem zentralen Achteck, das gegen Osten schaut, befinden sich ein paar achteckige Rahmenornamente (box ornaments), und gegen Norden und Süden sieht man kreisförmige einander gleichende Muster. Die vier kreisförmigen Eckenornamente sind ebenfalls von gleicher Form, zeigen jedoch verschiedene Farbenzusammenstellungen, indem je zwei identisch sind. Westlich von dem größeren Fußboden liegt der kleinere, und das „Athenäum“ vertritt die Ansicht, daß wahrscheinlich beide ursprünglich ein Ganzes bildeten oder durch eine Mauer getrennt waren, da ein Zwischenraum von nur 4 Fuß zwischen ihnen liegt, von dem der verloren gegangene Rand des größeren Estrichs einen Theil ausgemacht haben mochte, während der andere Theil auf den gleichfalls beschädigten Rand des kleineren Bodens traf. Indeß liegt der kleinere höher als der größere, und an der höchstgelegenen Stelle beträgt der Unterschied 11½ Zoll, während das südliche Ende ungefähr 6 Zoll abfällt. Die Ornamentik dieses Estrichs ist einfacher und nicht so ungleich wie die des zuerst besprochenen. Sie besteht aus zwei Abtheilungen: die nördlichen zwei Drittel zeigen ein einfaches, schräges Muster mit alternirenden Gnomen (gnomons) und Quadraten in Weiß auf grauem Grund. Das Ganze ist eingefaßt von einer weißen, rechteckigen Verzierung mit einem grauen Streifen nach außen hin und rothen Punkten ganz am Rande. Das andere südliche Drittel des länglichen Vierecks besteht aus glatten grauen Steinen mit rothem Rand, wobei der graue Grund mit Gruppen von je fünf weißen Steinwürfeln punktirt ist, die in der Form eines Kreuzes zusammengestellt sind. Der ganze Fußboden ist 19 Fuß 6 Zoll lang und am nördlichen Ende 7 Fuß, am südlichen hingegen 5 Fuß 6 Zoll breit. Er ist so gut erhalten, als ob er erst gelegt worden wäre. Man beabsichtigt, ihn an Ort und Stelle zu belassen und dem Publikum gegen eine geringe Entschädigung die Besichtigung zu gestatten. Die Auffindung dieser Fußböden spricht neuerdings für die Bedeutung Leicesters zur Römerzeit. Es steht bekanntlich an Stelle des römischen Ratae, einer wichtigen Niederlassung am Grabenweg in gerader Linie von Aquae Solis (Bath) nach Lindum (Lincoln).

γ In der Sitzung der Académie des Inscriptions et Belles-lettres zu Paris am 16. Dezember legte Clermont-Ganneau den ihm von Dr. Traisier in Tunis übersandten Abklatsch einer altpunischen Inschrift vor. Es handelt sich um eine Weihinschrift an die Göttin Tanit und den Gott Baal-Hammon, als Weihende erscheint eine Frau namens Sophonibaal. Darin hat Clermont-Ganneau die Urform eines bekannten karthagischen Frauennamens gefunden, der bei den griechischen und römischen Geschichtschreibern mit „Sophonisba“ oder „Sophoniba“ wiedergegeben wird. Diesen Namen trug eine Tochter des Hasdrubal, die Gemahlin der Numiderkönige Syphax und Massinissa. Die Tragik des

Todes, den sie sich selbst gab, um nicht in Scipio's Hände zu fallen, hat zwei französischen Dichtern, Corneille und Voltaire, den Stoff zu dramatischer Behandlung geliefert.

* **Aus Oesterreich.** Als Nachfolger des in diesem Sommer verstorbenen Hofraths Dr. Kerner v. Marilaun ist der Professor der Botanik an der deutschen Prager Universität, Dr. Richard Wettstein v. Westersheim, ein Schüler Kerners, zum Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens der Wiener Universität vom Professorenkollegium der philosophischen Fakultät unico loco vorgeschlagen worden. — Dem Privatdozenten der deutschen Technischen Hochschule in Prag, Alfred Klaar, ist der Titel und Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

* **London,** 19. Dez. Nach „Nature" beabsichtigt die Regierung, die nach deutschem Muster einzurichtende University of London an das Imperial Institute anzuschließen (das die Beamten für den Kolonialdienst vorbereitet). — Dr. Schechter, Lektor des „Rabbinischen" in Cambridge (in Deutschland bekannt dadurch, daß er einen Theil des hebräischen Urtextes des Sirach auffand) ist zum Professor des Hebräischen am London University College ernannt worden. — In Oxford ist die neu gegründete Professur für Psychologie und Erkenntnißtheorie dem Herausgeber des „Mind", G. F. Stout, übertragen worden. — Das Cambridger Queens College feierte in der vorigen Woche sein 450jähriges Jubiläum. — Die Berichte der Vereine für „University Extension" geben im allgemeinen ein günstiges Bild. Nach dem Cambridger Bericht haben an den Vorlesungen im Verlauf von 25 Jahren fast eine Viertelmillion Hörer theilgenommen; unter diesen wurden an 40,000 Zeugnisse ausgegeben. In Oxford hat sich die Zahl der Hörer gegenüber dem vorigen Jahre gesteigert. Am meisten werden die geschichtlichen Vorlesungen besucht; die nationalökonomischen dagegen weniger, als man erwartet hatte. In London wurden die Vorlesungen von über 13,000 Hörern besucht. Die Anzahl der Hörer ist um 1000 geringer als im vorigen Jahr; dieser Rückgang wird durch die außerordentliche Entwicklung der polytechnischen Schulen erklärt. — Einen außergewöhnlichen buchhändlerischen Erfolg hat das Life of William Shakespeare von Sidney Lee (Herausgeber des Dictionary of National Biography), das von den englischen Blättern sehr günstig beurtheilt worden ist. Von dem vor 3 Wochen erschienenen Buch ist bereits eine dritte Auflage in Vorbereitung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. v. Verdy du Vernois: Studien über Truppenführung. 1. Theil: Die Infanterie-Division im Verbande des Armeekorps. Neu bearbeitet von v. Goßler. 2. Heft. Berlin, E. S. Mittler 1898. — Kunz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. 10. Heft: Der Kampf um St. Privat. Ebenda 1899. — Karl Conradt: Zur Heimkehr des Kaisers! Die Deutschen und der Orient. Ein Umblick und ein Ausblick. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1898. — Ernst Vollert: Die Korporation der Berliner Buchhändler. Festschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens. Berlin, Korporation der Berliner Buchhändler 1898. — Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin. Herausgegeben von Otto Mühlbrecht. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Korporation der Berliner Buchhändler. Ebd. 1898. — Dora Helfft: Eine pflichtvergessene Frau. Sittenbild. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden 1899. — Julius Köstlin: Christliche Ethik. 10. Lfg. Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — Heinrich Adolf Köstlin: Geschichte der Musik im Umriß. 7. u. letzte Lieferung. 5. Aufl. Ebd. 1898. — Charles Dickens: Das Heimchen am Herde. Halle, Hermann Gesenius. — Derselbe: Ein Christabend. Ebd. — Esaias Tegnér: Die Frithjofs-Sage. Ebd. — Georg Schweitzer: Eine Reise um die Welt. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1899. — Dr. E. Th. Walter: Schwedische Konversationsgrammatik. Heidelberg, Julius Groos 1899. — Goyau-Pératé-Fabre: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Uebersetzt von Karl Muth. Heft 23 und 24. (Schluß.) Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh. — Georg Längin: Der Christus der Geschichte und sein Christenthum. 2. Abth. Leipzig, Otto Wigand 1898. — F. Frhr. v. Dincklage-Campe: „Auf Reitschule". Ernstes und Heiteres vom Kgl. Militär-Reit-Institut. Hannover, M. u. H. Schaper 1899. — Paul Milukow: Skizzen russischer Kulturgeschichte. Deutsch von E. Davidsohn. I. Bd. Leipzig, Otto Wigand 1898. — Oskar Canstatt: Das republikanische Brasilien in Vergangenheit und Gegenwart. Mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn 1899.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Romane und Novellen.

Ursprünglich dachten wir, es wieder auf ein Viertelhundert zu bringen, wie in unsrer vorigen Uebersicht (Beilage Nr. 157 und 158 vom 18. und 19. Juli). Aber „die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben", auch uns wurde bei dem kritischen Bestreben bang. Denn schon ein Dutzend Bücher moderner Belletristik bewältigen zu sollen, ist keine Kleinigkeit, und da kommt plötzlich der Punkt, von dem aus es bei bestem Willen nicht mehr weiter geht. So mögen denn die Leser diesmal mit einer Theillieferung vorlieb nehmen. Der Rest soll so bald wie möglich aufgearbeitet werden.

Nach gemeinsamen Gesichtspunkten suchend, unter denen sich vielleicht einzelne der neuen Romane betrachten lassen, können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß wenigstens bei manchen solche gemeinsame Eigenschaft in einer gewissen Dummheit, Bornirtheit oder Kurzsichtigkeit des Helden oder der Heldin liegt, die mit wahrer Geschicklichkeit an dem Allernächstliegenden, an dem in die Augen Fallenden vorbeizusehen wissen. Eine weitere Beobachtung, die sich uns aufdrängt, ist die, wie sehr der Nietzsche-Einfluß in den Köpfen der Romanschriftsteller gährt. Die „Herrenmoral" spielt bei männlichen und weiblichen Autoren eine große Rolle und man kann wieder einmal die Beobachtung machen, daß die Männer, die uns in den Büchern schreibender Frauen begegnen, nicht, wie es wohl früher so Brauch war, das Ideal darstellen sollen, das Jene im Herzen tragen, sondern oft mit einer gewissen Gehässigkeit gezeichnet sind. Das fiel uns besonders in den Romanen „Die Betrogenen" von Ilse Frapan[1] und „Die Hungersteine" von Gertrud Franke-Schievelbein[2] auf. Ilse Frapan hat ihren stark ausgeprägten eigenen Stil und sie weiß uns namentlich belebte Scenen deutlich zu veranschaulichen. In dem Milieu der Züricher Studenten und Studentinnen fühlt sie sich ebenso sicher, wie in ihren Hamburger Geschichten. Die „Betrogenen" meinen beide etwas vom Uebermenschen an sich zu haben, sie spielen mit dem Gedanken, sich über Bräuche und Dogmen hinauszusetzen, beabsichtigen, ihr Leben ganz nach ihren eigenen Begriffen zu modeln, bis sie dann doch in dem altmodischen Hafen der Ehe landen. Die Heldin Sybille hat etwas kraftvolles, männliches an sich, „sie die einzige elegant, ja fesch gekleidete Studentin. Und stattlich und schön und vollständig entwickelt ist diese Gestalt, verglichen mit den unscheinbaren, engbrüstigen Kolleginnen". Sie ist dem Geliebten, dem eleganten, gespreizten Mohl, nicht nur körperlich überlegen, was er gelegentlich zu spüren hat, sie ist auch der gesundere natürliche Mensch geblieben. Mohl ist der richtige Snob, der an seinen Gefühlen spintisirt, schematisirt und treulich Buch darüber führt. Nicht was er erlebt, ist ihm das Wichtige, sondern ob's auch mit den theoretischen Vorstellungen übereinstimmt, die er sich gemacht hat. Im ganzen ein Buch, an dem eine und die andere Situation durch ihre Schärfe packend wirkt, an dem man aber keine besondere Freude haben kann und dessen Gestalten, allenfalls die Heldin ausgenommen, uns nicht sonderlich näher treten.

Auch Hubert Schwarz, der Held des Romans „Die Hungersteine", ist ein mit Sorgfalt, aber nicht mit Liebe ausgeführtes Exemplar des Uebermenschen, der blonden Bestie. Er lebt in einer Gewissensehe mit einer Jugendliebe, die um ihn alles geopfert hat, ihre Familie, ihren Namen, ihr Lebensglück, und die er dann doch verläßt um einer Anderen willen. Aber weder er, noch die schöne und liebenswerthe Charlotte, die vielleicht etwas konventionell gediehen ist, finden das Glück in der Ehe. Und es ist eine bittere Ironie, wenn sein junges Weib ihm sterbend zuflüstert: „Du brauchst mich ja nicht ... das bißchen Liebe, an dem wir Anderen uns wärmen, hast du nicht nöthig, du bist ein Vollmensch ... ein Einsamer ... ein Höhenmensch ... die müssen allein sein." Der Held ist mit einer gewissen Härte und Einseitigkeit gezeichnet, dagegen ist Johanna, die von „Gewissen und Natur, vor dem Forum des Herzens und seiner Menschenpflicht" sein rechtmäßiges Weib ist, eine sympathische und ergreifende Gestalt, auch einzelne andere Figuren, namentlich der unermüdliche Brackenburg Wedekind, der wackere Konsul Berghauer und seine anmuthige Kläre sind fesselnde Gestalten. Wenn das Buch uns auch Anlaß zu Einwendungen gibt, so halten wir es doch für das bedeutendste unter den vorliegenden und wir hoffen noch mehr von der Verfasserin. „Hungersteine sind Felsen, die bei besonders niedrigem Wasserstande aus dem Flußbett zum Vorschein kommen. Das Volk fürchtet sie abergläubisch. Sie sind die traurigen Begleiter von Dürre, Hungersnoth, Viehsterben." (S. 13.) Diese Hungersteine, wie sie der Volksmund nennt, werden auch von den Geologen und Hydrotechnikern sehr beachtet, da die Ursachen, die zu ihrem Erscheinen führen, in der That nachtheilig sind und die Volksvorstellung erklärlich machen. Die „Hungersteine" symbolisch genommen bilden den Titel des Dramas, mit dem Hubert Schwarz die vollen Höhen der Kunst erklimmt, in denen das Leid nachzittert, das er durchlebt.

„Die Schuldnerin", Roman von Ida Boy-Ed,[1] zeichnet sich durch die Schärfe aus, mit der die einzelnen Figuren geschaut, durch die Sicherheit, mit der sie gestaltet sind. Der stoffliche Inhalt ist nicht neu, denn daß der Mann hinabgezogen wird, der sich nur von der Aeußerlichkeit des Weibes reizen und blenden läßt, der nicht prüft, ehe er sich ewig bindet, das ist schon häufiger behandelt worden. Wie aber dieser Guy mit sehenden Augen in sein Verderben rennt, wie er sich der Erkenntniß verschließt, daß

[1]) Berlin, Gebrüder Paetel 1898.
[2]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

[1]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1899.

weder die Erkorene selbst, noch ihre ganze Umgebung in einem halbwegs vernünftigen Menschen den Gedanken an einen bürgerlichen Ehebund aufkommen lassen dürften, darin ist er eben ein lebendiges Belegstück für die oben berührte negative Seite des Intellekts mancher im Mittelpunkt neuer Romane stehenden Personen. Eine feine und sympathische Frauengestalt ist Charlotte Baumeister, und die mütterlich sorgliche Weise, in der sie zu dem Pflegesohn steht, hat etwas ungemein ansprechendes. Diese ganze Erscheinung, in ihrer ruhigen Art, in ihrer Kraft des Duldens hat Züge, die wir von Storm'schen Frauengestalten her im Gedächtniß tragen. Oft schon Dagewesenes wiederholt sich bei dem Zusammenbruch des alten großen Handelshauses und bei den leichten Merkmalen, die dem Sturz vorausgehen. Die Schlußscene, in der Guy erkennt, daß er die Frau für immer verloren, der er so viel zu danken hatte, und daß er das Recht verwirkt hat, ihr in ihrer Noth beizustehen, ist von großer Wirkung und originellem Gepräge.

Der Roman „Dilettanten des Lebens“ von C. Viebig[1]) läßt sich nicht gerade als eine Erfüllung der großen Hoffnungen bezeichnen, die durch das kräftige, herbe Talent der Verfasserin der „Kinder der Eiffel“ erregt werden konnten. „Dilettanten des Lebens“ sind wir ja mehr oder minder Alle, denn wie gering ist die Zahl der wahren Lebenskünstler! Den Hauptfiguren hätte es übrigens doch glücken können, wenn es um manche Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten besser bestellt gewesen wäre, wenn Lena oder Richard mehr Geld zu ihrer Verfügung gehabt hätten, wenn es nicht gerade das Schicksal gewollt hätte, daß Richard den Todeskeim schon in der Brust trug, als Lena ihn kennen lernte. Ganze Menschen, die jeder Lebenslage gewachsen sind, die sich in alles hineinzufinden wissen, gibt es nicht allzuviele, aber auch den Dilettanten braucht es nicht so ausgesucht schlecht zu gehen, wie den Helden des Viebig'schen Romans. Einzelne Gestalten tragen charakteristisch individuelle Züge, so der Landgerichtsrath Langen, der gegen seine bigotte Frau nicht aufzumucken wagt, der Onkel Hermann Bredenhofer und die gutmüthige Tante Hannchen, auch Lena's Nichte Lora. Das Verhältniß zwischen den Geschwistern ist auch gut und lebenswahr dargestellt. In diesen kleinen Punkten entwickelt die Verfasserin große Kraft.

Eine weibliche Herrennatur ist die Heldin des neuesten Spielhagen'schen Romans „Herrin“.[2]) Wir haben das Buch mit wahrer Wehmuth gelesen, so sehr fällt es gegen die früheren Romane dieses Autors ab, selbst gegen den gewiß auch anfechtbaren Faustulus. Aber in diesem sind doch wenigstens einige mit Künstlerhand geschaffene Gestalten, während in dem neuen Buche nur der Vater der Heldin uns näher tritt, alle übrigen Figuren aber nur schemenhaft wirken, namentlich die im Mittelpunkt stehenden. Die reiche Jüdin, die den Sprossen des altadeligen Geschlechts heirathet, kommt in gar vielen Romanen hervor. Spielhagen hat nun das Motiv so komplizirt, daß etwas ganz verzwicktes herausgekommen ist. Seine Becky Lombard hat die ganze moderne Kultur und Ueberkultur in sich aufgenommen, sie ist eine Gelehrte und vereinigt mit einer blendenden Erscheinung starken, mächtigen Eigenwillen, an dessen Kraft sie selbst glaubt. Mit diesem Willen hofft sie zu erreichen, daß sie das Weib des gräflichen Nachbarn wird, obgleich dieser Wunsch nicht recht zu der stolzen Natur der Heldin stimmt, die ja gar nichts näheres von der Individualität des begehrten Mannes weiß. Da nun der Zufall ihr zu Hülfe kommt, wird sie auch seine Verlobte. Aber dann treten die Gegensätze zwischen Beiden schärfer hervor, und da sie jenseit aller positiven Religion steht, verhöhnt sie seine Erwartung, daß sie vor der Ehe zum Christenthum übertreten werde, und der Bruch ist da. Die Ueberreizung, die schon in der heftigen letzten Unterredung mit dem Grafen wahrnehmbar gewesen, war nur der Vorbote des hellen Wahnsinns, von dem sie befallen und nach wenigen Tagen durch den Tod erlöst wird. Was der Verfasser eigentlich in seiner Geschichte zeigen wollte, ist uns nicht so recht klar geworden, denn daß die Heldin schließlich wahnsinnig wird, ist doch eine schwachmüthige Lösung und könnte zu dem Gedanken bringen, daß manches, was vorher als die Lebensäußerung einer merkwürdigen und souveränen Persönlichkeit erscheinen mochte, schon vom Wahnsinn eingegeben war. Aber wie überhaupt aus so künstlich aufgebauten Voraussetzungen einen Ausweg finden? Den einzigen Lichtpunkt in dem Buche bildet der Vater der Heldin, der reiche Universitätsprofessor Geheimrath Lombard, dem an seinem Gelde wenig liegt und der, ein wahrer Helfer der Menschheit, nur seiner Wissenschaft lebt. Er ist ein Mann von hochsinniger Denkart, reif und weise, ein Jude, der von Nathan'schem Geiste erfüllt ist. Nur der geliebten Tochter gegenüber gebricht es ihm an Kraft. Ob sie freilich anders geworden wäre, wenn er frühzeitiger versucht hätte, sie zu lenken? Einzelne Stellen zeigen übrigens noch Spuren der großen Darstellungskraft des Autors, aber es sind ihrer nur wenige.

Als eine Art Erbe und Nachfolger Spielhagens, wenigstens in dem, was bei seinem ersten Hervortreten so großes Aufsehen erregte, in der Zeichnung der Adelskreise, darf unter den jungen Autoren Johannes Richard zur Megede bezeichnet werden. Gerade vor Jahresfrist (Beil. v. 23. Dez. 1897, Nr. 290) hatten wir Gelegenheit, seine beiden Romane „Unter Zigeunern“ und „Quitt“ in warmen Tönen zu besprechen. Sein neuer Roman „Von zarter Hand“[1]) zeigt zwar manche der Vorzüge des Autors, besonders die glänzende Schreibweise, die packende Darstellung bewegter Scenen, aber er steht in der Gesammtwirkung hinter den genannten Büchern zurück. Freilich hat sich der Verfasser durch die gewählte Ichform seine Aufgabe selbst sehr erschwert. Tagebuchaufzeichnungen haben in den meisten Fällen etwas gezwungenes, und daß dieser Graf Louis Carén so rückhaltlos seine wahre Natur und seine innersten Gedanken dem Papier anvertraut, das erscheint uns bei all seiner Blasirtheit und seinem Cynismus nicht so recht glaubhaft. Der kräftige, realistische Stil nimmt uns anfangs gefangen, wirkt aber auf die Dauer ermüdend. Auch die gar zu häufigen Wiederholungen „die Grünäugige“, das „frühreife Karlchen“, der „königliche Nacken“, mag der häufige Gebrauch der gleichen Ausdrücke auch durch die Tagebuchform, als der Subjektivität des Schreibers entsprechend, plausibel erscheinen, sind doch in einem Kunstwerk störend. Die ganze für die Entwicklung des Romans nicht unwesentliche Kanarienvogelepisode ist etwas sehr absonderlich. Durch die Form, in die Megede seine Geschichte zwängt, hat er sich selbst um die Möglichkeit gebracht, seine niemals unter hellere Beleuchtung kommende weibliche Hauptfigur in psychologischer Vertiefung darzustellen und sie uns so vielleicht faßlicher zu machen. Wir merken wohl schon frühzeitig, daß mit der Frau „mit der charakterlosen Linie“ etwas besonderes vorgeht, aber man muß schon recht geübter Romanleser sein, um dann von der grausigen Enthüllung nicht überrascht zu werden. Daß es zur Liebe zwischen Asta und Carén kommen wird, war für den Leser der früheren Bücher Megede's nicht schwer zu enträtseln, besonders wenn er an den dem Grafen Carén in einzelnen Seiten seines Wesens ähnlichen Loja denken mochte. Aber

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1899.

[2]) Leipzig, L. Staakmann 1899.

[1]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899.

zur Ehe zwischen Carén und Asta hätte der Autor es nicht kommen und lieber den tragischen Ausgang schon früher eintreten lassen sollen. Die Tochter einer doppelten Giftmischerin, und mögen die grausigen Thaten auch in der blinden Liebe zu der Tochter ihr Motiv haben — darüber kann wohl kein Mann hinauskommen! Die Thaten der Frau Le Fort mögen einen und den anderen Leser an die Geheimräthin in dem auch heute noch beachtenswerthen Romane „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" von Willibald Alexis erinnern, aber dort wird uns das Entsetzliche doch ungleich begreiflicher gemacht. Asta tritt nicht besonders plastisch hervor, dagegen ist die frische, resolute Ethel eine anmuthige Figur. Die Spekulanten, die sich um das Kohlenstaubverbrennungspatent gruppiren, sind gut charakterisirt, und der Zusammenbruch der Le Fort'schen Herrlichkeit, wenn auch ein gar oft benutztes Motiv, findet scharfe und wirksame Darstellung. Das Buch wird viele Leser fesseln und unterhalten und Megede wird, dafür ist uns nicht bange, auch wieder besseres leisten.

Die Grenze zwischen dem, was zur Unterhaltungslektüre gehört, und dem, was der Literatur zugerechnet werden kann, zu ziehen, ist oft nicht leicht. Uns scheint Megede bei all seinen glänzenden Eigenschaften doch nur genau auf dieser Grenze zu stehen. Ganz zur Unterhaltungslektüre gehören: „Der Erste", Roman von F. Erhardt,[1] „Schlafende Augen", Roman von Hans Frhrn. v. Sanden,[2] und „Sonnenblume", Roman von C. Schroeder.[3] Die beiden Ersten haben starke Familienähnlichkeit, in beiden spielt ein heranwachsender frischer Junge eine hervorragende Rolle, in beiden sind die guten und die bösen Menschen nach altem Romanbrauch ganz gut oder ganz böse. So ist der Onkel Eckard in dem Erhardt'schen Roman ein wahrer Mustermensch und es ist nur erstaunlich, daß Irene, die er schon geliebt hatte, ehe sie ihrem ersten Gatten die Hand reichte, seine hingebende Treue nicht erkannte und erst durch das Fegefeuer einer zweiten Ehe mit dem unwürdigen Wildenhau gehen mußte, ehe sie in dem Dritten den Ersten fand.

„Schlafende Augen sind die Keime zu immer neuen Fruchtorganen an einer Pflanze," so heißt es einmal in dem Sanden'schen Roman. „Sie sind da, Gott hat sie hineingelegt, aber sie müssen geweckt werden, wie bei den Bäumen und Pflanzen, so bei den Menschen. Das geschieht bei den Bäumen durch einen kräftigen Schnitt." Den Helden Ulrich von Waldhaum erzieht das Schicksal vom wilden, unbändigen Knaben zum wackeren, in sich gefesteten, auf sich selbst ruhenden Mann. Eine entscheidende Scene in diesem Buche ist ganz der wesentlichsten in dem Roman „Der Erste" ähnlich. Der alte Onkel des Helden ist eine gut individualisirte Gestalt, die Anderen, besonders die weiblichen und auch der Bösewicht, sind mehr nach der Schablone gediehen.

In „Sonnenblume" wird das Motiv, das in den Marlitt'schen Romanen und in dem Ohnet'schen Hüttenbesitzer den Knotenpunkt bildet, ganz hübsch behandelt und die Schilderungen aus dem Leben auf einer javanischen Plantage verleihen dem Buche besonderen Reiz. Auch die Tagebuchaufzeichnungen der Heldin während ihrer langen Seereise sind frisch und anregend geschrieben. Daß die kluge Ruth auf das absurde Märchen ihres Jugendfreundes Frank Pospischil, der sich vor allen Mitreisenden verbirgt, so ohne weiteres hereinfällt, ist wieder einer der Belege dafür, wie kurzsichtig und leichtgläubig die Menschen sich zuweilen in den Romanen geberden. Natürlich erwacht in ihr nach der anfänglichen schroffen Zurückweisung des Gatten allmählich die Erkenntniß seines wahren Werthes und mit ihr die Liebe, die aber von ihm erst spät erkannt wird. Doch können wir zur Beruhigung der Leser hinzufügen, nicht zu spät.

„Stillleben" von Adalbert Meinhardt[4] schildert nach sehr romantischem Anfang die verschiedenen Schicksale zweier Freundinnen, der sanften, ruhigen Ellen, deren Leben wirklich ein Stillleben ist, und der stolzen, heißen Nora, die ihrer Natur folgt und nach Jahren müde und gebrochen zur Heimath zurückkommt. Sie hatte sich dem geliebten Manne ganz hingegeben und hatte dann, als er lange Zeit auf einer Afrikareise fort blieb, Jahre hindurch auf ihn gewartet. Und als er wiederkehrte und sie zu seiner Frau machte, da starb etwas in ihrem Herzen, weil er es nicht aus Liebe gethan, sondern nur aus Pflichtgefühl, „weil er gehört hatte, daß man ungünstig von ihr gesprochen". Hätte er sie noch geliebt, wie vor fünf Jahren, so wäre sie glücklich geworden, so aber mußte sie büßen, was sie nie bis dahin gereut, „die Erinnerung, die sie fünf Jahre lang als ihr Heiligstes, als ihr Höchstes, ihren Adelstitel im Herzen bewahrt". „Alles Halbe, Stellvertretende, Tröstlichseinsollende, alles, was nicht ganz ist, ist gar nichts, ist schlechter als nichts," sagt sie einmal. Die schlichte Ellen schüttelt wohl zuweilen den Kopf über die Freundin, die ins gewöhnliche Leben sich nicht hineinfügen kann, und dem Leser wird dieser seltsame Frauencharakter auch Kopfschütteln erregen.

Noch sei der Roman „Die Zuverlässigen" von Alfred Friedmann[5] erwähnt, der aus einer Reihe lose zusammenhängender Bilder, worunter ein paar ganz hübsche und frische aus dem Leben der Großstadt, aus Nizza, aus Künstlerkreisen, komponirt ist. Doch fehlt die straffe Komposition und ein gewisses Zuviel an gelehrtem Beikram wirkt störend. Friedmann müßte lernen, unbarmherziger gegen die Einfälle zu sein, die ihm beim Schreiben kommen, selbst wenn er dabei auch manche geistvolle opfern muß.

Karl v. Heigel gibt uns in seinem Roman „Der Roman einer Stadt"[6] eine lebendige Schilderung der Aufregung, die sich der Bewohner von Fano in Südtirol bemächtigt, da dort eine heiße Quelle entdeckt worden, und des Spekulationstreibens, das nun beginnt, um Fano zu einem Welt- und Modebad zu entwickeln. Land und Leute werden mit sichtlicher Treue geschildert, und die einzelnen Figuren, besonders der alte Plantenstainer und die fromme Pia, die adelige Familie Laner mit ihrem windigen Sohne prägen sich uns wie Menschen ein, die wir im Leben kennen gelernt haben. Auch der leise, feine Humor, von dem die Darstellung erfüllt ist, macht das Buch zu einer angenehmen Lektüre. Und unter diesem freundlichen Eindruck wollen wir uns für diesmal verabschieden, ein ganzer Stoß von anderen Romanen und Novellen liegt bereits wieder zur Bewältigung vor.

S. S.

Eine gothische Gottsstatue.

Von Robert Stiassny.

II.

Die biographischen Nachrichten über Leonhard sind spärlich. Geboren 1438 oder 1439 als Sohn des Grafen Heinrich IV. (gest. 1454) und seiner zweiten Gattin Katharina, Tochter des Paladins von Ungarn, Nikolaus Gara, wurde er von seinem Oheim, dem Grafen Ulrich II.

[1] Berlin, Leipzig, Wien und Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

[2] Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897.

[3] Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1899.

[4] Berlin, Gebrüder Paetel 1898.

[5] Berlin, Karl Duncker.

[6] Berlin, Leipzig, Wien und Stuttgart, Verlagshaus Bong u. Co.

von Cilli, erzogen. Im Jahre 1457 erscheint er zum erstenmale als Mitregent seiner älteren Brüder Johann und Ludwig, muß also damals schon das 18. Jahr erreicht haben, an welches das Hausgesetz die Großjährigkeit knüpfte. Nach dem Ableben der Brüder, seit 1462, alleiniger Herrscher, vermählt er sich 1475 mit einer bosnischen Prinzessin und nach deren frühem Tode, im Jahre 1477, mit Paula, Tochter des Markgrafen Ludwig III. von Gonzaga-Mantua und der Barbara von Brandenburg. Wir lernen die Italienerin als 14jähriges Mädchen auf Mantegna's berühmtem Familienbilde der Gonzaga im Palazzo di Corte zu Mantua, dann als junge Burgfrau von klugen Zügen und in späterem Alter, mit einem Ausdruck von Wehmuth, auf den schon erwähnten Freskogemälden im Schloß Bruck kennen; im Hochpusterthale erinnert an sie das reizende spätgothische Kirchlein St. Magdalena im Moos bei Niederdorf, das sie zum Danke für die im Bade Altprags gefundene Linderung eines Leidens 1492 durch den Steinmetz Sigmund von Stegen (bei Bruneck) erbauen ließ. Leonhards Ehe mit ihr war (nach einer Notiz in Litta's „Famiglie celebri italiane") keine glückliche und blieb wie die erste kinderlos. So erlosch mit seinem Tode, am 12. April 1500 — einem Gerüchte zufolge hatte ihn die Signoria von Venedig durch seinen Arzt vergiften lassen — der schon lange verkümmerte Stamm der Grafen von Görz.

Kein Kriegsheld und kein Staatsmann, keine jener genialen Kraftnaturen, wie sie gerade seine Epoche häufig auch auf kleineren Thronen sah, wohl aber ein Stück feudaler Herrlichkeit, einer der letzten Vertreter des mittelalterlichen Fürstentypus, ist mit ihm ins Grab gesunken. Und typisch ist es, wie am Ende des Mittelalters der Ausgang des Geschlechtes zusammentraf mit dem gänzlichen Verfalle seiner Macht. Die kleinen Gaugrafen von Lurngau-Hennfels im Pusterthale, die um das Jahr 1100 mit der Grafschaft Görz belehnt worden waren, und seither von dieser den Titel führten, hatten sich im Laufe des frühen Mittelalters zu überwiegenden Herren im Gebirge, zu einem der angesehensten Dynastiengeschlechter Süddeutschlands aufgeschwungen. Während die tiroler Hauptlinie den kärntner Herzogshut, vorübergehend sogar die böhmische Königskrone erlangte, gebot die Görzer Secundogenitur in ihrer Blüthezeit, zu Beginn des 14. Jahrhunderts, vom Fels zum Meer, vom Pusterthal bis an die Spitze von Istrien, von Padua bis zur croatischen Grenze. Diesem großen ostalpinen Staate war jedoch nur kurze Dauer beschieden: durch Theilungen, unglückliche Kriege und eine verwahrloste Verwaltung schrumpfte er im späteren Mittelalter wieder auf die engen Grenzen der eigentlichen Grafschaft, einen Theil des Pusterthals und die Familiengüter in Kärnten und Friaul zusammen. Trotz der beträchtlichen Einkünfte, welche diese Lande durch ihren damaligen Bergsegen und einen lebhaften Transithandel abwarfen, sah sich Leonhard zu weiteren Veräußerungen und Verpfändungen gezwungen. Die Friauler Grenzgebiete am Isonzo, die er von der Republik Venedig zu Lehen trug, entriß ihm diese. Um dem Vordringen der Venetianer Einhalt zu thun, trat er seine übrigen Besitzungen in Friaul im Jahre 1497 an seinen präsumtiven Nachfolger, Kaiser Maximilian, im Tausch gegen einige kärntner Herrschaften ab (Czoernig a. a. O., S. 565 ff.). Ueberhaupt zog er sich noch mehr als seine Vorfahren auf die sogenannte „vordere Grafschaft", Oberkärnten und Pusterthal, zurück, während er Görz selbst der Verwaltung seiner Hauptleute (Kapitäne) überließ. Auf Schloß Bruck, das er durch verschiedene Anbauten zu seiner heutigen Gestalt umgeschaffen oder auf der alten Trutzveste Hennfels bei Sillian, im Drauthale, der Stammburg seines Geschlechts, hielt er als „Pfalzgraf von Kärnten, Graf von Görz und Tirol, Vogt der Kirchen von Aquileja, Trient und Brixen" prunkvoll ritterlichen Hof, bemüht, seine Fürstenwürde wenigstens nach außenhin mit Glanz zur Geltung zu bringen. Deutsch erzogen und gesinnt, wie die meisten Görzer, blieb er trotz seiner welschen Besitzungen und der Verschwägerung mit dem Hause Gonzaga, unberührt von Einflüssen der italienischen Kultur, ein ruheloser, übergreifender, zu Gewaltthätigkeiten geneigter Mann, der mit seinen Nachbarn im Pusterthale, dem Bischof von Brixen und dem tiroler Landesfürsten in immerwährendem Hader lag (Jäger, Archiv f. öst. Gesch. Bd. 51, S. 293, Note). Die Hauptsorge seiner Regierung war jedoch die Türkennoth. Der Erbfeind der Christenheit bedrohte ja damals wieder das südöstliche Europa und pochte vernehmlich an die Pforten Deutschlands. Als einer der zur Grenzhut des Reiches berufenen Vasallen wohnte Leonhard den Berathungen über die Vertheidigungsmittel auf den Reichstagen zu Nürnberg 1467, zu Regensburg 1470, zu Augsburg 1473, 1474 und 1480 persönlich bei und stellte alljährlich sein Kontingent zur „Türkenhülfe". In der That waren Gegenanstalten zum Schutze seines eigenen Landes hoch an der Zeit. Denn nach wiederholten verheerenden Einfällen in Friaul, Krain, Steiermark und Kärnten streiften die türkischen Renner und Brenner im Sommer 1478 bis in die Nähe von Villach und Lienz und drangen im nächsten Jahrzehnte noch mehrmals bis nach Unterkärnten vor. Im Pusterthale gesellten sich zu der Türkenfurcht 1479 eine Heuschreckenplage und im folgenden Jahre vereinzelte Pestfälle, während die Grafschaft Görz in den Jahren 1477, 1480, 1491 und 1494 wiederholt durch die Seuche zu leiden hatte. Selbstverständlich erblickte man in diesen gehäuften Heimsuchungen ein göttliches Strafgericht, Bittgänge und Fasttage wurden abgehalten und allen Theilnehmern und Förderern der gegen die Ungläubigen gepredigten Kreuzfahrt Ablaß verheißen (Sinnacher, Beiträge zur Geschichte der Kirche Säben und Brixen, VI, 592 ff.). Leonhard gab seiner Bußstimmung zunächst durch den 1479 unternommenen Umbau der Kirche des Hennfels gegenüber gelegenen Dorfes Kartitsch Ausdruck. In derselben Gemüthsverfassung, ohne Frage, hat er das merkwürdige Votivbild zur Abwendung von Pest und Kriegsgefahr für die Kapelle von Schloß Bruck bestellt, dessen schon oben gedacht wurde. Und „um Gottes Zorn zu stillen", wird er in diesen schweren Zeitläufen auch eine Pilgerfahrt nach St. Sigmund gemacht, dem Heiligen sein Wachsbild „verlobt" und, nachdem die höchste Noth vorüber, als Dankopfer dargebracht haben. Da die Statue ihn etwa in der Mitte der Vierzig darstellt, dürfte sie in den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden sein.

Dieser Datirung entspricht denn auch ihr Stilcharakter. In den gestreckten Verhältnissen und der hohen Kopfform klingt das gothische Körperideal deutlich durch. Doch ist die Figur noch frei von der Manier der spätesten Gothik. Sie geht in einfachen, ruhigen Linien gut zusammen und fesselt — bei nüchterner Grundauffassung und etwas trockener Behandlung der Details, wie sie der deutschen Portraitbildnerei der Periode eigen — durch schlichte Monumentalität, durch die Unmittelbarkeit des momentanen Ausdruckes. Den vornehmen aristokratischen Zug im Aeußern des Feudalherrn hat der Künstler mit dem Verständnisse der Zeitgenossen getroffen: es ist eine leibhaftige Erscheinung aus jener Welt des sinkenden Mittelalters, die er uns nahe bringt. Als heilsbedürftigen Pönitenten, „pilgramweise", wie er St. Sigmund vor kurzem besucht hatte, ließ sich der Graf für den Kultort aufnehmen. Dem feinknochigen Gliederbau, den zarten, wohlgepflegten Händen merkt man es aber an, daß Herr Leonhard in Wehr und Waffen sich überhaupt nie sonderlich wohl gefühlt hat, daß er mehr auf Gott als seine eigene Kraft zu vertrauen

gewohnt war. Die lasse, müde Haltung, halb weltvergessen, halb repräsentirend, der gedankenlose Ernst der Miene verrathen ein schlaffes, energieloses Wesen; der starre Blick, die säuerlichen Falten um den festgeschlossenen Mund erzählen von Verbitterung und Härte, von einem reizbaren, streitsüchtigen Temperament, wie es sich unter dem Drucke übermächtiger Verhältnisse, nicht nur bei schwächeren Naturen, auszubilden pflegt. Die Situation und Stimmung also, in welcher der Graf abgebildet ist, spiegeln allein schon ein Stück Biographie, lassen seine geschichtliche Persönlichkeit stärkee hervortreten. Der Künstler hat es als guter „Conterfetter", bloß durch die anspruchslos naive Wiedergabe der Individualität, ohne ein gesuchtes Mittel der Anordnung, ohne Pathos und Pose verstanden, diese Persönlichkeit vollends herauszuarbeiten. Zu den wenigen, aber bezeichnenden Zügen, die er in das Antlitz eingeschrieben, lesen wir den Charakter, ahnen wir die stille Tragik im Leben des Mannes, mit dem ein erlauchtes Geschlecht verblühte.

So bereichert die Wachsstatue von St. Sigmund die Portraitgalerie des deutschen Mittelalters um die originelle Figur eines fürstlichen Dekadenten. Aber nicht nur als Zeit- und Kulturbild, als Geschichtsdenkmal und Denkmal einer untergegangenen Technik nimmt sie Interesse in Anspruch: auch unabhängig von der dargestellten Persönlichkeit, als künstlerische Leistung, als Portraitschöpfung verdient sie Beachtung, schon darum, weil aus dem Lande, dem sie entstammt, lebensgroße Einzelbildnisse so früher Entstehungszeit bisher nicht bekannt geworden sind.

Denn nach dee Heimath des Künstlers werden wir nicht lange zu suchen haben. Zweifellos war er ein Tiroler oder Kärntner — das östliche Pusterthal gehörte damals noch zu Kärnten — einer jenee Heiligenschnitzer und „Steinhauer", die in der sigismundischen und maximilianeischen Aera die Kirchen des Landes mit zahlreichen Grabbildern und Schnitzaltären bevölkeet haben, an denen uns mancher Portraitkopf, mehr als eine aus dem Leben gegriffene Figur im Gewande heiliger Personen begegnet. Unter diesen Lokalkünstlern war unser Bildner keinee dee führenden Meister. Weder mit den großartigen Statuen am Schreine Michael Pachers in St. Wolfgang (1477—1481), noch etwa mit dem Grabmal des venetianischen Feldherrn Sanseoerino von Lucas Maurus im Dom zu Trient (1493) hält sein Wachsbild einen Vergleich aus. Aber das Geschick, mit dem er sich einer ihm wahrscheinlich neuen Aufgabe entledigte, beweist wieder einmal den hohen Durchschnittsstand des Kunstvermögens in dem Berglande, gibt Zeugniß von dem technischen Können, von der Summe statuarischer Mittel, über welche die Tiroler Plastik im Spätmittelalter verfügte. Als richtiges Stammesprodukt hat sie ihre deutschnationale, im Pusterthal speziell bajuwarische Eigenart bewahrt, während die jenseits des Brenners ebenso volksthümliche Wandmalerei vom italienischen Einfluß beherrscht wurde. Dennoch verleugnen auch die Tiroler Skulpturen der Zeit nicht ganz die Nähe der welschen Marken, in der sie entstanden sind. Es geht durch sie eine größere Formanschauung, ein organischeres Lebensgefühl, ein feinerer Schönheitssinn, als die oberdeutschen Gothiker in der Regel besaßen. Diese Vorzüge befähigten eine Gruppe Tiroler Schnitzer in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts an einem Hauptwerke der deutschen Renaissance: den Erzstatuen des Grabmales Kaisee Maximilians I. in dee Hofkirche zu Innsbruck, neben Künstlern, wie den beiden Peter Vischer, sich ehrenvoll zu behaupten. Denn Holzschneider des Alpenlandes waren es, welche die Wachsmodelle und Formen für die meisten dieser Statuen geliefert, die ihnen, wie der alte Fachausdruck lautete, den „possen" gegeben haben. Mit Unrecht wurden sie von ihren Mitarbeitern — den Malern, deren Entwürfe sie bei der Uebertragung in die Plastik häufig wesentlich verbesserten, und den ausführenden Gießern — in den Hintergrund gedrängt. Während die Namen dieser Meister, die als die alleinigen Schöpfer des Grabmales galten, neuerdings ermittelt wurden, sind die der Bossirer, wie ihre Modelle beim Guß, verloren gegangen. Zum Kreise, wahrscheinlich schon zur Generation dieser wackeren „Piltsneider" gehörte auch der Verfertiger unsrer Wachsstatue und mit ihnen theilt er das Loos der Vergessenheit. Denn noch weniger wie anderwärts im Norden pflegen in den deutschen Gebirgsländern die Handwerkerkünstler des 15. Jahrhunderts aus ihrer anonymen Existenz herauszutreten, Schule und Werkstatt als freie technische Genossenschaften verschlingen die Einzelpersönlichkeit. Deutlich läßt aber gerade dieser Schulzusammenhang das Wachsbild von St. Sigmund als Vorläufer der Figuren vom Maxgrabe erkennen, und so fällt auch auf seinen namenlosen Urheber ein Abglanz des Weltruhmes, den das Innsbrucker Denkmal genießt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung von **Theodor Lipps**. (Bd. VI der „Beiträge zur Aesthetik". Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Moeio Werner.) Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß 1898. VIII und 264 S. — Vor einiger Zeit konnten wir an dieser Stelle bei der Besprechung eines allerdings sehr — eigenartigen Werkes über die Komik allgemein bemerken, daß es an einem eigentlichen Ansatz zur Lösung dieses Problems immer noch fehle. Das Erscheinen des obigen Buches hat diese Bemeekung hinfällig gemacht; Lipps' „Komik und Humor" enthält nicht nue einen richtigen Ansatz, sondern, wie uns scheint, in seinem wesentlichsten Theil geradezu die Lösung dieses so viel in Angriff genommenen, abee — eben die vielen Versuche beweisen es — bisher nicht zu eigentlicher Ausschöpfung behandelten Problems. Die Aufgabe, die das Buch sich stellt, nämlich eine Psychologie der Komik in ihrem ganzen Umfang zu sein, ist keine geeinge; doch zeigt schon ein Blick auf den reichen Inhalt dieses Werkes, daß es von den umfassendsten psychologischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus in Angeiff genommen worden ist. Dabei zeigt auch dies neue Lipps'sche Buch die geistvolle Gründlichkeit, die subtile Schärfe und die stilistische Leichtigkeit, die Lipps eigen sind, und die, freilich nicht gerade immer ohne Anstrengung des Lesers, die Verfolgung seiner positiven Gedankengänge, wie in fast noch höherem Maße die seiner geradezu an Lessing erinneenden Kritik und polemischen Dialektik zu einem wahren Genuß machen. Lipps gelangt, nachdem er im ersten Abschnitt die bisherigen Theorien der Komik — von Hecker, Groos, Vischee, Kräpelin, Heymans u. A. — einer eingehenden Keitik unterzogen hat, zu einee dreifachen Gliedeeung in objektive Komik, subjektive Komik oder den Witz und naive Komik; der letzteren, die man in der Regel und nicht ohne einen Anschein der Beeechtigung dee objektiven Komik zuzurechnen pflegt, weist er, insofern sie objektiv und subjektiv zugleich sei, eine Mittelstellung zwischen jenen beiden Hauptarten zu. Seine eigene, aus jenee Kritik gewonnene Bestimmung des Komischen, bezw. der Bedingungen desselben, läßt sich etwa so zusammenfassen: das eigenartige und an sich unzurückführbare, obzwar natürlich der allgemeinen Kategorie der Lustgefühle zugehörige Gefühl dee Komik entsteht dann, wenn „der Inhalt einee Wahrnehmung, einer Vorstellung, eines Gedankens den Anspruch auf eine gewisse Erhabenheit macht odee zu machen scheint und doch zugleich diesen Anspruch nicht machen kann oder nicht scheint machen zu können", oder, was nur eine andere Fassung des gleichen Gedankens ist, wenn an die Stelle eines erwarteten Wichtigen, Großen, Gehalt- und Bedeutungsvollen ein relativ Kleines, Nichtiges und Unbedeutendes tritt. Damit ist in gewissem Sinn eine der üblichen „Kontrasttheorie" verwandte Bestimmung gewonnen. Aber der wesentliche Unterschied liegt auf dee Hand: dee Kontrast zwischen Erwartetem

und thatsächlich Eintretendem kann an sich ebensowohl ärgerlich, oder unter Umständen imponirend, als komisch sein, und es kommt daher eben auf die Bestimmung des letzteren alles an; jene allgemeine, auch von Schopenhauer vertretene Kontrasttheorie der Komik setzt daher weiter nichts voraus als — eben die Komik. Andrerseits macht nicht, wie in jener Theorie, ein intellektualistischer, sondern ein sozusagen dynamischer Kontrast der Vorstellungen nach Lipps das Wesen der Komik aus; sie ist die Auflösung, das innerliche In-Nichts-zergehen eines vorhandenen oder erwarteten ernsten psychischen Erlebens. Aus solchem Kontrast ergibt sich ein „besonders leichter und ungehemmter Wellenschlag psychischen Lebens“, dessen Entstehung uns ein geistvolles Bild so veranschaulicht: „Ist es erlaubt, für den Grund der Entstehung dieses Gefühls schließlich noch ein verdeutlichendes Bild zu gebrauchen, so denke man sich, Jemand erwarte und sei gerüstet auf den Besuch einer aus mehreren Köpfen bestehenden Familie, habe also den Raum, und was sonst erforderlich ist, verfügbar gemacht. Kommt nun statt der erwarteten eine größere Anzahl von Gästen, so werden diese die Insassen des Hauses beengen und sich selbst beengt fühlen. Kommt dagegen nur ein Einziger, so wird dieser freier sich entfalten und bequemer sich ausbreiten können, als wenn auf ihn allein gerechnet worden wäre. Diese „freie und bequeme Ausbreitung“ der „psychischen Bewegung“ macht nach Lipps den Grund der Komik aus. Diese Bestimmung der Komik sucht dann der III. Abschnitt mit den allgemeineren psychologischen Theorien des Verfassers in Zusammenhang zu bringen; im IV. Abschnitt wird eine weitere Klassifizirung der Arten und Unterarten des Komischen gegeben; auf beide näher einzugehen, ist hier leider unmöglich. Der V. Abschnitt beschäftigt sich mit dem Humor, dessen Wesen Lipps in einer bestimmten Verbindung sittlicher mit komischen Momenten erblickt, und sucht für diesen, nebst einigen Streifzügen auf damit zusammenhängende Fragen und Gebiete der Aesthetik, analoge Betrachtungen in Bezug auf Klassifizirung und psychologische Begründung durchzuführen. Auch auf diese Betrachtungen ist hier nicht möglich, des Näheren einzugehen. Unter den dem Problem der Komik gewidmeten Werken steht Lippsens „Komik und Humor“ zweifellos in allererster Reihe; seinen wesentlichen Inhalt werden auch jene Psychologen anerkennen müssen, welchen die eine oder andere der übrigen psychologischen Theorien des Verfassers — so z. B. die auch hier angedeutete Annahme unbewußt-psychischer, den eigentlichen Bewußtseinsinhalten zugrunde liegender Vorgänge — als nicht völlig außer Diskussion gerückt erscheinen.

Karl Schneiber.

x. **Deutschlands Ruhmestage zur See.** Ist zwar das Angebot im Bereich der Marineliteratur zur Zeit fast übergroß, so werden doch diejenigen Erscheinungen, welche ihre Berechtigung in sich tragen, ihres Publikums immer sicher sein und auch dann ihre Käufer finden, wenn die Kauf- und Schenkfreudigkeit des Weihnachtsfestes hinter uns liegt. Eine solche Prognose glauben wir einem Werk stellen zu sollen, welches unser um die Flottensache wohlverdienter Münchener Verleger J. F. Lehmann in Verlag genommen hat, die Sammlung von Bildern von Professor Hans Petersen, welche dieser unter dem eingangs erwähnten Titel zum Theil bereits herausgegeben hat, zum Theil noch vervielfältigen zu lassen beabsichtigt. Auch in Flottenbildern ist leider dem Publikum in jüngster Zeit manches zugemuthet worden, und die Hausse auf diesem Gebiet hat auch manchen weniger berufenen Farbenmischer ermuthigt, sich den Auserwählten an die Seite zu stellen. Professor Petersens Bilder unterfallen diesem Vorwurf nicht, sie vermögen in der künstlerischen Auffassung wie auch in der von der Verlagshandlung gewählten Form der Wiedergabe den höchsten Anforderungen gerecht zu werden. Indem der Künstler Ruhmestage zur See schildern wollte, hat er darauf verzichten müssen, Bilder von der neuesten Flottengestaltung zu liefern; auch die „deutsche Flotte in Kiau-tschou“ wird nur Schiffe älterer Konstruktion zur Anschauung bringen. Dieser Ruhmestage sind aber doch nicht zu wenige, und von Tres Forkas an, über Jasmund, die Thaten der „Augusta“, der „Nymphe“ und des „Meteor“ bis zu dem tragisch ruhmreichen Ende des „Iltis“ bietet auch die Geschichte der gegenwärtigen deutschen Seerüstung dem Künstler eine Reihe dankbarer Vorwürfe und den Deutschen im Binnenlande Gelegenheit zu der Erkenntniß, wie die Marine von Anfang an bestrebt gewesen ist, auch mit schwachen Kräften den ihr gestellten hohen Aufgaben gerecht zu werden. Daß dies auch auf der ersten „deutschen Flotte“ geschah, zeigt das Bild des Gefechts von Helgoland im Juni 1849, während die Bilder aus der älteren Geschichte, wie sie die malerischen Typen der damaligen Schiffe vor Augen führen, manche stolze Erinnerung an die Thaten der Hansa und die Flottenrüstungen des großen Kurfürsten wachrufen. Hiedurch vor allem unterscheidet sich Petersens Werk von Hans Bohrdts Flottenbildern, welche, vielfach vorausgreifend, lediglich die modernen Schiffe unsrer gegenwärtigen Marine zur Darstellung bringen. — In ihren Abmessungen dazu bestimmt, einen Zimmerschmuck selbst in bescheidener Häuslichkeit zu bilden, tragen die Bilder dieser Absicht auch durch den sehr geringen Preis Rechnung. Die Zeit der billigen Oeldrucke ist ja Gott sei Dank vorüber, Bilder, wie sie J. F. Lehmann dem Publikum anbietet, bilden für sie einen höchst würdigen Ersatz, einen Ersatz, der gleichzeitig in den Dienst der großen Aufgabe sich stellt, die Augen des deutschen Volkes immer mehr auf das Wasser hinzulenken, auf das Wasser, auf dem unsre Zukunft liegt.

C. G. Der rastlose Verleger U. Hoepli, Mailand, bringt neben der stets fortgesetzten Reihe von Handbüchern (Manuali) für alle Zweige menschlicher Thätigkeit, deren bereits 600 erschienen sind, auch wieder ein Buch von erziehlichem Werth in unterhaltender Form. Es ist von O. Roux und gilt der **Jugendgeschichte und frühen geistigen Entwicklung berühmter Italiener** (Infanzia e Giovinezza di illustri italiani). Alle diese meist skizzenartigen Mittheilungen sind Autobiographien oder Briefen der Betreffenden entnommen. Dieser Umstand verleiht ihnen erhöhtes Interesse und entschädigt für das Fragmentarische derselben. Wer könnte uns besser in die Kinderseele blicken und die Eindrücke bemessen lassen, welche die Umgebung und viele, von Eltern und Lehrern unbeachtete Vorkommnisse hinterließen, als diejenigen, welche in ihrer Erinnerung das Wichtigste aus Kindheit und Jugend bewahrten? Die beigegebenen kleinen Skizzen über Leben, Thätigkeit, hinterlassene Werke dieser Berühmtheiten mögen besonders Nichtitalienern willkommen sein. Das Ausland kennt wohl die Namen und den Ruhm jener Männer, die Neu-Italien geschaffen haben, ohne über ihre Herkunft und Leben genauer unterrichtet zu sein. Die stattliche Reihe der Patrioten, welche Roux uns vorführt, läßt durch die Einblicke in ihrem Jugendgefühle und ihren Entwicklungsgang dem Leser Verständniß der Zustände gewinnen, welche zur modernen politischen Umgestaltung Italiens geführt haben. — Aus allen Schichten der Bevölkerung und allen Theilen des Landes sind sie hervorgegangen. Wir finden den König Carl Albert unter ihnen, sowie Mazzini und Garibaldi, den General der Revolutionsarmee, Guglielmo Pepe, und den toscanischen Minister Gino Capponi. — Die Sammlung schöpft aber auch in älteren Zeiten, denn sie beginnt mit keinem geringeren — Italiener! als Marc Aurel und hat interessante Aufzeichnungen der Künstler und Gelehrten der Renaissance eingereiht. Für den sprachlichen Werth vieler der Autobiographien genügt es, die Namen eines Carlo Gozzi, Foscolo, Leopardi und Massimo d'Azeglio anzuführen. Bei den vermehrten Reisen nach Italien und damit zusammenhängendem Sprachstudium vermögen diese Erinnerungen eine vortreffliche und willkommene Weihnachtsgabe zu werden.

fb. **Julius Wolff: Der Landsknecht von Cochem.** Ein Sang von der Mosel. Berlin, G. Grote 1899. — Die Kritik ist in den letzten Jahren im allgemeinen wenig glimpflich mit Julius Wolff umgesprungen. Er hat sich trösten können, denn die Sympathien des großen Publikums sind dem Sänger des „Tannhäuser“ und des „Wilden Jägers“ seit dem Erscheinen dieser Epen ungeschmälert erhalten geblieben. Sie werden auch der neuen Gabe nicht fehlen, die Wolff, wie — alter Gewohnheit gemäß — alljährlich, so auch diesmal wieder den Freunden und Verehrern seiner Muse unter den Weihnachtsbaum legt. Wer aber einen strengeren

kritischen Maßstab anzulegen pflegt, wird den „Landsknecht" nach der Lektüre ebenso unbefriedigt aus der Hand legen, wie alle die Werke, die der letzten Schaffenszeit des Dichters entstammen. Das neue Epos enthält — was nicht zu leugnen ist — eine reiche Fülle poetischer Schönheiten, vorzugsweise bei landschaftlichen Schilderungen. Auch das historische Kolorit ist trefflich gewahrt. Wolffs allgemein anerkannte große sprachliche Gewandtheit offenbart sich von neuem. Im übrigen läßt sich nicht viel Günstiges über den „Landsknecht" sagen. Die Handlung weist keine Züge und Momente auf, die man nicht schon hundertmal in den Geschichten unsrer Familienblätter gefunden hätte; die Charakteristik der Personen erhebt sich nirgends über das Konventionelle. Dabei läuft viel Triviales, ja Banales mit unter, zumal die Verse oftmals nichts weiter als nackte, nüchterne, in Reime gegossene Prosa sind. Alles in allem also bedeutet die Erzählung von den wechselvollen, an Leiden und Freuden reichen Lebensschicksalen des bei allem Ungemach allzeit sang-, trink- und wanderfreudigen Landsknechts Lukas Fink aus Cochem am schönen Moselstrand kein frisches Lorberblatt für den welkenden Ruhmeskranz des Dichters Julius Wolff.

-w *The Dreamers of the Ghetto* by *J. Zangwill* (Tauchnitz Edition Vols. 3291/92. Leipzig, Bernhard Tauchnitz). Dies Buch zeigt uns in einer Reihe von jüdischen Charakterbildern den bedeutsamen Einfluß, den das Ghettoleben, der Zwang, in abgesonderten Stadtvierteln zu wohnen, auf die Erhaltung und Ausbildung des jüdischen Typus ausgeübt hat und in seiner Nachwirkung noch heute ausübt. Wie das Christenthum des Mittelalters das schwierige Problem der Judenfrage hätte lösen müssen — was es hätte thun können, um sich ohne Inhumanität der ihm innerlich widerstrebenden orientalischen Elemente zu erwehren, wer vermöchte das zu sagen? Unbestreitbar ist, daß diese fremden Elemente etwas von der Eigenart jener mörderischen Lianen an sich haben, welche die Lebenskraft der Bäume verzehren, an die sie sich klammern. Aber war auch die Gefahr keine eingebildete, so hat doch jedenfalls das Christenthum jener Zeit dieses Problem weder in würdiger noch in erfolgreicher Weise gelöst. Im Gegentheil, durch die Einpferchung des unglücklichen Volks in enge Quartiere, sowie durch unablässige Verfolgungen und Erniedrigungen zog es ein orthodoxes Judenthum groß, das durch die Nothwendigkeit eines festen Zusammenschlusses eine Lebenskraft erhielt, die es unter günstigen Verhältnissen sich nimmermehr erworben hätte. Auch bewirkte dieses Ghettoleben, daß die Juden keine Liebe zu dem Lande faßten, dem sie ihren Wohnsitz und ihren Reichthum verdankten, daß sie, unberührt von dessen Wohl und Wehe, nur ihren Sonderinteressen lebten. Dieser Mangel an Patriotismus, der durch das Ghettoleben genährt wurde, veranlaßt noch heute als Grundursache die verschiedenen Nationen, die Juden trotz ihrer vielen trefflichen Eigenschaften und ihrer hohen Intelligenz nicht als Angehörige, sondern als ungebetene Gäste zu behandeln. Infolge dieser unheilvollen Bedeutung des Ghettolebens ist uns das vorliegende Buch von hohem Interesse. Das orthodoxe Judenthum verbarg sein häusliches Thun und Treiben, sein Gemeindeleben, sein starres Formenwesen, die Unbeweglichkeit seiner Satzungen, seine maßlose Intoleranz gegen abtrünnige Glaubensgenossen, seinen Rassen- und Familienstolz jahrhundertelang vor den Augen seiner Unterdrücker. Auch jetzt liegt noch ein Schleier über vielen Sitten und Gebräuchen des Judaismus, den unser Buch zu lüften sucht. Es ist, wie der Verfasser in seiner Vorrede sagt eine Chronik von Männern, die, aus dem orthodoxen Judenthum erwachsen, von einer freieren, edleren Lebensauffassung träumten und den Versuch wagten, diesen Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. Viele von ihnen mußten schwer büßen für ihre Träumerei. — Die Skizzen beginnen im Anfang des 16. Jahrhunderts und steigen auf bis in unsre Zeit. Im ersten Bande finden wir ein treffliches Kulturbild „Joseph der Träumer". Es schildert einen jungen, edlen Juden, der, fortgerissen von der Sehnsucht nach einem geistigen Aufschwung, sich dem Christenthum der Renaissancezeit zuwandte und, bitter enttäuscht, all seine Ideale zertrümmert sah. Ausgezeichnet ist auch als Zeitbild die Schilderung der Qualen, die Uriel Acosta von Christen und Juden zu erdulden hatte. Minder düster, aber dabei spannend wirkt die Erzählung von der kläglich endenden Messiaslaufbahn des Juden Sabataï. Im Jahre 1648 auftretend, suchte dieser ein Reich der Freude aufzurichten, gerieth aber in mohammedanische Gefangenschaft und entschloß sich, um sein Leben zu retten, seinem Traume zu entsagen und Thürhüter im Palaste des Sultans zu werden. Die Episode aus Spinoza's Leben ist nicht bedeutend genug, um die Größe und Tiefe der Geistesarbeit dieses Philosophen zur Geltung zu bringen. Um so lebensvoller und markiger aber ist Lassalle gezeichnet. Die eigenthümliche und für die Entwicklung der Sozialdemokratie so wichtige Gestalt jenes Juden mit ihrer dämonischen Anziehungskraft auf alle Volksschichten, mit der Ungeheuerlichkeit ihrer revolutionären Pläne, der maßlosen Selbstüberschätzung ihrer Kräfte, ihrer phantastischen Ueberschwänglichkeit und der blitzartigen Schnelligkeit ihres Handelns tritt uns durch Zangwills Skizze deutlich vor die Seele. Bemerkenswerth ist es, daß auch dieser Mann, der in all seinem Thun aus dem Rahmen des Judenthums herauszutreten schien, dennoch in dem Mangel an Patriotismus seine Rasse bekundete. Er war durch und durch international. Der Verfasser geißelt Lassalle's Traum mit scharfen Worten. Aber kosmopolitisch denkt und empfindet auch er. Er schließt sein Buch mit einem eigenen Traum, dem Traume, daß eine Religion entstehen möge, die, Juden, Christen und Mohammedaner mit gleichem Gerechtigkeitssinne durchdringend, die Welt zu gemeinsamem Fortschritt anspore.

* **Würzburg.** Der Privatdozent Dr. Max v. Heckel an der hiesigen Universität ist für die durch den Weggang Prof. Dr. Biermers nach Greifswald erledigte Professur der Staatswissenschaften an der Akademie in Münster in Aussicht genommen.

* **Freiburg i. Br.** Die neue außerordentliche Professur für physikalische Chemie an der hiesigen Universität wurde dem Professor G. Meyer, bisherigen ersten Assistenten am physikalischen Institut, übertragen.

* **Dresden.** Der Privatdozent Dr. phil. Reinhold Walther an der hiesigen Technischen Hochschule ist zum außeretatmäßigen außerordentlichen Professor ernannt worden.

-x- **Leipzig,** 20. Dez. An Stelle des am 1. April 1899 in den Ruhestand tretenden Professors der Veterinärwissenschaften an der hiesigen Universität, Hofrath Prof. Dr. Zürn, ist der Dozent an der thierärztlichen Hochschule in Dresden Dr. phil. August Eber, berufen worden und hat den Ruf angenommen. Eber, der an der thierärztlichen Hochschule in Hannover und an der Universität Berlin studirt hat und als praktischer Thierarzt in der Provinz Hannover, sowie am Schlachthof in Berlin thätig war, hat sich wissenschaftlich namentlich durch Untersuchungen und Veröffentlichungen über Tuberkulose bekannt gemacht. Seine neueste Schrift „Tuberkulinprobe und Tuberkulosebekämpfung beim Rinde" gibt eine vortreffliche Darstellung der wichtigen Frage.

* **Greifswald.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, Eduard Norden, wurde an die Universität Breslau versetzt.

* Wie das Comité de patronage des étudiants étrangers in **Grenoble** mittheilt, ist dort jetzt ein das ganze Jahr hindurch laufender Kursus zur Erlernung des Französischen für Fremde eingerichtet worden. Die schon länger bestehenden Ferienkurse vom Juli bis Oktober werden davon nicht berührt.

* **London.** Der kürzlich verstorbene Baron Ferdinand Rothschild hat die reichen Kunstschätze seines Schlosses der englischen Nation vermacht, indem er sie dem British Museum hinterließ.

* **Aus Rußland.** Zum bevorstehenden Puschkin-Jubiläum geht der „Now. Wr." folgende Mittheilung des Adelsmarschalls von Pskow zu: Zur Feier des bedeutungsvollen Tages des 100. Geburtsfestes A. S. Puschkins beschlossen der Adel, die Landschaft von Pskow und die Pskow'sche Stadtverwaltung, eine allgemeine Subskription zu eröffnen und die eingelaufenen Summen zu folgendem zu verwenden: 1. Das Grabdenkmal des Dichters in Swjatyja Gory (Kreis Opotschka) zu restauriren und den Hügel zu festigen, auf dem das Denkmal sich befindet, 2. durch Kauf von den Erben Puschkins das Dorf Michailowskoje (Kreis

Opotschka), das Erbgut des Dichters, zu erwerben, wo er vorzugsweise gelebt und seine Dichtungen geschaffen hat, 3. ein Asyl für alternde und gebrechliche russische Dichter und Männer der Kunst und Wissenschaft zu begründen, 4. in der Stadt Pskow ein Haus auf den Namen Puschkins zu errichten, in dem sich eine Bibliothek, ein Lesezimmer, ein Saal für Volksvorlesungen, für Konzerte und für die Sitzungen verschiedener Wohlthätigkeits-Gesellschaften befinden würden, und 5. die Existenz des bereits in Swjatyja Gory bestehenden Armenhauses und der Volkslesehalle auf den Namen Puschkins sicherzustellen. — Nach einer telegraphischen Mittheilung an den „Berl. Lok.-Anz.“ aus St. Petersburg vom 22. d. M. ist die Stadlinger'sche Andrée-Expedition nach achtmonatiger Abwesenheit aus Sibirien zurückgekehrt, ohne eine Spur von Andrée entdeckt zu haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Professor Dr. N. Reichesberg: Die Soziologie, die soziale Frage und der sog. Rechtssozialismus. Bern, Steiger u. Cie. 1899. — Professor D. R. Kittel: Zur Theologie des Alten Testaments. Leipzig, J. C. Hinrichs 1899. — Verzeichniß der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studirenden auf der großherzoglich badischen Universität Freiburg. Freiburg i. Br., Chr. Lehmann Nachf. 1898. — Hans Müller-Irminger: Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt 1899. — G. Starke: Mein Fall von Diabetes mellitus (Zuckerkrankheit) und seine vollständige Heilung. 2. Aufl. Leipzig, Arwed Strauch 1899. — J. B. Staud: Die thatsächliche Widerlegung der Newton'schen Hypothese von der allgemeinen Anziehungskraft durch den naturgemäßen Ersatz derselben als Grundlage einer neuen monistischen Weltanschauung. Leipzig-Lindenau, Selbstverlag 1898. — Carl Wolf: Geschichten aus Tirol. 4. Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger 1898. — Silvio Gesell: Die Anpassung des Geldes und seiner Verwaltung an die Bedürfnisse des modernen Verkehrs. Buenos Aires, Herpig u. Stoeveken 1897. — Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Berlin, Wilh. Hertz (Besser) 1898. — Dr. G. Schuster: Aus den Kinderjahren unsres Heldenkaisers. Kötzschenbroda-Dresden, Ed. A. Trapp 1898. — Prof. Dr. Eduard Meyer: Die Sklaverei im Alterthum. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1898. — Wilhelm Schaaf: Seelenklänge. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1898. — Adolf Pichler: Tiroler Geschichten und Wanderungen. 1. Lfg. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. — Heinrich Sohnrey: Dorfgeschichten. Erste Reihe. 1. Lfg. Ebenda.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reiß in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 23. Dezember. Nummer 291.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Gründer einer „deutschen" Kolonie vor Gericht.

Von Dr. H. Polakowsky.

In der Beilage Nr. 60 dieser Zeitung vom 15. März 1897 kritisirte ich eingehend die Broschüre eines Elementarlehrers Krämer aus Dortmund, die zur Auswanderung nach der Mosquitoküste in Honduras aufforderte, um daselbst eine sogenannte deutsche Kolonie zu begründen. Ja diese bestand nach den Angaben des Hrn. Krämer bereits und führt den schönen Namen „Neu-Dortmund". Etwa 20 Personen wurden durch Hrn. Krämer, der ihnen eine fast ununterbrochene Reihe falscher Thatsachen vorgespiegelt und die Wahrheit möglichst verschwiegen hatte, nach „Neu-Dortmund" gelockt, und ein Theil derselben kam vollständig enttäuscht, erbittert und fast aller Baarmittel beraubt, zu Beginn des Jahres 1897 wieder in Dortmund an.

Die ganze skandalöse Angelegenheit, welche das Interesse aller Kolonialfreunde im höchsten Grade erfordert, ist nun endlich am 12. November d. J. durch das Gericht in Dortmund geprüft worden, nachdem zwei frühere Termine vertagt worden, der letzte, weil eine Anzahl Lehrer, die Hr. Krämer als Entlastungszeugen vorgeschlagen hatte, in die Ferien gereist waren. Sehen wir uns zunächst die von der kgl. Staatsanwaltschaft erhobene Anklage an; dieselbe lautet:

Auf Grund der Schilderungen, die der an der Mosquitoküste ansässige Kaufmann R. Prümer ihm von den dortigen Verhältnissen gemacht hatte, hat sich der Angeschuldigte im Dezember 1894 nach Honduras begeben und sich dort bis August 1895 aufgehalten. Vom August 1895 bis November 1896 hat er wieder in Deutschland geweilt. In dieser Zeit hat er mehrfach hier und in der Nachbarschaft über die Verhältnisse in Honduras an der Mosquitoküste Vorträge gehalten, in welchen er dieselben äußerst günstig darstellte und die Gegend als für die Auswanderung und Kolonisation geeignet empfahl. Er ließ um dieselbe Zeit auch eine Broschüre unter dem Titel: „Mosquitia und die Kolonie Neu-Dortmund" erscheinen mit denselben Ausführungen. Durch die Vorträge und Broschüre der Angeschuldigten wurden eine ganze Anzahl Personen zur Auswanderung nach Honduras veranlaßt. Unter Anderem setzte sich Franz Giesenkirchen von hier mit Angeschuldigtem in Verbindung. Angeschuldigter schilderte ihm Land und Leute in Honduras in den rosigsten Farben und bemerkte, wenn es nicht so wäre, würde er seine gute Stelle als Lehrer nicht aufgegeben haben, er habe schon ein nettes Sümmchen beiseite gelegt. Er habe die besten Theile des Landes erworben und wolle Giesenkirchen von diesem verkaufen. 40 M. pro Acre koste es ihm selbst, für 12 M. wolle er es ihm aber abtreten. Zwischen dem Angeschuldigten und Giesenkirchen wurde dann vereinbart, daß Giesenkirchen 50 Acres à 12 M. kaufen und hierauf 200 M. Anzahlung machen solle. Später hat jedoch Angeschuldigter 250 M. Anzahlung verlangt und erhalten. Giesenkirchen reiste einige Zeit darauf, da Krämer mit seiner Rückreise nach Honduras zögerte, allein dahin ab. Er gelangte jedoch nicht dorthin, kehrte vielmehr, als ihm in New-Orleans sehr schlechte, von der Krämer'schen abweichende Schilderungen über die Mosquitoküste gemacht wurden, nach Deutschland zurück. Giesenkirchen verlangte die gezahlten 250 M. vom Angeschuldigten zurück, hat sie aber nicht zurückerhalten.

1896 trat ferner der Kaufmann Gottl. Vincke zu Hannover mit Angeschuldigtem in Verbindung; auch diesem schilderte er die Verhältnisse als äußerst günstig. Er betonte noch, daß an den fraglichen Orten regelmäßiger Dampferverkehr sei und sich dort ein großes Absatzgebiet für Bananen und Kokosnüsse befinde, daß man nach 4jähriger Arbeit soviel habe, um nicht mehr arbeiten zu müssen und nach 10 Jahren ein reicher Mann sei. Durch diese Schilderungen ist Vincke zur Auswanderung und Ankauf von Ländereien von Krämer bewogen worden.

In Honduras angelangt, hat Vincke die Sachlage den Schilderungen Krämers nicht entsprechend gefunden. Er ist daher auch bald nach Deutschland zurückgekehrt. — Aehnlich erging es dem Stations-Assistenten Schirmer in Hörde. Er kaufte 10 Acres für 120 M. Schirmer wanderte aber nicht aus, da er ungünstige Nachrichten über die Verhältnisse in Honduras erhielt. Das Geld hat er ebenfalls nicht zurückerhalten. Unter Anderen sind ferner noch die beiden Landfester, Lindemann und Langer durch die günstigen Schilderungen des Angeschuldigten über Honduras zur Auswanderung verleitet worden. Sie haben auch sämmtlich von Krämer Land gekauft.

Da es Krämer offenbar darum zu thun gewesen ist, das ihm zur Verfügung stehende Land günstig zu verkaufen, so ergibt sich, daß er ein geschäftliches Interesse an der Beförderung der Auswanderung gehabt hat. Seine Darstellungen über die Verhältnisse an der Mosquitoküste sind aber offenbar, zum Theil wenigstens, unrichtig. Daß die Transportverhältnisse keineswegs wie in der Broschüre gesagt, wohl geregelt sind, hat insbesondere auch der Zeuge Prümer bekundet. Es ist dies aber schon ein ganz wesentliches Moment für die Beurtheilung der Ertragsfähigkeit, sowie auch der Gestaltung der Lebensverhältnisse einer derartigen Kolonie.

Auch die klimatischen Verhältnisse hat er offenbar zu günstig dargestellt. Ein längeres Arbeiten im Freien wird nach den Ermittelungen für Weiße nicht möglich sein. Ganz unrichtig ist es, wenn er einzelnen Zeugen die Sachlage so dargestellt hat, als wenn mit Leichtigkeit dort große Summen zu verdienen wären. Der Zeuge Anton Balke, der ebenfalls auswandern wollte, bekundet, Krämer habe ihm gesagt, wenn sie wieder nach Hause kämen, würden sie Millionäre sein. Was die Landankäufe anlangt, so gibt Krämer selbst zu, daß er für das Land nichts bezahlt hat,

trotzdem hat er dem Giesenkirchen vorgespiegelt, das Land koste ihn selbst 40 M. pro Acre, dem Giesenkirchen wolle er es indeß für 12 M. abtreten. Zugestandenermaßen ist auch die dem Schirmer gegenüber gemachte Aeußerung bezüglich der Vergünstigung seitens der Regierung von Honduras unrichtig.

Auch die anderen Zeugen haben auf Grund der Darstellungen des Krämer, als sie für Land Zahlungen machten, geglaubt, daß sie auf den Kaufpreis anzahlten. Später erst gab der Angeschuldigte zu, daß er auf das Land nichts gezahlt und die angezahlten Summen für seine Bemühungen beanspruche. Es mag noch bemerkt werden, daß nach Bekundung des von Krämer selbst benannten Zeugen Feldmann (seines Schwagers) das Land erst in das Eigenthum des Kolonisten übergehen sollte, wenn es vermessen werde, und auch alsdann erst der Kaufpreis an die Regierung zu zahlen wäre. Der Kaufpreis ist nach Aussage des Feldmann ein für allemal für dergleichen Fälle auf 4 bis 5 M. ohne Vermessungskosten pro Acre festgesetzt.

So lautet die Anklage, die nach den mir vorliegenden zahlreichen Briefen der Kolonisten und Abschriften (die dem Gericht resp. der Staatsanwaltschaft meist im Original vorlagen), als sehr milde zu bezeichnen ist. Auffallend ist, daß Krämer gar nicht nach dem Besitztitel für „seine Ländereien“ gefragt wurde. Er hat Land verkauft, welches ihm nicht gehörte, konnte also selbst keine Besitztitel ausstellen lassen, hat also die Käufer betrogen. Weiter ist ganz unverständlich, daß Krämer zweimal (Dezember 1894 bis August 1895 und Dezember 1896 bis Mitte 1897) auf je sechs Monate auf Urlaub nach Honduras gehen konnte, um daselbst in dieser Weise zu gründen. Wie konnte die vorgesetzte Behörde diesem Elementarlehrer zu solchem Zweck so langen Urlaub bewilligen? Krämer ist noch heute Lehrer in Dortmund. Wären die Verhältnisse in Honduras in Wahrheit nur 10 Proz. so günstig, wie er sie geschildert hat, weßhalb blieb Krämer nicht in Honduras oder geht jetzt in dieses gelobte Land zurück? — Krämer konnte von Polizei und Justiz unbelästigt öffentlich Vorträge halten, die Mosquitoküste als Paradies und überaus geeignet für deutsche Kolonisation und Auswanderung schildern. Dagegen wurden Männer, die in der selbstlosesten Weise auf bestimmte Anfragen Auskunft über Süd-Brasilien ertheilten, mit Anklage bedroht, verwarnt. So ging es in den 70er und 80er Jahren z. B. Hrn. Professor Dr. Henry Lange, obgleich damals Süd-Brasilien mindestens hundertmal geeigneter als Honduras für deutsche Auswanderer war und noch heute ist.

Die Dortmunder Presse, besonders der „Gen.-Anz.“, berichtet in den Nummern vom 12.—16. November eingehend über die Prozeßverhandlungen. Die Aussagen der Zeugen sind so belastend wie möglich, die der sogenannten Entlastungszeugen sind fast völlig werthlos. Trotzdem wurde Krämer leider nur zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt (der Staatsanwalt hatte 1 Jahr beantragt) und von der Anklage des Betrugs freigesprochen. Dies erklärt sich zum Theil wohl daraus, daß Anklage und Gerichtshof und „Sachverständiger“ (als solcher fungirte Hr. Red. Meinecke von der „Deutschen Kol.-Ztg.“) auf die Hauptsache nicht eingingen, nämlich auf die Frage: War der betreffende Landstrich auch nur entfernt für eine deutsche Kolonie geeignet? Ich habe mich seit 25 Jahren eingehend und fast ausschließlich mit der Geographie, Kolonisation ꝛc. des spanischen Amerika und speziell mit Mittelamerika beschäftigt, kenne Zentralamerika (Costa-Rica, Guatemala) aus eigener Anschauung und erkläre, daß nur ein bodenloser Ignorant oder ein geldbedürftiger Schwindler auf die Idee kommen kann, im heutigen Honduras und an dieser Stelle eine „deutsche Kolonie“ anzulegen.

Um seine famose Broschüre zu rechtfertigen, hatte Herr Krämer dem Gerichtshofe eingesandt: „Bericht über die im höchsten Auftrage Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Karl von Preußen und Sr. Durchl. des Hrn. Fürsten v. Schönburg-Waldenburg bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes, erstattet von der dazu ernannten Kommission. (Berlin, A. Duncker, 1845.)“ Diese Kommission bestand aus dem Regierungsrath Fellechner, dem Kreisphysikus Dr. Müller und dem Kaufmann Hesse. Allen drei Herren fehlte die nothwendige Vorbildung zu einer solchen Mission, und so haben sie denn mit unendlicher Oberflächlichkeit ein direkt gemeingefährliches Buch fabrizirt, welches von sachkundiger Seite durchweg vernichtend kritisirt wurde. Dieses Buch diente zur Entlastung des Krämer. Nach dem Berichte im „Gen.-Anz.“ (Dortmund) Nr. 309 vom 12. November „stellte der Vorsitzende fest, daß ein Bericht des preußischen Regierungskommissärs, der vor 50 Jahren verfaßt sei, noch glänzender über Honduras lautete als die Broschüre,“ nämlich die des Hrn. Krämer. Der Vorsitzende meinte den oben genannten Bericht, von welchem das „Dortm. Tagbl.“ im August d. J. Auszüge gebracht hatte.

Es ist hier nicht der Ort, dieses Machwerk aus dem Jahre 1845 zu kritisiren. Ich habe das bereits wiederholt an anderen Stellen gethan und begnüge mich, hier nur auf das Urtheil zweier Autoritäten zu verweisen. Professor Wappäus bespricht den sträflich optimistischen und dummen Bericht eingehend im „Göttinger gelehrten Anzeiger“ Jahrgang 1846, Stück 8—10 vom Januar und sagt z. B.: „Die Verfasser haben in diesem Berichte gezeigt, daß sie keinen klaren Begriff haben weder von den Anforderungen, welchen ein für deutsche Ansiedler taugliches Land entsprechen müsse, noch von den Bedingungen, unter denen allein eine überseeische deutsche Kolonie aufblühen könnte, noch endlich von den Verhältnissen, in welchen gegenwärtig die europäischen Kolonien überhaupt zu ihren Mutterländern stehen — und wir sind der Meinung, daß sie sich auch in dieser Beziehung als Repräsentanten der vorhin bezeichneten Klasse der deutschen Kolonisationsanwalte gezeigt haben.“ Wenn Hr. Professor Wappäus an anderen Stellen den Bericht lobt, so erklärt sich dies daraus, daß genauere Angaben über jene Gebiete damals nicht vorlagen und Wappäus also Vieles als richtig annahm. Das von der Kommission untersuchte Gebiet lag übrigens im Westen des von Krämer ausgewählten und war entschieden noch viel unpassender als letzteres.

Hr. Dr. Alfred Zimmermann hat in seiner sehr guten Schrift: „Kolonialpolitische Studien (Oldenburg und Leipzig, A. Schwartz, 1895)“ die verschiedenen deutschen Kolonisationsversuche im Mosquito- und Togogebiete nach den besten amtlichen Quellen geschildert. Er schreibt über den famosen „Bericht“: „Kurz, dieses Machwerk ist mit einer so erstaunlichen Kritiklosigkeit und Oberflächlichkeit abgefaßt, daß es der vielgerühmten deutschen Gründlichkeit, noch dazu in einer so schwierigen Frage nichts weniger als zur Ehre gereicht.“

Noch optimistischer und unrichtiger und deßhalb hoch gefährlich ist aber ein Aufsatz, den das „Dortm. Tagbl.“ (beginnend in Nr. 222 vom 22. Sept. 1898) abdruckt. Es wird in der Einleitung gesagt: „Die Zeitschrift ‚Handel und Gewerbe‘, Organ der Handels- und Gewerbekammern, brachte in ihrer Nr. 4 vom 26. Oktober 1894 einen Aufsatz ‚über Industrie- und Handelsverhältnisse in Honduras‘, welcher umsomehr Beachtung verdient, weil offiziell der damalige kgl. preußische Minister für Handel und Gewerbe als Verfasser zu bezeichnen ist. Es läßt sich voraussetzen, daß die Arbeit unter Mitwirkung des kaiserl. deutschen Konsuls für Honduras zustande gekommen ist.“ Wie weit letzteres richtig ist, kann ich nicht beurtheilen, hoffe aber,

daß der Minister und der Konsul unschuldig sind. Herr Staatsminister v. Berlepsch ist übrigens auf Antrag der Vertheidigung vernommen worden; seine Aussage kam aber leider im Prozesse nicht zur Verlesung. In dem betreffenden Aufsatze wird der große Mineralreichthum des Landes gerühmt und dann gesagt: „Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß zur Zeit der Spanier ungezählte Minen bei der primitivsten Bearbeitung reiche Erträge gaben, und daß heute die Minenindustrie, mit allen Errungenschaften der Neuzeit betrieben, sich knapp über Wasser hält. Zu geringes Betriebskapital, unkluge Anlagen und Gewissenlosigkeit der Leiter sind gewiß meistens die Ursache.“ Dieser eine Satz zeigt die Größe der Unwissenheit des Verfassers. Faktisch sind alle Minenunternehmungen der letzten 10 Jahre durch die in jeder Beziehung zerfahrenen und verrotteten Verhältnisse, die ewigen Revolutionen, die Unsicherheit für Person und Eigenthum und die fürchterlichen Wege gescheitert. Wegen dieser Wege ist die Anlage einer modernen Mine mit Schmelzhütte 2c. unverhältnißmäßig theuer, da alle Maschinen aus dem Auslande bezogen werden müssen. Auch der Transport der Silberbarren an die Küste ist schwierig und kostspielig. Alle höheren Beamten und Ingenieure (Europäer) sind nur für hohes Salair zu haben. Vom ganzen Mineralreichthum des Landes kommt für absehbare Zeit nur Silber in Betracht. Und da kann Honduras in keiner Weise mit Nordamerika, Mexico, Chile und Bolivia konkurriren. Alles in Silberbergwerken in Honduras angelegte Geld ist fortgeworfen! Dies zeigte der vor etwa 4 Jahren erfolgte Zusammenbruch der vorzüglich und ehrenhaft geleiteten Bergwerke bei Yuscarán von Zürcher u. Co., die mit zirka 2 Millionen Mark (meist aus Deutschland und aus der Schweiz) gearbeitet hatte. Es ist unverantwortlich, daß eine Zeitschrift, die zum preußischen Handelsministerium Beziehungen hat, eine so überschwängliche Schilderung vom heutigen Honduras machen kann. Viel richtiger schildert ein einfacher deutscher Feldmesser, Gust. Friedrich, seine Erlebnisse in diesem gelobten Lande (s. „Am Stillen Ozean“. Berlin, Georg Siemens 1898), und wir empfehlen der Redaktion von „Handel und Gewerbe“ besonders den Satz (S. 32): „... Das Land, das so reich an Naturschätzen ist, dessen Bevölkerung aber arm bleibt, weil die ewigen Revolutionen Handel und Wandel verbieten.“ In diesen wenigen Worten steckt mehr Weisheit, als in dem langen Aufsatze, der uns hier beschäftigt. In diesem findet sich auch die Phrase, die man häufig bei Schilderung der Reichthümer und der Zukunft hispano-amerikanischer Staaten findet. Sie lautet: „Wie Pilze würden diese Industrien (Ausnutzung der natürlichen Reichthümer, hier Minen) zu Hunderten hervorschießen, sobald die interozeanische Bahn gebaut werden würde.“ Auch barer Unsinn! „Diese Bahn würden die „Patrioten“ alle 4—6 Monate bei ihren Revolutionen mehr oder weniger beschädigen, wie es heute mit den wenigen größeren Brücken und Telegraphenleitungen geschieht. Die interozeanische Bahn in Honduras ist vollständig überflüssig, wird nie rentiren, da die Bahnen von Tehuantepek und Panama existiren, die von Guatemala und Costa-Rica fast fertig sind und die Amerikaner sicher bald den Nicaraguakanal bauen werden. Daß es Bahnen allein in jenen weniger als halbzivilisirten Ländern nicht machen, zeigt z. B. das Beispiel von Ecuador. Die Eisenbahn von Guayaquil nach Sibambe ist seit über 10 Jahren fertig und bis heute ist an ihr nicht eine neue Ortschaft oder Hacienda erstanden. Dabei ist Ecuador an Naturschätzen gleichfalls sehr reich, aber es ist beinahe ebenso reich an Leuten, die Revolution machen wollen, um an die Staatskassen zu kommen und diese zu bestehlen, wie Honduras.

Wollte man alle die falschen Angaben in jenem Aufsatze in „Handel und Gewerbe“ widerlegen, so müßte man eine Broschüre schreiben. Hier seien nur noch einige Kraftstellen kurz beleuchtet. Der Holzreichthum des Landes wird in überschwänglicher Weise gepriesen. Es genüge die Anführung der Thatsache, daß diese „Schätze“ für den Kolonisten und Haciendenbesitzer nur eine Last sind, daß waldfreies, also anbaufähiges Land durchschnittlich sechs- bis achtfachen Werth hat, wenn diese „Reichthümer“ mit Axt und Feuer beseitigt, vernichtet sind. An eine rationelle Ausbeutung des werthvollen Gehaltes der Urwälder im Norden und Osten des Landes können nur sehr kapitalkräftige Gesellschaften gehen. Das gleiche gilt bezüglich der Plantagenwirthschaft. Honduras hat kein Geld, und fremdes Kapital wird sich erst nach dort wenden können, wenn durch eine fremde Macht Ruhe und Ordnung, wirkliche Verwaltung und Justiz geschaffen ist. Wahrscheinlich nimmt Nordamerika bald Veranlassung, „im Namen der Humanität und Zivilisation“ und im Verein mit England den skandalösen Kriegen der „Brudernationen“ in Zentralamerika ein Ende zu machen. Ungeheuerlich ist weiter die Bemerkung, daß die Holzfäller an und in den Flüssen, welche die Urwälder durchschneiden, die Lebensmittel finden. Hiezu ist zu bemerken, daß der Urwald thierarm ist, die wenigen jagdbaren Thiere sich 24 Stunden nach Ankunft einer Abtheilung Holzfäller weit zurückgezogen haben werden und eßbare Früchte im Urwalde sehr selten sind. Bringen sich die Holzfäller Lebensmittel nicht mit, so sind sie nach wenigen Tagen sicher verhungert.

Doch kehren wir zum Prozesse nochmals mit wenigen Worten zurück. Es ist unbegreiflich, daß das Auswärtige Amt nicht dem Bitten und Drängen der Geschädigten, besonders des wackeren Hrn. Fr. Lindemann, der sich die größten Verdienste um die Ermittlung der Wahrheit erworben hat, nachgegeben hat und selbst oder auf Antrag der kgl. Staatsanwaltschaft diejenigen Opfer Krämers vernehmen ließ, die sich in New-Orleans zu diesem Zwecke beim deutschen Hülfsverein und beim deutschen Konsul meldeten. Die deutsche Gesandtschaft in Guatemala hätte auch ermitteln können, unter welchen Bedingungen Krämer in Honduras Land „erworben“ hatte. Ob sie, resp. das Auswärtige Amt, die Sache wirklich energisch, wie sie es verdiente, untersucht hat, konnte ich nicht ermitteln, ist auch im Prozesse nicht vorgebracht worden. Der kgl. Staatsanwaltschaft wird hoffentlich in solchem Falle Auskunft ertheilt werden, sonst müßte man fragen, wozu die theueren Gesandtschaften in jenen mehr und mehr der Anarchie verfallenden Ländern dienen sollen. Zum Schluß verweise ich auf meinen kleinen Aufsatz in den „Mitth. d. K. K. Geogr. Ges. in Wien“ 1897, Heft 7 und 8, S. 548—552, wo ich alles zusammengestellt habe, was ich aus Karten und glaubwürdigen offiziellen Publikationen über das neue „deutsche Kolonialgebiet“ ermitteln konnte.

Vom Weihnachtstisch.

V.

† Eine neue Methode, Märchen, Sagen, Legenden in verschiedenen Stilen, je nach der Heimath und der geographischen Herkunft zu illustriren, also etwa in altenglischer Manier, im exotisch-bunten Farbendruck von Tausend-und-eine-Nacht oder in Toorops symbolischer Fädenspinnerei — ein solches Experiment machten Roland In der Aue und Th. Stroefer mit ihrem „Märchen- und Sagen-Schatz“ (Nürnberg bei Th. Stroefer. I, 159. II, 160. fl. 4°). Die Sache hat unstreitig ihre Berechtigung, doch die vorläufige Art der Lösung ergibt eine Mixtur, die gegen unsern herkömmlichen Geschmack wirkt: Paul Thumann, Ludwig Richter, Hugo Bürkner, Flinzer passen mit H. J. Ford, Walter Crane, Gastin oder Harding nicht in ein Ragout, ebensowenig B. Solon

und R. Beyschlag, die Silhouetten von Sophie Mitgau und die Imitationen alter Holzschnitte von R. Anning Bell.

Eine sehr nette Auswahl von Büchlein zum Nutzen der lieben reiferen und grünenden Jugend, sämmtlich mehr oder minder mit Bildwerk ausgestattet, lieferte Herm. J. Meidinger in Berlin: Erzählungen wie „Verfehmt und errettet" von L. Ideler, die „Familie Ritzewitz" von Elisabeth Halden oder „Die Stolzinger" mit dem historischen Hintergrund des Kaisers Barbarossa von W. Naeckecken; nach dem englischen Vorbilde Henty's bearbeitete Osius den „Löwe von S. Marco". Natürlich darf auch eine neue Edition von „Onkel Toms Hütte" nicht fehlen. Ethnographisches Interesse erwecken der „Kampf und Schrecken im Reiche des Mahdi" von Carl Matthias (ebendas.) und die in Südrußland und Ostsibirien spielende Erzählung „Durch Steppen und Tundren" von Bruno Gartepp (Leipzig bei Ferdinand Hirt u. Sohn 1899). Wie eine musikalische Fuge behandeln „Maria und Martha" von Anna Guenkow (ebendas.) die Schicksale dreier Pfarrerskinder, die aus dem stillen Frieden des Vaterhauses in den Kampf des Lebens treten. Für jüngeres Volk schrieb Martha Eitner ihr „Pfarrhaus zu Neuenrade" (Nürnberg bei Stroefer) und Bertha Clément die Erzählung „Im Rasenhause" (ebendas.). In Tagebuchform ist R. Littens „Hanna" (Berlin bei Fr. Schirmer) gehalten. Verwandten Bestrebungen, wie die jüngst belobte „Landjugend" von Heinrich Sohnrey,[1]) dient das von A. Frietinger und Hans Heindl" redigirte „Weiß und Blau (München bei R. Oldenbourg) mit allerlei Erzählungen, Geschichtsbildern (größtentheils nach Sigm. Riezler), Schilderungen (von Jos. Schlicht) und Gedichten.

Als vorzügliches, alterprobtes Lehrmittel empfiehlt sich selbstredend die „E. v. Seydlitz'sche Geographie", welche (in der größten Ausgabe) nun schon in 22. Bearbeitung durch Prof. Dr. E. Oehlmann vorliegt (Breslau 1899, bei Ferdinand Hirt. XVI, 608 S. 8°), ausgestattet mit 227 Karten und erläuternden Abbildungen, 5 Karten und 8 Tafeln in vielfachem Farbendruck. Ebenso hochwillkommen ist die „Allgemeine Erdkunde in Bildern" (Ferd. Hirt in Breslau, gr. Fol.), welche mit Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte durch Alwin Oppel und Arnold Ludwig soeben in dritter Umarbeitung ausgegeben wird. Dieser für Schüler und Lehrer gleich erwünschte herrliche Handbehelf bietet im ersten Theil 30 Tafeln mit 346 Abbildungen in Schwarzdruck, 28 Farbendrucke und 17 Seiten Text. Wir, die wir in unsrer Jugend um den Besitz eines mageren Orbis pictus beneidet wurden und uns mit den schmierig-patzigen Holzschnitten eines Pfennig- und Hellermagazins begnügen mußten, freuen uns aufrichtig, unsre Kinder und Enkel mit solchen Schätzen versehen zu können.

Den Preis dieser Saison erwirbt unstreitig ein kleines, wenig umfangreiches Büchlein, welches aber mit unwiderstehlicher Macht auf den Unterricht in der Vaterlandskunde einwirken und die Lust wecken muß, sich von der Heimath eine neue Kenntniß und Anschauung zu erwerben. Dieses kostbare Kleinod verdanken wir unserm berühmten Friedrich Ratzel, dessen „Deutschland" (Leipzig 1898 bei Fr. W. Grunow. 332 S. 12°) in brillantester Weise die Einführung in die Heimathkunde übernommen hat. „Der Deutsche soll wissen, was er an seinem Lande hat!" Dieser Satz ergibt sich aus jeder Seite dieses lieben, mit einer Fülle von Wissen höchst anziehend und fesselnd geschriebenen Buches, welches zugleich als ein Meisterwerk der Stilistik gelten muß und auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollte.[2]) Es ist eine patriotische That, wofür dem Hrn. Verfasser der Dank der Nation in Form einer Bürgerkrone votirt werden soll!

Nochmals eine „Reise um die Welt", doch von keinem Sausewind und Springinsfeld, sondern von dem gewiegten Wanderer, Schriftsteller und Nationalökonomen Georg Schweitzer (Berlin 1899 bei Hermann Walther, 355 S. 8°), der Amerika, Rußland und den Orient längst durch gründlichen Augenschein kennt und neuestens als Biograph des berühmten „Emin Pascha" (ebendas.) die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Schweitzer hat seit vielen Jahren die wirthschaftlichen Verhältnisse verfolgt und fremde Gebiete besucht, um aus eigener Anschauung „ein Bild von Land und Leuten zu gewinnen, sowie die Aussichten zu studiren, welche sich dem europäischen Kaufmann, Ingenieur, Industriellen und Kapitalisten dort bieten". Sein Hauptaugenmerk ist auf die wirthschaftliche Lage gerichtet. Ihm galt es zu erforschen, „welche Rolle im Weltverkehr diese Länder voraussichtlich in der nächsten Zukunft zu spielen berufen sind, sowie welchen Antheil an ihrer Entwicklung und welchen Vortheil aus ihrem Aufblühen Deutschland ziehen kann." Dabei durfte er nicht unterlassen, „auch der Menschen zu gedenken, die Bürger jener Staaten sind, ihre Sitten und Gebräuche zu schildern und der landschaftlichen Umgebung Erwähnung zu thun." — Die Reise geht über Palästina nach dem Land der Pharaonen, wo er sein inzwischen auch ins Englische übersetztes Buch über „Emin Pascha" dem Khedive persönlich überreichte. Die fernere Fahrt führt über Ceylon, Hinterindien in „das Reich der weißen Elephanten", China, Kiautschau und Japan, dann über den Stillen Ozean durch Amerika nach der Heimath zurück. Ueberall erweist sich Schweitzer als ruhiger, scharf schauender Fachmann, der mehr weiß als er sagt und dessen Urtheil deßhalb schwerer wiegt als die hübscheste Plauderei eines von nervöser Eile gehetzten Touristen.

Bei dem großen Interesse, welches nun den überseeischen Provinzen und unsrer Marine zugewendet ist, war es ein glücklicher Gedanke „Die deutsche Flotte" in Zeichnungsvorlagen zu bearbeiten, ein Unternehmen, welches zwei bekannte Seemaler, wie Ferdinand Linder und Georg Martin (Leipzig bei Gustav Fritzsche) freilich in sehr nüchternen Conturen und ohne alle artistische Wirkung ins Werk setzten. Nun weiß doch einmal die Jugend die Namen und die Gestalt dieser Meerriesen, lernt mit Hülfe des sachtechnischen Textes ihre Theile und ihre Bestimmung kennen und prägt sich auf dem sicheren Wege durch Hand und Auge die Formen ein. — Anderen, gleich praktischen Zwecken dienen die neuen „Kerbschnittmuster" von Clara Roth (Leipzig bei Seemann u. Co.). Allen Künstlern aber ist auf das dringlichste der „Plastisch-anatomische Handatlas" von Fritz Schider (ebendas. 1898 gr. 4°), das Resultat 12jähriger Arbeit und einer 20jährigen Lehrthätigkeit, zu empfehlen. Mit wissenschaftlicher Strenge und Schärfe behandelt Schider auf 100 Tafeln die Anatomie und die durch Farbe hervorgehobene Muskellehre; die Universität Basel verlieh dem Künstler als Zeichen besonderer Anerkennung das Ehrendoktorat. Als Muster wissenschaftlicher Anatomie ist Holbeins „Todter Christus" in Abbildung beigegeben.

Aus der weiten Welt zurück ins traute Heim mit seinen — „Alltagssorgen und Alltagsfreuden" bringt uns das überaus wohlwollende, bisweilen auch leise humoristisch angehauchte Büchlein von Tony Schumacher (Ravensburg bei Otto Maier. VII, 132 S. kl. 8°), eine Art Fortsetzung der früheren, gleichfalls sehr nützlichen Schrift „Du und Deine Hausgenossen". Die kleinen, drückenden, unangenehmen, täglich wiederkehrenden Dinge, „die gleich lästigen Mücken uns umschwirren und stechen, sich auf die Nerven legen und die wir doch zu ertragen haben, die Niemand aus seinem Leben wegzuschaffen vermag", werden sehr ergötzlich und wahr geschildert. Dazu gehören die Differenzen aus der Kindererziehung, das verdrießliche Kapitel der Schulaufgaben, Scenen zwischen dem brummigen Gatten und der launischen oder „nerviosen" Frau; die verstimmenden Subtilitäten mit Haushalt und Kleingeld, Ehrenausgaben und Kleidersorgen, das „Dienstbotenkreuz" mit den Hausdrachen und „Ehehalten", kleine und große Unpäßlichkeiten mit und ohne Migräne, Kinderkrankheiten und andere Misèren des menschlichen Daseins, wie das Niefertigwerden und stereotype Zuspätkommen, Sympathie und Antipathie, Hauskabalbereien und Zwistigkeiten aller Art und Manier. Dagegen gibt es auch kleine, weiche Feenhände, welche die „Alltagsfreuden" glätten und plätten, unbemerkt im Hause walten und das gesellige Leben in die rechten Geleise leiten und lenken. So übt das Büchlein eine segensreiche Mission und wird manchen Kummer heilen!

Wie man, natürlich unter der conditio sine qua non, d. h. in Anbetracht und Aufwand der nöthigen Mittel, sein Heim

[1]) Vgl. Beilage Nr. 280 vom 10. Dez.

[2]) Eine ausführliche Würdigung wird demnächst erfolgen. Die Red. der Beil. zur Allg. Ztg.

schön, künstlerisch und behaglich gestalten könne, lehrt das „Deutsche Zimmer“ von Georg Hirth, welches nach verhältnißmäßig kurzer Zeit jetzt in vierter, wesentlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage vorliegt.[1] Ursprünglich nur das Zeitalter der Renaissance umfassend, wurde dieses mit einer überraschenden Fülle von gleichzeitigen Abbildungen und Ansichten durch Karl Rosner auch auf die Perioden des Rokoko und Barock, des Empirestil, der sog. Biedermaierzeit und der durch die Romantik und den industriellen Aufschwung bedingte neuere und neueste Zeit ausgedehnt und ergänzt. Sehr interessant sind die neun Interieurs aus Franz v. Lenbachs Haus und die Wiedergabe jener in der heurigen Kunstausstellung etablirten Wohnräume. Außerordentlich beachtenswerth und weittragend klingen die Schlußworte, womit Hr. Dr. Georg Hirth das „kunstkonsumirende“ Publikum apostrophirt: „Bewahren Sie sich vor engherziger Einseitigkeit, meine Herrschaften; setzen Sie nicht alles auf eine Karte, prüfen Sie alles und behalten Sie das Beste; lassen Sie sich nicht imponiren durch die Betheuerungen verblendeter oder interessirter Parteigänger, daß diese oder jene Richtung, dieser oder jener Stil das „einzig Wahre“ sei und daß der gute Deutsche die heilige Pflicht habe, sich diesem Idol mit Herz und Geldbeutel zu verschreiben. Nein, Kunst und Kunstgenuß haben mit den Anforderungen, welche etwa Religion oder Patriotismus an den Menschen stellen, nicht das Geringste zu thun. Der moderne Mensch — und der lebende ist ja immer modern — kann sich heute an der Götterdämmerung und morgen an der Zauberflöte, hier in einer altdeutschen Weinkstube und dort in einem neckischen Rokokoboudoir erfreuen, er kann sogar sein Heim allmählich zum Stelldichein der Grazien aller Jahrhunderte machen, ohne seiner Würde das Geringste zu vergeben. Es führen viele Wege nach Rom; wer sie alle kennt, kommt am sichersten hin.“ — Die Ausstattung des Ganzen gereicht unsrer Typographie zur Zierde.

Und nun noch einige Raritäten und Quincaillerien des Büchermarkts! Da ist ein Opus über „Die Feuerwerkerei als Liebhaberkunst“ von Franz Sales Meyer (Leipzig 1898 bei Seemann u. Co. IX, 270 mit 140 Abbildungen), merkwürdigerweise nicht von einem Berufs-Pyrotechniker verfaßt, sondern von einem Karlsruher Professor der Kunstgewerbschule, ein Geschenk für Dilettanten und zur Freude der Herren Eltern für die reifere männliche Jugend. Warum nicht auch für unsre „höheren Töchter“? welche überhaupt in keinem Gebiete des Sports, der Wissenschaft oder Kunst hinter der maskulinen Krone der Schöpfung zurückbleiben, nachdem sie ja auch, wie längst bekannt, bei der „Dressur der Thiere“ im Zirkus und in der Menagerie eine hervorragende Rolle behaupten. Ueber dieses Gebiet hat Pierre Hachet-Souplet ein bemerkenswerthes Buch geschrieben, welches Oskar Marschall v. Bieberstein (Leipzig 1898 bei Otto Klemm. VII, 188 gr. 8° mit 100 Abbildungen von Bogaërt und Jouard) deutsch bearbeitet hat. Während unser Pyrotechniker die historische Vergangenheit völlig ignorirt, blickt der Thier-Dresseur sehr umsichtig in die Geschichte zurück, verbindet aber damit eine überraschende, interessante und sorgfältige Abhandlung und statistische Zusammenstellung über die experimentale Psychologie der Hunde, Affen, Pferde, Elefanten und der wilden Thiere. Auch Seehunde, Känguruhs, Esel, Frischlinge, Schweine, Steinböcke, Schafe, Gänse, Schlangen und Flöhe „arbeiten“ und exerziren in dieser Manege. Um das seltsame Terzett vollzumachen, erscheint Hr. A. Agmann mit einer praktischen Anleitung in kurzer Zeit durch Selbstunterricht ein erfolgreicher „Bauchredner“ (Stuttgart bei Schwabacher, 89 S. 12°) zu werden, nebst einem Anhange über das Nachahmen von Thierstimmen und aller Musikinstrumente! Translationen ins Französische und Magyarische sind in Vorbereitung und parlamentarische Erfolge garantirt! . . . Einem weiteren dringenden Bedürfniß hat L. Groß (ebendaselbst) abgeholfen durch Anfertigung von 100 Original-Hülfsversen zur Abfassung gereimter Postkarten[1]) mit und ohne „Ansichten“, zu „Weihnachtsgrüßen und Neujahrsglückwünschen“ — fehlt nur noch der bekannte „Briefsteller für Liebende“ und dessen gleich geistreiche Applikation. Der Postkarten-Versemacher gibt Rezepte für Brautleute, junge Ehegatten, Kranke, Soldaten, Reisende, Kaufleute, Kegler, Turner, Dichter, Verleger, meist von einer erheiternden Plattköpfigkeit, wie das Muster an einen Schulfreund oder eine Freundin:

„Lieber Freund, empfang } von mir
Liebe Freundin, nimm }
Diese Neujahrskarte hier.
Unser Haus (Straße, Platz, Schule, Kirche) — ist das nicht schön?
Kannst du deutlich darauf sehn!“

Ebendaselbst erschien, in Bierkrugform ausgestanzt, ein neues deutsches Kommersbuch „Prosit!“, herausgegeben von Dr. Julius Linker. Nun „wird sich Niemand mehr lange besinnen, was er einem Studenten oder Gymnasiasten zu Weihnachten schenken soll“. — Eine sehr geschmackvolle Arbeit trägt den gewinnenden Titel „Der Weg zum Mannesherzen“ (ebendas. 90 S. kl. 8°) von Lise Ramspeck! Natürlich ein — Kochbuch, noch dazu in sehr fröhlichen und lustigen Reimen, die in ihrer löblichen Tendenz immer noch die Wette mit Elise Henle und Marie Beeg wagen dürfen. Ihr sekundirt, aber in möglichst prosaischer Fassung, dafür jedoch schon in neunter Auflage Henriette Davidis mit einem „Praktischen Kochbuch für kleine und große Mädchen“ (Leipzig bei Eugen Twietmeyer, 238 S. kl. 12°), doch geht es auch hier im Anhang nicht ganz ohne Verse ab. Bei dem gewaltig anschwellenden Luxus unsrer Puppen war auch eine Puppennähschule nebst Zuschnittmustern und Modebildern ein dringendes Bedürfniß, welchem Agnes Lucas (Ravensburg bei Otto Maier) nach Möglichkeit abzuhelfen sich bestrebte. In demselben Verlage erschien auch eine von Sophie v. Adelung herausgegebene „Jugendbühne“ mit wirklich guten, heiteren und ernsten Theaterstücken. Dazu kommen noch mehrere neue, nach Novellen und Erzählungen arrangirte Unterhaltungs- und Gesellschaftsspiele.

Hübsche, einfache, ungekünstelte Erzählungen (eine ist in die Zeit des Kinderkreuzzuges 1211 versetzt) enthalten die „Heckenrosen“ von M. Rüdiger (Groß-Lichterfelde-Berlin, bei E. Runge. 121 S. 8°) als ein Jahrbuch für junge Mädchen. Unter den lyrischen Gedichten ist ein Cyklus „Das kananäische Weib“; auch Albumblätter und Sentenzen sind eingestreut, schön und sinnig z. B. „Solange man noch etwas für Andere thun kann, ist man nicht arm, — einsam und verlassen“.

Ein erwünschtes Unikum für große Kinder bilden die von Julius Stettenheim edirten „Sämmtliche Berichte Wippchens“ (Berlin 1898, bei Hermann Paetel, 154 S. 12°), deren neuester Band das erste Dutzend voll macht. Die Erwerbung von Kiau-tschou, der spanisch-amerikanische Krieg, das Friedensmanifest des russischen und der Tod des chinesischen Kaisers, der Besuch des französischen Präsidenten in Rußland, der Brief aus dem Golddistrikt Klondyke u. a. bilden das Thema dieser humoristisch-satirischen Blätter. „Um damit aufzuräumen“, gibt Wippchen, um selbe „dem Zahn der Zeit zu entreißen“, einige kleine Gedanken, „die in meinem Gehirn aufblitzten, wenn ich die Zeitungen, nicht etwa als Spottvogel, durchflog, sondern wie ein blindes Huhn, welches dann und wann ein Körnchen fand,“ z. B. „Gewisse Prozesse

[1]) Georg Hirth: „Das deutsche Zimmer vom Mittelalter bis zur Gegenwart“. 4. Aufl. München u. Leipzig bei G. Hirth 1899. gr. 4°. I. Bd. 448 S. mit 370 Illustrationen u. 8 Tafeln. II. Bd. 259 S. mit 168 Illustrationen u. 12 Tafeln (bearbeitet von Karl Rosner).

[1]) Für Briefmarken- und Postkartensammler hat C. F. Lücke in Leipzig mit einem eigenen Verlag von Albums in wirklich empfehlenswerther und löblicher Ausstattung gesorgt. Der Verlag von Goens u. Rau in Berlin versendet soeben die erste Serie „Deutsche Dichter-Postkarten“ mit Erinnerungen von Karl Theodor Gaedertz: „Aus Fritz Reuters jungen und olten Tagen“, 12 Bilder mit verschiedenen Portraits des Dichters, seiner Frau und anderer ihm nahestehenden Personen und Oertlichkeiten. Eine schöne Karte mit Ludwig Auerbachs Bildniß, der Ansicht seiner Heimath und seines Geburtshauses, nebst vielen auf seine Schriften („Die sieben Schwaben“, „Der ewige Jude“, „Die Lalenbürger“, „Kunz von der Rosen“, „Volksbücher“ u. s. w.) bezüglichen Vignetten publizirte Adolf Bader zu Türkheim in Schwaben. Wahrhaft künstlerische Karten nach Originalzeichnungen von Paul Thumann gab Adolf Titze zu Leipzig heraus, sehr schöne figürliche Blätter Theod. Ströfer in Nürnberg.

lassen keinen Zweifel darüber, daß es viele Menschen gibt, welche nur unbestechlich sind, wenn sie dafür bezahlt werden" oder „Wenn die Sozialdemokraten im Deutschen Reichstag weiblichen Geschlechts wären, würden sie bei jeder Gelegenheit zeigen, daß sie nicht Lust haben, sitzen zu bleiben." Ganz à la Lichtenberg heißt es: „Edison soll einen taschenuhrförmigen Apparat erfunden haben, durch welchen man ohne Leitungsdraht mit Jedem, der denselben Apparat trägt, verbunden ist. Ich halte diese Erfindung für erfunden" u. s. w.

Unter den zahlreichen Schriften zu Ehren des verstorbenen Reichskanzlers ragt **Bruno Garlepps**: „**Unseres Bismarcks Heimgang**" (Berlin, bei Werner, 62 S. gr. Fol.) hervor. Dasselbe bietet zu 80 vortrefflichen Illustrationen eine Menge Nachrichten über die letzten Jahre, sein Ableben und die Trauerfeierlichkeiten in Deutschland und in der Fremde. Ewald Thiel lieferte die Zeichnung zu dem Prachteinband mit dem Bilde eines trauernden Germanen. Die „**Denkwürdigen Tage**" aus seinem Leben hat **Horst Kohl** in kalendarer Form aneinander gereiht (Leipzig, bei Pahl, 111 S. 4°), in musterhafter Ausstattung, ein würdiges, stattliches Denkmal. **Berthold Otto's** „Fürst Bismarcks Lebenswerk" (Leipzig, 1898, 70 S. 8°) ist an das weitere und jüngere Publikum gerichtet und deßhalb leicht faßlich geschrieben. Die Monographie von **H. B. Grube** (Minden i. W., bei W. Köhler) begnügt sich, ebenso wie der „**Kaiser**"- und „**Bismarck-Kalender**" (beide ebendas.) mit minderwerthigen, aber zahlreichen Illustrationen. Auch „**Trowitzschs Reichskalender**" (Berlin 1899, bei Trowitzsch u. Sohn) widmet dem großen Todten ein Gedenkblatt. Im übrigen trägt dieser Kalender keine andere Signatur, als seine wohlbekannten Vettern von der Gartenlaube und dem Daheim: Geschichten und Erzählungen, Schnacken, Schnurren und Humoristika; Rückblicke auf die jüngste Vergangenheit und ein Referat über das Bürgerliche Gesetzbuch. Hieher gehört auch das fein ausgestattete „**Mutterglück**", ein Tagebuch über des Kindes Wachsen und Gedeihen, mit Dichtersprüchen, gesammelt von **Similde Gerhard** und Vignetten von G. Sturm (Leipzig, bei E. Haberland, 138 S. gr. 8°). Auch sind Cartons angeheftet, um die photographischen Bildnisse unsrer Lieblinge und Kleinen einzuschalten. Aeußerst reichhaltig ist die „**Agenda**" des Kaufhauses **Rudolph Hertzog** in Berlin, mit Portraits-Ansichten, merkwürdigen Abbildungen und wissenswerthen, belehrenden Notizen ausgestattet — eine Schreibmappe für Salons und Boudoirs. Noch vornehmer präsentirt sich der durch **José Baronin Schneider-Arno** redigirte „**Habsburg-Stephansthurm-Kalender**" (Wien, bei W. Braumüller, 95 S. 8°). In gebundener Rede erzählt der Stephansthurm von zwölf Regenten des Habsburger Herrscherhauses, deren Portraits (nebst ihren Devisen und Sinnsprüchen) nach gleichzeitigen Bildern beigesetzt sind. Prolog und Titelblatt ehren das Andenken der Kaiserin Elisabeth.

Meyers Historisch-Geographischer (Abreiß-) Kalender (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) bringt nun auch in seinem dritten Jahrgang über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbilder, Bildnisse, Autographa, Münzen, Wappen und kulturhistorische Merkwürdigkeiten. Manche Blätter sind aus seinen Vorgängern nochmal herübergenommen, wohl nur infolge einer Irrung; die Reproduktionen nach Merian ermüden in ihrer aufdringlichen Mehrzahl. Ein frischerer Wechsel mit Berücksichtigung der neueren Zeit wäre nicht von Uebel. Der Schatz von Tagesnotizen und biographischen Daten ist von großer Mannichfaltigkeit. Militärische Festtage, Kämpfe, Schlachten, Siege und ehrenreiche Erinnerungen verzeichnet der „**Armee-Kalender des Deutschen Soldatenhortes**" von H. v. Below (Berlin, bei Karl Siegismund). Der „**Deutsche Kolonial-Abreiß-Kalender**", herausgegeben von **Fritz Hessemer**, bietet 368 photographische Landschaftsansichten, Portraits von berühmten Reisenden und Originalaufnahmen aus dem Leben der Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete, wobei das fremdländische Interesse durch die Kleinheit und Unklarheit der meisten Bilder Einbuße erleidet. **Gustav Meinecke** behandelt gleichfalls Kolonialangelegenheiten (Berlin, bei G. Meinecke, 247 S.).

Für weitere Erfordernisse des Lebens sorgen der seit 24 Jahren wohlbekannte **C. Regenhardt'sche** „**Geschäftskalender für den Weltverkehr**" (Berlin, bei C. Regenhardt), in seiner Weise ein wahrer Geschäfts-Baedeker, wie er nützlicher für ein Geschäftshaus gar nicht gedacht werden kan. Dann die Kalender von **Götze-Schindler** „zum Gebrauch bei Handhabung der **Arbeiter-Versicherungsgesetze** (Berlin, bei Liebel. I. Bd. XXXIX, 585 S., II. Bd. XXXVII 463 S.); von Dr. **George Meyer** für Krankenpfleger und -pflegerinnen (Frankfurt, bei J. Rosenheim, 243 S.) mit vielen sachdienlichen Aufsätzen und Fingerzeigen von berühmten Aerzten und Fachmännern; **Recknagels** für Gesundheits-Techniker und Anlagen von Lüftungs-, Zentralheizungs- und Bade-Einrichtungen (München und Leipzig, bei R. Oldenbourg). Den braven Studenten widmet Velhagen u. Klasing einen besonderen **Schüler-Kalender**, von **Gustav Uhl** mit Geschichtstabellen, geographischen Notizen und lexikographischen Uebersichten, mathematischen Formeln und den unregelmäßigen **Verbis** in vier Sprachen, möglichst kompendiös, handsam und zierlich ausgerüstet. Für die Bedürfnisse der Landwirthe sorgt der altehrwürdige offizielle Hauskalender (München, bei Pössenbacher), ferner **Neumanns** „Taschenbuch" (Neudamm, bei Neumann), welchen „**Gevatter Chrischans Landwirthschaftliche Brosamen**" (ebendas.) in gemeinverständlicher Anregung für alle Fragen des Ackerbaues, der Vieh- und Fischzucht, des Gartenbaues, des Forst- und Jagdwesens in unterhaltender Weise begleiten. Die fröhlichste Aussicht gewähren **Rudolf Falbs** neue **Wetter-Prognosen** für die ersten 6 Monate (Berlin, bei Hugo Steinitz). Hoffen wir, daß denselben die oft erprobte Eigenschaft treu verbleibe, die bösesten Tage in erwünschtes Gegentheil zu verkehren!

Mittheilungen und Nachrichten.

Ludwig Günther: Keplers Traum vom Monde. Leipzig 1898. Bei B. G. Teubner (XXIV und 186 Gr. Oktavseiten. Mit dem Bildniß Keplers, 24 Figuren im Text und zwei Tafeln. Preis ungeb. 8 M.). — Wenn schon die Ansichten darüber, ob Kepler mit seinem wenigstens theilweise recht mystisch geschriebenen „Traum vom Monde" (erschienen 1634, vier Jahre nach seinem Tode) eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft herbeigeführt hat, auch heute noch sehr getheilt sind, so muß es doch als ein höchst verdienstvolles Unternehmen des Verfassers bezeichnet werden, gerade dieses populär geschriebene Werk eines der größten Astronomen und Naturforscher aller Zeiten durch eine sorgfältige Uebersetzung des in lateinischer Sprache verfaßten Originals dem allgemeinen Verständniß näher gebracht zu haben. Kepler hatte den Text zu diesem Werke, wie der Verfasser in der Einleitung zu seinem Buche nachweist, bereits um das Jahr 1609 vollendet, ließ ihn dann aber länger als ein Jahrzehnt liegen; die den Text näher erläuternden Noten hat er sammt einem selenographischen Anhang etwa um das Jahr 1623 fertiggestellt. Die Noten sind, nach dem Gebrauch der damaligen Zeit, bei Kepler sehr reichlich bemessen: ihre Anzahl beträgt, auf etwa 10 Seiten Text nicht weniger als 223 (vgl. Ch. Frisch: Joannis Kepleri Opera Omnia. Vol. VIII. Pars I). Der Verfasser der Uebersetzung hat daher mit vollem Recht einen nicht unbeträchtlichen Theil der Noten des Originals fortgelassen — er hätte hierin, nach unsrer Ansicht, vielleicht sogar noch etwas weiter gehen dürfen —, andrerseits hat er aber dem weitaus größten Theil der beibehaltenen Noten Keplers Kommentare zugefügt, in denen er mit Erfolg dem modernen Stande der Wissenschaften Rechnung getragen und Keplers Gedanken, mehrfach unter Zuhülfenahme von passend konstruirten Textfiguren, näher zu erläutern sich bemüht hat. Und da der Verfasser in seinen Kommentaren überdies so ziemlich auf alle wichtigeren Entdeckungen Keplers zu sprechen kommt, so bietet sein Buch sowohl in populärwissenschaftlicher, als auch in biographischer Hinsicht eine willkommene Ergänzung zu den bereits vorhandenen, hierauf bezüglichen, Werken und sei deßhalb hiemit allgemeinster Beachtung empfohlen.

Ein kleines, übrigens unschädliches Versehen ist dem Verfasser auf Seite 82 untergelaufen, wo er bei Ableitung der täglichen Bewegung der Erde und des Mondes in ihrer

Bahn vergessen hat, mit 2 π zu multipliziren. Ob ferner der Planet Merkur thatsächlich keine Rotation besitzt, wie der Verfasser in Uebereinstimmung mit **Schiaparelli** angibt (S. 88), ist doch wohl mehr als fraglich, ebenso ist das Vorhandensein einer Atmosphäre auf demselben bis jetzt durchaus nicht mit Sicherheit festgestellt. Weiter ist zu bemerken, daß die Vergrößerung des Erdschattens bei Mondfinsternissen nicht, wie seit Kepler allgemein angenommen wurde — und wie der Verfasser (S. 152) heute noch annimmt —, durch den Schattenwurf unsrer Atmosphäre zustande kommt, sondern (wie auch in Nr. 138 dieser Beilage ausführlich auseinandergesetzt wurde) nach Prof. **Seeligers** Untersuchungen lediglich auf physiologischer Täuschung beruht. Endlich noch eine Kleinigkeit: **Zöllner** war nicht, wie S. 125, Fußnote, angegeben ist, „Astronom an der Sternwarte“, sondern Universitätsprofessor in Leipzig, er hat auf der dortigen Sternwarte nur gelegentlich und nur ihn interessirende Beobachtungen ausgeführt; die ihn betreffende biographische Notiz wäre ferner noch dahin zu ergänzen, daß er im Jahre 1882 gestorben ist.

Was die äußere Ausstattung des Buches anlangt, so ist zuvörderst zu erwähnen, daß alles von Kepler selbst Geschriebene durchaus in Antiqua, die vom Verfasser beigegebenen Kommentare und Notizen dagegen in Kursiv gesetzt sind. Wenn auch der ungewohnte, oft durch mehrere Seiten sich fortsetzende Kursivdruck anfangs etwas störend wirkt, so vermag der Leser infolge dieser Einrichtung doch stets sofort zu unterscheiden, ob Kepler oder der Verfasser zu ihm spricht; es erweist sich somit die Verschiedenheit des Satzes in der That als sehr zweckmäßig. Die Textfiguren sind sauber und zweckentsprechend ausgeführt, das Gleiche gilt von den beiden Tafeln. Ein sehr ausführliches Namen- und Sachregister ermöglicht die rasche Auffindung der einzelnen Gegenstände.

Noch einige Worte wären dem Bildniß Keplers zu widmen, das dem Buche beigegeben ist. Das Original dieses schönen (Brust-) Bildes befindet sich seit 1864 im Besitze des Benediktinerstifts Kremsmünster, es zeigt Kepler in Lebensgröße (die Kopie beiläufig in ein Viertel) im Professorengewande der damaligen Zeit (1610) und dürfte die Züge des schwäbischen Geisteshelden viel getreuer darstellen, als das bisher durch Reproduktionen bekannte Bild der Straßburger Bibliothek, das bei dem Brande der letzteren im Jahre 1870 vernichtet wurde und dessen Züge auch das Kepler in seiner Vaterstadt Weil in Württemberg errichtete Denkmal trägt.

Dr. **K. Oertel.**

fb. Das von dem kgl. Senatspräsidenten a. D. Dr. Julius v. **Staudinger** herausgegebene und trefflich erläuterte Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, O. Beck) liegt bereits in 6., ergänzter Auflage vor — ein Beweis für seine Vorzüglichkeit und die Beliebtheit, deren sich das Büchlein in Juristenkreisen erfreut. Das geschmackvoll ausgestattete und übersichtlich angeordnete Werk enthält zunächst eine kurz gefaßte, orientirende Einleitung nebst dem Einführungsgesetz vom 31. Mai 1870 und dem Reichsgesetz vom 26. Februar 1876 und gibt dann eine sorgfältig überarbeitete Textausgabe mit zahlreichen Anmerkungen und reichhaltigem alphabetischen Sachregister. Die mannichfachen Aenderungen, die das Strafgesetzbuch seit seiner durch das Reichsgesetz vom 15. Mai 1871 erfolgten neuen Textirung erfahren hat, sind sämmtlich aufgenommen worden. In einem umfangreichen Anhang haben die wichtigsten strafrechtlichen Nebengesetze Aufnahme gefunden, so das Reichspreßgesetz, das Reichsgesetz gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen, das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, das Reichsgesetz betr. die Pflichten der Kaufleute zur Aufbewahrung fremder Werthpapiere, das Reichsgesetz betr. die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen u. a. m. Das Büchlein wird auch in der neuen Auflage allenthalben willkommen geheißen werden.

-u. Von der **Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins** liegt jetzt der 29. Band (Jahrgang 1898) vor. Redigirt von H. **Heß**, herausgegeben im Selbstverlag des Vereins (in Kommission bei der J. Lindauer'schen Buchhandlung in München) und hergestellt durch die Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. in München, stellt sich dieser stattliche Band sowohl in seinem Inhalte, wie hinsichtlich seiner Ausstattung als eine höchst gediegene und vornehme publizistische Erscheinung dar. Die bewährte Redaktion des Jahrbuchs hat es von jeher verstanden, den rein sportlichen Interessen gegenüber die Erörterung von wissenschaftlichen alpinistischen Fragen nicht in den Hintergrund treten zu lassen und der „Alpenfexerei“ dadurch gleichsam einen gediegenen Untergrund zu geben. Auch in dem neuen Bande bilden deßhalb die allerdings meist sehr interessanten „Kletterberichte“ erst den dritten Abschnitt des gesammten Inhalts, während uns in den beiden ersten Theilen gewiegte Forscher über naturwissenschaftliche, ethnographische und lokalhistorische Fragen der Alpenwelt in vortrefflichen Aufsätzen belehren. Wir erwähnen von diesen unter anderen den fachwissenschaftlichen Bericht **Albrecht Pencks** über den Illecillewaetgletscher im Selkirkgebirge, die Abhandlung von **Pax** über das Leben der Alpenpflanze und die schöne, inhaltreiche Studie R. v. **Streele's** über Wetterläuten und Wetterschießen. Unter den sportlichen Schilderungen hat uns der Aufsatz von **Fritz Benesch** über die Raxalpe und den Wiener Schneeberg besonders gut gefallen, weil der Verfasser in ihm den landschaftlichen Reiz einer ja schon längst für den ehrgeizigen Bergfexen völlig „abgegrasten“ Gegend wunderbar schön zu schildern, man möchte sagen zu analysiren weiß. — Diesem in jedem seiner Abschnitte ganz vorzüglich ausgewählten Text steht ein reicher bildnerischer Schmuck zur Seite, durch dessen saubere und feine Ausführung das Jahrbuch von Jahr zu Jahr mehr an künstlerischem Werth gewinnt. Nicht weniger als 22 Vollbilder — unter ihnen, als Titelblatt, eine nach dem, den Pizzo Tresaro darstellenden Gemälde Comptons von H. Köhler hergestellte Farbenlithographie — und 89 Bilder und mehrere Kärtchen im Text, sowie zwei große Kartenbeilagen begleiten und erläutern die Artikel. Die Illustrationen sind zum größten Theil nach Photographien ausgeführt, deren technische und zugleich künstlerische Vollendung von der Sorgfalt Zeugniß ablegt, mit der die Redaktion und die Bruckmann'sche Verlagsanstalt in jedem einzelnen Stück bei der Zusammenstellung des Jahrbuchs vorgegangen sind. Alles in allem steht das Werk durchaus auf einer Höhe, die der großen Bedeutung der heutigen Alpenforschung und des heutigen alpinistischen Sports entspricht, und die jeden Kenner der Alpenwelt mit Freude und Stolz und zugleich mit unvergänglicher Sehnsucht nach den geschilderten und bildlich dargestellten Landschaften erfüllen muß.

Nachklang. Von **Gerhard Ramberg.** Leipzig. Verlag von Arwed Strauch. 1898. — Unsre literarische Produktion zeigt eine bemerkenswerthe Neigung, sich nicht in größeren Werken auszuleben, sondern Momentbildchen, Lebensausschnitte, gelegentliche Stimmungsreize wiederzugeben. So werden nur zu oft aus den Sachen — Sächelchen. Solch ein Nippestisch voll netter, zunächst aber nicht gerade bedeutungsreicher Sächelchen ist Rambergs Büchlein. Es fehlt im großen und ganzen das eigentlich farbige Leben, der Duft des Milieus, der die Novelletten eines andern, rasch berühmt gewordenen Wieners: Arthur Schnitzler, auszeichnet. Der Schwerpunkt Rambergs liegt mehr im Esprit als in der Koloristik. Es ist kein großes Talent, das er uns zeigt; aber es ist auch keine Dutzendbegabung. Nur dürfte der Dichter den Aesthetiker und Stilisten in Zukunft etwas mehr mit sich fortreißen!

Eine merkwürdig naive Erzählung bringt das Büchlein: **Aus Muallim Nadschi's Sunbüle, die Geschichte seiner Kindheit.** Aus dem Türkischen übersetzt von **Adalbert Merx** (Berlin 1898, Georg Reimer). — Wie aus dem Vorwort, das der Uebersetzer, der bekannte Orientalist, dem Büchlein vorausgesandt hat, zu erkennen ist, vertritt Muallim Nadschi das Element der türkischen Literatur, welches dem Realismus huldigt. Aus dem größeren Werke Sunbüle (die Aehre), haben wir hier als Bruchstück die Geschichte eines türkischen Kindes. Zunächst ist daraus zu ersehen, daß der Realismus in der türkischen Literatur noch sehr in den Windeln liegt: oder besser, es sind die ersten Gehversuche, die er in Muallim Nadschi's Geschichte macht. Vergleicht man etwa David

Copperfields Jugendgeschichte mit dieser kindlichen Erzählung und ihrem engbegrenzten Horizont von Brunnen, Garten und Schule, so wird man sich erst des ungeheueren Abstands so recht bewußt, welcher die geistig zurückgebliebene Türkei von der Ausdrucksfähigkeit des Abendlandes trennt. Die oft mit so glänzenden Farben geschilderte Perle des Bosporus hat nichts in diese Kindheitsgeschichte hineinzustrahlen vermocht. Eine höchst philisterhafte Trockenheit, unglaublich harmlose Geschehnisse, in denen selbst der Humor langweilt, das ist der Inhalt dieses Büchleins. Das Leben des geringsten Knaben in der ödesten Kleinstadt Deutschlands bietet mindestens ebensoviel Interessantes. Immerhin, ein gewisser kulturhistorischer Werth wohnt dieser Kindheitsgeschichte inne. Man nimmt die Ueberzeugung mit, daß im Lande des Harems ein zwar recht spießbürgerliches, aber doch ein Familienleben vorhanden ist. Ob der Realismus in der jungtürkischen Literatur auch einmal wirklich schöpferisch wirken wird, läßt sich aber aus diesem Korn der Aehre Muallim Nadschi's kaum voraussagen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

-l- Eines der schönsten Bücher, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, ist soeben von der Verlagshandlung J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart in dritter Auflage und in neuer, feiner Ausstattung herausgegeben worden. Es ist „Der zerbrochene Krug“ von Heinrich v. Kleist mit Illustrationen von Adolf Menzel. Menzel hat dieses Buch vor nunmehr 22 Jahren dem unvergeßlichen Kaiser Friedrich gewidmet. Seitdem ist es als ein schönes Denkmal von dem tiefinnerlichen, verständnißvollen Zusammenwirken eines Dichters und seines künstlerischen Interpreten in allen Kreisen der Kleist- wie Menzel-Verehrer hochgeschätzt geblieben. Jetzt tritt es in einem äußerlich neuen Gewande vor uns hin, mit einer von Max Jordan in Berlin geschriebenen, den Absichten des Illustratoren liebevoll nachgehenden Einleitung. Möge das prächtige Buch sich immer weitere Kreise erobern; Dichter und Künstler haben ja in ihm das Höchste geleistet.

-r. Im Verlage von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart ist soeben wieder eine Anzahl der reizenden Bücher erschienen, die inhaltlich, wie ihrer feinen, künstlerischen Ausstattung nach sich so trefflich zu Geschenken eignen. Die uns heute vorliegenden vier Bände enthalten Zusammenstellungen von mehreren, bereits in Zeitschriften veröffentlichten Novellen beliebter Autoren mit zum Theil wirklich künstlerisch ausgeführten Illustrationen im Text. So sind „Die Nächerin und andere römische Novellen“ von Richard Voß in einem von A. F. Seligmann illustrirten Band vereinigt; ein anderer enthält „Maskirt und andere Novellen“ von Hans Arnold, illustrirt von Wilh. Claudius, ein dritter „Das dritte Pferd und andere Erzählungen“ von Hermine Villinger mit Textillustrationen von Curt Liebich, und der vierte die Novelle „Tarantella“ von Ludwig Ganghofer, illustrirt von A. F. Seligmann. Wie schon die Namen der genannten Autoren und Illustratoren für die Gediegenheit des Inhalts dieser Bändchen bürgt, so hat auch die Verlagshandlung hinsichtlich der äußeren Ausstattung derselben wieder den alten, wohlbewährten Geschmack bewiesen. Der billige Preis jedes einzelnen Bändchens (3 M.) wird zur weiten Verbreitung derselben beitragen.

* **Würzburg.** Als erster Assistent Röntgens ist der außerordentliche Professor der Physik Dr. Zehnder in Freiburg i. Br. hierher berufen worden. Der bisherige Assistent tritt, wie schon erwähnt, unter glänzenden Bedingungen in ein optisches Institut in Paris ein.

* **Bonn.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Hugo Fischer aus Breslau als Privatdozent für Botanik habilitirt.

* **Breslau.** Dem Professor Richard Förster an der hiesigen Universität wurde die durch den Tod des Professors Roßbach erledigte Professur für Archäologie verliehen.

* **Odessa.** Am 23. November ist der langjährige Vizepräsident der kais. Odessaer archäologischen Gesellschaft, Prof. emer. W. Jurgewitsch, im vollendeten 80. Lebensjahr gestorben. Mit ihm ist ein Stück Geschichte zu Grabe getragen. — ein Mann, der Puschkin und Mickiewicz noch persönlich gekannt, der in der Wilnaer Universität geboren ist — sein Vater war dort Sekretär des Conseils —, der bei Gottfried Herrmann und August Boeckh Vorlesungen gehört hat. Ueber 40 Jahre hat er in Odessa gelebt, mit unermüdlichem Fleiß namentlich auf dem Gebiet der südrussischen Archäologie gearbeitet und selbst noch in den letzten Jahren mit nie erlahmendem Interesse die Sitzungen der archäologischen Gesellschaft geleitet. Seine bewunderungswürdige Rüstigkeit, die Schärfe feiner Sinne, seine Empfänglichkeit für alle Fragen von allgemeiner Bedeutung ließen seine Umgebung noch nicht mit der Wahrscheinlichkeit eines so raschen Endes rechnen — nun hat eine Influenza mit einem akut entwickelten Herzübel dem Leben des ältesten Professors Rußlands ein Ziel gesetzt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Hermann Frhr. v. d. Pfordten: Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners. Berlin, Trowitzsch u. Sohn 1899. — Ludwig Pfau: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1898. — Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. 2 Bde. Ebd. 1898. — Otto Liebmann: Völkerwanderung. Gedichte. Ebd. 1899. — Gustav Kettner: Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlaß zusammengestellt. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Ebd. 1899. — Kolisch: Die Gewerbe-Ordnung für das Deutsche Reich mit den Ausführungsbestimmungen. I. Band. §§ 1—104a. Hannover, Helwing 1898. — Arnold Fraenkel: Das Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs unter Ausschluß des Vormundschaftsrechts. Ebd. 1898. — Th. A. Fischer: Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Mit Portrait. Gotha, F. A. Perthes 1899. — *Julien Melon:* Étude comparée des langues vivantes d'origine germanique. I. Bd. Namur, Wesmael-Charlier 1898. — Karl Gotthilf: Von Berlin nach Konstantinopel. Rathenow, Max Babenzien 1898. — Dr. Michael Harder: Rund um den Moskauer Kongreß. Eine Sommerfahrt durchs Land des Zaren. Memmingen, Th. Otto 1898. — Carl Busse: Gedichte. 4. Auflage. Stuttgart, A. G. Liebeskind 1899. — Prof. Dr. W. Windelband: Geschichte der Philosophie. 2. Aufl. 2. Lfg. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. — Götze-Schindler: Taschenkalender zum Gebrauche bei Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze 1899. Zwei Theile. Berlin, Liebel. — Heinrich Windorff: Durchs Erdenthal. Lieder. Berlin, Hugo Spamer. — Alfred Bassermann: Dante's Spuren in Italien. München, Leipzig, R. Oldenbourg. — S. Jadassohn: Methodik des musiktheoretischen Unterrichts. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 24. Dezember. Nummer 292.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ Des Weihnachtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Uebersicht.

Die morgenländische Chidher-Elias-Legende.

Von Aug. Wünsche.

Nach einem bei den meisten orientalischen Völkern heimischen Glauben leben gewisse hervorragende Personen, die sich durch Lehren und Thaten um die Menschheit verdient gemacht, in einer anderen späteren Person wieder auf, erscheinen sozusagen in dieser aufs neue inkarnirt. Es ist dieser Glaube nur eine gewisse Unterart der allgemeinen Lehre von der Metempsychose und Metensomatose. Ein Beispiel dafür haben wir in den ersten beiden synoptischen Evangelien Matth. 16, 13 und 14 und Marc. 8, 27, 28, wo Jesus seine Jünger befragt, für wen die Leute ihn halten. Die Jünger antworten: die Einen sagen, du seist Johannes der Täufer, Andere aber Elias, wieder Andere: Jeremias oder einer von den Propheten. Eine wunderbare Stelle, die uns einen tiefen Blick thun läßt in die reiche Wesensfülle des Menschensohnes! Johannes, Elias, Jeremias und die anderen Propheten, deren Wirken und Schaffen dem Volke durch Ueberlieferung sich eingeprägt und zu Typen verdichtet hatte, standen den Zeitgenossen in Jesu in ihrer ganzen Realität vor Augen. In der morgenländischen Sage haben wir in El Chidher eine solche Figur, die nach den Vorstellungen der Araber, Perser und Türken in den alttestamentlichen Propheten Elias übergangen ist. Der Chidher-Elias-Legende geschieht in den moslemischen Schriften öfters Erwähnung. Thaâlabî hat, wie der Frhr. v. Hammer-Purgstall in der Zeitschrift der DMG. Bd. V, S. 179 f. mittheilt, in seinem Buche: „Die Stützen des sich Beziehenden und dessen, worauf es sich bezieht“, dem Chidher sogar einen ganzen Abschnitt gewidmet, in dem dieser gewissermaßen als ein Reflex des ewigen Juden erscheint und einem Wanderer, der viele Städte und die Sitten vieler Menschen gesehen, zur Nachfolge vorgehalten wird. Trotzdem ist Chidher eine durchaus mysteriöse Person. Sein Name bedeutet der Grüne. Er hält sich gern bei Quellen auf, und die Vegetation, welche durch die Feuchtigkeit hervorgerufen wird, steht unter seinem Schutze. Nach einem Ausspruche Mohammeds wurde er deßhalb Chidher genannt, weil er sich einmal auf einen dürren, kräuterlosen Platz setzte und dieser hinter ihm sogleich zu grünen anfing. Daher gilt er den Arabern, Persern und Türken als das Symbol des Lebens, des Wachsthums und der Wiederverjüngung. Vor allem wird er mit dem sagenhaften Lebensquell in Verbindung gebracht. Ihn behütet und bewacht er und an ihm hat er seinen eigentlichen Wohnplatz. Man denkt sich ihn als einen ewig blühenden Jüngling in grünem Gewande und mit weißem Barte. Somit vereinigt er in sich die herrlichste Zierde der Jugend und des Alters. Die Nachrichten über Chidher beginnen mit der Genealogie, hüllen sich aber ganz und gar in das Gewand des Legendarischen. Viele moslemische Gelehrte behaupten, daß Chidher zwar noch lebe, aber dem Blicke des Menschen entzogen sei, Andere wieder, insbesondere fromme Sufis, sagen, daß sie ihn gesehen und mit ihm gesprochen haben. Nach dem Geschichtschreiber Abu Dschafar al-Tabarî lebte er in der Zeit des persischen Königs Ifrîdû (Farîdûn), des Sohnes des Djahhâk, und vor Mose, dem Sohne des Imrân (s. Flügel in Zeitschrift der DMG IX, S. 795). Nach Ghazzâlîs Ihjâ ulûm al dîn (Belebung der Religionswissenschaften) war er ein Zeitgenosse des Propheten Elia (s. Hitzig, das. VII, S. 180). Persische Mythographen versetzen Chidher bereits in die Zeit des alten sagenhaften persischen Königs Kaikobad. Nach anderer Ueberlieferung lebte er zur Zeit Abrahams, dessen Neffe er war. Nach Einigen wieder hat er erst zu Moses Zeit gelebt. Dem Mose diente er als Führer beim Durchgang durch das Rothe Meer, ebenso bei seinem Zuge durch die Wüste (Tiah). Wie Ibn Hischâm in seinem Werke: At-Titschân (die Kronen über die Erkenntniß der Könige der Zeit) erzählt, vereinigte sich Alexander, nachdem er seinen Stolz abgelegt und demüthig geworden, mit Chidher in Jerusalem und durchzog mit ihm die östlichen und westlichen Länder der Erde (s. Flügel, das. S. 796). Er wird als ein Sohn des Königs Maltân ben Phaleg ben Eber ben Schalech ben Arfarchschad den Sem ben Noah bezeichnet. Sehr verschieden und widersprechend lauten die Angaben über das Umherwandern Chidhers auf Erden und sein Erscheinen bei den Menschen. Frhr. v. Hammer-Purgstall theilt in dieser Hinsicht in Rosenöl 1. Bd. S. 118 f. eine merkwürdige Erzählung mit, die in Kürze also lautet: Chidher ging einst an einer großen Stadt vorüber und fragte einen Bewohner, seit wann dieselbe erbaut sei. Von uralten Zeiten her, gab der Gefragte zur Antwort, über unser und unsrer Väter Gedenken hinaus. Nach 500 Jahren kam er wieder, da war keine Spur mehr von der Stadt zu sehen, Gras bedeckte die Fläche und Männer sammelten Kräuter. Da fragte Chidher: Seit wann ist die Stadt, die hier gestanden, untergegangen? Wir wissen von keiner Stadt, war die Antwort, haben auch nie von unsern Vätern gehört, daß eine solche hier gestanden hat. Nach abermals 500 Jahren kam Chidher wieder, und es befand sich ein großer See an der Stelle, auf dem Fischer ihre Netze ausspannten. Seit wann, fragte Chidher, ist dieser See entstanden? Wir wissen nicht, erwiderten sie, daß jemals hier trockenes Land gewesen sei, haben auch von unsern Vätern niemals etwas davon gehört. Wieder nach 500 Jahren fand Chidher die Stelle mit Saatgefilden und Wald bedeckt, und Ackersleute arbeiteten auf dem Felde. Seit wann ist der See verschwunden, fragte Chidher, der sich einst hier befand? Wir haben nie von einem See gehört, sprachen die Leute, seit altersher wird hier das Feld bebaut. Endlich führte Chidher nach 500 Jahren wieder der Weg dort vorüber und er fand eine große Stadt, deren Bewohner wußten

aber ebensowenig über die Geschichte des Ortes Auskunft zu geben wie die früheren. Der Sinn der Erzählung kann kein anderer sein als der, das nie endende Fortleben Chidhers zu veranschaulichen. In schönem poetischen Gewande erscheint diese Erzählung bei Friedr. Rückert (Gesammelte Gedichte 1. Bd., 3. Aufl. Erlangen 1836, S. 53).

Den meisten Sagen zufolge war Chidher ein großer Weiser und Lehrer, dem Moses sich als Schüler anbot und ihn auf seinen Reisen begleitete, und dessen sich auch Alexander auf seinem Zuge nach dem Quell des Lebens als Wegweisers und Führers bediente, wobei ihm selbst das Glück zutheil wurde, von dem Wasser des Lebens zu trinken und unsterblich zu werden. Infolge des letzteren Umstandes erblickte man in Chidher den Hüter und Wächter des Lebenswassers. Menschen, die sich in großer Noth befinden oder in religiöse Zweifel gerathen sind, kommt Chidher gern und unversehens zuhülfe. In der Vorstellung, daß Chidher nicht eher sterben werde, als am Tage des Gerichts, wenn die große Posaune erschallt, stimmen fast alle Traditionen zusammen. Zahlreich sind die Lehren und Ermahnungen, die Gott durch Chidher vor den Thronen der Könige ertheilt. In dieser Beziehung hat Wieland zwei morgenländische Sagen in seinem „Schach Lolo" und „Hann und Gulpenheh" bearbeitet, in ersterer ist die Figur Duban, in letzterer der Prophet Aisa der weise Chidher (vergl. Wielands Werke Bd. X, S. 179 und XII, S. 83. Leipzig 1854 und 1855). Chidhers Gebetsort soll in Neirab gestanden haben, einem, wie Jâkût in seinem geographischen Wörterbuche angibt, ½ Parasange von Damaskus entfernt gelegenen anmuthigen Orte zwischen schönen Gärten (siehe Wüstenfeld, Zeitschrift der DMG XVIII, S. 459). Bezeichnend für das wahre Wesen Chidhers im Vorstellungskreise der moslemischen Völker ist folgende Stelle bei Dschelal-ed-din-Rûmi: „Chidher ward ich und fand den Lebensquell um Mitternacht, so daß ich nun Leben von ewiger Dauer habe durch diesen Wein der (göttlichen) Liebe." In der Schlußstrophe eines Stückes des Nizâmischen Alexanderbuches, das nach W. Bacher ursprünglich der Einleitung des Werkes einverleibt war, wird Chidhers als Hüters des Lebensquells gedacht. Der Dichter richtet die Apostrophe an sich:

„Besser ist's, du schlogest, o Nizâmi,
Chidher gleich dein Zelt am Lebensquell auf.
Trink dich satt, wie die verborg'ne Perl' am
Klaren Trunk, den Madschnun's Liebe bietet!"

(W. Bacher, Nizâmi's Leben und Werke und der zweite Theil des Nizâmi'schen Alexanderbuches S. 39.)

Oft wird dieser oder jener charakteristische Zug Chidhers als Vergleich verwendet. So vergleicht Hafis, der größte Lyriker Persiens, in einem Gedichte seines Diwans den grünen Flaum des Mundes des Geliebten mit der grünen, die Wiederverjüngung der Natur symbolisirenden Farbe Chidhers und dessen Lippen mit dem von ihm gehüteten Lebensquell:

„Deines Mundes Flaum ist Chidher
Und sein Quell dein Lippenpaar."

(v. Rosenzweig-Schwannau, der Diwan des Hafis I. S. 285.)

Andere Dichter wieder rufen Chidher an, wie etwa die Dichter des griechischen und römischen Alterthums die Muse und machen ihn zum Führer und Leiter ihrer Gedanken. Die Dichtkunst wird dann als das unter Chidhers Schutze stehende Lebenswasser vorgestellt. So nennt ihn Nizâmi: „O Soldgenießer meiner Leitung, durch mich am Becher der Rede Betheiligter!" An einer anderen Stelle heißt es:

„Nicht denke, Chidher, o von Glanz Umfloss'ner,
Daß unter Wein ich Traubensaft verstehe!
Mein Wein, er soll mich meinem Selbst entrücken,
Soll mir die Tafel der Gedanken decken.
Das Gotteswort, das ist allein mein Schenke,
Verzückung ist der Wein, den er mir einschenkt.
Denn sonst, bei Gott, so lang' ich weil' auf Erden,
Hat niemals meine Lippe Wein besudelt."

(W. Bacher, a. a. O. S. 42 und 38.)

Wie Chidher gilt aber auch Elias für den Wächter und Hüter des Unsterblichkeitsquells. Er wohnt an dem Quell, der dicht bei dem Baume der Unsterblichkeit sprudelt und erfreut sich der Unsterblichkeit und ewigen Jugendfrische. Gerade dies Moment mag zu der Verschmelzung beider Personen wesentlich beigetragen haben. Der gewaltige Gottesstreiter Elias war so groß, daß die in den Büchern der Könige gezeichnete Gestalt leicht ein Gegenstand volksthümlicher Ueberlieferung werden konnte. Mohammed erhielt sicher durch jüdische Erzähler von Elias (nach arabischer Aussprache Iljâs) Kunde und er kommt im Koran zweimal auf ihn zu sprechen. In Sure VI, 85 wird er mit Jesus zu den Gerechten gezählt, dagegen wird Sure XXXVII, 123 ff. seines Kampfes mit dem Volke über den Baalsdienst mit den Worten gedacht: „Auch Elias war einer unsrer Gesandten. Er sagte zu seinem Volke: Wollt ihr denn nicht Gott fürchten? Warum ruft ihr Baal an und vergeßt den herrlichsten Schöpfer? Gott ist ja euer Herr und der Herr eurer Väter. Aber sie beschuldigten ihn des Betrugs, daher sie, mit Ausnahme der aufrichtigen Diener Gottes, der ewigen Strafe anheimfielen. Ihm aber ließen wir noch bei der spätesten Nachwelt den Segen zurück: Friede komme über Elias! So belohnen wir die Frommen; denn er war einer unsrer gläubigen Diener."

Die moslemische Sage stempelt Elias mitunter zu einem Sohne des Jasin und zu einem Verwandten des Aaron. Seine göttliche Mission bestand darin, daß er die Bewohner Balbeks, das griechische Heliopolis, vor dem Götzendienste des Baal warnen und zum rechten Glauben führen sollte.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen wollen wir die zwei hauptsächlichsten Sagengebilde, in denen Chidher oder Chidher-Elias (Chiser-Iljâs) eine hervorragende Rolle spielt, betrachten, die Sage von Mose, wie er von Chidher Weisheit lernen will, und die Sage von Alexanders Zuge nach dem Lebensquell, wie Chidher diese findet und ewiges irdisches Leben dadurch gewinnt.

In der Mosessage erscheint Chidher nicht nur als ein großer Weiser und Lehrer, sondern vollbringt auch rätselhafte Dinge, die erst dann dem Menschen verständlich werden, wenn er den Schlüssel dazu in der späteren Erfahrung gewinnt. Der Koran erzählt in Sure XVIII, 59—64: „Moses sagte einst zu seinem Diener (Josua): Ich will nicht aufhören zu wandern und sollte ich auch 80 Jahre lang reisen, bis ich den Zusammenfluß der zwei Meere erreicht habe. Als sie den Zusammenfluß der zwei Meere erreicht hatten, da vergaßen sie ihren Fisch, der seinen Weg durch einen Kanal ins Meer nahm. Als sie nun an diesem Orte vorbei waren, da sagte Moses zu seinem Diener: Bringe uns das Mittagbrot; denn wir fühlen uns von dieser Reise ermüdet.

Dieser aber erwiderte: Sieh nur, was mir geschehen! Als wir dort am Felsen ruhten, da vergaß ich den Fisch. Nur der Satan kann die Veranlassung sein, daß ich ihn vergessen und dich nicht daran erinnert habe und er auf eine wunderbare Weise seinen Weg ins Meer nahm. Da sagte Moses: Dort ist die Stelle, die wir suchen. Und sie gingen den Weg, den sie gekommen, wieder zurück und begegneten einem unsrer Diener (womit Chidher gemeint ist), den wir mit unsrer Gnade und Weisheit ausgerüstet hatten." — Obwohl Chidher nicht mit Namen ausdrücklich genannt, sondern einfach als ein Knecht (Diener) Gottes

bezeichnet wird, so sind doch alle Kommentatoren der Meinung, daß nur er oder genauer der in Elias inkorporirte Chidher darunter zu verstehen sei. Moses begibt sich zu Chidher zu dem Zweck, seine Weisheit kennen zu lernen. Der Koran theilt uns in Sure XVIII, 65—81 eine Erzählung mit, der wir in verschiedenen Abweichungen auch im deutschen Märchen: „Die Wege der Vorsehung“ wieder begegnen. Mose spricht zu Chidher: „Soll ich dir wohl folgen, damit du mich unterweisest in dem, was dir bekannt ist im Gebiete der Weisung? Er erwiderte: Du wirst bei mir nicht aushalten können; denn wie solltest du geduldig ausharren bei Dingen, die du nicht begreifen kannst! Moses antwortete: Du wirst mich, so Gott will, geduldig finden, und ich werde dir in keiner Hinsicht ungehorsam sein. Darauf sprach Jener: Wohlan, wenn du mir folgen willst, so darfst du mich über nichts zur Rede stellen, bis ich dir von selbst die Deutung gebe. So gingen Beide, bis sie an ein Schiff kamen, in welches Jener ein Loch machte (indem er mit einer Axt zwei Balken herausschlug). Da sprach Moses: Hast du etwa deßhalb ein Loch hineingemacht, damit seine Mannschaft ertrinke? Was du da gethan, befremdet mich. Jener erwiderte: Habe ich dir nicht im voraus gesagt, du würdest nicht in Geduld bei mir ausharren können? Mose antwortete: Laß mich es nicht entgelten, daß ich das vergessen habe, und mache mir den Befehl des Gehorsams nicht zu schwer. Als sie weiter gingen, da trafen sie einen Jüngling, den Chidher umbrachte (indem er ihm den Hals umdrehte, oder, wie Andere meinen, ihn an die Mauer schlug). Da sprach Moses: Du hast einen unschuldigen Menschen erschlagen, der keinen Mord begangen. Wahrlich, du hast ein Verbrechen verübt. Jener erwiderte: Habe ich dir nicht im voraus gesagt, du würdest nicht in Geduld bei mir ausharren können? Darauf antwortete Moses: Wenn ich dich ferner noch über etwas befragen sollte, dann dulde mich nicht mehr in deiner Gesellschaft. Nimm dies jetzt als Entschuldigung an. Sie gingen nun weiter, bis sie zu den Bewohnern einer gewissen Stadt kamen, von welchen sie Speise verlangten. Diese weigerten sich aber, sie aufzunehmen. Sie fanden dort eine Mauer, welche dem Einstürzen drohte, Jener aber richtete sie auf (indem er sie mit der Hand strich, oder indem er sie einstürzte und wieder neu aufrichtete). Da sprach Moses: Wenn du gewollt hättest, so hättest du dabei etwas verdienen können. Jener erwiderte: Hier scheiden wir voneinander. Doch will ich zuvor dir die Bedeutung der Dinge, welche du nicht mit Geduld ertragen konntest, mittheilen. Jenes Schiff gehörte gewissen armen Leuten, die sich auf dem Meere beschäftigen, und ich machte es deßhalb unbrauchbar, weil ein seeräuberischer König hinter ihnen her war, der jedes Schiff gewaltthätig raubt. Was jenen Jüngling betrifft, so sind seine Eltern gläubige Menschen, und wir fürchteten, er möchte sie mit seinen Irrthümern und mit seinem Unglauben anstecken; darum wünschten wir, daß ihnen der Herr zum Tausche einen besseren, frommeren und liebevolleren Sohn geben möchte. Jene Mauer endlich gehört zwei Jünglingen in der Stadt, die Waisen sind. Unter ihr liegt ein Schatz für sie, und da ihr Vater ein rechtschaffener Mann war, so ist es der Wille deines Herrn, daß sie selbst, wenn sie volljährig geworden, durch die Gnade deines Herrn den Schatz heben sollen. Ich habe also nicht nach Willkür gehandelt. Siehe, dies ist die Erklärung dessen, was du nicht in Geduld zu ertragen vermochtest.“

Die Geschichte, die der Koran im Lapidarstil mittheilt, wird von den Erklärern mit vielen ins Einzelne gehenden Zusätzen weiter ausgeführt. Schon die Veranlassung der Begegnung Chidhers mit Moses gibt Buchâri S. 481 und 17 genauer dahin an: Moses brüstete sich einmal vor mehreren vornehmen Israeliten mit seiner Weisheit, und als ihn Einer fragte, ob es wohl noch einen Menschen auf Erden gäbe, der gelehrter wäre als er, antwortete er darauf mit: Nein! Dieses prahlerische Auftreten mißfiel aber Gott und er sprach zu ihm: Geh an den Ort, wo sich die beiden Meere vereinigen. Da wirst du meinen frommen Diener treffen, der dich an Weisheit übertrifft. Woran werde ich ihn erkennen? fragte Moses. Nimm einen Fisch in einem Korbe mit, sprach Gott, er wird dir zeigen, wo sich mein treuer Diener aufhält. Mose band sich mit seinem Diener Josua flugs die Sandalen an die Füße und begab sich nach dem bezeichneten Lande und trug stets seinen Fisch im Korbe nach. Einst legte er sich am Ufer des Meeres ganz ermattet nieder und schlief ein. Als er erwachte, war es schon spät und er eilte, um noch den ersehnten Ort zu erreichen. Josua vergaß in der Eile den Fisch mitzunehmen und dachte auch nicht daran, Moses zu erinnern. Erst am nächsten Morgen vermißten sie den Fisch und wollten daher wieder dahin zurückkehren, wo sie am vorhergehenden ausgeruht. Sobald sie aber an das Ufer kamen, sahen sie einen Fisch ganz aufrecht auf der Oberfläche des Wassers dahingleiten, statt wie andere Fische liegend im Wasser zu schwimmen; sie erkannten ihn daher sofort als ihren Fisch wieder und folgten ihm dem Ufer entlang. Nach einigen Stunden tauchte der Fisch plötzlich unter. Sie blieben stehen und dachten: Hier muß der gottesfürchtige Mann wohnen, den wir suchen. Bald erblickten sie eine Höhle, über deren Eingang geschrieben war: Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, des Allgnädigen! Sie traten hinein und fanden einen Mann, der blühend und kräftig wie ein 17jähriger Jüngling aussah, aber einen schneeweißen Bart hatte, der bis zu den Füßen herabhing. Es war der Prophet Chidher.

Nach Tabarî übernachtete Moses nicht am Meeresufer, sondern schlief an einem Felsen von den Anstrengungen des Tages ein. Der Fisch diente ihm ferner nicht nur als Wegweiser, sondern zugleich auch als Wegzehrung, und er wurde lebendig, weil ihn Josua auf einen Felsen hingelegt hatte, bei dem ein frischer Quell sprudelte, von dem einige Tropfen ihn benetzten. Nach anderer Darstellung wollte Josua den Fisch zum Mahle zubereiten, deßhalb begab er sich an die Quelle; als der Fisch aber in das Wasser kam, entschlüpfte er seiner Hand und er hatte Mühe, ihn wieder einzufangen. Obgleich Josua den Vorgang sehr seltsam fand, so weckte er doch Mose, weil seit langem an Wunder und außerordentliche Begebenheiten gewöhnt, nicht auf, und als er erwacht war und sich anschickte, die Reise fortzusetzen, vergaß er sogar, die Begebenheit ihm mitzutheilen. Erst als Moses am anderen Morgen Mahlzeit halten wollte und nach dem Fische fragte, erzählte ihm Josua das Erlebniß. Moses erkannte hierin sogleich den Fingerzeig Gottes. Sie kehrten darauf zu dem Steine wieder zurück und fanden Chidher. Vgl. über diese Variante v. Hammer-Purgstall, Rosenöl Bd. I, S. 116 ff.

In der Episode von Alexanders Zuge nach dem Lebensquell tritt uns Chidher nicht nur als Führer und Wegweiser des Königs entgegen, sondern ihm wird auch das Glück zutheil, den Lebensquell zu finden und durch das Trinken daraus sich ewige Jugend und unsterbliches Leben zu erwerben.

In dem persischen Heldenepos Schâhnâme des Firdûsî († 1030) wird die Episode also geschildert: Alexander spricht zu Chidher: „Wenn wir das Lebenswasser in unsre Gewalt bringen, so wollen wir dort lange weilen, um ihm Verehrung zu erweisen. Niemand stirbt, der seine Seele wohl nährt und auf verständige Weise bei Gott seine Zuflucht sucht. Ich habe hier zwei Siegelringe bei mir, die gleich der Sonne die finstere Nacht durchstrahlen, sobald sie Wasser erblicken. Einen davon nimm du, gehe voran und gib wohl

acht auf deine Seele und deinen Körper. Der andere wird mir als Leuchte des Weges dienen, und so will ich mit dem Heer in die Finsterniß hineinziehen. Wir werden ja sehen, was der allwaltende Weltenherr auf Erden augenscheinlich verborgen hält. Du gehst als Führer voran, du, der meine Zuflucht bildet und mir das Wasser und den Weg zeigen wird." Nachdem sie zwei Tage und zwei Nächte dahingezogen, ohne etwas zu essen, da erschienen am dritten mitten in der Finsterniß zwei Wege, und nun verirrte sich der König von Chidher. Letzterer erreichte wirklich den Lebensquell und „er wusch in jenem leuchtenden Naß sich Leib und Haupt und suchte keinen außer den heiligen Gott zu seinem Schützer; er genoß davon, ruhte aus und kehrte dann um; und seine Danksagung (gegen Gott) vermehrte er noch durch Lobpreis". Während Chidher durch sein Trinken aus dem Lebensquell und durch Ablutionen darin die Unsterblichkeit erlangte, blieb diese dem Alexander versagt.

Eine wesentlich andere Rolle spielt Chidher in dem Alexanderbuche (Iskendernâme) des persischen Dichters Nizâmî aus Gendsch († 1180). Derselbe bringt sogar vier Berichte über Alexanders Zug nach dem Lebensquell, von denen der erste, der ausgeführteste und wichtigste, nach des Dichters eigener Angabe auf altpersische Ueberlieferung zurückgehen soll. Chidher erscheint bei Nizâmî als ein in die Tiefen süfischer Weisheit eingeweihter Meister und Alexander ist sein Schüler, der von ihm unterrichtet wird. Weil der Lehrer tiefer in der sufischen Kontemplation steht, wird er deßhalb auch gewürdigt, das Wasser des Lebens zu finden und davon zu trinken. Ausgerüstet mit einem kostbaren Juwel, den ihm Alexander übergeben, und der die wunderbare Eigenschaft besitzt, hell aufzustrahlen, wenn ein Quell sich in der Nähe zeigte, unternimmt Chidher die Reise auf einem weißen, schnellen Roß. Der König spricht zu ihm:

„Ueberall auf diesem Wege hier
Führst du allein uns an und keiner außer dir!
Kundschaftend sprenge du nach jeder Richtung hin
Und öffne wohl dein Aug' und klug verständ'gen Sinn.
Und wo der Lebensquell aufstrahlt, sagt ohne Fehl
Es dir in Wahrheit an das leuchtende Juwel.
Dann trink', und winkt beim Trunk ein lichter Glücksstrahl dir,
Auf daß auch meine Gunst dir werde, künd' es mir."

Mit verschiedenen Dingen wird der herrliche Quell verglichen. Er glänzt wie lauteres Silber, wie das Sternenlicht am frühen Morgen, wie das in Morgenroth verwandelte nächtliche Dunkel, ja sein Glanz ist heller als der in finstrer Nacht strahlende Mond. Dabei ist das Wasser keinen Augenblick still, sondern dem Quecksilber gleich stets in Bewegung. Chidher legte sofort seine Kleider ab, stieg in das Wasser und wusch sich den Leib und das Haupt, dann trank er in mächtigen Zügen und errang damit ein Recht auf ewiges Leben. Bis zur Ankunft Alexanders blieb er bei der Quelle stehen, den Blick unverwandt auf dieselbe geheftet. Allein in dem Augenblick, als er zu Alexander sprach: „Siehe, hier ist der Quell!" entschwand er seinem Blick. So blieb Alexander die Quelle verschlossen, und sein sehnlichster Wunsch, unsterblich auf Erden zu werden, ging nicht in Erfüllung.

Nach der zweiten Darstellung Nizâmî's, in der der Dichter angeblich griechischer Ueberlieferung folgt, zeigt Elias dem Chidher den Weg nach dem Lebensquell. Wir haben hier einen deutlichen Beweis, daß auch Elias als Hüter des Lebensquells vorgestellt wird. Als Beide an ein Wasser kommen, wollen sie sich durch Speise und Trank stärken. Ein gedörrter und wohlgesalzener Fisch, den sie als Wegzehrung mitgenommen, soll die Zukost zum Brote bilden. Um diesen schmackhaft zu machen, hält Einer, es ist nicht deutlich zu ersehen, ob es Elias oder Chider ist, ihn ins Wasser, doch da geschieht ein Wunder. Der Fisch wird im Wasser plötzlich lebendig und entgleitet der Hand, und es kostet Mühe, ihn wieder einzufangen. Jetzt wissen sie, daß sie sich an der Quelle des Lebenswassers befinden und sie schlürfen das kostbare Naß.[1]) Da nach späterer Vorstellung man sich den Unsterblichkeitsquell im Paradies dachte, so wurde Elias, als Wächter desselben zugleich das Ideal der Anhänger des Islam. Als solchen preisen ihn die Worte eines türkischen Dichters: „Hüte dich wohl, zu glauben, daß die Erde dein Aufenthaltsort sei. Deine wahre Wohnung ist keine andere als der Himmel. Strenge alle deine Kräfte an, damit du durch deine Tugend dahin gelangen mögest, wo Elias ist; denn in diesem erhabenen Garten ist dir dein Ort angewiesen." Ueber den dritten Bericht Nizâmî's können wir hinweggehen, da Chidher in ihm nicht erwähnt wird, dagegen müssen wir des vierten gedenken Dem Alexander wird nach diesem im Lande der Finsterniß nicht das Wasser des Lebens zutheil, sondern er erhält von Serosch, dem Engel, der die göttlichen Botschaften den Menschen vermittelt, einen kleinen Stein. Als er bei seiner Rückkehr dessen Schwere auf der Wagschale erprobt, findet er, daß selbst hundert andere Steine dem Gewicht des winzigen nicht gleichkommen. Da ertheilt ihm Chidher den Rath, eine kleine Hand voll Staub zu nehmen, sie werde den Stein aufwiegen. Wie Chidher gesagt, so geschieht es. Alexander erkennt daraus, daß seine Herrschsuchtsgelüste nicht eher Befriedigung finden werden, bis er selbst zu Staub geworden sein wird.

Ein ausführlicher Bericht über Alexanders Zug nach dem Lebensquell findet sich endlich bei Surûrî, dem Kommentator zu Sâdis Gulistân (Rosengarten). Nachdem Alexander, so schreibt Surûrî, Griechenland (Rûm) unter seine Botmäßigkeit gebracht, zog er an die Küste des Landes Aegypten und baute Alexandrien, dann eroberte er Persien, hierauf drang er nach den Ländern des Westens vor; Chidher befehligte den Vortrab seines Heeres, und Aristoteles war an seiner Seite, bis er dahin kam, wo die Sonne untergeht. Dann wandte er sich nach den Ländern des Ostens, wo die Sonne aufgeht, bis er zu den Verschlüssen (zwei hohen Bergen) gelangte, wo er eine hohe Mauer baute, um die Einfälle der Völker Jadschudsch und Madschudsch (Gog und Magog der Bibel, vergl. Ezech. 38 u. 39) abzuwehren.[2]) Hierauf sprach er: Es ist kein Land mehr übrig, in das ich nicht gekommen bin, außer dem Lande der Finsterniß, wo man mir gesagt hat, daß sich die Quelle des Lebenswassers befindet. Und er wandte sich nun nach den Gegenden, die am Nordpol liegen. Er rüstete abermals ein großes Heer aus, setzte über je 1000 Mann einen weisen Anführer, Chidher aber stellte er an die Spitze von 2000, die den Vortrab bildeten. Als Chidher den König darauf aufmerksam machte, daß im Lande der Finsterniß Keiner den Anderen sehen würde, und sie sich daher leicht voneinander verirren könnten, gab ihm Alexander ein rothes Amulet und befahl ihm, es auf die Erde zu werfen, wenn er fehlgehen sollte. Au dem Klange würde er er-

[1]) Vergl. über beide Darstellungen H. Ethé, Alexanders Zug zum Lebensquell im Land der Finsterniß in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen Klasse der k. bayerischen Akademie 1871.

[2]) Auf einem Versehen des Propheten beruht es, daß nach moslemischer Sage auch Mose die Welt nach allen vier Himmelsgegenden durchreist. Zehn Jahre allein zog er nach Norden, weder die Wildheit dieses Himmelsstriches, noch die Rauheit des Klimas fürchtend. Nachdem er auch diese Gegend nach allen Richtungen durchstreift hatte, gelangte er an eine große eiserne Mauer, die Alexander, der Zweigehörnte, errichtet, um die Bewohner der Gegend gegen die Einfälle der räuberischen Völker Jadschudsch und Madschudsch zu schützen. Erst nachdem er diese aus einem Stücke gegossene Mauer bewundert und Gottes Allmacht gepriesen, trat er nach 40jähriger Wanderung den Rückweg nach der arabischen Wüste an. S. Weils bibl. Legenden der Muselmänner S. 181.

kennen, wohin er sich zu wenden habe. Chidher zog nun vor Alexander her, bis er an ein Thal gelangte, wo er plötzlich einen starken Geruch wahrnahm, und er dachte, daß hier die Quelle sei. Er warf daher das Amulet in das Thal, und siehe, es klang. Chidher stieg sogleich vom Pferde, und es dauerte nicht lange, so stand er an der Quelle. Es war ein weißes Wasser, weißer als Milch und süßer als Honig und wohlriechender als Moschus. Er trank von dem Wasser und wusch sich mit ihm seinen Leib, darauf begab er sich wieder zu seinen Gefährten. Alexander aber fand die Quelle nicht, sie blieb seinen Augen verborgen.

Nach diesem Bericht, der fast wörtlich mit dem von Thaʿlabî (Geschichten der Propheten Fol. 195) übereinstimmt, ist Chidher ein Heerführer Alexanders, die von ihm befehligten 2000 Mann bilden den Vortrab. Da er zwar die Gefahren im Lande der Finsterniß, wo der Lebensquell sprudelt, kennt, aber keinen Rath weiß, mit Sicherheit in das Land zu gelangen, so schafft Alexander, ähnlich wie bei Firdûsî und Nizâmî, dadurch Hülfe, daß er ihm ein Amulet übergibt, das durch seinen Klang beim Hinwerfen dem Suchenden die rechte Spur zeigt. Was der Bericht noch weiter von dem Zuge Alexanders erzählt, steht mit der Chidherlegende nicht mehr in Berührung, weßhalb wir von der Mittheilung absehen. Vergl. die Anmerkung Grafs zu seiner Uebersetzung von Sadi's Rosengarten S. 264 ff.

Mit wesentlich neuen Zügen ausgestattet erscheint der Zug Alexanders nach dem Lebensquell in einem persischen Prosaroman. Von Chidher ist da keine Rede, sondern an seine Stelle tritt Elias. Der Sachverhalt ist dieser. Alexander hat durch Leute eines Schiffes Kunde von einem Doppelgänger bekommen, der sich ebenfalls zahlreiche Völker unterworfen und sie zu einem großen Reiche verschmolzen hat. Flugs erwacht in ihm die Begierde, diesem beizukommen und ihn zu unterwerfen. Sein Lehrer Aristoteles warnt ihn vor dem Unternehmen und zeigt ihm durch den Propheten Elias in seinem Zauberspiegel[1]) die großen Eroberer der Vor- und Nachwelt, die ihm ihre Schicksale erzählen und die Nichtigkeit aller irdischen Größe predigen. Doch Alexander läßt sich dadurch nicht zurückhalten, sondern ist der Ansicht, daß der, welcher wirklich etwas großes vollbringen wolle, die Sterblichkeit ablegen müsse. Zu diesem Zwecke zieht er in das Land der Finsterniß, um den von Elias ihm verheißenen Lebensquell aufzusuchen. Mit einem Heere dringt er, begleitet von Aristoteles, tagelang mit kühnem Muthe und unter großer Anstrengung vorwärts, bis sich der Weg plötzlich in zwei Wege theilt, in einen breiten und in einen schmalen. Alexander schlägt mit seiner Mannschaft den breiten Weg ein, während Aristoteles ganz allein mit einer Lampe den schmalen wählt. Er findet den Lebensquell und schöpft aus ihm eine Schale Wassers für seinen König; er selbst trinkt nicht, sondern hält es für hinreichend, seinen Leib mit dem Wasser zu besprengen. Nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen kommt Alexander zu der Erkenntniß, den Weg zum Quell des Lebens verfehlt zu haben; es überfällt ihn ein hitziges Fieber und er ist bald eine Leiche. Zu spät kommt Aristoteles mit dem Lebenswasser, er kann nur noch den todten Körper seines Königs damit besprengen. Aber schon das reicht hin, den Namen Alexanders bei der Nachwelt unsterblich zu machen, wie auch er durch die Besprengung seines Leibes ein unverwischliches Andenken sich bereitet hat. Vergl. Wilh. Hertz, Aristoteles in den Alexander-Dichtungen des Mittelalters in den Abhandlungen der k. b. Akademie der Wissenschaften, I. Cl., XIX. Bd. 1. Abth. (1890), S. 33 f.

Nach dem arabischen Geschichtsschreiber Tabarî war Chidher der Anführer des Vortrabs Dsulkarnains des Aelteren, der zur Zeit Abrahams, des Freundes Gottes, lebte. (S. Flügel in der Zeitschrift der DMG Bd. IX, S. 795.) Diese Ansicht theilen auch andere orientalische Geschichtschreiber. Man nimmt an, daß es einen alten persischen König Namens Iskander Dsulkarnain gegeben habe, der große Eroberungszüge unternahm, sich viele Völker unterwarf und ein großes mächtiges Reich gründete. Da nun die Thaten Alexanders des Makedoniers den Unternehmungen jenes Persers in vielen Stücken glichen, so kam es, daß bei der unkritischen Richtung der Zeit Beide miteinander verwechselt und viele Züge des alten persischen Helden auf den jüngeren makedonischen übertragen wurden.

Chidhers Wirksamkeit wird aber auch vielfach mit Todtenerweckungen in Verbindung gebracht. So oft Gott einen Todten erwecken will, um dem Glauben der Menschen an das Dogma der Todtenauferstehung eine Stütze zu verleihen, bedient er sich seiner als Werkzeug seiner Allmacht. Einst kamen einem frommen Eseltreiber auf dem Wege Zweifel über die Wiederbelebung der Todten. Da fiel plötzlich sein Esel um und war todt. So ist das treue Thier dahin, dachte der Mann, und wird nicht wieder aufstehen. Wie mit dem Esel, so ist's auch mit den Menschen. Wer gestorben, wird nicht wieder erwachen. Da berührte ihn die Hand des Herrn und er verfiel in einen tiefen Schlummer. Als er nach 500 Jahren wieder erwachte, stand Chidher an seiner Seite. Siehst du, fragte er ihn, das weiße, an der Sonne gebleichte und vertrocknete Gebein, es sind die Reste deines Lastthieres, der Herr will es aber wieder beleben, und sogleich stand der Esel lebend vor ihm. Der fromme Mann zweifelte nun nicht mehr an der Auferstehung der Todten, sondern glaubte an die Worte des Koran: „Der Odem des Herrn beseelt morsches Gebein.“ Vergl. Rosenöl 1. Bd. S. 119. Ohne Zweifel hat auch dieser Zug Chidhers seine Verschmelzung mit Elias mit herbeigeführt, da sicher das 1. Kön. 17, 14 und 22 von dem Propheten berichtete Wunder von der Wiederbelebung des Sohnes der Wittwe zu Zarpath den Völkern des Islams nicht unbekannt geblieben ist. Als einen weiteren treffenden Beleg in dieser Beziehung verweisen wir auf eine Episode aus dem alttürkischen Volks- und Sittenroman: Die Fahrten des Sajjid Batthâl aus dem 14. oder 15. Jahrhundert (übersetzt von Ethé) 3. Buch, S. 129 ff. Sajjid Batthâl will eben ein feindliches christliches Heer niedermetzeln, wenn es sich nicht zum mohammedanischen Glauben bekenne; ihre Obersten Hârût und Thâlût, zwei Brüder, sind bereits von ihm erschlagen worden. Die Bedrohten aber suchen sich dem Unheil durch die Flucht auf Schiffe, die am Meeresstrande liegen, zu entziehen. Da erscheint ihnen plötzlich der Prophet Chidher und fragt sie: „O ihr Leute, warum entflieht ihr?“ „Weil er uns zu seiner Religion bekehren will,“ geben sie zur Antwort, „wir aber wollen unsern eigenen Glauben nicht aufgeben.“ „Da spricht Chidher: „Seine Religion ist die richtige, sie ist die wahre Religion, er hat recht, drum geht hin und seid ihm gehorsam.“ Die Leute versetzen aber: „Jesus pflegte Todte wieder lebendig zu machen, und Moses hat viele Beglaubigungswunder vorgezeigt, deßhalb haben wir uns zu seinem Glauben bekannt. Was aber haben wir denn von diesem da schon gesehen, daß wir hingehen und unsern Glauben aufgeben sollten?“ Da ertheilt ihnen Chidher den Rath, dem Sajjid Batthâl zu sagen, daß er auch einen Todten auferwecken solle. Das geschieht. Sie tragen dem Sajjid ihr Anliegen vor und dieser wendet sich sofort an einen ehrwürdigen Greis Âsim mit der Frage: Gibt es wohl

[1]) Der Zauberspiegel Alexanders, der zu den sieben Reichskleinodien gehört, besaß die Eigenschaft, daß sein Inhaber alles, was im Himmel und auf Erden verborgen war, sehen konnte. Zu seiner Erlangung unternahmen die alten Könige Persiens Züge in das fabelhafte Gebirge Kaf am Erdrande und bestanden viele Abenteuer mit Dämonen.

irgend ein Gebet, das einen Todten lebendig zu machen imstande ist? Der Greis bejaht seine Frage und theilt ihm mit, daß der Prophet Elias ein solches besitze. Auf die weitere Frage, wie er dasselbe in seine Gewalt bekommen könne, antwortet der Greis: Auf jenem Berg, der sich inmitten des Meeres zeigt, befindet sich der Aufenthaltsort des Propheten Elias.[1])

Nachdem Sajjid sich von dem feindlichen Heere eine 40tägige Frist erbeten, bestieg er ein Fahrzeug, kam an jenen Berg und sah dort, daß es eine Insel war, die ganz dem Paradiese glich; Auen waren daselbst, kalte Gewässer, grüne Wiesen. Er bestieg den Gipfel des Berges und erblickte eine große Quelle, die dem süßen, klaren Paradieseswasser glich, an ihrer Seite stand ein großer Baum, in dessen Schatten eine Klosterzelle erbaut war. Sajjid trat herzu, gab sich dem Gebete hin und nach 40tägigem Fasten erschien ihm der Prophet Elias mit ganz weißem Barte und mit leuchtendem Glanze seines Angesichts, so daß seine Augen geblendet wurden und er ihn nicht anzuschauen vermochte. Elias küßte Sajjid auf seine beiden Augen und sprach: O Sajjid, ich weiß, zu welchem Zweck du gekommen bist, und wohlbekannt ist mir dein Wunsch. Er lehrte ihn darauf jenes erhabene Gebet und ging mit ihm in eine Gebetsnische, in der ein grüner Gebetsteppich ausgebreitet lag, dessen heller Glanz bis zum Himmel aufstieg. In einem Winkel der Gebetsnische befand sich noch ein zweiter Teppich, den nahm Elias und übergab ihn Sajjid mit den Worten: Dies möge dir ein Erinnerungsgeschenk von mir sein! Sie verrichteten darauf die Sunna (d. h. die in der Sunna aufgezeichneten verehrungswürdigen Riten und Observanzen), und Elias verwaltete das Amt des Imâm. Dann ertheilte Elias ihm noch viele Lehren und Ermahnungen, zuletzt gebot er ihm, die Augen zu schließen. Sajjid that dies und als er sie wieder öffnete, befand er sich am Meeresstrand bei seinem Fahrzeuge, das er sofort bestieg und wieder nach Hause fuhr. Vermittelst der Recitation des erlernten Gebets erweckte Sajjid darauf angesichts der Ungläubigen und vieler Moslims zwei Todte, einen Jüngling und ein Mädchen. Als die Ungläubigen dies sahen, hoben sie sämmtlich die Finger auf und traten zum mohammedanischen Glauben über. Nach einer Sage gibt es ein besonderes Gebet des Elias, welches den, der es durch den Propheten in seine Gewalt bekommt, befähigt, durch einfaches Recitiren Todte wieder ins Leben zu rufen.

Doch Chidher ist nach morgenländischem Glauben nicht nur in die Person des Propheten Elias, sondern in die des hl. Georg übergegangen. Der hl. Georg, dessen Verehrung aus dem Orient zu uns gekommen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach, wie schon Calvin behauptete, keine historische Person, obwohl Kreuzritter durch den Glauben, daß er für sie streite, Siege erfochten, das Nationalkonzil zu Oxford 1222 seinen Gedächtnißtag für ganz England zu einem Feiertag erhob und unter seinem Schutz 1330 der Hosenbandorden gestiftet wurde (vgl. F. W. Krummacher in Piper Ev. Kalender 1860 S. 107—112). Ebenso erscheint, wie der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Frankreich lebende fruchtbare Bibelerklärer R. Levi ben Gerson (Ralbag) im Anhange zu 1. Kön. 1, 27 bemerkt, Pinchas (Pinehas), der Sohn Eleasars und Enkel Aarons, als eine Inkorporation Chidhers.

Zum Schlusse nur noch ein Wort über die im Alten und Neuen Testament, den Apokryphen und manchen orientalischen Schriften über Elias herrschenden Vorstellungen. Fast allgemein wird Elias als ein Mittelwesen zwischen Himmel und Erde betrachtet, das, wie es auf wunderbare Weise zum Himmel entrückt worden, auf wunderbare Weise vom Himmel wieder auf die Erde zurückkehrt. Der Prophet Maleachi sieht in Elias den Vorboten des Weltgerichts, der den großen und furchtbaren Tag Jehova's ankündigt (Maleachi 3, 23). Im Sirach wird die Mission des Elias dahin spezialisirt, daß er den göttlichen Zorn am göttlichen Gerichtstag vor dem Ausbruche besänftigt, Frieden stiftet und die in der Diaspora zerstreuten Stämme Israels sammelt (Sir. 48, 10). Zur Zeit Jesu muß Elias im jüdischen Volke als der Vorläufer des Messias gegolten haben. Darauf deuten bestimmt die Berichte der synoptischen Evangelien über die Unterredung Jesu mit seinen Jüngern beim Herabsteigen vom Berge der Verklärung hin. Vergl. Matth. 17, 13 ff.; Mark. 9, 2 ff.; Luk. 9, 28 ff. In den Jüngern lebte die Ueberzeugung, die Wiederkunft des Elias werde der Ankunft des Messias vorangehen. Weil Jesus diese ihre Ansicht nicht theilt, so trägt dies zur Erschütterung ihres Glaubens an die Messianität ihres Meisters bei. Ein Theil der Zeitgenossen hielt Jesus wahrscheinlich wegen der heiligen Gluth seiner Gottbegeisterung und wegen seiner Unerschrockenheit gegenüber der jüdischen Priesterhierarchie, wie bereits eingangs angedeutet, geradezu für die Inkarnation des Elias (s. Matth. 16, 14; Mark. 6, 15 ff.). In der jüdischen Sage gilt Elias ebenfalls als die Mittelsperson zwischen Himmel und Erde; er theilt den Menschen die himmlischen Geheimnisse mit (Baba mezia 85b), erscheint plötzlich in den Lehrhallen großer Gelehrter, richtet Fragen an sie (Thaanith 22a), und vermittelt ihnen die Ansichten des höchsten himmlischen Gerichtshofs über ihre Entscheide. Den frommen Gelehrten zieht er bei ihrem Eintritt in das Paradies entgegen und ruft: Machet Platz! machet Platz! (Kethuboth 77b.) Nach der Ansicht eines Gelehrten aber kommt Elias nicht auf die Erde herunter, um rein oder unrein zu sprechen, auch nicht, um diejenigen zu nähern, welche mit Gewalt entfernt worden, und diejenigen zu entfernen, welche mit Gewalt genähert worden sind, sondern lediglich, um Frieden in der Welt zu stiften (Edujot VIII, 7). Auf christlich-chiliastischer Anschauung beruht die Vorstellung, daß Elias beim Ende der Welt erscheinen und Zeuge der Wiederkunft Christi, die er oder Jemand von seiner Verwandtschaft auf einem gewissen Berge erwarte, sein werde. Selbst die pseudepigraphische Literatur liefert Züge zu dem Bilde des Gottesmannes. Wie das von Fabricius, Cod. pseudep. Vet. T. I, 1070 f. mitgetheilte Chronicon Paschale S. 161 erzählt, hatte sein Vater bei der Geburt des Sohnes ein Gesicht. Er sah, wie Engel in glänzenden Gewändern denselben begrüßten, mit Feuer ihn besprengten und eine Feuerflamme ihm zum Essen darreichten. Aus Besorgniß darüber meldete er das Gesicht dem Orakel in Jerusalem, dieses aber tröstete ihn mit den Worten: „Fürchte dich nicht, seine Wohnung wird das Licht sein und seine Rede Bescheidertheilung und er wird Israel mit dem Schwerte und mit Feuer richten.“ Ohne Zweifel steht dieser Bericht unter den in den Büchern der Könige erzählten Wundersagen, daß Elias sein Jehova dargebrachtes Opfer mit Feuer vom Himmel anzündete (1. Könige 18, 38) und auf die gegen ihn von Ahasja ausgesandten Krieger Feuer vom Himmel fallen ließ (2. Kön. 1, 10 ff.). Vielleicht hat auch das Feuergespann, das ihn zum Himmel entrückte, auf die Entstehung der Vision mit eingewirkt. Nach persischer Ueberlieferung wird Zoroaster entweder direkt zu einem Schüler des Elias gestempelt, oder es wird wenigstens der Vermuthung Raum gegeben, daß die Urahnen der Perser von Elias und Elisa Unterricht empfangen haben.

Damit haben wir die morgenländische Chidher-Elias-Legende in der Literatur, so weit uns dieselbe zu Gebote

[1]) Eine andere Handschrift (Codex 104) liest an dieser Stelle geradezu Chidher-Elias, während zwei andere (Codd. 118 u. 119) Chidher und Elias lesen.

stand, dargestellt; sicher läßt sich dieselbe bei noch tieferem Eindringen in das Schriftthum der moslemischen Völker noch um vieles reichhaltiger und lebensvoller gestalten.

Mittheilungen und Nachrichten.

-s. **Paul Heyse: Der Sohn seines Vaters und andere Novellen.** Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1898. — Fünf schon vor einigen Jahren verfaßte und zum Theil in Einzelausgaben erschienene Novellen sind in diesem stattlichen Bande vereinigt, den Heyse seinen vielen Freunden auf den Weihnachtstisch legt. Eine stets willkommene Gabe für Alle, die noch Freude empfinden an dem Zauber einer vornehmen, in seinen harmonischen Linien sich entwickelnden Form, sind die Heyse'schen Bücher. Und wenn auch dieses neue nicht in gleichem Maße, wie der schöne Gedichtband des vorigen Jahres, dazu beitragen dürfte, uns das Bild von des Dichters geistiger Persönlichkeit zu vervollständigen und der allgemeinen Physiognomie seines literarischen Lebenswerks neue Züge hinzuzufügen, so ist es für seine Verehrer immerhin erfreulich, so schöne und werthvolle Stücke aus seiner jüngsten Schaffenszeit in einem Bande vereinigt vor sich zu haben. — Am bekanntesten von den fünf Novellen dürfte wohl die mit „Medea" überschriebene schon geworden sein. Die kindesmörderische Leidenschaftlichkeit einer schmählich Getäuschten und Verlassenen hat Heyse hier ganz mit Recht in die Seele eines Mädchens gelegt, das von ihrem Großvater her das wilde Blut der Negernatur in den Adern trägt. Der Kontrast, der in dem Einbau dieser exotischen, fast romantischen Tragik in die biedersten Münchener Spießbürgerverhältnisse liegt, gibt der Erzählung einen großen, spannungsvollen, zum Schluß beinahe athembeklemmenden Reiz. Auf einem nicht minder scharfen, wenn auch ganz anders gearteten Kontrast beruht die Entwicklung des etwas heiklen Themas in der Novelle „Männertreu", die wir übrigens für eine der wahrsten Geschichten der ganzen modernen Literatur halten. Daß ein Mann, der sich schon früher in seinen sittlichen Grundsätzen lediglich als eine Nachahmernatur und als konventionelles Kulturpflänzchen erwiesen, der Schwäche fähig ist, am Abend des Begräbnißtages seiner innigstgeliebten und betrauerten Frau in die Arme einer ihn schon längst sinnlich reizenden Schönheit zu sinken, ist durchaus glaublich, wenn es in allen Einzelheiten mit der Feinheit motivirt erscheint, die Heyse hier aufbietet. Der satirische Grundton, der durch diese ganze Novelle klingt, gibt dem Stoff übrigens eine über die vorliegende Begebenheit hinausreichende Bedeutung. Das Leben trägt wirklich den inneren Gegensatz, der zu solcher Satire herausfordert, in sich, und wer mit offenen Augen zuschaut, wird ihn überall unter der verhüllenden Decke des Konventionellen hervorlugen sehen. Heyse hat bei der Anlage und Ausarbeitung dieses Stoffs sehr wahr gesehen und sehr tief in das Innere einer Menschenbrust hineingeschaut. Uns scheint die kleine Novelle eine der besten zu sein, die seit lange geschrieben worden sind. Durch den tragischen Ausgang, den Heyse dieser Erzählung gibt — der leichtsinnige Wittwer büßt seine Schwäche durch Selbstmord —, hat er übrigens der Satire gegenüber das Moment einer höheren sittlichen Gerechtigkeit eingeführt, welches dem kleinen Kunstwerk einen runden, feinen Abschluß gibt. Nicht minder tief erfaßt und auf wahrer Beobachtung beruhend, erscheint uns das Problem in der zweiten Novelle des Bandes, in „Verrathenes Glück". Hier findet die Gegenüberstellung statt zwischen einer sittlich und geistig überlegenen Frau, einer Pallas-Athenenatur, und ihrem Mann, einem seichten, in künstlerischen und lyrischen Stimmungen aufgehenden Gelehrten. Die große Kluft, die beide Naturen innerlich trennt, ist durch eine Gewohnheitsliebe nur dürftig überbrückt worden und klafft plötzlich weit auf, als der eitle Ehemann in trunkener Stimmung durch Prahlereien von der vollendeten Schönheit des Körpers seiner Frau dem keuschen Götterbild, das er besitzt, in brutaler Weise den Schleier abreißt. Der ungleich bedeutendere Freund, dem gegenüber er seine Frau so frech entblößt, wird dieser hiedurch gleichsam als moralische Stütze aufgedrängt, und in raschem und logischem Gange schreitet die Entwicklung der Fabel zur Trennung der ungleich gearteten und zur Verbindung der sich verwandt fühlenden Menschen hin. Auch diese Novelle ist fein abgerundet, und löst wirklich das Problem, das im Anfang aufgestellt ist. Es scheint uns überhaupt ein wesentlicher, auch in diesem Bande zur Geltung kommender Zug der Heyse'schen Novellistik zu sein, daß die harmonische und innerlich wie künstlerisch berechtigte Lösung der aufgeworfenen Frage als Hauptzweck der Darstellung hingestellt wird. Das ist freilich die selbstverständliche Aufgabe jedes Kunstwerks, die aber in den meisten Schöpfungen der modernen Literatur nicht beachtet wird und deßhalb an dem Beispiel eines Meisters auf diesem Gebiete immer wieder hervorgehoben zu werden verdient. Nehmen wir hierzu noch den auf jeder Seite wieder hervortretenden Zauber der reifen, schönen Sprache dieses Meisters, so wird es berechtigt erscheinen, wenn wir mit dem Ausdruck des Dankgefühls gegenüber dieser neuesten Darbietung seiner Muse schließen.

μοι. **Das Wanderbuch.** Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften von **Georg Ebers.** (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899.) — Nicht ohne wehmüthige Rührung wird man den neuesten Band Ebers zur Hand nehmen; über den Tod hinaus ist der vielbeliebte Erzähler pünktlich gewesen: kurz vor Weihnachten, wie er zu Lebzeiten gethan, legt er uns den gewohnten Weihnachtsband auf den Tisch. Nur die liebenswürdige Widmung fehlt, mit der er seine regelmäßigen Sendungen zu begleiten pflegte. Der heurige „Ebers" bietet auf seinen 317 Seiten vor allem eine Ueberraschung — Georg Ebers als Dramatiker. Man weiß ja nicht, wann das „Wanderbuch" entstanden und ob der Verfasser je an eine Aufführung dabei gedacht. Der Titel „Dramatische Erzählung" spricht dagegen, manche recht bühnenmäßige Scene dafür, im ganzen liegt in diesem posthumen Werk nicht die eigenste Kraft des weit gerühmten Erzählers. Die Handlung ist recht durchsichtig, die Menschen mit schüchternen Ausnahmen so durchaus gut und edel, wie der Dichter selbst gewesen, und die Komik, die einzig ein sächsischer Handlungsreisender besorgt, tritt als völlig Aeußerliches hinzu: der gute Windel aus Oschatz könnte jederzeit aus dem Personenverzeichniß gestrichen werden, ohne daß ihn Jemand entbehrte. Das ganze ist eine dialogisirte römische Künstlergeschichte von geringerer dramatischer Bewegtheit als vielmehr epischer Behaglichkeit. Völlig er selbst ist Georg Ebers in den anderen, den Band füllenden kleineren Arbeiten: in der überaus liebenswürdigen alten Nürnberger Weihnachtsgeschichte „Wie ich die Frau Liebste gewann" und vor allem in den „ägyptischen" Beiträgen, den Papyrusübertragungen der Märchen von den beiden Brüdern und vom verwunschenen Prinzen, sowie in den poetischen, stimmungsvollen Aufsätzen „Mein Grab in Theben" und „Wüstengrün". Es geht das Gerücht, mit diesem Bande sei die literarische Hinterlassenschaft des großen Dulders noch nicht abgeschlossen, es sei u. a. noch manches Lyrische vorhanden. Gleichviel, die große Ebers-Gemeinde wird schon diesen anspruchslosen Band als ein theures Vermächtniß seines Lieblings dankbar begrüßen.

B-r. **Adam Mickiewicz: Herr Thaddäus** oder der letzte Einritt in Lithauen. Uebersetzt von **Siegfried Lipiner.** Zweite Auflage. Leipzig, 1898, Breitkopf u. Härtel. — Die Kritik hat über diese neue Auflage der trefflichen Lipiner'schen Uebersetzung, die ein unveränderter Abdruck der 1883 erschienenen ersten Auflage ist, wenig zu sagen — man kann nur bedauern, daß der Uebersetzer, wie er im Vorwort bemerkt, von anderen Arbeiten völlig in Anspruch genommen, nicht die Zeit gehabt hat, die unstreitig vorhandenen Unebenheiten der von ihm im ganzen überaus glücklich angewendeten freien Versform auszugleichen und damit seine verständnißvolle, in der Diktion so prächtige Uebersetzung vollends zu einer mustergültigen zu machen. Für recht nothwendig aber halten wir es, bei dieser Gelegenheit einmal wieder auf die Dichtung und den Dichter selber hinzuweisen, denn es scheint uns, daß der geniale Schöpfer des „Herrn Thaddäus" und der gewaltigen „Todtenfeier" im Lande der Denker und Dichter nicht entfernt mehr so bekannt ist und so eifrig gelesen wird, wie es ihm, dem größten Dichter der

Staaten, dessen 100jähriger Geburtstag heute (24. Dez.) ist, zukäme.

* Ein lebender Vertreter der fossilen Megatherien soll, wie die „Naturwiss. Rundschau" berichtet, in Patagonien entdeckt worden sein. Hr. Ramon Lista beobachtete vor mehreren Jahren auf einer Reise in Patagonien einmal ein nächtlich lebendes Thier von der Gestalt und Größe eines indischen Schuppenthieres oder Pangolins, dessen Haut aber anstatt mit Schuppen mit graurothen Haaren bedeckt war. Kürzlich erhielt nun Hr. Ameghino aus Patagonien eine Anzahl frischer Knöchelchen, die etwas kleiner waren als Kaffeebeeren und eine große Aehnlichkeit hatten mit den etwas größeren Knochen, die gewöhnlich in Gemeinschaft mit den Ueberresten gewisser Arten der Megatherien-gattung Mylodon aus den Pamposschichten Argentiniens gefunden werden und die man immer als Beweise dafür angesehen hat, daß diese Thiere einen Hautpanzer besaßen. Jene Knöchelchen nun sollen aus einer schlecht konservirten, 2 cm dicken Körperhaut herausgeholt worden sein, in deren tieferen Schichten sie eingebettet lagen. An den am wenigsten beschädigten Stellen war diese Haut mit grobem, röthlich-grauem Haar bedeckt in einer Dicke von 4—5 cm. Das Fell gehörte augenscheinlich zu keinem bisher bekannten Thier. Hr. Ameghino betrachtet dessen einstigen Besitzer als der gleichen Spezies zugehörig, wie das von Hrn. Lista gesehene Thier, das nach dessen Angabe jedenfalls ein Edentat war, und sieht in ihm einen lebenden kleinen Vertreter der Riesenfaulthiere, der mehr oder weniger nahe mit den Gattungen Mylodon und Glossotherium (bei denen allein Hautknöchelchen vorkommen) verwandt ist.

G. **Zurückforderung einer berühmten Bibliothek.** Der ehemalige Herzog von Parma, Robert von Bourbon, verlangt die große Bibliothek von Parma als sein Privateigenthum von der italienischen Regierung zurück. Diese Bibliothek, die im Jahre 1849 unter Karl II., dem Großvater Roberts, von Lucca nach Parma transferirt wurde, enthält eine große Menge höchst seltener Bücher, alte Handschriften und kostbare Werke mit Illustrationen von hohem Werthe. Der Herzog besteht auf vollständiger Rückgabe oder einer Entschädigung von 1,500,000 Fr.

HK. **Oxford,** 22. Dez. Unter den Kunstschätzen der Fortnum-Sammlung aus dem Renaissancezeitalter, welche dank ihrem hochherzigen Stifter, Mr. Fortnum, neuerdings in dem „Ashmolean Museum" zu Oxford eine zugängliche und bleibende Stätte fanden, verdient als hervorragende Bereicherung eine Perle der Sammlung: die Bronzefigur oder Statuette Johannes des Täufers, für kunstgebildete weitere Kreise ein Wort besonderer Erwähnung. Diese Bronzestatuette erscheint in einem mit Pelz besetzten Gewande und weitem Mantel darüber gehüllt, nach links zu voranschreitend und mit beiden Händen ein (restaurirtes) Kreuz vor sich haltend. Nach seiner Herkunft gehört dieselbe wahrscheinlich dem nördlichen Italien, vielleicht dem älteren (Pietro) Lombardo (gest. 1512 in Venedig) oder der Schule von Padua an. Einige vermuthen, daß sie ein Werk Donatello's sei, des gefeierten Florentiner Bildhauers und Erzgießers (1386—1466), aus dessen Händen, wie bekannt, mehrere Statuen des Täufers (namentlich an der Westseite des Campanile in Florenz), sowie der bronzene Johannes der Täufer vom Jahre 1457 im Dom zu Siena hervorgingen. Mit Sicherheit läßt sich das hier befindliche Meisterwerk der Renaissance in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts versetzen. — Ueber den am 10. Dezember zu Brighton verstorbenen schottischen Novellisten William Black, von dem in der Beilage zur Allg. Ztg. bereits kurz berichtet wurde, dürfte nachfolgende Mittheilung, seine drei beliebtesten Erzählungen betreffend, noch von Interesse sein. Erst seit dem Jahre 1871 gewann der damals 30jährige Belletrist mit dem Erscheinen seiner reizenden Erzählung „A Daughter of Heth" die öffentliche Gunst eines weiten Leserkreises. Im folgenden Jahr, 1872, erschienen „The strange Adventures of a Phaeton", ein Buch, das nicht weniger großen Erfolg hatte und von John Ruskin als ein „very delightful and wise book of its kind, full of deep and pure feeling" anerkannt wurde, das „von einigen der besten Züge des deutschen Charakters durchdrungen sei". Seine nächste Erzählung, „A Princess of Thule", die von manchen Kritikern als die beste betrachtet wird, soll der Königin Victoria so vorzüglich gefallen haben, daß sie ein Phantasieportrait der Heldin für ihre Privatgalerie malen ließ. Durch seine Beliebtheit stellte das Buch seinen Verfasser in die erste Reihe der englischen Belletristen. In der Darstellung und Schreibweise soll sich Black namentlich den Verfasser des „Vicar of Wakefield" als Vorbild gewählt haben, dessen Leben er auch für die Serie der „English Men of Letters" schrieb. Blacks Erzählungen waren stets unterhaltend, und es wird von ihnen dasselbe wie von Walter Scott und Dickens gerühmt, daß sie für Jedermann lesbar seien. Für Schottland that er als Erzähler mehr als irgend Einer seit Walter Scott durch die anziehenden Schilderungen der romantischen und malerischen westlichen Highlands und Inseln seiner schottischen Heimath.

* **München.** Die Ludwig Maximilians-Universität weist in diesem Winterhalbjahr einen Besuch von 3905 eingeschriebenen Studirenden und 99 Hörern auf. Der theologischen Fakultät gehören an 167 Studirende, der juristischen 1046, der staatswissenschaftlichen 192, der medizinischen 1102, der philosophischen 1158, die Zahl der Pharmazeuten beträgt 239. Ihre Heimath haben in Bayern 2153, in den übrigen deutschen Staaten 1551, im Auslande 201.

* **Heidelberg.** Der Senior der juristischen Fakultät, Geh. Rath Prof. Dr. Immanuel Bekker, begeht am 17. Febr. nächsten Jahres sein 50jähriges Doktorjubiläum. Der berühmte Pandektist, ein gebürtiger Berliner, steht im 71. Lebensjahr und dozirt seit 1874 an der Ruperto-Carola als ordentlicher Professor des römischen Rechts. — In der medizinischen Fakultät unsrer Hochschule habilitirte sich der Assistent im physiologischen Institut Dr. Otto Cohnheim.

* **Kiel,** 22. Dez. Der Professor der Theologie an der hiesigen Universität, Konsistorialrath Friedrich Nitzsch, ist heute gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hildegard Stradal: Gedichte. III. Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Georg Thouret: Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker. Ebenda. — Adolf Pichler: Allerlei Geschichten aus Tirol. 3. Aufl. Leipzig, Georg H. Meyer 1899. — Jung Tirol. Ein moderner Musenalmanach aus den Tiroler Bergen. Hggb. von Hugo Greinz und Heinrich v. Schullern. Ebd. 1899. — Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Von ihr selbst geschrieben. 10. Aufl. Leipzig, H. Barsdorf 1899.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zum Jubiläum des Reinke vos.

Von Carl Voretzsch.

Zu unsrer jubiläumsfreudigen Zeit darf man wohl auch eines Buches gedenken, dessen Verfasser zwar nicht bekannt ist, das aber zu den bekanntesten und verbreitetsten Büchern nicht nur seiner Zeit, sondern der ganzen Folgezeit bis auf unsre Tage gehört. Von Haus aus kein deutsches Originalwerk, hat es in seiner neuen Form einen Eroberungszug durch Deutschland angetreten und weit über Deutschlands Grenzen hinaus fortgesetzt. Seines ursprünglichen Gewandes und Charakters entkleidet, hat es auch in jüngerer und nicht selten entstellter Form das Ergötzen von Tausenden und Abertausenden gebildet. Zur simpeln, namenlosen Prosaerzählung herabgesunken, ist es von Deutschlands größtem Dichter emporgehoben und neugeformt worden, um unter seinem Namen abermals einen Siegeslauf über die ganze Welt zu beginnen. Hatten in alten Zeiten einfache Holzschnitte den Text begleitet, so folgten darauf schon im 18. Jahrhundert künstlerisch ausgeführte Kupfer, und in unserm Jahrhundert haben große und kleine Künstler miteinander gewetteifert, mit ihrer Kunst die wieder erneuerte Dichtung zu verschönern.

Der im Jahre 1498 zu Lübeck erschienene niederdeutsche Reynke de vos ist der Ausgangspunkt der meisten neueren Bearbeitungen des alten Stoffes geworden. Was vor ihm gewesen, hat in den Niederlanden und von da aus in Frankreich und England weitergelebt, in den übrigen Ländern aber, wo das Thierepos bekannt und beliebt geworden, zumal in den nordgermanischen Ländern und in Deutschland selbst, dankt es seine Popularität der Dichtung von 1498.

Lange Zeit hindurch hat man einen im Vorwort genannten Hinrek van Alckmer für den Verfasser des niederdeutschen Reinke gehalten, lange auch hat man in diesem selbst ein Originalwerk erblickt. Der Irrthum wurde offenbar, sobald sich die Aufmerksamkeit der Forscher auf den niederländischen Reinaert lenkte: in diesem um 2½ Jahrhunderte älteren Gedicht mußte man Schritt vor Schritt, Zeile vor Zeile das Original des niederdeutschen Reineke erkennen, der sich damit als eine bloße Uebersetzung oder Bearbeitung dokumentirte. Der in der Vorrede als Uebersetzer sich nennende Holländer „Hinrek van Alckmer, scholemester unde tuchtlerer des eddelen, dogentliken vorsten unde heren hertogen van Lotryngen“ konnte dann natürlich nur der Bearbeiter eines niederländischen Reinaert sein. Von ihm rührte auch die Eintheilung in Bücher und Kapitel, von ihm auch die prosaische Glosse „eyne korte vthleggynge vnde meninge des sulfften poeten, omme to vorstaen den rechten syn des capittels“.

Es bleibt also von der eigenen Arbeit des niederdeutschen Verfassers — wofern man von einem solchen überhaupt noch reden darf — herzlich wenig übrig, und wir dürfen uns billig fragen, mit welchem Recht wir den Reinke vos als Eigenthum deutschen Geistes betrachten dürfen. Muß uns doch selbst seine germanische Abstammung mehr als zweifelhaft werden, wenn wir bedenken, daß auch der niederländische Reinaert kein Orginalwerk, sondern direkt nach französischen Vorbildern gedichtet ist. Diese aber, die einzelnen Branchen des sogenannten Roman de Renart, bieten zusammen mit den lateinischen Thierepen die älteste Gestalt des Thierepos überhaupt dar, auch der mittelhochdeutsche Reinhart Fuchs stammt aus französischer Quelle, und so kämen wir schließlich auf romanische oder gelehrte Herkunft des Thierepos hinaus. Wie reimt sich das aber zusammen mit dem außerordentlichen Erfolg des Fuchsepos gerade in den germanischen Ländern, wie stimmt dazu die Thatsache, daß auch romanische Länder dasselbe erst von Deutschland überkommen haben, ja daß Frankreich selbst den ihm ursprünglich eigenen Stoff in späterer Zeit aus germanischen Dichtungen, zuerst aus den benachbarten Niederlanden, dann auch aus Deutschland selbst, wieder entlehnt hat?

Der Antheil germanischen Geistes an der Entwicklung des Thierepos ist in der That weit größer, als eine oberflächliche Betrachtung ahnen läßt. Schon die Thatsache, daß die Thierepik sich in den germanischen Länden einer steten Neubearbeitung und dauernden Beliebtheit erfreut, hingegen in Frankreich nach kurzer Blüthe rasch vergessen wurde, weist mit Sicherheit auf eine außerordentliche Empfänglichkeit des deutschen Geistes für diesen Stoff hin. Dem Fuchsepos nah verwandte Erzählungen bilden einen beträchtlichen Theil des deutschen Märchenschatzes. Und wenn die deutschen Bearbeiter der fremden Dichtungen an schöpferischen, charakteristischen Zuthaten vielleicht nicht allzu reich sind, so macht sich doch oft genug das Mitwirken einer Tradition bemerkbar, die älter ist als die Dichtungen selbst und mehr hervorgehoben zu werden verdient, als bisher geschehen.

Die Geschichte des Thierepos und hiemit die des Reinke vos bietet uns drei wesentliche Entwicklungsstadien dar: diese sind bezeichnet durch die Entstehung der mittelalterlichen — französischen und lateinischen — Fuchsdichtungen, den niederländischen Reinaert und den niederdeutschen Reinke de vos. Was sonst auf dem Gebiete des Thierepos produzirt worden, entspringt entweder einer der hier genannten Dichtungen oder ist für die allgemeine Entwicklung von nebensächlicher Bedeutung. Reinaert und Reineke gehen freilich auf das altfranzösische Thierepos zurück, gewinnen aber als Ausgangspunkte einer Reihe von Bearbeitungen, Uebersetzungen und Nachahmungen selbständige Bedeutung.

I.

Es ist bekannt, daß Jacob Grimm in seinem grundlegenden Werke über „Reinhart Fuchs“ dem germanischen Element eine weitgehende, schöpferische Bedeutung für die

Anfänge des Thierepos vindizirt und daß sich gegen diese Anschauung eine heftige und nachhaltige Reaktion erhoben hat. Diese Reaktion, die gegen Grimms Thiersagentheorie überhaupt gerichtet war, hat in den meisten Punkten sicherlich weiter über ihr Ziel hinausgeschossen, als Grimm über das seine. Soweit das germanische Element dabei in Betracht kommt, läßt sich heute etwa folgendes sagen:

Das wesentliche Charakteristikum des mittelalterlichen Thierepos gegenüber der bisherigen antiken Thierdichtung ist der Uebergang vom Lehrhaften zum Unterhaltenden, von der kurzen, auf die Moral zugeschnittenen Fabel zur behaglich dahinfließenden epischen Erzählung. An dieser Entwicklung sind Dichter germanischer Abkunft in hervorragendem Maße betheiligt. Zu Karl des Großen Zeit sind es just zwei Germanen, Paulus Diaconus und Alcuin, welche überkommene Stoffe frei ausgestalten und dem epischen Element in diesen lateinischen Gedichten zu seinem Recht verhelfen. Der Verfasser der ersten größeren Thierdichtung, der gleichfalls lateinischen Ecbasis captivi des 10. Jahrhunderts, ist ein Deutscher, aus Luxemburg stammend. Das künstlerisch bedeutendste Thierepos des Mittelalters, der Ysengrimus, ist in Deutsch-Flandern, in Gent, verfaßt, ein moderner Versuch, dem Verfasser französische Nationalität zuzusprechen, ist mißlungen. Die lateinische Thierepik des Mittelalters liegt zu ihrem überwiegenden Theil in den Händen germanischer Dichter, und gerade der magister Nivardus, der als Verfasser des Ysengrimus genannt wird, hat für die Episirung der Stoffe hervorragendes geleistet.

Die Erzählungsstoffe selbst stammen zum Theil, wie schon Grimm zugegeben und Andere nach ihm noch stärker betont, aus dem Alterthum, zum anderen und weitaus größeren Theil aus der heimischen Ueberlieferung des Volkes. Solche Volksmärchen von Thieren oder kurz Thiermärchen finden wir fast bei allen Völkern, und wenn einzelne dieser Märchen bei dem und jenem Volke spontan entstanden sind, so erweisen sich die meisten anderen als allgemein verbreitete, internationale Stücke, deren Herkunft nicht überall festzustellen ist. Soviel läßt aber die Entwicklung erkennen, daß es sich bei den Wandermärchen für das westliche Europa im wesentlichen um zwei Hauptheide der Verbreitung handelt: einen im Südosten, der die griechischen, indischen, arabischen Märchen und Fabeln und darunter zumal die Löwengeschichten einschließt — und einen im Norden, aus dem zunächst Nordgermanen, Lappen, Finnen ihre Thiermärchen beziehen, die als ein Lieblingsthema den Antagonismus zwischen Fuchs und Bär (auch Wolf) behandeln. Im Osten — Rußland — wie im Westen und dem dazwischenliegenden Mitteleuropa sind die beiden Kreise aufeinandergestoßen, so daß wir hier überall starke Mischungen verschiedenartiger Stoffe finden. Wie viel nun von dem nördlichen Thiermärchencyklus germanischer Erfindung gehört, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Aber sicher ist, daß die Germanen großes Gefallen an solchen Erzählungen gefunden und schon früh Thiergeschichten besessen haben, ja daß die Thiere überhaupt eine große Rolle in ihrem Geistesleben spielen. Vielleicht als Erfinder, sicherlich als Vermittler solcher Märchen sind die Germanen für den Westen bedeutungsvoll geworden. Die Niederdeutschen, bei denen sich das Thiermärchen einer ganz besonderen Verbreitung und Beliebtheit zu erfreuen scheint und die auch die rein epische Thierdichtung in ausgedehntem Maße gepflegt haben, waren der gegebene Ausgangspunkt für weitere Wanderungen der Märchen nach dem Westen und Süden. In späterer Zeit mögen noch die Normannen so manche ihrer Ueberlieferungen nach Frankreich eingeführt haben, die wichtigste Rolle aber spielten in dieser Entwicklung zweifellos die westlichen Niederdeutschen, die Franken, welche unter Chlodion und Chlodovech eben diejenigen Gegenden eroberten, wo später das französische Thierepos erstand. Sie haben nicht nur dem hier sich bildenden neuen Volke und seiner Sprache den Namen gegeben, sie haben auch auf sein Geistesleben sichtbaren und tiefgehenden Einfluß ausgeübt.

Dieser Einfluß ist klar und unbestritten in dem altfranzösischen Heldenepos. Zu den vielen charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche dasselbe germanischer Sage und Dichtung verdankt, gehört gewiß auch die dem klassischen Epos ganz unbekannte Gewohnheit, dem Pferde des Helden — zuweilen auch seinem Schwert oder Helm — einen Namen zu geben. Es wird damit zu einer Persönlichkeit erhoben, die in innerliche Beziehungen zum Menschen zu treten vermag — ein Zug, der nur aus einem tiefen Gemüthsleben entspringen konnte. Nie und nirgends gewährt auch die antike Fabel den handelnden Thieren menschliche Namen — die Benennungen des Pantschatantra und der Batrachomyomachie sind anderer Art. Als aber die antike Fabel in den Bereich germanischen Geistes tritt, kommen auch hier die Thiernamen zum Vorschein: so heißen Fuchs und Wolf schon in dem Mitte des 12. Jahrhunderts zu Gent gedichteten lateinischen Epos des Magister Nivardus wie auch in den ältesten französischen Gedichten Reinhart und Isengrim, der Bär Brun, der Esel — wenigstens in der ältesten Ueberlieferung — Baldewin. Ob diese Namen sich damals erst von den Niederlanden oder auch den Grenzgebieten nach Frankreich verbreitet, ob vielleicht schon die Franken sie in früheren Jahrhunderten mit ihren Märchen nach Gallien gebracht haben, wissen wir nicht. Daß aber die Namengebung unabhängig von germanischer Sinnesart vor sich gegangen wäre, ist undenkbar.

So wird man von dem altfranzösischen Thierepos ähnlich wie vom Heldenepos sagen dürfen, daß es germanischen Geist in romanischer Form darstellt. Man wird es sagen dürfen, trotz des antiken Einflusses und trotz des notorischen Faktums, daß von den vielen einzelnen Gedichten des Roman de Renart gerade dasjenige seinen Stoff dem Alterthum entlehnt hat, welches die Grundlage des niederländischen Reinaert geworden ist: das Gedicht vom Hoftag des Löwen, das in vielen Handschriften und danach auch in der neuen Ausgabe des Roman de Renart von Ernst Martin die erste Stelle einnimmt und in der alten Ueberlieferung vielfach als die Prozeßverhandlung „Le Plaid“ bezeichnet wird.

Es ist die aus Aesop bekannte Fabel vom kranken Löwen, den der Fuchs, vom Wolf verleumdet, mit der Wolfshaut heilt. Auf unbekannten Wegen ist sie dem Langobarden Paulus Diaconus zugekommen, der daraus ein episches Gedicht macht, den Wolf durch den Bären ersetzt und kleine epische Züge in reichem Maße hinzufügt. Der lothringische Verfasser der Ecbasis gestaltet die Erzählung noch weiter aus, bei ihm zuerst wird für den verklagten Fuchs wirklich ein Galgen errichtet, wird auf die nach den Regeln des germanisch-römischen Prozesses nothwendige dreimalige Ladung des Beklagten hingewiesen und so die ausführliche Darstellung der Prozeßverhandlung vorbereitet, die wir dann in dem französischen Gedicht des 12. oder 13. Jahrhunderts vorfinden. Das Gedicht war nicht das erste Fuchsgedicht in französischer Sprache, und wir kennen es nicht mehr in der Gestalt, in welcher es dem elsässischen Dichter des „Reinhart Fuchs“ gegen 1180 vorlag, sondern nur in einer jüngeren Ueberarbeitung aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Der Bearbeiter war es jedenfalls auch, der zu dem alten Stoff — Hoftag, Klage gegen den Fuchs, Verurtheilung und Befreiung — die schwache Fortsetzung von der Belagerung des Fuchses in seiner Burg hinzufügte: seine Kunst gefällt sich darin, die köstliche Mischung von thierischem und menschlichem Charakter, wie sie der alten Dichtung eigen, durch über-

mäßigen Zusatz menschlicher Eigenthümlichkeiten zu verderben. Je weiter die Anthropomorphisirung der Thiere fortschreitet, desto schärfer prägt sich dieser ursprünglich rein unterhaltenden Dichtung der Charakter der Satire auf.

II.

Willem, der Dichter des niederländischen Reinaert, kannte das französische Gedicht in der uns überlieferten oder einer wenig abweichenden Form, höchst wahrscheinlich aber mit der nachträglich angefügten Fortsetzung, und gerade dieser gegenüber ist sein Verhalten charakteristisch. Das französische Gedicht zählt 1600, mit der Fortsetzung 2200 Verse, denen in der Comburger Handschrift des niederländischen Gedichts 3476 Verse gegenüberstehen (in van Heltens neuer Ausgabe um 300 Verse reduzirt) — im ganzen ist also das niederländische Gedicht um etwa ein Drittel gewachsen. Jedoch sind die Zuthaten des Dichters im zweiten Theil des Epos weit umfangreicher und wichtiger als in der ersten Hälfte, wie seine Selbständigkeit überhaupt mit dem Fortschreiten der Handlung zunimmt. Wirklich vergleichen kann man die französische Quelle und die niederländische Bearbeitung nur etwa bis zur Mitte der letzteren: die ersten 1750 Verse entsprechen im wesentlichen den Versen 1—1350 der französischen Branche. Von da an aber geht der niederländische Dichter seinen eigenen Weg, nicht einmal das Gerippe der Handlung, welchen der Vorlage eignet, ist beibehalten, nur hier und dort kann man im französischen Gedicht einige Motive aufweisen, die Willem die Inspiration zur Handlung seines zweiten Theiles gegegeben haben mögen. Die individuelle Dichtergabe des Niederländers offenbart sich hier noch mehr als in der ersten Hälfte, sie ist es zum nicht geringen Theil gewesen, welche einer schon verfallenden Dichtgattung neues Leben eingehaucht und das Thierepos in anmuthender Gestalt der Nachwelt erhalten hat.

Die Vergleichung zwischen dem Reinaert und seiner französischen Quelle ist schon oft vorgenommen worden, am ausführlichsten von den verschiedenen Herausgebern des Gedichts, Jonckbloet (1856), Martin (1874), van Helten (1887). Soweit die Veränderungen und Zusätze ganz allgemein poetisch-technischen Rücksichten ihren Ursprung verdanken, sind sie hier für uns von keinem besonderen Interesse. Hingegen erscheinen uns für unsre Betrachtung alle jene Züge als wesentlich, wo speziell niederländische Elemente zum Vorschein kommen oder sonst für die weitere Geschichte unsres Epos wichtige Neuerungen auftreten.

So ist gleich eine kleine Aenderung im Anfang des Gedichts folgenreich für die Zeit der Handlung in den späteren Dichtungen geworden. Seit Goethe seinen Reineke Fuchs mit den Worten eröffnet hat:

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen

seitdem erscheint uns die Handlung des Fuchsepos von dem Pfingstfest nicht zu trennen. Es ist aber erst der niederländische Dichter, welcher diese Zeitbestimmung einführt; in der altfranzösischen Quelle war der Hoftag an Himmelfahrt:

Ce dit l'estoire et premier vers,
Que je esteit passé ivers
Et que la rose espanissoit
Et l'aube espine florissoit
Et pres estoit l'ascensions,
Que sire Nobles li lions
Totes les bestes fist venir
En son pales por cort tenir.

Willem gibt das alles ziemlich genau wieder, nur den Himmelfahrt[illegible] ersetzt er durch Pfingsten:

[illegible]t was in enen *sinxen daghe*
Dat bede beech ende haghe
Met groenen lovere waren bevaen.

Nobel die coninc hadde ghedaen
Sijn hof craieren over al
Dat hi waende, hadde hijs gheval,
Houden te wel groten love.

Ihm folgt dann wieder in etwas breiterer Ausführung der niederländische Reincke:

Id gheschach op eynen pynxtedach
Dat men de wolde vnde velde sach
Grone staen myt loff vnde gras,
Vnde mannich foget vrolich was
Myt sange in haghen vnde op bomen;
De krüde sproten vnde de blomen,
De wol röken hir vnde dar;
De dach was schone, dat weder klar.
Nobel, de konnynck van allen deren,
Held hoff vnde leet den vthkreyeren
Syn lant dorch over al.

Und schließlich hat ja Goethe die Einleitung des Epos in dieser Form verewigt.

Wie nun Willem darauf gekommen, Pfingsten dem Himmelfahrtstag vorzuziehen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hat er aber die Inspiration dazu in einem französischen Gedicht gefunden. Da nämlich, wo die eigentliche Heilung des kranken Löwen erzählt wird (die X. Branche in Martins Ausgabe des altfranzösischen Roman de Renart) ist auch von einem großen Hoffest die Rede und eine Reihe guter Handschriften bezeichnen gerade Pfingsten als die Zeit dieses Festes, unter Anwendung einer im höfischen Ritterroman sehr häufigen Formel.[1]) Willem, welcher außer seiner eigentlichen Quelle notorisch noch andere französische Gedichte gekannt und benutzt hat, kann recht wohl die X. Branche in einer solchen Handschrift vor sich gehabt und aus dieser inhaltlich sehr nahestehenden Erzählung die neue zeitliche Lokalisirung geschöpft haben — wenn man nicht etwa direkten Einfluß des höfischen Romans annehmen will.

Weit wichtiger jedoch als diese Einzelheit ist die örtliche Lokalisirung, welche der Reinaert dem niederländischen Bearbeiter verdankt. Im französischen Gedicht ist der Schauplatz ganz unbestimmt; nur einmal wird beiläufig die Stadt Arras erwähnt, um eine große Entfernung auszudrücken. Der Niederlander versetzt die ganze Geschichte kurzweg nach Flandern. Zwar läßt er noch die Geschichte vom dickgefressenen Wolf im Vermandois spielen, nennt neben deutschen Städten auch noch Paris und Monpellier und bezeichnet uns nicht den Ort, wohin der König Nobel die Thiere zusammenruft. Aber alles übrige weist auf Flandern als Schauplatz der Handlung. Gent wird nicht nur gelegentlich als Ort der Leinwandfabrikation genannt, sondern just hier, im Lande von Waes, zwischen Gent und dem Dorfe Hijfte, läßt Reinaert in seiner erfundenen Erzählung die Thiere zur Verschwörung gegen Nobel zusammenkommen. Zu Aachen soll Brun der Bär König werden:

---

[1]) Ce fu entor la pantecoste
Icele feste qui tant coste
(Martin, Roman de Renart, III, S. 333.)

wozu man die Eingangsverse des Chrestien'schen Löwenritters und die dort vom Herausgeber W. Förster citirten Parallelstellen vergleiche. Möglicherweise hat eine solche Formel schon dem alten französischen Gedicht des 12. Jahrhunderts geeignet, welches dem Dichter des mittelhochdeutschen Reinhart Fuchs vorgelegen. Da findet sich zwar keine bestimmte Zeitangabe, aber an der entsprechenden Stelle (V. 1328 ff.) die merkwürdige, sonst nicht recht deutbare Wendung:

An hôchgezîte man geriet
Daz was guot unde starc
Und haste mê dan tûsent marc.

Daß jedoch der niederländische Dichter seinem Gedicht dieselbe französische Branche zugrunde gelegt hätte, ist aus anderen Gründen nicht recht wahrscheinlich zu machen.

si swoeren alle, dat si Brunen
coninc ende here souden maken
ende setten in den stoel t'Aken.

In demselben Lande Waes, nur etwas weiter nordöstlich, liegt der Ort, wo Reinaert angeblich König Ermelincs Schatz vergraben hat: der „Busch Hulsterlo", wo sich auch der Brunnen „Kriekepit" befindet. Andere Orte des Waeslandes — so Abstal und Besele — wie auch die bei Gent in die Schelde einmündende Leie werden gelegentlich erwähnt. Nördlich, gegen Seeland hin, ist das im 15. Jahrhundert durch eine Ueberschwemmung zerstörte Kloster Elmare zu suchen, wo Reinaert den Wolf Isengrin zum Mönch macht und ihm den Streich mit dem Glockenläuten spielt; von dort bringt der Fuchs angeblich auch Pilgerstab und Pilgerkleid, die er dem Hahn Canterleer als Zeichen seines Mönchthums vorweist. Die Scene, wo Reinaert den Bär Brun, den Königsboten, in so schwere Gefahr bringt, hat durch des Dichters Kunst wirkliche Lokalfarbe bekommen: da erscheinen neben dem aus der Quelle entlehnten Lamfroit ein Abel Quar, Bave, Ludolf und Andere; ganz neu ist Figur und Name des Priesterweibs Julocke. Wie echt muthen uns diese Dorfgestalten mit ihren charakteristischen Zunamen an: der Eine heißt „Lutram lancvoet", der Andere „Ludmoer metter langher nese", zu denen sich noch „Ludolf metten crommen vingheren" und „Hughelijn metten crommen benen" gesellen. Und schließlich weist der niederländische Dichter mehrmals auch nach dem eigentlichen Deutschland: daß Aachen als Krönungsstadt für den künftigen Herrscher Brun gilt und nicht etwa das französische Rheims, wurde schon erwähnt; der Name der Stadt Köln erscheint in sprichwörtlicher Verwendung („Coaiac, ghi sijter also na, — Alse vaa Colae to te Meie"). Zwischen Elbe und Somme wirbt Reinaerts Vater für den neuen König manchen kühnen Dienstmann (maaeghen coenen serjant), gar manche Gefahr hat er dabei vor den hohen Burgen im Sachsenland ausgestanden, wo die Herren mit Pferd und Hunden auf ihn Jagd machten:

Daer die jagheren na hem reden
Alle daghe met haren honden,
Die hem vervaerden te meneghen stonden.

Von dort, aus Sachsen und Thüringen, kommen denn auch die Mannen, welche Brun zu Diensten sein wollen: allein zwölfhundert von Isengrins Magen, ungerechnet Katzen und Bären, Füchse und Dächse.

Gerade diese Verschwörungsgeschichte und das projektirte Königthum des Bären ist nicht ohne tieferen Sinn. Willems Erfindungsgabe zeigt sich hier im glänzendsten Lichte. Die Lüge von König Ermelincs Schatz und der Verschwörung des alten Fuchses gegen den König Nobel ersetzt ja gerade die schwache, allzu anthropomorphisch gehaltene Fortsetzung des französischen Gedichts. Die Idee des Königthums legte freilich gewisse Anpassungen an menschliche Verhältnisse nahe, aber doch vergißt der Dichter nie, daß er Thiere schildert, wie ja Reinaerts Vater auch bei seinen Werbungsversuchen in Deutschland seine thierische Natur behält und mit Jägern und Hunden in Konflikt kommt. So wahrt das niederländische Gedicht den echten Charakter des Thierepos viel treuer, als ein großer Theil des französischen Originalgedichts, es ist von Anfang bis zum Schluß durchaus einheitlich in diesem Charakter durchgeführt. Der Dichter besaß zweifellos ein klares Gefühl für das rein epische Element der Thierdichtung.

Daß er nun just den Bären zum Gegenkönig dem Löwen gegenüber macht, ist auch nicht bedeutungslos. Nichts schien ja die Entlehnung des mittelalterlichen Thierepos aus der antiken Fabel besser zu beweisen, als das Königthum des fremdländischen Löwen, und aus diesem Grunde erklärte Grimm den Bär für den ursprünglichen König des deutschen Waldes, erst später sei dieser unter Einfluß der antiken Fabel durch den Löwen ersetzt worden. Die Erklärung trifft in dieser Form nicht ganz das Richtige, aber mit seinem Gefühl war Grimm doch, wie so oft, auf dem rechten Wege. Von unserm heutigen Standpunkt aus müssen wir sagen, daß die Idee des Thierkönigthums überhaupt erst mit dem Löwen und der äsopischen Fabel in das Thierepos gelangt ist, daß sie kein charakteristisches Merkmal unsrer heimischen Ueberlieferung bildet. Wo aber außerhalb des Thierepos und der antikisirenden Fabel einmal die Vorstellung vom Herrscher der Thiere in Erscheinung tritt, finden wir in deutscher Ueberlieferung an dieser Stelle wirklich den Bären, der also deutscher Anschauung als der nächst berechtigte hiezu erschien: so schon in der Fabel vom gegessenen Hirschherzen, wie sie uns Froumond von Tegernsee im 10. Jahrhundert mittheilt, so im siebenbürgischen Märchen von der Klage der Füchse gegen den Wolf. In diese Reihe fügt sich nun auch die Erzählung unsres Dichters passend ein: als die mit Nobels Regiment unzufriedenen Thiere einen anderen König suchen, lenken sich ihre Blicke ganz von selbst auf den Bären. So wird hier thatsächlich dem aus der Fremde eingeführten Löwen als Thierkönig der einheimische Bär gegenübergestellt — daß der Dichter den Versuch scheitern läßt, darf man wohl nicht allzu stark betonen, ist doch die ganze Episode Erfindung des lügnerischen Fuchses.

Es wäre recht wohl möglich, daß der Dichter hiebei historische, vielleicht zeitgenössische Verhältnisse im Auge gehabt hätte. So hat man an die Kämpfe zwischen dem französischen König Philipp August und dem deutschen Kaiser Otto von Braunschweig gedacht, die zu des Letzteren Niederlage bei Bouvines im Jahre 1214 führten. Indeß liegen diese Ereignisse für die muthmaßliche Entstehungszeit des Gedichts doch etwas zu weit zurück, und vor allem handelt es sich da um den offenen Kampf zweier selbständiger Herrscher, nicht um die Empörung eines Vasallen gegen seinen rechtmäßigen Herrn. Die Erzählung des Reinaert weckt vielmehr die Erinnerung an die Zeit des Gegenkönigthums in Deutschland, wie sich dasselbe gegen Ende der Hohenstaufenherrschaft ausgebildet hatte, zunächst an die Zeiten eines Heinrich Raspe und eines Wilhelm von Holland. Läßt sich schon der unglückliche Ausgang dieses Fürsten mit dem Ende der Bewerbungen Bruns um den Thron in Beziehung setzen, so scheint mir doch — will man überhaupt geschichtliche Beziehungen gelten lassen — die Parallele mit der Verschwörung und Erhebung des jungen Heinrich gegen seinen Vater Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 noch viel treffender. Hier haben wir wirklich eine Empörung gegen den legitimen Herrscher innerhalb seines eigenen Reichs; auch hier wird die offene Empörung durch ein ausgedehntes Werben und Verschwören vorbereitet; die Mühelosigkeit, mit welcher Friedrich die Schilderhebung des Sohnes überwand, findet ihre Analogie an der völligen Resultatlosigkeit der Bemühungen Bruns, und so gewinnt es vielleicht doch eine besondere Bedeutung, daß der alte Fuchs seine Werbungen für den neuen König gerade nach dem eigentlichen Deutschland verlegt. Friedrich II., im Süden geboren und erzogen, mehr Italiener als Deutscher, mit ständigem Sitz in Süditalien und so dem väterlichen Stammlande völlig entfremdet, wäre dann in dieser Episode passend durch den fremdländischen Löwen repräsentirt, dem träte Heinrich als Träger der königlichen Würde in den deutschen Landen gegenüber, wie der von Sachsen und Thüringen unterstützte Bär Brun dem Löwen. Will man diesen Beziehungen eine gewisse Bedeutung zusprechen, so hätten wir dadurch mit dem Jahre 1235 einen etwas genaueren terminus a quo, als ihn die Entstehungszeit

des französischen Originals mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts zu bieten vermag, und andrerseits müßte man wohl auch von dem seit Jonckbloet angenommenen Entstehungsjahr 1250 etwas abrücken, da der Dichter doch kaum um 15 Jahre zurückliegende Ereignisse zugrunde gelegt hätte. Zugleich aber würde die Parallele zeigen, daß der Dichter doch nicht, wie Grimm sich ausdrückte, „nach Deutschland nur wie in die Ferne blickt“, daß er vielmehr sein Interesse an der Entwicklung der deutschen Verhältnisse durch ihre dichterische Verwerthung dokumentirt.

Mag man diese Beziehungen zur deutschen Geschichte anerkennen oder nicht, sicher ist, daß der Dichter solche zur deutschen Sage aufweist. Denn der König Ermelinc ist, das hat schon Grimm gezeigt, kein Anderer als der aus der deutschen Heldensage genugsam bekannte Gothenkönig Ermanarich, dem eine aus dem 10. Jahrhundert stammende Ueberlieferung die Gründung der Stadt Gent zuschreibt. Dieses Motiv mit Ermenrichs Schatz ist natürlich erst von unserm Dichter mit dem Thierepos in Beziehung gesetzt worden. Aber dies Zurückgreifen auf volksthümliche Ueberlieferung ist wesentlich für die Charakteristik seines Dichtens und legt uns die Frage nahe, ob er nicht auch sonst heimische Ueberlieferungen, zumal für die eigentlichen Thiergeschichten, gekannt und verwendet hat.

Daß derartige Ueberlieferungen, „Thiermärchen“, wie anderwärts, so auch in den Niederlanden damols umliefen, kann nicht bezweifelt werden. Da aber Willem die Haupthandlung für den ersten Theil seines Gedichts einer französischen Quelle entnimmt und für die Handlung des zweiten Theils den Knoten selbst schürzt, kann es sich naturgemäß nur um Nebenmotive handeln. So hat Grimm unter anderen eine verlorene Thiergeschichte vermuthet in den Versen, welche das Auftreten des Hahns Cantaert begleiten:

V. 295. Die een hane hiet Cantaert
Daer wilen na gheheten waert
Vrauwe Alenten goeden hane.

Indeß weist die Art der Erwähnung wohl weniger auf ein eigentliches Thiermärchen als auf eine lokale Anekdote hin, in welcher eine — Willems Zeit- und Ortsgenossen jedenfalls wohlbekannte — Frau Alente die Hauptrolle gespielt hat, zu vergleichen etwa mit der scherzhaften Erzählung von Alveradens Eselin, die uns ein aus Thüringen stammendes lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts überliefert.

Eher kann man bei den anderen von Grimm hervorgehobenen Episoden an verloren gegangene Thiererzählungen denken. Hinter den wenigen Worten, mit denen der Kater in den Versen 1918 ff. die Hinrichtung von Isengrims zwei Brüdern und Reinaerts Antheil daran erwähnt, muß sich eine ausführlichere Geschichte verbergen, deren Bekanntschaft der Dichter bei seinem Publikum voraussetzen durfte; die Namen selbst, welche die beiden Wölfe tragen, Rume und Widelanke, kann Willem ja freilich erfunden haben. Das interessanteste von allen bleibt aber jedenfalls, was V. 2681 ff. von der Freundschaft Reinaerts mit dem Hunde Rijn angedeutet wird — wie weit es mit der ebenda erwähnten Freundschaft zwischen Rijn und dem Hasen seine Richtigkeit hat, muß dahingestellt bleiben. Mit dem Hunde Rijn stehen wir jedoch durchous auf volksthümlichem Boden, wir kennen diesen Namen noch aus anderen und zum Theil ziemlich entlegenen Denkmälern, so daß literarische Entlehnung nicht sehr wahrscheinlich ist, so aus einem hochdeutschen Schwank des 13. Jahrhunderts, Stbotes „Frauenzucht“, wo neben dem Hundenamen Rijn noch der Katzenname Müs erscheint, und aus einer neueren Schweizer Sage, welche Hund Rijn und Kuh Braudli nebeneinander nennt.[1] Der Hundename Rijn war also in verschiedenen deutschen Landschaften zuhause, und so wird auch Willem eine volksthümliche Erzählung von Hund und Hase bekannt gewesen sein, die er hier andeutungsweise in sein Gedicht aufgenommen hat.

Der Name Rijn ist nicht der einzige, welcher von Willem neu eingeführt worden ist. In der Hauptsache behält er allerdings die aus dem altfranzösischen Gedicht überkommenen Eigennamen bei, so namentlich für Fuchs, Wolf, Bär und andere, deren Namen vielleicht auch in seiner Heimath volksthümlich waren, da ja Flandern und das daran grenzende nördlichste Gebiet von Frankreich mit Fug als die eigentliche Heimath der „Thiersage“ betrachtet werden dürfen. Indeß auch gegenüber den speziell dem französischen Roman de Renart eignenden Namen verhält er sich ziemlich konservativ: Nobel, Rosseel, Cuwaerd, Pinte, Coppe und manche andere bleiben, auch des Frettchens Namen Clenebejach mag man hiezu zählen, da es ja nur das französische Petitporchaz wiedergibt. Ja, hier und da versucht der Dichter sogar neue französische Namen einzuführen oder selbst welche zu bilden: das Hündchen Cortois verdankt seinen Namen „der Höfische“ wohl der individuellen Erfindung des Dichters, die Hahnennamen Cantaert und Craeiant sind theilweise französisch, der eine von französischem Stamm, der andere mit französischer Endung gebildet, noch andere mögen hieher gehören, deren Deutung weniger sicher ist, wie der Leopardenname Firapeel (nach Grimm „stolz auf das Fell“) oder „dat everswijn Forcondet“ (vielleicht zu furca, fourche, mit Beziehung auf die beiden Hauer des Wildebers?).

Demgegenüber darf man nun freilich nicht außer acht lassen, daß der Dichter mit dem Erfinden solcher Namen doch auch eine bestimmte Absicht verfolgt haben kann, wie denn dem fremdländischen Leoparden sein undeutscher Name ebensowohl ansteht als dem gewandten Höfling Courtois der feine. Ferner stehen doch diesen fremden Namen auch eine Menge einheimischer gegenüber, da ja die eigentlichen Träger der Handlung fast alle, mit Ausnahme des fremden Löwen, von Haus aus deutsche Namen führen: dieselben kehren also eigentlich nur in ihr Ursprungsland zurück. Solche Namen sind außer den schon genannten von Fuchs, Wolf und Bär, solche wie Haersint, Ermeline, Tibeert, Grimbart, Tiecelijn. Schließlich hat der Dichter auch selbst neue Namen germanischer Herkunft hinzugefügt, theils an Stelle schon vorhandener französischer, theils für Thiere, die er selbst neu einführt oder die er erst benennt: des Widders Belin Weib nennt er Hawi (= Hedwig), des Wolfs Brüder Rume und Widelanke, das Eichhornweibchen Dieweline, auch die Namen Pancer für den Biber und Botsaert für ein unbekanntes Thier sind möglicherweise hier einzureihen. Aber auch hier scheint der Dichter über das Selbsterfundene hinauszugreifen nach dem Ueberlieferten, Traditionellen. Wie den Hundenamen Rijn, schöpft er auch den Namen der einen Henne, Sproete (die Gefleckte) aus der Tradition, vielleicht sogar aus der mündlichen: Sproetinus heißt der Hahn schon im lateinischen Ysengrimus, und wenn es auch recht wohl möglich ist, daß der aus dem Waeslande stammende Dichter das 100 Jahre früher zu Gent entstandene lateinische Gedicht gekannt hat, so sind doch die sonstigen Spuren einer Bekanntschaft mit diesem sehr dürftig, so daß darauf keine sicheren Schlüsse zu bauen sind. Willem verschmäht auch den erst von den französischen Dichtern in satirischer Absicht eingeführten Namen Bernart für den Esel und ersetzt ihn durch den bezeichnenderen und namentlich in der lateinischen Poesie des Mittelalters viel gebrauchten Namen Bruneel (Brunellus = Bräunchen, Grauchen).

[1] Siehe hierüber außer Martin (Reinaert S. XXXVIII) namentlich Sprenger, Zeitschrift für deutsche Philologie 26 (1894). S. 285 f.

So zeigt der Dichter Selbständigkeit genug in der Auswahl der Thiernamen und wenn auch der Antheil der mündlichen Tradition dabei anscheinend nicht allzuhoch anzuschlagen ist, so ist doch das germanische Element, das gerade in den ältesten und stabilen Thiernamen seine Rolle spielt, durch den Verfasser des Reinaert noch erheblich verstärkt worden. Als letztes, aber nicht unwichtiges Moment tritt nun hiezu noch etwas anderes, das den Reinaert in Gegensatz zu seiner Vorlage stellt und schon von Grimm betont worden ist: das Verwandtschaftsverhältniß zwischen den verschiedenen Thieren, zumal zwischen Fuchs und Wolf. Im Roman de Renart sind sie Gevattern und danach auch im mittelhochdeutschen Reinhart, der uns sogar erzählt, wie Isengrim sich zuerst mit seinem Weib bespricht und dann den Fuchs zum Gevattern annimmt. Hingegen kennt der nach Deutsch-Flandern gehörige Verfasser des Ysengrimus den Wolf nur als Oheim (patruus) des Fuchses, der sein cognatus genannt wird. Dieses Familienverhältniß ist aber der französischen Dichtung von Haus aus ganz unbekannt, die wenigen Fälle, wo es auch hier vorkommt, sind mit Sicherheit auf das Vorbild des lateinischen Ysengrimus zurückzuführen, und so erscheint in der That schon in der älteren Thierdichtung das Hervorheben der kirchlichen Verwandtschaft für die französische, das Oheim- und Neffenwesen für die germanisch-vlämische Anschauung als charakteristisch. Auch der Dichter des Reinaert gebraucht überall Ohm und Neffe, wobei er freilich in Uebereinstimmung mit dem lateinischen Ysengrimus berichtet, der Fuchs habe fälschlicherweise den Wolf Ohm genannt, um ihn desto besser betrügen zu können. Doch stehen auch noch andere Thiere als die beiden Hauptpersonen in einem derartigen Verhältniß zu einander, so daß es sehr gewagt erscheinen möchte, das ganze Verwandtschaftsmotiv als Entlehnung aus dem Ysengrimus zu betrachten. Dem sei nun, wie ihm wolle, mag der Dichter die Anregung für sein Verfahren im Ysengrimus oder in der volksthümlichen Ueberlieferung, welcher solche Verwandtschaftsverhältnisse durchaus nicht fremd sind, gefunden haben oder schließlich von selbst darauf gekommen sein, auf jeden Fall bleibt das Faktum bestehen, daß er, welcher in seiner Quelle überall das Gevatterverhältniß vorfand, dasselbe absichtlich und konsequent durch die Familienverwandtschaft ersetzt hat und dadurch in der That gegenüber den französischen Dichtern zusammen mit dem Verfasser des Ysengrimus eine vlämisch-germanische Gruppe bildet, welcher das Band der Blutsverwandtschaft stärker und wesentlicher erscheint als das der kirchlichen Taufe. „Ouch hoerich sagen, daz sippebluot — Von wazzere niht verdirbet,“ sagt in ähnlichem Sinn der Dichter des mittelhochdeutschen Reinhart.

Nehmen wir alles zusammen, so ergibt sich, daß Willem nicht nur dichterische Individualität genug besaß, um aus einer gegebenen Vorlage eine Dichtung zu schaffen, der man beinahe den Werth eines Originalgedichts zusprechen kann, sondern, daß er auch außerordentlich viel gethan hat, seiner Dichtung eine lokale Färbung und darüber hinaus einen nationalen Charakter zu verleihen. Mit der niederländischen Sprachform führt er zugleich den niederländisch-deutschen Schauplatz ein, er fügt zu der überkommenen Erzählung eine Menge neue heimische Stoffelemente, er verschmäht die satirischen Ausartungen französischer Vorbilder und setzt die aus der Vorlage entlehnte Handlung im Geist des alten, echten Thierepos fort, das wie das einfache Thiermärchen sein Ziel weder in der Satire noch in der Lehrhaftigkeit erblickt, sondern in erster Linie dem Vergnügen des naiven Hörers oder Lesers an der reinen Erzählung dienen soll.

Nur theilweise werden diese Gesichtspunkte von Willems Nachfolgern beachtet, und namentlich das didaktische Element ist in der Folgezeit mehr als je zuvor, stärker sogar als in der eigentlichen Fabel, betont worden. Aber in einer Richtung sind die Epigonen doch auch Willems Pfade weitergewandelt: in der weiteren Anpassung des Stoffes an die heimischen Verhältnisse, in der Germanisirung des Thierepos, wozu Willem freilich nicht bloß den ersten, sondern auch den größten und folgenreichsten Schritt gethan hatte.

(Schluß folgt.)

Das Zuidersee-Projekt.

Holland schickt sich an, in der Erwerbung neuen Gebietes seine eigenen Wege zu gehen. Der Landzuwachs soll nicht in fernen Kolonialreichen gewonnen werden, sondern im eigenen Mutterlande, nicht durch Gebietsabtretung, sondern durch Umwandlung von Meer in Land, durch Arbeit und Anspannung der produktiven Kräfte einer gesammten Nation. Ein technisches Projekt hat wohl selten eine solche Fülle staatswissenschaftlicher Fragen in sich geborgen als die jetzt in Aussicht genommene Trockenlegung der Zuidersee. Längst ist dieser Meerestheil den Holländern nicht mehr, was er war, eine Wasserstraße, durch die die Flotten der niederländischen Seehelden und der Kaufherren von Amsterdam hinauszogen für des Landes Ruhm und Wohlstand. Die Schiffe nehmen heute von Amsterdam aus ihren Weg durch den Nordsee-Kanal nach der offenen See und die Zuidersee ist zum stets mehr versandenden Binnenmeer, das nur noch der Küstenfahrt und der Fischerei dient, herabgesunken. Schon seit langer Zeit hat sich in dem Maße, wie der zähe Fleiß der Holländer mit den Binnengewässern im Lande aufgeräumt und Polderland an deren Stelle gesetzt hat, der Gedanke mehr und mehr befestigt, auch der Zuidersee festen Boden abzuringen. Wir sehen die Idee zu dem Projekt bereits in der Thronrede König Wilhelms III. von Holland im Jahre 1874 in greifbarer Fassung ausgestaltet. Der neuesten Zeit blieb es indeß vorbehalten, mit jener Bestimmtheit an die Verwirklichung des Planes heranzutreten, welche kein Zurück mehr kennt und den Fortgang eines Unternehmens sicher stellt.

Die Vorarbeiten sind abgeschlossen, die Untersuchungen beendigt und das Programm liegt in allen Einzelheiten, Voranschlägen und Begründungen zur Einsicht vor. Die unter staatlicher Aufsicht arbeitende „Zuidersee-Vereinigung“ hat über die wirthschaftliche Bedeutung der Abschließung und Trockenlegung der Zuidersee vor nicht langer Zeit ein Werk[1]) in holländischer Sprache veröffentlicht, das eine volle Uebersicht über das Unternehmen gestattet. Eine kurze Besprechung der Veröffentlichung, die meines Wissens noch nicht in andere Sprachen übersetzt worden ist, sei Gegenstand dieser Zeilen.

Was verspricht sich Holland von dem Projekt, das nicht mehr und nicht weniger in sich schließt, als die Schaffung einer zwölften Provinz?

Folgt man den Fährten des Buches, so möchte man hierauf antworten: eine Regeneration von Land und Volk. Und weßhalb auch nicht. Völker haben, gleichwie Individuen, ihre Stufenbewegung, und ein kräftiger Impuls, eine in den Zielen der Nation liegende bedeutende Aufgabe vermag dieser da, wo ihre Schritte unmerklich abwärts gleiten, mit einem Schlage eine neue Wendung nach aufwärts zu verleihen. Ohne hier in Erörterungen abzuschweifen, inwiefern dieser Impuls für Holland etwa geboten ist, mag doch so viel hier gesagt werden, daß die Anlage des Unternehmens in Verbindung mit der Geschichte des

[1]) „De economische Beteekenis van de Afsluiting en Drooglegging der Zuiderzee“, herausgegeben von H. C. van der Houven van Oordt und Mr. G. Vissering im Buchhandel von ehemals E. J. Brill, Leiden 1898.

Volkes das zu gewährleisten scheint, worauf es ankommt: Wollen und Können.

Das naheliegendste Ziel ist Schutz der Küsten und Gewinnung von neuem Fruchtboden. Immerzu hat Holland, das zu drei Viertheilen vam Meere umspült ist, mit diesem Element zu kämpfen gehabt und man kennt die unsagbare Ausdauer und Thatkraft, womit der Holländer durch Dämme und ein kunstvolles System von Schleusen den Eindringling von seinen Fluren fernhält. Eine Deichwehr van ungefähr 320,000 m gürtet allein die Ufer der Zuidersee ein. Die Entwässeerung der umliegenden Provinzen erfordert ein Netz von Kanälen, Schleusen und Dampfmühlen. Das große Yſſelgebiet, das sogenannte schwarze Wasser mit der Oberyssel'schen Vecht, die Eem mit der Gelder'schen Vallei verschlingen jährlich durch den Unterhalt ihrer Entwässerungsanlagen die größten Summen. Meliorationen an der Utrecht'schen Vecht allein, welche bei der gegenwärtigen Lage unabweisbar erscheinen, werden auf 800,000 fl. in Anschlag gebracht. Alle diese Bauten werden durch die Abschließung der Zuidersee zum graßen Theil entbehrlich. Wird der gewaltige Abschlußdeich van Ewyksluis in Nordholland über die Insel Wieringen nach der friesischen Küste bei dem Dörfchen Piaam gezagen, so wird das Binnenmeer in einen Binnensee umgewandelt und — nach Vornahme der vier großen Einpolderungen — von 365,000 ha auf 145,000 ha Flächenumfang reduzirt. Der Wasserstand des so geschaffenen Binnensees wird beherrscht durch ein System van Schleusen, das zu gleicher Zeit der Landesvertheidigung — Hollands stärkste Landwehr ist die Wasserlinie — dient. Die Vollendung des Deiches wird 9 Jahre in Anspruch nehmen und auf 40½ Mill. Gulden Kasten veranschlagt. Im 8. Jahre sall mit der Einpolderung begonnen werden, der erste Polder (nordwestlich) vom 9. bis zum 14., der zweite (südöstlich) vom 11.—24., dee dritte (südwestlich) vom 21.—28. und der vierte (nordöstlich) vom 25.—33. Jahre, das ganze Werk somit in 33 Jahren fertiggestellt werden. Insgesammt sollen auf diese Weise 211,830 ha Boden, worunter 194,410 ha fruchtbares Ackerland, gewonnen werden. Die Kasten des gesammten Werkes werden 189 Mill. Gulden betragen, wovon, wie bemerkt, 40½ Mill. auf Herstellung des Abschlußdeiches entfallen, 129.9 Mill. auf Schaffung des Polderlandes, 10 Mill. auf Bedürfnisse der Landesvertheidigung und 4½ Mill. auf Schutz der Fischerei-Interessen. Und auf diese Riesenziffer, welche in 33 Jahren (bezw. 36 bis zur Ausgabe des letzten Poldergrundes) das Unternehmen decken soll, werden nicht valle 2 Mill. jährlich als Staatsbeitrag in Ansatz kammen, also etwa so viel, als Holland seit der letzten Konversion seiner Staatsrente im Jahre 1896 jährlich erspart hat, aber etwa der siebente Theil von dem, was der Staat im Durchschnitt jährlich für sein Wasserbau-Budget (Waterstaat) ausgibt.

Außerordentlich interessant sind die Berechnungen, welche aufgestellt worden sind, um die Kostenfrage zu lösen, und die finanzielle Seite des Problems ist für sich allein einer eingehenden Betrachtung werth. Im Rahmen dieser Besprechung möge nur soviel Platz finden, daß der Staat, als Unternehmer, lediglich eine Subsidie von 325 fl. à fonds perdu auf den Hektar Land zuzuschießen braucht und die übrigen Kosten durch verzinsbare Anleihe decken will. Das „Wie“ dieser Geldbeschaffung ist nach nicht endgültig gelöst; starke Motive sprechen indeß dafür, daß dem gesammten Volke durch Errichtung einer „Zuidersee-Sparbank“, ähnlich der holländischen Reichspostsparbank, Gelegenheit zu verzinslicher Kapitalanlage geboten und so Finanzkraft und Sparsinn des eigenen Volkes in den Dienst der nationalen Unternehmung gestellt werden sall.

Was soll nun aus dem gewonnenen Boden gemacht werden?

Die Antwort ließe sich vielleicht mit den Worten geben: Ein Transvaal im Mutterlande.

Die Auswanderung Hollands beziffert sich insgesammt auf durchschnittlich 4100 Köpfe im Jahre, worunter statistisch nachweisbar 65—70 Proz. der Landbevölkerung angehören. Wir sehen die holländischen Kolanisten, welche in der ganzen Welt verzweigt sind, als geschlossenen Körper in der Südafrikanischen Republik auftreten. Das Zuidersee-Prajekt läßt nun vor den Augen des Kolonisten nicht nur Grund und Boden in der eigenen Heimath erstehen, sondern sichert ihm auf Jahre hinaus daselbst sein Brot, lohnender als in der Fremde.

„Das Heranziehen einer mit dem Heimathsboden verwachsenen Bevölkerung, ihre Erhaltung für das Vaterland und ihre Entwicklung“, heißt es in dem besprochenen Werke, „ist erstes Staatsinteresse“.

„Besteht aber der Reichthum einer Nation,“ so heißt es weiter, „nicht zum geringsten Theile in der Arbeitsamkeit ihrer Bevölkerung, so kann der Reichthum in der Folge auch für die Niederlande erhalten bleiben.“

Dem Landmann, dem in erster Linie der gewonnene Grund zugute kommen sall, werden, wie dies in der Natur der Sache liegt, die Schaaren kleiner Industrieller, Händler und Gewerbetreibender folgen, ohne die er nicht bestehen kann und die ihrerseits Absatz für ihre Artikel finden werden, ohne daß ihre Verschiebung aus den alten Provinzen in die neue sich nachtheilig fühlbar machen würde. Auf diese Weise fallen die Hände aller Erwerbsklassen in dem Werke Beschäftigung, und, wie bereits angedeutet, auch die zurückgelegte Münze des Kapitalisten im Lande eine sichere Anlage finden.

Würde selbst, so bemerkt lakanisch ein ehemaliges Mitglied der Staatskommission, Dr. van Nierop, das Werk nicht zu Ende geführt werden, so würden doch Tausende von Arbeitern, die bei der Einpolderung verwendet werden, Jahre hinaus nicht müßig auf der Straße liegen — ein Wort, das den sozialen Gehalt des Unternehmens sicher nicht unzutreffend beleuchtet.

Den gewonnenen Boden kann der Staat, wie man ausgerechnet hat, für 950 fl. den Hektar an den Käufer bringen und infolge der langsamerhand und geardnet vor sich gehenden Veräußerung werden Störungen in den Grundpreisen nicht befürchtet. Das neue Land soll nicht in zu großen Parzellen veräußert werden, so daß möglichst viele Leute und speziell auch solche mit kleineren Mitteln daran Antheil nehmen können; durch jährliche Amortisirung soll das erworbene Land allmählich in das Eigenthum der Käufer übergehen. Der innere Werth der Zuidersee-Gründe läßt diese im Zusammenhalt mit den durchschnittlichen Landpreisen in Holland als besanders kaufenswerth erscheinen. Die Käufer werden weniger aus der Zahl derer auftreten, die schon Grundeigenthum besitzen, als aus der Zahl der Pächter, die eine eigene Scholle bebauen wollen, und wenn das „Niederländische Landbau-Wochenblatt“ mit seiner Aufstellung recht hat, daß die Konkurrenz der Pächter in Holland so bedeutend ist, daß man selbst höhere Pachtpreise bietet, als das Land bei vernünftiger Bewirthschaftung an Ertrag abwerfen kann, so wird man um die Nachfrage nicht in Sorge sein zu brauchen. Daß der gewannene jungfräuliche Fruchtboden von ausgezeichneter Qualität sein wird, haben die Erfahrungen, welche Halland mit seinen Polderländereien gemacht hat, gelehrt. Sollte man des weiteren nicht auch geneigt sein, der Liebe zu „Mutterland und eigen Herd“, welche der Holländer in hohem Maße besitzt, eine gewaltige Triebkraft beizumessen? Wäre der Boden, dem er entsprossen, immer imstande gewesen, den halländischen Bauer zu ernähren, wir würden heutzutage schwerlich im Süden des dunklen Welttheils ein Buren-

Volk entwickelt sehen, das durch Zonen räumlich getrennt, in seinen Zügen so getreu die holländische Eigenart wiederspiegelt!

Wenn auch das Zuidersee-Projekt kaum mehr eine Rückbewegung zur Folge haben wird, so wird es doch manch einer Existenz mit ehrlichem Vaterlandssinn und gesunden Knochen ersparen, sich eine Heimstätte in der Fremde suchen zu müssen.

An der Verschaffung des Grundes für den Landmann find hier — wie ja an seinem Bestehen überhaupt — Handel und Industrie mitzuwirken berufen. Der größte Theil der ausgesetzten 189 Millionen wird sich auf Arbeitslöhne, Schiffsfrachten und Material vertheilen, 45 Millionen Gulden werden für erstere Beide in Ansatz gebracht und volle 118 Millionen für Lieferung des erforderlichen Werkmaterials. Daß hiebei die einheimischen Arbeiter und Erzeugnisse in erster Linie in Berücksichtigung kommen sollen, liegt ja im Geiste des Unternehmens. Immerhin schließt dieses auch den Arbeiter aus dem Nachbarlande grundsätzlich nicht aus, und es verbleiben die wichtigsten Lieferungen von behauenen Steinen der Natur der Sache nach dem Auslande.

Wie eine glückliche Vorbedeutung sieht es sich an, daß der erste Spaten an das Werk im ersten Regierungsjahre der jugendlichen Königin gelegt werden soll, der noch jüngst im endlosen Jubel der Krönungstage das ganze Volk seine Verehrung, all sein Wünschen und sein Hoffen zu Füßen gelegt hat.

„Wenn dann," so ruft der Verfasser emphatisch aus, „was der gütige Gott verleihe und was wir Alle glühend ersehnen, nach fünfzig glücklichen Jahren Ihre Majestät die Königin Wilhelmina, eine zweite Victoria, ihr goldenes Regierungsjubiläum erleben wird, dann soll der Geschichtsschreiber in seinen Gedenkblättern, vor allen anderen günstigen Ereignissen, zu verzeichnen haben:

„Unter ihrer weisen Regierung haben die Werke des Friedens das Ansehen der Niederlande verändert und das Vaterland groß gemacht."

Es ist ein kleines Volk, das Volk unsrer freundlichen Nachbarn an der Dollartgrenze, doch hat es allzeit in Sturm und Kampf um seine Existenz große Aufgaben siegreich gelöst. In unsern Zeiten, den Tagen der Ausgestaltung des erkämpften Besitzes, wird ihm zufallen eine große That des Friedens zu vollenden, die einzig dasteht in der Geschichte der Arbeit und der nationalen Zweckerfüllung.

Dr. J. A. Lettenbaur (Chicago).

Mittheilungen und Nachrichten.

J. **Berlin**, 23. Dez. In unserm wissenschaftlichen Theater, der „Urania", hielt der berühmte englische Chemiker Professor Ramsay vor ausverkauftem Hause einen hochinteressanten experimentellen Vortrag in deutscher Sprache über seine Entdeckungen neuer Gase. Seiner zusammen mit Lord Raigleih unternommenen Arbeiten über die verschiedene Dichtigkeit des Stickstoffs gedachte er nur kurz, wiewohl sie die Grundlage zu seiner Entdeckung des Argon bildeten. Bei seinen Versuchen mit diesem entdeckte er nun wieder neue Gase, das Helium, dann das Krypton, Neon, Metargon und Xenon, die in die lückenreiche Liste der Elemente einzufügen sind und deren Zahl vermuthlich noch stark wachsen wird. Die vier letztgenannten Gase fand Ramsay beim „Spielen" mit flüssiger Luft, um sein eigenes Wort zu gebrauchen. Zu ihrer Bestimmung bediente er sich natürlich der Spektralanalyse, da jeder neue Körper sein besonderes Farbenspektrum besitzt. Der Vortrag des englischen Gelehrten wurde durch Projektionsbilder seiner Apparate und durch feurige Gasbilder in Geißler'schen Röhren veranschaulicht. So gab Helion ein bläuliches, Neon ein orangegelbes Licht. — Ein hiesiges Blatt hat nach Pariser Mustern einer Reihe von berühmten Männern, meist Deutschen, die Frage vorgelegt: „Welche That des 19. Jahrhunderts ist als die hervorragendste zu betrachten?" und deren Antworten zum Abdruck gebracht. Nächst Bismarck, dem Begründer des Deutschen Reiches, wird in diesen Antworten wohl Robert Mayer am meisten genannt. Alsdann Helmholtz und Darwin. Selbst Picquart und Zola fehlen nicht. Der Pariser Feuilletonist Aurélien Scholl ist unparteiisch genug, in der Errichtung des Deutschen Reichs die größte That des Jahrhunderts zu sehen, während Lemaitre — die freiwillige Rückgabe von Elsaß-Lothringen als solche bezeichnen würde. „Je te crois", wie der Pariser sagt! — Am 22. d. M. starb der ordentliche Professor der Geologie und Paläontologie an der hiesigen Universität, Wilhelm Dames, nach langem Leiden im Alter von 55 Jahren. Er war ein Schüler und seit 1896 der Nachfolger Beyrichs in der Direktion der geologisch-paläontologischen Sammlung. Als außerordentlicher Professor lehrte er, ein Kind der Mark Brandenburg, seit 1878, als ordentlicher seit 1891 an der hiesigen Hochschule. In das letztgenannte Jahr fällt seine Ernennung zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Unter den wissenschaftlichen Veröffentlichungen Dames' stehen seine Studien über fossile Wirbelthiere, insbesondere über fossile Fische, im Vordergrunde.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 28. Dezember. Nummer 294.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber die jüngste Erdbebenreihe.

Von Albin Belar.

In den ersten Tagen dieses Monats sind an verschiedenen Orten der Erdoberflache eine Reihe von Beben, oder Erscheinungen, welche mit Erdbeben im engsten Zusammenhang stehen, beobachtet worden, von denen nur ein kleiner Bruchtheil durch die Tagesblätter in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Es wird daher für den Zeitungsleser nicht uninteressant sein, über die jüngste Erdbebenreihe an der Hand des reichen Beobachtungsmaterials, welches an der Erdbebenwarte in Laibach und von anderen Warten gesammelt wurde, etwas ausführlicheres zu hören.

Nach den stürmischen letzten Novembertagen, in welcher Zeit vereinzelte lokale Beben in Oesterreich (27. November in Obersteier) und zwei Tage darauf in Italien (in Urbania, Provinz Urbino), wurden am 1. d. M. gegen 2 Uhr nachmittags die Ausläufer eines sehr fernen Bebens an den Erdbebenwarten in Catania (Sicilien), Ischia (Casamicciola), Triest und Laibach mit Zeitdifferenzen von nur wenigen Minuten von den verschiedenen Instrumenten verzeichnet. Die Bewegungen an den Instrumenten dauerten über eine Stunde. Nach der Art der Bodenbewegung, welche von den äußerst empfindlichen Instrumenten getreulich wiedergegeben wird, und nach der Dauer derselben dürfte der Ursprungsort dieser Bodenbewegungen — der Schauplatz der Erdbebenkatastrophe — etwa bei den Antipoden zu suchen sein, über den Ort selbst steht noch bis heute jede Nachricht aus.

Waren es Revolutionen im Grunde der Weltenmeere oder Erschütterungen auf bewohnten oder unbewohnten Orten des Festlandes, von welchen niemals Kunde zu uns gelangt? Die bisherige Erfahrung an den Erdbebenwarten lehrt, daß der größere Theil solcher Bodenbewegung für immer unbekannter Herkunft bleiben dürfte.

Am darauf folgenden Tage gegen Mitternacht treten bereits für den Menschen fühlbare Erschütterungen in der seismischen Zone von Laibach auf. Meldungen hierüber laufen aus den Orten Petsch in St. Oswald ein. An den Instrumenten der Laibacher Erdbebenwarte ist um diese Zeit keine Störung zu erkennen, obschon der Erdbebenherd kaum 25 km von Laibach entfernt ist.

Am 3. Dezember beobachtet man morgens gegen 5 Uhr ein deutlich fühlbares Beben in Pavia (Oberitalien), welches ebenfalls nur lokalen Charakter hatte und welches nicht einmal an den nächstliegenden Erdbebenwarten in Italien beobachtet wurde. Zwei Stunden darauf setzten sich wieder die Instrumente der Erdbebenwarten von Catania, Rom, Padua, Triest und Laibach in Bewegung, ein auswärtiges Erdbeben anzeigend, wahrscheinlich von Griechenland kommend. So schwankt am 3. Dezember vormittags zum zweitenmal der Boden eines größeren Theils von Südeuropa stundenlang, ohne daß wir es mit unsern groben Sinnen wahrnehmen könnten. Mit der letztangeführten Bodenbewegung leitet sich die Reihe der starken Bodenerschütterungen ein, welche, wie aus den uns nachträglich zugehenden Berichten hervorgeht, in Griechenland (Attika, Zante) ihren Ausgang genommen. Es tritt eine Reihe seismischer Aufzeichnungen an den Instrumenten auf, die regelmäßig ab- und zunehmen. Durch mehrere Stunden hält die Unruhe an den Instrumenten der Laibacher Erdbebenwarte an. Die Annahme, daß die schwachen vorüberziehenden Erdwellen in unsrer zu Erdbeben bekannt disponirten Schütterzone, wieder sekundäre Beben hervorrufen konnten, erscheint berechtigt. Die Erwartung hat ihre Bestätigung erfahren. Gegen 5 Uhr 35 Min. nachmittags machte sich in Laibach ein leichtes Erzittern, welches vom starken Rollen begleitet war, vielen Personen bemerkbar. An der Warte zeigen die Instrumente eine Bodenbewegung an, die ihrem Charakter nach einen sehr nahen Ursprungsort haben mußte. Auch diese Annahme wurde bestätigt, indem am nächsten Tage von der Ortschaft Bodic bei Laibach, welche aus den Tagen der Laibacher Osterkatastrophe wegen auffallend starker Zerstörungen an Baulichkeiten die dort vorgekommen sind, bekannt wurde, die Nachricht eintrifft, daß in Bodic zur selben Zeit ein viel stärkeres Beben, welches von starkem Getöse begleitet war, verspürt wurde.

Die Sternwarte in Triest, welche seit August d. J. über ein sehr empfindliches Erdbebenmeßinstrument verfügt, meldet schwache Störungen, die am selben Tage von 6 Uhr bis 7½ Uhr Abends anhielten und die sich am nächsten Morgen nach 8 Uhr wiederholten; dazwischen fällt eine eigenthümliche Naturerscheinung, welche von der Mailänder Sternwarte „Brera“ aus an die meisten Tagesblätter übergegangen ist, daß am 4. d. M. um 4 Uhr 45 Min. früh in Mailand zweimal mit einem Intervall von wenigen Sekunden ein unterirdisches Rollen wahrgenommen wurde. Das zweite Mal war das Rollen stärker und hörte sich wie Kanonendonner an, wobei es aufgefallen ist, daß die seismographischen Instrumente keine Veränderung anzeigten. Die Erscheinung versuchte man mit dem Zusammenstoße zweier Feuermeteore in der Nähe der Erde, oder dem Herabfallen und der Explosion einiger Feuermeteore zu erklären. Dieser Erklärungsversuch erscheint etwas erzwungen zu sein, und es wird jedenfalls naheliegender sein, die Ursache des Schallphänomens einem schwachen Beben zuzuschreiben, insbesondere wenn man die vorangeführte Bebenreihe in Erwägung zieht. Daß die etwaige Bodenbewegung in Mailand von den Instrumenten nicht wiedergegeben wurde, wird jedenfalls seinen Grund in der zu geringen Empfindlichkeit derselben haben.

Eben diese letztangeführte Nachricht hatte Anlaß zu obigen Zeilen gegeben. Dieselben beleuchten zugleich, wie fruchtbar und vielversprechend das exakte Studium der verschiedenen Bodenbewegungsarten ist. Die Bilder dieser

Bewegungen an den Instrumenten ermöglichen die Bestimmung der Richtung und zugleich der annähernden Entfernung des Erdbebenherdes an der Erdoberfläche. Die brennende Frage nach der Herdtiefe der Beben ist eine Aufgabe, welche nur durch gut organisirtes Zusammenwirken mehrerer Erdbebenwarten wird gelöst werden können. Ebenso kann durch instrumentelle Beobachtung die Gefährdung des eigenen Bebenherdes vorausgesehen werden, wenn lang anhaltende Bodenbewegung, verursacht durch ferne Beben, an den Instrumenten verfolgt wird.

Aehnlich wie an diesem Beispiele der ersten Tage dieses Monats sind an der Warte schon wiederholt Reihen von Beben, welche in kurzen Zeiträumen aufeinanderfolgten, beobachtet worden; eine vereinzelte Erdbewegung, welche an den Instrumenten keine Vorläufer oder Nachfolger gehabt hätte, kann als seltene Ausnahme bezeichnet werden, so daß wir gegenwärtig berechtigt sind, von Bebenreihen zu sprechen.

Zum Jubiläum des Reinke vos.

Von Carl Voretzsch.

(Schluß.)

III.

Willems Gedicht füllt im niederdeutschen Reineke gerade das erste Buch. Der Inhalt der übrigen drei Bücher, der Verszahl nach mehr als die Hälfte des ganzen Epos, ist erst später hinzugekommen, und zwar noch auf niederländischem Boden, ehe das Gedicht in Gebiet und Sprache des benachbarten Niederdeutschland übertragen wurde. Etwa 120 Jahre nach Willem nämlich hat ein uns unbekannter Dichter an das ältere Werk eine Fortsetzung geknüpft, welche dieses um rund 4300 Verse erweitert, eine durchaus selbständige neue Handlung einführt und, ohne an der Originaldichtung wesentliches zu ändern, doch dem Ganzen durch Herbeiziehen anderer Quellen ein ziemlich verändertes Gepräge gibt. Dieser Dichter hat naturgemäß in der literarischen Beurtheilung von vornherein darunter zu leiden gehabt, daß er nicht bloß einen fremden französischen Stoff aufgegriffen und bearbeitet hat, sondern daß er selbst hiemit eben wieder nur der Nachtreter des älteren Reinaertdichters ist und noch dazu einen Stoff gewählt hat, der neben dem des alten Gedichts nur als eine schlechte Wiederholung desselben erscheint — in der That ist ja auch das französische Gedicht selbst, dem er seine Fortsetzung in der Hauptsache entlehnt, weiter nichts als eine neue Aufwärmung des alten Hoftagmotivs. Des weiteren zieht der Fortsetzer für einzelne Episoden Quellen heran, welche der alte Dichter ganz verschmäht hatte: die gelehrte antike Fabel, wie sie ihm in der niederländischen Bearbeitung und anderen Versionen des sogenannten Esopet vorliegen mochte, und den Physiologus, welcher für das ältere Thierepos so gut wie bedeutungslos ist, d. h. die Tradition tritt jetzt ganz zurück und ihre Stelle nehmen gelehrte Quellen ein. Hiemit steht auch die Zunahme der didaktischen und satirischen Tendenz im Einklang.

Gleichwohl darf man auch gegen diesen Dichter nicht ungerecht sein, und so hat schon J. W. Muller in seiner Abhandlung „De oude en de jongere Bewerking van den Reinaert“ eine Rettung des Fortsetzers zu geben versucht. An poetischer Kraft, an Originalität der Erfindung, an Kompositionsgeschick, an wahrhaft epischem Empfinden vermag er sich mit seinem Vorgänger und Vorbild nicht zu messen, aber in der poetischen Kleinarbeit, in Motivirung und Charakterschilderung, in der Ausschmückung der Einzelheiten wie im rein Technischen der Verskunst hat er nennenswerthes geleistet. Wesentlicher aber als diese rein ästhetischen Eigenthümlichkeiten ist für unsre Betrachtung etwas anderes: die Stellung unsres Dichters zu den überlieferten Namen und seine Benennungen für neu auftretende Thiere. Gegenüber den Namen der Thiere im alten Gedichte waren dem Bearbeiter natürlich gewisse Schranken auferlegt: eine Namenänderung bei den Hauptshelden hätte ihn in Widerspruch zu aller Tradition gesetzt, und so erscheinen auch, von geringen formellen Veränderungen abgesehen, die meisten der im alten Reinaert auftretenden Thiere hier wieder mit demselben Namen, auch Olewî für Hâwi (Name des Schafes) ist keine bedeutungsvolle Aenderung. Nur dem Esel hat der Dichter einen anderen, seinen alten deutschen Namen wiedergegeben, den er im Ysengrimus, im mittelhochdeutschen Reinhart, im „Welschen Gast“ des Thomasin von Zirclaria und zuweilen auch in französischer volksthümlicher Ueberlieferung trägt: Boudewyn, d. i. Baldewin. Die französischen Renart-Dichter haben diesen Namen überhaupt nicht mehr, man muß ins Volkslied hinabsteigen, ihn zu finden; Willem ersetzt die willkürlich gewählten Eselnamen der französischen Dichtung durch den charakteristischen und in der lateinischen Literatur üblichen Namen Brunellus; und so muß unser Fortsetzer in diesem Falle wohl die volksthümliche Ueberlieferung verwerthet haben, um den im Epos vergessenen alten Namen wieder zu finden.

Zu dem Personal der alten Dichtung kommen aber nun eine ganze Reihe neue Thiere hinzu, welche der Fortsetzer theils aus seiner französischen Quelle übernommen, theils selbst hinzugethan hat. Von den Namen dieser Thiere findet sich kein einziger in den überlieferten Renart-Dichtungen wieder, nicht einmal die jedenfalls französischen Namen: Oordegale (das Biberweibchen), Corbout (die Krähe, doch wohl nur eine willkürliche, an Eigennamen wie Reinout, Bertout angeglichene Umformung des französischen Appellativs corbeau) und andere, deren Deutung weniger sicher. Zeigt so der Dichter seine Erfindungsgabe auch in französischen Namen, so hat er doch naturgemäß die meisten neuen Namen aus der deutschen Sprache geschöpft: das Dachsweibchen trägt den Namen Slupecade (Schlupf ins Loch), das Krähenweibchen und ihr Sohn heißen bezeichnend Scherpenebbe (Scharfschnabel) und Slindepier (Schling die Birne), des Affen Weib und Kinder mit noch stärkerem Realismus, Rukenau, Biteluus, Vuulromp, Hatenet.[1]) Es sind lauter Namen, deren Beziehung auf ihre Träger ohne weiteres klarliegt, und die man daher mit großer Wahrscheinlichkeit auf des Dichters individuelle Erfindung zurückführen kann. Etwas anderes ist es vielleicht mit dem Namen des Affen selbst, der hier nicht mehr Cointeriaus wie im Renart, sondern Martijn heißt; er trägt also einen menschlichen Eigennamen derselben Art wie die alten, aus der Volksüberlieferung stammenden Namen für Fuchs, Wolf, Esel und andere. Möglicherweise folgt der Dichter also hier der volksthümlichen Benennung, wie schon mit dem Eselnamen Boudewijn. Wo der Dichter selbst Namen erfindet, sind sie immer etymologisch bedeutungsvoll, weßhalb er aber für den Affen gerade den Namen Martin gewählt haben sollte, ist uns nicht erfindlich, außer wenn er in der Tradition diese Bezeichnung schon vorfand. Daß der Affe trotz seiner fremdländischen Abstammung populär sein und einen popularen Namen tragen konnte, bedarf nicht erst des Beweises. Ob wir schließlich auch den Namen des Kaninchens Lampreel hieher rechnen dürfen, ist nicht ganz sicher. Richtig ist, daß er, wie Martin bemerkt, nahe mit dem in Niederdeutschland volksthümlichen Namen des

[1]) Siehe die Deutung dieser und anderer Namen des Reinaert bei Martin (Reinaert, Einleitung S. 38—40), theilweise auch bei J. Grimm (Reinhart Fuchs, Einleitung S. 222) und Lübben (Die Thiernamen im Reineke Vos. Oldenburger Programm 1863.)

Hasen Lampe zusammenstimmt, der ja seinerseits wieder auf den Mannesnamen Lamprecht zurückweist.

Wie dem auch sei, das Resultat der Arbeit des Fortsetzers ist trotz des aus französischer Quelle entlehnten Stoffes ein weiterer Fortschritt in der Germanisirung des Gesammtepos. Und trotzdem die Dichtung an poetischem Werthe durch die Fortsetzung nicht gewonnen hat, ist es doch gerade dem so erweiterten Epos gelungen, den alten Reinaert fast ganz zu verdrängen und als „Reinaerts historie" der Ausgangspunkt für die künftigen Bearbeitungen zu werden. Auf ihr beruht die niederländische Prosabearbeitung und auf dieser wiederum Caxtons Uebersetzung ins Englische nebst den anschließenden englischen Bearbeitungen auf der einen Seite und das niederländische Volksbuch nebst den französischen Prosabearbeitungen auf der anderen. Auf sie geht endlich auch der niederdeutsche Reineke selbst zurück.

Bevor jedoch der Reineke entstand, hatte die Dichtung noch eine weitere Metamorphose durchgemacht. Die vom Fortsetzer eingestreuten Moralisationen sind freilich wenig im Geiste des echten Thierepos, aber sie kamen der Vorliebe des ausgehenden Mittelalters für didaktische Dichtung entgegen, und was der Dichter des 14. Jahrhunderts begonnen, hat der „scholemester unde tuchtlerer" des 15. Jahrhunderts, Hinrek van Alckmer, vollendet: Er hat die ganze Dichtung fein säuberlich in Bücher und Kapitel mit Ueberschriften eingetheilt, die einzelnen Abschnitte von Kapitel zu Kapitel glossirt, mit erstens, zweitens drittens u. s. f. die Lehren aufzählend, welche sich aus jedem Stück herauslesen lassen. In dieser erneuten und erweiterten Gestalt ist das Werk in den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts zu Antwerpen gedruckt worden, mit einfachen, aber ganz im Geiste des alten Thierepos gehaltenen Holzschnitten geziert. Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß wir nicht ein einziges Exemplar dieses alten Druckes mehr besitzen, außer einigen wenigen Bruchstücken, die etwas über 200 Verse, ein paar Stücke der Glosse und drei Holzschnitte enthalten: es sind die nach dem Senator Culemann in Hannover so genannten Culemann'schen Bruchstücke. So fragmentarisch sie sind, so lassen sie doch erkennen, daß das meiste von dem, was im Reineke gegenüber Reinaerts Historie neu scheint, Kapiteleintheilung, Ueberschriften, Glosse schon in der niederländischen Vorlage vorhanden war.

Wie weit freilich Hinrek im Innern der Dichtung selbst Aenderungen und Erweiterungen vorgenommen, können wir nach den wenigen Proben nicht beurtheilen, und daher läßt sich auch das Verhältniß des Reineke zu seiner Vorlage nicht ohne weiteres durch einen Vergleich mit der überlieferten Historie Reinaerts bestimmen. Indessen zeigt dieser Vergleich doch so viel, daß in der Hauptsache das niederdeutsche Gedicht eine getreue Wiedergabe, keine freie Bearbeitung, sondern ein wirkliche Uebersetzung der niederländischen Vorlage ist und daß auch Hinrek den eigentlichen Verstext nicht erheblich verändert haben kann.[1])

Wie im alten Reinaert ist auch im niederdeutschen Reineke der Schauplatz der Handlung in den Niederlanden gedacht: Husterlo, Yste, Krekelput sind uns aus dem alten Gedicht vertraute Plätze. Schließt sich schon der Text genau an die Vorlage an, so ist in der eigentlichen Handlung noch viel weniger ein Abweichen von der Vorlage zu erwarten: der Uebersetzer gestattet sich weder Streichungen oder Aenderungen von Bedeutung noch — außer in den Glossen — erhebliche Zusätze. Nirgends spielt er, wie noch Willem, auf heimische Thiergeschichten an. Sein Ruhm ist, das niederländische Gedicht mit ebenso großer Treue wie Gewandtheit in eine Sprache übertragen zu haben, von der aus es leicht seinen Weg weiter nach Norden wie nach Süden finden konnte und thatsächlich auch gefunden hat.

Und doch hat auch dieser bescheidene Nacharbeiter das Seine dazu beigetragen, dem Gedichte mehr als bisher einen germanischen Charakter zu verleihen, ja, es gewinnt unter seinen Händen sogar ein rein deutsches Aussehen. Und wie hat der Uebersetzer dieses Kunststück fertig gebracht? Lediglich durch die Art und Weise, wie er die Namenbezeichnung der Thiere durchgeführt hat. Die Namen der Hauptpersonen respektirt er natürlich ebenso, wie seine Vorgänger es gethan. Ohnehin waren sie ja alle, außer dem Namen des Königs Nobel, deutsch, und der Uebersetzer hat nicht versäumt, sie auch in der Form ihrer echt deutschen Gestalt wieder näher zu bringen: Reinke für Reinaert, Isegrim für Isengrin, Boldewyn für Boudewijn, Grimbart für Grimbeert zeigen es zur Genüge. Andere, wie Brûn oder Rîn boten keine Veranlassung zu einer Aenderung für den niederdeutschen Bearbeiter. Dagegen hat er die rein französischen Namen fast alle beseitigt, so Canticleer und Pinte, Cuwaerde und Cortois, Oordegale und Corbont, Quanteskieve und manche andere. Geblieben ist eigentlich von diesen Namen nur Nobel, der Name des Löwen, für den es wohl schwer und nicht einmal passend gewesen wäre, einen einheimischen Namen zu erfinden, dann Rossel für den jungen Fuchs und die nur halbromanischen Hahnennamen Cantart und Kreyant. Die übrigen französischen Namen hat der Dichter theils ganz weggelassen, namentlich solche für Nebenfiguren, wie Pinte, Oordegale und andere, oder durch deutsche Namen ersetzt: so Canticleer und Coppe durch Hennink und Krassevoet, Cuwaerde durch Lampe, Cortois durch Wackerlos, Corbont durch Merkenouwe. Dasselbe Schicksal widerfährt übrigens auch einigen von Haus aus deutschen Namen: Der Kater heißt nicht mehr Tibeert, sondern Hinze, die Wölfin nicht mehr Eerswijn (Hersent), sondern Giremot, der Rabe Pluckebüdel anstatt Tiecelin. Der junge Affe wird Moneke genannt, was nicht nur zu englisch monkey, sondern auch noch merkwürdig zu dem Affennamen Monnequin bei dem belgisch-französischen Dichter Jean de Condé stimmt. Und zu diesen Namenänderungen kommen schließlich noch eine Reihe Namen für Thiere, welche im Reineke, wenn auch nur meist als Statistenrollen, neu eingeführt sind und sämmtlich deutsche Namen tragen: der Bock Hermen (Hermann) und die Ziege Metke (Mechthild), Bartold der Storch und Lutke der Kranich, der Häher Markwart, die Gans Alheit und die Ente Tibbeke.

Wie wichtig und durchgreifend die Thätigkeit des niederdeutschen Uebersetzers in dieser Richtung war, geht aus einer einfachen Berechnung hervor. Die Zahl der im Reineke vorhandenen Thiernamen beträgt insgesammt 36. Hievon stammen nur noch neun, also gerade ein Viertel, aus dem Roman de Renart, vier sind im alten Reinaert, sechs in Reinaerts Historie hinzugekommen, und 17, also fast genau die Hälfte, erscheinen in unserm Reineke als neu. Nimmt man hinzu, daß schon die aus dem Renart überkommenen Namen, wie der Name des Helden selbst, wie Brun, Isengrin und andere zum größten Theil germanisch sind, daß aus dem Reinaert von Willem gebliebene Namen, wie Cantaert und Craeiant, das romanische Element nicht wesentlich zu stärken vermögen, daß wie der Verfasser des Reineke auch derjenige von Reinaerts Historie nur germanische Namen hinzufügt, so ist es deutlich, daß mit der Namengebung im Reineke die Germanisirung der Namen und Personen und somit des gesammten Epos überhaupt

[1]) Ueber das Verhältniß des Reineke zu Reinaerts Historie vergleiche man Knorr, Reinaert de vos und Reineke vos (Programm Eutin 1857) und speziell über das zu Hinreks Bearbeitung Friedrich Prien im VIII. Band von Paul und Braune's Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, sowie in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Reineke vos (Halle 1887).

so gut wie vollendet war. Mag der niederdeutsche Uebersetzer auch sonst nichts wesentliches hinzugethan haben, die Neueinführung einheimischer Thiere und die fast ausnahmslos durchgeführte deutsche Namengebung bleiben ein Verdienst, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

In der Vorrede kommt der Uebersetzer unter anderem auch auf die Thiernamen zu reden, deren Vorhandensein er in seiner Weise zu motiviren sucht: „Desseme heren vnde konnynge vnde synen bysytteren vnde etliken van der menheyt werden ok sunderliken etlike bynamen efte tonamen gheuen in dessеme boke vmme der ryme wyllen vnde vmme dat des to nöchliker (angenehmer) sy deme leser vnde tohorer. Vnde den konnynck, den lauwen, nomet he Nobel, de negesten hertogen efte vorsten by dem konnynge, alze den baren nomet he Brune, den wulff heth he Ysegrym, de wulffynnen heth he vrouwe Ghyremod, den voß alze eynen banreheren heth he Reynеke, ok Reynart, de vossynnen heth he vrow Armelyne.... Alsus seth desse meyster nicht allene den lauwen eynen konnyuck ouer de deren, men ok ouer de vögele me de, den ok etliken tonamen efte bynamen werden angesath lyk den deren in desseme boke. Alzo nomet he den hanen hane Hennynk, ock Kreyaut, de hennen Krassevoet, den kron Lutken, den adebar Bartolt, den vntruwen rouen Pluckebüdel, de kreyen efte karoek Merkenauwe, de kreyinnen Scharpenebbe, de goes Alheyt, de and Tybbeke, den hegger Marquart. Vnde sus na der suluen wyse nomet he etlyke meer, welkere worde men horen vnde lesen mach, men den syn der worde, wat de lerer mede menet, schalmen merken vnde beholden, dar lycht de wyßheyt in. Dit is de menynge des meysters, de dyt boek beghynt in sollen worden, so hirna volget."

Der eigentliche Grund, weßhalb die Thiere hier Eigennamen tragen, oder vielmehr die vorausgegangene Entwicklung war dem Uebersetzer natürlich unbekannt. Er fand eben diese Eigenthümlichkeit bereits in seiner Quelle vor, ahmte sie seinerseits nach und machte sich dann hinterher eine ihm passend erscheinende Motivirung für den Leser zurecht. Die Art und Weise aber, wie er die neuen selbständig verliehenen Namen gebildet oder vertheilt hat, ist nicht minder interessant, als das schon konstatirte Faktum, daß die Hälfte der Namen im Reineke erst vom Uebersetzer eingeführt sind. Es wiederholt sich hier eine Erscheinung, die sich schon im Isengrimus und im Roman de Renart beobachten läßt und mehr oder weniger auch in den Bearbeitungen zutage tritt. Mustern wir nämlich die Namen auf ihre Bedeutung hin, so erkennen wir sehr leicht zwei verschiedene Gruppen: eine solche, wo die Beziehung zu dem benannten Thiere auf der Hand liegt, und eine zweite, wo wir uns vergeblich fragen, was den Dichter veranlaßt haben kann, gerade diese Namen gewählt zu haben. Die Namen der ersten Art bezeichnen gewöhnlich charakteristische Eigenschaften des so benannten Thieres, die zweite Gruppe setzt sich zumeist aus Personennamen zusammen. Man hat sich bisher meist bemüht, auch in diesen Personennamen noch besondere, etymologische Beziehungen zu den betreffenden Thieren zu entdecken,[1]) aber sehr mit Unrecht: weßhalb der Fuchs Reinhart, der Wolf Isengrim oder der Esel Baldewin genannt wurde, bleibt unsrer Kenntniß verschlossen. Wichtiger aber ist, daß diese Art Namen die ältesten sind, die wir überhaupt kennen, und daß wir ihren Ursprung zumeist in der volksthümlichen Ueberlieferung zu suchen haben. Zwar kennt diese auch die bedeutungsvollen Namen der zweiten Art, aber in der Regel haben wir solche doch auf die individuelle Erfindung der Dichter zurückzuführen, welche mit einem neueingeführten Namen natürlich auch eine bestimmte Vorstellung verknüpften. So nennt der Dichter des Isengrimus seine Wölfe nach ihrer Raubthiernatur Gripo, Worgram, Larveldus rc., seine Schweine als schmutzliebende Thiere Salaura, Burgissa rc., die Renart-Dichter haben Bruiant für den Stier, Pelé für die Ratte, Blanche, Pinte, Noire, Rossette für die verschiedenen Hühner, schließlich auch Noble für den König eingeführt, und so dürfen wir wohl auch Namen, wie Pluckebüdel und Quakeler für die Raben, Giremot an Stelle von Eerswijn, den Namen der Henne Krassevoet und andere getrost auf das Konto des Uebersetzers schreiben.

Weßhalb nennt er aber die Gans Alheit, den Kranich Lutke, den Kater Hinze oder den Hasen Lampe? Hier haben wir es mit wirklichen Personennamen oder deren Koseformen zu thun: Adelheit, Ludolf oder Ludwig, Heinrich, Lamprecht. Der Uebersetzer könnte ja diese und ähnliche Namen aufs gerathewohl gewählt haben, indem er sich Namen wie Reinaert, Isengrim, Baldewin zum Muster genommen hätte, und für einige untergeordnete Fälle mag ja das schließlich auch zutreffen. In Wirklichkeit liegt die Sache aber tiefer. Wiederum ist es Jakob Grimm, dessen ausgedehnte Gelehrsamkeit und findiger Spürsinn uns auf die richtige Spur geleitet hat. In pommerschen Geschichtswerken fand er zum Jahre 1465 eine Episode von einem Raubritter Hase berichtet, der wegen seiner Räubereien von dem Aufgebot des Herzogs Wratislaus unter dem Befehl des Obristen Claus Fuchsen in seinem Schloß belagert wurde. „Also zog der Fuchs wider den Hasen zu Felde und ruckete ihm für sein Schloß; davon sind noch die alten Reime bekand:

Hase: Ach, ick arme Hase
Ligge nu im Grase,
Kame ik aoerst herüt,
Vos it torite dine hût.

Vos andewordet: Ach Lampe, du bist dört (= dorde: thöricht)

It hebbe nie gehört
Enen hasen ie so wrêt (grousom)
Dat he enem vos sine hût toret."

Es ist selbstverständlich, daß diese Spottverse nicht allzu lange nach dem Ereigniß entstanden sind, so daß wir hier ein Zeugniß für den Namen Lampe besitzen, das gut um 30 Jahre älter ist, als der erste und älteste Druck des Reinke 1498 zu Lübeck. Man könnte noch fragen, weßhalb denn nicht auch der Fuchs hier seinen Namen Reineke trägt. Dieser aber kommt in Niederdeutschland, zumal in dieser eigenthümlichen Form, erst mit dem Reineke-Epos auf, er würde, wenn er sich in diesen Versen fände, gerade zu der Annahme führen müssen, daß die Namen erst nachträglich, nach dem Erscheinen des Lübecker Reinke vos, in die alten Verse eingeführt worden wären, und so dient uns just das Fehlen des Fuchsnamens zum Beweise dafür, daß der Name des Hasen autochthon, nicht aus dem Epos entlehnt ist. Wenn sich nun der Uebersetzer in dem einen Falle sicherlich an die Volksüberlieferung gewendet hat, so ist das auch noch für andere Namen möglich, wenn nicht wahrscheinlich. Es darf schon auffällig erscheinen, daß derselbe Dichter, welcher abweichend von seiner Vorlage in die Handlung eingreifende Thiere, wie Eber, Kaninchen oder Stier, ohne Namen läßt, eine ganze Reihe Statistenfiguren neu einführt und mit Namen benennt. Hieher gehören vor allen Dingen die Vögel, deren besondere Stellung ja auch durch die Art, wie sich der Uebersetzer in der Vorrede darüber äußert, hinreichend dokumentirt wird: außer

[1]) Von diesem Standpunkt aus betrachten die Namengebung mit Jakob Grimm zumeist auch die neueren Erklärer. Man vergleiche namentlich Lübben (s. o.) und Glöde, „Ueber Thiernamen im Volksmund und in der Dichtung" (Zeitschrift für deutschen Unterricht V, 741 ff., VII, 115 ff.), sowie desselben Artikel „Zur Erklärung des Hasennamens Lampe" (ebd. V, 585 ff.).

Raben- und Hühnerfamilien, die in der Erzählung ja schon eine Ralle spielten, sind die Vögel mit ihren Namen gewiß erst vom Verfasser des Reinke hereingebracht worden. Was anders hätte ihn aber zu der Schaffung von solchen Nebenfiguren und ihrer Namengebung veranlassen können, wenn er diese Namen nicht schon fertig in der Ueberlieferung vargefunden hätte? Sie erschienen ihm so als bequemes Material, das er nur in seine Dichtung einzufügen brauchte.

Auch ohne diese allgemeinen Erwägungen würden mancherlei Einzelheiten auf einen ähnlichen Schluß hinführen. Die hier im Reineke neu erscheinenden Namen sind nicht alle diesem ausschließlich eigen, so manche finden sich noch anderwärts, in schriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung bezengt, und daß es methadisch falsch wäre, für diese Zeugnisse einfach den Lübecker Reineke als Quelle zu betrachten, hat die Erörterung über den Namen Lampe bereits gezeigt. So ist es durchaus nicht ohne Belang, daß der Häher nach heute im Bergischen Markolf heißt, wie im Reinele Markwart. Wie Lübben in seinem Pragramm berichtet, bezeichnel der Name Alheit mit seinen Ableitungen Alke und Talke im Niederdeutschen ein einfältiges, schwatzhaftes Weib, taoraus sich eine volksthümliche Benennung der Gans mit diesem Namen leicht erklären würde, und wirklich trägt im Volk auch heute noch die Dohle die Namen Aleke und Taleke. Man wird darum auch in diesen Namen, wo uns kein so altes Zeugniß wie für Lampe zu Gebote steht, keine individuelle Erfindung des Dichters, sondern einen Reflex volksthümlicher Ueberlieferung erblicken. Aehnlich liegt die Sache vermuthlich auch mit anderen Namen, wie mit dem der Ente, Tibbeke, wofür die von Lübben angeführten papulären Bezeichnungen „Langnäsede Tibbeke, snottrige Tibbeke“ oder auch einfach „Tibbeke“ sprechen, die man van Frauenzimmern gebraucht, „die mit einer langen Nase gesegnet sind, die sie nicht sonderlich rein zu halten pflegen“. Aelteren Ursprungs als der Reinke vos ist wahl auch der Katername Hinze, der für das gut deutsche Tibert (Dieprecht) eintritt und merkwürdigerweise hochdeutsche Form trägt — die niederdeutsche Verkleinerungsform zu Heinrich sollte Heineke, Heinke heißen, was ja als Familienname noch häufig genug in Geltung ist. Solche reine Mannesnamen sind nach Bartolt für den Storch, Lutke für den Kranich, Hermen für den Bock. Bei Hennink mag noch der Anklang an den Gattungsnamen Hahn, bei Metke (Mechthild) für die Ziege mögen onomatopoetische Rücksichten auf ihr Gemecker mitbestimmend gewesen sein. Jedenfalls aber wird man diese von Menschen entlehnten Namen zum großen Theil auf die Quelle der mündlichen Ueberlieferung zurückführen müssen.

Die Namengebung der Thiere ist genau genommen das einzige, was wir dem Verfasser des Reinke vas als besandere Leistung gegenüber dem Original anrechnen dürfen, aber sie ist, wie wir gesehen, van hervarragender Bedeutung. Er hat damit nicht nur seiner individuellen Erfindungsgabe Ausdruck verliehen, sondern er hat auch in die Tiefen der Balksseele hinabgelangt und ist damit wieder zum Ausgangspunkt des Thierepos zurückgekehrt. Von den deutschen Thiernamen Reinhart und Isengrim, Brun und Baldewin, Tibert und Tiecelin ist die Bildung des mittelalterlichen Thierepos ausgegangen, und nun bereichert der niederdeutsche Uebersetzer das aus dem Romanischen stammende Epos wieder mit Namen aus der heimischen Ueberlieferung.

Ueberblicken wir noch einmal den Weg, den wir durchmessen: Germanische Vollsüberlieferungen bilden die Grundlage der mittelalterlichen, lateinisch-geistlichen, wie weltlich-französischen Thierepik, die aus antiker Fabel allein sich niemals zu solch vollkommener Form hätte entwickeln können. Durch alle Jahrhunderte hindurch haben Dichter germanischer Abkunft an der Entwicklung des Thierepos, sei es in lateinischer, sei es in ihrer Muttersprache, in hervorragender Weise milgewirkt. Den van Haus aus fremden Staff der Hoftagsverhandlung hat der Niederländer Willem mit kundigem Blick aus der Menge der französischen Renartdichtungen herausgelesen und durch Veränderung des Schauplatzes, der Namen und der Handlung zu einer germanisch-niederländischen Dichtung umgeschaffen. Seine Nachfalger, Fartsetzer wie Bearbeiter haben aollendet, was er begonnen, und den Schlußstein dieser Entwicklung bezeichnet eben der Lübecker Reineke mit seiner nationaldeutschen, aus dem Volksthum schöpfenden Namengebung.

Der Zusammenarbeit von verschiedenen Personen und Zeiten, von volksthümlicher Entwicklung und individueller Schöpfung, und zuletzt der Arbeit des unbekannten niederdeutschen Ueberſetzers verdanken wir es, daß der Reinke vas uns heutzutage als ein wahrhaft deutsches Epos erscheint. Diese ganze Entwicklung war vollendet, als Goethe sich des Staffes bemächtigte. Aber sein Name hat der alten Dichtung des 15. Jahrhunderts neuen Glanz verliehen, durch ihn ist sie in die Weltliteratur eingereiht worden, und selbst Frankreich, das im Mittelalter die reichste Thierepik entfaltet und das eigentliche Originalwerk hervargebracht hat, verschmäht es nicht, an Stelle seiner eigenen Thierdichtungen den deutschen Reineke Fuchs zu lesen und zu bewundern.

Mittheilungen und Nachrichten.

-l. **Geographische Gesellschaft in München.** Am 7. Dezember sprach Se. Excellenz Hr. Generallieutenant Frhr. v. d. Goltz Pascha, z. Z. Generalinspektar des Ingenieur- und Pionierkarps und der Festungen in Berlin, aar einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft im alten Rathhaussaale über **einen Streifzug durch Nardthessalien und Epirus** im Mai 1894. Bekanntlich hat Redner während eines zwölfjährigen Aufenthaltes in der Türkei die Reorganisation der türkischen Armee in die Wege geleitet, und sa hatte auch jener Streifzug militärische Zwecke; es handelte sich um Studien für eine allenfallsige Vertheidigung der griechisch-türkischen Grenze. Daneben haffte Redner, seinen Rekognoszirungsritt auch zur Erforschung des noch keineswegs bekannten Hochalbaniens, des Landes Jagória, zu benutzen, über welches sagar in Konstantinopel nach recht unrichtige Begriffe herrschten. Schon die Ausfahrt durch die Dardanellen auf dem aan allerlei Valk besetzten Schiffe gab Gelegenheit, den sympathischen Charakter der Türken und das stillzufriedene und anspruchslose Wesen der Leute kennen zu lernen. Am hahen, aan einem mächtigen Kreuz gekrönten Athas, dem heiligen Berg der Griechen, und dem fast ebensa hachragenden Samathrake aarbei ging die Fahrt nach Salanichi, dem Ausgangspunkt der Expeditian. Diese wandte sich, nachdem man die Ausrüstung aervallständigt hatte, längs der Küste zunächst nach dem Olymp und dann der türkisch-griechischen Grenze entlang, selbstaerständlich immer auf türkischem Gebiete, über den Paß aan Metzowa nach Jánina und Dadana. Der Ritt am Meere bat prächtige Ausblicke nach dem Gebirge, das stellenweise an Schönheit kaum hinter unsern Alpen zurücksteht. Bei dem Städtchen Katerina betrat man das Schlachtfeld aan Pydna, wo die Römer im Jahre 168 a. Chr. die Macht des Makedanierkönigs Perseus gebrochen haben; das Terrain würde auch der heutigen Taktik keine anderen Dispasitionen gestatten als die, welche damals getroffen worden sind. Längs der Grenze zag man weiter um den Olymp nach Elassana; der ganze Gebirgskamm ist besetzt mit Blackhäusern, in welchen militärische Grenzwachen statianirt sind. Der Dienst in dem fast unzugänglichen, rauhen Gebirgsland stellt die höchsten Anfarderungen; die mit Schießscharten aersehenen Häuschen sind auf 5 bis 10 Manate verpraviantirt, nicht sawahl, um sich in unruhigen Zeiten halten zu können, sandern besanders deßhalb, weil sie im Winter aan allem Verkehr abgeschnitten sind. Damals, wenige Jahre aar dem Kriege, herrschte in

der ganzen Gegend Ruhe und zwischen den türkischen und griechischen Grenzposten bestand das kameradschaftlichste Einvernehmen. Der Ausdauer und Willigkeit der türkischen Soldaten, welche die Expedition unter der Führung eines „Verfolgungsdirektors“ begleiteten, eines würdevollen Feldwebels, der mit seinen Leuten die Gegend von Raubgesindel zu reinigen hatte und auch reinigte, zollte der Vortragende alle Anerkennung. Die genügsamen Leute, deren ganze Verpflegung eigentlich nur in Brod und Wasser bestand, bewiesen eine staunenswerthe Marschtüchtigkeit, wobei ihnen freilich die Einfachheit der Kleidung und Ausrüstung zustatten kam. Hauptsache war bei letzterer das Gewehr und ein guter Vorrath an Munition. Die Bewachung und Sicherung der Grenze, welche sich im Frieden gegen das Brigantenunwesen richtet, ist schon in ruhigen Zeiten eine sehr kostspielige Sache. Im Krieg aber hat jede Operation in jenen Gebieten mit besonderen Hindernissen zu kämpfen, deren hauptsächlichstes in der scharfen natürlichen Scheidung der türkischen Provinzen Thessalien und Epirus besteht. Der Pindos bildet eine so unwegsame Grenzmauer zwischen beiden Gebieten, daß eine Verbindung zwischen den beiderseits operirenden Armeen fast unmöglich ist und z. B. eine Verproviantirung des in Epirus stehenden Heeres statt von Salonichi her auf dem weiten Umweg über Monastir stattfinden muß.

Redner rühmte die landschaftliche Schönheit des Gebirgs, seine prächtigen Wälder, deren Verwüstung trotz aller Gesetze leider auch hier mehr und mehr fortschreitet, und die Großartigkeit seiner blauen Schluchten und Thäler; in dem Gebirge hausen noch Rudel von Wölfen, denen auch eines der Pferde, das man für wenige Stunden jenseit einer schwer passirbaren Furt hatte zurücklassen müssen, zum Opfer fiel.

Schon von der Höhe des Pindos herab ist der See von Jánina, nahe der uralten Orakelstadt Dodona gelegen, sichtbar. Der Besuch der Ruinen der letzteren ist immer noch lohnend, wiewohl man auch hier schon ordentlich mit den alten Resten aufgeräumt hat. Besonders die Eisenbahningenieure erblickten in den Trümmern der Tempelstadt längere Zeit einen Fundplatz von werthvollem Material für ihre Hochbauten. Dieser Zerstörung hat der Gouverneur von Jánina in dankenswerther Weise Einhalt geboten, indem er dazu auch den Aberglauben der Leute benutzte, denen er Angst vor den bösen, zwischen den Steinen hausenden Geistern einjagte. Von Jánina aus wurde der Rückweg über das Mitschikeli-Gebirge und nach dem Gebiet von Zagórion genommen, von welchem sich zwar sehr gute Karten im Besitz des türkischen Generalstabs befinden, das aber, da diese geheim gehalten werden, im übrigen noch ziemlich unbekannt ist. Bei Perivóli betrat man wieder Thessalien und gelangte über Grevena und Karaferie hinab nach der makedonischen Eisenbahn und zurück nach Salonichi. In der makedonischen Campania, da wo mehrere Flüsse in convergentem Lauf dem Meerbusen von Salonichi zueilen, 40 km westlich dieser Stadt, liegt der See von Jenidsche, an welchem die alte makedonische Burg Pella, die Geburtsstätte Alexanders des Großen, gestanden hat. Nachdem frühere Nachforschungen über die eigentliche Lage und den Umfang dieser historischen Stätte mehr oder weniger erfolglos gewesen waren, glaubte Frhr. v. d. Goltz bei seinem letzten Besuch dieselbe wirklich nachgewiesen zu haben. Freilich waren es nur noch spärliche Marmortrümmer, welche von der verschwundenen Herrlichkeit des makedonischen Königthums zu zeugen schienen.

Die liebevollen Schilderungen der Bevölkerung Thessaliens waren geeignet, alle Sympathie für den fleißigen und intelligenten Volksstamm zu erwecken. Die Kutzowalachen, deren Zahl Redner auf 500—600,000 schätzt, bilden eine der drei Gruppen, in welche die ihre Herkunft von den alten Römern herleitenden Walachen seit der Einwanderung der Slaven zerspalten wurden. Uebrigens ist die Frage nach dem Ursprung des Volkes noch nicht befriedigend gelöst, indem die einen sie für italienischer Abstammung, andere für die eigentlichen thrakischen Urbewohner halten möchten. Die Kutzowalachen haben ihre eigene Sprache und sind jetzt orthodox, sollen aber früher römisch-katholisch gewesen sein. Sie sind ein friedliches, sehr intelligentes Volk und, wie sie Redner kennen gelernt hat, nicht das unzufriedene Element, für das man sie oft hält; was sie anstreben, ist eine freiere Stellung, welche ihrer thatsächlichen Intelligenz und fortschrittlichen Gesinnung entspreche, und ihre religiöse Selbständigkeit soll durch einen eigenen Metropoliten in Konstantinopel vertreten werden. Sie haben ihre eigenen Gymnasien, gute Volksschulen und Bibliotheken, und die Reicheren unterstützen alle geistigen Interessen mit offener Hand. Viele Wohlhabendere haben ihre Ausbildung in Athen, manche auch im Abendlande erhalten. Wer bereits andere Theile des Orients im Sattel durchstreift hat, dem erweckten die Berichte des Redners über alle genossene Gastfreundschaft, über den herzlichen Empfang seitens ganzer Dorfbevölkerungen, wobei die Kinder mit grünen Zweigen dem Fremden entgegenzogen, liebe Erinnerungen. Stellenweise aber ist trotz allem morgenländischen Wesen auch die abendländische Kultur mit Plüschmöbeln und vergoldeten Spiegeln, ja sogar mit Schokoladetafeln, wie sie dem General als seltenes Gastgeschenk dargeboten wurden, bis in Winkel vorgerückt, welche man eigentlich für „wild“ gehalten hätte. Das Land ist im allgemeinen arm; „wir haben gutes Wasser, gute Luft und viel Steine“ sagen die Leute. Die Dörfer liegen hoch auf den Felsen, durch verwegen angelegte Treppen mit der Tiefe verbunden. Klima und Lebensweise halten die Leute gesund, und die Aerzte sollen mit ihrer Wissenschaft keine guten Geschäfte machen. Anfangs Mai ziehen die Männer als Hirten ins Gebirge, um erst im Herbst wieder in die Dörfer zurückzukehren. Das vom Vortragenden durchstreifte Gebiet bietet der Forschung, in erster Linie der Archäologie und Ethnographie, noch reichlichen Stoff. Besonders die letztere wird an wenigen Stellen Europa's ein ähnliches Völkergemisch wieder finden, wie es hier die Geschichte zusammengebracht hat: Walachen, Griechen, Bulgaren, Serben, Albanesen, Türken und spanische Juden wohnen hier nebeneinander, und in der Umgebung Saloniki's gibt es auch deutsche Kolonisten. Saloniki dürfte sicherlich noch für den Weltverkehr eine hohe Bedeutung erlangen. Die Lage dieses Hafens in dem Mündungsgebiete der makedonischen Ströme ist eine bevorzugte; längs des bedeutendsten derselben, des Vardar, dringt die über Uesküb verlaufende Eisenbahn in das Innere ein, und es ist zweifellos, daß dieser Schienenweg berufen ist, einen großen Theil des Orientverkehrs von den gegenwärtigen Hauptwegen abzuleiten. Wien-Pest-Saloniki, das ist die kürzeste von Deutschland nach dem östlichen Mittelmeer und damit nach Suez führende Linie, und diese offen zu halten, wird ein Hauptbestreben zukünftiger deutscher Politik sein müssen. — Der schlichte, warme, durch seine Unmittelbarkeit fesselnde Vortrag erntete dem Redner lebhaften Beifall, und der Vorsitzende, Hr. Prof. Dr. Oberhummer, sprach dem Gaste den Dank der Gesellschaft für seine in so vieler Hinsicht interessanten Darbietungen aus.

-rt. **Nochmal die grüne Sonne.** Zu der auch in dieser Beilage (Jahrg. 1898, Nr. 255) in Kürze erwähnten, dem französischen Schiffskommandanten Mr. H. de Maubeuge jüngst im Rothen Meer geglückten Beobachtung, wonach die Sonne bei ihrem Aufgang über dem Massiv des Sinai während kurzer Zeit in reinem smaragdgrünen Lichte glänzte, hat Mr. Piot-Bey der Pariser Akademie der Wissenschaften einige weitere interessante Mittheilungen gemacht, denen wir die nachfolgenden Zeilen entnehmen: „Wenige Gegenden scheinen zur Beobachtung der grün leuchtenden Sonne so geeignet zu sein wie Aegypten. Am Nildelta nicht minder wie in Alexandrien oder Suez, kurz, in ganz Unterägypten ist diese merkwürdige Erscheinung trotz ihrer kurzen Dauer stets mit großer Sicherheit, und zwar sowohl beim Aufgang als auch beim Untergang der Sonne wiederholt beobachtet worden. Ist im allgemeinen die Färbung meist bei Sonnenaufgang eine intensivere, so scheint das Phänomen hingegen bei Sonnenuntergang, wo ihm der Beobachter mit mehr Ruhe folgen kann, von etwas längerer Dauer zu sein, und es kommt im letzteren Falle nicht selten vor, daß die Färbung der letzten Strahlen der untergehenden Sonne vom Smaragdgrün noch in lebhaftes Blau übergeht. Der englische Aegyptologe Mr. William Groff hat wie Mr. Piot-Bey (nach Groffs Veröffentlichungen im „Bulletin de l'Institut égyptien“) weiter mittheilt, diese blaue Färbung der Sonne auch oft bei Sonnenaufgang, der grünen Färbung unmittelbar vorangehend, gesehen. Mr. Groff, der gewöhnlich in der Nähe der Ruinen

von Memphis (bei Kairo) beobachtet hat, ist sogar der Ansicht, daß auch die alten Aegypter schon nicht selten Zeugen dieses schönen Naturschauspiels gewesen sind. Einen Beweis hievon findet er in der Thatsache, daß auf einer großen Anzahl von Denkmälern, besonders auf einer aus der fünften Dynastie stammenden Stele, das ideographische Silbenzeichen „kha", das aus fünf konzentrischen, nach oben konvexen Kreisbögen besteht und die aufgehende Sonne darstellt, auf dem äußeren Bande blau und auf den beiden folgenden inneren Bändern grün gefärbt ist. Zieht man in Betracht, daß die alten Aegypter in den Naturwissenschaften überhaupt, besonders aber in der Astronomie schon auf einer beträchtlichen Höhe standen, so wird man Mr. Groffs Ansicht durchaus beipflichten müssen. Dies umsomehr, als das Phänomen der grünen und blauen Sonne gerade in der Umgebung von Memphis, einer der großen Hauptstädte des altägyptischen Reichs, sich am häufigsten zeigt und als eine so bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit ihres Gottes Rah den ägyptischen Priestern, denen die Pflege der Wissenschaften in erster Linie oblag, kaum entgangen sein dürfte. Uebrigens hat Mr. Groff auch in altägyptischen Schriften mehrere Andeutungen hinsichtlich der grünen Färbung der Sonne bei ihrem Aufgang gefunden, da in denselben die im Horizont stehende Sonne wiederholt mit einem kostbaren, smaragdgrünen Edelstein, „Mafek" genannt, verglichen wird. Wie es sich nun im übrigen mit diesen alten Beobachtungen der Grün- und Blaufärbung der Sonne nahe dem Horizont auch immer verhalten mag, soviel steht für uns fest, daß, wie auch schon M. de Maubeuge betonte, die von diesem zuletzt beobachtete Erscheinung eine völlig objektive ist, daß zu ihrer Entstehung der Meereshorizont ohne Belang und daß endlich bei den Beobachtungen derselben keinerlei Suggestion mit untergelaufen ist.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** 8. Dezember. Gesammtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. **Weinhold** las über syntaktische Erscheinungen in der schlesischen Mundart. Nach einer allgemeinen Einleitung wurde der pleonastische Gebrauch der Konjunktionen daß und und behandelt. — 15. Dezember. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. **Van 't Hoff** las eine mit den HH. **Perry Williams** und Dr. **Meyerhoffer** bearbeitete zehnte und elfte Mittheilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers. Die erste Mittheilung bezieht sich auf das Auftreten von Kaliastrakanit (Leonit) bei 25 Grad unter den bei der natürlichen Salzbildung vorliegenden Umständen. Die zweite Mittheilung gibt die Löslichkeitsdaten, erforderlich zur Feststellung der Krystallisationsbahnen und des Krystallisationsendpunktes, bei Anwesenheit von Magnesiumchlorid, Kaliumsulfat, Magnesiumsulfat, Kaliumchlorid und deren Doppelsalzen, bei gleichzeitiger Sättigung an Chlornatrium bei 25°. Hr. **Engler** legte eine Abhandlung des Kustos am kgl. Botanischen Museum hierselbst, Hrn. Prof. Dr. K. **Schumann**, vor: Die Verbreitung der Cactaceae im Verhältniß zu ihrer systematischen Gliederung. Im ersten Theile der Abhandlung wird das bisher herrschende, vor 50 Jahren von Pfeiffer und dem Fürsten Salm-Dyck durchgeführte, mit mannichfachen Mängeln behaftete System kritisch beleuchtet und an dessen Stelle ein neues aufgestellt, an dessen Anfang die Peireskioideae Platz finden. Ihnen stehen als zwei gleichwerthige Seitenzweige gegenüber die Opuntioideae und Cereoideae, welche letzteren die mannichfachste Gliederung erfahren haben und auch die Rhipsalideae umfassen. In drei weiteren Theilen wird die geographische Verbreitung der Gattungen und Arten von verschiedenen Gesichtspunkten aus eingehend behandelt. Schließlich wird dargethan, daß die Cactaceae der Reihe der Centrospermae näher stehen als einer anderen. — Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. **Brunner** las über die Schranken der Vergabungsfreiheit in den Rechten der Langobarden, Oberdeutschen und Thüringer und in nordgermanischen Rechten. Die Untersuchung faßt zunächst jene germanischen Rechte ins Auge, welche die Vergabung eines Kopftheiles entweder schlechtweg oder doch zum Seelenheile gestatten. Von diesen werden das langobardische, das bayerische, das alemannische, das gotländische Recht, die gotischen und die dänischen Rechte besprochen. Vermuthlich ist auch das thüringische Recht dahin zu zählen. Die übrigen germanischen Rechte bleiben einer später vorzulegenden Abhandlung vorbehalten. Hr. **Conze** legte im Namen des Archäologischen Instituts die dritte und Schlußlieferung der architektonischen Studien von **Sergius Iwanow** vor. Die Lieferung behandelt die Caracalla-Thermen und ist von Hrn. Christian **Hülsen** mit ausführlichem Text versehen. Mit dem Erscheinen dieser Lieferung sind die testamentarischen Bestimmungen Iwanows nunmehr so weit erfüllt, daß der Zinsertrag, abgesehen von einem für die römische Institutsbibliothek bestimmten Betrag, fortan zwischen der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften und dem kaiserlich deutschen Archäologischen Institut getheilt zur Verwendung kommen wird, seitens der russischen Akademie zu Preisen für naturwissenschaftliche Werke, seitens des deutschen Instituts zu Ausgrabungsuntersuchungen.

KC. **San Francisco,** 19. Dez. Neue Experimente mit drahtloser Telegraphie. Der in Amerika bereits seit längerer Zeit durch interessante Versuche gut bekannte Elektriker Vandenrillen hat soeben eine Reihe der erfolgreichsten Vorführungen seiner neuesten Erfindung auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie beendet. In der Hauptsache laufen dieselben darauf hinaus, daß der Erfinder nicht nur ohne jede andere Leitung als die Luft seine Meldungen von dem Gebe- nach dem Nehme-Apparat führt, sondern seinen elektrischen Strom dabei auch nach Holzwände und Backstein-Mauern durchdringen und trotzdem unbeschädigt im Aufnehme-Apparat eintreffen läßt. Bei den Versuchen wurde der Transmissions-Apparat (der „Geber") auf einem Dache aufgestellt, während der zur Aufnahme der Meldungen des ersteren bestimmte Aufnahme-Apparat (der „Nehmer") mehrere hundert Fuß entfernt auf einem anderen Dach aufgestellt war. Jeder Punkt und jeder Strich wurden vom „Nehmer" sofort und ausnahmslos korrekt aufgenommen. Die Entfernung ward darauf allmählich und in immer weiteren Zwischenräumen vergrößert, ohne daß die sofortige und durchaus korrekte Transmission dadurch im geringsten gelitten hätte. Schließlich ward der Nehmer jenseit einer hohen Backsteinmauer, die ihn also von dem „Geber" vollständig trennte, aufgestellt. Das Ergebniß war genau dasselbe in jeder Beziehung befriedigende, die Transmission fehlerlos und vollständig. Jede Bewegung des Transmissionsschlüssels wurde sofort vom „Nehmer" fast in demselben Augenblick zurückgegeben.

* **München.** Der hier lebende Sinologe Prof. Dr. Fr. **Hirth** ist von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zum korrespondirenden Mitglied ernannt worden.

* **Jena.** Am 22. d. M. erfolgte die feierliche Einweihung des neuen Gebäudes des pädagogischen Universitätsseminars, bei der dessen Leiter, Professor Dr. **Rein**, die Festvorlesung hielt. Die Universität Jena ist die einzige deutsche Hochschule, die eine derartige Anstalt besitzt.

* **Berlin.** Die an der Technischen Hochschule in Charlottenburg von dem verstorbenen Wirklichen Geheimen Admiralitätsrath Prof. A. **Dietrich** innegehabte Lehrstelle für Konstruktion der Kriegsschiffe ist dem Marine-Oberbaurath **Brinkmann**, unter gleichzeitiger Ernennung desselben zum Mitglied des Kollegiums der Abtheilung für Schiff- und Schiffsmaschinenbau, übertragen worden.

* **Paris.** Wie schon telegraphisch gemeldet wurde, ist am 25. d. M. der Dichter **Georges Rodenbach** im Alter von 44 Jahren gestorben. Er war ein geborener Belgier und veröffentlichte seine ersten Werke: „Le foyer et les champs" und „La Belgique, poème historique" in Brüssel. In den achtziger Jahren siedelte er nach Paris über, wo er sich dem Kreise Goncourts anschloß. Hier entstanden seine Dichtung in Versen: „Le règne du silence" und der melancholisch angehauchte Roman „Bruges la morte". Ferner schrieb Rodenbach „Musée de Beguines", die Novelle „La vocation" und die Gedichtsammlung „Les vies encloses".

An der Comédie Française gelangte vor 3 Jahren sein Einakter in Versen „Le voile“ zur Aufführung.

* **St. Petersburg.** Am Sonnabend, dem 24. d. M., wurde hier der Kongreß der russischen Klimatologen, Balneologen und Hydrologen in Anwesenheit des Ehrenpräsidenten, Großfürsten Paul Alexandrowitsch, der Prinzessin Eugenie von Oldenburg, sowie des Landwirthschaftsministers eröffnet. Der Kongreß tagt bis zum 28. d. M.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Jahrgang 1898. Bd. XXIX. München, Verlag des Alpenvereins 1898. — Dr. Cölestin Wolfsgruber: Franz I. Kaiser von Oesterreich. Zwei Bände. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1899. — Wilhelm Graf: Leben im Leben. Gedichte. Worms, Julius Stern 1898. — Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser 1899. 49. Jahrgang. Gotha, Justus Perthes. — Gothaischer Genealogischer Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch 1899. 136. Jahrgang. Ebd. — Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser 1899. 72. Jhrg. Ebd. — L. v. Ditfurth und A. Liebel-Monninger: Zu Nürnberg. Zehn Geschichten aus alter und neuer Zeit. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1898. — Heinrich v. Kleist: Der zerbrochene Krug. Illustrationen von Adolf Menzel. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Theodor Lipps: Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1899. — Ludwig Fulda: Herostrat. Tragödie in fünf Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1899. — Julius Rittershaus: Emil Rittershaus. Nach selbstbiographischen Aufzeichnungen und nach Erinnerungen. Leipzig, Ernst Keil Nachf. 1899. — Karl Böttcher: Aus geweihten Landen. Studienfahrten durch Palästina, Syrien und die Sinai-Halbinsel. 2. Auflage. Leipzig, Bernhard Franke. — A. Seidel: Transvaal, die südafrikanische Republik. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1898. — Otto v. Leitgeb: Psyche. Novellen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899. — Dr. Adalbert v. Hanstein: Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. I. Bd. Leipzig, Freund u. Wittig 1898. — Dr. Hermann Paull: Die Frau. Ein gemeinverständliches Gesundheitsbuch. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1899. — H. Oehmke: Maienfrost. Novelle. Breslau, S. Schottländer. — Dietrich Theden: Frauenliebe. Novellen. Ebd.

---

* **Neue Kataloge:** Th. Ackermann, München: Antiquarischer Katalog, Nr. 448: Bayer. Geschichte; Nr. 452: Philosophie; Antiquar. Anzeiger, Nr. 166: Staats- und Rechtswissenschaft. — Monthly Bulletin of books added to the *Public Library of the City of Boston*. Vol. III. Nr. 6—11. — Ernst Carlebach, Heidelberg: Antiquar. Verzeichniß, Nr. 227—230. — Karl W. Hiersemann, Leipzig: Katalog Nr. 206: Kunst des XIX. Jahrh.; Nr. 208: Trachten aller Zeiten und Völker; Nr. 209: Spanien. — J. Ricker, Gießen: Antiquar. Katalog Nr. 29—31: Bibliothek Jürgen Bona Meyer. — Georg Hirths Publikationen. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Verzeichniß des Bücherverlags 1898. — Oskar Gerschel, Stuttgart: Bücheranzeiger XXII. 1899. — Mayer u. Müller, Berlin: Bücherverzeichniß Nr. 168: Klassische Philologie. — Rich. Löffler, Dresden-A.: Katalog Nr. 3: Philosophie. — Wilhelm Jakobsohn u. Cie., Breslau: Antiquar. Katalog Nr. 149b und 150c. — Verlag vorm. J. F. Richter, Hamburg: Hamerling-Katalog mit kurzer Lebensskizze des Dichters von Dr. Michael Maria Rabenlechner. — G. Danner, Mühlhausen i. Th.: Rathgeber bei Veranstaltungen von Vergnügungen und Festlichkeiten für Verein und Familie. 8. Ausg. — G. Lissa, Berlin: 24. Lagerkatalog 1898. — S. Calvary u. Cie., Berlin: Antiquar. Anzeiger Nr. 44: 1848. — Herder, Freiburg i. B.: Mittheilungen Nr. 6. — Richard Jordan, München: Katalog Nr. 20: Physik. — M. Spirgatis, Leipzig: Verzeichniß des antiquar. Bücherlagers Nr. 62—64. — A. Fontemoing, Paris: Catalogue général. 1891. — B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen. 31. Jahrg. Nr. 4. — Max Harrwitz, Berlin: Flugblätter, Einblattdrucke, Streitschriftenkatalog. — B. Seligsberg, Bayreuth: Katalog Nr. 243. — Paul Parey, Berlin: Empfehlenswerthe Bücher für Förster und Jäger. — C. H. Beck (Osk. Beck), München: Verzeichniß neuer Verlagswerke. — E. S. Mittler u. Sohn, Berlin: Verzeichniß der Werke über Land- und Seemacht, sowie über Kolonien 1789—1898. — Bern. Seeber, Florenz: Antiquar. Katalog 1898. Nr. 7: Ital. Literatur und Geschichte. — G. Kende, Wien: Antiquar. Büchermarkt. Nr. 8; Kunstkatalog Nr. XXX.; Autographenverzeichniß Nr. 31. — Katalog der Deutschen Aquarellausstellung in Düsseldorf. — Oskar Gerschel, Stuttgart: Katalog Nr. 62 und 63: Kunst, Kunstgewerbe ꝛc. — C. Freiesleben's Nachf. (G. Rettig), Straßburg: XXIX. Verzeichniß des antiquarischen Lagers. — F. A. Brockhaus, Leipzig: Mittheilungen. Nr. 1, 1898. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Konzerthandbuch. I. Militärmusik. — K. W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 215: Künstlerische Bucheinbände. T. Fisher Unwin, London: Illustrirter Katalog.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Reform des deutschen Geldwesens.[1]

Auf Anregung von Prof. Knapp hin unternahm es Karl Helfferich, der sich bereits als Forscher wie als wohlgerüsteter Streiter in währungspolitischen Dingen einen Namen gemacht hatte, die deutsche Münzreform seit 1871 eingehend darzustellen. Eine Frucht mühevoller mehrjähriger Arbeit, liegt jetzt das zweibändige werthvolle Buch vor. Schon auf Grund der gedruckten Veröffentlichungen, die Helfferich gewissenhaft verwerthet hat, ließ sich eine verdienstvolle geschichtliche Zusammenstellung geben. Helfferich hatte jedoch das Glück, daß ihm auch amtliches, bisher geheim gehaltenes Material vom Reichsschatzamt und von der Reichsbankverwaltung zur Verfügung gestellt wurde, ebenso daß ihn die noch heute lebenden Mitarbeiter bei der deutschen Münzreform, Dr. Ludwig Bamberger und Staatsminister a. D. v. Delbrück, mit Informationen unterstützten, und daß er den währungspolitischen Briefwechsel zwischen Bamberger und Soetbeer benutzen konnte. Manche andere durch ein reiches Aktenmaterial unterstützte nationalökonomische Schriftsteller sind Opfer des trefflichen Materials, das zu Gebote stand, geworden. Ihre Selbständigkeit schmolz dahin. Ungleich diesen Schriften ist Helfferichs Arbeit nirgends eine kritiklos bewundernde äußerliche Wiedergabe von Regierungsanordnungen, nirgends bloßer Aktenauszug. Das Material ist geistig verarbeitet. Mit klarem theoretischen Denken werden etwaige Irrthümer, auch wenn sie in amtlichen Aeußerungen zutage treten, bloßgelegt. Das statistische Material wird nach Möglichkeit zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit amtlicher Maßnahmen verwerthet. Dies ist mit Freude zu begrüßen. Denn der wahre Patriotismus fordert, daß wir die Fehler, die irgend einmal in Deutschland gemacht worden sind, ebenso gründlich für unsre Belehrung erforschen, als die erfolgreichen Maßnahmen, deren wir uns mit Freuden rühmen. Es ist ein wissenschaftliches Bedürfniß befriedigt, daß diese Methode hier auf die Darstellung derjenigen vielumstrittenen währungsgeschichtlichen Vorgänge angewendet worden ist, die mit Deutschlands Uebergang zur Goldwährung zusammenhängen.

Allerdings ist es nicht gerade verlockend, die Lektüre zweier Bände von insgesammt 1000 Seiten über solch einen spröden Stoff zu beginnen. Ich möchte es auch nicht als besonderes Verdienst preisen, daß Jemand 1000 Seiten braucht, um im wesentlichen Vorgänge eines einzigen Jahrzehnts (1870—1880) aus einem Theilgebiet der deutschen wirthschaftlichen Entwicklung zu erzählen. Nachdem das Werk einmal so umfangreich geworden ist, wäre es jedenfalls mit herzlicher Freude zu begrüßen, wenn Helfferich ein kurzgefaßtes Buch als Auszug seinen zwei großen Bänden folgen ließe, etwa wie es der Franzose d'Avenel mit seiner Geschichte des Grundeigenthums und der Preise gethan hat. Ebenso hätte gewiß mancher Leser, wie ich, es angenehm empfunden, wenn Helfferich durch Beigabe eines alphabetischen Nachschlageregisters sein Buch handlicher für den täglichen Gebrauch gemacht hätte. Aber dies soll nicht abhalten, anzuerkennen, daß die formelle Anordnung des Stoffes gelungen und die Darstellung fließend und äußerst lesbar ist. Im zweiten Bande, dem Depot für Materialablagerung, wird in sechs Exkursen statistisches Material, sowie der Wortlaut einiger bisher unbekannter Dokumente zur Gesetzgebung von 1871—1873 mitgetheilt; ferner wird daselbst eine Reihe von wichtigen Einzelfragen eingehend erörtert, bei denen im Laufe der geschichtlichen Hauptdarstellung allzulange zu verweilen aus stilistischen Rücksichten nicht thunlich erschien. Der wichtigste dieser Exkurse bezieht sich auf die Frage der Verwerthung des bei der Währungsreform übernommenen deutschen Silbers, insbesondere auf die berühmte Frage, welchen Einfluß die deutschen Silberkäufe bis 1879 auf den Silbermarkt geübt haben.

Der ganze erste Band ist der fortlaufenden Darstellung der Geschichte der Währungsreform seit 1871, sowie auch der vorausgegangenen Ereignisse, die zu dieser führten, gewidmet. Mit Recht untersucht Helfferich zunächst die deutschen Münzzustände vor Begründung des heutigen Deutschen Reiches, sowie die internationalen Währungszustände, die um 1870 herrschten. In der internationalen Entwicklung beanspruchte damals Frankreich besonderes Interesse. Vor allem wichtig sind die verschiedenen Feststellungen über das Wachsen der goldwährungsfreundlichen Tendenzen in Frankreich bis 1870. Bekanntlich hat über dies Thema bereits in der deutschen Silberkommission 1894 eine Auseinandersetzung zwischen Dr. Bamberger und Dr. Arendt stattgefunden. Für Frankreich war der Antheil des Goldes am Münzbestand zwischen 1850 und 1870 immer wichtiger geworden. Man stand 1870 nahe der Entscheidung, ob bei leise sinkendem Silberpreis die Doppelwährung mit der Goldwährung zu vertauschen sei. Nach dem Kriege nimmt Deutschland in der internationalen Entwicklung die günstige währungspolitische Gelegenheit wahr, welche Frankreich mit mehrjährigem Berathschlagen versäumt hatte. Es handelt sich für Deutschland um folgende Punkte: statt der Vielgestaltigkeit des Münzumlaufs soll einheitliches Geld, statt der alten Rechnungseinheiten sollen diejenigen des Dezimalsystems eingeführt werden; endlich soll den zwei fühlbaren Uebelständen, die innig zusammenhingen, gesteuert werden, nämlich daß es so gut wie keinen Umlauf von Goldmünzen, dafür aber ein Uebermaß von kleinen Banknoten und Staatszetteln im Verkehre gab. Die Herstellung der Einheitlichkeit nach Grundsätzen des Dezimalsystems wäre ohne Währungsänderung, d. h. als Münzreform mit Beibehaltung der herrschenden Silberwährung, denkbar gewesen: die Ver-

[1] Karl Helfferich: Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reiches. Leipzig 1898. 2 Bände.

drängung des kleinen papierenen Umlaufs dagegen erforderte erstens, daß Hand in Hand mit der Münzreform die Reform der Staatskassenscheine und Banknoten bewirkt wurde, zweitens, daß man statt der Silberwährung eine neue Währung einführte, die die Möglichkeit eines stetigen Umlaufes von Goldmünzen verbürgt. Wie der Entschluß, zur Goldwährung überzugehen, trotz manches Widerstandes schließlich durchdringen mußte, wie sich ferner schrittweise die Gesetzgebung über Münzwesen, Papiergeld und Zettelbankwesen 1871—1875 entwickelte, wird uns mit Klarlegung des Antheils der einzelnen ausschlaggebenden Personen, sowie von deren Taktik klargelegt. Diese Ausführungen Helfferichs haben einen Werth, der über das münztechnische und wirthschaftliche Gebiet weit hinausgeht. Das Studium dieses Themas ist jedem zu empfehlen, der sich für politische Untersuchungen über die Wichtigkeit von Parlamenten interessirt. Was wäre aus der Währungs-, Papiergeld-, Bankreform geworden, wenn man den Reichstag und dessen Einfluß damals entbehrt hätte? In Regierungskreisen standen sich die, welche die Gedanken der Reform klar erfaßten, und die Mächte des Widerstands so gleich stark gegenüber, daß ohnehin mancher nothwendige Schritt verspätet geschah, manches andere aber ohne das Drängen des Reichstags von den Freunden der Reform gar nicht durchgesetzt worden wäre. Die Währungsreform überhaupt wäre nicht glücklich durchgeführt worden, wenn wir nicht auf das Drängen des Reichstags hin wenigstens von 1876 ab eine Reichsbank bekommen hätten. Das schwierigste Problem, die rechtzeitige Abstoßung des Silbers, wäre viel leichter zu lösen gewesen, wenn Bambergers Rathschlägen und den Wünschen des Reichskanzleramts entsprechend, bereits bei Beginn der Münzreform die Reichsbank geschaffen worden wäre. Im Bundesrath trat Bayern bereits 1873 nachdrücklich für eine Reichsbank ein.[1]) Bayerns Anschauung wurde jedoch von Preußen längere Zeit mit Erfolg bekämpft. Preußens Finanzminister setzte ferner durch, daß der Bankgesetzentwurf, den endlich im Herbst 1874 die verbündeten Regierungen dem Reichstage vorlegten, von einer Reichsbank kein Wort enthielt. Die Reichsbank wird dem Reichstag verdankt. Die Reichstagsmajorität, in Währungs- und Bankfragen damals von Bamberger geführt, gab in einer Menge wichtiger Fragen, wie Helfferich im einzelnen nachweist, erst den Vertretern des Reichskanzleramts, Delbrück und Michaelis, den Rückhalt, dessen sie bedurften, um demjenigen Partikularismus entgegenzutreten, den Preußens Stimmen im Bundesrath vertraten. Der Reichskanzler Fürst Bismarck war nicht in den Details der Währungsfragen Fachmann und übte prinzipiell in solchen Dingen seinen Einfluß möglichst wenig aus. Die preußische Politik in dieser Frage wurde von Camphausen beherrscht. Dessen Stolz war, daß dem preußischen Fiskus Vortheile und keine Opfer zutheil wurden. Es war die preußische Tradition aus den früheren schmalen Zeiten; die Beibehaltung derselben angesichts der neuen großen Aufgaben im Reiche bewirkte, daß zwar mit kleinen Mitteln einige Millionen für Preußen herausgeschlagen wurden, daß diese kleinen Gewinne aber dem Reiche und der Volkswirthschaft später das Zehnfache an Opfern kosten sollten.

Die schwierigsten Probleme der Währungsreform waren: nicht die Goldbeschaffung, sondern die Abstoßung des überschüssigen Silbers, ferner die Fürsorge, daß die Milliardenzahlung nicht eine Ueberfüllung Deutschlands mit Zahlungsmitteln, eine sogenannte Inflation, zur Folge habe. Beide Probleme sind nicht so rasch und vollkommen gelöst worden, wie es möglich gewesen wäre.

[1]) Vergl. über Bayerns Motiv Bd. 1, S. 244.

Um die nicht unbeträchtlichen Zinsen der Schuld zu sparen, wurden die Milliarden nicht zunächst zur Einlösung des Papiergelds, sondern zur schleunigen Heimzahlung der verzinslichen Kriegsanleihen verwendet. Das Papiergeld kostete keine Zinsen, deßhalb erschien dessen Tilgung weniger dringlich. An Papiergeld hatten andere Staaten pro Kopf mehr als Preußen ausgegeben, deßwegen befürwortete der preußische Finanzminister, daß die Einzelstaaten die Kosten der Tilgung ihrer Papiergeldschuld tragen sollten. Hiegegen herrschte wieder im Bundesrath Abneigung. Die schlimme Folge war, daß der Papierumlauf in der Gründerzeit bestehen blieb, und daß die Gläubiger der Kriegsanleihen — mangels sicherer anderweitiger Gelegenheit zur Kapitalanlage — sich am Ankauf spekulativer Papiere reichlich betheiligten.

Das andere Problem, die Abstoßung des Silbers, wurde durch Zögern der Regierung erheblich schwieriger gestaltet. Die baldige Abstoßung des Silbers war von Bamberger seit Beginn der Münzreform gefordert. Die Regierungen, geführt vom damaligen preußischen Finanzminister, ließen das Jahr 1872 und den größten Theil des Jahres 1873 ungenutzt verstreichen. Von Bambergers Vorschlag, Münzscheine auszugeben, wurde kein Gebrauch gemacht. Die Reichstagsmehrheit war geneigt, von Anfang an der Regierung zur Deckung der Kosten der Währungsreform einen Kredit zu bewilligen. Camphausens ursprüngliches Programm war demgegenüber, die Einziehung der Silbermünzen sei Landessache und die Silberfrage sei spielend zu lösen. Später verzögerte sich auch durch Süddeutschlands, insbesondere Bayerns langsames Vorgehen die Einziehung der Gulden bis spät ins Jahr 1875 hinaus.[1]) Die zwei Fehler, die bei der Münzreform gemacht wurden, die Verspätung der Silberabstoßung und vorher die zeitweilige Ueberfüllung Deutschlands mit Zahlungsmitteln 1873—1874, werden eingehend bei Helfferich untersucht. Das Studium der Vorgänge Ende 1874 und anfangs 1875, insbesondere das Studium der Ursachen der ersten Goldausfuhren und der im Mai 1875 bis in Höhe von $\frac{1}{2}$ Proz. in Deutschland bewilligten Goldprämie [2]) dürfte vor allem für Oesterreicher, Russen und Japaner lehrreich sein, wenn sie von Deutschlands Beispiel sich warnen lassen und lernen wollen, welche Discontopolitik beim Uebergang zur Goldwährung zu vermeiden ist.

So klar es wird, daß insbesondere die Aufgabe der Silberveräußerung von der Regierung nicht rechtzeitig voll gewürdigt worden ist, so sehr muß andrerseits nach Helfferichs Darstellung anerkannt werden, daß man von 1876 bis 1879 mit Geschick und leidlichem Erfolg das früher Versäumte nachzuholen versucht hat. Um die hier in Betracht kommenden Momente zu würdigen, müssen wir etwas weiter zurückgreifen und außer Helfferichs eben citirtem Werke eine Besprechung desselben, die Prof. Lexis in Conrads Jahrbüchern im Juliheft 1898 veröffentlicht hat, sowie die zwischen Arendt und Helfferich seit Erscheinen des Helfferich'schen Buchs geführte Polemik[3]) mitberücksichtigen.

Die orthodox bimetallistische Auffassung über die Silberentwerthung lautet: Bis Anfang September 1873, d. h. so lange an der Pariser Münze keinerlei Beschränkung der Silberprägung verfügt war, sei eine unbegrenzte Nachfrage nach Silber zu festem Preise vorhanden gewesen. Eine Silber-

[1]) Vergl. Bd. I, S. 374, 387.

[2]) Vergl. Bd. I S. 378.

[3]) Vgl. hiezu Arendts Aufsatz „Helfferich wider Arendt" in „Der Bimetallist", Monatsschrift 1898, S. 417 ff. und K. Helfferich, „Deutschlands Münzreform und die Silberentwerthung". 1898 Stuttgart. In seinem großen Buch hat Helfferich mit Recht polemische Auseinandersetzungen möglichst vermieden.

entwerthung sei damit unmöglich gewesen. Deutschland sei schuld daran, daß die bis dahin der Doppelwährung huldigenden Staaten des lateinischen Münzbundes „der Invasion der preußischen Thaler“ entgegentreten mußten. Hiezu hat speziell Dr. Arendt 1880 die weitere — nicht allen Bimetallisten zur Last zu legende — Behauptung beigefügt: Lediglich die deutsche Münzreform sei die Ursache der damaligen Silberentwerthung, und nur durch die deutschen Silberverkäufe direkt sei die — durch die Folgen der deutschen Münzreform überhaupt ermöglichte — Silberentwerthung herbeigeführt.[1])

Mit Helfferich halte ich es für sehr wichtig, demgegenüber zu betonen, daß die sinkende Tendenz des Silberpreises (nur 1870 und 1871 unterbrochen) vom Jahre 1867 an bereits wahrnehmbar ist. (Vgl. Bd. II, S. 333, 334, 16.) Die durchschnittlichen Jahrespreise des Silbers lauten:

1866	$61\frac{1}{8}$ d
1867	60 [illegible]/16 d
1868	$60\frac{1}{2}$ d
1869	$60\frac{7}{16}$ d
1870	$60\frac{11}{16}$ d
1871	$60\frac{1}{2}$ d
1872	$60\frac{5}{16}$ d
1873	$59\frac{1}{4}$ d

Als höchste in einem Jahre bewilligte Preise kommen — das ist nicht zu leugnen — 1867—1872 noch Sätze vor, die von $60\frac{3}{4}$ d (1870) bis $61\frac{1}{4}$ (1867) geschwankt haben. Die Erschütterung des Silbermarktes zeigt sich aber darin, daß als niedrigste Preise, die für wirklich verkauftes Silber bewilligt wurden, folgende Ziffern begegnen:

1866	$60\frac{3}{8}$ d
1867	$60\frac{3}{8}$ d
1868	$60\frac{1}{8}$ d
1869	60 d
1870	$60\frac{1}{4}$ d
1871	$60\frac{3}{16}$ d
1872	$59\frac{1}{4}$ d

Helfferich hebt völlig anschaulich die wichtigsten Momente hervor, welche für die Bewegung des Silberpreises 1867 bis 1872 in Betracht kommen. Zwei Bemerkungen möchte ich jedoch noch hinzufügen: Erstens wird es noch eine Aufgabe der künftigen Forschung sein, nachzuprüfen, ob überhaupt 1871 und 1872 die bimetallistische Verfassung der lateinischen Münzunion von Einfluß auf den Silbermarkt sein konnte, da nicht nur Italien, sondern auch Frankreich in Papierwirthschaft steckte. Zweitens hat Helfferich nicht bemerkt, daß zwar $59\frac{1}{4}$ d der niedrigste Preis ist, zu welchem 1872 Silber verkauft wurde, daß aber im November 1872 Silber, welches noch billiger, nämlich zu $59\frac{1}{8}$ angeboten war, zunächst unverkäuflich geblieben ist.[2]) Auch noch bezüglich einer anderen[3]) jene Zeit betreffenden Ausführung Helfferichs dürfte ein Vorbehalt zu machen sein. Helfferich erklärt, Niemand habe bei Beginn der deutschen Münzreform daran gezweifelt, daß die Annahme der Goldwährung in einem oder mehreren der wichtigsten Staaten Europa's das Silber mehr oder weniger entwerthen müsse. Finanzielle Verluste mußten demgemäß — so fährt er fort — beim Währungswechsel von Deutschland vorausgesehen werden. Was Helfferich hier als von Niemand bezweifelt ansieht, wurde allerdings 1869 von Soetbeer nicht bezweifelt. Die gleiche Meinung vertrat seit Beginn der Münzreform Bamberger. Aber Jemand, auf den sehr viel ankam, hat die Silberentwerthung nicht rechtzeitig vorausgesehen und auch geglaubt, ohne erhebliche finanzielle Opfer auszukommen, nämlich die Regierung. Insbesondere motivirte sie 1871 die Annahme des Verhältnisses von $1:15\frac{1}{2}$ damit, daß „ein Graviliren der Marktpreise der Edelmetalle nach diesem gegenseitigen Werthverhältnisse hin für längere Zeit gesichert erscheine.“

Besonders trefflich gelungen sind im übrigen Helfferichs Ausführungen darüber, daß es ein irreführendes Argument der Bimetallisten ist: lediglich um sich der preußischen Thaler zu erwehren, habe Frankreich im September 1873 das bimetallistische Prinzip preisgeben müssen.[1]) Ebenso halte ich es für sehr dankenswerth, daß Helfferich, indem er genau die Zeitpunkte der einzelnen Silberverkäufe Deutschlands feststellt und mit der Marktlage vergleicht, die Uebertreibung Arendts zurückgewiesen hat, als ob bis 1879 die Maßregeln Indiens keinerlei Einfluß und die deutschen Silberverkäufe alle Schuld am Sinken des Silberpreises gehabt hätten. Helfferich weist nach, wie sich 1876—1879 die deutsche Regierung bemühte, bei sinkender Nachfrage ihr Angebot zurückzuhalten und nur bei steigendem Preise zu verkaufen, während die indische Regierung beim Verkauf von Council-Bills die Lage des Marktes nicht berücksichtigte. Er weist nach, wie Arendts Darstellung der den Silbermarkt 1876—1879 bestimmenden Faktoren bedenkliche Mißverständnisse,[2]) recht bedenkliche Druckfehler[3]) und infolgedessen Fehlschlüsse enthält. Das Ergebniß ist eine Berichtigung weitverbreiteter Meinungen, die sich auf Arendts 1880 erschienenes Buch stützten. Gelegentlich seiner Erörterungen über die Lage des Silbermarkts 1876—1879 und über die verschiedenen Schätzungen des Thalervorraths legt übrigens Helfferich dar, daß die beleidigenden Vorwürfe, welche 1880 der heutige Hauptwortführer der deutschen Doppelwährungspartei gegen Soetbeer bona fide erhoben hat, sehr ungerechtfertigt waren.[4])

Der Beurtheilung, die Lexis über Helfferichs Untersuchungen bezüglich der Lage des Silbermarkts 1876—1879 in Conrads Jahrbüchern veröffentlicht hat, trete ich nicht nur insoweit bei, als Lexis Helfferichs positive Ergebnisse billigt, sondern auch darin, daß ich ebenso wie Lexis die Methode für bedenklich halte, wonach lediglich ziffermäßig untersucht wird, wie viel Silber und Council-Bills in einzelnen Momenten angeboten und verkauft wurden, und hiemit die jeweiligen Preisveränderungen des Silbers unter Zuhülfenahme der Berichte des Londoner „Economist“ verglichen werden. Leicht bleibt hiebei ein Moment unberücksichtigt, das latente Angebot. Wenn Deutschland auch regelmäßig nicht bei sinkendem Marktpreis[5]) verkauft hat, so war allerdings doch die Möglichkeit, daß Deutschland heftiger als

---

[1]) Vgl. Arendt, „Die vertragsmäßige Doppelwährung“, Berlin 1880, S. 103. „Wir haben nicht einmal, wir haben vielmal bewiesen, daß lediglich die deutsche Münzreform die Ursache der Silberentwerthung ist“; S. 76: „Nachdem wir bisher negativ erklärt hatten, weder die Zufuhren aus den amerikanischen Produktionsländern, noch die fälschlich behauptete Abnahme des asiatischen Silberbedarfs führte die Silberentwerthung herbei, kommen wir zu dem positiven Schluß: Wie die deutsche Münzreform durch ihre Folgen die Silberentwerthung überhaupt ermöglichte, so wurde diese durch die deutschen Silberverkäufe und nur durch diese direkt herbeigeführt.“

[2]) Vgl. meinen Aufsatz „Die Ergebnisse der deutschen Silberenquete“ in Schmollers Jahrbuch 1895, S. 1318, Anmerkung 4.

[3]) Vgl. Helfferich, „Reform des Geldwesens“, Band 1, S. 130, 170.

[1]) Vgl. Reform des deutschen Geldwesens, Bd. I, S. 410 ff.

[2]) Es sind die Marktberichte des „Economist“, wo sie bis Mai 1879 vom Einfluß der indischen Council-Bills auf den Silbermarkt sprechen, nicht genügend von Arendt berücksichtigt worden. Vgl. ferner den von Helfferich und Lexis gerügten Irrthum bezüglich der angeblichen amerikanischen Silberbill, bei Arendt, S. 96.

[3]) So insbesondere der Druckfehler auf S. 77 des Buchs „Vertragsmäßige Doppelwährung“, während auf S. 78, S. 63 und S. 71 der Silberpreis für 1877 im wesentlichen richtig angegeben ist.

[4]) Man vgl. Arendt, „Vertragsmäßige Doppelwährung“, S. 102 und S. 24—26, und andererseits Helfferich, „Reform des deutschen Geldwesens“, Bd. I S. 390, Anm. 1, sowie Helfferichs Streitschrift „Deutschlands Münzreform und die Silberentwerthung“.

[5]) Bei sinkendem Preis ist nach Helfferich, Reform u. s. w. Bd. II, S. 341, 349 im Laufe des Jahres 1876 einiges Silber von Deutschland verkauft worden. Vgl. auch S. 311 ff.

es that, den Markt belasten werde, ein Faktor, welcher eine Rolle spielen konnte. Auch ein Angebot bei steigenden Preisen kann den Markt für die Zukunft ungünstig beeinflussen. Die Unsicherheit, wann und wie viel Silber und zu welchem Preise es Deutschland verkaufen werde, ist außerdem ein ziffermäßig nicht meßbarer, aber unter Umständen sehr wirksamer Preisbestimmungsgrund, gerade so wie heute die Erwägung, daß bei gesteigertem Silberpreis eine Mehrproduktion drohe.[1] Wer einmal sich auf die Ziffernmethode und auf die „Economist"-Berichte stützt, ist natürlich verpflichtet, dies so zu thun, daß nichts verschwiegen und möglichst jeder Irrthum vermieden wird. Helfferich hat nachgewiesen, daß dies Arendt in wichtigen Punkten nicht in wünschenswerther Weise gelungen ist. Dies ist ein Ergebniß. Wollen wir aber weiter kommen, so müssen wir zugestehen, daß die Methode, deren Befolgung hier gegenseitig kontrolirt wird, für die positive Feststellung nicht alles leistet. Helfferich hat dies selbst offenbar erkannt. Er betont als wichtigstes positives Ergebniß, daß es eine Vielheit von Ursachen war, welche 1873—1879 die Bewegung des Silberpreises beeinflußt hat und daß nur ein Theil der einwirkenden einzelnen Faktoren quantitativ abmeßbar ist, so daß der Versuch als verfehlt erscheine, einem einzigen dieser Faktoren die Preisgestaltung des Silbers zuzuschreiben.[2] Ich halte dies für völlig zutreffend und trage deßhalb Bedenken, dem Vorgange von Lexis folgend, ziffermäßig abzuschätzen, was z. B. für ein Silberpreis eingetreten wäre, wenn 1873—1878 irgend ein einziger Umstand, z. B. das Verhalten des lateinischen Münzbundes anders gewesen wäre, alle übrigen Faktoren aber genau so gewirkt hätten, wie sie thatsächlich wirkten.

Helfferichs ausführlichere Darstellung geht nur bis 1879, bis zum Termin der Einstellung der Silberverkäufe. Zur Vorgeschichte dieser Maßregel wird einiges mitgetheilt, was bisher nur in einem engsten Kreise von solchen, die sich mit der Währungsfrage speziell beschäftigten, bekannt war. Zum Schlusse bespricht Helfferich kurz die Zeit 1879—1897. Er schildert die Sorgen, in denen die Reichsbankverwaltung 1881 sich befand, als ihr Goldbestand auf durchschnittlich 207 Mill. M. zusammenschmolz. Er schließt mit der Darstellung der günstigen Umgestaltung der währungspolitischen Lage, die seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre eintrat und unsre 1879 unvollendet gebliebene Geldreform zum erfreulichen Abschluß insofern brachte, als unser Umlauf hinlänglich mit Gold gesättigt ist, der Reichsbankbestand an Gold befriedigt und der Bestand von 380 Mill. Mark in Thalern, der uns geblieben ist, einen ungefährlichen Rest aus der früheren Aera bedeutet.

Möge Helfferichs Buch, welches bereits in Fachkreisen lebhafte Anerkennung und zwar mit vollem Recht gefunden hat, auch bei Landwirthen und Geschäftsleuten, sowie bei Politikern, die sich für währungspolitische Dinge interessiren, die verdiente Verbreitung finden.

Walther Lotz.

[1] Es ist auffällig, daß man gar nicht daran gedacht zu haben scheint, für ein Jahr durch öffentliche Erklärung den Maximalbetrag und Minimalpreis des von Deutschland zu verkaufenden Silbers dem Markte gegenüber festzusetzen.

[2] Die Zusammenfassung dieser Gesichtspunkte in maßvoller und zugleich präziser Form finden sich bei Helfferich, „Reform des deutschen Geldwesens", Bd. II, S. 363—371. — Ich möchte auch für die Zeit 1870—1873 übereinstimmend mit Helfferich annehmen, daß eine Vielheit von Ursachen den Silberpreis bestimmt hat, und deßhalb dem Vorgehen Frankreichs im September 1873 nicht ganz so viel Gewicht wie Lexis beilegen.

Die Pflege der Geschichte auf der Düsseldorfer Naturforscherversammlung.

Ein Rückblick.

Die Erkenntniß, daß auch Medizin und Naturwissenschaften der Pflege ihrer Geschichte auf die Dauer nicht entrathen können, dringt in immer weitere Kreise. Daß eine Wissenschaft, die ihre Geschichte vergißt, Gefahr läuft, bald den Charakter der Wissenschaftlichkeit selbst zu verlieren, ist so selbstverständlich, daß man sich fast scheuen muß, es auszusprechen. Was aber auch dem Praktiker die Geschichte seines Faches bieten kann, ist lange verkannt worden und wird noch heute vielfach übersehen, trotzdem es sich auf manchem Gebiete mit bitterer Noth schon fühlbar gemacht hat.

Uns Vertretern dieser Fachgeschichte am Rhein war das lange klar, und als im vergangenen Herbst die Kunde kam, man habe Düsseldorf zum Tagungsorte der 70. Naturforscherversammlung gewählt, war es uns keinen Augenblick zweifelhaft, daß wir auf dieser nach 76jährigem Bestehen noch unbestritten bedeutendsten aller deutschen gelehrten Wanderversammlungen der Geschichte zum Worte verhelfen müßten. Nur der Weg, auf welchem dies zu geschehen habe, konnte zweifelhaft sein. Sollten wir einen der ersten Vertreter unsres Faches in deutschen Landen gewinnen, der in einer der allgemeinen Sitzungen seine Stimme erhöbe und urbi et orbi mit eindringlichen Worten darlegte, wie und warum die Pflege der Historie auch Naturforschern und Aerzten zieme, welche Gefahren ihre Vernachlässigung mit sich bringe und welche Vortheile ihre erneute Bearbeitung, ihr erweiterter Ausbau, ihre möglichst weite Verbreitung zeitigen werde? Wichtige Wahrheiten können ja nicht oft genug und nicht laut genug ausgesprochen werden, aber die Wiederholung ermüdet auch, und was der beredtste Mund unter den deutschen Medicohistorikern, Prof. Theodor Puschmann (Wien), vor einigen Jahren in Heidelberg zur Sache gesprochen hat, konnte in keiner Weise überboten werden. Durfte man uns nicht mit gewissem Rechte zurufen:

> Der Worte sind genug gewechselt,
> Laßt uns nun endlich Thaten seh'n!?

Wir entschlossen uns zur That.

Das Erste, was geschehen mußte, war das Ersuchen an die lokale Leitung der kommenden Versammlung, bei dem Vorstande der Gesellschaft die Schaffung einer „historischen Sektion" zu beantragen. In Berlin und Wien hatte man seinerzeit die Geschichte auch nicht ganz vergessen, sie war aber nur schüchtern an der Hand der Epidemiologie und Tropenhygiene einhergewandelt. Daß sie für sich allein lebensfähig sein werde„ bedurfte noch des Beweises. Daß er in Düsseldorf erbracht wurde, wer wollte das heute bestreiten?

Das zuerst entworfene Programm „Geschichte der Medizin und der Krankheiten" wurde bald als zu eng erkannt und, entsprechend den Zielen der ganzen altehrwürdigen Wanderversammlung, derart erweitert, daß es den ganzen Rahmen der Herbstversammlung umfaßte: „Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften. Historisch-geographische Nosologie". Schon lange war es uns klar geworden, daß ein engeres Band zwischen der Geschichte der Medizin und der der anderen Naturwissenschaften geknüpft werden müsse. Wir schmeichelten uns sogar der bescheidenen Erwartung, daß die gemeinsame Pflege der Geschichte unsrer Disciplinen auch ein neues Bindeglied für die nach tausend Richtungen auseinanderstrebende deutsche Naturwissenschaft und Medizin mit der Zeit bilden könne. Jedenfalls war die neu zu schaffende Sektion die einzige, welche das ganze

weite Forschungsgebiet der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte" in sich vereinigt. — Genug, unser Wunsch wurde erfüllt, die neue „Abtheilung" genehmigt und als 34. dem Kranze der alten Arbeitszentren eingereiht. Daß wir uns in unsern Hoffnungen nicht getäuscht hatten, ergab sich bald; denn schon nach wenig Wochen waren uns 16 Vorträge angemeldet und einige weitere standen in Aussicht. An Verhandlungsstoff konnte es mithin nicht fehlen; war die Zahl der Anmeldungen doch nur von einem Drittel der anderen alten Sektionen übertroffen worden, die Mehrzahl derselben also unter unserm Anmeldungsstande geblieben.

* * *

Wenn für die Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften in weiteren Kreisen Interesse geweckt werden sollte, so schien ein der neuesten Zeit eigenthümliches Anziehungs- und Belehrungsmittel sehr geeignet, eine Ausstellung. Einmal gefaßt, wurde der Gedanke sofort energisch der Verwirklichung entgegengeführt. Ein glücklicher Stern waltete über dem Unternehmen: wundervolle Ausstellungsräume, im Ausstellungswesen erfahrene Leitung und geschultes Personal boten das Düsseldorfer Kunstgewerbemuseum und sein Direktor, der schon selbst mit historischen Ausstellungsgedanken sich getragen hatte. Auf breitester Basis wurde das Programm entworfen. Soweit möglich, sollte die Entwicklung der gesammten Naturwissenschaft und Medizin von den ältesten Zeiten bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zur Anschauung gebracht werden; daran sollte sich die Volksmedizin anschließen, und zwar gleicherweise die Medizin der Naturvölker, wie die Volksheilkunde der Kulturvölker. Außerdem waren einige Sondergruppen geplant, theils von rein lokaler, theils von allgemeinerer Bedeutung. Und nun ging's ans Sammeln. Werbend zogen nach allen Seiten unsre Rundschreiben in die Welt. Aber was sollte denn eigentlich gesammelt werden? Die Schriften über Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin wurden ausgeschlossen, ebenso die Druckwerke im allgemeinen, als zu wenig des Anziehenden bietend. Es blieben somit nur illustrirte Werke, Abbildungen aller Art, also etwa von Heilgöttern und ihren Tempeln, von Kultgegenständen, von Votivgaben, von Instrumenten naturwissenschaftlicher und medizinischer Art, von Gegenständen der Krankenwartung und weiter, sofern erreichbar, alles Genannte in Originalgegenständen. Auch Portraits, Medaillen, Münzen und Aehnliches kam in Betracht.

Mit einigem Bangen sahen wir in die Zukunft, aber der Gedanke fand Beifall und von vielen Seiten strömten Beiträge in Fülle zu.

Aus ägyptischer Zeit kamen Bildnisse der Götter Duhit (Thot) und Chuns und der heiligen Thiere, Hundsaffe und Ibis, von Sel und Imhutip, Scenen aus dem Wochenzimmer der Königinnen Hatschapus und Kleopatra, Nachbildungen medizinischer Papyri, Spezereikästen, Schminkvasen, Reibschalen, Schminkproben, Gewichte, die von Mook gesammelten prähistorischen Feuersteinmesser, Abbildungen altägyptischer Instrumente, endlich der Flotte der Königin Hatschapus mit ihren Thier- und Pflanzenbildern aus dem Tempel von Deir el Bahari, als erster naturwissenschaftlicher Forschungsexpedition, Land- und Sternkarten. Auch aus altmesopotanischer Medizin gelang es uns, einige historische Dokumente zu sammeln und in den Rahmen der Ausstellung einzufügen, so ein uraltes Arztsiegel und Briefe der Aerzte Aradnana und Bani, ebenso einiges zur altindischen Medizin.

Zur ibero-etruskischen Medizin und Naturwissenschaft war nur altetruskischer Zahnersatz und einige Abbildungen aus Mykenä zu bieten, da brachte uns die Versammlung selbst noch ein ganz unerwartetes: zwei in den Ruinen von Veji ausgegrabene Terrakotten, menschliche Eingeweidesitus darstellend und einen ungeahnten Einblick in die Medizin der Vejenter und der Etrusker überhaupt eröffnend. Hervorragend waren die Gaben zur althellenischen Heilkunde, welche wir der Güte der Leitung des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Athen verdankten. Eine lange Serie von photographischen Originalaufnahmen veranschaulichte die in allerjüngster Zeit von dem genannten Institute gemachten Ausgrabungen des Heiligthums des alten attischen Heilheros Amynos, dem später erst der Heilgott Asklepios sich zugesellte, des Heiligthums, an welchem der Tragiker Sophokles priesterliche Funktionen ausübte. Eine Fülle von Statuen, Reliefs, Inschriften, Votivbildern wurde geboten. Auch aus der großen Kultstätte des Asklepios in Epidauros hatte das Athenische Institut vorzügliche photographische Originalaufnahmen gesendet. Diese großartige Sammlung bildete die werthvollste Gruppe der ganzen Ausstellung.

In der römischen Abtheilung hatten wir den größten Werth darauf gelegt, eine möglichst reich ausgestattete Sammlung römischer und galloromanischer medizinischer Instrumente zusammenzustellen, und ein gleicher Reichthum auf diesem Gebiete ist wohl noch selten beisammen gewesen. Auf vielen photographischen Blättern war das ganze in Pompeji ausgegrabene Instrumentarium zu sehen, welches heute das Museum in Neapel birgt; die Instrumente des Museums in Madrid und Bukarest, des Britischen Museums in London in photographischen Originalaufnahmen schlossen sich an. Das römische Militärhospiz in Baden (Schweiz) war im Relief der Ausgrabungen und zahlreichen Ansichten, sowie in den Abbildungen sämmtlicher dort gefundener chirurgischer Instrumente vertreten. Weiter wurden eine Reihe von Kopien pompejanischer Instrumente in Metall ausgestellt und die große Sammlung antikrömischer Instrumente in Nachbildungen, welche Direktor Lindenschmidt in Mainz mit hervorragender Sachkenntniß hat rekonstruiren lassen, mehr als 40 Nummern; auch einige Nachbildungen galloromanischer Augenarztstempel waren beigefügt. Aber auch an Originalinstrumenten fehlte es uns nicht. Da hatte das Provinzialmuseum in Bonn seinen ganzen Instrumentenschatz hergegeben; das kunstgeschichtliche Museum in Würzburg, Baron Lipperheide in Berlin, Dr. Forrer in Straßburg hatten ganze Serien gesendet, und einzelne Instrumente aus Privatbesitz und Angekauftes vervollständigten die Sammlung, aus der die Kollektion des Düsseldorfer Archäologen O. Rautert noch hervorgehoben zu werden verdient, welche neben chirurgischen Instrumenten einen Augenarztstempel mit Reibplatte und eine wundervolle Sammlung antiker Glas- und Thonbalsamerien, Oel- und Salbenflaschen aller Art darbot, Gegenstände, die wegen ihrer Zerbrechlichkeit von ferner uns nicht zur Verfügung gestellt werden konnten. Daß die vorzüglichen Veröffentlichungen Prof. Deneffe's in Gent mit ihren schönen Abbildungen nicht fehlten, ist ja fast selbstverständlich. In Summa umfaßte das altrömische ärztliche Instrumentarium der Ausstellung über 300 Nummern.

Aus dem Mittelalter waren neben den Byzantinern und Kopten besonders die Araber vertreten, dann eine Reihe mittelalterlicher griechischer und lateinischer medizinischer Handschriften, welche die Königliche Bibliothek in Dresden mit wohl einzig dastehender Freigebigkeit zur Verfügung gestellt hatte, endlich über 100 Photographien nach dem Gothaer Arzneibuch, welches eine Reihe mittelniederdeutscher Arzneischriften enthäll.

Die Fülle des Materials, welches Renaissance und Neuzeit boten (970 Nummern), wurde in zehn Gruppen geschieden. Astronomie und Physik waren durch zahlreiche altere Instrumente von der Armillarsphäre und dem Astro-

labium an und durch alte illustrirte Drucke vertreten. Bei Botanik und Zoologie war versucht, eine Geschichte der botanischen und zoologischen Abbildung von den ältesten Kräuter- und Thierbüchern an zu bieten in Holzschnitt, Farbendruck, Naturselbstdruck u. s. w. Sehr reich war die Sammlung zur Geschichte der anatomischen Abbildung, mit den handschriftlichen anatomischen Figuren aus dem Mittelalter beginnend, und namentlich aus vorvesalianischer Zeit, von Andreas Vesal selbst und noch hundert Jahre nach ihm reiche Schätze bietend, das Beste der Bibliothek des Privatdozenten Ritter v. Töply in Wien entnommen, heute wohl des ersten Kenners auf diesem hochinteressanten Gebiete. Chirurgie und Geburtshülfe waren durch eine stattliche Reihe alter Instrumente und zahlreiche alte illustrirte Drucke vor Augen geführt. Es schlossen sich Bilderwerke über Monstrositäten und alte medizinische Volksbücher an, sowie eine Kollektion von Abbildungen zur alchemistischen Symbolik. Den Schluß bildeten Pharmakologie, Destillation und Apothekenwesen, zunächst eine Kollektion alter Pharmakopöen enthaltend, des weiteren ein alchemistisches Laboratorium (Schaustück), illustrirte Druckwerke zur Geschichte der Destillation, und endlich eine Fülle von Destillations- und Apothekengefäßen, darunter die großen Sammlungen der HH. Franz Frhr. v. Lipperheide in Berlin und Burghard Reber in Genf, zum Theil von großem künstlerischen Werthe.

Reich besetzt war auch die Gruppe Volksmedizin in Originalgegenständen und photographischen Nachbildungen und Aquarellen. Die Kulturvölker boten reiches Material, namentlich aus Oberbayern, eine Sammlung von Alraunen, Votivgaben und vieles andere; bei den Naturvölkern waren zahlreiche Fetische vom Congo, malaiische, chinesische, indische Medikamente, japanische Arzneidosen, südrussische Amulette, Medizinmannsausrüstungen und vieles andere zu sehen, über 300 Nummern.

Unter den Sondergruppen heben wir besonders hervor den Neanderthalschädel im Ab- und Ausguß und seine Literatur. Dem verstorbenen Historiker der Chirurgie, Prof. Eduard Nicaise in Paris, war durch eine Kollektivausstellung seiner Werke und der darin enthaltenen zahlreichen kulturgeschichtlichen Abbildungen ein pietätvolles Denkmal errichtet. Ritter v. Töply hat seine interessanten Lehrmittel für den medizinischen Geschichtsunterricht ausgestellt, Sudhoff eine Auswahl aus seinen Paracelsussammlungen. Gegen 600 Nummern bot die Sonderausstellung zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften am Niederrhein, in den ehemaligen Herzogthümern Jülich-Kleve-Berg, welche die Werke niederrheinischer Schriftsteller auf unsern Gebieten, eine Kollektion von Druckwerken und Handschriften zur Geschichte der ehemaligen Duisburger Universität und aus Familienbesitz reiche handschriftliche Schätze, eine Galerie von Bildnissen niederrheinischer Aerzte und Naturforscher in Oel, Stich und Photographie bis auf die jüngste Zeit herab umfaßte, darunter die Weyer-Sammlung des Hrn. Prof. Binz in Bonn und die ganz eigenartige Sammlung von Drucken, Bildern und Handschriften des Jobsiadendichters Karl Arnold Kortum aus Mühlheim an der Ruhr aus dem Besitze des Hrn. Wilhelm Grevel in Düsseldorf (über 90 Nummern). Eine besondere Abtheilung bildeten Deutschlands dichtende Naturforscher und naturforschende Dichter von Ulrich von Hutten bis zu Richard Volkmann-Leander, Goethe natürlich im Mittelpunkte. Auch Bildnisse von Naturforschern und Aerzten und kulturhistorische Abbildungen zur Geschichte der Heilkunde waren, soweit der Raum reichte, zur Ausstellung gebracht, ebenso Portraitmedaillen von Aerzten und Naturforschern und daran anschließend in zahlreichen kleinen Vitrinen die wundervolle Sammlung von Pestmedaillen, Pestamuletten, Pestthalern, Pestkreuzen, Choleramedaillen u. s. w. von Hofrath L. Pfeiffer in Weimar (über 1200 Nummern), die wohl einzig in der Welt dasteht. Einige kleine Kollektionen zur Geschichte der Krankenpflege, zur Geschichte der Geographie und zur Geschichte der Industrie am Niederrhein bildeten den Schluß.

So waren fast 4300 Nummern in wenigen Monaten zusammengekommen, deren Studium ein Katalog von 220 Seiten mit kurzen historischen Hinweisen nutzbar zu gestalten suchte.

* * *

Mit und neben den Ausstellungsvorbereitungen lief noch eine andere Arbeit.

Eine der wesentlichsten Bedeutungen wissenschaftlicher Wanderversammlungen liegt in der befruchtenden Wechselwirkung, die sie hervorrufen zwischen den von fernher herbeigezogenen namhaften Vertretern der einzelnen Fächer und den heimischen stillen Arbeitern des Versammlungsortes. Mancher bescheidene Forscher wird schon im voraus zum Abschluß seiner langen, liebevoll gepflegten Arbeiten gedrängt; er bietet zagend endlich sein Scherflein den bewährten Meistern zur Begutachtung dar. Und befruchtend ergießt sich hinwiederum der Strom des Wissens über die Fachmänner des Versammlungsortes und die ganze Umgebung, neue Erkenntniß verbreitend und zu erneuter Forschung anspornend. Mehr vielleicht noch als auf anderen Gebieten gilt dies von der Geschichte. Die lokale Forschung wird auf ein höheres allgemeines Niveau gehoben und die universelle Forschung gewinnt neue Einblicke und Anregungen, gleichsam neue Kraft in der Berührung mit dem treibenden und sprossenden Boden eines besonderen Gaues.

Wollten wir für die historische Wissenschaft noch ein weiteres thun, wollten wir ihr noch weiter Bahn schaffen, ihre werbende Kraft in weitesten Kreisen zu bethätigen, so mußten wir eine Darstellung dessen geben, was in niederrheinischen Landen naturwissenschaftlich und medizinisch in vergangenen Jahrhunderten geleistet worden war, auch hier wieder das ganze ausgebreitete Arbeitsfeld der reinen und angewandten Naturwissenschaften und ihrer heilthätigen Schwester, der Medizin, in den Bereich der Untersuchung ziehend. Einheitlicher wäre eine solche Darstellung geworden, wenn sie aus einer Feder geflossen wäre, wie groß auch die Zahl der stillen, sammelnden Mitwirkenden wurde. Wollten wir aber, unserm leitenden Grundsatze getreu, das Interesse an der Geschichte und ihrer Pflege in weitere Kreise tragen, so empfahl es sich doch weit mehr, eine recht große Anzahl selbständiger Mitarbeiter zu gewinnen, deren jeder die Geschichte eines besonderen Faches oder eines besonderen Thätigkeitsbereiches bearbeitete. Gelang es uns, diejenigen heranzuziehen, die schon vorher und seit Jahren lokalgeschichtlich auf ihrem besonderen Gebiete gearbeitet hatten, so war das jedenfalls warm zu begrüßen, doch auch diejenigen, die noch nie auf historischen Forscherpfaden gewandelt waren, sollten uns willkommen sein; mußten sie doch durch diese historische Erstlingsforschung unter erfahrener Leitung Freude an geschichtlichen Arbeiten, am historischen Studium gewinnen.

Als Herausgeber und Veranstalter einer solchen Arbeit, einer historischen Festschrift, waren naturgemäß die wissenschaftlichen Vereine Düsseldorfs zunächst ins Auge zu fassen. Und wir fanden freudige Zustimmung sowohl beim Verein der Aerzte und dem naturwissenschaftlichen Verein, als auch bei dem Ingenieurverein der Stadt und dem Geschichtsverein. In ihrem Namen sollte also die Arbeit erscheinen, die als historische Studien und Skizzen zu Naturwissenschaft, Industrie und Medizin, besonders in den alten Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg gedacht war. Die alten Städte Köln und Aachen blieben außer Betracht. Ihr reiches kulturgeschichtliches Leben durch fast zwei Jahrtausende verdient bei passender Gelegenheit eine gesonderte

Darstellung seiner Bethätigung in Naturwissenschaft, Industrie und Medizin.

Freilich konnte auch in diesem eng begrenzten Gebiete nirgends an eine erschöpfende Darstellung gedacht werden; dafür reichten Zeit und Raum nicht aus. In knappen Zügen konnten die Bilder nur im Umriß gezeichnet werden, sollten sie den Rahmen einer orientirenden Festschrift nicht nach allen Seiten sprengen. War der zuströmende Stoff, der, da Vorarbeiten fast gänzlich fehlten, in Archiven und Zeitschriftenserien erst gesammelt werden mußte, zu reichhaltig, so mußten die Grenzen wohl auch noch enger gezogen und die Untersuchung oder wenigstens die Darstellung auf eines der drei Herzogthümer (Berg) oder die Stadt Düsseldorf allein beschränkt werden. Auch konnten zuletzt doch nicht alle geplanten Sonderdarstellungen gegeben werden. Der Bearbeiter der Geschichte der Thierheilkunde und der Thierseuchen starb zu Beginn der Ausführung; für die Geschichte des Militärsanitätswesens war das erreichbare Material zu dürftig; die Geschichte der Düsseldorfer Bader- und Chirurgenzunft, der Kurpfuscher am Niederrhein blieben ungeschrieben aus äußeren Gründen; selbst die Geschichte der ansteckenden Krankheiten im 19. Jahrhundert fiel aus, weil das vorhandene amtliche Material dem Bearbeiter zu lückenhaft erschien.

Aber der ausgeführten Skizzen und Studien war trotzdem noch eine reiche Fülle. So fanden fleißige Bearbeiter auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Industrie zwölf Fächer: die Geschichte der Mathematik und Astronomie, der Physik, der Zoologie, der Botanik, des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts und des naturwissenschaftlichen Vereins. Es schloß sich an die Geschichte des älteren Steinkohlenbergbaues, des Berg- und Hüttenwesens, der Mineralogie und Geologie im allgemeinen, der Metallindustrie, des Ingenieurvereins und endlich die Geschichte der Chemie und der chemischen Industrie am Niederrhein.

Auf medizinischem Gebiete wurden geschildert: die römische Heilkunde am Niederrhein und die dort gefundenen chirurgischen Instrumente, die Heilkunst der alten Franken, sodann wurde eine allgemeine biographisch-literarische Uebersicht über die Entwicklung der Medizin am Niederrhein vom 12. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gegeben, daran angeschlossen Sonderschilderungen der Volksseuchen in vergangenen Jahrhunderten, der öffentlichen Gesundheitspflege, der Krankenpflege und des Krankenhauswesens, der Irrenpflege und der Irrenanstalten, des Apothekenwesens, der Heilquellen und Bäder, der medizinischen Fakultät und der Hebammenschule in Düsseldorf und endlich der ärztlichen Vereine in Bezirk und Stadt. Den Schluß des Ganzen bildete ein kurzer Ueberblick über die Pflege der Naturwissenschaften an der ehemaligen Universität Duisburg und eine knappe Geschichte der dortigen medizinischen Fakultät.

* * *

Fügen wir noch kurz hinzu, daß die historische Sektion der Naturforscherversammlung in ihren Präsenzlisten fast sämmtliche Namen der deutschen und österreichischen Historiker der Medizin und auch einige Vertreter der Geschichte der Naturwissenschaften aufweist, daß es ihr auch an auswärtigen Fachgenossen nicht ganz gefehlt hat, ja daß die ungarische Regierung einen besonderen Vertreter zum Besuche der Sektion und Ausstellung gesandt hatte, erwähnen wir noch, daß in fünf gut besuchten Sitzungen, deren Protokolle kürzlich in der „Münchener medizinischen Wochenschrift" (Nr. 46 und 47) erschienen sind, ein reges wissenschaftliches Leben geherrscht hat, so können wir es zum Schlusse wohl nochmals aussprechen, daß die Geschichte noch selten auf den Herbstversammlungen deutscher Aerzte und Naturforscher zu Gaste geladen war, daß ihr noch niemals soviel Aufmerksamkeit erwiesen wurde, wie es in der rheinischen Kunst- und Gartenstadt der Fall war, und zugleich dem Wunsche Ausdruck geben, daß sich das Gastrecht bald in Hausrecht wandle und die Geschichte unsrer Disciplinen zur ständigen Begleiterin der Forschung werde. Quod deus bene vertat!

Karl Sudhoff.

Mittheilungen und Nachrichten.

-o- **Weltliche Legenden.** Gedichte von Emil Claar. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899. — Diese dritte Gedichtsammlung des Frankfurter Theaterintendanten zeigt wieder die dichterischen Vorzüge, die wir schon bei der Besprechung der im gleichen Verlage erschienenen „Neuen Gedichte" Emil Claars rühmen durften: die Meisterschaft in der Form, den hohen Schwung der Gedanken, die Plastik und Anschaulichkeit der Bilder. (Vergl. diese Beilage vom 10. Mai 1894.) Die Lebens- und Liebesfreude, von der viele der Gedichte der 1885 erschienenen ersten Sammlung erfüllt waren, war schon in der vorigen von einer vorwiegenden dunkleren Färbung verdrängt worden. Diese tritt noch stärker in den „Weltlichen Legenden" hervor. Das Weh der zum Leid geborenen Kreatur erhält darin zuweilen unbarmherzig herben Ausdruck und es ist eine förmliche Wollust des Schmerzes, die in des Lebens Bitternisse sich versenkt. Selbst in den „Liebesmelodien" macht sich eine schwermüthige Stimmung bemerkbar. Dem Inhalt nach von der Schopenhauer'schen Weltanschauung stark beeinflußt, erinnern viele Gedichte in der Form an Hölderlin, so „Die beiden Wanderer", das gedankentiefe „Wallen". Sehr hübsch ist der „Findling", in dem das „Hundeherz" (so nennt's Heyse) des Verfassers sich bemerkbar macht. Bei Claar ist es übrigens nicht nur das Mitgefühl mit den Leiden der Thierwelt, wie es uns bei Vischer, bei Widmann so wohlthuend berührt, es spricht aus jenen Versen eine wirkliche Zuneigung zu den vierfüßigen Kameraden des Menschen. Der Dichter erzählt uns, wie ihm ein Hund zuläuft, der den Strick am Halse nachschleift.

„Mein Findling — so sann ich —, dein Schicksal
Ist Menschenschicksal.
Zu häufig nur schleppt der Mensch,
Aus früherem Geschick,
Ein Stück der zerbrochenen Kette
Bis an sein Lebensende.
Und du vielleicht wirst glücklicher noch,
Da ich vom Hals den Strick dir genommen,
Denn du kannst vergessen vielleicht,
Der Mensch jedoch, er kann nicht verwinden
Was war.
Als Erinnerung quält ihn Vergangenes
Und als Sorge dazu das Künftige,
Und gemeinsam verbittern die beiden
Jedweden Augenblick
Der Freude."

Auch in der Abtheilung „Satirspiel" wird den Hunden manch freundliches Wort gewidmet, so in den Versen „An meinen Freund Hektor" in dem Vierzeiler „Mensch und Hund". In diesem Abschnitt sind noch manche andere beherzigenswerthe Worte, so auf Heinrich Heine:

„Auf Montmartre steht ein Grabmal,
Drunter schläft ein deutscher Dichter
Unter fremden Schutzes Walten.
Und das Grabmal auf Montmartre,
Fremde haben's nie geschändet,
Das war Deutschen vorbehalten."

Lustig und treffend ist auch „Weiblich".

„Als sie des Verräthers dachte,
Flossen Thränen unermeßlich,
Doch ich sagte: Du bist häßlich,
Wenn Du weinest. Und sie lachte."

Die „Alte Chronik" in schweren gluthvollen Versen, die Liebe zwischen Mönch und Nonne und den trüben Ausgang be-

handelnd, liest sich wirklich wie eine alte Chronik und enthält Partien von hinreißender Schönheit. Von tiefem Ernst ist die Abtheilung „Aus Finsternissen“, darunter das ergreifende „Selbstvernichtung“ und das „Requiem“. Das Fragment „Verschüttet“, gleich allen Gedichten des letzten Theiles „Gestalten und Bilder“ mit hinreißender Anschaulichkeit dargestellt, zeigt, wie der Dichter auch das Grausigste in die Sphären der Kunst erheben kann. Wir können nur wiederholen, was wir vor Jahren sagten: Geradezu frappant ist der Unterschied zwischen dem Lebensberufe des praktischen Theatermannes und der inneren Herzensneigung des Dichters, der den ewig ungelösten Problemen nachsinnt. Claar ist ein berufener Dichter und sein neues Buch wird nicht nur die gewöhnlichen Leserinnen von Gedichtsammlungen beschäftigen, es wird auch ernste Männer ergreifen und zu tiefem Sinnen bewegen.

-rl- **Die Marskanäle.** Eine plausible, allen Beobachtungen genügende Erklärung über das Wesen der mit dem Namen „Kanäle“ bezeichneten dunklen Linien, welche bei besonders guter Luft in besseren Fernrohren auf der Oberfläche unsres Nachbarplaneten Mars sichtbar werden, steht bekanntlich immer noch aus. Besondere Schwierigkeiten bietet u. a. die Erklärung der zuerst von **Schiaparelli** und nach ihm auch von vielen Anderen beobachteten zeitweisen **Verdoppelung** dieser Kanäle. Einen Versuch, die letztere, so räthselhafte Erscheinung aufzuklären, machte jüngst Dr. R. **Herz** (Heidelberg) in einer der letzten Nummern der „Astron. Nachr.“ Er machte am menschlichen Auge die folgende Wahrnehmung: Schickt man durch die Pupille mittelst des Augenspiegels parallele Lichtstrahlen in das Auge und sieht man (durch ein kleines Loch im Spiegel) in der Richtung dieser Lichtstrahlen auf den Augenhintergrund, so erblickt man dort nach einiger Uebung, klare Augenmedien und überhaupt gesunde Augen vorausgesetzt, nicht nur das vollständige Relief dieses Hintergrundes, sondern es treten auch allmählich die hellen Arterien und später die dunklen Venen in der Form von durch scharfe, helle Streifen getrennten dunklen Doppellinien deutlich hervor. Dr. Herz schließt hieraus, daß die Verdoppelung eine unter gewissen Bedingungen auftretende optische Erscheinung ist, nämlich das Auftreten eines glänzenden Kammes auf einfachen Bergadern, die durch senkrecht auffallendes und ebenso reflektirtes Licht, das vor dem Auffallen noch durch ein dichtes, brechendes Medium gegangen ist, beleuchtet werden. Die hellsten Stellen des Reliefs (die Kämme) erscheinen dunkel umrandet und es treten infolgedessen zu beiden Seiten desselben dunkle Linien auf. Aus den Verhältnissen beim menschlichen Auge berechnet Dr. Herz die Höhe dieser Marsgebirge überschlagsweise zu 13 km, das Vorhandensein des Phänomens der Verdoppelung auf der Marsoberfläche würde rückwärts auf eine ziemlich dichte Marsatmosphäre schließen lassen.

* **Tübingen.** Der außerordentliche Professor der Geographie an der hiesigen Universität, Dr. Alfred **Hettner**, der einen Ruf nach Würzburg angenommen hatte, hat, neuerer Meldung zufolge, unter Verzicht auf diese Berufung einen Ruf an die Universität **Heidelberg** angenommen.

* **Leipzig**, 25. Dez. Professor Dr. **Braun** in **Straßburg** ist als Nachfolger des Geh. Hofraths Prof. Dr. **Wiedemann** für den Lehrstuhl für Physik an unsrer Universität in Aussicht genommen worden. Die endgültige Zusage des Gelehrten steht noch aus. Voraussichtlich wird sich noch die Erbauung einer neuen physikalisch-chemischen Versuchsanstalt (Laboratorium) nöthig machen.

* **Bonn.** Am 21. d. M. ist in Nervi bei Genua der außerordentliche Professor der Patrologie und der theologischen Encyklopädie von der katholisch-theologischen Fakultät unsrer Universität, Dr. Bernhard **Fechtrup**, nach langem Leiden gestorben. Der Verstorbene war, wie wir einem Nekrolog in der „Köln. Ztg.“ entnehmen, am 23. März 1844 zu Münster i. W. geboren, studirte in Münster, Bonn, wo er ein Schüler Kampschultes war, und Würzburg und wurde am 31. Juli 1869 zum Priester geweiht. Abgesehen von einer kurzen Thätigkeit als Domvikar in Münster, hat er seine ganze Manneskraft dem Lehrfach gewidmet und war namentlich jahrelang als Privatdozent während des Kulturkampfes der einzige Vertreter der Kirchengeschichte an der Akademie zu Münster. Leider begann schon damals ein hartnäckiges Lungenleiden, für das er vergebens Heilung in Meran und anderen Orten suchte. Er wurde im Jahr 1886 als außerordentlicher Professor mehrerer kirchengeschichtlicher Fächer nach Bonn berufen und konnte bis zum vorigen Winter trotz seiner schlechten Gesundheit immer noch Vorlesungen halten. Literarisch ist er besonders als Verfasser eines Lebens des hl. Cyprian bekannt (Münster 1878). Auch war er ein fleißiger Mitarbeiter des zu Freiburg erscheinenden Kirchenlexikons. All seinen Bekannten machten ihn die Biederkeit seines Charakters und die Heiterkeit des Gemüths, die er in seltenem Maße auch in den Tagen der Krankheit bewahrte, lieb und werth. Er war ein würdiger Sohn der rothen Erde, ebenso liebenswürdig wie gelehrt, ebenso fromm wie in allen Schicksalen fest und voll Ergebenheit.

* **Der Besuch der deutschen Universitäten** im Winterhalbjahr 1898/99 ist folgender: Berlin 6151 Studirende und 4841 Hörer, Bonn 1780 und 128, Breslau 1522 und 111, Erlangen 1026 und 16, Freiburg 1141 und 97, Gießen 717 und 38, Göttingen 1191 und 78, Greifswald 775 und 24, Halle 1605 und 142, Heidelberg 1142 und 101, Jena 664 und 43, Kiel 645 und 33, Königsberg 778 und 81, Leipzig 3413 und 338, Marburg 1040 und 58, München 3905 und 199, Rostock 449 und 25, Straßburg 1075 und 58, Tübingen 1306 und 30. Die Zahl der Studirenden von Würzburg ist noch nicht bekannt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zum Jubiläum eines Manifestes.

„Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten."

Diese Worte waren falsch, als sie Karl Marx im Jahre 1848 in die Welt schleuderte. Sein Mitarbeiter Friedrich Engels bestätigte es noch im Jahre 1890, daß nur wenige Stimmen auf das Manifest der kommunistischen Partei antworteten. Der geheime Bund der Kommunisten hat auf einem Kongreß in London im November 1847 den noch nicht 30jährigen Marx und den noch jüngeren Engels mit der Abfassung eines für die Oeffentlichkeit bestimmten ausführlichen theoretischen und praktischen Parteiprogramms beauftragt: „Denn die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen.

Proletarier aller Länder vereinigt Euch!"

Obwohl dieser Kampfesruf an die Proletarier der englischen, französischen, deutschen, italienischen, vlämischen und dänischen Zunge in ihrer Muttersprache erging — unterdessen sind mehrere polnische und russische Uebersetzungen erschienen —, erst am 28. September 1864 gelang die Gründung einer internationalen Arbeiterassoziation, die sich als spätgeborenes Kind des Kommunistenbundes erklären durfte. Liebknecht wurde der fanatische, geistig vielleicht unfruchtbarste Verbreiter des Karl Marx'schen internationalen Radikalismus in Deutschland. Der riesige Erfolg seines Wirkens hat den ersten Grund im Leben — und im Tode Ferdinand Lassalle's. Im Leben: denn Lassalle's himmelstürmende, entflammende Agitation hat dem Marxismus den Boden aufgewühlt, wie es dessen schwer verdauliche Buchweisheit nie zuwege gebracht hätte. Im Tode: denn jetzt erst konnten die zum erstenmal in großem Stile organisirten Arbeiter in das internationale Fahrwasser getrieben werden. Lassalle war Monarchist, nur daß er nicht wußte, wie Bismarcks treffender Spott meinte, ob er für die Dynastie Hohenzollern oder für die Dynastie Lassalle ins Feuer gehen solle; Lassalle war ein gesellschaftlicher Parvenu, ein Streber also in der Aristokratie und politisch voll demokratischer Alluren. Dieser Halbling mußte rasch von den Marxisten beseitigt werden: sein ehernes Lohngesetz wurde kurzerhand für falsch erklärt. Nur sein Name wird heute noch zur Anfachung der Arbeitergemüther mißbraucht, weil selbst die von den mathematischen Formeln des Marxismus Eingeschnürten sich sagen, daß man für das „Volk" eines romantisch wirkenden Helden benöthige. Da wird gewettert gegen Dogma und Personenkultus — und im gleichen Augenblicke vergöttert man Lassalle und schwört auf die Lehre vom Mehrwerth. Die Römlinge können stolz sein auf die Imitation ihrer erfolgreichen Taktik!

Im Jahre 1875 war für Einige Lassalle noch nicht völlig überwunden. Der vom 22. bis 27. Mai in Gotha tagende Vereinigungskongreß der Lassalleaner und Marxisten nöthigte zu dem sogenannten Kompromißprogramm, die erste große Lüge, auf der Liebknecht die deutsche Sozialdemokratie aufbaute: Marx, dem man den Entwurf zugeschickt hatte, zerpflückte ihn mit ätzender Kritik. Auch abgesehen von den Lassalle'schen Glaubensartikeln tauge das Programm nichts, es sei durchaus verwerflich und für die Partei demoralisirend. Was nun? Liebknecht, der sich von jeher gern für den Staatsmann seiner Partei hielt, hat von Diplomatenkunststückchen freilich nur die Lüge gelernt. Er unterschlug seinen Gesinnungsgenossen den Warnungsruf ihres wissenschaftlichen Führers, aber nicht nur dem Volke, nicht nur den Kongreßdelegirten, selbst Bebel, der ihm zehnmal an Wissen und Gewissen Ueberlegene, wurde vor sieben Jahren von dem Vorhandensein des Marx'schen Briefes überrascht — nicht durch Liebknecht.

Die deutsche Sozialdemokratie zeigt ein Doppelgesicht, ein politisches und — sagen wir einmal — ein wissenschaftliches. Freilich in ihrer praktischen Bethätigung fehlt der Partei jeder wissenschaftliche Charakter, mag man sie als Reform- oder Revolutionspartei betrachten. Nur wenn es gilt, die Aussichten der Bourgeoisreform zu verhöhnen oder diese ein andermal als Anbahnung des theoretisch angeblich begründeten Zukunftsstaates zu begrüßen, wird das Aushängeschild der Marx'schen Lehre hervorgeholt. Schon zweifelt der Eine oder Andere an der Richtigkeit der Lehre, wagt er es in gar zu weiter Oeffentlichkeit auszusprechen; so trifft ihn allerdings unfehlbar der Bannspruch der Unfehlbaren vom „Vorwärts", aber es verdient darauf hingewiesen zu werden, daß auch aus sozialistischen Reihen Leute hervorgehen, die sich den — mit Marx zu reden — Vulgärökonomen anschließen, von denen nach Brentano kein einziger mehr eine Wahrheit im Marxismus finden kann. Besonders schlau, jesuitisch schlau, hat der Reichstagsabgeordnete Fischer seiner Partei den Rückzug zu decken gemeint. Gut, schreibt er, erklärt die Marx'sche Werthlehre für falsch! Damit konstatirt ihr nur, daß der Versuch Marx', gewisse ökonomische Erscheinungen zu erklären, verfehlt war. Damit habt ihr zwar auch die Erklärung der Entstehung des Mehrwerths vernichtet, aber nicht die Mehrwerthserzeugung selbst. Als ob Irgendwer das Vorhandensein des Mehrwerths vor Marx behauptet hätte! Wird aber die Erklärung der Marx'schen Entdeckung widerlegt, so ist damit auch deren Nichtexistenz bewiesen.

In der berühmt gewordenen Münchener Eldoradorede vom 1. Juni 1891 und in der kurz darauf gehaltenen Vertheidigung derselben verkündet Hr. v. Vollmar: wir kämpfen nicht um des Kampfes willen, sondern um des Preises des Kampfes willen — und gleichzeitig muß er seine Parteikollegen vor dem oft angewandten Gebahren warnen, das sein Prinzip mit den Worten deckt: Je schlechter es den Leuten geht, desto besser für uns. Vollmar hat auf dem Parteitag kapitulirt. Verlohnt es sich dennoch, die wissenschaftliche Grundlage des sozialdemokratischen Programms zu prüfen? Gewiß: für die Arbeiter selbst ist es zwar gleichgültig, wie und ob sich ihre Leiter auf theoretische Untersuchungen berufen; allein die deutsche Sozialdemokratie droht in verstärktem Maße zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren; der Salon kokettirt mit ihr, der Amateursozialist weist zwar mit Abscheu die persönliche Berührung mit dem Blusengenossen zurück, doch freut er sich, in seinem Spiel mit radikalen Phrasen den Eindruck des wissenschaftlich Fundirten zu machen.

Unter den zahlreichen Schriften über Marx ragt eine vor zwei Jahren veröffentlichte ausführliche Studie des jungen Berliner Privatdozenten Dr. Adolf v. Wenckstern hervor; der Verfasser verfolgt ein doppeltes Verfahren: im ersten Theil zeigt er im einzelnen die Widersprüche innerhalb des „Kapital“ von Marx, dieser scharfsinnigen Prüfung folgt eine weit angelegte Kritik der Marx'schen wirthschaftlichen und philosophischen Theoreme im Hinblick auf seine Vorgänger in beiden Gebieten. Neuerdings hat ein Russe, Ludwig Slonimski (Karl Marx' nationalökonomische Irrlehren. Eine kritische Studie. Berlin 1897. Verlag von Johannes Räde [Stuhr'sche Buchhandlung]), seine im „Europäischen Boten (Wjestnik Jewropy) zuerst veröffentlichten Aufsätze zusammengefaßt; dieselben sind von Max Schapiro in ganz vorzüglicher Weise übersetzt. Slonimski bekämpft das „Kapital“ von einem anderen Gesichtspunkte aus als v. Wenckstern; er prüft in erster Linie, ob die thatsächlichen Verhältnisse von Marx richtig behandelt worden sind. Seine Darstellung ist übersichtlicher als die v. Wenckstern'sche, vielleicht nicht so detaillirt. Das soll kein Vorwurf gegen den einen oder anderen der sich gegenseitig ergänzenden Verfasser sein. Die praktischen Folgerungen, so faßt Slonimski seine Verurtheilung zusammen, die Marx und seine Gesinnungsgenossen ziehen, gründen sich auf vollständig alleinstehende Sophismen und irrthümliche Auffassungen, die keineswegs aus seinen theoretischen Betrachtungen hergeleitet werden können. Die gerechte Vermessung der im Streite liegenden Interessengebiete, der Schutz der Schwachen gegen die Starken und die Sorge um die wirthschaftliche Zukunft des Volkes machen es durchaus nicht nothwendig, daß die öffentlichen Rechte die privaten gänzlich verschlingen. Anstatt eines neuen zweckentsprechenden Ausmaßes wirthschaftlicher Rechte und Pflichten, das aus der Analyse des Gewerbewesens nothwendig entspringt, wird ganz einfach die Aufhebung der Rechte der Einen zugunsten der Anderen in Vorschlag gebracht, ohne die geschichtlich gewordenen industriellen Verhältnisse und die faktischen Bedingungen der Gegenwart auch nur im entferntesten zu berücksichtigen. Die äußerst komplizirte und schwierige Aufgabe wird nicht gelöst, sondern durch eine andere ersetzt, die nur scheinbar einfacher und leichter ist, aber auch ohne den geringsten Versuch zu machen, diesen Seitensprung auf vernünftige Weise zu erklären. Die Regulirung der Privatarbeit und die Abschaffung derselben sind zwei Dinge, die absolut nichts gemein haben, daher die Vermengung derselben durch Marx keinen Boden hat und in der Luft schwebt. Die Beseitigung der Privatinteressen und der öffentlichen Initiative im öffentlichen Leben irgend eines Landes würde noch lange nicht den Wettbewerb unter den Völkern zum Schweigen bringen, die Abhängigkeit vieler Produktionszweige von ausländischen Märkten vermindern oder der Ueberproduktion und den Krisen vorbeugen. Die neue industrielle Struktur, auf die Marx nur dunkel anspielt, setzt überdies den längst verlorenen Glauben an die Unfehlbarkeit, Allwissenheit und ideale Rechtlichkeit einzelner Ordner und Bevollmächtigter voraus, denen die Verwaltung eines Landes im Namen der Gesellschaft und die Vertheilung des Einkommens unter Millionen im Verhältniß zu ihren Leistungen obläge. In der Geschichte der geistigen, mit der Arbeiterfrage im Zusammenhange stehenden Bewegung spielt das Marx'sche Werk eine sehr bedeutende Rolle; die ökonomische Wissenschaft aber hat es auch nicht einen Schritt weiter gebracht.

Den ersten Anstoß zu der Marx'schen Theorie gab ihrem Urheber das kommunistische Manifest, als dessen durchgehenden und von Marx allein erzeugten Gedanken Friedrich Engels bezeichnet, daß die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Nothwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche die Grundlage bildet für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche; daß demgemäß (seit Ablösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden) die ganze Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und herrschenden Klassen auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung; daß dieser Kampf aber jetzt eine Stufe erreicht hat, wo die ausgebeutete und unterdrückte Klasse (das Proletariat) sich nicht mehr von der sie ausbeutenden und unterdrückenden Klasse (der Bourgeoisie) befreien kann, ohne zugleich die ganze Gesellschaft für immer von Ausbeutung, Unterdrückung und Klassenkämpfen zu befreien. Die hier nicht weiter zu berührenden Ideen finden meist ihre Verarbeitung im „Kapital“. Nach Marx ist die Arbeit die einzige Grundlage des Waarenwerthes. Das fertiggestellte Produkt ist die Vergegenständlichung der Arbeit. Sein Werth ist der Werth der zur Herstellung gesellschaftlich nothwendigen Arbeit. Die Waaren, welche ein gleiches Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit enthalten, sind gleichwerthig. Der Profit entsteht nicht beim Austausch, sondern bei der Produktion, indem der Arbeiter mehr leistet, als er vergütet erhält. Die Vergütung besteht nur in dem Ersatz für die zum Unterhalt nothwendigsten Ausgaben des Arbeiters für sich und seine Familie. Dieselbe wäre in kurzer Zeit verdient; was darüber hinaus gearbeitet wird, ist Mehrwerth, die alleinige Quelle des Kapitalisten. Was ist aber gesellschaftlich nothwendige Arbeit! Doch nur, daß zur Herstellung der verschiedenen Arbeitsprodukte verschieden große Zeitabschnitte nothwendig sind. Aber die unbekannte Größe, das Verhältniß der Arbeitsquanten untereinander, welches die Leistung bewerthen sollte, hat Marx nicht gefunden, freilich auch nicht finden können.

Also nur menschliche Arbeit schafft Werth. Das Kapital ist an und für sich nicht produktiv. Die Maschinen bezahlen nur ihre Kosten. Folglich müßten die Arbeitgeber das größte Interesse haben, möglichst viele Arbeiter anzustellen. Folglich ist der einzige Arbeiter, der nach Marx möglicherweise einmal den ganzen Mechanismus einer Fabrik selbst leitet, auch der einzige Produzent des ganzen Profits.

Ein Beispiel: Vor 150 Jahren noch bedurfte man der Tagesarbeit von zehn Männern, um 48,000 Nadeln herzustellen; heute produzirt eine Maschine in derselben Zeit 145,000 Stück; es ist nur eine Frau zur Bedienung von 4 Maschinen, also zur Produktion von 600,000 Nadeln täglich nöthig. Diese Frau ersetzt 125 Arbeiter, müßte demnach allein den Lohn derselben beziehen. Die Größe des Mehrwerths und der Raub an den Arbeitern wächst demnach mit der Zunahme der Maschinen.

Komische Theorie: Die Arbeiter, die bei der Einführung

der ersten Maschine ihre Fabrik stürmten, verdienen also doch ernst genommen zu werden, wenigstens wenn man sie als Vertheidiger der Mehrwerthlehre ansehen will.

Waaren, in denen gleich große Arbeitsquanta enthalten sind oder die in derselben Arbeitszeit hergestellt werden können, haben nach Marx die gleiche Werthgröße. Die Werthgröße einer Waare bliebe daher konstant, wenn die zur Produktion erforderliche Arbeitszeit konstant bliebe. Das trifft keinesfalls für die landwirthschaftlichen Produkte zu. „Wenn das Ergebniß einer Ernte doppelt so groß wie das einer früheren ist, so ist damit nicht die gesellschaftlich nothwendige Arbeitsquantität zur Erzielung dieses Produktenquantums um die Hälfte gesunken. Denn bei einer bloß lokalen Ernte kann ungeachtet des in ihren Produkten liegenden verminderten Arbeitsquantums der Werth derselben unvermindert bleiben. Bei einer Mißernte geht die in den Boden gelegte Arbeit, die Werth erzeugen soll, verloren, was bei einer Fabrikproduktion nicht erforderlich ist. Setzen wir nun, wie Marx eskamotirt, den Marktpreis oder Tauschwerth an die Stelle des theoretischen inneren Werthes, so können wir nicht mehr sagen, daß billigere Produkte fruchtbareren Landes oder ergiebigerer Ernten den Preis der gesammten Produktion der gegebenen Waarenart bestimmen. Denn selbst Marx erkennt es an, daß der Tauschwerth der Bodenprodukte sich nicht nach der geringsten Quantität nothwendiger produktiver Arbeit richtet, wie bei Fabrikerzeugnissen, sondern im Gegentheil nach der allergrößten Verausgabung von Arbeitskraft auf dem wenigsten fruchtbaren Boden, dessen Bearbeitung der gesellschaftlichen Bedürfnisse sich als eine dringende Nothwendigkeit herausstellt." Um zu dem Trugschlusse zu gelangen, daß die Arbeit die Ursache des gleichen Werthes der Arbeit sei und in dem Werthe sich die gleichen Arbeitsquanten ausdrücken, überspringt er einfach die Kosten der technischen Produktion. Und selbst diese sind nicht immer ausschlaggebend. Ein Anzug, den das erste Herrenkonfektionsgeschäft fertigt, braucht nicht besser zu sein und nicht mehr Arbeitsquantum zu enthalten, als der eines kleinen Schneiders und doch wird jener besser bezahlt, nur weil der Affektionswerth trotz gleichen Arbeitsquantums und gleicher Produktionskosten höher ist. Dabei läßt sich nicht einmal immer sagen, daß diese höher Bewertheten den Marktpreis beeinflussen und damit die Taxirung der durchschnittlich gesellschaftlich nothwendigen Arbeitsleistung modifiziren.

Warum sind Fasanen theurer als Hühner? Warum seltene Naturprodukte theurer als die aufreibendste Arbeitsleistung? Allein wegen der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit? Ja dann ist unter Umständen die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit überhaupt keine Arbeitszeit. Ein vagerer Begriff ist noch nicht aufgestellt worden, um den Werth zu bestimmen. Marx berücksichtigt den Fall, daß Produkte unter ihrem Werthe verkauft werden müssen, ohne daß der Arbeitslohn beeinflußt wird, gar nicht, vielmehr führt er schon in einem am 26. Juni 1865 gehaltenen, erst kürzlich publizirten Vortrag die These an: Die Löhne können nicht den Werth der von den Arbeitern verfertigten Waaren übersteigen — das Gegentheil ist naturgemäß nicht die Regel, aber so häufig, daß man einen Beweis nicht zu liefern hat. Allerdings, hätte Marx anders gesprochen, dann hätte er die Arbeiter zu Räubern des Mehrwerths stempeln müssen. Um nun zu beweisen, daß der Gewinn des Produzenten ausschließlich dem zu billigen Ankauf der Arbeitskraft, das heißt nach Marx richtiger der Arbeiter, entspringt; um also diesen Mehrwerth zu begründen, verfährt Marx furchtbar einfach: angenommen, Jemand verkaufe seine Waare mit 10 Proz. über ihrem Werthe und trete dann als Käufer einem dritten Waarenbesitzer entgegen, der seine Waare mit 10 Proz. über ihrem Werthe veräußert, so hat er die vom ersten Verkäufer gewonnenen 10 Proz. als Käufer wieder verloren. Dieses lasse sich verallgemeinern, der Preisaufschlag sei nur nominell und die Lehre vom Mehrwerth ist gerettet. Soll dieser sonnenklare Nonsens, den Marx, bis zum Ueberdruß in ein pseudowissenschaftliches Dunkel gehüllt, wiederholt, ernstlich bekämpft werden? Wo in aller Welt besteht ein solcher Kreislauf? nicht einmal die kleinste Familienwirthschaft ist unabhängig von tausenderlei, nicht voraussehbaren Zufälligkeiten. Um sich zu retten, hat Marx von dem von ihm selbst so gerühmten angeblich mathematischen Beweis doch vielfach abgehen müssen. Er stellt Behauptungen auf, unrichtige Hypothesen, deren Eigenschaften er verschleiert, weil er die Aufmerksamkeit auf die rabulistischen Folgerungen zu konzentriren sucht. Marx behauptet den nahe drohenden Untergang des Kapitalismus. Dazu bemerkt v. Wenckstern: „Wenn Engels noch im Jahre 1884 im „Elend der Philosophie" besonders hervorhebt: Marx hat seine kommunalistischen Forderungen „auf den nothwendigen, sich vor unsern Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise" begründet, und wenn man sich gegenwärtig hält, daß Marx den „nothwendigen Zusammenbruch" auf das „treibende Motiv" der kapitalistischen Produktionsweise, der Verwerthung des Werthes zurückführt, aus dem sich die „Schranken" und die „Krisen" ergeben, so ist eine andere Auslassung von Engels neben diesen Gedankengängen sehr charakteristisch. Er sagt ebenfalls im ersten Vorwort zum „Elend der Philosophie" im Text, „sobald die Waarenproduktion Weltmarktsdimensionen angenommen hat, erledigt sich die Ausgleichung zwischen den für Privatrechnung produzirenden Einzelproduzenten und dem ihnen nach Quantität und Qualität des Bedarfs mehr oder weniger unbekannten Markt, für den sie produziren, durch ein Weltmarktsungewitter, eine Handelskrisis". Hiezu aber macht er eine Anmerkung: „Wenigstens war dies der Fall bis vor kurzem." Seitdem Englands Weltmarktsmonopol mehr und mehr gebrochen wird durch die Betheiligung Frankreichs, Deutschlands und vor allem Amerika's am Welthandel, scheint eine neue Ausgleichungsform sich geltend zu machen. Die der Krisis vorhergehende Periode allgemeiner Prosperität will noch immer nicht kommen. Bleibt sie ganz aus, so müßte chronische Stagnation der Normalzustand der modernen Industrie werden, mit nur geringen Schwankungen." Es ist eine petitio principii anzunehmen, daß der Einzelproduzent für einen ihm „nach Quantität und Qualität mehr oder weniger unbekannten Markt" produzirt, wenn damit gemeint sein soll, daß der Produzent sich einfach damit begnügt, aufs Gerathewohl zu produziren: seine Zweck setzende und Willen bestimmende Arbeit sucht gerade den unbekannten Markt zu einem bekannten zu machen. Die Folge dieser Arbeit ist denn doch wahrscheinlich gewesen, daß Weltmarktshandelskrisen nicht mehr eingetreten sind. Aus dem „Zusammenbruch" ist denn auch selbst in der Vorstellung von Engels eine chronische Stagnation geworden. Mit diesem Zugeständniß von Engels kapitulirt der Marxismus. Mag er chronische Stagnation nennen, was in Wirklichkeit unter Gewinn und Verlust sich vollziehende Anpassung der entwicklungsfähigen Produktivkraft der Gesellschaft an ihre Bedürfnisse ist.

Marx behauptet die gleiche Entwicklung einer kapitalistischen Organisation allüberall. Als ob, angenommen das Marx'sche Gesetz wäre wenigstens für einzelne Länder richtig, als ob, wie Stonimski in einem treffenden Gleichniß betont, aus dem Fallgesetz folgen müsse, daß die Körper mit zunehmender Schnelligkeit unter allen Umständen fallen müssen und daß die natürlichen Phasen des Falls weder umgangen noch aufgehoben werden können. Der Stein wird in seinem

Falle aufgehalten, sobald er auf seinem Wege auf ein Hinderniß stößt und es läßt sich daher nicht sagen, daß seine Falltendenz in jeder Lage mit gleicher eiserner Nothwendigkeit wirken werde. Und ist die grenzenlose Ausbeutung des Arbeiters selbst in England Naturgesetz? Die von Marx schon gerühmte und namentlich in Deutschland inzwischen ausgedehnte Schutzgesetzgebung schlagen seiner eigenen Theorie ins Gesicht. Uebrigens Kapital und Kapitalismus einander gleichstellen — ein verhängnißvoller Sophismus! Schreit: „Es lebe das Kapital!“ und wir werden Beifall klatschen. Dagegen werden wir mit um so größerer Heftigkeit uns auf seinen Todfeind — den Kapitalismus stürzen. So trennt schon Louis Blanc im Jahre 1839 richtig diese Begriffe. Das Kapital ist in jeder Organisation nothwendig; und nicht von seinem Vorhandensein, sondern von dem Gebrauch, der mit ihm gemacht wird, hängt seine Wirkung ab. Das Kapital kann der Vampyr werden — mit Marx zu reden —, der dem Arbeiter womöglich mehr lebende Arbeit aussaugt, als er zu leisten vermag. Aus allen seinen Poren kann Blut- und Schweiß tropfen, jetzt — wie im Zukunftsstaate. Aber die Macht des Kapitals wirkt wohlthätig, wenn sie der Staat bezähmt, bewacht. Die kapitalistische Organisation, d. h. die Trennung des Arbeiters vom Eigenthum an den Produktionsmitteln ist auch nicht im entferntesten eine Errungenschaft der Neuzeit; in diesem Sinne reicht der Kapitalismus in die ältesten Zeiten zurück.

Marx behauptet, eine allgemein gültige Werthlehre, eine „Kritik der politischen Oekonomie“ zu geben und er kritisirt nur die englischen gewerblichen Verhältnisse. Marx behauptet einen inneren Werth der Waaren, um den in der Zirkulationssphäre entstandenen Werth nicht berücksichtigen zu müssen. Er zetert über den Fetischismus der Vulgärökonomen und hat allein der Waare den Fetischcharakter angehängt.

Die Waare wird nicht allein mit Rücksicht auf ihre Herstellungskosten gekauft; der Preis einer Waare ist auch nicht gleich den Produktionskosten. Es ist demnach falsch, die Arbeit als das allein werthbildende Element zu betrachten. Wenn noch so sinnlos darauf los produzirt würde ohne Würdigung der vom Kapitalisten zu berechnenden Marktlage, nach Marx behielten die Produkte ihren Werth — doch halt, der Marxist zeigt seinen Pferdefuß: dann ist die verbrauchte Arbeitszeit keine gesellschaftlich nothwendige. Gewiß, aber wann läßt sich im Herstellungsakt bemessen, ob dies der Fall ist; nur der Tauschprozeß gibt hiefür die richtige Leitung. So verkauft sich auch der Arbeiter nicht ausschließlich mit Rücksicht auf die Herstellungskosten seiner Arbeit. Es ist noch dazu falsch, daß der Arbeiter *sich* verkaufe, daß *er* die Waare sei; die Waare ist die Arbeitskraft; der Arbeiter selbst wird nur zum Zweck der Bethätigung seiner Arbeitskraft gemiethet. Er geht nicht zu freier Verfügung in das Eigenthum des Arbeitgebers über, vielmehr kann er wie der Fabrikant der Waare „Maschine“ seine Waare „Arbeitskraft“ im Werthe durch eine von Selbsthülfe oder staatlicher Hülfe unterstützte Ausnutzung der Marktlage erhöhen.

Wie Marx selbst seinen Trugschluß von dem inhärenten Werth der Waare eingesehen hat und des öfteren den Tauschwerth in Rechnung gezogen hat, haben v. Wenckstern und Stonimski wiederholt bewiesen; hier ist nicht der Raum, diese Einzelheiten zu wiederholen. Sowie aber die Unrichtigkeit von dem abstrakten Waarenwerth dargethan ist, fällt auch der Grundsatz des ganzen Marxismus, daß der Arbeiter auf den nach der Produktion zutage tretenden Werth einen Rechtsanspruch hat; ob ihm aus wirthschaftlichen Gründen eine Lohnerhöhung gewährt werden soll, ist eine unabhängig hievon zu diskutirende Frage.

Zum letztenmal sei das Bestehen der Marx'schen Werthberechnung angenommen. Dann ist es unmöglich, die sich nicht in sinnfälligen Produkten äußernde geistige Arbeit zu bewerthen. „Man rechnet sie einfach um in andere Arbeit.“ Aber wie sich dieser Prozeß der Umrechnung einer Qualität in eine Quanität vollziehen soll, ist ein nie zu lösendes Rechenexempel, das Marx leichthin als für ihn überflüssige Operation bezeichnet.

Bebel sagte in seiner stark kolportirten Reichstagsrede, man dürfe von seiner Partei ebensowenig eine Beschreibung des Zukunftsstaates verlangen, wie man dies von den früheren Anhängern des deutschen Einheitsstaates verlangt hätte. Scheinlogik: denn diese haben die Voraussetzungen des Einheitsstaates richtig angegeben; allein die Sozialdemokratie stellt Theoreme auf, die falsch sind und zu deren Beweise sie wenigstens ihre Durchführbarkeit in einer anderen Wirthschaftsorganisation darthun müßte; sonst hört überhaupt jede wissenschaftliche Diskussion auf. Marx kann man wahrlich nicht den Vorzug machen, daß er den Schleier des Zukunftsstaates allzu stark gelüftet hätte, allein einmal hat er die Zukunftsgestaltung verrathen mit einer beneidenswerthen Naivetät. Denken wir, sagt er, die Gesellschaft nicht kapitalistisch, sondern kommunistisch, so fällt zunächst das Geldkapital ganz fort, also auch die Verkleidung der Transaktionen, die durch es hineinkommen. Die Sache, reduzirt sich ganz einfach (!) darauf, daß die Gesellschaft im voraus berechnen muß, wie viel Arbeit, Produktionsmittel und Lebensmittel sie ohne irgendwelchen Abbruch auf Geschäftszweige verwenden kann, die, wie der Bau von Eisenbahnen z. B. für längere Zeit, ein Jahr oder mehr weder Produktionsmittel noch Lebensmittel, noch irgend einen Nutzeffekt liefern, aber wohl Arbeit, Produktionsmittel und Lebensmittel der jährlichen Produktion entziehen.“

So trefflich auch die Darstellung des heutigen Fabrikbetriebes sein mag, trotz der mit Selbstbewußtsein vorgetragenen Theorien ist Marx das betrübende Zeugniß auszustellen, daß er die Werthlehre durch talmudistische Haarspaltereien verwirrt hat; daß er dadurch sich selbst verleitete, seine Aufgabe zu verschieben und die praktische Ausführung seiner Ideen kaum anzudeuten.

Die große Popularität Marx' liegt darin, daß er — um Slonimski noch einmal das Wort zu geben — die für Organisatoren und Führer neuer geistiger und sozialer Bewegungen unumgänglich nothwendige Eigenschaft besaß, Ideen und unklare Reformbestrebungen, die in gewissen Klassen längst zum Ausdruck und zur Herrschaft gelangten, in gedrängte und allgemein zugängliche Form zu kleiden und dasjenige zum sozialhistorischen Gesetz zu erheben, worüber Andere im Namen rein abstrakten Gerechtigkeitsgefühls gepredigt hatten. Mit einem bestimmten positiven Programm, das der Stimmung einer gegebenen Gesellschaftsschicht entspricht, kann man leicht die Gemüther beherrschen und dauernden Erfolg erzielen, mögen die logischen Grundlagen desselben noch so hinfällig sein. Stützt es sich auf eine Fülle literarischen und faktischen Materials, so erlangt dieses Programm in den Augen der gebildeten Welt die Macht der Autorität. Es ist dem Menschen stets angenehm zu hören, daß seine Lieblingsphantasie Ergebnisse des natürlichen Laufs der Geschichte und strenge Schlußfolgerungen aus unwandelbaren wissenschaftlichen Prinzipien seien.

So lebt nun die sozialdemokratische Wissenschaft seit dem Tage ihrer vor 50 Jahren erfolgten Geburt im Bankerott. Wie der Ultramontanismus, so zwingt auch der Marxismus allein durch fanatische Propaganda, durch falschen Dogmenkultus, durch die kraft eigener Machtvollkommenheit proklamirte Unfehlbarkeitsthese, durch Terrorismus auf allen Gebieten sein einmal gewonnenes Gefolge zu urtheilsloser Treue.

Friedrich Goldschmit.

Die kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten.

Von Hermann Fischer.

Als vor einem Jahre Julius Hartmann das Tagbuch Uhlands herausgab und im Vorwort verkündigte, die Gedichte würden demnächst nachfolgen, da hat wohl Mancher sich im stillen auf einen etwas längeren Zeitraum gefaßt gemacht. Die Ueberraschung, die wir nun gerade nach einem Jahr erfahren, ist von der angenehmsten Art. Die „vollständige kritische Ausgabe“ von Uhlands Gedichten liegt vollendet vor uns.[1] Es haben sich für dieses Unternehmen zwei Männer verbunden, deren Persönlichkeiten und Arbeitsgebiete gerade für diesen Zweck aufs erfreulichste ineinander greifen konnten. Hartmann hat die reife, genaue Kenntniß des Lokals und der Personen an die Arbeit herangebracht, Schmidt die Uebung des Philologen, die für diesen Zweck namentlich an der Weimarer Goethe-Ausgabe geschult war. Wie sie sich in die Arbeit getheilt haben, theilen sie nicht mit, und die Chorizonten werden sich vergeblich abmühen, es herauszubringen. Das Ganze stellt sich durchaus als festgefügte Arbeit nach einheitlichem Plane dar, und die Herausgeber haben dem auch persönlich warmen Ausdruck gegeben, indem sie „die Freude der Arbeitsgemeinschaft zwischen dem Aelteren und Jüngeren, dem Schwaben und dem Preußen“ bekannten. Der Dichter, der so ganz Schwabe und so ganz Deutscher war, würde dazu mit Vergnügen seinen Segen geben.

Ob er auch mit der Idee einer solchen kritischen Ausgabe überhaupt einverstanden wäre? Er gehörte ja nicht zu denen, die theils aus Läßlichkeit, theils aus Eitelkeit keinem ihrer ephemersten Produkte die Wohlthat der Presse zu versagen imstande sind; er war gegen seine eigenen Geisteskinder ein ebenso strenger Vater, wie er sich in seinem Stilistikum gegen die Anderer tolerant gezeigt hat; er hat nie seinem einen Gedichtband einen weiteren folgen lassen und auch den einen in späteren Auflagen nur mäßig vermehrt und einige Gedichte der ersten Auflage weiterhin getilgt. Allein das kann für die Nachwelt nicht zwingend sein. Ihr wird es immer das Interessanteste bleiben, zu erkennen, welchen unter seinen Produkten der Dichter als den vorzüglichsten das Licht der Oeffentlichkeit vergönnt hat; aber der Maßstab dafür fehlt ihr, solange sie die ganze Menge der wirklichen Erzeugnisse nicht kennt. Richtig angelegt, muß eine solche kritische Ausgabe gerade dazu dienen, die Bewunderung nicht für die Strenge des Dichters allein zu wecken, sondern auch für die Sicherheit seiner Selbstkritik. Und das leistet denn auch wirklich die neue Ausgabe. Sie zeigt neben den stark dritthalb hundert Gedichten, die in Uhlands Gedichtsammlung selbst aufgenommen worden sind, nicht viel wenigere, die er ausgeschlossen hatte, und sie zeigt da, wo nicht etwa persönliche Gründe den Ausschluß bestimmt haben, fast immer das unbeirrbare Gefühl des Künstlers, der Unvergängliches und Minderwerthiges auch an sich selbst unterscheiden kann. Wenn das gewiß ein Moment ist, das der Hochschätzung Uhlands nur förderlich sein kann, so war andrerseits ein ängstliches Verbergen der von ihm selbst nicht aufgenommenen Gedichte gar nicht mehr möglich. In den posthumen Ausgaben hatte Holland allmählich einigen weiteren Gedichten Zutritt verschafft; nach welchem Prinzip er sie aufgenommen, andere ausgeschlossen, ist nicht bestimmt zu sagen. Eine viel größere Anzahl von anderen, die, großentheils nur Gelegenheitsarbeiten, hinter jenen an Werth meist zurückstanden, sind in den biographischen Werken veröffentlicht worden durch Uhlands Wittwe selbst, durch Jahn, Notter, Karl Mayer. Dadurch hatte doch schon ein sehr weiter Kreis Kenntniß von solchen Stücken erhalten, die Uhland selbst von der Publikation ausgeschlossen hatte; ein noch weiterer dadurch, daß Ludwig Fränkel in seiner Uhland-Ausgabe diese Sachen mit aufgenommen hatte. All das Zerstreute gesammelt, dazu noch den Text der Gedichte so authentisch wie möglichst gestaltet zu sehen, mußte den Männern der historischen Forschung am Herzen liegen. Ihr Verlangen ist erfüllt.

Der Wunsch nach einer solchen Ausgabe ist alt. Zwar hatte Uhlands philologische Gründlichkeit für die Herstellung und Erhaltung eines guten Textes alles gethan, was der nur um den Genuß und das Verständniß der Gedichte Besorgte wünschen konnte; und weder Holland noch die neue Ausgabe haben in dieser Beziehung umwälzende Thaten zu thun gehabt. Aber die Bedeutung Uhlands mußte den anderen Wunsch um so dringender machen, die Geschichte seiner Poesie kennen zu lernen. Es existirte ja immer nur der eine Band Gedichte. Wie war er allmählich entstanden in der Form, die Uhland bei seinem Hingang hinterlassen hat? Ueber die Gedichte, welche nach der ersten Auflage von 1815 hinzugekommen waren, konnte man sich ja in dem Bestande großer Bibliotheken mit einiger Mühe orientiren durch Vergleichung der Auflagen; aber über die viel wichtigere Frage, wie der Dichter Uhland überhaupt entstanden ist, in welcher Reihenfolge und wann die Gedichte verfaßt waren, die er als 28jähriger Mann, längst im Besitze der reifsten Künstlerschaft hinausgegeben hatte, darüber sagte die Gedichtsammlung, die nach künstlerischen und nicht nach philologischen Gesichtspunkten geordnet war, kein Wort. Friedrich Vischer, der freilich durchaus spekulativ und nicht historisch dachte, hat in seinem klassischen Aufsatz von der geschichtlichen Analyse der Uhland'schen Poesie noch ganz absehen müssen. Holland hat diese empfindlichste Lücke ausgefüllt; er hat den Ausgaben ein chronologisches Verzeichniß beigegeben. Mit liebevoller Mühe und Sorgfalt hat er aus den Notizen in Uhlands Tagbuch, aus der ersten Erscheinungszeit der einzelnen Gedichte in Zeitschriften u. s. w. dieses Verzeichniß zusammengebracht und es ist ihm gelungen, für neun Zehntel aller in der Sammlung enthaltenen Gedichte die Entstehungszeit bis auf den Tag genau zu bestimmen, bei den wenigen übrigen meistens das Jahr oder auch den Monat ihrer Abfassung festzustellen. Es ist das eine Arbeit, für die man ihm nicht minder Dank wissen muß, als für seine Theilnahme an der Herausgabe der gelehrten Schriften Uhlands oder für die genaue Kommentirung der Mähderin und des Merlin. Nun war es erst möglich, eine Entwicklungsgeschichte von Uhlands Poesie zu entwerfen, wozu man die in den obengenannten biographischen Werken veröffentlichten Gedichte hinzunehmen konnte. Ich habe das versucht in meiner zum Jubiläum von 1887 erschienenen Studie, deren auf die Poesie Uhlands bezüglicher Abschnitt zuerst in diesen Blättern erschienen ist. Aber wir Philologen sind schwer zu befriedigen. Wir hätten gern auch die poetischen Versuche gekannt, welche noch in den handschriftlichen Sammlungen schlummerten. Der Weg dazu ist erst allmählich frei geworden. Im Sommer 1891 starb Holland. Seine reiche Bibliothek und mit ihr ein großer Theil des Uhland'schen Nachlasses wurde für die Tübinger Universitätsbibliothek erworben; ein anderer Theil der Handschriften gelangte in den Besitz des Hauptmanns Spindler, dessen Freundschaft die letzten Jahre des rasch gealterten Holland verschönert hatte. Aber die Hauptmasse der Gedichthandschriften befand sich im Eigenthum der Enkel von Uhlands einziger Schwester, welche nicht gesonnen waren, mühelosen Zutritt zu diesen Schätzen zu gewähren. Auch Eugen Nägele, der im Jahre 1893 eine gründliche Abhandlung über Uhlands Jugend-

[1] Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe, auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1898.

dichtung veröffentlicht hat, bekam nur die Möglichkeit einer kurzen Durchsicht. Das wurde mit einem Schlag anders, als 1897 die Erben Uhlands ihre handschriftlichen Schätze an den schwäbischen Schiller-Verein verkauften. Nun war dem, der ernsthafte Forschung treiben wollte, die Gesammtheit der Quellen für Uhlands Dichtung erschlossen. Zuerst hat Hartmann das Tagbuch als den wichtigsten Theil der ganzen Sammlung herausgegeben. Erich Schmidt folgte nach mit dem akademischen Vortrag über Uhlands „Märchenbuch des Königs von Frankreich“, und jetzt ist als Krönung des Ganzen die kritische Ausgabe durch Beide veröffentlicht worden.

Die Herausgeber mußten sich, indem sie die größte Vollständigkeit ins Auge faßten, doch eins vor Augen stellen. Die Ausgabe mußte Uhlands würdig sein. Ich rede nicht von der typographischen Ausstattung, deren Vortrefflichkeit bei dem alten Verlag der Uhland'schen Werke nicht anders zu erwarten war, sondern von der Anlage des Buches. Das Bild der Uhland'schen Gedichtsammlung selbst mußte erhalten bleiben; die Zuthaten mußten einen Bestandtheil für sich bilden. So ist es auch geschehen. Die Herausgeber, die sich hier, wie in anderem, eingestandenermaßen die weimarische Goethe-Ausgabe zum Vorbild genommen, haben darauf verzichtet, eine chronologische Anordnung aller Gedichte einzuführen, in der Niemand seinen Uhland wiedererkannt haben würde. Sie haben zunächst im ersten Band die Gedichtsammlung selbst gegeben, ganz in der Anordnung des Dichters selbst. Mit einer Ausnahme: aus der Abtheilung „Dramatische Dichtungen“ sind nur die lyrischen Strophen, die den Schluß von „Schildeis“ bilden und der „Normännische Brauch“ aufgenommen, der ja nur äußerlich-dialogische Form hat; der übrige Text von „Schildeis“, „Das Ständchen“ und „Konradin“ sind weggelassen. Die Herausgeber motiviren das damit, daß diese dramatischen Fragmente „einer umfassenden, auf das ganze, trotz Kellers Bemühung noch unerschöpfte, handschriftliche Material zu gründenden Ausgabe der Dramen vorzubehalten“ sei. Möge diese nicht zu lange ausstehen. Keller hat noch manche Fragen zu beantworten gelassen. Darauf folgen als Schluß des ersten Bandes zwei weitere Abtheilungen von Gedichten. Zuerst eine kleinere „Aus älteren Auflagen. Einzeldrucke u. s. w.“, also solche, denen Uhland selbst eine gewisse Publizität gegeben hatte; und dann eine größere, welche die übrigen, von Uhland gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Gedichte von 1810 bis 1861 umfaßt, zunächst die datirbaren in chronologischer Ordnung, dann noch ein paar undatirbare. Hier liegt das Einzige, was ich lieber anders gesehen hätte. Es würde wohl Manchem besser gefallen haben, wenn alles, was Uhland nicht selbst in die Sammlung aufgenommen hat, in den zweiten Band verwiesen worden wäre; es wäre so noch mehr im Sinne des Dichters selbst gehandelt worden, und die Oekonomie der Ausgabe hätte es verstattet; denn der zweite Band wäre dann ziemlich genau so viel stärker, als der erste geworden, als es jetzt umgekehrt der Fall ist.

Der zweite Band beginnt mit einer Besprechung der handschriftlichen und gedruckten Quellen für die Kenntniß der Gedichte. Es folgen zu jedem einzelnen Gedichte die Lesarten und die Angaben über Zeit und Umstände der Entstehung, soweit sie aus Aufzeichnungen Uhlands selbst, dem Tagebuch, Briefen, Exzerpten u. dgl. zu entnehmen waren. Es ist damit in der knappsten Form ein authentischer Kommentar gegeben. Die Herausgeber erhoffen zwar noch eine größere kommentirte Ausgabe von anderer Seite. Ob wir sie wohl sobald bekommen werden? Es ist für Uhland noch manches zu thun; aber das Beste haben eben schon die Anmerkungen der beiden Editoren geleistet. Darauf folgen als Anhang die Jugendgedichte vor 1810. Ich verweise auf das oben Gesagte: lieber hätte ich hier auch die späteren angefügt gesehen; es ist vor allem nicht recht zu verstehen, warum zwischen 1809 und 1810 eine Grenze gezogen ist, denn schon vor 1810 sind nicht wenige Meisterstücke entstanden, die Uhland selbst aufgenommen hat. Außer den mitgetheilten Gedichten selbst sind auch die Notizen über bloße Pläne, Verlorenes und Unvollendetes je am chronologischen Ort eingereiht. Der Band schließt mit einem chronologischen Verzeichniß und einem Register der Titel und Anfänge.

So haben wir denn nun, vollständig und wohlgeordnet, alles beisammen, was wir über den Lyriker Uhland wissen. Die Literaturforschung wird sich diese Fundgrube der Belehrung nicht entgehen lassen. Schon ein flüchtiger Blick zeigt, wieviel hier zu holen ist. Den beiden Männern aber, welche aus ganz verschiedenen Arbeits- und Interessengebieten sich hier zum gemeinsamen mühevollen Dienst des Schönen und Guten vereinigt haben und die diese Vereinigung zu ihren liebsten Erinnerungen zählen werden, soll der herzliche Dank eines — das darf ich wohl von mir sagen — der treuesten Verehrer Uhlands gesagt sein. Ich spreche gewiß im Namen von Vielen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Neue Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch.** II. (Vgl. Nr. 262.) — Die **Kommentare** zum Bürgerlichen Gesetzbuch haben erfreulicherweise einige Zeit auf sich warten lassen; danach ist zu hoffen, daß sie gründliche und sorgsame Darstellungen bringen. Fertig ist zur Zeit nur der Kommentar von **Haidlen** (Stuttgart, Kohlhammer), der sich jedoch auf eine Zusammenstellung der gesetzgeberischen Materialien zu den einzelnen Paragraphen beschränkt. Er ist eine fleißige und dankenswerthe Arbeit, welche die Ausbeutung der reichen, in den Materialien niedergelegten Wissensschätze sehr erleichtert. Von dem Kommentar **Scherers**, den ich schon früher besprochen habe, liegt jetzt das dritte Heft vor, das bis § 530 reicht; mit der nächsten Lieferung wird wahrscheinlich das Recht der Schuldverhältnisse zum Abschluß kommen. Im Beginn des Erscheinens steht der unter der Leitung des Senatspräsidenten Dr. v. **Staudinger** von **Löwenfeld**, **Mayring**, **Kober**, **Engelmann**, **Herzfelder** und **Wagner** gemeinsam in Angriff genommene Kommentar (München, Schweitzer). Er soll nach der Ankündigung ein bayerisches Werk werden, von bayerischen Juristen für bayerische Juristen geschrieben und den Umgestaltungen des neuen Gesetzes in den großen bayerischen Rechtsgebieten des gemeinen Rechts, des bayerischen und des preußischen Landrechts in erster Linie seine Aufmerksamkeit widmend. Die Namen des Herausgebers und seiner Mitarbeiter lassen erwarten, daß das fertige Werk in der Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch einen ehrenvollen Platz einnehmen werde. Die erste Lieferung behandelt das Eherecht (Engelmann) und einen Theil des ehelichen Güterrechts (Staudinger); in der zweiten und dritten kommt das Sachenrecht zur Darstellung (Kober). Eine eingehendere Besprechung wäre jetzt noch verfrüht. Den vielgerühmten Kommentar, der von **Planck** in Verbindung mit **Achilles**, **André**, **Greiff**, **Ritgen** und **Unzner** herausgegeben wird (Berlin, Guttentag), kann ich hier der Betrachtung nicht unterziehen, da er bei der Redaktion noch nicht in den Einlauf kam. — Von den **Handausgaben** ist, wie ich mit besonderer Freude erwähne, die vortreffliche von **Fischer** und **Henle** (München, Beck) bereits in zweiter Auflage erschienen. Der Anklang, den das reichhaltige und vom Verlage sehr hübsch ausgestattete Buch gefunden hat, ist wohlverdient. Auf einen größeren Umfang ist die Handausgabe von Dr. **Hugo Neumann** (Berlin, Franz Vahlen) angelegt, die in drei Lieferungen bis jetzt den allgemeinen Theil und das Recht der Schuldverhältnisse erledigt hat. Ein besonderes Augenmerk ist auf den Zusammenhang des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit den Nebengesetzen gerichtet; die einschlagenden Stellen sind im vollen Wortlaut abgedruckt, wofür jeder Praktiker

herzlich dankbar sein wird. — Von den **Nebengesetzen** sind Textausgaben mit Anmerkungen erschienen, die zuerst dem Bedürfniß völlig genügen. (München, Beck.) Die Grundbuchordnung ist erläutert von **Krech**, das Gesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung von **Henle**, dem hervorragenden Kenner der bayerischen Subhastationsordnung, von dem wohl, wenn des Amtes Plage ihm die Zeit läßt, auch ein Kommentar zu diesem Gesetz in der Art des vortrefflichen, von ihm in letzter Auflage bearbeiteten Werkes von Ortenau zum derzeit geltenden bayerischen Recht erwartet werden darf, das Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit von **Schneider**. Die Ausgaben berücksichtigen keines der geltenden Landesrechte mit Vorzug und sind somit im ganzen Reiche gleichmäßig verwendbar. Mehr auf das preußische Recht zugeschnitten sind die Handausgaben zum Gesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung von **Reinhard** (Leipzig, Roßberg) und zum Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit von **Ebert** und **Dudek** (Breslau, Markus). Das erstere Werkchen nimmt auch auf die sächsische Subhastationsordnung Bezug.

yo. **Berlin.** Der für das neue Studienjahr der „**Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte**" wiederum zum Vorsitzenden gewählte Geheimrath **Virchow** eröffnete die Dezembersitzung der Gesellschaft mit Gedächtnißworten an die dahingegangenen Mitglieder und gedachte insbesondere der hochherzigen Donatoren der Gesellschaft, des Prof. Joest, Generalkonsuls William Schoenlank und Verlagsbuchhändlers Künne. Die Gesellschaft zählt neben einer Reihe von Ehren- und korrespondirenden Mitgliedern 521 ordentliche Mitglieder; ihr Vermögen beträgt in festem Bestand 32,000 M. Den Einnahmen von 24,493 M. stehen die Ausgaben mit 24,092 M. pro 1898 gegenüber. Aus den zahlreichen Eingängen seien die Berichte von Dr. **Fritz Nötling** über prähistorische Niederlassungen in Beludschistan erwähnt. Anläßlich des Berichts über die Rudolf Virchow-Stiftung, aus der bisher 9000 M. für die von Seiner Majestät dem Kaiser auch mit 6000 M. unterstützte **Forschungsexpedition** der DDr. Belk und Lehmann nach **Armenien** gezahlt werden konnten, machte Geheimrath Virchow die erste Mittheilung über die sehr bedeutsamen Erfolge dieser Expedition nach einem ihm aus Tiflis vom 26. November zugegangenen detaillirten Briefe der beiden Forscher, für die zum Abschluß ihrer Reisen etwa noch 10,000 bis 12,000 M. flüssig zu machen sein werden. Von Tiflis aus beabsichtigen die Reisenden, ermuthigt durch ihre bisherigen Erfolge, nach Persien zu gehen. Die Gelände um den Urmia-See sind es namentlich, die von den Reisenden archäologisch auf das eingehendste untersucht worden sind, sodann das Gebiet um den Wan-See, in dem die Bauten der alten chaldischen Könige bloßzulegen ihnen gelungen ist. Auch konnte in jener Gegend der Weinkeller des Königs Argystis II. aufgedeckt werden, in dem sich große Thongefäße fanden, die inschriftliche Bezeichnungen ihres Hohlmaßes zeigten. Die weitverzweigten Kanalbauten der alten chaldischen Könige, die gleichfalls Inschriften für die Bestimmung ihrer Bauzeit aufweisen, sind zum großen Theil bloßgelegt und ihre Chronologie ist mit Sicherheit bis hinauf zu Tiglat-Pileser festgestellt worden. Die südlichste chaldische Inschrift hat sich bisher an den Tigrisquellen gefunden, doch ist deren Entzifferung heute noch problematisch. Die Expedition hat überhaupt eine ungeahnt reiche Zahl von Inschriften zutage gefördert, die alle völlig neu sind und für diese ältesten Kulturgebiete menschlicher Geschichte reiche Aufschlüsse eröffnen. Durch das Entgegenkommen der osmanischen Regierung und mit Erlaubniß des armenischen Patriarchen gelang es, weite Steinkistengräberfelder sowohl aufzudecken und ferner Inschriften zu lesen, die sich auf den Fundamentsteinen der alten armenischen Kirchen fanden. Die Aufhebung dieser Steine ist bisher niemals gestattet worden. Namentlich die Chronologie, nicht minder jedoch die Erdkunde wird aus der ersten systematischen Durchforschung dieser Gebiete Vortheil ziehen. Ist doch diese Gegend geographisch bisher kaum bekannt und Dr. Belk konnte auch nach dieser Richtung hin wichtige hypsometrische Aufnahmen durchführen. Die Hochebene von Malaskert im Westen des Wangebiets ist archäologisch durchforscht worden, nun wollen die Forscher nach ins Quellgebiet des Tigris und Euphrat vordringen, um von dort nach Diabekr-Mossul und bis nach Nineveh hin zu gelangen. Diese alten, zwischen dem Ararat und den Quellen der nach Mesopotamien führenden Ströme gelegenen Gebiete werden infolge der Resultate der Expedition in ihrer frühen historischen Entwicklung und Kulturwirkung neues Licht empfangen. Sanitätsrath Dr. **Bartels** konnte neben Photographien des indischen Vulkans Bora im Tenggegebirge, der von den umwohnenden Hindus durch Thier- und Pflanzenopfer verehrt wird, auch photographische Darstellungen von altem skythischen Goldschmuck der Gesellschaft vorlegen. Dr. **Preuß** suchte die bei den Negritostämmen Malakka's gebräuchlichen Amulette in ihren Ornamenten zu erklären, die auf Bambusrohr geschnitzt sind, während Dr. **Seler** die kulturellen Einflüsse der alten Mexicaner auf die Mayastämme Zentralamerika's aus der Identität des Götterbildes Kukulkan, wie aus der Bedeutung von Hieroglyphen nachzuweisen suchte, die eine Beziehung zur Zeitrechnung haben und sich an Tempelbauten vorfinden. Zum Schlusse der Sitzung wurden drei aus Westpreußen gebürtige, von körperlich normalen Eltern stammende Riesenkinder durch Geheimrath Virchow vorgestellt. Es sind drei Geschwister, die übermäßig stark hinsichtlich der fleischigen Theile ihres Körpers entwickelt sind. Ein 14jähriger Knabe mit einem Körpergewichte von 315 Pfund, ein 4jähriges Mädchen von 175 Pfund und ein Baby von $1\frac{1}{2}$ Jahren, das 75 Pfund wiegt. Geistig sind die Kinder normal entwickelt.

-ski. Am **Zollfelde bei Klagenfurt** wurde vor kurzem ein **römischer Mosaikboden** bloßgelegt, der zu den größten und schönsten der römischen Kaiserzeit gehört. Der Fund wurde ganz durch Zufall bei der ländlichen Arbeit gemacht, indem sich während des Pflügens der Boden auffällig senkte und hiedurch die Aufmerksamkeit auf eine Vertiefung gelenkt wurde. Nach einer ausführlichen Mittheilung, die Professor Dr. G. Hann in der „Carinthia, Mittheilungen des Geschichtsvereins für Kärnten", soeben über die Ergebnisse der Bloßlegungsarbeiten macht, und nach einer beigegebenen Abbildung des Mosaikbodens gehört dieser nicht zu jener Art von Mosaiken, bei denen mythologische Darstellungen überwiegen oder die historische Scenen vorführen, sondern in die Zahl derjenigen, die den besten stilkritischen Eindruck machen, indem die ganze Fläche des Bodens durch ornamentirte Rahmen in geometrische Abtheilungen zerlegt ist, und diese mit figuralen Einzeldarstellungen verziert sind. Das Mosaik zeigt in reizvollem und harmonischem Wechsel rhombische und dreieckige Felder, letztere von verschiedener Größe, um ein rechteckiges Mittelfeld symmetrisch gruppirt. In diesem ist der jugendliche Bacchus in Vollgestalt stehend mit einem Stab nackt mit übergeworfenem Mantel dargestellt. In den übrigen Figuren sieht man abwechselnd drei schwebende Satyre und drei tanzende Nymphen; die Figuren beziehen sich demnach auf den heiteren Bacchuskult. Die verwendeten Motive sind zum größten Theil nicht originell. Neu ist nur das Motiv eines Satyrs mit einem Schallbecken im eiligen Lauf von rückwärts gesehen. Die sorgfältige Arbeit macht es neben anderen Thatsachen besonders wahrscheinlich, daß man in dem gefundenen Mosaikboden eine Arbeit des ersten christlichen Jahrhunderts vor sich hat; er ist jedenfalls durch italienische Arbeiter nach pompejanischem Vorbild ausgeführt worden. Ein an das Gemach, dessen Boden mit dem geschilderten Mosaik bedeckt ist, sich anschließender Raum war ebenfalls mit einem Mosaikboden bedeckt; dieser hat sich jedoch nicht vollständig erhalten und zeigt nur ein sehr einfaches ornamentales Muster ohne Figuren. Der ersterwähnte Mosaikboden ist vom kärntnischen Landesausschuß angekauft worden und wird an Ort und Stelle konservirt.

-rt. **Neue Planetenentdeckungen.** Mr. E. F. **Coddington**, Astronom an der Lick-Sternwarte auf dem Mount Hamilton, hat, wie jetzt erst bekannt wird, bereits am 13. Oktober d. J. zwei neue Planetoiden (1898, EB und EC) auf photographischem Wege aufgefunden, deren Helligkeit der eines Sterns der Größenklasse 11.5, bezw. 12.5 entspricht. Einen dritten kleinen Planeten, 1898 ED, hat M. **Charlois** in Nizza auf einer am 8. Dezember erhaltenen photographischen

Platte entdeckt; er ist etwas heller als die beiden obigen, nämlich 11. Größe. Die Anzahl der kleinen Planeten ist damit auf 466 gestiegen, 15 davon sind im Laufe des Jahres 1898 entdeckt worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Die Minister und die Kammer scheinen dieses Jahr wieder miteinander zu wetteifern, das Budget für das höhere Unterrichtswesen möglichst herabzudrücken, um bei den Wählern den Ruhm der Sparsamkeit zu erlangen. Ich führe dafür nur zwei Beispiele an. Das sogenannte „Ryksmuseum van Natuurkunde" in Leiden befindet sich mit seinen aufgespeicherten Schätzen schon lange in einem erbärmlichen Zustande. Der Director Dr. F. Jentink sagt deßhalb in seinem letzten Jahresbericht darüber: Nachdem ich voriges Jahr ausführlich dargelegt habe, daß diese Sammlungen dem Untergang entgegengehen, wenn nicht schnell Abhülfe geschafft wird, brauche ich jetzt nichts weiter zu sagen, als daß der Vernichtungsprozeß, welchen Nässe und Insekten verrichten, stetig fortschreitet. — Ebenso traurig sind die Verhältnisse an der Universität Utrecht. Der Raum in den verschiedenen Kliniken und dem Operationssaal ist so beschränkt, daß mehr als ein Drittel der Studenten gar keinen Platz findet. Das erregt natürlich große Unzufriedenheit. Proteste und Gesuche der Studenten an den Minister und die Kammer haben auch dieses Jahr ebensowenig gefruchtet wie die Klagen der Universitätskuratoren und Professoren früher. Es ist unter diesen Umständen sehr erklärlich, daß strebsame Männer solche Zustände auf die Dauer nicht ertragen. Professor v. Eiselberg ging deßhalb nach Königsberg, Professor Winkler nach Amsterdam, Professor Engelmann nach Berlin, und mit Recht fürchtet man, daß auch Professor Narath es nicht lange mehr aushalten wird. Die — ich möchte fast sagen — feindliche Behandlung der Utrechter Universität auch in anderer Hinsicht von Seiten der Regierung ist um so bedauerlicher und sonderbarer, da Utrecht sich bereits zur ersten Universität des Landes emporgeschwungen und Leiden überflügelt hat. Utrecht zählt gegenwärtig 953, Leiden 908, Groningen 465 Studenten. — Wie in Oesterreich und Deutschland, so haben auch die niederländisch sprechenden Völker ihre Sprachenfrage. Auf dem letzten Literatur- und Sprachkongreß der Nord- und Südniederlande zu Dortrecht ward beschlossen, einen Allgemeinen Niederländischen Bund zu gründen. Der Zweck desselben ist, die niederländische Sprache überall, d. h. in allen Ländern, Kolonien, wo sie gesprochen wird, zu erhalten und zu fördern, und zwar durch Herausgabe passender Schriften, Gründung und Unterstützung niederländischer Bibliotheken in anderen Ländern, Belebung des niederländischen Geistes unter den Niederländern in der Fremde u. s. w. — Von dem Briefwechsel Rubens' erschien dieser Tage der 2. Theil. Der erste (bereits 1887 erschienen) behandelte seinen Aufenthalt in Italien (1600 bis 1608). Der 2. Theil zeigt uns Rubens in Antwerpen, wie er dort thätig ist und mit angesehenen Männern des In- und Auslandes in Verbindung tritt, z. B. mit Sir Dudley Carlton, dem Herzog Wolfgang Wilhelm von Bayern, Nic. Pieresc u. A.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Gertrud Prellwitz: Oedipus oder das Räthsel des Lebens. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld 1898. — Professor G. B. Ughetti: Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Uebersetzt von Dr. G. Galli. Wien, Leipzig, Wilhelm Braumüller 1899. — A. Schilling: Aus Richard Wagners Jugendzeit. Berlin, F. C. Entrich 1898. — Adolf Bartels: Dietrich Sebrandt. Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1899. — Erich Marcks: Kaiser Wilhelm I. 3. Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Prof. Dr. Eugen Oberhummer: Die deutsche Südpolarexpedition. Bericht über die vorbereitenden Schritte und die Versammlung in München am 13. Mai 1898. München, F. Straub 1898. — Dr. Wilhelm Busch: Die Berliner Märztage von 1848. (Historische Bibliothek Bd. VII.) München, Leipzig, R. Oldenbourg. — Ludwig v. Hofmann: Skizzen und Buchschmuck. Aus der Kunstzeitschrift Pan. Berlin, F. Fontane 1898. — Hermann Friedrich Schmidt: Kellners Weh und Wohl. 5. Aufl. Basel, R. Reich (vorm. C. Detloff) 1899. — K. Weyssér: Der Darwinismus und die moderne Malerei im Spiegel einer möglichst richtigen Weltanschauung. Heidelberg, J. Hörning 1898. — Eduard Halter: Die Straßburger literarische „Besegnrd". Eine Satire in vier Abschnitten. Illstadt 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 314. Lfg. Wien, Alfred Hölder. — Lujo Brentano: Gesammelte Aufsätze. I. Bd.: Erbrechtspolitik, alte und neue Feudalität. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1899. — Dr. G. A. Scartazzini: Enciclopedia Dantesca. Bd. II. Mailand, Ulrich Hoepli 1899. — Derselbe: La Divina Commedia di Dante Alighieri. 3. Aufl. Ebd. — *Con Dante e per Dante.* Discorsi e conferenze tenute a cura del comitato Milanese della Società Dantesca Italiana 1898. Ebd. — Emil Claar: Weltliche Legenden. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899. — Karl Schoenhardt: Gesammelte Gedichte. Ebd. 1899. — Lothar Schmidt: Allegro ma non troppo! Skizzen. Breslau, S. Schottlaender. — E. Steinmann: Rom in der Renaissance. Leipzig, E. A. Seemann 1899. — H. Bothmer: Kreta in Vergangenheit und Gegenwart. Hggb. von L. Woerl. Mit Illustrationen. Leipzig, Woerl 1899. — Alfred Richter: Das Klavierspiel. Für Musikstudierende. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Derselbe: Die Lehre von der thematischen Arbeit. Ebd. — A. v. Bivenot: Rauchspiele. Reiseskizzen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. — Dr. Joh. Georg Meyer: Das natürliche System der Wissenschaften. Eine Einleitung in die Wissenschaftslehre. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. — Schweitzers alte und neue Zivilprozeßordnung. Vergleichende Textausgabe mit alphabetischem Sachregister. München, J. Schweitzer (Arthur Sellier) 1898. — H. Paxmann: Die Kali-Industrie in ihrer Bedeutung und Entwicklung von privat- und nationalwirthschaftlichen Gesichtspunkten. Staßfurt, R. Weicke 1899. — *Edgar Roels:* Autour des mines d'or du Transvaal. Paris, A. Hennuyer 1898. — Dr. Emil Fischer: Die Geschichte der evangelischen Gemeinde. Bukarest 1898. — A. Kuhn: Die Aufnahmeprüfung für die Kriegsakademie. 3. Aufl. Berlin, Liebel 1899. — Joseph Lauff: Advent. Zwei Weihnachtsgeschichten. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. — Valerie Matthes: Italienische Dichter der Gegenwart. Berlin, Karl Duncker 1899. — Dr. Ernst Friedrich: Handels- und Produktenkarte von Kleinasien. Maßstab 1:2,500,000. Halle a. S., G. Steenkopf 1898. — Derselbe: Uebersichtskarte von Kleinasien. Maßstab 1:2,500,000. Ebd.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 31. Dezember. Nummer 297.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Werke über Dante.

Von einem „oceano dantesco“ spricht Gaetano Negri in der Einleitung zu einer von ihm herausgegebenen Sammlung von Vorträgen,[1]) die das Mailänder Komitee der Italienischen Dante-Gesellschaft im Laufe dieses Jahres veranstaltet hat. Wir möchten dieses Wort doch nicht lediglich auf die ungeheure, gerade in unsrer Zeit jährlich zu immer größerer Fülle anschwellende Literatur über Dante angewendet sehen, so sehr es auch auf sie passen dürfte. Einen tieferen Sinn noch birgt es für einen Jeden in sich, der sich mit der Gestalt des großen Dichters und seinem Lebenswerk beschäftigt. Denn unermeßlich weit dehnt sich der Horizont, den sein gewaltiges Lied uns eröffnet; wie auf dem Ozean, der die fernsten Küsten miteinander verbindet, schiffen wir dahin auf der „navicella del suo ingegno“. Und vieltausendgestaltig, wie das Leben in den dunkeln Tiefen des Meeres, fluthet die Fülle seiner Gedanken hin und her, für dem größten Theil der Leser nur in den an die Oberfläche tretenden poetischen Einzelbildern faßbar, in seiner wahren Mannichfaltigkeit und Größe dem kundigen Taucher allein sich enthüllend, der sich die saure Mühe nicht verdrießen läßt, durch Dunkelheit und Wogenschwall hindurch auch in die Tiefe zu steigen. Solcher Taucher bedarf es in der That, um den Inhalt des Dante'schen Lebenswerkes nur einigermaßen zu erschöpfen. Sie arbeiten für die große Menge der Leser und Genießer, denen entweder die Zeit oder auch das wissenschaftliche Rüstzeug für ein tieferes Eindringen in die an allerlei Beziehungen so reichen Werke des Florentiners nicht zur Verfügung steht.

Es ist in unserm, auf dem Gebiet der Dante-Forschung so überaus rührigen, zu der vollen Werthschätzung des Dichters gleichsam neu aufgewachten Jahrhundert nicht zum wenigsten deutsche Arbeit gewesen, die dieses Förderungswerk aus den Tiefen des „oceano dantesco“ heraus energisch und fruchtbar unternommen hat, und gerade in jüngster Zeit sind zwei große, auf jahrzehntelanger und tiefeindringender Beschäftigung mit Dante beruhende Werke in deutscher Sprache erschienen, die nicht nur die Fülle aller bisherigen Untersuchungen auf diesem Gebiet übersichtlich zusammenfassen, sondern auch durch die feine und besonnene Kritik, die sie üben, feste Marksteine bilden in der Dante-Wissenschaft und in der wogenden Fluth der sich widersprechenden Meinungen. Das erste dieser Werke, das im Jahre 1892 erschienene „Dante-Handbuch“ von J. A. Scartazzini, ist den Lesern dieser Blätter, in denen so oft sich die orientirende Stimme dieses Forschers vernehmen ließ und in Zukunft hoffentlich noch weiter vernehmen läßt, nicht unbekannt. In der Beilage vom 14. April 1892 (Nr. 89) ist es angezeigt und gewürdigt worden. Das zweite, das große Dante-Buch des Freiburger Kirchen- und Kunsthistorikers Franz Xaver Kraus[1]) ist seit einem Jahre vollendet. Es wurde uns schon auf den vorjährigen Weihnachtstisch gelegt, und wenn wir es erst heute hier besprechen, so ist das wohl entschuldbar mit dem gewaltigen Umfang nicht nur des Bandes (er umfaßt 792 Seiten in Folioformat), sondern noch mehr des dargebotenen Stoffes und des Wissens, das in ihm zutage tritt. Es ist ein Buch, an dem man ganz gut ein Jahr zu lesen hat, wenn man es nicht nur flüchtig durchfliegen oder hier und da sich ein Lesefrüchtchen herauspflücken will, ein Buch, das zugleich mit jeder Seite anregt, des Florentiners Werke selbst wieder vorzunehmen und sich durch sie von dem Freiburger Gelehrten führen zu lassen. Beide Werke sind Kompendien, d. h. sie haben den Zweck, eine allgemeine Einführung in das Dante-Studium zu geben, indem sie das feststellen, was wir heute aus gesicherten Quellen über Leben, Persönlichkeit und Schriften des Dichters wissen, und indem sie besonders eine Kritik der verschiedenen Auslegungen geben, die Dante's allegorische Hauptgestalten im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. Aber obwohl beide Werke infolge dieses ihres gemeinsamen Zwecks sich vielfach berühren und besonders in der Zusammenfassung des bibliographischen und literargeschichtlichen Materials im wesentlichen das Gleiche leisten, können sie doch sehr wohl nebeneinander bestehen. Scartazzini hat in vieler Hinsicht die Bausteine herzugetragen, den festen Untergrund geschaffen, auf dem Kraus ein imponirendes wissenschaftliches Gebäude aufführt. In den Hauptproblemen der Dante-Kritik und -Exegese weiß sich Letzterer mit Ersterem in voller Uebereinstimmung; in politischen und religiösen Fragen geht aber die Auffassung beider Forscher weit auseinander. Der Leser des Kraus'schen Buches wird daher, besonders wenn er dem Rath des Verfassers folgt, Scartazzini's Handbuch stets neben und mit seinem Text benutzen, eine nahezu lückenlose Einsicht in den heutigen Stand der Dante-Wissenschaft gewinnen und die Seelengeschichte Dante's, auf deren Studium Kraus in seiner Darstellung das Hauptgewicht legt, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus entwickelt, vor sich vorüberziehen lassen können.

Die Seelengeschichte Dante's — das ist es, worauf schließlich jeder Leser der Divina Commedia mit unentrinnbarem Zwang sich hingewiesen fühlt. Denn der subjektivste aller Dichter ist der große Florentiner. Er ist zugleich, wie Ruskin sich ausdrückt, der „zentralste Mensch der Welt“, insofern er „die immaginativen, moralischen und intellektuellen Fähigkeiten, und zwar alle in ihrer höchsten Ausbildung, vereinigt darstellt“. Die Geschichte seiner inneren Entwicklung und seiner schöpferischen Thätigkeit ist daher zugleich eine Geschichte des geistigen Zustands seiner Zeit und in gewissem Sinne eine innere Geschichte

[1]) *Con Dante e per Dante.* Discorsi e conferenze tenute a cura del Comitato Milanese della Società Dantesca Italiana. MDCCCXCVIII. Milano, Ulrico Hoepli, editore.

[1]) Dante. Sein Leben und sein Werk, sein Verhältniß zur Kunst und Politik. Von F. X. Kraus. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1897.

der Menschheit. Die Höhen und Tiefen des menschlichen Geistes wie der menschlichen Empfindung sind von ihm durchmessen worden in der Dichtung wie in seinem Leben. Beides, Dichten und Leben, sind bei ihm so fest und vielfach ineinander verkettet, das erstere wird so stark durch das letztere bedingt, wie in gleichem Maße bei keinem der großen Dichter der Menschheit. Und über die Grenzen seiner Zeit hinaus hat er gedacht, geurtheilt und empfunden, auf der einen Seite mit der Weite des intellektuellen Blickes die fernsten geschichtlichen Räume umfassend, auf der anderen Seite durch die Intensivität des Fühlens auf den Grund der menschlichen Seele dringend.

Dieser Eindruck, den auch der oberflächliche Leser der Göttlichen Komödie von dem Wesen des Dichters empfängt, zeichnet zugleich dem tiefer in die Geheimnisse dieses Liedes eindringenden Forscher die Wege vor, auf denen sich seine Untersuchungen nothwendig bewegen müssen. Die Probleme der Dante-Wissenschaft sind durchaus nicht erst, wie das in der Literatur- und Kunstgeschichte bei der Betrachtung von Kunstwerken vielfach der Fall ist, von einem gelehrten Standpunkt aus, der von der Grundlage des ersten, naiven und unmittelbaren Genießens weit entfernt liegt, an die Dichtung heran und in sie hineingetragen worden. Sie haben einen dem Werke des Dichters immanenten Charakter und erheben sich ihrer inneren Bedeutung nach weit über das Niveau einer rein philologischen Beschäftigung mit dunklen Stellen und äußerlichen literarischen Beziehungen. Die geistige Physiognomie des Dichters, deren Beurtheilung wieder auf einer möglichst genauen Kenntniß seines äußeren Lebensgangs beruht, muß dem Leser der Göttlichen Komödie klar vor den Augen stehen, wenn das Werk in seinem Formenreichthum und in seiner gewaltigen Größe wirken soll. Die danteske Allegorie, obwohl formell auf einer literarischen Zeitrichtung beruhend, ist doch ihrem Inhalte nach ebensosehr von der tiefen Empfindung und dem intellektuellen Weitblick des Dichters belebt wie an allgemein menschlicher Bedeutung reich. Eine bloße philologische und rein sachliche Deutung würde, selbst wenn sie möglich wäre, deßhalb nicht genügen, um diese Allegorie in ihrer ganzen Tiefe zu würdigen. Ja, eine solche Deutung würde überhaupt ganz unvollständig und rein unverständlich bleiben, wenn ihr nicht in der Entwicklung der Weltanschauung des Dichters und in der Darstellung seines Verhältnisses zur Wissenschaft, zur Politik, zur Kunst, wie überhaupt zum ganzen Denken seiner Zeit, eine breite Unterlage gegeben wird.

Welche Fülle von wissenschaftlicher Arbeit eine Erörterung dieser in Dante's Werk immanent liegenden Probleme erheischt, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Die Geschichte der Geisteswissenschaften wie die politische Geschichte eines sehr dunklen Zeitraums müssen auf die leisesten noch vorhandenen Anzeichen und Andeutungen hin durchforscht werden, um das geistige Bild des Dichters zu vervollständigen. Eine tiefe Intuition nicht nur von der Denkweise des 13. Jahrhunderts, sondern noch mehr von dem innersten Empfinden eines genialen Menschen von gewaltiger Phantasie, der, in die Wirren seiner Zeit mitten hineingestellt und, gleich heftig im Lieben wie im Hassen, auch in wissenschaftlicher Hinsicht sein Jahrhundert vollständig übersieht, muß dieser gelehrten Arbeit zu Hülfe kommen. Philologische Akribie und ein weiter geschichtsphilosophischer Blick müssen mit psychologischer Feinheit Hand in Hand gehen, um an solche Probleme herantreten zu können. Und fast möchte es scheinen, als überschritten diese Forderungen das Können eines einzigen Menschen. Auf jeden Fall erfordert ihre Vereinigung ein Leben intensivster Arbeit und einen vielumfassenden Geist.

Daß der Freiburger Gelehrte auf das erstere zurückblicken kann und den letzteren im reichsten Maße besitzt, ist männiglich bekannt. Auch sein großes Dante-Werk läßt dies auf jeder Seite deutlich erkennen. Gleichwohl dünkt es uns, als ob die gewaltige Arbeit, die diesem Werke zugrunde liegt und nothwendig zugrunde liegen mußte, in einigen Partien desselben allzu sichtbar zutage träte. Das Gewirr der vielen Bausteine aus den bibliographischen und literargeschichtlichen Steinbrüchen der Dante-Literatur, die den wissenschaftlichen Unterbau bilden, stört zuweilen den Blick auf die mit sicherer Hand gezogenen Linien der Gesammtarchitektur. Vieles von dem in großer Fülle angeführten Material hätte vielleicht besser dem Dante-Handbuch Scartazzini's oder der jetzt auch glücklich zur Vollendung gelangten Dante-Encyklopädie[1]) dieses Forschers überlassen bleiben können, ohne daß dadurch der Kraus'schen Beweisführung im ganzen Eintrag geschehen wäre. Gerade Prof. Kraus ist wohl der Einzige unter den jetzt lebenden Dante-Forschern, der die Fähigkeit besitzt, eine geistvolle Gesammtdarstellung von der Persönlichkeit und von dem Lebenswerke des großen Florentiners zu geben, ohne dabei an den Einzelheiten der Forschung haften zu bleiben. Und es wäre im Interesse des deutschen gebildeten Lesepublikums zu wünschen gewesen, daß er zugunsten dieser glänzenden und von allgemeinen Gesichtspunkten gehaltenen Darstellung, die den Kern seines vorliegenden Dante-Werks bildet, den großen gelehrten Apparat etwas eingeschränkt hätte, der jetzt verhindert, daß das Buch von so vielen Leuten gelesen wird, als es seiner ganzen Auffassung nach gelesen zu werden verdient.

Drei große Fragen sind es in erster Linie, in denen diese Auffassung scharf und, wie es uns scheinen will, entscheidend und überzeugend zutage tritt: zunächst die Frage nach der geistigen Physiognomie des Dichters, dann die nach der Grundidee der Commedia, welche mit der Erörterung der Seelengeschichte Dante's und mit der Deutung der Allegorie der zwei ersten Gesänge des Inferno und der symbolischen Hauptgestalten des Gedichts unlöslich verknüpft ist, und schließlich die Frage nach Dante's Stellung inmitten der kirchlichen und politischen Bewegungen seiner Zeit. Die Zusammenfassung dieser drei Fragen ermöglicht erst, den Begriff von Dante's mondialer Bedeutung zu konstruiren, in dem die Darstellung des Werkes schließlich gipfelt.

Das Charakteristische in Dante's geistiger Physiognomie erblickt Kraus in der unermeßlichen Aktivität seiner Seele. Die Göttliche Komödie „ist das Produkt des ungeheuren Kampfes, den der ausgestoßene, der Armuth preisgegebene

[1]) *Enciclopedia Dantesca.* Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri di *Dr. G. A. Scartazzini.* Volume I (A—L) 1896; Volume II, parte prima (M—R) 1898, parte seconda (S—Z) 1899. Milano, Ulrico Hoepli. — Dieses umfangreiche Werk (von insgesammt 2200 Seiten in Oktav) ist, wie schon sein Titel anzeigt, mehr als ein einfaches Dante-Wörterbuch. Es gibt nicht nur alle in Dante's Werken vorhandenen Wörter mit einer auf den besten italienischen Wörterbüchern fußenden Bedeutungserklärung, sondern auch eine vollständige Uebersicht über die von Dante erwähnten Personen und behandelten Dinge mit den kurzen Hinweisen auf die Ansichten der bekanntesten Kommentare über diese Dinge und Personen. Das von dem Verfasser bei der Ausarbeitung dieses Werkes befolgte System ist dasselbe, welches er auch in den Anmerkungen zu seiner (soeben in vierter Auflage erschienenen) italienischen Ausgabe der Divina Commedia anwendet: nämlich so wenig wie möglich mit eigenen Worten zu erklären, sondern meistens die Glossen der anderen Ausleger, besonders der ältesten, kurz wiederzugeben. Scartazzini ist der Ansicht und hat darin wohl recht, „daß die Trecentisten, wenn sie auch nicht unfehlbar waren, doch im allgemeinen Dante besser verstanden haben, als wir Modernen ihn verstehen“. Seine Encyklopädie ist deßhalb eine mit unglaublichem Fleiße und ganz eminenter Belesenheit angelegte Fundgrube für die philologischen Erklärer der Werke des Dichters und wird als solche unschätzbare Dienste leisten, wozu die höchst praktische Anordnung nach alphabetischem Prinzip nicht wenig beiträgt. Vor den anderen für das Dante-Studium nützlichen Nachschlagewerken des Ferrazzi, Bocci, Poletto u. A. hat die Arbeit Scartazzini's das voraus, daß sie auch die nichtitalienische Literatur über Dante, soweit sie werthvoll erscheint, auf das eingehendste berücksichtigt.

Dichter statt auf dem Theater der Weltbegebenheiten in seiner Brust durchzukämpfen hatte". Hier könnte eine müßige Phantasie weiterspinnen und sich fragen, was wohl aus dem Dichter geworden wäre, wenn er nicht ausgestoßen und der Armuth preisgegeben worden wäre, sondern Gelegenheit gefunden hätte, in dem politischen Treiben seiner Vaterstadt oder in noch weiteren Kreisen, „auf dem Theater der Weltbegebenheiten", seiner seelischen Aktivität Genüge zu thun? Daß er in der That den Plan zu seiner großartigen dichterischen Wanderung durch die drei Reiche erst nach seiner Verbannung aus Florenz, die ihn im 36. Lebensjahre traf, ja erst nach dem großen inneren Fortschritt von der Ueberschätzung der Vernunftwissenschaft und irdischer Bestrebungen zur Erfassung der rein ethisch-religiösen, auf die Gewinnung des ewigen Friedens hingehenden Absichten, also kaum vor seinem 47. Lebensjahre, gefaßt oder wenigstens bestimmt formulirt habe, steht nach den Gründen, die Kraus hiefür vorbringt, wohl genügend fest. Welch ein langer Zeitraum für eine nach vollem Ausleben dürstende Seele, für eine auch auf politischem Gebiete nach Bethätigung ringende Kampfesnatur! Wären ihr die Kümmernisse und beschränkten Verhältnisse eines Exils oder die Aufregungen und Bitterkeiten, die denselben unmittelbar folgten oder auch vorangingen, erspart geblieben, so würde vielleicht eine kraftvolle Entwicklung nach außen hin, etwa zu einem politischen Führerthum im großen Stil, diese Periode ausgefüllt und damit das kontemplative und immaginative Element gänzlich in den Hintergrund gedrängt haben. Denn es ist das Große an dieser Natur, daß sie gleiche praktische wie kontemplative und immaginative Aktivität besitzt. So wenig sicheres wir im Grunde über Dante's Jugendentwicklung wissen, so bestimmt können wir doch aus den thatsächlichen Anhaltepunkten, die uns der in dieser Periode seines Lebens entstandene Liederkomplex und besonders das merkwürdige Büchlein der Vita Nuova gewähren, schließen, daß der Widerstreit zwischen der kräftigen, an dem Irdischen mit starken Banden haftenden Sinnlichkeit und dem ebenso kräftig sich geltend machenden Bedürfniß nach einer inneren Ueberwindung des Irdischen ihn mit Unruhe und seelischem Weh von jeher erfüllte. Freundschaft und Liebe spielen in der ersten Phase seines uns sichtbaren Lebens, wie es scheinen will, eine ebenso große Rolle, wie die Betheiligung am politischen Leben in der zweiten Phase. Und die Freunde, die Geliebte, die politischen Kämpfe regen in ganz gleicher Weise seine Seele zu der Leidenschaftlichkeit auf, die später so viele Stellen seiner großen Dichtung von Leben und Feuer sprühen läßt. Jedoch wird schon in beiden Perioden diese Leidenschaft über ihre irdischen Schranken hinausgehoben und gleichsam verklärt durch die seelische Aktivität des Dichters nach der immaginativen und kontemplativen Seite hin.

In diesen Zusammenhang fügt sich recht gut die Ansicht über den literarischen Charakter der Vita Nuova ein, zu der Kraus nach einer sehr eingehenden und werthvollen Untersuchung aller bisherigen über diese Schrift geäußerten Urtheile gelangt. Dante hat, so meint er, in der Vita Nuova nicht ein historisches Dokument hinterlassen, sondern ein freies poetisches Kunstwerk schaffen wollen, in welchem er das „Phantasma" seiner Jugend, die Liebe in ihrer successiven Entwicklung, in den verschiedenen Phasen ihrer Vergeistigung zu schildern beabsichtigt. „Ich nehme an," so fährt Kraus fort, „daß thatsächliche Vorgänge äußerer und innerer Natur Dante zur Abfassung der Lieder, bezw. seiner Aufzeichnungen, veranlaßt haben; daß aber diese Vorgänge nur das Substrat einer Dichtung sind, welche über das von Dante Erlebte mit voller poetischer Freiheit verfügte und schon sehr früh den großen Dichter verrieth, der das persönlich Erlebte sofort in die Sphäre eines höheren Denkens und allgemein gültigen Empfindens zu erheben weiß."

Mit dieser Ansicht vereinigt unser Autor in sehr glücklicher und plausibler Weise die auf Wahrscheinlichkeit am meisten Anspruch machenden Elemente der realistischen und der idealistischen Richtung in den bisherigen Deutungen der Vita Nuova. Sie gibt ihm und uns zugleich ein bedeutsames Hülfsmittel zum Verständniß des ebensoviel umstrittenen Convivio an die Hand. Die Liebe zur Donna gentile e pietosa, zu der sich Dante nach der Trauer über die dahingegangene Beatrice gewandt hatte, und von der er, sie als eine Verirrung erkennend, wieder zu der verklärten Beatrice zurückzukehren beginnt, hatte ihm die 14 Canzonen eingegeben, deren wahren Sinn der Dichter in dem Convivio zu erklären unternimmt. Er bemüht sich, nachzuweisen, daß jene edle, huldreiche Frau lediglich eine Allegorie war, und zwar die Allegorie der Philosophie. Seinen Verleumdern gegenüber, die aus den in der Vita Nuova rasch aufeinanderfolgenden Liebeshändeln auf seinen unsteten Charakter zu schließen berechtigt scheinen könnten, greift er zu dieser Selbstvertheidigung in Gestalt eines lateinischen Kommentars.' Die Entstehungszeit dieser unvollendet gebliebenen Schrift setzt Kraus, in Uebereinstimmung mit Scartazzini, in die Jahre von 1307 bis 1308, also in die Periode des Lebens des Dichters, in der der Exilirte aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Aufenthalt in Paris in die Wissenschaft, speziell in die thomistische Philosophie, schon eingeführt worden war und sich in einem inneren Kampf über den Werth der rein menschlichen Wissenschaft und die Fähigkeit der Vernunftwissenschaft, uns Gott nahe zu bringen, sich befand. Eben dieser Kampf war es, der nach der Meinung unsres Autors den Dichter in der Durchführung des künstlichen und ungesunden Systems der Allegorisirung des Convivio verhinderte. Aus dem Zustand der Gemüthsüberreizung, in den ihn die Wechselfälle des Lebens und das ihm zugefügte große Unrecht versetzt hatten, und in dem er vergeblich versucht hatte, durch leidenschaftliche Hingabe an die Wissenschaft Ruhe und Trost sich zu gewinnen, rang er sich jetzt wieder heraus zu der schlichten Liebe zur göttlichen Weisheit, in welcher er die Verklärung seines jugendlichen Idealismus (Beatrice) erblickte. „Die innere Katastrophe," so schließt Kraus den lehrreichen Abschnitt über das Convivio, „welche nach dem Tode Heinrichs den Zusammensturz von Dante's irdischen Idealen bedingte und alle weltlichen Träume begrub, that das Ihrige, um diese Krisis zu zeitigen. Alles trieb ihn zu der himmlischen Weisheit zurück. Dante hatte die Erde nunmehr sattsam geschaut, sein Auge richtete sich, müde von dem, was er hier gesehen, mit Thränen der Reue und Sehnsucht nach der wahren Heimath der Seele, nach oben. Es hatte keinen Zweck mehr, ein in seiner Anlage und in seinem Grundgedanken verfehltes Werk, wie das Convivio, fortzusetzen: die Zeit war gekommen, um einen größeren Wurf zu wagen; der Tag war angebrochen, wo der Welt die Commedia geschenkt werden konnte."

Den schönen Zusammenhang, in den Kraus durch solche Ausführungen die geistige Physiognomie Dante's und die Entstehungsgeschichte seiner Werke mit seiner Seelengeschichte bringt, verlieren wir nun nicht wieder aus den Augen, wenn wir ihm in die Kapitel folgen, die dem großen Gedicht des Florentiners gewidmet sind. Es sind Kapitel voller Geist, voller feiner, treffender Bemerkungen über Form und Inhalt des Gedichts; sie tragen einen wirklich intimen Reiz in sich, der hier nur selten beeinträchtigt wird durch die Anhäufung des gelehrten, bibliographischen und literaturgeschichtlichen Materials.

„Der wahre Inhalt des Gedichts ist die Seelengeschichte der Menschheit, welche in Dante repräsentirt ist", so faßt

unser Autor seine Erörterungen über den Zweck der Commedia zusammen. „Das Mittel, dessen sich Dante zur Erreichung seines Zwecks bedient, ist die Allegorie.“ Und in der Seelengeschichte Dante's bedeutet die Konzeption der Göttlichen Komödie die Phase der Einkehr und Umkehr, nachdem die früheste Jugend mit ihrer vorwaltenden Sinnlichkeit, die reifere Jugend mit der Ausbildung einer weiblichen Idealgestalt und die Periode des ersten Mannesalters mit ihren vorwaltend weltlichen Neigungen und politischen Leidenschaften überwunden und abgeschüttelt sind. Diese Phase der Einkehr und Umkehr, des Gesangs der Beatrice celeste, beruht auf der „Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen, der Unzulänglichkeit des ‚Ragionare‘ (Virgil)“ und schließt „die Rückkehr zu einem der Welt abgekehrten, unpolitischen, rein religiösen Katholizismus, der allein den Dichter und die Welt retten kann“, in sich. „Das Ereigniß, welches zu dieser Einsicht führt, ist der Tod Heinrichs VII. und das Zusammenbrechen aller irdischen Hoffnungen des Dichters.“

„Aber, wenn die Idee (il concepimento) der Commedia vorwaltend eine ethisch-religiöse ist, so ist die Ausführung zum guten Theil eine politische.... In der Intention ist Dante stets auf der Höhe des ewigen Ideals, zu dem er Alle aus diesem Elend zum Heil, aus dieser miseria zur felicità, führen will; im Effekt, in der Wirklichkeit, fühlt sich der Dichter als der Verbannte von Florenz; hier kommt der Mensch mit seiner Liebe und seinem Haß, mit all seinen persönlichen Erinnerungen und Klagen heraus.“

Aus dieser Gesammtauffassung ergeben sich nun mit Nothwendigkeit die Deutungen, die der Verfasser der Allegorie der zwei ersten Gesänge des Inferno und den symbolischen Hauptgestalten der Divina Commedia angedeihen läßt. Hier ihm in den Einzelheiten zu folgen, verbietet uns freilich der Raum. Wir können nur im allgemeinen bemerken, daß auf diesem Gebiete neben dem das Gesammtbild der Dichtung stets im Auge behaltenden feinen Verständniß ein umfassendes kunsthistorisches und kirchengeschichtliches Wissen dem Freiburger Gelehrten ganz neue und werthvolle Handhaben für die Deutung an die Hand gegeben hat, so daß wir in der That bisher keinem überzeugenderen Führer durch den dunklen Wald der Dante-schen Allegorie und Symbolik begegnet zu sein bekennen müssen.

Es schließt sich eben gerade in diesen Betrachtungen unsres Autors über die Commedia alles auf das vortrefflichste zusammen. Die Dreiheit der Momente, der des persönlichen, des allgemein moralischen und des geschichtlich politischen, die in der Gesammtidee des Gedichtes hervortritt, erscheint zu der Einheit zusammengefaßt, die allein das volle Verständniß des Dichters und seines Werkes ermöglicht und uns in Dante den Repräsentanten der ganzen Menschheit erblicken läßt. In dieser geistreichen und zugleich sorgfältigen Durchführung einer Gesammtauffassung müssen wir den Hauptvorzug des Kraus'schen Werkes erblicken. Ueber viele Einzelheiten wird es ja an Kontroversen nicht fehlen, denn die Dante-Forschung hat es mit zu vielen nur auf Vermuthungen beruhenden Fragen zu thun, als daß sie je ruhen und zum sicheren Abschluß gebracht werden könnte.

Bevor wir aber von dem Werke scheiden, das uns für einen langen Zeitraum ebenso viel Genuß wie Belehrung geboten hat, wollen wir nicht vergessen, auf einige Kapitel desselben noch besonders hinzuweisen, deren Inhalt bisher in der Dante-Wissenschaft überhaupt noch nicht zu so vollständiger Zusammenfassung, wie hier, gelangt ist. Es sind die Kapitel über Dante's Verhältniß zur Kunst und die weiteren über sein Verhältniß zur Politik, besonders zur Kirchenpolitik. Auf beiden Gebieten durfte man von vornherein von Prof. Kraus etwas ganz besonderes erwarten, und in der That bieten diese Partien seines Werkes des Anregenden und Neuen die Fülle. Dante's persönliches Verhältniß zur Kunst und seine Kunstlehre sind in trefflichen Essays abgehandelt, und in der kritischen Zusammenstellung der illustrirten Handschriften und der sonstigen Illustrationen, für die Volkmanns Arbeit und Bassermanns Abhandlung über die Miniaturen der Dante-Handschriften in seinem Werke „Dante's Spuren in Italien“[1]) lediglich gute Ansätze darstellen, ist durch Kraus ein weiterer, bedeutungsvoller Schritt gethan. Ueber Dante's Verhältniß zur Politik und besonders über seine Stellung dem Papstthum gegenüber wäre an der Hand der Kraus'schen Ausführungen, die zum Theil ganz neue Gesichtspunkte entwickeln, ein besonderer Bericht zu schreiben, zu dem uns hoffentlich bald Gelegenheit und Zeit wird. Auch hier ist, das sei schon heute bemerkt, von Kraus ein innerer Zusammenhang zwischen den in dem Gedichte, besonders in den drei letzten Gesängen des Purgatorio, entwickelten Gedanken und dem schließlich zum Durchbruch gelangten politischen Standpunkte des Dichters in großen und überraschenden Zügen entwickelt und dadurch die Grundlage für das rechte Verständniß der kleinen Schrift Dante's „Monarchia“ und für die von den meisten bisherigen Annahmen abweichende späte Datirung dieser Schrift (etwa in die Jahre 1313—1317) gewonnen worden.

Ueberhaupt bietet das Buch nach allen Richtungen hin treffliche Aufschlüsse und Winke und dürfte für jeden Deutschen, der Dante ernstlich studiren will, unentbehrlich sein. Zur Erhöhung seines Reizes trägt eine vornehme Ausstattung nicht unwesentlich mit bei. Die große Anzahl von Illustrationen, zu der Kraus aus seiner eigenen reichen Dante-Sammlung heraus mit manchen bisher kaum gekannten Stücken beisteuern konnte, ist sorgfältig und stets im Hinblick auf das Gefüge des Textes ausgewählt. Das Buch vereinigt auf diese Weise drei Eigenschaften in sich: es ist ein Buch zum Durchblättern für den, der sich flüchtig durch das den Dichter betreffende Bildwerk anregen lassen will; es ist eine reizvolle Lektüre, für Jeden, der gern einen geistreichen Schriftsteller und Kritiker debattiren hört, und es ist eine Fundgrube von Gelehrsamkeit für Alle, die tiefer in Dante eindringen wollen. Möge es in allen diesen drei Leserreichen viele Liebhaber finden. O. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Buddha.** Legende in drei Akten von **Ferdinand v. Hornstein.** (München 1899, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.) — Ferdinand v. Hornstein tritt als Dichter nicht zum erstenmal in die Oeffentlichkeit. Er hat meines Erinnerns schon vordem ein Bändchen anmuthender Gedichte veröffentlicht. Zum erstenmal aber wendet er sich dem Drama und einem religiös-philosophischen Stoffe zu, als welcher sich die Buddha-Legende darstellt. Diese Neigung dürfte vielleicht ein Produkt interessanter Vererbung sein. Der Vater des Verfassers war der liebenswürdige Komponist Robert v. Hornstein, dessen Liedergaben wir wiederholt in diesen Blättern gewürdigt haben. Schriftstellerische Neigungen lagen ihm fern; wer ihm aber näher getreten, wußte in ihm je nachdem den hartnäckigen Schweiger oder den geist- und humorvollen Plauderer zu schätzen. So kannten wir ihn noch in den letzten Jahren des verflossenen „Krokodils“ und in den ersten der Münchener Psychologischen Gesellschaft, die er uns

---

[1]) Wir wollen bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß der Text zu Bassermanns schönem Werke in erweiterter Gestalt jetzt als selbständiges Buch erschienen ist. Durch Weglassen der zahlreichen großen Bildertafeln, die das Format der ersten Ausgabe so groß und den Preis so hoch machten, hat der Verfasser seiner frischen und anziehenden Darstellung die weite Verbreitung ermöglicht, die sie in der That verdient. Der Titel der „Kleinen Ausgabe“ lautet: Dante's Spuren in Italien. Wanderungen und Untersuchungen von Alfred Bassermann. München u. Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg.

gründen half und aus der sich später — das Schicksal deutscher Vereine — eine Sezession abzweigte. Auf den nächtlichen Heimgängen erzählte er mitunter auch von seinen Besuchen bei Schopenhauer, und Ludwig Speidel gelang es später sogar, ihn zu einem höchst interessanten Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“ zu bewegen, dessen Inhalt dann Griesbach für seine Schopenhauer-Gespräche verwerthen konnte. Von Schopenhauer zu Buddha ist nur ein Katzensprung, und der Weise von Frankfurt würde sich höchlich über das vorliegende Legenden-Drama des Sohnes seines Freundes gefreut und in ihm sicher eine merkwürdige Vererbung und Variation des „metaphysischen Bedürfnisses“ im Vater erblickt haben. Ferdinand v. Hornstein wollte augenscheinlich in seinem „Buddha“ kein Theaterstück schreiben, die dichterische und die philosophische Tendenz ist darin weit stärker, als die zur Verwirklichung auf der Bühne. Trotzdem kommen in den ersten beiden Akten Scenen vor, die auch auf der Bühne wirken könnten. Was die dichterische Form betrifft, so hat es sich der Verfasser nicht leicht gemacht. Nach dem Muster des indischen Dramas hat er an Stelle der unmöglich anzubringenden verschiedenen Dialekte dem Rang und Geschlecht der handelnden Personen entsprechende Versmaße und auch Prosa angewendet. In einem Vorwort spricht sich v. Hornstein ausführlicher auch über die Einführung eines eigenen Versmaßes für die höheren Würdenträger aus. Die Hauptsache ist, daß er, wie Walther von Stolzing, der Regel, die er aufstellt, auch folgen konnte und daß die Sprache überall, trotz des gehobenen Tons, ihre Natürlichkeit, dabei Ernst und Würde behält. Was nun den Inhalt betrifft, so ist der Dichter anscheinend der Buddha-Legende, wie sie durch das verdienstliche Werkchen des unlängst verstorbenen Oberpräsidialraths Th. Schultze [1]) in der Reclam'schen Ausgabe populär geworden ist, gefolgt und für seinen Zweck brauchte er wohl auch nicht nach anderen tieferen Quellen zu graben. Es ist das Recht des Dichters, mit seinem Stoffe frei zu schalten, und so hat denn auch Hornstein im Interesse dramatischer Konzentrirung gewisse, meist glückliche Veränderungen vorgenommen, so z. B. wenn er dem nichtsahnenden jungen Siddhârtha Alter, Krankheit und Tod nicht außerhalb seines Palastes in längeren Zwischenräumen kennen lernen läßt, sondern anläßlich des zu verheimlichenden Todes der geliebten Jasôdhara auf einmal und bevor er den Bannkreis des väterlichen Hofes verlassen hat. Das kommt der Schlagkraft der dramatischen Wirkung sehr zugute. Auch sonst entfernt sich der Verfasser da und dort von beglaubigter Legende. Nur ein paarmal können wir nicht beistimmen. So wenn Siddhârtha schon gegen Ende des zweiten Aktes, als Upali für ihn in den Tod geht, von sich sagt: „Der Vollendete küßt dir die Stirn.“ Das ist zu früh. Um diese Zeit, als in ihm erst der Entschluß reif wird, seinem hohen Ziele zu folgen und in der Einsamkeit ein Vollendeter (ein Buddha) erst zu werden, kann und darf er das von sich nicht sagen. Er ist da von der Vollendung noch himmelweit entfernt, außerdem ist der Ausspruch unbuddhistisch. Gleich darauf wirkt die Umstimmung des Vaters, als der Sohn ernstlich sein Pferd zur Reise verlangt zu plötzlich und unwahrscheinlich, gerade so wie vorher der unerwartete und gänzlich unmotivirte Verzicht Gopa's auf den Geliebten, als er ihr von seinen über irdische Liebe hinausgehenden Zielen spricht. Freilich hält diese Stimmung nicht Stand, aber sie war von vornherein psychologisch unmöglich, weil unweiblich und widernatürlich. Durch die ganz unnöthige Einführung dieser zweiten Liebe Buddha's nach dem Tode der ersten fällt übrigens ein kleiner Schatten auf diesen selbst, denn er steht zudem unmittelbar vor der Entsagung. Die große Lehre Buddha's selbst konnte der Dichter natürlich in seiner Legende nicht umgehen, obwohl dieses lehrhafte Element im Innersten undramatisch sein mußte. Er hat die Hauptsätze derselben mit Takt und Geschmack verwerthet, und der dritte und letzte Akt, der nichts anderes bringt als die Vorbereitung auf den kommenden Buddha schließt weislich mit seinem Erscheinen. Der Dichter läßt den unglücklichen Vater getröstet sterben, als er sieht, daß sich vor dem Mönch im Büßerkleide eine Welt in Verehrung beugt. Nun erst ist Buddha der Siegreich-Vollendete, und so müßte, streng genommen, die dramatische Legende gar nicht „Buddha“, sondern Prinz Siddhârtha heißen, denn nur mit diesem auf seinem Heilswege haben wir es zu thun. Als er, ein Buddha, zufällig und vorübergehend in seine Vaterstadt zurückkehrt, fällt zum letztenmal der Vorhang. Und mit Recht, denn was nun folgen könnte, gehört nicht mehr dem Drama und der Dichtung, sondern der Religionsgeschichte und Philosophie an.

Heine konnte noch scherzen:

„O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs bist du,
Daß du so viel kämpfest und büßest,
Und Alles für eine Kuh!“

Inzwischen hat man indischem Geistesleben und speziell dem Buddhismus selbst in der deutschen Dichtung auch ernstere Seiten abzugewinnen verstanden, und Ferdinand v. Hornstein wird nicht unter den Letzten genannt werden dürfen, denen ein Verdienst um die sinnige poetische Ausgestaltung weltbewegender ethischer Grundfragen zuzusprechen sein wird.

Alfred v. Mensi.

[1]) Buddha's Leben und Wirken. Nach der chinesischen Bearbeitung von Açvagoshas Buddha Carita und deren Uebersetzung in das Englische durch Samuel Beal in deutsche Verse übertragen von Th. Schultze. cf. auch das Evangelium Buddha's nach alten Quellen erzählt von Paul Carus. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen erzählt von C. F. L. Gauß. (Leipzig, W. Friedrich 1895.)

Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal 1898 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

1. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

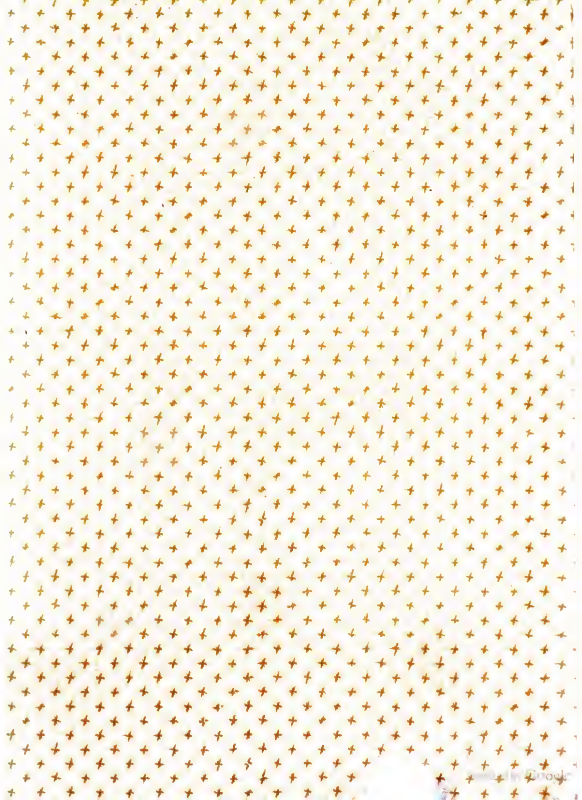
6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

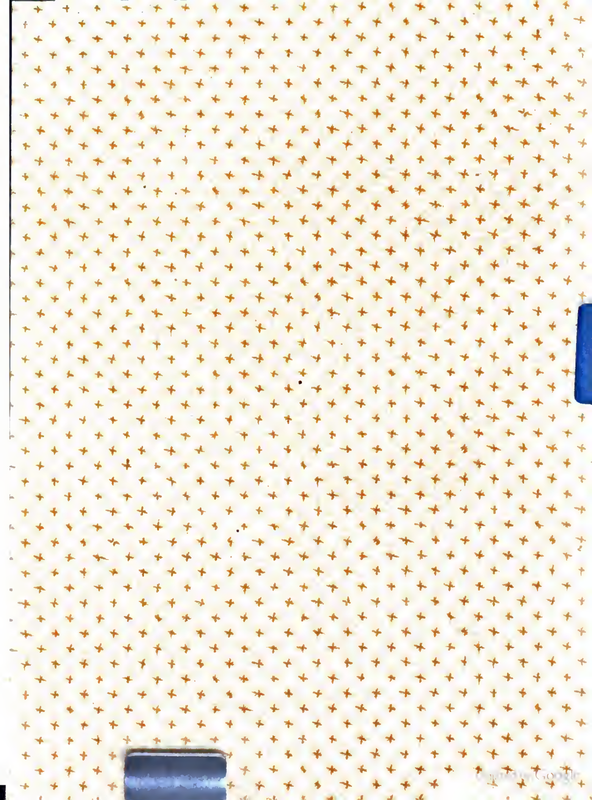
7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

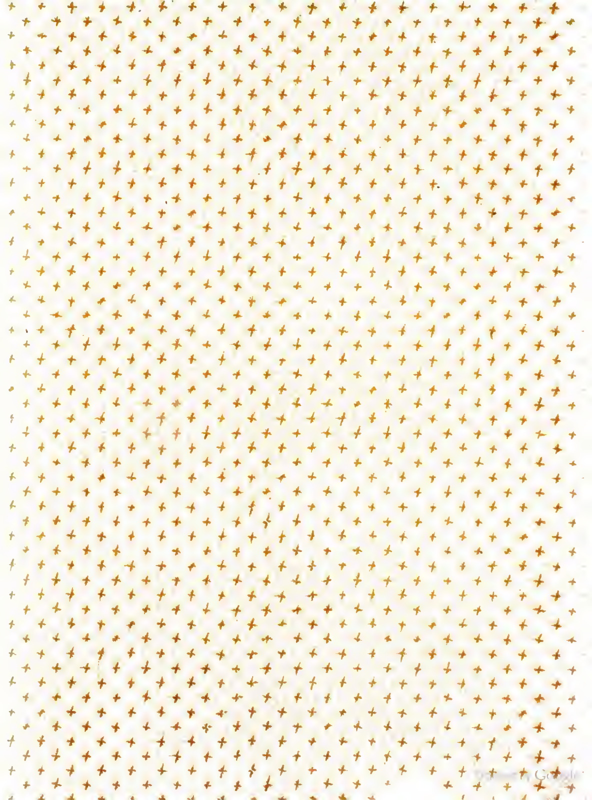
II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

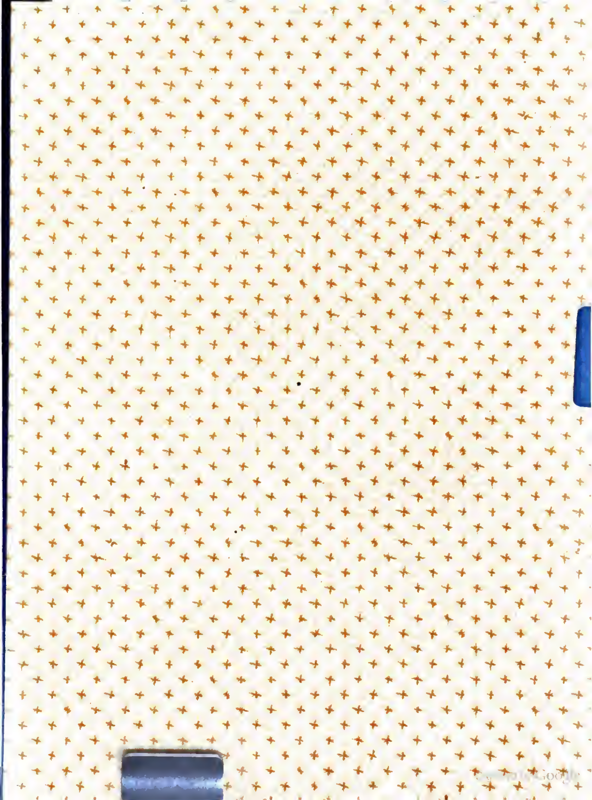
III. Verfasser, soweit sie genannt.

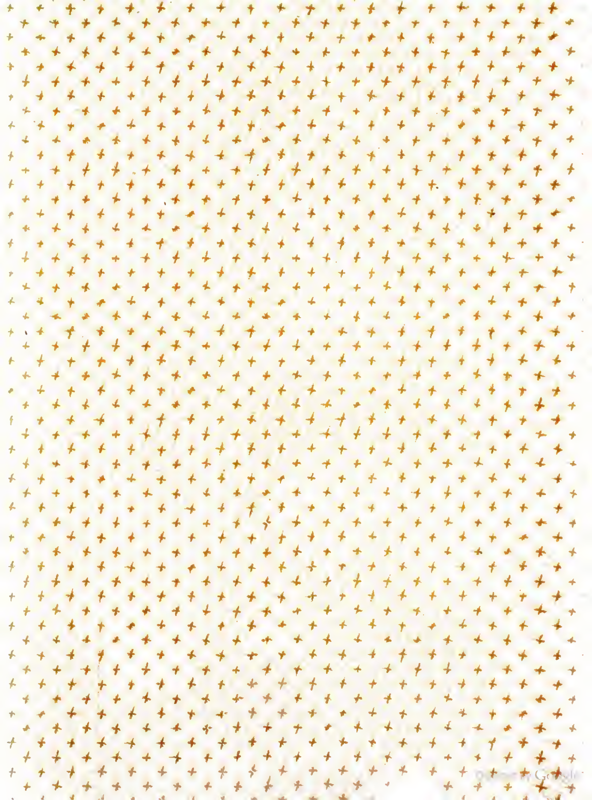
Die Titelblätter für das III. und IV. Quartal 1898 liegen der heutigen Nummer bei.

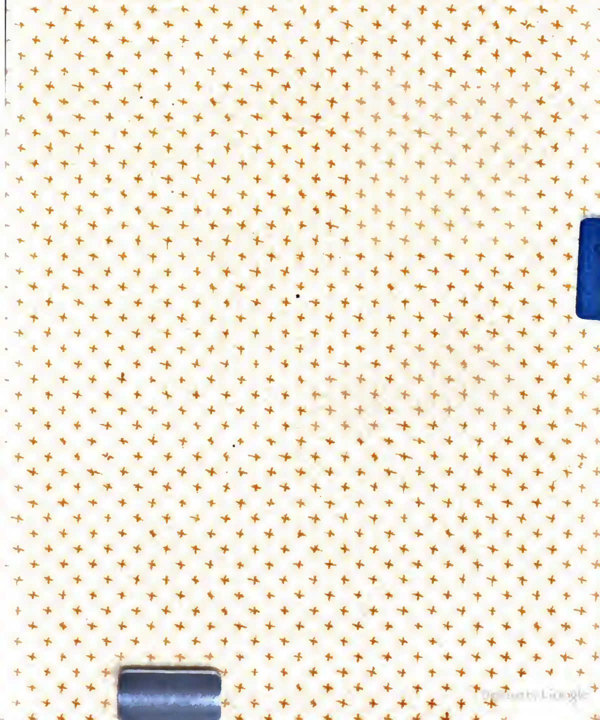













UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109807070